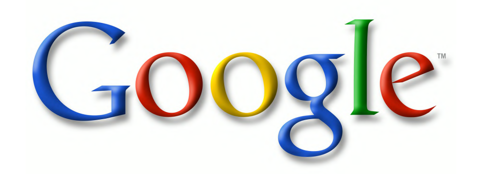






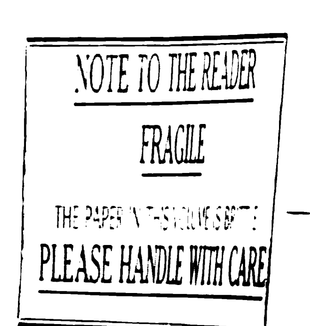
für

modernes Leben.

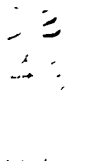


I. Jahrgang

1890.



S. Fischer, Verlag
Berlin W.







Heft 1. Berlin, den 29. Januar 1890. I. Jahrgang.

Zum Beginn.

Eine freie Bühne für das moderne Leben schlagen wir auf.

Im Mittelpunkt unserer Bestrebungen soll die Kunst stehen; die neue Kunst, die die Wirklichkeit anschaut und das gegenwärtige Dasein.

Einst gab es eine Kunst, die vor dem Tage auswich, die nur im Dämmerschein der Vergangenheit Poesie suchte und mit scheuer Wirklichkeitsflucht zu jenen idealen Fernen strebte, wo in ewiger Jugend blüht, was sich nie und nirgends hat begeben. Die Kunst der Heutigen umfaßt mit klammernden Organen alles was lebt, Natur und Gesellschaft; darum knüpfen die engsten und die feinsten Wechselwirkungen moderne Kunst und modernes Leben an einander, und wer jene ergreifen will, muß streben, auch dieses zu durchdringen in seinen tausend verfließenden Linien, seinen sich kreuzenden und bekämpfenden Daseinstrieben.

Der Bannerspruch der neuen Kunst, mit goldenen Lettern von den führenden Geistern aufgezeichnet, ist das eine Wort: Wahrheit; und Wahrheit, Wahrheit auf jedem Lebenspfade ist es, die auch wir erstreben und fordern. Nicht die objective Wahrheit, die dem Kämpfenden entgeht, sondern die individuelle Wahrheit, welche aus der innersten Ueberzeugung frei geschöpft ist und frei ausgesprochen: die Wahrheit des unabhängigen Geistes, der nichts zu beschönigen und nichts zu vertuschen hat. Und der darum nur einen Gegner kennt, seinen Erbfeind und Todfeind: die Lüge in jeglicher Gestalt.

Kein anderes Programm zeichnen wir in diese Blätter ein. Wir schwören auf keine Formel und wollen nicht wagen, was in ewiger Bewegung ist, Leben und Kunst, an starren Zwang der Regel anzuketten. Dem Werdenden gilt unser Streben, und aufmerksamer richtet sich der Blick auf das, was kommen will, als auf jenes ewig Gestrige, das sich vermißt, in Conventionen und Satzungen unendliche Möglichkeiten der Menschheit, einmal für immer, festzuhalten. Wir neigen uns in Ehrfurcht vor allem Großen, was gewesene Epochen uns überliefert haben, aber nicht aus ihnen gewinnen wir uns Richtschnur und Normen des Daseins; denn nicht, wer den Anschauungen einer versunkenen Welt sich zu eigen giebt, — nur wer die Forderungen der gegenwärtigen Stunde im Innern frei empfindet, wird die bewegenden geistigen Mächte der Zeit durchdringen, als ein moderner Mensch.

Der in kriegerischen Tagen das Ohr zur Erde neigt, vernimmt den Schall des Kommenden, noch Ungeschauten; und so, mit offenen Sinnen wollen auch wir, inmitten einer Zeit voll Schaffensdrang und Werdelust, dem geheimnißvoll Künftigen lauschen, dem stürmend Neuen in all seiner gährenden Regellosigkeit. Kein Schlagbaum der Theorie, kein heiliggesprochenes Muster der Vergangenheit hemme die Unendlichkeit der Entwickelung, in welcher das Wesen unseres Geschlechtes ruht.

Wo das Neue mit freudigem Zuruf begrüßt wird, muß dem Alten Fehde angesagt werden, mit allen Waffen des Geistes. Nicht das Alte, welches lebt, nicht die großen Führer der Menschheit sind uns die Feinde; aber das todte Alte, die erstarrte Regel und die abgelebte Kritik, die mit angelernter Buchstabenweisheit dem Werdenden sich entgegenstemmt — sie sind es, denen unser Kampfruf gilt. Die Sache meinen wir, nicht die Personen; aber wo immer der Gegensatz der Anschauungen die Jungen aufruft gegen die Alten, wo wir die Sache nicht treffen können, ohne die Person zu treffen, wollen wir mit freiem Sinn, der ersessenen Autorität nicht unterthan, für die Forderungen unserer Generation streiten. Und weil denn diese Blätter dem Lebenden sich geben, dem was wird und vorwärtsschreitet zu unbekannten Zielen, wollen wir streben, zumeist die Jugend um uns zu versammeln, die frischen, unverbrauchten Begabungen; nur die geblähte Talentlosigkeit bleibe uns fern, die mit lärmenden Uebertreibungen eine gute Sache zu entstellen droht: denn gegen die kläglichen Mitläufer der neuen Kunst, gegen die Marodeure ihrer Erfolge sind wir zum Kampfe so gut gerüstet, wie gegen blind eifernde Widersacher.

Die moderne Kunst, wo sie ihre lebensvollsten Triebe ansetzt, hat auf dem Boden des Naturalismus Wurzel geschlagen. Sie hat, einem tiefinnern Zuge dieser Zeit gehorchend, sich auf die Erkenntniß der natürlichen Daseinsmächte gerichtet und zeigt uns mit rücksichtslosem Wahrheitstriebe die Welt wie sie ist. Dem Naturalismus Freund, wollen wir eine gute Strecke Weges mit ihm schreiten, allein es soll uns nicht erstaunen, wenn im Verlauf der Wanderschaft, an einem Punkt, den wir heute noch nicht überschauen, die Straße plötzlich sich biegt und überraschende neue Blicke in Kunst und Leben sich aufthun. Denn an keine Formel, auch an die jüngste nicht, ist die unendliche Entwickelung menschlicher Cultur gebunden; und in dieser Zuversicht, im Glauben an das ewig Werdende, haben wir eine freie Bühne aufgeschlagen, für das moderne Leben.

Was ist Geld?

Von Graf Leo Tolstoi.[1])

Geld! Was ist Geld? Geld ist ein Aequivalent für Arbeit.

Ich habe gebildete Leute getroffen, die allen Ernstes behaupteten, das Geld repräsentire sogar die Arbeit derjenigen, welche es besitzen. Ich gestehe, daß auch ich früher in unbestimmter Weise zu dieser Ansicht hinneigte. Ich wollte jedoch genau und von Grund aus wissen, was denn eigentlich das Geld sei, und um das zu erfahren, wandte ich mich an die Wissenschaft.

Die Wissenschaft sagt, daß der Begriff des Geldes durchaus nichts Ungerechtes oder Schädliches in sich schließe, daß das Geld die natürliche Grundlage unseres socialen Lebens sei, dessen wir zur Erleichterung des Umtausches, zur Ermöglichung des Sparens, sowie als Werthmesser und Zahlungsmittel unumgänglich benöthigen.

Die augenscheinliche Thatsache, daß ich, wenn ich drei überflüssige Rubel in der Tasche habe, in jeder civilisirten Stadt nur zu pfeifen brauche, um sogleich ein ganzes Hundert von Leuten zur Verfügung zu haben, die für jene drei Rubel auf mein Geheiß die allerschwierigsten, widerlichsten und erniedrigendsten Arbeiten verrichten — diese Thatsache hat ihre Ursache nicht im Gelde, sondern in den höchst verwickelten Bedingungen des wirthschaftlichen Lebens der Völker.

Die Unterjochung des Menschen durch den Menschen rührt nicht vom Gelde her, sondern von dem Umstand, daß der Arbeiter nicht den vollen Ertrag seiner Arbeit erhält. Daß er diesen vollen Ertrag nicht erhält, liegt an den besonderen Eigenschaften des Kapitals, der Rente und des Arbeitslohns sowie an den complicirten Beziehungen, welche zwischen diesen Factoren und überhaupt zwischen der Production, der Vertheilung und der Consumption der Güter bestehen. Ohne Redensarten würde man die Sache etwa so ausdrücken: Wer Geld besitzt, hat diejenigen, die keins besitzen, im Sacke.

Die Wissenschaft aber bestreitet das. Die Wissenschaft sagt: an der Hervorbringung jeglichen Productes sind drei Factoren betheiligt: der Grund und Boden, die Productionsmittel und die Arbeitskraft. Daraus nun, daß der Inhaber der Arbeitskraft nicht zugleich Inhaber der beiden anderen Factoren ist, entsteht jenes äußerst verwickelte Verhältniß, welches die Abhängigkeit des Menschen vom Menschen, die Unterjochung des Menschen durch den Menschen bedingt. Woher aber stammt diese Herrschaft des Geldes, die uns alle durch ihre Grausamkeit betroffen macht? Wie kommt es, daß ein Theil der Menschen vermittelst des Geldes den anderen Theil in Abhängigkeit erhält? Die Wissenschaft sagt, es komme von jener Theilung der Productionsfactoren, welche auf den Arbeiter einen Druck ausübten. Diese Antwort kam mir immer etwas sonderbar vor. Es wird behauptet, daß diese drei Factoren an jedem Producte ihren Antheil haben und daß füglich das erzeugte Gut — oder der Werth, der Erlös desselben, das Geld — sich billiger Weise unter alle drei vertheile, und zwar als Rente für den Grundbesitzer, als Kapitalgewinn für den Besitzer der Productionsmittel und als Arbeitslohn für den Arbeiter. Liegen die Dinge wirklich so? Ist es vor allem richtig, daß jene Factoren, und einzig nur sie, an der Hervorbringung eines jeglichen Productes ihren Antheil haben?

---

[1]) In einer der lebensvollsten Scenen von Tolstoi's „Macht der Finsterniß" setzt der Knecht Mitritsch dem Bauern Akim die Bedeutung des Geldes auseinander. Die gleiche Auffassung, aus der Sprache der Bauern in die Sprache der Bildung übersetzt, vertritt der vorliegende, an paradoxen Behauptungen, wie an tiefgreifenden Anschauungen gleich reiche Aufsatz, der hier zum ersten Mal in deutscher Sprache erscheint.

Während ich diese Zeilen schreibe, wird rings um mich Heu producirt. Aus welchen Factoren setzt sich dieses Product zusammen? Ich sehe, daß hier die Dreitheilung nicht stimmt, daß außer dem Grund und Boden, den Arbeitsgeräthen und der Arbeit noch andere Dinge in Frage kommen: die Sonne, das Wasser, die gesellschaftliche Organisation, welche das Gras auf der Wiese vor dem Abweiden durch fremdes Vieh schützt, die besondere Geschicklichkeit der Schnitter, ihre Fähigkeit, sich vermittelst der Sprache zu verständigen und noch zahlreiche andere „Factoren", welche die Nationalökonomie aus irgend welchen Gründen als solche nicht anerkennen mag. Sonnenwärme und Sonnenlicht sind für jede Art von Production ein noch nothwendigerer Factor, als selbst der Grund und Boden. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß jemand, insbesondere in der Stadt, das Recht für sich in Anspruch nimmt, einem anderen durch Mauern oder Baumpflanzungen des Sonnenlichts zu berauben, und auch mit dem Wasser und der Luft ist dies der Fall. Einen ganzen Band könnte ich mit der Aufzählung der verschiedenartigsten Factoren anfüllen, die alle an der Hervorbringung der mannigfachen Producte ihren Antheil haben. Weshalb übergeht die Wissenschaft sie, weshalb spricht sie immer nur von jenen drei Factoren der Production? Doch wohl nur deshalb, weil auf jene anderen Dinge — die Strahlen der Sonne, das Wasser, die Luft u. s. w. — selten jemand einen Anspruch erhebt, während das Streben nach Grundbesitz und Kapitalbesitz in unserer Gesellschaft ganz allgemein ist.

Die Wissenschaft hält sich also nicht an den wesentlichen Kern der Dinge, sondern sie paßt ihre Meinungen den augenblicklich bestehenden, dem Wechsel unterworfenen Zuständen an und spricht willkürlich von denjenigen drei Factoren, die ihr gerade in die Augen fallen, oder auf die sie die Aufmerksamkeit hinzulenken wünscht. Der Arbeiter soll des Grund und Bodens und der Arbeitsmittel beraubt sein — wenn wir uns nur ein klein wenig in dem Sinn dieser These versenken, dann erkennen wir den inneren Widerspruch, den sie enthält. Der Begriff des Arbeiters schließt auch den Grund und Boden, die Erdoberfläche ein, auf welcher er lebt, sowie die Geräthe, deren er sich bei seiner Arbeit bedient. Einen Arbeiter, der nicht auf der Erdoberfläche lebt und sein nothwendiges Arbeitsgeräth nicht besitzt, hat es niemals gegeben und kann es niemals geben. Wenn der Landarbeiter kein Land, kein Pferd und keine Sense besitzt, wenn der Schuhmacher kein Haus und keine Ahle hat, so heißt das eben so viel, daß irgend jemand sie all dieser für sie nothwendigen Dinge beraubt hat, nicht aber, daß es Landarbeiter ohne Pflug und Schuhmacher ohne Handwerkzeug geben kann. Wie man sich einen Fischer ohne Fischgeräthschaften, auf trockenem Lande, nur unter der Bedingung vorstellen kann, daß ihn irgend jemand von seinem See vertrieben und seiner Geräthschaften beraubt hat, so sind auch der Landarbeiter und der Schuhmacher ohne die für ihre Arbeit nothwendigen Factoren nur denkbar, wenn ihnen diese Factoren mit Gewalt vorenthalten werden.

Wohl kann es Menschen geben, die auf der Erdoberfläche von Ort zu Ort gejagt werden, wie auch solche, denen man ihr Arbeitsgeräth genommen, und die man zwingt, mit fremdem Arbeitszeug Dinge anzufertigen, deren sie nicht bedürfen, aber das will doch nur sagen, daß es Fälle giebt, in denen die natürliche Ordnung der Dinge gestört ist. Wenn die Wissenschaft all die Dinge, welche dem Arbeiter durch einen Andern geraubt werden können, als Factoren der Production betrachtet — weshalb hält sie dann den Anspruch des Sclavenbarons auf die Persönlichkeit des Sclaven nicht für einen solchen Factor? Es kann jemand auf die Strahlen der Sonne einen Besitzanspruch erheben oder einen Mitmenschen als sein Eigenthum betrachten, als einen natürlichen Productionsfactor jedoch darf er einen solchen auf die Gewalt gestützten Anspruch nicht betrachten. Ebensowenig aber ist ein Anspruch auf den Grund und Boden oder auf die Arbeitsgeräthe als ein natürlicher Factor

der Production zu betrachten. Die Wissenschaft kann nur constatiren, daß es der-artige Ansprüche giebt, welche das natürliche Productionsverhältniß stören und den Arbeiter der natürlichen Productionsbedingungen berauben, sie darf jedoch diese zu-fällige, wenn auch noch so häufig beobachtbare Störung nicht als das Grundgesetz der Production betrachten. Der Nationalökonom, welcher das dennoch thut, gleicht jenem Zoologen, der eine Anzahl von Zeisigen mit beschnittenen Flügeln in Käfigen mit Wassernäpfen gesehen hat und daraus den Schluß zieht, daß die beschnittenen Flügel, die Käfige und Wassernäpfe die drei natürlichen Lebensbedingungen dieser Vögel seien. In der Lage dieser Zeisige befinden sich die Arbeiter ohne Grund und Boden und ohne Productionsmittel, und die Thatsache, daß sie nach Millionen zählen, berechtigt die Wissenschaft noch nicht, diese Lage als eine natürliche zu be-trachten und aus dem zufälligen Sachbestand ein allgemein gültiges Productions-gesetz abzuleiten.

Die lebendige Wirklichkeit hört nicht auf, immer wieder diese Fragen zu stellen, und zuletzt wird denn auch die Wissenschaft nicht umhin können, sich mi ihnen zu beschäftigen. Dann aber muß sie aus dem Zauberkreise, in welchem si sich gegenwärtig befindet, und in dem sie sich gleichsam beständig um sich selbs dreht, in das volle Leben hinaustreten und den Dingen mit muthiger Stir ins Antlitz sehen. Dann werden durchaus neue Meinungen und Anschauunge Platz greifen, welche die heutige Pseudo-Wissenschaft mit ihren Eintheilunge und Grundprincipien über den Haufen werfen und der Auffassung des gesunde Menschenverstandes zur Anerkennung verhelfen werden. Auch die Frage, wa Geld sei, wird alsdann ihre Lösung finden, und es wird sich herausstellen daß das Geld durchaus nicht jenes unschuldige Mittel der Werthmessung, de Verkehrserleichterung und der Sparmöglichkeit ist, als welches die Wissenschaft e gegenwärtig darstellt, sondern daß es das erste und vorzüglichste Mittel der Unter-jochung des Menschen durch den Menschen ist, mit einem Worte, daß es ist: ge-ronnene Gewalt.

Moral und Kunst.

Von Ludwig Fulda.

Wenn Lessing heute wiederkäme — was er hübsch bleiben läßt — dann könn er wohl nichts Besseres thun, als die gesammte Arbeit seines Lebens von vor beginnen. Er müßte von Neuem zu Felde ziehen gegen den Gelehrtendünkel un gegen das Zelotenthum, von Neuem den französischen Geschmack der deutschen Büh bekämpfen, von Neuem uns zeigen, wie man im Lustspiel den Pulsschlag der Gege wart und des vaterländischen Lebens zu Gehör bringt, von Neuem das Hohelie der Duldung und Nächstenliebe anstimmen. Ganz besonders aber würde er si genöthigt sehen, einen neuen Laokoon zu schreiben oder gleich mehrere. Denn e ist wirklich so, als wenn dies klassische Beispiel ästhetischer Grenzbestimmung i unserer Literatur gar nicht vorhanden wäre. Die Machtbezirke der einzelnen Küns sind wiederum in ein unentwirrbares Durcheinander gerathen und ein verwegene Häuflein kritischer Insurgenten unternimmt straflos seine thatenfrohen Raubzüge vo dem einen reichsunmittelbaren Gebiet ins andere. Will man ein Gemälde lobe so nennt man es poetisch; will man die Wirkungen eines Dramas preisen, so find man sie malerisch; man redet unschuldigen Gemüths von der Plastik des Rhythmu und vom Rhythmus der Plastik, und da bereits ein paradoxer Kopf die Baukun als gefrorene Musik bezeichnet hat, so wird man nicht lange mehr davor zurüc

schrecken, die Musik als aufgeweichte Architektur zu feiern. Aber das Alles mag noch hingehen. Die Künste entwickeln sich zu guter letzt doch nur nach ihren eigenen Gesetzen, und es ist keine Gefahr, daß sie jemals in den großen Urbrei zusammenfließen, als welcher sie in der Spiegelung verwogener Geister erscheinen. Und außerdem handelt es sich hier um einen Familienstreit, der im Hause selbst zum Austrag gebracht werden kann. Weit bedrohlicher wird die Sache, wenn Verbrecher, die sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben haben, von diesem Hausfriedensbruch zu schwereren Thaten übergehen und nicht mehr die Künste unter einander, sondern die Kunst mit irgend einer auswärtigen Großmacht in ein heilloses Gemenge verwickeln.

Moral und Kunst! Wie viele erleuchtete Denker haben sich abgemüht, zu zeigen, daß beide nichts mit einander zu thun haben, daß beide über ein souveränes Reich gebieten und höchstens von Macht zu Macht mit einander verkehren, nie und nimmer wie Herrscher und Vasall. Denn die Denker sind die Staatsmänner des Geistes: ihr größter Triumph ist es, unlöslich zu vereinigen, was von Natur zu einander gehört, und durch uneinnehmbare Gedanken seine Grenzen zu befestigen. So haben sie auch ragende Marksteine errichtet zwischen dem Ethischen und dem Ästhetischen, zwischen dem Guten und dem Schönen, zwischen dem, was unser Wille im Leben begehren soll, und dem, was unsere Urtheilskraft begierdelos im Bilde betrachtet. Ich will hier nicht versuchen nachzustammeln, was diese Großen, was vor allen Anderen Kant und Schiller über den Gegenstand gesagt haben; ich will aktueller sein und setze deshalb Kant's „Kritik der Urtheilskraft“ und Schiller's ästhetische Schriften als unbekannt voraus.

Wenn heute Jemand ein Kunstwerk schafft, so fragt man zunächst nicht: Was hat er geschaffen? sondern eine ganz andere fremde Frage drängt sich herzu: Was hat er damit sagen wollen? Volksthümlich ausgedrückt: Was ist „die Moral von der Geschicht'?“ Das heißt also, man stempelt den Künstler und Dichter zum verkannten Schulmeister und je nach der Erbaulichkeit seines Lehrstoffes entschließt man sich, ihn abzusetzen oder zum Oberlehrer zu befördern. Wenn er in den Mittelpunkt seines Werkes eine Frau stellt, welche nach einer unseligen Ehe ihren Mann und ihre Kinder verläßt, so legt man ihm die Moral in den Mund, daß alle unverstandenen Frauen ihre Männer und Kinder verlassen sollen. Wenn er ein junges Mädchen schildert, das in jungfräulichem Rigorismus über das Vorleben ihres Bräutigams nicht hinwegkommen kann, so hat er damit den Lehrsatz ausgesprochen, daß die Männer ebenso rein in die Ehe treten müssen, wie die Frauen. Und wenn er einen jugendlichen Brausekopf darstellt, den der vermeintliche Fluch des Vaters zur verbrecherischen Auflehnung gegen die menschliche Rechtsordnung antreibt, dann ist damit allen verkannten Jünglingen der gute Rath ertheilt, in die böhmischen Wälder zu gehen und eine Räuberbande zu gründen. Sollte er jedoch klüger sein und uns einen schönen Mann mit schönem Vollbart und schönem Charakter vorführen, der durch schöne Handlungen das Weib seines Herzens unaussprechlich glücklich macht, dann hat er bewiesen, daß diese Welt die beste ist, und ist deshalb ein unaussprechlich braver Dichter.

Zu welchen Ungeheuerlichkeiten würden wir gelangen, wenn wir die gesammte Weltlitteratur von diesem moralischen Standpunkt aus betrachten wollten! Und doch wird dieser Standpunkt fast alltäglich eingenommen, sobald es sich um die Beurtheilung neuer Kunstschöpfungen handelt. Man rechnet es dem Dichter zum persönlichen Verdienst an, wenn er tugendhafte Menschen gestaltet, und noch mehr macht man es ihm zum persönlichen Vorwurf, wenn er uns in moralisch schlechte Gesellschaft führt. Mit einem Wort, man begeht den plumpsten Irrthum, den man überhaupt in ästhetischen Dingen begehen kann: man verwechselt das Abbild mit der Wirklichkeit; man verhält sich zur Darstellung, wie man sich dem Dargestellten gegenüber verhalten würde. Dadurch erhebt man sich in nichts über die kunst-

richterliche Stufe jener Sperlinge, welche an des Zeuxis Kirschen pickten, und jenes Pudels, welcher die gemalte Katze gesinnungstüchtig anbellte.

Den Pudel mag es immerhin recht unangenehm berühren, wenn er eine Katze sieht. Aber so lange es in der Welt Katzen giebt, so lange werden sich auch ab und zu Künstler finden, welche sie darstellen. Ob diese Welt besser und vollkom- mener wäre, wenn es keine Katzen gäbe, ob in einer fernen glücklichen Zukunft die Katzen ausgestorben sein werden — das ist eine ganz und gar andere Frage, eine Frage, auf welche nicht nur die Pudel, sondern auch sämmtliche Weisen Griechen- lands keine endgültige Antwort wissen.

Und damit haben wir den Kern der Sache. Die Kunst ist Nachahmung der Natur. Das ist ihr Ursprung, ihr Wesen und ihr Endziel und das ist auch ihre Wohlthat. In der Natur selbst können wir die Dinge fast niemals rein genießen und rein erkennen, weil wir unter ihrer Macht und ihrem Einfluß stehen, wei wir sie begehren oder fliehen, wünschen oder fürchten, lieben oder hassen. Di Kunst aber, die uns von den Dingen nichts giebt als das Bild, ermöglicht uns erst die Welt ruhig und unbefangen zu betrachten. Deshalb ist sie die große Deuterin Und zugleich erlöst sie uns vom Drucke des Lebens, indem sie das, was sonst unse Schicksal ist, zu unserem Spielzeug macht. Deshalb ist sie die große Befreierin Aber sie kann nur deuten, wenn die ganze Natur, der weite Kreis aller irdische Dinge vor ihr erschlossen liegt; sie kann nur befreien, wenn sie selbst frei ist. Si will und soll die Natur wiederspiegeln; deshalb darf sich zwischen sie und die Natu nichts Fremdes hineindrängen, auch nicht die Moral.

Die Natur ist ohne Moral. Eines der tiefsinnigsten Worte, die jemals g sprochen worden sind, hören wir aus dem Munde Hamlets: „An sich ist nich weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu." Die Natur denkt nich Sie ist weder gut, wenn sie befruchtenden Sonnenschein sendet, noch böse, wenn verheerenden Sturm entfesselt. Sie ist weder gut, wenn sie Rosen, noch böse, wen sie Unkraut schafft. Sie ist, wie sie ist, nach eisernen Gesetzen. Sie greift ni ein in den ewigen Kreislauf des Lebens, der in den festen Schienen von Ursa und Wirkung dahinrollt; sie verdammt nicht und sie begnadigt nicht. Weil ab die Kunst Nachahmung der Natur ist, darum ist der Künstler um so größer, mehr sein Schaffen demjenigen der Natur ähnelt, das heißt, je unpersönlicher ist. So lange er nur Schöpfer bleibt, so lange er nur in seinen Gestalten den und nicht nebenher auch noch über sie: so lange steht er jenseits von Gut u Böse, steht er auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Moral. D Vorgang künstlerischer Empfängniß kann mit der Laterna magica verglichen werd Die schöpferische Seele ist wie eine reine weiße Fläche, auf welcher die Dinge ihren wirklichen Farben sich abbilden. Da findet, wie abermals Hamlet sa „die Tugend ihre eigenen Züge, die Schmach ihr eigenes Bild." Und so wen die Natur unmoralisch ist, wenn sie das Ungeheuerliche hervorbringt, so wenig es der Künstler, wenn er es mit klarer Seele spiegelt. Man darf deshalb kühnl behaupten: Ein Kunstwerk ist um so weniger unmoralisch, je objectiver es ist.

Moral und Unmoral fangen also genau dort an, wo die Kunst aufhört, sie nicht mehr rein und unvermengt ihre Zwecke in sich selber sucht. Das Id der lauteren Naturnachahmung wird ja niemals vollständig erreicht. So unpersönl wie die Natur kann auch der größte Künstler nicht sein; die weiße Fläche, a welche das Bild aufgenommen werden soll, zeigt von Anfang an einen Farbenha der Individualität, und dieser wirkt wieder dahin, daß die Farben der Wirklichk sich nicht gleichmäßig übertragen, daß die einen kräftiger, die andern blasser z Geltung kommen, als sie in der Natur sind. So lange aber diese Färbung unb wußt bleibt, so lange bleibt das Kunstwerk rein. Denn die Wahrheit der Da stellung wird unvermindert empfunden, weil wir fühlen: Diese Augen haben

gesehen, weil sie so sehen mußten, weil sie so und nicht anders sehen konnten. Und deshalb sind wir gezwungen, während uns das Kunstwerk im Banne hält, selbst mit diesen Augen zu sehen, als wären sie die unsrigen. Die Grenze der Kunst wird erst in dem Moment überschritten, wo jene persönliche Färbung nicht mehr naiv, sondern gewollt und beabsichtigt ist. In diesem Moment tritt etwas Fremdes ein, tritt in die Schöpfung, welche uns als natürlich erscheinen soll, etwas Außernatürliches, und wir haben etwa die störende Empfindung, als wenn in die Bühne eines Puppentheaters zu den täuschend bewegten Figürchen plötzlich ein lebensgroßer Kinderkopf hereinschaut. Wir sehen den Draht, an welchem die Gestalten gelenkt werden, und am andern Ende des Drahtes erblicken wir den Schöpfer, der bald wohlgefällig lächelt, bald grimmig zürnt, je nach seiner charaktervollen Ueberzeugung. Das ist nicht mehr die reine Kunst; das ist die Tendenzkunst, und weil hier der Künstler noch etwas sagt neben dem, was seine Gestalten sagen, deshalb tritt er als Person breitspurig in seine eigene Schöpfung hinein, deshalb verläßt er seinen erhabenen Standpunkt jenseits von Gut und Böse. Erst damit unterwirft er sich der Moral und wird aus einem Souverain, der außerhalb der Discussion steht, ein verantwortlicher Minister.

Wer wollte leugnen, daß wir der Tendenzkunst große und herrliche Werke verdanken! Es kann Fälle geben, wo der Künstler sich gedrungen fühlt, aus seiner Unpersönlichkeit herauszutreten und ein Lehrer zu werden, ein Lehrer der Menschheit. Er will nicht mehr darstellen; er will eingreifen, und die Kunstform wird das gefällige Maskenkleid des Gedankens. Seine Entrüstung deutet zornig auf eine Welt, wie sie nicht sein dürfte; seine liebende Phantasie führt eine Welt herauf, wie sie sein sollte. Er wendet sich nicht nur an unsere Anschauung, sondern durch sie an unseren Willen; er weckt in uns mit flammenden Worten ein Begehren oder einen Abscheu; er ruft uns von der Betrachtung zur That. So hat er die Kunst, die nur zum Herrschen geboren ist, zur Dienerin erniedrigt; aber der Zweck, dem sie dient, hebt sie wieder empor. Das ist eine Vermengung von Moral und Kunst, die wir freudig gelten lassen dürfen.

Aber es giebt neben der moralischen Tendenzkunst auch eine unmoralische, und leider ist diese weit mächtiger und weit häufiger. Auch sie wendet sich durch die Anschauung an unseren Willen, aber nicht an unseren guten, sondern an unseren schlechten Willen. Sie ruft unser sinnliches Begehren wach, indem sie das Unsittliche nicht mehr unbefangen und objectiv spiegelt, wie es in der Natur vorhanden ist, sondern sich lächelnd daneben stellt und mit zwinkernden Augen darauf hindeutet. Sie zeigt uns das Laster in einer gefälschten Beleuchtung, indem sie von allen Seiten ein rosarothes Licht darauf fallen läßt und dadurch seinen Schatten unterschlägt. Auch sie schafft eine Welt, wie sie sein sollte; sie idealisirt das Gemeine und erlügt Lust ohne Reue, Rausch ohne Ernüchterung, Genuß ohne Katzenjammer. Das ist die unsittliche Kunst. Oder nein, das ist überhaupt keine Kunst mehr; sie ahmt nicht die Natur nach, sondern entwürdigt und entheiligt sie.

Dieser Scheinkunst geschieht nur ihr gutes Recht, wenn sie statt des unmoralischen Wohlgefallens, auf welches sie rechnet, die moralische Empörung einerntet. Aber sie weiß sehr genau, daß sie dieses verdiente Schicksal nur selten zu fürchten hat. Dazu ist sie zu amüsant und zu appetitlich; dazu ist die Zahl ihrer ehrlichen Anhänger zu groß. Denn ein überwiegender Theil der Menschen geht der reinen Kunst schon deshalb verloren, weil diese überhaupt niemals die Menschheitsstufe erreichen, auf welcher die Macht des begehrenden Willens aufhört und der Zustand der ruhigen Betrachtung anhebt. Sie sind nicht reif für den ästhetischen Genuß, und deshalb verwandeln sie denselben in einen grob sinnlichen. Kein Wunder also, wenn sie in der Kunst nicht die ganze weite Natur suchen, sondern nur Kirschen und immer wieder Kirschen, an denen sie picken können. Kein Wunder, daß sie

jedem Kunstwerk gegenüber einen klaren moralischen Standpunkt einnehmen, den Standpunkt, welcher mit der Frage zusammenfällt: Kann man daran picken oder nicht?

Und dies ist denn auch die Moral, mit welcher sie an die morallose, objective Kunst herantreten. Alles Wahrhaftige, was der Künstler in sein Weltbild aufnimmt und aufnehmen muß, erscheint ihnen unsittlich, wenn es ihre Sinne nicht reizt, sondern abstößt. Sie klatschen Beifall, wenn die Gemeinheit im eleganten Gesellschaftscostüm auftritt, und schreien Zeter, sobald die Leidenschaft in ihrer furchtbaren Nacktheit erscheint. Sie ahnen nicht, daß das einzelne Häßliche sich doch zuletzt im Schönen auflösen kann durch die befreiende Harmonie eines groß gedachten Ganzen. Sie wollen keine Wahrheit. Sie haben sich im Leben ein sicheres Gärtchen abgegrenzt, wo Alles beisammen ist, was sie brauchen: Blumen, Gemüse und verschwiegene Lauben; und um dieses Gärtchen haben sie eine hohe Mauer gezogen, einen künstlichen Horizont, über den hinaus sie nicht sehen und nicht sehen wollen. Daß es jenseits dieser Mauer noch eine weite Erde giebt mit Berg und Thal, mit dunklen Wäldern und brausenden Meeren, davon wollen sie nichts wissen. Wehe dem Künstler, der zu ihnen eindringt und ihnen mit mahnender Stimme von Berg und Thal, von Wäldern und Meeren erzählt, statt ihnen vorzulügen, daß die Welt ein Gärtchen sei. Sie werden ihm ihr Ohr verschließen und ihm nicht glauben, so lange, bis eines Tages der Wald heranrückt, bis die Meere schwellen und schwellen und ihre Mauer, ihr Gärtchen und sie selbst überfluten. —

Ihre Moral ist eine Scheinmoral, welche sich zur echten Moral verhält wie die Scheinkunst zur Kunst. Es ist die Moral, auf der sich so ziemlich unsere ganze heutige Gesellschaft aufbaut, die Moral der Vertuschung. Ihr sauberes Sittengesetz hat drei Gebote. Erstes Gebot: Lassen wir die Dinge, wie sie sind. Zweites Gebot: Thun wir, so weit es möglich ist, was uns gefällt. Drittes Gebot: Sprechen wir nicht davon. Und dieses dritte Gebot, welches dem angenehmen Laster eine moralische Schutzwehr errichtet gegen den Skandal, dieses schändliche dritte Gebot schleudert man auch dem Künstler, dem Dichter entgegen. Sprich nicht davon! So befiehlt man ihm, dem ein Gott den heiligen Beruf gegeben, zu sagen, was er, und was seine Brüder leiden.

Aber er wird und er soll davon sprechen. Er wird und er soll die Kunst wieder auf jenen hohen und hellen Gipfel emportragen, auf welchem sie mit dem wahren Sittengesetz nichts anderes gemein hat als die verheißende Aussicht in die Zukunft.

Die naturwissenschaftliche Phrase.

Habe ich die Absicht des Herausgebers der neuen Zeitschrift richtig verstanden, so will er einen Kampfplatz für die in dem Geistesleben des modernen Deutschland hervortretenden Strömungen schaffen. Das, was die „Freie Bühne" von anderen schätzbaren Zeitschriften unterscheiden soll, wäre darin zu erblicken, daß es den letzteren mehr auf die bestimmten, in ihren einzelnen Beiträgen erörterten Gegenstände ankommt, ihm dagegen mehr auf die Kennzeichnung der unsere geistigen Zustände überhaupt beherrschenden Ideen und, wenn ich mich so ausdrücken darf, des Grades von Wärme, den sie in den Köpfen und Herzen, sei es der leitenden Menschen, sei es der Massen besitzen. Im Grunde genommen sind die größten öffentlichen Bekundungen der Allgemeinheit nichts Anderes als derartige Seelenuntersuchungen, welche das Volksganze an seinem lebendigen Körper

macht. Es prüft durch die Wahlen, wie viel ihm der geschichtliche Glanz eines königlichen Namens oder einer alten Einrichtung, wie viel ihm Bismarck, wie viel ihm persönliche Freiheit oder das Uebergewicht einer gedachten Gesammtwirthschaft über die einzelne Persönlichkeit, wie viel ihm die Männer der Aufklärung oder mit seiner Majestät König Friedrich dem Großen zu sprechen, la petraille werth sind. Die Volksabstimmung durch Klatschen oder Pfeifen in den Theatern, die Bilanzen der Buchhändler über das, was geht und was nicht geht, die Berichte der Kunsthändler, ja auch der großen Modehäuser und der Leute, welche die Erzeugnisse des Kunstgewerbes vertreiben über die Richtungen des Geschmacks — Alles das verdiente eine regelmäßige Prüfung auf den Werth jeder einzelnen Idee für unser individuelles Leben.

Eine solche Untersuchung wird sehr bald zwischen einer wirklichen und einer blos aus Gründen gesellschaftlicher Nachahmung erheuchelten oder auch einer von dem Einzelnen selbst für wahr gehaltenen, aber doch nur künstlichen Werthschätzung zu unterscheiden haben. Ein Beispiel bietet sich in dem Schlagwort, welches unser Jahrhundert als dasjenige der Naturwissenschaften bezeichnet. Nichts wäre dagegen zu sagen, wenn darunter blos die gewaltigen Fortschritte verstanden würden, wodurch seit etwa sechzig Jahren die gesammte äußere Physiognomie der civilisirten Welt von Grund aus verändert worden ist, oder die Umwälzungen, welche einzelne Gebiete der Naturwissenschaft eben durch jene Fortschritte erfahren haben. Allein man wendet das Wort vom naturwissenschaftlichen Zeitalter auch auf unser übriges geistiges und gesellschaftliches Leben an, wie ich glaube sehr mit Unrecht. Es will mir sogar erscheinen, daß je größer der Einfluß der technischen Fortschritte auf unser körperliches und wirthschaftliches Leben geworden ist, das allgemeine Interesse für die Naturwissenschaft sich im Laufe der Jahre desto mehr abgeschwächt hat. Diese scheinbar widersinnige Erscheinung erklärt sich sehr leicht aus der Art des naturwissenschaftlichen Fortschrittes selbst. Die Umwälzungen des äußeren Lebens sind nicht durch die großen theoretischen Fortschritte, durch die Lehre von der Erhaltung der Kraft, von der Spectralanalyse, von der Grundverwandtschaft der chemischen Elemente, von der organischen Ursache fieberhafter Krankheiten hervorgebracht worden, sondern durch die ungeahnte technische Vervollkommnung jedes einzelnen Zweiges der Naturwissenschaft, vor Allem der Thermodynamik und der Electrodynamik, sowie der chemischen Technologie. Durch sie sind dem Leben so viele Erleichterungen und Annehmlichkeiten zugeführt worden, daß sie die Masse jeder Mühe des Nachdenkens über Schwierigkeiten überhoben, welche einst sich der Aufmerksamkeit eines Jeden darboten. Man hat es gelernt — und wie leicht erlernt sich die Trägheit — gedankenlos im Schlaraffenlande der Technik zu leben. Die geistigen Berufszweige, welche nicht unmittelbar mit irgend einem Zweig der Naturwissenschaft zu thun haben, widmen ihr daher thatsächlich weit weniger Interesse als vor Jahrzehnten, ja als etwa zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo Franklin, Lavoisier und Priestley das Interesse an der Naturwissenschaft von Neuem angeregt hatten. Schon vorher war ein „Newtonianisme pour les Dames" geschrieben worden, trieb die Marquise du Chatelet mit Eifer und Sachkenntniß Mathematik und Physik und befaßte sich, von dem Verkehr mit ihr gespornt, Voltaire mit den Grundproblemen der Physik und Biologie. Dasselbe that Diderot, dessen verschwenderischem Geiste die ersten Geistesblitze, welche die einstige Evolutionslehre ahnen ließen, entsprühten; Rousseau war ein ebenso fleißiger, wie gründlicher Beobachter der Pflanzenwelt. In den Salons der französischen Aufklärungszeit vor der Revolution waren naturwissenschaftliche Unterhaltungen, physikalische Versuche gang und gäbe. Heute hat sich von solchem edlen Zeitvertreib der Dilettantismus ganz zurückgezogen; es ist wahr, daß er im vorigen Jahrhundert sich leichter an den einfachen, grundlegenden Versuchen betheiligen konnte, als heute an solchen, die ihm

das Verständniß für electrische Fortbewegung oder Beleuchtung eröffnen könnten. Die Schwierigkeit der dabei aufzuwendenden geistigen Arbeit hat den Laien ebenso vom Studium der Naturwissenschaft zurückgeschreckt, wie es ihm durch die Leichtigkeit, ihre Ergebnisse zu genießen, entbehrlich gemacht worden ist.

Indessen ist diese stumpfe Gleichgiltigkeit der Massen, auch der sogenannten Gebildeten, besonders in den großen Städten, doch viel größer, als durch die Schwierigkeiten des Gegenstandes gerechtfertigt erscheint. In Deutschland steht es damit seit etwa anderthalb Jahrzehnten viel trauriger als in England, Amerika und in Frankreich. Dort haben große wissenschaftliche und lehrende Genies, wie Faraday, Tyndall, Draper, Claude Bernard schon vor Jahrzehnten in meisterhafter Weise dafür gesorgt, gerade die modernen Ideen der Naturwissenschaft volksthümlich zu machen; in Deutschland haben die Uebertragungen dieser Arbeiten aber durchaus nicht die verdiente Verbreitung gefunden; selbst Faraday's so faßliche, anziehende und kurze „Naturgeschichte einer Kerze“ ist so gut wie unbekannt. In Deutschland haben allerdings sogar ein Helmholtz, Du Bois-Reymond, Brücke, Virchow durch einzelne Schriften und Vorträge die gleiche Bahn betreten, aber lange nicht den Widerhall gefunden, der gleichen Bestrebungen jenseits des Canals oder in Amerika, in neuerer Zeit auch in Frankreich und Italien gelohnt hat. Daher kommt es denn auch, daß erfinderische Genies, wie Edison, viel leichter in Amerika an der Hand des schlichtesten Selbstunterrichts erwachsen können als bei uns. Die Naturwissenschaft nimmt ebenfalls ihren Antheil an der künstlichen Kastenzüchtung, welche ein natürliches Erzeugniß der heutigen Gestaltung des höheren Unterrichts mit seinen schematischen Prüfungen und Titeln ist. Wen sie um des Brodes willen Nichts angeht, der kümmert sich nicht um sie, den bemüht auch sie sich nicht zu sich heranzuziehen. Man ahnt es gar nicht, welcher Grad von Unwissenheit über die größten und einfachsten Naturdinge im gebildeten Publikum herrscht. Nur ein Beispiel für Viele. In dem Feuilleton eines sehr geachteten Schriftstellers über das bekannte die russischen Greuel in Sibirien behandelnde Buch M'Kennan's wurde an der Hand jenes Buches ein Besuch des amerikanischen Autors in der traurigen Behausung eines verbannten russischen Ingenieurs erwähnt und als bezeichnend für dessen Lectüre ein englisches Buch erwähnt: Balfour Stewarts „Erhaltung der Thatkraft“. Ich weiß nicht, ob der Fehler auf Seiten des deutschen Uebersetzers oder des Feuilletonisten lag. Jedenfalls wußte Dieser nicht, daß es sich um das auch in Deutschland übersetzte, volksthümlich geschriebene Buch eines bekannten englischen Physikers über die „Erhaltung der Kraft“ (Conservation of energy) handelt. Es begegnete mir übrigens im Jahre 1879 auf der Naturforscherversammlung, daß, als ich einem deutschen Arzte den Professor Clausius, den hervorragendsten Förderer der Lehre von der Erhaltung der Kraft, zeigte, jener den Namen zum ersten Male in seinem Leben hörte. In Berlin bestand bis gegen Ende unserer siebziger Jahre unter Professor Gneist's Leitung der „Wissenschaftliche Verein“, in dessen wöchentlichen Vorträgen in der Singakademie die bedeutendsten deutschen Gelehrten, und zwar vorwiegend Naturforscher, die jüngsten Ergebnisse ihrer Arbeit gemeinfaßlich vortrugen, und dieser Verein ist an der Theilnahmslosigkeit des Publikums zu Grunde gegangen. Glücklicher scheint neuerdings die „Urania“ in Berlin zu sein, aber sie bedarf besonderer Reizmittel, um das Interesse zu fesseln. Im Ganzen ist dieses Interesse leider in Deutschland, abgesehen von den Fachkreisen, die sich scheu oder stolz vor der Menge zurückziehen, recht gering. Es wird einer großen volksthümlichen Strömung von unten herauf, welche das ganze Bildungswesen ergreift, bedürfen, um, sei es durch den Staat, sei es durch freiwilliges Zusammenwirken, dem Mann und der Frau aus dem Volke Gelegenheit zu schaffen, naturwissenschaftliche Belehrung von den Elementen an bis zur Erfassung der schwierigeren Aufgaben zu erhalten.

So lange aber ein solcher Zustand nicht besteht, so lange die Grundlagen des Naturwissens nicht wirklich ein Bestandtheil der allgemeinen Bildung sind, muß man wünschen, daß lieber jedermann, der sich dieser Lücke bewußt ist, sie auch offen bekenne und nicht ein mechanisches Weitertragen von Schlagwörtern und Gemeinplätzen, die den Naturwissenschaften entstammen, an die Stelle eines solchen elementaren Wissens trete. Darum halte ich es auch für bedauerlich, wenn derlei Begriffe, wie der der Vererbung, der natürlichen Zuchtwahl und Anpassung, von modernen Schriftstellern zum Gegenstand literarischer Behandlung unter Zuhilfenahme wissenschaftlicher Aeußerlichkeiten genommen werden. Dem einzelnen literarischen Werke soll dadurch ein modernes Gepräge aufgedrückt werden; aber die Autoren, welche mit derlei Entlehnungen zu wirken hoffen, bedenken nicht, daß sie in den Augen des Unterrichteten, der weiß, daß es sich, wie z. B bei der Vererbungsfrage, um eine wissenschaftliche Tagesströmung handelt, deren Berechtigung gerade von den neuesten Forschungen wieder in Frage gestellt wird, sich nur blosstellen, während sie den Unkundigen lediglich ein falsches Bild geben. Ein anderer Zug dieser Art ist die Behandlung sogenannter Grenzgebiete zwischen dem normalen und krankhaften Seelenleben. Es wirkt meines Erachtens nur verwirrend und im Sinn einer äußerlichen Kunstpflege, wenn die dem Dichterauge sich erschließenden dunklen Tiefen des menschlichen Gemüthes mit einem falschen und nur scheinbar von der Wissenschaft der körperlichen Thatsachen erborgten Licht beleuchtet werden. Wohl verkenne ich nicht, daß jenem Streben das edle Verlangen nach Wahrheit zu Grunde liegt, in welchem sich ja der Naturforscher und der naturwissenschaftlich Gebildete mit einer Richtung der heutigen Literatur Eins weiß. Aber indem wir verlangen, daß der Natursinn der Massen lebhafter geweckt werde, dürfen wir auf der anderen Seite auch wünschen, daß eine dem dichterischen Geiste nicht vertraute Begriffswelt nicht in die der geistigen Anschauung hineingetragen werde, die ihrer gar nicht bedarf. Shakespeare und Cervantes waren keine Naturforscher und doch große Seelenkenner und Seelenmaler. Das praktische Leben und die innere Beobachtung der eigenen Seelenvorgänge bieten Stoff genug für die Darstellung des Dichters, um ihn nicht zu überflüssigen Entlehnungen aus der Naturwissenschaft zu nöthigen, die ja auch ihrerseits durchaus nicht den Einfluß auf das praktische Verhalten ihrer Jünger übt, welchen man von ihr erwarten sollte. Vorurtheile solcher Art habe ich im Auge, wenn ich es für eine würdige Aufgabe erkläre, Literatur und Leben von der naturwissenschaftlichen Phrase freizumachen, und uns, ein Jeder selbst, ins Gewissen zu reden: „Such' er den redlichen Gewinn, sei er kein schellenlauter Thor."

Emil Schiff.

Theater.

Freie Bühne: Die Macht der Finsterniß.

In der Bibel steht, daß Jesus von Nazareth zu seinen Jüngern und Schülern die Niedrigsten aus dem Volke und große Sünder erwählt habe. Einen Niedrigsten aus dem Volke, der ein großer Sünder war, hat sich Graf Leo Tolstoi zum Helden seines Dramas ausgesucht. Und wie dieser Dichter im schroffen Gegensatz zu späteren Christenheiten auf die Urlehren jenes Messias zurückgreift und den Widerspruch hervorhebt zwischen dem, was Christi Lehre war, und dem, was aus ihr geworden ist, so könnte sich der Held des russischen Dichters wohl zu jenen gesellen, die ohne Rücksicht auf Gut und Blut der Lehre des Meisters anhängen. Wenn Christus mit doppelt kräftiger Betheuerung lehrte, es würde mehr Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut, als über tausend Gerechte, welche der Vergebung nicht bedürfen, so führt Tolstoi einen solchen büßenden Sünder vor; er zeigt ihn in seiner ganzen Verschuldung, und wir sehen, wie sein Sinn sich ändert. Metanoia heißt das neutestamentliche Wort, welches Luther mit „Buße" übersetzt und



Heft 1. Berlin, den 29. Januar 1890. I. Jahrgang.

Zum Beginn.

Eine freie Bühne für das moderne Leben schlagen wir auf.

Im Mittelpunkt unserer Bestrebungen soll die Kunst stehen; die neue Kunst, die die Wirklichkeit anschaut und das gegenwärtige Dasein.

Einst gab es eine Kunst, die vor dem Tage auswich, die nur im Dämmerschein der Vergangenheit Poesie suchte und mit scheuer Wirklichkeitsflucht zu jenen idealen Fernen strebte, wo in ewiger Jugend blüht, was sich nie und nirgends hat begeben. Die Kunst der Heutigen umfaßt mit klammernden Organen alles was lebt, Natur und Gesellschaft; darum knüpfen die engsten und die feinsten Wechselwirkungen moderne Kunst und modernes Leben an einander, und wer jene ergreifen will, muß streben, auch dieses zu durchdringen in seinen tausend verfließenden Linien, seinen sich kreuzenden und bekämpfenden Daseinstrieben.

Der Bannerspruch der neuen Kunst, mit goldenen Lettern von den führenden Geistern aufgezeichnet, ist das eine Wort: Wahrheit; und Wahrheit, Wahrheit auf jedem Lebenspfade ist es, die auch wir erstreben und fordern. Nicht die objective Wahrheit, die dem Kämpfenden entgeht, sondern die individuelle Wahrheit, welche aus der innersten Ueberzeugung frei geschöpft ist und frei ausgesprochen: die Wahrheit des unabhängigen Geistes, der nichts zu beschönigen und nichts zu vertuschen hat. Und der darum nur einen Gegner kennt, seinen Erbfeind und Todfeind: die Lüge in jeglicher Gestalt.

Kein anderes Programm zeichnen wir in diese Blätter ein. Wir schwören auf keine Formel und wollen nicht wagen, was in ewiger Bewegung ist, Leben und Kunst, an starren Zwang der Regel anzuketten. Dem Werdenden gilt unser Streben, und aufmerksamer richtet sich der Blick auf das, was kommen will, als auf jenes ewig Gestrige, das sich vermißt, in Conventionen und Satzungen unendliche Möglichkeiten der Menschheit, einmal für immer, festzuhalten. Wir neigen uns in Ehrfurcht vor allem Großen, was gewesene Epochen uns überliefert haben, aber nicht aus ihnen gewinnen wir uns Richtschnur und Normen des Daseins; denn nicht, wer den Anschauungen einer versunkenen Welt sich zu eigen giebt, — nur wer die Forderungen der gegenwärtigen Stunde im Innern frei empfindet, wird die bewegenden geistigen Mächte der Zeit durchdringen, als ein moderner Mensch.

Der in kriegerischen Tagen das Ohr zur Erde neigt, vernimmt den Schall des Kommenden, noch Ungeschauten; und so, mit offenen Sinnen wollen auch wir, inmitten einer Zeit voll Schaffensdrang und Werdelust, dem geheimnißvoll Künftigen lauschen, dem stürmend Neuen in all seiner gährenden Regellosigkeit. Kein Schlagbaum der Theorie, kein heiliggesprochenes Muster der Vergangenheit hemme die Unendlichkeit der Entwickelung, in welcher das Wesen unseres Geschlechtes ruht.

Wo das Neue mit freudigem Zuruf begrüßt wird, muß dem Alten Fehde angesagt werden, mit allen Waffen des Geistes. Nicht das Alte, welches lebt, nicht die großen Führer der Menschheit sind uns die Feinde; aber das todte Alte, die erstarrte Regel und die abgelebte Kritik, die mit angelernter Buchstabenweisheit dem Werdenden sich entgegenstemmt — sie sind es, denen unser Kampfruf gilt. Die Sache meinen wir, nicht die Personen; aber wo immer der Gegensatz der Anschauungen die Jungen aufruft gegen die Alten, wo wir die Sache nicht treffen können, ohne die Person zu treffen, wollen wir mit freiem Sinn, der ersessenen Autorität nicht unterthan, für die Forderungen unserer Generation streiten. Und weil denn diese Blätter dem Lebenden sich geben, dem was wird und vorwärtsschreitet zu unbekannten Zielen, wollen wir streben, zumeist die Jugend um uns zu versammeln, die frischen, unverbrauchten Begabungen; nur die geblähte Talentlosigkeit bleibe uns fern, die mit lärmenden Uebertreibungen eine gute Sache zu entstellen droht: denn gegen die kläglichen Mitläufer der neuen Kunst, gegen die Marodeure ihrer Erfolge sind wir zum Kampfe so gut gerüstet, wie gegen blind eifernde Widersacher.

Die moderne Kunst, wo sie ihre lebensvollsten Triebe ansetzt, hat auf dem Boden des Naturalismus Wurzel geschlagen. Sie hat, einem tiefinnern Zuge dieser Zeit gehorchend, sich auf die Erkenntniß der natürlichen Daseinsmächte gerichtet und zeigt uns mit rücksichtslosem Wahrheitstriebe die Welt wie sie ist. Dem Naturalismus Freund, wollen wir eine gute Strecke Weges mit ihm schreiten, allein es soll uns nicht erstaunen, wenn im Verlauf der Wanderschaft, an einem Punkt, den wir heute noch nicht überschauen, die Straße plötzlich sich biegt und überraschende neue Blicke in Kunst und Leben sich aufthun. Denn an keine Formel, auch an die jüngste nicht, ist die unendliche Entwickelung menschlicher Cultur gebunden; und in dieser Zuversicht, im Glauben an das ewig Werdende, haben wir eine freie Bühne aufgeschlagen, für das moderne Leben.

Was ist Geld?

Von Graf Leo Tolstoi.[1])

Geld! Was ist Geld? Geld ist ein Aequivalent für Arbeit.

Ich habe gebildete Leute getroffen, die allen Ernstes behaupteten, das Geld repräsentire sogar die Arbeit derjenigen, welche es besitzen. Ich gestehe, daß auch ich früher in unbestimmter Weise zu dieser Ansicht hinneigte. Ich wollte jedoch genau und von Grund aus wissen, was denn eigentlich das Geld sei, und um das zu erfahren, wandte ich mich an die Wissenschaft.

Die Wissenschaft sagt, daß der Begriff des Geldes durchaus nichts Ungerechtes oder Schädliches in sich schließe, daß das Geld die natürliche Grundlage unseres socialen Lebens sei, dessen wir zur Erleichterung des Umtausches, zur Ermöglichung des Sparens, sowie als Werthmesser und Zahlungsmittel unumgänglich benöthigen.

Die augenscheinliche Thatsache, daß ich, wenn ich drei überflüssige Rubel in der Tasche habe, in jeder civilisirten Stadt nur zu pfeifen brauche, um sogleich ein ganzes Hundert von Leuten zur Verfügung zu haben, die für jene drei Rubel auf mein Geheiß die allerschwierigsten, widerlichsten und erniedrigendsten Arbeiten verrichten — diese Thatsache hat ihre Ursache nicht im Gelde, sondern in den höchst verwickelten Bedingungen des wirthschaftlichen Lebens der Völker.

Die Unterjochung des Menschen durch den Menschen rührt nicht vom Gelde her, sondern von dem Umstand, daß der Arbeiter nicht den vollen Ertrag seiner Arbeit erhält. Daß er diesen vollen Ertrag nicht erhält, liegt an den besonderen Eigenschaften des Kapitals, der Rente und des Arbeitslohns sowie an den complicirten Beziehungen, welche zwischen diesen Factoren und überhaupt zwischen der Production, der Vertheilung und der Consumption der Güter bestehen. Ohne Redensarten würde man die Sache etwa so ausdrücken: Wer Geld besitzt, hat diejenigen, die keins besitzen, im Sacke.

Die Wissenschaft aber bestreitet das. Die Wissenschaft sagt: an der Hervorbringung jeglichen Productes sind drei Factoren betheiligt: der Grund und Boden, die Productionsmittel und die Arbeitskraft. Daraus nun, daß der Inhaber der Arbeitskraft nicht zugleich Inhaber der beiden anderen Factoren ist, entsteht jenes äußerst verwickelte Verhältniß, welches die Abhängigkeit des Menschen vom Menschen, die Unterjochung des Menschen durch den Menschen bedingt. Woher aber stammt diese Herrschaft des Geldes, die uns alle durch ihre Grausamkeit betroffen macht? Wie kommt es, daß ein Theil der Menschen vermittelst des Geldes den anderen Theil in Abhängigkeit erhält? Die Wissenschaft sagt, es komme von jener Theilung der Productionsfactoren, welche auf den Arbeiter einen Druck ausübten. Diese Antwort kam mir immer etwas sonderbar vor. Es wird behauptet, daß diese drei Factoren an jedem Producte ihren Antheil haben und daß füglich das erzeugte Gut — oder der Werth, der Erlös desselben, das Geld — sich billiger Weise unter alle drei vertheile, und zwar als Rente für den Grundbesitzer, als Kapitalgewinn für den Besitzer der Productionsmittel und als Arbeitslohn für den Arbeiter. Liegen die Dinge wirklich so? Ist es vor allem richtig, daß jene Factoren, und einzig nur sie, an der Hervorbringung eines jeglichen Productes ihren Antheil haben?

---

[1]) In einer der lebensvollsten Scenen von Tolstoi's „Macht der Finsterniß" setzt der Knecht Mitritsch dem Bauern Akim die Bedeutung des Geldes auseinander. Die gleiche Auffassung, aus der Sprache der Bauern in die Sprache der Bildung übersetzt, vertritt der vorliegende, an paradoxen Behauptungen, wie an tiefgreifenden Anschauungen gleich reiche Aufsatz, der hier zum ersten Mal in deutscher Sprache erscheint.

Während ich diese Zeilen schreibe, wird rings um mich Heu producirt. Aus welchen Factoren setzt sich dieses Product zusammen? Ich sehe, daß hier die Dreitheilung nicht stimmt, daß außer dem Grund und Boden, den Arbeitsgeräthen und der Arbeit noch andere Dinge in Frage kommen: die Sonne, das Wasser, die gesellschaftliche Organisation, welche das Gras auf der Wiese vor dem Abweiden durch fremdes Vieh schützt, die besondere Geschicklichkeit der Schnitter, ihre Fähigkeit, sich vermittelst der Sprache zu verständigen und noch zahlreiche andere „Factoren", welche die Nationalökonomie aus irgend welchen Gründen als solche nicht anerkennen mag. Sonnenwärme und Sonnenlicht sind für jede Art von Production ein noch nothwendigerer Factor, als selbst der Grund und Boden. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß jemand, insbesondere in der Stadt, das Recht für sich in Anspruch nimmt, einem anderen durch Mauern oder Baumpflanzungen des Sonnenlichts zu berauben, und auch mit dem Wasser und der Luft ist dies der Fall. Einen ganzen Band könnte ich mit der Aufzählung der verschiedenartigsten Factoren anfüllen, die alle an der Hervorbringung der mannigfachen Producte ihren Antheil haben. Weshalb übergeht die Wissenschaft sie, weshalb spricht sie immer nur von jenen drei Factoren der Production? Doch wohl nur deshalb, weil auf jene anderen Dinge — die Strahlen der Sonne, das Wasser, die Luft u. s. w. — selten jemand einen Anspruch erhebt, während das Streben nach Grundbesitz und Kapitalbesitz in unserer Gesellschaft ganz allgemein ist.

Die Wissenschaft hält sich also nicht an den wesentlichen Kern der Dinge, sondern sie paßt ihre Meinungen den augenblicklich bestehenden, dem Wechsel unterworfenen Zuständen an und spricht willkürlich von denjenigen drei Factoren, die ihr gerade in die Augen fallen, oder auf die sie die Aufmerksamkeit hinzulenken wünscht. Der Arbeiter soll des Grund und Bodens und der Arbeitsmittel beraubt sein — wenn wir uns nur ein klein wenig in dem Sinn dieser These versenken, dann erkennen wir den inneren Widerspruch, den sie enthält. Der Begriff des Arbeiters schließt auch den Grund und Boden, die Erdoberfläche ein, auf welcher er lebt, sowie die Geräthe, deren er sich bei seiner Arbeit bedient. Einen Arbeiter, der nicht auf der Erdoberfläche lebt und sein nothwendiges Arbeitsgeräth nicht besitzt, hat es niemals gegeben und kann es niemals geben. Wenn der Landarbeiter kein Land, kein Pferd und keine Sense besitzt, wenn der Schuhmacher kein Haus und keine Ahle hat, so heißt das eben so viel, daß irgend jemand sie all dieser für sie nothwendigen Dinge beraubt hat, nicht aber, daß es Landarbeiter ohne Pflug und Schuhmacher ohne Handwerkzeug geben kann. Wie man sich einen Fischer ohne Fischgeräthschaften, auf trockenem Lande, nur unter der Bedingung vorstellen kann, daß ihn irgend jemand von seinem See vertrieben und seiner Geräthschaften beraubt hat, so sind auch der Landarbeiter und der Schuhmacher ohne die für ihre Arbeit nothwendigen Factoren nur denkbar, wenn ihnen diese Factoren mit Gewalt vorenthalten werden.

Wohl kann es Menschen geben, die auf der Erdoberfläche von Ort zu Ort gejagt werden, wie auch solche, denen man ihr Arbeitsgeräth genommen, und die man zwingt, mit fremdem Arbeitszeug Dinge anzufertigen, deren sie nicht bedürfen, aber das will doch nur sagen, daß es Fälle giebt, in denen die natürliche Ordnung der Dinge gestört ist. Wenn die Wissenschaft all die Dinge, welche dem Arbeiter durch einen Andern geraubt werden können, als Factoren der Production betrachtet — weshalb hält sie dann den Anspruch des Sclavenbarons auf die Persönlichkeit des Sclaven nicht für einen solchen Factor? Es kann jemand auf die Strahlen der Sonne einen Besitzanspruch erheben oder einen Mitmenschen als sein Eigenthum betrachten, als einen natürlichen Productionsfactor jedoch darf er einen solchen auf die Gewalt gestützten Anspruch nicht betrachten. Ebensowenig aber ist ein Anspruch auf den Grund und Boden oder auf die Arbeitsgeräthe als ein natürlicher Factor

der Production zu betrachten. Die Wissenschaft kann nur constatiren, daß es derartige Ansprüche giebt, welche das natürliche Productionsverhältniß stören und den Arbeiter der natürlichen Productionsbedingungen berauben, sie darf jedoch diese zufällige, wenn auch noch so häufig beobachtbare Störung nicht als das Grundgesetz der Production betrachten. Der Nationalökonom, welcher das dennoch thut, gleicht jenem Zoologen, der eine Anzahl von Zeisigen mit beschnittenen Flügeln in Käfigen mit Wassernäpfen gesehen hat und daraus den Schluß zieht, daß die beschnittenen Flügel, die Käfige und Wassernäpfe die drei natürlichen Lebensbedingungen dieser Vögel seien. In der Lage dieser Zeisige befinden sich die Arbeiter ohne Grund und Boden und ohne Productionsmittel, und die Thatsache, daß sie nach Millionen zählen, berechtigt die Wissenschaft noch nicht, diese Lage als eine natürliche zu betrachten und aus dem zufälligen Sachbestand ein allgemein gültiges Productionsgesetz abzuleiten.

Die lebendige Wirklichkeit hört nicht auf, immer wieder diese Fragen zu stellen, und zuletzt wird denn auch die Wissenschaft nicht umhin können, sich mit ihnen zu beschäftigen. Dann aber muß sie aus dem Zauberkreise, in welchem sie sich gegenwärtig befindet, und in dem sie sich gleichsam beständig um sich selbst dreht, in das volle Leben hinaustreten und den Dingen mit muthiger Stirn ins Antlitz sehen. Dann werden durchaus neue Meinungen und Anschauungen Platz greifen, welche die heutige Pseudo-Wissenschaft mit ihren Eintheilungen und Grundprincipien über den Haufen werfen und der Auffassung des gesunden Menschenverstandes zur Anerkennung verhelfen werden. Auch die Frage, was Geld sei, wird alsdann ihre Lösung finden, und es wird sich herausstellen, daß das Geld durchaus nicht jenes unschuldige Mittel der Werthmessung, der Verkehrserleichterung und der Sparmöglichkeit ist, als welches die Wissenschaft es gegenwärtig darstellt, sondern daß es das erste und vorzüglichste Mittel der Unterjochung des Menschen durch den Menschen ist, mit einem Worte, daß es ist: geronnene Gewalt.

Moral und Kunst.

Von Ludwig Fulda.

Wenn Lessing heute wiederkäme — was er hübsch bleiben läßt — dann könnte er wohl nichts Besseres thun, als die gesammte Arbeit seines Lebens von vorn beginnen. Er müßte von Neuem zu Felde ziehen gegen den Gelehrtendünkel und gegen das Zelotenthum, von Neuem den französischen Geschmack der deutschen Bühne bekämpfen, von Neuem uns zeigen, wie man im Lustspiel den Pulsschlag der Gegenwart und des vaterländischen Lebens zu Gehör bringt, von Neuem das Hohelied der Duldung und Nächstenliebe anstimmen. Ganz besonders aber würde er sich genöthigt sehen, einen neuen Laokoon zu schreiben oder gleich mehrere. Denn es ist wirklich so, als wenn dies klassische Beispiel ästhetischer Grenzbestimmung in unserer Literatur gar nicht vorhanden wäre. Die Machtbezirke der einzelnen Künste sind wiederum in ein unentwirrbares Durcheinander gerathen und ein verwegenes Häuflein kritischer Insurgenten unternimmt straflos seine thatenfrohen Raubzüge von dem einen reichsunmittelbaren Gebiet ins andere. Will man ein Gemälde loben, so nennt man es poetisch; will man die Wirkungen eines Dramas preisen, so findet man sie malerisch; man redet unschuldigen Gemüths von der Plastik des Rhythmus und vom Rhythmus der Plastik, und da bereits ein paradoxer Kopf die Baukunst als gefrorene Musik bezeichnet hat, so wird man nicht lange mehr davor zurück

schrecken, die Musik als aufgeweichte Architektur zu feiern. Aber das Alles mag noch hingehen. Die Künste entwickeln sich zu guter letzt doch nur nach ihren eigenen Gesetzen, und es ist keine Gefahr, daß sie jemals in den großen Urbrei zusammenfließen, als welcher sie in der Spiegelung verwogener Geister erscheinen. Und außerdem handelt es sich hier um einen Familienstreit, der im Hause selbst zum Austrag gebracht werden kann. Weit bedrohlicher wird die Sache, wenn Verbrecher, die sich nie mit Kleinigkeiten abgegeben haben, von diesem Hausfriedensbruch zu schwereren Thaten übergehen und nicht mehr die Künste unter einander, sondern die Kunst mit irgend einer auswärtigen Großmacht in ein heilloses Gemenge verwickeln.

Moral und Kunst! Wie viele erleuchtete Denker haben sich abgemüht, zu zeigen, daß beide nichts mit einander zu thun haben, daß beide über ein souveränes Reich gebieten und höchstens von Macht zu Macht mit einander verkehren, nie und nimmer wie Herrscher und Vasall. Denn die Denker sind die Staatsmänner des Geistes: ihr größter Triumph ist es, unlöslich zu vereinigen, was von Natur zu einander gehört, und durch uneinnehmbare Gedanken seine Grenzen zu befestigen. So haben sie auch ragende Marksteine errichtet zwischen dem Ethischen und dem Ästhetischen, zwischen dem Guten und dem Schönen, zwischen dem, was unser Wille im Leben begehren soll, und dem, was unsere Urtheilskraft begierdelos im Bilde betrachtet. Ich will hier nicht versuchen nachzustammeln, was diese Großen, was vor allen Anderen Kant und Schiller über den Gegenstand gesagt haben; ich will aktueller sein und setze deshalb Kant's „Kritik der Urtheilskraft" und Schiller's ästhetische Schriften als unbekannt voraus.

Wenn heute Jemand ein Kunstwerk schafft, so fragt man zunächst nicht: Was hat er geschaffen? sondern eine ganz andere fremde Frage drängt sich herzu: Was hat er damit sagen wollen? Volksthümlich ausgedrückt: Was ist „die Moral von der Geschicht'?" Das heißt also, man stempelt den Künstler und Dichter zum verschämten Schulmeister und je nach der Erbaulichkeit seines Lehrstoffes entschließt man sich, ihn abzusetzen oder zum Oberlehrer zu befördern. Wenn er in den Mittelpunkt seines Werkes eine Frau stellt, welche nach einer unseligen Ehe ihren Mann und ihre Kinder verläßt, so legt man ihm die Moral in den Mund, daß alle unverstandenen Frauen ihre Männer und Kinder verlassen sollen. Wenn er ein junges Mädchen schildert, das in jungfräulichem Rigorismus über das Vorleben ihres Bräutigams nicht hinwegkommen kann, so hat er damit den Lehrsatz ausgesprochen, daß die Männer ebenso rein in die Ehe treten müssen, wie die Frauen. Und wenn er einen jugendlichen Brausekopf darstellt, den der vermeintliche Fluch des Vaters zur verbrecherischen Auflehnung gegen die menschliche Rechtsordnung antreibt, dann ist damit allen verkannten Jünglingen der gute Rath ertheilt, in die böhmischen Wälder zu gehen und eine Räuberbande zu gründen. Sollte er jedoch sittiger sein und uns einen schönen Mann mit schönem Vollbart und schönem Charakter vorführen, der durch schöne Handlungen das Weib seines Herzens unaussprechlich glücklich macht, dann hat er bewiesen, daß diese Welt die beste ist, und ist deshalb ein unaussprechlich braver Dichter.

Zu welchen Ungeheuerlichkeiten würden wir gelangen, wenn wir die gesammte Weltlitteratur von diesem moralischen Standpunkt aus betrachten wollten! Und doch wird dieser Standpunkt fast alltäglich eingenommen, sobald es sich um die Beurtheilung neuer Kunstschöpfungen handelt. Man rechnet es dem Dichter zum persönlichen Verdienst an, wenn er tugendhafte Menschen gestaltet, und noch mehr macht man es ihm zum persönlichen Vorwurf, wenn er uns in moralisch schlechte Gesellschaft führt. Mit einem Wort, man begeht den plumpsten Irrthum, den man überhaupt in ästhetischen Dingen begehen kann: man verwechselt das Abbild mit der Wirklichkeit; man verhält sich zur Darstellung, wie man sich dem Dargestellten gegenüber verhalten würde. Dadurch erhebt man sich in nichts über die kunst-

richterliche Stufe jener Sperlinge, welche an des Zeuxis Kirschen pickten, und jenes Pudels, welcher die gemalte Katze gesinnungstüchtig anbellte.

Den Pudel mag es immerhin recht unangenehm berühren, wenn er eine Katze sieht. Aber so lange es in der Welt Katzen giebt, so lange werden sich auch ab und zu Künstler finden, welche sie darstellen. Ob diese Welt besser und vollkommener wäre, wenn es keine Katzen gäbe, ob in einer fernen glücklichen Zukunft die Katzen ausgestorben sein werden — das ist eine ganz und gar andere Frage, eine Frage, auf welche nicht nur die Pudel, sondern auch sämmtliche Weisen Griechenlands keine endgültige Antwort wissen.

Und damit haben wir den Kern der Sache. Die Kunst ist Nachahmung der Natur. Das ist ihr Ursprung, ihr Wesen und ihr Endziel und das ist auch ihre Wohlthat. In der Natur selbst können wir die Dinge fast niemals rein genießen und rein erkennen, weil wir unter ihrer Macht und ihrem Einfluß stehen, weil wir sie begehren oder fliehen, wünschen oder fürchten, lieben oder hassen. Die Kunst aber, die uns von den Dingen nichts giebt als das Bild, ermöglicht uns erst, die Welt ruhig und unbefangen zu betrachten. Deshalb ist sie die große Deuterin. Und zugleich erlöst sie uns vom Drucke des Lebens, indem sie das, was sonst unser Schicksal ist, zu unserem Spielzeug macht. Deshalb ist sie die große Befreierin. Aber sie kann nur deuten, wenn die ganze Natur, der weite Kreis aller irdischen Dinge vor ihr erschlossen liegt; sie kann nur befreien, wenn sie selbst frei ist. Sie will und soll die Natur wiederspiegeln; deshalb darf sich zwischen sie und die Natur nichts Fremdes hineindrängen, auch nicht die Moral.

Die Natur ist ohne Moral. Eines der tiefsinnigsten Worte, die jemals gesprochen worden sind, hören wir aus dem Munde Hamlets: „An sich ist nichts weder gut noch böse, das Denken macht es erst dazu." Die Natur denkt nicht. Sie ist weder gut, wenn sie befruchtenden Sonnenschein sendet, noch böse, wenn sie verheerenden Sturm entfesselt. Sie ist weder gut, wenn sie Rosen, noch böse, wenn sie Unkraut schafft. Sie ist, wie sie ist, nach eisernen Gesetzen. Sie greift nicht ein in den ewigen Kreislauf des Lebens, der in den festen Schienen von Ursache und Wirkung dahinrollt; sie verdammt nicht und sie begnadigt nicht. Weil aber die Kunst Nachahmung der Natur ist, darum ist der Künstler um so größer, je mehr sein Schaffen demjenigen der Natur ähnelt, das heißt, je unpersönlicher es ist. So lange er nur Schöpfer bleibt, so lange er nur in seinen Gestalten denkt und nicht nebenher auch noch über sie: so lange steht er jenseits von Gut und Böse, steht er auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Moral. Der Vorgang künstlerischer Empfängniß kann mit der Laterna magica verglichen werden. Die schöpferische Seele ist wie eine reine weiße Fläche, auf welcher die Dinge in ihren wirklichen Farben sich abbilden. Da findet, wie abermals Hamlet sagt, „die Tugend ihre eigenen Züge, die Schmach ihr eigenes Bild." Und so wenig die Natur unmoralisch ist, wenn sie das Ungeheuerliche hervorbringt, so wenig ist es der Künstler, wenn er es mit klarer Seele spiegelt. Man darf deshalb kühnlich behaupten: Ein Kunstwerk ist um so weniger unmoralisch, je objectiver es ist.

Moral und Unmoral fangen also genau dort an, wo die Kunst aufhört, wo sie nicht mehr rein und unvermengt ihre Zwecke in sich selber sucht. Das Ideal der lauteren Naturnachahmung wird ja niemals vollständig erreicht. So unpersönlich wie die Natur kann auch der größte Künstler nicht sein; die weiße Fläche, auf welche das Bild aufgenommen werden soll, zeigt von Anfang an einen Farbenhauch der Individualität, und dieser wirkt wieder dahin, daß die Farben der Wirklichkeit sich nicht gleichmäßig übertragen, daß die einen kräftiger, die andern blasser zur Geltung kommen, als sie in der Natur sind. So lange aber diese Färbung unbewußt bleibt, so lange bleibt das Kunstwerk rein. Denn die Wahrheit der Darstellung wird unvermindert empfunden, weil wir fühlen: Diese Augen haben

gesehen, weil sie so sehen mußten, weil sie so und nicht anders sehen konnten. Und deshalb sind wir gezwungen, während uns das Kunstwerk im Banne hält, selbst mit diesen Augen zu sehen, als wären sie die unsrigen. Die Grenze der Kunst wird erst in dem Moment überschritten, wo jene persönliche Färbung nicht mehr naiv, sondern gewollt und beabsichtigt ist. In diesem Moment tritt etwas Fremdes ein, tritt in die Schöpfung, welche uns als natürlich erscheinen soll, etwas Außernatürliches, und wir haben etwa die störende Empfindung, als wenn in die Bühne eines Puppentheaters zu den täuschend bewegten Figürchen plötzlich ein lebensgroßer Kinderkopf hereinschaut. Wir sehen den Draht, an welchem die Gestalten gelenkt werden, und am andern Ende des Drahtes erblicken wir den Schöpfer, der bald wohlgefällig lächelt, bald grimmig zürnt, je nach seiner charaktervollen Ueberzeugung. Das ist nicht mehr die reine Kunst; das ist die Tendenzkunst, und weil hier der Künstler noch etwas sagt neben dem, was seine Gestalten sagen, deshalb tritt er als Person breitspurig in seine eigene Schöpfung hinein, deshalb verläßt er seinen erhabenen Standpunkt jenseits von Gut und Böse. Erst damit unterwirft er sich der Moral und wird aus einem Souverain, der außerhalb der Discussion steht, ein verantwortlicher Minister.

Wer wollte leugnen, daß wir der Tendenzkunst große und herrliche Werke verdanken! Es kann Fälle geben, wo der Künstler sich gedrungen fühlt, aus seiner Unpersönlichkeit herauszutreten und ein Lehrer zu werden, ein Lehrer der Menschheit. Er will nicht mehr darstellen; er will eingreifen, und die Kunstform wird das gefällige Maskenkleid des Gedankens. Seine Entrüstung deutet zornig auf eine Welt, wie sie nicht sein dürfte; seine liebende Phantasie führt eine Welt herauf, wie sie sein sollte. Er wendet sich nicht nur an unsere Anschauung, sondern durch sie an unseren Willen; er weckt in uns mit flammenden Worten ein Begehren oder einen Abscheu; er ruft uns von der Betrachtung zur That. So hat er die Kunst, die nur zum Herrschen geboren ist, zur Dienerin erniedrigt; aber der Zweck, dem sie dient, hebt sie wieder empor. Das ist eine Vermengung von Moral und Kunst, die wir freudig gelten lassen dürfen.

Aber es giebt neben der moralischen Tendenzkunst auch eine unmoralische, und leider ist diese weit mächtiger und weit häufiger. Auch sie wendet sich durch die Anschauung an unseren Willen, aber nicht an unseren guten, sondern an unseren schlechten Willen. Sie ruft unser sinnliches Begehren wach, indem sie das Unsittliche nicht mehr unbefangen und objectiv spiegelt, wie es in der Natur vorhanden ist, sondern sich lächelnd daneben stellt und mit zwinkernden Augen darauf hindeutet. Sie zeigt uns das Laster in einer gefälschten Beleuchtung, indem sie von allen Seiten ein rosarothes Licht darauf fallen läßt und dadurch seinen Schatten unterschlägt. Auch sie schafft eine Welt, wie sie sein sollte; sie idealisirt das Gemeine und erlügt Lust ohne Reue, Rausch ohne Ernüchterung, Genuß ohne Katzenjammer. Das ist die unsittliche Kunst. Oder nein, das ist überhaupt keine Kunst mehr; sie ahmt nicht die Natur nach, sondern entwürdigt und entheiligt sie.

Dieser Scheinkunst geschieht nur ihr gutes Recht, wenn sie statt des unmoralischen Wohlgefallens, auf welches sie rechnet, die moralische Empörung einerntet. Aber sie weiß sehr genau, daß sie dieses verdiente Schicksal nur selten zu fürchten hat. Dazu ist sie zu amüsant und zu appetitlich; dazu ist die Zahl ihrer ehrlichen Anhänger zu groß. Denn ein überwiegender Theil der Menschen geht der reinen Kunst schon deshalb verloren, weil diese überhaupt niemals die Menschheitsstufe erreichen, auf welcher die Macht des begehrenden Willens aufhört und der Zustand der ruhigen Betrachtung anhebt. Sie sind nicht reif für den ästhetischen Genuß, und deshalb verwandeln sie denselben in einen grob sinnlichen. Kein Wunder also, wenn sie in der Kunst nicht die ganze weite Natur suchen, sondern nur Kirschen und immer wieder Kirschen, an denen sie picken können. Kein Wunder, daß sie

jedem Kunstwerk gegenüber einen klaren moralischen Standpunkt einnehmen, den Standpunkt, welcher mit der Frage zusammenfällt: Kann man daran picken oder nicht?

Und dies ist denn auch die Moral, mit welcher sie an die morallose, objective Kunst herantreten. Alles Wahrhaftige, was der Künstler in sein Weltbild aufnimmt und aufnehmen muß, erscheint ihnen unsittlich, wenn es ihre Sinne nicht reizt, sondern abstößt. Sie klatschen Beifall, wenn die Gemeinheit im eleganten Gesellschaftscostüm auftritt, und schreien Zeter, sobald die Leidenschaft in ihrer furchtbaren Nacktheit erscheint. Sie ahnen nicht, daß das einzelne Häßliche sich doch zuletzt im Schönen auflösen kann durch die befreiende Harmonie eines groß gedachten Ganzen. Sie wollen keine Wahrheit. Sie haben sich im Leben ein sicheres Gärtchen abgegrenzt, wo Alles beisammen ist, was sie brauchen: Blumen, Gemüse und verschwiegene Lauben; und um dieses Gärtchen haben sie eine hohe Mauer gezogen, einen künstlichen Horizont, über den hinaus sie nicht sehen und nicht sehen wollen. Daß es jenseits dieser Mauer noch eine weite Erde giebt mit Berg und Thal, mit dunklen Wäldern und brausenden Meeren, davon wollen sie nichts wissen. Wehe dem Künstler, der zu ihnen eindringt und ihnen mit mahnender Stimme von Berg und Thal, von Wäldern und Meeren erzählt, statt ihnen vorzulügen, daß die Welt ein Gärtchen sei. Sie werden ihm ihr Ohr verschließen und ihm nicht glauben, so lange, bis eines Tages der Wald heranrückt, bis die Meere schwellen und schwellen und ihre Mauer, ihr Gärtchen und sie selbst überfluten. —

Ihre Moral ist eine Scheinmoral, welche sich zur echten Moral verhält wie die Scheinkunst zur Kunst. Es ist die Moral, auf der sich so ziemlich unsere ganze heutige Gesellschaft aufbaut, die Moral der Vertuschung. Ihr sauberes Sittengesetz hat drei Gebote. Erstes Gebot: Lassen wir die Dinge, wie sie sind. Zweites Gebot: Thun wir, so weit es möglich ist, was uns gefällt. Drittes Gebot: Sprechen wir nicht davon. Und dieses dritte Gebot, welches dem angenehmen Laster eine moralische Schutzwehr errichtet gegen den Skandal, dieses schändliche dritte Gebot schleudert man auch dem Künstler, dem Dichter entgegen. Sprich nicht davon! So befiehlt man ihm, dem ein Gott den heiligen Beruf gegeben, zu sagen, was er, und was seine Brüder leiden.

Aber er wird und er soll davon sprechen. Er wird und er soll die Kunst wieder auf jenen hohen und hellen Gipfel emportragen, auf welchem sie mit dem wahren Sittengesetz nichts anderes gemein hat als die verheißende Aussicht in die Zukunft.

Die naturwissenschaftliche Phrase.

Habe ich die Absicht des Herausgebers der neuen Zeitschrift richtig verstanden, so will er einen Kampfplatz für die in dem Geistesleben des modernen Deutschland hervortretenden Strömungen schaffen. Das, was die „Freie Bühne“ von anderen schätzbaren Zeitschriften unterscheiden soll, wäre darin zu erblicken, daß es den letzteren, mehr auf die bestimmten, in ihren einzelnen Beiträgen erörterten Gegenstände ankommt, ihm dagegen mehr auf die Kennzeichnung der unsere geistigen Zustände überhaupt beherrschenden Ideen und, wenn ich mich so ausdrücken darf, des Grades von Wärme, den sie in den Köpfen und Herzen, sei es der leitenden Menschen, sei es der Massen besitzen. Im Grunde genommen sind die größten öffentlichen Bekundungen der Allgemeinheit nichts Anderes als derartige Seelenuntersuchungen, welche das Volksganze an seinem lebendigen Körper

macht. Es prüft durch die Wahlen, wie viel ihm der geschichtliche Glanz eines königlichen Namens oder einer alten Einrichtung, wie viel ihm Bismarck, wie viel ihm persönliche Freiheit oder das Uebergewicht einer gedachten Gesammtwirthschaft über die einzelne Persönlichkeit, wie viel ihm die Männer der Aufklärung oder mit seiner Majestät König Friedrich dem Großen zu sprechen, la petraille werth sind. Die Volksabstimmung durch Klatschen oder Pfeifen in den Theatern, die Bilanzen der Buchhändler über das, was geht und was nicht geht, die Berichte der Kunsthändler, ja auch der großen Modehäuser und der Leute, welche die Erzeugnisse des Kunstgewerbes vertreiben über die Richtungen des Geschmacks — Alles das verdiente eine regelmäßige Prüfung auf den Werth jeder einzelnen Idee für unser individuelles Leben.

Eine solche Untersuchung wird sehr bald zwischen einer wirklichen und einer blos aus Gründen gesellschaftlicher Nachahmung erheuchelten oder auch einer von dem Einzelnen selbst für wahr gehaltenen, aber doch nur künstlichen Werthschätzung zu unterscheiden haben. Ein Beispiel bietet sich in dem Schlagwort, welches unser Jahrhundert als dasjenige der Naturwissenschaften bezeichnet. Nichts wäre dagegen zu sagen, wenn darunter blos die gewaltigen Fortschritte verstanden würden, wodurch seit etwa sechzig Jahren die gesammte äußere Physiognomie der civilisirten Welt von Grund aus verändert worden ist, oder die Umwälzungen, welche einzelne Gebiete der Naturwissenschaft eben durch jene Fortschritte erfahren haben. Allein man wendet das Wort vom naturwissenschaftlichen Zeitalter auch auf unser übriges geistiges und gesellschaftliches Leben an, wie ich glaube sehr mit Unrecht. Es will mir sogar erscheinen, daß je größer der Einfluß der technischen Fortschritte auf unser körperliches und wirthschaftliches Leben geworden ist, das allgemeine Interesse für die Naturwissenschaft sich im Laufe der Jahre desto mehr abgeschwächt hat. Diese scheinbar widersinnige Erscheinung erklärt sich sehr leicht aus der Art des naturwissenschaftlichen Fortschrittes selbst. Die Umwälzungen des äußeren Lebens sind nicht durch die großen theoretischen Fortschritte, durch die Lehre von der Erhaltung der Kraft, von der Spectralanalyse, von der Grundverwandtschaft der chemischen Elemente, von der organischen Ursache fieberhafter Krankheiten hervorgebracht worden, sondern durch die ungeahnte technische Vervollkommnung jedes einzelnen Zweiges der Naturwissenschaft, vor Allem der Thermodynamik und der Electrodynamik, sowie der chemischen Technologie. Durch sie sind dem Leben so viele Erleichterungen und Annehmlichkeiten zugeführt worden, daß sie die Masse jeder Mühe des Nachdenkens über Schwierigkeiten überhoben, welche einst sich der Aufmerksamkeit eines Jeden darboten. Man hat es gelernt — und wie leicht erlernt sich die Trägheit — gedankenlos im Schlaraffenlande der Technik zu leben. Die geistigen Berufszweige, welche nicht unmittelbar mit irgend einem Zweig der Naturwissenschaft zu thun haben, widmen ihr daher thatsächlich weit weniger Interesse als vor Jahrzehnten, ja als etwa zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo Franklin, Lavoisier und Priestley das Interesse an der Naturwissenschaft von Neuem angeregt hatten. Schon vorher war ein „Newtonianisme pour les Dames" geschrieben worden, trieb die Marquise du Chatelet mit Eifer und Sachkenntniß Mathematik und Physik und befaßte sich, von dem Verkehr mit ihr gespornt, Voltaire mit den Grundproblemen der Physik und Biologie. Dasselbe that Diderot, dessen verschwenderischem Geiste die ersten Geistesblitze, welche die einstige Evolutionslehre ahnen ließen, entsprühten; Rousseau war ein ebenso fleißiger, wie gründlicher Beobachter der Pflanzenwelt. In den Salons der französischen Aufklärungszeit vor der Revolution waren naturwissenschaftliche Unterhaltungen, physikalische Versuche gang und gäbe. Heute hat sich von solchem edlen Zeitvertreib der Dilettantismus ganz zurückgezogen; es ist wahr, daß er im vorigen Jahrhundert sich leichter an den leichten, grundlegenden Versuchen betheiligen konnte, als heute an solchen, die ihm

das Verständniß für electrische Fortbewegung oder Beleuchtung eröffnen könnten. Die Schwierigkeit der dabei aufzuwendenden geistigen Arbeit hat den Laien ebenso vom Studium der Naturwissenschaft zurückgeschreckt, wie es ihm durch die Leichtigkeit, ihre Ergebnisse zu genießen, entbehrlich gemacht worden ist.

Indessen ist diese stumpfe Gleichgiltigkeit der Massen, auch der sogenannten Gebildeten, besonders in den großen Städten, doch viel größer, als durch die Schwierigkeiten des Gegenstandes gerechtfertigt erscheint. In Deutschland steht es damit seit etwa anderthalb Jahrzehnten viel trauriger als in England, Amerika und in Frankreich. Dort haben große wissenschaftliche und lehrende Genies, wie Faraday, Tyndall, Draper, Claude Bernard schon vor Jahrzehnten in meisterhafter Weise dafür gesorgt, gerade die modernen Ideen der Naturwissenschaft volksthümlich zu machen; in Deutschland haben die Uebertragungen dieser Arbeiten aber durchaus nicht die verdiente Verbreitung gefunden; selbst Faraday's so faßliche, anziehende und kurze „Naturgeschichte einer Kerze" ist so gut wie unbekannt. In Deutschland haben allerdings sogar ein Helmholtz, Du Bois-Reymond, Brücke, Virchow durch einzelne Schriften und Vorträge die gleiche Bahn betreten, aber lange nicht den Widerhall gefunden, der gleichen Bestrebungen jenseits des Canals oder in Amerika, in neuerer Zeit auch in Frankreich und Italien gelohnt hat. Daher kommt es denn auch, daß erfinderische Genies, wie Edison, viel leichter in Amerika an der Hand des schlichtesten Selbstunterrichts erwachsen können als bei uns. Die Naturwissenschaft nimmt ebenfalls ihren Antheil an der künstlichen Kastenzüchtung, welche ein natürliches Erzeugniß der heutigen Gestaltung des höheren Unterrichts mit seinen schematischen Prüfungen und Titeln ist. Wen sie um des Brodes willen Nichts angeht, der kümmert sich nicht um sie, den bemüht auch sie sich nicht zu sich heranzuziehen. Man ahnt es gar nicht, welcher Grad von Unwissenheit über die größten und einfachsten Naturdinge im gebildeten Publikum herrscht. Nur ein Beispiel für Viele. In dem Feuilleton eines sehr geachteten Schriftstellers über das bekannte, die russischen Greuel in Sibirien behandelnde Buch M'Kennan's wurde an der Hand jenes Buches ein Besuch des amerikanischen Autors in der traurigen Behausun eines verbannten russischen Ingenieurs erwähnt und als bezeichnend für dessen Lectüre ein englisches Buch erwähnt: Balfour Stewarts „Erhaltung der Thatkraft". Ich weiß nicht, ob der Fehler auf Seiten des deutschen Uebersetzers oder de Feuilletonisten lag. Jedenfalls wußte Dieser nicht, daß es sich um das auch i Deutschland übersetzte, volksthümlich geschriebene Buch eines bekannten englische Physikers über die „Erhaltung der Kraft" (Conservation of energy) handelt Es begegnete mir übrigens im Jahre 1879 auf der Naturforscherversammlun daß, als ich einem deutschen Arzte den Professor Clausius, den hervorragendste Förderer der Lehre von der Erhaltung der Kraft, zeigte, jener den Namen zu ersten Male in seinem Leben hörte. In Berlin bestand bis gegen Ende unser siebziger Jahre unter Professor Gneist's Leitung der „Wissenschaftliche Verein", i dessen wöchentlichen Vorträgen in der Singakademie die bedeutendsten deutsch Gelehrten, und zwar vorwiegend Naturforscher, die jüngsten Ergebnisse ihrer Arbei gemeinfaßlich vortrugen, und dieser Verein ist an der Theilnahmslosigkeit des Publiku zu Grunde gegangen. Glücklicher scheint neuerdings die „Urania" in Berlin sein, aber sie bedarf besonderer Reizmittel, um das Interesse zu fesseln. Im Gan ist dieses Interesse leider in Deutschland, abgesehen von den Fachkreisen, die scheu oder stolz vor der Menge zurückziehen, recht gering. Es wird einer gro volksthümlichen Strömung von unten herauf, welche das ganze Bildungswesen ergr bedürfen, um, sei es durch den Staat, sei es durch freiwilliges Zusammenwir dem Mann und der Frau aus dem Volke Gelegenheit zu schaffen, naturwissensch liche Belehrung von den Elementen an bis zur Erfassung der schwierigeren Aufg zu erhalten.

So lange aber ein solcher Zustand nicht besteht, so lange die Grundlagen des Naturwissens nicht wirklich ein Bestandtheil der allgemeinen Bildung sind, muß man wünschen, daß lieber jedermann, der sich dieser Lücke bewußt ist, sie auch offen bekenne und nicht ein mechanisches Weitertragen von Schlagwörtern und Gemeinplätzen, die den Naturwissenschaften entstammen, an die Stelle eines solchen elementaren Wissens trete. Darum halte ich es auch für bedauerlich, wenn derlei Begriffe, wie der der Vererbung, der natürlichen Zuchtwahl und Anpassung, von modernen Schriftstellern zum Gegenstand literarischer Behandlung unter Zuhilfenahme wissenschaftlicher Aeußerlichkeiten genommen werden. Dem einzelnen literarischen Werke soll dadurch ein modernes Gepräge aufgedrückt werden; aber die Autoren, welche mit derlei Entlehnungen zu wirken hoffen, bedenken nicht, daß sie in den Augen des Unterrichteten, der weiß, daß es sich, wie z. B bei der Vererbungsfrage, um eine wissenschaftliche Tagesströmung handelt, deren Berechtigung gerade von den neuesten Forschungen wieder in Frage gestellt wird, sich nur bloßstellen, während sie den Unkundigen lediglich ein falsches Bild geben. Ein anderer Zug dieser Art ist die Behandlung sogenannter Grenzgebiete zwischen dem normalen und krankhaften Seelenleben. Es wirkt meines Erachtens nur verwirrend und im Sinn einer äußerlichen Kunstpflege, wenn die dem Dichterauge sich erschließenden dunklen Tiefen des menschlichen Gemüthes mit einem falschen und nur scheinbar von der Wissenschaft der körperlichen Thatsachen erborgten Licht beleuchtet werden. Wohl verkenne ich nicht, daß jenem Streben das edle Verlangen nach Wahrheit zu Grunde liegt, in welchem sich ja der Naturforscher und der naturwissenschaftlich Gebildete mit einer Richtung der heutigen Literatur Eins weiß. Aber indem wir verlangen, daß der Natursinn der Massen lebhafter geweckt werde, dürfen wir auf der anderen Seite auch wünschen, daß eine dem dichterischen Geiste nicht vertraute Begriffswelt nicht in die der geistigen Anschauung hineingetragen werde, die ihrer gar nicht bedarf. Shakespeare und Cervantes waren keine Naturforscher und doch große Seelenkenner und Seelenmaler. Das praktische Leben und die innere Beobachtung der eigenen Seelenvorgänge bieten Stoff genug für die Darstellung des Dichters, um ihn nicht zu überflüssigen Entlehnungen aus der Naturwissenschaft zu nöthigen, die ja auch ihrerseits durchaus nicht den Einfluß auf das praktische Verhalten ihrer Jünger übt, welchen man von ihr erwarten sollte. Vorurtheile solcher Art habe ich im Auge, wenn ich es für eine würdige Aufgabe erkläre, Literatur und Leben von der naturwissenschaftlichen Phrase freizumachen, und uns, ein Jeder selbst, ins Gewissen zu reden: „Such' er den redlichen Gewinn, sei er kein schellenlauter Thor."

Emil Schiff.

Theater.

Freie Bühne: Die Macht der Finsterniß.

In der Bibel steht, daß Jesus von Nazareth zu seinen Jüngern und Schülern die Niedrigsten aus dem Volke und große Sünder erwählt habe. Einen Niedrigsten aus dem Volke, der ein großer Sünder war, hat sich Graf Leo Tolstoi zum Helden seines Dramas ausgesucht. Und wie dieser Dichter im schroffen Gegensatz zu späteren Christenheiten auf die Urlehren jenes Messias zurückgreift und den Widerspruch hervorhebt zwischen dem, was Christi Lehre war, und dem, was aus ihr geworden ist, so könnte sich der Held des russischen Dichters wohl zu jenen gesellen, die ohne Rücksicht auf Gut und Blut der Lehre des Meisters anhängen. Wenn Christus mit doppelt feierlicher Betheuerung lehrte, es würde mehr Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut, als über tausend Gerechte, welche der Vergebung nicht bedürfen, so führt Tolstoi einen solchen großen Sünder vor; er zeigt ihn in seiner ganzen Verschuldung, und wir sehen, wie sein Sinn sich ändert. Metanoia heißt das neutestamentliche Wort, welches Luther mit „Buße" übersetzt und

das durch lateinische Wissen den trostlosen, eingeengten Begriff der Pönitenz erhalten hat, der vielmehr auf einen strafenden, als auf einen verzeihenden Gott hinweist. Metanoia bedeutet nichts mehr und nichts weniger als Sinnesänderung. Und diese erfährt an sich Tolstoi's Nikita.

Der Uebersetzer, Herr August Scholz, hat die Dichtung, deren Held Nikita ist, ein „dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben" genannt. Offenbar wollte er mit diesem Umschweif übertriebenen Erwartungen auf die Bühnenwirksamkeit des Dramas vorbeugen. Aber zu allen Zeiten wurde als das Wesen des Dramas anerkannt, daß im Leben eines Menschen ein großer Wendepunkt eintritt. Und es giebt nicht viele Beispiele, wo dieser Wendepunkt mit so hinreißender Kraft und so erschütternder Wahrheit eintritt, wie in Tolstoi's „Macht der Finsterniß". Wir sehen den Helden schuldig werden, und wir sehen, wie er in einer großen Eingebung das Kreuz auf sich nimmt und seine Schuld bekennt, durch kein irdisches Strafgericht gezwungen, sondern in freiwilliger That, weil sein Gewissen frei werden will und sein Muth sich vor Menschen nicht mehr fürchtet.

Es ist Hochzeit im Bauernhause. Die Braut hat nicht geweint, und daraus ziehn ein paar junge Mädchen den Schluß, daß sie den Bräutigam nicht gern nahm. Der Brautvater drückt sich, als er den üblichen Segen geben soll, und ist weder von Frau noch von Mutter zu bewegen, ins Hochzeitshaus zurückzukehren. Damit hat es seine Bewandtniß: die Braut ist die Stieftochter seiner Frau. Aber von ihm hatte sie ein Kind und er hat dieses Kind gleich nach der Geburt überseit gebracht. Ja, es steht noch mehr auf seinem Kerbholz. Er war Knecht auf dem Hofe gewesen, den er jetzt durch die Hand der Bäuerin erhielt, und schon zu Lebzeiten des alten kranken Bauern hatte er mit dem Weib Umgang gepflogen. Durch Vermittlung seiner Mutter hatte das stumpfe Weib ihren Alten vergiftet, um Nikita heuren zu können. Und als Nikita Herr im Hause war, und auch das Baargeld unrechtmäßig in seinen Besitz gelangt war, legte er sich vollends auf die liederliche Seite, soff, schlug sein Weib, mißbrauchte deren halbblöde Stieftochter und mordete das Kind, das diese ihm gebar.

Ein Scheusal! sagt Jedermann, und in den ersten vier Akten des Dramas hat Tolstoi keine Farbe gespart, seine ganze Scheußlichkeit bloßzulegen. Aber er ist kein conventionsmäßiges Theaterscheusal, das aus irgend einem Höllenpfuhl frischgebacken hervorgeholt ward, sondern ein Mensch, der als das Ergebniß seiner Geburt und seiner Gewöhnung erscheint, ein hübscher, kräftiger Bursche mit einer träumerischen Gemüthsart, dem die Mutter das schlechteste Beispiel gab, auf den der dumpfe unredefertige Vater keinen Einfluß hatte, den die Weiber verlockten, der durch die geflissentliche Unterdrückung seines natürlichen Rechtsgefühls immer tiefer ins Unrecht gerieth, der den Regungen des Mitleids und der Reue nicht unzugänglich, doch durch die Leidenschaft seiner ungezügelten Natur zum Schlimmsten fähig war. Während den Kindesmörder das Gewissen furchtbar quält, droht er seiner Mutter mit Todtschlag, der Anstifterin und Mitwisserin des Verbrechens. In solch leicht hingeworfene Skizzirung der Charaktere zeigt sich die Kunst eines großen Dichters der mit einem einzigen Fingerzeig in der Brust des Menschen alle beiden Seelen aufdeckt. Vom Vater hat Nikita die eine, von der Mutter die andere Seele. Der Vater ist gut, die Mutte schlecht. Aber wie des Vaters schlichte Frömmigkeit durch geistige Dumpfheit bis zu stammelnden Senilität herabgedrückt ist, so wird der Mutter Niedertracht durch naive Un empfindlichkeit für moralischen Werth fast gehoben. Dort geistige, hier sittliche Dumpfheit Wenn die Mutter mit einer gewissen behäbigen Gemüthlichkeit, nesciens bonum et malum frevelt, wenn sie den Säugling, den sie kaltblütig ersticken läßt, vorher durchaus noch getauft sehe will, wenn diese alte Giftmischerin und Diebin mit geläufiger Zunge in den Sohn gefühlvol und verschmitzt hineinredete, bis sie ihn 'rum hatte, konnte der Vater stottern und kopfschüttel und fingerweisen, nach Gutdünken, Niemand achtete seiner, denn sein schwacher Geist fand keine Ausdruck für das, was sein Sittlichkeitsgefühl, das bei ihm so naiv ist wie beim Weibe di moralische Blindheit, ihm eingab. Als aber das Maß der Sünden voll ist, kommt des Vater Seele über den Sohn, er erfährt an sich die große Umwandlung, die nach Christi Lehre den We zum ewigen Glück weist. Er hat den Muth des öffentlichen Schuldbekenntnisses. Er wirft si in die Knie, er wirft sich auf die Brust und gesteht vor versammelter Dorfgemeinde al seine Schuld. Seine Mutter hält ihn zuerst für betrunken, dann für behert, dann für verrück Sein plumpes Weib jammert, der Dorfälteste läßt ihn in Stricke legen und will ein Protoko anfertigen, die Einfalt der stumpfsinnigen Verführten aber, vom Reumuth des Sünders tief e griffen, bekennt sich zur Mitschuld, und der alte Vater, der einfältig seinem Rechtsgefühl folgte un nichts vom geschriebenen Jus noch von der Lebensschlauheit weiß, tritt dem Vertreter irdisch Gesetzlichkeit entgegen: „Ein Mensch thut Buße und Du wirst vom Krotopoll sprechen?" Und de Sohn zieht er an's Herz: „Mein liebes Kind! Hast selber kein Mitleid gehabt, drum wird Er d verzeihen, Gott nämlich, Gott."

Dem gewaltigen Eindruck „des Menschen, der Buße thut", hat sich bei der Aufführung d Dramas, die auf der „Freien Bühne" am letzten Sonntage stattfand, wohl auch der Widerwillig und Voreingenommenste nicht entziehen können. Und ebenso mußte Alles, was schon vorher a die große Seelenänderung hinwies, tief wirken. Wenn der alte Bauer in der Angst der Sterb stunde seinen Knecht, der ihm das Weib stahl, um Vergebung bittet etwaigen Unrechts wege und der sonst so rüde, geckenhafte Nikita, im Gefühl seiner großen Schuld gegen den Sterbende

bitterlich anfängt zu weinen; wenn der alte Vater mitten im Elend des Familienlebens (der Mann wild trunkene Albernheiten, die Weiber prügeln sich) es über bekommt und vom warmen Ofen in die kalte Schneenacht hinauswankt, wenn das halbwüchsige Dirnchen im Augenblick, wo unter der Diele ein Todverbrechen geschieht, bebend vor Furcht und Mitleid sich in die Arme des alten graubärtigen Knechts flüchtet — so sind das Momente, welche erst in der Bühnenaufführung zur ganzen Geltung kamen und erwiesen, daß die dramatische Kunst nicht bloß durch Handlung, sondern auch durch Stimmung das Ziel erreicht, das aller Dichtung erstes und letztes ist: den Blick zu öffnen in die Geheimnisse der Menschenseele.

Wir lesen täglich in den Verhandlungen des Schwurgerichts, daß im Volke schwere Verbrechen begangen und bestraft werden. In jeder Sekunde unseres Lebens können wir aufmerken und uns sagen: jetzt geschieht irgend wo in der Welt unter Menschen, die beisammen wohnen, eine finstere That. Worte wie Schändung, Kindermord, Giftmischerin, wir lesen sie so oft im Tagesrapport, daß wir höchstens dafür noch ein Kopfschütteln haben. Der Richter stellt den Sachverhalt fest und dann fällt er sein Urtheil, eisern und ernst. Aber nach den Motiven der That braucht er nicht zu fragen. Höchstens, daß der Arzt den Geisteszustand des Verbrechers untersucht hat. Das Psychiatrische kommt noch in Frage, das Psychologische steht dahin. Für den Einzelfall ist es gleichgiltig, was fürs Allgemeine das Wichtigste ist. Hier, wo das Geschäft des Richters schließt, beginnt das heilige Amt des Dichters. Und wenn nach hehrer Sitte in der Todesstunde des großen Sünders ein Priester bei ihm steht und Trost zu geben sucht, so hat der Dichter noch einen höheren Trost übrig: er erklärt der Welt die That. Er kann nur auf seine Weise wirken, mit den Mitteln der Kunst, und wenn ein Epiker wie Leo Tolstoi zu solchem Zweck die Mittel des Dramas wählt, so fragt es sich, ob er seinen Zweck mit diesem Mittel ebenso erreicht hat, wie in den Romanen. Er hat es überall dort erreicht, wo die Gestalt des sündhaften Büßers in ihrer langsamen Entwicklung hervortritt. Wie zuerst die Begegnung mit der längst verheiratheten Jugendgeliebten, die er auch verführt hatte, („o Marinuschka, hätt' ich doch nicht von dir gelassen!") dann die Scheußlichkeit der Mutter, die öde Angeheitertheit des eignen Weibes, und endlich die Menschenverachtung eines betrunknen Dorfweisen, der ein ruhiges Gewissen hat weil er niemals lügt, einen großen Entschluß zur Reife bringt, ist gewaltig.

Wo der Dichter dagegen Nikita's Gestalt nach der Art des echten Naturalismus aus seiner Umgebung heraus begreiflich macht, gab er oft einer epischen Breite nach, welche die unmittelbare Theaterwirkung herabdrückt. Und wenn Tolstoi's „Macht der Finsterniß" in der psychologischen Entwickelung und im Erwecken der Stimmung unsern jungen Dichtern ein Vorbild ist, so sollten sie sich von diesem Werk, hinter dem bei jedem Wort ein Genius steht, nicht zur Unterschätzung dramatischer Spannkraft verleiten lassen.

Die Breiten zu tilgen, ist man auf der „Freien Bühne" eifrig beflissen gewesen; stellenweis nicht genug. Auch die Rücksicht auf das nervenschwache Publikum, das vor der Gewalt eines Schicksals erbebt und seine Scheu dann gern hinter Hohn verbirgt, ist so weit wie irgend möglich getrieben werden; Nikita hörte nicht das kleinste Knöchelchen knacken.

Dank der ein- und umsichtigen Regie des Herrn Meery und dem verständnißvollen Opferwillen der Darsteller, namentlich der Herren Hock, Pauli, Kauer, Ferd. Meyer sowie der Damen Reicher, Beneta, Lauber, A. Hock und L. Detschy wurde der Ton und Stil der Dichtung im Ganzen getroffen. Einige Halb- und Viertelrussen entsetzten sich darob, daß in einem russischen Hause der Thee aus Tassen getrunken wurde und ein Backfisch in fliegenden Haaren ging. Kann sein, daß das specifische Russisch nicht immer nationalecht getroffen wurde, und specifisch russisch ist die Dichtung sicherlich. Aber die Echtheit des Russischen läßt sich auch aus der Echtheit des Menschlichen heraushorchen, und wenn das gelingt, so ist Besseres geleistet, als durch richtige Haartrachten und Trinkgeschirre. Durch die Aufführung des Dramas ist eine fremde, aber auch mit Menschen bevölkerte Welt uns nahe getreten. Hätten sich zur Verkörperung dieser Welt nur Schauspieler ersten Ranges zusammengethan, so wäre sie uns sicherlich noch näher getreten. Wenn aber von unsern ersten Schauspielern verschwindend wenige den Trieb verspüren, neue Welten der Menschendarstellung zu entdecken, und die Gelegenheit, die sich ihnen bietet, vorbeigehen lassen, vielleicht vorbeizulassen gezwungen sind, so ist Niemand weniger dafür verantwortlich als der Vorstand der „Freien Bühne".

Paul Schlenther.

Tolstoi und sein Berliner Publikum.

Wer hat Recht, der größte deutsche Dramatiker oder der tüchtigste Theaterpraktiker? Friedrich Schiller oder Heinrich Laube?

> Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
> Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus,

hat Schiller gesagt; Laube aber erwidert: „Jeder Einzelne mag ein Dummkopf sein, Alle zusammen sind sie doch ein verflucht gescheidter Kerl".

Sofern das Theater in Frage steht, kommt Laube dem Wesen der Sache näher, scheint mir: jeder Einzelne sei hier, was er sei, ein Dummkopf, ein Kenner, ein Banquier; bilden sie aber eine Gesammtheit, so entsteht ein Neues, ein Selbstständiges, von jedem Einzelnen Unabhängiges, eben das, was Laube den „Kerl" nennt. Und ich hätte mich nur gegen das allzu schmeichelhafte Epitheton aufzulehnen. „Verflucht gescheidt" hat sich der „Kerl" nicht immer bewiesen. Er hat oft zu dem Aufgang ewiger Sonnen gezischt, und noch öfter sich von Irrlichtern im Kreis herum führen lassen. Immer aber haben wir mit diesem Gesammtgeist im Theaterleben zu rechnen, er behält zunächst das letzte Wort, seine Auffassung ist die interessanteste und — er bildet sich jeden Tag von Neuem: er entsteht und beweist sich, selbst wenn Zuhörerschaften in Parteien geschieden, von Sympathien und Antipathien durchaus beherrscht sind. Niemals haben wir das besser beobachten können, als in der ersten deutschen Aufführung der „Macht der Finsterniß."

Wie es bei allen Aufführungen der „Freien Bühne" gewesen, so war's auch diesmal: es kam kein unbefangener Mensch ins Theater. Sie hatten wieder einmal schrecklich viel gelesen und waren schon beim Abgeben der Straßenkleider überschwängliche Gegner oder wüthende Bewunderer.

Der Vorhang geht auf. Die niedere russische Bauernstube erscheint. Ein fremder Schauplatz, fremde Menschen, fremde Zustände. Nun galt es. Das Dichtwerk hatte sich seinen Boden, seine Atmosphäre zu erringen — und hier scheint mir Tolstoi beinahe sein Stärkstes zu geben: völlig zwang er uns in den Kreis seiner Anschauung hinein. Als der erste Akt zu Ende war, dachte, athmete man in der vom Dichter gewollten Welt. Lebhafter Beifall. Erst als die prinzipiellen Bewunderer den Applaus zur Demonstration erweitern wollten, erinnerte sich die andere Partei ihrer gleichfalls prinzipiellen Gegnerschaft und spitzte die Lippen. Ein kurzes Scharmützel, und die Hände siegten. Aber es war doch ärgerlich: was mußten die übereifrig gefährlichen Freunde die so hübsch gewonnene Neutralität stören?

Nach dem zweiten Akt ging's schon hitziger her. Die Widersacher hatten Kraft gesammelt. Furchtbare Dinge hatten sich im Stück zugetragen: das Sterben des vergifteten Bauern, das grauenhafte Suchen nach dem Geld — und als endlich Matrona die Aermel hochschlägt, um die frische Leiche mit dem warmen Theewasser zu waschen, und über dieser Scene der Vorhang niederging, da durchfuhr zunächst ein Zischen wie ein schneidender Strahl das Haus. Der Beifall erhob sich zum Kampf. Bald war's auf beiden Seiten still, nur im zweiten Rang irrlichtelirte noch eine Weile kleiner Krieg hin und her. Da ereignete sich etwas ungewöhnliches: die Hörer im Parquet und theilweis in den Logen erhoben sich, machten Front gegen die Lärmmacher und geboten ohne Zorn und Eifer, aber ernst und entschieden Ruhe. Das wurde verstanden. Das hieß: Wir sind hier nicht zum Spectakelmachen, wir stehn vor dem Werk eines Dichters, also, ob für oder gegen in erster Reihe: Respekt! In diesem Augenblick war der Gesammtgeist fast fühlbar vorhanden und hatte sich prächtig offenbart mit seinem guten, ehrlichen Sinn und seinem gesunden Takt.

Glücklicher verlief nun der dritte Aufzug; man stand ganz unter dem Bann der Vorgänge. Beweis: breiter, volksthümlicher Humor konnte unmittelbar neben dem Ergreifendsten zur Wirkung gelangen, und Mitritsch's Erklärung, was Zinsen und eine Bank sind, entfesselte einen Sturm von Applaus. Selbst Sachverständige konnte man lebhaft einstimmen sehen.

Entscheidung brachte der vierte Akt. Die erste Hälfte des Aufzugs ruft nochmals lebhafte Aufregung hervor: Nikita gräbt das Loch, in das das Neugeborene verscharrt werden soll, und das allgemeine Schaudern macht sich Luft in starker Opposition. Aber in der zweiten Hälfte tra[t] ein völliger Umschlag ein; wir sehen die von Tolstoi selbst geschaffene Variante, der Kindesmor[d] ereignet sich nicht vor uns, nur sein Reflex fällt auf die Scene. Ich glaube, thatsächlich geschau[t] hätte er die große Stimmung, die nun über der ganzen Zuhörerschaft lag, gründlich beeinträchtig[t] — die große Stimmung, in welcher der letzte Akt begann, und die er zu mächtiger Höhe emporhob.

Wenn man wirklich von neuer Kunst, einer neuen Schule sprechen will, hier haben sie einen leuchtenden Sieg erfochten. Wo waren denn beim Schluß des Werkes die — Parteien geblieben? Wo waren die vorgefaßten Meinungen? Wo waren die Zeloten von hüben und drüben, die Neuen, die Alten, die Enthusiasten, die Skandalmacher? Ich habe keine Spur von dem allen mehr bemerkt. Ein Sturmwind von Begeisterung hatte die Gesammtheit ergriffen und sie hinausgetragen in den klaren Aether der Kunst. Wie Glockenklänge zitterten die letzten Worte in uns allen nach, die Worte eines echten Poeten.

Eine Mahnung aber legt diese Aufführung allen nahe: lassen wir den Gesammtgeist frei, ganz frei schalten! Lassen wir die Kunstprincipien draußen, oder jedenfalls bethätigen wir s[ie] nicht drinnen im Haus. Ich wende mich hier gegen den freundlichen Uebereifer so gut, wie gegen den feindlichen. Lassen wir den „Kerl" wie er sich giebt! Nur so bleibt er lebendig, bleibt [er] „gescheidt".

Hans Olden.



Das Friedensfest.

Eine Familienkatastrophe.

Bühnendichtung in drei Vorgängen
von
Gerhart Hauptmann.

Handelnde Menschen.

Dr. med. Fritz Scholz, 68 Jahre alt
Minna Scholz, dessen Ehefrau, 46 Jahre alt.
Auguste, 29 Jahre alt
Robert, 28 Jahre alt — deren Kinder.
Wilhelm, 26 Jahre alt
(Soweit möglich, muß in den Masken eine Familienähnlichkeit zum Ausdruck kommen.)
Frau Marie Buchner, 42 Jahre alt.
Ida, ihre Tochter, 20 Jahre alt.
Friebe, Hausknecht, 50 Jahre alt.

Die Vorgänge dieser Dichtung spielen sich ab an einem Weihnachtsabend der 80er Jahre in einem einsamen Landhaus auf dem Schützenhügel bei Erkner. (Mark Brandenburg).

Der Schauplatz

aller drei Vorgänge ist eine hohe, geräumige Halle, weiß getüncht, mit alterthümlichen Bildern, wie auch mit Geweihen und Thierköpfen aller Art behangen. Ein Kron'euchter aus Hirschgeweihen in der Mitte der Balkendecke angebracht, ist mit frischen Lichtern besteckt. Mitten in der Hinterwand ein nach innen vorspringendes Gehäuse mit Glasthür, durch die man das schwere, geschnitzte Eichenportal des Hauses erblicken kann. Oben auf dem Gehäuse befindet sich ausgestopft ein balzender Auerhahn. Seitlich über dem Gehäuse rechts und links je ein Fenster, befroren und zum Theil mit Schnee verweht.

Die Wand rechts weist einen offenen, thorartigen Bogen auf, der nach der Treppe in die oberen Stockwerke führt. Von zwei niedrigen Thüren derselben Wand führt die eine nach dem Keller, die andre zur Küche. Die gegenüberliegende Wand hat ebenfalls zwei Thüren, welche beide in ein und dasselbe Zimmer führen. Zwischen diesen Thüren eine alte Standuhr, auf deren Dach ein ausgestopfter Kauz hockt. Die Möblirung des Raumes besteht aus alten, schweren Eichenholztischen und Stühlen. Paralell mit der Seitenwand, rechts vom Zuschauer eine weiß gedeckte Tafel. Rechts im Vordergrund ein eisernes Oefchen mit längs der Wand hingehender Rohrleitung. Alle Thüren sind bunt, die Thürfüllungen mit primitiven Malereien, Papageien ꝛc. darstellend versehen.

Erster Vorgang.

Die Halle ist mit grünen Reisern ausgeschmückt. Auf den Steinfliesen liegt ein Christbaum ohne Fuß. Friebe zimmert auf der obersten Kellerstufe einen Fuß zurecht. Einander gegenüberstehend zu beiden Seiten der Tafel beschäftigen sich Frau Buchner und Frau Scholz damit, bunte Wachslichte in den dazu gehörigen Tüllen zu befestigen. Frau Buchner ist eine gesundaussehende, gut genährte, freundlich blickende Person, einfach, solid und sehr adrett gekleidet. Schlichte Haartracht. Ihre Bewegungen sind bestimmt, aber vollkommen ungezwungen. Ihr ganzes Wesen drückt eine ungewöhnliche Herzlichkeit aus, die durchaus echt ist, auch wenn die Art, mit der sie sich kund giebt, zuweilen den Eindruck der Ziererei macht. Ihre Sprache ist geflissentlich rein, in Momenten de[s] Affects deklamatorisch. Ein Hauch der Zufriedenheit und des Wohlbehagens scheint von ihr auszugehe[n] — Anders Frau Scholz: Sie ist eine über ihre Jahre hinaus gealterte Person mit dem beginnend[en]

Gebrechen des Greisenalters. Ihre Körperformen zeigen eine ungesunde Fettansammlung. Ihre Hautfarbe ist weißlichgrau. Ihre Toilette ist weniger als schlicht. Ihr Haar ist grau und nicht zusammengerafft; sie trägt eine Brille. Frau Scholz ist schußrig in ihren Bewegungen, ruhelos, hat eine zumeist weinerliche oder winslicke Sprechweise und erregt den Eindruck andauernder Aufgeregtheit. Während Frau Buchner nur für andre zu existiren scheint, hat Frau Scholz vollauf mit sich selbst zu thun. — Auf der Tafel zwei fünfarmige, mit Lichtern besteckte Girandolen. Weder der Kronleuchter noch die Girandolen sind angesteckt. Brennende Petroleumlampe.

Friebe (führt mit dem Beil einen Schlag). Da jeht mer ooch keen Schlag nich fehl.

Frau Scholz. — ffff!!! Ich kann's doch aber nich hören, Friebe! wie oft hab' ich Ihn'n schon . . . wie leicht kann Ihn'n das Beil abfahren. Auf Steinen hackt man nich Holz!

Friebe. Da jarantir ick for. Wofor wär ick d'nn sonst zehn Jahre Rejimenter jewesen?

Frau Buchner. Regimenter?

Frau Scholz. Er war Vorarbeiter in den königlichen Forsten.

Friebe. Keen — (er schlägt zu) — Schlag da — ä! (er schlägt) komm ick for uff. (Er steigt herauf, betrachtet, was er gemacht hat, bei der Lampe und befestigt dann den Christbaum, so daß er aufrecht steht. Friebe ist klein, bereits ein wenig gebeugt, obeinig und hat eine Glatze. Sein kleines, bewegliches Affengesichtchen ist unrasirt. Kopfhaare und Bartstoppeln spielen in's Gelblichgraue. Er ist ein Allerweltsbastler. Der Rock, welchen er trägt, ein Ding, das von Putzpulver, Oel, Stiefelwichse, Staub rc. starrt ist, für einen doppelt so großen Mann berechnet, deshalb die Aermel aufgekrempt, die Rockflügel weit übereinander gelegt. Er trägt eine braune, verhältnißmäßig saubre Hausknechtsschürze, unter welcher er von Zeit zu Zeit eine Schnupftabacksdose hervorzieht, um mit Empfindung zu schnupfen. Der Baum ist befestigt, Friebe hat ihn auf die Tafel gehoben, steht davor und betrachtet ihn) Een janzet — schönet — richtijet — Tannenbäumken! (mit wegwerfender Ueberlegenheit zu den Frauen hinuber) 't is woll jar keens, wat?

Frau Buchner. Als ehemaliger Forstmann müssen Sie ja das wohl unterscheiden können.

Friebe. Na jewiß doch, det wär ja noch verrückter! was de nu de Fichte is . . . .

Frau Scholz (unterbricht ihn ungeduldig). Wir dürfen uns beileibe nich aufhalten Friebe. Meine Tochter hat extra gesagt: Daß Du mir Frieben schickst.

Friebe. Na . . . . i! . . . . meinswejen doch (mit einer wegwerfenden Handbewegung ab durch die Küchenthür).

Frau Buchner. An dem habt Ihr wohl was?

Frau Scholz. I warum nich gar! 'n ganz verdrehter Zwickel. Wenn nich mei Mann . . . . na sehen, Se, so war mei Mann; diese alte Schnuptabacksnase, die war nu für ihn, die mußt' er den ganzen Tag um sich haben, sonst war ihm nich wohl. Ein zu merkwürdiger Mann!

Auguste. (in Hast und Bestürzung, von draußen herein. Innen angelangt schlägt sie die Glasthür heftig in's Schloß und stemmt sich dagegen, wie um Jemand den Eintritt zu verwehren.)

Frau Scholz (auf's heftigste erschrocken schnell nach einander). O! Gottogottogott!!!

Frau Buchner. — Ja — was . . .?

(Auguste ist lang aufgeschossen und auffallend mager, ihre Toilette ist hochmodern und geschmacklos. Pelzjacke, Pelzbarett, Muff. Gesicht und Füße sind lang, das Gesicht scharf, mit schmalen Lippen, die fest auf einander passen und Zügen der Verbitterung. Sie trägt eine Lorgnette. Mit der Aufgeregtheit der Mutter verbindet sie ein pathologisch offensives Wesen. Diese Gestalt muß gleichsam eine Atmosphäre von Unzufriedenheit, Mißbehagen und Trostlosigkeit um sich verbreiten.)

Auguste. Draußen . . . . meiner Seele . . . . es ist Jemand hinter mir hergekommen.

Frau Buchner (die Uhr ziehend). Wilhelm vielleicht schon — nein, doch nicht. Der Zug kann noch nicht da sein. (zu Auguste) warten Sie doch mal! (sie greift nach der Thürklinke, um sie zu öffnen).

Auguste. Nich doch, nich doch!

Frau Buchner. Sie sind nervöööös, liebes Kind. (sie geht durch die Glasthür und öffnet das Außenportal. Ein wenig zaghaft) Ist Jemand hier? — (resolut) Ist Jemand hier? (Pause, keine Antwort.

Frau Scholz (erbost). Großartig wirklich! — Ich dächte ma hätte gerade genug Aufregung. Man kann ja den Tod davon haben. Was Du och immer hast!

Auguste. Haben! haben! (bissig) was ich nur immer haben soll?!

Frau Scholz. Du bist ja recht liebenswürdig zu deiner Mutter!

Auguste. Ach, meinswegen! — soll man sich etwa nicht fürchten, wenn man .... im Stockfinstern — mutterseelenallein ....

Frau Buchner (die Hände von rückwärts um ihre Taille legend, begütigend). Hitzkopf, Hitzkopf! — wer wird denn immer gleich soo sein?! — Kommen Sie (ist ihr beim Ablegen behülflich) so — sehen Sie!?

Auguste. Ach Frau Buchner, 's is' auch wahr!

Frau Buchner. Hört mal, Herrschaften! vier lange Tage sind wir nun schon bei Euch. Ich dächte .... wollt Ihr mich nicht Du nennen? — ja?! — schön! also .... (umarmt und küßt Auguste desgleichen Frau Scholz).

Frau Scholz (bevor sie die Umarmung entgegennimmt). Wart nur wart, ich habe Wachshände.

Frau Buchner (zu Auguste, welche an das Öfchen getreten ist, um sich zu wärmen). Gelt, jetzt ist Dir schon gemüthlicher? — war die Bescheerung hübsch?

Auguste. Na, ich geh jedenfalls nicht mehr hin. Schlechte Luft, eine Hitze zum Umkommen.

Frau Buchner. Hat der Herr Pastor schön gesprochen?

Auguste. So viel steht fest: wenn ich arm wäre, ich hätte auf die Rede des Großmann hin .... wahrhaftig den ganzen Bettel hätte ich ihnen vor die Füße geschmissen.

Frau Buchner. Es ist aber doch ein großer Segen für die armen Leute.

(man hört hinter der Scene durch eine helle, schöne Frauenstimme gesungen:)

„Wenn im Haag der Lindenbaum
Wieder blüht,
Huscht der alte Frühlingstraum
Durch mein treu Gemüth“.

(Ida tritt ein von der Treppe her. Sie ist zwanzig Jahre alt und trägt ein schlichtes, schwarzes Wollkleid. Sie hat eine schöne, volle Gestalt, sehr kleinen Kopf und trägt das lange, gelbe Haar bei ihrem ersten Auftreten offen. In ihrem Wesen liegt etwas Stillvergnügtes, eine verschleierte Heiterkeit und Glückszuversicht; demgemäß ist der Ausdruck ihres klugen Gesichts meist heiter, geht aber auch mitunter plötzlich in einen milden Ernst über oder zeigt spontan tiefes Versonnensein.)

Ida (ein Handtuch um die Schultern gelegt, einige Cartons auf dem Arm). Es kam doch Jemand?

Frau Scholz. Auguste hat uns 'n schönen Schreck eingejagt.

Ida (rückwärts nach der Treppe deutend). Da oben ist's auch recht ungemüthlich; (lachend) ich hab gemacht, daß ich runter kam.

Frau Scholz. Aber Kindel! über Dir wohnt ja jetzt noch Robert.

Ida (stellt die Cartons auf den Tisch; öffnet sie und entnimmt ihnen einige Gegenstände). Wenn auch! der ganze Stock ist doch immer leer.

Frau Buchner. Dein Haar müßte doch nun bald trocken sein, höre?

Ida (den Kopf anmuthig wendend und zurückwerfend). Fühl mal!

Frau Buchner (thut es) O bewahre! — du hätt'st zeitiger baden sollen, Kind.

Ida. Was die alte Mähne doch für Mühe macht, eine ganze halbe Stunde hab ich am Ofen gehockt. (sie hat einem der Cartons eine geldseidne Börse entnommen, die sie Augusten hinhält). Die Farbe ist nett, wie? 'S is ja nur so ein kleines Späßchen. Hat er schon manchmal Börsen gehabt?

Auguste (über ihr Peluchejaquet hinweg, an dem sie herumreinigt, achselzuckend). Weiß nicht. (sie bringt ihre kurzsichtigen Augen prüfend in nächste Nähe der Börse). Bischen sehr locker im Muster. (sogleich wieder in ihre vorige Arbeit vertieft). Der Peluche ist hin.

Ida (ein Kistchen Cigarren aufbauend). Ich freu mich recht! — daß Ihr nur nie einen Baum geputzt habt —?

Auguste. Wenn man's recht bedenkt: eigentlich ist das doch auch nichts für Erwachsene.

Frau Scholz. Nie! da hätt ich ihm nur kommen sollen, mei Mann hätt mich schöne gestenzt. Bei meinen seligen Eltern .... ja wenn ich denke .... was war das für ein scheenes Familienleben! Kein Weihnachten ohne Baum (gleichsam Gang und Manieren des Vaters copirend). wenn der Vater so am Abend aus dem Bureau kam und die schöööönen Lehmannschen Pfefferkuchen mitbrachte! (sie bringt Daumen und Zeigefinger, als ob sie ein Stückchen dieses superben Kuchens damit hielte, in die Nähe des Mundes). ach ja, das sind vergangne Zeiten! Mei Mann, — der aß nich mal Mittags mit uns zusammen. Er wohnte oben, wir unten; der reine Einsiedler. Wollte man was von ihm, dann mußte man sich weeß Gott hinter Frieben stecken.

Auguste (vom Ofen, wo sie anlegt). Ach, red doch nicht immer so!

Frau Scholz. Heiz Du lieber nich so unsinnig!

Auguste. Ja, soll's denn nicht warm werden?

Frau Scholz. Die ganze Hitze fliegt ja heut zum Schorstein 'naus.

Auguste (unschlüssig, erbost). Ja, soll denn nu nicht angelegt werden?

Frau Scholz. Laß mich zufrieden!

Auguste (wirft die Kohlenschaufel geräuschvoll in den Kasten). Na, dann nicht! (wüthend links ab).

Ida. Ach, Gustchen bleib da! (zu Fr. Scholz) paß auf, ich werd' sie schon wieder fidel machen. (ihr nach, ab).

Frau Scholz (resignirt). So sind meine Kinder alle! — Mein Gott ja, Du bist zu beneiden! So'n liebes Dingelchen wie Deine Tochter is ....

Frau Buchner. Aber Gustchen doch auch.

Frau Scholz. So allerliebst, wie sie Clavier spielt; und diese reizende Stimme! wie gern ich so ein paar Töne höre! ....

Frau Buchner. Warum spielst Du denn garnicht?

Frau Scholz. I! da fän ich scheen an, da wäre mein bischen Ruhe vollends hin. Auguste ist ja so nervös ....! gerade wie ihr Vater, den konnte man auch jagen mit dem Clavierspiel.

Frau Buchner. Deinen Wilhelm solltest Du jetzt spielen hören; der hat sich vervollkommnet! — was wäre denn Ida ohne ihn? von ihm hat sie ja doch alles gelernt, was sie kann.

Frau Scholz. Ach ja, Du sagtest's ja schon. Talentvoll ist er; davon is nicht die Rede. Es war 'ne Lust, ihn zu unterrichten.

Frau Buchner. Ach und er denkt mit solcher Rührung an die Zeit zurück, wo sein Muttelchen ihm die Anfangsgründe beibrachte.

Frau Scholz. So?! mein Gott ja, schöne Stunden waren das ja auch. — .... Damals dacht ich: .... Alles kommt anders .... — es regt mich doch sehr sehr auf.

Frau Buchner. Es regt Dich .... was?

Frau Scholz. Nu, daß er kommt; wie sieht er denn jetzt eigentlich so aus?

Frau Buchner. Gut — dick — gesund — Du wirst Dich freuen über Deinen Sohn.

Frau Scholz. Ich muß mich wirklich wundern, daß der Junge kommt. Mei Herz hat mir manchmal richtig weh gethan; und was ich blos für Papier verschrieben hab'. Nich mal geantwortet hat er seiner alten Mutter. Wie hast Du ihn nur dazu gebracht? das kann ich nich begreifen, das kann ich nich begreifen.

Frau Buchner. Ich? o nein, Ida hat das über ihn vermocht.

Frau Scholz. Robert kümmert sich ja auch nicht viel um uns, aber er kommt doch wenigstens alle Jahr einmal um die Weihnachtszeit ein paar Tage. Das lobt man sich doch! aber Wilhelm .... sechs volle Jahre ist er nich hiergewesen: er und mein Mann sechs volle Jahre! Kommt sie denn mit ihm aus?

Frau Buchner. Ida? sehr gut, in jeder Hinsicht.

Frau Scholz. Das ist aber doch zu wunderlich. Du kannst Dir nämlich nich denken, wie verschlossen der Junge immer war, ganz wie der Vater. Keinen Spielkameraden, keinen Schulfreund, kein Nichts hatte er.

Frau Buchner. Ja, ja, so war er anfänglich auch uns gegenüber. — Er wollte durchaus nicht anders als zu den Clavierstunden unser Haus betreten.

Frau Scholz. Na und dann is er doch gekommen?

Frau Buchner. Das heißt .... ja. Er sagte: wir sollten ihn nur vorläufig in Ruhe lassen, und wenn er so weit wäre, dann würde er schon selbst kommen. Wir waren so vernünftig, ihm seinen Willen zu lassen, und richtig, nachdem wir ein halbes Jahr gewartet — eigentlich schon nicht mehr gewartet — kam er. Von da ab Tag für Tag. Da ist es denn nach und nach so ganz anders geworden.

Frau Scholz. Ihr müßt hexen können. Die Verlobung allein schon ist ja ein ganz unbegreifliches Wunder für sich.

Frau Buchner. Mit Künstlern muß man umzugehen wissen. Ich hab's gelernt, — mein seliger Mann war auch einer.

Frau Scholz. Und — die — Geschichte mit — Vater? — hat er Euch auch in — diese Geschichte eingeweiht?

Frau Buchner. N—ein liebe Freundin. — Siehst Du, das ist der allereinzigste Punkt, das ist .... In diesem Punkt hat er sich noch nicht überwinden können. Es läge ja nichts daran, aber Du kannst mir glauben, er leidet an der Erinnerung furchtbar. Bis auf den heutigen Tag leidet er. Nicht am wenigsten freilich dadurch, daß er die Sache geheim hält. Jedenfalls muß er darüber hinweg kommen, auch über diese Sache.

Frau Scholz. J' Gott bewahre — nee, nee, nee, Alles was recht is. Ehre Vater und Mutter: die Hand, die sich gegen den eigenen Vater erhebt .... aus dem Grabe wachsen solche Hände. Wir haben uns gezankt, ja doch! wir hoben beide Fehler, mei Mann und ich; aber das sind unsre Sachen. Kein Mensch hat sich da 'neinzumischen, am wenigsten der eigne Sohn. — Und wer hat die Sache ausbaden müssen? natürlich ich. So 'ne alte Frau die hat 'n breiten Puckel. Mei Mann ging aus dem Hause, noch am selbigen Tage, und einehalbe Stunde später auch Wilhelm. Da half kein reden. Erst dachte ich, sie würden wiederkommen, aber wer nicht kam, das waren sie. Und Wilhelm allein, kein andrer Mensch is Schuld d'ran, kein andrer Mensch.

Frau Buchner. Wilhelm mag eine schwere Schuld haben, davon bin ich überzeugt, aber sieh mal, wenn man Jahre lang gebüßt hat und — —

Frau Scholz. Ne, ne! i Gott! wo denkst Du hin?! darüber kann man nich so leicht hinweggehen. Das wäre noch schöner! es ist ja sehr schön von Dir, daß Du Dich des Jungen so angenommen hast, — es ist ja auch sehr hübsch, daß er kommt, ja warum denn nich? Aber im Grunde, was nützt das alles? so leicht sind die Klüfte nicht auszufüllen. — Ja, ja, es sind Klüfte, richtige tiefe Klüfte zwischen uns Familiengliedern.

Frau Buchner. Ich glaube doch, daß wir Menschen mit dem festen, ehrlichen Willen ....

Frau Scholz. Der Wille, der Wille! geh mer nur da mit! das kenn ich besser. Da mag man wollen und wollen und hundertmal wollen, und Alles bleibt doch beim Alten. Ne, ne! das ist 'n ganz andrer Schlag deine Tochter: die is so, und Wilhelm is so, und beide bleiben, wie sie sind. Viel zu gutte Sorte für Einen von uns, viel, viel zu gutt. — Gott ja der Wille der Wille! — ja ja Alles guter Wille — Dein Wille ist sehr gutt, aber ob Du damit was erreichen wirst —? ich glaube nicht.

Frau Buchner. Aber ich hoffe es um so fester.

Frau Scholz. Kann ja alles sein. Ich will ja nichts verreden. Im Grunde freue ich mich ja auch von ganzen Herzen auf den Jungen, nur regt es mich sehr, sehr auf und paß auf: Du stellst es Dir viel zu leicht vor.

Ida (links hereinkommend zu Fr. Scholz, inthulich). Schwiegermütterchen, sie vergoldet Nüsse.

Frau Buchner. Es wird Zeit Idchen! Du mußt Dich hübsch machen. Er kann jetzt jeden Augenblick hier sein.

Ida (erschrocken). Soo? schon?

Frau Scholz. Ach macht ok keene Geschichten! für den Jungen is sie viel zu schön.

Frau Buchner. Ich hab Dir das Blaue zurecht gelegt (Ida'n nachrufend) und steck die Broche an, hörst Du! (Ida ab)

Frau Buchner (fortfahrend zu Fr. Scholz) Auf Schmuck giebt sie garnichts.

(Das Außenportal des Hauses geht.)

Frau Scholz. Wart . . . . wer? . . . . (zu Fr. Buchner) thu mer den Gefallen Du . . . . ich kann ihn jetzt noch nicht sehen, ich . . . .

Frau Buchner (an der Treppenthür hinausrufend). Ida! Dein Wilhelm kommt.

(Dr. Scholz tritt ein durch die Glasthür.)

Dr. Scholz ist ungewöhnlich groß, breitschultrig, stark aufgeschwemmt. Gesicht fett, Teint grau und unrein, die Augen zeitweilig wie erstorben, zuweilen lackartig glänzend, vagirender Blick. Er hat einen grauen und struppigen Backenbart. Seine Bewegungen sind schwerfällig und zitterig. Er spricht unterbrochen von keuchenden Athemzügen, als ob er Mehl im Munde hätte und stolpert über Silben.

Er ist ohne Sorgfalt gekleidet: ehemals braune, verschossene Sammetweste, Rock und Beinkleider von indifferenter Färbung. Mütze mit großem Schild, steingrau, absonderlich in der Form. Rohseidnes Halstuch. Wäsche zerknittert. Zum Schnäuzen verwendet der Doctor ein großes, türkisches Taschentuch. Er führt bei seinem Eintritt ein spanisches Rohr mit Hirschhornkrücke in der Rechten, hat einen großen Militär-Reisehavelock umgehängt und trägt einen Pelzfußsack über den linken Arm.

Dr. Scholz. Servus! servus!

Frau Scholz (den Doctor wie eine übernatürliche Erscheinung anstarrend). Fritz! – –

Dr. Scholz. Ja wie Du sehen kannst.

Frau Scholz (mit einem Schrei ihren Mann umhalsend). Fritz!!! — — —

Auguste (öffnet die Thür links, fährt zugleich zurück). Der Vater!

(Fr. Buchner mit starrem Ausdruck rückwärts schreitend, ab durch linke Seitenthür.)

Dr. Scholz. Ich bin's, wie Du siehst. Vor allem, Du: ist Friebe da?

Friebe (guckt durch die Küchenthür, erschrickt, kommt vollends hervor). Herr Docter!! (er stürzt auf ihn zu, faßt und küßt seine beiden Hände) nu bitt' ick eenen Menschen! Jott soll mir 'n Thaler schenken! mein erster Jedanke war Donnerwetter.

Dr. Scholz. Pssst! sehen Sie mal nach schließen Sie die Hausthür fest (Friebe nickt und vollführt den Befehl mit freudigem Eifer).

Frau Scholz (vor Staunen außer sich). Aber sag mer nur Fritz! sag mer nur . . . die Gedanken fliegen mer davon, (ihn weinend umhalsend) ach Fritz! was hast Du mi für Kummer gemacht in der langen Zeit!

Dr. Scholz (seine Frau sanft zurückdrängend). Ach, Du . . . . mein Leben ist auc . . . . wir wollen uns doch lieber nicht von Anfang an mit Vorwürfen . . . . D bist doch immer die alte wehleidige Seele, (mit gelinder Heiterkeit) übrigens würde ich Di sicher nicht belästigt haben, wenn nicht . . . . (Friebe nimmt ihm Mantel, Fußsack etc. ab.) E giebt Lebenslagen, liebe Minna . . . . wenn man wie ich einflußreiche Gegner ha

(Friebe ab durch den Treppenausgang, mit den Sachen des Doctor.)

Frau Scholz (gutmüthig schmollend). Es hat Dich doch Niemand geheißen Fritz! D hatt'st doch hier 'n sichres, warmes Zuhause. So schön hätt'st Du leben können

Dr. Scholz. Sei nicht böse, aber: das verstehst Du nicht!

Frau Scholz. Na ja; ich bin ja nur 'ne einfache Person, das mag ja mögli aber Du warst ja wirklich auf Niemand angewiesen, es war doch garnic daß Du . . . .

Dr. Scholz. Pssst, es war sehr nöthig (halbwegs geheimnißvoll) auf Schuld fol auf Sünde folgt Strafe.

Frau Scholz. Na ja — freilich Fritz — es hat wirklich auch viel an Dir mitgelegen (sie wirft von jetzt ab bis zum Schluß des Gesprächs fortwährend ängstliche Blicke nach der Hausthür, als befürchte sie jeden Augenblick die Ankunft Wilhelms), wir hätten doch so ruhig — so zufrieden .... wenn Du nur gewollt hätt'st.

Dr. Scholz. Alles hat an mir gelegen, ganz und gar Alles.

Frau Scholz. Da bist Du nu auch wieder ungerecht.

Dr. Scholz. I! ich will ja auch nicht bestreiten: viel Gemeinheit hat sich verbunden gegen mich; das ist ja bekannt: — zum Beispiel denke Dir: in den Hotels — die Kellner — keine Nacht konnte ich durchschlafen, hin und her, hin und her auf den Corridoren und gerade immer vor meiner Thür.

Frau Scholz. Aber sie werden Dich doch am Ende nicht absichtlich gestört haben.

Dr. Scholz. Nicht? — Du, hör mal, das verstehst Du nicht!

Frau Scholz. Na es kann ja sein; die Kellner sind ja mitunter niederträchtig.

Dr. Scholz. Niederträchtig! ja wohl, niederträchtig! — übrigens wir können ja später darüber reden. Ich habe etwas Kopfschmerz (faßt nach dem Hinterkopf) da! Auch so eine Infamie! ich weiß ganz gut, wem ich das zu verdanken habe .... ich will mich nur noch vergewissern, ob ich sie durch einen gesunden Schlaf vertreibe. Ich bin sehr müde.

Frau Scholz. Aber oben ist nicht geheizt! Fritz.

Dr. Scholz. Denk Dir mal an, in einer Tour von Wien. Nicht geheizt? macht nichts! Friebe besorgt das schon. — Sag mal, wie steht's mit Friebe? — was ich fragen wollte? ist er noch so zuverlässig?

Frau Scholz. Friebe is, wie er immer war.

Dr. Scholz. Das dacht ich mir doch! — auf Wiedersehen! (nachdem er seiner Frau die Hand gedrückt, wendet er sich mit tief nachdenklichem Ausdruck und schreitet auf den Treppenausgang zu. Den Tannenbaum bemerkend, bleibt er stehen und starrt ihn verloren an.) Was heißt denn das?

Frau Scholz (zwischen Furcht, Beschämung und Rührung). Wir feiern Weihnachten!

Dr. Scholz? Feiern? — (nach einer langen Pause, in Erinnerung verloren) das — ist — lange — her! (sich wendend, mit echter Empfindung redend) Du bist auch weiß geworden.

Frau Scholz. Ja Fritz, — wir beide ....

Dr. Scholz (nickt, wendet sich weg. Ab durch den Treppenausgang).

Frau Buchner (hastig von links). Also Dein Mann ist wieder da?!

Frau Scholz. Das is wie so .... wie wenn .... ich weeß nich! Jesus, was soll ich nur davon denken?

Frau Buchner. Daß es eine Schickung ist, liebe Freundin! für die wir alle dankbar sein müssen.

Frau Scholz. Ach, der sieht aus! — der hat gelebt! So ein Leben, wie der geführt haben mag: von einem Land in's andre, von einer Stadt .... ach! der hat eingelegt!

Frau Buchner (will die Treppe hinauf).

Frau Scholz (erschreckt). Wo denn hin?

Frau Buchner. Ida von dem freudigen Ereigniß verständigen! (ab durch den Treppenausgang).

Frau Scholz. O Gott ja! ne ne, wo denkst Du hin! Das dürf'n mer 'n nich merken lassen! Da kenn ich meinen Mann zu gutt! wenn der rauskriegt, daß noch Jemand außer ihm oben wohnt .... da käm ich schön an!

Frau Buchner (schon auf der Treppe). Ich werd' schon ganz leise ....

Frau Scholz. Nur ganz leise! das wär' so was!

Frau Buchner. Ganz leise geh ich.

Frau Scholz. O Gottogott! nur schon ja ganz leise!

Auguste (hastig von links). Vater ist da!?

Frau Scholz (außer Fassung). Na natürlich! was soll man nu machen? und nu

der Wilhelm noch. Todtenangst hab ich ausgestanden. Wenn er nu mit Vater zusammengetroffen wäre? Jeden Augenblick konnte er eintreten. Was werde ich alte Frau noch Alles erleben müssen!

Auguste. Ein zu merkwürdiges Gefühl, Mama, zu merkwürdig! Man hatte sich so daran gewöhnt. — Wie wenn ein Todter nach Jahren wieder aufsteht. Ich hab Angst, Mama.

Frau Scholz. Am Ende ist er mit seinem Gelde alle geworden?

Auguste. Na das wäre doch . . . .! meinswegen! das wäre noch das letzte.

Frau Scholz. Na auf welche Weise wir dann blos auskommen sollten . . . da könnten wir nur gleich betteln geh'n.

Ida (in Toilette von oben, freudig. Augusten die Hand drückend, innig). Gustchen! also wirklich?! ach das freut mich. (Fr. Scholz und Auguste peinlich berührt).

Robert (aus einer der Thüren links. Er ist mittelgroß, schmächtig, im Gesicht hager und blaß. Seine Augen liegen tief und leuchten zuweilen krankhaft. Schnurr- und Kinnbart. Er raucht aus einer Pfeife mit ganz kurzem Rohr türkischen Taback).

Robert (leichthin). Es wird ungemüthlich bei Dir Mutter!

Frau Scholz. Nanu fängt der auch noch an!

Auguste. Meinswegen. (verstohlen, scheele Blicke auf Ida's Toilette).

Robert (zu Ida die ihn angeblickt hat). Ja, so bin ich nun mal, Fräulein Ida!

Ida (schüttelt ungläubig den Kopf). Nein — nein.

Robert. Wieso nicht? — Ich halte es nicht für der Mühe werth, 'n paar gleichgültige Gefühle zu heucheln. — Wirklich nicht!

Ida. Nein — nein.

Auguste (ausbrechend). Du bist empörend, Robert!

Robert. Nicht mit Absicht. Empöre sich Niemand!

Auguste. Meinswegen.

Robert. Na item.

Auguste. Item, item — Quatsch!

Robert (mit geheucheltem Erstaunen). Verzeih', — ich glaubte . . . . aber Du hältst ja nichts mehr auf äußere Reize.

Ida (schlichtend). Ach Herr Robert . . . .

Robert. Ja — soll ich mich denn nicht meiner Haut . . . .?

Auguste (von Thränen halb erstickt) Ganz Du! — ganz Du! Dein ganzes . . . . mein Alter . . . . geradezu perfid! — Frau Buchner! das soll nicht gemein sein? — mir . . . . ich — die ich hier gesessen hab . . . . bei der Mutter hier — die schönste . . . . schönste Zeit meines . . . . Lebens verbracht, während Ihr . . . . ich . . . . geradezu wie eine Dienstmagd . . . .

Robert. Das klingt sehr echt, — in der That! — geh doch zur Bühne! — (mit verändertem Ton, brutal) mach keine schlechten Scherze! hör mal: Du und der Märtyrernimbus, das wirkt einfach putzig. Du bist eben wo anders noch weniger auf Deine Rechnung gekommen, als zu Hause, das ist die Wahrheit!

Auguste. Mutter! Du bist Zeuge: hab ich nicht drei Anträge abgewiesen!

Robert. Hui! Wenn Mutter nur mit dem nöthigen Gelde rausgerückt hätte, dann hätten Dich die Herren gewiß mit in Kauf genommen.

Frau Scholz. Geld? (auf Robert zutretend, ihm die Hand hinhaltend) da nimm ein Küchenmesser! — schneid mir's raus! schneid mir doch das Geld aus der Hand!

Auguste. Sie mich? willst Du die Absagebriefe sehen?

Frau Scholz (unterbrechend). Kinder! (sie macht eine Bewegung, als ob sie ihre Brust für den [illegible] entblößen wollte) da hier! — macht mich doch lieber gleich todt! habt ihr denn so viel Rücksicht für mich? nich so viel? — wie . . . .? großer Gott nich Minuten . . . . ich weiß nich, was das blos für Kinder . . . ., nich fünf ten halten sie Frieden.

Robert. Na ja freilich! ich sag ja schon: — es wird eben wieder ungemüthlich.

Friebe (geschäftig aus dem oberen Stockwerk. Er flüstert Fr. Scholz etwas zu, worauf hin diese ihm einen Schlüssel einhändigt. Friebe ab in den Keller).

Robert (hat stillstehend den ganzen Vorgang beobachtet. Im selben Augenblick, als Friebe in der Kellerthür verschwindet). Aha!

Auguste (hat ihrerseits Robert im Auge behalten. Nun bricht sie aus, entrüstet). Pietätlos bist Du — durch und durch.

Robert. Na item.

Auguste. Aber Du spielst Komödie; Du lügst ganz erbärmlich, und das ist das Widerwärtige daran!

Robert. In Hinsicht auf Vater meinst Du?!

Auguste. Allerdings in Hinsicht auf Vater.

Robert — (achselzuckend). — Wenn Du meinst ....

Auguste. Ja — das .... das .... ja — denn — wenn es anders wäre, dann .... ja .... dann wärst Du ein Wicht.

Frau Scholz (dazwischen redend). Wird denn das irgend bald aufhören, oder was ....

Robert (gleichmüthig). Dann bin ich ein Wicht. Nun, und?

(Ida seit geraumer Zeit unruhig in Erwartung, ab durch die Glasthür)

Auguste. Pfui, schamlos!

Robert. Schamlos, ganz recht, das bin ich.

Frau Buchner. Herr Robert! ich glaube Ihnen nicht .... Sie sind besser, als Sie uns glauben machen wollen, — besser, als Sie selbst glauben sogar.

Robert (mit gelindem, sich steigernden Sarkasmus, kalt). Verehrte Frau Buchner! — es ist ja vielleicht äußerst liebenswürdig .... aber wie gesagt: — ich weiß nicht recht, wie ich zu der Ehre .... ja ich muß sogar Ihre Liebenswürdigkeit geradezu ablehnen. Meine Selbstachtung ist vorläufig wenigstens noch keineswegs so gering, daß ich Jemand nöthig hätte mich ....

Frau Buchner (in gelinder Verwirrung). Das ist ja auch garnicht meine Absicht. — Nur .... Ihr Vater. — ....

Robert. Mein Vater ist für mich ein Doctor medicinae Fritz Scholz.

Auguste. Ja, ja, red' nur!

Robert. Und wenn ich diesem Menschen nicht ganz so gleichgültig gegenüberstehe, als irgend einem X- oder Y-Narren, so liegt das daran, daß ich .... na item .... (er raucht) weil ich .... na eben: ich bin eben gewissermaßen ein Product seiner Narrheit.

Frau Buchner (gleichsam betäubt). Verzeihen Sie! — hier kann ich nun doch nicht mehr mit. — So etwas wagen Sie auszusprechen!? mich überläuft es förmlich.

Frau Scholz (zu Fr. Buchner). Laß gut sein, laß gut sein! Du wirst bei uns noch Dinge erleben ....

Auguste. Was das nun auch wieder heißen soll, Mutter! — wir sind, wie wir sind. Andre Leute, die wer weiß wie thun, sind um nichts besser.

Robert. Es giebt in der That noch immer naive Seelen, die sich nicht wohl fühlen, wenn sie nicht an ihren Mitmenschen herumbessern und herumflicken können. Veralteter Zauber! — Zopf!

Frau Buchner (Robert bei beiden Händen fassend, herzlich). Herr Robert! ich fühle mich im Dienste einer bestimmten Sache. Das feit mich. Aus Herzensgrund: Sie haben mich nicht beleidigt.

Robert (ein wenig aus der Fassung). Sie sind eine merkwürdige Frau.

Friebe (kommt aus dem Keller. Er trägt in der linken Hand drei Flaschen Rothwein — und zwar so, daß die Hälse zwischen die Finger geklemmt sind — unter der linken Achselhöhle eine Flasche Cognac. Mit der rechten Hand hält er die Kellerschlüssel. Zu Fr. Scholz tretend, geschäftig). Nun man fix die Cigarren!

Frau Scholz. Gott ja, Friebe! ich weiß ja garnicht ....

Robert. Im Schreibtisch, Mutter.

Frau Scholz. Ach so .... (sie nimmt das Schlüsselbund und sucht fahrig nach dem rechten Schlüssel.)

Auguste. Du kennst doch den Schreibtischschlüssel.

Robert. Mit gradem Bart.

Frau Scholz. Richtig! -- wart! ....

Robert. Gieb mal! ....

Frau Scholz. Wart nur, wart! -- hier! ach nein doch! — ich bin ganz verwirrt. (Robert das Bund hinreichend.) Da.

Robert (den richtigen Schlüssel abziehend und Friebe hinreichend). Da. — Lassen Sie Sich meines Vaters Cigarren gut schmecken.

Friebe. Na ooch noch! det krijt den ollen Zacken den janzen Tach nich aus de Kinnladen. (es wird stark an der Klingel gerissen) komm schon! (Friebe ab nach oben.)

Frau Scholz. Da wird der Wein bald alle werden .... Großer Gott, wohin soll das führen? der viele Wein! immer die theuren, schweren Cigarren! ich sag ja, er wird sich noch zu Grunde richten.

Robert. Das muß Jedem unbenommen bleiben.

Frau Buchner. Was meinen Sie?

Robert. Sich auf seine eigne Art zu vergnügen. Ich wenigstens würde mir dieses Recht auf keine Weise verkümmern lassen. Selbst nicht durch Gesetze. Sonderbar übrigens! --

Frau Buchner. Wie? ....

Robert. Sonderbar! —

Frau Buchner. Weshalb betrachten Sie mich so eingehend? ist es an mir, — das Sonderbare?

Robert. Wie man's nimmt. Sie sind mehrere Tage bei uns und denken noch immer nicht an's Abreisen.

Auguste. So'n Gerede!

Frau Scholz. Das hört nich auf! (schüttelt verzweifelt den Kopf.)

Robert (mit brutaler Heftigkeit.) Na Mutter, ist es etwa nicht wahr? -- Hat es bei uns irgend ein Fremder je länger als einen halben Tag ausgehalten? — haben sie sich nicht alle von uns zurückgezogen, Ristzoches, Lehmann's ....?

Auguste. Als ob wir auf fremde Leute angewiesen wären. — Meinswegen! wir sind uns selber genug ....

Robert. Ja, vollauf wirklich! (brutal im Ton.) ich saaage Ihnen, Frau Buchner! in Gegenwart wildfremder Menschen kamen sie sich derart in die Haare, daß die Fetzen flogen. Die Mutter riß das Tischtuch herunter, der Vater zerkeilte die Wasserflasche. — Heiter! nicht? — heitre Scenen, heitre Kindheitseindrücke!?

Auguste. Du solltest Dich verkriechen vor Scham, gemeiner Mensch! (schnell ab.)

Frau Scholz. Siehst Du nu? daran bin ich nu seit Jahrzehnten, seit Jahrzehnten gewöhnt! (ab in Bewegung.)

Robert (unbeirrt fortfahrend). Kein Wunder allerdings. Ein Mann von vierzig heirathet ein Mädchen von sechzehn und schleppt sie in diesen weltvergessenen Winkel. Ein Mann, der als Arzt in türkischen Diensten gestanden und Japan bereist hat. Ein gebildeter, unternehmender Geist. Ein Mann, der noch eben die weittragendsten Projekte schmiedete, thut sich mit einer Frau zusammen, die noch vor wenigen Jahren fest überzeugt war, man könne Amerika als Stern am Himmel sehen. Ja wirklich! ich schneide nicht auf. Na und darnach ist es denn auch geworden: ein stehender, fauler, gährender Sumpf, dem wir zu entstammen das zweifelhafte Vergnügen haben. Haarsträubend! Liebe — keine Spur. Gegenseitiges Verständniß — Achtung — nicht Rühran — und dies ist das Beet, auf dem wir Kinder gewachsen sind.

Frau Buchner. Herr Robert! ich möchte Sie recht sehr bitten ....

Robert. Schön! — am Reden liegt mir garnichts. Die Geschichte ist außerdem ....

Frau Buchner. Nein, nein. Ich möchte Sie nur um etwas bitten; es eilt.

Robert. Bitten? — mich?

Frau Buchner. Könnten Sie's nicht mir zu Liebe thun .... könnten Sie nicht .... Wäre es denn garnicht möglich .... Könnten Sie nicht für diesen Abend einmal Ihre Maske ablegen?

Robert. Sehr gut! — Maske ablegen?

Frau Buchner. Ja, denn es ist wirklich nicht Ihr wahres Gesicht, was Sie herauskehren.

Robert. Was Sie sagen!

Frau Buchner. Versprechen Sie mir, Herr Robert ....

Robert. Aber ich weiß ja garnicht ....

Frau Buchner. Wilhelm .... Ihr Bruder Wilhelm kann jeden Augenblick kommen und ....

Robert (unterbrechend). Frau Buchner! wenn — Sie — mir — doch — glauben wollten! Ihre Bemühungen — ich versichere Sie — sind ganz umsonst. Dies Alles führt zu nichts — zu garnichts. Wir sind alle von Grund aus verpfuscht. Verpfuscht in der Anlage, vollends verpfuscht in der Erziehung. Da ist nichts mehr zu machen. Es sieht Alles recht gut aus: Weihnachtsbaum — Lichter — Geschenke — Familienfest, aber es ist doch nur so obenhin; eine gequälte, plumpe Lüge — weiter nichts! — Und nun gar noch der Vater. Wenn ich nicht wüßte, wie unzugänglich er ist — auf Ehre! ich würde glauben, Sie hätten ihn hierher gebracht.

Frau Buchner. Bei Gott, nein! das gerade hat meine Hoffnung belebt. Das kann kein Zufall sein, das ist Fügung. Und deshalb aus Grund meiner Seele: seien Sie freundlich und gut zu Ihrem Bruder! Wenn Sie wüßten, wie gut er von Ihnen spricht, mit welcher Liebe und Achtung ....

Robert (unterbrechend). Ja, und der Zweck?

Frau Buchner. Wie?

Robert. Weshalb soll ich zu ihm freundlich und gut sein?

Frau Buchner. Das fragen Sie?!

Robert. Ja.

Frau Buchner. Nun — doch wohl zunächst, um ihm die Rückkehr in's Elternhaus nicht von vornherein zu verleiden.

Robert. O, wir tangiren einander nicht, wie Sie zu glauben scheinen, und — übrigens, wenn Sie meinen, daß sich seiner beim Eintritt in diese Räume etwa eine subtile Rührung bemächtigen wird .....

Frau Buchner. Ihr Bruder ist ein so guter, im Grunde so edler Mensch! — Er hat einen Riesenkampf gekämpft, bevor er sich zu diesem Schritt entschloß. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, er kommt mit dem heißen Wunsche einer Aussöhnung.

Robert. Ich begreife garnicht, was das heißen soll! Aussöhnen?! mit was will er sich denn aussöhnen? Ich verstehe so was garnicht. Wir verstehen uns doch sonst untereinander so ziemlich, wir Geschwister. Das ist mir ganz neu. Ich habe ihm nichts vorzuwerfen. Andererseits sind Thatsachen nicht zu vertuschen. — Ich frage Sie: Glauben Sie, daß ich besondere Hochachtung vor meinem Vater empfinde —? Nicht wahr, nein —? Oder lieb' ich ihn vielleicht? — Empfinde ich vielleicht kindliche Dankbarkeit? — Nun sehen Sie, zu alledem habe ich auch nicht den mindesten Grund. Wir sind uns gegenseitig zeitlebens im besten Falle Luft gewesen. — Zu Zeiten, als wir uns gegenseitig für unser Unglück verantwortlich machten, haben wir uns sogar geradezu gehaßt. — Nun, zwischen Vater und Wilhelm ist dieser selb-

Haß ausgeartet. Das ist mir durchaus begreiflich. Wenn ich nicht wie Wilhelm verfahren bin, so ist das vielleicht Zufall. Also, ich habe nichts gegen ihn, — notabene, wenn ich ihn nicht sehe. Seh ich ihn aber, dann geht alle meine Ueberlegung zum Teufel, dann bin ich etwas .... etwas .... na wie soll ich sagen? dann .... dann seh ich eben nur den Menschen, der meinem Vater — nicht seinem, sondern meinem Vater — in's Gesicht geschlagen hat.

Frau Buchner. O du großer Gott!

Robert. Und dann steh ich für garnichts ein, durchaus für garnichts.

Frau Buchner. O du großer Gott! das also ist es. — Geschlagen, sagten Sie? — in's G—esicht? — seinen eignen Vater?

Robert. Na item. —

Frau Buchner (halb von Sinnen). O du großer Gott! o du großer Gott! aber — dann .... dann kann ich ja .... dann muß ich ja auf der Stelle mit Ihrem guten, alten Vater reden, dann ....

Robert (tief erschrocken). Mit wem?

Frau Buchner (halb weinend). Mit Ihrem guten, alten, armen, gemißhandelten Vater.

Robert (sucht sie festzuhalten). Um Himmelswillen, mit wem wollen Sie ....?

Frau Buchner. Lassen Sie mich! ich muß, muß. (ab durch den Treppenausgang.)

Robert (ihr nachrufend). Frau Buchner! (sich wendend) Hysterie, verdammte!

(Er zuckt mit den Achseln und durchmißt den Raum; mehrmals noch nimmt er plötzlich einen Anlauf, wie um ihr nachzueilen, ändert aber jedesmal seinen Entschluß, giebt ihn schließlich ganz auf und beruhigt sich gewaltsam bis zu einem Stadium scheinbaren Gleichmuths. In diesem Stadium beschäftigt ihn anfänglich seine Tabakspfeife: er klopft sie aus, füllt sie mit neuem Tabak, den er einem Beutel entnimmt, setzt sie in Brand und scheint mehrere Augenblicke dem Genuß des Rauchens ganz allein hingegeben. Sein Interesse fängt in der Folge an, sich dem Christbaum und den Geschenken auf der Tafel zuzuwenden: breitbeinig davorstehend und Alles überblickend lacht er, die Pfeife im Munde, wiederholt bitter auf. Plötzlich stutzt er dann und beugt sich, nachdem er die Pfeife in die Hand genommen, tief über die Tafel. Sich aufrichtend, scheint er jetzt erst die Entdeckung zu machen, daß er allein ist. Scheu wie ein Dieb umherblickend, beugt er sich abermals, ergreift mit Hast die gelbseidne Geldbörse, führt sie den Augen näher und mit einer jähen, leidenschaftlichen Bewegung an die Lippen. Dieser Moment zeigt das Aufblitzen einer unheimlichen, krankhaften Leidenschaftlichkeit. Ein Geräusch stört ihn. Augenblicklich liegt die Börse an ihrem alten Platz. Auf den Zehen gehend, sucht Robert sich davon zu schleichen. Im Begriff durch die erste Seitenthür links zu verschwinden, bemerkt er, wie durch die Nebenthür seine Mutter, Frau Scholz, eintritt, und steht seinerseits still.)

Frau Scholz (geht schwerfällig aber eilig quer durch den Saal bis zum Treppenausgang; hier horcht sie).

Robert (sich zurückwendend). Sag' mal Mutter! — was will denn eigentlich diese Frau?

Frau Scholz (erschreckt). O Gottogottogott!! — Du erschrickst ein'n aber auch ....

Robert. Was .... w .... was beab .... was die Buchner hier eigentlich beabsichtigt, möchte ich gerne wissen.

Frau Scholz. Wenn ich lieber wüßte, — was der Vater .... Was will er denn eigentlich? ja — sag mir! — was — will er?

Robert. Na, die Unterkunft wirst Du ihm doch wohl nicht verweigern wollen?

Frau Scholz (halb weinerlich trotzend) Ich seh nicht ein, — so lange hat er mich nicht nöthig gehabt. Man war doch wenigstens sei' eigner Herr. Nu wird's wieder schön losgehen, das Gekujenire. Nu wird man woll uff seine alten Tage noch wie [illegible] keenes Kind pariren müssen.

Robert. Du mußt immer übertreiben! Es geht partout nicht anders: über- [illegible] muß werden.

[illegible]rau Scholz. Paß Du nur uff, wenn er morgen das leere Glashaus sehen [illegible] Ich kann doch für den Prast nicht extra eenen Gärtner halten!? — und [illegible]ſenkästen sind och weg. Meinswegen brauchen keene Blumen wachsen,

man kriegt doch blos Kopfschmerzen davon! Und erscht das Ungeziefer! — ich weiß nich, was er daran blos hat. Und deshalb muß man sich runterlumpen lassen. Das Halloh blos! ich ängst' mich schon zu Tode — — — — — — — — — — — Ach 's is nich mehr hibsch uff der Welt.

Robert (hat, während Frau Scholz noch redet, sich achselzuckend zum Gehen gewendet: nun steht er still und spricht zurück). Ist's irgend früher mal hübscher gewesen?

Frau Scholz. Nun, das — dächt ich!!!

Robert. So? na dann muß das wohl vor meiner Zeit gewesen sein. (ab durch die erste Thür links.)

Frau Scholz (schon wieder lauschend an dem Treppenausgang). Wenn ich zurückdenke . . . oben wird ja gesprochen . . . . (sie blickt auf, sieht sich allein, horcht abermals unruhig und verschwindet schließlich — die Hand am Ohr — mit einem Gesicht voll Gram, Kummer und Neugier durch den Treppenausgang).

(Ida und Wilhelm durch die Glasthür.) Wilhelm: mittelgroß, kräftig, wohlaussehend. Blonder kurzgeschorner Kopf. Kleidung gutsitzend, nicht geckenhaft. Paletot, Hut, Reisetasche. Seine Linke ist um die Schultern Ida's gelegt, die ihn ihrerseits mit dem rechten Arm umfaßt hält und den leise Widerstrebenden vorwärts drängt.)

Ida. Siehst Du, nu bist Du drin! die Hauptsache ist nu schon überstanden.

Wilhelm (schwer aufseufzend) O nein, Du!

Ida. Du kannst mir glauben, Deine Mutter freut sich sehr, sehr auf Dich. Auch Gustchen. (sie zieht ihm die Winterhandschuhe ab) Wo hast Du denn die her?

Wilhelm. Du kennst also nun meine — Mutter?

Ida. Alle, Schatz! — seit heute dutzen wir uns sogar.

Wilhelm. Wie bist Du mit — ihnen zufrieden?

Ida. Seelensgute Menschen, das weißt Du ja selbst.

Wilhelm (von jetzt ab befangener mit jedem Augenblick, gedehnt und wie im Selbstgespräch redend). Merk—würdig (seine Augen haften an dem Christbaum, in den Anblick desselben versinkend, ist er unwillkürlich stehen geblieben).

Ida (ihm den Paletot aufknöpfend). Aber Schatz! das ist doch nicht der erste Christbaum, den Du . . . .

Wilhelm. Hier ja — und Du kannst, kannst mir nicht nachfühlen — wie sonderbar . . . .

Ida (ihm — was er mechanisch geschehen läßt — den Paletot abziehend). Bitte, bitte Willy! (den Paletot über'm Arm, Hut und Reisetasche in der Hand, vor ihm stehend). Willy! sieh mich an . . . (anfeuernd) stark . . . . (einen Augenblick lang steht sie straff aufgerichtet, dann legt sie die Sachen schnell beiseite und kehrt zu Wilhelm zurück). Du — hast mir ver—sprochen . . . .

Wilhelm. Hast Du mal . . . . Ida! . . . . hast Du mal . . . . ein Gruftgewölbe mit Kränzen und . . . .

Ida (erschrocken). Aber Wilhelm! (ihn stürmisch umarmend, außer sich) das ist bös! das ist wirklich bös! das ist wirklich sehr, sehr bös.

Wilhelm (sie sanft zurückdrängend, mit unterdrückter Bewegung). Ach, dabei ist ja garnichts. (Ida abwehrend) Sei gut, sei gut!

. . . .

Ida. Ach, wie Du doch bist!

Wilhelm (den Baum durchmusternd). Sonst — Alles — beim Alten . . . . Ida! — das mußt Du mir wirklich — anrechnen!

Ida. Mir wird auf einmal so bange, Willy. Ob es am Ende nicht besser gewesen wäre . . . Mutter hat ja gewiß nicht gewußt, daß es Dir so, so schwer werden würde und ich . . . ich dachte ja nur . . . weil es Mutter sagte . . . ich wollte es ja garnicht. Aber nun . . . nun bist Du einmal so weit, nun sei auch . . . . hörst Du? . . . . thu mir die Liebe! . . . . ach (sie umarmt ihn).

Wilhelm (von Idas Armen ein wenig weiter hereingezogen, mit Zeichen tiefer, innerer Erschütterung). Jeder Schritt vorwärts . . ., was hab ich hier nicht Alles durchlebt!

Ida. Nur nicht aufwühlen! nicht das Alte aufwühlen!

Wilhelm. Sieh mal! — jetzt wird mir doch klar — Deine Mutter h

mir das nicht rathen sollen. — Sie ist immer so zuversichtlich, so ..., ich hab's ja gewußt, ich sagte es ihr — aber diese naive, felsenfeste Zuversicht .... hätt ich mich doch nur nicht verblenden lassen! —

Ida. Ach wie Du doch Alles schwer nimmst, Wilhelm! glaub mir, Du wirst morgen anders sprechen — wenn Du sie erst Alle wiedergesehen hast! .... Du bist dann doch wenigstens vor Dir selbst gerechtfertigt. Du hast bewiesen, daß es Dir ernstlich darum zu thun war, mit Deiner Familie in Frieden zu leben.

Wilhelm. Wenn man so Alles wiedersicht, — die alten Plätze alle — Alles tritt so heraus —, so hervor, weißt Du! — die Vergangenheit kommt einem so nah, — so aufdringlich nah; man kann sich .... förmlich wehrlos ist m[illegible]

Ida (ihn weinend umhalsend). Wenn ich Dich so sehe Wilhelm .... ach glaub ja nicht .... glaub doch nur um Himmelswillen nicht etwa [illegible] hatte Dich da[illegible] gedrängt wenn ich .... wenn ich auch nur geahnt hätte .. . glaub doch das nu[illegible] nicht! Du thust mir ja so furchtbar leid.

Wilhelm. Ida! — zu Dir gesagt — ich kann Dich versichern, daß ich hier fort muß. — Offenbar! — ich bin diesem Ansturm nicht gewachsen — offenbar! es ruinirt mich möglicherweise — auf immer. — Du bist ja ein Kind! — ein süßes, reines Kind, Ida — was weißt Du. — Gott sei ewig Dank, daß Du nicht einmal ahnen kannst, was mich .... was der Mensch neben Dir .... zu Dir gesagt — Haß! Galle! — schon als ich hereintrat ....

Ida. Wollen wir gehen? wollen wir augenblicklich von hier fortgehen?

Wilhelm. Ja, denn — in dieser Umgebung — selbst Du! — ich unterscheide Dich kaum mehr von den Andern. Ich verliere Dich! — es ist ein Verbrechen von mir, schon allein, daß Du hier bist.

Ida. Wenn Du doch nur deutlich sein könntest, Wilhelm! es muß doch — hier etwas Furchtbares passirt sein, was ....

Wilhelm. Hier? ein Verbrechen! um so furchtbarer, weil es nicht als Verbrechen gilt. Man hat mir hier mein Leben gegeben und hier hat man mir dasselbe Leben — zu Dir gesagt — fast möchte ich sagen: systematisch verdorben — bis es mich anwiderte — bis ich daran trug, schleppte, darunter keuchte wie ein Lastthier — mich damit verkroch, vergrub, versteckte, was weiß ich — aber man leidet namenlos — Haß, Wuth, Reue, Verzweiflung — kein Stillstand! — Tag und Nacht dieselben ätzenden, fressenden Schmerzen (deutet auf die Stirn) da! .... (deutet auf's Herz) und — auch — da!

Ida. Was soll ich nur thun, Wilhelm? ich getraue mir garnicht mehr — Dir etwas zu rathen — ich bin so ....

Wilhelm. Ihr hättet zufrieden sein sollen — daß ich glücklich so weit war, wie ich war. — Es war ja Alles glücklich — so weit abgeblaßt — jetzt erst erkenne ich, wie weit (überwältigt von Erregung bricht er auf einen Stuhl zusammen).

Ida (mit unterdrücktem Aufschrei). Wilhelm!

Frau Buchner (in fliegender Hast durch den Treppenbogen. Auf Wilhelm zustürzend). Wilhelm hören Sie mich, Wilhelm! — jetzt denken Sie an das, was wir gesprochen haben. Jetzt — wenn ich Ihnen so viel gelte .... Ich beschwöre Sie .... Jetzt zeigen Sie .... Ja ich fordre .... Ich verlange von Ihnen als Mutter meines Kindes .... Wilhelm! .... Es liegt nun an Ihnen, — an Ihnen allein .... Wilhelm, Sie haben furchtbar gefehlt! — Sie haben eine furchtbare Schuld — Sie werden wieder froh werden. — Ich hab es gethan ... ich habe mit Ihrem Vater geredet, er ....

Wilhelm (steif in die Höhe schnellend, mit starrem Ausdruck und lallender Stimme). V—Vater? — — wie? — m ... mit m ... einem V ... ater? (er wankt, taumelt wie ein Blödsinniger und sucht seine Sachen zu ergreifen.)

Ida (tief erschrocken). Wil ... W ...



Wilhelm (giebt durch Zeichen zu verstehen, man soll ihn nicht zurückhalten).

Ida. Ach — Mutter — Wilhelm — ... Du ... Du hättest ihm — das nicht — gleich sagen sollen.

Frau Buchner. Wilhelm! sind Sie ein Mann?! Sie können uns doch nicht belogen haben. Wenn Sie noch einen Funken Liebe für uns, — für Ida .... Ich fordre Sie auf .... Ich, eine Frau ....

Ida (wirft sich Wilhelm, der schon seine Sachen ergriffen hat, entgegen und hält ihn — indem sie ihn umschlingt — fest). Du darfst nicht fort, oder ich .... Mutter! wenn er geht — ich gehe mit ihm!

Wilhelm. Warum — habt Ihr mir das verschwiegen?

Ida. Nichts ... Du mußt doch nicht gar so schlecht von uns .... Wir [illegible] Dir nichts verschwiegen.

Frau Buchner. Wir alle, Ihre Mutter, Ihre Schwester, wir waren alle ahnungslos, — ebenso ahnungslos, wie Sie. Vor wenigen Minuten ist er angekommen — ohne sich vorher anzumelden; und, sehen Sie, da dachte ich gleich ....

Wilhelm. Wer — ha. Ihnen das — mitgetheilt.

Frau Buchner (unter Thränen seine Hand ergreifend). Sie haben furchtbar, furchtbar gefehlt.

Wilhelm. Sie wissen also — ?

Frau Buchner. Ja, jetzt ....

Wilhelm. Alles?

Frau Buchner. Ja Alles; — und, sehen Sie, daß ich Recht hatte, — daß Sie noch etwas mit sich herumschleppten? das war das Geheimniß.

Wilhelm. Sie wissen, daß ich .... ?

Frau Buchner (nickt bejahend).

Wilhelm. Und Ida — ? soll sie einem Menschen zum Opfer fallen, wie ... wie ich bin, — des ... weiß sie's? ... weißt Du's — Ida — auch?

Ida Nein Wilhelm — aber — ob ich das weiß oder nicht; — das ist ja wirklich ganz gleichgültig.

Wilhelm. Nein. — Diese Hand, die Du ... die Dich oft ... diese Hand hat ... (zu Frau Buchner). Ist es das?

Frau Buchner (nickt bejahend).

Wilhelm (zu Ida). Wie schändlich hab' ich Dich betrogen! — ich bring's nicht über mich. — Später! ....

Frau Buchner. Wilhelm! Ich weiß, was ich verlange, aber ich .... Sie müssen sich vor Ihrem armen Vater erniedrigen — erst dann, werden Sie sich wieder ganz frei fühlen. Rufen Sie ihn an! beten Sie ihn an! ach Wilhelm! das müssen Sie thun! Seine Kniee müssen Sie umklammern — und wenn er Sie mit dem Fuße tritt, wehren Sie sich nicht! reden Sie kein Wort! geduldig wie ein Lamm! glauben Sie mir, — einer Frau, die Ihr Bestes will.

Wilhelm. Sie wissen nicht ... Sie wissen doch nicht, was Sie von mir ... O Sie müssen Gott dankbar sein, Frau Buchner, daß er Ihnen Ihre eigene Grausamkeit verborgen hat. Ruchlos mag das sein. Was ich gethan habe, mag ruchlos sein. Aber was ich durchgemacht habe, — da! — innerlich durchgekämpft, durchlitten — diese furchtbaren Peinigungen .... Er hat Alles auf mich geladen — und am Ende zu allem noch diese verfluchte Schuld .... Aber dennoch ....! (nach einem langen, tiefen Blick in Ida's Augen, sich aufringend, bis zu einem festen Entschluß). Vielleicht — gelingt es mir — dennoch!

Ende des ersten Vorgangs.

Verlag von S. Fischer, königlich schwedischer Hofbuchhändler, Berlin W.

Moderne Litteratur.

Soeben erschienen:

Henrik Ibsen's Werke

herausgegeben von **Prof. Jul. Hoffory.**

Moderne Dramen I

(enthaltend: **Comödie der Liebe. Bund der Jugend. Stützen der Gesellschaft.**)
Eleg. geh. **Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.**

Moderne Dramen III

(enthaltend: **Wildente, Rosmersholm, Frau vom Meere.**)
Eleg. geh. **Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.**



Ferner in eleganten Einzelbänden:

Henrik Ibsen, Comödie der Liebe geh. M. 1,–, eleg. geb. M. 1,75.

Henrik Ibsen, Rosmersholm geh. M. 1,—, eleg. geb. M. 1,75.

Henrik Ibsen, Wildente geh. M. 1,–, eleg. geb. M. 1,75.

Henrik Ibsen, Bund der Jugend geh. M. 1,50, eleg geb. M. 2,25.

Henrik Ibsen, Stützen der Gesellschaft geh. M. 1,50. eleg. geb. M. 2,25.

Henrik Ibsen, Frau vom Meere. geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,25.

Henrik Ibsen, Kronprätendenten geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,25.

Henrik Ibsen, Kaiser und Galiläer geh. M. 3,—, eleg. geb. M. 4,—.

Ferner erschienen:

Edvard Brandes, Ein Besuch, Schauspiel in 2 Akten. Deutsch von Julius Hoffory. Eleg. geh. M. 1.—.

Lars Dilling, Neue Novellen. Autor. Uebersetzung. Enthaltend: Die Freibillette des Autors. Zwischen den Gräbern. Ein Tivoli-Roman. Ein Tapisserie-Reisender. Ein Stück Apfelsinenschale. Dunkelrothe Rosen. Eleg. geh. M. 1.—.

Fedor Dostojewski, Der Gatte, Roman. Deutsch von August Scholz. Eleg. geh. M. 3,50, eleg. geb. M. 5.—.

— Der Idiot, Roman in 3 Bänden. Deutsch von August Scholz. Eleg. geh. M. 12.—.

— Der Spieler, Roman aus dem Badeleben. Deutsch von August Scholz. Eleg. geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.

Edmond und Jules de Goncourt, Henriette Maréchal. Schauspiel in 3 Akten, übersetzt von Fritz Mauthner.

J. P. Jacobsen, Novellen. Deutsch von Marie Herzfeld. Eleg. geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,25.

Alexander L. Kielland, Johannisfest, Roman. Eleg. geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.

Wladimir Korolenko, Sibirische Geschichten. Jaschka der Klopfer. Der arme Makar. Eleg. geh. M. 1.—.

Max Kretzer, Meister Timpe, Sozialer Roman. Eleg. geh. M. 6.—, eleg. geb. M. 7.—.

Elise Orzeszko, Zwei Erzählungen. Simson der Held. Der Sonnenstrahl. Eleg. geh. M. 1,50.

Rudolph Schmidt, Novellen. Deutsch von M. v. Borch. Eleg. geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.

Graf Leo Tolstoi, Die Macht der Finsterniß. Dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben in 5 Akten. Deutsch von August Scholz. Eleg. geh. M. 1.—.

— Zwei Erzählungen. Albert. Eine Winterfahrt. Deutsch von August Scholz. Eleg. geh. M. 1.—.

Emile Zola, Der Traum. Deutsch von Alfred Ruhemann. 2. Auflage. Eleg. geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

— Therese Raquin. Drama in 4 Akten. Deutsch von J. Savits. Eleg. geh. M. 1.—.

— Renée, Drama in 5 Akten mit einer Vorrede des Verfassers. Deutsch von J. Savits. Eleg. geh. M. 1.—

In allen Buchhandlungen vorräthig.



Heft 2. Berlin, den 12. Februar 1890. I. Jahrgang.

Klüfte.

Zeitbetrachtungen von Hans Land.

Das Gesellschaftstier „Mensch", das wie Biene und Ameise in staatlich geordneten Heerden lebt, hat die Bitternisse und Süßigkeiten des gesellschaftlichen Miteinanderlebens gründlicher durchzukosten, als irgend ein anderes Heerdentier. Wenn bei Biene und Ameise, bei Reh und Gemse der Heerdenzweck die Arbeitsteilung ist, eine Organisation der Kräfte zwecks Erleichterung der Arterhaltung, so mag die Gesellschaft des Urmenschen und des Pfahlbautenbewohners zwecklich genau dieselbe gewesen sein.

Da war man beieinander, einig in dem Zweck des Beieinanderseins, und wenn man diesen erfüllt sah, so war die Harmonie geschaffen, und das Gesellschaftswesen ging seinen Gang in Ruhe und Stetigkeit. Der Mensch aber, der in fortwährender Ausbildung, in stetem Fortschreiten begriffen ist, ließ sich an dieser Form der Gesellschaftlichkeit nicht lange genügen. Mit der vergrößerten Complicirtheit der Produkte, hervorgerufen durch die Verfeinerung der Bedürfnisse, wuchs die Schwierigkeit der Arbeitsteilung, zu deren Durchführung bald die größten Gemeinwesen, wie Städte und Landschaften, nicht mehr ausreichen konnten.

Heute stehen wir auf dem Standpunkte, daß selbst die gewaltigen Staatskörper der Gegenwart nicht mehr hinreichen, um die so complicirt geteilte Arbeit zu leisten.

Die Arbeitsleistung ist heutzutage international. Das Produkt bleibt nicht im Lande, es hat sich seinen Weltmarkt schaffen müssen, und der nordische Proletarier arbeitet seine cheffielder Klinge für den javanischen Menschenbruder, wogegen dieser ihm die Kaffeebohne pflanzt, pflegt und erntet.

Die Arterhaltung also hat aufgehört das Band zu sein, welches die groß

Staatswesen zusammenhält. Die Stammesgemeinschaft, das Nationalbewußtsein ist an deren Stelle getreten, wenngleich mit sehr schwacher Berechtigung, wie ein einziger Blick auf die Entstehungsgeschichte und die Zusammensetzung der modernen Staaten beweist.

Das Nationalbewußtsein allein aber ist noch nicht imstande, einen Staat zu erhalten. Es ist eine Idee, die erst lebendig wird, wenn ihr Gefahr droht. Rückt der Feind über die Grenze, dann flammt sie auf. Blitzartig durchzuckt es alle Glieder der großen Gemeinschaft: Es naht uns ein Unglück! Wehren wir es ab! Wir gehören zusammen!

In Zeiten der Ruhe und des Friedens schlummert das Nationalbewußtsein, und es bedarf noch eines anderen Elements, um dem Staat einen Halt zu geben.

Dies ist die ethische Idee.

Der Staat muß das Prinzip des Guten vertreten.

Das Gute? Was ist das?

Bis jetzt ist die Offenbarung des Guten am reinsten in der Person Christi zum Ausdruck gelangt. Er bedeutet die denkbar makelloseste Menschengestalt. Er ward zum Ideal und seine Moral zum geltenden Sittengesetz. Um auszudrücken, daß er das Gute schützen und fördern wolle, nannte sich der Staat „christlich“.

Dem Wortlaute nach ist die Verbindung „christlicher Staat“ ein Widerspruch, denn Christi eigene Worte waren es: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“

Immerhin soll es gelten. Der Staat will das Gute nach Christi Vorbild. Er will eine Gesellschaft, die nach christlichem Moralgesetz handelt und denkt.

„Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“. „Liebet Eure Feinde.“

Das sind nun gleich zwei baare Unmöglichkeiten. „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst“ — und das im Staate der freien Concurrenz. Undenkbar!

Hier kann das nicht gelten.

Hier ist der Kampf das Gesetz, hier gilt es, den Nächsten „unterzukriegen“ und ihn „totzumachen“, wie der wirtschaftliche Ausdruck lautet.

Von dem „Liebet Eure Feinde“ wollen wir in diesem kriegerfüllten Jahrhundert schon lieber garnicht reden.

Wer nun die Lehre des Nazareners tief in sich aufgenommen und mit diesem Kinderglauben hinaustritt in die kampferfüllte, rauhe, grausame Welt, da Selbstsucht gegen Selbstsucht die blanken Waffen schwingt, und der Weheruf der Niedergetretenen durch die Lüfte gellt, dem geht es wie ein Riß durch das Herz.

Eine Kluft, eine unüberbrückbare, abgrundtiefe trennt ihn von all dieser grausamen Mordluft, und einsam steht er da mit seinem Gott im Herzen.

Das deutsche Volk hat für diese Empfindung die Vocabel „Weltschmerz“ geschaffen.

Es ist der Schmerz, den der Bessere empfindet, wenn er sieht, wie in der Welt das Prinzip des Guten so wenig zu seinem Rechte gelangt.

Dieser Klagelaut erklingt von den Dichtern der letztvergangenen Epoche. Das gefühlsfeindliche Jahrhundert aber hat ihn den Backfischen und Flegeljahren zugewiesen. Der Mann dieser Zeiten hat nicht zu flennen, er hat sich in die Welt zu schicken.

Dies aber ist die erste Kluft, die vor den Blicken des Culturmenschen gähnend sich aufthut und mit der ganzen stürmischen Gewalt des Jugendwehs überkommt es ihn, wenn er gewahr wird, daß die selbstlose Nächstenliebe, die Schule und Priester lehren, in der Gesellschaft gehöhnt und mißachtet wird.

Ist ihm die Kraft versagt, festzuhalten und zu bewahren, so wirft er den Ballast seiner ethischen Erziehung ab und „schickt sich in die Welt“, wie diese es verlangt. Er thut wie die Anderen, denkt an sich und sucht zu „erraffen“. Ist er mehr als ein Durchschnittsmensch, mit Trotz und Treue begabt, so überwindet

er's nicht, und unter den Schmerzen des erstempfangenen Streiches wandert er weiter.

Noch ist er der christliche Mensch, der Mann des christlichen Staates, dem das Kreuz als Lebenssymbol, das Leben als eine Vorbereitung für ein verheißungsvolles Jenseits gilt. Aber die Kirche und die Sonntagsandacht, die ihn früher erhoben und stärkten, verlieren an Wirkung; es sind dieselben Worte, derselbe Tonfall, dieselben Wendungen immer, die von der Kanzel ertönen. Dabei gelegentlich ein Lachen der Kameraden: „Zur Kirche? Du gehst noch zur Kirche?"

Er stutzt. Noch? Noch zur Kirche?

„Lies Büchner, Strauß, Häckel."

Wie? Von diesen Büchern hängt es ab, ob er ferner zur Kirche geht oder nicht?

Er liest sie.

— Mein Gott! Herr, mein Gott! Alles falsch! Alles verloren! Es war ein Märchen, ein einlullendes, friedenbringendes, wie es kranken Kindern vor dem Schlafe erzählt wird. Alles Märchen und Sage, worauf er geschworen und gebaut. Sein Gott, der milde, gute, weißbärtige Gott, der für alle kleinen Nöte und Verzweiflungen die Zuflucht gewesen, er zerrinnt und zerstäubt in Atome, verflüchtigt sich in den Weltenraum, glänzt droben als Stern, bäumt sich als Felsen gegen die Wolken, murmelt in der Quelle, nur zu sehen, zu fassen ist er nicht mehr.

Zu ihm beten — das ist vorüber.

Da steht er an der zweiten Kluft, jenseits sein Kinderglaube, seine hoffende Zuversicht, die Stütze, der Balsam des Gebetes, jenseits Alle, die er geliebt, Eltern und Geschwister, alle gläubige Christen, die entrüstet seine gequälten Zweifel mitansehen und fluchend seinen geklärten Unglauben beklagen.

Er folgt ihnen nicht mehr in die Kirche, an Sterbebetten steht er, unteilhaftig der Hoffnung des Wiedersehens.

Nur langsam entwickelt sich der „neue Glaube" zu einem Ersatz für den alten. Es ist nicht leicht, die reiche Symbolik der Kirche gegen eine trockene Wahrheit auszutauschen, und schwer nur baut die moralische Welt ohne den Menschenlohn des Jenseits sich auf.

Aber er gelangt dazu; die Arbeit seiner Jünglingsjahre ist dieser Aufbau.

Das Gute um seiner selbst willen lieben, das Ideal des reinen Edelmenschen anzustreben, der Lüge den Krieg anzusagen, das ist das neue Programm, dem sein Leben gehört.

Der Lüge den Krieg ansagen. Dazu muß er die Wahrheit haben. Wo sucht er sie? Wo anders, als in der großen Schatzkammer der Wissenschaft.

Nun erst geht es an ein Wanken und Stürzen, ein Krachen und Bersten.

„Die ganze moderne Wissenschaft", sagt Georg Brandes, „arbeitet ihrem Wesen nach im Dienste des radikalen Fortschritts, und je tiefer Jemand von ihrem Geiste ergriffen ist, desto stärker fühlt er sich zur Opposition wider alles getrieben, was nur die Autorität des Überkommenen besitzt."

Nun gähnen die Klüfte rings um ihn her. Er ist ein Fremder geworden in der Gemeinschaft der Seinen. Es geschieht kein Schritt in seiner Umgebung, angesichts dessen seine Wahrhaftigkeit nicht ausruft: Falsch! Irrtum! Lüge! Der Staat, die Gesellschaft, die Familie, alles, alles ruht auf dem, das er für falsch erkannt, und gegen alles dies muß er nun kämpfen. Er, der Gläubige, der Friedfertige, er ist zum Rebellen geworden, ein Feind des Bestehenden, ein Künder des Umsturzes, und es wird ihm entgolten.

Er aber trägt seine Wahrheit weiter und schafft neue Rebellen.

So klafft es mitten hindurch, durch den Staat; ein großer Riß geht durch die Welt und die Disharmonien, welche die neue Zeit erweckt, schwirren umher.

Es ist ein Licht aufgegangen über der Welt, dem die Einen jauchzend sich

zuwenden, dem die Andren verächtlich den Rücken kehren, das die Dritten in ihrer Blindheit nicht sehen.

Denn zwischen dem modernen, mit dem ganzen Erkennen der Epoche begabten Gebildeten und dem starr im Hergebrachten Verharrenden, steht das Volk in seiner Blindheit. Ihm ist in der knappen Zeit seines Lernens ein Bündel Bildung auf den Rücken geschnallt worden, damit es nichts Besseres anzufangen weiß, als es bei der erstbesten Gelegenheit abzuschütteln und von sich zu werfen. Nicht das Lesen, Schreiben und Rechnen, das selbst dem Letzten nicht mehr entbehrlich ist, sondern das Stück Bildung, das ihm wird, die Gabe, auf die Staat und Commune so unendlich stolz sind, ist ihm in der Form wie sie gespendet wird, verderblich oder nutzlos. Denn wie die Zeit zwischen zwei Geistern schwankt, dem alten Geist des Glaubens und dem neuen Geist des Forschens, so zeugt ihre Bildung von dem Widerstreit der beiden feindlichen Gewalten. Und selbst über das Stückchen Bildung, das dem Proletarier auf seine heiße Wanderung mitgegeben wird, entbrennt der Streit zwischen den zwei Feinden, und es ist eine zerrissene und arg zerzauste Gabe, die dem ärmsten Bürger des Staates gereicht wird.

Der Regenbogen, so erzählt ihm der Religionslehrer, ist über die Erde gespannt worden zum Zeichen des Bundes, den Gott mit Noah geschlossen für alle Zeit.

Der Regenbogen, so erklärt in der nächsten Stunde der Naturgeschichtslehrer, entsteht durch die Brechung der Sonnenstrahlen in den fallenden Regentropfen. — Haben nun vor dem Bunde mit Noah die Sonnenstrahlen in den Regentropfen keine Brechung erfahren, und hat Gott dies Naturgesetz erst anläßlich jener festlichen Gelegenheit geschaffen? — Der arme Lehrer, der seinen Amtseid auf die Verfassung geschworen, zuckt die Achseln, und dem jungen Proletarier bleibt das Weitere überlassen.

Das ist nur ein Exempel aus Hunderten, und es erhellt, daß eine so zweiköpfige Lehre nicht geeignet ist, wahre, starke und glückliche Menschen zu schaffen. Dazu kommen verlorene Laute aus der erhitzten Discussion der Zeitgenossen herübergeflogen. Gleichberechtigung, Menschenrechte, Socialreform, Worte, die das Denken des Proletariers schärfen, und mit Ingrimm ermißt er die weltenweite Kluft, die seine Lebenshaltung von der der Besitzenden trennt, welche die Schätze ihres Lebens vor seinen Augen sprühen und glänzen lassen. Mit gespitztem Ohr lauscht er dem Pulsschlag der Zeit. Drüben, jenseits der großen Kluft, da in Licht und Sonne das Fest — die Orgie des Lebens angesichts seines Jammers in bacchantischem Jubel gefeiert wird, stehen abseits sinnend ernste Gestalten, die das mitleiderfüllte Auge zu ihm hinüberrichten, die ihm winken und rufen. —

Bruder! — Bruder! tönt es herüber über die Kluft, da stürzen die Andren herbei, die schäumenden Becher in den Händen und wehren den Winkenden. Es entspinnt sich ein Streit und dieser macht dem drüben Lauschenden den Atem stocken.

Er sieht es. Ja, sie streiten und kämpfen miteinander; selbst sie, die die Bildung vereinigen sollte, sind uneins und zwieträchtig. Auch zwischen sie hindurch zieht sich die Kluft und getrennt sind sie, himmelweit getrennt, in Denken und Urteil, Thun und Treiben.

So tief geht der Riß, daß die Einen anbeten, was die Andren verfluchen, und tief in das Bereich der Kunst sogar hinein, der großen Versöhnerin, tobt jetzt der Streit.

Da erstehen Künstler, echte Kinder der neusten Zeit, und was sie bilden und formen, sagen und singen, ist neuen Streites Anlaß.

Wie schön! Wie wahr! ruft der Eine begeistert, während der Andre ausspeit vor dem Gebild des Künstlers, das in Liebe und Wahrheitsdrang geschaffen ward.

Und alle wollen das Gute, hüben wie drüben; aber was das Gute ist — wer sagt es der Zeit, wer weist es ihr und bringt den Frieden?

So wohnen wir bei einander und hassen uns. So sind wir uns nahe, sind Brüder und Feinde. In den Wehen des Ueberganges bluten wir, und wie der Mond zerklüftet ist die Menschenwelt.

„In ihr sieht, hört und lernt man nichts, als einander hassen bis zum Würgen, reden bis zum Lügen, lieben bis zum Verzweifeln, handeln bis zum Stehlen, bitten bis zum Betrügen und sündigen bis zum Sterben.“ —

Aber dennoch sind wir, Söhne des Streites, guter Hoffnungen voll; wir bluten, doch die Enkel werden blühen.

Moderne Musik.

(Richard Strauß: Don Juan.)

Seit der Klingsor von Bayreuth seinen Zauberstab niedergelegt hat und nun auch „sein lieber Franz“ auf dem Friedhofe der fränkischen Festspielstadt ruht, ist es still, recht still geworden im musikalischen Deutschland.

Es mag nichts Neues mehr aufblühen!

Wir sind wieder einmal in ein Zeitalter des Epigonenthums eingetreten. Zwar wird fleißig botanisirt in dem üppig aufgeschossenen Urwalde der neuen Harmonien und fremdartigen Modulationen, und mancher Strauß wird kühn gebunden, aber wir kennen alle die Blumen nur allzugut und auch die Düfte! Die berauschende Klangfarbe, das wogende Dahinströmen des Orchestersatzes, das Zusammenraffen und Wiederzerfließen, das Wühlen in Dämmernissen durch die plötzlich ein Lichtstrahl fluthet, kurz die ganze in Worten nicht wiederzugebende Physiognomie der modernen Instrumentalwerke ist seit Wagner-Liszt eine allgemeine und allbekannte. Verschwunden ist selbst in den wieder auf die Tanzform zurückgreifenden Atavismen der musikalischen Reaktionäre das unschöne Baß- und Violoncello-Gerumpel. Das moderne Orchester singt allenthalben. Aber was in den sublimen Vorbildern der Meister nur das Gewand eines tiefen seelischen Ausdruckes ist, das wird in den Werken der Schüler oft zum Selbstzweck: ein zur Schau gestelltes Garderobestück, prunkend und gleißend, hinter dem aber nichts steckt, nicht einmal eine Gliederpuppe!

Der einzige Fortschritt, welcher bemerkbar ist, besteht in der That in einer immer feineren und reicheren Instrumentirung: immer süßer werden die Mischungen, immer weicher die Uebergänge, immer mehr Nüancen, zarte und zarteste Lichterchen werden gehäuft und übereinandergetupft. Ob das jedoch immer als Fortschritt zu betrachten ist? Schon Berlioz war der Ansicht, daß das zunehmende Raffinement der Instrumentation vom Uebel sei. Unter dem Glanz und der Fülle der Farben verschwinden die klaren Linien der Zeichnung.

Bedauerlicherweise ist gerade in der Hauptsache: in Richtung der Ausdrucksfähigkeit, auf welche die ganze gewaltige letzte Epoche der Musik hinstrebte, ein vollständiger Stillstand, ja ein Rückschritt zu verzeichnen. — Sollten wirklich die Zweifler und Ungläubigen Recht behalten, welche den neu eingeschlagenen Weg für einen Irrweg erklärten und die Möglichkeit einer weiteren Entwickelung des Ausdrucksvermögens als nicht im Wesen der Musik begründet ableugneten? Sollte die Musik, in deren letzten Offenbarungen der Sturmhauch einer neuen Zeit gebraust, in der die Sehnsucht und die Leidenschaft eine neue gluthende Sprache gesprochen, wirklich wieder zurücksinken können zu einer bloßen Tändelei, zu einem reinen Spiel mit Tönen? —

Eine jede Zeit hat ihre eigene Kunst; und jede Zeit giebt dieser nicht nur den Inhalt, sondern gewöhnlich auch die Form: für einen neuen Wein taugen nicht die alten Schläuche! Rückfälle in frühere Erscheinungsformen und ein Liebäugeln mit der guten alten Zeit haben zwar auch in der Musik, wie in jeder anderen Kunst und wie auf allen anderen sociologischen

Gebieten, statt, aber sie bedeuten nirgends etwas. Eine Kunstform, die schon einmal höchste Vollendung gefunden, neu aufzuwärmen, ist eine Sünde wider den heiligen Geist der Entwicklung. An Wiederholungen, mögen sie nun jämmerlich oder noch so glänzend sein, wird die Kunstgeschichte mit Fug und Recht vorüberschreiten.

Die Musik ist die „künstlichste" der Künste. Sie ist am meisten an die historische Convention gebunden. In keiner anderen Kunst haben so lange die Künstler unabhängig und unbeeinflußt von der Öffentlichkeit geherrscht und gestaltet. Die Musik ist aber heute keine „Kammermusik" mehr, nicht mehr ein Sondergenuß weniger Auserwählter und Privilegirter. Sie trat aus der „Kammer" hinaus vor das Volk! „Dem Volke will sie behagen!" Das gab für ihre Gestaltung den Ausschlag. Wie klingt und braust nicht die Seele unserer Zeit in den modernen Tonwerken aus! Was uns in ihnen offenbar wird, ist das ganze zerrissene Herz des Uebergangsmenschen von heute, dem auf der Scheide zweier Zeitalter in einem unerhörten Kampfe aller Meinungen und Bestrebungen kein beschauliches Heute mehr blüht, der nur ein Morgen kennt, bald überschwänglich zukunftstrunken und stolz, bald todestraurig, immer ringend, sehnend und ahnend!

Und alles das bringt die Musik zum Ausdruck? Ist es denn möglich durch Musik dergleichen „auszudrücken?!" Die Zweifler sollte doch wohl das allgemeine Verständniß, das von Tausenden solchem „Ausdruck" entgegengebracht wird, stutzig machen! Die Musik vermag allerdings nicht nur Freude und Schmerz, sondern auch feiner gemischte Gefühle, Leidenschaften, Stimmungen und Affekte, namentlich in ihrem dynamischen Verlaufe auszudrücken oder was hier auf dasselbe hinausläuft, zu erregen, sollte ihr auch hierfür der wiener Feuilletonist „welcher einmal gegen R. Wagner schrieb" noch einige Dutzend Male die Fähigkeit absprechen. Sie erreicht das aber durch Bezugnahme auf Körper und Lautgebärde, welche als ursprünglichster Ausdruck ja auch der Sprachentwicklung zu Grunde liegen; sie erreicht es im Weiteren durch unzählige an die Bewegungsvorstellungen sich anschließende Associationen und Analogien anderer Sinneskreise. Die Art nnd das Zustandekommen dieses seelischen Geschehens klarzulegen, die Möglichkeit und die Grenzen des musikalischen Ausdrucks festzustellen wird für die Musikästhetik eine dringende und dankbare Aufgabe sein. Um so dankbarer, je größer das darüber herrschende Dunkel auch bei den schaffenden Künstlern zu sein scheint. Die theoretische Betrachtung wird sich hier einmal auch für die produktive Seite der Kunst von Nutzen erweisen.

Tritt die Sprache zur Musik hinzu, sei es als dauernd sie begleitender Text, oder auch nur als ein Wort, welches als Ueberschrift eines Tonstückes die Vorstellungsthätigkeit von vornherein in einer bestimmten Richtung anregt, so gewinnt der musikalische Ausdruck unendlich an Bestimmtheit und Tiefe. Die auch sonst schon angeregten Gefühlszustände werden, als auf eine concrete Ursache bezogen, nun selbst concreter. Gegen diese Art der Unterstützung der Musik durch die Sprache, welche schon Beethoven begonnen hat, ist merkwürdiger Weise am meisten geeifert worden, weniger gegen die Oper, am wenigsten gegen das Lied. Will man überhaupt, in einem gewissen Dogmatismus befangen, die Verbindung und gegenseitige Unterstützung von Musik und Sprache nicht gelten lassen, so müßte nicht nur die Programmmusik sondern auch die Oper und auch das Lied mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden!

Was dieser „Kunstvermischung" der schon ein Lessing große Fruchtbarkeit voraussagte Lebensberechtigung gab und giebt, ist der höhere Ausdruck welcher durch sie erzielt wird Weder in der Oper, noch in der freieren Tondichtung scheinen mir alle Möglichkeite der Musik in Hinsicht auf Stimmung und Charakteristik schon erschöpft zu sein. D Programmmusik birgt jedoch eine große Gefahr in sich, der ein Berlioz fast nie und au Liszt nicht immer entgangen ist. Man muß sich vor allem davor hüten zu vieles und diese womöglich in buntem Mosaik durcheinander ausdrücken zu wollen. Wenn also ein geniale junger Tondichter, wie Richard Strauß, in seinem neuesten Werke den Don Juan-Sto zum Vorwurfe nimmt und eine Präcision desselben in einigen Lenau'schen Versen dem Hör mitgiebt, so hätte er, nachdem er das wirklich Ausdrückbare festgestellt, vor allem daf Sorge tragen müssen, dieses in einer Anordnung zu geben, welche, sei es durch scharf Contrastiren oder auch nach Art vieler Wagner'schen Vorspiele in logischer Entwicklung, e

Nicht- und Mißverstehen ausschließen mußte. Das Ausdrückbare: der „Sturm des Genusses", der „allmählig vertobt", die Leidenschaft stets „neu entspringend", das Sehnen, Schmeicheln und Seufzen des Liebestaumels, schließlich „Ueberdruß" und „Lustermattung" hätten sehr wohl in guten Fluß einer Entwicklung gebracht werden können. Für Wechsel und Constrastiren der Themata waren diese zu zahlreich. Leider hatte der Componist den letzten Weg eingeschlagen, vielleicht durch Neigung und Fähigkeit glänzend zu contrapunktiren verleitet, und weder der beinahe unerhörte Klangzauber seiner Instrumentation, noch die gute Themaerfindung konnten über das Nichtverstehen der Hauptabsicht hinwegsehen lassen. Daß kein klares Verständniß erreicht war, davon gab gar ergötzlich die Kritik Kunde, welche mit seltener Mehrstimmigkeit auseinanderging. Der eine hatte sich zur Noth zurecht gefunden und war entzückt, für den anderen, der nicht so glücklich gewesen, war die schlimme Programmmusik an dem Unglück Schuld.

Nun — das Unglück ist nicht so groß. Rühmlicher als ein Erfolg in altem Geleise ist selbst ein nicht ganz gelungener Schritt auf neuer Bahn! Werden und sollen ihm andere auf gleichem Wege folgen? Leichter hinkt es sich schon auf den Krücken einer conventionellen Form dahin. Hier aber muß für jeden neuen Inhalt eine neue Form selbstgeschaffen werden. Jedenfalls liegt in der von Strauß verfolgten Richtung die Möglichkeit eines Fortschrittes: ein weiterer Ausbau der Ausdrucksfähigkeit. Eine ganz neue Kunst würde freilich auch eine ganz neue Zeit voraussetzen und einen neuen Inhalt. Wer uns sagen wollte, was und wie der nächste große Tonheros gestalten wird, vor dessen Prophetenauge müßte der Gang unserer ganzen Kulturentwicklung klar liegen. Die nächste Pflicht der Musikästhetiker von heute aber wird es sein, vor allem die Meister unserer Zeit richtig zu würdigen, das Erreichte und Errungene zu sichten und zu wahren, und es einem immer allgemeineren Verständniß zugänglich zu machen.

Bernhard Mänicke.

Frauenstudium.

Von Ferdinand Simon.

Trotz aller sittlichen Berechtigung, trotz ihrer Unanfechtbarkeit einer objectiven Kritik gegenüber, ja trotz der sehr zweckdienlichen Kölner Rede des Herrn Prof. Waldeyer wäre die Frauenemancipation eine verlorene Sache, würde sie nicht mit zwingender Nothwendigkeit bedingt durch die Constellation und die Entwickelung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse.

Kein unbefangener Blick kann verkennen, daß unser Zeitalter socialpolitisch die Fleischwerdung des demokratischen Princips bedeutet. Nicht nur im Staatsleben, auch innerhalb der Familie zerbröckelt unter dem Hammer der Aufklärung langsam, aber unaufhaltsam das starre Götzenbild des Feudalismus. Die patriarchale Form des Familienlebens begründet einerseits auf die fast absolute Willkür des Vaters, andererseits auf den unbedingten Gehorsam der Frau und der Kinder, auch der erwachsenen, ist in unserem Jahrhundert immer mehr einem milderen, menschlicheren Verbande gewichen, den die gegenseitige Achtung vor der Freiheit des Einzelnen knüpft, — kurz, der demokratischen Verfassung der Familie.

Aber noch mehr! Wie im Mittelalter der Feudalherr seine Hörigen vor den Anfällen fremder Räuber schützte, so war es auch bisher in der patriarchalischen Familie der Mann, als ihr Oberhaupt, der für sie die Schlacht ums Dasein schlug und ihr einen Platz an der arg umdrängten Tafel des Lebens zu sichern suchte. Doch da die moderne großcapitalistische Produktionsweise nicht davor zurückschreckt, uralte

Gotteshäuser, die durch den Weihrauch von Jahrhunderten gegen jede Profanirung sicher desinficirt erschienen, als Waarenspeicher in ihren Dienst zu stellen, so zögert sie auch nicht, den altehrwürdigen ökonomischen Quaderbau der christlichen Familie mit sanfter Rücksichtslosigkeit abzutragen. Von Jahr zu Jahr verschärft sie den „struggle for life", immer erbittertere, acutere Formen gewinnt er, so daß allmälig der Schutz und die Erhaltung der Familie die Kräfte des Mannes übersteigen.

Das ist der unzweideutige Sinn des statistisch nachgewiesenen, stetigen Sinkens der Eheschließungsfrequenz in fast allen europäischen Ländern, — Deutschland eingeschlossen.

Wie in den Schlachten der alten Germanen, wenn die Affaire schief zu verlaufen drohte, die Weiber auf den Wällen der Wagenburg erschienen und dem Feinde mit Steinen und Speeren einen knochengefährdenden Gruß boten, so ruft nun auch der ökonomische Kampf ums Dasein, da der Mann allein ihm nicht mehr gewachsen ist, die Frauen ins Gefecht.

Der Proletarier hat keine Muße, über die Berechtigung der Frauenfrage zu grübeln; die Noth packt sein Weib und seine Kinder und stößt sie in die Fabrik, die Hütte, in den Bergwerksschacht hinab. Hier emancipirt der Hunger die Frau.

Anders in den bürgerlichen Gesellschaftsklassen. Da ist ausschließlich die Vertheidigung der Lebenshaltung die Losung des Kampfes, und ihr getreu verschieben die jungen Männer die Verheirathung auf spätere Jahre oder vermeiden sie auch ganz, indem sie ein Surrogat im außerehelichen Geschlechtsverkehr suchen und finden, — eine, obzwar nicht die Hauptursache des rapiden Wachsthums der Prostitution. Denn auch hier gilt das ökonomische Gesetz von Nachfrage und Angebot. Daher also die Verminderung der Eheschließungen in der Statistik.

Aber die jungen Mädchen dieser Bevölkerungsklassen! Was bleibt ihnen, wenn die Wahrscheinlichkeit, ihren „natürlichen" Beruf zu erfüllen, Gattin und Mutter zu werden, von Jahr zu Jahr eine geringere wird? Es bleibt ihnen eben nichts, als sich ökonomisch von der Versorgung durch die Ehe unabhängig zu machen, allein, für sich, den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Das ist auch die socialpolitische Bedeutung des Frauenstudiums.

„Ihr wollt die Frauen studiren lassen", werfen unsere Hygieniker ein, „wie soll das ihre zarte Constitution ertragen, heut, da kaum noch die des Mannes dem Studium gewachsen ist? Welche Folgen muß das für die Gesundheit ihrer künftigen Kinder nach sich ziehen?" — Die Constitution des Weibes in diesen Kreisen ist doch aber erst so zart geworden! Daß sie es ursprüglich nicht war, zeigen die kräftigen Gestalten unserer hart arbeitenden Bauernfrauen — in des Wortes körperlichstem Sinn — auf das handgreiflichste. Die zarte Constitution, das heißt aus dem Salondeutsch ins gut Medizinische übersetzt: die physische Degeneration des Weibes, das ist das Resultat der Glashauscultur, in der unser Bürgerthum seine Töchter und Frauen hat aufwachsen und leben lassen!

Frauenstudium also. Aber wie sollen die deutschen Frauen zu diesem Ziele hingelangen?

Infolge der gänzlichen Aussichtslosigkeit aller Bemühungen, zu den Gymnasien und Universitäten Zutritt zu erhalten, bleibt den Frauen nichts anderes übrig, als aus eigner Kraft Hochschulen und Vorbereitungsanstalten zu schaffen. Dadurch werden sie in die Lage versetzt, frei die Art und den Gang ihrer Bildung zu bestimmen — und jeder, der unser mittelalterliches Unterrichtssystem in seiner Verderblichkeit erkannt hat,[1]) wird sie darum glücklich preisen.

Wenn sie hierbei sich von dem modernen Gesichtspunkt leiten ließen, daß alle Naturanlagen auch für den Gelehrten weitaus mehr bedeuten, als erzwungene Dressur,

---

[1]) Der Verfasser gedenkt auf diesen Gegenstand demnächst des Näheren zurückzukommen.

daß der Mensch nicht auf die Welt gesetzt ist, um zu einer von Pflicht und Ehrgeiz getriebenen Dreschmaschine für das leere grammatikalische Stroh der Philologen künstlich degenerirt zu werden, daß ferner die Entfaltung der angeborenen Fähigkeiten ein mit der Pflege körperlicher Gesundheit durchaus harmonirender Proceß ist, der bei weitem nicht den Aufwand von Kraft, Zeit also Geld erfordert, als unser traditionelles Verbildungssystem es glauben macht, so würden sie alle gegen das Frauenstudium gerichteten Bedenken von vornherein siegreich zu Boden schlagen. Und trotz der hochgradigsten Ueberfüllung der Gelehrtenberufe durch unsere männliche Jugend, trotz des Jahrtausende alten Vorurtheils gegen die geistige Potenz des Weibes, würden sie doch triumphiren, weil eine so ganz moderne Bildung sie allen jenen Concurrenten nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen machen würde.

Es wird zwar viel und mit Recht die religiöse Bigotterie der gebildeten Kreise in Amerika von uns Deutschen getadelt, aber trotz derselben darf man keinen Augenblick verkennen, daß practisch, im Thun und Treiben des Lebens, die Amerikaner weitaus modernere Menschen sind, als wir. Wir stecken im Vergleich zu ihnen noch bis über die Ohren im alten Schutt des Spiritualismus, wir besitzen noch nicht den amerikanischen Ehrgeiz der körperlichen Vervollkommnung, wir tödten noch immer als gute Christen unsern Leib ab zum höheren Ruhm des Geistes.

Man hat gern und oft dem Idealismus des Mannes das Weib als die Personification der Realpolitik gegenübergestellt. Die deutschen Frauen mögen nun die Probe ablegen, ob sie diese Bezeichnung verdienen, die ja im neuen deutschen Reich zu ganz unerwarteten Ehren gelangt ist. Man eifere also den Amerikanern nach, man lasse zum Studium nur gesunde Mädchen zu, man lehre von Anfang an in den „Frauengymnasien", daß die Körpergesundheit ein ebenso großes Gut, oder wirksamer: ein ebenso großes Verdienst sei, wie die Bildung des Geistes. Unsere Philologen mögen immerhin die Hände über den Kopf zusammenschlagen, wenn sie hören, daß die Hälfte des Tages in amerikanischen und englischen Frauencolleges nur der körperlichen Ausbildung, dem Turnen, Reiten, Spiel und Sport, gewidmet ist, — das ist höchstens ein Beweis mehr für die Richtigkeit jener Methode.

Die freie Muße für eine so ausgiebige Gesundheitspflege würde ein durchaus modernes Unterrichtssystem, welches alle Gedächtnißarbeit auf das absolut nothwendige Minimum reducirt, ganz sicher gewähren. Ein solcher Unterricht kann ja einzig und allein nur auf den alten gesunden Grundsatz Sterne's fundirt werden: „Eine Unze eigenen Witzes wiegt eine Tonne von fremdem auf." Man erziehe die Mädchen frei von dem alten Vorurtheil, daß der Urquell aller Weisheit nur in den Bibliotheken ströme, ein Vorurtheil, welches bei nicht ganz starken Köpfen immer nur eine bejammernswerthe Unselbstständigkeit des Urtheils erzeugt und oft genug die freie Initiative des Denkens im Keim erstickt hat. Man reiße dem alten Philologenideal, dem Plinius, welcher bei dem Feuerschein des ausbrechenden Vesuv über seinen Büchern sitzen blieb, den Glorienkranz vom Kopf, welcher genauer besehen doch nur die Nachtmütze eines geckenhaften Hypochonders ist. Man ertödte nicht länger durch ein grausames Zwangssystem die jedem Menschenkind angeborene natürliche Freude an Farbe und Form, Licht und Leben; man verwerthe sie vielmehr als treibende Kräfte für das erstrebte pädagogische Ziel. So würde unsere Erziehung aufhören, für den Schüler und die Schülerin eine Zeit trostlosen Asketenthums zu sein, mit dem Bewußtsein der sich harmonisch steigernden Leistungen würde auch das Gefühl der wachsenden Kraft bei ihnen erwachen, — jenes höchste physiologische, weil gesunde und fruchtbarste Glücksgefühl, welches geradezu als Prüfstein für den Werth einer Pädagogik gelten kann und sollte. Ein Unterrichtssystem, welches bei der Mehrzahl der Schüler in überwiegendem Maaße das Gefühl der Unlust erzeugt, richtet sich dadurch selbst, es verdient nicht

zu sein. Denn nach der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts sind weder körperliche noch geistige Schmerzen von einem Gott oder einem Teufel gesandt, sie sind die Sicherheitsventile des menschlichen Organismus gegenüber schädigenden Eingriffen und Zuständen, daher allemal, wenn sie in Funktion treten, der Rückschluß auf eine solche Schädlichkeit angezeigt ist.

Um eine so moderne Methode des Gymnasialunterrichts zu erhalten, welche Natur und Bildung nicht länger als Gegensätze auffaßt, müßten seitens der deutschen Frauen Preise auf eine solche ausgeschrieben und die einlaufenden Vorschläge einer competenten Jury zur Beurtheilung unterbreitet werden, von welcher aber principiell alle Schulpädagogen auszuschließen wären. Vielmehr müßte sie sich aus Gelehrten aller Disciplinen zusammensetzen, deren universelle Bildung über jedem Zweifel stünde, und — wir schreiben es doch hin, obwohl wir schon manch entrüstet gehobnen Nasenflügel oder spöttisch gezuckten Lachmuskel sehen — aus Künstlern, namentlich Schriftstellern, natürlich nicht klingelnden Lyrikern, sondern modernen Realisten. Wir stimmen nämlich, unbeschadet unsrer sonstigen Ueberzeugung, mit dem enfant terrible der zeitgenössischen deutschen Philosophie, mit Friedrich Nietzsche, durchaus überein, wenn er behauptet, einzig von dem russischen Romanschriftsteller Dostojewski mehr Psychologie gelernt zu haben, als von allen Fachpsychologen zusammengenommen. Nur beschränken wir diese Anerkennung nicht auf Dostojewski allein.

Lediglich durch einen so radicalen Bruch mit dem überkommenen Bildungsgang kann unsrer Ansicht nach unter den schwierigen ökonomischen Verhältnissen Deutschlands das Frauenstudium zum Siege gelangen. Es giebt keinen andern Weg. Andernfalls würde auf diesem Gebiete die Emancipation der Frau von der Versorgung durch die Ehe eine Illusion bleiben, weil das traditionelle kostspielige Studium gerade für die weniger bemittelten Klassen, welche der Frauenfrage die Lebenskraft einer socialen Nothwendigkeit gegeben haben, mehr und mehr zu der ebenso nahrhaften, als hypothetischen Pastete der hochseligen Marie Antoinette werden wird.

Es ist uns nicht unbekannt, daß die Hauptströmung der deutschen Frauenbewegung auf eine kritiklose Nachahmung des Männerstudiums gerichtet ist. Es ist daher hohe Zeit, daß die vorurtheilsfreien Elemente sich von allen denen sondern, welche von einer Idee eine Schrecklähmung davon tragen, nur weil sie neu ist.

Skandinavische Briefe.

König Midas. Schauspiel in 4 Akten von Gunnar Heiberg.

Stellen Sie sich ein politisches Stück vor, dessen Verfasser außerordentlich begabt ist, und der sich zum Helden seiner Dichtung — Bismarck erwählt hat. Er schildert uns diesen bald als lächerlich, bald als gefährlich, immer aber als allmächtig. Ich vermag die schwachen Seiten des berühmten Staatsmannes nicht anzugeben, da ich die Reden des Herrn Richter nicht gelesen habe, aber es muß ein sehr bissiger Character sein. Das Stück würde natürlich in Deutschland und Oesterreich verboten werden, in irgend einem schweizer oder holländischen Städtchen aber würde es ein gastliches Unterkommen finden. Und da es zugleich wirklich glänzend ist, würde der Skandal nur um so größer sein.

Drehen Sie nun den Spieß um! An Stelle Deutschlands sehen Sie jetzt Norwegen und anstatt Bismarcks: Björnstjerne Björnson.

Unser Victor Hugo ist in der That der eigentliche, wenngleich nicht eingestandene Held des neuen Dramas von Gunnar Heiberg, das vom Theater in Christiania abgelehnt, vom

Königl. Theater in Kopenhagen aber angenommen wurde, und auf diesem soeben einen durchschlagenden Erfolg erzielt hat.

Der Verfasser des „König Midas" hat keineswegs ein Skandalstück schreiben wollen. Im Gegentheil! Die gesammte Presse ist darüber einig, daß seine Schöpfung beinahe ein Meisterwerk genannt werden muß. Es ist jedoch ein sogenanntes Thesenstück und sein Sujet sowohl, als auch seine Hauptfigur zwingen uns, selbst gegen unseren Willen, uns nach dem Modell umzusehn. Der Held des „König Midas" ist seines Zeichens Redakteur. Er ist eine überlegene Natur, dem die besondere Gabe verliehen ist, sich über alle Fragen, die uns bewegen, gleichmäßig verbreiten zu können. Es giebt keine Disciplin, in der er nicht heimisch wäre, die er nicht als Publicist oder Redner in Discussion stellte; er ist der natürliche Mittelpunkt jeder gesellschaftlichen Vereinigung, nnd übt schließlich, da er in der That ein großer und bedeutender Mensch ist, einen so übermächtigen Einfluß aus, wie man es eben nur in unseren kleinen, spießbürgerlichen Verhältnissen zu sehen gewohnt ist. Die Stärke und gleichzeitig gefährliche Schwäche dieses Mannes besteht nun darin, daß er ein blinder Fanatiker der Wahrheit ist, der Wahrheit in jeder Form. Er hält sich für verpflichtet, diese zu bekennen, wo und gegen wen es auch immer sei. Nach und nach aber, ohne daß er es recht merkt, verknüpft er mit diesem Bedürfnisse ein persönliches Interesse: er, ein Mann von 50 Jahren, verliebt sich sterblich in eine junge Wittwe, die mit dem Andenken an ihren verstorbenen Gatten einen wahren Cult treibt. Durch die rücksichtslose Enthüllung eines grausamen Geheimnisses glaubt er diesen zerstören zu können. Er würde vielleicht zu seinem Ziel gelangt sein, da er sich noch immer jene gewisse Jugendlichkeit bewahrt hat, die die Frauen berückt, und die ja überdies durch seinen litterarischen Ruhm nur noch mehr hervorgehoben wird. Unglücklicher Weise aber vermag das junge Weib jene plötzliche Enthüllung nicht zu ertragen. Sie ist eine zu sensible Natur, ihr ganzes Innenleben geräth in Tumult und sie wird schließlich wahnsinnig. Erst jetzt erscheint uns die Person des Helden in ihrem vollen und wahren Lichte, denn er wappnet sich gegen jeden Vorwurf durch die Worte, mit denen das Stück schließt: „Aber es war ja nur die reine Wahrheit!" Ist das nicht, wie wenn der hungrige König Midas, dem sich das Brod unter den Händen in Gold verwandelt, gesagt hätte: „das thut nichts; es ist Gold?" . . .

Ist nun aber, fragen wir, Björnstjerne Björnson wirklich eine Art König Midas? Ich wiederhole es, das Werk Heibergs ist gegen keine bestimmt angedeutete Persönlichkeit gerichtet; Björnson ist indes der vollkommene Typus jener Klasse von Menschen, die sich in alles mengen und alles mit der besten Absicht sagen, aber eine unter Umständen zerstörende Wirkung ausüben. Man behauptet, daß man solche Menschen nur bei uns in Norwegen findet, und der Grund dafür liegt vielleicht darin, daß unsere Gesellschaft noch unter dem Einfluß einer zu strengen Theologie steht. Man wird umsonst Freidenker; die Erbschaft der alten Unduldsamkeit bleibt im Blute. Und dann ist die Gesellschaft Neu-Norwegens noch so jung! Es ist noch so viel zu thun, und wenn uns der Himmel Universalgeister bescheert, — was hilfts!

Der letzte, der sich zu beklagen hätte, würde übrigens Björnson selbst sein. Er hat dieselbe Methode in seinem Drama „Der Redakteur" (1874) verfolgt. Aber wer weiß, vielleicht wird Björnson den kühnen Einfall haben, selber eine Rolle in seinem nächsten Stück zu spielen, dessen Hauptperson der unglückliche Staatsminister **Richter** sein würde, welcher sich im Sommer 1888 aus Gründen umbrachte, die für die meisten Staatsmänner unzureichend wären. Björnson steht dieser Affaire nicht ganz fern, obgleich die conservative Partei durchaus Unrecht hat, alle Verantwortlichkeit — wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann — einzig auf ihn zu schieben.

Das Drama Gunnar Heiberg's ist technisch außerordentlich fein und hat trotz seines tragischen Abschlusses doch viel Heiterkeit. Namentlich im ersten Akte kommt man aus dem Lachen gar nicht heraus, auf Kosten der jungen emanzipirten Gesellschaft von Christiania, die unseren Helden wie mit einem Hofe umgiebt Die berühmte Betty Hennings, die Schöpferin der Nora, hat in der weiblichen Hauptrolle einen außerordentlichen Erfolg gehabt

Nun aber einige Worte über den Verfasser. Gunnar Heiberg wurde im Jahre 1858 zu Christiania geboren. Sein Vater war ein Norweger, seine Mutter eine Dänin. Sein

Familienname ist in der Litteraturgeschichte des Nordens heimisch; denn zwei Heiberge, von denen Johann Ludwig, der Verfasser der Vaudevilles, der berühmtere ist, glänzen in unserer Litteratur. Der neue Heiberg ist ebenfalls Dramatiker. Sein erstes Stück war 1885 ein Drama in 4 Aufzügen „Die Tante Ulrike", dessen Aufführung trotz seines unbestreitbaren Werthes überall verweigert wurde. Der Verfasser war zu herausfordernd und zu actuell gewesen. Die ebenso sympathische als seltsame Heldin ist eine Art norwegische Louise Michel; sie gehört einer Familie von hoher socialer Stellung an, und die Verwickelung des Dramas beruht gerade in den ärgerlichen Folgen ihres Einflusses auf die Tochter des Hauses: eine Verlobung wird aufgehoben, die Anwartschaft des Vaters auf ein Ministerportefeuille wird in Frage gestellt; das Werk schließt ohne Versöhnung. Der Dialog in diesem Drama ist vortrefflich, und Heiberg legte schon damals Proben eines beißenden Witzes ab — und zwar auf Kosten der alten, 1884 gestürzten, konstitutionellen Regierung. Das Stück wird nun doch während dieser Saison gespielt werden. Die Aufgabe ist ziemlich schwierig, denn der dritte Aufzug spielt in einer Socialisten-Versammlung unter freiem Himmel.

Heiberg war 1884—1888 Direktor (und zwar ein außerordentlich bemerkenswerther Direktor) des Theaters zu Bergen, von dem ich Ihnen vielleicht in einem nächsten Briefe wunderbare Dinge erzählen werde. Bekanntlich sind Björnson und Ibsen ebenfalls Direktoren in Bergen gewesen. Heiberg nahm 1888 seinen Abschied, und zwar aus merkwürdigen Gründen: er wollte das große Drama „Der König" von Björnson (1875 geschrieben und bisher noch nicht gespielt) aufführen lassen, aber er erhielt von den Besitzern des Theaters nicht die Ermächtigung dazu. Und so schied er denn, — wegen eines Werkes desselben Björnson, welcher heute als der Held des „König Midas" angesehen wird.

Harald Hansen.

Theater.

Lessingtheater: Das Bild des Signorelli.

Der Verfasser des am vorigen Mittwoch zum ersten Male auf die Bühne geführten vieraktigen Schauspiels: „Das Bild des Signorelli", hat sich erst nach dem großen Erfolge, den das Stück bei Publikum und Kritik fand, zu erkennen gegeben. Er heißt Richard Jaffé und ist ein Jurist. Für die Ausgestaltung der beiden letzten Acte hat er die Hilfe seines Freundes Wilhelm P. Wolff in Anspruch genommen, der gleichfalls ein Jurist. Und mit einer gewissen juristischen Verstandesschärfe ist der Fall, dessen Streitobject ein angebliches Bild des Signorelli ist, herausgearbeitet worden. Eine kühle Gedankenklarheit beherrscht die sensationellen Vorgänge, und mit bühnenkundiger, künstlerischer Hand ist ein Conflict mitten aus dem modernen Leben gegriffen und auf die Spitze geführt. Das unseren deutschen Bühnenautoren meist mangelnde Gefühl künstlerischer Verantwortlichkeit scheint bei dem durch Herrn Wolff bestärkten Herrn Jaffé der Ausgangspunkt seines Schaffens gewesen zu sein, und schon deshalb ist das Drama eine sehr erfreuliche Erscheinung.

Der Fall grenzt ans Criminelle, aber überschreitet nicht die Grenze, sondern beschränkt sich auf die psychologische Entwickelung des Delinquenten. Ein Sachverständiger in kunstgeschichtlichen Angelegenheiten hat gegen Wissen und Gewissen ein Gutachten abgegeben, das objectiv richtig sein mag, aber seiner eigenen inneren Ueberzeugung entgegengesetzt ist. Dadurch daß die objective Wahrheit über das strittige Gemälde nicht enthüllt wird, ist der Conflict ganz allein in die Seele des Kunsthistorikers gelegt, und sein Gewissen foltert ihn, raubt ihm den Verstand, tödtet ihn. Wir sehen einen Character meisterhaft durchgeführt. Der alte Herr erscheint zunächst am Familien-Kaffeetisch, wo er ein wenig wohlrednerisch und nicht sehr tief vor Frau und Kindern fachsimpelt, wir sehen ihn dann früh morgens, wenn sein Töchterchen noch vom Ball der vorigen Nacht träumt, am behaglichen Schreibtisch arbeiten, wir lernen

ihn in seiner blinden Affenliebe zum Sohn Fritz, dem schneidigen Dragonerlieutenant, in seinem kühlen Vorurtheil gegen Person und Leistungen des Sohnes Oscar, des Malers, kennen. Wir sind in seiner Familie vollständig zu Hause und ahnen aus der Gegnerschaft der beiden Brüder nichts Gutes. Fritz hat Spielschulden in einer Höhe, daß sie der Vater nicht mehr bezahlen kann; er steht vor der Schande und droht andeutungsweise mit dem Selbstmord. Dem geängstigten Vater streckt sich im schwierigsten Augenblick eine Hand entgegen, in der die verlangte Summe liegt! Aber diese Hand wird sich nur öffnen wenn sie eine Gegenleistung erhält. Der Kunsthändler, der das Bild des Signorelli optima fide in seinen Besitz gebracht hat, um es der landesherrlichen Gemäldegalerie zu verkaufen, verlangt vom sachverständigen Vater die Anerkennung der Echtheit des Gemäldes und dafür will er den Sohn retten. Der Kunsthändler ist kein Bösewicht, sondern ein Geschäftsmann, dessen Existenz vom Verkaufe des unglücklichen Bildes abhängt. In der Seele des Professors kämpft die Forscherpflicht mit der Vaterliebe. In seinem schmerzlichen, halb und halb betäubenden Seelenkampfe siegt die Vaterliebe. Aber das Gewissen dessen, der sein Heiligstes, Kunst und Wissenschaft, verrathen hat, bringt ihn um die Ruhe seiner Seele. Immer wieder treibt es ihn vor das Bild, immer ängstlicher, immer starrer richtet sich sein Kennerblick darauf, aber je länger er sieht, desto weniger glaubt er an Signorelli. Und in dieser Angst, zu der ihn der geliebte Fritz getrieben hat, flüchtet er sich zum verkannten Oscar. Ihm beichtet er. Und Oscar, der ideal gesinnte, wahrheitsliebende Künstler, hat ihn bald so weit, daß er zum Landesherrn will, um sein Votum zu widerrufen. Da drängt sich Fritz dazwischen, kommt mit hinfälligen Gegengründen, und man ist sehr gespannt, welcher der Brüder siegen wird. Da tritt ein vom Verfasser beliebter, völlig überraschender Umschlag ein, der mir auf der Bühne nicht klarer geworden ist, als beim Lesen. Es geht nämlich durch die Familie eine gewisse Ella. Beide Brüder lieben sie mit der auf dem Theater selbstverständlichen Leidenschaft, die nicht erst braucht bewiesen zu werden; sie selbst liebt Fritz, der ihr Bräutigam ist, und hat für Oscar nur das Wohlwollen der Schwester und die Sympathie der Kunstliebhaberin; in jenem Augenblicke nun, wo die Brüder um das Gewissen des Vaters kämpfen, wirft der Lieutenant dem Maler vor, daß er ihn verderben wolle, um Ella zu gewinnen. Die Verdächtigung ist so ungeheuerlich, so völlig grundlos, daß Oscar, wenn er wild ist, den Schurken niederhauen wird, und wenn er mild ist, über den todesängstlichen Bruder die Achsel zucken wird. Aber was thut Oscar? Er fühlt sich getroffen, eilt mit den Gebärden eines Verzweifelnden von dannen und überläßt den Vater seinem Schicksal, der nun nochmals lallt: „Das Bild ist echt“ und darüber den Verstand verliert. Der geistreiche Verfasser wollte hier im Gegensatz zum gewissenlosen Bruder einen übergewissenhaften Menschen zeigen, der grundlos vor sich selbst erschrickt, während der Vater Ursache hat, an sich selbst zu verzweifeln. Aber sein Vorhaben ist zu keinem klaren dramatischen Ausdruck gekommen, weil das ganze Verhältniß zu Ella sehr flüchtig und flach behandelt ist. In die geschlossene Knappheit des Vorgangs kommt durch Ella ein neues Element hinein, das umsomehr stört, als es von außen hineingetragen ist. Was soll uns Ella, wo uns der Professor beschäftigt? Die Kunst des Verfassers hat gerade für den entscheidensten Moment nichts in seinem Stoffe gefunden.

Wie die Gewissensqual den Armen allmählich in Wahnsinn treibt, ist mit effectvollem Raffinement, aber ohne tiefere seelische Betheiligung herausgearbeitet. An die Stelle des dichterischen Interesses tritt im letzten Act ein rein theatralisches, und so ist es uns auch ziemlich gleichgültig, ob, wie im Buch, der Lieutnant im Schuldgefühl sich das Leben nimmt, oder ob, wie auf der Bühne, wiederum Ella hindernd dazwischentritt.

Durch das Drama geht ein starker männlicher Zug; mehr Geist als Seele; mehr Energie als Hingebung; mehr Untersuchung als Vorstellung. Es ist kein Zufall, daß die Frauen alle mißglückt sind. Ist Ella hinderlich, so ist Käthe, die Schwester der Brüder, überflüssig. Der Verfasser scheint das selbst empfunden zu haben, da er sie vor Ausbruch der Katastrophe aufs Land schickt. An sich als oberflächlich-nettes Salondämchen nicht übel geschildert, wirkt sie mit ihrer Schwärmerei für die Nobilitirung doch fatal. Zwar wird ein effektvoller Aktschluß dadurch herbeigeführt, aber durch diese Adelung tritt der Professor in so nahe Beziehungen

zum Hof, daß unwillkürlich die Frage aufsteigt: warum erbittet er sich nicht statt des Adels vom Herzog zur Rettung des Sohnes ein Darlehn? Wir wollen damit die Handlungsweise des Professors nicht in Frage ziehen, denn er handelt in furchtbarer Erregung und im Drang des Moments, aber es ist nicht gut, wenn sich neben der einen Möglichkeit im Drama noch andere aufthun.

Am schwächsten charakterisirt ist die Mutter der unglücklichen Familie, und das ist ein schwerer Schaden, denn wo über ein Haus etwas Schweres hereinbricht, fragt jede erste Empfindung: wie fühlt, wie denkt, wie handelt die Mutter? Sie darf nicht ohne Grund Nebenfigur sein. Wenn die Autoren mit ihr nichts anstellen konnten, so hätten sie sie fortlassen oder in eine Tante verwandeln sollen.

Die bedeutende Erstlingsarbeit wurde im Lessing-Theater sehr gut dargestellt. Die Leistung des Herrn Klein, eine glänzende Synthese aus Sonnenthal und Haase, wird allgemein bewundert werden. In der That ist sie reich an sehr feinen und richtig beobachteten Einzelzügen. Und wenn die Wahrheit der Gestalt nicht stellenweise noch durch schauspielerische Pose und rednerisches Pathos gestört wäre, so würde man von Vollendung sprechen.

Paul Schlenther.

Residenz-Theater: Marquise. Lustspiel in drei Akten von Victorien Sardou.

Der Theaterzettel zeigt uns das Bild des Dichters: ein kluges, scharfgeschnittenes Gesicht. Aus lebhaften braunen Augen blickt er beobachtend in die Welt; lächelnd umspielen die Geister weltkluger Ironie das bartlose Antlitz. Es ist die Miene des Satirikers, nicht des Poeten: und überall, wo dieser sich zeigt, der Pariser Schilderer mit seinem ganz modernen Boulevardshumor, nicht der Fabrikant theatralischer Raffinirtheiten, ist uns Sardou willkommen. Hier offenbart er seine wahre Miene, der Verfasser von „pattes de mouches“; jener andere Sardou, der für die Bedürfnisse der Madame Bernhardt Fedoren und Theodoren anfertigt, versteckt seine Persönlichkeit und nimmt die Maske des Bumbumdramatikers vor's Gesicht.

Lange genug ist es her, daß Sardou sich selber hat zu Worte kommen lassen. In Petersburg, in Byzanz, im mittelalterlichen Italien war er zu finden; und erst als Paris sich vorbereitete, international zu werden, am Vorabend der Weltausstellung, ward Sardou plötzlich wiederum national. Der Vorstadtsdramatik der Porte Saint-Martin wandte er den Rücken und kehrte, immer die großen Boulevards entlang schreitend, zuerst im Gymnase und dann im lustigen Vaudeville ein: jener brachte er die ehrbare „Schwiegermama“ mit, dieser die keckere „Marquise“. Leider hat die muntere Dame, als sie den Rhein passirte, ein gutes Theil ihrer Ungenirtheit eingebüßt; Sardou hat sie für den Export veranständigt.

Nicht den einzelnen gewagten Scherzen weine ich eine Thräne nach, welche selbst den abgebrühten Besuchern des Vaudeville zu stark waren; nicht das Spiel mit den geschlechtlichen Dingen ist es, das mich ergötzt: mich fesselt die künstlerische Freiheit, mit der hier ein heikler Gegenstand ungenirt erfaßt und gestaltet ist: eine Freiheit, welche wir in Deutschland so völlig verloren haben. Nicht den Stoff, seine dichterische Form bewundere ich. Die glückliche Heiterkeit des Romanen lebt in ihr, dieses natürliche Behagen an den natürlichen Dingen, das von keinem Gebot nordischer Prüderie weiß; und mit einer selbstverständlichen Keckheit sucht der Dichter seine Fabel grade auf demjenigen Gebiet, [illegible]lches seit Aristophanes her der Humorist als das seinige ansah, bis daß eine zahmer werdende [illegible] und die Heuchelei der Gesellschaft es der Kunst zu versperren drohte. In der Kühnheit [illegible] Stoffwahl kommt Sardou hier den besten Mustern der Gattung nahe, und seine „Mar[illegible]“ stellt sich unverzagt neben die „Mandragola“ des Machiavelli; und er würde ein Meister[illegible] geschaffen haben, zöge nicht doch die nachlassende Erfindung und der bequeme Wortreichthum [illegible] alternden Routiniers es wieder von der Höhe des Kunstwerks herab, in die Niederungen [illegible] Mache.

Lydia Garousse, die unverehlichte Garousse, wie die unerbittliche Gerichtssprache sagt, war im Vaudeville von Paris une horizontale de grande marque, nichts weiter; im Berliner Residenztheater ist sie eine berühmte Sängerin geworden, von der man nicht weiß, ob sie mehr der Kunst oder mehr der Liebe ihren rühmlichen Reichthum verdankt. Sie in die Situation hineinzustellen, welche der Dichter braucht, wendet er wenig Mühe an; denn als erfahrener Bühnenschriftsteller weiß er, daß wir auch die gewagte Prämisse schnell aufnehmen, wenn sie uns nur ohne Zögern mit energischer Sicherheit hingestellt wird. Lydia also will Marquise werden — das Warum ist gleichgültig. Fehlt nur der Marquis. Er findet sich schnell, und Zug um Zug entwickelt nun der Dichter, mit der ganzen Gewandtheit einer unendlichen Theaterpraxis, sein keckes Thema. Die Vereinbarung wird getroffen, welche der Frau völlige Freiheit sichert, dem Mann eine hübsche Pension; alle Punkte des seltsamsten Ehevertrags werden sorgsam stipulirt, und die Hochzeit kann vor sich gehen. Es kommt der Abend, es kommt die Nacht; und nun erst zeigt es sich, daß jener Vertrag dennoch so klar nicht ist, wie Lydia glaubte. Am Morgen nach der Trauung, après dejeuner soll der Marquis das Haus verlassen, und nur wenn man ihn ruft, zurückkehren; aber je kürzer die Spanne Zeit ist, die dieser grausame Paragraph 5 dem Neuvermählten läßt, desto bestimmter verlangt er, der alte Lebemann, der ein fürstliches Vermögen den Frauen geopfert hat und der noch im Verfall seiner Existenz, als er den schimpflichen Handel mit Lydia eingeht, die ritterliche Haltung zu wahren weiß — desto lebhafter fordert er seine ehelichen Rechte ein und nichts kann ihn bewegen, auf dieses kurze Glück zu verzichten. Die Hartnäckigkeit des Marquis aber stachelt den Widerstand der im Geiste noch immer „unverehlichten Garousse" erst völlig auf: gerade sie, die Liebe ohne Zahl und Wahl gegeben, verweigert nun die legitime Liebe, die staatlich berechtigte, mit capriciöser Heftigkeit. An so kecken Contrasten, an humoristischen und satirischen Zügen, leicht und bestimmt entwickelt von einem überlegenen Geiste und einem eminenten Kenner der Bühne, sind die beiden ersten Akte reich; und erst als der dritte ein äußerliches Durcheinander der Scenen bringt, ein Thürenschlagen und Herumwirbeln und Intriguiren ohne Ende, läßt das Interesse nach. Natürlich, daß der Marquis zuletzt doch abzieht, ohne Eheglück; der Theaterzufall hat Natalie, die kleine, dumme Natalie in sein Zimmer geführt, und da man ihn mit ihr zusammen findet, muß selbst der würdige Maire den Gatten für schuldig erklären: die Scheidung wird eingeleitet, die Marquise wird wieder unverehelichte Garousse, aber nur um der Stimme ihres Herzen zu folgen und ihren braven Verehrer Piquenot zu heirathen. Offenbar ist dieser abgeschmackte, moralische Schluß wieder eine Concession für das Ausland; wir Barbaren bedanken uns.

Der deutsche Uebersetzer, der seine Sache so herzlich schlecht gemacht hat, wie wir es nun allgemach bei der Mehrzahl der Pariser Stücke schon gewohnt sind, hat es auch darin versehen, daß er das Werk „Lustspiel" nennt. In diesem Stile wird es denn auch gespielt; sehr hübsch, sehr anmuthig, aber nicht flott genug; zu akademisch und zu wenig possenhaft. Auch Herr Reicher, so sehr er sich durch die Meisterschaft seiner Charakteristik über die Anderen erhebt, nimmt an dem verschleppten Tempo Theil. Diese Satire aber fordert dicke, schnelle Striche, nicht langsame, feine. Lydia und der Marquis so gut, wie der stupide Maire und der gute Garousse vom Dorfe, der sich der berühmten Tochter und ihrer Verdienste so unbefangen freut, alle sind sie Possenfiguren, die übermüthig durcheinanderwirbeln müssen, soll der Geist des Stückes herauskommen: der Geist des Stückes, welcher unbefangene französisch gaieté und freie Heiterkeit ist.

Otto Brahm.



Gurlitt's Gemälde-Salon.

Als um die Mitte unseres Jahrhunderts die deutsche Malerei von der klassischen Formel befreit wurde, und an ihre Stelle eine Art Realismus trat, der Realismus der Piloty-Schule, schien das alte Evangelium in Erfüllung gegangen zu sein. Man schätzte sich glücklich, pries die Würde der Kunst, und blickte souverän auf die naturalistischen Bestrebungen des zeitgenössischen Frankreichs. — Doch langsam und stetig entwickelte sich die neue Lehre, eroberte den Boden Schritt für Schritt, und überall in civilisirten Ländern, wo es Talent und Streben giebt, ist heut der Naturalismus eine vollendete Thatsache. Dadurch ist seine Existenzberechtigung erwiesen und es ist ein müßiges Beginnen zu erörtern, ob Naturalismus Kunst sei oder nicht. Wie weit in Deutschland die neue Lehre vorgedrungen ist und wie viele talentvolle und beharrliche Verfechter sie gefunden hat, das haben die letzten großen Ausstellungen gezeigt; und es ist zu hoffen, daß die Kraft der Wahrheit die altersschwache akademische Routine vollständig vernichten wird.

Der hervorragendste Vertreter des deutschen Naturalismus ist ohne Zweifel Max Liebermann. Es ist der unerschrockenste und consequenteste unter seinen Zeitgenossen. Auf der diesjährigen Gurlitt'schen Frühjahrsausstellung sind drei Gemälde von ihm zu sehen, welche sich durch Feinheit des Tons und der Farbe gleich auszeichnen und durch die Intimität der Stimmung weit mehr ergreifen, als große Historiengemälde, welche die sogenannten „Welt und Geschick bezwingenden Ereignisse" verherrlichen. Während Liebermann vorzüglich holländische Sujets wählt, verläßt Fritz v. Uhde dieses auch von ihm früher cultivirte Gebiet und greift zu den biblischen Stoffen. Durch sein letztes Bild „Die heilige Nacht" ist der Künstler zu allgemeinerer Anerkennung gelangt und auch vom größeren Publikum mehr gewürdigt worden. Seine hier ausgestellte „Kinderstube" ist eine schöne und höchst erfreuliche Leistung: Licht, Luft und Sonne, Kinderstimmen, naive Freudigkeit erfüllen den Raum, und das ganze Bild athmet stilles Glück und kindliche Zufriedenheit. Wenn in diesem Gemälde deutlich wird, wie sehr der Künstler mit seiner Innerlichkeit, seinem Gefühl bei der Schöpfung war, so ist Walter Firle's Sonntagsschule der strikte Beweis dafür, daß, um den Beifall des Kunstphilisters zu gewinnen, weder feines Gefühl, noch feine Farbe, noch sonst irgend etwas Feines nothwendig ist. — Ein Talent, welches zwar die Ausstellung mit noch unausgegohrenen Leistungen beschickt hat, aber nichts desto weniger auserwählt zu sein scheint aus Vielen, ist Lesser Ury. Das breite Publikum kann ihn so wie er jetzt ist nicht verstehen, er kultivirt vorläufig noch zu sehr eine Seite seines Talents, er folgt zu ausschließlich seinem Temperament — welches nach Colorit schreit — und verschmäht die Correctur des Verstandes. Wenn es ihm aber gelungen sein wird, der Zeichnung und der Form mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so bin ich überzeugt, daß die deutsche Kunst um einen originellen Künstler wird reicher sein.

Zu erwähnen sind noch Werke der naturalistischen Richtung angehörend von Leibl, der sich von den altmeisterlichen Vorbildern sei es absichtlich — was zu tadeln wäre — oder unabsichtlich — was ich nicht glaube — frei zu machen nicht beliebt. Sinding bringt mehrere Variationen über badende Jungen am Meeresstrande, die gut gemalt und theilweise auch gut gezeichnet sind, die in landschaftlicher Beziehung Vorzüge haben, aber durchweg — wie auch das blumenpflückende Mädchen — nicht die Herbheit der Natur besitzen und etwas schön — nicht im guten Sinne — wirken.

Damit ist die diesmal nicht sehr umfangreiche Ausstellung der Naturalisten erschöpft, und es ist zu beklagen, daß eine größere Vollständigkeit nicht zu ermöglichen war, denn die Entschädigung, die unserer im ersten Stockwerk der Ausstellung harrt, ist nicht groß genug. Hier findet man eine größere Anzahl Gemälde von Thoma, der noch ganz der alten Schule angehört. Er zeichnet und malt nicht gut, sein Colorit ist schwer und bei der Unzulänglichkeit der Beherrschung der technischen Mittel ist es ihm nicht möglich, seine Traumgesichte glaubwürdig zu gestalten. Schön und naiv ist er manchmal in seinen Landschaften; freilich empfindet diese Vorzüge nur, wer das Herz hat Fehler zu übersehen.

Robert Richter.

Das Friedensfest.

Eine Familienkatastrophe.

Bühnendichtung in drei Vorgängen von Gerhart Hauptmann.

(Fortsetzung.)

Zweiter Vorgang.

Der Raum ist leer. Sein Licht erhält er zum Theil von einer im Treppenbogen angebrachten rothen Ampel, dann aber, und zwar hauptsächlich, durch die offenen Thüren linker Hand aus dem Seitengemach. Hier sitzt man, wie das Klingen der Gläser, das Klappern und Klirren von Tellern und Bestecks verräth, bei Tafel.

(Ida, gleich darauf Wilhelm au[illegible]).

Ida. Endlich! (einschmeichelnd). [illegible] doch nun an Vater denken, Willy! sei mir nicht böse, aber wenn Du Vater etwas — abzubitten hast, dann mußt Du doch nicht warten, bis er zu Dir herunter . . . .

Wilhelm. Wollte Vater zu Tisch 'runterkommen?

Ida. Versteht sich! Mama hat ihn . . . . .

Wilhelm (umschlingt und preßt Ida plötzlich, mit impulsiver Leidenschaft stürmisch an sich.)

Ida. Ei . . . . . ach — Du — wenn Jemand . . . . mein Haar wird ja . . . . .

Wilhelm (läßt die Arme schlaff an ihr heruntergleiten, faltet die Hände, senkt den Kopf und steht, jäh ernüchtert, wie ein ertappter Verbrecher vor ihr.)

Ida (ihr Haar ordnend.) Was für ein stürmisches Menschenkind Du doch bist.

Wilhelm Stürmisch nennst Du das. — Ich nenne es — ganz — anders . . . .

Ida. Aber Willy! — warum denn nun auf einmal wieder so niedergeschlagen? unverbesserlich bist Du doch.

Wilhelm (ihre Hand krampfhaft fassend, den Arm um ihre Schulter legend, zieht er sie hastigen Schrittes mit sich durch den Saal.) Unverbesserlich. Ja, siehst Du! das eben . . . . ich fürchte ja nichts so sehr, als daß ich . . . . . als daß alle Deine Mühen um mich vergebens sein könnten. Ich bin so entsetzlich wandelbar! (auf die Stirn deutend) da hinter ist kein Stillstand! Schicksale in Secunden! mich selbst fürcht' ich. Vor sich selbst auf der Flucht sein: kannst Du Dir davon einen Begriff machen? Siehst Du, und so fliehe ich — mein Leben lang.

Ida. Am Ende . . . . ach nein das paßt nicht — — — —

Wilhelm Sag' doch!

Ida. Manchmal . . . . ich hab' mir nur schon manchmal gedacht . . . . . wirklich, es ist mir manchmal so vorgekommen, als ob — sei nicht böse — als ob garnichts da wäre, wovor Du fliehen müßtest. Ich habe selbst schon . . . . .

Wilhelm. O Du, das glaube nicht! hast Du Robert beobachtet, hast Du gesehen?

Ida. Nein — was?

Wilhelm. Hast Du gemerkt, wie er mich begrüßte? Der, siehst Du, der weiß, daß ich vor mir fliehen muß, der kennt mich. Frage den nur, der wird Dich aufklären! Damit droht er mir nämlich. Du, Du, das weiß ich besser. Gieb nur Acht, wie er mich immer anblickt! Ich soll Angst kriegen, ich soll mich fürchten. Ha ha ha, — nein, lieber Bruder, so erbärmlich sind wir denn doch nicht. Und nun siehst Du wohl ein, Ida, daß ich das nicht zulassen darf, — ich meine, Du darfst

Dir keine Illusionen machen über mich. Es giebt nur eine Möglichkeit: ich muß offen sein gegen Dich. Ich muß es soweit bringen .... Ich ringe darnach. Wenn Du mich ganz kennst, dann .... Ich meine wenn Du mich dann noch erträgst .... oder wenn Du — mich noch lieben kannst ... dann ..... das wäre ein Zustand ... dann würde etwas in mich kommen ... was Muthiges, Stolzes sag' ich Dir .... dann lebte doch Einer, und wenn sie mich Alle verachteten ......

. . . .

(Ida, voller Hingebung, schmiegt sich an ihn).

Wilhelm. Und jetzt ... jetzt werde ich Dir auch ... bevor ich zu Vater hinaufgehe ... Du weißt was ich meine?!

Ida (nickt).

Wilhelm. Jetzt sollst Du ... Ich muß es über mich gewinnen Dir zu sagen, was mich — mit meinem — Vater ... Ja, Ida, — ich will's thun .... (Arm in Arm schreitend) Stelle Dir vor! ich war hier zu Besuch ..... nein — so kann ich nicht anfangen. — Ich muß weiter zurückgehen. — Du weißt ja, als ich mich damals schon eine lange Zeit selbst durchgeschlagen .... das hab' ich Dir wohl noch garnicht erzählt?

Ida. Nein, ... aber ruhig ... nur ja nicht unnöthig ... rege Dich nur nicht auf, Willy!

Wilhelm. Siehst Du das ist wieder so ein Fall: ich bin feig! ich habe es bis jetzt nicht gewagt, Dir von meiner Vergangenheit zu erzählen .... auf jeden Fall ist es auch ein Wagniß. — Man wagt etwas, — auch vor sich selbst ..... einerlei! wenn ich das nicht mal über mich brächte, wie sollt' ich's dann fertig bringen — zu Vater hinaufzugehen?!

Ida. Ach, Du! quäle Dich nicht! — jetzt stürmt so vielerlei auf Dich ein.

Wilhelm. Du hast wohl Furcht? — wie? Du fürchtest wohl Dinge zu hören ....?

Ida. Pfui, pfui, so mußt Du nicht sprechen!

Wilhelm. Nun also — dann stelle Dir vor: hier oben wohnte Vater. Bis er Mutter nahm hatte er einsam gelebt, und so wurde es bald wieder; er führte sein einsames Sonderlingsleben weiter .... Mit einem Mal verfiel er dann auf uns — Robert und mich, um Auguste hat er sich garnicht bekümmert. — Volle zehn Stunden täglich hockten wir über Büchern .... Wenn ich das Kerkerloch sehe — heutigen Tags noch .... es stieß an sein Arbeitszimmer. Du hast's ja gesehen!

Ida. Der große Saal oben —?

Wilhelm. Ja, der — Wenn wir in diesen Raum eintraten, da mochte die Sonne noch so hell zum Fenster 'reinscheinen, — für uns war es dann Nacht ..... Na siehst Du — da .... da liefen wir eben zur Mutter .... Wir liefen ihm einfach fort — und da spielten sich Scenen ab —: Mutter zog mich am linken, Vater am anderen Arm ..... Es kam soweit: Friebe mußte uns hinauftragen. Wir wehrten uns, wir bissen ihm in die Hände; natürlich half das nichts, unser Dasein wurde nur noch unerträglicher . . . .
Aber widerspenstig blieben wir, und nun weiß ich, fing Vater an uns zu hassen. Wir trieben es so lange, bis er uns eines Tages die Treppe hinunterjagte. Er konnte uns nicht mehr ertragen — unser Anblick war ihm ekelhaft.

Ida. Aber Dein Vater — das giebst Du doch zu? — eine gute Absicht hat er doch gehabt mit Euch. Ihr solltet eben viel lernen, wie ....

Wilhelm. Bis zu einem gewissen Grade mag er ja auch damals eine gute Absicht — vielleicht gehabt haben. Aber wir waren ja zu der Zeit erst Jungens von neun oder zehn Jahren und von da ab, hört die gute Absicht auf. — Im Gegentheil: damals hat er die Absicht gehabt, uns total verkommen zu lassen. — Ja, ja! Mutter zum Possen .... Fünf Jahre lang waren wir im verwegensten Sinne

uns selbst überlassen .... Banditen und Tagediebe waren wir . . . . . .
Ich hatte noch etwas, ich verfiel auf die Musik. Robert hatte nichts — Aber wir verfielen auch noch auf ganz andre Dinge — deren Folgen wir wohl kaum jemals verwinden werden . . . .
. . . .

Schließlich schlug Vater wohl das Gewissen. Es gab fürchterliche Scenen mit Mutter. Am Ende wurden wir doch aufgepackt und in einer Anstalt untergebracht. Und als ich mich an das Sclavenleben dort nicht mehr gewöhnen konnte und davonlief, ließ er mich einfangen und nach Hamburg schaffen: Der Taugenichts sollte nach Amerika . . . .
Der Taugenichts lief natürlich wieder davon. Ich ließ Eltern Eltern sein und hungerte und darbte mich auf meine eigene Faust durch die Welt. Robert hat ungefähr die gleiche Carrière hinter sich.

Aber Taugenichtse sind wir deshalb in Vaters Augen doch geblieben ... — Später war ich einmal so naiv eine Unterstützung von ihm zu fordern — nicht zu bitten! — Ich wollte das Conservatorium besuchen. Da schrieb er mir auf einer offenen Postkarte zurück: Werde Schuster. — Auf diese Weise, Ida! sind wir so eine Art self made man — aber wir sind nicht besonders stolz darauf.

Ida. — Wahrhaftig Willy ..... ich kann wahrhaftig nicht anders ..... ich fühle Dir wirklich Alles nach; aber — ich kann augenblicklich nicht ernst ... Sieh mich nicht so fremd an, bitte, bitte!

Wilhelm. O Du, — das ist bitter — und nicht zum lachen.

Ida (ausbrechend.) 'S ist ein Jubelgefühl, Wilhelm! ich muß Dir sagen ..... es mag selbstsüchtig sein, — aber ich freue mich so furchtbar — daß Du, das so brauchen kannst ..... Ich will Dich ja so lieb haben, Wilhelm! .... Ich sehe so mit einem Mal Zweck und Ziel. Ach ich bin ganz confus! Ich bedaure Dich ja so sehr. Aber je mehr ich Dich bedaure, je mehr freue ich mich. Verstehst Du, was ich meine? Ich meine .... ich bilde mir ein — ich könnte Dir vielleicht Alles, was Du entbehrt hast .... alle Liebe, die Du entbehrt hast, mein ich, könnte ich Dir vielleicht reichlich ....

Wilhelm. Wenn ich's nur — verdiene, — Du! — denn nun kommt — etwas, — was mich allein — betrifft . . . .
Vor Jahren .... nein — es ist .... Ich kam nämlich später hie und da besuchsweise zur Mutter. — Mach' Dir 'mal klar, Ida! — wenn ich so das ganze Elend wiedersah .... mach Dir 'mal klar wie mir da — zu Muthe werden mußte.

Ida. Deine Mutter — litt wohl — sehr?

Wilhelm. In manchen Dingen, denk' ich ja heut' anders über Mutter. Immerhin, die Hauptschuld trägt Vater doch. Damals kam mir's vor, als ob er Mutter widerrechtlich hier gefangen hielte. Ich wollte geradezu, sie sollte sich von ihm trennen.

Ida. Aber — das konnte Deine Mutter — garnicht, das, —

Wilhelm. Sie folgte mir ja auch nicht. Sie hatte nicht den Muth. — Nun — mit welchen Augen ich Vater ansah .... nun, das kannst Du Dir vielleicht denken.

Ida. Sieh' mal Wilhelm! — Du warst vielleicht doch nicht ganz gerecht gegen Deinen Vater .... Ein Mann ....

Wilhelm (ohne Idas Einwurf zu beachten). Einmal — beging ich — die Thorheit — einen Freund von mir ..... Unsinn: Freund ..... flüchtiger Bekannter, — ein Musiker .... Ich brachte ihn also mit hierher. Das war eine Auffrischung für Mutter. Sie spielte nämlich — eine Woche lang —, täglich mit ihm vierhändig .... Da also .... haarsträubend ..... so wahr, wie ich vor Dir stehe —: kein Schatten einer Möglichkeit! — und am Ende der Woche — warfen es ihr — die Dienstboten — in's Gesicht.

Ida. Verzeih'! .... Ich ...... Um was —?

Wilhelm. Mutter! .... Mutter sollte .... Meine Mutter sollte .... Sie sollte — denke Dir! sie wagten es ihr offen vorzuwerfen, daß sie — ein schlechtes — Verhältniß — mit .... das heißt! ich stellte die Person zur Rede .... frech .... der Kutscher hätte es ihr gesagt .... Ich zum Kutscher und der .... der .... der will es .... der sagt mir geradezu, er habe es vom Herrn .... vom Herrn selber — ..... Natürlich ..... wo werde ich ihm denn so was glauben?! — oder — wenigstens — sträubte ich mich — bis — ich — ein Gespräch — belauschte, — was Vater — im Stall ..... im Pferdestall mit dem Burschen — hatte, — und — Du kannst mir — glauben: — die Hände — starben — mir — ab, — wie ich — ihn da — über — meine — Mutter — reden hörte.

Ida. Sei doch nur .... Laß Dich doch nur .... reg' Dich doch blos nicht so furchtbar auf. Du bist ja ganz ....

Wilhelm. Ich weiß nicht mehr ..... Ich weiß nur ..... Es steckt etwas in uns Menschen .... der Wille ist ein Strohhalm ..... Man muß so etwas durchmachen .... Es war wie ein Einsturz ..... Ein Zustand wie .... und in diesem Zustand befand ich mich plötzlich in Vaters Zimmer. — Ich sah ihn. — Er hatte irgend etwas vor — ich kann mich nicht mehr besinnen was. — Und da — hab' ich ihn — buchstäblich — mit — diesen — bei — den — Händen — ab—ge—straft. (Er hat Mühe sich aufrecht zu erhalten)

Ida (ihre Augen stehen voll Thränen, die sie trocknet. Bleich und erschüttert starrt sie einige Augenblicke auf Wilhelm hin, dann küßt sie still weinend seine Stirn)

Wilhelm. Du — Barmherzige.

(Man hört die Stimme des Doctors von der Treppe her.)

Wilhelm. Und nun, — wenn je! (Er rafft sich auf. Ida küßt ihn nochmals. Er hat krampfhaft ihre Hand gefaßt. Wie die Stimme des Doktors schweigt, hört man fröhliches Gelächter aus dem Nebenzimmer).

Wilhelm (mit Bezug auf das Lachen, wie auch auf das Kommen des Doctors, den man die Treppe herunter steigen hört.) Ihr habt eine wunderbare Macht! (Ein Händedruck beiderseitiger Ermuthigung, dann trennt sich Ida von Wilhelm. Bevor sie abgeht, kehrt sie noch einmal um, faßt Wilhelms Hand und sagt:) Sei tapfer! (ab.)

Dr. Scholz (noch auf der Treppe.) Ä! großer Unsinn! .... rechts, Friebe! — ä! Ellbogen .... nicht halten, nicht halten! Donnerwetter!!!

Wilhelm (je weiter der Doctor herunterkommt, um so aufgeregter erscheint Wilhelm. Seine Farbe wechselt oft, er fährt sich durch die Haare, athmet tief, macht die Bewegungen des Clavierspielens mit der Rechten etc. Hierauf ist deutlich wahrzunehmen, wie Strömungen für und wieder in ihm kämpfen, — wie er in seinem Entschluß wankend wird. Er scheint fliehen zu wollen, da bannt ihn das Hervortreten des Doctors. Er hat eine Stuhllehne gefaßt, um sich zu stützen und steht zitternd und bleich da. Der Doctor ist ebenfalls, zu seiner vollen imponirenden Größe aufgerichtet stehen geblieben und mißt seinen Sohn mit einem Blick, der nacheinander Schreck, Haß und Verachtung ausdrückt. Es herrscht Stille; Friebe, der den Doctor stützend und ihm vorleuchtend ebenfalls eingetreten ist, benützt dieselbe, um sich davonzuschleichen, ab in die Küche. Wilhelm scheint einen Seelenkampf physisch durchzuringen. Er will reden, die Kehle scheint ihm zu versagen, es kommt nur zu lautlosen Bewegungen der Lippen. Er nimmt die Hand von der Stuhllehne und schreitet auf den Alten zu. Er geht unsicher, er taumelt, er kommt in's Wanken, steht, will auf's Neue reden, vermag es aber nicht, schleppt sich weiter und bricht die Hände gefaltet, zu des Alten Füßen nieder. In des Doctors Gesicht hat der Ausdruck gewechselt: Haß, Staunen, erwachendes Mitgefühl, Bestürzung.)

Dr. Scholz. Junge ..... mein lieber Junge! mein ..... (er sucht ihn bei den Händen zu erheben). Steh' doch nur — auf! .... (Er faßt Wilhelms Kopf, der schlaff hängt, zwischen beide Hände und kehrt ihn sich zu.) Sieh' mich ..... Junge ... sieh' mich doch 'mal — an. Ach, was ist denn — mit ...?

Wilhelm (bewegt die Lippen.)

Dr. Scholz (mit bebender Stimme.) Was ... was ... sagst Du zu mir? ich ...

Wilhelm. V ... Vater — ich ....

Dr. Scholz. Wie — meinst Du —?

Wilhelm. Ich — habe Dich ... habe Dich ... h ... h ...

Dr. Scholz. Unsinn, Unsinn! jetzt nicht von solchen .....

Wilhelm. Ich bin — an Dir — zum Verbrecher ....

Dr. Scholz. Unsinn, Unsinn! ich weiß garnicht, was Du willst? alte Sachen sind alte Sachen. Thu mir die einzige Liebe, Junge! .....

Wilhelm. Nun — nimm's von mir! nimm — die Last von mir!

Dr. Scholz. Vergeben und vergessen, Junge! vergeben und vergessen .....

Wilhelm. Dank .... (er athmet tief auf, das Bewußtsein verläßt ihn).

Dr. Scholz. Junge! was machst Du mir denn für Sachen! was .....

(Er hebt und schleppt den Ohnmächtigen allein bis in einen in der Nähe stehenden Lehnstuhl. Bevor er ihn niedergesetzt hat, kommen Ida, Robert, Auguste, Frau Scholz und Frau Buchner hastig aus dem Nebengemach, Friebe aus der Küche.

Dr. Scholz. Wein! schnell etwas Wein!

Ida (geht und ist sogleich mit Wein zurück.)

Frau Scholz. O Gottogottogott! Wasser! .. gleich mit Wasser besprengen!

Dr. Scholz (flößt ihm Wein ein.)

Auguste. Was war denn?

Ida (bleich und in Thränen, legt ihre Wangen an die Wilhelms). Wie eiskalt er sich anfühlt.

Frau Scholz. Ueber was hat sich denn der Junge blos so aufgeregt, das möcht' ich blos wissen: ... das ist mir doch rein .....

Robert (ihre Hand fassend und zugleich ihre Rede abschneidend, verweisend:) Mutter!!!

Frau Buchner. Besprengen, besprengen, Herr Doctor!

Dr. Scholz. Pst, pssst, habt Ihr .... haben Sie vielleicht eau de Cologne?

Frau Buchner. Ja, (sie giebt ihm ein Flacon) bitte.

Dr. Scholz. Danke (er bestreicht dem Ohnmächtigen die Stirn).

Ida (zum Doctor.) Es ist — doch hoffentlich .... nicht wahr? nur .... (er bricht in Schluchzen aus) ach, er sieht so schrecklich rührend aus, wie .... wirklich wie — todt sieht er aus.

Robert (tröstet Ida).

Frau Scholz. Wie der Junge blos schwitzt! (sie wischt ihm die Stirn.)

Wilhelm (gähnt).

Dr. Scholz. Pst. (er und Alle blicken mit Spannung auf Wilhelm.)

Wilhelm räuspert sich, dehnt sich, öffnet und schließt die Augen, wie ein Schlaftrunkener, legt den Kopf wie zum Schlaf zurück.)

Dr. Scholz (hörbar). Gott sei Dank!

(Er richtet sich auf, wischt sich die Stirn mit dem Taschentuch und mustert gerührt und halb verlegen seine Umgebung. Ida ist ihrer Mutter unter Lachen und Weinen um den Hals gefallen. Robert steht kaum Herr seiner Bewegung mit gefalteten Händen da und läßt seine Blicke abwechselnd über alle Anwesenden hingleiten. Auguste geht, das Taschentuch zusammengeballt vor dem Munde, hastig auf und ab, und hält jedes Mal im Vorübergehen einen Augenblick vor Wilhelm still, um ihn forschend zu betrachten. Friebe geht auf den Zehenspitzen ab. Des Doctors Blick trifft den seiner Frau. Schüchtern und gerührt wagt sie sich näher, faßt leise seine Hand und klopft ihn auf den Rücken.)

Frau Scholz. Alterchen —!

Auguste (ahmt die Mutter nach, umarmt und küßt dann den Vater, was dieser geschehen läßt, ohne seine Augen von der seiner Frau zu nehmen.)

Auguste (an seinem Halse.) Mein Herzensväterchen!

Robert (plötzlich entschlossen tritt er auf seinen Vater zu und schüttelt ihm die Hand).

Frau Scholz (giebt des Doctors Hand frei und führt ihm Ida zu.)

Dr. Scholz (blickt erst Ida dann Wilhelm an und richtet einen fragenden Blick auf Frau Buchner.)

Frau Buchner (nickt bejahend).

Dr. Scholz (macht eine Gebärde, die etwa ausdrückt: ich will nichts verreden, ich kann mich vielleicht irren. Hierauf streckt er dem Mädchen seine Hand entgegen.)

Ida (kommt, nimmt seine Hand, beugt sich darauf nieder und küßt sie.)

Dr. Scholz (zieht seine Hand gleichsam erschreckt zurück.)

Wilhelm (seufzt tief auf. Alle erschrecken.)

Auguste (in der Thür zum Nebengemach winkt Frau Scholz, dann ab.)

Frau Scholz (macht dem Doctor Zeichen, die besagen: man wolle sich in's Nebengemach begeben, des Patienten wegen.

Dr. Scholz (nickt bestätigend und entfernt sich Hand in Hand mit Frau Scholz behutsam.)

Frau Buchner (der Ida bedeutet hat, sie wolle bei Wilhelm bleiben, ebenfalls ab in's Nebenzimmer.)

Robert (leise) Fräulein Ida, würden Sie .... möchten Sie mir wohl die Wache diesmal überlassen?

Ida (freudig überrascht). Herzlich gern! (Händedruck, ab in's Nebengemach.)

Robert (rückt einen Stuhl neben den Wilhelm's und läßt sich, den Schlafenden beobachtend, darauf nieder. Nach einem Weilchen zieht er seine Tabackspfeife aus der Tasche, um sie in Brand zu setzen, erinnert sich aber zur rechten Zeit der Gegenwart des Patienten, und steckt sie sogleich wieder ein.)

Wilhelm (seufzt, streckt die Glieder).

Robert (leise und behutsam). Wilhelm.

Wilhelm (räuspert sich, schlägt die Augen fremd und verwundert auf und sagt nach einer Weile — als hätte ihn die Anrede Roberts erst jetzt getroffen: — Ja!

Robert. Wie ist Dir denn jetzt?

Wilhelm (nachdem er Robert eine Weile nachdenklich angeblickt hat, mit schwacher Stimme). Robert? — nicht?

Robert. Ja — ich bin's ... Robert ... wie geht's Dir denn?

Wilhelm. Gut (räuspert sich) ganz gut — jetzt. (er lächelt gezwungen, macht einen schwachen Versuch sich zu erheben, der fehl schlägt).

Robert. O, Du! das ist doch wohl noch ein Bischen gar zu zeitig, nicht?

Wilhelm (nicht bejahend, seufzt, schließt erschöpft die Augen). . . . .
. . . .

Wilhelm (schlägt die Augen groß und ruhig auf und spricht leise aber klar:) Was ist denn eigentlich passirt? — hier? —

Robert. Ich glaube, Wilhelm! es wird das Beste sein, wir lassen das vorläufig auf sich beruhen. .... Die Versicherung geb' ich Dir: etwas .. ich jedenfalls hätte es niemals für möglich gehalten.

Wilhelm vergeistigt.) — Ich — auch nicht.

Robert. — Wie soll man denn auch ... ä! Kohl! das war ja auch absolut nicht vorauszusehen! — aber es ist eben doch vorgefallen.

Wilhelm. Ja — nun fällt mir — nach und nach ... es — war — lieblich! (seine Augen füllen sich mit Thränen).

Robert (mit leisem Beben in der Stimme.) Ein sentimentales Weibsbild ist man doch
. . . .
So viel steht wieder 'mal bombenfest: man hat wieder 'mal so in's Blaue 'nein verdammt. Gekannt haben wir den Alten doch nicht, — das können wir doch wohl nich' gerade behaupten.

Wilhelm. Vater? — nein! wir sind ja Alle — so blind, so blind!

Robert. Das — weiß Gott! — sind wir . . . .
. . . .

Wilhelm. Wie mir das vorkommt! — wunderfremd. Er liebt uns ja! der alte Mann ist ja so himmlisch gut! . . . .
. . . .

Robert. Das kann er sein, und das wußte ich bis jetzt nicht.

Wilhelm. Mir dämmert manches! . . . .
. . . .

Robert. Mit dem Verstande — und so — sieh 'mal — hat ich das ja längst erfaßt. — Alles ist geworden. Verantwortlich hab' ich Vater nicht gemacht. — Heißt das, schon seit Jahren nicht mehr. — Nicht für mich, überhaupt für Keinen von uns. Aber heut hab' ich's gefühlt; und das ist, kannst Du glauben, noch ganz was andres
. . . .
Ehrlich, mich hat's geradezu aus dem Gleichgewicht gebracht. — Als ich ihn so

sah — so um Dich bemüht . . . förmlich, wie ein Schlag war mir da! — und nun muß ich mir immer sagen: — warum ist denn das nun nicht . . . . na warum denn nicht? es ist doch jetzt in uns lebendig geworden, es war doch also in uns — warum ist es nicht schon früher hervorgebrochen? In Vater, in Dir — und in mir wahrhaftigen Gott auch? es war doch in uns! Und nun hat er das so in sich hinein gewürgt — Vater mein ich — na und wir ja auch — so viele Jahre lang . . . .

Wilhelm. Das ist mir nun aufgegangen: ein Mensch kehrt nicht nur jedem seiner Mitmenschen eine andere Seite zu, sondern er ist thatsächlich jedem gegenüber von Grund aus anders . . . .

Robert. Warum muß denn das so sein zwischen uns! warum müssen denn wir uns nur immer und ewig abstoßen?

Wilhelm. Das will ich Dir sagen: Herzensgüte fehlt uns! nimm z. B. Ida! Was Du Dir erklügelt hast, das lebt in ihr. Sie sitzt nie zu Gericht, Alles greift sie so weich, so mitleidig an — die zartesten Dinge — das schont so, verstehst Du! das . . . . und das glaub' ich ist es . . . .
. . . .

Robert (manlig werdend, sich erhebend). Wie ist Dir jetzt so? —

Wilhelm. Recht frei ist mir doch jetzt . . . .

Robert. Ä — was nutzt das Alles! . . . .
Ja — was ich wollte — sagen? vielleicht wird's doch gut mit Euch!

Wilhelm. Was denn?

Robert. Na, wie denn? Du und . . . na, und Ida natürlich.

Wilhelm. Vielleicht! . . . Die Beiden haben eine Macht — auch Frau Buchner — aber doch Ida hauptsächlich. Ich habe gedacht das könnte mich retten . . . . Zuerst wehrte ich mich ja . . . .

Robert (gedankenvoll). Das haben sie! — sie haben eine Macht und deshalb . . . . . anfänglich — offen gesagt, hab' ich's Dir verübelt.

Wilhelm. Das fühlte ich wohl.

Robert. Na, nimm 'mal an: ich hörte von einer Verlobung, und nun sah ich Ida; treppauf, treppab sang sie und so fröhlich — ohne eine Idee von . . . .

Wilhelm (erhebt sich). Ich verstand Dich ja auch, ich gab Dir ja sogar recht, was willst Du!

Robert. Nu ja doch! — ich bin ja auch . . . es ist ja auf diese Weise ganz was anders. — Ich muß ja zugeben . . . wie gesagt . . . überhaupt . . . ganz frisch schon?

Wilhelm. Vollkommen.

Robert. Dann kommst Du wohl also bald?

Wilhelm. Ich will nur noch . . . . geh doch einstweilen Du!

Robert. Schön! (geht, kommt zurück) hör 'mal, Du! ich kann nicht anders, ich muß Dir sagen, Deine ganze Handlungsweise — Vater gegenüber — und auch — überhaupt, ist hochachtenswerth. — Ich hab' Dich auch so — überfallen förmlich — mit meiner verfluchten Bonirtheit. Man . . . . . hol's der Teufel! Ich habe seit langer Zeit wieder zum ersten Male so 'ne Art unabweisbares Bedürfniß, verstehst Du! mich selbst anzuspucken. Das genügt Dir doch, wie? — na, Du wirst mir doch nun auch die Liebe thun und — wenn ich Dich . . . . ja wohl, gekränkt habe ich Dich ununterbrochen, seit Du hier bist. Also — es thut mir leid! hörst Du!

Wilhelm. Bruder! (sie schütteln sich mit Rührung die Hände.)

Robert (zieht ruhig die Hand aus der Wilhelms, bringt seine Tabakspfeife hervor, entzündet sie, pafft, und sagt dabei:) Acrobaten — pf! pf! seele! — pf! pf! na item. Hierauf wendet er sich zum Gehen. Bevor er die Thüre des Seitengemaches aufklinkt, spricht er über die Schultern zu Wilhelm:) Ich — will sie Dir herausschicken!

Wilhelm. Ach — Du — laß doch! . . . na — wenn Du . . . .

Robert (nickt bejahend, verschwindet in der Thür. Ab).

Wilhelm (athmet befreit auf. Volle Freude über das Geschehene bemächtigt sich seiner).

Ida (kommt aus dem Nebenzimmer, fliegt in seine Arme). Willy!!!

Wilhelm. — Jetzt — jetzt . . . Du . . . Ihr . . . Ihr beiden goldnen Seelen habt mich losgekämpft. Jetzt — ein ganz neues Leben! . . . Du glaubst nicht, wie mich das hebt! ordentlich groß stehe ich vor mir da! — O Du! das merke ich jetzt erst — das hat doch furchtbar auf mir gelastet . . . . Und nun fühl' ich auch Kraft! Kraft fühle ich, Du! — verlaß Dich d'rauf, ich erreiche es nun doch noch! ich werd's ihm zeigen, was der Taugenichts kann! ich werde Vater den Beweis liefern. Ich werde ihm beweisen, das etwas in mir lebt: eine Kraft, eine Kunst, vor der sie sich beugen sollen . . . . die starrsten Köpfe werden sich beugen, ich fühl's! — das hat mich nur niedergeknebelt, glaubst Du! es kribbelt mir in den Fingerspitzen, glaubst Du! . . . Ich möchte schaffen, schaffen! . . .

Ida. Siehst Du, so ist's recht! nun endlich hast Du Dich wiedergefunden. — Liebster, ich möchte jauchzen. — Jauchzen möcht ich, — jubeln . . . Siehst Du, wie ich recht hatte: nichts ist erstorben in Dir! es schlief nur! Es wacht Alles wieder auf, sagt' ich Dir immer. Es ist aufgewacht, siehst Du nun! . . . .
. . . .

(Sie umarmen, küssen sich und schreiten dann in einander verschlungen in stummer Glückseligkeit durch den Saal.

Wilhelm (bleibt stehn, schaut mit glücklichem Staunen in die Augen seiner Braut, dann läßt er den Blick weiter schweifen, rings herum durch den Raum und sagt:) In diesen eiskalten Mauern . . . wie Frühlingszauber ist das!

(Einige Küsse; eng verschlungen stumm im Glück schreiten sie weiter)

Ida (singt piano mit schelmischer Beziehung auf etwas in der Vergangenheit; etwas, wie: nun, siehst Du wie recht ich hatte).

Wenn im Hag der Lindenbaum
Wieder blühet,
Huscht der alte Frühlingstraum . . . .

Frau Scholz (tritt ein, gewahrt die Beiden, will sich schnell wieder entfernen).

Ida (hat es bemerkt, bricht ihr Lied ab, fliegt auf Frau Scholz zu). Nicht fortlaufen, Schwiegermuttelchen!

Frau Scholz. I warum nich' gar! Ihr könnt mich ja garnicht brauchen.

Wilhelm (umarmt und küßt seine Mutter und hilft sie mit hereinziehen).

Frau Scholz (launig). Du bist wohl nich' recht gescheidt. Ihr seid wohl . . . Ihr reißt mir ja . . .

Wilhelm. Ach was, Mutter! das ist ja jetzt Alles einerlei — Mutter! Du siehst einen anderen Menschen vor Dir (zwischen Mutter und Braut, beider Hände haltend). Komm, altes Mamachen! — seht Euch in die Augen! — so — gebt Euch die Hände!

Frau Scholz. Närr'scher Kerl!

Wilhelm. Küßt Euch!

Frau Scholz (nachdem sie sich mit der Schürze über den Mund gefahren). Na, dummer Kerl! — das . . . da ist doch weiter nichts dabei . . . da brauchst Du uns doch nicht . . . gelt Ida? (sie küssen sich lachend.)

Wilhelm. Und nun Friede!

Frau Scholz. Nich berufen, Junge!

Friebe (eine dampfende Punschterine tragend, aus der Küche in das Nebengemach.)

Wilhelm. Oho!!! — na dann also . . . Friebe! ist er gut?

Friebe (im Vorübergehen). I, von det Zeich kenn'n Se mer dreiste wat vorsetzen, da bring ick ooch noch keen'n Schluck nich ieber de Lippen.

Wilhelm. Nich' möglich, Friebe!

Friebe. Friher, ja — jetzt' bin ick — längst abjeschmissen. Jetz' trink ick — nur — mehrschtentheels — b — bitt'ren Schnaps (ab).

Ida (hat Wilhelm die Cravatte in Ordnung gebracht und den Rock zurecht gerückt). So, nu ...
Wilhelm. Schon gut, Du! — ist Vater heiter?
Frau Scholz. Er erzählt so. — Manchmal versteht man's garnicht.
Wilhelm. Das Herz pocht mir doch wieder!
Frau Scholz. Wenn nur Robert nich' so viel tränke.
Wilhelm. Ach Mutter heut ... heut ist das ja Alles einerlei! heut .....
Ida. Nun komm schnell, eh Dir erst wieder ...
Wilhelm (zu Frau Scholz). Gehst Du mit?
Frau Scholz. Geht nur, geht!

(Ida und Wilhelm ab in's Nebenzimmer.)

Frau Scholz (... steht, sinnt nach, streicht sich mit der Hand die Stirne und begiebt sich zu Folge eines plötzlichen Einfalls an die Thür des Nebengemachs, wo sie lauscht).
Friebe (tritt durch eben dieselbe Thür ein. Man merkt nun deutlich: er ist angeheitert). Frau Docter!
Frau Scholz. Was wollen Sie?
Friebe (pfiffig geheimnißvoll). Ma hat sei Wunder, Frau Sch — olzen.
Frau Scholz (zurückschreckend). Sie haben — zu viel getrunken! Sie ...
Friebe. Ick — lauer' schon — uff alle Arten, det ick ... det ick und ick wollte Sie wat mittheilen.
Frau Scholz. Na ja, ja, ja! sagen Sie nur schnell, was Sie zu sagen haben.
Friebe. Na, ick meen man blos ...
Frau Scholz. So reden Sie doch nur, Friebe!
Friebe. Ick meen man blos: — det is doch nich taktmäßig. In diese F...... Function — da sind ooch all noch ville Sachen — wo ick ooch verschweigen muß .... ick meen man blos — Ihr Mann — der kann't unmeeglich mehr lange machen ....
Frau Scholz. O Jesis, Jesis, Friebe! hat er denn ... o Jesis! hat er denn geklagt? is' er denn krank?
Friebe. Na, uff so wat — versteh ick mir doch?!
Frau Scholz. Ueber was klagt er denn?
Friebe. Ick soll't ja — aber — nich' — sagen.
Frau Scholz. Is' es denn ernst? (Friebe nickt bestätigend.) Er kann doch aber nich' vom Tode gesprochen haben?
Friebe. Er hat sich — sogar — noch mehr — sone Sachen bedient, aber ...
Frau Scholz. Na nu drücken Sie sich doch endlich deutlich aus. Trinkt der Mensch ....!
Friebe (aufgebracht). Ja ick ... na Järtner — un' Schuhwichser ... un' was da allens vorfallen dhut ..... nee! — ick brauch mir det nich' .... in jede Function .... das ... in diese Function kommt — allens vor — aber nee! ... da haben se — det Janze .... klar ...... punkt! .... (er macht kehrt, ab in die Küche).
Frau Scholz. Der Mensch ist verrückt geworden.
Ida (im Hin durch die Thüre des Nebenzimmers, diese hinter sich zudrückend. Sie ein klein wenig wieder öffnend, ruft sie in's Gemach zurück). Warten, Herrschaften! ruhig und folgsam warten!
Wilhelm (sich hereindrängend). Ich will Dir ja nur helfen.
Ida. Aber sonst Niemand!
(Ida und Wilhelm entzünden die Christbaumlichte.)
Frau Scholz. Du! — hör' 'mal! — Wilhelm!
Wilhelm (beschäftigt). Gleich, Mutterchen! — wir sind gleich fertig.
(Der Christbaum, die Girandolen und der Kronleuchter stehen im Licht. Ida nimmt eine große Decke, welche über die Geschenke auf der Tafel gebreitet war, von diesen herunter.)
Wilhelm (tritt zur Mutter).
Ida (ruft durch die Thüre des Seitengemachs): Jetzt!
Frau Scholz (ist im Begriff Wilhelm etwas mitzutheilen, als sie durch den Eintritt des Dr. Scholz gestört wird. Es folgen nun: Auguste, Robert und Frau Buchner).

Dr. Scholz (vom Trinken geröthetes Gesicht. Mit affectirtem Staunen). Ah! ah!

Frau Buchner. Feenhaft!

Auguste (befangen lächelnd).

Robert (umgeht, die Pfeife im Munde, erst befangen, dann mehr und mehr ironisch lächelnd, den Raum).

Ida (hat Wilhelm, der darob äußerst betreten ist, zu dem Platze geführt, wo seine Geschenke liegen). Lach' mich nicht aus, Willy! (sie hält ihm die Börse hin).

Wilhelm. Nein aber, Ida! — ich hab' Dich doch gebeten ....

Ida. Ich hatte sie 'mal für Vater gehäkelt. Das letzte Jahr vor seinem Tode hat er sie viel getragen. Da dacht' ich ....

Wilhelm (unter den Blicken der Beobachter mit steigender Verlegenheit). Ja wohl ... so so ... vielen Dank, Ida!

Robert. Die Dinger müßten nur praktischer sein.

Frau Scholz (durch Frau Buchner ebenfalls an den Tisch geführt). Aber was machst Du denn nur für Geschichten? ich kann Euch ja garnichts ... ich hab' ja garnichts für Euch (vor einem gehäkelten Tuche) nein ... nein ... ne Du — thu mer die Liebe! das hast Du für mich gehäkelt? ne sag' mer nur — fer mich alte Frau? na da dank' ich Dir auch vielmals schön (sie küssen sich).

Frau Buchner. Ach ich — freu' mich nur, wenn Dir's gefällt.

Frau Scholz. Prachtvoll! — wundervoll — wunderschön! wie viele Zeit und Mühe! ne! ...

Ida. Auch für Sie hätt' ich was Herr Robert! Sie dürfen mich aber nicht auslachen!

Robert (über und über roth werdend). Ä — zu was denn!

Ida. Ich hab' mir gedacht — Ihre Tabakspfeife — die wird Ihnen nächstens die Nasenspitze verbrennen — und da hab ich mich Ihrer erbarmt und noch gestern schnell .... (sie zieht eine neue Tabakspfeife, die sie auf dem Rücken gehalten hervor und überreicht sie ihm) da ist das Prachtstück!

(Allgemeine Heiterkeit.)

Robert (ohne ihr die Pfeife abzunehmen). Sie scherzen, Fräulein!

Ida. Na ja! aber mit dem Schenken ist's mir bitter Ernst.

Robert. Ach nein doch, nein doch, das glaub' ich nicht!

Frau Scholz (entrüstet leise zu Wilhelm) Robert ist unausstehlich!

Ida. Aber nein, wirklich!

Robert. Sehen Sie — dies Ding da ... ich habe mich so d'ran gewöhnt ..... i, und Sie scherzen ja auch wirklich nur!

Ida (die Augen voll Thränen. Ihren Schmerz bemeisternd und mit zitternder Stimme). Nun — ja — wenn Sie — meinen (sie legt das Geschenk auf den Tisch zurück.)

Frau Buchner (hat während des letzten Gesprächs mehreremals leise Ida gerufen; nun eilt sie auf sie zu.) Idchen — hast Du denn vergessen?

Ida. Was denn Mama?

Frau Buchner. Du weißt doch! (zu den Uebrigen) nun sollen Sie noch etwas zu hören bekommen.

(Ida, froh auf diese Weise ihre Bewegung verbergen zu können, folgt ihrer Mutter, die sie an der Hand gefaßt hat, in's Nebenzimmer.)

Frau Scholz (zu Robert.) Warum hast Du ihr denn die Freude verdorben?

Wilhelm (geht, die Enden seines Schnurrbartes nervös kauend, unruhig umher und wirft ab und zu drohende Blicke auf Robert).

Robert. Was denn? wie denn? ich weiß garnicht, was Du willst?

Auguste. Na, freundlich war das allerdings nicht gerade.

Robert. Laßt mich doch zufrieden! und überhaupt: was soll ich denn damit.

(Gesang und Clavierspiel, aus dem Nebenzimmer dringend, unterbricht die Sprechenden. Alle blicken einander erschrocken an.)

Idas Stimme:

Ihr Kinderlein kommet,
O kommet doch all!
Zur Krippe herkommet
In Bethlehems Stall,
Und seht, was in dieser
Hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel
Für Freude uns macht!

Dr. Scholz (ist über das Verhalten Roberts immer finsterer geworden. Bei Beginn des Gesanges blickt er scheu — wie Jemand, der einen Angriff fürchtet — umher und sucht einen gewissen Abstand zwischen sich und jedem der Anwesenden möglichst unauffällig festzuhalten.)

Frau Scholz (bei Beginn des Gesanges) Ach, wie schön! (einen Augenblick lauscht sie hingegeben, dann bricht sie in Schluchzen aus.)

Robert (bewegt sich langsam, macht wie der Gesang anhebt ein Gesicht, wie: na nu hört's auf, schreitet weiter, lächelt ironisch und schüttelt mehrmals den Kopf. Im Vorübergehen sagt er halblaut etwas zu Auguste).

Auguste (halb und halb gerührt, platzt nun laut heraus.).

Wilhelm (hat bisher, ein Spiel wiedersprechender Empfindungen, an die Tafel gelehnt — auf der Platte nervös Clavier spielend — gestanden; nun steigt ihm die Röthe der Entrüstung in's Gesicht)

Robert (scheint gegen Ende des Gesanges unter den Tönen physisch zu leiden. Die Unmöglichkeit, sich dem Eindruck derselben zu entziehen, scheint ihn zu foltern und mehr und mehr zu erbittern. Unmittelbar nach Schluß des Verses entfährt ihm — gleichsam als Trümmerstück eines inneren Monologes — unwillkürlich das Wort:) Kinderkomödie, (in einem beißenden und wegwerfenden Tone.)

(Alle, auch der Doctor, haben das Wort gehört und starren Robert entsetzt an.)

Frau Scholz.
Auguste. } Robert!!!

Dr. Scholz (unterdrückt eine Aufwallung von Jähzorn.)

Wilhelm (macht in bleicher Wuth einige Schritte auf Robert zu.)

Frau Scholz (stürzt sich ihm entgegen, umarmt ihn.) Wilhelm! — thu mir die einzige Liebe!

Wilhelm Gut —! Mutter!

(Er geht, sich überwindend, erregt umher. In diesem Augenblick hebt der zweite Vers an. Kaum berühren die ersten Töne sein Ohr, so erzeugt sich in ihm ein Entschluß, in Folge dessen er auf die Thür des Seitengemaches zuschreitet.)

Da liegt es, ach Kinder!
Auf Heu und auf Stroh;
Maria und Josef
Betrachten es froh,
Die redlichen Hirten
Knieen betend davor,
Hoch oben schwebt jubelnd
Der Englein Chor.

Frau Scholz (stellt sich ihm in den Weg). Wilhelm! — was machst Du denn!

Wilhelm (ausbrechend.) Sie sollen aufhören zu singen.

Auguste. Du bist wohl nicht bei Trost.

Wilhelm. Laßt mich zufrieden! ich sage sie sollen aufhören.

Frau Scholz. Aber sei doch .... Du bist ja wirklich .... na gutt, dann siehst Du mich diesen Abend nicht mehr.

Robert. Bleib doch Mutter! laß ihn doch machen! es ist ja seine Privatsache!

Wilhelm. Robert! treib's nicht zu weit! nimm meinen Rath an! Du hast mir vorhin eine Rührscene vorgemacht, das macht Dich nur noch widerwärtiger.

Robert. Sehr richtig: — Rührscene. — Bin selbst der Meinung .....

Wilhelm (geht abermals auf das Seitengemach zu.)

Frau Scholz (ihn abermals aufhaltend.) O, Gottogottogott Junge, warum willst Du sie denn? .... (der zweite Vers ist beendet.)

Wilhelm. Weil Ihr es Alle miteinander nicht werth seid.

Robert (dicht an Wilhelm herantretend, mit einem frechen, vielsagenden Blick in seine Augen.) Du, vielleicht?

Frau Scholz. O, Jesis ne, Ihr treibt's doch wieder so weit (der dritte Vers hebt an

Manch Hirtenkind trägt wohl
Mit heiterem Sinn
Milch, Butter und Honig
Nach Bethlehem hin,
Ein Körbchen voll Früchte
Das purpurroth glänzt,
Ein schneeweißes Lämmchen,
Mit Blumen bekränzt.

Wilhelm. Sie sollen aufhören!

Frau Scholz (ihn wiederum festhaltend.) Junge!!!

Wilhelm. Einfach — unter aller Würde. Es ist Blasphemie! es ist ein Verbrechen an diesen Menschen, wenn wir sie ...... ich ... ja auf Ehre ich werde schamroth für Euch alle!

Auguste (pikirt). Na — so ganz besonders schlecht und verächtlich sind wir am Ende doch wohl auch nicht.

Wilhelm. Auguste! — mich ekelt's!

Auguste. Mag's doch! — ja, ja; nu' auf einmal ist man hinten runtergeruscht. Nu' giebt's auszusetzen an der Schwester an allen Ecken und Enden. Da is' das nich' recht, da is' jen's nich' recht. Aber das Fräulein Ida ....

Wilhelm (außer sich, sie unterbrechend). Sprich nicht den Namen aus!!!

Auguste. Na, so was! ich werd' wohl von Ida .....

Wilhelm. Laß den Namen aus dem Spiel, sag' ich Dir.

Auguste. Du bist wohl verrückt geworden, ich werd' doch ..... die is' doch wahrhaftig auch kein Engel vom Himmel.

Wilhelm (schreiend). Schweig' still, sag' ich!

Auguste (wendet ihm den Rücken). Ach, was denn, Du bist einfach verliebt.

Wilhelm (Auguste unsanft an der Schulter packend). Frauenzimmer, ich! .....

Robert (packt Wilhelms Arm, spricht kalt und jedes Wort betonend). Wilhelm! — hast — Du — etwa — wieder — Absichten? . . . .

Wilhelm. Teufel!

Auguste. Das, sagst Du? — pfui, Du?! der die Hand gegen seinen eignen Vater erhoben hat.

Dr. Scholz (mit zornbebender Stimme in absolut befehlendem Tone). Auguste! — Du wirst Dich entfernen! — augenblicklich!!!

Auguste. Na — ich möchte wissen .....

Dr. Scholz. Du wirst Dich augenblicklich entfernen!

Frau Scholz. O Du lieber Gott, warum nimmst Du mich denn nicht zu Dir! (weinerlich) Auguste! Du hörst! — folge dem Vater!

Robert. I, — Mutter! das würd' ich ihr denn doch sehr verdenken. Sie ist doch kein kleines Kind mehr. Die Zeiten haben sich doch wahrhaft'gen Gott sehr verändert.

Dr. Scholz. Aber, ich habe mich nicht verändert. Ich bin der Herr im Hause. Ich werde Euch das beweisen.

Robert ..... lachhaft!

Dr. Scholz (schreiend). Räu — ber — und — Mör — der —!!! — — — ich enterbe Euch!!! ich werfe Euch auf die Straße!

Robert. Das ist ja direct komisch.

Dr. Scholz (bemeistert, einen furchtbaren Zornesausbruch und spricht mit unheimlicher Ruhe und Festigkeit). Du, oder ich, einer von uns verläßt das Haus — augenblicklich.

Robert. Ich natürlich — mit Herzensfreude.

Frau Scholz (halb befehlend, halb bittend). Robert, Du bleibst!

Dr. Scholz. Er geht.

Frau Scholz. Fritz! hör' mir zu! er ist der einzige ..... in den langen, einsamen Jahren hat er uns nicht vergessen, er ......

Dr. Scholz. Er, oder ich —!

Frau Scholz. Gieb nach, Fritz, thu' mir die Liebe!

Dr. Scholz. Laß mich zufrieden! er, oder ich!

Frau Scholz. Ach, — Ihr braucht ja meinswegen einander nicht begegnen, es geht ja ganz gut einzurichten ... aber ...

Dr. Scholz. Gut, ich weiche. — Dir und Deiner Meute weiche ich! — Du und Deine Meute, Ihr habt von jeher den Sieg behalten!

Wilhelm. Bleib' Vaterchen! oder wenn Du gehst, laß mich diesmal mit Dir gehn.

Dr. Scholz (unwillkürlich zurückfahrend, zwischen Zorn und Entsetzen). Laß mich zufrieden, — Taugenichts! (gedankenlos nach seinen Sachen suchend) Banditen und Tagediebe! — Taugenichtse!

Wilhelm (aufwallend). Vater! — so nennst Du uns ... und Du bist es doch gewesen, der uns .... Ach Väterchen nein, nein, das will ich ja garnicht sagen! laß mich mit Dir gehn, ich will bei Dir bleiben, laß mich Alles wieder gut machen, was ich (er hat seine Hand auf des Vaters Arm gelegt).

Dr. Scholz (vor Schreck und Entsetzen wie gelähmt, retiriert). Laß los! ich sage Dir — die Ränke der Verfolger werden zufällig ..... werden zuverlässig — zu Schanden werden. Sind das diese Leute, — diese Mächtigen, — und diese mächtigen Menschen sind das Männer? einen Mann der, wie ich, einige Schuld hat, aber im Uebrigen dennoch ganz und gar — und — durch und durch — und kurz und gut.

Wilhelm. Vater! Vater! Väterchen! komm zu Dir, komm doch zu Dir!

Dr. Scholz (sich im Rythmus der Worte bewegend, halblaut). Und kurz und gut und ... ganz und gar ....

Wilhelm (ihn umarmend, mit der instinctiven Absicht, seinen Actionsdrang zu hemmen). Faß Dich! nimm Dich zusammen!

Dr. Scholz (sich wehrend, wie ein kleines Kind flehend). Ach, schlag mich nicht! ach, straf mich nicht!

Wilhelm. Aber um Gottes Himmels .....

Dr. Scholz. Nicht schlagen! nicht — wieder — schlagen! (er macht krampfhafte Anstrengungen, sich aus Wilhelms Umarmung zu befreien).

Wilhelm. Abfaulen soll mir die Hand — Väterchen glaub doch nicht, ... Väterchen denk doch nicht ....!

Dr. Scholz (hat sich befreit, flieht hülferufend von Wilhelm gefolgt).

Wilhelm. Schlag mich Du! schlag Du mich!

Dr. Scholz. Bitte, bitte, bitte, — .... Hülfe.

Ida (aus der Thür des Seitengemaches, todtenbleich).

Wilhelm (ereilt den Vater, umarmt ihn auf's neue). Schlag Du mich ....

Dr. Scholz (unter Wilhelms Umarmung auf einen Stuhl zusammenbrechend). Ich ... a ... ah! a — ah! ... ich — glaube — es — geht — zu Ende — mit — mir.

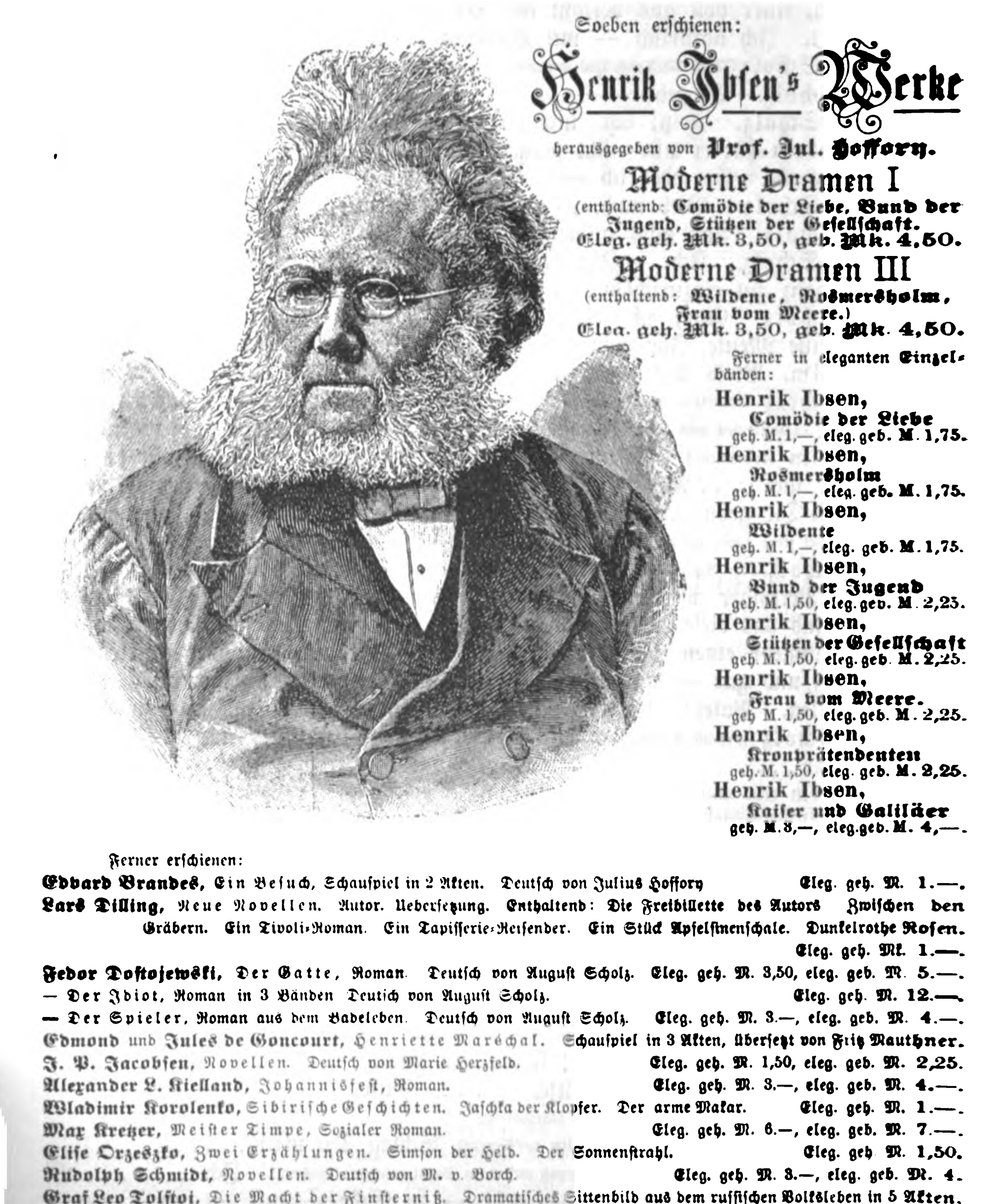
Wilhelm. Vater!!!

(Frau Scholz und Auguste sind einander entsetzt in die Arme gesunken. Robert todtenbleich, hat sich nicht von der Stelle bewegt; sein Gesicht hat den Ausdruck unerschütterlicher Festigkeit.)

(Ende des zweiten Vorgangs.)

Verlag von S. Fischer, königlich schwedischer Hofbuchhändler, Berlin W.

Moderne Litteratur.



Soeben erschienen:

Henrik Ibsen's Werke

herausgegeben von **Prof. Jul. Hoffory.**

Moderne Dramen I
(enthaltend: **Comödie der Liebe, Bund der Jugend, Stützen der Gesellschaft.**
Eleg. geh. Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.

Moderne Dramen III
(enthaltend: **Wildente, Rosmersholm, Frau vom Meere.)**
Eleg. geh. Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.

Ferner in eleganten **Einzel**bänden:

Henrik Ibsen, **Comödie der Liebe** geh. M. 1,—, eleg. geb. M. 1,75.
Henrik Ibsen, **Rosmersholm** geh. M. 1,—, eleg. geb. M. 1,75.
Henrik Ibsen, **Wildente** geh. M. 1,—, eleg. geb. M. 1,75.
Henrik Ibsen, **Bund der Jugend** geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,25.
Henrik Ibsen, **Stützen der Gesellschaft** geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,25.
Henrik Ibsen, **Frau vom Meere.** geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,25.
Henrik Ibsen, **Kronprätendenten** geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,25.
Henrik Ibsen, **Kaiser und Galiläer** geh. M. 3,—, eleg. geb. M. 4,—.

Ferner erschienen:

Edvard Brandes, Ein Besuch, Schauspiel in 2 Akten. Deutsch von Julius Hoffory **Eleg. geh. M. 1.—.**
Lars Dilling, Neue Novellen. Autor. Uebersetzung. Enthaltend: Die Freibillette des Autors. Zwischen den Gräbern. Ein Tivoli-Roman. Ein Tapisserie-Reisender. Ein Stück Apfelsinenschale. Dunkelrothe Rosen. **Eleg. geh. Mk. 1.—.**
Fedor Dostojewski, Der Gatte, Roman. Deutsch von August Scholz. **Eleg. geh. M. 3,50, eleg. geb. M. 5.—.**
— Der Idiot, Roman in 3 Bänden. Deutsch von August Scholz. **Eleg. geh. M. 12.—.**
— Der Spieler, Roman aus dem Badeleben. Deutsch von August Scholz. **Eleg. geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.**
Edmond und **Jules de Goncourt,** Henriette Maréchal. Schauspiel in 3 Akten, übersetzt von Fritz Mauthner.
J. P. Jacobsen, Novellen. Deutsch von Marie Herzfeld. **Eleg. geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,25.**
Alexander L. Kielland, Johannisfest, Roman. **Eleg. geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.**
Wladimir Korolenko, Sibirische Geschichten. Jaschka der Klopfer. Der arme Makar. **Eleg. geh. M. 1.—.**
Max Kretzer, Meister Timpe, Sozialer Roman. **Eleg. geh. M. 6.—, eleg. geb. M. 7.—.**
Elise Orzeszko, Zwei Erzählungen. Simson der Held. Der Sonnenstrahl. **Eleg. geh. M. 1,50.**
Rudolph Schmidt, Novellen. Deutsch von M. v. Borch. **Eleg. geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.**
Graf Leo Tolstoi, Die Macht der Finsterniß. Dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben in 5 Akten. Deutsch von August Scholz. **Eleg. geh. M. 1.—.**
— Zwei Erzählungen. Albert. Eine Winterfahrt. Deutsch von August Scholz. **Eleg. geh. M. 1.—.**
Emile Zola, Der Traum. Deutsch von Alfred Ruhemann. 2. Auflage. **Eleg. geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.**
— Therese Raquin. Drama in 4 Akten. Deutsch von J. Savits. **Eleg. geh. M. 1.—.**
— Renée, Drama in 5 Akten mit einer Vorrede des Verfassers. Deutsch von J. Savits. **Eleg. geh. M. 1.—**

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.



Heft 3. Berlin, den 19. Februar 1890. I. Jahrgang.

Neue Rechtswissenschaft.

Von Fritz Heine.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als in Berlin der Verein „Freie Bühne" ins Leben gerufen wurde, um einer aller Schablone und Konvention abgewandten lebendigen Kunst ein Heim zu schaffen, traten in Brüssel eine Anzahl der hervorragendsten Strafrechtslehrer und Richter aus allen Theilen Europas zu dem ausgesprochenen Zwecke zusammen eine allmähliche Umwandlung unseres geltenden, vielfach überlebten Strafrechts herbeizuführen. Die Richtung, welche diese Reform einzuschlagen hatte, war von vornherein klar vorgezeichnet. Unbekümmert um alle rein theoretischen Schulstreitigkeiten, will die neu gegründete Vereinigung die uns drohende Gefahr verhindern: daß das Strafrecht mehr und mehr einem unfruchtbaren Formalismus anheimfällt, und die Fühlung mit dem Leben der Gegenwart verliert. Sie will daran erinnern, daß die Rechtswissenschaft eine im höchsten Grade praktische Wissenschaft ist, und daß demgemäß ihre erste Aufgabe darin bestehen muß: sich mit den Thatsachen des realen Lebens und seinen konkreten Bedürfnissen in Einklang zu setzen.

Auch dieser mit frischer Jugendkraft in das Rechtsleben eingreifenden Bewegung ist der Vorwurf nicht erspart geblieben, in ihrem rücksichtslosen Wirklichkeitsdrange die ideale Wurzel des Rechts zu verkennen; grade wie die moderne Kunst sich gegen einen ähnlichen Vorwurf tagtäglich zu vertheidigen gezwungen ist. Ebenso wie diese, setzt aber auch jene unbekümmert und zielbewußt ihren Weg fort; denn beide sind zu dem unverlierbaren Ergebniß gelangt, daß sie einem tiefinneren Bedürfniß der Zeit gehorchen, wenn sie die reale Welt zu erfassen streben, frei von Ueberlieferung und hergebrachter Meinung.

Einige der Resultate nun, zu welchen diese neuen Gedanken auf dem Gebiete der Jurisprudenz führen, versuche ich im Folgenden zu entwickeln.

Zu einer Zeit, als in Deutschland die Theorie das Leben allmählich ganz aus den Augen zu verlieren schien und ihre Zeit mit gelehrten Definitionen und metaphysischen Spekulationen ausfüllte, gleichsam als ob man den Begriff und nicht den Verbrecher bestrafe, drang von Italien ein frischer, kecker Weckruf zu uns hinüber. Lombroso's Buch: „L'uomo delinquente" bedeutet einen der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte der Strafrechtswissenschaft; seine Anschauung kennzeichnet sich am schlagendsten in dem zusammenfassenden Satze: „Das Verbrechen erscheint an der Hand der Statistik als ein natürliches oder, philosophisch ausgedrückt, als ein nothwendiges Vorkommniß, ganz wie die Geburt, der Tod, die Empfängniß und endlich wie die Geisteskrankheiten, deren unheilvolle Abart es ja oft genug darstellt." Dieser Satz bezeichnet einen vollkommenen Bruch mit der herrschenden Methode. Denn sobald man sich einmal daran gewöhnt hat, das Verbrechen nicht mehr lediglich vom Standpunkt logischer Abstraktion aus als ein Gebilde menschlichen Denkens zu betrachten, sobald man darin vielmehr einen durchaus realen, sich in den gesetzmäßigen Gang der Natur organisch einreihenden Vorgang erblickt, ist sofort die Nothwendigkeit gegeben, an Stelle der juristisch-technischen eine andere Betrachtungsweise treten zu lassen. Dies aber kann nur die aus der Naturwissenschaft entlehnte, auf Beobachtung gegründete, exakte Methode sein, deren Grundprinzip, das Gesetz von Ursache und Wirkung, in ganz analoger Weise auf das Strafrecht auszudehnen ist.

Die allererste Frage des Kriminalrechts hat demnach zu lauten: welches sind die Ursachen des Verbrechens? Von dieser Frage ist unbedingt auszugehen. Denn wie soll der Kampf gegen das Verbrechen, worin verständiger Weise doch nur die einzige Rechtfertigung der Strafe zu finden ist, wirksam geführt werden können, wenn wir uns nicht zunächst über diese Grundfrage klar geworden sind? Allerdings konnte darauf eine befriedigende Antwort solange nicht gegeben werden, als man vom bequemen Standpunkt sittlicher Entrüstung aus in dem Verbrecher nichts anderes, als ein verabscheuungswürdiges Scheusal erblickte, das bei einigem guten Willen sehr wohl auch im Stande gewesen wäre, der Menschheit die größten Wohlthaten zu erweisen, das sich aber aus reiner Niedertracht auf den Pfad der Schlechtigkeit begeben hat. Kühn entschlossen wirft Lombroso diesen Eckstein der alten Strafrechtswissenschaft, das Dogma vom freien Willen, als unbrauchbar bei Seite; ihm ist der Verbrecher einfach nur ein Objekt wissenschaftlicher Forschung, dessen Eigenthümlichkeit an der Hand der Anthropologie in nüchterner Weise zum Gegenstande wissenschaftlicher Beobachtung zu machen ist.

Nicht auf die Einzelheiten in Lombroso's System kommt es hier an, sondern auf den Geist des Ganzen, auf den modernen Geist der Untersuchung und der Analyse, der, auf eine Fülle von Thatsachen gestützt, zu neuen, grundlegenden Anschauungen gelangt. Nur in kurzen Zügen kennzeichne ich deshalb diejenigen Darlegungen Lombroso's, welche die bekanntesten geworden sind daß nämlich dem Verbrecher gewisse Rassen-Eigenthümlichkeit zukommen, die ihn dem Mongolen annähern und sich morphologisch vorzugsweise im Schädel- und Gesichtsbau aussprechen. Jeder Verbrecher, so glaubt er, stelle einen atavistischen Rückschlag in die Bildungen und Gewohnheiten des primitiven Menschen dar — eine Anschauung, welche, wie es scheint, auch Emile Zola in dem neuesten Bande seiner Rougon-Macquart vertritt, in dem Roman „La bête humaine". Auch sonst hat Lombroso der poetischen Auffassung Anregungen gegeben, wie das Beispiel des Schweden Ola Hansson beweist; vielleicht nimmt daher nächstens Jemand Veranlassung die dichterischen „Entlehnungen" aus der Rechtswissenschaft zu behandeln unter dem Titel: „Die juristische Phrase" — obgleich, wie ich glaube, weder für die recht-

lichen, noch für die naturwissenschaftlichen Probleme der Zusammenhang ein so äußerlicher ist, wie jüngst Herr Emil Schiff in dieser Zeitschrift ausführte: nicht mechanische Entlehnungen scheinen mir hier in Frage zu stehen, sondern eine naturnothwendige, innere Verwandtschaft geistiger Anschauungen zwischen dem modernen Gelehrten und dem modernen Poeten.

Mit empirischer Genauigkeit sucht nun Lombroso das Object: Verbrecher zu erfassen; er beschreibt es und beschaut es von allen Seiten, etwa wie ein Naturforscher eine Pflanze beschreibt, oder wie ein moderner Psychologe bestimmte seelische Veranlagungen durch Analogien und exacte Schlüsse feststellt. Die Species: „L'uomo delinquente“ wird hier dargestellt, ungefähr so, wie man manche andere Typen des homo sapiens wissenschaftlich darstellen könnte, die Species: Dichter, oder Musiker. Es ist unverkennbar, wie nahe die Strömungen in den modernen Disciplinen sich hier berühren, wie wir immer mehr lernen, das gleiche naturwissenschaftliche Verfahren anzuwenden auf die Philologie, auf die Geschichte, die Jurisprudenz, die Poesie und die Kunst; und wie wir so neues Leben einführen in den stockenden Betrieb der überalterten Lehren. Zumal wir Juristen, denen Dühring's paradoxer Geist nachsagen durfte, daß wir nur eine Halbwissenschaft trieben, können durch den engsten Anschluß an die Erfahrung alles gewinnen: erst dann werden wir an Stelle einer dogmatisirenden, von oben herab die Dinge meisternden Rechtslehre eine wirkliche Rechtswissenschaft haben.

Gleich bei seinem Erscheinen, im Jahre 1876, erregte Lombroso's Buch in Italien das ungeheuerste Aufsehen; und der lebhaften Begeisterung der Jungen, welche unter dem Namen der „anthropologischen“ oder „positiven“ Schule die bahnbrechenden Ideen ihres Meisters fortzuführen strebten, setzten die Anhänger der sogenannten klassischen Richtung den heftigsten Wiederspruch entgegen. In der That vermögen seine mit kühnster Einseitigkeit vorgetragene Ideen vor einer nüchternen, objektiven Kritik nicht immer standzuhalten, und vieles was er gefunden, muß als unhaltbar aufgegeben werden; aber sein Ruhm wird es bleiben, uns mit aller Schärfe zuerst gelehrt zu haben: die Verbrecher nicht mit moralischer Indignation, sondern streng objektiv zu beurtheilen, wie man etwa die den Menschen schädigenden Naturkräfte, Blitz und Hagel, betrachtet. Nur wenn wir auf diese Weise die Verbrecherwelt auf streng empirischem Boden untersuchen, werden wir sie kennen lernen. Kennen aber müssen wir den Feind, wenn wir ihn siegreich bekämpfen wollen.

Einen wichtigen Punkt habe ich aus der Betrachtung noch ausgeschieden, der von weitreichender praktischer Konsequenz ist: ich meine die enge Verwandschaft zwischen Verbrechen und Wahnsinn. „Mehr Irrenhäuser und weniger Gefängnisse!“ so hat man volksthümlich diese Erkenntniß umschrieben, zu welcher die neuere Forschung zu gelangen scheint. Ein festes, abschließendes Ergebniß ist bislang hier noch nicht gewonnen, aber mit Sicherheit läßt sich doch das eine sagen, daß sehr viele Verbrecher die der Psychiatrie schon längst bekannten Merkmale einer körperlichen und geistigen Degeneration an sich tragen. Und zwar beruht diese in den meisten Fällen auf erblicher Belastung. Welch' ungeheure Umwälzungen die Vererbungslehre auf dem Gebiete des Kriminalrechts in Zukunft zur Folge haben kann, ist zur Zeit noch unabsehbar. Nur soviel kann schon heute als nicht mehr zweifelhaft gelten, daß eine außerordentlich große Zahl Verbrecher aus Familien stammen, in denen körperliche und geistige Krankheiten, insbesondere Epilepsie, Trunkenheit und ausschweifendes Leben häufig sind.

Geringfügig genug erscheint dies Resultat der heutigen Wissenschaft im Vergleich mit dem, was künftighin noch zu thun ist! Und dennoch genügt selbst dieses bereits, um unsere strafrechtlichen Anschauungen von Grund aus umzugestalten. Die anthropologische Auffassung des Verbrecherthums hat keinen Raum mehr für

eine Theorie der Vergeltung. Wie die neue Kunst, muß sich auch die neue Rechtswissenschaft von der anmaßlichen Oberherrschaft der „Moral“ frei machen. Ihr ist die Strafe weniger ein Akt der sühnenden Gerechtigkeit für schwere Schuld, als vielmehr eine Maßregel der Klugheit, ein Mittel zum Schutz der Gesellschaft, eine Konsequenz der Nothwehr. Ein Kant durfte einst das stolze, großartig empfundene Wort sprechen: „Selbst wenn sich die bürgerliche Gesellschaft mit aller Glieder Einstimmigkeit auflöste, müßte der letzte im Gefängniß befindliche Mörder vorher hingerichtet werden, damit jederman das widerfahre, was seine Thaten werth sind“; für uns Heutigen kann das eine Giltigkeit nicht mehr haben. Achtzehntes und neunzehntes Jahrhundert scheiden sich hier wie ethischer Dogmatismus und reales Begreifen. Wir richten nicht mit sittlichem Rigorismus, wir suchen zu verstehen, und „alles verstehen heißt alles verzeihen“. Da wir an Stelle der Freiheit des Willens die Gebundenheit durch Vererbung, Erziehung und tausend Ausflüsse des Milieu gesetzt haben, so müssen wir nothgedrungen auch den Begriff der Verantwortlichkeit fallen lassen und anstatt seiner das Selbsterhaltungsrecht der Gesellschaft in den Vordergrund stellen. In diesem Satz ist zugleich aber ein weiterer praktisch überaus wichtiger Gedanke gelegen. Ist die Strafe nichts anderes, als ein Schutzmittel der Gesellschaft, so muß sie überall da fortfallen, wo sich die Gesellschaft auch auf andere Weise sichern kann. Denn die Strafe ist wie ein zweischneidiges Schwert; sie greift tief in das Volksleben ein, vernichtet Leben und Freiheit der Staatsangehörigen und legt damit ihre Arbeitskraft auch für den Staat lahm. Es liegt daher im eigenen, wohlverstandenen Interesse des Staates selbst, von seiner Strafbefugniß einen möglichst sparsamen Gebrauch zu machen. Solange es irgend angeht, muß er, anstatt das begangene Verbrechen zu strafen, vielmehr versuchen, das künftige zu verhüten. Und grade diese vorbeugenden Maßregeln sind es, welche in Zukunft, als das wirksamste Mittel zur Bekämpfung des Verbrecherthums, in Gesetzgebung und Wissenschaft die erste Stelle einzunehmen haben.

Realistische Romane?

Es ist eine schöne, verdienstliche Sache, jedes Ding bei seinem rechten Namen zu nennen. Zum mindesten vermeidet man damit viel Unklarheit. In gewiß sehr lohnender Weise ließe sich dieses schöne Princip dem Begriffswirrwarr gegenüber in Anwendung bringen, der sich neuerdings jüngstdeutscher Realismus nennt. Wenn man doch nur wüßte, was man eigentlich darunter zu verstehen hat! Da flattern Worte wie Real-Idealismus, berechtigter, unberechtigter, sympathischer und unsympathischer, künstlerischer und unkünstlerischer Realismus in der allgemeinen Debatte umher. Was soll man mit alledem anfangen? Buntschillernd eine theoretische Seifenblase nach der anderen!

Und buntschillernd wie die Theorie ist auch die Produktion, die unter der Spitzmarke Realismus geht.

Jedes Jahr bringt jetzt auch bei uns seine Romane, die sich realistische nennen. Verdient die Mehrzahl von ihnen eigentlich diese Bezeichnung?

Wenn man unter einer realistischen Richtung in der Kunst eine solche versteht, die es [au]f eine Nachgestaltung wirklichen Lebens absieht, dann verdienen die meisten von diesen [Er]zeugnissen eine derartige Bezeichnung nicht.

Verschiedene solcher Romane liegen uns vor. Zwei wollen wir an dieser Stelle besonders [in] Betracht ziehen, weil sie uns in vieler Hinsicht charakteristisch unter ihresgleichen zu sein [sch]einen: „Die klugen Jungfrauen“ von M. G. Conrad, und „Adam Mensch“ von [Her]mann Conradi. (W. Friedrich, Leipzig.)

Band für Band — es sind ihrer drei — habe ich die „Klugen Jungfrauen“ gelesen.

Ich bin so gescheidt wie zuvor. Ein Stück Münchener Leben hatte ich zu erwarten, denn die „Klugen Jungfrauen“ sind der zweite Roman eines ganzen von Conrad projectirten Cyclus „Was die Isar rauscht“, in welchem ein Abbild des gegenwärtigen Münchener Lebens gegeben werden soll. Nun, und? — Ich bin unruhig, unlustig, mißmuthig, verwirrt. Verwirrt durch eine Anzahl halbfertig-skizzenhafter Personen, eine Menge Personennamen, von allerlei bunt durcheinander gewürfelten Situationen. Das alles schwirrt mir wirr im Schädel herum. Ich habe keinen bestimmten, einheitlichen, warmen Eindruck. Ich will referiren, was ich gelesen habe und ich kann es nicht. Alles geht mir unter den Händen auseinander. Hier und da so etwas wie Handlung. Ein Millionär, der Banquier Guggemoos, ist gestorben und hat in seinem Testament einen Preis von 100 000 Mark für die beste künstlerische Darstellung der biblischen klugen Jungfrauen ausgesetzt. Er bringt damit die Münchener Künstlerschaft in begreifliche Aufregung. — Ein Architekt Zwerger bemüht sich, ein Isarbauprojekt bei den Stadtvätern durchzubringen: er scheitert mit seinen Bemühungen an der Philisterei, dem Neid und dem Eigennutz derselben. Er und sein Freund, der Schriftsteller und Redakteur Erwin Hammer wollen sich nothgedrungen aus praktischen Rücksichten in die Freimaurerloge „Sirius“ aufnehmen lassen. Es mißglückt ihnen in Folge von allerlei Intriguen. Sie stellen sich schließlich als ein paar tüchtige Kerls wieder auf ihre eigensten Füße. — Das und noch diese und jene andere kleine Handlungen, die in gleicher Weise aufgenommen und wieder fallen gelassen werden und bunt sich kreuzen, wäre vielleicht die sogenannte Handlung.

Conrad ist bekannt als unerschrockener Polemiker, als gewandter Feuilletonist. Aber gerade diese Eigenschaft wird ihm hier verhängnisvoll.

Der Feuilletonist hat dem Künstler die Sache gründlichst verdorben und wieder der Künstler dem Feuilletonisten. Dem letzteren möchte man nun wenigstens gerecht werden, wenn man es dem ersteren nicht kann: aber man kann es weder dem einen noch dem anderen. Ein dreibändiger Roman, der zugleich ein dreibändiges Feuilleton ist und ein dreibändiges Feuilleton, das zugleich ein dreibändiger Roman ist? Unmöglich.

Der Feuilletonist, der Polemiker mit seinen sehr persönlichen Sympathieen und Antipathieen macht sich sofort im ersten Kapitel breit. Das Leichenbegängniß des Banquier Guggemoos soll geschildert werden. Aber nur allernothdürftigst ist für die Imagination eines derartigen großbürgerlichen Begräbnißes vom Künstler gesorgt. Der Feuilletonist, der Polemiker lag schon auf der Lauer, und eh' man sich's versieht, ist man mitten in einer — zwar kräftigen — aber doch immerhin in einer persönlichen Polemik gegen allerlei Mißstände des Münchener Bürger- und Großkaufmannsthums. Auch eine Gewitterschilderung am Schlusse dieses Kapitels wirkt nicht als solche, sondern eigentlich nur wie ein höchst persönliches, bajuwarisches „Heiligkreuzdonnerwetter!“, das der Autor über diese egoistischschlaue, fettige Philistersippe ergehen läßt.

Von wirklich naturwahrer Charakteristik ist in diesem Roman überhaupt kaum eine Spur zu finden. In diesem Wirrwarr von kleinen Handlungen, Situationen, Strafpredigten, Persiflagen, unendlich breit gezogenen, psychologischen Entwicklungen kommt Conrad gar nicht dazu, wenigstens einige seiner Personen mit Liebe und Sorgfalt auszugestalten und sie sich in ihrer Eigenart entwickeln zu lassen. Nur wenige haben wirkliches Leben und auch diese wenigen sind flüchtig und skizzenhaft gehalten. Es kommt Conrad, wie es scheint, gar nicht in den Sinn, daß diese Leute doch das auch sein müßten, was sie gelten sollen, daß z. B. jede seiner Personen eine individuelle Sprache reden müßte: er zwingt ihnen allen, Mann oder Weib, Vornehm oder Gering seinen eigenen Feuilletonjargon auf. Was Conrad gelingt, ist höchstens eine Art Klassencharakteristik. Kaufleute, Weiber, Freimaurer, Studenten, Künstler weiß er in diesem Sinne ganz treffend zu charakterisiren: nie ein Individuum.

Könnte man davon absehen, daß diese „Klugen Jungfrauen“ ein Roman sein sollen, könnte man sie bloß als eine Sammlung von Feuilletons nehmen, so würde man an dem kräftigen Stil Conrads mit seinen derben, polemischen, humoristischen Nüancen, trotz verschiedener Geschmacklosigkeiten, vieler Manier und einer oft zu wenig gezügelten Burschikosität sich wohl erfreuen können; so aber ist einem weder Fisch noch Fleisch geboten.

Conradi hat sich im „Adam Mensch“ seine Aufgabe bestimmter und möglicher gestellt: er hat es auf die Darstellung eines einzigen Charakters abgesehen. Dieser Charakter ist der Herr Dr. Adam Mensch. Folgendermaßen wird er uns vorgestellt: „Unberechenbar in seinen Stimmungen, in seinen Neigungen und Launen, zersplittert in seinen Kräften, unbeständig, flackernd in ‚erotischen Fragen‘, ‚in der Leidenschaft‘ satt und unbefriedigt zugleich; müde, todtmüde — und begeisterungsfähig wie ein Jüngling, der soeben mannbar geworden ist, unklar und wechselnd in seinen Bestrebungen; radikal in seinen Anschauungen und wieder über alles bornirt, einseitig, engherzig, intolerant, besonders hinsichtlich mancher gesellschaftlicher Formen und Gewohnheiten, auf sich selbst neugierig, über sich erstaunt und seiner selbst überdrüssiig“, nun u. s. w. Und dieser allerdings ungewöhnliche Mensch verfaulenzt nun ziel- und planlos seine Tage und Nächte in Cafés, raucht Virginiacigaretten, philosophirt und trinkt Absynth.

Uebrigens hat er doch noch seine ganz bestimmten und zwingenden Beziehungen zur Realität, nämlich – nun mit einem Worte: das „Weib“. Und obgleich „unbeständig flackernd, auch in erotischen Fragen“ geht es ihm hier merkwürdigerweise wie der Motte mit dem Licht: er kommt nicht davon los. — Er steht in Beziehung zu drei Damen. Zunächst zu Hedwig Irmer, der liebevollen Tochter eines alten, kranken Gelehrten, die Adam Mensch „in manchen Punkten sich wesensverwandt“ findet; zu gleicher Zeit steht er in einem intimen Verkehr mit Lydia Lange, einer reichen, hübschen, lebenslustigen Wittwe und schließlich mit Emmy, einer Dame, die er einem höchst unschuldigen Handlungscommis in einem Nachtcafé abgeflegelt hat. — Er liebt die drei Damen „abwechselnd, wie die Stunde die Stimmung bringt“. Z. B.: „Ah! So kommst du also wieder einmal an die Reihe, geliebte Hedwig — versetzte halblaut vor sich hin dieser Mensch, um den sich . . . andere Menschen zu reißen schienen.“ Ueber den letzten Umstand kann man sich mit Fug eigentlich etwas verwundern; nicht so sehr, weil er keiner gegenüber aus dem Verhältnis zur andern ein Hehl macht und die Damen sogar oft durch ihre gegenseitige Gegenwart compromittirt, auch nicht, weil er sie und namentlich gerade die beste und hilfloseste von ihnen, Hedwig, durch genial-souveräne Launen bis aufs Blut quält, sondern vor allem, weil er ihnen bei passender oder unpassender Gelegenheit etwas vorphilosophirt, wenn nicht zuweilen das „aufsaugende Minnespiel“ dem eine nothwendige Pause gebietet. Das ist um so mehr zu verwundern, da wohl selbst dem starken Geschlechte diese Art von Philosophie ein wenig zu stark ist. Verwunderlich ist übrigens diese eigenthümliche Anziehungskraft auch deshalb, weil dieser arrogante, egoistische, größenwahnsinnige Mensch auch körperlich abgebraucht, senil, fiebernd, ohne jegliche Spur gesunder Sinnlichkeit ist, reif für das Irrenhaus. Gegen Ende des Romans hat dieser Herr Doctor, der sich „immerhin zu den Besten des jungen Nachwuchses zählte“, den Entschluß gefaßt, Lydia Lange zu ehelichen, nachdem er 463 Seiten lang herumgefaulenzt und herumgefaselt hat.

Das ist der Charakter, den darzustellen sich der Dichter Hermann Conradi zur Aufgabe machte. Daß er es that, darüber kann nur der persönliche Geschmack mit ihm rechten; uns geht hier nur das „Wie?“ und „Inwieweit?“ an.

Warum soll nicht ein so unglückseliges Geschöpf, wie dieser Dr. Adam Mensch existiren? Aber er muß uns wenigstens aus seinem Milieu heraus begreiflich gemacht werden. Diesem Theil seiner Aufgabe war Conradi nicht gewachsen. Ebensowenig wie sein trauriger Held, hat er irgendwelchen Instinkt für Natur und Leben. Jede einzige in diesem Buch vorkommende Gestalt ist verzeichnet, eine Karrikatur, eine Unmöglichkeit, ein Hohn auf Alles, was Natur heißt. Sämmtliche Leute, mit welchen dieser „Mensch“ in Berührung kommt, sind natürlich weit unter seinem Niveau. Er braucht sie nur mit einem Blicke zu fixiren, und sie kommen rettungslos aus dem Concept; sie haben neben unserm Doktor einfach z. B. Traugott Quöck zu heißen. Seine Liebesverhältnisse sind alle so außergewöhnlich, allen „psycho-physischen Momenten“, die „in Punkto Liebe“ doch gewissermaßen in Betracht kommen dürften, so schnurgrade entgegenlaufend, daß man sich der Vermuthung nicht entziehen kann, die Liebesaffären dieses „Mensch“ seien nur eine wüste Phantasie, eine Ausgeburt der kranken Hirn- und Begierdenwelt dieses Herrn Doctor und Pêle-Mêle-Philosophen.

Wem bei der Lektüre dieses Buches das Wort Natur in den Sinn kommt, dem ist zu Muthe, als ertappe er sich auf einer der sieben Todtsünden. —

Ist das nun die neue Kunst? Hat das alles mit einer Nachgestaltung wirklichen Lebens etwas zu thun? Schwerlich. Mögen sich diese Sachen benennen, wie sie wollen, den Namen „realistische Romane" für sich in Anspruch zu nehmen, sind sie in keiner Weise berechtigt. Wir haben in Deutschland überhaupt noch keinen realistischen Roman, höchstens Ansätze zu einem solchen. Ein solcher Ansatz ist etwa „Die schöne Helena" von Alex. Baron von Roberts. (Dresden und Leipzig 1890. Heinrich Minden). Ich weiß nicht, ob ihn die Herren Conradi u. s. w. gelten lassen würden. Jedenfalls hat er das Gute, daß sein Verfasser sich nicht stellt, als kreise er mit Bergen, um sich dann mit dem bekannten Mäuslein zu compromittiren. Es giebt hier keine so ungewöhnlichen Menschen wie Dr. Adam, aber dafür geht alles sehr natürlich zu, und ich bin hier auch in der Lage einen Inhalt referiren zu können, der Anfang, Mitte und Ende hat. Hier ist er.

„Die schöne Helena" ist diesmal keine entlaufene Achaeerkönigin, sondern nur Lena, ein schönes, lebenslustiges Hausmädchen aus der Umgegend von Köln, um dessentwillen sich die „11. Kürassiere" und die „3. rheinl. Füsiliere" sonntäglich in einem Tanzlokal die Köpfe blutig dreschen Während ihr Landsmann und Liebhaber, Unteroffizier Funk, um ihretwillen halbtodt geschlagen noch schwerkrank im Lazareth liegt, verheirathet sich Lena, jener blutigen Huldigungen endlich müde, etwas unerwartet mit dem Sergeant Huber, einem Altpreußen, sauber, streng, starr und peinlich im Dienst bis zur Pedanterie und mit den begründetsten Hoffnungen auf den „Feldwebel". Die Ehe ist nicht glücklich. Lena findet sich wieder mit ihrem Landsmann Funk, dem „Fünkchen" zusammen. Funk vergreift sich an Huber, seinem Vorgesetzten, im Dienst von ihm gereizt. Er sucht zu desertieren. Lena, von dem eifersüchtigen Huber mißhandelt, flieht mit Funk. Die Flucht mißlingt. Funk bekommt zwölf Jahre Festung. Lena sucht ihn zu befreien. Auf der Flucht werden sie erschossen. — Neben der Haupthandlung wird in einigen, leider oft nur etwas skizzenhaft gehaltenen Typen, das Soldaten- und Kasemattenleben und im besonderen das Elend der „Kommißheirath" trefflichst geschildert.

Man ahnt: einfache Verhältnisse, schlichtes, wahres Leben, keine abgedroschene Variation des abgedroschenen Liebesromans. Das Ganze hat die Herbheit und Einfachheit des französischen Sittenbildes und es erinnert sogar etwas zu sehr daran, namentlich an Zola. Jedenfalls treffen wir bei Roberts manche entschiedene Vorzüge des französischen Sittenbildes wieder an. Wie in diesem ist auch bei Roberts die alte, intriguenhaft verwickelte Handlung, das „interessante Erlebniß" des alten Romans aufgegeben. Vor dem experimentierenden document humain aber hat Roberts „Roman" sogar das voraus, daß die breite, „wissenschaftliche" Analyse vermieden ist und statt ihrer ein frischer, gesunder Lebens- und Wirklichkeitssinn das Leben schaut und fühlt. Wie warm berührt die rheinländische Fröhlichkeit und Leichtlebigkeit in diesem Sittenbild! Frisch vom Dichter nachgelebt hat sie nichts von einem unangenehmen Beigeruch nach „Anatomie" und „Analyse". Wie packend sind die einzelnen Bilder, denn solche bietet Roberts anstatt der alten „Romancapitel".

Nur in der Form scheint uns Roberts seine französischen Muster nicht immer erreicht zu haben. Seine Darstellungsweise ist oft etwas flüchtig, seine Sprache oft ein wenig salopp.

Dieser Roman und einige ihm ähnliche sind die einzigen Ansätze zu einem deutschen realistischen Roman und Lebensbild. Wenn die sogenannte jüngstdeutsche Richtung ein Verdienst um die Sache hat, so ist es das, sie vorbereitet zu haben. Die Destruktionsarbeit der Conrad'schen Polemik, die mehr oder minder die ganze Richtung charakterisirt, war und ist hier sehr dankenswerth, wenn sie auch bei vielen in blöde Schreierei ausartet. Mit vielen Irrthümern, Vorurtheilen und Convenienzen ging sie scharf ins Gericht. Aber der positive Theil der Arbeit, dem diese Richtung nicht gewachsen ist, will bei uns in Deutschland zumeist noch gethan werden.

Johannes Schlaf.



Theater.

Deutsches Theater: Nordische Heerfahrt. Trauerspiel in vier Akten von Henrik Ibsen.

Das Werk, welches Ibsens erste Schaffenszeit krönt und abschließt, die „Heermänner auf Helgeland", oder wie es die deutsche Uebersetzerin glücklich betitelt, die „Nordische Heerfahrt", hat bei seiner ersten Aufführung in Berlin eine tiefgreifende Wirkung geübt. Das „Deutsche Theater" ist auch diesmal seinem guten Geiste treu geblieben und hat in scenischer Anordnung und Darstellung die Dichtung aus ihrer eigenen Natur heraus lebendig gemacht. Und diese Natur, die der unsrigen so fern liegt wie die Mitternachtssonne unserer wohlgeregelten Tagesbeleuchtung, hat die Zuschauer mächtig an sich gefesselt und in ihrem Bann gehalten. Ein gewichtiges Zeugniß für die früh gereifte Kraft des großen Dramatikers, der in diesem Werke den ersten Gipfel seiner Kunst erklomm.

Ibsen hat in der Beurtheilung der Zeitgenossen dasselbe Schicksal erfahren wie alle Künstler, welche entscheidende Wandlungen durchmachen und mehrmals im Verlaufe ihres Schaffens über sich selbst emporsteigen. Er hat durch seine späteren Werke die früheren nicht nur übertroffen, sondern auch verdrängt. Er hat die Arbeit der Jugendjahre und des besten Mannesalters im Gedächtniß der Mitlebenden beinahe ausgelöscht, indem er einen ungeahnten neuen Weg einschlug in Jahren, wo bei Anderen die schöpferische Kraft schon abnimmt, oder wenigstens aus ihrem festen Gleise nicht mehr herauszutreten vermag. Die Bewunderer und die Widersacher stritten sich unermüdlich herum über „Nora", „Gespenster" und „Wildente"; sie nahmen ihr bejahendes und verneinendes Urtheil ganz ausschließlich aus diesen revolutionären Stücken und kümmerten sich wenig oder gar nicht um den Dichter der „Nordischen Heerfahrt" und der „Kronprätendenten", den Dichter von „Brand", „Peer Gynt" und „Kaiser und Galiläer". Damit begingen beide Parteieien eine starke Ungerechtigkeit, wie sie nur einem Lebenden gegenüber möglich ist. Denn wer möchte sich unterfangen, einen Künstler, dessen Wirken abgeschlossen daliegt, einzig nach den Schöpfungen abzuschätzen, welche er nach Ueberschreitung des fünfzigsten Jahres vollendet hat!

Die Aufführung der „Nordischen Heerfahrt" hat bewiesen, daß es nicht nur eine Sache der Billigkeit und des literarischen Interesses ist, wenn man auf Ibsens ältere Werke zurückgreift. Denn diese älteren Werke zeigen uns keineswegs den unfertigen Ibsen; wären sie ohne Nachfolge geblieben, so hätten wir schon aus ihnen den Eindruck einer klaren, festen und kraftvollen dichterischen Persönlichkeit empfangen. Ein großer Mensch wird in seinem Leben mehrmals fertig und fängt mehrmals wieder von vorn an. Um so reizvoller ist es, die Stationen zurückzuverfolgen, die er nach einander besiedelt hat, bevor er zu seinem heutigen Standort gelangte. Und nicht minder reizvoll, von diesen Stationen den Weg im Vorblick zu erschauen, den er damals aus innerer Nothwendigkeit wählen mußte. Zwei gleichberechtigte Fragen drängen sich also auf: Was bedeutet dieses Werk, an sich betrachtet? Und was bedeutet es für den Entwicklungsgang des Dichters?

Das Stück schöpft seinen Conflict und seine Hauptgestalten aus der Wölsungensage, also aus der jüngeren nordischen Fassung der Nibelungensage. Aber es ist deshalb nichts weniger als eine Behandlung des Nibelungenstoffes und darf, wenn man ihm nicht Unrecht thun will, auch nicht als solche beurtheilt werden. Ibsen selbst betont im Vorwort zur deutschen Ausgabe, er habe die Absicht gehabt, „nicht unsere Sagenwelt, sonder unser Leben in der alten Zeit darzustellen". Er nahm aus der Sage und Ueberlieferung genau so viel, als er für seine Zwecke brauchen konnte, und verfuhr im Uebrigen mit uneingeschränkter dichterischer Freiheit. Vorzüglich sah er als echter Dramatiker seine Aufgabe darin, alles Mythische zu beseitigen und alles Menschliche zu verstärken. Und gerade dadurch hat er den dramatischen Kern reiner herausgearbeitet als die deutschen Dichter, welche neben ihm den Nibelungenstoff mit größerer Treue in ein Drama zu fassen suchten. Diese haben Alle mehr oder weniger das Uebernatürliche und Wunderbare der Sage beibehalten: Siegfrieds Unverletzlichkeit und Brunhilds göttliche Abkunft. Das Uebernatürliche ist ein

Lebenselement des musikalischen Dramas, aber der Tod der modernen Tragödie. Ibsen hat uns die Brunhilden-Gestalt näher gebracht als jeder Andere, weil er sie ganz und gar vermenschlicht hat. Hjördis, nicht Sigurd, steht im Mittelpunkte des Dramas: das stolze, herrliche Weib, das von dem Einzigen, der ihrer würdig war, verschmäht und an den ungeliebten Mann trüglich verhandelt worden ist. Erst ihr Schicksal hat sie zu dem gemacht, als was sie erscheint: zum wilden, rachgierigen Dämon. An der Seite Sigurds hätten die gewaltigen Kräfte ihrer Natur sich zum Guten gewandt und die Größe des Geliebten gesteigert; an der Seite Gunnars wird sie zur Verderberin eines ganzen Geschlechtes und ihrer selbst. Das sind die Wahlverwandschaften der Heroenzeit, und doch ein Conflict, der an keine Zeit gebunden ist. Hjördis faßt ihn in Worte: „Alle guten Gaben kann der Mann seinem treuerprobten Freunde geben — Alles, nur nicht das Weib, das er liebt."

Aus diesem Conflict heraus entwickelt sich folgerichtig das ganze Drama. Sigurd hat Hjördis geliebt; aber an ihrer Gegenliebe verzweifelnd, hat er sie für seinen treuesten Freund, für Gunnar errungen. In Gunnar's Kleidung hat er die Bedingung erfüllt, welche Hjördis an ihren Besitz geknüpft hat: er hat den wilden Eisbären, der die Stärke von zwanzig Männern besitzt, den Wächter ihres Zwingers, überwunden. Sie ergiebt sich Gunnar in dem Glauben, daß er die mächtige That gethan; aber sie wird nicht froh in seiner Halle. Ein dunkles Gefühl läßt sie ahnen, was durch ihre eigene Schuld ihr zur Gewißheit werden soll. Der alte Wiking Oernulf kommt mit sieben Söhnen von Island gesegelt, um von Gunnar Sühne zu heischen für Hjördis' Raub. Gunnar aber hat in der Erwartung schweren Streites seinen jungen Sohn Egil südwärts bringen lassen. Oernulf zieht mit seinen Söhnen aus, um Egil vor der Gefahr zu retten, die ihm von anderer Seite droht; nur sein jüngster Sohn, sein Liebling Thorolf, bleibt in Gunnars Halle zurück. Von Hjördis auf's Aeußerste gereizt, droht er damit, daß Oernulf dem Egil nach dem Leben trachte, und wird dafür von Gunnar erschlagen. Da kehrt Oernulf zurück, den geretteten Egil auf dem Arm. Er hat ihn den Feinden abgerungen in blutigem Kampf; sechs Söhne sind auf der Walstatt geblieben. „Wo ist Thorolf?" fragt er, und zerknirscht bekennt Gunnar seine übereilte That. Ungebrochen schreitet der Alte zur Bestattung seines letzten Sprossen. Dagny aber, die Schwester der Getödteten, verkündet nun im Zorn und Schmerz der triumphirenden Hjördis, daß sie durch Sigurd's Betrug Gunnar's Gattin geworden. Hjördis hat nur einen einzigen Gedanken: Rache an dem, der sie verschmäht hat. „Sigurd muß sterben oder ich." — Hier ist die eigentliche Höhe des Dramas, hier seine größte Wirkung. Den zweiten Theil des Werkes könnte man bezeichnen als Hjördis' Läuterung. Denn in einer großartigen Scene, in welcher sie erfährt, daß Sigurd sie geliebt hat, und ihm ihre Liebe bekennt, erhebt sich ihre Rache zu einem höheren und edleren Gefühl: zu der Gewißheit, daß sie mit Sigurd vereint sterben muß, wenn sie nicht vereint mit ihm leben kann. Und so tödtet sie ihn mit eigner Hand und stürzt sich ins Meer.

Eine Schwäche des Dramas springt schnell in die Augen: Neben der überragenden Gestalt der Hjördis erscheint Sigurd zu klein. Vor Allem deshalb, weil er seine Liebe seiner Freundschaft zum Opfer brachte. Das ist nicht glaubhaft genug begründet, um so weniger, als auf diesem Untergrund das ganze Gebäude ruht. Und ein weiterer Mißstand, der allerdings der Bühnenwirkung Vorschub leistet, besteht darin, daß Oernulf im zweiten Aufzug fast zur Hauptgestalt wird und die Einheit des Interesses gefährdet.

Die Wahl des Stoffes zeigt Ibsen noch im Banne der Tradition; er schafft ein großzügiges Historiengemälde; er schildert längst verschollenes Leben. In der Behandlung wächst er schon hier über die Tradition empor. Vor allem in der Sprache. Diese schlichte, kurze, knorrige Prosa, diese wortkarge Beredsamkeit der Leidenschaft, dieser Verzicht auf alle Tiraden, diese athmende Natur war im historischen Drama noch nicht erlebt. Und in dieser Hjördis, diesem unbeugsamen Weibe, das lieber eine Welt mit sich in den Abgrund reißt, ehe sie mit der Lebenslüge paktirt, in ihr sehen wir die Vorläuferin all der stolzen Frauengestalten, welche vom Manne das Wunderbare fordern und vergeblich erwarten. Von ihr führt ein gerader Weg zu Nora, Frau Alving und Rebekka West. Von ihr führt aber auch ein Weg zu Brand, dessen eiserner Wahlspruch lautet: „Alles oder nichts", und zum Volksfeind. Der Fanatismus

der Wahrheit — die Leidenschaft, welche mit ihren segnenden und verheerenden Wirkungen fast alle Helden dieses Dichters durchglüht — hier erscheint er zum ersten Mal als der Lebensnerv einer großen tragischen Gestalt. Nur ein Grundzug des Dichters fehlt noch und erscheint erst in seinem nächsten Werke, den „Kronprätendenten" — ich meine das Symbolische, jene außerordentliche Kraft, immer einen Vorhang hinter dem andern aufzuziehen und uns durch den deutlich geschauten Vordergrund eines Einzelschicksals hindurch zuletzt in die unbegrenzte Tiefe des Menschengeschickes blicken zu lassen. Um diese Kraft zu erringen und zu vollenden, hatte der Dichter noch den schwierigen und langen Weg durch das philosophische Drama hindurch zu nehmen, bis er, der als realistischer Historiendichter begonnen hatte und durch die Ideenpoesie hindurchgegangen war, beide Grundtriebe seiner Natur vereinigte in der scheinbar einfachsten und dennoch schwersten Kunst: in der tiefsinnigen Wiederspiegelung des modernen Lebens.

Die Dichtkunst hob an mit der Göttersage. Die Schicksale der Unsterblichen waren der einzige Gegenstand preisender Lieder. Von Stufe zu Stufe sank ihr Stoff herab, und in demselben Grade stieg sie als Kunst empor. An Stelle der Götter traten die Halbgötter und Heroen, trat das vermenschlichte Heldenlied. Die gotterzeugten Könige der Sage wurden abgelöst von irdischen Herrschern, und ein Jahrtausend lang galten diese allein als würdig, von der tragischen Muse besungen zu werden. Noch nicht viel mehr als ein Jahrhundert ist verflossen, seit sie zum ersten Male in Furcht und Mitleid hinabstieg in das Haus des Bürgers und dort große Schuld und große Sühne, große Thaten und große Leiden entdeckte. Der Entwicklungsgang Henrik Ibsens hat diesen tausendjährigen Weg seiner Kunst innerhalb eines Menschenalters wiederholt. Die Helden, die er heute schildert, müssen nicht mehr mehr mit dem Eisbären kämpfen. Aber die Thaten, zu denen der Dichter sie und mit ihnen sein ganzes Geschlecht aufruft, sind nicht minder preiswerth. Auch zum Kampf gegen Lüge und Halbheit, auch zum Siege über die finsteren Dämonen der eigenen Brust, auch dazu gehört ein heldenhaftes Herz und die Stärke von zwanzig Männern.

Ludwig Fulda.

Deutsches Theater: Der Unterstaatssecretär. Lustspiel in vier Aufzügen von **Adolf Wilbrandt.**

Im Zwischenakt traf ich einen unserer Berliner Maler, einen Mann von scharfem Sinn und scharfer Zunge. „Wie kommt es", fragte der Professor, „daß wir im Deutschen Theater so viel alte Stücke sehen?" Wieso alte? „Neulich den Ibsen; und jetzt diesen Wilbrandt! Gleich wie der Vorhang aufging — die in der Mitte getheilte Bühne, so recht unwahrscheinlich und theatralisch am Souffleurkasten entzweigeschnitten: da wußt ich schon! Und dann das ewige Beiseitesprechen, diese Monologe, und der ganze Apparat von Vater Benedix. Diese Namen: Baronin Schwartau, Röschen von Hiller — heißt man heute so? Wie alt ist übrigens das Stück?" Vergebens bot ich meine ganze Beredsamkeit auf, und versicherte, der „Unterstaatssekretär" sei funkelnagelneu, gedichtet in diesem Jahr; mein Mann blieb dabei, das Lustspiel müsse ein Vierteljahrhundert auf dem Rücken haben. Erst als das letzte Klingelzeichen tönte, einigten wir uns dahin, daß es auf das aesthetische Ursprungszeugniß hier nicht ankomme, und daß die Seele des Stückes in der That alt sei, alt wie Benedix.

Nicht nur die lässige Technik des Lustspiels ist es, welche diesen Eindruck erweckt: auch der Geist der in ihm waltet, ist der Geist gewesener Zeiten. Es ist ein reactionäres Stück, nicht weil der conservative Unterstaatssecretär zuletzt die fortschrittliche Opposition, verkörpert in der klugen Marianne, kirre kriegt, sondern weil auf der Wendung, welche die reuige Heldin nimmt: von der Politik zur Liebe, von der Betheiligung am öffentlichen Leben zur deutschen Fraulichkeit und dem Kochbuch, ein starker Accent von hausbackener, philisterhafter Moral liegt. Auch die Nebenhandlung zeigt diese Tendenz: Röschen fällt durchs Lehrerinnenexamen, nicht leider, sondern Gott sei Dank: denn selbstständige Bildung ist der Frau hinderlich, und nun erst da diese unser Röschen nicht bedrückt, kann sie mit ihrem braven Kurt so recht selig werden. Er

als ihr eigenes Streben ganz vernichtet ist, wird beiden Frauen, Mariannen wie Röschen, das Glück der Heirath zugetheilt: das ist das Unmoderne des Stückes. Denn die bezähmte Widerspänstige, in all ihren Spielarten, ist uns Heutigen ein Märchen aus alten Zeiten; die lebensvolle Frauengestalt unserer Zeit heißt Nora.

Tendenz und Kunstform des Stückes bedingen einander; und weil die eine nicht lebendig ist, leidet auch die andere Schaden: der Charakter dieser Marianne wäre um vieles glaubwürdiger, einheitlicher und (für uns) auch liebenswerther, müßte sie nicht so furchtbar schnell die Bekehrte und Bezähmte spielen. Mag sie doch fortfahren, die kluge Marianne, als ein witziger „Marius" politische Feuilletons zu schreiben; mag sie doch aus dem Angelernten einer nur äußerlichen geistigen Bildung allmählich zu eigenem seelischen Erleben gelangen; sich selber bliebe sie dann treu, wo sie jetzt ihre Individualität in der conventionellen Verliebtheit characterlos untergehen läßt. Bereits im zweiten Akt hat der sieghafte Lustspielheld, der Unterstaatssekretär Helmuth von Stargard, der sich mit seiner politischen Berühmtheit hinter dem beziehungsvollen Namen von Werben verbirgt, das originellste Mädchen von ganz Rostock so völlig erobert — wie es eben deutschen Theaterliebhabern vor deutschen Mädchen zu gelingen pflegt: nur mühsam drängt sie das Geständniß ihrer Neigung zurück, und er würde es ihr von den Lippen ablesen können, — wenn nicht das Bedürfniß des abendfüllenden Stückes eine so einfache Entwicklung verböte. Somit wird noch eine Weile mit dem Gegensatz von conservativ und fortschrittlich, von alt und neu weiter gespielt, und es kommt ein Moment, wo der Vater des Mädchens, der den modernen Ideen feindliche Herr Oberst, Mariannen zuruft: sei still, zwanzigstes Jahrhundert; dann aber kriecht die neue Zeit definitiv zu Kreuz und „die Regierung heirathet die Opposition." —

Adolf Wilbrandt ist heute ein Mann im Anfang der Fünfzig; es erklärt sich also leicht genug — wenn wir von unbefangener ästhetischer Kritik zu historischem Begreifen jetzt übergehen wollen — es erklärt sich, daß der Geist und die Form dieses Stückes so ganz vieux jeu geblieben sind. Wir haben es als unser gutes Recht in Anspruch genommen, den tiefen Contrast zwischen seiner Anschauung und der modernen kräftig zu kennzeichnen: denn nicht, wer da spricht „sei still, zwanzigstes Jahrhundert", nicht wer das Kommende schweigen heißt, — wer es sehnend herbeiruft, fühlt das Wollen dieser Zeit im Innern mit. Aber einseitig wäre es und ungerecht, wollten wir nun nicht auch die liebenswürdigen Vorzüge des Stückes erkennen: seinen noch frischen, graziösen Humor, seine gefällige, poetische Leichtigkeit, seine gute Burschenlaune. Der Dichter selbst ist es, der mit seinem Unterstaatssecretär aus dem Lärm der Großstadt, aus dem politischen Streit des Tages in dies stille Rostock flüchtet, an die See hinaus nach Warnemünde: die Wogen steigen nicht hoch und das Gehölz ist dünn, aber es geht eine gute Luft und ein leichter Wind, fröhliche Menschen treiben sich am Strande um und blicken vom sichern Port des „Spill" behaglich ins Meer hinaus, in Ferienlaune. „Ich bereue die Komödie gar nicht", sagt der Unterstaatssekretär, auf seine Falschmeldung zurückdeutend: auch diese Worte hätte Wilbrandt das Recht, selber zu sprechen.

Der Dichter hat seinem Stück erst nachträglich den Titel gegeben, den es heute führt; ursprünglich hatte er es „Marianne" genannt, und damit den Ausgangspunkt seines Schaffens deutlicher bezeichnet. Nicht die Politik und der Politiker, das interessante Mädchen ist es, von dem das Stück lebt. Wenn sie, statt zu politisiren, malte, wäre das Thema wenig anders; Marianne könnte dann Else heißen, und das Lustspiel: „Die Maler". In neuer Form kehrt hier eine Lieblingsfigur des Dichters wieder; und da er sie so virtuos gestaltet hat, so fein und wechselnd in den Nuancen, wird sie, gleich ihren Vorgängerinnen in der „Jugendliebe" und den „Malern", als eine „schöne Rolle" geschätzt werden. Bei uns lebt das Stück von Fräulein Sorma's Gnaden: die Künstlerin, die als ein frisches, jugendliches Talent bei der Eröffnung des Deutschen Theaters nach Berlin kam, steht heute auf der Höhe ihrer Entwicklung, im vollen Besitze aller schauspielerischen Ausdrucksmittel, der körperlichen und der geistigen. Ein Blick ihrer dunklen Augen, ein halbes Lächeln, ein leichtes Neigen des Hauptes sagt mehr, als bei den Andern die ganze schulmäßige Scala der Geberden: denn sie gewinnt unmittelbar aus der Natur und aus der Situation, was bei jenen nur äußerlich angelernt ist.

Mit erstaunlicher Sicherheit weiß sie selbst die leisesten Schattirungen, die feinen Uebergänge moderner Stimmungen zu treffen und die große Kunst zu üben: zugleich wahr und zugleich wirksam zu sein. Und ein leiser Hauch von kluger Bewußtheit, der auf ihren Gestalten ruht, wird hier zum Vortheil: dieser Wilbrandt'sche Geist fühlt, daß er Geist hat, und, wer weiß, vielleicht war die allzu schnelle Bekehrung nur Schein, und die anmuthige Opposition wird dem regierenden Herrn noch in der Ehe Manches zu schaffen geben.

Otto Brahm.

Die Ausstellung bei Schulte.

In den Räumen der Schulteschen Kunsthandlung ist am Sonntag eine Ausstellung von Werken hervorragender Bedeutung eröffnet worden.

Wie immer seit Jahrzehnten, hat auch hier die Münchener Schule den Hauptantheil, und die superiore Stellung, die sie in der deutschen Kunst einnimmt, bleibt unbestritten.

Während das Niveau der Berliner Schule — wenn man überall von einer Berliner Schule sprechen kann — ein recht niedriges ist, und nur wenige bedeutende Künstler, Riesen über Zwerge, empor ragen, hat die Münchener Kunst eine Entwickelung mehr ins Breite genommen und dadurch die Fähigkeit erlangt, erzieherisch auf das Publikum zu wirken. Hier bildet das Mittelgute den Uebergang zu den höchsten Leistungen, und es ist die Brücke geschlagen, die in die Sphäre der reinen Kunst hinaufführt.

Anders in Berlin. Auf der einen Seite Kunstleistungen ersten Ranges, auf der andern nichts, so gut wie nichts. Das Publikum ist rathlos, es gewöhnt sich an den engen Horizont der lieben Mittelmäßigkeit und stumpft ab. Nirgends in der Welt ist man daher weniger künsterisch erzogen, hat man weniger Interesse für bildende Kunst, als in Berlin.

Die krampfhaften Anstrengungen, die von allen Seiten gemacht werden, um diesem Uebel abzuhelfen, die alljährlichen großen und kleinen Ausstellungen, sie nützen wenig; dadurch wird das Uebel nicht mit der Wurzel ausgerodet. So lange sich unsere Künstlerschaft aus den Studierenden der Akademie und Kunstschule rekrutirt, muß an den Stamm die Axt gelegt werden: „wenn das alte Holz verdirbt, was soll aus dem jungen werden?" Hier muß Abhilfe geschafft werden, hier sitzt das Grundübel. Was soll das Liebäugeln mit vergangenen Kunstepochen? Jede Zeit hat ihren eigenen Inhalt, und es muß die Form gefunden werden, durch die dieser Zeitinhalt am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Noch nie hat die Kunst etwas anderes gewollt, in den Zeiten der höchsten Blüthe: bei den Griechen, den Italienern, den Niederländern und Deutschen, stets ist das Ideal der Zeit klar versinnlicht worden.

Wir sind Ungläubige und malen die biblischen Märchen; wir schwören nicht zu griechischen Gottheiten, aber sie sind unsterblich in unsern Gemälden; wir glauben an keinerlei übersinnliche Wesen, und doch sind das A und O unserer Werke die Mythen längst vergangener Zeiten.

Aber wie die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts, indem sie zur Natur zurückkehrte, die alten Begriffsformen, die für den neuen Thatsachen-Erwerb zu eng geworden, über Bord warf, so muß die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts über Bord werfen alles was vergilbt und todt, muß Götterbilder aufbauen, die wir anbeten möchten, selbst auf die sichere Gefahr hin, daß sie für andere Zeiten zu Götzen werden. Denn alle Götzen sind zu ihrer Zeit Götter gewesen, und auch unsere Zeit hat ihre Götter.

Schon fühlen wir eine andere Zeit siegend nahen. An der Wende dieses Jahrhunderts stehend, bedeuten wir den Untergang der alten Gesellschaft und den Anfang einer neuen Epoche. Der Umschwung, der sich auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit wahrnehmbar macht, auch in der Malerei ist er deutlich zu Tage getreten. Der Kampf um die Wahrheit ist heftiger denn je entbrannt. In zwei große Parteien haben sich die Künstler geschieden. Die conservative Partei — die Partei die den alten Bestand vertheidigt — hält zähe fest an den ihr durch Jahrhunderte lieb gewonnenen Problemen und Maximen. Immer von neuem braut sie ein Ragout aus anderer Schmaus, und die lange Traditionsbrühe wird immer wieder frisch aufgewärmt. Die andere Partei, die Partei, die die entwicklungsfähigen Elemente vereinigt

und sich nicht an den von den Vätern ererbten Gütern genügen läßt, sie ist die wirklich lebensvolle; sie verhält sich zur andern wie ein breiter Strom, der, aus dem Stein gesprungen, dem Ocean zustrebt, zu einem Teiche mit stagnirendem Wasser und Sumpfluft.

Die moderne Kunst hat denn auch, wo sie zur Natur zurückkehrt, neue frische Triebe angesetzt, und es ist eine Freude zu sehen, wie es im deutschen Kunstleben überall knospt und blüht.

Von hervorragender Bedeutung für die Entwickelung des Naturalismus ist Albert Keller in München. Seine hier ausgestellten Gemälde sind unvergleichlich schöne Leistungen. Ich habe wenige Porträts überhaupt, und von deutschen Malern noch nie Frauen-Bildnisse gesehen, die ich mit den Keller'schen in eine Linie stellen könnte. Sie sind von einer erstaunlichen Wahrheit. Ein Zauber des Liebreizes geht von diesen Gestalten aus, den man sonst nur im Leben, im Umgang mit schönen, gemüth- und geistreichen Frauen, empfindet. Angesichts dieser Bildnisse kommt man mit den Worten „Aehnlichkeit" und „feine Charakteristik" nicht mehr aus. Ueberall habe ich die Vorstellung von ganz bestimmten Individuen, die sich nicht nur in ihrer äußeren Form mir darstellen; auch die intime Boudoirstimmung, in der diese vornehmen, etwas verwöhnten Damen existiren, ihr Geistesleben, ihr seelischer Inhalt — alles ist hier zum Ausdruck gebracht. Und wie fein sind diese Gemälde mit allen Reizen der Farbe ausgestattet. Sie sind eminent modern, im Gefühl wie in den Ausdrucksmitteln. Und trotz all dieser Vorzüge werden diese Porträts nicht verstanden, und gleichgültig geht man an der vermeintlichen „Kleckserei" vorüber.

Daß es schwer ist, neben einem solchen Künstler zur Geltung zu gelangen, ist klar. Hans v. Bartels, der mit ganzer Kraft und seinem ganzen Ich in den Kampfplatz trat, ist derjenige, der unser Interesse zunächst in Anspruch nimmt. Viele Gemälde und Studien aus Holland, von der Insel Rügen und Bornholm, empfehlen sich dem ersten Blick durch entschiedene Qualitäten. Bei näherer Betrachtung staunt man über den virtuosen Vortrag und die unbedingte Herrschaft des Künstlers über alle technischen Mittel. Schwierigkeiten, die die Behandlung des Gouache bietet, sind oft spielend überwunden, und man bedauert aufrichtig, daß mit diesem Apparat nicht Leistungen hervorgebracht werden, die auch im Stande wären, unser Gemüthsleben auf die Dauer zu beschäftigen. An äußeren Reizen reich sind fast alle Bartels-schen Gemälde; nur der Unterstrom des Gefühls, der uns zur Bewunderung zwänge, der sich in die Dinge in einem Grade versenkt, daß man das Pulsiren der Natur zu fühlen glaubt, er fehlt und läßt uns nicht die Mittel, die überaus glänzenden, vergessen. —

Da ich gewöhnt bin, in Kunstausstellungen mich immer in die verlassensten Räume zu flüchten, so bin ich hier zuerst zu Keller gerathen; und da man beim Rückzug alle anderen Zimmer passiren muß, habe ich die Beobachtung gemacht, daß in dem Grade, wie mein Interesse abnahm, das Interesse des Publikums wuchs. Man bewunderte Brütt, ging bei Höcker schnell vorüber, ließ die arme Maria von Coreli sowie Dettmann und Schönleber links liegen und machte, total vernichtet, vor Plockhorst Halt.

Die Kunsthandlung hat die dankenswerthe Einrichtung getroffen, die Rahmen der Gemälde von Lenbach und Plockhorst — Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta — mit gleichfarbigem Plüsch zu drapiren. Man hat dadurch die angenehme Täuschung, als handle es sich nur um Lenbachs, bis man durch die Bewunderung des Publikums, die Plockhorst erhält, eines Besseren belehrt wird, und mit der Frage auf die Straße tritt: ob es je möglich sein wird, der Malerei in Berlin zu allgemeinerem Verständniß zu verhelfen?

Robert Richter.



Das Friedensfest.

Eine Familienkatastrophe.

Bühnendichtung in drei Vorgängen von **Gerhart Hauptmann.**

(Fortsetzung.)

Dritter Vorgang.

Im Saale herrscht Halbdunkel. Die Lichter sind verlöscht bis auf einige auf dem Kronleuchter und ein einziges auf dem Christbaum. Vorn in der Nähe des Ofens am Tisch, den Rücken dem Nebenzimmer zugewendet, sitzt Wilhelm, die Ellbogen aufgestützt, sichtlich versunken in dumpfe, trostlose Grübelei. Robert und Frau Scholz betreten gleichzeitig die Halle, aus dem Nebenzimmer kommend.

Frau Scholz. (Mit Zeichen der Erschöpfung, in gedämpftem Tone redend.) Ne, Junge! — mach ok nich Geschichten! Jetzt — ma weeß nich hin, nich her. — Wenn's nu was Schweres is, was d'nn dann?

Robert. Du bist ja doch nicht allein, Mutter!

Frau Scholz. Aber sag mer nur! das kann doch nich Dein richt'ger Ernst sein! Das ist ja überspannt! Wo willst Du denn jetzt mitten in der Nacht blos hin?

Robert. Wenn's weiter nichts is! alle Augenblicke gehen Züge — und fort muß ich! — Diesmal kann ich's wirklich nicht mehr aushalten — überhaupt — 's ist für uns Alle das Beste!

Frau Scholz (weinerlich.) 'S war immer so hibsch in den letzten Jahren. Ich sag schon — nu missen die wieder kommen! Seit die Buchners hier sind, is's wieder mal reen verdreht, Alles.

Robert. Sei froh, daß Du die hast, Mutter!

Frau Scholz. I, daß hätt' ich ganz gutt selber machen können.

Robert. Ich denke, er leidet Niemand von uns um sich —: Vater —?!

Frau Scholz (weinend.) Accurat, als wenn ich ihm was böses gethan hätte — und dabei bin — ich — doch gewiß — immer — diejenige gewesen ..... ich hab gewiß immer mei' Bestes gethan — sei mal gerecht, Robert! — Ich hab ihm sein schönes Essen gekocht — er hat seine warmen Strümpfe gehabt ...

Robert. Ach laß doch das, Mutter! — was hilft das end—lose Lamentiren?!

Frau Scholz. Ja, das sagst Du! — Du hast gut reden! — aber wenn man sich abgerackert hat sei' Leben lang — man hat sich e' Kopf zerbrochen, wie man's und wie man's blos recht macht — und nu' kommen fremde Menschen, und die werden vorgezogen!

Robert. Ida ist immer noch bei ihm?

Frau Scholz. Eine wildfremde Person — ach ich möchte schon lieber garnicht mehr leben — und dieser Lump! — dieser Friebe! — dieser Lump! — wie der sich blos aufspielt! — Gustel hat's ihm aber gesteckt! — Auguste hat ihm die Wahrheit aber ordentlich gesagt! — Dieser Kerl erdreistet sich — er hat sie geradezu aus dem Zimmer hinausgedrängelt. Das Mädel war außer sich. — Und das is nu seine Tochter .... ne ... wißt er Kinder: was ich in meinem Leben schon ausgestanden habe! — ich mecht's Keenem wünschen.

Robert. (unwillkürlich, mit einem kleinen Seufzer.) Vater auch!

Frau Scholz. Was —?



Robert. Nichts. — Vater auch, sagte ich nur.

Frau Scholz. Wie denn?

Robert. Na — Vater hat doch auch manches ausgestanden.

Frau Scholz. Na meinswegen gewiß nich. Mich hat er nich sehr gemerkt. Ich bin gewiß anspruchslos.

Robert. (skeptisch.) — 'tja! — 'tja! — 'tja!

Frau Scholz. Wart' nur, wenn ich wer' im Grabe liegen — da werdt'er dann schon einsehen ....

Robert. Ach, Mutter, laß doch nur! — das hab ich ja schon hundertmal gehört.

Frau Scholz. Mag's doch! Ihr werd't's schon noch emal einsehen — und paß uff — in gar nich langer Zeit.

Robert. Ach Mutter, ich bestreite ja doch garnicht, daß Du mancherlei gelitten hast — unter Vater — Ihr habt eben Beide gelitten. Ich begreife garnicht, weshalb Du mir das .....

Frau Scholz. Dummes Gerede! — was hat ihm denn gefehlt, möcht ich wissen?

Robert (unüberlegt.) Wenn Du's durchaus wissen willst: Verständniß!

Frau Scholz. Ich kann mich nich klüger machen, wie ich bin.

Robert. Das hat ja auch kein Mensch verlangt. — Ueberhaupt .... es ist ja überhaupt Unsinn, noch viel davon zu reden.

Frau Scholz. Na nu hört's ganz uff — (weinend) nu bin ich am Ende noch gar Schuld, daß er krank darnieder liegt, nu ....

Robert. Das sag ich ja gar nicht.

Frau Scholz. Das hast Du wohl gesagt.

Robert. Ach Mutter ....! Ich gehe lieber — ich .... Mutter, ich kann wirklich nicht mehr ...

Frau Scholz. Nein! — ich möchte wissen — was ich mir vorzuwerfen hätte — ich habe ein gutes Gewissen.

Robert. Das magst Du behalten! das magst Du auch meinethalben in Gottes Namen behalten! — (abwehrend) bitte — nicht mehr!

Frau Scholz. Die Geschichte mit dem Gelde meinst Du wohl?

Robert. Ich meine gar keine Geschichte.

Frau Scholz. Meine Eltern haben's sauer verdient — welche Frau wird sich das gefallen lassen? — Dein Vater schmiß es geradezu zum Fenster naus.

Robert. Aber Dein Onkel betrog Dich drum.

Frau Scholz. Das konnte man nich wissen.

Robert. Und Vater war gut zum Wiederverdienen?!

Frau Scholz. Er hätte sich eben so gut verspeculiren können.

Robert (lacht bitter.)

Frau Scholz. Ich bin eben 'ne einfache Seele — der Vater war eben zu vornehm für mich. — Seine Mutter hatte och so was Vornehmes. Aber mei' Vater war früher bluttarm — in mir steckt eben das Armuthsblutt! Ich kann mich nich anders machen. Na meinswejen — die paar Jahre wird's wohl noch gehen. Der liebe Gott wird mich schon bei Zeiten erlösen.

Robert. Von Gott erlöst sein möchte man lieber!

Frau Scholz. Pfui! das is e' Halunke, der das sagt. Ach —: von Gott erlöst sein — da nähm' ich mir ne Nadel und stäch' mer se — hier — in's Herze — in die Rippen. Wie scheußlich is das: von Gott erlöst sein! Wo wär ich blos geblieben, wenn ich meinen Gott nich gehabt hätte. — Willst Du d'nn wirklich fortgehn, Robert?

Robert (schon auf der Treppe.) Ach schweig schon, Mutter! Ruhe brauch ich — Ruhe. (ab.)



Frau Scholz. Je, ja! — je, ja! — Ihr macht ein'n's Leben nicht leicht! (zu Wilhelm, der wie am Anfang noch immer antheillos am Tische brütet.) Nu denk Dir blos an —: Robert will fort!

Wilhelm. Meinethalben!

Frau Scholz. Sag mer nur —: was sitzt Du denn immer so? das nutzt ja nischt, Du! — sei doch nur vernünftig!

Wilhelm (seufzt tief auf). Ach, ja!

Frau Scholz. Das Seufzen nutzt gar nichts! sieh mich an! — ich bin alt — wenn ich mich hinsetzen wollte, wie Du .... Was geschehn ist, ist geschehn. — Das is nun mal nicht mehr zu ändern. Hörst Du! lies was! — steh auf, nimm Dir 'n Buch und zerstreu Dich!

Wilhelm (seufzt). Ach, Mutter! — laß mich doch nur machen! — ich störe ja doch Niemand! ..... Ist Friebe vom Arzt zurück?

Frau Scholz. Nein, eben nicht. Ich sag ja schon, wenn man mal 'n Arzt nöthig hat, da is gewiß keiner zu finden.

Wilhelm. Es ist bedenklich, nicht? — Ob es überhaupt noch mal werden wird?

Frau Scholz. Gott, ja! wer kann das wissen!

Wilhelm (starrt seine Mutter an, läßt plötzlich wild aufschluchzend die Stirn auf die Hände sinken).

Frau Scholz. Ja, ja, mein Junge —: wer hätte das gedacht?! ich will ja nicht sagen ..... ich will ja Niemand die Schuld zuschieben — aber zanken hättet Ihr Euch doch heute nich grade wieder brauchen — na — ma' muß eben's Beste hoffen. — Er phantasiert ja nu wenigstens nich mehr. — Wenn Ida doch nur ja nichts versähe! — unser eins hat doch hundertmal mehr Erfahrung. — Warum kann er denn zu Ida freundlich sein!? — Ich beiße doch och nich! .... Ida is ja sonst 'n sehr 'n liebes Mädel is sie ja wirklich. — Und Du nu erst! (ihm auf den Scheitel klopfend) Du kannst dem lieben Gott schon danken — da kannst Du lange warten, bis Du wieder eine, wie Ida, findst! .... (vorsichtig, vertraulich) .... Sag' doch 'mal — sind die Buchners — gut situirt?

Wilhelm (aufbrausend). Ach, laß mich zufrieden! — wie soll ich das wissen! — was geht mich das an!

Frau Scholz. Was is denn da weiter?! — ma' wird doch 'mal fragen können — Brummbär Du!

Wilhelm. Ach, Mutter — verschon' mich! — wenn Du eine Spur von Mitleid mit mir hast —: verschon' mich! ..... bekümmere Dich nicht um mich, — verschon' mich!

Frau Scholz. Na ja doch, ja! — ich bin Euch eben überall im Wege. — So 'ne alte Frau, die is höchstens noch gutt zum anranzen.

(Auguste und Frau Buchner hastig aus dem Nebenzimmer.)

Auguste. Mutter!

Frau Scholz. O Gott! was denn?

Auguste. Friebe ist eben gekommen.

Frau Buchner. Friebe hat keinen Arzt mitgebracht.

Auguste. Der Vater hat ihn gefragt, und da hat er gesagt .....

Frau Buchner. Er will keinen Arzt?!

Auguste. Er schimpft so furchtbar — er will ihn zur Thüre nauswerfen.

Frau Buchner. Friebe will nicht noch 'mal gehen.

Auguste. Sprich Du doch nur noch 'mal mit Friebe!

Frau Buchner. Ja, sprich Du mit ihm! es ist doch dringend nöthig, ß ....

Auguste. Ein Arzt muß kommen — sonst lauf' ich selbst, ich fürchte mich icht, und wenn ich bis Friedrichshagen laufen muß.

Frau Scholz. I warum nich gar! — jetzt mitten in der Nacht — wart' nur, wart' — laß mich nur machen! (Frau Scholz, Frau Buchner und Auguste hastig zurück in's Nebenzimmer.

Frau Buchner (kaum verschwunden, erscheint wieder. Schon bevor sie abging, hat sie ihren Blick verstohlen und kummervoll mehrmals auf Wilhelm gerichtet, der immer noch stumm und düster auf seinem Platze verharrt. Ein Blick überzeugt Frau Buchner, daß, außer Wilhelm und ihr selbst, Niemand zugegen ist. Hastig zuerst, dann mehr zögernd, nähert sie sich Wilhelm.)

Wilhelm (hat ihre Annäherung bemerkt, hebt den Kopf). Was w . . . wollen Sie? ich — habe Ihnen — ja doch — Alles vorher gesagt.

Frau Buchner. Aber ich wollte es Ihnen nicht glauben. — Ich konnte mir das nicht vorstellen.

Wilhelm. Und jetzt — glauben Sie es?!

Frau Buchner. Ich — weiß — nicht . . . . .

Wilhelm. Weshalb belügen Sie mich? — sagen Sie doch — getrost, — ja. — Daß es so kommen mußte, war ja . . . . es war ja so lächerlich selbstverständlich. — Wie habe ich mich nur so können verblenden lassen!

Frau Buchner. (Mit Fiebereifer.) Wilhelm! ich halte Sie heute, wie damals, für einen guten und edlen Menschen. Ich versichere Sie: nicht einen Augenblick lang habe ich an Ihnen gezweifelt. Auch jetzt, wo mir auf einmal so angst und bange wird . . . . .

Wilhelm (erhebt sich, holt tief Luft ein, wie Jemand der Beklemmungen fühlt). Es ist mir nur . . . . ich wußte es ja längst und doch . . . . . .

Frau Buchner. Ich komme zu Ihnen, Wilhelm! — ich sage Ihnen offen . . . . es ist auf einmal so über mich gekommen. — Ich sorge mich auf einmal so entsetzlich um Ida.

Wilhelm. Ich muß gestehen . . . . . . nur gerade jetzt — —

Frau Buchner. Ich weiß ja, Sie lieben das Kind. Es kann sie ja auch Niemand inniger lieben! — Ich weiß, Sie werden mit allen Kräften streben, meine Tochter glücklich zu machen. An Ihrem Willen wird es nicht fehlen, aber nun . . . . nun habe ich so mancherlei . . . . nun habe ich so viel gesehen hier und — erfahren. Da ist mir vieles . . . . . vieles von dem, was Sie mir früher gesagt haben, erst verständlich geworden. Ich verstand Sie nicht. Ich hielt Sie für einen Schwarzseher Ich nahm Vieles gar nicht einmal Ernst. Mit einem festen, frohen Glauben kam ich hierher. Ich schäme mich förmlich. Was habe ich mir zugetraut! Solche Naturen wollte ich lenken, ich schwache, einfältige Person! — Nun wankt Alles. Ich fühle auf einmal meine furchtbare Verantwortung: für mein Kind, für meine Ida bin ich doch verantwortlich. Jede Mutter ist doch verantwortlich für ihr Kind. Reden Sie mir zu, Wilhelm! sagen Sie mir, daß Alles noch gut werden wird! Sagen Sie mir: wir werden glücklich! —: Sie und Ida. Beweisen Sie mir, daß ich unnütz Furcht und Sorge habe, Wilhelm! . . . .
. . . .

Wilhelm. Warum — haben Sie's — soweit — kommen lassen? — Ich habe Sie gewarnt — und gewarnt. Was habe ich Ihnen gesagt? ich habe gesagt: wir Alle . . . . wir Geschwister . . . . daß wir unheilbar kranken . . . . . vor allem ich . . . . daß wir an uns schleppen. — Binden Sie Ihre Tochter nicht an einen Krüppel, — habe ich Ihnen gesagt. — Warum haben Sie mir nicht glauben wollen?

Frau Buchner. Ich weiß nicht. Ich weiß das selbst nicht.

Wilhelm. Nun haben Sie mich eingeschläfert, mein Gewissen beschwichtigt, — und jetzt — halb toll bin ich geworden vor Glück. — Ich habe Augenblicke durchlebt — durchkostet —! und auch andere wieder . . . . . . Die furchtbarsten Kämpfe meines Lebens — und nun — verlangen Sie . . . . nun man muß zusehen, — vielleicht, ja vielleicht . . . .

Frau Buchner. Wilhelm! ich verehre Sie! — ich weiß, daß Sie am Ende doch jedes Opfer bringen. Aber Ida .... wenn es für sie zu spät ist ..... wenn sie daran zu Grunde geht!

Wilhelm. Warum haben Sie mir denn nur nicht glauben wollen? — Sie wissen nicht — was mich das jetzt kostet. Stufe um Stufe mühsam gebaut habe ich mir – ach, so mühsam! so mühsam! .... Dies Haus hier lag hinter mir. — Gerettet war ich fast. — Nun hat es mich wieder hereingerissen .... Warum mußten Sie es nur so weit kommen lassen? warum ......

Frau Buchner (unter Thränen). Ich weiß nicht! ich weiß das selbst nicht! ich habe das Kind erzogen. Es ist mir Alles in Allem gewesen; an seinem Glück zu arbeiten ist auf der Welt mein' einziger Beruf gewesen. — Nun kamen — Sie in unser Haus. — Ich — gewann Sie lieb. — Ich dachte auch an Ihr Glück, ich ..... Das hätte ich vielleicht nicht thun sollen .... Ich dachte vielleicht eben so sehr an Ihr Glück — und — wer weiß? — am Ende — zu — allermeist — an — Ihr Glück (einen Augenblick lang starren Beide einander bestürzt in die Augen).

Wilhelm. Frau Buchner!!!

Frau Buchner (das Gesicht mit den Händen bedeckend, wie Jemand, der sich schämt, weinend ab durch den Treppenausgang.)

Wilhelm (thut mechanisch ein paar Schritte hinter ihr drein, steht still, sucht seiner inneren Bewegung Herr zu werden, muß sich aber plötzlich, von Weinen geschüttelt, an der Wand stützen.)

Ida (ihr Gesicht ist bleich, ihre Mienen drücken Ernst und Besorgniß aus. Sie tritt leisen Schrittes zu Wilhelm, umfaßt ihn und drückt ihre Wange an die seine). Ach, Willy! sieh' 'mal: es kommen trübe und — es kommen — nicht, Willy? — es kommen auch wieder helle Tage. Wer wird sich gleich so ..... so ganz und gar muthlos machen lassen.

Wilhelm (leidenschaftlich stammelnd). Ida! — Einzige!! — Liebste!! — Süße — wie soll ich denn nur ..... wie sollt ich denn nur jetzt leben ohne Dich? — Deine Stimme, Deine Worte, Dein ganzes süßes, wunderbares Wesen, Deine Hände ..... Deine milden, treuen Hände.

Ida. Denkst Du ich? — Denkst Du ich möchte leben, ohne Dich? — Nein Du! — wir wollen uns umschlingen und nicht los lassen — fest — fest — und so lange es so ist ......

Wilhelm. Ja, ja! — aber — wenn's nun 'mal anders würde?

Ida. Ach, sprich nicht so!

Wilhelm. Ich meine ja nur .... man kann doch nie wissen ... Eins kann sterben .....

Ida. Ach, wir sind jung.

Wilhelm. Wenn auch. — Einmal kommt's doch auch — alt werd' ich so wie so nicht.

Ida (heiß). Dann umarm' ich Dich — dann drück' ich mich an Dich — dann geh' — ich — mit Dir.

Wilhelm. Ida! — das sagt man so. — Das thust Du doch nicht.

Ida. Das thue ich!

Wilhelm. Du denkst Dir das jetzt so — Du weißt nicht, wie schnell man vergißt.

Ida. Ich könnte nicht athmen ohne Dich!

Wilhelm. Das bildet man sich ein ....

Ida. Nein, nein, nein, Wilhelm! . . . .
. . . .

Wilhelm. So zu lieben — wäre aber — sogar eine Thorheit. Man wird doch nicht Alles auf eine Karte setzen.

Ida. Ich — versteh' Dich — nicht ganz.

Wilhelm. Nur so . . . . ich . . . . sieh' 'mal . . . . (in ärgerlichem Tone). Ach, Du! — das Thema ist unerquicklich! . . . . . . wie geht es Vater?

Ida. Er schläft jetzt — aber — was hast Du denn nur?

Wilhelm (umhergehend). Das kommt so — man weiß nicht wie. (plötzlich knirschend) — Es giebt Momente, sag' ich Dir . . . .! wenn einen die Wuth der Verzweiflung übermannt . . . . . in solchen Augenblicken kann ich mir denken . . . . . . in solchen Augenblicken kommt's dazu, daß Menschen sich fünf Stock hoch — den Kopf zuerst — auf das Pflaster stürzen; — förmlich wollüstig wird einem diese Vorstellung.

Ida. Gott behüte! — Solchen Vorstellungen mußt Du nicht nachhängen, Willy!

Wilhelm. Warum denn nicht, möchte ich wissen? warum sollen Kerls, wie ich, zwischen Himmel und Erde herumschmarotzen? —: Nichtsnutzige Geschöpfe! — Sich selbst ausmerzen — das wäre doch noch was, — dann hätte man doch einmal etwas Nützliches gethan.

Ida. Es ist ja im Grunde nicht zu verwundern: — Du bist überreizt und abgespannt . . . .

Wilhelm (in schroffem, abweisenden Tone.) Laß mich zufrieden Du, das verstehst Du nicht! (über sich selbst erschrocken, verändert). Ach, Du! — Du mußt mir's nicht übel nehmen. — Geh' doch lieber jetzt! Ich möchte Dich nicht verletzen. Und wie mir nun 'mal zu Muthe ist — kann ich nicht — einstehen für mich.

Ida (küßt Wilhelm stumm auf den Mund, dann ab in das Seitengemach).

Wilhelm (blickt ihr nach, geht, steht still, zeigt ein Gesicht voll Schreck und Staunen und faßt sich an die Stirn, wie Jemand, der sich auf bösem Wege ertappt hat. Während dies geschieht, ist Robert durch den Treppenbogen eingetreten).

Robert. (Den Hut in der rechten Hand, über'm Arm den Ueberzieher und eine Reisedecke, in der Linken einen Plaidriemen, begiebt sich bis an den Tisch, wo er die Sachen ablegt.)

Wilhelm (bemerkt ihn und sagt, nachdem er ihn eine Weile beobachtet). Wohin — willst Du?

Robert. Fort.

Wilhelm. Jetzt?

Robert. Warum nicht? — (den Plaidriemen ausbreitend). Ich habe genug — über und über sogar! — Mutter wird künftig . . . . . wird künftig die Weihnachtstage — ohne mich — auskommen müssen — (nach dem Ofen umblickend). Es ist kalt hier.

Wilhelm. Draußen friert's.

Robert. (Die Reisedecke rollend.) So! — um zehn thaute es doch.

Wilhelm. Es ist umgeschlagen.

Robert. Wie wird man nur den Berg 'runter kommen bei der Glätte?

Wilhelm. Der Mond scheint ja!

Robert. Wenn auch.

. . . .

Wilhelm. Er phantasirt nicht mehr.

Robert. So, so!

. . . .

Wilhelm. Er will keinen Arzt.

Robert. So, so!

. . . .

Wilhelm. Es ist so plötzlich gekommen, man —

Robert. Hm — ja, ja!

Wilhelm. Es muß doch in ihm gesteckt haben.

Robert. Natürlich — sonst wäre er doch wohl nicht nach Hause gekommen

. . . .

Wilhelm. Mir graut — was daraus werden soll?!

Robert. Was soll man machen?!

. . . .

Wilhelm. Meiner Seele — ich weiß nicht, was ich anfange, — wenn er einmal stirbt ..... Mit meinem Bewußtsein! mit dem, was ich jetzt erkannt habe! ..... ich wüßte wirklich nicht .... und nun noch die Reue, die Gewissensbisse ...... ä! — was da! — was liegt schließlich daran?!

Robert. J, Du! — da hätte man viel zu thun .... der Alte ist ein Bischen anders — na ja — unsere Vorstellung stimmte nicht ganz. Gott, ja! aber das ändert doch nichts an der Sache.

Wilhelm. Ich sage Dir — es ist mir heiliger Ernst — mit Wollust würde ich heut verzichten, auf das ganze elende Bischen Leben, wenn es ihm zu Gute käme.

Robert (den Ueberrock anziehend.) Das hat wenig Sinn Du — meiner Ansicht nach — Sieh mal, ich gehe jetzt in ein kleines, geheiztes Comptoirchen, setze mich mit dem Rücken an den Ofen — kreuze die Beine unter dem Tisch — zünde mir diese ....selbe Pfeife hier an und schreibe — in aller Gemüthsruhe hoffentlich, solche ..... na, Du weißt schon solche Scherze, ... solche Reclamescherze: Afrikareisender .... nahe am Verschmachten, na ..... und da laß ich denn gewöhnlich eine Caravane kommen, die unsern Artikel führt. — Mein Chef ist sehr zufrieden — es geht durch den Inseratentheil aller möglichen Zeitungen; und was die Hauptsache ist —: Wenn ich da so sitze, siehst Du, und die Gasflamme den ganzen Tag so über mir fauchen höre — von Zeit zu Zeit so'n Blick in den Hof — so'n Fabrikhof ist nämlich was Wunderbares! — was Romantisches, sag ich Dir! ...... mit einem Wort, da summt mich keine Hummel an.

Wilhelm. Dann lieber gleich todt sein.

Robert. Geschmacksache! — Für mich ist es ein idealer Winkel geradezu; — soll man sich denn immerfort aus dem Gleichgewicht bringen lassen, soll man sich denn kopfverwirrt machen lassen, — ich werde so wie so zwei bis drei Tage brauchen um mich — auf mein Bischen Lebensweisheit zu besinnen.

Wilhelm. Sag was Du willst: das nenn ich feig.

Robert. Na item, nenn es so. Früher oder später kommst Du doch auf meinen Standpunkt. Vater ist auch zuletzt auf diesen Standpunkt gekommen. Vater und Du, Ihr ähnelt einander zum verwechseln. Ihr seid dieselben Idealisten. Anno 48 hat Vater auf den Barikaden angefangen, und als einsamer Hypochonder. macht er den Schluß. — Man muß sich an die Welt und an sich selbst be Zeiten gewöhnen, Du! — eh man sich die Hörner abgelaufen hat.

Wilhelm. Oder aber an sich arbeiten, um anders zu werden.

Robert. Das sollte mir einfallen, ich bin, wie ich bin. Ich habe ein Recht so zu sein, wie ich bin.

Wilhelm. Dann fordere Dein Recht auch offen!

Robert. Ich werde mich hüten, denn ich will zu meinem Rechte kommen. Die Moralphilister sind nun mal in der Mehrheit. — Uebrigens ich muß nun doch gehen — also .... und wenn ich Dir rathen soll, Du: nimm Dich vor den sogenannten guten Vorsätzen in Acht!

Wilhelm (kalt.) Wie meinst Du denn das?

Robert. Ganz einfach: man muß nicht Dinge leisten wollen, die man seiner ganzen Naturanlage nach nun mal nicht leisten kann.

Wilhelm. Zum Beispiel?

Robert. J! — zu mir kommen zum Beispiel manchmal solche Kerls, die mir den Kopf wer weiß wie heiß machen, von Idealen schwatzen. Man müsse für die menschheitlichen Ideale kämpfen, was weiß ich! — ich und für Andere kämpfen! fabelhafte Zumuthung! — und für was und zu was denn? — Na aber wie ich Dich kenne, Dich beunruhigt so was, Du würdest herumlaufen, wie einer der gestohlen hat: was bin ich für ein Jammerkerl! würdest Du Dir in einem fort sagen. Hab ich nicht Recht? na und dann käme schließlich der gute Vorsatz, und der drückt

einen dann, das kenne ich. Ich bin auch früher mit hunderterlei solcher Vorsätze herumgelaufen. — Jahrelang — und das ist kein Vergnügen sag ich Dir!

Wilhelm. Ich weiß nicht recht, auf was Du hinaus willst?

Robert Etwas Bestimmtes habe ich auch durchaus nicht im Auge: — die Unruhe — an der Du jetzt laborirst — hat ja auch noch andre Ursachen ...... Ich jedenfalls ..... wenn ich früher merkte .... in früheren Zeiten habe ich ja auch ähnliches durchgemacht — aber sobald ich merkte, daß die Geschichte über meine Kräfte ging, habe ich ihr gewöhnlich kurz entschlossen den Rücken gewandt.

Wilhelm. Soll das ein Wink sein?

Robert. Wink? — ich wüßte nicht ..... also nochmals — laß Dir's gut gehen und ....

Wilhelm. Sag mir doch mal Du — rein objectiv — es hat ein gewisses Interesse für mich .... es ist nur weil ....

Robert. Bitte, — was wünschest Du zu hören?

Wilhelm. Du hast selbst vorhin etwas gesagt.

Robert. Wann, vorhin?

Wilhelm. Als wir über Vater sprachen.

Robert. Ach richtig, ja — was soll ich denn da gesagt haben?

Wilhelm. Du sagtest, es würde vielleicht doch gut werden mit Ida und mir.

Robert. Ja so, — Euer Verhältniß, — das hätte ich gesagt. —?

Wilhelm. Das hast Du gesagt.

Robert. Nu ja, ich habe da manches gesagt.

Wilhelm. Das heißt so viel, als — Du bist von manchem, was Du da gesagt hast, zurückgekommen.

Robert. Ganz recht, das bin ich.

Wilhelm. Auch was die .... diese selbe Sache anbelangt ....?

Robert. Euer Verhältniß?

Wilhelm. Ja.

Robert. Ist Dir das denn wichtig?

Wilhelm. Ja, vielleicht.

Robert. Ja.

Wilhelm. Du bist also nicht mehr der Ansicht — daß wir .....

Robert. Nein.

Wilhelm. Schön — ich danke Dir — Du bist offen — ich danke Dir. — Aber nehmen wir mal an — setzen wir den Fall, ich kehre der ganzen Sache den Rücken — sehen wir zunächst mal ganz davon ab, was das für mich bedeuten würde — angenommen also, ich ginge auf der Stelle mit Dir — was sollte dann — aus Ida — werden?

Robert. Hm — Ida? — Ida? (zuckt die Achseln) hm ja, ja — das läßt sich nicht so schnell .... das heißt — besorgen würde mich das wirklich nicht so sehr.

Wilhelm. Du!!! das ist Deine alte Perfidie! das kenne ich.

Robert. Perfid? wieso denn? nein, da täuschest Du Dich! um perfid zu sein ist mein Interesse doch nicht ausreichend — mein Interesse an der Sache mein ich. Ich glaube wirklich nicht .....

Wilhelm. Das weiß ich besser, Du. Du wirst mich doch nicht dieses Mädchen kennen lehren wollen?! es ist nun mal so — verlaß Dich darauf! sie hat nun mal ein Gefühl für mich, ich kann's nicht ändern — ich bilde mir nichts ein darauf. — Was wird also aus ihr werden, wenn ich davon laufe?

Robert. Hm — machst Du Dir also wirklich ernstlich darüber Gedanken?

Wilhelm. Allerdings — ja — allerdings.

Robert. Antworte mir doch gefälligst erst mal darauf: wenn Ihr Euch heirathet, was wird dann aus Ida?

Wilhelm. Das kann kein Mensch wissen.

Robert. O doch, Du, das weiß man —: Mutter.

Wilhelm. Als ob Ida mit Mutter zu vergleichen wäre.

Robert. Aber Du mit Vater.

Wilhelm. Jeder Mensch ist ein neuer Mensch.

Robert. Das möchtest Du gern glauben. Muß gut sein! da verlangst Du zu viel von Dir. Die [illegible] Vererbung giebst Du ja doch selbst.

Wilhelm. Das möchte ich wissen.

Robert. Ja, das weißt Du sehr genau.

Wilhelm. Schließlich kann man sich darüber hinaus entwickeln.

Robert. Wenn man danach erzogen ist — niemals.

Wilhelm. Ach, es hat keinen Sinn weiter zu reden.

Robert. Durchaus meine Ansicht.

Wilhelm. Das kann ja doch zu nichts führen [illegible] Ihr wollt mich zu Grunde richten! — Ich bin das Opfer eines Complots! — Ihr habt Euch gegen mich verschworen, Ihr wollt mich abthun! — Ihr wollt mich endgiltig abthun!

Robert. Das war Vaters zweites Wort.

Wilhelm. Das ist lächerlich, — Deine Bemerkungen sind einfach lächerlich! — Habe ich etwa nicht Grund, das zu sagen — wollt Ihr mich etwa nicht von Ida trennen? Es ist ..... aufrichtig gesagt — mir fehlen die Worte ..... Es liegt eine so fabelhafte Anmaßung .... eine Brutalität liegt darin — über alle Begriffe geradezu! Mit Ida soll ich Mitleid haben! — wer hat denn mit mir Mitleid, sag mal? nenn mir einen Menschen! — wer denn?

Robert. Selbstverständlich! — wenn Du so sprichst, selbstverständlich!

Wilhelm. Man verlangt Opfer von mir. — Auf einmal soll ich die unsinnigsten Opfer bringen! Ich soll .....

Robert. Du kannst Dir jedes Wort getrost sparen. — Unter solchen Verhältnissen selbstverständlich. — Es ist Dein gutes Recht, das Mädchen fest zu halten.

Wilhelm. Unter solchen Verhältnissen? — unter was für Verhältnisse? sag mir doch bitte!

Robert. Du sprachst von Ida — vorhin — meines Wissens ...

Wilhelm. Nun ja — also was —?

Robert. Jetzt sprichst Du von Dir — es kam so heraus — na — mit einem Wort, wenn es Dir gleichgültig ist, was aus dem Mädchen wird — wenn Du die nöthige Dosis .... nun sagen wir meinetwegen Rücksichtlosigkeit auf Lager hast .... wenn Du sie so nimmst .... so wie einen neuen Rock oder Hut oder so was ......

Wilhelm. Robert! — so durch und durch herzlos, wie Du bist, — Du hast doch diesmal Recht — ich gehe mit Dir .... hier aus dem Hause — heißt das — gehe ich mit Dir .... ein Stück .... nicht weit — und nun .... nun .... bin ich fertig — mit Euch Allen. — Ja, ja, jetzt bin ich — rede nicht erst! — jetzt bin ich wirklich fertig — ganz und gar ....

Robert (sieht ihn erstaunt an und zuckt dann mit den Achseln.)

Wilhelm (mit steigender Heftigkeit.) Du, Du! — gieb Dir keine Mühe — es gelingt Dir nicht — mich kannst Du nicht täuschen mit Deiner harmlosen Ruhe. — Recht hast Du allerdings, aber was Dich auf den rechten Gedanken gebracht hat, das sag ich Dir in's Gesicht, das ist jämmerlicher Neid ..... das ist einfach tief klägliche Mißgunst! — Du weißt sehr gut, daß ich ehrlich kämpfen würde, doch ihrer schließlich einigermaßen würdig zu werden. — Du weißt sehr gut, wie dieses Mädchen mit ihrer Reinheit mich reinigt. Aber Du willst es nicht! Du willst mich nicht gereinigt wissen. — Warum willst Du es nicht? — nun weil .... weil Du selbst so bleiben mußt, wie Du bist ...... weil sie mich liebt und

nicht Dich! — Und deshalb hast Du mir diesen garzen Abend mit Deinem Polizeiblick aufgelauert ..... hast mir immer und immer wieder zu erkennen gegeben, daß Du etwas von mir weißt — ja wohl! Du hast ganz Recht! ich bin ein durch und durch lasterhafter Mensch. Nichts ist mehr rein an mir. Besudelt, wie ich bin, gehöre ich nicht neben diese Unschuld, und ich bin auch entschlossen, kein Verbrechen zu begehen. Aber Du Robert! Du wirst dadurch nicht reiner; ein Glück für Dich, daß Du Dich nicht mehr schämen kannst!

Robert (hat während des letzten Drittels von Wilhelms Rede seine Sachen genommen und ist dem Ausgang zugeschritten. Die Klinke in der Hand bleibt er stehen, als ob er reden wollte, besinnt sich eines anderen, zuckt resignirt mit den Achseln und entfernt sich sehr ruhig. Ab.)

Wilhelm (dem Davongegangenen nachrufend.) Robert! — Robert! —

Ida (aus dem Nebenzimmer eintretend.) Wen rufst Du denn?

Wilhelm. Ach — Du bist hier.

Ida. Der Arzt ist drin, Wilhelm — er sagt — es sei doch ernst, es ....

Stimme der Frau Scholz (jammernd.) Mein lieber, guter Mann, ach! .... ach, mein lieber, guter Mann!

Wilhelm. Was habe ich gethan! was habe ich nun wieder gethan!

Ida. Es drückt mir das Herz ab. — Ich möchte Dich gern — nicht fragen, ich .... aber es muß etwas .... Du hast etwas Willy!

Wilhelm. Gar Nichts habe ich — in die Einsamkeit möchte ich wieder — dort ist unser Platz, Ida.

Ida. Weshalb —? ich verstehe garnicht.

Wilhelm (barsch und heftig.) Ja, ja, ja! das ist ja die alte Leier —: ich versteh Dich nicht, ich versteh Dich nicht! — Mutter und Vater haben auch ihr Leben lang verschiedene Sprachen gesprochen; Du verstehst mich nicht! Du kennst mich nicht! — Du hast platte Backfischillusionen, und da habe ich nichts weiter zu thun, als mich zu verstecken vor Dir und zu verstecken — bis ich ganz und gar zum elendesten Betrüger und Schurken werde.

Ida (hat Wilhelm bestürzt angeblickt, nun weint sie.)

Wilhelm. Da siehst Du nun: dies ist mein wahres Gesicht. Und ich brauche nur einen Augenblick lang zu vergessen, was ich Dir gegenüber für eine Rolle spiele, da kommt es auch schon hervor. Du kannst mein wahres Gesicht nicht ertragen. Du weinst und Du würdest Jahre hindurch weinen, wenn ich nicht Mitleid mit Dir hätte. — Nein, Ida, es darf zwischen uns nichts werden ..... ich bin zu dem festen Entschluß gekommen.

Ida. (An seinen Hals fliegend.) Das ist nicht wahr! — das ist nun und nimmermehr wahr!

Wilhelm. Denk' an das, was Du hier gesehen hast! sollen wir es von neuem gründen? — sollen wir dieses selbe Haus von neuem gründen?

Ida. Es wird anders werden! es wird besser werden, Wilhelm.

Wilhelm. Wie kannst Du das sagen?

Ida. Das fühle ich.

Wilhelm. Aber Du stürzst Dich blindlings in's Verderben, Ida! ich reiße Dich in's Verderben!

Ida. Ich habe keine Furcht, — davor habe ich keine Furcht, Wilhelm! hab' nur wieder Vertrauen! gieb' mir nur wieder Deine Hand! Dann werd' ich Dir etwas sein können — stoß mich nur nicht von Dir. — Ich werde nicht mehr weinen -- ich verspreche Dir ....

Wilhelm. Gieb' mich frei! — zum ersten Mal liebst Du! — Du liebst eine Illusion. Ich habe mich weggeworfen, wieder und wieder. Ich habe Dein Geschlecht in Andern geschändet. — Ich bin ein Verworfner. —

Ida (jauchzend und weinend ihn umhalsend). Du bist mein! Du bist mein!

Wilhelm. Ich bin Deiner nicht werth!

Ida. O sage das nicht! vor Dir bin ich klein, ach, wie klein! – wie eine kleine, kleine Motte bin ich nur. Wilhelm, ich bin nichts ohne Dich! ich bin Alles durch Dich -- zieh' Deine Hand — nicht — von mir — armseligen — Geschöpfe!

Wilhelm. Ida!!! — ich Dir? Ida ich? . . . (umarmen und küssen sich unter Lachen und Weinen). Ich soll meine Hand nicht von Dir ziehen? — Ja — was -- sagst Du denn da — was sagst Du — denn nur — da — Du — böse . . . . .

Ida. Nun — versprichst Du — mir — nun . . .

Wilhelm. Ich schwöre Dir — jetzt . . . . (ein markdurchdringender Aufschrei aus dem Nebenzimmer schneidet die Rede ab. Betroffen und entsetzt starren Ida und Wilhelm einander in die Augen).

Stimme der Frau Scholz. Mein Mann — stirbt ja! — mein — guter, lieber Mann — stirbt ja doch — mein Mann . . . . (lautes Weinen).

Wilhelm. Gott! -- mein Gott — was? — Vater!!! Vater!!! (will sich in's Nebenzimmer stürzen; halbwegs kommt Ida ihm zuvor.)

Ida. Wilhelm! — komm' zu Dir selbst! — und — geh' nicht — ohne mich!

(Friebe kommt von Schluchzen geschüttelt aus dem Nebenzimmer und verschwindet in der Küche.)

(Auguste folgt Friebe auf dem Fuße. Sie hält sich mit aller Gewalt steif aufrecht. Ihr Gesicht ist aschfarben und verzerrt Nachdem sie einen Blick voll Haß auf Ida und Wilhelm gerichtet hat, bricht sie am Tisch zusammen. Ein dumpfes und hohles Stöhnen entringt sich ihrer Brust. Das laute Weinen der Frau Scholz ist noch immer hörbar.)

Ida. (An Wilhelm's Brust, mit zitternder Stimme.) Wilhelm, — ich glaube — Dein Vater — ist nicht mehr.

(Wilhelm will ausbrechen, wird durch Ida beruhigt, kämpft seinen Schmerz nieder, sucht und findet Ida's Hand, die er krampfhaft in seiner drückt, und geht Hand in Hand mit dem Mädchen aufrecht und gefaßt auf das Nebengemach zu)

Die Bestie im Menschen.

Von

Emile Zola.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In einem von der Eisenbahn durchschnittenen Park und so nahe den Geleisen, daß alle vorüberfahrenden Züge es bis in seine Grundmauern erzittern machen, liegt in schräger Linie das Landhaus von la Croix-de-Maufras, das Eigenthum des Präsidenten Grandmorin. Wen einmal die Reise an ihm vorüber geführt hat, der verliert es nicht mehr aus der Erinnerung, selbst wenn er nichts Näheres von ihm weiß. Es ist immer geschlossen und mit seinen grünen Fensterläden zum Schutze vor den westlichen Regengüssen macht es den Eindruck wüster Oede. Und diese Verlassenheit scheint die Einsamkeit des verlorenen Winkels noch zu erhöhen; auf eine Meile in der Runde begegnet mankeiner menschlichen Ansiedlung.

Nur das Bahnwärterhäuschen steht in dem Winkel der Landstraße, die über den Eisenbahndamm fort nach dem fünf Kilometer entfernten Doinville führt. Niedrig, mit rissigen Mauern und von Schwamm angefressenen Dachziegeln kauert es wie ein armseliger Bettler inmitten des mit Gemüsebeeten bestellten, von einer lebendigen Hecke eingeschlossenen herrschaftlichen Gartens, in welchem sich auch ein tiefer Schöpfbrunnen vorfindet. Der im gleichen Niveau mit der Bahnstrecke liegende Uebergang liegt genau halbwegs zwischen Malaunay und Barentin, vier

Kilometer von jeder Ortschaft entfernt. Er wird übrigens sehr wenig benutzt, die halbmorsche Barriere öffnet sich fast nur für die Blockwagen der Kärrner aus dem in einer Entfernung von einer halben Meile mitten in der Forst gelegenen Bécourt. Man kann sich kein abgelegeneres, von Menschen mehr gemiedenes Nest denken als dieses, denn der lange Tunnel nach Malaunay hin schneidet jeden Verkehr ab; so kann man nach Barentin nur auf einem schlecht unterhaltenen Fußpfade gelangen, der längs der Bahnstrecke führt. Aber auch dort sieht man nur selten Leute.

An dem Abend aber, an welchem unsere Erzählung begann, sah man gegen Dunkelwerden bei einer milden, aber trüben Witterung einen Reisenden, der den Zug in Barentin verlassen hatte, mit lang ausholenden Schritten den Fußpfad nach la Croix-de-Maufras verfolgen. Das Gelände bildet hier eine ununterbrochene Folge von Thälern und Abhängen und durch dieses wellige Land führt die Eisenbahn abwechselnd auf künstlich aufgeschütteten Dämmen und in der Tiefe zwischen den Bergen. Dieser beständige Terrainwechsel, die Höhen und Tiefen zu beiden Seiten der Strecke, verhindern die Anlegung von Landstraßen. Das Gefühl großer Einsamkeit wird dadurch noch vermehrt; das dürre, weiß schimmernde Erdreich ist unbebaut geblieben; halbwüchsige Bäume krönen einige Schwellungen des Bodens, während tief unten durch die Thäler von Weiden beschattete Bäche rieseln. Wieder andre, kreidige Anhöhen sind vollständig nackt und unfruchtbare Abhänge folgen sich; das Schweigen und die Bangigkeit des Todes lagert über der Gegend. Der junge, kräftige Reisende beschleunigte seinen Schritt, als wollte er der Traurigkeit dieses milden Halbdunkels über dem einsamen Stückchen Erde entrinnen.

In dem Garten beim Bahnwärterhäuschen schöpfte eine große, kräftige Blondine, ein achtzehnjähriges junges Mädchen mit starken Lippen, grünlich schimmernden Augen und einer niedern Stirn unter den schweren Haarflechten Wasser aus dem Brunnen. Niedlich konnte man sie kaum nennen, denn sie hatte kräftige Hüften und muskulöse Arme wie ein Mann. Sobald sie den heruntersteigenden Fremden bemerkte, ließ sie den Eimer fallen und eilte vor die durchbrochene Thür, welche die lebendige Hecke abschloß.

„Oho! Jacques!“ rief sie.

Jener blickte auf. Er mochte sechsundzwanzig Jahre zählen und war ebenfalls groß gewachsen und sehr gebräunt, ein hübscher Bursche mit einem runden regelmäßigen Gesicht, das nur zu stark entwickelte Kinnbacken verunzierten. Seine dicht stehenden Haare und sein Schnurrbart lockten sich so tiefschwarz, daß dadurch das Fahle seiner Gesichtsfarbe noch verstärkt wurde. Die Feinheit seiner auf den Backen glattrasirten Haut hätte auf einen Mann der besseren Gesellschaft schließen lassen, wenn man nicht andrerseits die untilgbaren Merkmale des Handwerkes erkannt hätte: die Schmiere, welche seine Mechanikerhände schon gelb zu färben begann; übrigens waren diese Hände trotzdem klein und geschmeidig.

„Guten Abend, Flore,“ gab er zurück.

Aber seine Augen, die so lange groß und schwarz in die Welt geblickt hatten, schienen zu erbleichen, als blende sie ein röthlicher Dunst. Die Lider klappten auf und nieder und die Augäpfel wanderten zur Seite. Ein Gefühl unsäglicher Verlegenheit, ja des Uebelseins ließ ihn furchtbar leiden; selbst der ganze Körper machte eine instinctive Rückwärtsbewegung.

Sie stand unbeweglich da. Ihre Blicke waren fest auf ihn gerichtet, so daß ihr das unfreiwillige Erzittern, dessen er vergebens Herr zu werden sich bemühte, nicht entgangen war. Sie kannte es bereits, es überfiel Jenen jedesmal, wenn er sich einem weiblichen Wesen näherte. Sie schien darüber ernst und traurig gestimmt. In seiner Verlegenheit, die er gern verborgen hätte, fragte er sie, ob ihre Mutter zu Hause wäre, obwohl er ganz genau wußte, daß diese leidend und nicht im Stande war, fortzugehen. Sie antwortete durch ein bloßes Nicken mit dem Kopfe

und trat zur Seite, damit Jener sie beim Vorübergehen nicht zu streifen brauchte. Dann ging sie, ohne weiter ein Wort zu verlieren, stolz aufgerichtet zum Brunnen zurück.

Jaques durchschritt eilig den schmalen Garten und betrat das Haus. Im ersten Gemach, einer mächtigen Küche, die gleichzeitig Speise- und Wohnzimmer, saß einsam am Tisch in einem Strohstuhle, die Füße mit einem alten Shawl umwickelt, Tante Phasie, wie man sie schon als er noch ein Kind nannte. Sie war eine Cousine seines Vaters, ebenfalls eine Lantier, die gleichzeitig seine Pathe war und ihn im Alter von sechs Jahren zu sich genommen hatte, als seine Eltern plötzlich nach Paris ausgerückt waren und ihn in Plassans, woselbst er auch später die Gewerbeschule besuchte, zurückließen. Es war seit jener Zeit in ihm ein Gefühl lebhafter Erkenntlichkeit zurückgeblieben; daß er seinen Weg gemacht habe, danke er nur ihr, behauptete er. Als er Lokomotivführer erster Klasse bei der Westbahngesellschaft geworden war, fand er seine Tante mit ihren beiden Töchtern erster Ehe an einen Bahnwärter, Namens Misard verheirathet in diesem verlorenen Winkel von la Croix-de-Maufras wieder. Heute sah die ehemals so große und kräftige Tante Phasie, trotzdem sie kaum fünfundvierzig Jahre zählte, abgemagert und eingeschrumpft, von fortwährenden Schauern durchschüttelt, wie eine Sechzigerin aus.

Sie stieß einen Ruf freudiger Ueberraschung aus.

„Wie, du bist es, Jacques! .. Ach, welche Ueberraschung, mein großer Junge!"

Er küßte ihr die Wangen und erzählte ihr, daß er einen zweitägigen, unfreiwilligen Urlaub habe nehmen müssen: seine Lokomotive, die Lison, habe des Morgens bei der Ankunft in Havre einen Bruch an der Treibstange erlitten; die Reparatur dauere vierundzwanzig Stunden, er trete also seinen Dienst erst am Abend des folgenden Tages, zum Sechsuhrvierzig-Schnellzug wieder an. Er habe die Gelegenheit benutzt, um sie begrüßen zu können. Er wolle hier übernachten und erst morgen früh mit dem Zuge um sieben Uhr sechsundzwanzig Minuten von Barentin aus zurückkehren. Und während er ihre armen, abgezehrten Hände umfaßt hielt, erzählte er ihr, wie sehr ihn ihr letzter Brief beunruhigt habe.

„Ach ja, mein Junge, so geht es auch nicht mehr weiter. Wie nett von Dir, daß Du meinen Wunsch, Dich zu sehen, errathen hast. Aber ich weiß, wie schwer Du loskommen kannst, daher wagte ich es nicht, Dich hierher zu bitten. Jetzt bist Du da und ich habe so viel auf dem Herzen!"

Sie unterbrach sich und warf einen mißtrauischen Blick durch das Fenster In der fortschreitenden Dämmerung sah man jenseits der Strecke ihren Mann Misard auf seinem Posten in einer Holzbude, wie sie alle fünf oder sechs Kilometer aufgestellt und die zur Sicherstellung des Verkehrs untereinander telegraphisch verbunden sind. Während seine Frau und später Flore mit dem Dienst bei der Uebergangsbarriere betraut waren, mußte er selbst das Amt eines Bahnwärters versehen.

Sie senkte, sich schüttelnd, die Stimme, als ob er sie hätte hören können.

„Ich glaube fest, er will mich vergiften!"

Jacques sprang überrascht auf. Auch seine Augen wandten sich dem Fenster zu und er fühlte von Neuem, wie ein schwacher, rother, mit goldenen Punkten besäter Schleier den klaren Blick seiner schwarzen Augen verdunkelte.

„Aber welcher Gedanke, Tante Phasie!" murmelte er. „Er sieht ja so sanft und nachgiebig aus."

Ein Zug nach Havre mußte im nächsten Augenblick vorüberkommen. Misard war aus dem Wachthäuschen getreten und hatte die Barriere geschlossen. Während er durch einen Druck auf den Hebel das Signallicht sich in ein rothes verwandeln ließ, betrachtete ihn Jacques. Er war ein kleiner abgezehrter Mann mit einem armseligen, durchfurchten Gesicht und farblosem, spärlichem Haarwuchs; augenscheinlich

ein schweigsamer, sich bei Seite drückender, geduldiger und gegen seine Vorgesetzten höflicher Beamter. Inzwischen war er in die Bretterbude zurückgegangen, um in sein Wachtbuch die Zeit des Vorbeipassirens des Zuges zu vermerken und an zwei Knöpfen der elektrischen Leitung zu drücken. Der eine meldete dem rückwärts stationirten Wärter, daß der Weg frei sei, der andre dem nächsten, daß der Zug komme.

„Ach Du kennst ihn eben nicht," begann Tante Phasie von Neuem. „Ich sage Dir, irgend eine Gemeinheit hat er mir angethan ... mir, die ich so stark war, daß ich diesen Menschen mit Haut und Haaren hätte essen können und nun frißt mich dieses Nichts, dieser Knopf von einem Manne bei lebendigem Leibe auf!"

Ihr dumpfer und scheuer Haß ließ sie sich ins Fieber hinein reden. Sie öffnete ihr Herz weit, entzückt, einen Zuhörer zu haben. Wo hatte sie nur ihren Kopf, als sie diesen Habenichts, diesen geizigen Duckmäuser heirathete, sie, die um fünf Jahre älter war als er und schon zwei Töchter, damals im Alter von sechs und acht Jahren, besaß? Jetzt waren es bald zehn Jahre her, seit sie diesen Geniestreich ausgeführt und bisher hatte sie ihn noch in jeder Stunde zu bereuen gehabt: ein Leben voller Elend, verbannt in diese eisigen Winkel des Nordens, der sie schaudern machte; langweilig zum Sterben, und keinen Menschen, nicht einmal eine Nachbarin, mit der man hätte reden können. Er war ein früherer Steinsetzer, der jetzt als Bahnwärter zwölfhundert Franken verdiente. Sie erhielt fünfzig Franken für den Dienst an der Barriere, den jetzt Flore versah. So sah ihre hoffnungslose Gegenwart, so ihre hoffnungslose Zukunft aus; keine Aussicht auf ein besseres Leben, als in diesem, tausend Meilen von jedem lebenden Wesen entfernten Loche sterben zu müssen. Davon erzählte sie Jacques aber nichts, welchen Trost sie gehabt, ehe sie erkrankte, als ihr Gatte noch als Streckenarbeiter thätig war und sie mit ihren beiden Töchtern den Dienst an der Barriere allein versehen mußte. Ihr Ruf als der einer schönen Frau war damals ein so weit verbreiteter, daß die Strecken-Inspectoren nie an ihrem Häuschen vorübergingen, sie erweckte sogar Nebenbuhlerschaft, so daß selbst die abgelösten Aufseher mit verdoppelter Aufmerksamkeit stets unterwegs waren. Den Gatten genirte das nicht; er war zu Jedermann unterwürfig, glitt zur Thür hinaus, ging und kam, ohne etwas zu merken. Leider aber waren diese Tröstungen nun vorüber. Jetzt war sie in dieser Einsamkeit wochen- und monatelang an den Stuhl gefesselt und fühlte von Stunde zu Stunde ihren Körper mehr und mehr abnehmen.

„Ich sage Dir," schloß sie, „er stellt mir nach und so klein er ist, er wird mit mir fertig werden."

Ein plötzliches Anschlagen der Signalglocke ließ sie ihren unstäten Blick wieder nach draußen richten. Der weiter oben stationirte Wärter meldete Misard einen nach Paris gehenden Zug, und der Zeiger des vor dem Fenster angebrachten Kantonnements-Apparates hatte sich gemäß der Richtung des Zuges geneigt. Misard stellte den Läuteapparat ab und trat ins Freie, um den Zug durch zweimaliges Tuten zu signalisiren. Flore zog in demselben Augenblick die Barriere nieder, dann präsentirte sie die in dem Lederfutteral steckende Fahne. Man hörte den hinter einer Kurve herannahenden Zug, einen Schnellzug, mit wachsendem Dröhnen sich nähern. Wie ein Blitz, der das erzitternde Häuschen bedrohte, fuhr er inmitten eines Orkans vorüber. Flore war inzwischen bereits zu ihren Gemüsebeeten zurückgekehrt, während Misard erst das Signal gab, daß die Strecke in der Richtung des soeben passirten Zuges gesperrt sei, und dann durch den Druck des Hebels das rothe Licht verlöschen machte, als Zeichen, daß die entgegengesetzte Richtung frei sei. Ein abermaliges Läuten, verbunden mit einer entsprechenden Bewegung des zweiten Zeigers verkündeten ihm, daß der vor fünf Minuten vorübergekommene Zug bereits den nächsten Posten passirt habe. Er trat in die Bude, meldete es den beiden

nächsten Wärtern, schrieb die Passagezeit ein und wartete. Immer der gleiche Dienst, den er durch zwölf Stunden täglich versah; in seiner Bude lebte er, aß er, ohne jemals drei Zeilen einer Zeitung zu lesen, ja selbst ohne einen Gedanken in seinem flachen Schädel zu fassen.

Jacques, der seine Pathe ehedem mit den Verwüstungen neckte, die sie in dem Herzen der Weginspectoren anrichtete, konnte sich nicht enthalten, lächelnd zu sagen:

„Vielleicht ist er eifersüchtig."

Phasie aber hatte nur ein mitleidiges Achselzucken, während sich ein Lächeln aus ihren armen, gebleichten Augen drängte.

„Du, mein lieber Junge, sagst das? . . . Er eifersüchtig! Er hat sich den Teufel um mich gekehrt, seit ich ihm nichts mehr einbrachte."

„Nein, nein," fuhr sie zitternd fort, „er machte sich nichts daraus, er macht sich nur aus dem Gelde etwas . . . Es hat ihn geärgert, daß ich ihm nicht die tausend Franken gab, die ich im vorigen Jahre von meinem Vater erbte. Er drohte mir, das brachte mir Unglück, ich erkrankte . . . Ich bin seitdem nicht wieder gesund geworden, ja, seitdem nicht mehr."

Der junge Mann verstand, er glaubte nicht an die schwarzseherischen Gedanken der leidenden Frau und versuchte sie ihr auszureden. Aber ihr eifriges Kopfschütteln belehrte ihn, daß sie darüber ihre eigenen, unzerstörbaren Ansichten habe, so daß er schließlich sagte:

„Nichts ist einfacher, als der Geschichte ein Ende zu machen: Geben Sie ihm die tausend Franken."

Wie von einer außergewöhnlichen Kraft getrieben, schnellte sie empor.

„Meine tausend Franken, niemals!" rief sie aufgebracht, heftig aus. „Eher will ich krepiren . . . Ah, sie sind gut geborgen, gut versteckt. Das Haus kann man auf den Kopf stellen, man wird sie doch nicht finden . . . Er hat genug gekramt, der Schuft! Ich habe es in der Nacht recht gut gehört, wie er an die Mauern klopfte. Such, Such! Sehen möchte ich, wie er mit der langen Nase abzieht, das Vergnügen würde meine Geduld wieder stärken . . . Möchte wissen, wer zuerst locker lassen wird, er oder ich. Ich bin mißtrauisch, ich esse nur, was auch er verzehrt. Und selbst wenn ich zusammenbrechen sollte, so würde er die tausend Franken doch nicht bekommen. Lieber lasse ich sie in der Erde."

Sie fiel erschöpft und von dem abermaligen Getute erschreckt in den Stuhl zurück. Misard war es, der auf der Schwelle seiner Wächterbude einen nach Havre gehenden Zug meldete. Trotz ihrer hartnäckigen Weigerung, ihm die Erbschaft anzuvertrauen, empfand sie dennoch eine heimliche, stetig zunehmende Angst vor ihm, die Furcht des Kolosses vor dem Insect, von dem er sich angefressen fühlt. Der signalisirte Zug, ein Lokalzug, der Paris um zwölf Uhr fünfundvierzig Minuten verlassen hatte, meldete sich durch dumpfes Rollen. Man hörte ihn den Tunnel verlassen, sein lauteres Keuchen unter freiem Himmel. Unter dem Donnern seiner Räder passirte er dann mit der ganzen Wucht seiner Waggons wie ein unwiderstehlicher Sturmwind.

Jacques erhobene Augen sahen die kleinen, quadratförmigen Wagenscheiben vorüberfliegen, hinter welchen die Köpfe der Reisenden wie im Fluge sichtbar wurden. Er wollte Phasie von ihren düstern Gedanken abbringen und sagte:

„Sie beklagen sich, liebe Pathe, nie eine Katze in diesem Loch zu sehen und, blicken Sie dorthin, da haben Sie eine ganze Welt!"

„Wo? Eine Welt?" fragte sie erstaunt, weil sie nicht gleich begriff. „Ach so, vorüberfahrende Leute. Da habe ich etwas Rechtes! Ich kenne sie weder noch kann ich mich mit ihnen unterhalten."

„Aber mich kennen Sie doch," meinte er, noch immer lachend, „ich komme doch oft genug hier vorüber?"



„Dich kenne ich allerdings; ich weiß, um wieviel Uhr Dein Zug hier vorbeikommt und ich passe Dir auf. Aber Du jagst vorbei, vorbei! Gestern hast Du so mit der Hand gemacht; ich konnte leider nicht antworten . . . Nein, nein, auf diese Weise verkehre ich nicht gern mit der Welt."

Allein die Vorstellung von der Menschenmenge, welche die hin und her verkehrenden Züge durch die schweigende Oede täglich an ihr vorüberschleppten, stimmte sie doch nachdenklich, und so blieb ihr Auge auf den Geleisen haften, auf welche bereits die Nacht herniedersank. Als sie noch auf ihren Füßen stand und ging und kam, ja, selbst wenn sie mit der Fahne im Arm vor der Barrière stand, hatte sie an dergleichen nie gedacht. Aber wirre, ihr selbst nicht faßbare Träumereien summten ihr durch den Kopf, seit sie ihre Tage auf diesem Stuhle zubrachte und an nichts weiter zu denken hatte, als an den stumpfsinnigen Kampf mit ihrem Manne. Es erschien ihr wunderlich, so verlassen in dieser Einöde leben zu müssen und dabei täglich ununterbrochen einen Strom von Männern und Frauen im Sturmwind der dampfenden Eisenbahnzüge, die das Haus erzittern machten, vorüberfliegen zu sehen. Wohl möglich, daß dort die ganze Welt passirte, nicht nur Franzosen, auch Fremde, Leute aus fernen Gegenden. Heutzutage bleibt ja Keiner mehr zu Hause hocken und, wie es hieß, würden ja alle Völker bald ein einziges bilden. Das heißt man Fortschritt. Alle sollen Brüder sein und gemeinsam in das gelobte Land fahren. Sie versuchte sie zu zählen, einen Durchschnitt zu finden, so und so viel in jedem Waggon: aber sie kam nicht weit, es wurden ihrer zu viele. Oft glaubte sie Physiognomien zu erkennen, die eines Herrn mit blondem Barte, gewiß ein Engländer, der in jeder Woche einmal nach Paris fuhr; oder die einer kleinen brünetten Dame, welche jeden Mittwoch und Sonnabend vorüberkam. Aber wie der Blitz waren sie wieder fort, sie war nicht einmal sicher, ob sie jene auch wirklich gesehen habe, denn die Gesichter tauchten ineinander, verwischten sich und verschwanden eins in das andere, als wären sie alle von einer Form und einem Aussehen. Der Strom fluthete vorüber und hinterließ keine Spuren seines Daseins. Besonders aber stimmte es sie traurig, daß während dieses ewigen Vorbeirollens, inmitten dieses spazierengefahrenen Wohllebens und Reichthums, diese fortwährend in Bewegung befindliche Menschenmenge von Phasie's Dasein keine Ahnung hatte, nicht wußte, daß diese sich in Lebensgefahr befand; ja daß, selbst wenn ihr Mann eines Abends sein Werk vollbracht haben würde, immer noch die Eisenbahnzüge sich neben ihrem Leichname kreuzen und nicht einmal das im Innern dieses einsamen Häuschens begangene Verbrechen argwöhnen würden.

Phasie's Augen blieben am Fenster haften. Ihre wirren Empfindungen zu erklären, dazu hätte es einer längeren Zeit bedurft, sie faßte daher ihre Gedanken kurz so zusammen:

„Solche Eisenbahn ist eine schöne Erfindung, darüber ist weiter kein Wort zu verlieren. Man reist schnell, man ist weiser geworden . . . Aber wilde Bestien bleiben wilde Bestien und wenn man selbst noch bessere Maschinen erfinden würde, wilde Bestien wird es immer geben."

Jacques nickte bejahend mit dem Kopfe. Er sah soeben, daß Flore einem Karren, der zwei mächtige Steinblöcke führte, die Barrière öffnete. Die Landstraße wurde fast ausschließlich von den Kärrnern aus Bécourt benutzt; es kam daher höchst selten vor, daß Flore des Nachts aufstehen mußte, um die mit einem Vorlegeschloß versehene Barrière zu öffnen. Als er das Mädchen vertraut mit dem Kärrner, einem jungen, gebräunten Manne plaudern sah, rief er aus:

„Oho! Cabuche ist wohl krank, sein Vetter Louis fährt ja sein Gespann? . . . Der arme Cabuche, sehen Sie ihn oft, Pathe?"

Sie hob die Hände ohne zu antworten und seufzte tief auf. Es hatte sich im vergangenen Herbst hier ein Drama abgespielt: ihre jüngere Tochter Louisette,

welche als Hausmädchen bei Frau Bonnehon in Doinville diente, hatte sich eines Abends, halb wahnsinnig, zu ihrem guten Freunde Cabuche geflüchtet, der mitten im Walde ein Häuschen besaß, und war in seinen Armen gestorben. Es liefen Gerüchte umher, die den Präsidenten Grandmorin eines Verbrechens gegen die Sittlichkeit beschuldigten, aber man wagte nicht, sie sich laut zu wiederholen. Die Mutter selbst, die wohl genau wußte, wie die Sache lag, vermied es, auf diesen dunklen Punkt zurückzukommen. Heute aber sagte sie doch:

„Nein, er kehrt nicht mehr bei uns ein. Er wird immer mehr zum bissigen Wolf ... Die arme Louisette, dieses liebe, zarte, sanfte Geschöpf! Sie würde mich gewiß geliebt und gepflegt haben, während Flore ... du lieber Gott, ich will mich gewiß nicht beklagen, aber sie hat so etwas Gewaltsames an sich, es muß Alles nach ihrem Kopf gehen, hoch hinaus ist sie und heftig, und manchesmal bleibt sie stundenlang fort ... Alles das ist so traurig, so sehr traurig!“

Jacques Blicke folgten dem Wagen, der jetzt über die Schienen rollte, während er aufmerksam zuhörte. Die Räder blieben oft an den Geleisen hängen und der Fuhrmann mußte mit der Peitsche knallen, während Flore durch Schreien die Pferde anfeuerte.

„Teufel auch“, meinte Jacques, „wenn jetzt ein Zug käme, das gäbe einen netten Brei!“

„Keine Furcht,“ antwortete Tante Phasie. „Flore ist mitunter höchst eigenthümlich, aber sie kennt ihr Geschäft und ist sehr umsichtig ... Gott sei Dank, in in den letzten fünf Jahren ist hier nichts vorgekommen. Vordem wurde ein Mann gerädert. Wir haben es nur mit einer Kuh zu thun gehabt, die beinahe den ganzen Zug zur Entgleisung brachte. Man hat den Körper des armen Thieres hier und den Kopf dort unten, dicht beim Tunnel, gefunden ... Wenn Flore wacht, kann man auf beiden Ohren schlafen.“

Der Karren war glücklich hinüber, man hörte das Knirschen der Räder in den Geleisen ferner und ferner. Phasie's Gedanken kehrten zu ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Kapitel des körperlichen Wohlbefindens von sich und anderen, zurück.

„Und Dir geht es jetzt ganz gut? Erinnerst Du Dich noch an die Krankheit, an welcher Du bei uns littest und für die selbst der Arzt keinen Namen fand?“

Sein Blick flimmerte unstät.

„Mir geht es sehr gut, Pathe.“

„Wirklich? Also der Schmerz hinter den Ohren, der Dir das Gehirn zu durchbohren schien, die plötzlichen Fieberanfälle und die jähe Schwermuth, die Dich wie ein Thier in einen einsamen Winkel niederzukauern zwang, alles das hat aufgehört?“

Je mehr sie sprach, desto heftiger wurde in ihm das Gefühl der Uebelkeit, so daß er sie schließlich kurz angebunden unterbrechen mußte.

„Ich versichere Sie, es geht mir ausgezeichnet ... Mir fehlt garnichts mehr.“

„Desto besser, mein Junge, desto besser! ... Wenn es Dir auch schlecht ginge, mit mir stände es deshalb doch nicht anders. In Deinem Alter ist man auch immer gesund. Ach, die Gesundheit, es giebt nichts Besseres ... Es ist jedenfalls hübsch von Dir, daß Du mich besuchst, anstatt Dich irgendwo sonst zu unterhalten. Du ißt bei uns und schläfst oben in der Vorrathskammer, neben Flore's Zimmerchen.“

Noch einmal schnitt ihr das Signalhorn das Wort ab. Die Nacht war nun vollständig hereingebrochen. Als Beide zum Fenster hinausblickten, unterschieden sie nur undeutlich die Umrisse von Misard und einem zweiten Manne. Es hatte soeben sechs geschlagen und Misard übergab den Dienst seinem Stellvertreter, der die Nachtwache hatte. Jetzt war er endlich frei, nachdem er zwölf Stunden in dieser Bude zugebracht hatte, die nur mit einem Tische unter der Apparatplatte, einem niedrigen Stuhle und einem Ofen ausgestattet war, dessen zu starke Gluth ein fortwährendes Offenhalten der Thür verlangte.

„Aha, da ist er, er wird gleich kommen“, murmelte Tante Phasie, von Furcht ergriffen, vor sich hin.

Der signalisirte Zug kam mit von Sekunde zu Sekunde lauter werdendem Getöse wuchtig näher. Der junge Mann mußte, gerührt von dem elenden Zustande, in welchem er sie sah, und bemüht, sie zu trösten, sich vorbeugen, um verständlich zu werden.

„Hören Sie, Pathe, sollte er wirklich schlechte Gedanken haben, so läßt er sie vielleicht fallen, wenn er weiß, daß ich mich hineinmische ... Sie thäten gut, mir die tausend Franken anzuvertrauen.“

„Meine tausend Franken?“ rief sie empört. „Weder Dir, noch ihm ... Lieber krepire ich, sage ich Dir!“

In diesem Augenblick sauste der Zug mit orkanartiger Gewalt vorüber, als hätte er alles, was ihm im Wege stand, zerschmettert. Vom Winde gefaßt, erbebte das Haus. Dieser nach Havre bestimmte Zug war sehr besetzt, denn am kommenden Sonntage sollte dort ein Fest, der Stapellauf eines Schiffes, gefeiert werden. Trotz der Schnelligkeit des Zuges hatte man das Gefühl, daß hinter den erleuchteten Scheiben die Coupés voller Menschen steckten, die Vision einer Reihe dicht gedrängter Köpfe, deren Profil man genau erkannte. Sie folgten sich und verschwanden. Welch eine Welt! Menge auf Menge, schier endlos inmitten des Rollens der Wagen, des Keuchens der Lokomotiven, des Anschlagens des Telegraphen, und des Läutens der Glocken. Das Eisenbahnnetz, ein niedergekauertes riesenhaftes Wesen schien es zu sein, mit dem Kopfe in Paris, den Wirbelbeinen längs der ganzen Strecke der Linie, den Füßen und Händen in Havre und den anderen Endpunkten. Und das zog und zog vorüber, mechanisch, triumphirend, der Zukunft entgegen mit einer mathematischen Genauigkeit, freiwillig verkennend, was ihm zu beiden Seiten, verborgen und doch lebendig, im Menschen zurückgeblieben ist: die ewige Leidenschaft und das ewige Verbrechen.

Flore war die erste, welche die Küche betrat. Sie zündete eine kleine Petroleumlampe an, die keine Glocke hatte, und stellte sie auf den Tisch. Kein Wort wurde gewechselt, Kaum glitt ein Blick zu Jaques hinüber, der, den Rücken ihr zugekehrt, am Fenster stand. Auf dem Heerde hielt sich eine Kohlsuppe warm. Sie trug sie gerade auf als auch Misard erschien. Er bezeugte keine weitere Ueberraschung, den jungen Mann hier zu erblicken. Er hatte ihn vielleicht kommen gesehen, aber er fragte ihn nicht, er kannte eben keine Neugierde. Ein Händedruck, drei kurze Worte, nichts weiter. Jacques mußte aus sich heraus die Geschichte von der gebrochenen Treibstange, seiner Absicht, sein Pathe zu begrüßen und hier zu übernachten, nochmals wiederholen. Misard hatte durch ein sanftes Neigen des Hauptes sein Einverständniß mit alledem zu erkennen gegeben, man setzte sich und aß ohne Hast, zunächst schweigsam. Phasie, die schon seit dem Morgen den Napf nicht außer Acht gelassen hatte, in welchem die Krautsuppe kochte, ließ sich auch einen Teller voll reichen. Aber als sich ihr Mann erhoben hatte, um ihr das von Flore vergessene Eisenwasser zu reichen, eine Karaffe, in welcher Nägel schwammen, nahm sie nichts Er, demüthig und dienstbar, mit einem krankhaften Husten behaftet, sah nicht so aus, als ob er die ängstlichen Blicke bemerkte, mit denen sie seine geringsten Bewegungen verfolgte. Als sie Salz verlangte, welches auf dem Tische nicht zu sehen war, sagte er zu ihr, sie würde es noch einmal bereuen, so viel Salz zu essen, das mache sie gerade krank. Er erhob sich, um es zu holen, und brachte ihr in einem Löffel ein paar Finger voll. Das Salz nahm sie voll Vertrauen; es reinige Alles, meinte sie. Dann sprach man von der seit einigen Tagen eingetretenen wirklich warmen Witterung, von einem in Maromme vorgekommenen Unglücksfall. Jacques mußte schließlich glauben, daß Phasie an Einbildungen leiden müsse, denn er konnte nichts in dem Benehmen

des gefälligen Männchens mit den farblosen Augen entdecken, was zum Mißtrauen herausforderte. Länger als eine Stunde saß man bei Tische. Viermal war Flore beim Tönen des Signalhornes auf einen Augenblick verschwunden. Die Züge jagten vorüber und brachten die Gläser auf dem Tische zum Klirren, aber keiner der Tischgenossen schenkte ihnen irgend welche Aufmerksamkeit.

Abermals ein Signal mit dem Horn, doch diesmal kam Flore, die soeben abgedeckt hatte, nicht zurück. Sie ließ ihre Mutter und die beiden Männer bei einer Flasche Apfelweinschnaps zurück. Die drei blieben noch eine halbe Stunde beisammen. Dann nahm Misard, der vorher seine Blicke einen Augenblick forschend auf eine Ecke des Gemaches gerichtet hatte, seine Mütze und schritt mit einem einfachen Guten Abend zur Thüre hinaus. Er wilddiebte in den Bächen der Nachbarschaft, in denen es prächtige Aale gab, und er ging nie eher schlafen, als bis er seine Netze gründlich visitirt hatte.

Kaum war er fort, sah Phasie ihren Pflegesohn bedeutsam an.

„Glaubst Du nun? Hast Du gesehen, wie sich sein Blick dort in die Ecke wühlte? . . . . Es ist ihm nämlich gerade eingefallen, ich könnte meinen Schatz dort hinter dem Buttertopf verborgen haben . . . O, ich kenne ihn, ich weiß genau, daß er heute Nacht den Topf von der Stelle rücken wird.“

Ein plötzlicher Schweiß drang durch die Poren ihres Körpers und ein heftiges Zittern schüttelte ihre Glieder.

„Da, sieh her, auch das noch! Er wird mir zu viel eingegeben haben, ich habe einen bittern Geschmack im Munde, als ob ich alte Sousstücke verschluckt hätte. Ich weiß es wohl, warum ich durchaus nichts von ihm nehmen will. Man möchte am liebsten gleich ins Wasser gehen. Heute Abend geht es leider nicht mehr, weil ich jetzt zu Bett muß. Also lebe wohl, mein Junge, da Du schon um sieben Uhr sechsundzwanzig Minuten abfährst, werde ich Dich nicht mehr sehen können. Und Du kommst bald wieder? Wir wollen hoffen, das Du mich hier noch vorfindest.“

Er half ihr in ihr Zimmer, wo sie sich hinlegte und auch sofort zusammengekauert einschlief. Allein geblieben, zögerte er einen Augenblick und überlegte, ob er auch nach oben steigen und sich auf das Heu in der Vorrathskammer strecken sollte. Die Uhr zeigte aber jetzt erst dreiviertel auf acht, also war es noch zu früh zum Schlafen. Er verließ das Gemach und ließ die kleine Petroleumlampe in dem leeren, träumenden Häuschen brennen, das von Zeit zu Zeit durch den jähen Donner eines vorüberfahrendeu Zuges erschüttert wurde.

Daußen fühlte sich Jacques von der Milde der Luft angenehm überrascht, welche Regen zu verkünden schien. Eine gleichmäßige, milchartige Wolke hatte den ganzen Himmel überzogen und der hinter ihr verborgene, unsichtbare Vollmond tauchte das Himmelsgewölbe in einen röthlichen Schimmer. Weit hinein sah er in das Land, dessen im friedlichen Schlummer ruhende Wiesen, Abhänge und Bäume sich in diesem gleichmäßigen, todten Lichte dunkel abhoben. Er durchschritt den kleinen Küchengarten, dann wollte er nach Doinville zu spazieren gehen, weil die Straße nach jener Richtung weniger schroff aufstieg. Aber der Anblick des jenseits des Eisenbahndammes schräg aufsteigenden, einsamen Hauses zog ihn an; da die Barrière schon für die Nacht geschlossenen war, überschritt er die Geleise bei dem Pförtchen. Er kannte dieses Haus sehr gut, denn er sah es ja auf jeder Fahrt beim Dröhnen seiner brummenden Maschine. Die unklare Empfindung, die sein Anblick hervorrief, ärgerte ihn, er wußte selbst nicht, warum. Jedesmal fürchtete er, es könnte verschwunden sein, und er boßte sich, wenn er es noch an derselben Stelle vorfand. Noch nie hatte er die Fenster oder Thüren offen gesehen. Er wußte nichts weiter, als daß es dem alten Präsidenten Grandmorin gehörte. An diesem Abend aber trieb ihn ein unstillbares Verlangen dorthin, um vielleicht mehr zu erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die [illegible] Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, [illegible] von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 4. Berlin, den 26. Februar 1890. I. Jahrgang.

Unterrichtsreform.

Von Ferdinand Simon.

Am 3. October 1889 hielt Prof. Kollmann in der Baseler medicinischen Gesellschaft einen Vortrag „über den Einfluß der Schule auf die körperliche Entwickelung der Jugend". Wir machen uns das Vergnügen, aus dieser trefflichen Rede den folgenden Passus zu citiren: „Dorfkinder, auch wenn sie in Fabriken arbeiten, entwickeln sich im Allgemeinen günstiger als die Stadtjugend. In Bezug auf harmonische Entwickelung des Körpers, d. h. in Bezug auf das richtige Verhältnis von Körperlänge, Brustumfang und Gewicht stehen die Stadtschüler sowohl hinter den Dorfschülern als auch hinter den Fabrikkindern zurück". — Diese Sätze gründen sich auf eine Beobachtungsreihe Erismanns von nicht weniger als 40 000 Fällen.

Wir sind nicht optimistisch genug, um zu glauben, daß wir mit dieser Thatsache auf unsere Schulfanatiker irgend welchen Eindruck hervorbringen werden. Die stärkste Wehr der Herrn Fachpädagogen war ja stets ihre Ignoranz auf allen Gebieten realen Wissens, und sie wird sie auch vor der ernsten Werthschätzung dieses ungeheuerlichen Factums behüten. Aber es wäre an der Zeit, die öffentliche Meinung aus ihrer Lethargie gegenüber dem Thun und Treiben jener Leute aufzustören.

Was für die Stadtschule im Allgemeinen gilt, gilt natürlich tausend Mal für den Gymnasialunterricht im Besonderen (wir begreifen hier allemal auch die Realgymnasien darunter).

Der in den oberen Klassen unserer höhern Lehranstalten in erschreckendem Maaße wachsende Procentsatz der Kurzsichtigen, die in demselben Sinne zunehmende Häufigkeit der habituellen Kopfschmerzen und des habituellen Nasenblutens (Zeichen abnormer Füllungszustände der Hirngefäße), endlich die auffällig hohe Zahl blut-

armer Schüler sind genügend deutliche Symptome dafür. Für weit bedrohlicher aber halten wir speciell die Verbreitung der Neurasthenie unter den Gymnasiasten. Zwar existirt hierüber noch keine Statistik, aber „es steht auch durch die Erfahrung fest, daß die Nervosität von Classe zu Classe häufiger wird, und, wie das habituelle Kopfweh, in der obersten die größte Frequenz erreicht, namentlich einen unendlich hohen Procentsatz der vor dem Examen Stehenden befällt. Dies weist darauf hin, daß wiederum in erster Linie die Anstrengung des Geistes anzuschuldigen ist."*) Jeder Arzt weiß, ein wie hartnäckiges Leiden die Neurasthenie ist, und die moderne Psychiatrie lehrt, daß sie noch in späten Jahren einen günstigen Boden für die Entstehung schwerer Geisteskrankheit bietet.

Wir fragen: Welche Existenzberechtigung hat ein Unterrichtssystem, das zu dem jungen Mann sagt: „Gieb mir die normale Refraction deiner Augen; ich mache dich zwar kurzsichtig, doch schenke ich dir eine wissenschaftliche Bildung. Und für dein gesundes Blut, für dein gesundes Nervensystem erhältst du von mir den Freibrief zum Eintritt in den gelehrten Beruf!" Was ist das für eine Pädagogik, welche Bildung gegen Gesundheit verkauft? Sie soll dem Jüngling die Waffe liefern, mit der er den Kampf ums Dasein ausfechten soll, und sie lähmt ihm den Arm, der jene Waffe zu führen hat!

Die moderne Hygiene läßt sanitärisch rationellere Schulgebäude errichten, sie bestimmt genau alle Details der Lehrzimmer, sie construirt Schreibtische, nichts von allen äußeren Umständen, unter denen der Unterricht stattfindet, ist ihrer gewissenhaften Revision entgangen, — nur der Unterricht selbst, seine Methode, ist, von ihr unberührt, ganz die alte geblieben.

Es muß gerade herausgesagt werden, unser gesammtes Unterrichtssystem ist ein durchaus mittelalterliches. Es ist das künstlich conservirte Product der Scholastik, jener Periode, in der alle Wissenschaft noch Philologie war. „Und das Wort ward Fleisch", nein sogar Beefsteak, so suggerirten die Philologen durch die Jahrhunderte unserer wissenshungerigen Jugend; und schließlich glaubten es alle bis auf wenige Hartköpfe, wie der Hypnotisirte eine Ananas zu essen meint, während er an einer schäbigen Kartoffel kaut. Im Anfang war das Wort, am Ende ist das Wort und in der Mitte ebenfalls — das wäre kurz die Formel für unsere Gymnasialbildung, die mit der stillen Gemüthlichkeit einer Mumie sogar den Hohn Göthes überdauert hat.

Wenn wir gleichwohl eine Reihe guter Aerzte und guter Naturforscher besitzen, so sind diese es nicht durch unsern Unterricht, sondern trotz desselben geworden, indem ihre natürlichen Anlagen zu Beobachtung und inductivem Denken sich stärker erwiesen als der Einfluß jener Pädagogik. Daher galten sie auf den Gymnasien zumeist auch nur als mittelmäßige Schüler. Und selbst bei dieser in ihrem Fach tüchtigen Minorität, wie steht es mit ihrer universellen Bildung, die doch das Ziel der Vorbereitung zur Universität sein soll? Wir decken das thränenfeuchte Taschentuch tiefsten Mitgefühls darüber.

Also für diese Sorte Bildung, für diese omelette soufflée, soviel Jugend, soviel Zeit, soviel Kraft, soviel Gesundheit! —

Kurzsichtig, blutarm, neurasthenisch, die Freude an der Natur und der Beobachtung erstickt, die Sinne abgestumpft, aber grammatikalisch parademäßig dressirt, mit einem enormen Gedächtnißballast beladen, — so wird „die Blüte der Nation" schließlich zur Universität entlassen. Und hier soll die eigentlich wissenschaftliche Arbeit erst beginnen!

Nun wächst aber das Gebiet namentlich der modernen Wissenschaften von Jahr zu Jahr in die Breite und in die Tiefe, und damit auch die Masse des von den

*) Uffelmann: Handbuch der Hygiene. — Wien und Leipzig 1890.



Studirenden zu bewältigenden Materials. Wir erinnern uns eines Collegen, dem das medizinische Staatsexamen den tragikomischen Verzweiflungsseufzer abpreßte: „In zwanzig Jahren wird Einer allein überhaupt nicht mehr das Examen machen können.“

Und trotzdem seit Jahren das Klagegeschrei der Pädagogen von der „Ueberfüllung“ der wissenschaftlichen Berufe und hinter ihm das Schreckgespenst eines Gelehrtenproletariats mit natürlichen Sympathien für alle revolutionären Tendenzen!

Woher diese Ueberfüllung, ungeachtet der wachsenden Arbeitslast des akademischen Studiums stammt, das liegt für Jeden klar zu Tage, der nicht ganz unbewandert in unseren ökonomischen Verhältnissen ist. Die moderne Industrie, die moderne Technik sind die Todtengräber unseres Mittelstandes, die Kleinbetriebe sind im Kampf ums Dasein gegenüber den großen, mit allen technischen Hülfsmitteln ausgerüsteten, gerade so gestellt, wie in Afrika der böse Buschiri zu unserem Culturträger und Reichscommissar Wißmann. Was ist da natürlicher, als daß die kleinen Capitalisten ihre Söhne vor einem so hoffnungslosen Ringen, um die Existenz zu bewahren trachten, daß sie deren Kampf ums Dasein auf ein Gebiet zu verlegen suchen, wo die Wahrscheinlichkeit des Erfolges nicht direct proportional der Größe der Capitalanlage ist? Das sind eben die Beamten- und Gelehrtenberufe, und daher deren Ueberfüllung.

Wir fragen: was kann der Staat gegen die Ueberfüllung der gelehrten Berufe thun, und was thut er?

Wenn wir hauptsächlich die empirischen Wissenschaften berücksichtigen, mit ihrem stetig wachsenden Stock von Forschungsresultaten, so stehen der auslesenden Thätigkeit des Staates, die er bei den Examina übt, zwei Wege zur Bekämpfung dieses Uebelstandes offen:

Entweder er fordert angesichts des rapid anschwellenden Wissensschatzes von den Examirenden nur eine möglichst sichere Beherrschung der Beobachtungs- und Forschungsmethoden, eine principielle Einsicht in die Theorie der Disciplin, so daß die von Natur für diese Wissenschaften veranlagten Elemente allein ausgelesen werden. (Natürlich müßte die Hauptentscheidung dann einer nur auf die Begabung gerichteten Prüfung in den ersten Semestern zufallen.)

Oder er verlangt mit dem zunehmenden Thatsachenmaterial ein steigendes Quantum von Wissen, d. h. von Gedächtnißarbeit.

Die letztere Alternative wäre nur die consequente Fortführung des bisher geübten Verfahrens, und die Regierung hat diese augenscheinlich auch gewählt, wie abgesehen von vielem andern, schon allein die Erhöhung des Medizinstudiums von 4 auf 4½ resp. 5 Jahr beweist. Was hat sie damit gethan?

Sobald der Schwerpunkt der Prüfungsbestimmungen nicht mehr ausschließlich auf das diesen Wissenschaften specifische Können fällt, sobald für dasselbe zu einem großen Theil bei einer staatlichen Auslese das bloße Wissen, das Gedächtniß, eintreten kann, wird dem angeborenen Talent eine durch nichts gerechtfertigte, unbegrenzte Concurrenz seitens, wenigstens auf diesem Gebiet, durchaus unfähiger Köpfe geschaffen — eine Concurrenz, die mit der steigenden Zahl der Wettbewerber natürlich sich immer empfindlicher geltend machen wird und muß. Und wie oft bestimmt nicht die Laune der Eltern oder des Zufalls, was ungefähr dasselbe besagt, den Beruf des jungen Mannes? Wie oft treibt nicht die „Ueberfüllung“ einer Wissenschaftsdisciplin die jungen Leute in Schaaren einer anderen mit günstigeren Aussichten zu, gleichgültig ob sie dafür veranlagt sind oder nicht, als wenn die specifische wissenschaftliche Begabung Sache der freien Wahl wäre?

Bei den Naturwissenschaftlern, die zum größeren Theil doch das höhere Lehrfach, also eine Beamtenstellung mit dem Anciennetätsprincip als materiell ausschlaggebendem Moment, ergreifen müssen, sind die Gefahren solcher Concurrenz ja ohne

Weiteres klar. Aber selbst für die Aerzte können dieselben nach den famosen Beschlüssen des Braunschweiger Aerztetages vom 25. Juli 1889 nicht mehr in Abrede gestellt werden. Dort wurde u. A. zur Aufrechterhaltung der „ärztlichen Standesordnung" festgesetzt, daß kein Arzt „gleichviel auf welchem Wege" in die Praxis eines andern eindringen dürfe, d. h. es wurde das schon lange beliebte Verfahren der Sanctionirung collegialer Unfähigkeit offen zum Princip erhoben. Ein Moderduft wie von einer alten auf Pergament gemalten Zunftordnung stieg uns dabei in die Nase, und man fühlte sich lebhaft in die gute, alte Zeit versetzt, wo jedem Gevatter Schneider und Handschuhmacher vorgeschrieben war, wie viele Arbeitsleute er beschäftigen, wie viele Hosenbeine oder Handschuhe er jährlich verfertigen dürfe.

Jeder Vorurtheilslose ersieht daraus, daß wir die Gefahren der den Staat leitenden Principien in der Auslese der Personen für die Gelehrtenberufe nicht übertrieben haben. Die unberufenen Elemente, deren Stärke in der Elimination eines gesunden freien Wettbewerbes, in dem Schutz durch eine Zunftordnung beruht, bilden augenscheinlich schon heut die Majorität.

Indem der Staat der Bewältigung eines immer wachsenden Quantums von Wissen eine maßgebende Rolle für die Examina zuweist, indem er fernerhin das Minimum der Studienzeit vorschreibt (in der Schweiz z. B. existirt kein Semesterzwang), reservirt er die wissenschaftlichen Berufe allen den Leuten, welche vermögend genug sind, um so viele Jahre ohne eigene Erwerbsthätigkeit zu leben. Damit wird das Talent aus seiner eigensten Domaine, aus der Wissenschaft verdrängt, — verdrängt durch das Capital. Mit dem weiteren Niedergang unseres kleinen Bürgerstandes, mit den höheren financiellen Ansprüchen des Studiums, wird künftig der Gelehrtenberuf mehr und mehr nicht Sache der Begabung, er wird das Monopol des Geldes sein. So wird der Capitalismus seinen siegreichen Einzug auch in das letzte menschliche Arbeitsgebiet, in die Wissenschaft, halten. Nicht mehr die Talente werden für die Forschung ausgelesen werden, sondern die Capitalien. Unsere Geldaristokratie soll und wird über kurz oder lang auch zu unsrer Geistesaristokratie werden. Damit allerdings wäre die Gefahr eines Gelehrtenproletariats radical beseitigt.

Wir haben oben gesehen, daß der Mittelstand gerade in den Gelehrtenberufen eine Zuflucht vor dem gräßlichen Appetit der großen Capitalien sucht. Und seltsam genug, derselbe Staat, welcher die Bauernschaft mit allen erdenklichen Mitteln vor ihrem sicheren Schicksal, vor dem Untergang bewahren will, versperrt auf der andern Seite dem industriellen Kleincapitalisten einen der Hauptwege, auf welchen er der ökonomischen Décadence zu entrinnen trachtet. —

Jenseits des Oceans wächst in freien, vom Staat größtentheils unabhängigen Hochschulen ein neues Gelehrtengeschlecht heran. Dollarmillionäre wetteifern, durch fürstliche Schenkungen die Bildungsinstitute der amerikanischen Jugend auf das verschwenderischste auszustatten. Man experimentirt dort auf breitester Basis, ein neuer Versuch für Nationalisirung des höheren Unterrichts tritt neben den andern, — wir dagegen schematisiren und uniformiren. Aber das große darwinistische Princip, daß nur die Fülle und die Mannigfaltigkeit der Gestalten, die Möglichkeit, den Keim des Fortschritts in sich birgt, — es gilt für die menschliche Gesellschaft, für die gesunde Entwicklung der Wissenschaft eben so sehr, wie für die belebte Natur überhaupt! Und grade jetzt, „an der Zeiten Wetterscheide", hat dieses Theorem für uns die ernsteste, weittragendste Bedeutung.



Zola als Theoretiker.

Von **Arno Holz.**

Als Praktiker geht Zola von Balzac aus, als Theoretiker von Taine. Seine „Oeuvres critiques“ stehen genau in demselben Abhängigkeitsverhältnisse zur „Philosophie de l'art“ des Einen, wie sein Rougon — Macquart-Cyclus zur „Menschlichen Komödie“ des Andern. Beide Werke wären ohne diese Vorgänger nicht geschrieben worden. Den Beweis für diese Behauptung, wenigstens insofern sie den Praktiker Zola berührt, erlassen wir uns hier, wir halten uns nur an den Theoretiker.

I.

Mit Taine hob in der Kunstwissenschaft eine neue Aera an. Er war der Erste, der die naturwissenschaftliche Methode in sie einführte; der sie nicht mehr auf Dogmen gegründet wissen wollte, sondern auf Gesetzen. Hat er dieses sein Ideal verwirklicht? Ist es ihm thatsächlich gelungen — wie er es beabsichtigte —, aus der Kunstwissenschaft eine Naturwissenschaft zu machen, „une sorte de botanique appliquée, non aux plantes, mais aux oeuvres humaines“? Nein! Seine „Philosophie de l'art“ ist ein Gemisch aus Gesetzen und Dogmen!

Welches nun sind diese Gesetze, und welches sind diese Dogmen?

Beide von diesen Gruppen lassen sich mühelos auf je einen Kerngrundsatz zurückleiten, und es leuchtet also wohl ein, daß man nur diese beiden wiederzugeben braucht, um auch zugleich jene beiden damit anzudeuten. Das Gesetz, aus dem sich dann alle übrigen von Taine gefundenen entwickelt haben, lautet: „Jedes Kunstwerk resultirt aus seinem Milieu“, das Dogma: „In der exacten Reproduction der Natur besteht das Wesen der Kunst nicht.“

Das Gesetz war urneu, das Dogma uralt.

Noch nie und nirgends hat es eine Aesthetik gegeben, deren tiefunterstes Fundament dieses Dogma nicht gewesen wäre. In ihm wurzelte und wurzelt auch heute noch Alles, was je über Kunst gedacht und geschrieben worden ist; und so erbittert allenthalben auch sonst der Kampf tobte und tobt, über ihm reichte und reicht man sich auch heute noch versöhnt die Hände; in ihm begegnen sich ganz ernsthaft Sophokles und Schmidt-Cabanis . . .

Doch ist es vielleicht darum, fragen wir, auch nur um ein Haar breit weniger ein Dogma?

Falls man unter einem „Dogma“ nichts anderes versteht, als was wir darunter verstehen, nämlich eine unbewiesene Behauptung, dann sicher nicht! Oder — irren wir uns? Hat sie schon jemand bewiesen? Dann tausend Verzeihung! Die Beweise, die Taine anführt, und die, soweit wenigstens unsere Kenntniß davon reicht, die üblichen zu sein scheinen, leiden leider an einer derartigen Fadenscheinigkeit, daß es vollkommen unverständlich wäre, wie ein so kluger und scharfsinniger Kopf wie Taine sich überhaupt ihrer hatte bedienen können, wenn man sich nicht eben sagte, daß er sie offenbar nur so pro forma angeführt hatte. Wozu etwas vertheidigen, was noch niemand angegriffen? Er hatte sich in diesem Pünktchen offenbar so total eins mit aller Vergangenheit gefühlt, so durchaus congruent mit allem bis dahin Gewesenen, daß ihm das Problematische darin offenbar gar nicht zum Bewußtsein gekommen war. Er war darüber hinweggeglitten, wie man über ein Axiom hinweggleitet. „Wenn zwei Größen einer Dritten gleich sind, so sind sie unter einander gleich.“ „In der exacten Reproduction der Natur besteht das Wesen der Kunst nicht.“ Der eine von diesen beiden Sätzen ist aus Granit gehauen, der andere aus Wachs geformt; und es wäre nur die herrliche Krönung seiner eigenen Methode gewesen, die er ja selber die nicht dogmatische genannt hat, wenn Taine

eben dieses Wachs zum Schmelzen gebracht hätte! Aber seine Energie war nicht groß genug, grade im entscheidendsten Momente verließ ihn sein Positivismus, und so kam es denn, daß die Welt auch heute noch jenes Wachsklümpchen für einen Granitblock hält . . .

II.

Und Zola? Wie verhält sich nun Zola zu Taine? Ist er über ihn als Theoretiker ähnlich hinausgegangen, wie über Balzac als Praktiker? Lassen seine „Oeuvres critiques“ die „Philosophie de l'art“ gleich weit hinter sich zurück, oder auch nur annähernd so weit, wie sein Rougon—Macquart-Cyclus die „Menschliche Komödie“?

Wollte man so liebenswürdig sein und gewisse Rhetorika von ihm für baare Münze hinnehmen, so müßte mindestens das Letzte der Fall sein. Mit zwanzig Jahren war ihm Taine seinem eigenen Geständnisse nach „die höchste Offenbarung unseres Erkenntnißdranges“ gewesen, „unseres modernen Bedürfnisses, Alles einer Analyse zu unterwerfen, unseres unwiderstehlichen Hanges, Alles zu dem einfachen Mechanismus der mathematischen Wissenschaften zurückzuführen“, mit vierzig Jahren nannte er ihn einen „zimperlichen Akademicus“, einen „Trembleur“ der Philosophie, einen „Equilibristen“ der Kritik.

Nun, er hätte sich diese Titulaturen sparen sollen. Er besaß kein Recht auf sie. Der „Equilibrist“ hielt die Intelligenz des Vierzigjährigen noch mit genau denselben Brettern umnagelt, die die „höchste Offenbarung“ bereits um die Intelligenz des Zwanzigjährigen gehämmert hatte. Irgend ein Sonnenstrahl von Außen her war unterdessen auf sie auch nicht durch ein einziges Ritzchen geschimmert!

Alle die hundert und aber hundert Kritiken, die uns Zola heute in sieben Bänden gesammelt vorgelegt hat, sind nichts weiter als immer wieder und wieder machtvoll wiederholte Variationen über einunddasselbe Doppelthema: „Jedes Kunstwerk resultirt aus seinem Milieu“ und: „In der exacten Reproduction der Natur besteht das Wesen der Kunst nicht.“

Irgend ein Zweifel, ob diese beiden, ihrem innersten Bau nach so grundverschiedenen Melodieen nicht am Ende doch in eine unauflösliche Dissonanz ausklingen möchten, ist ihm, dem Schüler, ebenso wenig aufgestiegen, wie vordem seinem Meister. Er hat nur einfach weitergegeben, was ihm von diesem überliefert worden war. Mit einem Wort: Der Praktiker Zola bedeutete einen Fortschritt, der Theoretiker Zola einen Stillstand.

III.

Aber, wendet man uns hier vielleicht ein, stammen denn nicht wenigstens gewisse Schlagworte von Zola? Schlagworte, ohne die wir in unserer modernen litterarischen Discussion einfach gar nicht mehr auskommen können? Und widerlegt nicht schon diese eine Thatsache allein unsere Behauptung? Unsere Behauptung nämlich, daß die „Oeuvres critiques“ dem durch die „Philosophie de l'art“ so erheblich emporgeschraubten Niveau unserer Kunstwissenschaft auch nicht die Größe eines Sandkörnchens hinzugefügt hätten?

Nein! Denn diese berühmten Schlagworte gliedern sich, wie alle derartigen Zeitproducte naturgemäß in zwei Rubriken: die eine enthält alle diejenigen, denen eine Wahrheit zu Grunde liegt; die andere alle diejenigen, die ihr — wahrscheinlich nur sehr kurz bemessenes — Dasein einem Irrthume verdanken. Und es ist das eigenthümliche Mißgeschick Zolas, daß immer nur die Nummern der zweiten Rubrik sein geistiges Eigenthum sind.

Wir wählen zwei Beispiele, die Schlagworte: „documents humains“ und „roman expérimental“; jenes mag die erste Rubrik charakterisiren, dieses die zweite.

Die documents humains würden in der That heute in unsere Discussion geplatzt sein, auch wenn Zola sie nie zu Papier gebracht hätte. Man gestatte uns

hier die folgende Stelle von Georg Brandes zu citiren, aus seinem bekannten, Essay über den Dichter:

„Nichts von dem, was Taine geschrieben, hatte solchen Eindruck auf ihn gemacht, wie der Aufsatz über Balzac, in dem er seinen zweiten großen Führer fand. Dieser Aufsatz, der damals für eine der verwegensten litterarischen Handlungen galt, stellte mit einem herausfordernden und übertreibenden Vergleich einen noch umstrittenen Roman-Verfasser an die Seite Shakespeare's; aber er macht-Epoche und führte in die Litteratur einen neuen Ausdruck und einen neuen Maßstab für den Werth dichterischer und historischer Werke ein: Zeugnisse darüber, wie der Mensch ist.

Taine schloß nämlich folgendermaßen: „Mit Shakespeare und Saint-Simon ist Balzac das größte Magazin von Zeugnissen, das wir über die Beschaffenheit der menschlichen Natur besitzen“ (documents sur la nature humaine).

Zola machte hieraus sein ungenaues Stichwort: „documents humains“.

Dieser letzte Passus beruht auf einem kleinen Versehen von Brandes. Nicht Zola war es, der aus der Taine'schen Phrase das „ungenaue Stichwort“ machte, sondern das Brüderpaar der Goncourts. In ihren gesammelten „Préfaces et manifestes littéraires“ (Paris 1888, pag. 60) bemerkt Edmond in einer Fußnote zu dem Worte „documents humain“ ausdrücklich:

„Cette expression, très blaguée dans le moment, j'en réclame la paternité, la regardant, cette expression, comme la formule définissant le mieux et le plus significativement le mode nouveau de travail de l'école qui a succédé au romantisme: l'école du document humain.“

Mithin liegen die Thatsachen so, daß Taine die Idee dieses Schlagwortes gehört, den Goncourts seine Form und Zola nur seine Verbreitung. Man versuche einmal eine ähnliche Probe mit den übrigen Formeln dieser Rubrik, und die Resultate werden sicher keine allzu auseinandergehenden sein!

Bleibt uns also nur noch die zweite übrig, und das typische Beispiel, derselben: „roman expérimental.“ Dieses Schlagwort scheint Zola in der That zuzugehören, als das natürliche Product seiner Individualität, etwa wie sein „L'Assommoir“, oder wie sein „Germinal“. Enthält es aber eine Wahrheit, d. h., ist es wirklich der adäquate Ausdruck eines bis dahin völlig übersehen gebliebenen Thatsachenbestandes?

Sehen wir zu! Zunächst: was ist ein Experiment?

Ein Chemiker hält in seiner Hand zwei Stoffe, den Stoff x und den Stoff y. Er kennt ihre beiderseitigen Eigenschaften, weiß aber noch nicht, welches Resultat ihre Vereinigung ergeben würde. Seiner Berechnung nach freilich x plus y, vielleicht aber auch u, vielleicht sogar z. Selbst weitere Möglichkeiten sind keineswegs ausgeschlossen. Um sich also zu überführen, wird ihm nichts anderes übrig bleiben, als jene Vereinigung eben vor sich gehen zu lassen, d. h. ein Experiment zu machen — „une observation provoquée dans un but quelconque“, wie Zola in Anlehnung an Claude Bernhard, seinen dritten großen Meister, gesagt hat.

Inwiefern identifizirt sich nun mit diesem Chemiker der Romanschriftsteller? Auch er hält, wie wir annehmen wollen, zwei Stoffe in seiner Hand, auch er kennt, wie wir annehmen wollen, ihre beiderseitigen Eigenschaften, aber auch er weiß, wie wir annehmen wollen, noch nicht genau, welches Resultat ihre Vereinigung ergeben würde. Wie nun zu diesem gelangen? Nichts einfacher als das, erwidert darauf Zola, der Theoretiker: er läßt eben, genau wie sein gelehrter Muster-College, jene Vereinigung vor sich gehen, und die Beobachtung derselben giebt ihm dann das gewünschte Resultat ganz von selbst: „Ce n'est là qu'une question de degrés dans la même voie, de la chimie à la physiologie, puis de la physiologie à l'anthropologie et à sociologie. Le roman expérimental est au bout.“ Freilich, freilich! Aber vielleicht ist es gestattet, vorher eine kleine Einwendung zu machen?

Jene Vereinigung der beiden Stoffe des Chemikers, wo geht sie vor sich? In seiner Handfläche, in seinem Porzellannäpfchen, in seiner Retorte. Also jedenfalls in der Realität. Und die Vereinigung der beiden Stoffe des Dichters? Doch wohl nur in seinem Hirn, in seiner Phantasie, also jedenfalls nicht in der Realität. Und ist es nicht gerade das Wesen des Experiments, daß es nur in dieser und ausschließlich in dieser vor sich geht?

Ein Experiment, daß sich blos im Hirne des Experimentators abspielt, ist eben gar kein Experiment, auch wenn es zehnmal fixirt wäre; es kann im günstigsten Falle das Rückerinnerungsbild eines in der Realität bereits gemachten Experiments sein, nichts weiter. „Ein in der Phantasie durchgeführtes Experiment", wie man ja allerdings den Rougon=Macquart=Cyclus bereits geistvoll betauft hat, ist ein einfaches Unding, ein Kaninchen, das zugleich ein Meerschweinchen ist, und ein Meerschweinchen, das zugleich ein Kaninchen ist. Ein solches Kaninchen und ein solches Meerschweinchen hat es nie gegeben und wird es nie geben, gottseidank! Abgesehen natürlich von den Vorstellungen der Theoretiker. Bei denen ist eben Alles möglich, auch Mondkälber und Experimentalromane . . .

Nein, nicht die Funkelnagelneuheit seiner „Ideen" war es, nicht die mehr als zweifelhafte Tiefe seiner „Wahrheiten," die Zola auch als Theoretiker so hoch über den trivialen Haufen emporragen ließ, sondern die wunderbare Wärme seiner Ueberzeugung, das Pathetische seiner Perioden, das ganze unnachahmlich Machtvolle seiner Persönlichkeit, das, wie seinen übrigen Werken, so auch seinen kritischen Schriften zur Folie dient.

IV.

Buckle, der Unvergessene, hat in seiner großen „Einleitung zur Geschichte der englischen Civilisation", wie bekannt, folgenden Satz aufgestellt: „Der Fortschritt der Menschen hängt von dem Erfolge ab, mit welchem die Gesetze der Erscheinung erforscht werden, und von der Ausdehnung, in welcher eine Kenntniß dieser Gesetze verbreitet ist." Dann führt er fort: „Bevor eine solche Erforschung beginnen kann, muß ein Geist des Zweifels erwachen, welcher zuerst die Forschung unterstützt, um nachher von ihr unterstützt zu werden."

Uns scheint, dieser Geist des Zweifels ist heute in Deutschland bei uns erwacht. Wir erinnern hier nur an Einen, dessen Intellect ganz von ihm erfüllt war: an Friedrich Nietzsche. Zwar sein „Hammer" ist seinen müden Händen bereits entsunken, aber seine ganze Arbeit hat er darum noch nicht gethan. Es wäre hohe Zeit, mit ihm endlich auch an das alte Götzenmysterium zu klopfen, das sich „Kunstphilosophie" nennt. Vielleicht, daß man dann die Entdeckung macht: Es giebt keins, das hohler klingt.

Die Lügen der Presse.

Es giebt Leute, sagt man, welche die Musik als lästiges Geräusch empfinden. Man mag sie bedauern, denn sie leiden, wo andere genießen: sie ernstlich widerlegen wollen, wird Niemand. Man kann gegen Meinungen kämpfen, nicht gegen Idiosynkrasien.

Auch wer vor großen geistigen Lebensmächten verneinend steht, wer die **Kritik**, die Presse haßt, sie haßt im neunzehnten Jahrhundert, wird unser Bedauern wecken, nicht unser Widersprechen. Ihn eines Besseren zu belehren, werden wir um so weniger wünschen, als die Erfahrung zeigt: wie Niemand eifriger, als die grimmen Zeitungsgegner, dem bedruckten Papier, Morgen um Morgen, entgegensehen. Ein großer Musiker hat gesagt, und ein kleiner Kapellmeister hat es ihm im jüngsten Sensationsprozeß nachgesprochen: daß er niemals Recensionen lese; wer aber genauer

in Richard Wagner's Schriften nachsieht, wird sehr bald erkennen, wie achtsam der Meister, Schritt um Schritt, den Urtheilen der Welt gefolgt ist. Und so glaube ich auch, daß der Herr Landgerichtsdirector Brausewetter, welcher neulich vom Richtertisch aus verkündet hat: daß „nirgends mehr gelogen wird, als in der Presse", trotz seiner geringen Meinung von den Zeitungen ein sehr fleißiger Zeitungsleser ist; und daß er zumal in diesen letzten Tagen, wo er den Journalen zu thun gab, mehr Zeitungen gesehen hat, „als in des Jahres Einerlei": kein angenehmes, aber ein deutliches Echo seiner Aeußerung ist ihm daraus zurückgekommen.

Es wäre nicht ohne Reiz, der Frage nachzugehen: aus welchen Blättern dem Herrn Brausewetter seine Anschauung von der Presse mag erwachsen sein? Welches das Brausewetter'sche Leibblatt ist? Da wir die Frage nach äußerer Kenntniß nicht beantworten können, würden wir sie aus inneren Gründen zu entscheiden haben und demnach eine vergleichende Betrachtung anstellen: über die Berliner Zeitungen und ihr Verhältniß zur Wahrheit. Aber wir entziehen uns dieser Aufgabe, — obgleich die Autorität wiederum des Herrn Brausewetter es für ein Ziel erklärte, aufs Innigste zu wünschen: einmal die Redactionen der Zeitungen zu betrachten, wie jener edle Klopffechter von „Neu-Berlin" Bankiers und Schauspielerinnen betrachtet hat. Vielmehr wollen wir, dem Persönlichen ausweichend, einige allgemeine Bemerkungen hier versuchen, über die Lügen der Presse, ihre Ursachen und ihre Folgen.

Denn keineswegs sind wir der Meinung jener liebwerthen Collegen, die mit dem vollen Schwunge sittlicher Entrüstung, mit dem ganzen rollenden Leitartikelpathos dem Worte des Landgerichtsdirectors entgegengetreten sind. Es mag sein, daß das Recht, sich an feierlichem Ort also zu äußern, bestreitbar ist, es mag sein, daß die Qualification des Urtheilenden bestreitbar ist und seine Sachkenntniß; aber verdächtig bleibt uns die Entrüstung, welche mit gar so gerunzelten Brauen, ein Bild des tiefsten Erstaunens, dastand. „Der Aussätzige mag sich jücken, der Gesunde hüpft und lacht", sagt Hamlet. In der That haben gerade diejenigen Berliner Tageblätter den meisten Lärm geschlagen, an welche man, wenn von Preßsünden die Rede ist, am ehesten zu denken pflegt.

Ein Richter war es, der den Vorwurf der Lüge erhob, und das ist, im letzten Grunde, kein Zufall: die Wahrheit zu sagen ohne Zaudern und Erwägen, ist seines Amtes oberste Pflicht. Auf sie hat er den Eid geleistet, wie der Zeuge, den er vor die Schranke fordert. Von dem Journalisten aber fordert einen Wahrheitseid Niemand, nicht der Redacteur, noch der Verleger; und diejenigen sind selten, sagt man, die ihn, im stillen Kämmerlein, aus eigenem Triebe ablegen.

Nun wendet man ein: auch der Richter verkündet nicht die objective Wahrheit. Sein Recht auf den Irrthum ist ausdrücklich anerkannt: denn welchen anderen Sinn hätte der Zug der Instanzen? Aber nicht um die objective Wahrheit geht die Frage, hier und in allen menschlichen Dingen: die Wahrheit der persönlichen Ueberzeugung ist es, die gefordert wird; und welcher Richter sie nicht leistet, bricht seinen Eid. Zwischen ihm und dem Journalisten, wie ihn sich Herr Brausewetter denkt, ist darum ein natürlicher Gegensatz: den bindet kein Gelöbniß, den hemmt keine Amtspflicht; und er glaubt nur seinem guten Rechte zu folgen, wenn er diejenige brodreiche Kunst betreibt, welche der Sprachgebrauch mit dem technischen Ausdruck: Entenzucht bezeichnet.

Nur den harmloseren Theil der Preßlügen pflegen wir Journalisten unter diesen Begriff der Ente zu subsumiren. Conrad Bolz hat über diesen Bezirk der journalistischen Thätigkeit das Nöthige gesagt, und wir können darum von der Seeschlange und den anderen entarteten Geschöpfen aus dem Entengeschlecht schweigen. Auch was sonst an falschen Nachrichten die Blätter durchirrt, die polischen Combinationen, die Gerüchte der Lokalreporter, für die man die Gewähr dem ungenannten

oder unbekannten Vordermann zu überlassen pflegt, — dieses ganze Gebiet der gröberen Zeitungslüge streifen wir nur mit flüchtigem Blick. Wer nicht den Respect der Ungebildeten vor allem Gedruckten hat, weiß, was von alledem zu halten ist und liest ohne allzu viel Erstaunen oder gar Entrüsten Gegenerklärungen und Dementis. Bedenklich wird die Sache erst nnd gefährlich, wo die feinere Lüge beginnt: wenn an die Stelle der falschen Nachricht die gefälschte tritt, die entstellte. Und nur der Stumpfsinn kann verkennen, daß solcher Fälschungen Tausende Jahr um Jahr vollführt werden.

Mit der Fälschung aus Parteirücksichten beginnt auf der ersten Seite der Zeitung das Spiel, um auf der letzten mit der Fälschung aus persönlichen Rücksichten zu schließen. Ich meine nicht nur die Verdrehungen der Gehässigkeit und der individuellen Antipathie, nicht nur die schweigende Fälschung, den Versuch, durch ein systematisches Ignoriren den Mißliebigen zu strafen, — ich meine auch jetzt zumeist die feineren und complicirteren Motive, Mitleid, Eitelkeit und die Versicherungen auf Gegenseitigkeit. Auch das menschlichste: die gutmüthige Rücksicht auf den bedrängten Mitbürger, den armen Teufel von Angeklagten, den nothleidenden Theaterdirector, erzielt hier dasselbe Resultat, wie das verwerflichste, die persönliche Rachsucht: es führt zur Täuschung von Tausenden. Und grade dasjenige wird, im politischen und im Kunstleben, am ersten das Opfer der Preßlüge, welches auf Wahrheit den gerechtesten Anspruch hat: das selbstständige, keinem Parteizwang unterthänige Urtheil, die freie, sich selbst getreue und nur sich selbst gehorsame, persönliche Ueberzeugung.

Keinem Verständigen brauche ich zu sagen, daß nur in großen Zügen gilt, was hier entwickelt ist. Die Ausnahmen sind jedermann bekannt, noch besser als die Regel. Aber die Mahnung, die jüngst vom Richtertisch gefallen ist, mit bloßem Lärm zu übertönen ist darum noch lange kein Grund; und wohl kann es als ein Ideal uns Journalisten hingestellt werden: dem Musterbild des weisen und gerechten Richters immer näher zu kommen. Spricht man doch nicht umsonst das schwerwiegende Wort vom „Kunstrichter".

Nur eines muß der gestrengste Landgerichtsdirector selbst uns als mildernden Umstand zubilligen. Er ist in einer Ausnahmestellung über den Parteien, ihn schützt der Brauch und das Gesetz; wir stehen im Leben mitten drin. In einem Leben voll conventioneller Lügen, wo man die Wenigen, die ihr volles Herz nicht wahrten, „von je gekreuzigt und verbrannt". Wie sollen wir die Wahrheit sprechen, wir allein? Und wenn darum Herr Brausewetter gesagt hat: „es wird nirgends mehr gelogen, als in der Presse", — so wird eine gerechtere Einsicht, ihn verbessernd, sagen: es wird leider entsetzlich viel in der Welt gelogen, jeden Tag und jede Stunde; und so wird auch in der Presse gelogen, welche des Tages und der Stunde getreues Abbild ist.

Otto Brahm.

Das Publikum hat Unrecht.

Ein Gespräch.

Franz. Wo waren Sie gestern Abend?

Ernst. Ich wollte spazieren gehen, aber das Wetter war zu schlecht. Ich war im Theater. Ich habe „Nora" gesehen.

Franz. Nun?

Ernst. Ein herrliches Werk! Ibsen ist ein Genie! Schade, daß der Schluß verpfuscht ist.

Franz. Was! Verpfuscht?

Ernst. Ja doch! Es ist ein grober Verstoß gegen die einfachste Naturwahrheit, gegen

das, was Jedem nahe und deutlich erkennbar ist! Ich vermuthe, daß Ibsen es eben deshalb übersehen hat. Er blickt immer in die weite Ferne, nach seinen Zielen. So übersieht er das Nächste, das ganz Klare und Selbstverständliche.

Franz. Und wo finden Sie denn den Fehler?

Ernst. Ich sagte es ja: im Schluß. Nora ist eine brave, ehrbare Frau — und läuft ihrem Manne davon! Weil er sich in einem Augenblicke der Gefahr selbstsüchtig zeigt. Und nicht einmal mehr selbstsüchtig, als wohl die meisten Menschen sein würden. Sie speculirt sich aus ihren heiligen, beschworenen Pflichten hinaus. Das thut keine Frau! Aber wenn man das noch begreifen könnte — sie hat drei kleine, herzige Kinder, sie liebt sie mit ganzer Seele — und verläßt sie! Das ist unmöglich! Das thut keine Mutter!

Franz. Woher wissen Sie das?

Ernst. Woher? Seltsame Frage! Das ist selbstverständlich. Das sagt mir mein Verstand und mein Gefühl.

Franz. Und deshalb glauben Sie, daß es auch jedem anderen Menschen sein Verstand und sein Gefühl sagt?

Ernst. Ganz gewiß. Es giebt Dinge, die unbestreitbar sind.

Franz. Sehr wenige .... Und ich kenne Jemanden, dem sein Verstand und sein Gefühl etwas Anderes gesagt haben.

Ernst. Wer ist dieser Jemand?

Franz. Henrik Ibsen. Glauben Sie nicht, daß auch er darüber nachgedacht hat? Freilich wird er sich nicht gefragt haben: was thut eine Frau, eine Mutter? Sondern: was thut diese Frau, diese Mutter — was thut Nora?

Ernst. Sie berufen sich auf den Dichter. Der ist Partei. Er hatte eben seine bedeutenden Gedanken im Kopfe, von der „wahren Ehe," von dem Rechte der Persönlichkeit: dafür ergreift er Partei. Ich berufe mich auf die Unpartheiischen und Unbetheiligten, auf das Publikum und —

Franz. Und dessen bedeutende Gedanken?

Ernst. Wollen Sie sich über mich lustig machen? Das Publikum hat doch keine bedeutenden Gedanken!

Franz. Das wollte ich nur feststellen, ehe wir weiter gehen. Es ist bisweilen gut, so eine unbeachtete Wahrheit, die verschämt im Winkel sitzt, hervorzuholen und wieder recht fest auf ihre Füße zu stellen.

Ernst. Immerhin. Das Publikum ist gar nicht verpflichtet, bedeutende Gedanken zu haben.

Franz. Auch nicht, wenn es über ein höchstes Interesse der Menschheit urtheilt: über die Kunst?

Ernst. Das Publikum braucht nur richtige Gedanken zu haben, keine bedeutenden.

Franz. Was nennen Sie richtige Gedanken? Diejenigen, welche Jedermann hat? Denn „Jedermann," mit hundert oder tausend multiplicirt, ist das Publikum.

Ernst. Aber Sie werden doch nicht dem Einzelnen, irgend Jemandem, der ein Stück im Theater ansieht, verbieten wollen, sich ein Urtheil zu bilden? Ich gebe Ihnen ohne Weiteres zu: nicht Einer unter den tausend Leuten, die gestern „Nora" gesehen haben, ist ein so tiefsinniger Denker, ein so außerordentlicher Kenner und Schilderer der Menschen, wie Ibsen. Soll der Zuschauer deshalb keine Meinung haben? Nicht seine eigene Meinung haben? Weil ich anerkenne, daß ein Größerer als ich das Werk geschaffen hat — darf ich deswegen nicht sagen: Dies oder jenes gefällt mir nicht, ich finde es nicht richtig, ich glaube es nicht?

Franz. Gewiß dürfen Sie das. Aber wenn Ibsen gesagt hat: Nora geht, und Sie gesagt haben: Nora bleibt, so ist damit wohl noch nicht entschieden, daß sie bleibt.

Ernst. Für mich ist es entschieden. Ich habe Recht. Ich sage das nicht aus Unbescheidenheit Aber ich kann eben nur mit meinem Verstande denken, mit meinem Gefühle empfinden.

Franz. Wir haben also, um Nora auf ihren Gehalt zu prüfen, zwei Reagentien: Das

Urtheil des Jedermann, dessen Sie sich so freundlich annehmen, und das Urtheil des Dichters. Es fragt sich, welches Metall besser schneidet.

Ernst. Sie machen sich's leicht. Sie spielen das anerkannte Genie gegen den unbekannten Zuschauer aus. Aber wenn Sie der Meinung des Dichters so großes Gewicht beilegen — meine Ansicht hat auch ein Gewicht, und eines, das jenes aufwiegt! Nämlich dadurch, daß sie nicht meine Ansicht allein ist. Daß sie das Urtheil des Publikums ist.

Franz. Angenommen, Ihre Meinung wäre falsch — wird sie dadurch richtiger, daß Tausende sie mit Ihnen theilen?

Ernst. Nein. Aber wenn ein Gedanke von Tausenden getheilt wird, so ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß er richtig ist.

Franz. Und die Hexenprozesse? Und die heidnischen Religionen, die mehr Anhänger haben als das Christenthum oder irgend eine moderne Weltanschauung? Und —

Ernst. Mittelalterliche Barbaren! Uncivilisirte Völker! Aber das gebildete europäische, deutsche Theaterpublikum!

Franz. Was verstehen Sie unter einem „gebildeten" Publikum?

Ernst. Ein Publikum, das künstlerische Werke nach ihrem Werthe zu schätzen versteht.

Franz. Und worin zeigt sich diese Werthschätzung?

Ernst. In der Anerkennung des Guten, in der Freude am Schönen, in —

Franz. In all dem, was die Leute in's Theater führt. Was in der Thatsache des Theaterbesuchs ausgedrückt ist.

Ernst. Ja.

Franz. Sie sagen sehr schnell Ja. — „Nora" ist ein gutes Stück. „Tilli" von Herrn Francis Stahl und „Der Fall Clémenceau" von den Herren Dumas und D'Artois, sind schlechte Stücke. Vergleichen Sie die Zahl der Aufführungen.

Ernst. Das hat andere Gründe. Das Publikum will sich am Abend erholen, sich amüsiren.

Franz. An schlechten Stücken?

Ernst. An unterhaltenden Stücken.

Franz. Auch wenn sie schlecht sind? Ohne Gehalt, ohne künstlerischen Werth?

Ernst. Lassen Sie doch den Leuten ihr Vergnügen. Der Mensch kann nicht immer auf der Höhe des Gedankens weilen.

Franz. Ich lasse ihnen ihr Vergnügen. Aber diesesPublikum, das fähig ist, an Werken von schlechtem Geschmack Freude zu finden — diesem Publikum spreche ich den guten Geschmack ab. Ich spreche ihm das Recht ab, über die Kunst zu urtheilen .... oder nein, ich gestehe ihm dieses Recht zu. Aber erst später — bei jedem außerordentlichen Kunstwerke immer erst nach einem Jahrzehnt oder mehreren Jahrzehnten. Wenn es Zeit gehabt hat, klüger zu werden, größer zu werden, um in das Große hineinzuwachsen.

Ernst. Sie übertreiben. Der Erfolg ist immer ein Symptom.

Franz. Für den Charakter des Publikums. Niemals für den Werth des Werkes. Nennen Sie mir doch das Genie, das sogleich vom freudigen Zuruf der Menge begrüßt wurde, das sich ihren Beifall nicht erkämpfen mußte in jahr- und jahrzehntelangem Ringen! Gegen jeden solchen Fall will ich Ihnen hundert nennen, wo das Publikum — welches sich so gerne das „verehrliche" nennen läßt — Dummheiten und Nichtigkeiten einen Erfolg bereitet hat, wie nur Meisterwerke ihn haben sollten.

Ernst. Ihre Ansichten sind mir zu aristokratisch. Sie machen die Kunst zur Angelegenheit einiger Auserlesenen.

Franz. Das ist sie auch. Sie können den Scheinkünstler immer daran erkennen, daß er nicht den Stolz besitzt, ein Aristokrat zu sein. Das Genie tritt anders auf. Das Genie hat den Muth, zu denken und zu sagen: „Ich und meinesgleichen, wir allein verstehen die Sache, und ihr Alle, ihr Hunderte, ihr Tausende, ihr Millionen, ihr versteht sie nicht — und darum müßt ihr von uns lernen!" Im Staate der Kunst gilt der Satz, der im politischen Staate niemals gelten sollte: Alles für das Volk, nichts durch das Volk! Das Publikum

aber möchte sich im Kunststaate gerne als Parlament aufthun, mitreden, wo es doch nicht mithandeln kann. Mitreden in Gestalt der „öffentlichen Meinung." Die öffentliche Meinung ist die Meinung der Vielen, die nichts von der Sache verstehen und unter denen jeder Einzelne sich deshalb „von der Majorität getragen" fühlt. Sie gilt auch, diese öffentliche Meinung, einen Abend, einen Monat, meinetwegen einige Dutzend Jahre. Auf die Dauer aber gilt allein die Meinung desjenigen, der die Sache versteht. Nur der Eine, nur die Persönlichkeit! Und aller Theaterbesuch, aller Beifall, alle Tantièmen, alle Zeitungskritiken, der ganze rauschende Triumphzug, der den Erwählten der öffentlichen Meinung begleitet — er bedeutet nichts, gar nichts. Denn zumeist werden so nicht die Helden gefeiert, nicht die, welche für das Volk etwas erstreiten, sondern die, welche ihm geschmeichelt und ihm Spaß gemacht haben.

Ernst. Ihre Ansicht ist einseitig.

Franz. Ich will's nun einmal von dieser Seite ansehen, gerade weil es gewöhnlich von der entgegengesetzten Seite betrachtet wird.

Ernst. Das kunstsinnige Publikum —

Franz. „Das kunstsinnige Publikum!" Das sagt man so. Wie „das verehrliche Publikum." Das Publikum ist aber nicht verehrlich und nicht kunstsinnig. Warum geht man in's Theater? Weil schlechtes Wetter ist, nicht wahr: wie Sie gestern Abend! Weil man sich unterhalten will; weil man mitreden will. Dagegen ist ja nichts einzuwenden. Nur soll der gerühmte Jedermann, der so oft in's Theater geht, nicht sagen: „Ich bin kunstsinnig". Er soll sagen: „Ich unterhalte mich gern."

Ernst. Ich wiederhole: Sie übertreiben.

Franz. Und ich wiederhole: das kann wohl sein. Aber es empört mich, wenn ich sehe, wie das Publikum, weil es sich für ein „gebildetes" Publikum hält, ohne weiteres Bedenken Souverän sein will, wo es Schüler sein sollte. Und wie es dennoch so ohne Verständniß dem Neuen, dem Geheimnißvollen gegenübersteht! Als ob es, wie einmal ein echter Künstler gesagt hat, „nichts Anonymes in der Welt gäbe"!

Ernst. Sie reißen eine Kluft auf zwischen dem alltäglichen Menschen und dem großen Künstler. Und ich dächte doch, die Kunst wäre werthlos für die Menschheit, wenn hier keine Brücke vorhanden wäre.

Franz. Die Brücke ist da. Aber das träge Publikum will, daß der Künstler zu ihm herüberkomme. Und die Kunst will, daß vielmehr das Publikum zum Künstler hinübergehe. Das soll das Publikum begreifen. Dann wird es kunstsinnig und verehrlich sein. Eher nicht.

Ernst. Ich hätte noch Manches zu Gunsten des Publikums zu sagen, lieber Freund!

Franz. Das weiß ich, lieber Freund, aber das ist unnöthig. Dem Publikum wird ohnedies sehr viel Verbindliches gesagt; und das Verbindlichste ist, daß es ganz selbstverständlich als Kunstrichter gilt.

Ernst. Ob aber Nora von ihren Kindern weggeht —

Franz. Daran zweifeln Sie doch? Nun, wir werden ja sehen, wer Recht hat.

Ernst. Sehen? Wann?

Franz. In hundert Jahren.

Max Bernstein.

Am Wahlabend in Berlin N.

Von Johannes Schlaf.

Die Straßen dehnen sich lang und grau mit ihren graden, hohen, düsteren Häuserfaçaden, ihren Laternenreihen und ihrem Verkehr. Es ist heute, wie an anderen Tagen. Nur hier und da macht sich eine Gruppe bemerklich. Man kommt mit untergehängten Armen breit über das Trottoir, oder hintereinander, lachend, laut rufend oder singend einher. Aber bald hat sich alles in dem Treiben des Verkehrs verloren, in dem Rollen der Droschken, in dem Gebimmel und Getrappel der Pferdebahnwagen und dem Gedränge an den hellen Schaufenstern

hin, in dem Gepolter der Lastwagen und dem unermüdlichen Rauschen, das alle diese Laute in sich aufnimmt. Den Fahrdamm hinunter, weit, weit, bis dahin, wo die Häuserreihen in einen blaugrauen Nebel zusammenrinnen, aus dem nur wie kleine, gelbrothe Lichtfunken die Laternen sich herausheben, — heute, wie alle Abende, das gleiche sinnverwirrende Durcheinander der Fahrzeuge, untermengt mit sich entfernenden, heranschwimmenden, sich kreuzenden dunkelrothen, grünen oder orangefarbenen Lichtern. Und auf den Trottoirs und quer über den Fahrdamm in steter wogender Bewegung die unzähligen Gestalten der Passanten, bald schwarz, bald ins Helle gerückt durch das Licht aus einem Schaufenster oder einer Laterne. Heute wie alle Abend: immer dasselbe Getriebe. So verwirrend und so rätselhaft . .

Vor den Versammlungslokalen aber hat der Verkehr ein für den Wahltag charakteristisches Gepräge.

Vor dem ungeheuren, von zwei mächtigen, schneeweißen elektrischen Glaskugeln beleuchteten Portal der Brauerei Friedrichshain hat sich auf der anderen Seite des breiten Fahrdammes am Hain hin eine dicke, schwarze Menschenmenge angestaut. Jeden Augenblick wird sie noch durch eilig die Friedenstraße von beiden Seiten herauf kommende Gruppen vergrößert. Immer in derselben Weise. Man will zunächst durch das Portal in den Versammlungssaal hinein und wird von den vielen hier stationirten Schutzleuten zurückgewiesen: „Der Saal ist voll!"

Und immer dichter staut sich die Menschenmenge an. Man plaudert, stampft mit den Füßen, um sich die Kälte zu vertreiben, geht auf und ab und blickt zu dem hohen, taghellen Portal hinüber, wie gebannt, in gespannter Erwartung irgend etwas von dem zu erfahren, was im Saal vor sich geht.

In einem dichten, dunklen Halbkreis drängt man sich so weit wie möglich über den breiten, von dem elektrischen Licht schneeweiß beleuchteten Fahrdamm gegen die Brauerei vor.

Dahinter zieht sich lang und schwarz der Friedrichshain die Friedenstraße hinab, und seine Bäume und Büsche zacken sich in den sternfunkelnden, klaren, kalten Winterhimmel.

Jemand kommt aus dem Saal und macht dem wachthabenden Polizeilieutenant eine Meldung. Der Saal kann noch mehr Personen aufnehmen. Man darf eintreten. Und nun stürzt die ganze Masse, die bis dahin geduldig gewartet hat, wie unsinnig auf das Portal zu und die Stufen hinauf, die zum Saal führen. Die Schutzleute schreien und brüllen in die andringende Menschenmasse hinein. Sie haben schweren Stand. Aber schließlich kommt man doch in leiblicher Ordnung in den Vorsaal. Man steigt ein paar Stufen hinab und tritt in den Saal.

Vor Einem dehnt sich lang ein ungeheures, hohes, hohes Rechteck mit breiten, mächtigen, mattbunten Wandflächen zwischen kräftigen Strebepfeilern. Ueberall reiche, bunte, hier und da vergoldete Stuckverzierungen. Dazwischen elektrische Lichtdolden und breite Gemälde: Allegorische Figuren, halbnackte Nymphen, Faune, Früchte und Fabelthiere die Wände entlang dicht unter der mächtigen, holzgetäfelten Decke hin, von der elektrische Lichtkugeln herabhängen. An beiden Enden des Saales mächtige Gallerieen. Und über den ganzen, ungeheuren Saal hin an unzähligen Tischen hunderte und aber hunderte von Menschen, eine einzige, bunt bewegte, schwarze, tosende, rauschende Masse, auf welcher ein dicker Tabackdunst lagert, der sich in breiten Schichten die Wände und Pfeiler entlang zur Decke hinaufzieht.

Links vom Eingang auf einem erhöhten Orchesterraum, in dessen Hintergrund eine Anzahl Notenpulte aneinandergedrängt sind und aufeinander hocken, steht ein langer Tisch. Drei Männer sitzen dahinter. An einem anderen Tische, links von ihnen, sitzen zwei Polizeileute. Zwischen den beiden Tischen aber steht ein langer, breitschultriger, junger Mann. Er hat seinen Kopf mit dem wirren, schwarzen Kraushaar, den vorstehenden Backenknochen und tief liegenden, dunklen Augen ein wenig zur Seite gelegt, die rechte Hüfte ein wenig vorgeschoben. Das giebt ihm etwas plumpes, ungefüges. Er hat einen dunklen Arbeitsanzug an. Er hat weder Hemdkragen noch Cravatte. Mit dem linken Arm macht er ungelenke, scharfe Gesten, mit denen er seinen Worten mehr Nachdruck verschaffen will. Die rechte Faust, die einen bedruckten Zettel umballt, hat er auf die Kante des Präsidententisches gestützt. Er spricht mit monotoner, etwas schleppender Stimme in die wogende, unruhige Versammlung

hinein in der ein fortwährendes Gehen und Kommen, Lachen, Plaudern, Rufen, Bierseidelklappen, Rücken von Stühlen ist über den ganzen Saal hin. Ab und zu ein lauter, greller Zuruf. Der Redner spricht geläufig, ohne Stocken. Nur selten versteht man ein Wort, eine Stelle, hier hinten im äußersten Winkel des Saales, wo man noch einen Platz bekommen hat. „Meine Herren" . . . „die freisinnige Partei" . . . „Eugen Richter" . . . und wieder „Meine Herren" . . . „Meine Herren" . . . Jetzt ein lautes Jauchzen und Bravorufen dicht unter dem Orchester, das sich, immer stärker anschwellend, durch den Saal verbreitet. Es handelt sich um die Kritik eines Wahlaufrufes einer der Gegenparteien. Zuweilen greift der Vorsitzende zu der großen Klingel vor ihm und setzt sie in Bewegung. Dann wird es für einen Augenblick etwas stiller. Nur vom Eingang her ein ununterbrochenes Kommen, das Klappen der Seidel, Stimmen, die nach dem Kellner rufen. Man interessirt sich nur halb für diese Reden, die nur dazu dienen sollen, die Zeit hinzubringen, bis die Wahlresultate angekommen sind. Und immer wieder und wieder schwillt das Brausen und Tosen, das Lachen, Plaudern und Rufen an, in dem sich die innere Erwartung und Aufregung, die einen Wahlsieg ahnt, Ausdruck verschafft. Hier und da verwandelt sich ein Gespräch an einem Tische, das immer lauter und lauter geworden ist, in ein beinah ausgelassenes Schreien. Die Versammlung ist in sehr guter Stimmung, im ganzen friedlich und nicht zu irgend welchen Excessen aufgelegt. An den langen Wänden hin stehen noch Hunderte in dichtgedrängten Reihen, die nachgekommen sind und keinen Sitzplatz mehr bekommen haben.

Alle diese Gesichter! Rothe und bleiche, runde und schmale, verbissene und ausgelassene, ernste und rohe, stumpfsinnige und intelligente, bärtige und glatte, alte und junge. Hier und da ein rothes Halstuch, ein schwarzer Schlapphut mit übermäßig großer Krämpe, eine schmutzige Mütze, blaue Blousen, da und dort Festtagskleider, Cylinder, Pelzkragen, fettige Arbeitsröcke, schwielige Fäuste, auch magere, feine Hände. Man spricht hinüber und herüber, spricht von einem Tisch zum andern hin, steht auf und ruft über die Köpfe der Nachbarn einander zu: man fühlt sich eins, beinahe als ein einziges Wesen. Gedruckte Zettel gehen von Hand zu Hand. „Aufruf an alle Arbeiter Deutschlands" steht darüber mit fetter Schrift. „Werthe Genossen" beginnt eine Aufforderung, nach welcher man nur Hüte kaufen soll, die mit einer Arbeitercontrollmarke versehen sind. Es gilt, Streikenden der Hutmacherbranche zu Hülfe zu kommen. Einige machen Witze, die meisten lesen den Aufrnf mit ernsten Gesichtern, sehr sorgfältig, und fangen ein Gespräch an über den Inhalt.

Jetzt: ein lautes, tobendes, nicht endenwollendes Bravorufen. Ein Redner hat geendet. Was hat er gesprochen? Ab und zu drang eine grelle, scharfe Stimme herüber. Man hörte ein Wort wie: „Kampf um's Dasein", „Darwin", „Solidaritätsgefühl der Arbeiter", „Internationale". Es klingelt. Ein anderer tritt auf und theilt einige Curiosa aus dem Wahlkampfe mit, die an gewissen, besonders animirten Stellen des Saales ein schallendes Gelächter hervorrufen. Dann wieder ein anderer Redner. Ein kleiner, sehr sauber gekleideter Mensch, blond, mit schlauem Gesicht. Er beugt den Oberkörper vor, gestikuliert hastig, wie auffordernd mit beiden Armen in die Versammlung hinein. Seine Stimme ist grell und scharf, überall verständlich. Er bemüht sich augenscheinlich möglichst salopp zu sprechen. „Keen", „Arbeeter" u. s. w. Hier und da johlt man belustigt. Ermunternde Zurufe und am Ende lauter, gröhlender Beifall, bei dem aber eine große Mehrzahl ernst bleibt und sich nicht betheiligt.

Der Vorsitzende klingelt. Eine Pause von 20 Minuten. Der Lärm steigert sich, die Gespräche werden lauter. Man geht hin und her. Der ganze Saal ist in Aufregung. Man treibt allerlei Scherze, ohne indeß Excesse aufkommen zu lassen.

Einer klopft mir auf die Schulter und theilt mir geheimnißvoll und vertraulich mit, daß in einem Nebenzimmer 40 Schutzleute und draußen in der Nähe des Locals eine Anzahl berittener stationirt seien. Er scheint sich darüber lustig zu machen. Am Tisch sprechen sie von einem adligen, conservativen Gutsbesitzer in Schlesien. „Der hat nich mehr wie wir! Er jab alles dem kleenen Mann!" An einem anderen Tische macht einer sich wichtig. Er ist aufgestanden und hält eine Art Vortrag, dem man mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit zu-

hört. Hier schimpfen welche über die Christlichsocialen und Antisemiten, denen sie früher angehörten.

Ich stelle mich in die Höhe und sehe über die hundert und aber hundert Köpfe hin, über die ganze dunkle, wimmelnde Masse, die erhitzten Gesichter, die gestikulirenden Hände. Am anderen Ende des Saales verschwimmen die Gruppen in Tabaksrauch und alles scheint in eine compakte, dunkle, sich regende, tosende Masse zusammengewachsen. Mir kommt der Gedanke, wie es wäre, wenn diese gewaltige Menge plötzlich mit all den in ihr schlummernden Leidenschaften losbräche, diese hundert und aber hundert Menschen, die da jetzt plaudern, lachen, sich zerstreuen, ihre Hoffnungen, Wünsche und Ziele in allerlei bunten, krausen Phantasien gegenseitig austauschen . . .

Vom Präsidententisch wieder die Klingel. Es wird allmählich stiller. Man setzt sich und endlich herrscht ziemliche Ruhe. Man versteht jedes Wort des Vorsitzenden, der die eingelaufenen Wahlresultate verliest. Nach den meisten der Vorlesungen erhebt sich ein lauter, brausender Jubel. Zuweilen unterbricht er den Vorlesenden. An einigen Stellen des Saales fängt man an, übermüthig zu werden. Andre zischen und gebieten Ruhe. Ein Mann mit langem, dichtem, schwarzem Vollbart tritt auf das Orchester und mahnt die Versammlung mit seiner verständigen, kräftigen Baßstimme: Es seien hier keine Kinder, sondern Männer und man müsse sich demgemäß betragen. — Die übrigen Verlesungen verlaufen nun ohne Störung. Nur nach Beendigung einer jeden lauter Jubel. Leute steigen hastig von beiden Seiten die Treppen zum Orchester herauf und legen Zettel auf den Tisch, immer mehr und mehr; und fast endlos wird der Jubel, als man aus einem bisher unzugänglichen Wahlkreis über einen bedeutenden Stimmenzuwachs berichtet. Man stößt vor Freude mit den Stöcken auf den Boden. Man nickt sich über die Tische hin zu, man lacht sich an.

Die eingelaufenen Berichte sind verlesen. Eine neue Pause von 15 Minuten wird ausgerufen. Wir erheben uns und zwängen uns mühsam dem Ausgange zu und nun sind wir wieder im Corridor und hinter uns, durch die offene Thür wieder der tosende Saal in diesem lilafarbenen, zarten Dunst mit den runden, weißen electrischen Monden dazwischen.

Die Straße ist still. Nicht mehr Verkehr wie gewöhnlich. Die Schutzleute stapfen hin und her, auf und ab, um sich zu erwärmen. Ein kalter, schneidender Luftzug fegt über die saubre Straße hin. Ueber dem schwarzen Hain funkeln die Sterne durch die kalte, klare Luft her.

Wir fahren bis zur Friedrichstraße.

Der Verkehr ist etwas, aber nur etwas lebhafter als sonst um diese Zeit. Wir mischen uns in den Menschenstrom, der ununterbrochen auf den Trottoirs hinwogt. Dieselben englischen Ueberzieher, spiegelglatten Cylinder, bunten Damenhüte mit dem hohen, phantastischen Feder- und Schleifenaufputz, dieselben modischen Bärte, Kneifer, Monocle, dasselbe eigenthümliche Parfum von türkischen, russischen, amerikanischen Tabaken, dasselbe fortwährende Rasseln und Rauschen der Droschken, Wagen und Omnibusse, das Donnern der Stadtbahnzüge, das ganze unruhige, nervöse Getriebe: alles was hier für die Passanten, für diesen ganzen Stadttheil charakteristisch ist.

Nirgends ist eine besondere politische Kampfesstimmung zu bemerken. Nur ab und zu in all den Verkehr hinein der Ruf der Extrablattverkäufer. Dieser und Jener, der sich auf Tumulte und Excesse gefaßt gemacht hatte, äußert sein Erstaunen. Aber alles bleibt ruhig, und ohne Erregung geht einer der stillsten Wahltage Berlins zu Ende.



Die Bestie im Menschen.

Von

Emile Zola.

(Erste Fortsetzung.)

Lange stand Jacques auf der Landstraße vor der Pforte. Er trat einige Schritte zurück, reckte sich in die Höhe und versuchte, sich klar zu werden. Der den Garten theilende Bahndamm hatte vor dem Hause ein schmales, von Mauern umschlossenes Parterre übrig gelassen; weiter hinten dagegen dehnte sich ein ziemlich ausgebreitetes Terrain aus, welches nur von einer lebenden Hecke eingezäunt war. Im röthlichen Wiederschein dieser nebligen Nacht machte das Haus in seiner Verlassenheit einen unsäglich traurigen Eindruck. Jacques überlief es kalt, und er wollte eben weiter gehen, als er ein Loch in der Hecke bemerkte. Der Gedanke, daß es feige wäre, nicht hineinzugehen, trieb ihn durch die Lücke. Sein Herz schlug zum Zerspringen. Doch gerade, als er an einem zerfallenen kleinen Gewächshause vorüberschreiten wollte, bannte ihn ein an der Thür kauernder Schatten.

„Wie, Du bist es?" rief er erstaunt, er hatte Flore erkannt. „Was thust Du hier?"

Auch sie war überrascht zusammengefahren.

„Du siehst," sagte sie schnell gefaßt, „ich hole mir Stricke. Es liegen hier so viele umher und faulen, ohne zu etwas zu nutzen. Daher hole ich sie mir, so oft ich welche gebrauche."

In der That hockte sie mit einer starken Scheere in der Hand am Boden. Sie entwickelte die Enden der Stricke und durchschnitt die widerstrebenden Knoten.

„Kommt der Eigenthümer nie hierher?" fragte der junge Mensch.

Sie lachte.

„Bah, seit der Geschichte mit Louisette hat es keine Gefahr. Der Präsident wird es nicht wagen, auch nur seine Nasenspitze in la Croix-de-Maufras hineinzustecken. Ich kann unbesorgt ihm seine Stricke nehmen."

Er schwieg und sein Gesicht trübte sich bei der Erinnerung an jenen unglücklichen Vorfall, die Flore wachrief.

„Und glaubst Du wirklich, was Louisette erzählte? Glaubst Du, daß er ihr nachstellte, und daß sie sich bei ihrer Vertheidigung verletzte?"

Sie hörte auf zu lachen und rief heftig:

„Nie hat Louisette gelogen und Cabuche ebenso wenig . . . Cabuche ist mein Freund."

„Vielleicht jetzt auch Dein Geliebter?"

„Er? Da müßte ich ja eine famose Dirne sein! . . . Nein, er ist mein Freund, einen Liebhaber habe ich nicht und will auch keinen."

Sie hatte ihren mächtigen Kopf aufgerichtet, dessen schwere, blonde Flechten tief in die Stirn hingen. Ihre ganze, kräftige und geschmeidige Persönlichkeit strömte eine ungezähmte Entschlossenheit aus. Es hatte sich schon ein Märchen um ihre Person in der Umgegend gebildet. Man erzählte von ihr die wildesten Sachen: dort hätte sie einen Wagen beim Herannahen eines Zuges mit einem Ruck von den Schienen gerissen, hier einen den Abhang von Barentin allein herunterlaufenden Waggon aufgehalten, da einen wild gegen den Zug anstürmenden Stier. Diese Kraftproben machten kein geringes Aufsehen, und natürlich waren alle Männer hinter ihr her. Da man sie stets auf den Feldern sah, sobald sie mit ihrer Arbeit fertig, oder in verborgenen Winkeln einsam, stumm und unbeweglich mit in die Luft starrenden Augen, so glaubte man zuerst, man würde mit ihr ein leichtes Spiel

haben. Aber die ersten, welche das Abenteuer gewagt hatten, wagten es nicht zum zweiten Male. Sie liebte es, stundenlang in einem Bache in der Nähe nackt zu baden. Eines Tages hatten ihr gleichaltrige, junge Männer sie dabei belauscht; Flore aber hatte sie gesehen und ohne sich erst die Mühe zu nehmen, ihr Hemd überzustreifen, hatte sie sich einen gelangt und ihn so zugerichtet, daß man sie fortan unbehelligt ließ. Dann erzählte man sich auch noch eine Geschichte von ihr mit einem Weichensteller von der Gabelung bei Dieppe, jenseits des Tunnels: ein gewisser Ozil, ein sehr ehrenhafter Mann von dreißig Jahren, dem sie Muth gemacht zu haben schien, versuchte es eines Abends auch, sie zu vergewaltigen. Er dachte sich die Sache sehr leicht, bekam aber einen Hieb mit dem Stock, daß er fast leblos liegen blieb. Ja, sie war eine kriegerische Jungfrau, und bald hatten es die Leute in der Gegend weg, daß sie ihren Kopf auf der rechten Stelle habe.

Als Jacques hörte, daß sie keinen Gefallen an einem Liebhaber hätte, fuhr er fort, zu sticheln.

„Also wird aus Deiner Hochzeit mit Ozil nichts? Ich habe mir erzählen lassen, daß Du alle Tage mit ihm im Tunnel zusammentriffst.“

Sie zuckte mit den Schultern.

„Pah, meine Hochzeit . . . Im Tunnel, das wäre so ein Spaß! Zweieinhalb Kilometer im Dunkeln galoppiren in der steten Angst, von einem Zuge erfaßt zu werden, wenn man nicht die Augen offen hat. Man muß den Lärm hören, den so ein Zug da unten vollführt! . . . Der Ozil war ein langweiliger Kerl. Er war noch nicht der Rechte.“

„Du willst also einen Andern?“

„Ich weiß nicht, ich weiß wirklich nicht.“

Während sie sich mit dem Aufknüpfen eines Gewirrs von Knoten abquälte, ohne damit fertig zu werden, schüttelte sie ein abermaliges Gelächter. Ohne den Kopf zu heben, als wäre sie ganz vertieft in ihre Verrichtung, fragte sie:

„Und Du, hast Du schon eine Geliebte?“

Jacques wurde ernst. Seine Augen wandten sich zur Seite in die Nacht hinaus und flimmerten unstät.

„Nein,“ antwortete er kurz.

„Es stimmt also,“ meinte sie. „Man hat mir nämlich erzählt, daß Du die Frauen haßt. Und dann kenne ich Dich auch nicht erst seit gestern. Etwas Liebenswürdiges bekommt man von Dir überhaupt nicht zu hören . . . Warum ist es so?“

Er schwieg, sie ließ die Knoten fahren und blickte zu ihm auf.

„Liebst Du nur Deine Locomotive? Man macht sich darüber schon lustig, wie Du weißt. Man behauptet, Du putztest sie in einem fort, um sie recht leuchten zu lassen, als hättest Du nur für sie Deine Zärtlichkeiten übrig. Ich darf Dir das schon sagen als Deine Freundin.“

Auch er betrachtete sie in der bleichen Helle des bedeckten Himmels. Er erinnerte sich, daß sie schon als kleines Kind heftig und eigensinnig gewesen war, aber so oft er kam, ihm mit der Leidenschaftlichkeit einer Wilden an den Hals sprang. Später verlor er sie mehrfach aus den Augen, jedesmal aber, wenn er sie wiedersah, schien sie gewachsen; trotzdem fiel sie auch dann noch ihm um den Hals, aber die Flammen in ihren großen, klaren Augen genirten ihn mehr und mehr. Jetzt war sie ein herrliches, begehrenswerthes Weib, er war zweifellos noch immer ihre Jugendliebe. Sein Herz klopfte heftig, er hatte das plötzliche Gefühl, daß er der von ihr Erwartete sei. Mit dem Blut zugleich aber stieg eine wachsende Verwirrung ihm zu Kopf, die ihn folternde Angst drängte ihn zunächst zur Flucht. Jedesmal, wenn das Verlangen nach einem Weibe in ihm aufstieg, wurde er wie toll und sah alles roth.

„Was stehst Du noch?“ begann Flore von Neuem, „so setze Dich doch.“

Er zögerte abermals. Doch er fühlte seine Füße schwach werden nnd von dem Drange getrieben, es noch einmal mit der Liebe zu versuchen, ließ er sich neben ihr auf dem Haufen Stricke nieder. Er sagte nichts, da ihm die Kehle wie ausgedorrt schien. Sie, die Schweigsame, Stolze, schwatzte dagegen jetzt, daß sie kaum zu Athem kam. Sie schien sich betäuben zu wollen.

„Es war unrecht von Mutter, Misard zu heirathen. Das wird ihr schlecht bekommen . . . Mich geht es ja weiter nichts an, ich habe genug zu thun. Und will ich einmal dazwischen fahren, dann schickt mich Mutter zu Bett . . . Mag sie sehen, wie sie mit ihm fertig wird. Ich lebe außerhalb des Hauses. Ich habe an künftige Dinge zu denken . . . Ich habe Dich heute früh von einem Strauch aus, unter dem ich saß, auf Deiner Locomotive vorüberfahren sehen. Aber Du siehst ja nie hin . . . Ich werde Dir auch sagen, woran ich immer denke, aber nicht jetzt, erst später, wenn wir erst vollständig gute Freunde geworden sind.“

Sie hatte die Scheere fallen lassen, und er hatte, noch immer stumm, sich ihrer beiden Hände bemächtigt. Entzückt ließ sie sie ihm. Trotzdem durchzuckte sie, als er die Hände an seine brennenden Lippen führte, ein jungfräulicher Schrecken, die Kriegerin in ihr erwachte und bäumte sich bei dieser ersten Annäherung des Bösen streitbar auf.

„Nein, nein, lasse mich, ich will nicht . . . Verhalte Dich hübsch ruhig, wir wollen plaudern . . . Ihr Männer denkt nur an so etwas. Wenn ich Dir wiederholen wollte, was mir Louisette an dem Tage, als sie bei Cabuche starb, erzählt hat! . . .“

Er hörte nicht hin, er hörte nicht zu. Er umschlang sie und drückte bei der brutalen Umarmung seinen Mund heftig auf den ihren. Ein halbunterdrückter Schrei, nein, ein sanfter, von Herzen kommender Klageruf entschlüpfte ihr, das Geständniß ihrer so lange unterdrückten Liebe. Aber sie kämpfte und wehrte sich halb unbewußt. Sie wünschte ihn sich, trotzdem rang sie mit ihm, sie wollte von ihm besiegt sein. Wortlos, Brust an Brust, mit fliegendem Athem, suchte eines das andere unterzukriegen. Einen Augenblick schien sie die Stärkere zu sein. Sie würde ihn wahrscheinlich geworfen haben, so sehr er sich auch sträubte, wenn er sie nicht an der Kehle gepackt hätte. Die Taille sprang auf und die Brüste schimmerten durch das Dunkel. Sie sank auf den Rücken, sie gab sich besiegt.

Anstatt seinen Sieg zu benutzen, kniete er, an allen Gliedern zitternd, athemlos vor ihr und starrte sie an. Dann schien ihn eine Wuth, eine Wildheit zu packen, seine Augen suchten nach einer Waffe, einem Steine, nach irgend etwas, um sie zu tödten. Seine Blicke entdeckten die aus dem Gewirr der Knoten hervorleuchtende Scheere. Er griff nach ihr und war schon im Begriff, sie in den Hals, zwischen die weißen Brüste zu tauchen, als ihn ein eisiger Schauder ernüchterte. Er warf die Scheere von sich und entfloh wie wahnsinnig, während sie mit geschlossenen Augenlidern liegen blieb und nicht anders dachte, als daß er sie verschmähte, weil sie ihm widerstanden hätte.

Jacques floh durch die melancholische Nacht. Im Galopp rannte er den Fußsteig einer Anhöhe empor und taumelte auf der andern Seite in eine enge Schlucht hinunter. Unter seinen Schritten davonrollende Kieselsteine erschreckten ihn, er drang links durch die Gebüsche und auf einem Umweg nach derselben Seite wieder hinaus. Er gerieth gegen die den Bahndamm einfriedigende Hecke: ein Zug kam schnaubend und dampfend vorüber. Er erschrak und begriff zuerst nicht recht. Ah, ganz recht, da fuhr ja alle Welt vorüber, ohne Unterlaß, während er hier mit fliegenden Pulsen fiebert! Er kletterte abermals hinauf und abermals hinunter. Immer wieder stieß er auf die Geleise, bald auf der Sohle tiefer Schluchten, an Abgründen entlang, bald auf Abhängen, deren riesige Barrikaden die Fernsicht abschnitten. Dieses wüste, von Anhöhen kupirte Gelände glich einem Labyrinth ohne Ausgang. Durch die klaffende Trostlosigkeit dieser öden Strecken jagte ihn sein

Wahnsinn. Schon lange war er auf den Höhen und Abhängen umhergeklettert, als er vor sich eine schwarze Oeffnung, den offenen Schlund des Tunnels erblickte. Ein bergauf fahrender Zug stürzte sich heulend und pfeifend hinein und verschwand, als hätte ihn die Erde verschlungen, mit einem Gedröhne, von dem der Boden lange noch erzitterte.

Jacques stürzte neben dem Eisenbahndamm nieder, seine Beine trugen ihn nicht weiter. Auf dem Bauche liegend und das Gesicht tief in den Rasen gedrückt, schluchzte er wie vom Krampf geschüttelt. Das Uebel, von dem er sich geheilt wähnte, war also wirklich wiedergekommen? Er hatte dieses Mädchen tödten wollen! Ein Weib tödten, ein Weib tödten wollen! Von Jugend auf, je mehr das Fieber und die Sehnsucht nach dem Besitz eines Weibes in ihm wuchsen, desto stärker wurde auch dieses Verlangen. Andere träumen nur von dem Besitz des Weibes, ihn aber packte der Gedanke, eine zu tödten! Er konnte es nicht leugnen, er hatte die Scheere ergriffen, um sie ihr in das Fleisch zu stoßen, in dieses Fleisch, in diese warme, weiße Kehle. Dieser Gedanke verlangte so mächtig nach Erfüllung, daß er am liebsten im Galopp zurückgelaufen wäre, um sie zu morden, hätten seine Hände sich nicht mit aller Gewalt in den Erdboden gekrampft Und gerade sie, diese Flore, die er hatte aufwachsen sehen, dieses wilde Kind, von dem er sich so heißgeliebt fühlte! Seine gekrümmten Finger wühlten sich noch tiefer in das Erdreich, das Schluchzen zerriß ihm die Kehle, ein Röcheln fürchterlichster Verzweiflung.

Dann rang er nach Ruhe, er wollte klar sehen. Welch ein Unterschied war eigentlich zwischen ihm und den Anderen? Er hatte sich schon in seiner Jugend dort unten in Plassans darnach gefragt. Seine Mutter Gervaise erhielt ihn allerdings etwas zeitig, sie zählte damals erst fünfzehn und ein halbes Jahr, und er war noch dazu der zweite, denn Claude wurde ihr geboren, als sie knapp vierzehn alt war. Aber keiner seiner Brüder, weder Claude, noch der nach ihm geborene Etienne litt unter der Jugend seiner Mutter und seines knabenhaften Vaters, des schönen Lantier, dessen schlechtes Herz Gervaise so viele Thränen kosten sollte. Vielleicht litt auch ein jeder seiner Brüder an irgend einem Uebel und gestand es nur nicht ein. Der Aelteste namentlich, den es so heiß danach verlangte, ein Maler zu sein, daß man ihn und sein Genie für halb verrückt hielt. Mit seiner Familie war es entschieden nicht richtig, viele ihrer Mitglieder hatten eine schlimme Erbschaft gemacht. In gewissen Stunden fühlte er sehr wohl diesen erblichen Riß. Seine Gesundheit war keine schlechte, nur hatten ihn die Furcht und die Scham vor seinen Anfällen etwas abmagern lassen. Aber von Zeit zu Zeit verlor er das Gleichgewicht seines Lebens und dann schien es, als zeigte sein Wesen Risse und Löcher, aus welchen sein eigenes Selbst inmitten einer dichten Rauchwolke entströmte. Er war dann nicht mehr Herr über sich, sondern gehorchte nur blind seinen Instincten, wie eine wüthende Bestie. Dabei trank er nicht, er versagte sich selbst das kleinste Glas Branntwein, denn er hatte bemerkt, daß der unbedeutendste Tropfen Alkohol ihn verrückt machte. Er kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß er die Schuld der Anderen bezahlen müßte, der Väter und Großväter, die Trinker gewesen waren, der Generationen von Trunkenbolden, die sein Blut verdorben hatten. Was er fühlte, war eine schrittweise Vergiftung, eine Wildheit, die ihn dem im Dickicht lauernden Wolf, der auch Frauen frißt, gleich machte.

Jacques hockte jetzt auf einem Knie und blickte hinüber zum schwarzen Schlunde des Tunnels, aber ein erneutes Schluchzen fuhr ihm durch die Nerven in den Nacken, er fiel rücklings zur Erde und wälzte sich, vor Schmerz aufschreiend, auf dem Boden umher. Dieses Mädchen, dieses Mädchen hatte er tödten wollen! Da kam es wieder, dieses spitzige, gräßliche Gefühl, als hätte er die Scheere sich selbst in die Brust gestoßen. Kein Vernunftsgrund schaffte ihm Ruhe: er hatte sie tödten wollen, er würde sie tödten, wenn sie noch mit entblößter Brust vor ihm läge. Er war

gerade sechzehn Jahre alt, er erinnerte sich dessen ganz genau, da hatte ihn das Uebel zum ersten Male gepackt. Im folgenden Jahre hatte er einmal ein Messer geschärft, um es einer Blondine, die täglich an seiner Thür vorüberging, in die Kehle zu stoßen. Der Hals dieses Mädchens war sehr fett und rosig, er hatte sich bereits den Platz ausgesucht, wo er das Messer ansetzen wollte, nämlich bei einem kleinen, braunen Zeichen unter dem Ohre. Und das waren nicht die einzigen, deren Erinnerung ihm die Brust beengte, auf der Gasse hockende Frauen, Nachbarinnen, alle diese hatten die Mordlust in ihm entfacht; eine namentlich, eine jung verheirathete Frau, die im Theater neben ihm saß und außerordentlich laut lachte. Mitten in einem Act mußte er aufstehen, um sie nicht anzufallen. Alle diese kannte er kaum, warum also dieser Zorn auf sie? Jedesmal, wenn ihn diese blinde Wuth befiel, schien es ihm ein brennender Durst nach Rache für verjährte, längst vergessene Beleidigungen zu sein. Das Unheil also, welches die Frauen seinem Geschlecht gebracht, ihre von Mann zu Mann gesteigerte Schlechtigkeit, hatte seinen Ursprung wirklich in so ferner Zeit, vielleicht gar begann es mit dem ersten im Dunkel der Höhlen begangenen Betrug? Aus seinem Anfalle heraus fühlte er die Nothwendigkeit, das Weib zu bekämpfen und zu bezwingen, es todt hinzustrecken wie eine Anderen abgejagte Beute. Sein Schädel wollte brechen unter der Anstrengung des Denkens, er war zu unwissend, um sich die rechte Antwort zu geben. In dem Angstgefühl, zu Thaten gedrängt zu werden, denen gegenüber seine Willenskraft zu nichts zerfiel, stumpfte sich sein Gehirn ab.

Jacques versuchte aufzustehen. Was machte er in dieser feuchten, nebligen Winternacht hier im Grase? Der düstere Horizont schlummerte in todesähnlicher Unbeweglichkeit. Auf! Es mußte schon auf neun Uhr gehen, und es war rathsamer, heimzukehren und sich auf's Ohr zu legen. Aber seine Beklemmung spiegelte ihm vor, wie er jetzt zu den Misard kommen, die Treppe zur Vorrathskammer hinaufsteigen, sich auf das Heu werfen und im Raume nebenan, durch eine dünne Plankenwand nur von dem seinen getrennt, Flore athmen hören würde! Er wußte sogar, daß sie sich nie einschloß, daß er also ohne Umstände bei ihr würde eintreten können. Und wieder überlief ihn ein heftiger Schauder, dachte er an das entkleidete Mädchen mit den vom Schlafe widerstandslosen, heißen Gliedern. Noch einmal drückte ihn das Schluchzen zu Boden. Er hatte sie tödten wollen, er wollte sie noch tödten! Der Gedanke, daß er sich jetzt anschicken wollte, sie nach seiner Heimkehr in ihrem Bette zu tödten, würgte nnd zerrte an ihm. Was half es ihm, daß er keine Waffe zur Hand haben, daß sie seinen Kopf mit ihren beiden Armen niederdrücken würde; er fühlte, das Uebel würde ihn dennoch gegen seinen Willen antreiben, die Thür zu ihrer Kammer zu öffnen und sie zu erwürgen. Unter dem Geißelhieb des raubthierartigen Instinktes und unter dem Zwange, das alte Unrecht zu rächen, konnte er nicht anders. Nein, nein! Lieber wollte er die ganze Nacht im Freien zubringen, als dorthin zurückkehren! Mit einem Sprunge war er auf den Beinen. Er entfloh.

Und abermals jagte er wohl eine halbe Stunde über das düstre Gefilde, als wollte ihn die losgelassene Meute aller Schrecken der Hölle zu Tode hetzen. Er jagte die Anhöhen hinauf, er kroch in enge Schluchten. Nacheinander stellten sich ihm zwei Bäche entgegen, er durchschritt sie, bis zu den Hüften versinkend. Ein Gebüsch, das ihm den Weg verlegte, brachte ihn zur Verzweiflung. Sein einziger Gedanke war, immer geradeaus und so weit als möglich zu laufen, um der wüthenden Bestie in seinem Innern zu entfliehen. Seit sieben Monaten schien sie ihm verjagt zu sein, und er hatte sich wieder Mensch gefühlt; und jetzt heulte sie von Neuem, abermals mußte er sie bekämpfen, um nicht von ihr auf die erste Frau, die ihm der Zufall in den Weg führen würde, gehetzt zu werden. Die große Stille, die mächtige Einsamkeit in der Runde beruhigten ihn indessen allmählig

ein wenig und ließen ihn von einem stummen, einsiedlerischen Leben, wie in dieser Gegend, träumen, in welchem man auch abseits von den gebahnten Pfaden umherschweifen könnte, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen. Unbewußt war er im Kreise gegangen und im großen Bogen wieder an den bebuschten Abhang des Eisenbahndammes, oberhalb des Tunnels gelangt. Er machte zornig kehrt, weil er fürchtete, auf Menschen zu stoßen. Um eine Anhöhe herum gedachte er den Weg abzuschneiden, verlief sich aber und stieß nun erst recht auf die Hecke längs der Geleise hart am Eingang zum Tunnel neben der Wiese, auf der er kurz zuvor sich in Schmerzen gekrümmt hatte. Da stand er nun, besiegt, als ihn das noch ferne, von Sekunde zu Sekunde anschwellende, aus der Tiefe der Erde heraufschallende Dröhnen eines Zuges an diese Stelle bannte. Es war der Schnellzug nach Havre, der Paris um sechs Uhr dreißig Minuten verlassen hatte, und hier um neun Uhr fünfundzwanzig Minuten vorüberkommen mußte; Jacques führte diesen Zug einen Tag um den anderen.

Er sah zunächst den dunklen Schlund sich erhellen, wie die Oeffnung eines Backofens, in welchem Reisig entzündet wird. Das Geräusch näherte sich, plötzlich sprang die Lokomotive daraus hervor mit ihrem großen runden, blendenden Auge, dessen Licht die Gegend zu durchdringen suchte und auf den Schienen weit voraus schon ein zweites Feuer zu entzünden schien. Aber das Ganze war eine blitzartige Erscheinung, denn vorüber flüchtete die Reihe von Waggons mit ihren grell beleuchteten Coupéfenstern, vorüber sausten die mit Reisenden gefüllten Coupé's mit einer so schwindelerregenden Schnelligkeit, daß das Auge an den eben gesehenen Bildern irre ward. Aber Jacques hatte in dieser Viertelsekunde dennoch durch die hellerleuchteten Scheiben eines Coupé's gesehen, wie ein Mann einen zweiten auf den Sitz niedergedrückt hielt und ihm ein Messer in den Hals stieß, während eine schwarze Masse, vielleicht eine dritte Person, vielleicht heruntergestürztes Gepäck, mit ihrem ganzen Gewicht auf den krampfhaft angezogenen Beinen des Opfers lag. Schon entfloh der Zug und verschwand in der Richtung von la Croix-de-Maufras, und man sah in der Dunkelheit nichts weiter mehr von ihm als die drei Schlußlaternen, das rothe Dreieck.

Wie auf den Platz gebannt, folgten die Blicke des jungen Mannes dem Zuge, dessen Brausen in dem großartigen Frieden des Todes, der auf der Gegend ruhte, erstarb. Hatte er wirklich recht gesehen? Er zweifelte jetzt daran und wagte nicht mehr an die ihm wie vom Blitz zugetragene und wieder entführte Begebenheit zu glauben. Kein einziger Gesichtszug der beiden Hauptspieler dieses Dramas stand ihm lebendig vor der Erinnerung. Die dunkle Masse war vielleicht eine über den Körper des Opfers gefallene Reisedecke. Und doch war es ihm, als hätte er unter einer aufgelösten Menge dichten Haares ein feines, bleiches Profil erkannt. Aber alles mischte sich in einander und verflog wie ein Traum. Noch einmal trat das vermeintliche Profil vor seinem inneren Blick, dann verlor er es ganz und gar. Das Ganze war wahrscheinlich überhaupt nur eine Einbildung. Alles das aber machte sein Mark erstarren; er gestand sich schließlich selbst, daß es eine Sinnestäuschung gewesen sein mochte, von der schrecklichen Krisis in seinem Zustande heraufbeschworen.

Fast eine ganze Stunde noch trieb sich Jacques, den Kopf voll wüster Gedanken, auf den Feldern umher. Er war wie zerschlagen, eine Nervenschwäche hatte ihn befallen, das eisige Gefühl in seinem Innern hatte das Fieber ausgelöscht. Er kam schließlich, ohne es gewollt zu haben, nach la Croix-de-Maufras zurück. Als er vor dem Bahnwärterhäuschen stand, überlegte er, daß es besser sei, nicht einzutreten, sondern in der kleinen Hütte neben dem Schuppen zu schlafen. Aber ein Lichtstrahl drang durch die Thür und halb unbewußt öffnete er. Ein unerwarteter Anblick bannte ihn auf die Schwelle.

Misard hatte in der That den in der Ecke stehenden Buttertopf von seinem Platze gerückt. Mit allen Vieren lag er auf dem Boden, neben sich hatte er eine Laterne stehen und mit der Faust klopfte er leise an verschiedene Stellen der Wand. Das Geräusch der aufgehenden Thür ließ ihn den Kopf zurückwenden. Er zeigte aber keine Spur von Verlegenheit und sagte höchst gelassen: „Ich hebe Streichhölzchen auf, die mir heruntergefallen sind.“

Als er den Buttertopf wieder an Ort und Stelle gebracht hatte, setzte er hinzu: „Ich habe mir eben die Laterne geholt, weil ich beim Nachhausegehen eine Person habe auf den Schienen liegen sehen . . . Ich glaube, sie ist todt.“

Der Gedanke, Misard beim Suchen nach Tante Phasie's Schatz ertappt zu haben, hatte Jacques fast übermannt. Aber die jähe Gewißheit, daß sein Zweifel grundlos und die Beschuldigungen der Tante berechtigt waren, wurde durch die Neuigkeit von dem Funde eines Leichnams sofort verdrängt. Er vergaß das zweite Drama, daß sich hier in diesem abseits von der Welt gelegenen Häuschen abspielte. Die Scene im Coupé, die kurze Vision von der Ermordung eines Mannes durch einen zweiten tauchte mit blitzartiger Schnelligkeit wieder vor ihm auf.

„Ein Mensch auf der Strecke, wo denn?“ fragte er erbleichend.

Misard machte nur eine unbestimmte Bewegung und erwiderte: „Dort unten, vielleicht fünfhundert Meter von hier . . . Weiter weiß ich nichts, müssen mal erst die Sache bei Licht betrachten.“

Jacques hörte in diesem Augenblicke über sich eine dumpfe Erschütterung. Er war so geängstigt, daß er zusammenfuhr.

„Das ist nichts,“ sagte der Vater, „Flore rumort wahrscheinlich.“

Der junge Mann hörte jetzt in der That das Umhertappen zweier nackten Füße auf dem Estrich. Sie hatte zweifellos auf ihn gewartet und durch ihre nur halbgeschlossene Thür ihn kommen gehört.

„Ich begleite Euch,“ sagte Jacques . . Ihr glaubt wirklich, daß er todt ist?“

„Zum Teufel auch, mir scheint es so. Die Laterne wird es ja zeigen.“

„Und was haltet Ihr davon? Ein Unfall wahrscheinlich?“

„Vielleicht. Irgend ein Strick, der sich hat überfahren lassen, oder vielleicht auch ein aus dem Coupé gesprungener Reisender.“

Jacques überlief es kalt. „Kommt schnell, kommt schnell!“

Noch nie hatte ihn das Fieber, zu sehen und wissen zu wollen, so gepackt. Während sein Gefährte vollständig gleichgiltig auf dem Eisenbahndamm dahinschritt, während die Laterne hin- und her schwankte, und ihre runde Helle sanft an den Schienen entlang glitt, lief er voraus. Diese Langsamkeit verdroß ihn. Ihn trieb ein physisches Verlangen, die nämliche Gluth, welche den Gang der Liebenden zum Stelldichein beflügelt. Er empfand Furcht vor dem Anblick, der ihn erwartete, und doch flog er mit gespannten Muskeln dahin. Als er an Ort und Stelle anlangte, fiel er beinahe über die dicht neben den Schienen liegende dunkle Masse. In seiner Aufregung konnte er nichts deutlich erkennen. Fluchend rief er dem Anderen zu, der noch mehr als dreißig Schritte zurück war:

„So beeilt Euch doch, in des Teufels Namen. Vielleicht kann man ihm helfen, wenn er noch lebt.“

Misard aber schwankte gemächlich weiter. Als er endlich seine Laterne über den Körper des Verunglückten hielt, sagte er: „O je, der hat sein Theil.“

Der zweifellos aus dem Waggon gestürzte Mann war höchstens fünfzig Centimeter von den Schienen entfernt, mit dem Gesicht nach dem Boden, auf den Leib gefallen. Man sah von seinem Kopfe nur den mit dichten, weißen Haaren bedeckten Hintertheil. Seine Beine waren gespreizt. Sein rechter Arm schien wie ausgerenkt, der andere lag unter der Brust. Sein Anzug verrieth einen Angehörigen der besseren Stände. Er trug einen weiten Paletot von blauem Tuch, elegante Stiefel

und seine Wäsche. Der Körper zeigte keine Spuren der Vergewaltigung, nur war viel Blut aus einer Halswunde geronnen und hatte den Hemdkragen besudelt.

„Ein Bürger, der sein Fett fort hat," bemerkte Misard nach einigen Minuten lautloser Prüfung.

„Faßt ihn nicht an, das ist verboten," sagte er dann zu Jacques, der mit offenem Munde sich nicht zu rühren wagte. „Bewacht ihn, ich will inzwischen nach Barentin laufen und den Bahnhofsinspektor benachrichtigen."

Er hob seine Laterne in die Höhe und sah nach dem Kilometerpfahl.

„Schön, gerade bei Pfahl 153 also."

Er stellte die Laterne auf den Boden neben die Leiche und entfernte sich schleppenden Schritts.

Jacques bewegte sich nicht, als er allein war. Er blickte ohne Unterlaß auf diese träge am Boden liegende Masse, deren Umrisse das flackernde Licht kaum erkennen ließ. Die Aufregung, die ihn vorhin zu der rasenden Wanderung angetrieben, der fürchterliche Magnet, der ihn hier festbannte, sie weckten in ihm den gleichen scharfen, sein ganzes Wesen durchblitzenden Gedanken: der andere, der mit dem Messer zugestoßen, der hatte es gewagt! Der war bis ans Ziel gelangt, der hatte getödtet! O nur nicht feige sein, seinen Sinn befriedigen und dann tief hinein das Messer! Seit zehn Jahren marterte ihn dieser Gedanke. Sein Fieber weckte ihm eine Verachtung seiner selbst auf, eine Bewunderung für den Anderen, besonders aber das unstillbare Verlangen, zu sehen und die Augen zu weiden an diesem menschlichen Fetzen, diesem zerbrochenen Hanswurst, diesem Waschlappen, zu welchem ein einziger Messerstich ein menschliches Geschöpf umwandeln kann. Seinen Traum hatte der Andere verwirklicht. Das war es also! Wenn er tödtete, würde ihm dasselbe, was da vor ihm lag, bleiben. Sein Herz schlug zum Springen, seine lüsterne Mordlust machte ihn angesichts dieses tragischen Todes rasend. Ein Schritt brachte ihn näher an die Leiche heran; er glich jetzt einem nervösen Kinde, das sich die Furcht abgewöhnen will. Ja, er würde es wagen, auch er würde es wagen!

Ein Schnauben hinter seinem Rücken zwang ihn, zur Seite zu springen. Von seinen Gedanken gepackt, hatte er das Kommen eines Zuges überhört. Fast wäre er zermalmt worden. Der heiße Athem, das fürchterliche Keuchen der Maschine warnten ihn noch rechtzeitig. Der Zug schoß in einem Sturmwind von Lärm, Rauch und Flammen vorüber. Er war gleichfalls sehr besetzt. Der Strom von Reisenden nach Havre, zu dem Fest am nächsten Tage, fluthete noch immer. Ein Kind hatte sein Näschen gegen die Scheibe gedrückt und blickte in die dunkle Landschaft hinaus. Profile von Männern hoben sich ab, und eine junge Frau öffnete eine Fensterscheibe, um ein mit Butter und Zucker beschmiertes Stück Papier hinauszuwerfen. Lustig fuhr der Zug in die Ferne, dessen Räder soeben fast einen Leichnam berührt hatten. Und der Körper ruhte noch immer auf dem Gesicht, umflackert von dem unstäten Licht der Laterne inmitten dieses beherrschenden Friedens der Nacht.

Es verlangte Jacques danach, die Wunde zu sehen, so lange er noch allein war. Aber die Furcht, man könnte vielleicht bemerken, daß er den Kopf berührt habe, hemmte sein Vorhaben. Er hatte ausgerechnet, daß Misard nicht vor dreiviertel Stunden mit dem Stationsvorsteher zurück sein könne. Er zählte die Minuten, er dachte an Misard, diesen schleichenden, stillen Jammermenschen, der mit der ruhigsten Miene von der Welt, mit kleinen Dosen Giftes, ebenfalls mordete. Der Mord war also weiter nichts Schweres? Alle Welt mordete ja. Von Neuem beugte er sich über den Todten, das Verlangen kitzelte ihn so, daß ihn der ganze Körper juckte. Er wollte gar zu gern sehen, wie das gemacht worden, was da eigentlich ausgeflossen war; vor allem das rothe Loch wollte er sehen! Wenn er den Kopf vorsichtig anfaßte, konnte kein Mensch etwas merken. Aber etwas anderes,

eine ihm selber unbewußte Furcht hielt ihn zurück, die Furcht vor dem Blut. Immer und überall gesellte sich in ihm zu dem Verlangen die Angst. Nur noch eine Viertelstunde mußte er allein aushalten, und trotz seiner Furcht würde er es vielleicht gewagt haben, wenn nicht ein Rascheln an seiner Seite ihn erschreckt hätte.

Es war Flore. Sie stand neben dem Leichnam und betrachtete ihn, wie er. Sie mußte überall sein, wo es ein Unglück gab; wenn man meldete, daß ein Thier von einem Zuge zermalmt, oder ein Mensch überfahren worden sei, sah man sie sicher herbeilaufen. Sie hatte sich wieder angezogen, sie wollte den Todten sehen, von welchem ihr Vater gesprochen. Nachdem sie einen Blick auf ihn geworfen, zögerte sie keinen Augenblick. Sie bückte sich, hob mit der einen Hand die Laterne auf und mit der anderen drehte sie den Kopf herum.

„Nimm Dich in Acht, es ist verboten," mahnte Jacques leise.

Sie zuckte mit den Schultern. Der Kopf zeigte sich jetzt in dem gelblichen Lichte, das Gesicht eines Greises mit einer großen Nase und blauen Augen, die weit offen standen. Unter dem Kinn klaffte die entsetzliche Wunde, ein tiefer, aufgeweiteter Schnitt durch die Kehle, als wäre mit dem Messer suchend darin gewühlt worden. Die rechte Seite der Brust war vollständig mit Blut begossen. Auf der linken Seite schimmerte in dem Knopfloche des Ueberziehers die Rosette der Ehrenlegion, wie ein vereinzelter, verirrter Blutstropfen.

Flore stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus.

„Bei Gott, der Alte!"

Jacques beugte sich noch weiter hinunter, um besser sehen zu können, wobei sein Haar das ihrige streifte. Der Athem ging ihm fast aus, so weidete er sich an dem Schauspiel.

„Der Alte, der Alte!" wiederholte er, ohne zu wissen, was er sagte.

„Ja doch, der alte Grandmorin — der Präsident."

Einen Augenblick noch sah sie prüfend in das bleiche Antlitz mit den zusammengebissenen Lippen und den unheimlich blickenden Augen. Schon begann die Todesstarre den Körper steif zu machen. Sie ließ den Kopf fallen, der auf den Boden aufschlug und die Wunde verdeckte.

„Nun hört das Scherzen mit jungen Mädchen auf," begann sie etwas leiser. „Das ist gewiß wegen Einer so gekommen . . . O meine arme Louisette! so hat man es recht gemacht!"

Ein langes Schweigen trat ein. Flore hatte die Laterne wieder hingestellt und wartete. Verstohlene Blicke wanderten zu Jacques hinüber, der, durch den Todten von ihr getrennt, kaum noch athmete, und wie kopflos von dem soeben Gesehenen, halb ohnmächtig dastand. Es mußte bald elf Uhr sein. Sie wartete noch einige Augenblicke, sie schien überrascht von seinem Schweigen. Eine nach den Vorgängen des Abends begreifliche Verlegenheit hinderte sie, zuerst zu sprechen. Jetzt ließen sich aber Stimmen vernehmen, es war der Vater, der den Bahnhofsinspector geholt hatte. Sie wollte nicht gesehen werden und entschloß sich daher, ihn anzureden.

„Du kommst nicht zu uns zum Schlafen?"

Er zitterte, ein innerer Kampf schien ihn erbeben zu lassen.

„Nein, nein!" stieß er endlich mit der letzten Kraft der Verzweiflung hervor.

Sie rührte sich nicht, aber die glatt herniederfallende Linie ihrer kräftigen Mädchenarme drückte deutlich genug ihren Kummer aus. Sie wollte, daß er ihr ihren Widerstand nicht nachtrage, und fragte nochmals demüthig:

„Du wirst also nicht zu uns kommen, ich soll Dich nicht widersehen?"

„Nein, nein!"

Die Stimmen kamen näher. Ohne nach seiner Hand zu haschen, denn er schien absichtlich den Todten zwischen sich und ihr zu lassen, ja selbst ohne ihm das kameradschaftliche Lebewohl aus ihren Kindertagen zugerufen zu haben, ging sie

davon und verlor sich in der Finsterniß. Ihr Athem ging rauh, als unterdrückte sie ein Schluchzen.

Gleich darauf war der Bahnhofsinspector mit Misard und zwei Arbeitern zur Stelle. Er konstatirte ebenfalls sofort die Identität: es war in der That der Präsident Grandmorin. Der Körper sollte einstweilen auf dem Platze bleiben, wo er lag; ein Mann, der während des übrigen Theiles der Nacht mit einem zweiten zu tauschen hatte, blieb mit der Laterne als Wache bei dem Todten zurück.

Bevor Jacques sich entschloß, in irgend einem Schuppen der Station seine müden Glieder auszustrecken, stand er dort noch lange unbeweglich, wie besessen. Der Gedanke, daß man den Untersuchungsrichter erwarte, verwirrte ihn, als wäre er selbst ein Mitschuldiger. Sollte er sagen, was er beim Vorüberjagen des Schnellzuges gesehen hatte? Er entschloß sich zunächst, es sagen zu wollen, denn was hatte er zu fürchten? Uebrigens war es zweifellos seine Pflicht. Dann aber überlegte er sich, wozu das gut sein würde? Er konnte kein einziges thatsächliches Factum melden, er konnte keine einzige genaue Einzelheit von dem Mörder angeben. Nein, nein, er wollte lieber nichts sagen! Er ging endlich davon, sah sich aber noch zweimal nach der düsteren Masse am Boden um. Eine empfindlichere Kälte sank vom nebligen Himmel auf die Trostlosigkeit dieser Einöde, mit ihren dürren Anhöhen, hernieder. Zug folgte noch immer auf Zug. Ein sehr langer ging nach Paris. Die unerbittliche mechanische Kraft trieb sie an einander vorüber ihren fernen Zielen, der Zukunft entgegen. Sie achteten nicht darauf, daß sie das halb abgeschnittene Haupt dieses Menschen streiften, den ein andrer Mensch umgebracht hatte.

*   *
*

Am folgendem Tage, einem Sonntage, um fünf Uhr Morgens — es läuteten gerade alle Glocken — betrat Roubaud, der Unterinspector am Bahnhof von Havre, die Abfahrtshalle, um seinen Dienst anzutreten. Es war noch vollständig Nacht, aber der vom Meere heraufstreichende Wind hatte zugenommen und vertrieb die Nebel von den Abhängen der Höhen, die sich von Saint-Adresse bis zum Fort von Tourneville erstrecken. Im Westen hellte sich der Himmel ein wenig auf, an einem Stückchen blauen Himmels blitzten die letzten Sterne. In der Halle brannten noch immer die Gaslampen, doch ihr Licht schien der frostige Morgenhauch zu bleichen. Arbeiter formirten unter der Aufsicht des Unter-Inspectors vom Nachtdienst den ersten Frühzug nach Montvilliers. Die Thüren der Wartesäle waren noch geschlossen, verödet ruhten noch die Perrons beim schweren Erwachen des Bahnhofs.

Roubaud übernahm von seinem Kollegen Moulin den Dienst, während dieser einige Schritte mit ihm ging und ihm erzählte, was alles während der Nacht passirt war: man hatte Diebe abgefaßt, gerade als sie sich in den Gepäckraum schleichen wollten; drei Mann hätten wegen Ungehorsams fortgeschickt werden müssen; ein Kuppelgewinde sei während des Rangirens des Zuges nach Montvilliers gebrochen. Roubaud hörte schweigend, mit ruhiger Miene, zu. Er war ein wenig bleich, wahrscheinlich in Folge noch nicht überwundener Müdigkeit; auch die gesenkten Augenlider ließen darauf schließen. Er sah so aus, als hätte er seinen Kollegen noch fragen wollen, ob sonst etwas passirt wäre, als Jener schwieg. Doch unterließ er es. Es war wohl alles. Er senkte den Kopf und blickte einen Augenblick zu Boden.

Die beiden Männer waren auf dem Bahnsteig bis zum Ende der bedeckten Halle gelangt und standen jetzt da, wo rechter Hand sich eine Remise befand; die Waggons waren hier untergebracht, die am gestrigen Abend angekommen. Roubaud erhob den Kopf und seine Augen hefteten sich auf einen Waggon erster Klasse, welcher nur ein Coupé hatte und die Nummer 293 zeigte, wie im flackernden Lichte einer Gaslaterne zu lesen war. In diesem Augenblick sagte der Andere: „Ah, ich vergaß . . .“

Roubaud's bleiches Gesicht färbte sich, er konnte eine leise Bewegung nicht unterdrücken.

„Ich vergaß," wiederholte Moulin, „dieser Wagen soll hier bleiben, lassen Sie ihn also nicht in den Schnellzug um sechs Uhr vierzig rangiren."

Einen Augenblick herrschte Schweigen, dann fragte Roubaud in höchst natürlichem Tone: „Warum das?"

„Weil ein reservirtes Coupé für den Abendschnellzug bestellt ist. Man weiß nicht, ob während des Tages eins eintrifft, daher soll dieses hierbehalten werden."

Roubaud blickte den Waggon noch immer an und sagte: „Wohl möglich."

Es schlug sechs Uhr. Roubaud verließ die bedeckte Halle wie ein müßiger Spaziergänger. Draußen, vor sich die freie Fernsicht, erhob er den Kopf und athmete auf. Endlich sah er den Morgen anbrechen, einen schönen klaren Morgen, denn der Seewind hatte die Nebel ganz verjagt. Er sah im Norden sich die Küste von Ingouville bis zu den Bäumen des Kirchhofes als ein violetter Streifen vom erbleichenden Himmel abheben; sich nach Süden und Westen wendend, bemerkte er das letzte, weißliche Gewölk davonschweben, als segle ein Geschwader in die Ferne. Der ganze Osten aber über dem mächtigen Plateau der Seinemündung flammte auf in Erwartung des Sonnenaufganges. Fast unbewußt nahm Roubaud die Dienstmütze mit dem Goldstreifen vom Kopfe, um seine Stirn in der frischen, reinen Luft zu kühlen. Dieser wohlbekannte Horizont, das mächtige Gebiet der Bahnhofsanlagen, links die Ankunftsseite, dann der Lokomotivenschuppen, rechts die Güterexpedition, ein ganze Stadt für sich, schien ihn zu beruhigen und ihn zur Aufnahme seiner täglichen, stets gleichen Beschäftigung fähig zu machen. Jenseits der Mauer der Rue Charles Laffitte qualmten die Fabrikschornsteine, riesige Haufen von Kohlen sah man längs des Bassins Vauban lagern. Aus den anderen Bassins schallte schon Leben herauf. Das Pfeifen der Güterzüge, das Brausen und der Geruch der Wogen, ihm vom Winde zugetragen, lenkten seine Gedanken auf das heutige Fest und das Schiff, zu dessen Stapellauf die Menge drängen würde.

Um acht Uhr pflegte der Bahnhofsvorsteher, Herr Dabadie, ins Büreau zu kommen; der Unter-Inspector trat dann zum Rapport an. An diesem Morgen hatte der Vorsteher sich verspätet. Roubaud hatte schon zweimal die Thür zum Büreau geöffnet, ihn aber noch nicht anwesend gefunden. Die Post lag noch uneröffnet auf dem Tische. Die Augen des Unter-Inspectors hatten ein Telegramm unter den Briefen entdeckt. Ein Zauber schien ihn an den Ort zu bannen, denn er wich nicht mehr von der Thür des Büreaus, er kam immer wieder gegen seinen Willen dorthin zurück und seine Blicke schweiften verstohlen zum Tische hinüber.

Endlich, um achteinviertel Uhr erschien Herr Dabadie. Roubaud, der sich gesetzt hatte, schwieg, um Jenem Zeit zur Entfaltung der Depesche zu lassen. Doch der Chef hatte es nicht eilig, er wollte sich herablassend zeigen, denn er achtete seinen Untergebenen.

„Nun, ist in Paris alles gut gegangen?"

„Ja, Herr Vorsteher, ich danke."

Er hatte endlich die Depesche geöffnet, las aber nicht, sondern lächelte immer noch den Andern an, dessen Stimme durch die Anstrengung, ein nervöses Zucken am Kinn zu unterdrücken, einen rauhen Ton angenommen hatte. Endlich entschloß sich Herr Dabadie zur Lectüre der Depesche, Roubaud beobachtete ihn, er fühlte, daß ihm der Schweiß ins Gesicht trat. Aber das erwartete Erstaunen zeigte sich nicht. Der Chef las das Telegramm gelassen zu Ende und warf es dann auf seinen Schreibtisch: wahrscheinlich enthielt es eine dienstliche Nachricht. Während er mit der Sichtung der Post fortfuhr, stattete Roubaud, wie üblich, seinen mündlichen Bericht über die Vorgänge in der Nacht und am frühen Morgen ab. An diesem Morgen jedoch floß ihm nicht der Bericht so glatt von den Lippen, er

mußte sich erst auf die Diebe besinnen, die im Gepäckraum abgefaßt worden waren. Man wechselte noch einige Worte, dann verabschiedete Herr Dabadie ihn mit einer Handbewegung, als seine beiden Assistenten, der eine von den Hafenbassins und der andere vom Frachtverkehr, zum Rapport erschienen. Sie überbrachten eine zweite Depesche, die ihnen soeben ein Beamter draußen eingehändigt hatte.

„Sie können gehen," sagte Herr Dabadie laut, als er Roubaud an der Thür zögern sah.

Doch dieser blieb und seine runden Augen spähten scharf hinüber. Er ging erst, als auch dieses Papier mit derselben gleichgiltigen Bewegung auf den Tisch geworfen war. Einen Augenblick stand er verwirrt und betroffen in der Halle. Der Zeiger wies auf acht Uhr fünfunddreißig Minuten, vor neun Uhr fünfzig Minuten ging kein Zug ab. Gewöhnlich benutzte er die freie Stunde zu einem Rundgang durch den Bahnhof. Er wanderte einige Minuten, ohne zu wissen, wohin ihn seine Füße trugen. Als er den Kopf erhob und den Waggon 293 erblickte, wandte er sich ab und ging zum Maschinenschuppen, obgleich es dort nichts zu besichtigen gab. Die Sonne stieg jetzt am Horizont empor und ein goldiger Staub erfüllte die Luft. Er hatte keine Freude mehr an dem schönen Morgen, er beschleunigte seinen Schritt und seine geschäftig aussehende Miene suchte vergeblich die Ungeduld der Erwartung zu verbergen.

Um neun Uhr zwanzig Minuten sah man Roubaud wieder in der Halle. Er überwachte das Rangiren des Bummelzuges von neun Uhr fünfzig Minuten. Trotz seiner Selbstbeherrschung gestikulirte er viel, er stampfte mit den Füßen und wandte fortwährend den Kopf, um die Halle von einem Ende bis zum anderen zu durchforschen. Nichts geschah, seine Hände zitterten.

Plötzlich, gerade als er einen flüchtigen Blick hinter sich warf, hörte er neben sich die Stimme eines Telegraphenboten, der athemlos fragte:

„Wissen Sie nicht, wo der Herr Bahnhofsvorsteher und der Polizeicommissär zu finden sind, Herr Roubaud? . . . Ich habe hier zwei Depeschen für sie und suche sie schon zehn Minuten . . ."

Er hatte sich umgedreht, kein Muskel zuckte in seinem Gesicht, so beherrschte er sein ganzes Wesen. Seine Augen hafteten auf den beiden Depeschen in der Hand des Boten. Angesichts der Aufregung des Anderen war er jetzt seiner Sache sicher. Die Katastrophe war da.

„Herr Dabadie ist vor Kurzem hier vorbeigegangen," sagte er gelassen.

Noch nie hatte er sich so kaltblütig, so voller Selbstbeherrschung gefühlt, wie gerade jetzt.

„Da kommt der Herr Dabadie," setzte er gleich hinzu.

Der Bahnhofsvorsteher kam langsam näher. Kaum hatte er aber die Depesche gelesen, rief er laut aus: „Ein Mord auf unserer Strecke . . . Der Inspector von Rouen telegraphirt es mir."

„Wie", fragte Roubaud, „ein Mord unter unserem Personal?"

„Nein, nein, ein Reisender in seinem Coupé . . . der Körper muß gleich hinter dem Tunnel von Malaunay bei Pfahl 153 aus dem Wagen geworfen sein. — Das Opfer ist einer unserer Verwaltungsräthe, der Präsident Grandmorin."

Jetzt schrie der Unter-Inspector auf: „Der Präsident! . . . O, meine arme [...]au, das wird ihr Kummer machen!"

Der Ausruf kam so passend und schmerzlich von seinen Lippen, daß Herr [...]adie stehen blieb: „Ja, ganz recht, Sie kennen ihn ja. Ein braver Mann, [...]t?" Dann fiel ihm das zweite, an den Polizeicommissär gerichtete Telegramm

„Das kommt gewiß vom Untersuchungsrichter, irgend einer Formalität [...]gen . . . Es ist erst fünf Minuten vor halb zehn, Herr Cauche natürlich noch

nicht hier . . . Es soll Jemand schnell nach Café du Commerce am Napoleonsgraben laufen, dort wird er sicher zu finden sein."

Fünf Minuten später kam Herr Cauche. Er hatte den Befehl empfangen, die Coupés in Waggon 293 zu visitiren. „Der Waggon wird nicht mehr hier sein," rief er besorgt, „er ist jedenfalls heute früh nach Paris zurückgegangen."

„Bitte um Entschuldigung," sagte Roubaud mit ruhiger Miene . . . „Für heute Abend ist ein reservirtes Coupé bestellt, deshalb ist der Waggon zurückgehalten worden und steht dort in der Remise."

Er ging voran, der Kommissär und der Bahnhofsvorsteher folgten ihm. Inzwischen hatte sich die Neuigkeit schon verbreitet, die Männer ließen ihre Arbeit ruhen und schlossen sich neugierig Jenen an. In den Thüren der verschiedenen Büreaus zeigten sich die Beamten und kamen einer nach dem andern näher. Bald war ein ganzer Auflauf entstanden.

Cauche öffnete das Coupé und trat ein. Im selben Augenblick schrie und fluchte er auch schon wie besessen. „In des Teufels Namen! Das sieht ja aus, als hätte man hier ein Schwein abgestochen." Ein gelindes Frösteln überlief die Anwesenden, die Köpfe streckten sich vor. Herr Dabadie trat zunächst auf das Trittbrett. Hinter ihm reckten die Uebrigen, auch Roubaud die Hälse, um besser sehen zu können.

Das Innere des Coupés zeigte keine auffallende Unordnung. Die Fenster waren geschlossen geblieben, alles schien an seinem Platze. Ein ekler Geruch strömte durch die geöffnete Thür. Nur dort mitten auf einem Polster war schwarzes Blut zu einer Lache geronnen und diese tiefe, breite Lache hatte ein Bächlein von Blut entsendet, das über den Boden dahinfloß. Die Vorhänge zeigten ebenfalls Blutflecke, nichts anderes als dieses ekle Blut war zu sehen.

Herr Cauche rief Roubaud heran. „Steigen Sie mal herauf, Herr Roubaud, und helfen Sie mir."

Als der Unter-Inspector über das Blut am Fußboden gestiegen war, um nicht hineinzutreten, rief Herr Cauche ihm zu: „Sehen Sie unter dem anderen Polster nach, ob da was zu finden ist."

Roubaud hob das Kissen auf und suchte mit vorsichtig tastenden Händen und den Blicken eines Neugierigen. „Nichts zu sehen."

Aber ein Fleck auf dem Ueberzug des Kissens zog seine Aufmerksamkeit auf sich; er zeigte ihn dem Kommissär. War es nicht der blutige Abdruck eines Fingers? Nein, man einigte sich, daß es ein Spritzer war. Die Menschen hatten sich nahe heran gedrängt, um dem Gange der Untersuchung besser folgen zu können, und besprachen das Verbrechen hinter dem Rücken des Stationsvorstehers, der als feinfühliger Mann auf dem Trittbrett stehen geblieben war.

Plötzlich schien ihm etwas einzufallen.

„Sagen Sie mir, Herr Roubaud, befanden Sie sich nicht in demselben Zuge? . . . Sie sind doch gestern Abend mit dem Schnellzuge zurückgekommen? . . . Können Sie uns einige Aufschlüsse geben?"

„Ganz recht," rief der Kommissär. „Haben Sie etwas gesehen?"

Drei oder vier Sekunden hindurch blieb Roubaud stumm. Er hielt den Kopf so lange etwas gesenkt und sondirte den Fußboden. Dann aber erhob er sofort das Gesicht und antwortete mit seiner natürlichen, etwas felten Stimme: „Gewiß, was ich weiß, will ich Ihnen gern erzählen . . . Meine Frau war bei mir. Da meine Aussagen zu Protokoll genommen werden, möchte ich gern, daß meine Frau herkommt, um durch ihre Erinnerungen die meinen zu kontrolliren."

Herrn Cauche erschien dieser Vorschlag sehr vernünftig, und ein Heizer Namens Pecqueux erbot sich, Madame Séverine Roubaud zu holen. Er rannte spornstreichs davon; man mußte sich etwas gedulden.

Frau Séverine kam mit kleinen, regelmäßigen Schritten heran. Sie hatte unter den auf sie gerichteten Blicken eine hübsche Strecke auf dem Perron zurückzulegen. Aber sie wankte nicht, sie hielt nur das Taschentuch vor das Gesicht als Zeichen des großen Schmerzes über das Geschehene. Sie trug ein einfaches, aber elegantes Kleid, es schien, als hätte sie schon Trauer für den Präsidenten, ihren Wohlthäter, angelegt. Ihre schweren Flechten leuchteten in der Sonne, denn sie hatte sich, trotz der Kälte, nicht einmal Zeit genommen, ihr Haupt zu bedecken. Ihre sanften blauen, ängstlich blickenden Augen schwammen voller Thränen, was sehr rührend aussah.

Als Séverine mitten unter den Leuten vor der offenen Coupéthür stand, kletterten Herr Cauche und Roubaud heraus. Der letztere begann sofort zu sagen, was er wußte. „Wir sind gestern früh gleich nach unserer Ankunft in Paris zu Herrn Grandmorin gegangen, so war es doch, mein Herz? . . . Es konnte ungefähr ein Viertel nach elf sein, nicht wahr?"

Er sah sie scharf an und so plapperte sie gelehrig nach: „Ja, ein viertel nach elf." Ihre Blicke blieben auf dem vom Blute getränkten Polster haften. Ein krampfartiges Schluchzen hob ihre Brust. Der theilnahmsvolle, gerührte Bahnhofsvorsteher legte sich ins Mittel.

„Wenn Sie diesen Anblick nicht ertragen können — wir begreifen Ihren Schmerz vollkommen, so . . ."

„O, nur noch zwei Worte," unterbrach ihn der Commissär. „Wir entlassen Frau Roubaud dann sofort in ihre Wohnung."

Roubaud beeilte sich mit seinem Bericht. „Nachdem wir über verschiedene Angelegenheiten geplaudert, theilte Herr Grandmorin uns mit, daß er am folgenden Tage zu seiner Schwester nach Doinville reisen würde . . . Ich sehe ihn noch vor seinem Schreibtische sitzen. Ich stand hier, meine Frau dort. . . . Nicht wahr, er sagte doch, daß er am nächsten Tage reisen wollte?"

„Ja, am nächsten Tage."

Cauche, der unausgesetzt schrieb, sah auf. „Wie, am nächsten Tage? Er ist ja aber noch am selben Abend gereist!"

„Warten Sie nur! Am Abend reisten wir ab . . . Ehe wir in unser Coupé stiegen, habe ich mit Herrn Vandorpe, dem Bahnhofsvorsteher geplaudert. Ich habe nichts weiter gesehen. Ich ärgerte mich sehr, weil ich mich zuerst allein mit meiner Frau glaubte, bei näherem Hinsehen aber in einer Ecke eine Dame sah. Im letzten Augenblick sind dann noch zwei weitere Leute, ein Ehepaar, eingestiegen . . . Bis Rouen ist mir nichts Außergewöhnliches aufgefallen . . . In Rouen stiegen wir aus, um uns die Beine etwas zu vertreten. Wir waren aber nicht wenig erstaunt, drei oder vier Waggons von dem unsrigen entfernt Herrn Grandmorin an einer Coupéthür stehen zu sehen. „Wie, Herr Präsident, Sie sind heute gereist? Daran haben wir, weiß Gott, nicht gedacht, noch mit Ihnen zusammen zu fahren!" Er erzählte uns, er habe eine Depesche erhalten . . . Dann pfiff es, wir gingen schnell zu unserm Coupé zurück, welches jetzt, nebenbei bemerkt, leer war, da unsere Reisegenossen in Rouen geblieben waren, worüber wir uns übrigens nicht grämten . . . Das ist wohl alles, mein Herz, nicht wahr?"

„Ja, es ist wohl alles."

Dieser Bericht, so einfach er lautete, hatte doch Eindruck auf das Auditorium gemacht. Alle lauschten mit offenem Munde auf das, was noch kommen sollte. Der Kommissär hörte auf zu schreiben und gab der allgemeinen Ueberraschung durch die Frage Ausdruck: „Und Sie sind überzeugt, daß sich im Coupé des Herrn Grandmorin Niemand befand?"

„Ich bin davon überzeugt."

Ein Zittern durchlief die Menge. Diese geheimnißvolle That trug in ihren

Fittigen die Furcht und Jeder fühlte ein gelindes Frösteln über seinen Nacken kriechen. Wenn sich der Reisende in der That allein befand, wer konnte ihn ermordet und drei Meilen weiter noch vor der nächsten Station zum Fenster hinausgeworfen haben?

„Und Sie wissen es genau," fragte der Commissär, „daß in Rouen Niemand in das Coupé von Herrn Grandmorin gestiegen ist, nachdem Sie ihn verlassen hatten?"

Roubaud hatte ersichtlich diese Frage nicht vorausgesehen, denn zum ersten Male war er verwirrt. Er blickte zögernd seine Frau an.

„Ich glaube nicht. . . . Die Thüren wurden geschlossen, die Maschine pfiff, wir hatten gerade noch Zeit zu unserm Coupé zu gelangen. . . . Uebrigens war das Coupé des Herrn Grandmorin reservirt, wie mir scheint, es konnte also Niemand dort einsteigen. . . ."

Die Augen seiner Frau veränderten sich und blickten fürchterlich groß, sie schien erschreckt über die Sicherheit seiner Behauptung.

„Im Uebrigen, ich weiß es nicht. — Ja, vielleicht ist noch Jemand zu ihm eingestiegen. — Es war dort ein großes Gedränge. . . ."

Je länger er sprach, desto klarer wurde seine Stimme. Diese neue Geschichte, die in ihm auftauchte, klang überzeugend.

„In Folge des Festtages in Havre war die Menge auf dem Perron eine gewaltige . . . Wir mußten unser Coupé gegen Reisende der zweiten, selbst der dritten Klasse vertheidigen . . . Der Bahnhof ist auch so mangelhaft beleuchtet, daß man kaum etwas sehen konnte. Man stieß sich und schrie durcheinander vor der Abfahrt . . . Es ist ja in der That möglich, daß Jemand, der nicht wußte, wo er unterkommen sollte oder Jemand, der den Andrang benutzte, noch in der letzten Sekunde sich mit Gewalt Eintritt in das Coupé verschafft hat. So wird es wahrscheinlich auch gekommen sein, nicht wahr mein Herz?"

Und Séverine, wie gebrochen, das Taschentuch vor den überfließenden Augen, wiederholte mechanisch:

„So wird es gewiß gewesen sein."

Jetzt war eine Spur vorhanden. Ohne ein Wort zu wechseln, tauschten der Polizeicommissär und der Bahnhofsvorsteher einen Blick des Einverständnisses aus. In der Menge machte sich eine Bewegung kund, man fühlte, daß die Untersuchung beendet war, und jeden kitzelte es, die Geschichte mit eigenen Commentaren weiter zu verbreiten, jeder wußte eine andere Thatsache. Der Bahnhofsdienst war in diesem Augenblick so gut wie eingestellt, das ganze Personal war, von dem Drama angelockt, hier versammelt. Man war überrascht, als man schon den Neun-Uhr-Achtunddreißig-Zug einfahren sah. Man eilte davon, die Coupéthüren öffneten sich, der Strom der Passagiere ergoß sich über den Bahnsteig. Die meisten Neugierigen aber waren bei dem Commissär geblieben, der als gewissenhafter Mann noch einmal das blutige Coupé durchsuchte.

Der Heizer Pecqueux bemerkte in diesem Augenblick seinen Locomotivführer, Jacques Lantier, der soeben mit dem Zuge angekommen war und unbeweglich von fern den Auflauf beobachtete. Er winkte ihn eifrig mit der Hand herbei. Zunächst rührte sich Jacques nicht, dann aber entschloß er sich langsam näher zu kommen.

„Was ist denn los?" fragte er den Heizer.

Da er die Geschichte des Mordes kannte, hörte er nur mit halbem Ohr hin. Was ihn überraschte und seltsam berührte, war der Umstand, daß gerade er in diese Untersuchung hineinplatzen, daß er dieses in der Dunkelheit mit rasender Schnelligkeit an ihm vorübergeflogene Coupé hier wiederfinden sollte. Er streckte den Kopf vor und sah das geronnene Blut auf dem Polster. Die Todtschlagsscene trat ihm wieder vor die Erinnerung, er sah im Geiste den Leichnam mit durchschnittenem Halse ausgestreckt neben dem Geleise liegen. Als er die Augen ab-

wandte, bemerkte er die Roubauds, während Pecqueux fortfuhr zu erzählen, wie Jene in die Geschichte verflochten worden seien, indem sie von Paris aus in demselben Zuge mit dem Ermordeten reisten, und welches seine letzten Worte in Rouen gewesen waren. Den Mann kannte er, er wechselte, seitdem er den Eilzug führte, fast täglich einen Händedruck mit ihm, die Frau hatte er schon von Weitem gesehen; sein krankhafter Zustand hatte ihn von ihr, wie von allen andern fern gehalten. Aber in dieser Minute, wie er sie so bleich und weinend, mit dem sanften Blick ihrer trauernden blauen Augen unter dem schwarzen Lockengewirr dort stehen sah, fühlte er sich tief ergriffen. Sein Auge verließ sie nicht mehr, er war wie abwesend, er fragte sich betäubt, warum die Roubauds und er eigentlich hier ständen, warum dieser Mord gerade sie vor diesem Waggon zusammenbrächte, sie, die am Abend vorher von Paris, er, der soeben erst aus Barentin gekommen war.

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach er laut den Heizer. „Ich stand gerade am Ausgang des Tunnels und glaube etwas gesehen zu haben, als der Zug vorüberfuhr."

Das war ein Drängen. Alle rückten ihm so dicht als möglich auf den Leib. Er selbst war der erste, der erzitterte und sich erstaunt und bestürzt fragte, was er soeben gesagt hätte. Warum hatte er nun doch gesprochen, trotzdem er es sich so fest vorgenommen hatte, zu schweigen? Er hatte so viele gewichtige Gründe, die ihn schweigen hießen! Aber die Worte waren ihm wider seinen Willen entschlüpft, während er jene Frau ansah. Sie hatte ihr Taschentuch vom Gesicht entfernt und wandte ihm ihre starren, sich unheimlich vergrößernden Augen zu.

Der Commissär war mit dem Bahnhofsvorsteher ebenfalls hart an ihn herangetreten. „Was haben Sie gesehen?" Und Jacques sagte unter dem Banne von Séverine's durchdringendem Blicke, was er gesehen hatte:

„Würden Sie also den Mörder wiedererkennen?" fragte der Commissär.

„Nein, ich glaube nicht."

„Trug er einen Ueberrock oder eine Blouse?"

„Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen. Denken Sie doch, ein Zug, der mit einer Schnelligkeit von achtzig Kilometer fährt!"

Séverine tauschte gegen ihren Willen einen Blick mit Roubaud aus, der es über sich gewann zu sagen: „In der That, der müßte gute Augen haben."

„Thut nichts," schloß Herr Cauche, „hier haben wir eine wichtige Aussage. Der Untersuchungsrichter wird Ihnen helfen klar zu sehen . . . Herr Lantier und Herr Roubaud nennen Sie mir Ihre genauen Namen wegen der Vorladung."

Die Untersuchung war zu Ende, die Gruppe der Neugierigen zerstreute sich allmählig, der Bahnhofsdienst nahm wieder seinen regelmäßigen Verlauf. Roubaud insbesondere mußte zu dem Bummelzuge um neun Uhr fünfzig, in welchen die Reisenden schon einstiegen. Er hatte mit Jacques einen kräftigeren Händedruck als gewöhnlich gewechselt. Dieser blieb allein mit Séverine zurück. Er sah sich so gezwungen, die junge Frau durch die Halle bis zur Treppe zu den Beamtenwohnungen zu begleiten. Er sprach nichts zu ihr, konnte aber doch nicht von ihr fort, als hätte sich soeben ein geheimes Band um Beide geschlungen. Die Heiterkeit des Tages war inzwischen gewachsen, die Sonne stieg siegreich aus den Nebeln des Morgens in den durchsichtig blauen Himmel auf, während der Seewind mit der Fluth an Stärke zunahm und eine salzige Frische heran wehte. Als er sie endlich mit einem gleichgültigen Abschiedswort verließ, begegnete er abermals ihren großen Augen, deren schreckensvoller, flehender, sanfter Blick ihn so sehr gerührt hatte.

Ein leises Pfeifen. Roubaud gab das Zeichen zur Abfahrt. Die Lokomotive antwortete durch einen langgedehnten Pfiff und der Neun-Uhr-Fünfzig-Zug rasselte hinaus, er fuhr schneller und schneller und verschwand in der Ferne in dem goldenen Geflimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 5. Berlin, den 5. März 1890. I. Jahrgang.

Die Ehre des Armen.

Von Carl Benda.

Die Ehre des Armen? Ist es nicht absurd, darüber auch nur ein Wort zu verlieren? Heute, im Zeitalter der „Humanität"? Ist sie nicht furchtbar selbstverständlich, die Ehre des Armen? — Was wäre so selbstverständlich, daß es nicht von Zeit zu Zeit einmal eine Discussion nöthig hätte!

Und dann ist die Ehre auch ein so erstaunlich flüssiger Begriff.

Ein Drama, das gegenwärtig unsren Theaterdirektoren volle Häuser macht, hat ihn in gesunder und gewiß auch sehr ersprießlicher Weise einmal ein wenig gelüftet, und fast zum Lachen war es, aus wieviel hundert bunten Flicken und Lappen dieser Begriff zusammengesetzt ist! Wieviel Extra- und Spezialehren! Der Gardelieutenant, der Papuneger, der Commerzienrath: sie alle haben ihre besondere Ehre, mit der gar nicht zu spaßen ist.

Eine sehr interessante Definition des Begriffs Ehre kam mir neulich zu Ohren. Sie ist kurz und bündig und läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Irgend ein bekannter „Nabob" hat das Verdienst sie aufgestellt zu haben. Sie lautete: „Mein Geld ist meine Ehre; wer mir mein Geld nimmt, nimmt mir meine Ehre!" Freilich: eine recht unzuverlässige Ehre, denn Geld rollt und der Rubel wandert ... Aber es läßt sich weiter nichts dazu sagen. Auch nicht, wenn der, welcher diese Definition aufstellte, Vertreter einer ganzen Kaste war. Schließlich muß es jedem unbenommen bleiben, seine eigene Moral zu haben. Ein wenig exclusiv ist sie allerdings, diese Definition. Der Arme hätte nach ihr z. B. gar keine Ehre, da es zu seinen nicht grade unwesentlichsten Eigenschaften gehört, daß er kein Geld hat.

Aber: ein andrer Ehrbegriff mag zu Worte kommen! Vor noch nicht allzulanger Zeit brach in einer Berliner Fabrik ein Streik aus. Und der Grund? Ein Arbeiter war mit einem Werkführer in Streit gerathen und der letztere hatte sich soweit hinreißen lassen, daß er den Mann ins Gesicht schlug. Diesen Schlag fühlte aber nicht nur der Betroffene; er brannte auch allen Uebrigen auf der

Backe. Da der Fabrikherr Schwierigkeiten machte, den Werkführer zu entlassen, wurde die Arbeit nicht eher wieder aufgenommen, als bis man das Geforderte durchgesetzt hatte: der Werkführer mußte die Fabrik verlassen.

Ich glaube nun nicht fehl zu gehen, wenn ich diesen Vorfall dahin beurtheile, daß in dem Verhalten der Arbeiter so etwas wie ein tiefes, inneres Gefühl, etwas, das man mit einem vielleicht ein wenig veralteten Worte Menschenwürde nennen könnte, zu seinem Rechte zu kommen gesucht habe. Menschenwürde dürfen wir dem Armen wohl zugestehen. Wenn es uns nun ferner erlaubt sein sollte, für Menschenwürde Ehre zu setzen, so dürfen wir am Ende sagen: auch der Arme hat eine Ehre. Ein Mann, der Ehre hat und etwas auf seine Ehre hält, ist aber in jedem Falle eine Respektsperson, und er ist es sicherlich nicht weniger, wenn er, wie jene Arbeiter, Energie und Macht genug hat, um zu seinem Rechte zu gelangen.

Zweierlei platzte hier auf einander: die Macht des Kapitals, die den Besitzlosen zur Maschine, zum „modernen Sklaven" erniedrigt, und die verletzte Menschenwürde, die sich dagegen empörte. Brutale äußere Gewalt und eine moralische Kraft. Die letztere siegte, wie sie immer und stets siegte und immer und stets siegen wird. Moralische Kraft: das soll nichts anderes heißen, als geistiges und körperliches Unverbrauchtsein, Frische der Initiative, Wunschkräftigkeit, Bewußtsein von eigenem Werth und eigene Schaffensfähigkeit. Dies nur ist das Entscheidende und war es von jeher, bei den Umgestaltungen sozialer Zustände im großen Leben sowohl, wie im täglichen Kleingetriebe. Und die Lösung der „sozialen Frage" wird nicht darin bestehen, daß ein Zustand erreicht ist, „wo der letzte Proletarier sich in seidene Tücher schneuzt", mit dem schönen Studentenliede zu reden, als vielmehr in einer moralischen Errungenschaft; darin, daß die letzte Kastenschranke fällt, daß, wie es heutzutage im Grunde genommen keine „Stände" bis zum vierten giebt, es auch keinen vierten mehr gebe, und daß damit eine große Menge unverbrauchter Kraft freiwerde.

Denoisel, der welt- und lebenskluge Pariser in der „Renée Mauperin" der Goncourts charakterisiert die augenblickliche Sachlage einmal sehr treffend: „In Ihren Augen", — sagt er zu Herrn Bourjot, dem mehrfachen Millionär und ehemaligen Revolutionsmann von 1822, der aber von seinen früheren Ueberzeugungen mittlerweile ein wenig abgekommen ist — „in Ihren Augen ist die einmal allen gegebene politische Gleichheit die Vollendung der sozialen Gleichheit. Das ist vielleicht sehr richtig, aber es handelt sich darum, Leute davon zu überreden, die ein Interesse daran haben, es nicht zu glauben . . . Wie? Ein Mann ist so viel wert wie ein andrer? In den Augen Gottes sicherlich . . . und jedermann hat im 19. Jahrhundert das Recht, einen schwarzen Rock zu tragen: er muß ihn nur bezahlen können. Soll ich Ihnen die moderne Gleichheit mit einem Worte kurz zusammenfassen? Es ist die Gleichheit vor der Aushebung: jedermann loost, aber dreitausend Franken geben Ihnen das Recht, einen anderen an Ihrer Stelle tödten zu lassen . . . Sie reden von Privilegien: es giebt allerdings keine mehr . . . Die Bastille ist auch zerstört . . . nur sind statt ihrer kleinere erbaut . . . — — Ach, der Bürgerstand hat ein großes Unrecht begangen!" „Was für eins?" fragt Herr Bourjot. „Daß er nicht das Paradies im Himmel ließ . . . Voltaire hat der besitzenden Klasse wahrlich viel Schaden gethan!" „Ach, Sie haben Recht!" ruft Herr Bourjot sehr lebhaft. „Es liegt auf der Hand! . . . All dies Gesindel müßte zur Messe gehen . . . ".

„La canaille" müßte zur Messe gehen! Aber sie geht ebensowenig zur Messe wie Herr Bourjot. Sie will sich die nicht nur formelle, sondern auch reelle Anerkennung ihrer Menschenrechte erringen, soweit sie Ehre im Leibe hat, und aus demselben Grunde revoltierte ja auch seiner Zeit Herr Bourjot, der sich auch für zu

gut hielt, um sich von anderer Seite en canaille traktieren zu lassen. Und auch die Besitzlosen, die Armen, werden diese Anerkennung erringen.

Freilich: wenn sie — in übrigens sehr entschuldbarer Weise — die weißen, nüchternen Kalkwände ihrer Hofhöhlen mit den immergrünen Palmen, dem blauen Himmel und dem ewigen Sonnenschein eines gelobten Landes überträumen, wenn sie ihre trockenen Brotkrusten in die Milch- und Honigströme eines Landes der Verheißung tauchen, um sie so schmackhafter zu machen, so wissen die, welche den Weltlauf kennen, daß dies eben nur Träume sind. Aber wer träumt ist jung und wunschkräftig. Wer aber jung und wunschkräftig ist, dem gehört die Welt und die Zukunft.

Die Kunst und die Literatur haben sich die „Erniedrigten und Beleidigten", die „armen Leute", bereits erobert. Im Alltagskleid, ohne Rücksicht auf Zimperlichkeit und Prüderie, haben sie hier ihren Einzug gehalten und sind aufnahmefähig befunden worden. Die Goncourts waren es, die sie ihrerzeit in Frankreich literaturfähig machten. In ihrer Vorrede zu „Germinie Lacerteux" (von 1864) geben sie ihm folgende Geleitsworte mit auf den Weg: „Das Publikum liebt die unwahren Romane; dieser Roman ist ein wahrer Roman. Es liebt die Bücher, die sich in der großen Welt bewegen; dieses Buch kommt von der Straße. Es liebt die kleinen zweideutigen Alkovengeschichten; was es hier lesen wird, ist rauh und keusch . . . Das Publikum will in seinen falschen Vorstellungen bestärkt werden; dieses Buch will es in seinen Gewohnheiten stören! Wozu also haben wir es geschrieben? Einfach, um das Publikum zu skandalisiren? Nein! Im 19. Jahrhundert lebend, in einer demokratischen Zeit, haben wir uns gefragt, ob die Leiden der Armen und Elenden nicht ebenso unser Interesse wachrufen, nicht ebenso zu unsrem Herzen sprechen, wie die Geschicke der Großen und Reichen; ob, mit einem Worte, die Thränen, die man da unten vergießt, nicht ebenso Mitleid erwecken können, wie die Thränen, die man dort oben vergießt."

Und in der That! Auch durch diese „Armen und Elenden" läßt sich der Querschnitt legen, der uns ein Durchschnittsbild der menschlichen Natur giebt. Und welche Revolution in der Aesthetik! Wie wird eine Schablone nach der andern auf den Kehrichthaufen fliegen! — Es giebt ja nur die eine Menschennatur und das eine Leben: und das ist überall alles in allem und will überall als alles in allem genommen sein.

Schritt für Schritt wird alles, was an moralischer Kraft in dem Sinne, wie wir sie oben zu definiren suchten, bisher durch althergebrachte Kastenbeschränkung in seiner Entwicklung gehemmt war, sich sein gutes Recht erobern. Wir haben dafür genug Beispiele, welche zeigen, wie dieses gute Recht offiziell anerkannt und bestätigt wird. Im täglichen Verkehr in der Art der Anrede, im öffentlichen Leben in der Verbesserung und Ausbildung der Armenpflege, in der völligen Gleichheit vor dem Gesetz, in dem Bestreben, auch die äußere Lage der Arbeiter, der besitzlosen Klassen immer menschenwürdiger zu gestalten: überall tritt das Bestreben zu Tage, die Ehre, die Menschenwürde des Armen, „Enterbten" anzuerkennen, und wo sie verkrüppelt, verkümmert, latent ist, sie zu wecken, sie fruchtbar zu machen für das Wohl der Gesammtheit.

Unser Zeitalter hat, es ist nicht zu leugnen, im Ganzen weitgehende Sympathien mit dem Armen, dem Paria. Man kann sogar fragen, ob diese Sympathien nicht zuweilen zu weit gehen, und geradezu blind sind. Die „Humanität" ist à la mode. Und es giebt viele Humanitarier, gute Leute, aber sehr schlechte Musikanten, welche die „Bestie im Menschen" außer Acht lassen und mit den edelsten Absichten die Masse großhätscheln, welcher der „Bauch ihr Gott" ist, und deren Devise das famose: „Jetzt kommen wir einmal an die Reihe." — Friedrich Nietzsche, der Philosoph mit dem Hammer, macht mehr als einmal auf die Gefahr aufmerksam,

die in diesem à la modischen Humanitäts- und Fraternitätsdusel unserer Bildungsphilister, unserer „Demokraten", „Revolutions-Ideologen" und „Bruderschafts-Schwärmer" liegt und warnt vor der „autonomen Heerde".

Schablonen sollen fallen, alte Werthe sollen umgewerthet, alte Götzenbilder zerschmettert werden, keine willkürliche, äußere Schranke soll die Aristokraten, die Besten mehr trennen, sie sollen die Möglichkeit haben, sich von allen Seiten zu rekrutiren, zu ergänzen: aber Aristokraten wird es immer geben, und sie sollen und werden herrschen, nicht um zu herrschen, sondern damit das Gute, die Gattung gefördert werde. Die Masse aber liebt man am besten und dient ihr zum besten, wenn man sie beherrscht. Sie will beherrscht sein. Beherrschen, das heißt nicht tyrannisiren, sondern dem Gehaltlosen, Haltlosen einen Gehalt und eine Stütze geben. Noblesse oblige! Die Aristokraten haben die Pflicht, der Masse gegenüber das Privilegium aufrecht zu erhalten, allein sein, sich abschießen zu dürfen.

Wenn man also das Eine bei der modernen Bewegung im socialen Leben nicht außer Acht lassen darf, daß nämlich von unten herauf eine Kraft, ein ganzer Complex moralischer Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit in die Höhe zu streben sucht und sich gegen den Dünkel des alten Kastenkartells empört: so gilt es doch auch, sobald sich unter der Spitzmarke des Armen, Enterbten, allerhand zweifelhaftes Pöbelvolk mit einzuschmuggeln sucht, ihm wie dem Pöbel aller Schattirungen gegenüber den alten, guten Wahlspruch zu bethätigen: écrasez l'infame!

Der Naturalismus vor Gericht.

Die Zusammenhänge zwischen moderner Rechtspflege und moderner Kunstanschauung haben wir jüngst an dieser Stelle erörtert; heute wollen wir das Thema von einer anderen Seite aufnehmen und an einem praktischen Falle zeigen: wie die alte juristische Schule sich zu der neuen poetischen gestellt hat.

Vor einiger Zeit hat bekanntlich der Verein „Freie Bühne" gegen eines seiner außerordentlichen Mitglieder gerichtliche Klage erhoben auf Herausgabe der Mitgliedskarte. Der Verein wurde abschlägig beschieden; die schriftliche Fassung der Entscheidungsgründe liegt nunmehr vor. Bei der Schnelligkeit, mit der wir Heutigen leben, wird dieses Erkenntniß Manchem vielleicht wie ein Märchen aus alten Zeiten ins Ohr klingen: so erfreulich hat sich die Stimmung gewandelt, welche damals, nach der Aufführung des Hauptmann'schen Dramas „Vor Sonnenaufgang", weite Kreise erfaßt hatte. Wenn wir dennoch das Erkenntniß heute noch mittheilen, so liegt uns nichts ferner, als in die hitzigen Debatten jener Zeit von Neuem eintreten zu wollen; wir drucken die Entscheidung des Gerichts vielmehr ohne jeden Commentar ab, als eine Art von historischem Aktenstück, welches, gegenüber ungenaueren Tagesberichten, die Entscheidungsgründe in authentischer Weise, für Zeit und Ewigkeit, festhält.

Das denkwürdige Aktenstück also, das wir genau, wie es uns vorliegt, ohne jede Auslassung mittheilen, lautet wie folgt:

Entscheidungsgründe.

Es war, wie geschehen, zu erkennen.

Die formalen Angriffe des Beklagten waren als unerheblich zu verwerfen.

Das Statut vom 5. April 1889 ist von den Gründern des Vereins „Freie Bühne" aufgestellt worden, ist also da als etwas Gegebenes. Wenn Beklagter durch seine Meldung vom 11. April 1889 dem Verein als außerordentliches Mitglied beitrat, so kann er hinterher nicht geltend machen, die Satzungen seien für ihn nicht bindend, weil sie niemals bekannt gemacht

worden, er sich ihnen auch **niemals** unterworfen habe. Die Meldung zum Beitritt als außerordentliches Mitglied in den Verein hätte keinen oder nur wenig Sinn, wenn ein Vereinsstatut als nicht vorhanden unterstellt werden sollte, denn dann wäre es eine Meldung ins Blaue hinein gewesen. Das Statut war aber am 11. April 1889 schon da, und Sache des Beklagten wäre es gewesen, sich, wenn er daran Interesse hatte, über dessen vollen Inhalt zu informiren. Das Statut bildet die lex contractus und ist in erster Reihe maßgebend. (§ 11 Titel 6 Theil II Allgemeines Landrecht.)

Das Monitum gegen die Befugniß des Vorstandes, den Verein vor Gericht zu vertreten, erscheint angesichts des § 12 der Statuten, der dem Vorstande die Vertretung des Vereins in allen vermögensrechtlichen Angelegenheiten nach außenhin überträgt, wenig haltbar; auch bestimmt das Statut nicht, daß zur Ausschließung eines außerordentlichen Mitgliedes Einstimmigkeit der ordentlichen Mitglieder nothwendig sei.

Einen Schein von Berechtigung hat der Angriff gegen die Constituirung des gegenwärtigen Vorstandes Angesichts der Bestimmungen der §§ 8 und 9 der Satzungen. Allein auch dieser Angriff zerfällt, weil er von einem bloß außerordentlichen Mitgliede ausgeht, und diese außerordentlichen Mitglieder, wie Kläger zutreffend bemerken, nichts sind als bloße Theaterabonnenten, die gegen ihren Jahresbeitrag den vom Verein veranstalteten Vorstellungen beiwohnen, auch eventuell zu einem Mitgliede des Vorstandes gewählt werden können (§ 8), sonst aber in Bezug auf die rechtlichen und ökonomischen Verhältnisse des Vereins nicht mitzureden, kein Stimmrecht und keinen Antheil am Vermögen des Vereins haben. Bei dieser wenig privilegirten Stellung muß Beklagter als außerordentliches Mitglied sich eben bescheiden und darf nicht Rechte geltend machen, wie sie eben nur einem ordentlichen Mitgliede zustehen würden. Er darf eben nichts weiter prätendiren, als den vom Verein veranstalteten Vorstellungen beiwohnen zu dürfen, und dies Recht ist ihm bisher geworden. Alles übrige tangirte ihn und sein Recht nicht und geht ihn nichts an. Da die sämmtlichen zehn ordentlichen Mitglieder, die allein zu disponiren haben, ausweislich der beigebrachten Vollmacht einig sind, ist ihre Stellung jedenfalls dem Beklagten gegenüber unanfechtbar.

In der Sache selbst war dagegen die Klage abzuweisen. Die Satzungen des Vereins sagen nichts über Grund und Anwendung der Ausschließung eines Mitgliedes, es muß also mit den Klägern auf die allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen zurückgegriffen werden. Dieselben finden sich in den §§ 42, 43 Titel 6 Theil II. A. L.-R.

Es kann danach ausgestoßen werden, wer **dem gemeinschaftlichen Vereinszwecke vorsätzlich oder sonst beharrlich zuwider handelt.**

Die Frage ist also zunächst: **Was ist Vereinszweck hier?**

Die Statuten sagen nur (§ 1): Veranstaltung der Aufführung dramatischer Werke für die Mitglieder des Vereins.

Die dabei obwaltende Tendenz ist aus dem vom Beklagten (Fol. 21) mitgetheilten Circular vom September 1889 mit zu entnehmen und geht danach dahin, die Bühnenfähigkeit einer „**neuen Kunst**“, wie sie hier durch das Hauptmann'sche Drama repräsentirt wird, zu erproben, resp. darzuthun. Da nun eine „**Rücksicht des täglichen Theaterbetriebes**“, nämlich die Rücksicht auf die Paragraphen 183. 184. R. St. G. B., die öffentliche Aufführung eines Stückes, in welchem Situationen, wie sie dem Beischlaf vorausgehen oder nachfolgen, zur plastischen Anschauung gebracht werden, unmöglich macht, weil solche Darstellungen nach unseren Sitten Aergerniß erregen, so mußte der Verein „Freie Bühne“, wenn er trotzdem das Hauptmann'sche Stück zur öffentlichen Aufführung brachte, der Ansicht sein, entweder, daß das Ekelhafte, der bisherigen Anschauung entgegen, ein für die dramatische Kunst geeigneter Vorwurf sei, oder daß die Stellung der Scene im Drama den Eindruck des Ekels an den dargestellten Vorgängen zurücktreten lasse gegen das Gefühl des Mitleidens mit dem Opfer dieser Vorgänge. Unter beiden Voraussetzungen hatten aber die außerordentlichen Mitglieder des Vereins das auch von den Klägern nicht bestrittene Recht, sich darüber zu äußern, ob das Gebotene ihnen werthvoll oder nichtsnutzig erschien. Es sind diese Aeußerungen auch nicht nach den bei gewöhnlichen Theater-Vorstellungen gestatteten zu beurtheilen, weil bei dieser das Publikum durch die

Behörde gegen Angriffe auf seine Anschauungen von Anstand und Sitte geschützt wird, während hier es sich selber schützen muß. Von diesem Standpunkte aus würde der Ausruf: „Sind wir hier in einem Bordell?" nicht als eine über das Recht der Abwehr hinausgehende Aeußerung erscheinen; daß, wie aus nahe liegenden Gründen ohne Weiteres geglaubt werden kann, die im Thatbestande ausgeworfenen Scenen in der Vorstellung abgeschwächt vorgeführt worden sind, ist für die Entscheidung unerheblich.

Der Beklagte hatte vorher das Hauptmann'sche Stück gelesen, woraus ihm sicherlich nicht der Vorwurf mangelnden Interesses für den Verein gemacht werden kann. Es ist vielmehr nach dem ganzen Verhalten des Beklagten klar, daß derselbe lediglich gegen das zur Aufführung gebrachte Stück opponiren, nicht aber die Aufführung anderer Stücke hindern oder den Verein sprengen wollte.

Es kann also von einem vorsätzlichen Handeln im Sinne der §§ 42, 43 l. c. nicht die Rede sein.

Der Beklagte, welcher die rohen Anstößigkeiten, wie sie das Stück Fol. 39 und 40 enthält, kannte, ging, wie ohne Weiteres anzunehmen, in die Vorstellung, um dagegen zu protestiren. War nun auch die Vorstellung eine Abschwächung gegen das Geschriebene, so sind die Scenen selbst doch gegeben worden; für den Beklagten, der den gedruckten Text genau kannte, mußte also der Eindruck des Ekelhaften genau derselbe bleiben, und wenn man seinen Ausruf: „Sind wir denn hier in einem Bordell?" der abgeschwächten Vorstellung gegenüber auch nicht für gerechtfertigt erklärt, muß derselbe doch auf Seiten des Beklagten, der seinen Protest nun einmal laut werden lassen wollte, mindestens entschuldbar erscheinen.

Anders liegt die Sache mit der zweiten Demonstration des Beklagten.

Derselbe hat an der Besprechung des Geburtsactes auf der Bühne (— das Wimmern der Kreisenden ist bei der Aufführung weggelassen worden —) Anstoß genommen und seinem Gefühle dadurch Ausdruck gegeben, daß er eine geburtshilfliche Zange, die er vorbedachterweise mitgenommen, hervorholte und in die Höhe hob. Er brachte damit das, worüber auf der Bühne nur geredet wurde, im Zuschauerraum zur thatsächlichen Anschauung, outrirte sogar damit das auf der Bühne Vorgegangene und verpflanzte, wenn man die Vorgänge auf der Bühne als anstößig ansehen will, die Anstößigkeit mitten in den Zuschauerraum hinein.

Darin liegt aber eine Roheit, die der Verfasser des Stückes nicht zu verantworten hat. Es liegt darin ferner eine Handlung, die dem Zwecke des Vereins: Anderen dramatische Vorstellungen vorzuführen, zuwiderläuft, weil diese Anderen gekommen waren, sich das Stück anzusehen, nicht aber die Zange des Beklagten Daß diese Demonstration des Beklagten Anstoß erregen mußte und erregt hat, ist nicht zu bezweifeln, ebensowenig daß eine solche geeignet erscheint, unter Umständen die Weiterfortführung der Vorstellung unmöglich zu machen.

Da das Gesetz aber ausdrücklich ein beharrliches Zuwiderhandeln verlangt und bisher nur eine solche Handlung des Beklagten vorliegt, war ein Grund zum sofortigen Ausschluß des Beklagten aus dem Vereine noch nicht gegeben, und daraus rechtfertigt sich die ausgesprochene Abweisung der Klage.

Die Kosten derselben fallen nach § 87. C. P. O. den Klägern zur Last.

Dobert. Bischoff. Weitzenmiller

Gerhart Hauptmann's Friedensfest.

Anfang September 1889 erhielt ich von einem mir unbekannten Autor ein Drama zugesandt. Der Verfasser reichte es dem Verein „Freie Bühne" zur Aufführung ein, mit einem kurzen Schreiben, aus dem mich, trotz seiner wenigen Zeilen, eine Persönlichkeit anzusprechen schien. Sogleich ging ich an die Lectüre,

und konnte schon nach kürzester Zeit Herrn Gerhart Hauptmann mittheilen, daß die Freie Bühne bereit sei, das Stück darzustellen. Gleichzeitig bat ich ihn, mir die Ehre seines Besuchs zu schenken.

Als ich dann die Bekanntschaft des Dichters gemacht hatte, war eine der ersten Frage, die ich an ihn richtete: ob er beabsichtige, sich in dem Lande seines ersten Dramas poetisch niederzulassen? Mit andern Worten: ich suchte mir eine Vorstellung zu bilden, wie das Stück aussehen müßte, das auf „Vor Sonnenaufgang" folgen würde. Wollte der Dichter der Anzengruber Schlesiens werden? Wollte er das locale Element in der Folge abschwächen oder verstärken, das „sociale Drama" in der Folge erweitern oder einschränken? Die Frage hat, es ist mir wohl bekannt, auch manchen aufmerksamen Leser und Hörer des „Sonnenaufgang" beschäftigt; denn wenn ein neuer Dichter auf den Plan getreten — ein Schauspiel, selten genug im Deutschland von heute — ist es nicht bloß die äußerliche Neugier, welche fragt: was nun folgen wird? Ob die Kraft, welche aus dem Erstlingswerke spricht, im zweiten sich bewähren wird? Ob die Physiognomie des Dichters, die aus dem einen Werke nur undeutlich erkannt wurde, im nächsten sich mit schärferen Zügen abzeichnen wird? Vorschnelle Urtheile wurden laut, und Prophezeihungen fielen: das erste Werk werde das stärkste bleiben; und wenn der heimische Boden, der volksthümliche Stoff ihn nicht mehr stütze, werde die beste Wirkung dem Dichter genommen sein.

Wer sich, gegenüber so sichern Behauptungen, an die Lehrmeisterin Geschichte um Auskunft wendet, wird freilich bald erfahren, daß die Entwicklung starker dichterischer Begabungen in so einfachen Linien niemals verlaufen ist. Wohl haben wir in Deutschland Beispiele genug, daß hoffnungsreiche Talente, Ein Werk geleistet, verstummten oder sich schwächlich wiederholten. Aber wie wechselnd erscheinen uns etwa, wenn wir auf Göthe, auf Schiller zurückblicken, die poetischen Jahrgänge ihrer Jugend. Der fertige Künstler mag mit sicherer Hand Werk um Werk vollenden; der werdende, grade weil er auf neuen Pfaden noch sucht, wird vor Irrwegen nicht geschützt bleiben. Wenn ein Zeitgenosse Friedrich Schillers sich auf das Werk gespitzt hätte, das den „Räubern" folgen würde — so etwa, wie heute mancher übereifrige Kunstfreund auf den Nachfolger des „Sonnenaufgangs" sich spitzte — und wenn dann ein solcher Zeitgenosse aus dem „Fiesko" Schiller's ein Urtheil für alle Zeit hätte gewinnen wollen — wie sehr würde er daneben gegriffen haben: denn nach dem „Fiesko" kam, siegreich und groß, „Kabale und Liebe" gezogen.

Lediglich um die Unsicherheit so vorschneller Meinungen aufzuweisen, habe ich diese Parallele versucht, nicht etwa um die Bedeutung von Hauptmann's Opus 2 von vornherein abzuschwächen. Ueberraschend schnell hat der Dichter dem „Sonnenaufgang" sein dreiactiges Drama „Das Friedensfest" folgen lassen, welches diese Zeitschrift zu veröffentlichen die Freude hatte; er hat, inmitten einer heftigen literarischen — oder auch unliterarischen — Fehde, die gegen ihn und um ihn entbrannt war, die Stimmung gefunden, an ein zweites Werk zu gehen — und schon damit, scheint mir, hat er einen erneuten Beweis für sein eigenartiges, der Außenwelt gegenüber ganz gefestetes Talent gegeben. Und daß dieses Werk nun so völlig, in Stoffwelt und innerer Kunstform, von seinem Vorgänger abweicht, daß Hauptmann nicht sich bei den schlesischen Bauern niederläßt und dennoch lebendige, handelnde Menschen auf die Beine stellt, das wird zwar die Freunde der künstlerischen Specialitäten betrüben, welche Jedermann sein Zollbreit Ackerland zuweisen, das er bei Todesstrafe nicht verlasse — mich aber erfreut es lebhaft als ein Zeugniß für die Weite und die Entwickelungsfähigkeit dieses Talents, das uns Allen noch Mancherlei zu rathen aufgeben wird.

Kein „sociales Drama", ein Seelendrama giebt der Dichter jetzt. Ein Famil drama, wie der Verfasser der „Gespenster" sagen würde. Man braucht 1

reminiscenzensüchtig zu sein, um den geistigen Zusammenhang zu erkennen, der hier zwischen Gerhart Hauptmann und Henrik Ibsen besteht: der jüngere deutsche Dichter rückt in die Gegenwart, was der norwegische in die Vergangenheit rückte; er zeigt uns die Ehe, von welcher Ibsen nur erzählte, die Ehe, aus deren unheilvollem Schooß der glücklose Erbe väterlichen Leidens hervorgeht. Auf Ibsen's Oswald folgt Hauptmann's Wilhelm: die Tragödie der Vererbung entrollt dieser wie jener, wenngleich der Dichter der „Gespenster" uns mehr den Untergang des Geschlechtes vorführt, den Sohn des Kammerherrn, der ererbtem Verhängniß erliegt, wo der Dichter des „Friedensfestes" Sohn und Vater einander gegenüberstellt und uns in dem Schicksal des Alten auch das künftige Loos des Jungen anschauen läßt: der Verfolgungswahn, wie er den Doctor Scholz gepackt hat, wird auch Wilhelm packen; und nicht wird es ihm Rettung bringen, daß zur Seite des geliebten Mannes, mit besserer seelischer Hingabe als einst die Mutter, Ida's reine Neigung steht, aus treuen Augen gläubig zu ihm aufblickend.

Ein geistiger Zusammenhang, meinte ich, besteht zwischen Hauptmann's Werk und Ibsen's Werk. Das will sagen: nicht eine äußere Nachahmung geschieht, sondern die innere Uebereinstimmung moderner Weltanschauungen führt von ähnlichen Ausgangspunkten zu verwandten Resultaten hin. Die Lehre von der Vererbung, von der Unfreiheit des Willens ist Beiden zu poetischem Eigenthum geworden, und wer solche Anschauung fatalistisch und weich nennt, der hadere mit den Naturforschern und Philosophen, nicht mit den Dichtern dieser Zeit: modernen Ideengehalt wiederzuspiegeln treu und wahr — dem Ziele folgen sie, dem allein. Und daß nicht eine blos abstracte Tendenz hier waltet, daß sich wissenschaftliches Auffassen in volles poetisches Anschauen umwandelt, das zeigt Hauptmann's Drama in jeder dieser plastischen Gestalten: kein geistreicher Raisonneur verkündet uns in dürren Worten Axiome des Dichters — aus dem Munde der schlichtesten Frau, wie zufällig und ohne tieferen Sinn, wird es ausgesprochen, was die Seele dieser Dichtung ist: „Der Wille, der Wille! geh mer nur damit! das kenn ich besser. Da mag man wollen und wollen und hundert mal wollen, und Alles bleibt doch beim Alten. Gott ja, der Wille, der Wille! — Ja, ja, Alles gutter Wille — Dein Wille ist sehr gutt, aber ob Du damit was erreichen wirst? ich glaube nicht."

Bewundere ich hier die Kunst, mit der geistige Intentionen poetisch verhüllt sind, und die scheinbare Absichtlosigkeit ihrer Entfaltung, so tritt mir auch sonst aus dem Drama, aus seinem Aufbau, seiner Charakteristik und eigenartigen Technik, die Kunst des Dichters, so überzeugend wie seine Kraft, entgegen. Glänzend ist gleich die Exposition geführt, dieser erste Akt, in welchem sich, während die Handlung ruhig ihren Weg fortgeht, ein ganzes Familienschicksal uns enthüllt; kein Wort fällt, das ausdrücklich zur Aufklärung des Lesers gesprochen würde, keine breiten Erzählungen geschehen, die den Gang des Dramas willkürlich hemmten: sondern aus höchst gegenständlichen Gesprächen macht sich uns die Lage dieser Menschen anschaulich, der trübselige Krieg Aller gegen Alle, durch den hindurch wir dennoch die dunkle Sympathie walten sehen, des Blutes für das verwandte Blut. Wird des Vaters unfreundlich gedacht von der Mutter, so nimmt die Tochter ihn sogleich in Schutz: „Ach, red' doch nicht immer so!"; und die Geschwister, wenn sie auch in Hader und Todeszorn gegen einander ausbrechen, fühlen zuletzt sich im Innern dennoch nahe, die Erben Eines Geschickes: „Wir verstehen uns untereinander so ziemlich, wir Geschwister." Alle diese Gestalten aber, so gut wie ihre Gegenspieler, die unberufene Friedensstifterin und ihr liebliches Kind, weiß uns der Dichter mit den deutlichsten Zügen hinzustellen: mit einer Plastik und Gegenständlichkeit, wie sie in deutschen Dramen nur allzu selten sind.

Natürlich fehlt es an Beurtheilern nicht, welche meinen: Hauptmann gehe in dieser Hinsicht, wie man zu sagen pflegt, „zu weit". Sie tadeln die Ausführlich-

keit der Charakteristiken, welche er dem Drama einfügt, und meinen, er schlage mit so detaillirter Vorschrift die Phantasie des Schauspielers in Fesseln. Als ob es nicht in jedes Darstellers Macht stünde, sich von Anweisungen des Dichters, die ihm nicht behagen, zu emancipiren! Und als ob nicht unsere Schauspieler von dieser Möglichkeit den freiesten Gebrauch machten! Mag sein, daß Hauptmann hier noch manchmal „zu weit" geht, daß er seine Lokalschilderungen zu stark ins Einzelne treibt und daß es z. B. entbehrlich wäre, den guten Friebe seine drei Flaschen Rothwein gerade so tragen zu lassen, „daß die Hälse zwischen die Finger geklemmt sind"; aber sieht man denn nicht ein, daß zu so sicherem, sinnlichen Detail doch nur Derjenige gelangen konnte, der den Antrieben einer ganz auf das Anschauliche gerichteten, starken Phantasie gehorcht? Einer Phantasie, die nicht bei den Schemen der Buchdramen stehen bleiben kann, sondern die es zwingt, Gestalten und Situationen mit plastischer Kraft zu schauen und zu vergegenwärtigen? Vielleicht ist es nicht unwesentlich für Hauptmann's Schaffen geworden, daß er durch Jahre hindurch sich der Bildhauerei gewidmet hat: wie in Stein gemeißelt, rund und körperlich stehen seine Menschen da.

Man braucht nur einmal mit unbefangenen Augen das „Friedensfest" gegen die Producte der deutschen Buchdramatik zu halten, um sogleich zu erkennen, welch außerordentlichen künstlerischen Fortschritt diese neue, poetische Gattung bedeutet. Keine Declamation mehr, kein lyrisches Schwelgen in schönen Gefühlen und Gedanken, kein Verkennen oder Ignoriren der theatralischen Bedingungen — überall die Wahrheit und Bescheidenheit der Natur, überall dichterische Objectivität und ein klares Empfinden für die Gesetze der Scene. Wenn der Musiker in Tönen denkt, so denkt der echte Dramatiker, so denkt Hauptmann in Gestalten: Alles setzt sich ihm in Rede und Erscheinung um, und in jedem Augenblicke, deutlich bis ins Kleinste, mit Geste und Miene, sieht er seine Menschen vor sich stehen. Für denjenigen Beurtheiler freilich, der an die Traditon des Buchdramas gewöhnt ist, mag die Lectüre des „Sonnenaufgangs" und des „Friedensfestes" ihr Befremdliches haben; die vielen Gedankenstriche und Punkte dünken ihm übertrieben (und vielleicht sind sie es auch), die Unterbrechungen des Dialogs durch Bühnenanweisungen und Beschreibungen dünken ihn störend, und er übersieht dabei nur das Eine: daß hier nur Hilfsmittel gesucht werden, welche die Plastik des Theaters ersetzen oder doch weniger vermissen lassen sollen; und daß Hauptmann mit allen Kräften strebt (selbst auf die Gefahr hin, manierirt zu erscheinen) den Leser so sehen zu machen, wie er selbst sieht: scharf, bestimmt, mit angespannten Sinnen.

Kein Wunder, daß der Versuch: allen Lesern solche Anschauung zu leihen, mißlingt. Das Schicksal, mißverstanden zu werden, ist Hauptmann mit seinen zwei Stücken so reichlich schon zu Theil geworden, wie Anderen mit einem Viertelhundert nicht. Jede Redaction kennt die erstaunte Frage, die am Schluß einer dichterischen Publikation sich einzustellen pflegt: ob denn die Geschichte nun zu Ende sei? Auch uns ist sie nicht erspart geblieben; und selbst sehr ernst zu nehmende Beurtheiler verlangen nach einem „vierten Akt". Was wird aus Wilhelm, aus Ida, rufen sie erstaunt? Sollen wir wirklich glauben, daß ihre Ehe nur die Ehe des Doctor Scholz wiederholt? „Jeder Mensch ist ein neuer Mensch", so möchten sie mit Wilhelm sagen; aber der Dichter antwortet mit seinem Robert: „Die fleischgewordene Widerlegung bist du selbst, Wilhelm". Von Anbeginn an tritt dieser Zug der Dichtung hervor, diese Grundanschauung mit der sie steht und fällt; und schon im ersten Akt, ehe Wilhelm noch vor uns getreten, hören wir es aus dem Munde der Mutter, „wie verschlossen der Junge immer war": „Ganz wie der Vater. Keinen Spielkameraden, keinen Schulfreund, keinen Nichts hatte er." Aller Nachdruck liegt nun darauf, im weiteren Fortgang der Dichtung, diesen tragischen Kampf ... helden zu schildern, gegen das furchtbare Pathengeschenk dunkel waltender Mä...

und wie Robert, kann Wilhelm zuletzt der schmerzlichsten Erkenntniß nicht entrinnen: „Dies alles führt zu nichts — zu garnichts. Wir sind alle von Grund aus verpfuscht. Verpfuscht in der Anlage, vollends verpfuscht in der Erziehung.“ Wenn den älteren Bruder der Cynismus der Selbstverachtung rettet, so reibt Wilhelms weicheres Empfinden in dem rastlosen Kampfe sich auf, und sein Leiden ergreift uns im Tiefsten: „Vor sich selbst auf der Flucht sein: kannst Du Dir davon einen Begriff machen? Dahinter ist kein Stillstand! Schicksale in Secunden! mich selbst fürcht' ich. Siehst Du, und so fliehe ich — mein Leben lang.“

Erst die Aufführung wird völlig offenbaren können, welch fest verknüpfte, consequente Anschauung die Gestalten dieses Werkes verbindet, und wie der Dichter es verstanden hat, das Schicksal zweier Generationen uns in Eins erblicken zu lassen; daß solche Aufführung uns bald werden möge, ist mein lebhafter Wunsch. Dann wird es auch an der Zeit sein, das Werk noch einmal im Ganzen zu prüfen und diese aphoristischen Bemerkungen zu ergänzen. Daß man doch niemals die Unzulänglichkeit der Kritik klarer empfindet, als gegenüber bedeutenden Werken! Werke, die wie das Leben selbst sind, wie will man ihre Unendlichkeit in Worte fassen? Nur das Eine sehe ich: auch nach diesem zweiten Drama ist die literarische Physiognomie Gerhart Hauptmanns für unsere Neugier noch nicht bestimmt genug; und so ist meine Stimmung gegenüber dem „Friedensfest“ die nämliche, wie gegenüber dem „Sonnenaufgang“, und voll Erwartung frage ich: was nun folgen wird?

Otto Brahm.

Produktion und Publikum.

Arne Garborg.

Mit Neid sehen wir Deutschen auf die Litteraturen fast aller übrigen europäischen Völker. Während bei uns in der Litteratur Schablone und Epigonenthum herrscht, und die junge, naturalistische Generation nur unter den schwersten Hemmungen sich zur Geltung bringt, besitzen alle übrigen Nationen (die einzigen Engländer, sind auszunehmen) eine kräftig aufstrebende Dichtung. Man hat allerlei Gründe für diese Erscheinung ausgedacht; schulmeisterliche Geister haben gefunden, daß nach Perioden klassischer Dichtung stets eine Erschöpfung folgt, und daß wir noch unter dieser Erschöpfung nach der Schiller-Göthezeit leiden; praktischer Gesinnte haben die Schuld auf die Interesselosigkeit des Publicums geschoben; patriotische Männer — sofern sie nicht die Thatsache überhaupt leugneten — behaupteten, daß die Deutschen jetzt in eine Periode des Handelns gerathen seien, wo sie keine Zeit haben, länger das Volk der Denker und Dichter zu sein; und so fort.

Offenbar erklären diese Gründe gar nichts. Die Ansicht der Ersten ist überhaupt kein Grund, sondern eine, noch dazu falsche, Verallgemeinerung; die Ansicht der Letzten erklärt auch nichts, denn eine so übermenschliche Hexerei ist die Gründung des deutschen Reiches denn doch nicht gewesen, und so ungeheuer viel großartige politische Thaten leistet Deutschland auch nicht gerade, daß es nun partout keine Zeit mehr hätte, auf dem gleichen geistigen Niveau mit den übrigen Nationen zu bleiben.

Einen Fingerzeig giebt die Erklärung, daß der Zustand unserer Litteratur vom Publicum abhängt.

Betrachten wir die Sache einmal von ihrer allernüchternsten Seite! Ein Buch ist eine Waare, wie andere Waaren; soll es verkauft werden, so muß es den Bedürfnissen des Käufers entsprechen. Will der Käufer einen ästhetischen Genuß, so muß es ästhetischen Werth haben; will der Käufer Unterhaltung', so muß es

von Ebers oder Nataly von Eschstruth geschrieben sein. Es kommt nur auf den Käufer an. Denn das kann man dem Verleger, der doch ein Geschäft machen will, nicht zumuthen, daß er Krebse herausgiebt; und von dem Schriftsteller, welcher sein Brot verdienen will, kann man nicht verlangen, daß er die Druckkosten bezahlt. Nicht wie die Idealisten meinen, die Bücher machen das Publicum, sondern das Publicum macht die Bücher!

Mit dieser Auseinandersetzung ist die Erklärung aber noch nicht gegeben, sie ist nur eine Etappe zurückgeschoben. Denn es entsteht sofort die Frage: wodurch wird der Geist des Publicums bestimmt?

Man pflegt da schnell bei der Hand zu sein mit Erklärungen aus dem Nationalcharacter. Doch das hilft uns nicht weiter. Denn wie kommt es, daß die germanischen Norweger in demselben naturalistischen Zuge stehen, wie die romanischen Franzosen und Italiener und die slavischen Russen und daß sie nicht auch, gleich den Deutschen und Engländern, ihre litterarischen Opfer auf dem Altar des Idealismus und der Moralität darbringen.

Die Ursachen liegen da, wo man sie vielleicht am wenigsten suchen wird, und von wo man doch alles erklären kann, auf dem öconomischen und politischen Gebiet. Das wird besonders klar, wenn man eine Erscheinung betrachtet wie Arne Garborg; man kann einen beliebigen anderen Schriftsteller wählen — allein bei Garborg tritt die Sache am auffälligsten zu Tage.

Die Welt ist jetzt voll von der socialen Frage: die sociale Frage, das heißt, die Frage nach dem Unterschied und dem Ausgleiche der Klassen. In der modernen Gesellschaft sind drei Klassen zu unterscheiden: das Großbürgerthum, das Kleinbürgerthum, und der Arbeiterstand. Die geschichtliche Entwicklung drängt darauf hin, das Kleinbürgerthum in den Arbeiterstand, das Proletariat, hinabzustoßen, und auf der andern Seite die Gegensätze von Großbourgeoisie und Proletariat zu vernichten. Danach hat für jede Klasse die sociale Frage ihre besondere Form: die Großbourgeoisie sträubt sich gegen den Ausgleich, der ihr in Form der socialdemokratischen Bestrebungen naherückt, die Kleinbourgeoisie sträubt sich gegen das Hinabrücken ins Proletariat, das eine Folge ihm unverständlicher öconomischer Verhältnisse ist; und das Proletariat erstrebt den Ausgleich durch die Socialdemokratie. Die Waffe der Großbourgeoisie sind Socialistengesetze, durch welche sie die Arbeiter schrecken, und sociale Reformgesetze, durch welche sie die Arbeiter besänftigen wollen; das Kleinbürgerthum vertheidigt sich, indem es entweder, reactionär, die Vergangenheit festzuhalten sucht, wie in Deutschland, oder, radical, sich in die neuen Verhältnisse schickt, so gut es geht, wie in Norwegen. Das Proletariat endlich hat die Socialdemocratie.

Das bücherlesende Publikum setzt sich fast lediglich aus den kleinbürgerlichen Kreisen zusammen, denen ja auch die bürgerliche Intelligenz angehört; die Intelligenz, das sind die Studirten, die Beamten, Lehrer, Pastoren, Aerzte, Advocaten und so fort; die Großbourgoisie ist erstens numerisch in diesen Dingen einflußlos, zweitens hat sie auch vielfach andere gesellschaftliche Aufgaben zu erfüllen, als sich um Kunst und Wissenschaft zu bekümmern; das Proletariat fällt gleichfalls aus, weil es nicht die genügende Bildung besitzt.

Das Kleinbürgerthum ist es also, welches auf die Litteratur bestimmend einwirkt.

Die Haltung des Kleinbürgerthums ist in den verschiedenen Ländern verschieden; wie schon gesagt, ist es in Deutschland reactionär, in Norwegen radical.

Diese Taktik hat natürlich auch wieder ihre Ursache. Denken wir an die fünfziger Jahre in Deutschland — damals war das deutsche Kleinbürgerthum ebenso radical gesinnt, wie jetzt das norwegische. Daß es seine Gestalt so geändert hat, ist die Schuld der Socialdemocratie. Die Furcht vor dem rothen Gespenst hat das deutsche Spießbürgerthum in seine jetzige geistige Verfassung gebracht. Bekanntlich

ist ja die Socialdemocratie bei uns eine ganz andere Macht, als bei den Skandinaviern. Wenn erst in Norwegen auch die Socialdemokratie so viel Anhänger zählt, wie bei uns, so wird auch das norwegische Kleinbürgerthum sich bekehren zu andern Anschauungen. Die verschiedene Stärke der Socialdemocratie in beiden Ländern ist verursacht durch die verschiedene öconomische Entwicklung. Deutschland ist in der industriellen Entwicklung ja Norwegen weit überlegen. —

Wir haben nun den Zusammenhang: zurückgebliebene öconomische Entwickelung — geringe Stärke der Socialdemocratie — radicales Kleinbürgerthum — das Kleinbürgerthum stellt das Publicum der Bücher — die Bücher werden durch das Publicum beeinflußt.

Naturgemäß muß das Buch, das bestimmt ist für die Lecture eines radicalen, geistig frischen, regsamen Publicums, ganz anders aussehen, als die Lecture für eine geängstigte, verdumpfte Gesellschaft. Die Einen suchen alles Neue auf, die Andern fliehen es; die Einen wollen angeregt sein, die Andern eingeschläfert; die Einen wollen das Leben so sehen, wie es ist, denn sie haben Lust, zu erkennen, die Andern wollen das Leben so sehen, wie es nicht ist, denn sie haben Angst vor dem Erkennen; die Einen wollen naturalistische, die Andern idealistische Lectüre. Und so schreiben die norwegischen Dichter naturalistische Bücher und die deutschen idealistische; und da das Wesen der Kunst Darstellung der Wirklichkeit ist, so liefert die norwegische Litteratur viele große Kunstwerke, und die deutsche liefert erschreckend wenige. —

Kein Mensch kann aus den Bedingungen seiner Klasse heraus, und gerade, wenn er in seinem intellectuellen Drange meint, er habe sich thurmhoch über sie erhoben, so schlagen sie ihn am stärksten in den Nacken. Die Norweger sind und bleiben die Dichter der radicalen Kleinbourgoisie, und das merkt man ihnen oft recht deutlich an; namentlich bei Ibsen tritt, wie in seiner Erscheinung, so in seinen Werken, die Mischung von Größe und von Spießbürgerthum, von weitem Denken und dem Druck einer engen Umgebung, zuweilen überraschend hervor. Garborg hält sich von solchen Einflüssen verhältnißmäßig freier; vielleicht, weil er mehr Fühlung mit dem Socialismus hat — er ist freilich wohl nicht eigentlicher Socialist, sondern er gehört zu den Leuten, die „sich ihre eigene Meinung gebildet haben“.

Ich will mich auf ein einziges Werk von ihm beschränken, das von denjenigen, welche ich von ihm gelesen habe, mir das beste zu sein scheint: das unter dem Titel „Aus der Männerwelt“ von Ernst Brausewetter übersetzte Buch.

Bei der Betrachtung unterscheide ich zwischen der Untersuchung der ästhetischen Fragen und der socialen Probleme und Theorien, die das Buch bringt.

Die Handlung spielt in den Gesellschaftskreisen, wo sich die Declassirung am fühlbarsten macht, unter den jüngeren Vertretern der Intelligenz, welche in Folge der Ueberfüllung der gelehrten Berufe und der übrigen bekannten Ursachen, entweder für immer, oder für die ganze Jugendzeit, bis zum dreißigsten, vierzigsten Jahre, in die Bohême hinabgestoßen werden. Besonders eine wichtige Folge dieses Umstandes wird behandelt, das Verhältniß der Declassirten zum Weibe. Heirathen ist diesen Leuten unmöglich, denn die Frau des Bürgerstandes verlangt von ihrem Manne, daß er sie ernährt; und das können sie nicht. Es bleibt ihnen also nichts übrig, als ein Verhältniß einzugehen, oder zu der käuflichen Liebe herabzusteigen.

Dieses Thema wird nun an verschiedenen Personen variirt.

Erstens an dem Socialisten Jonathan, welcher die freie Liebe durchsetzen will. Nach verschiedenen, mißglückten Versuchen findet er ein Mädchen, das sich darauf einläßt; sie leben zusammen in einem heimlichen Verhältnisse, und sie erarbeiten sich ihren Lebensunterhalt selbst. Aber das läßt sich unter den bestehenden Verhältnissen nicht durchsetzen; ihr Benehmen wird von der Gesellschaft für unmoralisch gehalten, und in Folge dessen hält sie es selbst zuletzt für unmoralisch; das Ende

aber ist, daß die Beiden doch eine bürgerliche Ehe schließen, allerdings mit dem Unterschied von der gewöhnlichen Ehe, daß sie gegeneinander vollständig ehrlich sind.

Zweitens wird uns der Theologe Kruse vorgeführt. Dieser beginnt ein Verhältniß mit seinem Dienstmädchen, welches Folgen hat; er aber verlobt sich mit einer jener, auch schon von Björnson oft geschilderten Emancipirten, welche für die Gleichberechtigung der Weiber kämpfen, und vom Manne dieselbe Reinheit verlangen, die der Mann von ihnen verlangt; er lügt sie an, und sie werden ein Paar.

Drittens sehen wir eine Reihe weniger genau geschilderter Figuren, an denen die demoralisirenden, Geist und Körper schädigenden Folgen des gezwungenen Junggesellenlebens gezeigt werden, vor allen den Mediciner Kvaale, welcher ein kranker Mann geworden ist, wie Ibsen's Kammerherr Alving, und der nun seine Braut, die sieben Jahre auf ihn gewartet hat, nicht heirathen kann.

Garborg hat eine Lösung des Problems, er deutet sie in der Rede des besoffenen Kvaale an:

„Sich verheirathen und das Mädel auf die Bude nehmen, das sollte man thun. Die Jungen sollte man der Mutter nach Hause schicken."

Mit andern Worten: weil man denn nun doch einmal declassirt ist, so soll man sich auch nach den Gewohnheiten der neuen Klasse richten; man soll nicht mehr als Bürger heirathen, der seine Frau in behaglich ausgestattete Räume führt, damit sie dort ein sorgenfreies, auf Nichtigkeiten gestelltes Dasein führen kann; sondern man soll heirathen, wie der Arbeiter heirathet, sorglos und unbekümmert darum, wie es später kommen wird. Das Vorsorgen, Einrichten, Bedenken, Warten, ist für den Bürger angebracht; aber für den Proletarier hat es keinen Zweck, denn es nützt ihm doch nichts. —

Auch das rein Aesthetische in der naturalistischen Kunst ist aus den Klassengegensätzen zu verstehen; und auch hierfür bietet das Buch von Garborg ein klassisches Beispiel.

Der Naturalismus kam zuerst mit Balzac in die Literatur. Das, was den Naturalismus von allen Richtungen, die oft mit ihm verwechselt werden, unterscheidet, ist die Erkenntniß: daß der Mensch nichts Absolutes ist, sondern das Produkt gewisser Umstände. Die Aufgabe der Dichter ist nun, uns das zu zeigen.

Balzac ist der Sohn der bürgerlichen Revolution in Frankreich. Damals kam dem Menschen zum ersten Mal zum Bewußtsein: der Mensch ist nicht „frei" irgend woher entstanden; er ist die logische Consequenz der Einwirkungen, die auf ihn stattgefunden haben. Nur, daß man damals den letzten Untergrund dieser Einwirkungen noch nicht kannte; man faßte den Gedanken zu äußerlich auf; und die Folgen sind die breiten, unendlichen Schilderungen der französischen naturalistischen Romane. Was nützt mir, wenn ich jede Rose in Zola's „Paradou" kenne, oder jede Nuance in der Käsesymphonie? Hat das Einfluß auf den Menschen?

Erst mit Beginn der proletarischen Bewegungen, als die Klassengegensätze offen zu Tage traten, konnte man die Maschinerie erkennen, welche hinter allem steckte: die socialen Verhältnisse. Nicht die Käsebude bestimmt den Menschen, sondern seine sociale Stellung als Händler; nicht der Garten, sondern seine sociale Lage, welche ihn abschließt von der Außenwelt.

Bei Garborg finden wir nirgends Schilderung; drei, vier Züge genügen, um die Situation anzudeuten, und die Phantasie des Lesers zur Weiterarbeit anzuregen. Aber aufs schärfste betont finden wir die socialen Momente: die Geldfrage, die Frage der Stellung, die Ansichten, welche sich je nach der Klasse bilden, der der Mensch angehört. Das sind alles Dinge, welche der Verfasser als Gedanken seinen Personen geben kann; und daher, und weil keine Schilderungen vorhanden sind, wird es möglich, daß der Schriftsteller fast nie hervorzutreten braucht; nur kurze, diskrete Andeutungen — dann verschwindet er sofort wieder und läßt seine Personen für sich

selber reden und denken. Natürlich bekommt der Leser so einen ganz ungestörten und einheitlichen Eindruck; und da Garborg eine wunderbare Virtuosität darin besitzt, seine Figuren außerordentlich natürlich und gar nicht schriftstellerisch empfinden und sprechen zu lassen, so erzielt er mit seinem Buch einen Wirklichkeitseindruck, wie er mir selten begegnet ist.

Das ist aber das höchste aesthetische Lob, das man von einem Buch sagen kann.

Paul Ernst.

Theater.

Freie Bühne: Das vierte Gebot.

Der tiefe und mächtige Eindruck, den am Sonntag Vormittag Ludwig Anzengruber's vieraktiges Volksstück „Das vierte Gebot“ auf das gesammte, sonst in seinen Meinungen, Wünschen und Neigungen so stark zerklüftete Vereinspublikum verursachte, mag vielfach zu der erstaunten Frage Anlaß gegeben haben, warum in der Reihe der geplanten Vorführungen dieses Werk eines deutschen Dichters erst die fünfte Stelle einnahm. Damit hatte es seine besondere Bewandtniß. Als im Herbst der Spielplan der Freien Bühne entworfen wurde und der Vorstand sich dieserhalb mit dem Dichter in Verbindung setzte, war begründete Aussicht vorhanden, daß Anzengruber im neuen Jahre nach Berlin kommen würde und wir in Gemeinschaft mit ihm sein vernachlässigtes Werk sehen würden. Zwar winkte er in seiner scheu-bescheidenen Weise ab, aber man ließ sich dadurch nicht einschüchtern.

Wenn wir uns nun vorstellen, daß er Zeuge seines großen Triumphes hätte sein können, so tritt uns doppelt schmerzlich vor Augen, was wir an ihm verloren haben. „Das vierte Gebot“ ist zwölf Jahre alt. Die stehenden Theater haben es noch stiefmütterlicher behandelt, als irgend ein anderes der Anzengruber'schen Stücke, die es zwar nicht in der künstlerischen Composition, wohl aber in der Tiefe der praktischen Weltweisheit und in der Kühnheit der Erfindung übertrifft.

Aus den Gebirgsdörfern der „Kreuzelschreiber“, des „Meineidbauern“ und des „Pfarrers von Kirchfeld“ ging Anzengruber hier in seine Vaterstadt Wien und gab ein Stück Wiener Leben. Anzengruber litt als Ur- und Altwiener tief unter dem socialen Niedergang seiner Stadt und er suchte den Grund dazu nicht in irgend welchen äußeren Einflüssen, sondern im Grundcharacter der Bevölkerung selbst, in der sinkenden moralischen Kraft, in der müßiggängerischen Genußsucht und dem kummerlosen Leben in den Tag hinein, welche die sehr trüben Kehrseiten der weltberühmten Wiener Gemüthlichkeit sind.

Während auf allen Bretteln und Praterbühnen das selbstgefällige „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wean“ in unerschöpflichen Weisen variirt wurde, sank mit der steigenden Selbstzufriedenheit die Selbsterkenntniß und der leichte Sinn grenzte schon hart an's Verbrecherische. Ein Mädchen aus dem Kleinbürgerstande zu verführen und sitzen zu lassen, belastete das Gewissen des reichen Hausbesitzersohnes nicht im Mindesten, aber auch in der Familie des Mädchens konnte der Sinn für diese Schande schwinden. Die Eltern gingen ihren Kindern mit schlechtestem Beispiel voran, und so trug der Dichter den Gedanken mit sich herum, am Wiener Exempel das alte Wort zu erhärten, daß der Eltern Sünde der Fluch der Kinder ist. In der Familie des Drechslermeisters Schalanter ist der Mann lüderlich und das Weib leichtfertig. Die Wirthschaft geht hinter sich. Ist Geld da, so wird es sinnlos verschlampampt; ist keines da, so wird gehungert und geschimpft. Jedes der Eheleute schiebt die Schuld dem anderen zu, und so wechselt der Tag zwischen Zänkerei und Schlemmerei. Unter diesen Bedingungen ist es kein Wunder, daß die Tochter zur Dirne, der Sohn zum Verbrecher wird. Aber in der jüngeren Generation regt sich das Gewissen. Die Kinder haben ein deutlicheres Gefühl dafür, wohin das Wesen treibt. Und allmählich werden sie sich auch darüber klar, daß ihre Erziehung ihr Schicksal ist. Den ernsten und ängstlichen Mahnungen der alten Großmutter gegenüber sind sie nicht taub, aber der Leichtsinn der Eltern betäubt die Stimme der Warnerin, und so gehen sie denn in ihr Verderben. Anzengruber's dramatische Kraft gipfelt in einer Wirthshaus-

scene, wo der junge Schalanter, aufgehetzt durch den Alten, zuletzt zur Flinte greift und seinen militärischen Vorgesetzten todtschießt, und dann in einer Kerkerscene, wo der Mörder, während schon das Armesünderglöcklein klingt, den Segen der alten Großmutter erbittet, aber die eigenen Eltern mit einer gewissen Feierlichkeit von der Thür weisen läßt.

Im Angesichte des Todes blickt er auf seines Lebens Grund und übt Vergeltung an denen, die ihn irreführten; der geistliche Freund mahnt ans vierte Gebot, er aber hinterläßt ihm eine ernste Mahnung: „Wenn Du in der Schule den Kindern lernst: Ehret Vater und Mutter, so sage auch von der Kanzel den Eltern, daß sie darnach sein sollen.“

Auf diese große Rechtsprechung eines Gerichteteten werden wir nicht durch eine strenge, straff gesteigerte Handlung vorbereitet, sondern schon in diesem Drama zeigt es sich, daß Verhältnisse des modernen Lebens auch auf der Bühne eine gewisse epische Breite herausfordern, die sich durch erhöhte Kunstübung mit den praktischen Ansprüchen des Theaters noch wird zu versöhnen haben. Wir gewinnen einen genauen Einblick nicht bloß in das Hauswesen der Schalanters, sondern auch in eine reiche Hausbesitzerfamilie, in der die Tochter von ihren Eltern gezwungen wird, ihrer Liebe zu entsagen und einen reichen Laffen zu nehmen. Hier wie dort wird die Schilderung mit Humor gegeben, und darin liegt die dichterische Bedeutung dieser vorbereitenden Akte, während die Verknüpfung der Handlung überaus locker und nach Volksstückart unkünstlerisch ist. Erst im dritten Akt räumt das Descriptive der humoristischen Satire der eigentlichen Action den Platz ein, aber die vorangegangenen Schilderungen haben eine so starke Stimmung hervorgerufen, daß wir für den späten Eintritt einer Handlung ganz entschädigt sind. Doch immerhin bleibt das Bedauern übrig, daß Anzengrubers Kunstübung nicht unter dem Einfluße einer strengeren technischen Schule gestanden hat. Seit Ibsen sind unsere Ansprüche auch nach der formellen Seite hin sehr gestiegen, und wenn es Anzengruber'scher Poesie bedarf, um Ibsen'sche Kunst vergessen zu machen, so heischt doch gerade hier der poetische Gehalt desto entschiedener die künstlerische Form, je mehr er in das modernste Schaffensgebiet hineinreicht. Denn diese Kritik vom vierten Gebot — was ist sie anders, als eine Vorahnung der Vererbungs- und Gewöhnungsdramatik? Als flüchtiges Nebenmotiv wird sogar die Vererbung selber angespielt. Das junge Weib, das auf elterlichen Befehl den ungeliebten Genüßling nahm, wie Helene Alving in den Gespenstern, bringt ein vom Tode gezeichnetes Kind zur Welt. Wie jeder hervorragende Dichter unserer Zeit, so ist auch Anzengruber dem psychophysischen Problem näher getreten, und keiner der deutschen Dramatiker besaß, wie er, die Kraft, ihm auf den Grund zu gehen.

Bei der Aufführung traten die Schwächen im Stück zurück, während die humoristischen Schärfen der ersten Akte so scharf wie lustig empfunden wurden und doch schon unheimlich auf die überwältigenden Wirkungen der Schlußakte hinarbeiteten. Wir haben nie ein erschüttertes Publikum gesehen.

Neben der angesichts fast unüberwindlicher Schwierigkeiten bewunderungswürdigen Regiekunst des Herrn Meery trugen Gustav Kadelburg und Marie Meyer den Erfolg: Enkel und Großmutter. Es war ein Sieg derjenigen Schauspielkunst, die auf gar nichts anderes ausgeht, als auf Naturtreue. Einen völlig davon verschiedenen Stil vertrat Frl. v. Kanitz durch Schönheit der Erscheinung und Pathetik der Bewegungen. Frau Berg sah als Mutter Schalanter entzückend bruggling aus, und daß ihr beim Spaziergang in der Sonnenhitze die Stirnlöckchen strähnig wurden, war eine That für sich. Herr Steffter als reicher Strizi wirkte vor Allem durch die Echtheit seiner Erscheinung und Herr Szika durch die bornirte Breitspurigkeit des alten Schalanter. Frl. Brandeis war als Josefa das rechte, leichte Wienerblut mit einem Stich ins Tragische.

Noch während der Vorstellung knüpfte die Direction des Lessingtheaters Unterhandlungen an, um das Stück in ihr Repertoir einzufügen. Also ist die Freie Bühne doch nicht so ganz überflüssig für die Entwicklung der stehenden Theater. Hat von zehn Kastanien, die wir unter Hohn und Schimpf aus dem Feuer holen, sich auch nur Eine für unsere Theater als schmackhaft herausgestellt, so ist schon was gewonnen. Wunderlich aber bleibt es, daß ein Anzengruber auf die Freie Bühne warten mußte.

Paul Schlenther.

Die Bestie im Menschen.

Von

Emile Zola.

(Zweite Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Monat verstrich. In der Wohnung der Roubauds herrschte tiefe Stille. Es schien nichts Außerordentliches oder gar Schreckliches geschehen zu sein.

Die skandalöse und lärmende Geschichte Grandmorin wurde allmählig vergessen; die Justiz schien nicht im Stande zu sein, den wahren Schuldigen ausfindig zu machen.

Roubaud war es, der in den Frieden seines Hauses die Unruhe brachte, indem er Jacques Lantier zu häufigen Besuchen nöthigte. Dieser Mensch, den er eigentlich als den einzigen Zeugen, als die lebendige Erinnerung an jene abscheulichen Dinge, die er so gerne vergessen hätte, verwünschen mußte, dieser Mensch war ihm im Gegentheil unentbehrlich geworden. Auf diese Weise umschloß sie ein festes Band. Oft blickte der Unter-Inspector ihn mit einem verständnißinnigen Blick an und drückte ihm in einer plötzlichen Aufwallung mit einer Kraft die Hand, die als Ausdruck bloßen freundschaftlichen Gefühls etwas befremden mußte.

Jacques' Anwesenheit bildete zunächst eine angenehme Zerstreuung für das Ehepaar. Auch Séverine empfing ihn gern; wenn er eintrat, begrüßte ihn ein leiser Freudenruf. Sie ließ ihre Stickerei, ihr Buch liegen und mit einem Male heiter und gesprächig, entfloh sie freudig der grauen Eintönigkeit ihres täglichen Lebens.

„O wie lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind! Als ich den Eilzug kommen hörte, habe ich an Sie gedacht."

Es war ein Festtag, wenn er bei ihnen frühstückte. Sie kannte schon seinen Geschmack und ging sogar selbst aus, um frische Eier zu kaufen.

„Wenn Sie am Montag wiederkommen, mache ich Ihnen auch eine Crême!"

Als dieser Verkehr einen Monat angedauert hatte, trat aber allmählig eine Entfremdung zwischen dem Ehepaar ein. Eine Abspannung und Gleichgiltigkeit, wie sie sonst nur das Alter hervorbringt, war zwischen ihnen eingetreten; es schien, als hätte jene fürchterliche Krisis alles Blut aus ihren Adern verjagt. Jacques trug zu dieser Scheidung wesentlich bei, denn seine Gegenwart machte ihnen ihre gegenseitige Abneigung weniger fühlbar; er erlöste das eine von dem anderen.

Eines Abends jedoch hatte Roubaud einen Anfall wilder Eifersucht. Als er eines Abends Jacques vom Depot abgeholt hatte, um ihn mit sich zu nehmen, sah er Henri Dauvergne, den Zugführer, die Treppe herabkommen. Dieser schien etwas betroffen und redete sich damit aus, er hätte Frau Roubaud im Auftrage seiner Schwestern besucht. In Wahrheit aber stellte er Séverine seit einiger Zeit in der Hoffnung nach, sie erobern zu können.

Kaum in die Thür getreten, fuhr der Unter-Inspector seine Frau heftig an.

„Was wollte der hier? Du weißt, daß der Mensch mir zuwider ist."

„Aber, mein Freund, er kam wegen eines Stickmusters."

„Ich pfeife auf Eure Stickereien! Hältst Du mich für so dumm, daß ich nicht weiß, warum er kommt? Nur Deinetwegen kommt er . . . Nimm Dich in Acht!"

Er ging mit geballten Fäusten auf sie los. Sie wich, weiß wie die Wand, zurück. Roubaud beruhigte sich aber sofort und wandte sich an seinen Genossen.

„Das sind solche Kerle, die da glauben, daß ihnen die Frau sofort um den Hals fallen und der sehr ehrenwerthe Gatte nichts sehen wird! So etwas läßt mein Blut kochen . . . Passirte mir das, ich würde meine Frau auf der Stelle erwürgen. Der kleine Herr soll sich hüten, nochmals wiederzukommen, oder ich rechne mit ihm ab.

Jacques beunruhigte dieser Auftritt sehr, er wußte nicht, woran er sich zu halten hatte. Galt ihm dieser Wuthanfall? Wollte der Gatte ihm einen Fingerzeig geben? Er gewann erst seine Ruhe wieder, als er den Mann heiter sage hörte:

„Was bin ich für ein großes Pferd! Ich weiß ja, daß Du die Erste bist, die ihn zur Thür herausbefördert . . . Geh, gieb uns etwas zu trinken und stoße mit uns an.“

Er klopfte Jacques auf die Schulter und Séverine lächelte, ebenfalls schnell wieder gefaßt, die beiden Männer an. Dann tranken sie gemeinsam und verbrachten noch eine angenehme Stunde mitsammen.

Roubaud brachte auf diese Weise mit der Miene bester Freundschaft Séverine und Jacques einander näher, ohne, wie es schien, an die möglichen Folgen zu denken. Diese Eifersuchtsfrage gerade wurde ein Grund engerer Freundschaft, heimlicher, mit Vertraulichkeiten genährter Zärtlichkeit zwischen Jacques und Séverine. Als dieser sie am zweitnächsten Tage wiedersah, beklagte er sie, daß sie so brutal behandelt werde, sie dagegen beichtete mit feuchten Augen in einem unfreiwilligen Ueberfließen ihrer Klagen, wie wenig Glück sie in ihrer Ehe gefunden hätte. Von diesem Augenblick an hatten sie einen besonderen Gegenstand der Unterhaltung, eine freundschaftliche Mitschuld, wobei sie sich durch Zeichen verständlich machten. Bei jedem Besuch fragte er sie durch einen Blick, ob sie einen erneuten Grund zur Trauer hätte. Sie antwortete in derselben Weise durch bloßes Bewegen der Augenlider. Dann, als sie kühner wurden, suchten sich ihre Hände hinter dem Rücken des Mannes. Nur selten hatten sie das Glück, eine Minute ohne Roubaud zu sein. Immer saß er zwischen ihnen in diesem melancholischen Eßzimmer. Aber sie thaten nichts, um ihm zu entschlüpfen, es kam ihnen nicht einmal der Gedanke, sich in irgend einem verborgenen Winkel des Bahnhofes ein Stelldichein zu geben. Bisher war nur eine wirkliche Zuneigung, ein Hinneigen aus herzlicher Sympathie vorhanden gewesen; ein Blick, ein Händedruck genügte ihnen.

Als Jacques zum ersten Male Séverine in das Ohr flüsterte, daß er sie am kommenden Donnerstag um Mitternacht hinter dem Depot erwarten würde, war sie außer sich und entzog ihm heftig ihre Hand. Es geschah das in der Woche ihrer Freiheit, in welcher ihr Mann Nachtdienst hatte. Der Gedanke, ihre Wohnung verlassen und diesen Mann in der Dunkelheit der Bahnhofsanlagen aufsuchen zu sollen, verwirrte sie vollständig. Sie gab nicht nach, vierzehn Tage hindurch mußte er betteln, trotz ihres glühenden Verlangens nach dieser nächtlichen Promenade, bis sie einwilligte. Es war Anfang Juni, die Abende waren glühend, kaum daß sie die frische Meeresbrise abkühlte. Auch an diesem Abend hatte sie sich geweigert, aber die kühle Nacht war mondlos, der Himmel bedeckt, und kein Stern leuchtete durch den gluthhauchenden Nebel, welcher den Himmel verbarg. Er stand wartend im Schatten, und da sah er sie endlich in Schwarz gekleidet, mit kaum hörbaren Tritten kommen. Es war so dunkel, daß sie ruhig an ihm vorübergegangen wäre, wenn er sie nicht mit seinen Armen aufgefangen und sie geküßt hätte. Ein leiser Aufschrei entschlüpfte ihr, sie zitterte, dann aber ließ sie lächelnd ihre Lippen auf den seinen ruhen. Das war aber auch Alles; sie ließ sich nicht herbei, sich mit ihm in einem Schuppen niederzulassen. Dicht aneinandergedrängt gingen sie leise flüsternd auf und ab. Es breitet sich dort ein von dem Depot und seinen Dependenzen eingenommenes weites Terrain aus, das von der Rue Verte und der Rue François-Mazeline begrenzt wird, die beide im gleichen Niveau über die Geleise

führen. Dieses mächtige, fast endlose Terrain wird von Güterwagen, Reservoirs, Wasserpumpen, Baulichkeiten aller Art, von den beiden großen Lokomotivschuppen, von baufälligen Hütten, in denen die Reparaturwerkstätten sich befanden, der Wachtstube, in der die Lokomotivführer und Heizer schliefen, bedeckt. Nichts war leichter, als hier sich zu verstecken. Im Innern eines Waldes, zwischen verlassenen Gäßchen, in Labyrinthen hätte man sich nicht besser verbergen können. Eine volle Stunde hindurch kosteten sie diese entzückende Einsamkeit, das Vergnügen, mit den so lange zurückgehaltenen Freundesworten ihre Herzen zu erleichtern. Sie wollte nur von einer freundschaftlichen Zuneigung etwas wissen, sie hatte ihm sofort erklärt, daß sie ihm nie angehören würde. Sie fühlte das Bedürfniß, vor sich selbst Achtung zu haben. Dann begleitete er sie bis an die Rue Verte, ihr Beider Mund fand sich zu einem innigen Kuß. Sie kehrte heim.

Am Donnerstag und Sonnabend jeder zweiten Woche trafen sich Séverine und Jacques. Sie hatten ein herrliches Plätzchen endeckt: es war eine Art von Allee, die zwischen mächtigen Steinkohlenhaufen hindurch führte und einer einsamen Straße in einer befremdlichen Stadt, mit Palästen aus mächtigen Quadratblöcken Marmors, glich. Dort war man gut geborgen, und am Ende dieser Straße lag eine kleine Werkzeugremise, in welcher ein großer Haufen leerer Kohlensäcke ein weiches, warmes Lager bildete. Als eines Sonnabends ein plötzlicher Regenguß sie dorthin zu fliehen nöthigte, weigerte Séverine sich durchaus, sich niederzulassen und überließ Jacques nur ihre Lippen zu unendlichen Küssen. Als er, von diesem Feuer durchglüht, sie mit Gewalt sich zu eigen zu machen versuchte, hatte sie geweint und sich gewehrt. Er zeigte sich gehorsam und zog seine Hände zurück, weil eine geheime Furcht seine Zärtlichkeit zügelte; weil er fürchtete, das Verlangen nach ihrem Besitz nicht unterscheiden zu können von seiner Mordgier. Seine Heilung aber wurde ihm mit jedem neuen Tage zu einer größeren Gewißheit, weil er sie an seinem Halse hängen, ihren Mund auf dem seinem fühlte, ihre Seele trank, ohne daß ihn die wahnsinnige Lust packte, sie zu erwürgen. Und trotzdem wagte er den letzten Schritt nicht; es war so schön, zu warten und ihre Vereinigung ihrer Liebe selbst zu überlassen, wenn, eines in dem Arm des Anderen, die Minute gekommen sein würde, in der Ohnmacht ihres Willens. So folgten sich diese glückseligen Stelldichein, sie wurden nicht müde, sich zu finden, gemeinsam durch die Finsterniß, zwischen den großen Kohlenlagern zu wandeln, welche die sie umgebende Nacht noch finsterer erscheinen ließen.

Eines Abends im Juli mußte Jacques, um in Havre zur vorgeschriebenen Zeit, also um 11 Uhr fünf Minuten, eintreffen zu können, seine Maschine antreiben. Von Rouen an zog sich ihm zur Linken über dem Seinethale ein Unwetter zusammen, das schon grelle, blendende Blitze entsandte; von Zeit zu Zeit blickte er besorgt rückwärts, denn Séverine wollte ihn in dieser Nacht aufsuchen. Er fürchtete, das Gewitter könnte zu früh ausbrechen und sie am Kommen verhindern. Als es ihm gelang, noch vor dem Loosbruch des Unwetters den Bahnhof zu erreichen, schimpfte er auf die Reisenden, die heute wie die Schnecken aus den Waggons zu kriechen schienen.

Roubaud stand auf dem Bahnsteig, er hatte Nachtdienst.

„Zum Teufel, habt Ihr es eilig, ins Bett zu kommen! Na, schlaft wohl!“

„Danke.“

Jacques pfiff, stieß den Zug aus der Halle und dampfte nach dem Depot. Die Flügel des mächtigen Thores standen weit offen, und die Maschine rollte in den rings geschlossenen Schuppen, eine Art zweigeleisiger Gallerie, in welcher sechs Maschinen Platz hatten. Es war drinnen fast dunkel, denn die vier Gaslaternen konnten die Finsterniß nicht erhellen, sondern ließen die beweglichen Schatten nur um so schwärzer erscheinen. Ab und zu erhellten grelle Blitze das Gerippe des

Daches und die hohen Fenster links und rechts: man unterschied dann wie in einer Flammengarbe die gespaltenen Mauern, das von Kohlen geschwärzte Balkenwerk, kurz das ganze morsche Elend dieses schon längst unzureichend gewordenen Bauwerkes.

Es wurde Jacques schwer, auf die Zusammenkunft zu verzichten. Während sich seine Wuth über diesen ungelegen kommenden Regen steigerte, wuchs in ihm der Gedanke, dennoch zum Stelldichein zu gehen. Er hatte dann wenigstens die Freude, dagewesen zu sein; Séverine dort zu treffen, darauf rechnete er nicht. Sein Inneres drängte ihn so gewaltig dorthin, daß er in der That in den strömenden Regen hinaustrat, durch die schwarze Allee der Kohlenhaufen eilte und zu ihrem Lieblingswinkel gelangte. Noch halb geblendet von den Regentropfen, die ihm über das Gesicht liefen, betrat er die Remise, in der er schon einmal mit Séverine Schutz gefunden hatte.

Als Jacques in die pechschwarze Finsterniß dieses Versteckes trat, umschlangen ihn zwei Arme, und heiße Lippen preßten sich auf die seinen.

„Mein Gott, Sie hier?"

„Ja, ich sah das Gewitter kommen und bin hierhergeeilt, noch ehe der Sturm losbrach ... Warum kommen Sie so spät?"

Sie athmete schwer, noch nie hatte er sie so willenlos an seinem Halse gefühlt. Sie glitt zu Boden und saß nun auf den leeren Säcken, auf diesem weichen Lager, das den ganzen Winkel der Remise ausfüllte. Er sank ebenfalls, denn ihre Arme hatten sich nicht gelöst, und kam so auf ihren Schoß zu sitzen. Sehen konnten sie sich nicht, aber ihr heißer Athem umgab sie wie mit einem Nebel, in welchem alles um sie her in Nichts versank.

Unter der Gluth ihrer verlangenden Küsse drängte sich die vertrauliche Anrede unwillkürlich auf ihre Lippen, als hätte sich das Blut ihrer Herzen bereits ineinandergemischt.

„Du erwartetest mich ...?

„Ja, so sehnsüchtig erwartete ich Dich!"

Und wiederum, wie vom ersten Augenblick an, war sie es, die fast stumm ihn an sich preßte und ihn zwang, sie ganz zu nehmen. Als er kam, hatte sie bereits nicht mehr auf sein Kommen gerechnet; in der unverhofften Freude des Wiedersehens aber, in dem plötzlichen, untilgbaren Bedürfniß ihm zu gehören, ergab sie sich ihm ohne Nachdenken, ohne Ueberlegung. Der Regen rauschte mit doppelter Heftigkeit auf das Dach der Remise nieder, und der letzte aus Paris kommende Zug fuhr donnernd und zischend in den Bahnhof, daß der Erdboden zu wanken schien.

Als sich Jacques erhob, lauschte er verwundert auf das Rauschen des Regens. Wo befand er sich eigentlich? Als er aber unter seiner Hand den Stiel eines Hammers wiederfühlte, den er schon vorher beim Niederlassen gespürt hatte, war seine Freude ohne Grenzen. Es war also geschehen? Er hatte Séverine besessen, ohne die Lust zu verspüren, ihr mit diesem Hammer den Schädel zu zerschmettern? Sie hatte ihm ohne jeden voraufgegangenen Kampf angehört, ohne daß sein Instinct ihn angetrieben hätte, sie todt auf den Rücken zu strecken, wie eine Anderen abgejagte Beute? Ja, er fühlte nicht mehr den Durst nach Rache für die uralten Beleidigungen, deren Gedächtniß ihm entschwunden war, für jene von Geschlecht zu Geschlecht gesteigerten Verbrechen, die mit dem ersten im Innern der Höhle begonnenen Betruge ihren Anfang genommen. Nein, der Besitz dieser Frau war von einem allmächtigen Reiz, sie war es, die ihn geheilt hatte: weil er in ihr eine andre sah, eine Gewaltthätige in ihrer Schwachheit; weil er sie mit dem Blute eines Menschen befudelt sah, das sie wie mit einem Panzer des Schreckens umgab. Sie beherrschte ihn, denn er hatte solches noch nicht gewagt. Und im Gefühl leidenschaftlicher Dankbarkeit, eines zu sein mit ihr, schloß er sie von Neuem in seine Arme und

bedeckte sie mit Küssen; sie war seine Gebieterin, sie konnte mit ihm machen, wonach immer sie verlangte.

Von nun an durchkosteten Jacques und Séverine bei jedem abermaligen Zusammentreffen alle Süßigkeiten. Nicht immer schützte sie das Wetter so wie in jener ersten Nacht. Sternklarer Himmel und Mondschein waren ihnen unbequem. Sie suchten dann den tiefsten Schatten, die dunkelsten Winkel auf, in denen sie sich so recht an einanderpressen mußten. Viele Nächte im August und September waren noch von so herrlicher Milde, daß sie sich in der Mattigkeit ihre Sinne gewiß von der Sonne hätten überraschen lassen, wenn das Erwachen des Bahnhofes, das ferne Zischen der Lokomotiven sie nicht getrennt hätte. Selbst die erste Octoberkühle mißfiel ihnen nicht. Sie erschien wärmer eingehüllt, mit einem großen Mantel angethan, in welchem sie halb verschwand. Dann verbarrikadirten sie sich in der Remise; er hatte in Gestalt einer Eisenstange ein Mittel gefunden, sie von innen zu verriegeln. Auf diese Weise waren sie gut aufgehoben, die Novemberstürme mochten nun das Dach aus seinen Fugen reißen, ihnen selbst kühlte kein Lüftchen den Nacken. Selbst im Dezember suchten sie trotz der furchtbaren Kälte noch ihre Remise auf.

Schon vier Monate liebten sich Jacques und Séverine mit wachsender Leidenschaft. Sie waren Beide, in der Kindheit ihrer Herzen, noch wahre Neulinge in dieser süßen Unschuld erster Liebe, welche von den geringsten Zärtlichkeiten entzückt ist. Er zweifelte nicht mehr daran, von dem schrecklichen Erbübel geheilt zu sein; denn seit er sie besaß, war ihm nie wieder der Gedanke an einen Todtschlag gekommen. War also mit dem physischen Besitz dieses Mordbedürfniß befriedigt? Besitz und Todtschlag glichen sich also in dem düsteren Innern der menschlichen Bestie aus? Er war zu unwissend, um weiter hierüber nachzudenken und versuchte es auch nicht, die Thüre des Schreckens weiter zu öffnen.

Seit October schon hatte Séverine mit aller Gemüthsruhe einen Vorwand erfunden, um nach Paris zu kommen: einen Schmerz am Knie, der sie nöthigte, einen Spezialisten aufzusuchen. Und so fuhr sie jeden Freitag mit dem von Jacques geführten Eilzug um sechs Uhr vierzig Minuten Morgens nach Paris, brachte den ganzen Tag dort mit Jacques zu und kehrte mit dem Zuge um sechs Uhr dreißig nach Havre zurück. Zuerst hatte sie geglaubt, ihrem Gatten Bericht über den Verlauf der Krankheit am Knie abstatten zu müssen: mal ging es besser, mal schlechter; als sie aber sah, daß er garnicht auf sie hörte, hatte sie kluger Weise garnicht weiter davon gesprochen. —

* * *

Eines Freitags, als die Passagiere, welche den Morgenzug von Havre nach Paris benutzen wollten, erwachten, waren sie nicht wenig überrascht: seit Mitternacht fiel der Schnee in dichten, großen Flocken; in den Straßen lag er bereits dreißig Centimeter hoch.

In der bedeckten Halle dampfte und keuchte schon Jacques' Maschine, die „Lison", vor drei Waggons zweiter und vier erster Klasse. Als um halb sechs Jacques und Pecqueur, sein Heizer, in das Depot gekommen waren, brummten sie nicht wenig über diesen Schnee, der so hartnäckig vom düsteren Himmel herabfiel. Während sie auf ihrem Posten das Abfahrtssignal erwarteten, schweiften ihre Augen über das gähnende Portal der Halle hinaus und beobachteten das lautlose und endlose Fallen der Flocken in der Finsterniß.

„Der Teufel soll mich holen, wenn man auch nur ein Signal sieht," meinte der Lokomotivführer.

„Wenn wir nur noch durchkommen", sagte der Heizer.



Roubaud stand mit seiner Laterne auf dem Bahnsteig. Er hatte auf die Minute genau seinen Dienst angetreten. Manchmal schlossen sich seine von der Müdigkeit gequälten Augenlider, doch seine Wachsamkeit schlief nicht ein. Jacques hatte ihn gefragt, ob er etwas über die Passirbarkeit der Geleise wisse. Roubaud war deshalb auf ihn zugetreten, hatte ihm die Hand gedrückt und gesagt, daß bis jetzt noch keine Depesche da wäre. Als Séverine, in einem großen Mantel gehüllt, erschien, führte er sie selbst zu einem Coupé erster Klasse und half ihr dort sich einzurichten. Jedenfalls war ihm der besorgt zärtliche Blick der beiden Liebenden nicht entgangen, doch ließ er sich nichts merken. Er machte seiner Frau nur Vorwürfe, daß sie bei solchem Wetter die Reise unternehmen wolle, und rieth ihr, sie aufzuschieben.

Warm eingehüllt und mit Gepäckstücken beladen drängten sich die Reisenden in der fürchterlichen Kälte dieses Morgens. Selbst der Schnee unter dem Schuhwerk thaute nicht ab. Die Waggonthüren schlossen sich schnell, ein Jeder verbarrikadirte sich in seinem Coupé. Der Perron, von dem matten Licht einiger Gaslaternen schlecht beleuchtet, blieb leer; nur die am Bug der Lokomotive angebrachte Signallaterne flammte wie ein Riesenauge und warf ihren Feuerbrand durch das Dunkel in die Weite.

Roubaud hielt jetzt seine Laterne hoch und gab das Signal. Der Zugführer pfiff, und Jacques antwortete. Man fuhr ab. Der Unter-Inspector blickte noch eine kleine Weile gelassen dem in dem Unwetter verschwindenden Zuge nach.

Gleich nach dem Verlassen der bedeckten Halle gerieth Jacques mit seinem Heizer mitten in den Schneefall. Der Wind pfiff von Osten, so daß die Lokomotive vom Sturm gepeitscht wurde. Da sie unter dem Schutzdach standen, in dicken wollenen Kleider steckten und ihre Augen durch Brillen geschützt waren, hatten sie zunächst nicht viel zu leiden. Aber das Signallicht der Lokomotive war jetzt in der Dunkelheit durch die bleichen, anstürmenden Schneemassen wie fortgeweht. Während sich die Geleise sonst zwei bis drei Meter weit erhellten, schimmerten sie jetzt in einem milchigen Nebel, der traumhaft die Dinge nur in der allernächsten Nähe erkennen ließ. Die Unruhe des Lokomotivführers stieg auf den Gipfel, als er vom ersten Bahnwärtersignal ab wahrnehmen mußte, daß er die rothen, die Sperrung der Geleise ankündenden Laternen in der vorgeschriebenen Distanz nicht würde erkennen können. Er fuhr dann mit äußerster Vorsicht weiter, ohne indessen die Schnelligkeit vermindern zu können, denn der Wind setzte ihm einen mächtigen Widerstand entgegen und jede Verzögerung barg eine große Gefahr in sich.

Bis zur Station Harfleur legte die Lison eine gute Fahrt zurück. Die Höhe der Schneedecke beunruhigte Jacques noch nicht, denn sie betrug höchstens sechzig Centimeter, weil der Sturm gut einen Meter wegfegte. Ihm mußte vor allem daran gelegen sein, die vorgeschriebene Geschwindigkeit inne zu halten; denn er wußte wohl, daß die Tüchtigkeit eines Maschinenführers, der seine Maschine wahrhaft lieb hat, darauf beruht, eine regelmäßige Fahrt ohne jede Erschütterung unter einem möglichst hohen Druck zu machen. Der Gedanke, daß er für das theure Leben Séverine's einzustehen hatte, verzehnfachte seine Willenskraft und hielt sie angesichts aller dieser Bedrängnisse straff gespannt.

Auf der Brücke aus Eisenblech zwischen Lokomotive und Tender, nicht achtend der fortwährenden Erschütterungen und Stöße, stand Jacques aufrecht und beugte sich trotz des Schnees nach rechts weit hinaus, um besser sehen zu können. Durch die überlaufenen Scheiben des Schutzdaches sah er nichts, deßhalb bot er sein von tausend feinen Nadeln gegeißeltes und von der Kälte, wie von einem Rasirmesser, geschundenes Gesicht dem Sturm dar. Von Zeit zu Zeit zog er den Kopf zurück, um Athem zu holen, er nahm auch die Brille ab und putzte die Gläser; dann aber kehrte er wieder auf seinen Beobachtungsposten zurück und sah scharfen Auges nach

den rothen Signalen aus, mit so angespannten Sinnen, daß er mehrmals blutrothe Funken auf dem fahlen, vor ihm hin- und herwogenden Vorhange sprühen zu sehen glaubte.

Hinter Harfleur begann die drei Meilen lange bis nach Saint-Romain reichende Steigung, die bedeutendste der ganzen Strecke. Die Fahrgeschwindigkeit verminderte sich stark; die Lison ächzte unter dem Widerstand des mit wachsender Gewalt einherjagenden Schneesturmes. Auf einen Wink seines Vorgesetzten hob Pecqueux den Schaft des Aschkastens aus, um den Zug besser durchzulassen. Sofort stieg die Nadel des Manometers auf zehn Atmosphären, die Lison arbeitete; sie keuchte und spuckte mit ihrer ganzen Kraft, wie ein mit Flankenhieben angetriebenes Vieh, dessen Glieder man krachen zu hören glaubt. Jacques fuhr sie an, als sei sie eine gealterte und nicht mehr kräftige Frau, für die man nicht mehr die Zärtlichkeit von ehedem empfindet.

„Diese faule Lise wird niemals hinaufkommen!“ murmelte er hinter den dicht geschlossenen Zähnen, er, der unterwegs sonst nie sprach.

Was er noch keine drei Male in seinem Leben gethan hatte, that er jetzt: er ergriff die Oelkanne, um die Lokomotive während der Fahrt zu schmieren Er kletterte über den Steg und bestieg die Brüstung, um am Kessel entlang zu gehen. Das war ein gefährliches Unterfangen: seine Füße glitten von dem schmalen, durch den Schnee schlüpfrig gewordenen eisernen Streifen ab, der Schnee blendete ihn, und der Sturm drohte ihn wie einen Strohhalm davon zu wehen. Die Lison mit dem an ihrer Flanke kauernden Manne verfolgte keuchend ihren Weg in der Dunkelheit und öffnete sich eine tiefe Bresche durch die ungeheuere weiße Decke. Sie schüttelte ihn und trug ihn von dannen. Als er die vordere Querstange erreicht hatte, bückte er sich zu dem Schmierloch des rechtsseitigen Cylinders nieder; mit der einen Hand hielt er sich an der Brüstungsstange, und unendliche Mühe kostete es ihn, sein Werk zu vollenden. Denselben Weg mußte er wie ein schleichendes Insect auf der andern Seite noch einmal machen, um den linken Kolben zu schmieren, er kam völlig erschöpft und bleich zurück, er hatte den Tod vorüberstreifen gefühlt.

„Verwünschte Schindmähre!“ murmelte er.

Die Lison hatte jetzt die fürchterliche Steigung hinter sich und konnte nun ohne besondere Anstrengung weiterfahren. Jacques durfte etwas aufathmen. Von Saint-Romain bis Bolbec steigt die Strecke fast unmerklich, bis an das andere Ende des Plateaus ging wahrscheinlich Alles gut. Nichtsdestoweniger rief er in Beuzeville, wo er einen Aufenthalt von drei Minuten hatte, den Bahnhofsinspector zu sich und verhehlte ihm nicht seine Befürchtungen, angesichts der noch immer zunehmenden Schneedecke: er würde sicherlich nicht bis Rouen kommen; er hielte es für gerathen, eine zweite Maschine vorzulegen, in Beuzeville ständen ja ohnedies Reservelokomotiven. Der Bahnhofsvorsteher meinte indessen, er hätte keine dahingehenden Befehle und glaubte nicht, diese Maßnahme verantworten zu dürfen. Was er thun konnte, war, daß er ihm fünf bis sechs hölzerne Schaufeln gab, um im Falle der Noth die Schienen freizuschaufeln. Pecqueux nahm sie in Empfang und schichtete sie in einer Ecke des Tenders auf.

Auf dem Plateau setzte die Lison ihre Fahrt in der That ohne zu große Mühe fort. Trotzdem arbeitete sie sich ab. Von Minute zu Minute mußte der Lokomotivführer die Thür zur Feuerung öffnen und Kohlen auflegen lassen. Und jedes Mal flammte über dem düsteren Zug, dem einzigen schwarzen Punkt inmitten dieses weißen Bahrtuches, der feurige Kometenschweif in die Nacht hinaus. Die Uhr zeigte ein Viertel vor acht Uhr, der Tag dämmerte herauf, aber man unterschied kaum in dem unendlichen weißen Gewirbel, seinen fahlen Wiederschein. Diese trübe Klarheit, in der sich noch immer nichts unterscheiden ließ, beunruhigte in noch weit höherem Maße die beiden Männer, welche, die Augen voll Thränen, in

die Weite zu sehen sich abmühten. Ohne den Hebel des Fahrtregulators aus der Hand zu lassen, zog der Lokomotivführer unaufhörlich das Ventil der Dampfpfeife, und es klang wie schmerzhaftes Weinen durch die Schneewüste.

Ohne Zwischenfall passirte man Bolbec, dann Yvetot. In Motteville machte Jacques dem Unter-Inspector, der ihm keine zuverlässigen Nachrichten über die Beschaffenheit des Weges geben konnte, abermals Vorstellungen. Es war noch kein Zug hier eingetroffen, mittels Depesche war gemeldet worden, daß der Pariser Bummelzug in Rouen eingetroffen sei und dort festliege. Die Lison dampfte matt und müde über die drei Meilen sanfter Steigung bis Barentin. Jetzt erwachte der Tag, aber es schien, als rührte dieser durchsichtige Schimmer nur vom Schnee her. Er fiel noch dichter, es war, als wäre der Himmel geborsten, und seine Trümmer sänken im eisigen Grauen des Morgens auf die Erde. Der Wind nahm mit dem Tage an Heftigkeit zu, die Flocken wurden wie Kugeln dahin gejagt, alle Augenblicke mußte der Heizer zur Schaufel greifen, um die Kohlen des Tenders zwischen die Wände des Wasserbehälters zu schippen. Rechts und links erschien die Landschaft den beiden Männern so undeutlich wie in einem flüchtigen Traum: die meilenweiten flachen Felder, die von lebendigen Hecken eingefaßten Weideplätze, die mit Obstbäumen eingehegten Chausseen waren ein einziges, kaum von niedrigen Schwellungen unterbrochenes weißes Meer, eine zitternde, blasse Unendlichkeit, in deren Weiß Alles aufging. Der Lokomotivführer, das Gesicht gepeitscht von der Windesbraut, die Hand am Hebel, begann jetzt fürchterlich von der Kälte zu leiden.

Bei der Ankunft in Barentin näherte sich der Bahnhofsvorsteher, Herr Bessière, aus eigenem Antriebe der Lokomotive, um Jacques mitzutheilen, daß man von la Coix-de-Maufras her mächtige Schneemassen melde.

„Ich glaube, Sie werden noch passiren können," setzte er hinzu, „aber Sie werden Arbeit haben."

„Zum Donnerwetter!" fuhr jetzt der junge Mann los, „habe ich es nicht schon in Beuzeville gesagt! Was hätte es geschadet, wenn der Vorspann verdoppelt worden wäre? . . . Nun sitzen wir hübsch in der Patsche!"

Der Zugführer kroch aus seinem Gepäckwagen und gab seinem Aerger ebenfalls Ausdruck. Er war fast erstarrt in seiner Wachtkoje, er erklärte, nicht im Stande zu sein, ein Signal an einer Telegraphenstange zu erkennen. Eine wahre Fahrt im Dunkeln, trotz aller dieser Helle!

„Sie sind also gewarnt", schloß Herr Bessière.

Die Reisenden wunderten sich bereits über diesen verlängerten Aufenthalt auf der eingeschneiten Station, auf welcher man nicht einen einzigen Ruf eines Beamten, noch ein Zuschlagen von Thüren hörte. Einige Scheiben wurden heruntergelassen und Köpfe herausgesteckt, die einer sehr starkleibigen Dame und zweier reizender Blondköpfe, jedenfalls ihre Töchter und Engländerinnen; weiterhin der einer sehr hübschen, jungen brünetten Frau, die ihr Gatte, ein älterer Mann, mit Gewalt zurückziehen wollte. Zwei Herren, ein junger und ein alter, hatten sich mit dem halben Körper hinausgelehnt und sprachen von einem Waggon zum andern. Als Jacques rückwärts blickte, sah er auch, daß Séverine sich hinausgebeugt hatte und mit angstvoller Miene ihn ansah. O, wie besorgt mußte das liebe Geschöpf sein, und wie machte es sein Herz schlagen, sie in solcher Gefahr zu wissen. Er würde sein ganzes Blut dafür gelassen haben, hätte er sie jetzt in Paris gesund einfahren können.

„Fahren Sie nur los," meinte der Bahnhofsvorsteher. „Wozu die Leute beunruhigen?"

Er selbst gab das Signal. Der Zugführer pfiff und sprang in den Gepäckwagen. Nachdem die Lison mit einem langen Klageschrei geantwortet, rollte sie davon.

Jacques fühlte sofort, daß der Zustand des Dammes sich verändert hatte. Hier gab es keine Ebene, keinen bis in die Unendlichkeit aufgerollten dicken Schneeteppich mehr, durch den die Lokomotive wie ein Dampfboot sich arbeiten konnte, eine Furche hinter sich lassend. Man kam jetzt in das wellige Gelände; zwischen die Berge und Thäler, die gleich einer hohl gehenden See bis Malaunay den Erdboden aufbeulten. Hier hatte sich der Schnee sehr ungleich gehäuft, zum Theil waren die Geleise vollständig frei, zum Theil hatten mächtige Massen die Uebergänge völlig verstopft. Der Wind, der die Höhen frei fegte, warf Alles in die Schluchten. So mußten die Hindernisse Schritt für Schritt genommen werden, denn die kleinen freien Strecken führten stets zu vollkommenen Wällen. Es war jetzt ganz hell geworden, die wüste Landschaft mit ihren schmalen Schluchten und ihren jähen Abhängen glich unter ihrer Schneedecke der Trostlosigkeit eines mitten im Sturme eingefrorenen Oceans.

Die Lison mußte jetzt durch ein Thal hindurch, in welchem der Schnee über einen Meter hoch lag. Mit einer äußersten Anstrengung drang sie, in allen Theilen erzitternd, vorwärts. Einen Augenblick war sie außer Athem, und es schien, als wollte sie hier stehen bleiben, wie ein Schiff, das auf eine Sandbank läuft. Die hohe Schneedecke, welche bereits auf den Decken der Waggons lastete, erschwerte ihr nicht wenig die Arbeit. Mit diesem weißem, über sie gebreiteten Tuche glitten sie dahin, in dem weißen Geflimmer. Und auch der Lokomotive Glieder waren von Streifen Hermelins eingefaßt, dessen aufthauende Flocken wie Regen an ihnen hernieder rieselten. Aber diesmal machte sie sich doch noch, trotz dieses kolossalen Gewichtes, frei und passirte die schlimme Stelle. Und jetzt sah man den Zug hoch oben leicht über eine große Kurve in diesem losen, milchigen Treiben dahingleiten, wie einen Schattenstreifen in einem von blendendem Weiß überquellenden Lande der Träume.

Dahinter begannen wieder die Schluchten. Jacques und Pecqueux, die das Stöhnen der Lison wohl gehört hatten, wappneten sich gegen die Kälte und die Müdigkeit. Aufrecht standen sie auf ihrem Posten, den sie selbst sterbend nicht verlassen durften. Die Lokomotive büßte jetzt abermals etwas von ihrer Schnelligkeit ein. Zwischen zwei Böschungen vollzog sich langsam, ohne jede Erschütterung, der Stillstand. Als ob man ihre Räder mit Leim bestrichen hätte, blieb sie athemlos, eingepreßt kleben. Sie rührte sich nicht mehr, der Schnee hielt sie gefangen.

„Da haben wir es," fluchte Jacques. „Heiliges Donnerwetter!"

Er blieb noch einige Sekunden auf seinem Platze und öffnete alle Ventile, um zu sehen, ob sich das Hinderniß nicht bewältigen ließe. Als er die Lison jedoch ohne jeden Erfolg keuchen und sich abmühen sah, schloß er den Regulator und schimpfte wie toll drauf los.

Der Zugführer beugte sich aus der Thür des Gepäckwagens, und Pecqueux rief ihm zu:

„Wir sitzen fest!"

Der Mann sprang in den Schnee, in welchem er bis über die Kniee versank. Er näherte sich der Lokomotive und die Drei hielten Kriegsrath ab.

„Wir können nur versuchen, das Geleise freizuschaufeln," sagte der Lokomotivführer. „Zum Glück haben wir Schippen mit. Rufen Sie Ihren Schaffner her, wir vier werden bald die Räder frei haben."

Man winkte dem Schaffner, der bereits seinen Waggon verlassen hatte. Es wurde ihm das Durchwaten schwer, oftmals versank er vollständig. Dieser Aufenthalt auf freiem Felde inmitten dieser weißen Oede, der laute Schall der sich streitenden Stimmen, der sich durch den Schnee arbeitende Schaffner — alles das beunruhigte die Reisenden. Abermals senkten sich die Fenster. Man rief, man fragte, ein allgemeines, schnell wachsendes Durcheinander wurde laut.

„Wo sind wir? ... Warum fahren wir nicht weiter? ... Was ist los? ... Mein Gott, ist ein Unglück geschehen?

Der Zugführer fühlte die Notwendigkeit, die Passagiere zu beruhigen. „Nur ein wenig Schnee. Wir fahren sofort weiter."

Jacques leitete die Arbeit. Er hatte Séverine an der Thür des vordersten Waggons bemerkt, in welchem sie sich immer einquartirte, um ihm so nahe als möglich zu sein. Er hatte ihr einen bittenden Blick zugeworfen; sie verstand, daß sie sich nicht diesem eisigen Winde aussetzen sollte, der ihr in das Gesicht schnitt, und zog sich zurück.

Fast eine volle Stunde schon saß der Zug in dieser Einöde fest, und die Angst der Reisenden war gestiegen. Alle Minuten senkte sich eine Scheibe, und irgend wer fragte, warum man nicht weiterfahre? Unter Geschrei und Thränen brach eine wahre Panik aus, die Angst stieg auf den Gipfel.

„Es ist jetzt genug fortgeschaufelt," erklärte Jacques. „Steigen Sie nur ein, das Uebrige werde ich besorgen."

Er stand mit Pecqueux abermals auf seinem Posten, und als die beiden Schaffner ihre Plätze wieder eingenommen hatten, drehte er selbst den Hahn der Ableitungsröhren auf. Der mit Zischen herausfahrende heiße Dampf vernichtete vollends die noch an den Rädern hängenden Schneemassen. Er drehte dann den Hebel und ließ die Lokomotive rückwärts gehen. Langsam rückte der Zug an dreihundert Meter zurück, um Spielraum zu haben. Das Feuer wurde so geschürt, daß der erlaubte Druck überschritten wurde, dann drängte er die Lison mit ihrem ganzen Gewicht und dem des Zuges gegen die sperrende Mauer. Es gab einen Krach, wie wenn ein Holzhauer seine Axt mit fürchterlicher Gewalt in einen Baum treibt, die eisernen und gußeisernen Glieder der Lokomotive schienen zu bersten. Und doch sprengte sie nicht das Hinderniß, rauchend und von dem Stoße erbebend saß sie wieder fest. Noch zweimal mußte das Manöver wiederholt werden, zweimal noch wich sie zurück und bohrte sie sich wieder in den Schnee. Und jedesmal erzitterten ihre Glieder, wenn sie mit ihrem Athem eines wuthschnaubenden Riesen die Brust gegen das Hinderniß drängte. Jetzt schien sie Athem zu schöpfen, ihre metallenen Muskeln spannten sich zu einer letzten Kraftanstrengung an und sie passirte die Stelle; schwerfällig schob sich der Zug durch die beiden Schneemauern hinterdrein.

„Ein gutes Thier trotz alledem!" brummte Pecqueux.

Jacques nahm, halb geblendet, seine Brille ab und putzte ihre Gläser. Sein Herz schlug heftig, er spürte die Kälte nicht mehr; doch plötzlich erinnerte er sich der tiefen Schlucht, die sich ungefähr dreihundert Meter vor la Croix-de-Maufras befand; sie öffnete sich genau in der Windrichtung, dort mußte sich eine Unmasse Schnee aufgehäuft haben. Dort war die Klippe, an der er nach seiner Ueberzeugung zweifellos stranden mußte.

Die Lison fuhr weiter. Jetzt war sie am Eingang zur Schlucht. Links und rechts waren die Böschungen völlig vergraben und die Geleise vollständig verweht. Die Schlucht glich einem von einem wilden Strome ausgehöhlten, bis an den Rand mit Schnee gefüllten Loche. Noch fünfzig Meter weit rollte die Maschine athemlos, langsamer und langsamer dort hinein. Der Schnee, den sie fortstieß, bildete bald eine Barrikade um sie her, eine empörte Fluth, die sie zu verschlingen drohte. Einen Augenblick schien sie aus den Schienen gehoben, besiegt zu sein. Aber noch einmal strengte sie ihre Muskeln an und rollte noch dreißig Meter vorwärts. Doch das war das Ende, der letzte Todeskampf gewesen. Die Schneemassen fielen vornüber, begruben die Räder und alle Theile des Mechanismus, um die sich schon vorher Ketten von Eis geschlungen hatten. Jetzt hielt die Lison ganz still und

hauchte in der großen Kälte ihren letzten Athem aus. Er erlosch und unbeweglich, todt stand sie da.

Diesmal war die Lage in der That eine gefährliche. Der Lokomotivführer pfiff in kurzen Intervallen den jämmerlichen Klageton der Einöde. Aber der Schnee verschlang jeden Schall. Was thun?

Jacques bewog den Zugführer, den Schaffner nach Barentin zu schicken, um Hilfe herbeizuholen. Weder er noch Pecqueux konnten die Lokomotive allein lassen. Der Beamte enternte sich, man verlor ihn am Ende der Schlucht bald aus den Augen. Er mußte vier Kilometer zurücklegen, konnte also vor zwei Stunden nicht wieder da sein. Jacques verließ in der Verzweiflung einen Augenblick seinen Posten und lief zum vordersten Waggon. Er bemerkte soeben Séverine, die das Fenster heruntergelassen hatte.

„Fürchten Sie nichts," sagte er hastig. „Sie können unbesorgt sein."

Sie antwortete ebenso, ohne ihn zu duzen, denn sie hätten möglicher Weise gehört werden können.

„Ich habe keine Furcht. Ich bin nur Ihretwegen besorgt gewesen."

Diese Worte thaten ihnen wohl, sie waren wieder getröstet und lächelten sich an. Als Jacques sich umwandte, sah er zu seiner großen Ueberraschung Flore, dann Misard und noch zwei Männer auf der Böschung erscheinen. Sie hatten das jämmerliche Pfeifen vernommen und waren herbei geeilt. Daß der Zug dicht vor ihrer Thür stecken geblieben, war für sie ein bedeutsames Ereigniß, ein außerordentliches Abenteuer. In den fünf Jahren ihres dortigen Aufenthaltes hatten sie die Züge stündlich, Tag und Nacht bei schönem Wetter, wie beim Sturme, schnell wie der Wind an sich vorüberfahren sehen. Dieser Wind, der sie herbeigeweht, entführte sie auch wieder, noch nie hatte ein einziger ihre Fahrt verlangsamt, sie sahen sie fliehen, sich verlieren, verschwinden, ohne jemals etwas von ihnen zu erfahren. Die ganze Welt zog an ihnen vorüber, sie aber kannten nur die blitzartig gesehenen Gesichter, die sie nie wieder erblickten; höchstens, daß ihnen einige wenige Züge bekannt waren, weil sie sie an bestimmten Tagen immer wieder sahen, und auch an ihnen vermißten sie die Namen. Und jetzt scheiterte auf einmal ein Zug mitten im Schnee bei ihnen: die natürliche Ordnung der Dinge war mit einem Male umgekehrt, sie sollten jene unbekannte Welt, die ein Zufall hier festbannte, von Angesicht zu Angesicht sehen,und sie blickten sie an mit den erstaunten Augen von Wilden, die an die Küste gekommen sind, an welcher Europäer Schiffbruch gelitten habe[n]. Diese offenen Thüren zeigten in Pelze gehüllte Frauen, die Männer in dicken Ueb[er]röcken waren ausgestiegen, — dieser ganze mit einem Male über dieses Eism[eer] ausgeschüttete Luxus machte sie starr vor Erstaunen.

Flore hatte Séverine sofort erkannt. Sie, die dem Zuge Jacques' stets a[uf]lauerte, hatte schon seit einigen Wochen die Anwesenheit dieser Frau in dem [Eil]zuge am Freitag früh bemerkt. Sie hatte diese Beobachtung um so bequemer [ge]habt, als Séverine jedesmal beim Vorüberfahren an der Barriere den Kopf hera[us]steckte, um das Landhaus la Croix-de-Maufras zu besichtigen, das der Präsi[dent] Grandmorin, zur Ueberraschung seiner legitimen Erben Frau Roubaud verm[acht] hatte. Die Augen Flore's färbten sich dunkel, als sie jene jetzt so vertraut [mit] dem Lokomotivführer sprechen sah.

„Da ist ja auch Frau Roubaud!" rief Misard. „Das haben Sie schlecht [ge]troffen! . . . Sie dürfen dort nicht bleiben, Sie müssen zu uns kommen."

Jacques hatte dem Bahnwärter die Hand gedrückt und unterstützte jetzt [sein] Anerbieten. „Er hat Recht . . . Wir werden vielleicht für einige Stunden [hier] festliegen. Sie würden inzwischen vor Kälte umkommen."

Séverine weigerte sich. Sie sei gut geschützt, meinte sie. Die dreihundert [M]

ter durch den Schnee erschreckten sie ein wenig. Flore näherte sich jetzt ebenfalls, sie sah Séverine mit ihren großen Augen fest an und sagte endlich:

„Kommen Sie, ich werde sie tragen.“

Ehe Séverine noch zugestimmt, hatte Flore sie bereits mit ihren kraftstrotzenden Männerarmen umfaßt und wie ein kleines Kind hochgehoben. Sie setzte sie jenseit der Schienen auf einer freigewehten Stelle ab, an der die Füße nicht versanken. Die Reisenden lachten höchst erstaunt über dieses Wunder. Das war ein Mädchen! Ein Dutzend solcher, und der Weg wäre früher als in zwei Stunden frei gewesen.

Das Gerücht von dem Vorschlage Misard's, daß man in das Haus des Bahnwärters flüchten könnte und dort voraussichtlich Feuer, vielleicht Brod und Wein finden würde, pflanzte sich von einem Waggon zum andern fort; die Panik hatte sich gelegt, als man begriffen, daß eine unmittelbare Gefahr nicht vorläge. Nichtsdestoweniger blieb die Lage eine höchst kritische: die Heizungen kühlten ab, es war neun Uhr, man bekam Hunger und Durst. Das konnte ewig dauern, wer weiß, ob man nicht hier noch würde übernachten müssen. Es bildeten sich zwei Parteien; die einen, die ganz verzweifelten, wollten ihre Coupé's garnicht verlassen, sondern sich auf die Polster ausstrecken, sich fest einhüllen und so den Tod erwarten; die anderen wollten den Weg durch den Schnee wagen, in der Hoffnung, es dort unten besser zu finden. Sie machten sich marschfertig.

Jacques hatte Séverine ebenfalls zum Fortgehen bewogen. Ganz leise hatte er ihr versprochen, sobald er abkommen könnte, ihr Nachricht zu geben. Als Flore sie noch immer mit ihren düstern Augen anstarrte, hatte er wie ein alter Freund gemüthlich zu ihr gesagt: „Also abgemacht, Du wirst diese Damen und Herren zu Euch führen . . . Ich behalte Misard und die Uebrigen hier. Wir wollen sehen, was wir schaffen können, bis die Andern kommen.“

Man griff zu den Schaufeln und bemühte sich zunächst, die Lokomotive frei zu machen. Niemand sprach mehr, man hörte nur das schweigsame Hasten inmitten des düsteren Schweigens der weißen Landschaft. Als der kleine Trupp der Reisenden abmarschirte, warfen sie noch einen letzten Blick auf den Zug, der wie ein dünner, schwarzer Faden aus der dichten, ihn erstickenden weißen Hülle hervorragte. Man hatte die Thüren geschlossen, die Scheiben hochgezogen. Stumm und bewegungslos stand er wie todt da. Noch immer fiel der Schnee mit einer stummen Hartnäckigkeit und hüllte ihn langsam und sicher ein.

Die dreihundert Meter wurden nicht ohne Mühe zurückgelegt: in der Schlucht namentlich sank man mehrfach bis zu den Achselhöhlen ein. Dann ging es über eine Anhöhe, die kleine Gesellschaft schritt im Gänsemarsch. Der Wind drohte sie herunterzuwerfen, und sie vermied sorgfältig die unter dem Schnee doppelt gefährlichen und trügerischen Kanten. Endlich war man zur Stelle, Flore brachte die Reisenden in der Küche unter; aber nicht Jedem konnte ein Sitz eingeräumt werden, denn wohl an zwanzig Menschen bewegten sich in dem ziemlich geräumigen Gemach. Erfindungsreich holte sie Bretter herbei und formte mit Hilfe der Stühle schnell zwei Bänke zurecht. Einige Handvoll Holz warf sie auf das Feuer, dann machte sie eine Bewegung, die ausdrücken sollte, daß sie nun alles gethan habe, was sie habe thun können. Sie hatte bei alledem kein Wort gesprochen, mit ihren grünlich schimmernden, weit geöffneten Augen und der kühnen Miene einer riesigen Wilden sah sie auf diese ihr fremde Welt. Alle erschraken bei dem Gedanken, in dieser Einöde gefangen zu sitzen: wie sollte man es anfangen, hier zu essen und zu schlafen! Flore hörte ihnen unbeweglich zu. Sie war dem Blick Séverine's begegnet, die auf dem Stuhle vor dem Herde saß; sie winkte ihr in das nebenan gelegene Zimmer. „Mutter,“ so meldete sie Séverine an, „hier ist Frau Roubaud . . . Hast Du ihr etwas zu sagen?“

Phasie lag mit gelbem Gesicht und geschwollenen Beinen im Bett, seit vierzehn

Tagen schon war sie so krank, daß sie nicht mehr aufstehen konnte. In dem ärmlichen Zimmer, dessen gußeiserner Ofen eine fürchterliche Hitze ausstrahlte, verbrachte sie die Zeit damit, ihre fixe Idee in ihrem Kopfe hin- und herzuwälzen. Sie hatte keine andere Zerstreuung als das Dröhnen der mit voller Kraft vorübersausenden Eilzüge. „Ah, Frau Roubaud," murmelte sie, „gut, gut!"

Flore erzählte ihr von dem Unfall und von der Menge Menschen, die sich im Nebenzimmer befand. Aber alles das rührte sie nicht. „Gut, gut," wiederholte sie mit derselben müden Stimme.

„So setzen Sie sich doch, Frau Roubaud," bat Flore. „Hier ist es etwas besser als nebenan. Ich weiß nicht, woher wir das viele Brod für alle diese Leute nehmen sollen. Aber wenn Sie Hunger haben, für Sie ist immer ein Bissen da." Sie hatte ihr einen Stuhl hingeschoben und zeigte sich fortwährend aufmerksam gegen sie; sie bemühte sich sichtbar, ihre natürliche Schroffheit zu mildern. Aber ihre Augen folgten der jungen Frau, als wollten sie in ihr lesen und sich Gewißheit verschaffen über eine Frage, die sie sich schon seit einiger Zeit vorlegte. Und unter diesem Zwange fühlte sie das Bedürfniß, um Séverine herum zu sein, ihr in das Gesicht zu blicken, sie zu berühren, um endlich klar zu sehen.

Séverine dankte ihr und nahm neben dem Ofen Platz. Sie zog es in der That vor, mit dieser Kranken allein in einem Zimmer zu bleiben, denn hier, so hoffte sie, würde Jacques sich ihr am bequemsten nähern können. Zwei Stunden verstrichen, die große Hitze überwältigte sie, sie schlief ein. Plötzlich riß Flore die Thür auf und sagte mit ihrer rauhen Stimme: „Tritt hier ein, hier ist sie!"

Es war Jacques, der sich von der Arbeit weggestohlen hatte, um gute Nachrichten zu bringen. Der nach Barentin geschickte Schaffner hatte dreißig Soldaten mitgebracht; sie alle waren mit Beilen und Schaufeln fleißig bei der Arbeit. Aber es würde noch lange dauern, vielleicht bis in die Nacht. „Es geht Ihnen jedenfalls nicht zu schlecht, also haben Sie Geduld," setzte er hinzu. „Nicht wahr, Tante Phasie, Sie werden Frau Roubaud nicht verhungern lassen?"

Phasie hatte sich beim Anblick ihres großen Jungen, wie sie ihn nannte, mühsam aufgerichtet und sah ihn an, sie hörte ihn lebhaft und glücklich plaudern. Als er sich ihrem Bett näherte, meinte sie: „Ganz gewiß, ganz gewiß! O, da bist Du ja, mein großer Junge, Dich also hat der Schnee festgehalten . . . Und das sagt mir dieses Thier nicht!" Sie wandte sich mit den letzten Worten an ihre Tochter. „Sei wenigstens höflich, bleibe bei den fremden Damen und Herren, beschäftige Dich mit ihnen ein wenig, damit sie der Verwaltung nicht erzählen, daß wir wie die Wilden sind."

Flore hatte sich zwischen Séverine und Jacques aufgepflanzt. Einen Augenblick schien sie zu zögern und überlegte, ob sie nicht dem Befehl ihrer Mutter zum Trotz hier bleiben sollte. Aber sie sagte sich, daß sie doch nichts sehen, daß die Gegenwart der Mutter jene fesseln würde! Und so ging sie ohne ein Wort zu erwidern fort, nachdem sie Beiden noch einen langen Blick zugeworfen.

„Sie müssen im Bett liegen, Tante Phasie," fragte Jacques mit bekümmerter Miene, „ist die Krankheit schlimmer geworden?"

Sie zog ihn an sich, sie nöthigte ihn, sich auf den Rand des Bettes zu setzen, und ohne weitere Rücksicht auf die Gegenwart der jungen Frau, beichtete sie ihm so leise sie konnte.

„Ja, ja, sehr schlimm, es ist ein wahres Wunder, daß Du mich noch am Leben findest . . . Ich wollte Dir nicht schreiben, weil solche Dinge sich nicht so leicht beschreiben lassen . . . Beinahe war es mit mir schon vorbei, jetzt geht es wieder etwas besser, und ich glaube, daß ich dieses Mal noch davonkommen werde."

Er sah sie prüfend an; ihn erschreckte der Fortschritt der Krankheit, und er fand an ihr in der That nicht eine Spur ihrer einstigen Schönheit wieder.

„Also noch immer Krämpfe und Schwindel, arme Tante Phasie?"

Doch sie drückte ihm die Hand, daß sie ihm schmerzte und fuhr mit noch leiserer Stimme fort:

„Denke Dir, ich habe ihn überrascht . . . Du weißt, ich trank und aß nur von dem, was er selbst nahm, und trotzdem fühlte ich Abend für Abend das Brennen im Magen . . . Hat er mir doch richtig Gift in das Salz gemischt! Eines Abends habe ich es gesehen . . . Und ich habe Salz in Menge genommen, um alles zu reinigen . . . Wer hätte das wohl geglaubt? Solch eine Mißgeburt, solch ein Fetzen von Mann, den man in die Tasche stecken kann, bringt mit seinen Rattenzähnen schließlich noch solche große Frauen wie mich um, wenn man ihm den Willen ließe!"

Sie zuckte wieder zusammen, und ihr Athem ging schwer.

Plötzlich begann sie unter der Bettdecke heftig zu zittern. „Er ist da", flüsterte sie. „Ich fühle es sofort, wenn er kommt." Und wirklich, einige Sekunden später trat Misard in die Stube.

Sie war bleich geworden, eine Beute des unfreiwilligen Schreckens, den Riesen vor nagenden Insecten empfinden. Misard, welcher gleich beim Eintritt sie und Jacques mit einem aufleuchtenden Blick gestreift hatte, schien gleich darauf garnicht zu bemerken, daß sie Seite an Seite saßen. Mit demüthigen Blicken, den Mund eingekniffen und mit dem Ausdruck eines gehorsamen Knechtes erschöpfte er sich vor Séverine in Höflichkeiten.

Durch das Kommen Misards war die Thür offen geblieben, und Tante Phasie konnte von ihrem Bett auch in das Nebenzimmer sehen. Das war also diese Welt, die sie wie einen Blitz schon seit einem Jahre an sich vorüberfliegen sah, wenn sie ihr Bett mit dem Stuhl vertauschte. Nur höchst selten hatte sie bis zur Thür gehen können, für gewöhnlich war sie Tag und Nacht mutterseelenallein an das Zimmer gefesselt, und ihre an das Fenster gebannten Augen hatten keine andre Zerstreuung, als das Vorüberjagen der Züge. Sie hatte sich immer über die Wolfsschlucht beklagt, in die Niemand zu Besuch kam. Jetzt war mit einem Male ein ganzer Trupp aus dem unbekannten Lande angekommen. War es wohl zu glauben, daß kein Einziger dieser eiligen Leute eine Ahnung von dem Gift hatte, das man ihr in das Salz gethan? Diese Raffinirtheit drückte ihr das Herz ab. Sie fragte sich, ob Gott solch eine naseweise Verschmitztheit zulassen könne, ohne daß Jemand es bemerkte. Menschen genug zogen an ihr vorüber, tausende und abertausende. Aber alles das galoppirte davon, kein einziger würde geglaubt haben, daß man in diesem niedrigen Hause nach Belieben, ohne jeden Lärm, einen Menschen tödtete. Und Tante Phasie sah einen nach dem andern von diesen aus dem Monde gefallenen Menschen an, sie meinte, daß es kein Wunder sei, an unsauberen Dingen vorüberzugehen und nichts wissen zu können, wenn man es so eilig hat.

„Kommt Ihr mit zurück?" fragte Misard Jacques.

„Ja," erwiderte dieser, „ich folge Euch sofort."

Misard ging und schloß die Thür. Phasie hatte die Hand des jungen Mannes ergriffen und sagte ihm in das Ohr: „Sollte ich zusammenbrechen, dann sieh Dir sein Gesicht an, wenn er nichts findet . . . Das freut mich, wenn ich daran denke, deßhalb werde ich auch zufrieden von dannen gehen."

„Das Geld soll also für immer verloren sein, Tante Phasie? Sie werden es auch nicht Ihrer Tochter vermachen?"

„Flore? Damit er es ihr fortnimmt? O nein! . . . Nicht einmal Dir, mein großer Junge, weil auch Du zu dumm bist: er würde doch immer einen Theil von Dir erhalten . . . Nein, Niemandem, außer der Erde, in der es ruht!"

Sie war außer Athem. Jacques bettete sie wieder hin, beruhigte sie, umarmte

sie und versprach, bald wieder zu kommen. Als sie einzuschlummern schien, trat er hinter Séverine, die wieder am Ofen saß. Er legte lächelnd einen Finger an den Mund, als Mahnung, vorsichtig zu sein. Dann bog er lautlos und zärtlich ihren Kopf nach hinten, bot ihr seine Lippen, beugte sich über sie und schloß ihr mit einem tiefen, verstohlenen Kuß ihren Mund. Ihre Augen hatten sich geschlossen, sie saugten begierig des Andern Athem ein. Doch als sie die Augen wieder, noch wie betäubt, aufschlug, stand Flore, die die Thür leise geöffnet hatte, hinter ihnen und fragte mit rauher Stimme: „Bedürfen Sie etwas, Frau Roubaud?“

„Nein, nein, ich danke,“ stotterte Séverine verwirrt und verlegen.

Jacques blickte Flore einen Augenblick mit flammenden Blicken an. Er zögerte, seine Lippen zitterten, als wollte er sprechen. Dann ging er mit einer Wuthgeberde. Heftig fiel hinter ihm die Thür ins Schloß.

Flore, mit ihrer hohen Büste einer kriegerischen Jungfrau und ihrer blonden, schweren Haarkrone, rührte sich nicht. Ihr Argwohn hatte sie also nicht getäuscht: diese schmächtige Person, dieses Nichts von Frau, hatte er sich erwählt. Noch immer peinigte sie der Gedanke, sich ihm in jener Nacht versagt zu haben. Sie hätte aufschluchzen mögen. Eine fürchterliche Wuth gegen dieses so zarte, verlegene Geschöpf stieg in ihr auf. Wie einen Vogel hätte sie jene mit ihren harten, kampfbereiten Armen erdrücken können. Von Eifersucht gequält, vom Zorn übermannt, raffte sie hastig, mit den Gebärden einer Wilden, die Ueberbleibsel von Brot und Birnen zusammen und sagte: „Da Madame genug haben, kann ich dies ja den Andern geben.“

Es schlug drei, es schlug vier Uhr. Die Zeit schleppte sich hin, das Gefühl der Abspannung und der Verlegenheit wuchs. Die Nacht senkte sich bleich auf die weiße, wüste Landschaft nieder. Auf dem Bahndamm nahte sich inzwischen die Schaufelei ihrem Ende. Die Soldaten hatten die Lokomotive frei gemacht und reinigten jetzt die Geleise vor ihr, der Lokomotivführer und Heizer konnten sich wieder auf ihren Posten begeben.

Jacques faßte wieder Vertrauen, als er den Schnee nicht mehr fallen sah. Der Zugführer kam mit Jacques überein, daß man versuchen wolle, weiterzufahren. Pecqueux aber, der auf dem Geleise kauerte, rief den Lokomotivführer herbei: „Sehen Sie doch mal nach, der eine Cylinder hat etwas abbekommen.“

Jacques trat näher und bückte sich. Man bemerkte einen Riß auf dem Kolbenmantel, auch schien der Schaft etwas verbogen. Eine andere Verletzung war nicht zu entdecken, was Jacques sehr beruhigte. Möglicher Weise waren noch innere Verletzungen da, denn nichts ist empfindlicher, als der innere Mechanismus, das Herz, die lebendige Seele einer Lokomotive. Er stieg auf die Plattform, pfiff, öffnete den Regulator, um das Athmen der Lison zu beobachten. Lange dauerte es, bis sie zu neuem Leben erwachte, wie eine Person, die einen schweren Fall gethan hat und ihre Glieder noch nicht wieder fühlt. Endlich entrang sich ihr ein schwerer Seufzer, und noch wie betäubt und schwerfällig, ließ sie ihre Räder einige Umdrehungen machen. Es ging, er konnte die Fahrt wagen. Aber er schüttelte trotzdem den Kopf. Er, der sie so genau kannte, fand sie unter seiner Hand so merkwürdig verändert, sie schien gealtert zu sein und einen tödtlichen Stoß erhalten zu haben. Dieser Schnee mit seiner fürchterlichen Kälte hatte ihr Herz gepackt.

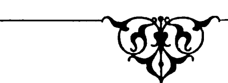
Abermals pfiff Jacques. Die beiden Schaffner standen auf ihrem Posten Sanft glitt der Zug aus der Schlucht zwischen den Soldaten hindurch, die sich mit ihren Schaufeln links und rechts an der Böschung aufgestellt hatten. Dann hielt er vor dem Bahnwärterhäuschen, um die Passagiere aufzunehmen.

Flore stand an der Thür. Misard aber war eifrig dabei, die blanken Geldstücke von den Damen und Herren einzusammeln. Endlich winkte die Befreiung! Aber man hatte zu lange warten müssen und litt furchtbar durch die Kälte, den

Hunger und die Erschöpfung. Man hätte meinen können, man wohne der Einschiffung einer versprengten, auf der Flucht sich drängenden und vorwärts hastenden Truppe im Kothe des zerstampften Schnees bei. Hinter ihrem Kammerfenster erschien auf einen Augenblick Tante Phasie, die Neugier hatte sie aus ihrem Bett getrieben; auch sie wollte das mitansehen. Ihre großen, ausgeblaßten kranken Augen starrten auf diese fremden Menschen, diese Reisenden der Welt auf Rädern, die sie nie wiedersehen sollte; denn vom Sturmwind waren sie herbeigeführt und mit dem Sturmwind zogen sie von dannen.

Séverine trat als die letzte aus dem Hause. Sie wandte den Kopf und lächelte Jacques zu, der sich weit vorbeugte, um ihr bis zu ihrem Coupé folgen zu können. Flore hatte auf sie gewartet und zitterte vor Wuth über diese ruhige Zärtlichkeit. Der Zugführer gab das Zeichen, die Lison antwortete mit einem kreischenden Pfiff, und Jacques fuhr davon, diesmal ohne Aufenthalt bis Rouen. Es war gerade sechs Uhr, die Dunkelheit sank vollends vom schwarzen Himmel auf die weiße Landschaft hernieder, aber ein bleicher, unendlich trostloser Schimmer blieb über der Erde lagern und erhellte die fürchterliche Oede dieses unwirthlichen Geländes. Und in diesem fahlen Lichte machte das Landhaus von la Croix-de-Maufras als einziger schwarzer Punkt in all diesem Schnee mit seiner Aufschrift: „Zu verkaufen!“ und seiner geschlossenen Fassade einen wüsteren Eindruck, als je zuvor.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 6. Berlin, den 12. März 1890. I. Jahrgang.

Prüderie.

Von Johannes Schlaf.

Wir Deutschen sind zwar neuerdings in der Bildhauerkunst etwas zurückgeblieben; es aber doch ist vor Kurzem gerade bei uns eine wunderbare Porträtstatue geformt worden. Es ist das Bild eines Menschen mit großem, weltklugem Auge, der aber auch frei und heiter beim Nächsten verweilt, das Bild einer in ihren Trieben gesunden, einer gefestigten, reifen Natur. Das Bild eines Wesens, verfeinert, complicirt in seinen Instinkten und inneren Kräften, modern und doch eines griechischen Namens würdig, den der Künstler ihm beigelegt. Diese Statue ist der „dionysische Mensch" Friedrich Nietzsche's. Unter einem wunderlich blumigen Arabeskengewinde von Akanthus, Rosen, Dorngerank und üppigen Räthselblumen, bisher noch unbekannt, geheimnißvoll in Farbe und Duft, anziehend den Ahnenden, wehrend dem Stumpfen, hat der Künstler ihre weißleuchtende, göttliche Nacktheit verborgen. Wer sich aber zu ihr durchfindet, dem schlägt das Herz höher. — Ist sie eine Wunschgestalt? Ist es eine Ahnung von dem Menschen, der da kommen soll? Ein Selbstporträt ist sie jedenfalls nicht. Friedrich Nietzsche war kein dionysischer Mensch. Sein Geschick beweist es. Auch ist es kaum das Porträt eines Zeitgenossen. Wer fühlt das nicht von uns, wenn er Angesicht zu Angesicht diesem Bildniß gegenübersteht?

Denn um uns steht es ziemlich verzweifelt. Wir können uns durchaus nicht der schönen Freiheit und Gesundheit des Wesens rühmen, das Friedrich Nietzsche ahnte. Dazu sind wir viel zu prüde.

Die Prüderie ist unsere Haupt- und Cardinalkunst. Aber sie ist eine Kunst der Schwachen. Sie riecht bedenklich nach der Krankenstube und Arzenei. Sie ist eine gegenseitige Uebereinkunft, Rücksicht zu nehmen auf die kranken Nerven und Instinkte oder den geistigen Nachmittagsschlaf seines liebsten Nächsten; die Kunst der Prüderie — das ist die Kunst der Sprödigkeit, der falschen Scham oder, wenn man will, der Schamlosigkeit . . .

Es giebt ein herrliches Wort, eine goldene Regel für geistige und körperliche Diät und sie heißt: Naturae convenienter vivere. Es ist darin die höchste, sittliche Vorschrift und die innigste, religiöse Pietät: Ehrfurcht und Achtung vor den Gesetzen, denen unser Leben unterworfen ist. Es ist zugleich die höchste und schönste Lebenskunst. Wer danach handelt und lebt, bei dem nehmen wir Sicherheit der Instinkte wahr, Zielbewußtheit der inneren Lebenskräfte und jede Art von Gesundheit.

Man findet heute vielleicht dieses Wort frivol, frevelhaft, unmoralisch. Aber Kranke und Schwache haben eine andere Moral, und für Kranke und Schwächlinge ist dieses Wort, sofern sie den Versuch machen, der gesunden Natur gemäß zu leben, allerdings gefährlich. Man muß ein sehr gesund und normal functionirendes Triebleben haben, um die Krisen vertragen zu können, in denen unsere Kräfte, die von Natur ins Unendliche streben, sich rangiren und wieder ins Gleichgewicht bringen, die Augenblicke, wo die Natur selbst sich in geistigen und körperlichen Dingen zuruft: „Nicht zu weit!" Diese Trieb- und Instinktsicherheit, dieses Gleichgewicht der Natur, die sich immer zu erhalten und wo sie Einbuße an Kraft erlitten hat, zu ergänzen strebt, hat für den geistigen und körperlichen Schwächling etwas beängstigend Robustes, rücksichtslos Dahinstürmendes, das seine schwachen Nerven, sein stumpfer, ängstlicher Sinn roh und rücksichtslos finden, das sein Daseinsgefühl, wenn nicht vernichtet, so doch niederdrückt.

Aber die Natur läßt so leicht nichts umkommen. Der Käfer legt sich auf den Rücken und stellt sich todt, wenn er bedroht wird; der Wurm krümmt sich, die Schnecke zieht sich in ihr Haus zurück, der Fuchs — nun, der Fuchs nennt die Trauben sauer, die er nicht erreichen kann, und der Schwächling, der Mensch mit kranken oder stumpfen Sinnen, verschanzt sich hinter die Prüderie.

Das alles will verstanden und gewürdigt sein, und es verdient um so mehr Berücksichtigung, als die Prüden, die Schwächlinge zu Zeiten den Gesunden das Leben sauer genug und eine ganze Gesellschaft zu einem Hospital machen können.

Mit einer eigenartig verbissenen Wuth, einem unversöhnlichen Haß, oder mit einer glotzäugigen, stupiden Panik wird das videant consules! ausposaunt, der Naturbursche als catilinarische Existenz gebrandmarkt und ihm ein hartnäckiger, unversöhnlicher Krieg erklärt.

Und mit welch raffinirter Kunst weiß man ihm beizukommen, ihn zahm zu machen, ihn „klein zu kriegen"! Mit Gesetzen, Regeln und Convenienzen wird er seit frühester Jugend, sobald sich der alte Adam nur irgend zu regen beginnt, wie mit heimlichen Fußangeln umstellt.

Der Mensch ist böse von Jugend auf, sagen die Kranken und Prüden. Und alles Böse liegt im Eigenwillen. Deshalb wäre es ja verfehlt, wenn man den jungen Naturmenschen in Allem seinen Willen ließe und sich einfach darauf beschränkte, ihm jene Krisen, in denen er sein Lehrgeld bezahlt, zu erleichtern. Man hält es vielmehr für angebracht, ihm von vornherein die Daumenschrauben einer längst approbirten Moral anzulegen und seinen eigenwilligen Geist vermittelst der Zwangsjacke der lateinischen und griechischen Grammatik zurechtzurenken. Und diese fürsorglichen Bemühungen setzt man so lange fort, bis man ihn zu dem herandressirt hat, was man unter dem famosen Begriff des anständigen jungen Mannes faßt, der nach wohlbestandenen Examina, mit sämmtlichen gesellschaftlichen Patenten versehen, im Doctorhut oder Salonfrack sich präsentirt und aufgenommen wird in die „gute Gesellschaft", als „Stütze und geistiger Führer des Volkes", „Hort und Wahrer der Tugend" und anderer „heiligster Güter des Menschengeschlechts", als Abgott sämmtlicher Backfische und als Streitobject versorgungswüthiger Mütter, kurz als ein Mensch, dessen geistiger Horizont gerade so weit geht, wie der seiner meist kurzsichtigen Augen.

Die gute Gesellschaft und der Salon ist ja nun an sich etwas sehr Schätzens-

werthes. Immer wieder und wieder, trotz verschiedener Wandlungen im Laufe der Geschichte, sind beide von Bedeutung. Wie oft ist der Salon der glänzende Hof und Sammelpunkt der Intelligenz, der Kunst, eines geistig freien und regsamen Lebens gewesen und wie oft ist es, hier gepflegt, zu herrlichster Blüthe gediehen! Wie oft ist Geschichte, wie oft sind Geschicke hier gemacht worden!! Niemals aber war in solchen Perioden der Salon der Hof der Prüderie, der Heuchelei, der geistigen und sittlichen Unfreiheit und Verlogenheit und also der Schamlosigkeit. Niemals wurde in solchen Perioden mit dem Weibe ein Complimentenkult getrieben und es doch zugleich herabgezogen, entwürdigt, mißachtet. In den athenienſischen „Salons", in denen der Renaissance und der französischen Blüthezeit, in den Weimaraner Kreisen war eine Redefreiheit, eine frohe, naiv-natürliche Lebensfreudigkeit und geistige Beweglichkeit, die eine nervenschwache, prüde und doch raffinirte, realistischere Generation nicht mehr versteht und die sie verurtheilt.

Denn im Verurtheilen ist man frisch und munter. Keinen unerbittlicheren Gerichtshof giebt es, als die gute Gesellschaft Allem gegenüber, das sich nicht unter ihre Convenienzen beugt, das nicht ihre leeren Complimente und Maskeraden, ihre Sentimentalitäten, ihre kleinen Bosheiten und ihre Japonerieen mitmacht! Wehe dem, der so roh ist, einen Ueberschuß an Kräften und Freimuth zu haben und ihn seinen Nächsten zu Gute kommen zu lassen! Wehe dem, der es nicht über sich gewinnt, jedes Wort und jede freie Meinung zu castriren und mit einem Feigenblatt zu bedecken! Allerdings, Alles hat ja seine Berechtigung auch für die Gesellschaft: aber es muß in gefälliger Verhüllung durch das verschwiegene Hinterpförtchen der Zweideutigkeit kommen. Wer aber aus seinem Herzen keine Mördergrube machen, wer aus dem Vollen heraus leben will: der wird in Acht und Bann gethan, und kein größeres Verbrechen giebt es, als die Naivetät. Geistreich, schlau, groß in Kleinigkeiten sein, in Alledem, was die schwachen Nerven kitzelt und schont zugleich: das ist die Tugend, die Kunst der Prüderie.

Einen wahren Horror hat man gegen Alles, was eine ursprüngliche oder ernste Miene zeigt. Wie das Feuer scheut und meidet man Alles, wo Elementarkräfte der menschlichen Seele in Conflicten sich ausgleichen und Einen in Conflicte hineinziehen. Wo es Conflicte giebt, da wird nicht gefackelt, da ist kein Raum für geistreichelnde Spielerei und hergebrachte Alltagsklugheit: da geht es plump-menschlich, zuweilen auch bestialisch zu, da riecht es nach Natur und nicht nach Parfums. Da werden Tiefen aufgewühlt, die so unheimlich räthselhaft sind, da wird man in den Widerstreit der Leidenschaften hineingezogen, da verlaufen die Dinge nicht zierlich, reinlich und discret. Da gehen alle niedlichen Kleinigkeiten, alle Convenienzen und aller bequemer Urväterhausrath schmählich in die Brüche. La bête humaine, die hinter dem sicheren Eisengitter conventioneller Tugenden oder Lügen so schön zahm, so angenehm geschwächt, die auf so niedliche Mätzchen dressirt war, apportirte, durch den Reifen sprang und zierlich zarte Hände leckte, so daß man ihr „kleine Unarten" gern übersah und sie sogar liebenswürdig und interessant finden konnte — die Bestie im Menschen zeigt sich auf einmal in ihrer natürlichen Wildheit.

Derartige Eventualitäten, bei denen gewöhnlich alte Welten bequemer Schablonen und Ueberlieferungen schmählich zertrümmern, muß man zu vermeiden suchen und sorgen, daß die Bäume nicht den Himmel einstoßen. Und wie herrlich sorgt man dafür! Wie raffinirt versteht man es, unseren Naturburschen zurechtzustutzen, bis er sich als graziöser Salonlöwe mitten zwischen all den Nichtigkeiten der guten Gesellschaft zu bewegen weiß, bis sich seine ungeschickten Ellenbogen gewöhnt haben, die Nippes auf den Consolen in Ruhe zu lassen, bis er gleichfalls ein Virtuos in der Kunst der Bemäntelung und artigen Zweideutigkeit ist, bis er den Katechismus des guten Tons im Kopfe hat, dessen Kardinalsatz es ist: nie eine Dummheit zu machen, nie sich zu compromittiren und vor Allem den Anstand zu wahren.

Wie steht es aber mit den ewig Ungeschickten, wie sieht es mit denen aus, welchen das alles nie in den harten Kopf will?

Nun, da giebt es mancherlei Arten. Alle aber sind krank und unfrei, denn es ist gefährlich in einer allgemeinen Culturkrüppelei zu leben. Alle haben etwas Gemeinsames: da sie sich nach Außen hin nicht frei bethätigen können, werden sie in sich selbst zurückgedrängt. Man ist sich selbst aber immer ein gefährlicher, auf die Dauer zum Mindesten ein langweiliger Gesellschafter. Da man nun mit seinem lieben Nächsten, den man so nöthig hat, nach Lage der Verhältnisse nicht compromittiren kann, so behelligt man ihn wenigstens und rächt sich an ihm mit Cynismen, wo man ihn lieben, sich ihm mit einem vollen, warmen Herzen mittheilen und ihm geben, immer und immer wieder geben möchte. Das sind die Kräftigen, die Männlichen, die sich stark zu machen suchen. Wie viel solcher Cyniker, Satiriker, Polterer und Skeptiker laufen unter uns herum, die stets auf der Hut sind ihr warmes Herz nicht zu verrathen, die ängstlich beflissen sind ihre Perlen vor den Säuen zu wahren und oft im Stillen, ohne daß sie sich's eingestehen wollen, so herzlich unglücklich, unmäßig in Genuß und Arbeit und ohne Gleichgewicht sind.

Dann sind da die Objectiven, welche die Aerzte der kranken, prüden Zeit sein wollen, die Analytiker und Experimentatoren. Sie sehen sehr gesund und unbefangen aus, ohne es zu sein: denn sie sind nicht naiv, sie haben Absichten, und da sie zwischen sich und der Welt ein Gleichgewicht herzustellen suchen, besitzen sie es nicht. Dann sind da ferner die Subjektiven, die sich selbst zerwühlen, die unheimlichen Zergliederer und Zerfaserer der Menschennatur. Was für einen diabolischen Scharfblick haben sie heute! —

Dann haben wir noch die, welche sich in die stolze Einsamkeit der hohen Berge zurückziehen und sich selbst zum Troste dionysische Menschen schaffen. Aber die Einsamkeit ist gefährlich, und es kommt vor, daß die, welche nicht ganz stark sind, im Wahnsinn zusammenbrechen . . .

Alle haben sie eine Angst sich wegzuwerfen, sich mit ihrem Herzen zu prostituiren, und doch wäre es vielleicht das Beste, wenn einige den Muth dazu fänden und ein Ende machten mit dem gegenseitigen Mißtrauen, dem gegenseitigen Maskiren und der gegenseitigen Mißachtung?

Wo ist der versöhnende Erlöser der Zukunft? Der Vollstrecker des dritten Testaments? Es wird ihm heute wohl schwer, in die Höhe zu kommen . . .

Der „goldne Baum des Lebens“ grünt und grünt, unsrer Generation, wie allen: aber wo sind die Unbefangenen, die seine Früchte ohne bittren Beigeschmack genießen können, die die große Kunst verstehen, zu leben? Wo ist Leiden sans phrase und Genuß ohne Bitterkeit?

Man fängt an und hat angefangen, das Evangelium der Wahrheit um jeden Preis zu verkünden. Das ist gut und gut ist auch ein Wahrspruch: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.

Wir wollen ohne Falsch sein wie die Tauben und sehen, ob das zugleich die Schlangenklugheit ist, mit der wir erreichen, was Noth thut. —



Die neue Kunst und die neue Regierung.[1]

Von Arno Holz.

Wenn auf einen alten Thron ein junger Herrscher steigt, so beginnt, sagt man, eine neue Aera. Hoffnungen, die längst welk geworden, werden wieder blühend, Wünsche, die längst schlafen gegangen waren, erwachen wieder, die alten bösen Träume der letzten Nacht scheinen wie verweht vor der aufgehenden Sonne.

Ein millionenkehliger Jubel begrüßt sie!

Kopf an Kopf steht die Menge da und betrachtet gläubig das Wunder. Herzen schlagen, Augen füllen sich mit Thränen, Hände falten sich: wie warm, wie golden, wie schön! Und erst alle die Ahnungen, die heimlichen Ahnungen! Ihre Strahlen brennen sie uns in die Seele, und wir sind zu schwach, wir fühlen uns zu klein vor all der Herrlichkeit, zu erbärmlich, um ihre Verheißungen nicht in uns aufgehen zu lassen. Die letzten Kreuze scheinen gebrochen, die letzten Schierlingsbecher geleert, die Zeiten sich erfüllt zu haben. Bis plötzlich die schöne Scheibe sich wieder verfinstert, der Himmel wieder aschgrau wie vordem über uns hängt, und ein ehrlicher Platzregen uns sackgrob nach Hause schickt; nach Hause zu Muttern, wo auf dem Herde schon die Knödel brodeln und in der Ecke hinterm Sopha die lange Pfeife ihre bunten Troddeln hängen läßt.

Das geschieht freilich nicht immer so, aber doch oft. . . .

Auch bei uns ist vor Kurzem auf einen alten Thron ein junger Herrscher gestiegen, und auch bei uns hofft man nun auf eine n e u e Aera!

Wird sie eintreten? Wird der Tag, an dessen Morgen wir stehn, ein sonniger werden? Die Einen, die ihrer viele sind, prophezeihen es, die Andern, die ihrer wenige sind, schweigen und runzeln die Stirnen. Thatsache ist es, daß wir das rothe Rund noch unversehrt am Himmel sehn, und die ersten Tropfen noch niemand auf die Nase gefallen sind. Also: Qui vivra, verra!

Unter den Hoffnungen aber, die unterdeß laut geworden, unter den Ahnungen, die sich geregt haben, interessirt uns hier vornehmlich eine. Nämlich jene, die von der neuen Regierung auch eine neue Kunst hofft.

Eine neue Kunst! Wer hoffte sie nicht?! Aber von der Regierung?

Ja, von der Regierung! Es sind Leute unter uns aufgestanden, sonderbare Schwärmer, Käuze, Broschürenschreiber, die sich lärmend an sie herandrängen und von ihr die Verwirklichung unserer Ideale fordern. Unserer? Nein, ihrer! Denn das Leitmotiv, das durch alle ihre Litaneien klingt, ist uns tief zuwider. Es riecht uns nach Fäulniß und Decadence und ist antimodern bis in seine letzte Note. Es lautet: unterstützt uns, unterstützt uns, unterstützt uns!

Gottseidank ist die Gruppe, die nach dieser Ehre geizt, eine kleine. Aber sie weiß, daß sie Ellenbogen hat, und kennt keine Rücksichten auf ihre Lunge. Ihre Geschosse gleichen den Stinktöpfen der chinesischen Seeräuber und die Frackschöße ihrer Mitbrüder sind ihr nicht heilig. Ihre Fanfaronnaden könnten im Publikum

---

[1] Der Herausgeber der „Freien Bühne" hält es nicht für seine Aufgabe, Anschauungen, welche der seinigen widersprechen, von dieser Zeitschrift ohne Weiteres fernzuhalten. Er will eine „Freie Bühne" auch in dem Sinne aufgeschlagen haben, daß er eigenartigen Meinungen zum Worte hilft, welche mit der Kraft einer selbständigen Ueberzeugung, in schriftstellerischer Form, ausgesprochen werden. Vorausgesetzt natürlich, daß sie geeignet sind, auf ein allgemeines Interesse zu stoßen. Aus der Veröffentlichung eines Aufsatzes, wie des vorliegenden, bittet der Herausgeber also nicht folgern zu wollen, daß sich diese Zeitschrift mit dem Inhalte identificirt: er trägt die gesetzliche Verantwortung, aber die geistige bleibt dem Autor überlassen. Diese Bitte sei hiermit ein für allemal ausgesprochen.

leicht die Meinung aufkommen lassen, als repräsentire sie die gesammte Phalanx; oder doch zum Mindesten die „junge Generation“.

Nun, wir gehören auch zu dieser, und wir finden keinen Ausdruck zu scharf, keine Wendung zu energisch, um gegen eine derartige Auffassung Front zu machen! Was wir von der Regierung verlangen und auch wohl mit gutem Gewissen verlangen dürfen, ist nicht, daß sie uns unterstützt, ist nicht, daß sie uns Almosen in den Schoß wirft, sondern, daß sie uns einfach unser Recht zukommen läßt. Nichts weiter. Unser Recht, das in Litteraturconventionen besteht, die uns bis heute in der unverantwortlichsten Weise vorenthalten wurden, unser Recht, dem das derzeitige Preßgesetz, dessen einzelne Paragraphen ja oft noch geradezu ans Vorsintfluthliche grenzen, nicht gemäß ist, unser Recht, unsere Bilder in die Ausstellungen zu hängen, auch wenn ein hochlöblicher Senat sie nicht nach seiner Schablone findet, und schließlich unser Recht, die Gesammtheit unseres Volkes, und nicht wie bisher die büreaukratische Willkür Einzelner, auch über unsere Bücher, Stücke und Statuen entscheiden zu lassen. Mit einem Wort: wir wollen das alte Gängelband, an dem die Regierung die Kunst noch immer hält, nicht noch fester geschnürt wissen, sondern im Gegentheil gelockert. Gelockert, und wenn möglich, ganz zerschnitten. Wir sehnen uns endlich danach, endlich auf unseren Beinen zu stehn!

Angesichts dieser Entschiedenheit, mit der wir, durch die Thatsachen dazu gezwungen, unseren Forderungen zum Ausdruck verhelfen müssen, halten wir es nicht für überflüssig, zu betonen, daß wir keineswegs ungezogen genug sind, um etwa vorhandenen, wohlmeinenden Absichten der Regierung doctrinär den Rücken zu drehn. Aber auch die wohlmeinendsten Absichten können eben anstatt Heil nur Unheil anrichten, wenn sie sich anschicken, mit derben Fingern in jenen geheimnißvollen, trillionenädrigen Organismus zu greifen, den ein altes, ehrliches Wort so schön den „natürlichen Verlauf der Dinge“ nennt. Und dieser und niemand anders ist es, der die Gesunden siegen läßt über die Kranken, die Großen über die Kleinen und die Starken über die Schwachen. Das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl herrscht unerbittlich auch in der Kunst. „Les faibles meurent les reins cassés, c'est la lois!“ Wem die Luft seiner Epoche den Athem benimmt, der thut uns nur einen Gefallen, wenn er an ihr erstickt. Die Kunst ist kein Spital für Asthmatische. Sie ist die große Welt der Gesunden, und wer fühlt, daß er auf Krücken und Lathwergen nicht verzichten darf, der mag nur immer hübsch daheim in seiner Ofenecke bleiben und auf die Musik Acht geben, die die Bratäpfel machen. Ihn in Watte verpackt in den Sonnenschein setzen, heißt an diesem den Gradrückigen nur die Freude verderben. . . . Wir haben oben schon ein Wort von Zola citirt, ist noch eins nöthig? Hier ist es: „L'idée d'un encouragement général fait sourire.“ Und hier gleich noch eins: „La liberté, voilà tout ce qu'un gouvernement nous peut donner.“ Und das sagt ein Franzose, also ein Mann, in dessen Gemeinwesen, wenn überhaupt irgendwo, die Theorie einer staatlichen Kunstunterstützung bereits Praxis geworden ist!

Man gebe sich doch keinen Illusionen hin! Man stelle sich doch die Tragikomödie nur einmal vor! Jenen Märtyrern soll also wirklich der Wille erfüllt werden, und Herr von Goßler, in dessen redlichste Gesinnungen wir selbstverständlich auch nicht das geringste Tüpfelchen von Zweifel setzen, eines schönen Tages, eine oder sagen wir auch zwei Millionen in der Tasche, an die berühmten „Unterstützungen“ gehn. Was sich dann ereignen würde, ist unschwer vorauszusehn. Die Tellerlecker würden antichambriren, und die anständigen Leute zu Hause bleiben. Die einzelnen Acte dieser rührenden „Familienkatastrophe“ anzudeuten, erlassen wir uns natürlich. Die ganze Farce würde schließen mit einem Bilde, das verdiente bengalisch beleuchtet zu werden, und als dessen Titel wir uns erlauben möchten schon heute in Vorschlag zu bringen: „Die Apotheose der Mittelmäßigkeit!“ Auf

Namen verzichten wir. Wir kämpfen nicht gegen Personen, sondern gegen Sachen. Die Personen als solche sind uns höchst gleichgültig. . . .

Man wende uns nicht ein, daß der Staat doch „alljährlich für die Kunst viel thut", und also auch wohl der Wunsch kein ganz so absurder sein kann, er möge „noch mehr für sie thun". Wer hat denn die Voraussetzung dieser Folgerung schon jemals bewiesen? Auf keinen Fall das Thatsachenmaterial! Denn das ist unhöflich genug, genau das Gegentheil zu beweisen! Nämlich, daß der Staat für die Kunst garnichts thun kann! Er kann höchstens etwas gegen sie thun! Und das thut er denn auch! Und zwar gründlich!

„Aber die Königlichen Museen", hören wir hier erstaunt ausrufen, „die Königlichen Theater, und dann, um Gottes Willen, der große Schillerpreis?"

Schön! Also zuerst die Museen. Niemand kann sie weniger für überflüssig halten, als gerade wir. Wir erkennen rückhaltlos an: sie sind eine Wohlthat; und sogar eine große. Ein Privatmann konnte sie uns nicht bauen, der Staat, der es gethan, hat sich in der That damit ein Verdienst erworben. Aber um die Kunst? Nicht im Mindesten! Nur um deren Wissenschaft! Ein Museum ist nichts weiter als ein Naturalienkabinet. Nur daß es dem Studium, statt ausgestopfter Reptilien, microscopischer Präparate und Versteinerungen aus der Tertiärzeit, griechische Marmorleiber, mit Farben bedeckte Leinwandfetzen und etruskische Vasen liefert. Nicht die Entwicklung der Kunst fördert es, sondern nur das Begreifen dieser Entwicklung. Ja, für diese selber kann sich eine allzu große Anzahl derartiger Institute sogar nur als hemmend erweisen. Sie drängen dem Laien, der sie häufig besucht, die inzwischen längst überholten Formen und Formeln der Vergangenheit, die sie so systematisch in einander geschachtelt haben, nur allzu leicht als unsterbliche Muster auf und pfropfen so sein Hirn, dessen Aufnahmefähigkeit ja nur eine begrenzte ist, derartig an mit „Gewesenem", daß „Seiendes" in ihm gar keinen Platz mehr findet. Wer seine ganze Jugend damit verbracht hat, in den Museen die alte Dünkelmalerei zu bewundern, wird in seinem Alter nur selten die genügende Elasticität besitzen, die neue Hellmalerei zu capiren. Nein, weit entfernt der Kunst zu nützen, ist der übertriebene Kult ihrer Vergangenheit, repräsentirt durch die Museen, vielmehr nur allzusehr dazu geeignet, ihr zu schaden. Verdienstlicher, als ihren Todten Hymnen zu leiern, ist es, ihren Lebenden keine Steine in den Weg zu legen. Und jedes Museum ist eine Sammlung von solchen. . . .

Kommen jetzt die Königlichen Theater an die Reihe! Daß ihr Zustand heute ein kläglicher ist, ist ein offenes Geheimniß. Weswegen? Etwa weil ihre Leiter Intendanten sind? Nicht Fachmänner, sondern Hofmänner? Kaum! Wir meinen, die Gründe liegen tiefer. Uns scheint, als paßte die ganze Hoftheaterwirthschaft einfach gar nicht mehr in unsere Zeit; als wäre sie das letzte Ueberbleibsel einer längst zu Grabe getragenen Epoche; nämlich jener, in der der Puder stäubte und die Kronen noch patriarchalisch auf Perrücken saßen. Die französische Revolution hat zwar seitdem mit Vielem aufgeräumt, aber doch noch nicht mit Allem: die Hoftheater existiren noch. Aber ihre Existenz ist eine blutlose, sie sind gewissermaßen ihre eigenen Gespenster geworden. Wir meinen, und wenn man heute an Stelle des Herrn Bolko von Hochberg auch Gotthold Ephraim Lessing selber zum Generalintendanten machte — es würde doch nichts dabei herauskommen. Denn der Geist, dem auch er sich unterwerfen müßte, vorausgesetzt natürlich, daß er es nicht vorzöge, sich auf die bekannten Gesundheitsrücksichten zu berufen, ist eben nicht der, der durch unser Jahrhundert weht. Dagegen würde er ihn wahrscheinlich lebhaft an sein einstiges, eigenes erinnern, das unser derzeitiger Geschichtsunterricht, wie männiglich bekannt, das Jahrhundert des „aufgeklärten Despotismus" nennt. Und mit diesem läßt sich nun einmal heute nicht mehr regieren. Weder vor, noch hinter den Coulissen. Nur hinterdreinhinken. Und das thun denn auch, wie gesagt, unsere

Hoftheater nach Kräften. Daß sie „der Kunst helfen" — wer wollte das ernsthaft behaupten? Wenn die sich nicht von selber hilft, sie werden ihr sicher nicht helfen. Sie vermögen nur eins zu thun mit ihrem Golde: ihr zu schaden! Denn angenommen, unsere Hofbühnen würden, dank einer verzehnfachten Unterstützung, durch die Großartigkeit ihrer Lokalitäten, durch die Gediegenheit ihrer Ausstattungen, ja selbst durch die denkbar tadelloseste Zusammensetzung ihres schauspielerischen Personals wirklich wieder künstlich in den Mittelpunkt unseres Interesses gerückt sein, würden dann auch die dichterischen Genies davon profitiren? Nein, nur wieder die Talente! Die Wildenbruchs würden dann nur noch mehr bejubelt werden, und die Ibsen hätten dann auf die endlichen Aufführungen ihrer Meerfrauen nur noch länger zu warten. Wahrscheinlich bis zu ihrem jedesmaligen Tode. . . . Nein, was man auch ins Treffen führen mag, es läßt sich geradezu als Axiom hinstellen: jede staatliche Unterstützung, und gebe sie sich auch unter welcher Form sie wolle, kommt in der Kunst immer nur der Mittelmäßigkeit zu gut!

Uns nun auch noch über den großen Schillerpreis zu ergehen, erläßt man uns jetzt wohl? Noch ein Dutzend von solchen Preisen, und das neue deutsche Drama könnte getrost sein Testament machen! Ein besseres Hausmittelchen es glücklich wieder todt zu kriegen, gäbe es gar nicht. Hoffentlich macht man von ihm keinen Gebrauch . . .

Uebrigens worauf jene Leute nicht alles gekommen sind! Hatte doch einer sogar den Vorschlag gemacht, man möge agitiren, daß auf Bücher anderer als inländischer Autoren eine Stempelsteuer gelegt würde. Also geistige Schutzzölle! Und das im Namen des „zwanzigsten Jahrhunderts!" „O du heiliger St. Niclas! O du Gottesgebärerin" . . . .

Wir kennen alle die Geschichte von Alexander dem Großen und Diogenes. Wir haben sie als Jungen oft genug aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzen müssen:

„Eines Tages sah Alexander der Große zu Athen einen Bettler in der Sonne liegen, der seiner nicht im Geringsten zu achten schien. Es war Diogenes. Verwundert über seinen Gleichmuth, ließ der König sich mit ihm in ein Gespräch ein und gewährte ihm zuletzt die Erlaubniß, sich eine Gnade auszubitten. „Ich brauche nichts," antwortete Diogenes, „aber wenn Du mir wirklich einen Gefallen thun willst, dann, bitte, sei so gut und geh mir ein wenig aus der Sonne!"

Und genau so sprechen auch wir, angesichts der heutigen Unterstützungsfrage zu der neuen Regierung:

„Wir brauchen nichts. Aber wenn Du uns wirklich einen Gefallen thun willst, dann, bitte, sei so gut und geh uns ein wenig aus der Sonne!"

Die Frauen in der skandinavischen Dichtung.

Von L. Marholm.

Der Noratypus.

Worüber ich mich hier äußern möchte, das sind nicht die schriftstellerischen Frauen Skandinaviens. Mit ihnen kann man sich nicht einlassen, ohne daß das ein langes Capitel wird. Sie sind keine Nullen, sie sind respectfordernde Größen. Sie repräsentiren nicht die beste Litteratur, die der Norden hervorbringt — aber sie repräsentiren eine viel mächtigere Litteratur, die nächstbeste. Sie sind beinahe gute Schriftstellerinnen, d. h. sie sind die Lieblinge des großen Bildungshaufens, sie sind die Blumenkrone, die das skandinavische Bürgerthum getrieben hat und in

der sie sich selbst mit Wohlgefallen wiedererkennt. Sie sind zahlreich wie die höheren Bildungsanstalten, in denen die weibliche Selbstständigkeit gesellschaftlich dressirt wird; sie können wirklich alle etwas, denn sie haben fast alle Talent, ein für das Culturniveau ihrer Zeit passend zurechtgestutztes Talent; sie wissen alle etwas, denn sie haben alle nach bestem Vermögen Stuart Mill und Spencer und den englischen Utilitarismus studirt; sie wollen alle etwas, denn sie wollen alle beweisen, daß das Weib besser ist, als der Mann, und vor allen Dingen sittlicher als der Mann, und daß dieses bessere und sittlichere und im Grunde auch klügere Weib allermindestens gleiches Recht mit dem Manne verdient und kraft seiner Ellenbogen auch anstreben soll. Schweden, die alte Pflanzstätte des verstandesmäßigen weiblichen Schriftstellerthums, hat die Kerntruppen der schriftstellerischen Frauenbewegung gestellt; da schreiben und dichten Frau Edgren und Frau Ahlgren, Frau Agrell und Frau Kowallevska, Prof. der Mathematik, von Geburt Russin; der vielen jungfräulichen Schriftstellerinnen, die es aus natürlichen Gründen nicht soweit gebracht haben, nicht zu gedenken. Diese Damen, besonders die unverheiratheten Plänklertruppen, halten ein scharfes Auge auf den moralischen Werth des Mannes und sind ohne Barmherzigkeit für seine, leider immer noch nicht ausgerotteten polygamischen Neigungen. Sie fordern mit Björnson die männliche Jungfräulichkeit vor der, und Monogamie bei Todesstrafe in der Ehe.

Das sind die Schwedinnen, mit mehr oder weniger offenem Visir; Norwegen hat außer der alten Frau Collet, von der man sagt, daß Ibsen von ihr und ihrem Buch „Die Töchter des Amtmanns“ die ersten Nora-Eindrücke empfangen, nur eine Schriftstellerin, das größte realistische, weibliche Talent des Nordens, Frau Amalie Skram, — ein ganzer Kerl, denn sie betrachtet und schildert ihr eigenes Geschlecht, wie ein erfahrener, frischblütiger Mann es schildern würde, und sie weiß obendrein als Frau in Manchem doch besser Bescheid, als alle Männer zusammen.

Aus dieser flüchtigen Aufzählung springt ein Moment hervor, daß sich als Einführung und Grundzug nicht entbehren ließ: die geistige Regsamkeit, Denklust und der ziemlich weite Interessenhorizont der skandinavischen Damen. Denn, wie erwähnt, diese Schriftstellerinnen sind keine „großen Einsamen“, sie stecken über das Niveau der allgemeinen Denkfähigkeit der scandinavischen Damen nicht höher hervor, als die Spargelköpfchen aus ihrem Beete. Die nordische Frau der Gesellschaft macht auf der ganzen Linie Anläufe, sich zu individualisiren; sie denkt, sie untersucht, sie reflectirt, sie übt Kritik und fühlt sich als Persönlichkeit.

Am höchsten als Denk- und Gefühlswesen entwickelt, am reflectirtesten und nuancirtesten: intelligent, geschmeidig, graziös, erotisch — alles Kennzeichen einer hohen Cultur — sind die Frauen des receptivsten unter den nordischen Völkern, der Dänen. Daß sie als Schriftstellerinnen nichts leisten, liegt an der Passivität und dem Ueberkriticismus des Volkscharakters, der Alles, was entsteht, durch eine Art weichmüthigen Bespottens wieder auflöst. Frau Böje in Jakobsens Roman „Nils Lyhne“ ist der unvergleichlich echte Typus einer Dänin: geistreich, Aesthetikerin, pikant, kritisch, erotisch, lüstern, Dame; kühn im Theoretisiren, weil sie in Allem, was Handeln heißt, sicher ist, conventionell zu handeln, kraft der unüberwindlichen Feigheit ihrer Natur. Das Kennzeichen der gesammten jungen dänischen Literatur ist, daß sie erschöpft zusammen fällt, nachdem sie kühn gedacht hat. Wer hinterher noch handeln will, wird bespöttelt. Die Norwegerinnen dagegen sind stark, unzusammengesetzt und bornirt. Norwegen ist das jüngste Culturland des Nordens, Mann und Weib haben sich geistig noch nicht recht von einander differenzirt — die dialectische Schärfe der Ibsen'schen Frauen ist nicht norwegisch. Ibsen hat überhaupt nirgends bloße Lokaltypen geschaffen.

So war das Frauenmaterial, das die, mit Kraft einer vulkanischen Eruption

hervorbrechende, neue skandinavische Litteratur vorfand. Eine Kette von Talenten rollte sich im Laufe weniger Jahre auf, die zahlreichsten und massivsten in Norwegen, die feinsten und geschliffensten in Dänemark, die tiefgrabendsten und individuellsten in Schweden.

Alle wirkliche Dichtung ist Männerdichtung; und das centrale Moment aller großen Dichtung ist das Weib. In dem Geschlechtsverhältniß mit seinen Entzückungen und seiner Tragik enthüllt sich die Natur momentweise bis in ihren Urgrund und giebt einige von ihren Geheimnissen blos; in ihnen ist die Stammwurzel aller Vorgänge des menschlichen Lebens, aller Kraft und aller Erschöpfung, alles Wohlgerathenen und alles Verpfuschten. Und es gab kein Verhältniß im Norden, das unter der Zucht einer unglücklichen socialen Entwicklung so asketisch verstümpert, ästhetisch verlogen und moralisch verbildet worden wäre, wie das Verhältniß der Geschlechter zu einander. Die skandinavischen Dichter fanden es auf ihrem Wege, wie ein giftiges Mißgeschöpf, und konnten nicht drum herumkommen. Sie mußten den Kampf mit ihm bestehen, oder sich mit einpferchen lassen in den übelriechenden Stall der scandinavischen Christlichkeit und Sittlichkeit.

Der Erste, der sich in den Kampf gegen die Unnatur wagte, war Ibsen in der „Komödie der Liebe". Aber Ibsen war von dem gewandtesten Dialektiker und finstersten Asketen unter den nordischen christlichen Dogmatikern, von Sören Kierkegaard, ausgegangen, der seinen dunkeln Schatten über die ganze damalige Denker- und Dichtergeneration warf. Ibsen geißelte das Spießbürgerglück und die Spießbürgerliebe — die zahme, lahme, artige Spießbürgerliebe mit Skorpionen; aber über das freie Recht der Persönlichkeiten an einander zog auch er einen Strich, denn er glaubte in einer Gesellschaft von Krüppeln an keine Persönlichkeiten, und er fand nirgends das Material, aus dem er sie hätte bilden können. In der „Komödie der Liebe" hat das Weib noch keine invibuellen Züge. Er suchte etwas Ganzes, und er ging von der alten romantischen Tradition aus, das Weib als höheres Wesen habe bessere Anlagen ein Ganzes zu werden, als der Mann. Und er, wie kein anderer Dichter des Nordens, hat durch die unablässige Suggestion von ihrer höheren Natur, die er den Frauen gab, darauf hingearbeitet — allerdings nicht, daß sie ein Ganzes wurden, denn das konnten sie nicht, am allerwenigsten mit asketischen Idealen — aber daß sie sich individualisirten.

Und einige Jahrzehnte später war unter der großen geistigen Erschütterung, die durch den Norden ging, das Frauenmaterial, dessen eine Dichtung bedarf, um Dichtung ersten Ranges zu werden, vorhanden. Das nordische Weib hatte sich vom Gattungswesen und Hausthier zu einer ganzen Skala von Individualitäten differenzirt. Alle Vertönungen des Geschlechts wuchsen nach und nach hervor; und jetzt bot sich dem schaffenden Talent eine Musterkarte von Varietäten dar: frischentfaltete und abgetödtete Natur, Erotomanie und Geschlechtslosigkeit, das theoretisirende Weib, das Rechte fordernde Weib, das instinctlose Weib, das unmittelbare Weib, das Weib mit heißem Kopf und kalten Sinnen, der Keuschheitsdünkel, die physiologischen Spiele — alle möglichen Kunstproducte, und dann und wann, ein seltenes Mal dazwischen, die freie stolze Natur, die sich selbst Gesetz ist.

Und abermals der Erste, der dieser Skala von Varietäten eine Zunge zum Sprechen gab, und sie Lona und Nora, Frau Alving und Rebecca West nannte, war Henrik Ibsen. Eine dieser Gestalten erreichte eine kulturgeschichtliche Bedeutung und wurde zu einem Feldzeichen in der Bewegung. Das war Nora. Auf sie bekennt sich die ganze nordische Emancipationspartei mit ihren Trägerinnen und Dichterinnen, die alle mit jenem Bibelwort: „Abba, lieber Vater!" zu Ibsen sagen. Ob er ebenso unvorbehalten „liebe Kinder" zu ihnen sagt, ist nicht so leicht zu ergründen. Papa Ibsen weiß besser, als sein fröhlicher Nachwuchs, daß dies Töchterchen auf dieselbe nicht ganz naturgemäße Weise zur Welt gekommen, wie

weiland die keusche Jungfrau Minerva: fertig sprangen sie aus dem Haupte des Dichters vor. Und die ganze Richtung, die sich auf Nora bekennt, hat mit der Natur soviel zu schaffen, wie weiland der Ursprung ihrer Stammmutter.

Aber halb angeschaut und halb construirt, wie sie war, war die Nora doch ein genialer Wurf, eine tiefe Offenbarung des nordischen Volkscharacters in den gebildeten Ständen.

Um so genialer, da Ibsen die typische Frauengestalt, wie er sie brauchte, gar nicht in der Heimath vorfand: Ibsen ist Norweger — und Nora ist keine Norwegerin. Die Norwegerinnen sind stark, hochbusig, festschreitend, lautsprechend. Nora, die zwitschernde Nora, ist wie ein kleiner zahmer Vogel, der in seinem Käfig auf- und niederhüpft und dazu mit dem Schwänzchen wippt. Solch ein graziös flattriges, plappriges Geschöpfchen ist dänische, speciell Kopenhagener Frauennatur. Und in Dänemark hat Nora zuerst durchgeschlagen, eine dänische Schauspielerin, Frau Hennings, hat die Rolle geschaffen. Frau Hennings hat ein kleines spitznäsiges Gesicht, ein zwitscherndes Stimmchen und einen trippelnden Gang mit vorgestreckter Tournüre. Ihr Spiel ist nervös, eigensinnig. Diesen Frauentypus nennt man in Dänemark reizend; und Nora ist reizend und hat die hüpfende Nervosität eines kleinen geängstigten zahmen Vogels. Es ist nicht die kleinste Bewegung von Wildwüchsigkeit in ihr, nicht der flüchtigste Ansatz zu den großen Gesten einer Natur aus einem Guß, nichts von den starken Hüften und kraftvollen Linien der Norwegerinnen. Sie ist importirt, wie das Schriftdänisch, in dem Ibsen damals noch dichtete, und das er später mehr mit norwegischer Klangfarbe durchsetzte; sie ist eine kleine, verschnürte, verzwickte Bourgeoisiepflanze der norwegischen, aus Dänemark eingewanderten Beamten-aristokratie.

Aber eben aus solchen halb verängstigten, halb verbitterten und ganz wirbligen Noras bestanden die Vortruppen der Frauenbewegung.

Und diese Nora ist im dritten Akt verschwunden. Was da mit steifem Nacken und eingezogenen Ellenbogen den guten Bildungsphilister und Staatsbeamten Helmer moralisch beleidigt zurückweist, als er sein Eichkätzchen, mit dem er drei Kinder gezeugt, auf seine, dem Eichkätzchen doch wohl genügend bekannte Manier lieben will, das ist nicht mehr die kleine Kopenhagenerin Nora, — das ist eine schwedische Entrüstungsdame. Das Bemoralisiren der ehelichen Interieurs ist die Methode der schwedischen Damenmoral, und die ganze folgende eheliche Auseinandersetzung ist Tradition in den schwedischen Damenromanen geworden. Und das Postulat: das Weib müsse erst Mensch und dann Weib sein, ist schwedische Damenphilosophie. Die Genialität in diesem Ibsen'schen Stück beruht für mich nicht auf dem moralischen Rigorismus, und nicht auf den beißenden Hieben des Dialogs, und nicht auf der erlesenen dramatischen Technik, — sondern auf der seltenen Feinhörigkeit, mit der er das volkspsychologische Moment und das Standesgepräge erfaßte, vor Allem aber auf der Sicherheit, mit der er das Programm der Emancipationsdamen formulirte, ehe sie selbst es stammeln konnten.

Der Noratypus ist die Wurzel aller Frauenpsychologie in der modernen skandinavischen Literatur.

Aber er ist auch ein letzter, verfeinerter und sublimirter Ableger der christlichen Moralaskese. Die Durchsäuerung der skandinavischen Litteratur mit asketischer Moral ist ein giftiger Stoff, der der ganzen nordischen Litteratur ihre eigenthümliche Färbung gab, bis er, in der Gestalt der Svava nach außen schlagend, sofort ein verzweifeltes Gegengift hervorrief.

Der Svavatypus ist der zweite Markstein auf der Untersuchungsroute über die Psychologie der skandinavischen Frau; von ihm ein ander Mal.



Die sociale Frage im Theater.

Nehmt die Wäsche weg, die Komödianten kommen!

Der Warnruf erscholl, wenn vor hundert Jahren fahrendes Volk, auf den Thespiskarren gepackt, in deutsche Städtchen einzog; und schnell verschwanden von den Zäunen, halb nur getrocknet, die Unterhosen und die Oberhemden einer ehrsamen Bürgerschaft. Gegen eifernde Philister und Priester mußte in jenen Tagen der Schauspieler sich das Dasein erst erobern; und die Vorurtheile streitbarer Hauptpastoren zu bekämpfen, bedurfte es eines Gotthold Ephraim Lessing. Was man heute von der Politik im Spaße sagt, sprach man damals von der Schauspielkunst in allem Ernst: daß sie nämlich den Charakter verderbe; und langsam nur, in einer hundertjährigen Entwicklung, ist es dem Theater gelungen, seinen Angehörigen die sociale Gleichberechtigung neben den anderen Ständen zu erobern.

Wenigstens in der Theorie. Niemand wird heute öffentlich zugeben, daß er dem Schauspieler versagt, was er dem Schriftsteller, dem Banquier und dem Beamten gewährt: die gesellschaftliche Achtung. Ob man auch im Innern so denkt, ob man in der Praxis stets danach handelt, ist freilich eine andere Frage. Daß Vorurtheile gegen das Theater noch heute bestehen, und daß die Erfahrung ihnen zuweilen sogar Recht giebt, ist eine schnell erwiesene Thatsache; und wer nur ein wenig hinter die Coulissen geguckt hat, wer die in der Wesenheit des Theaters selbst wurzelnden Sitten des Schauspielerthums kennt, wird die tieferen Ursachen jener nicht völlig überwundenen Vorurtheile leicht erkennen. Nur daß man billig nicht auf den Stand ausdehnen soll, was nur die Einzelnen trifft: man soll nicht auf die Schauspieler schimpfen, so wenig wie auf die Aerzte, die Juden, sondern auf den einzelnen Sünder, den Dr. Müller oder Levy.

Das ist die eine Seite der socialen Frage im Theater: die ideale. Es giebt aber auch eine sehr reale; und das ist die Stellung des Schauspielers gegenüber den Bühnenleitern. Wie die Handwerker, Arbeiter und Bergmänner, so haben sich auch die Schauspieler zu einer großen Vereinigung zusammengethan, welche das Interesse ihres Standes wahrnehmen soll: zu der „Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger“. Und dieser Verein, 1871 unter dem Eindruck der Einigung Deutschlands begründet, trat einer älteren Corporation zur Seite (oder, wenn man will, gegenüber), welche bereits 1844 von den Bühnenleitern begründet worden war: dem „Deutschen Bühnen-Verein“.

Zwischen diesen beiden Vereinen nun, die bisher in einem freundlichen Einvernehmen gelebt haben, wenn auch der Gegensatz der Interessen sich öfter geltend gemacht hat, ist seit einigen Monaten ein Conflict ausgebrochen, der sich, von unscheinbaren Anfängen aus, immer mehr zugespitzt hat; und die Sache ist gegenwärtig so weit gediehen, daß auf der einen Seite die Leiter und Vertreter der Schauspielergenossenschaft, die Herren Franz Betz und Gustav Kadelburg, an ihre Mandanten appellirt und sie zu eigener Beschlußfassung einberufen haben, während andererseits der Leiter des Directorenvereins, Herr Graf Bolko von Hochberg, an seine Collegen die Aufforderung gerichtet hat: in der entschiedensten Weise Stellung zu nehmen gegen die Genossenschaftler, und ihnen zu besserer Sicherheit zunächst den Brodkorb ein bischen höher zu hängen. Das will sagen: „von jetzt ab keine Benefizvorstellungen zu Gunsten der Pensions-Anstalt der Genossenschaft zu veranstalten, auch die Urlaube zu Herrenabenden und dergleichen, die demselben Zwecke dienen, nicht mehr zu ertheilen oder doch auf das Aeußerste einzuschränken“

Wie gesagt, der Ausgangspunkt dieses Streites ist ein winziger, und sein Gang ist verwickelt; aber bei dem Interesse, welches der Fall social und künstlerisch besitzt,

lohnt es dennoch der Mühe, ihn klar zu legen und zu prüfen. Versuche ich also, dem Leser den Sachverhalt zu erzählen.

Im October 1889 war es, daß in Wien Mitglieder des Bühnenvereins tagten: Intendanten und Directoren. Mit einem polemischen Artikel begrüßte das „Wiener Tagblatt" die Versammlung und wies auf die mancherlei Unzuträglichkeiten hin, die die gegenwärtig geltenden Theatercontracte enthalten: die ungleiche Vertheilung von Rechten und Pflichten zwischen Director und Schauspielern, und die Schutzlosigkeit der Darsteller gegenüber eigenmächtigen Bühnenleitern.*) Der „Berliner Börsen-Courier" eignete sich den Kern dieser Ausführungen an; und das officielle Genossenschaftsblatt druckte dann wiederum den Artikel des „Börsen-Courier" mit einem kurzen Zusatz ab. Inzwischen hatte Graf Hochberg an Herrn Betz die Aufforderung gerichtet: diese „gehässigen Elaborate" in der Genossenschaftszeitung zu dementiren; denn es müßte beiden Körperschaften, so meinte er, dem Bühnenverein wie der Genossenschaft, gleich unerwünscht sein, ihre Angelegenheiten „durch unberufene Federn in Tagesblättern erörtert zu sehen". Schon in diesem ersten Schreiben berief sich der Herr Generalintendant auf die Benefiz-Vorstellungen, welche man der Genossenschaft stets gewährt habe, und stellte so in durchsichtiger Weise, je nach Wohlverhalten oder Uebelthun, beides in Aussicht: Zuckerbrot und Peitsche.

Diese „großmüthige materielle Unterstützung" des Bühnenvereins kehrt auch im zweiten Hochberg'schen Schreiben prompt wieder; hier werden schon strengere Töne angeschlagen, und zu dem Verlangen nach einem Dementi tritt die kategorische Forderung: die Genossenschaft solle sich selbst eine Rüge ertheilen und den „ungeschickten und noch dazu glossirten" Abdruck jener Notiz bedauern. Die Forderung wurde von Herrn Betz höflich zurückgewiesen; und nachdem damit die Angelegenheit beendigt schien, lief, ganz unerwartet, im Januar 1890 ein neues, schärferes Schreiben des Intendanten ein. Zwar wird hier die Versicherung des Genossenschafts-Präsidiums: daß es die Verfasser jener berühmten „Hetzartikel" nicht kenne und ihnen völlig fernstehe, mit scheinbarem Wohlwollen entgegengenommen; aber zwischen den Zeilen liest man erstaunt die Insinuation der Lüge: „Ich will der Versicherung des verehrlichen Präsidii," so heißt es in dem Brief, „mangels jedes Beweises für das Gegentheil, glauben." Mit andern Worten: „Leider kann ich Euch nicht überführen; aber ich weiß, was ich weiß und bin überzeugt: Ihr habt die Unwahrheit gesagt!" Sodann aber wird an die Genossenschaft, die sich „als Ablagestätte für feindselige und hämische Angriffe hergegeben habe", die Bitte gerichtet, „und zwar in Form einer Aufforderung, von welcher absolut nichts abgelassen werden kann": binnen 14 Tagen eine genau vorgeschriebene Erklärung, an einer genau vorgeschriebenen Stelle der Zeitung abzudrucken, sich selbst feierlich zu „desavouiren" und in voller Form öffentlich zu geloben: daß in alle Zukunft „das Zeitungsorgan der Genossenschaft keinen Raum mehr für polemische und feindselige Artikel gegen den Deutschen Bühnenverein gewähren werde." Also nicht nur Rückzug für die Gegenwart — Knebelung der freien Meinungsäußerung in alle Ewigkeit.

Halten wir hier einen Augenblick inne. Ich habe dem Leser bisher den Wortlaut jener incriminirten Notiz noch nicht mitgetheilt; und wenn er nun das schwere Geschoß gegen diejenigen gerichtet sieht, welche sie weitergeben, wenn er Worte, wie „gehässig", „hämisch", „Hetzartikel" durch die Luft schwirren hört, so wird er — zumal da ein oberster Beamter sie ausspricht — auf das Stärkste gefaßt sein, was „unberufene Federn" nur irgend leisten können.

Nun brauche ich vielleicht nur zu sagen: dieser Artikel hat im Börsen-Courier gestanden, um die gänzliche Hinfälligkeit jener termini technici des

*) Wir gedenken über diese schwierige, der sorgsam abwägenden Erörterung in jedem Sinne werthe Frage demnächst einem Fachmann das Wort zu geben.

Generalintendanten zu erweisen. Der Börsen-Courier, der im Uebrigen wenig Aehnlichkeit mit Dr. Faust haben mag, gleicht dem Magus von Wittenberg darin doch: daß er zwei Seelen in seiner Brust hat. Unverfroren und fanatisch zugleich ist die Eine; die Andere aber ist Milde, Wohlwollen und Sanftmuth. So kennen wir sie alle, so schaltet sie liebreich vor und hinter den Coulissen. Und ruhet nimmer. Sie ist eine Friedensstifterin von Beruf, wie nur Frau Buchner bei Gerhart Hauptmann; und sie darf man gehässig schelten, eine hämische Hetzerin? Wirklich, es giebt keine Gerechtigkeit mehr auf Erden und in den Intendanturbureaus.

Um aber jeden Zweifel zu bannen, soll diese berühmte Notiz, um die Directoren und Schauspieler so endlos streiten, wie Trojer und Achaier um die schöne Helena, ihrem wesentlichen Inhalt nach jetzt folgen:

„Die Sitzungen des Deutschen Bühnenvereins, der eben seine Jahresversammlung in Wien abhielt, sind zu Ende. Die Bühnenleiter machten sich wieder auf den Heimweg. Auch der Vorsitzende der Intendanten- und Directorenvereinigung, Generalintendant Graf Hochberg, ist wieder in Berlin eingetroffen. Die Verhandlungen und Beschlüsse dieser Versammlung, von so weittragender Bedeutung für die Theaterwelt und insbesondere für das Schicksal der Bühnenangehörigen, sind geheim, wie denn überhaupt die ganze Geschäftsgebarung des Vereins eine geheime ist. Nur an ihren Früchten erkennen wir dessen Thätigkeit und diese Früchte sind für die Theatermitglieder, insbesondere für diejenigen, die zur größeren Menge der leichterseßbaren Durchschnittskünstler gehören, nicht immer wohlschmeckende und gesunde. Wir hatten mehr als einmal Gelegenheit, einzelner Fälle der Cartelljustiz zu erwähnen. Das Wiener Tageblatt zählt heute eine Reihe solcher Fälle auf, deren einige hier erwähnt seien . . . . . .

Für die Richtigkeit dieser Mittheilungen wird das citirte Blatt wohl einstehen können. Daß Personen von menschenfreundlicher Gesinnung den Verein bilden, daß Personen voller Wohlwollen und Billigkeitsgefühl an seiner Spitze stehen, wissen wir alle — die Institution als solche scheint uns nur bedenklich und bedarf dringend einer zeitgemäßen Neugestaltung. Ein im Geheimen wirkendes, die Wohlthat der allgemeinen Gesetze ausschließendes Interessengericht paßt nicht wohl in unsere Tage — das fühlen nachgerade die Herren an der Spitze des Bühnenvereins wohl selbst."

Und darum Räuber und Mörder? Statt die öffentliche Discussion, die in so maßvoller Weise allgemein empfundene Schäden aufdeckt, frei walten zu lassen, sucht man sie also mit allen Mitteln zu unterdrücken? Man hält den Herren die empfangenen Wohlthaten vor, (als ob Betz und Kadelburg sie persönlich genossen hätten, nicht die Nothleidenden und Schwachen, deren Schutz doch schon das „praktische Christenthum" verlangte); man droht, ihnen diese, oft sehr zweifelhaften, Wohlthaten zu entziehen und schlägt einen Ton an und redet in einem Stil, dem ich noch sehr schmeichle, wenn ich ihn den Stil eines Geheimen Rechnungsraths nenne. Man kann ein schlechtes Deutsch schreiben und doch im Recht sein, das geb ich zu; aber schlechte Gründe und schlechtes Deutsch — das ist ein bischen viel auf einmal.

So standen die Dinge, als ein Zwischenfall sie noch mehr complicirte: der Fall Kainz. Es ist hier nicht die Gelegenheit, in eine Erörterung dieses Falles an und für sich einzutreten; es handelt sich für uns lediglich um die Stellung, welche ihm gegenüber der Präsident des Bühnenvereins und die Genossenschaftszeitung einnahm. Jener erklärte Kainz für contractbrüchig; diese, in einem, wie mir scheint, überzeugenden Aufsatz von Kadelburg, suchte nachzuweisen, daß Graf Hochberg mit dieser Erklärung seine Befugnisse überschritten und daß er dem officiellen „Schiedsgericht" vorgegriffen habe. Wenn man darauf erwidert hat: solches Vorgehen sei alter Brauch, so ändert das an seiner — behaupteten — Unrechtmäßigkeit nichts; vielmehr scheint hier ein Brauch vorzuliegen, von dem, wie Shakespeare sagt, „der Bruch mehr ehrt, als die Befolgung", und es bliebe somit ein Verdienst, auf den Abusus hingewiesen zu haben.

Indessen, das sind juristische und technische Einzelfragen, die die Herren unter sich ausmachen mögen; was die Theilnahme und den Einspruch der Oeffentlichkeit herausfordert, das ist wiederum nur die bureaukratische Oberherrlichkeit, die auf gute Gründe mit Redensarten antwortet und jede, noch so höfliche, Kritik als feindselige Gehässigkeit empfindet. Wer die eigentlich treibenden Kräfte in dieser Richtung sind, wissen wir nicht und es kümmert uns nicht; Graf Hochberg hat die Fehde mit seinem Namen gedeckt, auf ihn muß alle Verantwortung fallen.

Und so kommen wir denn zu dem letzten, vom Grafen Hochberg unterzeichneten Actenstück, in welchem der ganze Streitfall gipfelt und sich krönt: dem Circular, das der Präsident des Deutschen Bühnenvereins Mitte Februar an seine Vereinsgenossen gerichtet hat. Es hebt mit dem folgenden Vorwort an:

Vertraulich!

Bei der Wichtigkeit der Materie erlaube ich mir, die verehrlichen Vereinsgenossen ganz speciell auf die Anlage zu verweisen und empfehle dieselbe einer eingehenden Kenntnißnahme, denn bedauerlicherweise ist der Verein durch geradezu unerhörte Angriffe von Seiten der Genossenschaft in die Lage versetzt worden, positiv Stellung gegen eine Körperschaft zu nehmen, die bis jetzt nur gewohnt war, Wohlthaten von hier aus zu empfangen. Einschlägige Zuschriften und fernere Vorschläge Seitens der p. t. Vereinsgenossen werden Präsidio von Werth sein.

Das Rundschreiben selbst beginnt: „Ich bin gezwungen, den geehrten Herren Collegen folgendes, dem Deutschen Bühnenverein ohne jede Veranlassung feindselig und frivol aufgedrungenes Sachverhältniß zur genauesten Kenntnißnahme und Nachachtung vorzutragen.“ Nachdem dann dieses „aufgedrungene Sachverhältniß“ dargelegt ist und festgestellt: daß Herr Graf Hochberg „über genannten Abfertigungsversuch geradezu empört“ ist; nachdem die „dreisten, von purer Unwissenheit zeugenden Behauptungen des p. p. Kadelburg“ genügend gekennzeichnet worden, und der erstaunte Präsident ausgerufen: „Was die Herren Kadelburg und Hintermänner wollen, weiß ich nicht“ — wird die Lage der Dinge also zusammengefaßt:

Für jetzt hat der Deutsche Bühnenverein sich nur zu halten an das jetzt thatsächlich Vorliegende, und das sind völlig vom Zaun gebrochene, durch absolut nichts vom Deutschen Bühnenverein veranlaßte, in dem officiellen Organe der Genossenschaft bereits publicirte und ferner in Aussicht gestellte Angriffe gegen den Deutschen Bühnenverein höchst feindseliger und verletzender Natur.

Für jetzt liegt also vor: Die Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger will mit dem Deutschen Bühnenverein brechen, hat diesen Bruch bereits feindselig bethätigt und wird gegenwärtig also als Gegner und aggressiver Feind des Deutschen Bühnenvereins zu betrachten und zu behandeln sein.

Demgegenüber muß schon jetzt Stellung genommen werden. Es wäre denn doch mehr als naiv zu nennen, wenn der Deutsche Bühnenverein einen so feindselig auftretenden Gegner ferner noch mit materiellen Gaben unterstützen wollte.

Demgemäß wird, in diesem neuesten Kulturkampf, eine vollständige Genossenschaftssperre beantragt und das ganze Vorgehen — mit einem Ausdrucke, den wir „denn doch mehr als naiv nennen“ müssen — als ein Gebot der „Nothwehr“ bezeichnet. Sollte kein anderes Mittel verfangen, — die Benefizsperre wird gewiß ihre Schuldigkeit thun, so versichert Graf Hochberg. Kein Kohlenbaron, kein protziger Fabriksherr kann rücksichtsloser mit seinem Gelde klimpern, kann selbstgewisser seiner „Wohlthaten“ sich rühmen, als hier geschieht. Wobei noch der kleine Unterschied festzustellen ist, daß der Kohlenbaron mit seinem eigenen Gelde klimpert, während der General-Intendant nur der Verwalter der kaiserlichen Subvention ist.

Hoffentlich aber hat Graf Hochberg „die Herren Kadelburg und Hintermänner“ dennoch falsch taxirt! Hoffentlich leistet die Genossenschaft dem „pp. Kadelburg“

ebenso einmüthig Folge, wie der Bühnenverein seinem Präsidenten die Gefolgschaft verweigert! Denn wir wollen doch nicht annehmen, daß die deutschen Directoren den bureaukratischen Standpunkt des Generalintendanten und seiner Rathgeber theilen; wir wollen doch nicht annehmen, daß sie breitspurig auf einem veralteten, vormärzlichen Statut stehen und jeden Versuch, es den modernen socialen Forderungen anzupassen, als gehässige Insubordination auffassen. Was den Grubenarbeitern und den Handwerkern gestattet ist, wird wohl auch den Schauspielern erlaubt sein: durch einmüthiges Zusammenstehen das Interesse ihres Standes kräftig wahrzunehmen. Das Coalitionsrecht wird ja wohl nicht auf die Knappschaften und die Friseur-Innungen beschränkt sein sollen; der Schauspieler ist doch auch ein Mensch -- so zu sagen. Sogar der pp. Kadelburg.

Wie aber auch der Streit für diesmal verlaufen wird, ob die „diesseitige" oder die „dortseitige" Auffassung (wie es in den Erlassen des Intendanten so schön heißt) zunächst die Oberhand behalten wird — der endgiltige Ausgang des Kampfes kann nicht zweifelhaft sein: denn der General-Intendant vertheidigt den Stillstand, die Genossenschaft will fortschreiten. Der General-Intendant ist stolz darauf, daß „seit nahezu 46 Jahren" die Dinge auf demselben Fleck verblieben sind, und er strebt, mit „vertraulichen" und erbaulichen Circularen die Andersdenkenden mundtodt zu machen und auszuhungern; die Genossenschaft will in bescheidener, durchaus maßvoller Weise reformiren und will freien Gebrauch machen von dem modernen Rechte: dem Recht der öffentlichen Discussion. Der Generalintendant lebt im Jahre 1844, die Genossenschaft im Jahre 1890 — kann man fragen, wer siegen wird?

Otto Brahm.

Bülow's Spielzeit.

Wenn es erlaubt ist, aus dem sich immer mehr steigerndem Concertbesuch einen Rückschluß auf das Musikverständniß des Publicums zu machen, so ist Berlin heute eine sehr musikalische Stadt. Wer die Nöthe kennt, denen noch vor fünf Jahren jedes von idealeren Absichten geleitete Concertunternehmen begegnete, wird sich darüber nicht genug wundern können. Gute Musik beginnt wirklich „populär" zu werden. Die populären Concerte des philharmonischen Orchesters haben, dank der unermüdlichen Fürsorge edler Gönner und der Ausdauer der ausübenden Künstlerschaar, endlich festen Fuß gefaßt. Nicht nur die gemischten Sonntagsprogramme, sondern auch die der ernsten Kunst gewidmeten Sinfonie-Abende versammeln allwöchentlich eine zahlreiche und dankbare Zuhörerschaar. Selbst die Kammermusik ist nicht mehr auf die exklusiven Räume der Singakademie beschränkt. Die „populären Kammermusikabende" der Herren Barth, de Ahna und Haußmann in der Philharmonie sind in dieser Beziehung symptomatisch, ebenso die populären Liederabende, wie sie Frau Joachim und Herr Gura veranstalten. Fänden diese genug Nachahmung, so könnte durch sie vielleicht die musikalische Lyrik einer neuen Blüthe zugeführt werden; und eine große Anzahl einseitig auf Gesangskunst gerichteter Opern, bei denen man neben dieser auch noch eine alberne Handlung mit in Kauf nehmen muß, würde dann immer mehr entbehrlich.

Unter der Hochfluth von Solisten- und Virtuosenconcerten, die von Jahr zu Jahr immer mächtiger über uns hereinstürzt, traten seit drei Wintern die mit Hilfe des philharmonischen Orchesters ausgeführten Concerte Hans von Bülow's mehr und mehr in den Vordergrund. Wenigstens ist das Interesse weitester Kreise ihnen vorzugsweise zugewandt. Dieses Interesse wird nicht immer ein rein künstlerisches sein. An der Huldigung, welche dem Genie eines reproducierenden Künstlers dargebracht wird, hat dessen Persönlichkeit gewöhnlich einen guten Antheil; ganz besonders wenn dieser Künstler Hans von Bülow heißt. Bülow, der „Volkskapellmeister", wie er sich selbst scherzhaft genannt hat, ist heute der populärste Mann unserer

Concertsäle: auch seine Concerte, wenn sie sich auch nicht ausdrücklich so benennen, sind populäre Concerte. Die scharfgeschnittene Silhouette seines Charakters ist bekannt und beliebt genug! An sich wird es nur erfreulich sein können, wenn man im Künstler zugleich auch den Menschen liebt und verehrt. Und das Publicum, welches die liebe Neugierde und die Mode in seine Concerte führt, das möglichst nahe dem Orchester seine Loge nimmt, in der man zwar schlecht hört, aber desto besser sieht, dieses Publikum ist zum Glück in der Minderheit. Bedenklicher ist es schon, wenn das Interesse an Bülow's künstlerischer Persönlichkeit dasjenige an den Kunstwerken überwiegt. Ohne Zweifel geht einem großen Teile seines Publicums das Wie über das Was. Es ist das leidige Interesse am Virtuosenthum in jeglicher Gestalt, welches ohne Schuld des Künstlers seine Anziehungskraft vermehrt. Man geht nicht hin, um dieses oder jenes Tonstückes willen, sondern man will vor allem hören, wie Bülow es dirigirt, Bülow der „Virtuos des Dirigirens".

Dieses Bedenken kann natürlich die künstlerische Bedeutung der Bülow-Concerte wenig beeinträchtigen. Auch in ihrer jüngsten, soeben beschlossenen Saison standen sie wieder im rechten Mittelpunkt der Ereignisse.

Was Bülow als Dirigent bedeutet, ist heute wohl zu Jedermanns Bewußtsein gekommen. Die minutiöse Genauigkeit und Sauberkeit seiner Darstellungsart sind bekannt und oft gerühmt. Sein Orchestervortrag gleicht darin ganz seinem Klaviervortrage. Bülow ist ein Meister der Phrasirung, unerreicht in der Linienführung: alle großen Züge, alle Umrisse sind mächtig herausgearbeitet, die einzelnen Perioden scharf umrissen, mit Deutlichkeit sich wieder in ihre einzelnen Bestandtheile zerlegend; alles Beiwerk ist als solches behandelt, zart, zurücktretend, genau in der Tönung, welche die Oekonomie des Ganzen erheischt. Jede Einzelheit ist mit höchster Sorgfalt ciselirt. Es ist, als ob kunstvolle Intarsienarbeiten immer zahlreicher in immer weiteren Rahmen vereinigt würden. Wenn irgendwo, so wird seinem Vortrage gegenüber der Vergleich lebendig, welcher die Musik eine flüssig gewordene Architektur nennt. In diesem Lobe mag sich zugleich auch ein Tadel verstecken. Seine Musik, scheint mir, ist zu viel Architektonik, zu wenig Sprache. Wunderbar am Platze bei den großen, wesentlich formalen Meisterwerken der klassischen Periode, ist seine Methode bei modernen Tondichtungen nicht immer einwandsfrei geblieben. Vor allem seiner Temponahme bei diesen sind zuweilen Widersprüche begegnet. Vielleicht vertragen auch manche der neueren und neuesten Tonwerke, bei denen, wie auf einem Rembrandt'schen Gemälde, mit Absicht die Conturen mehr in einander fließen, ein so grelles Analysieren nicht.

Da der Künstler sich in letzter Zeit immer seltener auf modernem Felde bewegt und, wenn er es thut, das mehr formal Geartete mit Vorliebe auswählt, so bedarf dieser Punkt keiner näheren Erörterung. Der Kern und Mittelpunkt seiner Programme war auch dieses Jahr wieder sein Lieblingsmeister Beethoven, dessen wahrer Prophet er ist und den er beherrscht, wie kein zweiter lebender Künstler. Vor dem erstaunlichen Genie und der Geisteskraft, mit welcher er diesen Tonheros erfaßt und durchdrungen hat, — trägt er doch seine Partituren frei im Gedächtniß, — müssen alle Bedenken gegen Einzelheiten der Auffassung verstummen. Die Beethoven-Interpretation wird darum auch immer das Dankenswertheste sein, was Bülow uns zu geben hat. Man kann Beethoven auch sonst alle Tage hören; aber so wie ihn uns Bülow giebt, ist er einzig.

Nächst Beethoven nahm, wenigstens nach Anzahl der Tonwerke, in den Bülow-Concerten Wagner die zweite Stelle ein.

Ist denn Bülow überhaupt noch „Wagnerianer"? Oder hat er sich wirklich (nach einem echt Bülow'schen Wort) „entzukunftet"? Diese Frage mag sich in letzter Zeit Mancher wiederholt haben. Ist sein Glauben an die musikalische Dreieinigkeit der Mozart, Beethoven und Wagner ernsthaft erschüttert? Es ist schwer anzunehmen, daß der Mann, welcher Wagner einst den echtesten Erben Beethovens nannte, so leicht anderen Sinnes werden sollte. Hat man vergessen, in wie selbstloser Weise er für ihn das Banner vorantrug in so mancher heißen Schlacht? Hat er nicht auch dieses Mal seine Werke zahlreich zu Gehör gebracht? Er begann mit dem Meistersingervorspiel und endete mit der Tannhäuserouvertüre. Wie oft hat er einst jenes Tonstück, mit dem er heute einen beispiellosen Beifallssturm erregt, einem noch verständnißlosen und feindlichem Publikum aufgedrängt! Was sollte er auch heute noch für Wagner

thun. Eine Propaganda ist überflüssig und — von seinen Vorspielen und Märschen und dem Siegfriedsidyll abgesehen — gehört Wagner nicht in den Concertsaal, sondern auf die Bühne.

Zu dem Glauben an Bülow's Wagnerfeindschaft wird die hohe Verehrung, welche er Brahms zollt, ihr Theil beigetragen haben. Man erinnert sich, wie einst von mancher Seite versucht worden ist, Brahms gegen Wagner auszuspielen. Und doch kann Brahms, der Sinfoniker, kaum einen Gegensatz bedeuten zu dem Meister des Tondramas: der Antipode von Brahms heißt Franz Liszt. Gegenüber der Propaganda, welche Bülow offenbar für Brahms macht, ist die Vernachlässigung Liszt's um so hervortretender; durch die Werke, mit denen dieser vertreten ist, erscheint überdies mehr der Claviercomponist, als der Sinfoniker Liszt betont.

Dagegen nimmt Brahms in den Programmen einen auffallenden Raum und im Ganzen die dritte Stelle ein. Es fragt sich: ob mit Recht? Er hat als Klassiker des deutschen Liedes die Herzen im Sturm erobert und ist schon lange das Entzücken aller Enthusiasten des Streichquartetts. Seine Sinfonien haben überall warme Anerkennung gefunden. Ihn mit Beethoven in Parallele zu stellen, wie manche übereifrige Bewunderer es thun, wird nicht statthaft sein. Zu einem Beethoven fehlt ihm die Selbstverständlichkeit der Motive und die Klarheit der Conturen. Es liegt über seinen Werken wie ein Gebirgsnebel, hinter dem man eine schöne sonnige Landschaft noch halbwegs erkennt. Modern im Rhytmisiren und Harmonisiren, verwendet er die in der Ausdrucksmusik der letzten Periode gewonnenen Hilfsmittel, nicht zum wenigsten die der Instrumentation, auf die alte Form. Er ist im Großen und Ganzen Eklektiker. Er variirt, aber er bietet nichts Neues. Wie man ihn nie gehaßt hat, wird man ihn auch nie feurig lieben lernen; aber Widerspruch wird er nirgends finden. Seinem musikalischen Reichthum und der souveränen, unter den heute Lebenden wohl einzigen Beherrschung der Technik wird allenthalben Bewunderung gezollt werden. Haben da seine Werke eine besondere Propaganda nöthig? Giebt es nicht viele noch immer verkannte oder vielmehr nicht gekannte Tonwerke, die einer Interpretation bedürftiger sind? Auch der gigantische, wenn auch häufig groteske Berlioz findet sich nur mit einer Ouvertüre zu „König Lear“ vertreten, die obenein für sein ganzes Wesen so wenig als möglich charakteristisch ist. Wenn vom Allerneusten strenge Auswahl getroffen ist und sich nur R. Strauß' Don Juan und Goldmark's Prometheus-Ouvertüre finden, so wird das jeder verstehen. Müssen aber neben einem Werke, wie das letztangeführte, Liszt's und Berlioz' sinfonische Dichtungen schweigen, so bedeutet das: Bülow gehört heute nicht mehr der musikalischen Linken an; er ist national-liberal geworden.

Dasjenige, was sonst noch Bülow's Programm vervollständigt, sieht auf den ersten Blick etwas bunt aus. Man denkt zuerst an das Goethe'sche Wort: „Wer vieles bringt wird manchem etwas bringen“ und zu zweit — an die Concertdirection Hermann Wolff. Meyerbeer neben Mozart, Rubinstein neben Haydn, Saint-Saëns neben Mendelssohn! Und dennoch wird bei näherem Zuschauen die Wahl begreiflicher. Es sind zumeist entweder besonders charakteristische Werke oder oft vernachlässigte, wie z. B. Meyerbeer's Struensee-Ouvertüre, die zu dem Besten zählt, was dieser Meister geschaffen.

Wer zu den Liebhabern des Genre „Clavierconcert mit Orchester“ zählt, wird eine reiche Auswahl gefunden haben, von Brahms' B-dur- bis zu Beethoven's Es-dur-Concert, der Perle der Gattung. Und glänzende Namen des Virtuosenthums hatten sich auch dieses Jahr wieder um die Fahne des Meisters geschaart: mit Eugen d'Albert und Bernhard Stavenhagen seien nur die leuchtendsten genannt.

So gestalteten sich die Bülow-Concerte bedeutend in alle dem, was sie brachten, bedeutsam auch in dem, was sie nicht brachten, und erfreulich vor allem wegen der immer mehr gesteigerten Theilnahme des Publicums. Sie sind Mode geworden, aber diese Mode ist so übel nicht. Sie hilft dazu, daß durch das Anhören wirklich guter Musik bei Tausenden ein musikalisches Verständniß herangebildet wird; und gerade ein musikalisches Publicum will, mehr denn jedes andere, systematisch erzogen sein!

Bernhard Männicke.



Die Bestie im Menschen.

Von

Emile Zola.

(Dritte Fortsetzung.)

Erst um zehn Uhr vierzig Minuten lief der Zug im Pariser Bahnhof ein. Séverine hatte sofort ihrem Manne depeschirt, daß sie erst am folgenden Abend mit dem Eilzuge wieder einträfe. Sie hatten also eine ganze Nacht für sich. Zum ersten Male geschah es, daß sie die Nacht zusammen in einem verschlossenen Zimmer, ohne Furcht gestört zu werden, verbringen konnten.

Als man gerade Mantes verlassen wollte, kam dem Heizer Pecqueux, der seine Wohnung in Paris hatte, ein guter Gedanke. Seit acht Tagen schon befand sich seine Frau im Krankenhause; in Folge eines Falles hatte sie eine bedenkliche Quetschung am Fuße erlitten. Er hätte ein anderes Bett in der Stadt, in welchem er schlafen könnte, sagte er lachend zu Jacques und böte deshalb Frau Roubaud das seinige an: dort würde sie besser aufgehoben sein als in einem Hotel in der Nachbarschaft und könnte bis zum nächsten Abend bleiben, wie wenn sie zu Hause wäre. Jacques hatte sofort diesem Vorschlag zugestimmt; denn er hatte sich schon vergebens den Kopf zerbrochen, wohin er die junge Frau führen sollte. Als sie sich in der Halle inmitten des Stromes der übrigen Reisenden der Lokomotive näherte, rieth er, das Anerbieten anzunehmen und reichte ihr Pecqueux' Schlüssel. Doch sie zögerte und weigerte sich, denn das spitzbübische Lächeln des Heizers, der jedenfalls von allem wußte, verletzte sie.

„Nein, nein, ich habe hier eine Cousine. Sie wird wohl eine Matratze für mich übrig haben.“

„Nehmen sie doch meinen Vorschlag an,“ meinte Pecqueux mit gutmüthigem Lächeln. „Das Bett ist gut und so groß, daß man zu vieren darin schlafen könnte.“

Jacques Augen sprachen eine so beredte Bitte, daß sie den Schlüssel nahm. Er beugte sich dabei zu ihr herunter und flüsterte ganz leise:

„Erwarte mich.“

Séverine brauchte nur ein Stückchen die Rue d'Amsterdam hinaufzugehen und in die Sackgasse einzubiegen. Der Schnee war so fest gefroren, daß sie mit äußerster Vorsicht gehen mußte. Sie fand die Hausthür noch offen, sie stieg, ohne vom Portier gesehen zu sein, der mit einer Nachbarin in eine Parthie Domino vertieft war, die Treppe hinauf. Im vierten Stock angelangt öffnete sie die Thür und schloß sie wieder so leise, daß kein Nachbar ihre Anwesenheit hätte ahnen können. Langsam nahm Séverine ihren Hut ab. Doch als sie auch ihren Mantel ablegen wollte, fröstelte sie. Es war kalt in dem Zimmer. In der kleinen Kiste neben dem Ofen war noch Kohle und klein gemachtes Holz vorhanden. Ohne sich zu entkleiden, setzte sie sich hin, um Feuer anzumachen. Als es brannte, beschäftigte sie sich mit anderen Vorbereitungen, sie stellte die Stühle nach ihrem Geschmack, sie fand weiße Bezüge und überzog das Bett vollständig, das ihr übrigens nicht gefiel, weil es in der That sehr breit war. Es verdroß sie, in dem Büffet nichts Genießbares vorzufinden: in den Tagen, seitdem Pecqueux hier allein wirthschaftete, hatte er zweifellos alles bis auf den letzten Bissen vertilgt. So war es auch mit dem Licht, es war nur dieses Stümpfchen vorhanden; doch wenn man schlafen geht, braucht man nichts zu sehen. Sie fühlte sich jetzt wieder erwärmt und aufgeräumt. Mitten im Zimmer stand sie, um zu sehen, ob irgendwo noch etwas fehlte.

Sie wunderte sich mit einem Male, daß Jacques noch nicht da war. Das Pfeifen einer Lokomotive lockte sie an das Fenster. Der Elf-Uhr-Zwanzig-Zug nach Havre ging soeben ab. Die riesige Bahnhofsanlage, die Furche, welche vom Bahnhof bis zum Tunnel von Les Batignolles reicht, bildete ein einziges Schneefeld, in welchem man nur die Glieder des Schienenfächers unterschied. Die Lokomotiven und Reservewaggons sahen wie weiße, unter einem Hermelinmantel schlummernde kleine Berge aus. Und zwischen den unbefleckten Glasdächern der großen Hallen und gegenüber dem von weißen Spitzen umsäumten Gliederwerk des Pont de l'Europe sah' man trotz des nächtlichen Dunkels die Häuser der Rue de Rome sich schmutzig gelb aus all diesem Weißen abheben. Der directe Zug nach Havre glitt jetzt schwarz aus der Halle hervor, sein großes Signallicht am Bug der Lokomotive durchbohrte die Finsterniß mit seiner hellleuchtenden Flamme. Sie sah ihn unter der Brücke verschwinden und die drei Schlußlaternen den Schnee blutig färben. Als sie sich umwandte, überlief sie abermals ein Frösteln: war sie wirklich allein? Sie hatte einen warmen Hauch in ihrem Nacken, eine brutale Berührung durch ihre Kleider hindurch auf ihrem Körper zu fühlen gemeint. Ihre sich vergrößernden Augen durchforschten abermals den Raum. Nein, es war niemand da.

Warum zögerte Jacques nur so lange? Es verflossen weitere zehn Minuten. Ein leises Kratzen, das Streifen eines Fingernagels über das Holz beunruhigte sie plötzlich. Doch jetzt verstand sie, sie sollte öffnen. Er war es mit einer Flasche Malaga und einem Kuchen.

Sich schüttelnd vor Lachen, hing sie mit überquellender Zärtlichkeit an seinem Halse.

„O wie lieb, daß Du an mich gedacht!"

„Pst, pst," machte er und winkte ihr lebhaft, zu schweigen.

Sie senkte schnell ihre Stimme, denn sie glaubte, der Portier wäre hinter ihm her. Aber nein, auch er hatte Glück gehabt; er hatte gerade klingeln wollen, als sich die Thür öffnete und eine Dame nebst Tochter auf die Straße traten. Er hatte also unbemerkt die Treppe passiren können.

„Wir wollen also keinen Lärm machen und ganz, ganz leise sprechen!"

Sie antwortete ihm mit einer leidenschaftlichen Umarmung und bedeckte sein Gesicht mit stummen Küssen. Es stimmte sie heiter, alles geheimnißvoll machen zu sollen und nur ganz verstohlen tuscheln zu dürfen.

„Sei unbesorgt, man soll von uns nicht mehr hören als von zwei kleinen Mäuschen."

Vorsichtig machte sie den Tisch zurecht, zwei Teller, zwei Gläser und zwei Messer stellte sie darauf. Sie mußte gewaltsam das Lachen unterdrücken, als ein zu hastig hingesetzter Gegenstand klirrte.

Er sah ihr ebenfalls belustigt zu und sagte leise:

„Ich habe mir gedacht, daß Du Hunger haben würdest."

„O ich sterbe vor Hunger!"

„Soll ich noch einmal hinuntergehen und Dir ein Huhn holen?"

„Damit Du nicht wieder herauf kommst? . . . Nein, nein, ich werde von dem Kuchen satt."

Sie setzten sich, Seite an Seite, fast auf einen Stuhl, der Kuchen wurde zerschnitten und unter verliebten Neckereien verzehrt. Sie klagte über Durst und trank hintereinander zwei Glas Malaga aus, was ihr vollends das Blut in die Wangen trieb. Der Ofen röthete sich, sie fühlten seinen glühenden Athem auf ihrem Rücken. Doch als Jacques ihren Nacken mit lauten Küssen bedeckte, that sie ihm Einhalt.

„Pst, pst!"

Tief unten, durch den Schnee gedämpft, hörte man ein unbestimmtes Dröhnen, die Abfahrt eines Zuges, dessen schwaches Pfeifen einem Weinen glich.

„Der Zug nach Auteuil," flüsterte er, „zehn Minuten vor Mitternacht." Dann, mehr hauchend als sprechend: „Willst Du, Geliebte?"

Sie antwortete nicht Die Vergangenheit drängte sich wieder in diesen Taumel des Glückes, gegen ihren Willen durchlebte sie jetzt noch einmal die Stunden, welche sie hier in diesem Zimmer mit ihrem Manne verbracht hatte. Immer heftiger stürmten die Erinnerungen auf sie ein, noch nie zuvor hatte sie ein so brennendes Verlangen gefühlt, ihrem Geliebten alles zu sagen, sich ihm ganz auszuliefern. Sie hoffte ihm noch mehr als zuvor anzugehören, wenn sie in seinen Armen, an seinem Ohre ihm alles beichten würde.

„Willst Du, Geliebte?" wiederholte Jacques.

Sie schreckte zusammen, als sie die Lippen des jungen Mannes sich fest an die ihrigen pressen fühlte. Ohne ein Wort zu sprechen, stand sie vom Tisch auf. Das Geschirr blieb unordentlich stehen und das Lichtstümpfchen war nahe dem Erlöschen, schon flackerte die Flamme ersterbend auf. Als er sich zu ihr legte, umschlangen ihn ihre Arme und in leidenschaftlicher Hingabe verging ihnen fast der Athem. Kein leiser Schrei, kein Geräusch durchtönte das Zimmer, aber man fühlte durch die todte Luft des Zimmers das gewaltige Erzittern, den heißen Athem dieser beiden Liebenden dringen.

Als sie wieder die Augen öffneten, staunte er.

„Du, das Licht ist aus."

Sie machte eine leise Bewegung, die bedeuten sollte, daß sie sich wenig daraus mache. Dann fragte er mit unterdrücktem Lachen:

„Nun, bin ich vernünftig?"

„Ja, Niemand hat uns gehört . . . Genau wie zwei Mäuschen."

Sie sagten zunächst nichts mehr, das Zimmer war wieder dunkel, man unterschied kaum die beiden bleichen Quadrate der Fenster; an der Decke spiegelte sich nur ein Strahl des Feuers im Ofen, ein runder blutrother Fleck, wieder. Sie betrachteten ihn mit weitgeöffneten Augen. Im Hause hörte man Thüren klappen, dann versank alles in einen dumpfen, friedlichen Schlummer. Der Zug von Cannes war soeben angekommen, man hörte das Zusammenschlagen der Puffer nur wie aus weiter Ferne herauftönen.

Der runde Fleck an der Decke wurde größer und glich immer mehr einem blutigen Male. Während Séverines Augen ihn betrachteten, nahmen in ihrer Einbildung die Dinge um sie her Stimme an und erzählten ganz laut ihre Geschichte. Sie fühlte die Worte sich auf ihre Lippen drängen und eine fluthende Woge ihre Haut durchrieseln. Wie schön würde es sein, kein Geheimniß mehr vor ihm zu haben, ganz in ihn aufzugehen!

„Du weißt noch nicht, Geliebter . . ."

Auch Jacques' Augen hafteten an dem blutigen Male. Er verstand sie recht gut. Er fühlte in diesem, so eng an den seinen geschmiegten, zarten Körper das Steigen der Fluth dieses dunklen, ungeheuren Etwas, an das sie Beide dachten, ohne je davon zu sprechen. Bis jetzt hatte er sie am Reden verhindert, er fürchtete sich vor dem ihn warnenden Schauer von ehedem, und daß ihr bisheriges Leben eine andere Gestaltung annehmen würde, wenn zwischen ihnen von Blut die Rede sein würde. Aber diesmal fühlte er nicht mehr die Kraft, ihren Kopf zurückzubiegen und ihre Lippen mit einem Kuß zu verschließen.

Und abermals, fast ohne die Lippen von seinem Halse zu lösen, flüsterte sie sanft:

„Du weißt ja nicht, Geliebter . . ."

Das war das Geständniß, unvermeidlich kam es herauf. Nichts in der Welt konnte es aufhalten. Man hörte keinen Hauch mehr in dem großen Hause. Draußen in dem eingeschneiten, in Schweigen versunkenen Paris vernahm man kein Geräusch von Wagen; der um Mitternacht abgegangene letzte Zug nach Havre schien alle-

Leben mit sich entführt zu haben. Der Ofen pustete nicht mehr, das Feuer verzehrte sich unter der Asche, aber der rothe Fleck an der Decke lebte noch und glich einem schreckensvoll starrenden Auge. Es war so heiß im Zimmer, daß ein erstickender Nebel über dem Bett zu lagern schien.

„Du weißt ja nicht, Geliebter . . .“

„Ja, ja, ich weiß,“ drängten sich auch ihm unwiderstehlich die Worte auf.

„Nein, Du ahnst vielleicht, aber Du kannst nicht Alles wissen.“

Und ganz leise, so leise, daß ein an den Fenstern hinauf schwirrendes Insect der Nacht ein größeres Geräusch gemacht haben würde, erzählte sie ihm alles: wie der Präsident Grandmorin sie verführt; wie Roubaud sie geheirathet und das Vergangene entdeckt hatte; wie er den Präsidenten getödtet.

„Hier, in diesem Zimmer, war es, im vergangenen Februar, als Roubaud mit mir in Paris war . . . Wir hatten an jenem Tage heiter gefrühstückt, so wie wir vorhin dort zur Nacht aßen . . . Es kam die Rede auf einen kleinen Ring, ein Geschenk des Präsidenten ohne jeden weiteren Werth, und, ich weiß nicht wie es geschah, bei dieser Gelegenheit erfuhr er Alles . . . O, mein Schatz, Du kannst Dir nicht vorstellen, wie er mich behandelt hat!“

Es fröstelte sie, er fühlte ihre kleinen Hände sich an seinem Körper falten. „Ein Schlag mit der Faust streckte mich zu Boden . . . Dann zerrte er mich an den Haaren durch die Stube . . . Er hob seinen Absatz, als wollte er mir das Gesicht zertreten . . . So lange ich lebe wird mir die Erinnerung an diesen Auftritt bleiben . . . Und dann schlug er mich abermals. Ich kann Dir nicht Alles wiederholen, was er mich fragte, bis er mich so weit hatte, Alles zu sagen! Du siehst, ich bin sehr offen, denn ich erzähle Dir Dinge, die ich Dir garnicht zu erzählen brauchte. Und trotzdem würde ich es nie wagen, Dir jene schmutzigen Fragen zu wiederholen, auf die ich antworten mußte, wollte ich mich nicht der Gefahr aussetzen, von ihm erwürgt zu werden. Er liebte mich, darüber war kein Zweifel, und sein Kummer muß ein gewaltiger gewesen sein, als er das vernahm. Ich gebe auch zu, daß ich ehrlicher gehandelt hätte, wenn ich ihm dies Alles vor der Hochzeit gesagt haben würde. Doch alles das war ja verjährt, vergessen. Nur ein Wilder kann so toll vor Eifersucht sein, wie er . . . Wirst Du, nun Du alles das weißt, mich jetzt weniger lieben als früher?“

„Warum sollte ich Dich nicht mehr lieben? . . . Was geht mich Deine Vergangenheit an? . . . Du bist die Frau von Roubaud, Du hättest eben so gut die eines Anderen sein können.“

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Beide umarmten sich, daß ihnen der Athem ausging.

„Du bist also die Geliebte jenes Alten gewesen. Wie komisch!“

Sie zog sich bis zu seinem Mund empor und sagte unter einem Kusse: „Ich liebe nur Dich, ich habe nie einen Anderen als Dich geliebt . . . Geh' mir mit den Anderen! Du erst hast mich glücklich gemacht, Geliebter!“

Ihre sich anbietende Zärtlichkeit, ihr Tasten nach ihm mit ihren zitternden Händen entflammte auch seine Sinne. Und trotzdem hielt er sie noch von sich ab.

„Nein, nein, warte noch ein wenig . . . Und diesen Greis also? . . .“

Fast lautlos, unter dem Erzittern ihres ganzen Wesens hauchte sie: „Ja, wir haben ihn getödtet!“

Der Schauer des Verlangens erstarb vor jenem Schauer des Todes, der in ihr erwachte. Es war, als entstände der Todeskampf noch einmal, inmitten ihres Begehrens. Einen Augenblick lag sie, wie von einem Schwindel befallen, leblos da. Dann drückte sie abermals ihre Nase an den Hals des Geliebten und mehr hauchend als sprechend, erzählte sie: „Er ließ mich schreiben, damit der Präsident denselben Zug nähme wie wir, nicht dasselbe Coupé . . . Ich erzitterte in meiner Ecke aus

Angst vor dem Unglück, in das zu rennen wir im Begriff standen. Mir gegenüber saß eine ganz in Schwarz gekleidete Frau; sie sagte nichts, aber ich fürchtete mich vor ihr. Ich sah sie nicht einmal, aber ich bildete mir ein, daß sie klar in meinen Gedanken las, daß sie sehr wohl wußte, was wir vorhatten. . . . So vergingen die zwei Stunden von Paris bis Rouen. Ich sagte kein Wort, ich bewegte mich kaum, ich schloß die Augen, um den Anschein zu erwecken, als ob ich schliefe. Neben mir fühlte ich ihn, auch er bewegte sich nicht. Mich erschreckte, daß ich die fürchterlichen Dinge voraussah, die er in seinem Kopfe umherwälzte, ohne daß ich genau errathen konnte, wohin sein Entschluß zielte . . . O, welche Fahrt, welche Fluth von Gedanken im Kopf inmitten des Gepfeifes, der Erschütterungen und des Dröhnens der Räder!"

Jacques hatte seinen Mund der Fülle ihrer duftenden Haare genähert, er bedeckte sie in regelmäßigen Pausen mit langen, unbewußten Küssen.

„Wenn Ihr nicht in demselben Coupé saßet, wie habt Ihr ihn da ermorden können?"

„Warte, Du wirst gleich den Plan meines Mannes verstehen. Daß er glückte, ist nur dem Zufall zu danken . . . In Rouen gab es zehn Minuten Aufenthalt. Wir stiegen aus, er zwang mich, bis zum Coupé des Präsidenten zu gehen, wie Leute, die sich die Beine vertreten wollen. Wie er den Präsidenten in der Coupéthür stehen sah, that er überrascht, als ob er nicht gewußt hätte, daß jener denselben Zug benutzte. Auf dem Perron stieß und drängte man sich. Eine Menge Menschen nahm im Sturm die Coupés zweiter Klasse, weil am folgenden Tage in Havre ein Fest gefeiert werden sollte. Als man die Thüren zu schließen begann, nöthigte der Präsident selbst uns in sein Coupé. Ich weigerte mich und sprach von unserem Gepäck, doch er beruhigte mich, er meinte, man würde es uns gewiß nicht stehlen; in Barentin könnten wir ja in unser Coupé zurückkehren, da er doch dort ausstiege. Eine Sekunde schien mein Gatte besorgt nach unserem Coupé laufen zu wollen, um die Stücke zu holen. In diesem Augenblick pfiff der Zugführer, er entschloß sich, drängte mich in das Coupé, stieg hinter mir ein, warf die Coupéthür zu und zog das Fenster hoch. Wie es kam, daß man uns nicht gesehen hat, begreife ich heute noch nicht. Es liefen viele Leute umher, die Beamten verloren den Kopf, kurz es hat sich kein Zeuge gefunden, der uns wirklich gesehen hat. Langsam rollte der Zug aus dem Bahnhof.

Ich war wie betäubt und mein erster Gedanke galt unserem Gepäck: wie konnten wir es wieder erhalten? Würde man es uns nicht verkaufen, wenn wir es liegen ließen? Der Mord erschien mir als etwas so Dummes, Unmögliches, als ein kindischer Traum, an dessen Ausführung zu denken Wahnsinn wäre. Schon am nächsten Tage mußten wir, so schien es mir, verhaftet und überführt werden können. Auf diese Weise suchte ich mich zu beruhigen; ich sagte mir, mein Gatte würde vor diesem letzten Schritt zurückscheuen, das würde nicht, das könnte nie sein. Als ich ihn aber mit dem Präsidenten sprechen hörte, fühlte ich, daß sein wilder Entschluß unbeugsam feststand. Trotzdem war er sehr gefaßt und sprach sogar heiter, wie gewöhnlich. Nur aus seinem klaren, einen Augenblick scharf auf mich gerichteten Blick las ich die Hartnäckigkeit seines Willens. Er wollte ihn tödten, ein, zwei Kilometer weiter, kurz an der von ihm ausgedachten Stelle, die mir unbekannt war: das war sicher, das sprach aus den ruhigen Blicken, die den Andern, der bald nicht mehr sein sollte, maßen. Ich sprach kein Wort; mein furchtbares inneres Zittern suchte ich unter einem Lächeln zu verstecken, sobald mich Jemand ansah. Warum ich nicht daran gedacht habe, alles das zu verhüten? Erst später erstaunte ich, daß ich nicht gleich an die Thür geeilt bin oder das Lärmsignal gezogen habe. In jenem Augenblick war ich wie gelähmt, ich fühlte mich vollständig ohnmächtig. Mein Gatte schien zweifellos in seinem Recht. Da ich Dir Alles

sage, Geliebter, muß ich Dir auch Folgendes erzählen: ich stand mit meinem ganzen Empfinden und gegen meinen Willen auf seiner Seite; Beide zwar hatten mich besessen, aber mein Mann war noch jung, während der Andere ... o, diese entsetzlichen Zärtlichkeiten des Anderen! ... Uebrigens, weiß man, wie es geschieht? Man thut Dinge, die man nie für möglich gehalten haben würde. Nicht ein Huhn würde ich zu schlachten wagen! O, wie diese Empfindung einer Sturmnacht, dieses fürchterliche schwarze Etwas in mir aufheulte!"

Und Jacques empfand wirklich in diesem Augenblick die Undurchdringlichkeit des zarten Geschöpfs in seinen Armen, jene schwarze Tiefe von der Séverine sprach. Er hatte gut sie noch dichter als zuvor an sich heranzuziehen, er drang doch nicht in ihr Innerstes. Eine fieberhafte Aufregung bemächtigte sich seiner.

„Und, sage mir, hast Du bei der Ermordung des Alten geholfen?"

„Ich saß in einer Ecke," fuhr Séverine fort, ohne auf seine Frage zu antworten. „Mein Gatte trennte mich von dem Präsidenten, der in der andern Ecke lehnte. Sie sprachen von den bevorstehenden Wahlen ... Von Zeit zu Zeit sah ich meinen Gatten sich vorbeugen, wie von Ungeduld ergriffen warf er einen Blick nach draußen, um sich zu vergewissern, wo wir uns befänden ... Ich folgte jedesmal seinem Blicke und orientirte mich auf diese Weise, wie weit wir schon gefahren waren. Die Nacht schimmerte bleich, und wie rasend flogen die schwarzen Massen der Bäume an uns vorüber. Und immer wieder dieses Rasseln der Räder, das mir noch nie zuvor so aufgefallen war, dieser schreckliche Tumult stöhnender und wüthender Stimmen, wie jämmerliches Schreien zu Tode getroffener Thiere. Mit voller Schnelligkeit raste der Zug dahin ... Plötzlich grelle Lichter, der Lärm des Zuges hallte zwischen den Gebäuden eines Bahnhofs wieder. Wir waren schon in Maromme, also zwei und eine halbe Meile von Rouen entfernt. Malaunay kam noch und dann Barentin. Wo sollte es vor sich gehen? Wollte er bis auf die letzte Minute warten? Ich war mir der Zeit und der Entfernungen nicht mehr klar bewußt, ich hatte das Gefühl eines mit betäubender Schnelligkeit durch die Dunkelheit niederschießenden Steines. Aber als wir Malaunay passirt hatten, begriff ich mit einem Male Alles: die Sache sollte sich einen Kilometer weiter, im Tunnel abspielen. Ich wandte mich zu meinem Manne, unsere Blicke begegneten sich: ja, richtig, im Tunnel, in zwei Minuten. Und weiter rasselte der Zug, die Abzweigung nach Dieppe war passirt, ich sah den Weichensteller auf seinem Posten. Dort sind Hügel, und auf diesen Hügeln glaubte ich Menschen mit gegen uns ausgestreckten Armen zu bemerken, die uns Schmähungen zuriefen. Jetzt pfiff die Lokomotive lang anhaltend: wir fuhren in den Tunnel ein ... O, welch' Dröhnen unter dieser niedrigen Wölbung! Du weißt, dieser Lärm des erschütterten Eisens, der einem Hagel von Hammerschlägen gleicht, auf den Ambos niedersausend. In diesem Augenblick der Furcht glaubte ich das Rollen des Donners zu hören."

Sie zitterte und unterbrach sich, um mit veränderter, fast lachender Stimme zu sagen: „Es ist doch zu thöricht, Lieber, noch jetzt diese Kälte in den Knochen zu fühlen. Und doch ist mir an Deiner Seite so warm und ich bin so glücklich! ..."

Und wieder hielten sie sich fest umschlungen. Séverine fuhr fort: „Der Zug passirte den Tunnel, der sehr lang ist. Man bleibt beinahe drei Minuten darin. Mir war es, als wäre es schon eine Stunde ... Der Präsident sprach nicht mehr, denn das Getöse war ein zu lautes. Meinen Mann schien in diesem Augenblick eine Schwäche befallen zu haben, denn er rührte sich noch immer nicht. Ich sah nur beim tanzenden Schein der Lampe seine Ohren sich violett färben ... Wollte er erst wieder unter freiem Himmel sein? Der ganze Vorgang war für mich von nun an ein so unvermeidlicher, daß ich nur einen Wunsch hatte: unter dieser Erwartung nicht länger leiden zu müssen. Warum mordete er nicht, wenn es sein mußte? Fast hätte ich an seiner Statt zum Messer gegriffen, so außer mir war ich vor

Furcht und Leiden ... Er sah mich an. Ohne Zweifel stand mir das auf dem Gesicht geschrieben. Plötzlich sprang er auf und ergriff den Präsidenten, der sein Gesicht der Thür zugedreht hatte, bei den Schultern. Dieser schüttelte ihn erschrocken, mit einer instinctiven Bewegung, ab und streckte den Arm nach dem Allarmknopf aus. Schon berührte er ihn, doch wurde er von dem Andern zurückgerissen und mit einem so kräftigen Stoß auf das Polster geworfen, daß er wie gebrochen dalag. Während er mit vor Staunen und Furcht offenem Munde wirre Rufe ausstieß, die in dem Lärm des Zuges verhallten, hörte ich meinen Mann deutlich das Wort: Schuft! Schuft! Schuft! mit einer pfeifenden, immer kreischenderen Stimme ausrufen. Der Lärm verstummte, der Zug verließ den Tunnel, die bleiche Landschaft erschien wieder mit den schwarzen, vorüberfliegenden Bäumen ... Ich war in meiner Ecke geblieben und drängte mich, so weit ich konnte, steif und starr in die Polster. Wie lange dauerte dieser Kampf schon? Kaum einige Sekunden. Mir schien er nimmer enden zu wollen, ich glaubte, die Reisenden müßten das Geschrei hören, die Bäume uns sehen. Mein Mann hatte das geöffnete Messer in der Faust, konnte aber nicht zustoßen, denn er wurde mit Fußstößen abgewehrt und schwankte auf dem beweglichen Boden des Waggons hin und her. Des Präsidenten Kniee mußten festgehalten werden, und dabei sauste der Zug mit voller Geschwindigkeit dahin und das Pfeifen der Lokomotive kündete bereits die Nähe des Ueberganges bei la Croix-de-Maufras an ... Da warf ich mich, ohne mich zu erinnern wie es geschah, über die Beine des Mannes. Wie ein Packet ließ ich mich niederfallen, ich drückte seine Beine mit meinem ganzen Gewicht nieder, so daß er sich nicht mehr rühren konnte. Weiter habe ich nichts gesehen, aber alles gefühlt: den Stoß des Messers in die Gurgel, den Krampf des Körpers, den Tod, der in drei Zügen kam, wie das Ablaufen einer zerbrochenen Uhr ... Noch fühl' ich das Nachzittern dieses Todeskrampfes in meinen Gliedern!"

Jacques wollte sie gierig unterbrechen. Doch jetzt eilte sie, zu Ende zu kommen. „Nein warte ... Als ich mich erhob, passirten wir mit vollem Dampf bei la Croix-de-Maufras. Ich habe genau die geschlossene Fassade des Hauses gesehen, dann das Bahnwärterhäuschen. Es fehlten nur noch vier Kilometer, höchstens fünf Minuten, bis wir in Barentin eintrafen ... Der Körper lag auf dem Polster, das Blut lief wie eine dicke Lache nieder. Mein Mann stand zitternd, aufrecht da, schwankend bei den Stößen des Waggons, er sah den Ermordeten an und wischte das Messer mit seinem Taschentuch ab. Das dauerte eine Minute, ohne daß Einer von uns an die Rettung dachte. Behielten wir diesen Körper bei uns, blieben wir im Coupé, so war vielleicht schon in Barentin Alles entdeckt ... Er hatte inzwischen das Messer in die Tasche geschoben, er schien aufzuwachen. Ich sah ihn dem Todten die Uhr, das Geld, Alles, was er finden konnte, abnehmen. Dann öffnete er die Thür und versuchte, den Leichnam hinauszustoßen, doch nahm er ihn nicht in seine Arme, denn er fürchtete, sich blutig zu machen. „So hilf mir doch!" Ich rührte mich nicht, denn ich fühlte meine Glieder nicht mehr. „In des Teufels Namen, willst Du mir helfen!" Der zuerst hinausgeschobene Kopf hing über dem Trittbrett, während der wie eine Kugel zusammengerollte Rumpf nicht hinaus wollte. Und der Zug flog dahin ... Endlich, unter einem stärkeren Ruck, überschlug sich der Körper und verschwand beim Dröhnen der Räder. „O, dieser Schuft; nun ist's also geschehen!" Dann raffte er die Reisedecke auf und warf sie hinterher. Jetzt standen wir Beide allein vor dem Blut auf dem Polster, auf das wir uns nicht zu setzen wagten ... Die weit offen stehende Thür schlug hin und her; fast ohnmächtig und wie betäubt, begriff ich zuerst nicht, als ich meinen Mann aussteigen und verschwinden sah. Gleich darauf kehrte er zurück. „Vorwärts, beeile Dich, wenn Du nicht willst, daß man uns den Hals abschneidet!" Ich rührte mich nicht, er wurde ungeduldig. „Komm' in des Teufels Namen, unser Coupé ist leer, wir müssen zurück." Leer unser Coupé, dorthin war er also gegangen? Wußte er

auch genau, ob nicht die schwarze Dame, die nichts sagte, die man nicht erkannte, noch immer in ihrer Ecke saß? . . . „Willst Du kommen, oder ich werfe Dich hinaus wie Jenen!“ Er war wieder hinaufgestiegen und trieb mich gewaltsam, wie wahnsinnig, vor sich her. Schon stand ich draußen auf dem Trittbrett, meine beiden Hände krampften sich um die Messingstange. Er war hinter mir und schloß vorsichtig die Coupéthür. „Vorwärts doch!“ Ich getraute mich nicht, denn mir schwindelte vor der rasenden Eile und der sturmwindartige Wind drohte mich fortzuwehen. Meine Haare lösten sich, ich glaubte schon, meine erstarrten Hände würden die Messingstange fahren lassen. „Vorwärts!“ Er stieß mich, ich mußte gehen, indem ich eine Hand um die andere los ließ. Ich drängte mich an die Waggons heran, während meine Kleider wie rasend meine Beine umflogen und sich um sie wickelten. Schon sah man in der Ferne hinter einer Kurve die Bahnhofslichter von Barentin. Die Lokomotive pfiff. „So geh' doch in des Teufels Namen!“ O, dieser Höllenlärm, diese wilden Stöße! Trotzdem mußte ich vorwärts. Mir schien, als hätte mich ein Orkan erfaßt und wirbelte mich wie einen Strohhalm umher, um mich dort unten an einer Mauer zu zerschmettern. Hinter meinem Rücken floh die Landschaft, die Bäume folgten mir in einem wilden Galopp und drehten sich um sich selbst und jeder stieß einen Klageton beim Vorübergleiten aus. Am Ende des Waggons, als ich auf den nächsten hinüber mußte, um die Brüstung wieder zu ergreifen, blieb ich stehen; mein Muth war zu Ende. Ich fand dazu nicht mehr die Kraft. „Schnell doch schnell!“ Er stand dicht hinter mir, er drängte mich, ich schloß die Augen und wie ich weiter gekommen, weiß ich nicht; der Instinct trieb mich, wie ein Thier, das seine Klauen einkrallt, um nicht zu stürzen. Wie kam es, daß man uns nicht gesehen hat? Drei Waggons mußten wir passiren, von denen einer zweiter Klasse überfüllt war. Ich erinnere mich noch der Menge Köpfe, die die Lampe hell beschienen; ich glaube, ich würde sie wiedererkennen, wenn ich ihnen eines Tags begegnete: einen dicken Mann mit rothem Backenbart, zwei junge Mädchen, die sich lachend vorbeugten. „Willst Du gehen, willst Du gehen!“ Weiter weiß ich nichts, die Lichter von Barentin näherten sich, die Lokomotive pfiff, meine letzte Empfindung war, an den Haaren emporgehoben und durch die Leere geschleppt, geschleift worden zu sein. Mein Mann mußte mich umfassen, über meine Schulter fort die Coupéthür öffnen und mich direct in das Innere werfen. Bebend und halb ohnmächtig erwachte ich in einer Ecke wieder, gerade als wir anhielten. Ohne mich zu rühren, hörte ich ihn mit dem Bahnhofsvorsteher in Barentin einige Worte wechseln. Dann fuhr der Zug weiter, er sank ebenfalls, völlig erschöpft, auf einen Sitz. Bis Havre haben wir nicht mehr den Mund aufgethan . . . O, ich hasse ihn, ich hasse ihn für diese Abscheulichkeiten, unter denen ich leiden mußte. Und Dich, Dich, mein Schatz liebe ich für alles Glück, was Du mir geschenkt hast.“

Séverine war erlöst von den Gräueln ihrer Erinnerungen, und nun das brennende Verlangen nach dieser Beichte gestillt war, klang dieser Aufschrei wie ein Triumph ihrer Freude. Jacques, der sich ganz wirr im Kopfe fühlte und gleich ihr glühte, hielt sie noch einmal zurück.

„Nein, nein warte . . . Du lagst also auf seinen Beinen und hast ihn sterben gefühlt?“

In ihm war das Unbekannte wieder wach geworden, eine wild sich bäumende Woge stieg aus den Eingeweiden auf und erfüllte seinen Kopf mit blutigen Bildern. Die Neugier hatte ihn gepackt.

„Du hast gefühlt, wie das Messer in den Körper schlüpfte?“

„Ja, mit einem dumpfen Schlag.“

„Ah, mit einem dumpfen Schlag . . . Es klang nicht wie ein Zerreißen, Du [illegible]ssen gewiß?“

„Ja, es war wie eine Erschütterung.“
„Und dann zeigte sich ein Schauer?“
„Drei Schauer durch seinen ganzen Körper, ich habe sie in seinen Beinen fühlen können.“
„Diese Schauer ließen ihn in die Höhe fahren, nicht wahr?“
„Ja, der erste war sehr stark, die beiden anderen schwächer.“
„Und was für eine Empfindung hattest Du, als Du ihn an dem Messerstich sterben fühltest?“
„Ich weiß es nicht.“
„Du weißt es nicht? Warum lügst Du? ... Sage mir, sage mir ganz offen, was Du empfandest ... Qual?“
„Nein, keine Qual.“
„Vergnügen?“
„O, auch kein Vergnügen!“
„Was also, meine Liebe? Ich bitte Dich, sage mir Alles ... Wenn Du wüßtest ... Sage mir, was man fühlt ...“
„Mein Gott, kann man das so aussprechen? ... Es ist so schauderhaft und man fühlt sich so weit, weit fortgetragen! Ich habe in dieser einen Minute mehr gelebt, als in meinem ganzen voraufgegangenen Leben.“

Die Zähne aufeinander gepreßt, riß Jacques sie jetzt an sich, und auch Séverine gab sich ihm willig hin. Auf dem Grunde des Todes fanden sie die Liebe wieder. Man vernahm nichts weiter, als ihren keuchenden Athem. Der blutige Wiederschein an der Decke war verschwunden. Der Ofen war ausgebrannt, in dem Zimmer begann in Folge der von draußen hereinbringenden großen Kälte eine eisige Luft zu wehen. Kein Laut stieg aus dem vom Schnee wie auswattirten Paris herauf. Eine kurze Zeit hörte man das Schnarchen der Nachbarin, dann aber war wieder alles verschlungen von dem schwarzen Schlunde des schlafenden Hauses.

Plötzlich fühlte Jacques wie Séverine einer tiefen Müdigkeit nachgab. Die Reise, der ausgedehnte Aufenthalt bei Misard, das Fieber dieser Nacht, alledem war sie nicht gewachsen. Halb im Schlaf schon, wünschte sie ihm wie ein artiges Kind eine gute Nacht und schon schlief sie auch, ruhig athmend, ein. Der Kuckuck meldete drei Uhr.

Jacques selbst konnte kein Auge schließen; eine unsichtbare Hand schien ihm die Lider immer wieder aufzureißen. Er unterschied jetzt nichts mehr in dem völlig in Nacht getauchten Zimmer, alles, der Ofen, die Möbel, die Mauern, bildete ein einziges schwarzes Schattenmeer. Er mußte sich umdrehen, um nur die beiden starren, so bleich und so luftig wie ein Traum schimmernden Fensterquadrate sehen zu können. Trotz seiner marternden Müdigkeit hielt ihn eine merkwürdige Gehirnthätigkeit wach und haspelte unaufhörlich denselben Schwall von Gedanken ab. Jedesmal, wenn er sich mühte einzuschlafen, begann dieselbe Qual von Neuem, dieselben Bilder zogen an ihm vorüber und weckten dieselben Gedanken. Und was mit mechanischer Regelmäßigkeit vor ihm sich abspielte, während seine starr blickenden und weit geöffneten Augen den Schatten aufsuchten, war Zug um Zug jener Mord. Immer wieder erstand er gleich schmerzlich vor ihm. Das Messer drang mit dumpfem Schlag in die Kehle, den Körper durchzog ein dreimaliger, lang anhaltender Krampf, das Leben entfloh in einem Strome warmen Blutes, eine rothe Fluth fühlte er über seine Hände gleiten. Zwanzig, dreißig Male drang das Messer in den Hals, kämpfte der Körper den Todeskampf. Das erstickte ihn, brachte ihn außer sich und machte die Nacht aufrührerisch. Das er doch auch einen solchen Stoß führen könnte, sein seltsames Verlangen zu stillen und zu wissen, was man dabei empfindet; auskosten diese Minuten, in denen man mehr lebt als in einem ganzen Leben!

Und wieder war Jacques zu Muthe, wie von Jugend auf. Er hatte sich

geheilt geglaubt, denn dieses Verlangen war schon seit Monaten, seitdem er diese Frau besaß, in ihm gestorben. Und jetzt empfand er es unter dem Eindruck dieses Mordes, während sie seinem Körper nahe war, stärker als je zuvor. Er hatte sich noch weiter von ihr zurückgezogen, er vermied jede Berührung mit ihr, denn er fieberte bei der geringsten Annäherung. Eine unerträgliche Hitze kroch über sein Rückgrat, als hätte sich die Matratze unter seinem Körper in einen glühenden Rost verwandelt. Ein Prickeln, feurige Spitzen schienen ihm den Leib zu durchbohren. Er versuchte seine Hände unter der Decke vorzuziehen, aber sofort froren sie und weckten in ihm ein Frösteln auf. Er fürchtete sich vor seinen Händen und zog sie schnell wieder zurück, er schob sie unter seinen Rücken und klemmte sie dort fest, als fürchtete er von ihnen irgend eine abscheuliche Handlung, eine That, die er nicht wollte und die er doch gegen seinen Willen begehen könnte.

Jedesmal, wenn der Kuckuck rief, zählte Jacques. Vier Uhr, fünf Uhr, sechs Uhr. Er lechzte nach dem Tage, er hoffte, daß der junge Morgen dieses Alpdrücken verscheuchen würde. Er wandte sich dem Fenster zu und beobachtete die Scheiben. Aber noch immer war dort nichts anderes zu sehen, als der Wiederschein des Schnees. Ein Viertel vor fünf Uhr, mit einer Verspätung von nur vierzig Minuten, hatte er den directen Zug von Havre einfahren gehört, ein Beweis, daß die Geleise wieder passirbar waren. Erst nach sieben Uhr sah er einen milchigen, bleichen Schimmer langsam durch die Fenster schleichen. In diesem undeutlichen Licht, in welchem die Möbel umherzuschwimmen schienen, erhellte sich jetzt auch das Zimmer. Der Ofen tauchte auf, der Wandschrank, das Buffet. Er konnte noch immer nicht die Lider schließen, seine Augen irrten vielmehr unstät umher, als verlangten sie, zu sehen. Trotzdem es noch nicht hell war, ahnte er mehr auf dem Tisch das am Abend vorher zum Schneiden des Kuchens benutzte Messer, als daß er es sah. Er bemerkte nur noch dieses kleine Messer mit der scharfen Spitze. Der Tag nahm zu, das ganze, durch die beiden Fenster hereinströmende Licht schien sich auf diese dünne Klinge zu sammeln. Die Angst vor seinen Händen ließ ihn sie noch tiefer unter seinem Körper verbergen, denn er fühlte, wie sie aufgeregt und stärker als sein Wille zuckten. Waren sie nicht mehr ein Theil seiner selbst? Diese Hände gehörten nicht mehr ihm, einem Andern, sie waren von irgend einem Vorfahren auf ihn überkommen, aus jener Zeit, in welcher der Mensch noch die wilden Thiere in den Wäldern würgte!

Um das Messer nicht mehr zu sehen, wandte sich Jacques Séverine zu. Sie schlief bei ihrer großen Müdigkeit sehr ruhig mit dem Athem eines Kindes. Ihre aufgelösten, schweren, schwarzen Flechten bildeten bis zu ihren Schultern ein düstres Kissen; und unter dem Kinn tauchte zwischen den Locken ihre leise angehauchte, rosige Kehle, zart wie Milch, auf. Er betrachtete sie, als ob sie ihm etwas neues wäre. Der Anblick dieser weißen Kehle rief eine plötzliche Wahnvorstellung in ihm hervor, die nicht weichen wollte. Mit wachsendem Entsetzen fühlte er den gebieterischen Drang, das Messer zu holen und es bis zum Heft in die Brust der geliebten Frau zu stoßen. Er hörte den dumpfen Schlag des eindringenden Stahls, er sah den Körper dreimal aufschnellen, sah den Tod ihn unter einem rothen Strome krümmen. Er kämpfte gegen diesen Wahn an, aber mit jeder Sekunde verlor sein Wille mehr an Macht, als werde er untergetaucht in diese fixe Idee, als sei er an jene äußerste Grenze des Bewußtseins gelangt, wo man besiegt nur dem Drängen des Instincts Folge leistet. Alles bäumte sich in ihm auf, die empörten Hände siegten über sein Bemühen, sie zu verbergen, und entschlüpften ihm. Er sah ein, daß er jetzt nicht mehr Herr über sie sei, und daß sie sich Herrschaft verschaffen würden, wenn er Séverine noch länger anblickte. Er raffte daher seine letzte Kraft zusammen, er verließ das Bett und wälzte sich wie ein Trunkener auf der Diele umher. Dann sprang er auf und suchte wirr tastend seine Kleider zusammen. Sein einziger

Gedanke war, sich schnell anzukleiden, das Messer zu nehmen, auf die Straße zu gehen und die erste beste Frau niederzustechen. Diesmal peinigte ihn sein Verlangen zu mächtig, diesmal mußte er Eine tödten. Er fand sein Beinkleid nicht, trotzdem er es dreimal anfaßte und nicht wußte, daß er es in der Hand hielt. Das Anziehen der Schuhe bereitete ihm eine endlose Mühe. Obwohl es jetzt lichter Tag war, schien ihm das Zimmer von einem weißen Rauche erfüllt, von einem eisigen Nebel, in dem Alles versank. Er zitterte im Fieber, und als er endlich angekleidet war, ergriff er das Messer und verbarg es in seinem Aermel. Er war seiner Sache gewiß, er würde Eine tödten und zwar die erste beste, der er unten begegnete.

Es war acht Uhr, als Jacques auf den Bürgersteig der Rue d'Amsterdam trat. Der Schnee war noch nicht fortgeschafft, man hörte kaum die Schritte der wenigen Passanten. Sogleich hatte er eine alte Frau bemerkt, sie ging der Rue de Londres zu, er folgte ihr nicht. Als ein kleines Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren aus einem Hause gegenüber trat, ging er über den Damm. Als er hinkam, sah er sie in einen Bäckerladen gehen. Seine Ungeduld war so groß, daß er nicht warten wollte, sondern weiter schritt. Seit er das Zimmer mit dem Messer verlassen hatte, war er es nicht mehr, welcher handelte, sondern jener Andere, den er so oft in seinem Innern sich bewegen gefühlt hatte, jener von fernher gekommene Unbekannte, der den erblichen Durst nach Mord löschen wollte. Dieser hatte ehedem getödtet, er wollte noch immer tödten. Die Dinge um Jacques erschienen ihm wie im Traume, denn er sah sie nur durch seine fixe Idee hindurch. Sein tägliches Leben war versunken, er schritt wie ein Nachtwandler dahin, ohne Erinnerung an die Vergangenheit, ohne Gedanken an die Zukunft, einzig unter dem Zwange seines Verlangens. Sein Körper bewegte sich, aber die Seele war entschwunden. Zwei Frauen streiften ihn beim Vorübergehen, er folgte ihnen schnell, doch ein Mann hielt sie plötzlich an. Alle Drei schwatzten und lachten. Der Mann genirte ihn, er folgte deshalb einer andern Frau, einer schwarzhaarigen, blassen Person, die ihre Abgehärmtheit schlecht unter einem dünnen Umschlagetuch verbarg. Sie ging mit langsamen Schritten, wahrscheinlich einer verhaßten, harten und schlecht bezahlten Arbeit entgegen, ihr Gesicht drückte hoffnungslose Verzweiflung aus. Jetzt, nun er eine Einzelne vor sich hatte, beeilte auch er sich nicht mehr, er wartete nur noch die günstigste Gelegenheit ab, zuzustoßen. Sie hatte zweifellos den sie verfolgenden Menschen bemerkt, denn sie drehte sich nach ihm um, und ihre Augen, die von unsäglichen Schmerzen erzählten, schienen ihn zu fragen, was er eigentlich von ihr wolle. Sie waren schon die halbe Straße heruntergegangen; zweimal noch drehte sie sich zurück und hinderte ihn jedesmal, ihr das Messer in den Nacken zu stoßen, das bereits aus dem Aermel hervorblickte. Ihre Augen sprachen eine so beredte Sprache des Elends! Dort unten, wenn sie den Bürgersteig verlassen mußte, wollte er sie niederstechen. Aber plötzlich machte er eine Wendung und folgte einer andern Frau, die in der entgegengesetzten Richtung ging. Alles das ohne Ueberlegung, ohne eigenen Willen, nur weil sie zufällig in diesem Augenblick ihn streifte. Es war einmal nicht anders.

Jacques gelangte hinter dieser wieder zum Bahnhof. Sie machte lebhafte feste Schritte, sie war auffallend hübsch, höchstens zwanzig Jahre alt, etwas stark, blond und hatte schöne Augen, die heiter in die Welt hineinlachten. Sie bemerkte nicht einmal, daß Jemand sie verfolgte. Sie mußte es eilig haben, denn sie hüpfte behende die Freitreppe hinauf, durcheilte das große Vestibül und drängte sich an den Schalter für den Ringbahnverkehr. Als sie ein Billet erster Klasse nach Auteuil nahm, that Jacques das gleiche, er folgte ihr durch die Wartesäle auf den Perron bis in das Coupé, wo er sich an ihrer Seite setzte. Gleich darauf fuhr der Zug ab.

„Ich habe Zeit," sagte er zu sich, „ich werde sie im Tunnel tödten."

Ihnen gegenüber saß eine alte Dame, die drei waren nur allein im Coupé. Diese Dame erkannte die junge Frau.

„Sie sind es? Wohin reisen Sie schon in aller Frühe?“

Jacques saß rechts von ihr; das Messer in der unter den Schenkel geschobenen Faust, meinte er, daß sie ganz bequem niederzustechen sein würde. Er brauchte nur den Arm zu heben und damit einen Halbkreis zu beschreiben, um ihre Hand festzuhalten. Doch im Tunnel von Les Batignolles fielen ihm plötzlich die Hutbänder ein.

„Da ist eine Schleife, die mich genirt,“ überlegte er. „Ich muß erst meiner Sache gewiß sein.“

Die beiden Frauen schwatzten noch immer vergnügt weiter.

Jacques nahm wahr, während er die Schleifen des Hutbandes prüfte, das an einem schwarzsammtnen Bande ein schweres, goldenes Medaillon hing. Nun legte er sich seinen Plan zurecht: „Mit Deiner linken Hand würgst Du sie am Halse, beim Zurückbiegen des Kopfes wird das Medaillon auf die Seite rutschen, und die Kehle wird frei sein.“

Seine Finger krampften sich um den Stiel des Messers, während er einen unwiderruflichen Entschluß faßte.

Doch bei der Station des Trocadero stieg ein Beamter ein, der Jaques kannte. Er sprach mit ihm von Dienstangelegenheiten und erzählte ihm von einem durch einen Locomotivführer und Heizer verübten Kohlendiebstahl. Von diesem Augenblick an verwirrte sich sein ganzer Plan. Er wußte sich des Folgenden später nie mehr zu erinnern. Das Lachen der Frauen hatte nicht aufgehört, und dieser Strahl von Glück hatte auch ihn durchzuckt und betäubt. Vielleicht war er mit den beiden Frauen bis Auteuil gefahren: aber er erinnerte sich nicht, daß sie dort ausgestiegen wären. Er selbst fand sich am Ufer der Seine wieder, ohne eigentlich zu wissen, wie er dorthin gekommen war. Das wußte er aber ganz genau, daß er das in seinem Aermel, in seiner Faust gebliebene Messer ins Wasser geschleudert hatte. Wohin jener Andere, der mit dem Messer, dann gegangen, war ihm fremd. Er dagegen mußte stundenlang ohne Besinnung aufs Gerathewohl durch Straßen und über Plätze marschirt sein. Menschen, Häuser waren an ihm in einem fahlen Nebel vorübergezogen. Er war auch vermuthlich irgendwo eingetreten und hatte in einem von Menschen überfüllten Saale gegessen, denn vor seiner Erinnerung standen noch deutlich die weißen Teller. Er hatte auch die Empfindung, daß er auf einem geschlossenen Keller ein rothes Plakat gesehen hatte. Alles Andere aber war in einen tiefen Schlund, in das Nichts versunken, das weder Zeit noch Raum kennt und vielleicht schon seit Jahrhunderten träge schlummert.

Zur Besinnung kam Jaques erst in dem kleinen Kämmerchen, das er in der Rue Cardinet bewohnte. Er hatte sich dort angekleidet auf sein Bett geworfen. Der Instinct hatte ihn geführt, wie einen verlaufenen Hund, der sein Heim wittert. Uebrigens wußte er nicht, wie er die Treppe hinaufgekommen und wie er eingeschlafen war. Er erwachte aus einem bleiernen Schlummer wie aus einer tiefen Ohnmacht, und fühlte sich plötzlich wieder Herr seiner selbst. Vielleicht hatte er drei Stunden geschlafen, vielleicht auch drei Tage. Mit einem Male stand ihm Alles wieder vor der Erinnerung: die mit Séverine verbrachte Nacht, das Geständniß des Mordes, seine Flucht als Bestie, welche nach Fleisch verlangt. Erst jetzt fand er sich wieder allmählich zurecht, mit Schrecken dachte er an die Dinge, die er willenlos verübt. Die Erinnerung an Séverine brachte ihn mit einem Sprunge wieder auf die Füße. Er sah nach der Uhr, es war bereits vier. Mit ödem Kopf, matt, wie nach einer starken Blutung, eilte er nach der Rue d'Amsterdam.

Séverine hatte bis Mittag fest geschlafen. Als sie aufwachte, wunderte sie sich, Jaques nicht zu sehen. Sie machte Feuer im Ofen an. Als sie sich fertig angekleidet hatte, trieb sie der Hunger gegen zwei Uhr in ein Restaurant der Nach

barschaft. Als Jaques kam, war sie gerade die Treppe hinaufgestiegen, nachdem sie noch einige Gänge gemacht hatte.

„Ich war so besorgt, mein Lieber!" Sie hing sich an seinen Hals und sah ihm tief in die Augen. „Was ist denn geschehen?"

Er beruhigte sie trotz seiner Erschöpfung und der eisigen Kälte in seinen Gliedern.

„Nichts, ein verwünschter Handlangerdienst. Wenn die erst einmal Einen beim Wickel haben, ist es aus."

Sie senkte die Stimme und sagte mit verschmitzter Demuth: „Denke Dir, ich bildete mir ein ... ein dummer Gedanke, der mir große Sorge bereitete ... ja, ich glaubte, Du würdest mir nach meinem Geständniß böse sein ... Ich dachte schon, Du wärest fort auf Nimmerwiedersehen!"

Thränen traten ihr in die Augen, sie schluchzte laut auf und schloß ihn fest in ihre Arme.

„Ach, mein Liebling, wenn Du wüßtest, wie sehr ich Deiner Neigung bedarf ... Liebe mich, liebe mich, nur Deine Liebe kann Alles vergessen machen ... Jetzt, nun ich Dir mein ganzes Unglück gebeichtet habe, jetzt darfst Du mich nicht verlassen, schwöre es mir!"

Jacques fühlte sich gerührt durch dieses Geständniß. Eine unüberwindliche Abspannung erfüllte ihn und er stotterte: „Nein, nein, ich liebe Dich, fürchte nichts."

Auch er begann unter dem Drucke des abscheulichen Uebels, das ihn vorhin wieder gepackt hatte und nie von ihm weichen zu wollen schien, zu weinen: diese Schande lastete auf ihm, diese Verzweiflung ohne Ende!

„Liebe mich, liebe auch Du mich mit Deiner ganzen Kraft, Du weißt nicht, wie nöthig Du mir bist!"

Ihr schauderte, sie wollte Alles wissen. „Du hast Kummer, sprich, erzähle mir."

„Nein, keinen Kummer. Dinge, die nicht existiren, traurige Gefühle, die mich unsäglich unglücklich machen, lassen mich so leiden. Selbst nicht davon sprechen kann ich."

Beide hielten sich umschlungen und ließen ihre Niedergeschlagenheit ineinanderfließen. Ihr Leiden schien endlos, denn es gab kein Vergessen, kein Verzeihen. Sie weinten und fühlten über sich die blinden Gewalten dieses Lebens, voll von Kampf und Tod.

Jacques riß sich zuerst los. „Komm, wir müssen an die Abreise denken ... Du wirst heute Abend wieder in Havre sein."

Séverine starrte düster vor sich hin und flüsterte nach einer kleinen Pause: „Wie schön, wenn ich frei, wenn mein Mann nicht da wäre ... O, wie glücklich könnten wir sein, wie schnell würden wir vergessen können!"

Er machte eine heftige Bewegung, seine Gedanken sprachen für ihn: „Wir können ihn doch nicht tödten."

Sie sah ihn scharf an, er zitterte, denn er hatte zu seinem großen Staunen etwas gesagt, woran er noch nie gedacht. Wenn er durchaus tödten wollte, warum tödtete er nicht diesen überlästigen Menschen? Als er endlich von ihr ging, um in das Depot zu eilen, schloß sie ihn noch einmal in ihre Arme und bedeckte sein Gesicht mit Küssen.

„O, liebe mich, liebe mich ... Und auch ich, ich will Dich noch viel mehr lieben ... Geh, wir werden glücklich sein."

(Fortsetzung folgt.)



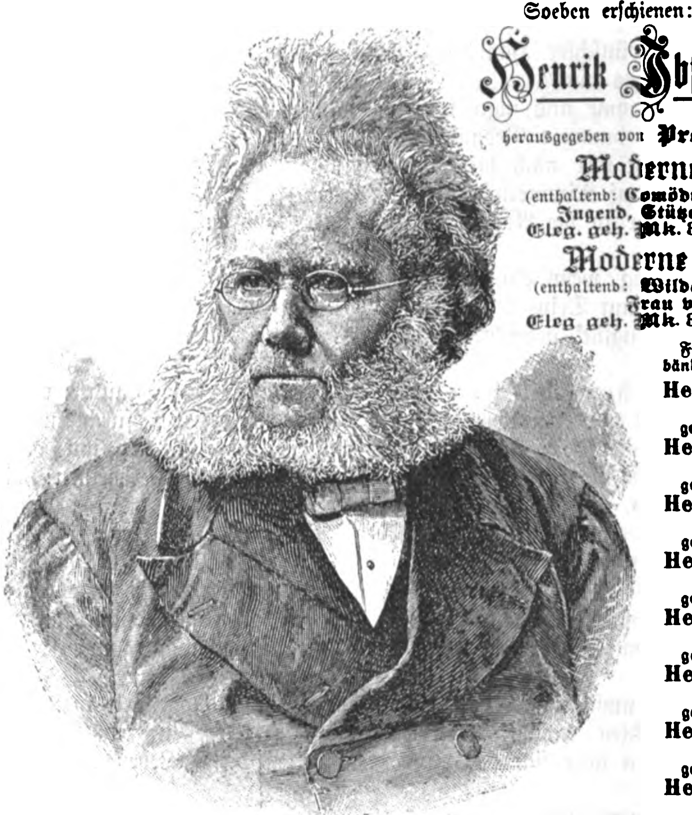
Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.

Moderne Litteratur.

Soeben erschienen:

Henrik Ibsen's Werke

herausgegeben von **Prof. Jul. Hoffory.**



Moderne Dramen I
(enthaltend: **Comödie der Liebe, Bund der Jugend, Stützen der Gesellschaft.**
Eleg. geh. **Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.**

Moderne Dramen II
(enthaltend: **Wildente, Rosmersholm, Frau vom Meere.**)
Eleg. geh. **Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.**

Ferner in eleganten Einzelbänden:

Henrik Ibsen, **Comödie der Liebe** geh. M. 1,—, eleg. geb. M. 1,75.
Henrik Ibsen, **Rosmersholm** geh. M. 1,—, eleg. geb. M. 1,75.
Henrik Ibsen, **Wildente** geh. M. 1,—, eleg. geb. M. 1,75.
Henrik Ibsen, **Bund der Jugend** geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,25.
Henrik Ibsen, **Stützen der Gesellschaft** geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,25.
Henrik Ibsen, **Frau vom Meere.** geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,25.
Henrik Ibsen, **Kronprätendenten** geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,25.
Henrik Ibsen, **Kaiser und Galiläer** geh. M. 3,—, eleg. geb. M. 4,—.

Ferner erschienen:

Edvard Brandes, Ein Besuch, Schauspiel in 2 Akten. Deutsch von Julius Hoffory. Eleg. geh. M. 1.—.
Lars Dilling, Neue Novellen. Autor. Uebersetzung. Enthaltend: Die Freibillette des Autors. Zwischen den Gräbern. Ein Tivoli-Roman. Ein Tapisserie-Reisender. Ein Stück Apfelsinenschale. Dunkelrothe Rosen. Eleg. geh. Mk. 1.—.
Fedor Dostojewski, Der Gatte, Roman. Deutsch von August Scholz. Eleg. geh. M. 3,50, eleg. geb. M. 5.—.
— Der Idiot, Roman in 3 Bänden. Deutsch von August Scholz. Eleg. geh. M. 12.—.
— Der Spieler, Roman aus dem Badeleben. Deutsch von August Scholz. Eleg. geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.
Edmond und Jules de Goncourt, Henriette Maréchal. Schauspiel in 3 Akten, übersetzt von Fritz Mauthner.
J. P. Jacobsen, Novellen. Deutsch von Marie Herzfeld. Eleg. geh. M. 1,50, eleg. geb. M. 2,25.
Alexander L. Kielland, Johannisfest, Roman. Eleg. geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.
Wladimir Korolenko, Sibirische Geschichten. Jaschka der Klopfer. Der arme Makar. Eleg. geh. M. 1.—.
Max Kretzer, Meister Timpe, Sozialer Roman. Eleg. geh. M. 6.—, eleg. geb. M. 7.—.
Elise Orzeszko, Zwei Erzählungen. Simson der Held. Der Sonnenstrahl. Eleg. geh. M. 1,50.
Rudolph Schmidt, Novellen. Deutsch von M. v Borch. Eleg. geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.
Graf Leo Tolstoi, Die Macht der Finsterniß. Dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben in 5 Akten. Deutsch von August Scholz. Eleg. geh. M. 1.—.
— Zwei Erzählungen. Albert. Eine Winterfahrt. Deutsch von August Scholz. Eleg. geh. M. 1.—.
Emile Zola, Der Traum. Deutsch von Alfred Ruhemann. 2. Auflage. Eleg. geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.
— Therese Raquin. Drama in 4 Akten. Deutsch von J. Savits. Eleg. geh. M. 1.—.
— Renée, Drama in 5 Akten mit einer Vorrede des Verfassers. Deutsch von J. Savits. Eleg. geh. M. 1.—.

In allen Buchhandlungen vorräthig.



Heft 7. Berlin, den 19. März 1890. I. Jahrgang.

Sociale Rechtswissenschaft.

Von Fritz Heine.

Emile Zola hat bekanntlich seinem großen Romancyclus, den „Rougon-Marquart", den Nebentitel gegeben: histoire naturelle et sociale; und er hat damit, als ein echtes Kind seiner Zeit, diejenigen beiden großen Lebensmächte schlagend bezeichnet, welche das Jahrhundert der Elektricität und des Socialismus beherrschen und zu denen er selbst gläubig aufblickt: den Drang nach Naturwissen und den Drang, die Wunden der leidenden Gesellschaft bloßzulegen und zu heilen.

Dieselben beiden Mächte sind es, welche auch in der Rechtspflege unserer Zeit, wie in jeder lebensvollen Disciplin, nach Geltung ringen; und habe ich jüngst an dieser Stelle den Einfluß der Naturwissenschaft auf die moderne Jurisprudenz, zur Person geworden in Lombroso, aufzeigen können, so will ich heute den Einfluß festzustellen suchen, den die Socialwissenschaft auf die Rechtsanschauung unserer Zeit gewonnen hat. Eine erst im Werden begriffene, zukunftsreiche Bewegung gilt es zu schildern: mehr von Versuchen als von Erfolgen, mehr von tastenden Ansätzen als von erreichten Resultaten werde ich zu berichten haben.

Angeregt durch Lombroso's geniale Forschungen betrachtete die kriminalistische Schule Italiens das Verbrechen allzu ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der körperlichen und geistigen Degeneration; mit Nothwendigkeit mußte daher diese einseitige Betrachtungsweise durch eine umfassendere sich corrigiren: das Verbrechen, so erkannte man bald, ist nicht lediglich eine anthropologische, sondern ebensosehr eine soziologische Erscheinung.

Dies will besagen: das Verbrechen wird bedingt nicht allein durch die individuelle Eigenart des Thäters selbst, sondern in demselben, ja vielleicht in einem noch höheren Maße durch den Zustand der Gesellschaft, in welche dieser Einzelne verpflanzt ist. Das Individuum bringt nur zur Wirkung, was die Gesammtheit verschuldet hat. Mit dieser Erkenntniß erwächst dem modernen Kriminalisten sofort ein neues Feld fruchtbringendster Thätigkeit. Es gilt für ihn, das gesellschaftliche Leben der Gegen-

wart zu untersuchen, und auf diese Untersuchung gestützt, zur Klarlegung der socialen Bedingungen des Verbrechens zu gelangen.

Nicht nur aus theoretischen Erwägungen — auch aus rein praktischen Gründen ist diese Ergänzung der italienischen Schule zu fordern. Denn die naturwissenschaftliche Betrachtung, die den Verbrecher wie eine schädliche Naturkraft anschaut, muß mit fatalistischer Entsagung auf jeden positiven Kampf gegen das Verbrecherthum verzichten; und alle Versuche, erziehlich zu wirken, sind für sie verlorene Liebesmüh': Ewige Gefangenschaft oder Tod für den Verbrecher! so ruft darum Garofalo, einer der unerschrockensten Vertreter der anthropologischen Schule; denn sie allein schützen das Menschengeschlecht vor Degeneration, vor der Nachkommenschaft der Abnormen. Also fort mit aller sentimentalen Humanität; erbarmungslosen Kampf gegen das Verbrecherthum bis zur völligen Vernichtung!

So betrübend dies Ergebniß auch wäre, wir würden es als folgerichtig anerkennen müssen, wenn kein anderes Mittel zum Schutze der Gesellschaft übrig bliebe. Aber giebt es nicht in der That ein solches?

Zwar glaubt der naturwissenschaftlich geschulte Geist nicht mehr an eine Freiheit des Willens, in dem alten metaphysischen Sinne: daß der Wille sich spontan, ohne zureichenden Grund, in Bewegung setzen kann. Vielmehr weiß er, daß der Mensch, im Denken und Handeln, denjenigen treibenden Motiven folgt, die im Kampf der Instinkte die mächtigsten bleiben. Gegenüber der Willensstimmung, die auf das Verbrechen gerichtet ist, gilt es also: andere, stärkere Motive zu schaffen, welche die primäre Neigung überwinden helfen; dann wird auch die menschliche Handlung mit Nothwendigkeit anders ausfallen.

Mit diesem Satz ist die Richtung, welche eine verständige Gesetzgebungspolitik einzuschlagen hat, ohne Weiteres vorgezeichnet. Hier also war die Lehre der Italiener zu ergänzen, und hier ist es, wo die Thätigkeit der „internationalen kriminalistischen Vereinigung" einsetzt, deren Bestrebungen ich in kurzen Zügen nun kennzeichnen will.

Am 1. Januar 1889 von den Professoren van Hamel in Amsterdam, von Liszt in Halle und Prins in Brüssel in's Leben gerufen, hat die Vereinigung einen über alles Erwarten schnellen Aufschwung genommen. Schon heute nach einjährigem Bestehen hat sie die führende Rolle in der Strafrechtswissenschaft erlangt, schon heute zählt sie die bedeutendsten Namen zu den ihrigen. Allerdings fand sie einen wohlbereiteten Boden vor. Namentlich hat von Liszt, auf dessen glückliche Initiative die Gründung des Vereins in erster Linie zurückzuführen ist, seit Jahren der formalistischen oder, wie sie sich selber gerne nennt, der idealistischen Methode den Krieg erklärt und mit unermüdlicher Energie darauf hingewiesen, daß die Rechtswissenschaft ohne den engsten Anschluß an das reale Leben zur ewigen Unfruchtbarkeit verurtheilt ist. Ihm hat sich der Belgier Prins in dem ausgezeichneten, auch für Nichtjuristen höchst lesenswerthen Buch: „Criminalité et répression" angeschlossen, getreu der ruhmreichen Vergangenheit seines Vaterlandes, das schon oft den Anstoß zu den erfolgreichsten strafrechtlichen Reformen gegeben hat. Auch will ich nicht die Schriften des großen Göttinger Juristen, Rudolf von Ihering, unerwähnt lassen, welcher der kriminalistischen Vereinigung ebenfalls die Ehre seines Beitritts erwiesen hat. Durch sein epochemachendes Buch: „Der Zweck im Recht" hat er — und zwar als erster — die Juristen ermuthigt, die Höhen zu verlassen, in denen der idealistische Enthusiasmus vergangener Tage das Recht schweben ließ. Er hat sie gelehrt, in dem Zweck den Schöpfer des gesammten Rechts, in dem praktischen Bedürfniß den Regulator der vielbemühten „sittlichen Weltordnung" zu erblicken.

Nach diesen trefflichen Vorarbeiten hielten die Gründer der neuen Vereinigung den Zeitpunkt für gekommen, um mit ihren Anschauungen vor die Oeffentlichkeit zu treten, obwohl bisher gerade die juristische Wissenschaft sich besonders kühl und ab-

lehnend gegen alle realistischen Bestrebungen gezeigt hatte. Und ihre Hoffnungen wurden nicht getäuscht. Selbst die früher Widerstrebenden stimmten lebhaft den an die Spitze des Programms gestellten Sätzen zu: daß die Aufgabe der Strafe in der Bekämpfung des Verbrechens als socialer Erscheinung bestehe; daß die Strafe zwar eines der wirksamsten Mittel in diesem Kampfe, aber bei Weitem nicht das einzige sei; und daß insbesondere die Strafe nicht aus dem Zusammenhang mit den übrigen Mitteln zur Verhütung des Verbrechens gerissen werden dürfe.

Das Verbrechen: eine sociale Erscheinung, — kann es, so wird der Nichtjurist denken, einen selbstverständlicheren Satz geben? Allein der Jurist, in seiner höheren Weisheit, war noch bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit ganz anderer Meinung: zu vornehm, um sich für die gemeinen Thatsachen des praktischen Lebens zu interessiren, betrachtete er Verbrechen und Strafe ausschließlich als von der Rechtswissenschaft geschaffene Begriffe, die er, vom Standpunkt logischer Abstraction aus, weiter zu entwickeln habe. Erst neuerdings beginnt man einzusehen, daß damit der Zweck des Strafrechts auch nicht um einen Schritt gefördert wird; und daß wir heutigen Juristen wichtigere Dinge zu thun haben, als unsern Scharfsinn an überfeinen Distinctionen zu üben. Der Kampf gegen das Verbrechen ist unser Ziel, und die Entfernung seiner Voraussetzungen; diese aber sind nicht im juristischen Begriffshimmel, sondern nur auf der realen Welt zu finden.

Noth und Elend, Hunger und Frost heißen die Mächte, welche den Menschen von dem Pfade der Ehrlichkeit ablenken und ihn ins Verbrecherthum hinabstoßen. Die Probleme der modernen Rechtswissenschaft berühren sich hier im Engsten mit der großen socialen Frage, deren sie ein Theil sind; aber wenn sie auch vielfach über die Zuständigkeit des Juristen hinauswachsen — auch für ihn ist die soziologische Betrachtung von Verbrechen und Strafe die wichtigste.

Zunächst ergiebt sich daraus mit Nothwendigkeit die Methode, deren er sich zu bedienen hat. Dies kann nur die systematische Massenbeobachtung sein — in ihrer Anwendung auf Verbrechen und Strafe Kriminalstatistik genannt. Ihre grundlegende Wichtigkeit sollte billigerweise von Niemand bestritten werden; aber leider darf nicht verschwiegen werden, daß die Kriminalstatistik auch heute noch sehr im Argen liegt. Schon im Jahre 1835 stellte Quetelet, der Begründer der modernen Statistik, als Ergebniß seiner umfassenden Untersuchungen fest, daß in Allem, was das Verbrechen betrifft, dieselben Zahlen mit einer Beharrlichkeit wiederkehren, die kein Mißverständniß zuläßt; daß insbesondere jedes Jahr nicht nur dieselbe Zahl von Morden bringt, sondern daß selbst die Werkzeuge, mit denen sie begangen werden, in demselben Verhältniß zur Anwendung kommen. Auch die deutsche Reichskriminalstatistik, deren fünf bisher erschienene Bände die Jahre 1882 bis 1886 umfassen, hat diesen Satz im Wesentlichen bestätigt. Ueber ihn hinausgekommen ist aber auch unsere Zeit bislang nicht. Insbesondere bekräftigt jede statistische Untersuchung immer auf's Neue das traurige Resultat der Quetelet'schen Untersuchung: daß eine Abnahme der Verbrechen trotz Strafgesetze, Polizei und Disciplin nicht eingetreten ist, und daß keines dieser Mittel vermocht hat, die angeborenen Leidenschaften, die „Bestie im Menschen" abzuschwächen oder gar zu tödten.

Kann wohl irgend eine Thatsache deutlicher, als diese, den Bankerott der bisherigen Begriffsjurisprudenz enthüllen? Ueber seine Bücher gebeugt, verkündete der Eine mit großer Emphase der Welt die Wahrheit, daß die Strafe der absoluten Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen, der andre, daß sie zu „bessern", ein dritter, daß sie „abzuschrecken" habe, bis endlich Hegel in der Definition der Strafe als „Negation der Negation des Rechts" das lösende Wort gefunden zu haben glaubte. Und während so die Juristen und Philosophen über leere Doktrinen in heftiger Fehde entbrannten, vermehrten sich die Verbrechen und verrohten die Sitten.

Uns Modernen erscheint diese Thatsache allerdings nur zu sehr verständlich.

Denn wir wissen, der Mensch ist ein viel zu komplizirtes Wesen und von viel zu verschiedenartigen Leidenschaften beherrscht, als daß man ihm gegenüber mit rein abstrakten Theorien irgend etwas auszurichten vermag. Jeder Verbrecher, so lautet gegenwärtig unsere Forderung, ist seiner Individualität entsprechend zu behandeln, jeder Fall erheischt Berücksichtigung seines individuellen eigenthümlichen Charakters. Schlagender läßt sich dieser Gedanke nicht ausdrücken, als mit den Worten, welche der Vorsitzende der internationalen kriminalistischen Vereinigung in seiner Begrüßungsrede in Brüssel an die Mitglieder richtete: „Gegen alle Verbrecher um eines Prinzips willen, mag dieses auch noch so vorzüglich sein, nur eine einzige Art der Behandlung zur Anwendung zu bringen, das heißt, wie ein Arzt handeln, der für alle seine Kranken nur ein Heilmittel kennt."

Die Durchführung unseres Gedankens erfordert allerdings eine vollständige Umgestaltung unserer jetzigen Strafrechtspflege. So wie die Verhältnisse heute liegen, kann von einer zweckentsprechenden Zumessung der Strafe keine Rede sein. Denn wie soll der Richter, welcher den Angeklagten zum ersten und letzten Male im Verhandlungstermin sieht, wissen können, innerhalb welcher Zeit die Strafe ihre heilsame Wirkung ausüben wird? Dazu ist allein die Strafvollzugsbehörde im Stande, nachdem sie den Verurtheilten tagtäglich im Gefängniß zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Ihr muß daher die endgültige Strafzumessung übertragen werden.

Ein weiterer schwerer Krebsschaden unserer heutigen Strafrechtspflege ist die kurzzeitige Freiheitsstrafe. Ihre Beseitigung kann gar nicht dringend genug gefordert werden. Wenn Lißt die kleinen Gefängnisse, in denen die geringfügigen Strafen abgebüßt zu werden pflegen, gradezu als Hochschule des Verbrechens bezeichnet, so kann er des Beifalls aller Sachverständigen gewiß sein. Es kommt hinzu, daß dem erst einmal Bestraften, so wie die Verhältnisse heute liegen, zumeist jede Möglichkeit genommen ist, in die bürgerliche Gesellschaft zurückzukehren. Niemand will ihn mehr in Arbeit nehmen, überall begegnet er kühlster Zurückweisung, und so verliert er, verachtet von seinen Mitmenschen, endlich auch die Selbstachtung. Damit aber ist sein Schicksal besiegelt, er fällt in die Verbrecherlaufbahn zurück und — endet im Zuchthaus.

Von den Ersatzmitteln, welche in Zukunft an die Stelle der kurzzeitigen Freiheitsstrafe zu treten haben werden, hebe ich hier nur das wichtigste hervor: das in Belgien, und mit einigen Modifikationen auch in England, bereits zum Gesetz erhobene System der bedingten Verurtheilung. Bei noch nicht vorbestraften Personen, so bestimmt dieses Gesetz, soll es dem Richter gestattet sein, die Verbüßung einer sechs Monate nicht übersteigenden Freiheitsstrafe provisorisch auszusetzen mit der Wirkung: daß gänzliche Straffreiheit eintritt, wenn der Verurtheilte während eines Zeitraumes von höchstens fünf Jahren keine neue Strafe erlitten hat. Trifft diese Voraussetzung aber nicht zu, dann ist die zuerkannte Strafe nachträglich zu vollstrecken.

Auf die weiteren, wohldurchdachten Grundsätze der internationalen kriminalistischen Vereinigung will ich für heute nicht näher eingehen. Denn nicht auf diese einzelnen Vorschläge, so wichtig sie auch sind, kommt es hier an. Zeigen wollte ich nur, welch' frische, zukunftsreiche Entwicklung die gefestete Anschauung der Wirklichkeit, wie in der Kunst, so auch in der Jurisprudenz hervorzurufen beginnt.

Die Kunstkritik und Herr Adolf Rosenberg.

Von Cornelius Gurlitt.

Es ist ein großes Wagniß, eine Geschichte der modernen Kunst zu schreiben. Denn der wahre Geschichtsschreiber soll ohne Leidenschaft den Verlauf der Dinge darstellen und die Handlung der Parteien und Personen aus ihren Absichten und

Lebensbedingungen heraus entwickeln. Er soll nicht ein Richter, sondern ein Erklärer der Vorgänge, nicht ein Moralist sondern ein Psychologe, nicht ein Kritiker, sondern ein Würdiger der geschilderten Zeit und ihrer Vertreter sein.

Um also eine Geschichte der modernen Kunst zu schreiben, wie sie sein soll, muß der Verfasser die Kunstabsichten der einzelnen Meister und Schüler kennen lernen und diese einestheils mit den Strömungen im geistigen Leben der Nation, anderentheils mit dem Umfange vergleichen, in welchem die Absicht der Künstler im Kunstwerke thatsächlich erreicht wurde. Denn nur die Kunst ist echt und schön, welche aus der Zeit und dem Volk herausgeboren wurde, als eine unmittelbare Offenbarung des nationalen Geistes erscheint; und nur jene ist vollendet, welche die selbst gesteckten Ziele wirklich in allen Theilen erreicht. Es giebt keine absolute Höhe der Kunst, sondern nur eine relative, von den Verhältnissen und der Persönlichkeit abhängige.

Aber wer vermag es, seine Zeit zu übersehen, die berechtigten Strömungen von den vorübergehenden Aufwallungen zu unterscheiden, sich außerhalb der Parteien zu stellen? Das Streben nach Objectivität ist modernen Dingen gegenüber einfach ein Unsinn. Denn kein Mensch vermag es, sich außer seiner Haut, seiner eignen Meinungen und Anschauungen zu setzen und die Dinge zu überblicken, die noch gar nicht abgeschlossen sind. Also ist nur eine subjektive Geschichtsschreibung des Modernen überhaupt möglich. Wie kann man Gerechtigkeit erstreben, wo die Rechtsbegriffe noch nicht feststehen, jeder eine andere Meinung darüber hat, was Recht sei! Dort gilt die Individualität und nur die Individualität als Maaßstab.

Daher kann man sich eine Geschichte der modernen Kunst nur denken als geschrieben vom Gesichtspunkte einer festen ästhetischen Meinung, also einer Partei, als Tendenzbuch; oder als unkritisch, d. h. als ein Buch, in welchem versucht wird die Absichten der einzelnen Schulen und Meister darzustellen und die Leistungen an diesen selbst zu messen. Das Buch ist also entweder subjektiv im Sinne des Autors oder subjektiv im Sinne der einzelnen Künstler zu gestalten.

Vor mir liegt eine „Geschichte der modernen Kunst“ von Adolf Rosenberg, welcher einen anderen Weg einschlägt. Er geht von der harmlos über alle Zweifel sich erhebenden Anschauung aus, daß Kunstempfinden und ästhetische Bildung den Verfasser zur Objektivität befähigen, weil er kritisch über aller Kunst stehe. Wer kritisirt, stellt sich dem beurtheilten Gegenstande geistig gleich. Wer alle zeitgenössische Kunst kritisirt, stellt sich der Summe alles Schaffens gleich, mithin über jeden einzelnen. Diese Stellung glaubt Herr Rosenberg einzunehmen. Er ist Tageskritiker, so recht das was man einen „gefürchteten“ Kritiker nennt. Sein Beruf bringt es mit sich über alle Arten von Kunst urtheilen zu müssen. So hat sich denn in ihm mit der Zeit die Anmaßung herausgebildet, sich selbst, seine persönliche Anschauung als Grundlage der Objektivität zu betrachten und von dieser aus eine Geschichte der modernen Kunst zu schreiben. Er würde es als eine Anklage betrachten, wollte man ihm eine feste Kunstüberzeugung, Starrheit in einem ästhetischen Parteistandpunkt vorwerfen — er erkennt keins der bisher geschriebenen Gesetzbücher der Kunst als für sich maßgebend an — und er würde eben so wenig sich in der Beurtheilung eines Kunstwerkes den Anschauungen von dessen Meister fügen, weil er doch das in ihm lebende Kunstideal über jedes Fremde stellt und von aller Kunst Annäherung an seine Ideale forbert.

Diese Art zu urtheilen, in der Rosenberg nicht allein steht, ist eine für unser ganzes Kunstleben folgenschwere Ungerechtigkeit. Denn sie stützt sich auf die Willkür. Wer fremdem, von ihm nicht anerkanntem, auf ihn nicht bezüglichem Recht unterworfen wird, kann an die ihm zustehenden Richter appelliren, hat die Hoffnung des Sieges, indem er die Unzuständigkeit des Gerichtshofes nachweist. Wer aber einem willkürlichen Richter verfällt, wie es der moderne Kritiker im Gegensatz zu seinem

Vorgänger, dem starren Aesthetiker der alten Schule, ist, hat keine Hoffnung, je sein Recht zu erlangen.

Daher empfinde ich stets aufrichtige Achtung weniger vor dem Geiste, als vor der Ehrlichkeit jener Männer, welche ästhetische Grundsätze besitzen, welche sich Gesetze gemacht haben über das, was gut und böse in der Kunst sei, und nach diesen urtheilen. Denn mit ihnen kann man gesellschaftlich recht gut auskommen. Man kennt ja die Grenzen ihres Empfindens und kann sie beachten. Und wenn gleich wir Neueren glauben, daß die Kunst sammt ihren Gesetzen ein Ergebniß des schwankenden Volksgeistes ist und daß beide in diesem, nicht in abstracten Gedankenreihen begründet sind, daß also für sie nie ein dauerndes Gesetz gefunden werden wird — so können wir doch den Zeugen des einstmaligen Standes der Kunstanschauungen, so veraltet diese auch sein mögen, nicht gram werden, so wenig wie wir einem Kunstwerk alter Zeit gram sind.

Herr Rosenberg gehört nicht zu diesen Starrköpfen. Er verkündet wenigstens nirgends, weder in seinen Tageskritiken, noch in seinem Buche, das Gesetz, welchem er folgt. Er hat von der anderen Kunstanschauungsweise jenen Zug abgelernt, welchen die Stehenbleibenden uns Neueren wohl als „ästhetische Charakterlosigkeit“ vorwerfen.

Und doch ist grade diese Schwäche gegen das Neue das, was den eigentlichen Kunstkenner ausmacht. Sein Wesen besteht darin, daß er mit der Begehrlichkeit des Kindes nach Schönem sucht, und finde er es auch in dem aesthetisch verketzertsten Kunstwerke. Alle Poren seiner Seele sind geöffnet, um Schönheit aufzusaugen. Das Fremdartige, daß ihm begegnet, weist er nicht ab, ehe er es genau geprüft hat, und was er prüft, erfaßt er mit den Tiefen der Seele. Es giebt solche Männer, die nicht müde werden neue Schönheiten zu entdecken, sie andern zu erschließen und dem kräftigen, aber mißverstandenen Träger kommender Kunstgedanken die fördernde Hand entgegen zu strecken: das sind eben die Kunstkenner.

Herr Rosenberg gehört leider nicht unter sie. Er läßt sich die Anerkennung des Neuen abringen; er gehört unter jene Kritiker, welche erst ihre Meinung ändern, wenn sie merken, der Strom, den sie aufhalten zu können glaubten, wächst ihnen über den Kopf. Er kämpft, seit er schreibt, als Arrièregarde. Er hilft nicht mit die Kunst weiter zu führen, sondern er läßt sich von ihr weiter stoßen. Diese Klasse von Männern nennt man auf Künstlerdeutsch die „Kunstschreiber“. Herr Rosenberg ist der Typus eines Kunstschreibers, und dies ist der Grund, warum ich mich hier mit ihm und mit seinem nur an Kilogehalt bedeutendem Buche beschäftige.

Zunächst einige Worte über dessen Herstellungsart. Kulturgeschichtlichen Erörterungen, jedem Blick in die Tiefe ging Rosenberg vorsichtig aus dem Wege. Er bringt von jedem Künstler eine kurze Lebensbeschreibung, der es an „pikanten“ Einzelheiten nicht fehlt, fügt dieser Auszüge aus Kritiken bei, die er selbst oder andere beim Erscheinen der einzelnen Kunstwerke schrieben. Schließlich wird jeder Künstler an einer, oft sehr willkürlich gewählten Stelle „eingeordnet“. Wenn z. B. Cornelius hinter Uhde in einem historisch geordneten Werke zur Behandlung kommt, so kann man ungefähr den Geist der Systematik beurtheilen, welcher in diesem herrscht: der selige Prokrustes ist Rosenbergs Vorbild!

Vor mir liegt auch eine ältere Arbeit desselben Schriftstellers: „Die Berliner Malerschule.“ Sie erschien vor einem Jahrzehnt, 1879. Ich habe mir die Mühe genommen, dies Buch mit der „Geschichte der modernen Kunst“ zu vergleichen. Da ergab sich, daß Herr Rosenberg seitenweise — nein, bogenweise seine ältere Arbeit in der neueren abschrieb, so zwar, daß diese fast in ihrem vollen Umfange in jener enthalten ist. Nun ist nach der Vorrede zur „Berliner Malerschule“ dieses Buch zum Theil aus älteren Zeitungsartikeln entstanden. Die „moderne Kunst“ ist also der dritte Abguß auf den ohnehin nicht sehr kräftigen Thee. Beim zweiten

ist Herr Rosenberg schon mit journalistischer Gewandtheit vorgegangen, hat er in den Charakteristiken der Künstler, also den schwierigsten Punkt seiner Aufgabe meist Andere für sich reden lassen. Die Gänsefüßchen, deren erstes Paar man vor den am besten geschriebenen Stellen findet, tauchen manchmal erst nach einer Seite wieder auf!

Die sich hier offenbarende Seichtheit des schriftstellerischen Betriebes ist dem, der unsere Litteratur kennt, nichts überraschendes. Es giebt viele Bücher, welche ebenso gemacht wurden, wie das Rosenbergische. Hier möchte ich nur zeigen, welcher Geistesart jene sich souverän dünkende Kritik ist, und wie es um das Wissen und die schöpferische Kraft des Mannes steht, der sich für berufen hält, fremdes Schaffen, selbst das bedeutendste, nach seinem Maaßstabe zu messen.

Interessant ist es, der Entwicklung Rosenbergs in seiner Kunstanschauung nachzugehen. Im Jahre 1879 wirft er z. B. dem Maler Skarbina vor, daß er sich zwar der Natur unbedingt unterordne, daß ihm aber die „Noblesse" abgehe. Zehn Jahre später erhalten die Werke Skarbinas nach einigen Einwendungen, dennoch die Ehre des „Platzes neben Menzel".

Man bedenke wohl: Skarbina hat in den Jahren in dem, was Rosenberg „Noblesse" nennt, wahrlich keine Fortschritte gemacht. Er blieb sich treu in der Ausbildung zum Naturalismus. Herrn Rosenbergs Kritik machte also, trotz ihres „höheren" Standpunktes, die Schwenkung. Der Kluge giebt eben im rechten Augenblicke und dem als stärker Erkannten gegenüber nach.

Die Angriffe auf die modernen Meister werden Rosenberg eines Tages sehr unbequem werden. Wiederholt merkt man ihm das schlechte Gewissen an, wenn er sich seiner und seiner Geistesgenossen kritischer Thaten erinnert. So namentlich einem unserer Edelsten gegenüber: Anselm Feuerbach. Ich muß gestehen, daß mich lange Zeit nicht ein solcher Zorn überkommen hat, als beim Lesen des ihn betreffenden Abschnittes. Herr Rosenberg ist „gerecht", das heißt, er läßt sich herbei, gönnerhaft an Feuerbach herum zu loben. Er kann nicht mehr an dessen unbequemer Größe vorbei und muß anerkennen, daß Feuerbach „unter den Klassicisten die am großartigsten angelegte und genialste Natur" war. Aber diese Natur entwickelte sich nicht so, wie es Rosenberg recht schien. Er weist ihr die Irrthümer nach. Er lobt eben in der festen Meinung, der Kritiker verstehe die Sache viel besser als der Maler und der Maler werde stets den rechten Weg gehen, wolle er nur der Kritik gehorchen, die ihm seine Fehler klar legt. Leider, leider trat er hier einem Künstler gegenüber, der die Kritiken las, dem Sohne eines deutschen Aesthetik-Professors, der sich von dem Gedanken nicht losreißen konnte, das Gedruckte müsse einen gewissen Werth haben.

Nun aber sagt Rosenberg über den verstorbenen Künstler:

„Die Kritik, welche sich dem Werke eines Lebenden gegenüber, der sich bis dahin in verbissenes und abstoßendes Stillschweigen gehüllt hatte, nicht in eine feine Analyse seiner psychischen Verfassung einlassen konnte, hat ehrlich ihre Meinung gesagt, ehrlich und schroff, und sie durfte es, weil Niemand voraussehen konnte, daß Feuerbach sich diese Kritik so zu Herzen nehmen würde, daß sie die Veranlassung seines Todes werden könnte!"

Bravo, Herr Rosenberg, bravo! Das ist das echte Gesicht Ihrer „Kritik" und die echte „Kritik der Kritik". Habt Ihr's gehört, Ihr Künstler? Ihr sollt sie Euch nicht zu Herzen nehmen. Schafft Euch ein dickes Fell an, auf die Gefahr, daß Ihr mit den geistigen Schwielen des Kritikers behaftet, die Reinheit der Organe verliert, um schaffen zu können. Denn die Kritik hat das Recht „schroff" zu sein, und sollten die Besten von Euch darüber zu Grunde gehen. Herr Rosenberg sagt seine Meinung auf jeden Fall, er ist ein „ehrlicher" Kritiker! Sein Kunstideal muß gerettet werden und wenn alle Künstler darüber sterben!

Und vor Allem, seid nicht schweigsam, nicht verbissen und abstoßend gegen

die Kritik. Ihr glaubt immer noch ihr könntet die Anerkennung mit dem Bilden allein erzwingen! Aber wie soll denn die Kritik zu feinen Analysen Eurer Seelenverfassung kommen, wenn es ihr überlassen bleibt, Eure Seelen aus Euren Werken zu lesen? Helft der Kritik, dann wird sie Euch verstehen, theilt Eure Gedanken nicht blos auf die unbequeme Weise durch das Werk mit, hüllt Euch nicht in Stillschweigen! Redet, Künstler, bildet nicht!

Hören wir Rosenberg weiter über Böcklin sprechen: Lob und Tadel ist wieder weise vertheilt. Der Schulmeister thut gut, selbst den talentvollen Knaben nicht durch allzustarke Anerkennung eitel zu machen. Er weiß natürlich wieder ganz genau, wie Böcklin sich fortbilden müßte, wollte er ein großer Künstler — nach dem Recept Rosenberg's — werden. Hat Böcklin nicht die „nöthige Dosis von Geduld, um einen menschlichen Körper sorgfältig durchzubilden und ist zu sehr Phantast, zu sehr Farbenpoet. Nicht die Kritiker, welche die Launen und Grillen Böcklins bekämpfen, sind seine schlimmsten Gegner, sondern er selbst, der mit einer fast dämonischen Vernichtungswuth gegen seine poesievollsten Konceptionen, seine bezauberndsten Farbengedichte kämpft". Mir ist als hörte ich den seeligen Fr. Nicolai über Goethe urtheilen: Welche Summe von Besserwisserei und — Hausbackenheit. Welcher Mangel an jener Frische der Seele, die allein Böcklin zu würdigen vermag! Freilich in der „Geduld", im Abschreiben seiner selbst, kann er sich mit dem Kritiker nicht messen. Vor dem „Dämon" soll er sich aber nur nicht bange machen lassen. Es ist der Geist unser Nation, der in ihn gefahren ist. Dieser Geist der die närrische Eigenschaft hat, in jedem großen Deutschen anders auszusehen. Es ist der Geist des Individualismus. Und sein Gegner ist die Spießbürgerei, die sich in den Mantel des Verstandes und der Tugend hüllt, die nörgelnde Kleinkrämerei, die jeder individuellen Kraft die Ecken abschleifen möchte, weil sie nicht einsieht, daß kugelrunde Diamanten kein Feuer entwickeln. Zum Glück giebt es aber auch Leute, welche den Künstler, der einmal Großes schuf, ihr Leben lang hoch halten, und gehe er auch in vielen seiner Werke noch so weit von dem ihnen richtig scheinenden Wege ab. Das sind die Kunstkenner, die so denken, auch Kunstfreunde genannt, die Leute die Freude an der Kunst haben, während die Kunstschreiber nur Aerger an ihr erleben!

Aber es ist vielleicht nicht vom Uebel, daß auch einmal die Kritik kritisch beleuchtet wird. Herr Rosenberg hat in der deutschen Journalistik manchen treuen Gesinnungsgenossen. Sie alle stehen fest in der Ueberzeugung, daß die Kritik ohne Ansehung der Person ihre Ueberzeugung vorzutragen habe. Dieses Recht werde ich ihnen nicht bestreiten. Ich nehme es vielmehr auch für mich und der Kritik gegenüber in Anspruch. Es gilt einmal festzustellen, welchen Werth jene Kritik dem Kunstwerk gegenüber hat, welche nicht, wie sie sollte, erklären, sondern loben oder tadeln will. Es ist so lange, der Kritiker nicht beweist, daß er geistig über dem Kunstwerke steht, jener Werth, welchen die Urtheile des Zaunkönigs über den Adler, des Frosches über den Stier inne wohnt. Ein Urtheil von unten nach oben.

Aber dieses Urtheil kann, wie an hundert vom Mißverstande der Kritik zu Grunde gerichteten Talenten zu beweisen ist, sehr gefährlich werden. Es wäre also Pflicht einer ernsteren Kunstbetrachtung den geistigen Werth der Kritiker zum Trost der „verrissenen" Künstler von Zeit zu Zeit festzustellen. Ich habe dies an Herrn Rosenberg versucht! Man messe den Werth seiner Urtheile nicht nach seinen Worten, sondern nach seinen eigenen Werken!



Der Erdboden des Talents.

Von L. Marholm.

Heft 5 der „Freien Bühne" enthielt eine Betrachtung über „Produktion und Publikum", die die Eigenschaft guter Artikel hatte, daß sie Einem zu denken gab. Nachdem ich eine Weile über sie nachgedacht, verrieth sie die zweite Eigenschaft guter Artikel, daß sie mich zum Widerspruch anregte. Ich fing damit an zu finden, daß Alles, was Herr Paul Ernst postulirte, kräftig individuell und schlagend richtig sei, und ich endete damit, Alles, was sich dagegen sagen ließ, ebenso individuell und nicht weniger richtig zu finden.

Ein paar Hauptlinien meiner gegensätzlichen Auffassung sei es mir erlaubt vorzubringen.

Im Mittelpunkt der Betrachtung steht Garborg's Buch „Männer"; wie es Garborg erging, als er dieses Werk herausgegeben hatte, möchte ich erzählen.

Als das Buch erschien, befand sich Garborg in einer recht angenehmen Gesellschaftsstellung. Er war nach einer entbehrungsvollen Jugend zur Geltung gelangt. Sein Buch „Bauernstudenten", (von dem man mir sagt, daß es so schön ins Deutsche übersetzt ist, daß kein Mensch es lesen kann), eine Geschichte des Verlumpens der bäuerlichen Studenten auf ihrem Wege in das Kanaan der Bureaukratie, hatte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gezogen, und ihm war das Staatsrevisoramt verliehen worden, eine Art ganz einträglichen Ruhepostens, den die radikale Partei denen, die sie lieb hat und fördern will, giebt. Arne Garborg hatte es gut, besser, als er es vertragen konnte; darum ging er hin und schrieb „Männer", ein Buch in dem er der schrecklichen moralischen Heuchelei in seinem lieben Vaterlande den Spiegel vorhält. Aber das radikale Bürgerthum in Norwegen betrug sich gerade so, wie das conservative Bürgerthum in Deutschland sich aufführen würde, wenn Einer hinginge und ihm mit der Rücksichtslosigkeit des großen Talents den Spiegel seiner exoterischen und esoterischen Moral vorhielte: es setzte mit sittlicher Entrüstung einen Mann von so unpassender Denkungsart vor die Thür. Aber Arne Garborg war doch ein glücklicher Mann. Er hatte eine Zufluchtsstätte. Hoch oben im norwegischen Gebirge, 12 Stunden Eisenbahnfahrt nordwärts von Christiania, besaß er ein Blockhäuschen an einem Hochgebirgssee, in dem man im Sommer fischen konnte. Da er so leichtsinnig war, sich gleichzeitig zu verheirathen, zog er droben hinauf mit seiner jungen Frau, mitten im Winter, wo nur Viehwege hinaufführten und man seine Wirthschaftsvorräthe auf dem eigenen Rücken hinauftrug. Da lebte das junge Ehepaar nebst Zuwachs zwei Jahre, bis die steinerne Einsamkeit einen Grad von Nervosität und Unproductivität in Garborg hervor brachte, die ihn schließlich zu einem plötzlichen Aufbruch aus der Gebirgsöde und aus seiner Heimath zwang: er ging nach München. Aber wenn für irgend Einen, so war für diesen norwegischen Bauernsohn die Entwurzelung ein Experiment auf Leben und Tod.

Man kann des Schicksals, das sein Buch „Männer" Arne Garborg bereitete, nicht erwähnen, ohne daß zwei andere Bücher und das Schicksal, das sie ihren Verfassern bereiteten, sich daneben stellen.

Gleichzeitig mit den „Männern" erschienenen zwei weitere Gesellschaftssittenbilder: die „Christiania-Bohême" von Hans Jäger und die „Albertine" von Christian Krogh. Alle drei behandelten dasselbe Thema: die widernatürliche Gesellschaftsordnung, die von den jungen Mädchen und — formell — von den jungen Männern verlangt, die besten Jugendjahre, die Jahre des reichsten Bluts, der treibenden physischen und seelischen Kräfte in einem Cölibat zu verbringen, unter dem das Gefühlsleben der Frau dürr, und das des Mannes roh wird, um dann in reiferen

Jahren, die eine berechnend, der andere abgestumpft, in die Ehe zu treten und das Ebenbild Gottes fortzupflanzen. Warum? Die nationalökonomisch formulirte Antwort lautet: weil der Mann nicht vor der Mitte der dreißiger Jahre die gesellschaftlich angemessene ökonomische Basis hat, die er einem gutgewöhnten jungen Mädchen für das Opfer ihrer Jungfräulichkeit bieten muß; das heimliche Eingeständniß ist: weil wir Beide, Mann und Weib, zu feig sind, um uns auf Gut und Böse hin dem großen Naturgott anzuvertrauen; die moralische Tradition, von der christlichen Ascese gezeugt, erklärt: die Läuterung der Sinnlichkeit durch Selbstüberwindung ist ein Act der ethischen Selbsterziehung, auf den sich die wahre Ehe gründet. Da kommen aber im Norden drei Männer und schreiben drei Bücher, die sagen: die Sinnlichkeit wird garnicht überwunden. Entweder wird sie abgetödtet, und das geschieht bei einem Theil der Frauen durch die moderne höhere Mädchenerziehung zu Selbstständigkeitszwecken; oder sie wird unterdrückt, und das geschieht bei dem anderen Theil der Frauen und erzeugt allerlei Kränklichkeit und physische Störungen; oder sie ist in beiden Geschlechtern durch Naturanlage nur schwach und gleichsam latent (anderer Nuancen nicht zu erwähnen) vorhanden, und aus diesem Bruchtheil der Menschheit gehen die Musterexemplare, die moralischen Vorbilder, die geborenen Arbeitsthiere hervor, die immer zur Nacheiferung aufgestellt werden; oder sie wird (in dem größten Theil der Männerwelt) mehr oder weniger stillschweigend befriedigt, und unter welchen Formen das geschieht und was für sociale und psychische Consequenzen das hat, schilderte Jäger in „Christiania-Bohême“ und Krogh in „Albertine“. Die drei Bücher sind drei Schichten des Männerlebens, und eigentlich nur Ein Buch, so intim gehören sie zusammen. Arne Garborg beschreibt die obere Schicht, sozusagen die Tagesseite: wie die jungen Männer, getheilt zwischen Triebleben und Pflichtleben, moralische Lumpen, und die jungen Mädchen im selben Conflict moralische Doctrinäre werden. Hans Jäger schildert die untere Schicht, die Nachtseite, die mitternächtigen Gassen und Stunden und Befriedigungen, mit ihrer bittern und rohen Süße, in denen häufig Kraft, Hoffnung, Gesundheit und Zukunft verloren geht: eine Unterbilanz-Erbschaft, die später das eheliche Ebenbild Gottes erhält. Es ist ein Buch der Deklassirten; seine Repräsentanten verzichten auf die mit der Ehe gekauften Liebkosungen und haben auch keine Mittel, sie sich zu kaufen. Hier begegnen wir den werdenden Staatsbeamten, den professionellen Bummlern, den sexuell Monomanen und den künftigen Ehemännern. — Die gute Gesellschaft, besonders ihr männlicher Theil, der ein sachkundiges Urtheil hatte, verfiel in Krämpfe sittlicher Entrüstung über dieses Buch; der radikale Staatsminister Sverdrup ließ es gleich confisciren und einstampfen, und der Verfasser kam ins Gefängniß bei Wasser und Brot.

Das dritte Buch handelt von der polizeilich geordneten und geleiteten Prostitution und den kleinen Handreichungen, die die Polizei bei der Rekrutirung der Neulinge sich zuweilen zu leisten herabläßt.

Jedes dieser Bücher ist ein Mann und eine Gesellschaftsanschauung, die sich Bahn bricht. Alle drei behandeln das sociale Problem, alle drei sind der Aufschrei eines empörten und aufs Aeußerste gebrachten Menschen, der Luft haben will, alle drei haben einen positiven Zweck. Was Garborg verlangt, ist die frühe Heirath, die leichte Scheidung — also nicht die Pflicht-, sondern die Liebesbasis in der Ehe — und der nothgedrungene Malthusianismus in der Kinderfrage. Was Hans Jäger träumt, ist die gleiche Erwerbsfähigkeit für Mann und Weib, und die Geschlechtsangelegenheit als eine absolute Privatsache zwischen den beiden ökonomisch gleich selbständigen Parteien geordnet. Das ist das Programm des Deklassirten, der sich als solcher fühlt. Krogh begegnet sich mit den englischen und skandinavischen Emancipationsdamen und dem „Jugendschutz“ in der Forderung der Aufhebung der Prostitution.

Nach dem Erscheinen dieser drei Bücher erhob sich aus dem Schooße des

Bürgerthums ein lauter Empörungssturm. Als er sich gelegt, war Garborg ins Hochgebirge, Jäger ins Gefängniß verblasen, und Krogh's relativ unschuldige „Albertine" eingestampft. Ueber den Richtplätzen der Sünder aber stieg Björnson empor in verklärter Gestalt und predigte der erschütterten Menschheit in einer großen und pekuniär ergiebigen Vortragstournée die frohe Botschaft von der ärztlich bekräftigten Gesundheitszuträglichkeit der Enthaltsamkeit und von der Gesundheitsschädlichkeit des außerehelichen Geschlechtsgenusses, und alle Damen weinten Thränen der Rührung aus reinem Herzen, und Bräute und Ehegattinnen nahmen ihre Männer ins Verhör in Betreff ihrer Reinheit, einige Verlobungen gingen in Stücke, und einige Gattinnen waren „getäuscht", aber die Meisten, siehe! bestanden das Examen und gingen aus ihm hervor mit dem Zeugniß: rein.

Von den drei unsittlichen Schriftstellern aber ist der eine — wie vor ihm Henrik Ibsen — ausgewandert, der andere ist nach Gefängnißhaft und unstätem Herumschweifen jetzt herzlich froh, auch seinerseits ein Blockhaus im Gebirge gefunden zu haben, wo er den Frühling — erwarten kann; der dritte, Maler von Profession, malte ein großes Bild mit Armen im Schneesturm vor einer öffentlichen Suppenküche, dessen aufmunterungswürdige Tendenz der Staat damit anerkannte, daß er es ankaufte.

So ist der Erdboden des Talents in Norwegen.

Nein! die Bücher, welche Culturmomente sind, werden nicht durch Nachfrage und Angebot bestimmt und nicht mit dem Blick aufs Publicum geschrieben. Eher kann man sagen: das Publicum ist das Milieu, gegen das der Künstler sich auflehnt. Und wenn die produktive Persönlichkeit in dem Schöpfungsact sich sammelt und ihr Ich, ihre Erkenntniß, ihren Blick auf die Dinge in Gestalten prägt — den neuen Blick, der neuschafft — so sind solche Bücher in ihrer brutalen Gegenständlichkeit, in der ungedämpften Echtheit ihrer Farben ungeschliffen und beleidigend wie ein Aufschrei bei einem Galadiner, und keine Bourgeoisie der Welt wird ihnen andere, als tiefentrüstete Gesichter zeigen. Das große und echte Talent ist immer ein Wildling, ein Einsamer, ein Mißverstandener, und keine „gute" Gesellschaft wird sich zu ihm bekennen, ehe es, von Alter bemoost, in eine neue Generation hineingewachsen — oder, nach seiner Blüthe, geworden ist wie die Gesellschaft: trivial und geglättet.

Ich glaube, es giebt einen anderen Erkärungsgrund für das Aufkommen oder Nichtaufkommen von Talenten, als daß eine Gesellschaftsklasse sie emporträgt. Es ist richtig, daß Zeiten der Gährung, der ätzenden Unzufriedenheit in allen Klassen, des allgemeinen Krankheitsgefühls, wie z. B. die achtundvierziger Jahre, ihnen günstig sind. Der Boden muß warm und aufgewühlt sein, durch den sie emporbringen können. Was sie am wenigsten vertragen, ist Uniformität. Wo die Erde festgestampft und glattgewalzt, wo das Denken gleichförmig und alle Zustände „geordnet" sind, da kommen sie nicht herauf. Auf dem Makadam wachsen keine Anemonen. Es ist so oft die Frage aufgeworfen worden, weshalb das Deutschland der Gegenwart keine großen Dichter hat? Ja, eben deswegen! Das Deutschland der Gegenwart ist der musterhaft regierte Staat mit der strengen Ordnung und der strammen Zucht, der Staat der Arbeitsamkeit und Selbstzufriedenheit. Schule, Universität, Berufe und Dienstpflicht uniformiren die Geister und nivelliren die Individualitäten, und als Maßstab eines Menschen gilt, was er leistet. Wer etwas gelten will, muß in Reih' und Glied treten und „mitthun" in Vereinen, Versammlungen, Kneipstuben — Alles ist disciplinirt: die Bureaukratie und die Bourgeoisie und die Socialdemokratie. Giebt es aber etwas, das das Genie nicht vertragen kann, so ist es die Disciplin. Das Genie ist das Zwielichtverlangende, das Ziellosschweifende, das nicht weiß, wo es herkommt und wo es hinwill, das souveräne Individuum, das neue Werthe schafft. Das deutsche Denken der Gegenwart aber ist kein

Persönlichkeitsdenken, sondern ein Berufsdenken; in den großen starken Leibern der modernen Deutschen fehlt die Sensibilität, jene feine Differenzirung, die eine Goldwage für moralische Werthe hat, jene Vibrationsfähigkeit eines guten Barometers. Und die deutsche Phantasie liegt und schlummert wie ein Fötus, der sich vollsaugt mit dem mütterlichen Blut. Manchmal regt sich etwas im Schooße des großen Leibes, wie ein Wahrzeichen der näherrückenden Stunde der Geburt. Eine solche Regung war Nietzsche.

Er ist das Genie. Nicht blos das deutsche, sondern das Genie, der Unberechenbare, der Nichtclassificirbare, der Neuschöpfungsvorläufer, in dem eine neue Culturepoche zum ersten Bewußtsein erwachte. Er hat mehr gethan, als eine Naturkraft entdeckt, oder eine Religion entwurzelt, er hat eine Moral gestürzt. Er ist der große Anfänger. Nicht was er formulirt hat, ist das Bleibende an diesem flüssigsten aller Geister, sondern wozu er Ausblicke eröffnet hat. Er zeigt die lange Bahn, auf der eine neue Moral sich abrollen wird, während die alte Moral ihm noch im Nacken saß und ihn zuweilen zum Pedanten machte; er stellte das souveräne Individuum gegen die Hochfluth der Masseninstinkte auf, er ist die höchste Blüthe, die der deutsche Militarismus in einen schöpferisch construirenden Kopf getrieben, die Essenz und der intimste Lebenssaft des Deutschlands von 1870.

Aber dieser Mann konnte in dem Deutschland nach 1870 nicht leben. Von seiner ersten Empörung gegen die Schulzucht in Schulpforta an, war sein Leben eine einzige Empörung gegen die deutsche Zucht. Er war kein disciplinirter und kein disciplinirbarer Geist — Alles in ihm, bis auf den Aphorismenstil seiner Bücher, ist Auflehnung und Auflösung der geltenden Form. Nach einem kurzen Professorat in der Schweiz führte er die Existenz eines Reisenden sein Lebenlang. Kein Stand hat ihn emporgetragen, keine Klasse ihn begünstigt. Er war wider Alle, und Alle wider ihn.

Und in dem letzten Jahre ist der harte Boden wieder geborsten und hat einen Schößling getrieben. Gerhart Hauptmann ist in seinen beiden Dramen ein Stück Norddeutschland, wie es lebt, nicht wie es schreibt: massiv, stark, protzig, unnuancirt, voller Möglichkeiten, positiv, in gewissem Sinne phantasielos, aber mit einem Untergrunde gebundenen, unindividuellen, in seinem Ausbruch mächtigen, ja fürchterlichen Gefühls. Das ist fast Neuland, ein Boden, der lange brachgelegen, ein Volkstemperament, das auf Activität drängt; darum wählte sein Dichter sich das Drama. Hauptmann hat etwas, das ihn auf gleiche Höhe mit den norwegischen Gesellschaftsschilderern hebt, die brutale Ehrlichkeit. Er schildert, was er gesehen und wie er es gesehen, ohne Schielen. Er ist am Anfang; es wird sich zeigen, wie tief sein Blick reicht und wie groß sein Sehkreis ist.

Als ich Hauptmann las, frappirte mich eins am meisten: wie konnte diese durchweg selbständige Individualität im Land der Disciplin und der besten Schulen aufwachsen? Später erfuhr ich, daß sein noch so kurzes Leben eine Wanderexistenz gewesen, ein Suchen und Tappen, ein Greifen und Fallenlassen. Er hat keine „ausgezeichnete Erziehung“ und keine regelmäßige akademische Bildung durchgemacht; eine Masse Kraft, die sich sonst im Widerstand gegen geistige Uniformirung verbraucht hätte, war frei geblieben. Er hat mehrmals seinen Beruf gewechselt, ist in vielerlei Gesellschaft und außerhalb der „Gesellschaft“ umhergestreift und hat sich als Schriftsteller erst vor nicht Langem entdeckt.

Der Erdboden des Talents — wer kann ihn bestimmen? Aber eher ist er das Ungeregelte, als das Geregelte, der Widerstreit, als die getünchte Eintracht, die verworrenen Verhältnisse und einschneidenden Gegensätze, als die glatte Fläche. Der Hervorbruch des Talents ist fast immer ein Schrei aus zum Ersticken beklemmter Brust, und das Kennzeichen des Talents — wir sprechen nicht von den Talentchen — ein: hier stehe ich, ich kann nicht anders! Und wie es das Schicksal

des schöpferisch begabten Geistes ist, daß er, je höher seine Begabung, desto differenzirtere Pein im Leben zu ertragen hat, so ist es sein Merkmal: daß er, solange sein Talent intact ist, auch ein höheres Maß von Pein, als das gewöhnlich erträgliche, tragen **kann**, ohne sich in seiner Richtung beirren zu lassen.

Poesie und Verbrechen.

„Mangel an Geschmack und Pietät haben oft genug traurige Ereignisse zum Gegenstand einer literarischen Speculation gemacht. Solchen Speculationen lag immer das unbeabsichtigte Geständniß der eigenen Unzulänglichkeit zu Grunde. Nur die Verzweiflung, durch das schriftstellerische Können Aufmerksamkeit und Theilnahme zu gewinnen, griff zu dem kläglichen Mittel, durch die Wahl des Gegenstandes die Neugierde zu reizen. Wenn ein Schriftsteller von dem Range Emile Zola's seine Phantasie durch die Thaten „Jacks des Aufschlitzers“ befruchten läßt, so kann man von einer Verirrung des Geschmackes reden.“

Als ich beim Morgenthee in meinem Leib- und Lieblingsblatt, dem „Berliner Börsen-Courier“, diese Bemerkungen las, war ich recht betroffen. Behauptungen, die mit Applomb vorgetragen werden, haben auf mich immer eine verblüffende Wirkung; nur pflegt sie nicht lange vorzuhalten. Ich dachte ein bischen nach, und mir fiel Ein „trauriges Ereigniß“ über das andere ein, welches „Gegenstand literarischer Speculation“ geworden. Besonders an die Geschichte eines jungen Braunschweigischen Juristen mußte ich denken, der die Frau eines Andern leidenschaftlich liebte, ohne Erwiderung zu finden; und da er auch, als Bürgerlicher, gesellige Zurücksetzungen zu erdulden hatte, so erschoß er sich an einem trüben Herbsttage mit einer Pistole. Er hatte sie von einem Freunde, wie zu einer Reise, geliehen; und ein junger Dichter, der von eben diesem Freunde alle Details des „traurigen Ereignisses“ erfahren, war indiscret genug, aus ihnen ein Buch von europäischem Erfolge zu gewinnen. Der junge Jurist hieß Jerusalem, der junge Dichter **Goethe** und das Buch: Die Leiden des jungen Werther.

Natürlich braucht dergleichen der Kritiker des „Couriers“, Herr M. A. K., nicht zu wissen; er schöpft seine ästhetischen Urtheile einzig aus der Tiefe seiner schönen Seele. Aber es genügt doch nicht immer, Behauptungen mit Applomb vorzutragen: sie müssen auch richtig sein.*) Nicht die „Verzweiflung, Aufmerksamkeit zu gewinnen“, wie der Stilist des „Couriers“ so schön sagt, hat Goethe, Zola und einige andere geschätzte Autoren dazu geführt, traurige Ereignisse aus der Wirklichkeit aufzugreifen und sie festzuhalten in poetischem Bilde; nicht auf ihrer Seite ist der „Mangel an Geschmack und Pietät“, nicht auf ihrer Seite das „unbeabsichtigte Geständniß der eigenen Unzulänglichkeit“. Was sie antrieb, dem Leben selber zu folgen, unerschrocken, unaufhaltsam, war ein innerstes Bedürfniß der Poesie, das die kleinen Rücksichten des Tactes und der bürgerlichen Bedenklichkeit schweigen ließ; und mit genialerer Rücksichtslosigkeit hat Niemand, als der größte Dichter unserer Nation das Bild selbst der liebsten Menschen poetisch nachgeschaffen, der Kestner und Lotte, der Maxe Laroche und Frau von Stein, der Herder und Merck.

*) Noch eine zweite Behauptung des kleinen Artikels ist irrig: daß nämlich die im „Courier“ besprochene deutsche Uebersetzung der „Bête humaine“ gleichlautend sei mit der in dieser Zeitschrift veröffentlichten. Alle vom „Courier“ mit Recht beanstandeten Wendungen kommen in unserer, neu durchgesehenen Uebertragung **nicht** vor; jene Behauptung schließt also eine objective Unwahrheit ein. Natürlich eine unbeabsichtigte, die Niemand mehr bedauern wird, als ihr Herr Autor.

Die Modelle zu combiniren und zu contaminiren, ward Goethes vorbildliche Kunst; und er würde seine Sonnenaugen weit aufgerissen haben, hätte man seiner Schilderung vor irgend einem traurigen oder fröhlichen Ereigniß plötzlich ein Halt! gebieten wollen. Die ganze, unendliche Welt der Erscheinungen treu und rein zu erfassen, ist sein, ist der Dichtung großes Ziel.

Nun hat es aber zu jeder Zeit ästhetische Philister gegeben, die den weit ausgreifenden Willen des Künstlers mit klugen Vorschriften zu hemmen suchen; und wie über Jerusalem-Werther selbst Lessing die Nase rümpfte, so hat es seither manch Schütteln des Kopfes gegeben, so oft kecke Dichterkraft den Griff ins volle Menschenleben wagte. Die einen reden von „literarischer Speculation"; die anderen klagen über die zunehmenden „Verbrechen in der Poesie" und glauben darin eine Besonderheit moderner Kunst zu erkennen. Als ob nicht von Aeschylos bis Dostojewski die Dichtung immer von Neuem getrieben ward, den Menschen da zu suchen, wo gewaltsame That ihn aus der Gebundenheit des Individuums hinausführt. Oepidus und Macbeth, Gretchen und Karl Moor, Raskolnikow, Roubaud und Lantier, — wieviele „Verbrecher", geeignet den Zorn ästhetisirender Rechtsanwälte oder Staatsanwälte zu erregen. Die Dichtung aber geht ruhig ihren Weg weiter, und bald näher, bald ferner „traurigem Ereigniß" folgend, erfaßt sie das Leben selber; sie schafft es nach, dort, und sie ahnt es voraus, hier.

Grade Emile Zola hat die Fähigkeit oft bewährt, die Dinge zu schildern, noch ehe sie geschehen: Jedermann kennt das Beispiel des „Germinal", der die Zustände und Ereignisse in den Grubenrevieren darstellt, ganz so wie sie später die Wirklichkeit uns kennen lehrte. Und wenn man etwa den merkwürdigen Fall jenes Predigers Rhode betrachtet, der in der letzten Woche die allgemeine Aufmerksamkeit geweckt hat, — wird man die Analogie zu leitenden Motiven der „Bestie im Menschen" übersehen können? Ein abnormer, zur Manie gesteigerter Geschlechtssinn, der Kampf zwischen Vernunft und Wahn beim Manne; leidenschaftliche Hingabe bei der Frau. Man blickt in ein Interieur hinein, daß den Widerspruch aller Gutgesinnten erregen würde, wenn einer unserer Poeten es darstellen wollte; aber nun das Leben selber es liefert, können sich manche Tagesblätter in genauer Schilderung nicht genugthun — dieselben Blätter, welche mit einer moralischen Entrüstung, die ihnen so gut steht, die entsittlichenden Tendenzen des Naturalismus und die Speculation auf „traurige Ereignisse" bekämpfen. Die Familienkatastrophe beim Prediger Rhode darf man eben schildern; die Familienkatastrophe beim Dr. Scholz nicht.

Allein den Dichter, der den Namen verdient, wird solcher Widerspruch nicht irren. Kein menschliches Document, ob es ihm nun aus der flüchtigen Chronik des Tages oder aus dem Innersten der Zeit entgegentritt, wird er geringschätzen, überall wo das Leben Verschlossenes öffnet, wo es die Dächer abhebt von den Häusern und den Blick auf Menschen gönnt im Kampf und Wirbelwind der Leidenschaften, wird er seines Amtes walten, und er wird wissen seinen Stoff sich aus Beidem künstlerisch zu formen: aus dem Großen und dem Abscheulichen.

Otto Brahm.

Frühjahrs-Ausstellung bei Gurlitt.

Als gewissenhafter Referent müßte ich von Rechts wegen jedes Bild der Ausstellung mit Namen nennen und berichten, ob es schlecht oder gut, oder keins von beiden. Doch da ich glaube, daß der Leser der „Freien Bühne" weniger mit den Zufälligkeiten des Ausstellungswesens bekannt gemacht zu werden wünscht, als mit den Strömungen, welche die zeitgenössische Malerei charakterisiren, und ihren markantesten Hervorbringungen, so entschlage ich mich der Ge-

wissenhaftigkeit und des Anspruchs auf Vollständigkeit und berichte, was mir des Berichtens werth erscheint.

Es war in der Jubiläums-Ausstellung in Berlin, als ich das erste Mal dem Namen Hans Hermann begegnete. Ein kleines Bildchen — eine Straße in Amsterdam — erweckte schon damals lebendiges Interesse. Man hatte seither oft Gelegenheit, Gemälde von ihm zu sehen; er überschritt nie die Grenzen seiner Fähigkeiten, entwickelte sich auf dem einmal betretenen Weg gradaus fortschreitend und steht heut als eine gefestigte und ausgeglichene Individualität vor uns.

Hermann, sowie die meisten unserer jungen Naturalisten, empfängt seine Anregungen in dem heutigen Holland, dem Italien der modernen Maler. Die schönen Menschen voll hohem Pathos, die schöne südliche Landschaft des großen Stils, ist dem Stück Erde gewichen, das grobknochige Gestalten im Schweiße ihres Angesichts bearbeiten. Die Stadt mit dem modernen breiten Leben, das flache Land mit seinen stumpf hindämmernden Bewohnern, der Strand am Meere, Männer und Frauen in allen Bethätigungen, endlose Ebenen mit grauen, silbernen Lüften, sind die Objecte der neuen Kunst. Und ihre Künstler sprechen eine Sprache, die ganz ihnen eigen und so verschieden von der Alten ist, wie ihre Zeiten verschieden sind. Und diese moderne Sprache der Malerei so vollkommen wie irgend möglich zu beherrschen, ist das vorläufige Ziel unserer Jungen: die natürliche Reaktion auf die Epoche der cornelianischen Kunst, die eine Vernachlässigung alles Technischen bedeutete.

Und von diesem Standpunkte begrüße ich eine Erscheinung wie Hans Hermann freudig, der eine ungewöhnliche Herrschaft über alle Mittel, die der Malerei dienen, besitzt, und der schöne Leistungen damit zu erzielen weiß. Zwei Gemälde sind es besonders, welche mich seine Fähigkeiten und Fertigkeiten bewundern lassen, „der Milchmarkt in Amsterdam" und „ein Fischerdorf am Zuidersee". Beide sind sowohl was Feinheit der Farbe, als was räumliche Wirkung anlangt, ganz vorzüglich. Sie sind plastisch bis ins Detail hinein, ohne die ordinäre Rundung zu besitzen, die wir durch die Panoramen gewöhnt sind, zu verlangen. Sie wirken wie die Natur wirkt, wie Gegenstände unter dem Einfluß des freien Lichtes wirken.

Helle, feine Töne, silberne Lüfte, delikate Tonstimmungen, viel kleine intime Feinheiten sind auf diesen Gemälden wahrzunehmen. In diesem Sinne hat Hermann viele Aehnlichkeit mit Hans Bartels und Otto Sinding. Das, was diese Künstler gemeinsames haben, geht sogar über technische Eigenschaften hinaus, ich finde, daß ein gleicher Zug sie auch bei der Wahl ihrer Sujets leitet. Ein Stück Landschaft; und darin: Menschen, nicht groß nicht klein, weder die Hauptsache, noch bloße Staffage. Auch in der Art des Sehens sind sie untereinander verwandt, einen kleinen Beigeschmack von Schönheit haben ihre Werke immer. Nicht daß ich die Schönheit als solche fort wünschte, ich wünschte nur das Häßliche in der Natur so gegeben, wie es ist, schlicht und wahr, ohne Vertuschen und Bemänteln. Denn grade von ihren Voraussetzungen ausgegangen, ist jedes Vertuschen eine Schwäche; es ist gleich, ob die Absicht Schönheit oder Häßlichkeit heiße, Wahrheit muß sie immer heißen.

Ein Verdienst der neuen Generation ist, daß sie sich nicht allzu hohe Aufgaben stellt; daß ihr Ehrgeiz befriedigt ist, wenn die kleinere gut gelöst ist. Freilich besser wäre, große Probleme gut erfassen, in denen der ganze Inhalt unserer Zeit zum Ausdruck käme und das Gefühl löste, welches die Geister in Spannung hält.

Im oberen Stockwerk der Ausstellung hängen zwei Gemälde Arnold Böcklins: „Das Opferfest" und „Der Burgbrand". Während das Eine keinen rechten Begriff von der Bedeutung des Malers giebt, ist der Burgbrand, obschon nicht allerbester Böcklin, doch ein Wahrzeichen von der einsamen Größe seines Schöpfers. Seeräuber haben die Burg erstürmt, die auf hohem, steilem Meeresfelsen steht. Die Burg brennt. Glühende Flammen züngeln zu dem dunkeln Firmament empor. Männer schleppen Frauen die steile Felstreppe herab, Stimmen gellen durch die Luft. Die Seeräuber haben ihre Kähne an den Fels angelegt und vorn, groß, im rothen Gewand, steht der Führer der Piraten. Ein gewaltiges Gemälde, voll von Wucht und Leidenschaft.

Robert Richter.

Nordische Dichter.

Obgleich ich eine nur geringe Kenntniß der neudänischen Litteratur habe, möchte ich doch behaupten, daß sie nichts hervorgebracht haben kann, was als Kunstwerk bedeutender und eigenartiger wäre, als Jacobsens Novelle „Mogens“. Und grade als Kunstwerk.

Die Menschen kommen für unsere neuzeitigen Romanschriftsteller, Novellisten und Dramatiker zumeist nur in Betracht nach der Art, wie sie sich den „brennenden Fragen“ des sozialen Lebens gegenüber verhalten, wie sie innerhalb seiner Conflicte hemmend und fördernd sich bethätigen, sie sind ihnen Faktoren, Momente, Stadien dieser Zeitfragen weit mehr als Menschen, Menschen schlechthin.

Wie kommt es nun, daß auf Jemand, der von der Lectüre der „Raskolnikow“, „Macht der Finsterniß“, „Madame Bovary“, „Germinal“, „Gespenster“ kommt, ein so simpler, so wenig origineller, so wenig „moderner“ Stoff, ein so uraltes, tausendfach variirtes Problem in so schlichter Behandlung, einen tiefen und eigenartigen Eindruck hinterlassen kann?

Aber bevor wir unsere Antwort wagen, wollen wir versuchen, einen Begriff von dieser Novelle zu geben.

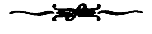
Es ist ein drückend heißer Sommertag. Ein Mensch liegt, gequält vom Sonnenbrand, im Gras inmitten eines grünen, heimischen Erdenwinkels. Ein Regen naht. Und nun rauscht er erquickend hernieder und man springt auf, neu belebt und sieht erfreut, erquickt die Veränderungen, die er in der Umgebung hervorruft. Mit dem Menschen im Gras läßt man sich den Regen ins Gesicht sprühen und singt aus voller Kehle in die schnell belebte, herrliche Sommerlandschaft hinein. Und plötzlich dort, hinter einem Haselstrauch hervor, ein rother Seidenshawl, ein kleiner Mädchenkopf. Man bemerkt sich, man ist gegenseitig überrascht, man flieht und aus einem frischen Uebermuth heraus sucht man sich zu haschen, bis man endlich stehen bleibt und lacht, lacht aus reiner Lebensfreude und überströmendem Lebensgefühl. — Und das Idyll geht weiter. Ein schöner Herbsttag in demselben grünen, dänischen Erdenwinkel. Das Mädchen mit dem rothen Shawl ist jetzt Kamilla, die Tochter des Justizrathes, eines alten, lieben Herrn, der die Villa Trafalger am Meer bewohnt, die „Natur protegiert“ und der Ansicht ist, sie „sei ein Juwel, geradezu ein Juwel“ und man selbst, der an jenem Tage einfach als Mensch im Gras lag, rangiert sich als Amtmannssohn Mogens, der elternlos auf sich selbst und sein natürliches, frisch empfindendes Wesen gestellt ist, und der in diesem Winter in die Stadt geht „um rechnen zu lernen,“ und, wenn er mündig sein wird, sich eine Schaluppe kaufen und damit nach Norwegen fahren wird. Man trifft sich, kennt sich wieder, stellt sich vor und macht eine Kahnfahrt auf das Meer hinaus, bei der man sich von „Vigoleis mit dem goldnen Schloß“ und dem „Schützen Bryde“ erzählt. — Und wieder ein andrer Tag. Mogens macht einen Besuch und während er auf dem Bauernwagen im Stroh liegt, der ihn zur Villa Trafalger bringt, und in den blauen Himmel hineinsieht, macht er sich seine Gedanken, wie eine nur so wunderbar schön sein könne. — Kamilla hat heute einen stechend blauen Shawl und ist in der Gegenwart des alten Herrn Raths Mogens gegenüber sehr förmlich. Aber dann versteht man sich. — Man macht einen Spaziergang in die Landschaft hinein, dorthin, wo der Haselstrauch steht. Mogens zeigt sich mehr als naiver wie galanter Liebhaber und fühlt sich ihr, dem Mädchen gegenüber in seiner Würde als junger Mann. Aber wenn sie auch ein wenig piquirt ist über seinen Mangel an Galanterie: er gefällt ihr doch, und sie bittet nachher ihren Vater, den „einsamen Menschen“ noch recht oft während des Monats einzuladen, den man noch hier auf dem Lande zu verbringen gedenkt. Eines Tages macht er ihr seine Erklärung beim Apfelpflücken: „„Sagen Sie mir . . . nein, ich selbst will etwas sagen . . . Sehen Sie, hier ist der Tisch und da ist der Zaun; wenn Sie nicht meine Braut werden wollen, so springe ich mit dem Korbe über die Hecke gleich meines Weges und komme nicht wieder. Nun? Eins!“ Kamilla sah ihn verstohlen an; das Lächeln verschwand aus seinem Antlitz. — „Zwei!“ — Er war ganz bleich vor Bewegung. — „Ja“, flüsterte sie, ließ die Schürzenzipfel fallen, daß die Aepfel nach allen Enden der Welt hinrollten und begann zu

laufen. Doch lief sie nicht weg von Mogens. „Drei“, sagte sie, als er ihr näher kam; er aber küßte sie gleichwohl. Der Justizrath wurde bei seinen Astern gestört, allein des Amtmanns Sohn war eine zu unvergleichliche Mischung von Natur und Civilisation, als daß der Justizrath Schwierigkeiten hätte machen sollen.“ — Und nun ist es Winter und man wohnt wieder in der Stadt. Es ist ein Tag gegen Ende des Winters. Man hat ihn zusammen verbracht, sich mit Eifersüchteleien geplagt und innige Versöhnung geschlossen. Am Abend tritt der Justizrath eine längere Amtsreise an. Kamilla soll am nächsten Tage für die Zeit seiner Abwesenheit aufs Land fahren. — Tief in der Nacht ist Mogens noch wach, schlaflos vor Glück. Er steht beim Fenster und bemerkt den rothen Schein einer Feuersbrunst. Er eilt in die Nacht. Es brennt beim Justizrath. Schon lange. Mogens ergreift eine Feuerleiter und steigt in das brennende, zusammenstürzende Haus. Er vermag Kamilla nicht mehr zu retten. Sie verbrennt. Vor seinen Augen. — Mit Gewalt muß man ihn aus dem Haus holen. Und nun ist über den Menschen, der sich damals in seinem Glück kaum erinnerte, daß er im Winter in die Stadt müsse, um „rechnen zu lernen“, plötzlich ein unsäglich furchtbares Geschick hereingebrochen. — Wie ein Wahnsinniger rennt er, in Grauen und Verzweiflnng, in die Schneenacht hinein. — Tage und Wochen liegt er zwischen Tod und Leben in einer Hirnentzündung. — Viel, viel Zeit ist vergangen, Die „gute Gesellschaft“ kritisirt seinen „Lebenswandel“. Und er selbst? Wieder ist er auf dem Lande, rathlos, müde. „Und was man Liebe nennt, das war das Hohlste von allem Hohlen; Lust, flammende Lust, glimmende Lust, erstickende Lust, doch immer Lust und nichts andres.“ In dieser müden Stimmung lernt er eine kennen. „Sie glich Kamilla gar nicht, und doch sah und hörte er Kamilla.“ Klein ist sie, zart, „leicht beim Lachen, leicht beim Weinen, leicht in Begeisterung“, Thora. Und sie bringt ihn zu sich selbst zurück, wenn sie aus ihrem Kleinleben heraus mit ihm plaudert, unbefangen, vertrauensvoll, halb ein Kind. Sie wird ihm unentbehrlich. Er muß sie für sich haben, er heirathet sie. Und nun weiß er, was er früher gelebt hat und er lebt es jetzt mit Bewußtsein wieder: „Es gab doch eine Liebe, rein und edel, ohne alle grobe, irdische Leidenschaftlichkeit; ja, es gab eine solche . . .“ Seine Empfindung zu Thora ist so fein, so wenig „irdisch“, daß er ihr gegenüber kein Begehren hat. Aber endlich fällt auch das letzte zwischen ihnen, diese krankhafte überfeine Empfindung; er ist ganz gesund, und nun ist sie erst seine „liebe, kleine Frau“.

Und die Antwort anf die obengestellte Frage? Woher jene Wirkung? Vielleicht, weil das Thema so uralt und doch so neu ist, weil das Leben nicht kritisirt, nicht analysirt, sondern nachgelebt wird mit der feinsten, intimsten Empfindung für Farbe, Form, Bewegung und zwar doch auch wieder durch einen Menschen von heute?

Mit vier anderen Novellen Jacobsens bildet „Mogens“ den VII. Band der von Prof. Dr. Julius Hoffory herausgegebenen „Nordischen Bibliothek“ (S. Fischer, Berlin), einer „Sammlung moderner Erzählungen und Schauspiele aus dem Dänischen, Norwegischen und Schwedischen übersetzt“. In allmählicher Folge sind bis jetzt 11 Bände derselben erschienen. In vorzüglichen Uebersetzungen und vortrefflicher Auswahl sind die bedeutendsten und charakteristischsten litterarischen Erscheinungen des Nordens bereits geboten oder sollen in der Folge noch geboten werden. Da ist Rudolf Schmidt mit sechs Novellen und noch ein andrer Landsmann Jacobsens, Edward Brandes mit einem Zweiakter „Ein Besuch“, da sind ferner Kielland mit dem „Johannisfest“ und Ibsen mit der „Frau vom Meere“, den „Kronprätendenten“, „Rosmersholm“, „Stützen der Gesellschaft“, „Bund der Jugend“, „Wildente“, „Komödie der Liebe“. Wenn man nun Jacobsen gegen sie und die meisten von denen hält, welche das Interesse Europas für die gegenwärtigen Bewegungen und inneren Umwälzungen im geistigen und sozialen Leben des Nordens wachzurufen und im Atem zu halten wissen, so ist gar keine Frage: dieser etwas blutarme, temperierte, feine und wohl hier und da überfeine Jacobsen wird von vielen derselben überragt: keiner aber ist so innerlich frei der Zeit, dem Heute gegenüber, keiner so ganz Künstler wie er.

Paul Köchlin.



Die Bestie im Menschen.

Von

Emile Zola.

(Vierte Fortsetzung.)

Jacques Gemüth verdüsterte sich von Tag zu Tag; zweimal schon hatte er einen Vorwand erfunden, um Séverine nicht zu treffen. Trotzdem liebte er sie noch immer, ja sein Verlangen nach ihr war ein so glühendes, daß es kaum noch sich steigern konnte. Aber in ihren Armen überkam ihn wieder sein altes Uebel und ein fürchterlicher Schwindel machte sein Blut erstarren; schnell mußte er sie wieder verlassen, denn er fühlte die Bestie bereit zum Beißen. Er versuchte durch weite Spaziergänge sich müde zu machen, er versah Aushülfedienste; er verbrachte zwölf volle Stunden auf seiner Lokomotive. Er konnte stundenlang an der Lison herumputzen und verlangte von Pecqueux, daß die Achsen wie flüssiges Silber glänzten. Die Inspectoren, die unterwegs zu ihm stiegen, beglückwünschten ihn. Er aber schüttelte den Kopf und blieb unzufrieden, denn er wußte sehr wohl, daß die Lokomotive seit jenem Feststecken im Schnee nicht mehr so rührig und ausdauernd wie früher war. Bei der Ausbesserung der Kammern und Schäfte war ihr zweifellos ein Theil ihrer Seele abhanden gekommen, jenes geheimnißvollen Gleichgewichts des Lebens, das der Zufall in die Montirung webt. Jacques litt schmerzlich unter diesem Verfall der Lison, er brachte bei seinen Vorgesetzten ganz unvernünftige Beschuldigungen gegen sie vor, er verlangte ganz unnütze Reperaturen und klügelte unpraktische Verbesserungen aus. Da man sie ihm abschlug, wurde er nur noch trübsinniger. Er war überzeugt, daß die Lison krankte. Seiner Zärtlichkeit sank der Muth: wozu noch Jemand lieb haben, wenn er doch alles, was er liebte, tödten mußte?

Séverine fühlte sehr wohl, daß Jacques verändert war, und sie glaubte, tief bekümmert, daß er ihr zürnte, seit er alles wußte. Wenn sie ihn an ihrem Halse zittern fühlte und er vor ihrem Kuß jäh zurückwich, — geschah es nicht, weil er sich plötzlich an das Geschehene erinnerte und sie ihm Entsetzen einflößte? Sie bereute es, gesprochen zu haben; sie hatte vergessen, daß das Bedürfniß nach diesem Geständniß sie von jeher gequält hatte, und wußte nur, daß sie sehr glücklich gewesen war, kein Geheimniß mehr vor ihm zu haben. Und sie liebte und begehrte ihn mehr als je, seitdem er alles wußte.

Der Winter ging zu Ende und der Monat Februar brachte sehr mildes Wetter. Sie dehnten ihre nächtigen Spaziergänge aus und lustwandelten stundenlang durch die mächtige Bahnhofsanlage. Er vermied es, sich im Lichte aufzuhalten, denn er fürchtete sie zu erwürgen, sobald er nur einen kleinen Streifen ihrer nackten Haut sähe: so lange er nichts erblickte, hoffte er noch der Bestie Widerstand zu leisten. In Paris, wohin sie ihm noch immer an jedem Freitag folgte, schloß er sorgfältig alle Vorhänge. Ueber diese allwöchentliche Reise sprach sie mit ihrem Manne kein Wort mehr. Beiden bereitete diese Fahrt eine Zerstreuung; er gab an diesen Tagen besonders Acht auf seine Lokomotive und sie freute sich, ihn weniger düster zu sehen. Bis zum Abend gehörte der Tag ihnen. Auf der Rückfahrt war es schon Nacht, sie schloß ihre Augen und erlebte noch einmal das genossene Glück. Aber jedesmal, am Morgen wie am Abend, beugte sie beim Vorüberfahren an la Coix-de-Maufras den Kopf vor und warf vorsichtig einen Blick hinaus, ohne sich selbst zu zeigen. Sie konnte darauf zählen, daß vor

der Barriere Flore die umhüllte Fahne präsentirte und den Zug mit ihren flammenden Blicken musterte.

Seit das Mädchen die Umarmung der Beiden an jenem Schneetage belauscht, hatte Jacques Séverine vor Flore wiederholt gewarnt. Er kannte die leidenschaftiche Neigung dieses wilden Kindes, und fürchtete ihre Eifersucht. Aber Tage und Wochen waren verflossen, ohne daß etwas Besonderes geschehen wäre; noch immer sah er sie stolz aufgerichtet auf ihrem Posten mit der Fahne in der Hand. Er hatte das Gefühl, als ob ihre glühenden Augen ihn schon träfen, sobald sie seine Lokomotive in der Ferne zu Gesicht bekam. Ihr Blick fand ihn durch den Qualm, nahm ihn völlig gefangen und begleitete ihn beim Getöse der Räder auf seiner blitzschnellen Fahrt. Und gleichzeitig mit ihm wurde der Zug selbst gemustert, durchbohrt, durchsucht vom ersten bis zum letzten Wagen. Und ihr Auge fand auch immer die Nebenbuhlerin: wie Schwerter kreuzten sich Beider Blicke. Schon entfloh der Zug, aber eine blieb ohnmächtig am Boden kleben, zornerfüllt über das Glück, das er davontrug. Sie schien zu wachsen, Jacques fand sie höher emporragen, so oft er sie wiedersah; und er fragte sich vergebens, welcher Plan in diesem düster blickenden, großen Mädchen reifte, deren unbeweglicher Erscheinung er nicht entfliehen konnte.

* *
*

Tante Phasie war am Donnerstag Abend um neun Uhr einem letzten Anfall erlegen. Vergebens hatte Misard, der an ihrem Bette wachte, versucht ihr die Augen zu schließen: sie blieben hartnäckig offen, der starre Kopf hatte sich ein wenig auf die Schulter geneigt, als wolle er das Zimmer beobachten, während die etwas verzerrten Lippen ein Lächeln heuchelten. Neben ihr brannte auf einer Tischecke ein einziges Licht. Und niemand in den mit voller Schnelligkeit vorüberfahrenden Zügen ahnte etwas von dieser noch warmen Todten; während das Licht aufflackerte, machten sie sie eine Sekunde hindurch erzittern.

Misard wollte Flore fort haben und hatte sie deßhalb sogleich nach Doinville geschickt, um Anzeige von dem Todesfall zu machen. Vor elf Uhr konnte sie nicht zurück sein, er hatte also zwei Stunden für sich. Er schnitt sich zunächst in aller Gemüthsruhe eine Scheibe Brod ab; denn er hatte in Folge des langen Todeskampfes nichts essen können und fühlte jetzt in seinem Magen eine große Leere. Er aß, während er auf und ab ging und hier und dort die Sachen rückte. Plötzliche Hustenanfälle hemmten seinen Schritt, so daß er sich krümmte; er sah selbst aus wie ein halber Todter, so mager, so erbärmlich mit seinen farblosen unterlaufenen Augen; man sah, er würde sich nicht mehr lange seines Sieges freuen. Trotzdem hatte er dieses große, schöne Weib richtig aufgegessen, wie ein Insect, daß die Eiche frißt, sie lag auf dem Rücken, ein Nichts, und er dauerte noch. Sein Blick begegnete den großen, weit geöffneten Augen der Todten, deren unbewegliche Augäpfel jeder Bewegung von ihm mit höhnischen Lachen der verzerrten Lippen zu folgen schienen. Er verstand wohl, was sie sagte: Such! Such! Sein Auge umfaßte den ganzen Raum, in dem er nie gesucht hatte, weil sie bei Lebzeiten fast stets dort sich aufhielt. Zuerst machte er sich an den Wäscheschrank: er nahm die Schlüssel unter dem Kopfkissen vor, durchwühlte die Bretter, leerte die Schiebladen und stülpte sie sogar um, um zu sehen, ob nicht ein besonderer Versteck darin wäre. Nichts. Dann dachte er an den Nachttisch. Er hob die Marmorplatte ab und stellte den ganzen Tisch auf den Kopf, aber vergebens. Auch hinter dem Kaminspiegel, einem winzigen, von zwei Klammern gehaltenen Jahrmarktsspiegel, nahm er eine Musterung vor, er schob ein flaches Lineal zwischen Wand und Spiegel hindurch, holte aber nur ein schwärzliches Häuflein Staub hervor. Such! Such! Um den offenen Augen der Todten zu entgehen, legte er sich auf den Bauch und klopfte leise an verschiedenen Stellen der Diele, um zu hören, ob ein hohler Ton ihm irgend ein Versteck

verrathen würde. Mehrere Bretter waren lose, er riß sie ganz auf. Nichts, noch immer nichts. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, trafen ihn die Augen gleich wieder, er wendete sich der Todten zu und versuchte ihr in die starren Augen zu blicken, deren verzerrte Lippen das fürchterliche Lächeln sehen ließen. Kein Zweifel, daß sie seiner spottete. Such! Such! Er fieberte bereits, er trat noch näher an das Bett, denn ein Verdacht, ein fürchterlicher Gedanke keimte in ihm auf, der die bleiche Farbe seines Gesichts in ein noch fahleres Grau wandelte. Warum hatte er so sicher angenommen, daß sie die tausend Franken nicht mit nahm in die Ewigkeit? Vielleicht that sie es dennoch? Er wagte es, die Decke von ihr zu ziehen und sie zu entkleiden; er durchsuchte alles, hatte ihm doch die Todte geheißen zu suchen. Unter ihr, hinter ihrem Nacken, hinter ihrem Rücken suchte er. Er warf die Betten durcheinander und fuhr bis zur Schulter in das Stroh hinein. Er fand nichts. Such! Such! Und ihr Kopf, der auf das unordentliche Kopfkissen zurückgesunken war, verfolgte ihn noch immer mit diesen höhnischen Blicken.

Als Misard, zitternd vor Wuth, dabei war, das Bett wieder in Ordnung zu bringen, kam Flore von Doinville zurück.

„Sonnabend um elf Uhr," sagte sie.

Sie meinte die Beerdigung. Ein einziger Blick belehrte sie, womit sich Misard während ihrer Abwesenheit beschäftigt hatte. Sie konnte eine verächtliche Bewegung nicht unterdrücken.

„Laßt doch, Ihr werdet nichts finden."

Er glaubt, daß auch sie ihn verspotte. Mit aufeinandergepreßten Zähnen schritt er auf sie zu und sagte:

„Sie hat sie Dir gegeben, Du weißt, wo sie sind."

Der Gedanke, daß ihre Mutter irgend Jemandem, selbst ihr, der Tochter, die tausend Franken gegeben haben sollte, ließ sie mit den Schultern zucken.

„Jawohl, mir gegeben! . . . Der Erde hat sie sie gegeben! . . . Dort irgendwo sind sie vergraben, Ihr könnt suchen."

Mit einer weit ausholenden Handbewegung bezeichnete sie das ganze Haus, den Garten mit seinem Brunnen, die Geleise, das weite, weite Land. Ja, dort in irgend einem Loche, das kein Mensch je entdecken konnte, ruhte das Geld. Während er außer sich, geängstigt, ohne Scheu vor der Gegenwart der Tochter fortfuhr, die Möbel fortzurücken und die Mauern zu beklopfen, trat das junge Mädchen an das Fenster und fuhr halblaut fort: „Eine milde, schöne Nacht . . . Ich bin schnell gegangen. Die Sterne strahlten, daß es hell war wie am Tage . . . Morgen giebt es einen prächtigen Sonnenaufgang!"

Einen Augenblick noch blieb Flore am Fenster stehen; ihre Augen tauchten in die heitere Landschaft, die mit ihrer weichen Aprilwärme ihre Herzenswunde wieder aufgerissen hatte. Doch als sie Misard das Zimmer verlassen und ihn nebenan weiterpoltern hörte, setzte sie sich an das Bett und richtete ihre Augen auf die todte Mutter. Das Licht auf der Tischkante zeigte noch immer eine hohe, unbewegliche Flamme. Ein Zug fuhr vorbei und sein Dröhnen erschütterte das Haus.

Flore's Entschluß war, die ganze Nacht bei der Todten zu wachen. Sie dachte nach. Anfangs lenkte der Anblick der Todten sie von den quälenden Gedanken ab, die sie unter den Sternen, in dem Frieden der Nacht auf dem ganzen Wege nach Doinville verfolgt hatten. Trotzdem sie wie eine Wilde stets wortlos fortlief und über die Felder streifte, wenn sie frei vom Dienst war, liebte sie doch ihre Mutter. Während der letzten Krisis, der Phasie erliegen sollte, war sie gewiß an zwanzig Mal an das Bett gekommen und hatte Jene gebeten, einen Arzt holen zu dürfen; denn sie zweifelte nicht an Misard's Verbrechen und hoffte, daß dann die Furcht ihn hemmen würde. Aber sie hatte von der Kranken immer nur ein zorniges Nein

zur Antwort erhalten, als ob diese ihren Ehrgeiz darin setzte, den Kampf ohne Jemandes Hilfe durchzusetzen, sicher ihres Sieges in jedem Falle, weil doch sie das Geld behalten würde.

In der Ferne hörte man das Dröhnen des pariser Bummelzuges. Als die Lokomotive mit ihrem Signallichte am Fenster vorüberfuhr, ward das Zimmer wie von einem feurigen Blitze erhellt.

„Ein Uhr achtzehn Minuten," dachte Flore. „Noch sieben Stunden. Um acht Uhr sechzehn Minuten werden sie hier vorüberkommen."

Schon seit Monaten wartete sie Woche für Woche auf diesen Augenblick. Sie wußte, daß der von Jacques am Freitag Morgen geführte Eilzug auch Séverine nach Paris brachte. Sie lebte nur noch dieser Qual der Eifersucht, diesem Anblick, dieser Gewißheit, daß Jene sich dort unten frei einander geben würden. Sie hatte schon soviel gelitten, daß sie sich eines Abends heimlich hinsetzen wollte, um dem Gericht zu schreiben; dann war alles zu Ende, denn in ihrer Hand lag es, jene Frau verhaften zu lassen. Sie hatte ehemals Séverines Verhältniß zum Präsidenten Grandmorin wohl beobachtet und zweifelte nicht daran, daß sie durch Mittheilung dieses Umstandes an das Gericht jene auslieferte. Doch als sie die Feder in der Hand hatte, wußte sie die Sache nicht zu drehen. Würde das Gericht ihr überhaupt Glauben schenken? Nein, sie wollte sich rächen, aber ganz allein, ohne jede fremde Hilfe: sie empfand das Bedürfniß, mit allem zu Ende zu kommen, alles auf den Kopf zu stellen, als hätte der Donner dreingeschlagen. Sie war sehr stolz, viel schöner und kräftiger als die Andere, und glaubte es sei ihr gutes Recht, ebenso geliebt zu werden. Wenn sie auf den Fußsteigen dieser Wolfsgegend mit ihren unbedeckten, blonden Haarflechten einsam dahinwandelte, wünschte sie Jene vor sich zu haben, um in einem Winkel ihren Streit mit der Faust austragen zu können, wie feindliche Amazonen es thun. Noch nie hatte ein Mann sie berührt, denn sie schlug jeden in die Flucht, der sie begehrte; und darin lag ihre unbezwingliche Stärke, die Gewißheit ihres Sieges.

Seit einer Woche hatte sich der plötzliche Gedanke in ihr festgesetzt: jene Beiden zu tödten, so daß sie nicht ferner vorüberkommen, nicht mehr dort unten einander angehören könnten. Sie überlegte nicht weiter und handelte ganz nach dem Zerstörungsinstinct einer Wilden. Wenn ein Dorn in ihrer Haut stak, riß sie ihn heraus und hätte es einen Finger gekostet. Tödten wollte sie sie, tödten, sobald sie von Neuem vorüberkämen; sie wollte einen Balken über das Geleise legen oder eine Schiene ausreißen, damit der Zug entgleiste und alles zerbrach und erstickte. Ihm, der seine Lokomotive sicher nicht verließ, würden die Glieder zerquetscht werden, und sie, die immer in dem ersten Waggon saß, um ihm so nahe als möglich zu sein, würde sicherlich nicht davonkommen; an die Andren, diese stete Fluth der Menschheit, dachte sie gar nicht. Das war für sie Niemand, denn sie kannte ja keinen unter ihnen. An diese Entgleisung des Zuges, an diese Opferung so vieler Menschenleben dachte sie Stunde für Stunde; diese eine Katastrophe voller Blut und menschlichem Schmerz däuchte sie groß genug, um ihr thränenreiches Herz darin baden zu können.

Der Tag brach an, durchsichtig, klar und frisch. Trotz der fühlbaren Kälte öffnete Flore weit das Fenster und der herrliche Morgen drang in das qualmige, nach Tod riechende Gemach. Die Sonne stand noch hinter von Bäumen gekrönten Hügel am Horizont; aber jetzt erschien sie und ihre warmen Strahlen rieselten über die Abhänge, überschwemmten die Kreuzwege und erweckten die Frühlingslust der Erde zu neuem Leben. Flore hatte sich gestern nicht getäuscht, es wurde ein schöner Tag, einer jener Tage voll Jugend nnd strotzender Gesundheit, an denen man froh war des Lebens. Wie schön, jetzt nach Gutdünken kreuz und quer über die von tiefen Schluchten unterbrochenen Höhen zu streifen! Und als sie sich in das Zimmer

zurückwandte, war sie überrascht, daß die Kerze wie erloschen aussah und in den hellen Tag nur wie eine bleiche Thräne hineinschimmerte. Die Todte schien jetzt auf den Bahndamm zu blicken, auf welchem die Züge sich unaufhörlich begegneten, ohne selbst den bleichen Kerzenschimmer neben diesem Körper zu bemerken.

Mit dem jungen Tage trat auch Flore ihren Dienst wieder an. Sie verließ das Zimmer erst zum Pariser Bummelzug, um sechs Uhr zwölf Minuten. Auch Misard löste um sechs Uhr seinen Kollegen vom Nachtdienst ab. Auf sein Alarmtuten hin pflanzte sie sich mit der Fahne in der Hand vor der Barriere auf. Eine Sekunde blickte sie dem Zuge nach.

„Noch zwei Stunden," dachte sie ganz laut.

Ihre Mutter hatte keine Pflege mehr nöthig. Sie fühlte jetzt eine förmliche Abneigung, das Zimmer wieder zu betreten. Das war vorüber, sie hatte sie noch einmal umarmt und konnte nun frei über ihr Leben und das der Anderen verfügen. Gewöhnlich verschwand sie in den Pausen zwischen den Zügen; aber an diesem Morgen fesselte sie ein eigenthümliches Interesse an die Bank neben der Barriere, eine einfache Holzplanke. Die Sonne stieg am Horizont herauf, ein warmer Strom Goldes durchfluthete die klare Luft. Sie rührte sich nicht, sie badete sich in dieser Milde inmitten der wüsten, von Aprilwürzen durchschauerten Landschaft. Einen Augenblick sah sie nach Misard hin, der in seiner Holzbude jenseits der Geleise sichtlich aufgeregt, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, umherlief: er trat ins Freie, er zog sich wieder zurück und hantirte nervös an seinen Apparaten; seine Blicke streiften beständig zu dem Wohnhause hinüber, als wäre sein Geist dort noch immer auf der Suche. Dann vergaß sie ganz, daß er dort war. Die Erwartung nahm sie völlig gefangen, stumm und starr heftete sie ihre Blicke auf die Geleise nach Barentin hin. Dort unten im fröhlichen Glanze der Sonne mußte sich ihr ein Bild gezeigt haben, von dem ihr wilder Blick nicht zu weichen vermochte.

Minuten verflossen. Flore rührte sich nicht. Als endlich um sieben Uhr fünfundfünfzig Minuten Misard durch zwei Hornsignale den Bummelzug von Havre meldete, erhob sich Flore, sie schloß die Barriere und pflanzte sich mit der Fahne im Arm vor ihr auf. Schon war der Zug vorüber und verlor sich in der Ferne, nachdem er den Erdboden erschüttert hatte; man hörte ihn sich in den Tunnel bohren und der Lärm verstummte. Sie war nicht zur Bank zurückgekehrt, sondern stehen geblieben und zählte die Minuten. Wenn innerhalb zehn Minuten kein Güterzug gemeldet war, lief sie zur Kurve hinter dem Einschnitt, um eine Schiene auszuheben. Sie war sehr ruhig, nur auf ihrer Brust schien das enorme Gewicht ihres Unternehmens zu lasten. Der Gedanke, daß Jacques und Séverine sich näherten, daß sie hier vorüberkommen würden, um ihrer Liebe zu leben, wenn sie nicht sie aufhielte, genügte, um sie in diesem letzten Augenblicke taub und blind zu machen und fest in ihrem Entschlusse: der Tatzenschlag der Wölfin, die den arglos Vorübergehenden niederstreckt, mußte geführt werden. In der Selbstsucht ihrer Rache sah sie immer wieder nur die beiden verstümmelten Körper; die andere unbekannte Menge, der Strom der Menschheit, der seit Jahren an ihr vorüberfluthete, beschäftigte ihre Gedanken garnicht. Die Sonne, diese Sonne, deren heiterer Schein sie von der That ableiten wollte, sollte sich hinter Blut und Leichen verstecken.

Noch zwei, noch eine Minute; und sie wollte gerade gehen, als ein Aechzen und Knarren auf der Landstraße nach Bécourt ihren Schritt hemmte. Wahrscheinlich ein Kärrner, dem man die Barriere öffnen, mit dem man sprechen, kurz dessentwegen man dableiben mußte: sie konnte dann nichts mehr unternehmen, der Anschlag war fehlgegangen. Mit einer wüthenden Gebärde wollte sie davonlaufen und Wagen und Kutscher ihrem eigenen Schicksale überlassen. Doch eine Peitsche knallte durch die frische Morgenluft und eine fröhliche Stimme rief: „Heda! Flore!"

Es war Cabuche, ihr und Louisettes Freund. Wie am Boden gebannt blieb sie vor der Barriere stehen.

„Nun?" fragte er, „Du schläfst noch bei diesem schönen Wetter? Oeffne schnell, damit ich noch vor dem Eilzug hinüberkomme."

In ihr fluthete Alles wild durcheinander. Ihr Plan schien zerstört, und jene Beiden konnten ruhig ihrem Glücke entgegenfahren. Während sie langsam die alte, halb verfaulte Barriere öffnete, deren eingerostete Riegel kreischten, suchte sie wüthend nach irgend etwas, das sie auf die Schienen werfen konnte; sie war so verzweifelt, daß sie sich sicher selbst auf die Geleise gelegt hätte, wenn ihre Knochen hart genug gewesen wären, um die Lokomotive aus den Schienen zu heben. Ihre Blicke fielen auf den Karren, ein schweres, niedriges, mit zwei Steinblöcken beladenes Gefährt, das fünf kräftige Pferde kaum zu ziehen vermochten. Diese riesigen, hohen und breiten Blöcke boten sich ihr, als ein mächtiges Hemmniß, geradezu an. Sie fühlte plötzlich eine Lust, ein wildes Verlangen, sie zu nehmen und auf die Schienen zu legen. Die Barriere stand weit offen; hastig schnaubend warteten die schwitzenden Pferde.

„Was hast Du heute?" fragte Cabuche. „Du siehst so seltsam aus."

„Meine Mutter ist gestern Abend gestorben."

Er stieß einen leisen Schrei der Theilnahme aus. Er legte seine Peitsche fort und drückte ihre beide Hände.

„O, arme Flore! Ich will sie sehen; wir hätten uns am Ende doch wieder ausgesöhnt, wenn dieses Unglück nicht gekommen wäre."

Er schritt langsam mit ihr dem Hause zu. Auf der Schwelle drehte er sich nach seinen Pferden um. Sie beruhigte ihn schnell: „Sie werden sich nicht rühren! Und der Eilzug ist noch weit."

Sie log. Durch den warmen Schauer der Landschaft hatte sie bereits vernommen, daß der Zug Barentin verließ. Nach fünf Minuten mußte er in einer Entfernung von hundert Metern aus der Schlucht herauskommen. Während der Kärner in dem Zimmer der Todten sich vergaß und gerührt an Louisette dachte, blieb sie draußen vor dem Fenster und lauschte auf den regelmäßigen, von Sekunde zu Sekunde lauter werdenden Athem der Lokomotive. Plötzlich fiel ihr Misard ein: er mußte ja bemerken, was vorging und sie hindern; aber erstaunt sah sie, daß er seinen Posten verlassen hatte. Er stand auf der anderen Seite des Hauses, unterhalb des Brunnenrandes, und wühlte die Erde auf; sein Wahnsinn hatte ihn also wieder gepackt, und er hatte plötzlich geglaubt, daß dort der Schatz ruhen müßte: ganz seiner Leidenschaft hingegeben, grub er wie blind und taub darauf los. Jetzt schwand auch der letzte Rest von Aufregung in Flore. Die Umstände selbst wollten es also. Eins der Pferde wieherte, während die Lokomotive jenseits der Schlucht laut pustete, wie Jemand, der es ganz besonders eilig hat.

„Ich werde die Pferde halten," sagte Flore zu Cabuche, „sei unbesorgt."

Sie lief davon, faßte das vorderste Pferd am Gebiß und zog mit aller Kraft an. Die Pferde drängten zurück und einen Augenblick knirschte der Karren unter seiner schweren Last, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Aber sie zog, als wäre sie selbst vorgespannt, der Karren schwankte und rollte auf die Schienen. Mitten auf den Geleisen war er gerade, als hundert Meter vor ihm der Eilzug aus der Schlucht kam. Mit einem so übermenschlichen Ruck hielt sie das Gespann jetzt an, daß ihre Glieder krachten. Sie, von der man erzählte, sie hätte einen den Abhang herunterrollenden Wagen aufgehalten, einen Karren vor einem Zuge gerettet, sie brachte jetzt mit eiserner Faust die fünf bäumenden und wiehernden, die Gefahr ahnenden Pferde zum Stehen.

Das waren zehn Sekunden endlosen Schreckens. Die beiden riesigen Blöcke schienen den Horizont zu versperren. Mit ihren blitzenden Kupfertheilen und

leuchtenden Achsen glitt die Lokomotive sanft und doch gewaltig unter dem goldenen Strom des schönen Morgens dahin. Das Unvermeidliche war da, keine Macht der Welt konnte die Zerschmetterung abwenden. Und die Erwartung wollte nicht enden.

Misard war mit einem Sprunge wieder auf seinem Posten, mit den Händen und Fäusten fuchtelte er wild in der Luft herum, als hätte er die tolle Absicht, der Maschine entgegenzulaufen und den Zug aufzuhalten. Auch Cabuche war beim Knarren der Räder und dem Wiehern der Pferde aus dem Hause getreten, er rannte davon und heulte gleichfalls, um die Pferde anzutreiben. Aber Flore war bereits zur Seite gesprungen, sie hatte ihn mit sich gezogen und rettete ihn so. Er glaubte, sie hätte nicht die Kraft gehabt, die Pferde zu zügeln und sie hätten sie mit fortgerissen; er klagte sich an und schluchzte verzweifelt, während sie hoch aufgerichtet, mit brennenden, weit geöffneten Lidern dem Kommenden entgegensah. Während der winzig kleinen Spanne Zeit, in der der Zug noch einen Meter von den Blöcken entfernt war, sah sie ganz deutlich Jacques auf der Maschine. Er hatte sich umgewendet und ihre Augen tauschten einen einzigen Blick aus, der Flore endlos däuchte.

Jacques hatte in diesem äußersten Augenblick den Hebel des Fahrtregulators in der Hand und sah, ohne etwas zu sehen, denn seine Gedanken irrten anderswo. Er dachte an unklare und fernliegende Dinge, die selbst Séverine's Bild verdrängt hatten. Das tolle Läuten der Glocke, das Aufkreischen Pecqueux' hinter ihm weckten ihn erst. Jacques, todtenbleich geworden, sah und begriff Alles; vor ihm der Karren, die dahinrasende Lokomotive, der unvermeidliche Zusammenstoß; alles das so klar und deutlich, daß er jedes Körnchen an den beiden Steinblöcken zu unterscheiden und schon die Erschütterung in seinen Knochen zu fühlen meinte. Keine Hilfe mehr. Er drehte heftig den Hebel und schloß den Regulator. Er gab Contredampf, und zog instinctiv am Ventil der Dampfpfeife, als wollte er in ohnmächtiger Wuth die Riesenbarrikade dort benachrichtigen und so bei Seite schieben. Ein Geheul der Klage durchschnitt die Luft, die Lison gehorchte nicht, ihre Geschwindigkeit verminderte sich kaum merklich. Sie war nicht mehr so folgsam wie einst, sie war jetzt wunderlich und launisch wie eine alternde Frau, deren Brust etwas von der Kälte abbekommen hat. Sie schnaufte und pustete, lief aber doch weiter und weiter mit dem ihr anhängenden und sie noch schiebenden Gewicht des Zuges. Pecqueux, fast toll vor Furcht, rettete sich durch einen Sprung. Jacques rührte sich von seinem Posten nicht, seine rechte Hand klammerte sich an den Hebel, die andre hielt den Zug der Dampfpfeife, er wartete, ohne zu wissen, worauf. Und rauchend und fauchend und unaufhörlich brüllend, stieß die Lison mit dem Riesengewichte ihrer dreizehn Waggons auf den Karren.

Zwanzig Meter davon standen am Damme Misard und Cabuche vom Schreck an die Stelle gebannt und streckten die Arme in die Luft; Flore, mit weit aufgerissenen Augen, beobachtete das fürchterliche Schauspiel. Der Zug bäumte sich, sieben Waggons kletterten übereinander und brachen mit donnerartigem Krachen zu einem unförmlichen Haufen von Trümmern zusammen. Die drei ersten waren vollständig zu Schutt zermalmt; vier andre thürmten sich zu einem Gebirge auf, einem Durcheinander von klaffenden Decken, zerbrochenen Rädern, Thüren, Puffern, Ketten und gespaltenen Scheiben. Alles aber hatte der Anprall der Lokomotive an die Steine übertönt, es war ein dumpfer Schlag, der in einen einzigen Todesschrei auslief. Die Lison überschlug sich mit aufgerissenem Leibe nach links und begrub unter sich den Karren; die Steine flogen zertrümmert, nach allen Richtungen auseinander und von den fünf Pferden waren vier auf der Stelle zu Boden geschmettert und getödtet worden. Die sechs letzten Wagen des Zuges aber waren völlig unversehrt auf den Schienen stehen geblieben.

Die Rufe erstickten, verloren, übertönt, überpoltert.

„Zu Hilfe! Hierher! . . Ich sterbe! . . Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Man hörte, man sah nichts mehr. Aus den zerrissenen Eingeweiden der Lison entwich pfeifend und zischend der heiße Dampf, als läge eine Riesin in den letzten Zügen. Der weiße, undurchdringliche Wirbel der Dämpfe tanzte über dem Boden und ließ Niemand näher kommen; und mit diesen mischten die glühenden, roth wie das Blut jener Eingeweide schimmernden Kohlen ihre schwarzen Rauchwolken. Der Schornstein hatte sich durch die Wucht des Anpralles tief in die Erde gebohrt; der Rumpf war in Trümmer gegangen und streckte die geborstenen Achsen wie verzweifelnd von sich, die Räder starrten in die Luft. In dieser Lage, mit ihren gebrochenen, verbogenen Eingeweiden, mit dem schwarz gähnenden mächtigen Loche im Bauche glich die Lison einem von einem fürchterlichen Hornstoße aufgeschlitzten und zu Boden geschmetterten Riesenpferde, dessen Leben verzweiflungsvoll, lärmend, entfloh. Dicht neben ihr lag auch das fünfte Pferd, dem beide Vorderbeine weggerissen waren und die Eingeweide aus einer Brustwunde hingen; den Kopf hatte es aufgerichtet und wieherte entsetzlich, aber durch das Getöse der im Todeskampf liegenden Maschine drang kein Ton zum Ohr der Menschen.

Das Schreien der Reisenden verhallte gleichfalls ungehört.

„Rettet mich, tödtet mich! . . Ich leide, tödtet mich, so tödtet mich doch!“

Während der Tumult wuchs und der Dampf die Augen blendete, öffneten sich die Thüren der unversehrt gebliebenen Coupee's und ein wilder Strom von Reisenden ergoß sich aus den Coupee's. Sie fielen zu Boden, rafften sich wieder auf, stießen sich mit den Füßen und schlugen sich mit den Fäusten. Sobald sie festen Boden unter sich fühlten und das freie Feld vor sich sahen, rasten sie davon, sie übersprangen die Hecken, galoppirten querfeldein, um von der Gefahr so weit als möglich fern zu sein. Frauen, Männer verloren sich heulend und mit gesträubten Haaren in das Dickicht.

Zu Boden geworfen, getreten, mit in Fetzen herunterhängenden Kleidern stand Séverine endlich gerettet da. Sie floh nicht, sondern stürmte zur dröhnenden Lokomotive, wo sie auf Pecqueux stieß.

„Jacques, wo ist Jacques, ist er gerettet?“

Auch der Heizer, der durch ein wahres Wunder unverletzt geblieben, hatte nach Jacques gesucht. Der Gedanke, daß sein Lokomotivführer unter den Trümmern liegen könnte, drückte ihm fast das Herz ab. So lange waren sie miteinander gefahren, so vieles hatten sie gemeinsam getragen, in Wind und Wetter und Gefahr! Und ihre Maschine, ihre arme Maschine, die gute Freundin beider, sie lag nun auch auf dem Rücken und gab mit zerrissenen Lungen ihren letzten Athem von sich.

„Ich sprang ab,“ stotterte er, „ich weiß nichts . . . Schnell lassen Sie uns suchen!“

Auf dem Damm stießen sie auf Flore, die sie kommen sah. Betäubt von ihrer That hatte sie sich bis nun nicht gerührt. Es war also geschehen. Ihr Verlangen war befriedigt; Mitleid für die Anderen, die sie garnicht bemerkte, fühlte sie nicht. Doch als sie Séverine erkannte, riß sie ihre Augen fast widernatürlich weit auf, und ein Schatten fürchterlichen Leidens huschte über ihr aschfarbenes Gesicht. Sie lebte also, diese Frau, die sie für todt gehalten hatte? Mit einem Male wurde ihr klar, welch ein Fluch auf ihrer That laste. Sie war es gewesen, sie hatte alles das getödtet! Ein Schrei der Verzweiflung entriß sich ihrer Kehle, sie rang die Arme und lief wie verrückt davon.

„Jacques! Jacques! . . Hier muß er sein, er ist nach hinten geschleudert worden, ich habe es deutlich gesehen . . . Jacques! Jacques!“

Die Lison schnaufte jetzt weniger laut, ihr Athem wurde schwächer und so hörte man jetzt auch das herzzerreißende Schreien und Wimmern der Verwundeten. Nur der Rauch wich noch nicht; der mächtige Trümmerhaufe, aus welchem diese Schreckens-

schreie drangen, schien von einer schwarzen Staubwolke umhüllt, unbeweglich in der Sonne. Was thun? Was zuerst beginnen? Wie bis zu den Unglücklichen vordringen?

„Jacques!“ rief noch immer Flore. „Ich sage Ihnen, er hat mich noch angesehen und ist dann unter den Tender gerathen. Herbei so helfen Sie mir doch!“

Séverine eilte auf Flore's Ruf herbei.

„Jacques! Jacques!“ . . . Wo ist er? Ich werde Ihnen helfen.“

„Gut, helfen Sie mir!“

Ihre Hände begegneten sich, sie zogen gemeinsam an einem zerbrochenen Rade. Aber die zarten Finger der einen schafften nichts, während die Andre mit ihrer starken Hand alle Hindernisse forträumte.

„Aufgepaßt!“ mahnte Pecqueux, der sich jetzt den Beiden anschloß.

Er riß rasch Séverine zurück, die gerade auf einen der Schulter abgerissenen, mit einem Fetzen blauen Tuches noch bekleideten Arm treten wollte. Sie wich erschrocken zurück. Zwar war dieses Tuch ihr fremd, es war der unbekannte Arm irgend eines Körpers; aber sie zitterte so sehr in Folge dieses Anblicks, daß sie zu weinen anfing, und ohne sich rühren zu können, der Arbeit der Andren zusah; sie war nicht einmal im Stande, die Glassplitter wegzuräumen, an denen sich die Hände schnitten.

Die Rettung der Sterbenden und die Wegräumung der Todten war nicht ohne Gefahr, denn das Feuer der Lokomotive hatte sich auf die Holztheile übertragen; um das Feuer im Keim zu ersticken, mußte es erst mit Erde zugeschaufelt werden. Man schickte nach Barentin, um Hilfe herbeizuholen, eine Depesche ging nach Rouen, man schritt muthig und thätig an das Rettungswerk, an welchem sich alle Arme betheiligten. Viele der Flüchtlinge waren zurückgekehrt und schämten sich ihrer Feigheit. Aber man mußte höchst vorsichtig zu Werke gehen, jedes Stück mußte sehr sorgfältig abgeräumt werden, denn man fürchtete, die unter den Trümmern Begrabenen durch einen Nachsturz der Trümmer noch mehr zu verletzen. Aus dem wüsten Haufen tauchten jammernde Verwundete auf, deren Unterkörper wie in einem Schraubstock eingeklemmt saßen. Eine volle Viertelstunde arbeitete man, um Jemand freizubekommen, der, bleich wie weißes Leinen, sagte, daß ihm nichts fehle. Als man ihn aber heraus hatte, sah man, daß er keine Beine mehr hatte. Er verschied auf der Stelle, ohne vorher von dieser fürchterlichen Verstümmelung etwas gewußt oder gefühlt zu haben, so sehr hatte der Schreck jedes andere Gefühl erstickt. Eine ganze Familie wurde aus einem Waggon zweiter Klasse gezogen, der bereits vom Feuer ergriffen worden war; Vater und Mutter hatten Verletzungen an den Knien davongetragen, die Großmutter einen Arm gebrochen; aber sie spürten ihr Leiden nicht, sondern riefen verzweiflungsvoll nach ihrer kleinen Tochter, einem dreijährigen Blondköpfchen, das bei der Entgleisung verschwunden war und bald unter dem Bruchstück einer Wagendecke gesund und mit fröhlich lächelndem Gesichtchen aufgefunden wurde. Ein andres mit Blut besudeltes kleines Mädchen, dessen Eltern verschwunden waren, hatte man mit zerquetschten Händchen davongetragen; es saß nun stumm und unbekannt auf der Erde und sagte kein Wort, sobald sich aber Jemand ihr näherte, nahmen ihre Züge den Ausdruck unsäglichster Angst an. Viele Thüren ließen sich nicht öffnen, weil durch den Stoß ihre Schlösser verbogen worden waren, man mußte durch die zerbrochenen Fensterscheiben in die Coupé's dringen. Vier Leichname lagen bereits in einer Reihe neben dem Geleise. Ein Dutzend Verwundeter warteten hilflos auf einen Arzt. Unter jedem Trümmerstück beinahe wurde ein neues Opfer gefunden, der Haufen schien nicht kleiner zu werden, alles rieselte und dampfte von dieser menschlichen Schlächterei.

„Wie ich Ihnen sagte, Jacques liegt hier drunter!“ wiederholte Flore, als finde sie Trost in dieser hartnäckigen, immer von Neuem ausgesprochenen Behauptung. „Er ruft, still, still, so hört doch!“

Der Tender lag eingeklemmt unter den anderen Waggons, die über ihn fortgestolpert und über ihm zusammengebrochen waren. Seit die Lokomotive nicht mehr so großen Lärm machte, hörte man in der That das Aechzen einer tiefen Männerstimme aus dem wüsten Chaos dringen. Je weiter man vordrang, desto lauter und schmerzlicher äußerte sich die Stimme dieses Sterbenden, so daß selbst die Arbeitenden sie nicht mehr ertragen konnten und laut zu schluchzen begannen. Als man endlich den Mann selbst an den Beinen hervorzog, verstummte das fürchterliche Klagegeschrei. Der Mann war todt.

„Nein," sagte Flore, „er ist es nicht. Er muß noch tiefer liegen."

Mit ihren Soldatenarmen hob sie die Räder auf und warf sie auf die Seite, sie bog das Zink der Waggondächer mit Leichtigkeit, brach die Thüren auf und riß ganze Stücke eiserner Ketten ab. Sobald sie auf einen Todten oder Verwundeten stieß, rief sie, damit man ihn bei Seite trug; sie selbst wollte keine Sekunde aufgehalten sein.

Endlich hatte man den Tender freigelegt. Flore hielt von Zeit zu Zeit inne und drängte ihren Kopf tief hinein in das gekrümmte Eisen und zersplitterte Holzwerk; gierig durchforschten ihre Augen die Trümmer um den Lokomotivführer zu entdecken. Plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus.

„Ich sehe ihn, dort unten liegt er . . . Halt, ja es ist sein Arm und die baumwollene Jacke . . . Er rührt sich nicht, er athmet nicht . . ."

Sie hatte sich aufgerichtet und fluchte wie ein Mann.

„So macht doch, zum Donnerwetter, beeilt Euch doch, ihn herauszubekommen!"

Mit beiden Händen versuchte sie eine Waggondecke hervorzuziehen, die ihr den Weg zu anderen Trümmern versperrte. Sie rannte fort und kehrte mit einer Spitzhacke zurück, die den Misards zum Holzhauen diente. Wie ein Holzhauer seine Axt in die Eiche des Waldes treibt, machte sie sich an das Holzgebälk. Man war bei Seite getreten und ließ sie allein arbeiten, man rief ihr nur zu, vorsichtig zu sein. Doch lag kein anderer Verwundeter mehr dort, als der Lokomotivführer, den ein Haufen von Rädern und Achsen schützte. Sie hörte übrigens auf nichts; Herrin über ihre Muskeln, fielen hageldicht ihre Schläge. Jeder Schlag räumte ein Hinderniß fort. Mit ihren blonden, weit aufgelösten Haaren, ihren aus der zerrissenen Taille dringenden nackten Armen öffnete sie sich wie eine fürchterliche Mäherin einen Weg durch die Zerstörung, die sie selbst gestiftet hatte. Ein letzter Schlag traf eine Achse und das Eisen der Hacke sprang entzwei. Mit Hülfe der Anderen räumte sie die Räder fort, die den jungen Mann vor der sicheren Zerquetschung bewahrt hatten; sie nahm ihn als Erste in ihre Arme, und trug ihn bei Seite!

„Jacques! Jacques! . . . Er athmet, er lebt! O Gott, er lebt! . . . Ich hatte also Recht zu sagen, daß er dort lag; ich sah ihn ja fallen."

Fast kopflos folgte ihr Séverine. Beide Frauen betteten ihn am Fuße der Hecke. Pecqueux hatte sich ebenfalls genähert und stand jetzt vor seinem Lokomotivführer, es jammerte ihn, Jenen so zugerichtet sehen zu müssen. Die beiden Frauen knieten rechts und links nieder, sie stützten den Kopf des Unglücklichen und beobachteten voller Angst die leisesten Zuckungen seines Gesichts.

Endlich schug Jacques die Augen auf. Seine Blicke wanderten von Einer zur Anderen, augenscheinlich erkannte er Niemand. Sie schienen ihn gar nicht zu kümmern. Aber als seine Augen die sterbende Lokomotive trafen, hefteten sie sich auf sie und man las in ihnen ein wachsendes Erstaunen. Jetzt erkannte er auch die Lison wieder, und er erinnerte sich an Alles: an die Steine an den Geleisen, an den fürchterlichen Stoß, den Zusammenbruch, den er zugleich in ihr und in sich selbst empfunden, und von dem er jetzt auferstand; sie aber hatte ihr Leben dabei gelassen. Sie war nicht Schuld an ihrer Widerspenstigkeit; seit sie sich ihre Krankheit im Schnee geholt, hatte sie all ihre Geschmeidigkeit verloren. Auch schwächte das

Alter bereits ihre Glieder und machte sie ungelenk. Er verzieh ihr deßhalb gern und fühlte tiefen Kummer, als er sie so im Todeskampf liegen sah. Die arme Lison hatte nur noch wenige Minuten zu leben. Sie erkaltete schon, die Kohlengluth verwandelte sich in Asche, der Athem, der vorhin so heftig ihrer Brust entflohen war, lief in das leise Klagen eines weinenden Kindes aus. Noch immer leuchtete sie, trotzdem sie mit Erde und Schleim beschmutzt, inmitten eines schwarzen Sumpfes von Kohlen ausgeweidet auf dem Rücken lag. Sie endete so tragisch, wie ein auf der Straße von einem Unfall betroffenes Luxuspferd. Einen kurzen Augenblick noch hatte man durch ihre zerbrochen Rippen das Leben pulsiren sehen können, aber es war nur das letzte Zucken gewesen. Ihre Seele entfloh zugleich mit der Kraft, die ihr Leben gewesen war, mit dem mächtigen Athem, der gar nicht sterben zu wollen schien. Immer stiller wurde die zu Tode getroffene Riesin, sanft schlummerte sie ein und schwieg. Sie war todt. Und das Gewirr von Eisen, Stahl und Kupfer, das sie als vergänglichen Theil zurückgelassen, dieser geborstene Koloß mit seinem gespaltenen Rumpf, seinen zerschmetterten Gliedern, seinen zerrissenen, an das Licht gezerrten Eingeweiden athmete die ungeheure Traurigkeit eines riesigen menschlichen Körpers, einer ganzen, lebensvollen Welt, der man das Herz gewaltsam herausgerissen.

Als Jacques Lison's Dahinscheiden begriffen, schloß er wieder die Augen mit dem Wunsche ebenfalls sterben zu können; er fühlte sich so schwach, daß er in dem letzten, leisen Athemzug der Lokomotive mit zu entschweben vermeinte. Unter den geschlossenen Lidern drängten sich jetzt die Thränen hervor und flossen über seine Wangen. Das war zu viel für Pecqueux, der noch immer unbeweglich mit zusammengepreßter Kehle dastand. Ihre gute Freundin war hinüber und sein Lokomotivführer schien ihr folgen zu wollen. Ihre Ehe zu Dreien war also wirklich für immer zerstört? Vorüber die Fahrten auf ihrem Rücken, bei denen sie hundert Meilen zurücklegten, ohne ein Wort zu sprechen und wobei sie sich doch verstanden, selbst ohne sich ein Zeichen zu geben? Die arme Lison, wie sanft war sie trotz ihrer Stärke und wie schön leuchtete sie in der Sonne! Und Pecqueux, der heute nicht getrunken hatte, brach in lautes, nicht niederzukämpfendes Schluchzen aus, das seinem ganzen Körper schüttelte.

Séverine und Flore waren in Verzweiflung über diese neue Ohnmacht Jacques'. Flore lief ins Haus und holte Kampferspiritus, damit rieb sie ihn ein, um doch etwas zu thun. Noch mehr aber litten die beiden Frauen in ihrer Angst unter dem endlosen Todeskampfe des Pferdes, das allein von den fünfen noch lebte und dem beide Vorderfüße abgerissen waren. Es lag neben ihnen und wieherte beständig; es war ein so fürchterliches Jammern wie aus menschlichem Munde, daß zwei der Verwundeten ebenfalls wie Thiere zu heulen begannen. Kein Todesschrei hatte die Luft mit einer so entsetzlichen, unvergeßlichen Klage durchtönt, die das Blut zu Eis gefrieren machte. Die Qual wurde unerträglich, es wurden Stimmen des Mitleids und des Zornes laut, die baten, man möchte doch ein Ende mit dem Leiden des Pferdes machen, dessen endloses Geschrei, nun die Lokomotive todt war, wie der letzte Wehruf der Katastrophe klang. Pecqueux raffte, noch immer schluchzend, die Hacke mit dem zerbrochenen Eisen auf und ein einziger Schlag vor den Schädel erlöste das arme Thier. Und tiefe Stille senkte sich auf dieses Schlachtfeld hernieder.

Nach zweistündigem Warten traf Hilfe ein. Durch den Anprall hatten sich sämmtliche Wagen nach links geworfen, so daß das andere Geleise in wenigen Stunden wieder fahrbar sein konnte. Ein Zug mit drei Waggons brachte aus Rouen den Cabinetschef des Präfecten, den kaiserlichen Procurator, Ingenieure und Aerzte der Gesellschaft, eine ganze Fluth bestürzter und geschäftiger Persönlichkeiten herbei, während der Bahnhofsvorsteher von Barentin, Herr Bessière, mit einer Arbeiterschaar unter den Trümmern aufzuräumen begann. Ein außergewöhnliches

Leben und Treiben herrschte mit einem Male in diesem abseits gelegenen, sonst so stummen und öden Winkel. Während die Herren der Behörde die Untersuchung begannen, machten sich die Aerzte eilig an das Verbinden der Verwundeten. Viele lagen ohnmächtig in den Blutlachen. Andere klagten leise beim Ansetzen der Pinzetten und Nadeln. Im Ganzen zählte man fünfzehn Todte und zweiunddreißig schwer Verwundete. Bis die Identität Jener festgestellt war, lagen sie alle nebeneinander längs der Hecke, das Gesicht dem Himmel zugewandt. Ein kleiner Substitut, ein junger, blonder, rosiger Mensch, der von Eifer glühte, beschäftigte sich allein mit ihnen, er durchsuchte ihre Taschen, um aus Papieren, Karten, Briefen ihre Namen zu erkennen und an ihnen entsprechende Zettel zu befestigen Um ihn bildete sich bald ein dichter Kreis; trotzdem fast auf eine Meile in der Runde kein Haus zu sehen war, hatten sich doch schnell an dreißig Menschen, Männer, Weiber, Kinder eingefunden, die nur im Wege standen, ohne helfen zu können. Der schwarze Staub, der Schleier von Rauch und Dampf, der Alles eingehüllt hatte, waren verflogen, der strahlende Aprilvormittag leuchtete triumphirend über dieser Stätte des Unheils; und die Sonne badete in ihrem milden, fröhlichen Strahlenregen die Sterbenden und die Todten, die zerbrochene Lison, das Chaos aufgehäufter Trümmer, das die Arbeiterschaar zusammentrug, Insecten gleich, die das Loch, welches ein unachtsamer Wanderer ihnen zertreten, wieder zu flicken bemüht sind.

Jacques war noch immer ohnmächtig. Séverine bat einen vorübereilenden Arzt, näher zu treten. Dieser untersuchte den jungen Mann, er fand zwar keine äußere Wunde, fürchtete aber, daß innerliche Verletzungen vorhanden wären, denn es zeigten sich schwache Blutfäden zwischen den Lippen. Er konnte noch nichts Bestimmtes sagen und rieth nur, ihn sobald als möglich in ein Bett zu bringen und bei dem Transport jede Erschütterung zu vermeiden.

Jacques öffnete unter den ihn betastenden Händen abermals mit einem leisen Schmerzensruf die Augen. Diesmal erkannte er Séverine und bat sie, noch halb bewußtlos: „Bringe mich fort, bringe mich fort!“

Flore beugte sich über ihn. Als er den Kopf wandte, erkannte er auch sie. Seine Blicke drückten eine kindliche Furcht aus, er drängte sich in einem Gefühl des Hasses und des Abscheues abermals an Séverine heran und widerholte: „Bringe mich fort, gleich, gleich!“

„Willst Du nach Croix-de-Maufras;“ fragte Séverine. „Wir sind in nächster Nähe und dort wie zu Hause.“

Er stimmte ihr bei, noch immer unter den Blicken der Anderen zitternd. „Wohin Du willst, nur fort!“

Flore erbleichte unter dem Blicke, der ihr fluchte. In der Schlächterei Unbekannter und Unschuldiger, war weder er noch sie vom Tode ereilt worden: die Frau hatte keine Schramme abbekommen, und auch er kam vielleicht noch davon. Gerade ihr Verbrechen näherte die Beiden mehr noch als zuvor und verbannte sie in dieses einsame Haus, wo sie allein für sich leben konnten. Sie sah sie plötzlich dort wohnen, den Geliebten gepflegt und gehätschelt, sie sah Beide fern von der Welt in völliger Freiheit den Honigmond genießen, den die Katastrophe herbeigeführt. Ein eisiger Schauer überrieselte sie; sie sah die Todten, um nichts und abermals um nichts hatte sie Jene gemordet.

In diesem Augenblick sah sie, daß Misard und Cabuche von mehreren Herren ausgefragt wurden, wahrscheinlich von Herren des Gerichts. Ein wilder Drang nach Freiheit tobte mit einem Male durch Flore's erstarrtes Blut. Sie wollte frei sein, frei um einem Entschluß zu fassen; hatte sie doch nie Jemandes bedurft, um den richtigen Weg einzuschlagen. Wozu noch warten, bis man sie mit Fragen belästigte und sie gar verhaftete?

Flore rannte davon, sie folgte zuerst der Biegung, welche die Straße nach Doinville macht, dann drang sie nach links durch das Gebüsch. Sie kannte jeden Winkel in dieser Gegend, sie fürchtete daher nicht, daß die Gensdarmen sie so schnell finden würden, wenn man sie ihr nachsenden sollte. Daher hielt sie plötzlich in ihrem rasenden Laufe inne und ging langsam auf einen Versteck, eine Art Aushöhlung oberhalb des Tunnels zu, in welchem sie an traurigen Tagen gern zu verweilen pflegte. Sie sah empor, es war um die Mittagszeit. Als sie in dem Loche saß, streckte sie sich lang auf den harten Fels aus und blieb unbeweglich, die Hände unter den Nacken geschoben liegen. Eine fürchterliche Leere gähnte in ihr, ein Gefühl, als sei sie schon gestorben, machte nach und nach ihre Glieder gefühllos. Sie empfand keine Gewissensbisse darüber, so viele Menschen unnütz abgeschlachtet zu haben; sie mußte sich Gewalt anthun, um Bedauern und Abscheu zu fühlen. Aber sie wußte genau, daß Jacques gesehen hatte, wie sie die Pferde zurückhielt; sie verstand daher sein Zurückweichen vor ihr, und daß ihn der schreckhafte Widerwille erfaßte, den man vor Ungeheuern empfindet. Niemals konnte er das vergessen. Jede Hoffnung war in Flore gestorben; seitdem sie hier war und ruhiger über alles nachdachte, fühlte sie immer deutlicher die Nothwendigkeit des Selbstmordes. Nur die Müdigkeit, die Hinfälligkeit ihres ganzen Wesens hielten sie noch ab, aufzuspringen und eine Waffe zu suchen, um zu sterben. Und dennoch stieg aus der Tiefe dieser unüberwindlichen Schlaffheit die Liebe zum Leben in ihr empor und ein letzter Traum des Glücks. Liebliche Gedanken zogen wirr durcheinander, sie sank in einen festen, traumlosen Schlaf.

Als Flore erwachte, war es tiefe Nacht. Wie betäubt tastete sie um sich, fühlte das kalte Gestein und erinnerte sich plötzlich, wo sie geschlafen hatte. Und wie ein Blitzstrahl leuchtete es jäh in ihr auf: sie mußte sterben.

Flore sprang auf und verließ ihr Felsenloch. Sie zauderte nicht, instinctiv fühlte sie, wohin sie sich zu wenden hatte. Sie überzeugte sich durch einen Blick auf den besternten Himmel, daß es auf Neun ging. Durch das große Schweigen dieser wilden Gegend schritt sie an der Hecke entlang. Der nächste Zug aus Paris mußte um neun Uhr fünfundzwanzig Minuten hier vorbei kommen. Sehr gefaßt ging sie Schritt für Schritt durch die tiefe Dunkelheit, als wenn sie einen ihrer gewöhnlichen Spaziergänge auf abgelegenen Pfaden machte. Um zum Tunnel zu gelangen, mußte sie durch die Hecke, und schlenderte nun auf dem Geleise selbst ihrer Begegnung mit dem Eilzuge entgegen. Um von dem Wärter nicht gesehen zu werden, mußte sie sich mit List an ihm vorbeischleichen. Im Tunnel selbst schritt sie unentwegt geradeaus. Der Tunnelwahnsinn erfaßte sie, dieser Taumel, in welchem alle Dinge, Zeit und Raum, inmitten des donnerartigen Lärms und unter der schweren Last der Wölbung wie umflort erscheinen. Sie überlegte nicht, sie dachte kaum, sie hatte nur die eine fixe Idee, geradeaus gehen zu müssen, bis der Zug ihr entgegenkam; und dann immer weiter geradeaus zu schreiten, unmittelbar in das Signallicht der Lokomotive hinein, wenn es vor ihr durch die Nacht flammte.

Doch erstaunt glaubte Flore zu fühlen, daß sie schon seit vielen Stunden so wanderte. Wie fern war ihr doch der Tod, den sie herbeiwünschte! Der Gedanke, daß sie noch viele Meilen würde marschiren müssen, ohne ihm zu begegnen, brachte sie einen Augenblick zur Verzweiflung. Ihre Füße wankten; war es nicht besser sitzend zu warten und sich über die Schienen zu legen? Doch das schien ihr unwürdig, sie hatte das Bedürfniß zu wandern, bis das Ende da war, und dann aufrecht wie eine kriegerische Jungfrau zu sterben. Ihre Energie erwachte von Neuem, eine geheime Macht drängte sie vorwärts. Jetzt sah sie in weiter Ferne das Signallicht der Lokomotive wie einen einzigen, winzigen Stern am tintenschwarzen Himmel funkeln. Noch befand sich der Zug außerhalb der Wölbung, kein Geräusch ver-

kündete sein Kommen, nur das lebhafte, fröhlich schimmernde Feuer breitete sich aus. Ihr geschmeidiger Körper richtete sich wieder empor, und auf ihre starken Beinen nicht wankend schritt sie jetzt etwas schneller aus, ohne indessen zu laufen, als könnte sie die Annäherung einer geliebten Freundin nicht erwarten, der sie ein Stück Weges zu ersparen wünschte. Der Zug fuhr jetzt in den Tunnel ein, das fürchterliche Donnern näherte sich und die Erde bebte vom Sturmwind gepackt; der kleine Stern war ein riesiges Auge geworden, das sich immer noch vergrößerte und wie ein Planet aus der Finsterniß sprang. Unter der Herrschaft eines unerklärlichen Gefühles, vielleicht um ganz allein sterben zu wollen, leerte sie, während sie noch immer heldenhaft vorwärts strebte, ihre Taschen und warf ein ganzes Häufchen auf die Seite, ein Taschentuch, Schlüssel, zwei Messer, Bindfaden; sie löste sogar die Nadel, welche ihre Taille am Halse zusammenhielt und ließ das schon halb zerrissene Kleid auseinanderklaffen. Das Auge verwandelte sich jetzt in einen Gluthofen, feuchtwarm drang schon der Athem des Ungeheuers ihr entgegen, während der Donner immer betäubender schallte. Sie ging gradaus auf diese Gluth zu, um die Lokomotive nicht zu verfehlen, wie ein nächtliches, von der Flamme angelocktes Insect. Der schreckliche Zusammenstoß erfolgte, sie drehte sich um sich selbst und streckte die Arme aus; und noch im letzten Augenblick erwachte der Instinct der Streitlust in ihr, als wollte sie den Koloß in die Arme nehmen, um ihn zu bezwingen: ihr Kopf hatte das Signallicht getroffen, es erlosch.

Erst eine Stunde später hob man Flore's Leichnam auf. Wohl hatte der Lokomotivführer die befremdliche, bleiche Schreckgestalt, in der Woge des jäh über sie wegfluthenden Lichtes, auf die Maschine zuschreiten gesehen. Als dann plötzlich die Laterne erlosch und der Zug mit donnerartigem Getöse durch das tiefe Dunkel rollte, hatte er gebebt, denn er hatte den Tod vorüberstreifen gefühlt. Als er den Tunnel verließ, bemühte er sich, dem Wärter das Geschehniß zuzurufen. Allein erst in Barentin konnte er berichten, daß sich im Tunnel Jemand, wahrscheinlich eine Frau, unter die Räder geworfen habe; Haare vermischt mit Gehirntheilen klebten noch an der zerbrochenen Scheibe des Signallichts. Als die ausgesandten Männer den Körper fanden, waren sie von seiner weißen, marmornen Erscheinung überrascht. Durch die Wucht des Stoßes war er auf das andere Geleise geschleudert worden, der Kopf war zu Brei zermalmt. Die halbnackten, in ihrer Reinheit und Kraft herrlich schimmernden, schönen Glieder aber waren unverletzt geblieben. Schweigend hüllten die Männer den Leichnam ein. Sie hatten Flore erkannt. Es war ihnen klar, daß sie sich hatte tödten lassen, um sich der fürchterlichen Verantwortung zu entziehen, die auf ihr lastete.

Seit der Mitternacht ruhte Flore in dem niedrigen Häuschen, neben der Leiche ihrer Mutter. Man hatte Matratzen auf die Erde gelegt, eine Kerze angezündet und diese zwischen Beide gestellt. Phasie's Kopf mit dem abscheulichen Lachen ihres verzerrten Mundes war immer noch auf die Seite gewendet, sie schien mit ihren großen, starren Augen nun die Tochter anzustarren. Durch das unheimliche Schweigen hörte man dumpfes Klopfen im ganzen Hause: Misard suchte athemlos nach dem Schatze. Und in regelmäßigen Pausen eilten die Züge nach beiden Richtungen vorüber; denn der Verkehr war wieder aufgenommen auf beiden Geleisen. Im Vollgefühl ihrer Kraft jagten sie unerbittlich gleichgiltig und ohne Kenntniß dieser Verbrechen dahin. Was kümmerten sie die Unbekannten, die unterwegs zu Schaden kamen und von den Rädern zermalmt wurden! Man hatte die Todten weggetragen, das Blut aufgewaschen und fuhr wieder der dunklen Zukunft entgegen.

(Schluß folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 8. Berlin, den 26. März 1890. I. Jahrgang.

Claude Monet.

Von **Herman Helferich.**

Die Leser dieser Zeitschrift haben gewiß, um burschikos zu reden, keine Ahnung, wer Herr Monet ist und werden vielleicht — vielleicht! — um so begieriger sein, es zu erfahren, wenn ihr Interesse hierfür erwacht.

(Es ist so angenehm, im Grunde, in Deutschland über Dinge der Malerei zu schreiben. Man kann damit rechnen, sich zumeist einem ahnungslosen Kreise gegenüber zu befinden, und man würde ihm Etwas aufbinden können, ohne daß es gemerkt würde. Dies bildet einen Kitzel, nun gerade ehrlich zu sein und wahr, und darum, allen Scherz bei Seite: Claude Monet ist der merkwürdigste Landschaftsmaler, der jetzt lebt.)

Ich komme aus Florenz und kann offen sagen, etwas sehr entzückt von den Alten!

Ihre Paläste! ihr Stil! ihre Bilder! . . .

Als ich zurückfuhr und schon nachsann, wie ich nun über Monet dächte, wo ich ihn einrangiren würde in Bezug auf die Liste meiner verschiedenen admirations, gelangte ich, nachdem unser Zug viele Tunnels durchsaust hatte, an das Stück Weges, das zwischen Brunnen und Luzern liegt. Der See blaute (oder welche Farbe er sonst immer trug) dicht am Eisenbahndamme, einzelne Halme standen, im Vordergrund, darin, und Sonne allein bildete den Zauber einer sehr einfachen Scenerie, einer nach Italien recht „kunstlosen“ Scene, einer Gegend, welche, wenn Berge in ihr standen, von diesen Bergen jedenfalls nicht incommodirt wurde . . . Hier sagte ich mir: du bist wieder in Monets Gebiete. Und wenn ich auch die Begrenzung einsah, in welcher Monet gelobt werden kann, so bemerkte ich doch, daß in ihm etwas nicht zu Uebertönendes ist, daß er das, was er Bezauberndes hat, auch für den noch behält, der voll von Italienschwärmerei ist, daß er, um ein Wort der Franzosen zu gebrauchen, im Besitze eines nicht eben grandiosen Glases ist, doch sagen kann: wenigstens trinke ich aus meinem Glase. Es ist dies Etwas . . .

und vielleicht ist es selten, daß es so ist, wenn es auch wiederum gut sein mag, daß das wieder nur selten geschehe . . .

Monet wurde lange Zeit für einen Druckfehler gehalten, gebildet aus Manet, aus Manet, dem eigentlichen Befreier des französischen Modernismus in der Malerei, einem Künstler, viel freier als Bastien-Lepage, und, wie ich glaube, durch das, was er in einigen Werken gab, mehr ersten Ranges, als Bastien Lepage überhaupt. Bastien Lepage ist, gegen Manet gehalten, trocken, ohne Temperament, geduldig, — akademisch in gewissem Sinne.

Manet malte vorzüglich gut Schinken auf Marmortischen, eine Birne auf einem Marmortisch . . . und dergleichen Dinge; während er in größeren Scenen häufig hinter seinem Ideal zurückblieb. Aber sein großes Porträt des ehemaligen Kunstministers Antoine Proust ist eine Leistung allerersten Ranges und läßt sich etwa Velasquez'schen Bildern durch die Freiheit ihres Tones, durch ihre Maestria zur Seite setzen — welches Wort von irgend einem Bonnat'schen natürlich nicht gesagt werden könnte, denn es hält sich in der Schablone, wenn es auch vortrefflich ist.

Längst nicht so häufig, als Bonnat, ist Manet vortrefflich gewesen: aber eine Ahnung von einer Vorzüglichkeit, die weder von Bonnat noch Manet erreicht wurde, ist in Manets Bildern wenigstens zu empfinden. Bei Bonnat sehen wir, was er giebt, mit dem Gefühle: es ist nach Bonnats Wunsche gerathen; bei Manet'schen Bildern mußte man denken: er wollte sie noch ganz anders. Man hat die Empfindung, daß mit Bonnat eine Kunst an ihrem Ende mit absoluter Leistungsfähigkeit anlangte — eine Kunst von wirklich hervorragendem, doch nicht erstem Werthe: daß in Manet aber eine Kunst erwachte, die fragmentarisch schon mehr in die erste Reihe hineingehörte, in den Rang der alten Malmeister ersten Ranges — ohne etwas Vollendetes zu bieten. Manets Principien hat Monet auf die Landschafterei, mit größerer Sicherheit, Gleichmäßigkeit und mit mehr Methode übertragen. —

Die erste Blüthe der französischen Landschaftsmalerei war unter akademischem Einfluß erfolgt und die Werke von Nicolaus und Caspar Poussin, sowie die bekannter gewordenen des Claude Lorrain beweisen, daß die Verbindung akademischen Sinnes mit der Naturbeobachtung schöne Resultate allerdings geben kann. Es dauerte lange, ehe die französische Malerei etwas dieser ersten Periode gleichwerthiges in der Landschaft hervorbringen konnte. Mit dem Jahre 1830 beginnt diese zweite Glorie der französischen Kunst mit der sogenannten Schule von Fontainebleau. Es hatte sich die Meinung von der Superiorität der Figurenmalerei auch jetzt noch erhalten, und diese, die den Poussin und den Lorrain eingegeben hatte, ihre Landschaften mit historischen oder mythischen Figuren zu bevölkern, sie versetzte Meister wie Corot, Rousseau, Dupré und Millet in den zweiten Rang. Von den Genannten ist nur Corot auch ein guter Akademieschüler gewesen, die Anderen haben wohl mehr der Gilde Derer angehört, welche in Frankreich Landschafter wurden, weil sie auf den Akademien. die besten Schüler nicht waren. In Frankreich, gegensätzlich zu Deutschland, waren es in der Regel nur die geringeren, diejenigen Talente, welche in der Akademie nicht fortkommen konnten, und die einsahen, daß sie in der Akademie ihre Existenz doch nicht finden würden, welche sich der Landschaftsmalerei zuwandten. Es wurde etwas Revolutionäres darin gesehen, nicht Menschen, nicht Heroen zu malen. Selbst die Landschaftsmaler, welche von der Akademie anerkannt waren, waren weit entfernt, ihr Fach dem der Historienmaler gleich zu setzen und um sich Etwas im Range zu erheben, benutzten sie, wie ihre Collegen von der Historie, den Menschen und den Heros, indem sie ihn kleiner machten und den Rahmen um ihn erweiterten, zu Gegenständen ihrer Bilder. Sie umgaben ihn mit Schluchten, Bergen und immergrünen Bäumen, mit blauen Fernen und dahin rollenden Sturzbächen. Der akademische Mensch der Schule blieb aber Mittelpunkt dieser in den

Räumen der Akademie, sei es in Rom, oder sei es in Paris erfundenen Landschaften.

In der Schule von Fontainebleau bildet Rousseau eine Art von Uebergang aus dem zu jener Zeit herrschenden Stile der Romantik zum Stile der Natürlichkeit. Er hat den romantischen Sinn nicht abgestreift. Es würde überhaupt unschwer sein, eine Parallele zwischen ihm und etwa Flaubert zu errichten, welcher seinerseits auch mit einem romantischen Herzen begabt war, wenn er auch die Stoffe der Natürlichkeit zu behandeln, sich entschlossen hatte. In Millet's Bildern spricht, namentlich dann, wenn das Figurendetail in den Hintergrund rückt oder gar ganz wegfällt, die Landschaft ganz außerordentlich. Ich kenne keine schöneren Landschaften der Schule von Fontainebleau als zwei unter den Millet'schen, welche auf der Pariser Centenarausstellung des vorigen Jahres zu sehen waren; diese bilden zusammen mit der wunderbaren Regenbogenlandschaft Millet's, die der Louvre besitzt, die Blüthe seiner Oelmalerei. Was den Dritten der sogenannten Maler von Fontainebleau betrifft, Corot, so hat er nicht so radical wie Millet und Rousseau seine Aufgabe angefaßt. Als ein folgsamer Schüler akademischer Lehrer, der er gewesen, war er nach Italien gekommen, hatte an italienischen Scenerien zuerst sein Künstlerthum erprobt, hatte ein harmonisches, optimistisches Wesen und bevölkert seine Landschaften mit Vorliebe durch Nymphen, wie es seine Lehrer und die Lehrer seiner Lehrer vor ihm gethan hatten.

Jedoch unterschied er sich von seinen Lehrern durch die natürlichere Behandlung der Landschaft, der Nymphen, der Oelfarbe. Was bei ihnen dumpf, trübe, schwer gewesen war, was bei ihnen nach den alten Gesetzen der Helldunkelmalerei gestimmt wurde, das hob er zu leichten, luftigen Tönen auf, und er begnügte sich, dies Alles weniger auszuführen, als anzudeuten und mit dem Eindrucke zufrieden zu sein, den solche Landschaften beim ersten Blick erzeugten. Er ist mehr auf das im engeren Sinne Malerische bedacht als seine großen Genossen Rousseau und Millet. Seine Bilder sind mustergültiger, ihre Abrundung ist vollkommener. Wie ihr geistiger Werth geringer ist, so ist, was sie besitzen, ganz im Malerischen aufgegangen. Ihm gebührt von den Dreien der Ruhm, Pfadfinder für das Bildmäßige gewesen zu sein. Seine Lichtbehandlung wurde exemplarisch für die moderne Kunst. In der Idee noch nicht ganz modern geworden, zum wenigsten noch nicht eingegangen auf die Kühnheiten, welche Rousseau, dieser männliche Geist, und Millet wagten, hat er als Maler doch mehr zur nützlichen Unterrichtung von Nachfolgern bewirkt, als seine geistig ihn weit überragenden Mitstrebenden.

Auf Corot's Schultern fußt die neue französische Richtung, trotzdem hat sie sich von jeder Lehre emancipirt. Zu Monet kam eines Tages ein junger Mann mit der Bitte, sein Schüler zu werden. „Aber ich bin kein Professor für die Malerei" erwiederte ihm der Künstler, „ich beschränke mich darauf, zu malen und was meine Pinsel betrifft, so wasche ich diese selbst. Seit die Welt existirt und so lange als sie existiren wird, hat es nur einen Professor gegeben und wird es nur einen Professor geben, und Dieser weiß garnichts überdies von all unseren Aesthetiken. Wissen Sie, wie dieser Professor heißt?" und er zeigte ihm den Himmel, dessen Licht die Felder, die Wiesen und die Bäche umspielte.

In Monet's ersten Landschaften, welche schon voll von persönlichen Eigenschaften sind, wo man schon die zukünftige Meisterschaft des Künstlers erräth, sieht man nichts desto weniger hier und da den Einfluß von Courbet und seiner schwarzen Manier, dann den Einfluß von Manet und Camille Pisarro. Hiervon legte er sich Rechenschaft ab, und er setzte alle seine Energie daran, sich dieser unfreiwilligen Erinnerungen, die der vollkommenen Entwickelung seiner Persönlichkeit schadeten, zu entledigen. Aus dieser Periode des Ueberganges und Kampfes gegen sich selbst datiren zwei wichtige Gemälde, „Das Frühstück auf dem Grase" und „Das

Blumensammeln", von denen das Erstere auf der Ausstellung der Champs Elysées 1864 gewesen ist und dort gröblich insultirt wurde. Diese Bilder, enorm groß, von einem charmanten Tone, zart, ein bischen traurig, obwohl sie neben den andern Bildern den Eindruck eines Sonneneffects unter den Dunkelheiten machten, erschienen als ein letzter Ausdruck aufrührerischen Beginnens. Sie zeigten sicher einen Fortschritt im Suchen des Pleinair's, welches damals neu war. Und ihr moderner Accent erschreckte die Nacktheit der wächsernen, dennoch belohnten Acte von Akademikern. Trotzdem zeigten diese Landschaften mehr Delikatesse als Kraft, erzählt uns Oktave Mirbeau, dem auch im Folgenden gefolgt wird, -- mehr Grazie als Mächtigkeit. Die Schatten werden weichlich, das Licht manchmal etwas platt, die Zeichnung, wiewohl baar alles Conventionellen, noch nicht völlig frei und das Licht, die Atmosphäre schwer. Monet hatte noch nicht diese Leichtigkeit, diese Eleganz, diese vibrirende Schönheit der Linie erreicht, in welcher er jetzt Meister ist. Noch hatte er nicht diese außerordentliche Schärfe der Vision, welche ihn in einem einzigen Tone zwanzig entgegengesetzte unterscheiden ließ, von denen jeder den andern beeinflußt durch seine Gegensätze, und ihn dadurch, daß er neben ihm stand, anders machte und bereicherte. Auch modellirte er noch nicht mit dem vollen Lichte, so wie er es heute thut. Doch bald bildete sich sein Auge bei dem beweglichen Spielen der Reflexe an den subtilsten, raschesten Lichtblicken; seine Hand wurde fest, wurde leicht zu gleicher Zeit; seine Palette, von der die Dunkelheiten genommen waren und die zu den unumgänglichen Farben des Regenbogens zurückgeführt war, wurde hell, erheiterte sich, strömte von Sonne über und ward durchwirkt von Licht. Und nun erschienen seine Studien von der Seine, von Argenteuil, seine Flußufer mit sonnigen Rasen; die Grazie seiner Pappelbäume, welche der Lufthauch bewegt, und die den Himmel schwankend erscheinen lassen durch das leichte Zucken ihrer Blätter; seine Seine-Dampfschiffe, deren rothe, blaue, grüne, weiße Körper weich auf dem klatschenden und spiegelnden Wasser hingleiten mit den Goldpunkten der Sonne, der springenden und magischen Heiterkeit des wechselnden Reflexes, der vorübergeht. Das ist ein Jubel von Licht, eine Freude der Flüssigkeit, wo das Auge Wonne trinkt. Und nun erscheinen seine ersten Marinen, das Meer der Normandie, Havre, Trouville, Honfleur, — das Meer in seinen geheimnißvollsten Rhythmen überrascht, festgehalten in seiner fernsten Atmosphäre, mit seinen Einsamkeiten, die gewiegt werden durch die ewige Klage der Wellen, mit seinen Sandküsten, seinen Dünen, seinen Felsen; das Meer, für welches er die größte Leidenschaft seines Lebens haben sollte und durch welches er als ein Poet die Empfindung des Unendlichen übersetzte.

Die Beobachtungen der meisten Maler über das Leben der Atmosphäre gehen nie über diese drei großen Ereignisse hinaus: den Sonnenaufgang, den Mittag, den Sonnenuntergang; und sie legen keine Rechenschaft ab von den Stunden, die dazwischen liegen, von den unendlichen Nüancen, welche dennoch von einer malerisch ungeheuren Wichtigkeit sind. Sie vermuthen nicht, daß jede Stunde des Tages ihren Specialcharacter hat, ihr von der Stunde vorher abweichendes Lichtdrama, ebenso wie jedes Land seine eigenthümliche Structur besitzt, jede Race ihre Besonderheiten der Anatomie hat. Diese Gewissenhaftigkeit, diese wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit ist erst ein moderner Zug. Noch Dagnan-Bouveret hat z. B. den Bretonischen Pardon mit Bauern aus dem Jura bevölkert, und manche Maler von Landschaften gestatten sich, von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends auf ihrer Leinwand im Freien zu malen, gleichgültig dagegen, daß die Sonne von Ost nach West gehend, die Contouren verändert hat, die Schatten anderswohin brachte, die Modellirungen umstürzte, die Valeurs auseinander riß, andere Harmonieen schließlich hervorrief, von denen die Eine jede Andere ausschließt. Daraus geht eine Disharmonie zwischen allen Theilen desselben Gemäldes hervor, ein vollständiger Mangel

an Einheit und folglich eine vollständige Abwesenheit von Natur. Monet wollte in seinen Kunsthervorbringungen nie von den natürlichen Phänomenen abstrahiren, noch die Augen davor schließen, was uns das Naturwissen über das Functioniren der Organe gelehrt hat. Meissonier streute in seinen Garten Mehl, um sich dadurch den Schnee vorzuführen, in welchem französische Soldaten während des Rückzugs aus Rußland starben. Meissonier malte dieses Mehl, mit der bei ihm bekannten Gewissenhaftigkeit. Im Grunde sind so entstandene Landschaften ebenso fern der Wahrheit, wie eine Figur, der ein phantastischer Maler die Augen an die Stelle des Mundes gerückt haben würde, und das Kinn an die Stelle der Nase. Nur merkt man nicht so sehr das Abweichen, weil man die Nüancen der Natur nicht so gut kennt, wie unsere Gesichtsform.

Monet begriff, daß, wenn er zu einer ungefähr genauen Wiedergabe der Natur gelangen wolle, dasjenige, was gemalt werden müsse, nicht nur die allgemeinen Linien wären oder die theilweisen Details, sondern daß es die gewählte Stunde ist, in welcher sich die Landschaft charakterisiren muß. Er beobachtete, daß an einem Tage von gleichmäßigem Licht ein Effect kaum 30 Minuten dauert. Es handelte sich also darum, die Geschichte dieser 30 Minuten wieder zu geben, d. h. wieder zu geben, was in einem gegebenen Stück der Natur diese 30 Minuten auszudrücken haben. Monet übertrug diese Beobachtungen sogar auf die Figuren, indem er sagte, sie sind in Wirklichkeit nichts anderes als ein Ensemble von Schatten, von Lichtern, von Reflexen. Also ein Ensemble von lauter beweglichen und wechselnden Dingen — ebenso wie die Landschaft. Es genügte also für ihn nicht das Motiv, sondern er dachte auch nach über den Augenblick des Motivs. Er machte es sich zur festen Regel, seine Leinwand in dem kurzen Raum einer halben Stunde bedeckt zu haben. Er brachte es durch consequentes Arbeiten dahin, fähig zu werden, innerhalb einer halben Stunde in dieser ersten Arbeit den Charakter vollständig zu präzisiren. Und jeden Tag zur selben Stunde, beim selben Licht, wählte er die gleiche Zahl von Minuten. Auf diese Weise manchmal sechszig Sitzungen hindurch zum selben Motiv zurückkehrend, versuchte er, mit demselben Blicke die Tonaccorde, die Valeurs, die hier und da im Motiv verstreut waren, zu ergreifen, sie, so zu sagen gleichzeitig in ihrer genauen Form zu fixiren, in ihrer flüchtigen Zeichnung; nacheinander oder übereinander seine frischen Farben setzend, ohne sie zu mischen, ließ er sie in einander übergehen auf die Weise, daß sie ihre Frische, ihren Eclat, ihre Durchsichtigkeit behielten, und war ohne Mitleid mit sich, hörte auf und ging zu einem anderen Motiv über, wenn während dieser rapiden Sitzung das Licht sich veränderte. Niemals, selbst nicht an den Tagen, wo die Arbeit fast zur Trunkenheit wurde, in welcher die Stunden dahin fliegen, ohne daß man es merkt, ließ sich Monet von der Versuchung, obwohl sie stark war, packen, sich beim Malen länger aufzuhalten, als die Zeit, die er dafür bestimmt hatte. Diese Ehrlichkeit erlaubte ihm, zu gleicher Zeit an 10 Studien, beinahe soviel Studien, wie es Stunden am Tage giebt, gleichzeitig zu arbeiten, und er kümmerte sich nicht um die Finessen des Handwerks, denn er hatte bei seiner Methode gar keine Zeit dazu. So blieb er fern der Präparation der Leinwände, der geschickten und pikanten Untermalung, dem Ausreiben mit Oel, und dieser ganzen Hexenküche von tausend kleinen Zufluchten, deren sich die meisten Maler bedienen. So kommt es, daß viele Kritiker Monet vorwerfen, sich mit dem Ungefähr zu begnügen, während Niemand, allerdings mit einer großen Freiheit der Mittel, das genaue Studium soweit trieb. Dank dieser Methode war er in einigen Jahren dahin gelangt, nur noch eine Richtung zu haben, die der Natur, keine andere Leidenschaft als die, ihr Leben zu geben.

Und in der That, das Leben, welches seine Leinwand erfüllt, das Leben der Luft, das Leben des Wassers, das Leben der Gerüche und der Lichter, die Heiterkeiten der Frühlingsstimmungen, die erhitzte Schwere von Sommertagen, Herbst-

stimmungen in ihren Purpurgewanden unter dem Gold ihrer Blätter, prächtig kalte Wintertage — das Leben ist überall conservirt in seinen Leinwänden und nichts in diesen Leinwänden ist dem Zufall, der Inspiration, dem Pinselstriche, selbst wenn er glücklich ist, unterworfen. Auf Studium beruht Alles. Zwischen unser Auge und den Schein der Figuren, des Meeres, der Blumen, der Felder, setzt sich die Atmosphäre; und jedes Object wird von der Luft gebadet: das Drama ist wissenschaftlich combinirt, die Harmonie der Farben geht mit den atmosphärischen Gesetzen parallel, mit dem regelmäßigen Verlauf der Phänomene des Lichtes. Alles belebt sich oder wird unbeweglich, redet mit oder schweigt, färbt sich oder entfärbt sich nach der Stunde, welche der Maler ausdrückt, nach dem langsamen Aufstieg oder dem langsamen Niedergang der Gestirne, welche die Beleuchtung austheilen. Studirt man in der Nähe, gleichviel welches der Bilder Monet's, so sieht man, wie jedes der Details, aus welchen es sich zusammensetzt, logisch und nothwendig aus dem Andern hervorgeht. Wie das kleinste Partikelchen Gras, der Schatten eines beliebigen Zweiges nach dem Einfluß ihrer Lage zu dieser Stunde beleuchtet sind. Die Grazie, durch die wir bei Monet manchmal bezaubert werden, die Kraft, mit welcher er uns imponirt, das Romantische in manchem seiner Meerbilder mit zerklüfteten Felsen im Vordergrund, sie entstammen sämmtlich nur der Gewissenhaftigkeit von Monet's Auge. Auch athmen wir in diesen Leinwänden wirklich nun die Erde und uns umweht der Hauch der Luft, wir sehen die Sonne zunehmen und abnehmen, den Schatten sich verkürzen oder ausdehnen auf den Wiesen, auf den Heuhaufen, auf den Wasserflächen. Es kommt uns dieser Eindruck, als ob die Kunst so zu sagen, verschwände und wir nur noch in Gegenwart der lebendigen Natur wären, die durch diesen merkwürdigen, bewunderungswürdigen Maler eingefangen wäre. Und vor dieser Natur, die mit ihrem Mechanismus wiedergeschaffen ist, schlägt unser Traum wieder mit den Flügeln, sinnt und besinnt sich, wird wieder, wie von der Natur selbst, angeregt.

Die Ehre des Studenten.

In den Faschingstagen dieses Jahres erlebte die Universitätsstadt Freiburg ein seltenes Schauspiel. Mitten durch den gellenden Carnevalsjubel, durch hüpfende Clowns und kreischende Frauen brach sich ein Leichenwagen Bahn, dem in langen Reihen Freiburger Studenten folgten. Mit Neid sahen die Clowns auf die farbenprangenden Gestalten der im vollen Wichs einherschreitenden Chargirten, und als glaubten sie, daß auch dieser feierliche Aufzug nichts bedeute, als eine lustige Faschingsmaskerade, schlossen sie sich dem Zuge an, der sich langsam nach dem jüdischen Friedhof bewegte.

Der hier zu Grabe getragen wurde, war ein junger Mediziner, Namens Salomon. Er war eines Abends in etwas angeheitertem Zustande in die Nachbarschaft ebenso heiterer Corpsstudenten gerathen, denen seine Nase nicht gefiel, und von denen einer nach kurzer Wechselrede den Gesammtempfindungen seiner Kommilitonen mit den Worten: „Krummer Judenjunge" den unleugbar schneidigsten Ausdruck verlieh. Für diese schwer empfundene Kränkung wurde dem Mediziner die komment-mäßige Genugthuung zu Theil, daß sein Beleidiger ihn im Duell erschoß. Er starb einen studentischen Tod und erwies sich somit des vollen Prunkes einer akademischen Beerdigung würdig; darum traten selbst die Chargirten der Corps an das Grab des Judenjungen und senkten die umflorten Fahnen um feierlich zu bekunden: daß der Todte ein Ehrenmann war.

Die Tagespresse hat dieser Freiburger Faschingsepisode, welche zufällig in die Zeit überreichen Leitartikelstoffs fiel, nur geringe Beachtung geschenkt, und die Leichenrede dem Rabbiner überlassen, der mit begreiflicher Einseitigkeit in dem Todten nur ein Opfer seines Glaubens sah. Was uns den Fall beachtenswerth macht, ist indessen nicht sein mehr äußerlicher Zusammenhang mit jener antisemitischen Bewegung, die eben jetzt neues Leben zu gewinnen sucht — wir wünschten vielmehr, das Freiburger Pistolenduell einer unverdienten Vergessenheit zu entreißen, weil uns aus der Geschichte der letzten zehn Jahre kein Fall bekannt ist, der so grell wie dieser die kleine Welt beleuchtet, in der die Söhne unserer besten Familien, die Männer deutscher Zukunft mit dumpfen Sinnen dahinleben. Und wenn wir gerade in diesen Blättern, wo dem Alten, Abgelebten der Kampf angesagt ist, auch das gesangsverklärte Leben der Jungen nüchternen Blickes betrachten wollen, so hoffen wir damit das Mißverständniß zu beseitigen, als sei das Stichwort des Tages: „der Kampf der Jungen gegen die Alten" im grob wörtlichen Sinne aufzufassen; als sähen wir das Alte nur im Lager der Alten und die gesammte Jugend um das Banner neuer Ideen geschaart. Wäre das der Fall, dann lohnte der Kampf kaum der Mühe, denn der Sieg wäre nur eine Frage der Zeit. Aber wie wir verehrungswürdige Greise mit jugendlichem Feuer in den vordersten Reihen des Kampfes gegen jegliche Art der Lüge stehen sehen, so sehen wir auf der anderen Seite einen großen Theil der deutschen Jugend befangen im Banne greisenhafter Traditionen, unter die sie sich beugen, ohne noch an ihren Inhalt zu glauben; wir sehen, wie sie bereit sind, die äußersten Folgen des freiwillig übernommenen Zwanges zu tragen, und wie sie selbst vor dem Wahnwitzigsten nicht zurückschrecken, dem conventionellen Mord.

Denn was den beiden jungen Leuten in Freiburg die tödtliche Waffe in die Hand drückte, war keine heftige, menschlich entschuldbare Leidenschaft, kein auflammender Zorn und kein tiefer, langgenährter Haß, am allerwenigsten ein modernisirter fanatischer Glaubenswahn; nichts von allem, was auch freieren Menschen ein Duell unvermeidlich erscheinen lassen kann. Eine conventionelle Lüge, die zarte Rücksicht auf die Anschauungen der Kreise, in denen sie lebten, und die Furcht, deren Achtung zu verlieren, vernichteten ein Menschenleben und machten einen andern Menschen zum kalten, leidenschaftslosen Mörder. Nur eine krankhaft überhitzte Phantasie vermöchte sich in den Gedanken hineinzuleben, daß eine in der Trunkenheit herausgestoßene Beleidigung, die so geschmacklos und verletzend sie sein mochte, doch nur in das Gebiet des höheren, studentischen „Ulks" fällt, ein Menschenleben als Sühne verlangt. Der Freiburger Mediciner war kein solcher Phantast; denn er zielte bei dem Duell nicht einmal auf seinen Beleidiger, sondern schoß harmlos in die Luft. Das war allerdings höchst incommentmäßig; denn es ist eine Entweihung des Pistolenduells und zeugt von geringem sittlichen Ernst, wenn man bei einer so feierlichen Gelegenheit sich den Scherz gestattet, ein Loch in die Natur zu schießen.

Weit correcter benahm sich der Gegner, er war eben Corpsstudent; er zielte und traf und tödtete mit kaltem Blute einen Menschen, den er einmal in seinem Leben flüchtig gesehen und bei dieser Gelegenheit in seiner Weise verspottet hatte. Aber er konnte nicht anders handeln, denn der Ehrenrath hatte die Forderung genehmigt. Der Ehrenrath, bestehend aus einer Anzahl junger Leute im Alter von etwa 20 Jahren, deren Mangel an Lebens- und sonstiger Kenntniß reichlich durch eine rühmliche Mensurenvergangenheit ersetzt wird, decretirte den Mord, der sich dann in den vorschriftsmäßigen Formen zu vollziehen hatte und die Beschlüsse des Ehrenraths wiederum leitete das heiligste Gesetz, das der moderne Student kennt, der Comment, dieser ungedruckte Kodex goldener Lebensweisheit, an dem tausend kluge, junge wie bemooste, Häupter gearbeitet, und den jede scheidende Studentengeneration

der folgenden als heiliges Vermächtniß zur Nachachtung und Vervollkommnung hinterläßt.

Denn der Comment ist, wie jede weise Gesetzgebung, entwicklungsfähig, und die modernste Entwicklung des Comments hat dazu geführt, daß der Schläger, die alte, gute Studentenwaffe zum Spielzeug geworden ist, zu dem man greift, um sich eine angenehme Motion zu verschaffen, oder um dem Gegner, richtiger Spielgenossen, den hochwillkommenen Beweis hervorragenden Muthes als freundschaftliche Dedication ins Gesicht zu schreiben. Wo aber an den modernen Studenten der Ernst des Lebens in Gestalt einer unliebenswürdigen Bemerkung herantritt, da hat er zum Säbel oder zur Pistole zu greifen, wenn sein Name im Buch der Ehre prangen soll. Das verlangt der Comment; und wenn die Zahl der Menschenopfer, die ihm jährlich gebracht werden, doch nicht so groß ist, als erwartet werden könnte, so liegt das erstens daran, daß nicht Jeder so gut schießt, wie der Freiburger Corpsstudent, und zweitens an einer ebenfalls modernen Erfindung: dem Scheinduell, bei dem allein die Secundanten und der Unparteische gefährdet sind. Hier haben beide Duellanten den festen Willen, eher alles andere zu treffen, als ihren Gegner; beide erklären damit stillschweigend die feierliche Ceremonie des Pistolenduells für leeren Schein; sie spotten ihrer Ketten, aber sich von ihnen zu befreien, haben sie noch nicht den Muth. Sie betrügen den Comment, statt ihm zu trotzen, und ihr Verhalten erscheint vom Standpunkt des Comments als incorrect und vom Standpunkt der Vernunft als närrisch: trotzdem ist es besser zum Narren als zum Mörder zu werden; und einen Schein von Hoffnung auf den schließlichen Sieg der Vernunft selbst in studentischen Köpfen läßt diese Erfindung übrig. Doppelt schlimm ist es aber, wenn die Narrheit einseitig ist, wenn der eine Spaß und der andere Ernst macht; das hat der jüdische Mediciner erfahren, der eine leere Form zu erfüllen glaubte und nicht bedachte, daß ein Mitglied des „S. C.“ ihm gegenüberstand.

Der Sieger im Freiburger Duell wird vermuthlich zu einer Festungshaft von zwei Jahren verurtheilt werden, von denen ihm etwa ein und ein halbes Jahr im Gnadenwege erlassen werden dürften. Der Herr Staatsanwalt aber wird vor dem Angeklagten, bevor er den Antrag stellt, ihn für schuldig zu erklären, erst eine Verbeugung machen und anerkennen, daß er unter einem Zwange gehandelt hätte, dem sich ein Mann von Ehre nicht entziehen kann, und die gute Gesellschaft wird dem Staatsanwalt Recht geben. Denn wer kaltblütig einen Menschen, der ihn nie geschädigt hat, niederschießt, ist, wenn diese That in den ehrwürdigen Formen des Duells vor sich geht, ein Ehrenmann und wird mit milder Festungshaft bestraft; wer aber einen Schurken, der sein Lebensglück vernichtet hat, ohne jede Feierlichkeit zu Boden schlägt, ist ein Verbrecher, der dem Tode oder dem Zuchthaus geweiht ist. Das ist die Ordnung, so will es das Recht. Aber es giebt verwegene Phantasten, die von einer andern Ordnung und einem andern Recht träumen, und es beispielsweise für eine ersprießliche Abwechselung halten würden, wenn einmal umgekehrt der Mörder eines Schurken nur zu einer Festungshaft und der im Duell einen unschuldigen Menschen getödtet, zum Zuchthaus verurtheilt würde. Mag man immerhin über diese Phantasten spotten; schon beginnt eine pietätlose Zeit, in der die Götter gehen und neuen Menschen Platz machen, und von dem mächtigen Strome dieser Zeit wird mit dem ganzen Schutt und Moder vergangener Jahrhunderte auch das Zerrbild eines Ehrbegriffs weggeschwemmt werden, dem die heutige academische Jugend, und ihr nachäffend ein Theil der bürgerlichen Gesellschaft, Altäre baut und lebendige Opfer bringt.

Paul Marx.

Georg Brandes
und die skandinavische Bewegung.
Von Ola Hansson.

Georg Brandes wurde in Kopenhagen in einer jüdischen Familie geboren. Das doppelte Persönlichkeitsgepräge, das hiermit gegeben ist, bildet das zweigetheilte Herz, das die beiden Stammadern seines Geistes mit Blut füllt. Vom dänischen Nationaltemperament empfing er seine feminine Geschmeidigkeit, das weidenartig biegsame Verständniß und den wählerischen Künstlersinn. Von seinen jüdischen Vorvätern leitet sich sein intellectueller Klarblick, seine prüfende Skepsis, seine sprungfederhaft elastische Hartnäckigkeit her, die durch seine ganze Wirksamkeit wie eine gute Klinge blinkt. Er hat den weichen Tonfall, der der dänischen Sprache eigen, und hat Flammen des verbissensten Hasses, wie ihn Israels mißhandelter Stamm während langer Jahrhunderte eingesammelt.

Die Racenkreuzung, das wechselnde Spiel von Geschlechts- und Umgebungseinflüssen haben in diesem Manne einen Heros, wie wenige in der Kultur des Nordens, hervorgebracht. Wäre er reiner Däne, so hätte Brandes sicher weder soviel Nüchternheit, noch soviel brutale Vorurtheilslosigkeit, noch — allerdings unter vielen Veränderungen — eine so unerschrockene Ausdauer und soviel Trotz auf sich selbst gehabt. Durch seine gemischte Abstammung wurde ihm auch die Aufgabe erleichtert, die der Nerv seines Lebenswerks ist: nämlich europäische und skandinavische Kultur zu verbinden und zu verschmelzen.

Wie eine Feuersäule schoß Georg Brandes aus der Erde seines Heimathlandes auf, leuchtend, wärmend, zündend. Es giebt fast keinen unter den Schriftstellern, den alten und den jungen, aus denen „das junge Skandinavien" besteht, der nicht zu irgend einer Zeit der Zaubermacht seiner Persönlichkeit unterlegen wäre. Er hat angeregt, begeistert, befruchtet. Aber es ist ebenso characteristisch, daß auch fast jede dieser vielen persönlichen Verbindungen nur eine längere oder kürzere Dauer gehabt hat. Ein elektrischer Strom, der ebenso hastig verschwunden, wie er kam, ein Funken, der gefaßt hat, ohne von anderen gefolgt zu sein, Anbetung, die sich in Haß verwandelt, Entzücken, das zu Gleichgültigkeit geworden, Bande, die gewaltsam zerrissen, oder langsam erschlafften — das war die Wirkung, die ihm folgte. Eine ganze, bunte Schaar von Menschen ist durch seine Stuben gewandert, aber Keiner ist geblieben, hat sich niedergelassen und zur Ruhe gesetzt bei ihm, als ein Gast fürs Leben. Lärm und Streit hat seinen Namen umgeben, wie keinen anderen Namen in Skandinavien während der letzten Jahrzehnte; aber in diesem Augenblick ist es fast still um ihn herum, eine Stille, die Tag für Tag tiefer wird.

Warum?

Die Ursache ist sicher von sehr zusammengesetzter Natur. Die bestimmte erschöpfende Antwort auf diese Frage kann erst die Litteraturgeschichte der Zukunft abgeben. Ich selbst kann nur das Faktum constatiren und die Folgen schildern.

Die sogenannte moderne skandinavische Litteratur, d. h. die nach Brandes' Auftreten im Anfang der siebziger Jahre emporgewachsene Litteratur, bietet in diesem Augenblick einen äußerst bunten Anblick. Unter dem erwähnten Schlagwort werden eine Menge ungleichartiger litterarischer Bestrebungen, Ideale und Methoden zusammengefaßt, die nicht viel mit einander zu schaffen haben. Im selben Grade, wie die litterarische Periode, gegen die die gegenwärtige anfangs den Gegensatz bildete, in die Ferne rückte und sich zu den Todten gesellte, in demselben Grade hat der neuskandinavische Realismus sich als das Conglomerat offenbart, das er war, und als das er auseinanderfiel; und die Klüfte und Gegensätze, die sich dabei

aufthaten, erwiesen sich als viel tiefer und gründlicher, denn jene, die zuerst im Vordergrund gestanden. In der einst so kompakten Masse schlummerten Antagonismen, Feindschaften und Streitigkeiten, die tiefere Kulturfragen berühren und eine weitere Zukunft umspannen, als jene, die mit dem Namen „Spätromantik" und „Brandesianismus" bezeichnet werden.

Es ist natürlich die Zeit selbst, die diese bunte Masse von Phänomenen aus sich geboren; es ist das geistige Leben in Skandinavien, das sich in ihnen konkrete Form gegeben. Aber das Eigenthümliche ist, daß genau derselbe Prozeß mit seinen Differenzirungen und seinem Reichthum an Widersprüchen sich auch in jenem einzelnen Geist offenbarte, der Georg Brandes heißt. Jeder noch so schwache Laut, der in der Luft lag, gab Echo in ihm, so zeitig, daß es immer scheinen mußte, als ob die Schwingung in der Seele der Zeit, aus der er hervorging, sich ihm auf raschere Weise, auf kürzeren Wegen mittheilte, als den Anderen. Aber alle diese Gegensätze von Sympathien und Gedanken lagen in ihm auch ebenso lose und unverbunden, wie in der Zeit selbst; er besaß die geschlossene, einheitliche Persönlichkeit nicht, die sie alle in sich faßt und blos ihr eigenes Wesen in ihnen allen giebt. Deshalb hat Brandes mit einer seltenen Affinität die ganze, verschiedenartige, nordische Dichterschaar, einen nach dem andern, an sich ziehen und zur Klarheit über sich selbst bringen können; aber das Band zwischen ihnen allen und um sie alle hat er nicht zu knüpfen vermocht. Die neuskandinavische Litteratur ist ein gesprengter Ball, und eine typische Figur der umhergestreuten Stücke ist schwer zu bilden. Jeder Einzelne ihrer Träger geht seinen einsamen Weg, ganz isolirt auf seiner geistigen Entdeckungsfahrt, die in Skandinavien so unvergleichlich beschwerlicher ist, als in den großen Kulturländern. Denn der Nebel liegt da droben dichter, und das Dunkel ist schwärzer, und die Vorurtheile, welche in Europa bloße Pappwände sind, die ein Ellenbogenstoß zerreißt, sind im Norden massive Steinmauern, die wegzusprengen ein einzelner Mann sein ganzes Leben dransetzen kann. —

Georg Brandes' geistiger Ausgangspunkt war der Hegelianismus; seine beiden ältesten Arbeiten waren Abhandlungen in dem gewöhnlichen hegelianisch-akademischen Genre. Obgleich er sich früh und gründlich von dessen Herrschaft losmachte, war sie ihm doch schon in's Blut übergegangen. Sie hat seinem Geist ein Gepräge gegeben, das er noch bis jetzt beibehalten. Es verräth sich in den abstrakt-spekulativen Intermezzos, die überall in Brandes' Produktion hineingemengt sind, und in denen uns sogar die Hegelsche Terminologie entgegentritt, wie das Skelett einer ausgestorbenen Thierart. Aber vor Allem verräth sich Brandes' hegelianischer Geisteszuschnitt in seiner Vorliebe für eine dialektische Behandlung allgemeiner Ideen. Brandes unterscheidet sich hierdurch scharf von allen den Geistern, die ihren Ausgangspunkt von ihm hatten, aber jenes ersten Stadiums geistiger Beeinflussung, das er durchgemacht, entbehrten. Brandes ist kein philosophischer Geist, aber er hat das gemeinsam mit jenen Heroen der Aufklärungszeit, die er so sehr liebt, daß er mit abstrakten Begriffen Fangball spielt, — er ist außerdem auch ein wenig von einem Casuisten. Die anderen Geister des neuen Skandinavien, welche ihre ersten starken Eindrücke von England und Frankreich, von einer mehr empirischen Philosophie und der modernen Naturwissenschaft erhalten, beschäftigen sich ausschließlich mit Detailstudien innerhalb der brutal concreten Wirklichkeit, mit Fakten und Realitäten im engeren Sinn, was ein bedeutend wurzelfesteres nnd schwerer zu handhabendes Material ist. Georg Brandes hat oft Position gewechselt, aber er hat immer — dank seiner dialektischen Erziehung — Verschanzungen zu bauen verstanden, die die Anderen nicht auf dem rechten, schwachen Punkt anzugreifen vermochten. Er kann auf dem Seil tanzen zwischen zwei Klippenspitzen, zwischen denen kein anderer Skandinavier ein Verbindungsglied zu sehen vermöchte. Er ist immer ebenso fest, wie veränderlich in seinen Positionen, ebenso uneinnehmbar, wie ungreifbar gewesen,

und hat immer die mörderischen Argumente gegen die Lebensanschauung, die er verlassen, ebenso sicher zu finden gewußt, wie die überzeugenden für die neue, die er zu der seinen gemacht; und während Alles dessen ist er unveränderlich als der Leiter und der Erste an der Spitze der Entwicklung dahergegangen.

Besonders auf einem Gebiete hat Brandes' hegelianischer Ausgangspunkt sich bemerkbar gemacht, nämlich in seinem Atheismus, seinem Materialismus. Er gelangte zu ihm auf dieselbe Art, wie z. B. Voltaire zu seinem anti-theologischen Deismus und die rationalistischen Theologen zu ihrer unkirchlichen Freisinnigkeit Er ist als Atheist und Materialist ein Ableger des äußersten linken Flügels des Hegelianismus in Deutschland, der Strauß und Feuerbach, er hat seinen Standpunkt nicht auf dem Wege der naturwissenschaftlichen Materialisten erreicht.

Ganz abgesehen von seinem Ursprung bildet indessen dieser Atheismus einen der Hauptarme in dem vielarmigen Strom des Brandesianismus. Er hat die jüngeren Generationen in Skandinavien mit heftigster Stärke beeindruckt; wenn sie auch die kräftigste Bestätigung ihrer Ueberzeugungen anderswo gefunden haben, so war es doch der Verfasser der „Hauptströmungen", der ihnen diesen negativen Glauben beigebracht. Die religiösen Conflicte bildeten ein Lieblingsthema des jungen Skandinaviens; unter den litterarischen Arbeiten, die darauf erbaut worden, können Schöpfungen ersten Rangs genannt werden, wie Eduard Brandes' Schauspiel: „Ein Bruch", Christian Elsters Erzählung: „Gefährliche Leute", dazu Garborg's Erstlingsarbeit: „Ein Freidenker" und theilweise auch Jakobsen's Roman: „Nils Lyhne".

Die Ideen, die Brandes in Umlauf und Cours in Skandinavien setzte, lassen sich in zwei Hauptgruppen zusammenfassen, die von zwei Namen in der europäischen Cultur repräsentirt werden, von Mill und von Taine.

Von Mill empfing Brandes in erster Linie die Idee der Frauenemancipation. In dem öffentlichen, socialen und politischen Leben des Nordens steht diese Frage heute auf der Tagesordnung. Litterarisch war Schweden die zweifelhafte Ehre beschieden, diesem Gedanken Ausschlag und Behandlung zu geben: auf dem schwedischen Parnaß, der zu allen Zeiten mit Damen gesegnet gewesen, sitzen gegenwärtig die Novellen- und Dramen-schreibenden Emancipationsfrauen und -Fräuleins so dicht wie Fliegen auf Zuckerbrot. Gegen diese Richtung, deren eigene Fürsprecherinnen dafür sorgten sie lächerlich zu machen, hat sich während der letzten Jahre eine heftige, schonungslose Reaction in der Literatur erhoben; in dem Kampf, der zwischen beiden Lagern ausbrach, nahm Brandes gegen die Frauen Stellung, die doch von den Gedanken zehrten, die er selbst in Skandinavien eingeführt hatte. Auf diese Weise erlebte die Welt das Schauspiel, daß die tugendhaftesten Emancipationsdamen ebensowohl wie das enfant perdu der freien Liebe, der Norweger Hans Jäger, sich mit gleichem Recht auf Brandes als Vater beriefen. Das Ziel und der Anlaß der aus diesen Gegensätzen entspringenden Sittlichkeitsdebatte, die vor ein paar Jahren den ganzen Norden aufregte, ist ganz bedeutend complicirt und nicht so leicht aufzuwirren. Die Damen wollten das bekannte Surrogat für die Freiheit zu leben haben, nämlich die Freiheit mitzusprechen, und die jungen Männer der Gegenpartei forderten weniger moralisirendes Geschwätz und mehr natürliche Lebensmöglichkeiten, die der gottesfürchtige Norden bisher noch nicht Zeit gehabt hat in Betracht zu ziehen. Durch die Macht der Verhältnisse verschoben und spitzten die Gegensätze sich derartig zu, daß Keiner sich eine Emancipationsdame anders als mehr alt als jung, lang, dürr und borstig vorstellen konnte, während ein Herr von der Gegenpartei unausweichlich in der Glorie eines Ungeheuers umherging, gegen das Heliogabalus in all seiner schweinischen Majestät ein reines Kind war.

Von Stuart Mill und der socialdemokratischen Bewegung leitete Brandes auch die socialen und politischen Freiheitsideen ab, die eine so dominirende Rolle in der

modernen, nordischen Litteratur spielen. Seinen Höhepunkt erreichte dieser Zweig der Litteratur in den Gedichten des Dänen Drachmann, dessen chamäleontische Natur später noch in vielen andern Farben schillert, in Kiellands Romanen und Jonas Lies „der Sklave des Lebens“ (beide Norweger) sowie in ein paar Arbeiten des Schweden Strindberg, den „Utopien in der Wirklichkeit“ und den „Schlafwandlernächten“. Aber unter dem Namen dieser sogenannten „Problemlitteratur“ wurden viele Sünden begangen; eine Sündfluth von confuser Mittelmäßigkeit wurde über Skandinavien hereingeleitet, denn jeder junge Mann und jede junge Dame mit guten Schulzeugnissen glaubten Anspruch auf den Dichternamen zu haben, wenn sie blos über die Laster der Reichen und die Seelenreinheit der Armen schrieben.

Den französischen Aesthetikern Sainte-Beuve und Taine entnahm Brandes für sich selbst die kritische Methode, durch die allein er als ein Neuschöpfer in nordischer Cultur dasteht. Den Dichtern desselben Landes, Merimée, den Goncourts, Flaubert, entlehnte er die Ideale psychologischer Dichtung und stilistischer Kunst, mit denen er eine ganze Dichterschule im Norden befruchtete. Der vorzüglichste Vertreter derselben ist J. P. Jakobsen, unter den Subalternen könnte man Herman Bang und Gustav Eßmann nennen, — alle drei Dänen, außerdem die Schweden Levertin und Tor Hedberg.

Von Deutschland ging Brandes aus; in Deutschland hat er geschlossen. Sein Ausgangspunkt war Hegel; seine letzte Station wird bis auf Weiteres von Nietzsche bezeichnet. In der dazwischen liegenden Zeit hat er eigentlich weder ein inhaltliches, noch ein Befruchtungselement aus der deutschen Kultur nach dem Norden hinübergebracht, aber er war doch der, welcher mehr als irgend ein Anderer das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den nordischen und den mitteleuropäischen Germanen genährt und aufrecht erhalten hat. Und in diesem Augenblick giebt es wohl keinen Kulturheros, auf den die Augen des jungen Skandinaviens mit solchem Glauben blicken, wie auf Nietzsche, den Brandes durch seine Vorträge im vorigen Winter zuerst in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Auf ihn bekennt sich u. A. auch der größte Dichtergenius Schwedens, August Strindberg, wovon mehrere seiner Dichtungen, besonders die Novelle „Die Kleinen“ — geschrieben, ehe Brandes den deutschen Dichter-Philosophen im Norden einführte — und der Roman „Tschandala“ Zeugniß ablegen.

Wo Brandes jetzt steht?

Alle Impulse, die die nordische Litteratur während ihres Aufblühens in den letzten 20 Jahren erhielt, gingen von ihm aus, oder nahmen wenigstens über ihn ihren Weg. Seine eigenen Schwenkungen und Frontveränderungen trugen in nicht geringem Grade dazu bei, die Mannigfaltigkeit der Anregungen zu vermehren und eine frühe Stagnation zu verhindern. Aber während der letzten Jahre ist, was diese Litteratur an intensivster Lebenskraft besitzt, ihrerseits von ihm abgeschwenkt und sucht sich eigene Wege. Brandes' ganze litterarische Stellung beruhte wesentlich auf der Polemik gegen alte Schäden, auf dem Kriege gegen die Romantik und das Christenthum. Erstere hat in ihrer Naturmystik ein Element, das nothwendig in der entstehenden naturalistischen Litteratur nach außen schlagen muß, letzteres ist litterarisch überwunden. Neue und tiefere Probleme, als er sie aufstellte, sind aufgetaucht, das Problem der Racen- und Nationalitätsgegensätze, die psycho-physiologischen Probleme, die die Wiege einer ganz neuen, der neuen, in der Geburt liegenden Litteratur sind. Ein tieferer Individualismus, als Brandes ihn kannte, bricht sich Bahn. Die besten Kräfte in Skandinavien arbeiten unten in der Tiefe und abstrahiren minder, als er nach der Entwickelungsepoche, der er angehörte, thun konnte. Ein unsichtbarer Strich läuft zwischen ihnen hin, über den sie nicht zu ihm, er nicht mehr zu ihnen kommen kann.

Schauspielers Weltbetrachtung.

„Schauspieler, welche Bühnenstücke schreiben, haben meistens einen glücklichen Griff". Diese Sentenz las ich jüngst im Reklameblatt einer Theateragentur. Und da ich tags zuvor im königlichen Schauspielhause ein Bühnenstück des Regisseurs Günther aus Schwerin durchfallen hörte, so kam mir der wunderliche Argwohn, jene Agentenweisheit könne sich nur auf die Werke Shakespeares oder Molières, Raimunds oder Nestroy's beziehen, denn ich entsann mich, daß diese längst Verstorbenen nicht allein große Dichter, sondern auch passable Schauspieler waren. Aber soweit in die Ferne schweift kein Theateragent. Shakespeare und Nestroy liegen jenseits des Procentensegens. Vielmehr fand jener Satz seine Nutzanwendung auf ein Bühnenstück des Schauspielers Vischer vom Berliner Lessingtheater, auf ein Lustspiel, welches den verlockenden Titel führt: „O dieser Papa!" Ich kenne diesen Papa nicht. Da ich aber ein andres Bühnenstück desselben Autors kürzlich im königlichen Schauspielhause durchfallen hörte, so entwand sich mir der Seufzer: „O dieser Vischer!" Und darum traue ich weder diesem Papa, noch auch der Stichhaltigkeit jenes Agentenwahrspruchs. Kennt man doch so manches sonst noch, was Schauspieler heutiges Tages nicht bloß auf der Bühne, sondern auch für die Bühne verüben. Brave Theaterbesucher erinnern sich an die „Ellen" des Fräulein Knauff, an kleinere Heldenstückchen des Herrn Franz Wallner, an grausige Affairen des Bonvivants Schönfeldt aus Frankfurt und noch sonst an Dies und Jenes. Auch was die vor wenig Tagen im Berliner Theater enthauptete „Antoinette" betrifft, so streiten die Gelehrten, ob ihr Sünder ein Bonbonfabrikant oder ein Schauspieler sei.

Eins steht fest: die Lust ist groß bei unseren Bühnenkünstlern, zugleich auch den tantièmendurchwobenen Lorbeer des Bühnendichters zu pflücken. Kein Billigdenkender wird diese Lust verargen. Wer täglich gezwungen ist, Worte Anderer zu sprechen, den Sinn oder Unsinn Anderer deutlich zu machen, den drängt es, auch einmal etwas Eigenes sagen zu dürfen. Im Verkehr mit so vielen Dichtern, die keine Dichter sind, erliegt man der diabolischen Versuchung, auch einmal auf eigene Faust den Dichter zu spielen, und da sich Schauspielern die Bühne leichter erschließt als Anderen, so ist es wohl erklärlich, daß wir armen Berufszuschauer von so vielen „glücklichen Griffen" uns angegriffen fühlen. Ich will es nicht für ausgeschlossen halten, daß eines Tags mitten aus dem Schauspielerstande ein neuer Molière oder Raimund aufersteht. Ist doch Ludwig Anzengruber in seiner Jugend ein Schauspieler gewesen. Aber die Gründe, die ihn sehr bald, angewidert von der Bühne, ins Polizeibureau trieben, sind fast identisch mit den Ursachen, welche in passionirten Schauspielern keine rechte Dichterkraft entstehen lassen. Die Hauptursache liegt in der Exklusivität unserer Schauspieler. Man wirft den Juristen und Philologen vor, daß sie „fachsimpeln". Aber nirgends wird so sehr fachgesimpelt, als unter Schauspielern. Niemand ist berufseifriger als ein Schauspieler, Niemand spricht häufiger von seinem Berufe als er. Das Theater und nochmals das Theater und abermals das Theater. Sind die Schauspieler unter sich, so reden sie von L'Arronge und Blumenthal, von Haase und Sonnenthal. Sind sie frohgelaunt, so erzählen sie sich Anekdoten von Döring und Dessoir oder wetteifern im Kopiren berühmter Muster. Sind sie ernstgestimmt, so klagen sie über die Niedertracht des Rivalen oder über die Unlieblichkeit des Direktors. Kommen sie aber ins Publikum, so werden sie erst recht dazu verleitet, vom Metier zu reden, denn das liebe Publikum lechzt nach Kulissenhistörchen. Wenn an einem und demselben Tage der Austritt des Herrn von Hochenburger aus dem Hoftheater und der Austritt des Herrn von Bismarck aus dem Reichskanzleramt erfolgt, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß unter hundert Schauspielern nur Einer sich in seinen Gedanken zunächst mit Herrn von Bismarck und dann erst mit Herrn von Hochenburger beschäftigt. Diese Berufstreue hat etwas Rührendes, und ist, moralisch genommen, keine Untugend. Mag in den meisten Fällen persönliche Eitelkeit oder Selbstüberschätzung ihr letzter Grund sein, so ist doch grade der Bühnenkünstler mehr als irgend wer anders darauf gewiesen, denn seine Person ist zugleich seine Kunst und sein Amt.

Eines aber wird vergessen: wer das Theater als eine Welt für sich ansieht, entfremdet

sich derjenigen Welt, für welche das Theater nur den Spiegel hergeben soll. Er geht auf im Schein und verliert das Wesen. Auf unseren besten Bühnen können wir es täglich beobachten, daß in einem Salonstücke nicht die Umgangsformen der Salonwelt, sondern die Umgangsformen der Kulissenwelt gepflogen werden; der junge Baron hat die junge Comtesse eben erst kennen gelernt, und schon beim ersten Gespräch faßt er sie bei der Hand oder streift ihre Schulter und treibt hundert Allotria, die nur im langjährigen Verkehr befreundeter Collegen, nicht bei der ersten Begegnung eines vornehmen Liebespaares üblich sind.

Da der Gesichtskreis vieler Schauspieler beim Souffleurkasten anfängt und im Garderobenstübchen endigt, so bildet sich auf der Bühne eine ganz gesonderte Welt der Sitten und Gewohnheiten aus, und da das Publicum nur selten den Anspruch auf Lebenswahrheit erhebt, so wird diese Scheinwelt auf Treu und Glauben hingenommen. Schauspieler von künstlerischer Bedeutung freilich bilden Ausnahmen. Sie gehen, wenn sie klug und begabt sind, eigens studienhalber in die Welt und beobachten; wenn sie aber genial sind, so treffen sie ohne Weiteres aus dem natürlichen Gefühl ihres eigenen Innern heraus das einzig Wahre; allen großen und reinen Künstlernaturen, mögen sie malen oder musiciren, dichten oder darstellen, liegt ein treues Weltbild wie eingeboren im Busen; und öffnet sich der Busen, so tritt das Bild hervor, ohne daß es der Künstler selber wissen mag. Das klingt mystisch, aber die Erfahrung lehrt es. Doch dieser Begnadeten hat es stets nur Wenige gegeben. Sie reichen nicht entfernt aus für den ungeheuren Menschenbedarf der Theater. Wenn eine Bühne auch nur über ein solches Künstlerblut verfügt, so darf sie sich glücklich preisen, und man kann sich kaum wundern, wenn ein Director, dem es widerspenstig entschlüpfen will, alle Mittel der List und der Gewalt in Güte wie in Grausamkeit anwendet, es an sich zu fesseln. Wer von Natur minder begünstigt ist, muß lernen gehen. Wo die innere Stimme schweigt, muß das äußere Erlebniß sprechen. Und es sollte eigentlich keinen tiefern, ernstern und gründlichern Menschenkenner und Weltstudenten geben als den Schauspieler. Ihm vor Allem ist eine Weltanschauung nöthig. Wer aber gewillt ist, eine solche sich zu erwerben, wird an Alles eher denken, als sich von Theaterpappe aus Theaterpuppen eine Kulissenwelt aufzuzimmern und solch dummes Ding dann Lustspiel oder gar Schauspiel zu nennen. Wer hierzu Muth und Laune findet, wird auch in seinen rein schauspielerischen Leistungen verdächtig; in der That sind die Fälle selten, in denen ein schlechter Bühnenautor zugleich ein guter Menschendarsteller ist, während andrerseits große Künstler nicht der Versuchung zu dichten widerstehen. Es ist kaum Zufall, daß unter den Künstlern des Wiener Burgtheaters nicht Adolf Sonnenthal, sondern Louis Nötel, nicht Charlotte Wolter, sondern Luisabeth Röckel den Poetenklepper bestiegen.

Was bei den Schauspielern den Muth zu dichten steigert, ist das Gefühl, mit den Forderungen der Bühne vertrauter zu sein, als mancher andre Dramatiker, der niemals einen Blick hinter die Kulissen gethan hat. Daß diese äußere Bühnenerfahrung jedem Dramatiker wünschenswerth ist, liegt auf der Hand. Sardou verdankt ihr seine raffinirtesten Effekte, und auch Ibsen hätte seine vollendete technische Meisterschaft schwer erreicht, wenn er nicht in jungen Jahren mit stehenden Bühnen eng verknüpft gewesen wäre. Was in der dramatischen Kunst erlernbar ist, läßt sich auf der Bühne am besten lernen: die technische Composition; aber wenn bei Ibsen die Technik in nichts Anderem besteht, als in der geschicktesten und natürlichsten Form wirkliche Welt auf die Bretter zu bringen, so lehnt sich die Technik des deutschen Dichterkomödianten an die Mache unsrer weltfremden Situationsschwänke an und unter völligem Verzicht auf den Maßstab des Lebens arbeitet er nur auf Verwerthung der Theaterrequisiten hin. Das ist seine Welt, das heißt eine Welt! So hat sich während der letzten Jahre eine ganze Gattung von Schauspielerstücken herausgebildet, die überaus verwerflich ist, weil sie den Abstand zwischen Bühne und Leben vergrößert.

Bevor unsere Schauspieler zur Feder greifen, sollten sie die Augen öffnen für ihre mimische Gestaltung. Molière war der tiefste Kenner von Paris und Nestroy sah seinen Altwienern in alle Falten ihres Herzens hinein. Beide lernten die Welt kennen, weil sie mit ihr in Conflict geriethen. Und so hat vielleicht der sociale Streit, den gegenwärtig unsere Bühnenkünstler unter der ebenso tapfern wie besonnenen Führung eines selbstgewählten Präsidiums besonnen

und tapfer auskämpfen, den einen Vortheil, daß er ihr Auge schärfer auf große und ernste Lebensverhältnisse lenkt und sie in einen innigern Zusammenhang mit ungeschminkten Dingen dieser Welt führt. Wie einem Dienstboten wollte man unsern Schauspielern das freie Wort verwehren, und sie streiten jetzt um die Rechte des freien Mannes. Wer für solche Güter kämpft, dessen Persönlichkeit wächst geistig und moralisch empor; und so steht vielleicht zu hoffen, daß, wie jeder Mißgriff, auch die Herrenlaune des Grafen von Hochberg ein Gutes nach sich zieht, indem sie in unsern Menschendarstellern das Verständniß für menschliches Wohl und Wehe vertieft und weitert.

Paul Schlenther.

Lesen Sie Nothnagel!

Vor mir liegt eine jener Zeitschriften, die sich an die deutsche Frau wenden: nicht an die moderne Frau, die fest in dem geistigen und socialen Leben der Zeit steht, sondern an die Hausfrau, die Dame, welcher eine eigene, den Männern unverdauliche journalistische Speise zubereitet wird. Kleiderkunst und Kochkunst, Toilettenprobleme und Seifenströmungen werden in diesen Blättern abgehandelt, eifrig, ohne Unterlaß; wenn sie aber höheren Zielen zustreben, so nennen sie sich: „Blätter für kunstsinnige Frauen“. Sie stellen feinsinnige Preisaufgaben, bei denen ein eleganter Nähtisch die Prämie bildet; und sie kämpfen auch sonst unentwegt für den Idealismus und den Frieden des Hauses.

In diesen „Blättern für kunstsinnige Frauen“ nun, die ein Herr Nothnagel in dem schönen Orte Friedenau herausgiebt, finden wir eine sehr zeitgemäße Betrachtung, die sich mit unserer Wochenschrift zu thun macht; sie hat den folgenden Wortlaut:

„Freie Bühne für modernes Leben, herausgegeben von Otto Brahm in Berlin. Wie uns die Ansprache klar zu machen sucht, steht im Mittelpunkt der Bestrebungen dieses Blattes die Kunst, „die neue Kunst, die die Wirklichkeit anschaut und das gegenwärtige Dasein“, soll heißen: die moderne Richtung, welche sich Kunst nennt und dabei weiter nichts geben will als Wahrheit. Sie verhält sich zur wahren Kunst wie die Photographie zur Malerei, wie eine Chronik zum Drama. Wir empfehlen den Vertretern dieser Richtung den Artikel: Das Ziel der wahren Kunstbestrebung von A. Nothnagel im vorigen Jahrgang zur eingehenden Lektüre. Vielleicht wird ihnen dann klar, daß sie die Grundprinzipien aller Kunstübung verkennen. Sie wollen, das ist an und für sich ja recht lobenswerth, hat aber mit der Kunst nichts zu thun, sondern höchstens mit der Moral, der Jetztzeit einen Spiegel vorhalten, in dem sie ihre eigene Scheußlichkeit erblickt. Welcher Arzt wird nur mit Brechmitteln heilen wollen? Wir halten gesunde Luft für zuträglicher wie Kloakendunst und sind nicht der Meinung, daß die Natur nur Schmutzflecken aufzuweisen hat. Damit ist die Richtung für uns abgethan. Ein Zeichen der Zeit ist es übrigens, daß sich zur Unterstützung solcher Bestrebungen Kapital und Anhänger finden, auch Damen.“

Das reine Behagen, das uns bei der Lectüre dieser Bemerkungen erfüllte, haben wir auch unseren Lesern verschaffen wollen, das ist der eine Grund, weshalb wir die Notiz hier wiedergeben; der andere ist, daß wir in dieser, so rührend selbstgewissen Kundgebung einen Typus deutscher Kunstbetrachtung erkennen. „Das Ziel der wahren Kunstbestrebung“, das Herr A. Nothnagel in den Blättern für kunstsinnige Frauen, einmal für allemal, festgestellt hat, meinen mit ihm Hunderte von Kritikern feststellen zu können und zu sollen; und die an solche ästhetischen Nothnägel noch glauben, wohnen ringsumher im Lande, und ihre Zahl ist wie Sand am Meere. Zur „eingehenden“ Lectüre empfiehlt man uns den Artikel des Aristoteles

von Friedenau; denn je öfter wir ihn lesen werden, desto größer wird unsere Chance sein, das Wesen des wahren Schönen zu erkennen, und es wird uns dann vielleicht — schreckliches Vielleicht, das alle keimenden Hoffnungen wieder zu Boden schlagen will! — klar werden, wie gründlich wir die Principien aller Kunstübung verkennen. Der flammenden Ueberzeugungskraft seiner Rede vertraut unser Rothnagel offenbar völlig, er appellirt von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Modernen und meint, wer nicht gänzlich vernagelt — ich darf sagen: vernothnagelt ist, müßte, also belehrt, den Weg nach Damascus schon finden: denn Zureden hilft, und nur der Bösewicht kann über das „Ziel der wahren Kunstbestrebung" sich anderswo Belehrung hoffen, als in Friedenau.

So erheiternd diese Anschauung wirken mag — sie hat für das deutsche Kunstleben doch auch eine ernste Seite. Der ästhetische Doctrinarismus, der seine klassische Form in Hegel gewonnen hatte, aber noch lange nach Hegel in allen Abwandlungen unter uns umgeht, er blickt gleich betrüblich, ob er nun kunstsinnigen Frauen oder den Lesern der Tagesblätter seine Feststellungen zum Besten giebt. Er sucht — nein er besitzt die Anschauung der „wahren" Kunst, der alleinseligmachenden; und seiner Selbstgewißheit ist nie der leiseste Zweifel gekommen, ob nicht die Kunst vielerlei Formen, unendliche niemals ausgeschöpfte Möglichkeiten hat. Er kennt genau die „Grenzen der Kunst", er weiß, was die Kunst „soll" und was sie nicht darf: sie soll erheben, nicht niederdrücken, erbauen, nicht photographiren. Woher ihm aber diese Weisheit kommt, fragst Du ihn vergeblich; er hat sie ererbt von seinen Vätern, doch nie sie in eigenem Denken erworben; und keinerlei Begründung vermag er zu geben, als die, welche auf den individuellen Geschmack gestützt ist. „Ich verlange von der Kunst das und das", sagt er, in die Enge getrieben; aber daß nun auch Du Deine Forderung vom Wesen der Kunst geltend machst, oder daß Du, der idealen Forderung abhold, sie aus der Anschauung der Objecte selber zu gewinnen suchst, giebt der doctrinäre Mann nicht zu, und er ruft noch einmal, unerschüttert, gläubig: Lesen Sie Rothnagel!

Otto Brahm.



Die Bestie im Menschen.

Von

Emile Zola.

(Schluß.)

Die beiden hohen Fenster des Schlafzimmers in la Croix-de-Maufras führten direct auf den Bahndamm. Vom Bett aus, einem alterthümlichen Säulenbett an der Hinterwand, sah man die Züge vorbeifahren. Seit vielen Jahren war hier nichts geändert, kein Stück berührt oder entfernt worden.

Séverine hatte den verwundeten, ohnmächtigen Jacques in dieses Zimmer tragen lassen; sie selbst nahm von einem, nur durch den Treppenflur von Jacques getrennten Zimmer Besitz. Innerhalb zweier Stunden war man fix und fertig eingerichtet, denn das Haus war vollständig möblirt, selbst Wäsche war in den Schränken vorhanden. Séverine band sich eine Schürze vor und sah nun wie eine Krankenwärterin aus. Sie hatte an Roubaud telegraphirt, er möge sie nicht erwarten, sie bliebe einige Tage hier, um die Verwundeten zu pflegen.

Den nächsten Tag bereits hatte der Arzt erklärt, daß er Jacques binnen acht Tagen wieder herzustellen hoffe; doch empfahl er die größte Sorgfalt und vollkommene Ruhe. Als der Kranke die Augen öffnete, bat ihn Séverine, die ihn wie ein Kind überwachte, sich ruhig zu verhalten und ihr in Allem zu gehorchen. Er fühlte sich noch so schwach, daß er durch ein Nicken mit dem Kopfe ihr Alles versprach. Sonst waren seine Gedanken wieder klar. Das ganze Haus erschien ihm so vertraut; wie oft wohl mochte er es schon gesehen haben, wenn er auf seiner Lokomotive an ihm vorübersauste. Er gedachte der unendlichen Traurigkeit, der unheimlichen Ahnung, die ihn jedesmal dort heimsuchte, als winkte ihm das Unglück seines Lebens. Jetzt, da er so bleich in diesem Bett lag, glaubte er Alles zu verstehen, denn es konnte nichts Anderes sein: hier würde er sterben müssen.

Am zweitnächsten Tage fühlte sich Jacques schon etwas kräftiger; er wagte sogar zu hoffen, daß er nicht sterben würde. Er empfand eine wirkliche Freude, als er Cabuche neben sich erkannte, wie er mit seinen schwerfälligen Füßen so leise als möglich durch das Zimmer ging. Seit dem Unglück hatte der Kärrner Séverine nicht wieder verlassen, er fühlte ein brennendes Verlangen, ihr seine Ergebenheit zu beweisen: er ließ seine Arbeit im Stich und kam jeden Morgen, um die groben Arbeiten im Hause zu besorgen; seine Augen verließen sie nicht, er gebärdete sich ganz wie ein treuer Hund. Er meinte, sie sei eine strenge Frau, trotzdem sie so schmächtig aussah. Die beiden Liebenden gewöhnten sich bald an ihn, sie umarmten sich ohne Scheu, während er sich mit seinem großen Körper, so behende als es ging, discret durch das Zimmer schob.

Als Jacques, der bereits in der Stube etwas auf und ab gehen durfte, eines Nachts aufgestanden und ans Fenster getreten war, wunderte er sich nicht wenig, in einem dunklen, großen Schatten Cabuche zu erkennen, der auf der Landstraße unter dem Fenster des Zimmers stand, in welchem Séverine schlief. Anstatt sich darüber zu erregen, fühlte er sich von Mitleid und Traurigkeit tief bewegt: ein Unglücklicher mehr, dieser große, brutale Mensch dort, der sich wie ein treues Thier aufgepflanzt hatte! Kein Zweifel, Cabuche liebte und begehrte Séverine. Jacques beobachtete ihn am folgenden Morgen und sah ihn eine aus ihren Haaren geglittene Nadel schnell aufraffen und in der Hand behalten.

Als sie allein waren, fragte er Séverine: „Was hat es mit diesem Cabuche für eine Bewandtniß?“

Séverine trat auf ihn zu: „Du hast es also bemerkt? . . . Du wirst Dir hoffentlich nicht einbilden, daß ich jemals diesem Wilden angehören könnte . . . Ich liebe nur Dich; ich kann Niemand anders lieben, als nur Dich allein!"

Sie öffnete die Arme, ihn zu umfangen; er ergriff aber ihre Hände und hielt sie sich verwirrt, erschreckt vom Leibe, denn er fühlte den Schauer von ehedem durch seine Glieder zucken, fühlte sein Blut im Gehirn toben. Da war es wieder, dieses Brausen in den Ohren, diese Hammerschläge, dieser ganze wahnsinnige Taumel. Seit einiger Zeit durfte er sie weder am lichten Tage umarmen, noch beim Schimmer einer Kerze, aus Furcht toll zu werden, wenn er sie sähe. In diesem Augenblick aber befanden sich beide im Scheine einer Lampe.

Brennend vor Verlangen fuhr sie fort:

„Heute Abend mußt Du mich bei Dir behalten. Du sollst sehen, wie lieb ich sein werde, ich will mich ganz klein machen, um Dich nicht zu stören. Und dann, es ist die letzte Nacht!"

Schon streckte Jacques, von ihren Liebkosungen toll gemacht, die Arme aus, um Séverine zu würgen, als sie sich umwandte und die Lampe löschte. Nun umarmte er sie leidenschaftlich; diese Nacht wurde zur glühendsten Liebesnacht, zur besten, zur einzigen, in der sie völlig in einander aufgingen. Vielleicht hatte sie, ehe sie die Lampe löschte, den Tod über ihren Nacken streifen gefühlt. Bisher hatte sie, trotzdem der Mord drohend über ihr hing, lächelnd und ohne Argwohn in den Armen des Geliebten geruht. Jetzt aber war ein leiser, kalter Schauder zurückgeblieben, und diese unerklärliche Furcht drängte sie eng an die Brust des Mannes, als suchte sie dort Schutz. Ihr leiser Athem war wie ein Geschenk ihrer ganzen Person selbst.

Der jähe Entschluß bemächtigte sich wieder Jacques': er wollte Roubaud tödten, um nicht sie tödten zu müssen. Als er davon redete, widersprach sie schwach:

„Es ist zu gräßlich, nein, nein, es soll nicht sein."

„Und doch muß es sein, Du weißt es wohl. Ich werde die Kraft schon finden."

Sie athmete tief auf und ließ ihm den Willen; ihr Herz klopfte so heftig, daß er es an das seine schlagen zu fühlen glaubte. Sie schwiegen Beide unter dem schweren Gewicht ihrer Entschließung. Er küßte sie wie suchend auf den Hals, unter das Kinn, und sie begann von Neuem zu flüstern:

„Er muß hierher kommen . . . Ich könnte ihn unter irgend einem Vorwande herbeirufen. Du würdest ihn erwarten und Dich verstecken, alles Andere würde sich finden . . . So müssen wir es machen."

Während seine Lippen vom Kinn auf die Brust herunterwanderten, begnügte er sich, gelehrig mit „Ja" zu antworten.

„Nein, lasse mich, warte ein wenig . . . Ich denke eben daran, daß es so nicht geht. Du mußt zuerst fort. Morgen reisest Du also ab, ganz offen vor aller Welt, so daß Cabuche und Misard Dich sehen. Du fährst von Barentin fort und steigst in Rouen unter irgend einem Vorwande aus. Wenn die Nacht angebrochen ist, kommst Du zurück und ich lasse Dich durch die Hinterthür ein. Es sind nur vier Meilen, in drei Stunden kannst Du also bequem wieder hier sein . . . So ist Alles in Ordnung; wenn Du also willst, kann es geschehen."

„Ja, ich will es, es ist beschlossen."

Als sie endlich Arm in Arm einschliefen in dem mächtigen Schweigen, war es noch nicht Tag; der erste Schimmer der Dämmerung begann die Finsterniß zu erhellen, in der sie wie in einen schwarzen Mantel eingehüllt lagen. Er schlief bis gegen zehn Uhr fest und traumlos. Als er die Augen öffnete, befand er sich allein; Séverine kleidete sich in ihrem Zimmer auf der anderen Seite des Flurs an. Ein breiter Strahl der Sonne drang durch das Fenster ein, entzündete die rothen Bettvorhänge, die rothen Tapeten an den Wänden und das Gemach flammte auf von

diesem Roth, während das ganze Haus vom Donner eines eben vorüberfahrenden Zuges erzitterte. Wahrscheinlich hatte dieser Zug ihn aufgeweckt. Geblendet starrte er in das Sonnenlicht und in dieses rothe Geflimmer, dann erinnerte er sich an Alles: daß er morden sollte, sobald diese helle Sonne wieder verschwunden war.

Die Dinge verliefen ganz, wie Séverine und Jacques verabredet hatten. Sie bat nach dem Frühstück Misard, die Depesche für ihren Mann nach Doinville zu tragen. Und als gegen drei Uhr Cabuche sich einfand, traf Jacques ganz offen seine Vorbereitungen zur Abreise. Als er ging, um in Barentin den Zug von vier Uhr vierzehn zu besteigen, begleitete ihn der Kärrner. In Rouen kam Jacques zwanzig Minuten vor fünf an; er stieg neben dem Bahnhofe in einer Herberge ab, die eine Landsmännin von ihm dort hielt. Er sprach davon, daß er am nächsten Tage erst seine Freunde besuchen wollte, ehe er den Dienst wieder antrat. Er sagte gleichzeitig, daß er sich sehr müde fühle, weil er noch nicht wieder im Besitz aller seiner Kräfte sei. Daher zog er sich schon um sechs Uhr zurück, um sich in einem Zimmer im Erdgeschoß, das er sich hatte geben lassen, zu Bett zu legen. Das Fenster dieses Zimmers ging auf eine öde Straße. Zehn Minuten später war er aus dem Fenster gesprungen, ohne gesehen worden zu sein, und auf dem Wege nach la Croix-de-Maufras. Den Fensterladen hatte er wieder angelehnt, so daß er ihn später nur aufzustoßen brauchte.

Es war erst ein Viertel nach neun Uhr, als Jacques wieder vor dem einsamen Hause stand. Die Nacht war düster, kein Lichtschimmer erhellte die fest verschlossene Façade. Er spürte noch immer im Herzen das beängstigende Vorgefühl eines Unglücks, das ihn dort erwartete. Wie verabredet, warf er kleine Kieselsteine gegen die Fensterladen des rothen Zimmers. Dann ging er um das Haus herum, wo sich leise eine Thür öffnete. Er schloß sie hinter sich und tappte den leichten Schritten nach, die Treppe hinauf. Oben beim Scheine der großen Lampe aber, die auf dem Tische brannte, sah er das Bett in Unordnung, die Kleider der jungen Frau lagen auf einem Stuhl und sie selbst stand im Hemd vor ihm. Ueberrascht blieb er stehen.

„Wie, Du hast Dich hingelegt?“

„Ja, es wird so besser sein . . . Mir fiel ein, daß, wenn ich ihm in diesem Aufzug öffne, er noch weniger mißtrauisch sein wird. Ich will ihm erzählen, daß ich starke Migräne habe.“

Aber Jacques zitterte und fuhr sie heftig an.

„Nein, nein, kleide Dich an . . . Du mußt auf sein. Du kannst nicht so bleiben.“

Sie lächelte erstaunt.

„Warum, Liebster? Beunruhige Dich nicht, ich werde mich nicht erkälten . . . Fühle nur, wie warm mir ist.“

Sie näherte sich schelmisch, um ihre nackten Arme um seinen Hals zu legen. Als er in wachsender Verwirrung vor ihr zurückwich, gab sie nach.

„Beunruhige Dich nicht, ich werde mich ganz in mein Bett verkriechen. Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich mich krank mache.“

Als sie wieder im Bett lag und die Decke bis an das Kinn hochgezogen hatte, schien er sich ein wenig zu beruhigen. Sie sprach gelassen weiter und erzählte ihm, wie sie sich Alles ausgedacht hatte.

„Sobald er klopft, gehe ich hinunter. Hier oben ist der Fußboden parquettirt, unten aber nur gedielt, so daß ich die Blutflecken leichter abwaschen kann, wenn es welche giebt. Als ich mich vorhin auszog, dachte ich gerade an einen Roman, in welchem der Verfasser von einem Mann erzählte, der sich nackt auszog, um einen anderen zu tödten. Verstehst Du, warum? Man wäscht sich nachher und hat keinen einzigen Fleck an den Kleidern . . . Was meinst Du, wenn wir uns ebenfalls auszögen?“

Er sah sie erschrocken an. Aber sie blickte so sanft wie sonst aus ihren Kinderaugen, sie war einfach um den guten Verlauf des Planes besorgt. Er dagegen wurde bis auf die Knochen von dem abscheulichen Schauer geschüttelt, als sie von nackten Körpern und Blutflecken sprach.

„Nein, nein . . . Wie zwei Wilde also? Warum nicht gleich sein Herz braten? Du verabscheust ihn also so sehr?"

Das Gesicht Séverine's verdüsterte sich plötzlich. Die Frage rief sie, aus den Vorbereitungen einer umsichtigen Wirthschafterin, zur Abscheulichkeit des Verbrechens selbst zurück. Thränen netzten ihre Augen.

„Ich habe zu viel gelitten, ich kann ihn nicht lieben. Lieber alles Andere, als noch eine Woche mit diesem Manne zusammen leben. Aber Du hast Recht, es ist gräßlich, so weit zu kommen . . . Wir steigen also ohne Licht hinunter. Du stellst Dich hinter die Thür und wenn er herein ist, thust Du, wie Du willst . . . Ich stehe Dir bei, so gut ich kann."

Er war vor dem Tisch stehen geblieben und hatte dort das Messer erblickt, das schon Roubaud zum Morde gedient hatte; Séverine hatte es offenbar für ihn dorthin gelegt. Die Klinge leuchtete im Scheine der Lampe. Er nahm das Messer und prüfte es. Sie sah ihm schweigend zu. In diesem Augenblick wurde das Haus durch den Donner eines vorüberfahrenden Zuges so erschüttert, daß es schien, als dränge der so dicht vorübersausende Zug in das Zimmer selbst ein.

„Das ist sein Zug," sagte Jacques, „der directe von Paris. Er ist in Barentin ausgestiegen und wird in einer halben Stunde hier sein."

Jacques und Séverine sprachen nicht mehr, tiefes Schweigen herrschte. Sie sahen den Mann dort unten durch die düstere Nacht auf den schmalen Pfaden herannahen. Jacques hatte mechanisch seinen Gang durch das Zimmer aufgenommen, als wollte er die Schritte des Anderen an den seinigen zählen. Noch einer und wieder einer; und nach dem letzten mußte er in die Vorhalle treten und Jacques würde ihm das Messer in die Gurgel treiben. Séverine hatte noch immer das Oberbett bis an das Kinn emporgezogen und lag auf dem Rücken; mit ihren großen, starren Augen sah sie seinem Auf- und Abwandern zu; ihr Geist wurde gewiegt von dem regelmäßigen Tonfall seiner Schritte, die auch ihr wie ein Echo der fernen Schritte jenes Anderen klangen. Einer nach dem andern ohne Unterbrechung; nichts konnte sie mehr aufhalten. Wenn er genug Schritte gemacht hatte, wollte sie aus dem Bett springen, mit nackten Füßen ohne Licht nach unten gehen. „Du bist es, mein Freund, nur herein, ich hatte mich schon hingelegt." Er würde nichts antworten können, denn er würde im Dunkeln mit klaffender Gurgel zu Boden sinken.

„Noch eine Viertelstunde," sagte Jacques laut. „Er hat jetzt das Gehölz von Bécourt erreicht, also noch den halben Weg vor sich. O, dauert das lange!"

Als er vom Fenster zurückkehrte, sah er Séverine im Hemd vor dem Bett auf ihn warten.

„Wir wollen mit der Lampe hinuntergehen," erklärte sie ihm. „Du kannst dann sehen, wohin Du Dich stellen willst, und ich zeige Dir, wie ich die Thür öffnen werde und welche Bewegung Du ausführen mußt."

Er wich zitternd zurück. „Fort mit der Lampe!"

„So höre doch, wir verbergen sie sofort. Man muß doch alles genau überlegen."

„Nein, nein, lege Dich wieder hin."

Diesmal gehorchte sie nicht, sie schritt mit überlegenem Lächeln auf ihn zu: wenn sie ihn erst in ihren Armen hielt, würde er thun, was sie wollte. Sie sprach schmeichelnd weiter, um ihn zu überzeugen.

„Was ist Dir, Geliebter? Man könnte meinen, Du hättest Furcht vor mir. Sobald ich Dir nahe komme, weichst Du zurück. Wenn Du wüßtest, wie nöthig

Du mir in diesem Augenblick bist, wie ich mich glücklich fühle, daß Du da bist, und daß wir einig sind, für jetzt und für immer!"

Sie hatte ihn gegen den Tisch gedrängt und er konnte nicht weiter fliehen. Der helle Schein der Lampe fiel auf sie. Er war wie betäubt. Ein Blutstrom schoß durch sein Gehirn, ein Schauer schüttelte ihn. Er erinnerte sich daran, daß hinter ihm das Messer auf dem Tische lag: er fühlte es, er brauchte nur die Hand darnach auszustrecken.

„Lege Dich hin, ich beschwöre Dich," bat er, stotternd mit gewaltsamer Ueberwindung.

Aber schmeichelnd näherte sie sich ihm noch mehr und stand nun dicht vor ihm.

„So umarme mich doch . . . Umarme mich so stark, wie Du mich liebst, das wird uns Muth machen . . ."

Dem Ersticken nahe, athmete er kaum noch. Ein Sausen im Gehirn hinderte ihn, sie zu hören. Feurige Stiche hinter den Ohren durchlöcherten seinen Kopf, eroberten seine Arme, seine Füße; der Anmarsch der Anderen, der Bestie, verjagte ihn aus seinem eigenen Körper. Seine Hände gehörten nicht mehr ihm, die durch die Nacktheit dieser Frau geweckte Trunkenheit war zu stark.

„Umarme mich, Geliebter, so lange uns noch eine Minute bleibt . . . Ich liebe Dich so sehr, wir werden glücklich sein! Umarme mich!

Jacques tappte, ohne sich umzublicken, mit der rechten Hand nach dem Messer. Einen Augenblick blieb sein Arm mit dem Messer in der Faust in dieser Lage. War sein Begehren wieder da, nach Rache für uralte Beleidigungen, für diese von Geschlecht zu Geschlecht gehäufte Gemeinheit seit dem ersten Betrug im Dunkel der Höhlen? Er richtete auf Séverine seine wirren Blicke, er empfand nur noch das Gelüst, sie todt zu Boden zu strecken, wie eine den Anderen abgejagte Beute. Das Schreckensthor that sich über dem schwarzen Abgrund des Geschlechts auf, das Begehren bis in den Tod, das zerstört, um völliger zu besitzen.

„Umarme mich . . . umarme mich . . ."

Wollüstig drängte sich ihr nackter Hals hervor. Als er dieses weiße Fleisch wie in einen Feuerschein getaucht sah, hob er die mit dem Messer bewaffnete Faust. Sie sah die Klinge im Lichte blitzen und wich, bebend vor Schrecken und Grauen, zurück.

„Jacques, Jacques . . . O, mein Gott? Warum, warum?"

Seine Zähne waren auf einander gebissen, er sprach kein Wort, sondern drängte ihr nach. Ein kurzer Kampf brachte sie bis an das Bett. Sie wich noch weiter zurück ohne sich zu vertheidigen, das Hemd zerriß.

„Warum, mein Gott, warum?"

Er senkte die Faust und das Messer schnitt ihr die Frage ab. Er hatte beim Zustoßen die Klinge gewendet: es war derselbe Stoß, der den Präsidenten Grandmorin getroffen hatte, an derselben Stelle, mit derselben Wuth geführt. Hatte sie geschrien? Er wußte es nicht. In demselben Augenblick kam der pariser Eilzug so schnell und wuchtig vorüber, daß selbst die Diele zu schwanken schien. Sie war gestorben, als hätte sie der Blitz inmitten dieses Sturmes erschlagen.

Hingestreckt zu seinen Füßen lag sie vor dem Bett. Er sah sie an. Der Zug verlor sich in der Ferne. In dem dumpfen Schweigen des rothen Zimmers betrachtete er sie. Inmitten der rothen Vorhänge, der rothen Tapeten lag sie auf der Diele und blutete stark, eine rothe Fluth rieselte zwischen den Brüsten hindurch, breitete sich auf dem Leibe aus und floß von dem einen Schenkel in dicken Tropfen auf das Parquet. Das halb zerrissene Hemd wurde ganz durchtränkt. Er hätte nie geglaubt, daß sie so viel Blut besaß. Und was ihn besonders bannte, war der Ausdruck fürchterlicher Angst, den das Gesicht dieser hübschen, sanften, folgsamen Frau angenommen hatte. Die schwarzen Haare hatten sich gesträubt, ein Helm

des Schreckens, düster wie die Nacht. Die weit geöffneten Nixenaugen suchten noch immer, stumm und starr, das schreckliche Geheimniß zu ergründen. Warum, warum hatte er sie ermordet?

Jacques fuhr zusammen. Er hörte das Röcheln einer Bestie, das Grunzen eines Ebers, das Brüllen des Löwen in seiner Nähe; doch schnell beruhigte er sich wieder, er selbst athmete so heftig. Endlich hatte er es also gewagt, er hatte getödtet! Ja, er hatte das da gethan. Eine ungemessene Freude durchwogte ihn, vor der endlichen Erfüllung seines Verlangens. Stolz fühlte er die Kraft seines Geschlechts. Er hatte diese Frau getödtet, er besaß sie, wie er sie immer zu besitzen gewünscht hatte, völlig, bis zur Vernichtung. Die Erinnerung an einen anderen Ermordeten, den Präsidenten Grandmorin, dessen Leichnam er in jener Nacht, keine fünfhundert Meter von hier gesehen hatte, trat lebhaft vor seine Erinnerung. Dieser zarte, weiße, vom röthlichen Licht bestrahlte Körper, er war derselbe menschliche Fetzen, dieselbe zerbrochene Puppe, die ein Stoß mit dem Messer aus dem Menschen macht. Ja, so war es. Er hatte getödtet und das da zu Boden gestreckt. Hatte nicht in jener Nacht sein Herz mächtig geschlagen, hatte er sich nicht geschworen, es auch zu wagen? O, nur nicht feige sein, sein Gelüst befriedigen und das Messer eintauchen! Dieser Trieb hatte sich ihm unbewußt entwickelt; nicht in einer Stunde, seit einem Jahre, ohne daß er es gewußt, war er auf das Unvermeidliche losgegangen. Die beiden Morde verknüpften sich, war der eine nicht die Folge des anderen?

Ein Poltern und Krachen der Dielen zog Jacques von den schweren Gedanken ab, die ihm im Anblick der Todten durch den Kopf zogen. Sprangen schon die Thüren auf? Kamen die Leute, um ihn zu verhaften? Er sah umher, nichts störte das düstre Schweigen des Hauses. Wieder kam ein Zug vorüber, und jetzt fiel ihm auch der Mann ein, der bald unten klopfen mußte und den er tödten sollte! An ihn hatte er garnicht mehr gedacht. Er bedauerte nichts, und doch schalt er sich thöricht. Was war geschehen? Die geliebte Frau lag auf dem Boden, während der Mann, das Hemmniß ihres Glückes, noch immer lebte und Schritt für Schritt durch die Finsterniß näher kam. Man tödtete eben nicht mit Ueberlegung. Man tödtet unter dem Stachel des Blutes und der Nerven, einem Rest der alten Kämpfe, aus Lust am Leben und der Freude, der Stärkere zu sein. Er verspürte jetzt mehr als eine befriedigte Mattheit; er erschrak, er suchte zu begreifen, ohne etwas anderes zu finden, als inmitten seiner befriedigten Leidenschaft das bittre Erstaunen und die Trauer über das unwiderruflich Furchtbare. Der Anblick der Unglücklichen, die ihn noch immer mit ihren fragenden, erschrockenen Augen ansah, wurde ihm unerträglich. Er wollte seine Augen abwenden, als er plötzlich die Empfindung hatte, daß am Fußende des Bettes sich noch eine andere weiße Gestalt drohend aufrichtete. Hatte sich die Todte verdoppelt? Nein, es war Flore. Sie triumphirte; denn jetzt war sie gerächt. Der Schreck ließ sein Blut gefrieren; er fragte sich, warum er noch immer hier sei? Er hatte gemordet, gewürgt und war trunken von dem fürchterlichen Trank des Verbrechens. Er zitterte vor dem Messer dort auf der Erde, er floh, stürzte fast die Treppe hinunter, öffnete die große Thüre der Veranda, als ob ihm die kleine Hinterthür nicht Raum geboten hätte, sprang über die Brüstung und stürmte wild in die Nacht hinaus. Er sah sich nicht um, das düstere Haus neben dem Eisenbahndamm blieb offen hinter ihm, trostlos in seiner Verlassenheit des Todes.

[illegible] streifte in dieser Nacht wie immer unter dem Fenster Séverine's [illegible] wußte, daß Roubaud erwartet wurde und wunderte sich daher nicht, [illegible] Lichtstrahl durch die Fensterläden sich stahl. Aber dieser über die [illegible] springende und wie eine wüthende Bestie in das Land hinaus galoppirende [illegible] überraschte ihn nicht wenig. Es war zu spät, um den Flüchtigen noch zu [illegible] der Kärrner blieb daher erschrocken, von Unruhe und Angst gefoltert, vor

der offenen Thür stehen, die das große, schwarze Loch der Vorhalle sehen ließ. Was war geschehen? Sollte er eintreten? Das tiefe Schweigen im Hause schnürte ihm das Herz ein.

Endlich entschloß sich Cabuche, nach oben zu tappen. Vor der weit offen stehenden Thür des Zimmers stand er abermals still. In dem ruhigen Schimmer des Lichts schien es ihm, als lägen vor dem Bett ein Häuflein Kleidungsstücke. Séverine war jedenfalls entkleidet. Er rief sie leise, während sein Herz zum Springen klopfte. Mit einem Male sah er das Bett, er begriff und stürzte mit einem fürchterlichen Aufschrei, wie er aus zerrissenem Herzen dringt, in das Zimmer. Da sah er sie in ihrer schrecklichen Nacktheit ermordet auf dem Boden liegen. Er glaubte, daß sie noch röchelte, und er empfand eine so fürchterliche Verzweiflung und eine so schmerzliche Scham, sie ganz nackt im Todeskampf auf der Erde liegen zu sehen, daß er sie in einer Anwandlung brüderlichen Gefühls in seine Arme nahm, sie aufhob, auf das Bett legte und mit dem zurückgeschlagenen Oberbett zudeckte. Bei dieser Umarmung aber, der einzigen Zärtlichkeit, die sie je ausgetauscht, hatte er beide Hände und die Brust mit Blut besudelt. Er triefte von Blut.

In diesem Augenblick traten Roubaud und Misard in das Zimmer. Sie hatten sich ebenfalls entschlossen hinaufzusteigen, als sie alle Thüren offen sahen. Beide starrten schreckensbleich Cabuche an, dessen Hände voll Blut waren, wie die eines Schlächters.

„Derselbe Stoß wie für den Präsidenten,“ sagte Misard, nachdem er die Wunde geprüft.

Roubaud schüttelte den Kopf, ohne zu antworten. Er konnte seine Blicke nicht von Séverine wenden, dieser Larve des Schreckens mit den schwarzen, gesträubten Haaren und den weit aufgerissenen, blauen Augen, die noch immer zu fragen schienen: warum?

* *
*

Drei Monate später führte Jacques in einer lauen Juninacht den Eilzug nach Havre, der Paris um sechs Uhr dreißig Minuten verlassen hatte. Seine neue Lokomotive, Nummer 608, war nicht bequem; sie war unberechenbar, phantastisch wie ein junges Pferd, das man erst müde machen muß, ehe es sich bequemt, im Geschirr zu gehen. Er fluchte oft auf sie und beklagte den Verlust der Lison. Er durfte sie keinen Augenblick außer Augen lassen und mußte die Hand stets am Regulator haben. Aber in dieser milden Juninacht war er nachsichtig gestimmt, er ließ sie nach Gefallen galoppiren, glücklich, ein wenig aufathmen zu können. Nie zuvor hatte er sich wohler gefühlt, das Herz frei von Gewissensbissen.

Er, der sonst niemals unterwegs sprach, neckte Pecqueux, den man ihm wieder als Heizer überlassen hatte.

„Ihr reißt ja die Augen auf wie ein Mensch, der nur Wasser trinkt?“

Pecqueux sah in der That, gegen seine Gewohnheit, nüchtern und verstimmt aus.

„Ja man muß die Augen offen halten, wenn man sehen will,“ antwortete er ziemlich barsch.

Jacques sah ihn zweifelnd von der Seite an, wie Jemand, dessen Gewissen nicht rein ist. In der vergangenen Woche war er der Geliebten Pecqueux', der schrecklichen Philomène, in die Arme gerathen, die schon seit langer Zeit sich an ihm wie eine magere, verliebte Katze rieb. Es war keine Neigung, die ihn zu ihr trieb, er wollte nur eine Erfahrung machen: ob er nämlich gänzlich geheilt wäre, nachdem er endlich seinem schändlichen Triebe genuggethan. Konnte er diese besitzen, ohne ihr ein Messer in die Kehle zu jagen? Schon zweimal war er bei ihr gewesen, und kein Schauer hatte ihn geschreckt. Daher seine große Freude, seine ruhige lächelnde Miene, das Gefühl des Glücks, jetzt wieder ein Mann wie alle andern Männer zu sein.

Pecqueux wollte neue Feuerung auflegen.

„Nein, treibt sie nicht zu sehr an, sie geht gerade gut so."

Der Heizer brummte etwas in den Bart.

„Ja wohl, geht gut ... Eine Faxenmacherin, eine Schlumpe ist sie!"

Jacques wollte sich nicht ärgern und gab keine Antwort. Aber er fühlte wohl, daß ihr Haushalt zu Dreien für immer gestört war; denn die gute Freundschaft, die zwischen ihm, Pecqueux und der guten Lison immer geherrscht hatte, war seit dem Tode Jener verschwunden. Jetzt stritt man sich um ein Nichts, um eine zu sehr angezogene Schraube, um eine Schaufel Kohlen. Er nahm sich vor, vorsichtig im Verkehr mit Philomène zu sein, denn er wollte es nicht zu einem offenen Kriege kommen lassen auf dieser schmalen, schwankenden Brücke, die ihn und den Heizer trug. Bisher hatten beide der täglichen Gefahr wie Brüder in's Auge gesehen und es hatte keiner Worte bedurft, um sich zu verständigen. Aber dieses Leben wurde zur Hölle, wenn man sich haßte, wenn man Seite an Seite leben sollte, während man sich am liebsten gegenseitig vernichtet hätte. Erst letzte Woche hatte die Gesellschaft den Lokomotivführer und den Heizer des Cherbourger Eilzuges trennen müssen, weil sie wegen einer Frau in Uneinigkeit gerathen waren, der Eine mißhandelte den Anderen, weil er ihm nicht gehorchte: es gab unterwegs wahre Kämpfe und der Reisenden vergaß man völlig.

Noch zweimal öffnete Pecqueux die Thür und legte trotz des Verbots Kohle auf; er suchte augenscheinlich einen Streit vom Zaune zu brechen. Jacques that als bemerkte er es nicht, er gebrauchte indessen die Vorsicht, jedesmal den Hebel zu stellen, damit der Druck sich verminderte. Die Luft war so sanft, und der schwache, erfrischende, durch die Geschwindigkeit des Zuges hervorgebrachte Wind that in der warmen Juninacht so wohl. Als man um elf Uhr fünf Minuten in Havre einlief, besorgten die beiden Männer die Reinigung der Lokomotive mit einer Miene der Eintracht, wie früher.

Als sie gerade das Depot verließen, um sich zur Ruhe zu begeben, rief Jemand sie: „Habt Ihr es so eilig? Tretet doch einen Augenblick bei mir ein!"

Es war Philomène, die auf Jacques gewartet hatte. Sie gingen in die Küche und setzten sich an den Tisch, während sie Gläser und eine Flasche Branntwein vor sie hinstellte. Während sie ihnen einschenkte setzte sie hinzu: „In der nächsten Woche kommt ja auch die Sache Roubaud in Rouen vor."

„Ja," antwortete der Lokomotivführer völlig gefaßt, ich habe ebenfalls eine Vorladung erhalten."

Philomène näherte sich ihm und freute sich, ihn mit dem Ellbogen streifen zu können.

„Ich auch, ich bin Zeugin ... Als man mich über Sie ausfragte, Herr Jacques, sagte ich zum Richter: „Er betete sie an, Herr Richter, es ist ganz unmöglich, daß er ihr etwas angethan hat! That ich nicht recht so?"

„O ich bin nicht besorgt," erwiederte der junge Mann gelassen, „ich kann Stunde für Stunde nachweisen, wie ich meine Zeit zugebracht habe ... Die Gesellschaft hat mich ja auch behalten, weil mir nicht der kleinste Vorwurf zu machen ist."

Es trat Schweigen ein, alle drei tranken langsam.

„Ich zittre noch vor diesem wilden Thier," begann Philomène von Neuem, „diesem Cabuche, den man, besudelt mit dem Blut der armen Frau verhaftet hat! Was für dumme Männer giebt es doch! Eine Frau zu tödten, weil man ihr nachstellt! Wenn die Frau nicht mehr da ist, ist doch überhaupt alles zu Ende! ... Ich werde auch mein Leben lang nicht vergessen, wie Herr Cauche Herrn Roubaud auf dem Perron verhaftete. Ich war gerade dabei. Ihr wißt, es geschah nur drei Tage später; als Herr Roubaud am Tage nach der Beerdigung seiner Frau ganz unschuldig den Dienst wieder antreten wollte, klopfte ihm Herr Cauche auf die Schulter und sagte zu ihm, er hätte den Befehl, ihn ins Gefängniß zu bringen.

Pecqueux hatte sich in die Lippen gebissen und schlug mit der Faust auf den Tisch.
„Zum Donnerwetter, ich hätte an Stelle dieses Hahnrei's sein sollen!“
„Du Schafskopf,“ schrie Philomène, „man beschuldigt ihn ja, Cabuche zum Morde angestiftet zu haben! Ich kann Euch das nicht so erklären, in der Zeitung stehen zwei volle Spalten darüber.“
Zerstreut schien Jacques kaum hingehört zu haben.
„Wozu sich darüber den Kopf zerbrechen,“ sagte er vor sich hin, „was geht das uns an? ...“ Dann schienen seine Augen sich in die Ferne zu verlieren und sein Gesicht entfärbte sich: „Mich dauert bei alledem nur die arme Frau ... O die arme, arme Frau!“
Trotzdem er keine Gewissensbisse fühlte und seit dem Morde sich wie erleichtert vorkam, erschien ihm Séverine häufig, und dann rührte sie den mitleidigen Menschen in ihm zu Thränen. Er trank und sagte hastig, um seine Verlegenheit zu verbergen: „Wissen Sie schon, daß wir Krieg bekommen werden?“
„Nicht möglich,“ rief Philomène. Mit wem denn?“
„Nun mit den Preußen ... Wegen eines deutschen Fürsten, der König von Spanien werden will. Gestern ist in der Kammer von nichts anderm gesprochen worden.“
„Das kann ja schön werden! Mit ihren Wahlen, ihrem Plebiszit haben sie uns schon genug zugesetzt! — Wenn es losgeht, müssen alle Männer mit?“
„O wir brauchen nichts zu fürchten, denn man kann die Eisenbahnen nicht entbehren ... Aber natürlich hätten wir mit dem Transport der Truppen und den Verproviantirungen alle Hände voll zu thun! Wenn es also so kommen sollte, müssen wir ebenfalls unsere Schuldigkeit thun.“
Die Männer erhoben sich. „Wir wollen zu Bett gehen, es ist Zeit,“ sagte Jacques.
In ihrer gemeinsamen Wohnung, Rue François-Mazeline, legten sich Jacques und Pecqueux nieder, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Die beiden Betten in dem engen Raume berührten sich fast. Lange lagen sie noch mit offenen Augen wach, und Jeder lauschte auf die Athemzüge des Andern.
Am Montag sollten in Rouen die Verhandlungen in Sachen Roubaud ihren Anfang nehmen. Es war das ein Triumph für den Untersuchungsrichter, Herrn Denizet, und man sparte in der juristischen Welt mit Lobsprüchen nicht über die Art und Weise, wie er diese verwickelte, dunkle Sache geleitet hatte: es wäre ein Meisterwerk feiner Analyse, sagte man, eine logische Rekonstruction der Wahrheit, mit einem Worte eine wahre Schöpfung.
Einige Stunden nach der Ermordung Séverine's traf Herr Denizet in la Croix-de-Maufras ein und ließ Cabuche verhaften. Alles lenkte den Verdacht auf ihn, seine Besudelung mit dem Blute, die erdrückenden Aussagen Roubaud's und Misard's, die erzählten, wie sie ihn allein mit dem Leichnam in höchster Verwirrung angetroffen hatten. Befragt und gedrängt zu sagen, wie er in dieses Zimmer gelangt sei, stotterte der Kärrner eine Geschichte zurecht, die der Richter achselzuckend anhörte; ihm schien es eine Ausflucht, ein altes Märchen. Er hatte es schon erwartet, diese immer gleiche Geschichte von dem sagenhaften Mörder zu hören, von dem erdachten Schuldigen, den der wirkliche Schuldige durch die dunkle Landschaft davongaloppiren sah. Nein, es gab nur einen einzigen Mörder, und das war der einfältige Verbrecher mit den rothen Händen, dem Messer zu seinen Füßen, dieses brutale Thier, das dem Gericht Geschichten zum Einschlafen vorreden wollte.
So weit war die Untersuchung gediehen, als Herr Denizet einen Fund machte, der die ganze Sache auf den Kopf stellte und ihre Wichtigkeit verzehnfachte. Wie Herr Denizet sagte, witterte er die Wahrheiten; und so bewog ihn eine Art Vor-

gefühl, persönlich eine zweite Haussuchung in Cabuches Höhle vorzunehmen. Und dort entdeckte er, hinter einem Balken, ein Versteck, in welchem sich zwischen Taschentüchern und Handschuhen von Damen eine goldene Uhr vorfand, die er zu seiner größten Freude sofort erkannte: es war die Uhr des Präsidenten Grandmorin, eine starke Uhr mit zwei eingravirten Buchstaben und der Fabrikationsziffer auf der Innenseite der Kapsel.

Alle Ereignisse ergänzten sich nun in seinem Hirn in so folgerichtiger Gewißheit, daß die nackte Wahrheit selbst phantastischer und unbegründeter ausgeschaut hätte, als dieses unzerstörbare Gebäude seiner Anklage. Roubaud war ein Feigling, der zu wiederholten Malen nicht selbst zu morden gewagt und sich des Armes dieses Cabuche, dieser tückischen Bestie bedient hatte. Das erste Mal konnte er es nicht erwarten, den Präsidenten Grandmorin zu beerben, dessen Testament er kannte. Er wußte auch, welchen Haß der Kärrner gegen diesen hegte, deßhalb hatte er diesen in Rouen in das Coupé gedrängt und ihm das Messer in die Hand gedrückt. Beide Genossen würden sich nach Theilung der zehntausend Franken gewiß nie wieder gesehen haben, wenn nicht der eine Mord einen zweiten erzeugt hätte. Nach achtzehn Monaten war dieser Fall eingetreten. Das eheliche Leben der Roubaud ging in die Brüche, der Mann hatte die fünftausend Franken verspielt, die Frau sich einen Geliebten genommen. Da vollzog sich die Consequenz des ersten Verbrechens: Cabuche tauchte auf, der Mann drückte ihn abermals im Dunkeln das Messer in die Hand. Zu dieser Annahme stimmte alles: die bei dem Kärrner entdeckte Uhr und vor allem der bei beiden Opfern gleichmäßig, von derselben Hand, mit derselben Waffe, diesem im Zimmer gefundenen Messer, geführte Stoß.

Die Verhandlungen fanden im Juni statt, vor den Geschworenen.

Als am zweiten Tage der Zeuge Jacques Lantier hereingeführt wurde, summte es in der Menge; man stand auf um besser sehen zu können; selbst durch die Reihe der Geschworenen lief eine erwartungsvolle Bewegung. Sein Erscheinen vor dem Tribunal, das ihn sehr hätte beunruhigen müssen, bedrückte ihn nicht im Geringsten; er sagte aus wie ein Fremder, ein Unschuldiger. Seit dem Morde hatte ihn kein Schauer wieder heimgesucht, er dachte nicht einmal mehr an diese Dinge, das Gedächtniß dafür war ihm entschwunden, seine Organe schienen in völlig gesundem, gleichmäßigem Zustande zu sein. Selbst vor dieser Schranke fühlte er keine Reue, keine Gewissensbisse. Er hatte klaren Blickes sofort Roubaud und Cabuche ins Auge gefaßt. Er wußte den Ersteren schuldig, er nickte ihm leise zu, einen verstohlenen Gruß, ohne zu bedenken, daß er bereits offenkundig als der Geliebte von dessen Frau galt. Den Zweiten lächelte er ebenfalls ganz unschuldig an, trotzdem dessen Platz auf jener Bank eigentlich ihm gehörte. Ohne zu stocken that er seine Aussage; in kurzen, abgeschlossenen Sätzen antwortete er auf die Fragen des Präsidenten, der ihn erst sehr genau über seine Beziehungen zu dem Opfer befragte und ihn dann seine Abreise von la Croix-de-Maufras schildern ließ, wie er den Zug in Barentin bestiegen, und wo er in Rouen geschlafen hätte. Cabuche und Roubaud hörten aufmerksam zu und bestätigten seine Aussagen durch ihre zustimmende Haltung. Und es stieg eine unsägliche Trauer über diesen drei Männern auf. Ein Todesschweigen herrschte im Saale, eine unerklärliche Aufregung erfaßte die Geschworenen: es war die Wahrheit, die stumm in der Luft lag. Auf die Frage des Präsidenten, was er von dem in das nächtliche Dunkel hineingeflohenen Unbekannten hielte, von welchem Cabuche sprach, warf Jacques nur den Kopf zurück, als wollte er den Angeklagten nicht noch mehr belasten. Und nun geschah etwas Merkwürdiges, was das ganze Auditorium bestürzt machte. Jacques Augen füllten sich plötzlich mit Thränen, die ihm in Strömen über die Wangen liefen. Soeben schwebte das Bild Séverine's, der unglücklichen Ermordeten ihm vor Augen, wie er es zuletzt gesehen hatte, mit den riesig vergrößerten Augen, den wie eine Krone

des Schreckens sich sträubenden Haaren. Er liebte sie noch immer, ein maßloses Mitleid hatte sich seiner bemächtigt, und unbewußt des eigenen Verbrechens, vergessend, wo er sich befand, beweinte er sie mit heißen Thränen. Die Damen, von Theilnahme erfaßt, schluchzten gleichfalls. Man fand diesen Schmerz des Liebenden äußerst rührend. Der Präsident fragte, ob die Vertheidigung noch eine Frage an den Zeugen zu richten hätte, die Advokaten dankten und die Angeklagten starrten Jacques blöde nach, der sich von allgemeiner Theilnahme begleitet, auf seinen Platz zurückbegab.

Als sich die Jury in das Berathungszimmer zurückzog, war es sechs Uhr, das volle Tageslicht drang noch durch die zehn Fenster, ein letzter Sonnenstrahl vergoldete die Wappen der normanischen Städte, welche die Capitäle schmückten. Ein lautes Gemurmel stieg zum Plafond empor, man drängte ungeduldig gegen die eisernen Stäbe. Aber ehrfürchtiges Schweigen trat ein, als der Gerichtshof und die Jury wieder erschienen. Der Spruch lautete auf lebenslängliche Zuchthausstrafe für beide Angeklagte unter Zulassung mildernder Umstände. Die Ueberraschung war grenzenlos, die Menge drängte tumultarisch ins Freie, man hörte sogar Pfiffe, wie im Theater.

Als Jacques das Gerichtsgebäude verließ, holte ihn Philomène ein. Sie wich nicht von seiner Seite und wollte ihn bewegen, die Nacht mit ihr in Rouen zu verbringen.

Von der Rue des Juifs aus folgte ihnen Misard auf dem Fuße, der ebenfalls als Zeuge geladen gewesen. „Ah, Ihr seid's, Misard," rief Jacques. „Noch immer nichts gefunden?" Misard sah ihn starr an, dann sagte er: „Ihr wißt, wo es ist! Sagt es mir." „Ich weiß garnichts. Tante Phasie hat mir nichts gegeben, Ihr werdet mich doch hoffentlich nicht zum Diebe machen?"

„Sie hat Euch nichts gegeben, das glaube ich wohl. Aber Ihr seht, wie krank ich davon bin. Wenn Ihr wißt, wo es ist, sagt es mir."

„Laßt mich in Ruhe! Nehmt Euch in Acht, sonst schweige ich nicht länger ... Seht doch mal in der Salzschachtel nach, vielleicht ist es dort."

Blöde, mit brennenden Blicken starrte Misard Jacques an. Es kam wie eine Erleuchtung über ihn.

„In der Salzschachtel, das kann sein! Unter der Schublade ist ein Versteck, dort habe ich noch nicht nachgesehen."

Er lief zum Bahnhof, um noch den Zug von sieben Uhr zehn zu erreichen. Dort unten in dem kleinen, niedrigen Häuschen sucht er vielleicht noch immer.

Am Abend, nachdem sie gegessen hatten, wollte Philomène Jacques durch einsame Gassen auf das nahe Feld führen. Es war eine schwüle, heiße, dunkle Julinacht, die ihr schwere Seufzer entlockte; sie hing fast an seinem Halse. Sie hatte sich schon zweimal umgesehen, denn sie glaubte Schritte hinter sich zu hören; doch war in der Dunkelheit Niemand zu erblicken. Jacques litt stark unter dieser Schwüle der Luft. Seit dem Morde hatte er ein ruhiges Wohlgefühl, eine vollkommene Gesundheit empfunden. Vorhin bei Tisch aber fühlte er jedesmal, wenn dieses Weib ihn mit ihren zitternden Händen streifte, eine leise Uebelkeit. Jetzt als sie ihren Körper so dicht an den seinen drängte, kam diese Angst des Verlangens, diese dumpfe Furcht wieder. Und er hatte schon gehofft, genesen zu sein! Seine Aufregung wurde so stark, daß er sich ihrem Arm entzogen hätte, wenn nicht das Dunkel, das sie umgab, ihn beruhigt hätte. Als sie auf der öden Landstraße an einem bebuschten Hügel vorübergingen, zog sie ihn dorthin. Doch als sie sich lagerten, bemächtigte sich seiner wieder der fürchterliche Drang, er suchte im Grase nach einer Waffe, einem Stein, ihr den Kopf zu zerschmettern. Mit einem Sprunge stand er auf den Füßen und entfloh wie wahnsinnig. Hinter ihm wurde in demselben Augenblick eine fürchterlich fluchende Männerstimme laut.

„O Du Dirne! Ich habe nicht vergebens bis jetzt gewartet, ich wollte Gewißheit haben!“

„Es ist nicht wahr, laß mich los!“

„So, es ist nicht wahr? Er hat gut laufen; ich weiß doch, wer er ist, und werde ihn schon finden! . . . Warte, Du Dirne, sage noch einmal, daß es nicht wahr ist!“

Jacques floh in die Nacht hinein, nicht um Pecqueux zu entgehen, den er sogleich erkannt hatte, sondern um, wahnsinnig vor Schmerz, vor sich selbst zu fliehen.

Ein Mord hatte also nicht genügt, von dem Blute Séverine's allein war er also nicht befriedigt worden, wie er bis heute geglaubt hatte! Dasselbe Spiel sollte also von Neuem beginnen. Eine Andere und immer wieder eine Andere. Immer von Neuem sollte sich nach einigen Wochen der Ruhe der schreckliche Heißhunger in ihm einstellen, immer wieder verlangte ihn nach Weiberfleisch! Jetzt brauchte er dieses verführerische Fleisch nicht einmal mehr zu sehen, er brauchte nur etwas Warmes in seinem Arm zu fühlen, um dem verbrecherischen Triebe zu folgen. Jetzt war alle Freude am Leben aus; vor sich sah er nur eine einzige, düstere Nacht, eine grenzenlose Verzweiflung, und vor dieser entfloh er.

Einige Tage verstrichen. Jacques hatte seinen Dienst wieder angetreten, er ging den Kameraden aus dem Wege und verfiel wieder in ängstliche Scheu. Nach den stürmischen Kammersitzungen war soeben der Krieg erklärt worden. Wie man sich erzählte, hatte man sich bereits ein kleineres, glücklich verlaufenes Vorpostengefecht geliefert. Seit einer Woche ließen die Truppentransporte das Personal der Eisenbahnen nicht zur Ruhe kommen. Der regelmäßige Dienst wurde nicht mehr innegehalten, plötzlich eingeschobene Züge veranlaßten beträchtliche Verspätungen; die besten Lokomotivführer wurden herangezogen, um die Concentrirung der Armeecorps beschleunigen zu helfen. So kam es, daß eines Abends Jacques in Havre statt seines gewöhnlichen Eilzuges einen mächtigen, achtzehn Waggons starken und mit Soldaten vollgepfropften Zug zu führen hatte.

Pecqueux kam an diesem Abend vollständig betrunken in das Depot. Am Tage nach dem Vorfall in Rouen hatte er wieder als Heizer die Lokomotive 608 mit Jacques bestiegen. Er machte keinerlei Anspielung, schien aber seinen Vorgesetzten garnicht zu bemerken. Dieser empfand seine Widerspenstigkeit und seinen Ungehorsam wohl; und schließlich sprachen sie garnicht mehr mit einander. Diese bewegliche Brücke aus Eisenblech, die sie früher so brüderlich getheilt hatten, war jetzt für sie die schmale, gefährliche Planke, auf der ihre Nebenbuhlerschaft aufeinanderstieß. Als Jacques Pecqueux an diesem Abend betrunken sah, war er ganz besonders auf seiner Hut. Er wußte, daß er nüchtern nichts unternahm, daß aber der Wein die Bestie in ihm entfesselte.

Der Zug, der um 6 Uhr abgehen sollte, verspätete sich. Es dunkelte schon, als man die Soldaten wie die Hammel in die Viehwagen trieb. Man hatte Bretter an Stelle von Bänken hingelegt und pferchte sie da ein, so viele wie hineingingen. Schließlich saß fast Einer auf dem Andern, und die stehen mußten, konnten keinen Arm rühren. In Paris sollte sie ein anderer Zug erwarten, der sie direct an den Rhein führte. Die Unruhe des Aufbruchs hatte sie schon müde gemacht. Doch als man Branntwein unter sie ausgetheilt und Viele sich bei den Kaufleuten in der Nachbarschaft verproviantirt hatten, gaben sie sich einer brutalen Heiterkeit hin und die Augen traten aus ihren rothen Köpfen. Als der Zug aus dem Bahnhofe rasselte, stimmten sie Lieder an.

Jacques sah nach dem Himmel, wo gewitterartige Wolken die Sterne verhüllten. Die Nacht war düster, kein Lüftchen kühlte die glühende Luft ab. Am dunklen Horizont sah man kein anderes Licht, als die lebhaft schimmernden Funken der Signallaternen. Um die große Steigung von Harfleur nach Saint-Romain zu nehmen, vermehrte er den Druck. Trotzdem er die Lokomotive 608 schon seit

Wochen studirte, fühlte er sich noch immer nicht Herr über sie; sie war noch zu jung und überraschte durch allerlei Launen und Thorheiten. In dieser Nacht sah er sie ganz besonders widerspenstig; einige Bissen Kohle zu viel, und er war gefaßt, sie vor lauter Uebermuth in die Luft gehen zu sehen. Er ließ daher den Fahrtregulator nicht aus der Hand und überwachte gleichzeitig die Heizung, denn das Benehmen Pecqueux' machte ihn stutzig. Die kleine Lampe tauchte die Plattform in ein Halbdunkel, in welchem man nur die violett glühende Thür des Ofens erkannte; er konnte Pecqueux nur ganz undeutlich bemerken und hatte schon wiederholt an seinen Beinen das Gefühl gehabt, als versuchten die Finger des Heizers ihn dort zu packen. Vielleicht war das nur eine Ungeschicklichkeit des Trunkenboldes, denn er hörte ihn trotz des Lärms höhnisch lachend die Kohlen mit außergewöhnlich derb geführten Hammerschlägen zerkleinern und mit der Schaufel hantiren; alle Minuten öffnete er die Thür und warf unvernünftige Mengen Brennstoffs auf die Roste.

„Genug!“ rief Jacques.

Der Andere that, als verstände er nicht und fuhr fort mit dem Heizen. Als ihn darauf der Lokomotivführer am Arm packte, richtete er sich drohend auf. Jetzt endlich hatte er den gesuchten Streit gefunden. Seine durch die Trunkenheit genährte Wuth schien zu wachsen.

„Nicht anrühren oder ich schlage . . . Es macht mir Spaß, so schnell zu fahren!“

Der Zug sauste mit voller Geschwindigkeit dahin. Er sollte ohne Aufenthalt direkt nach Paris gehn und nur an einigen, vorher bestimmten Stellen Wasser einnehmen. Die riesige Masse, diese mit menschlichem Schlachtvieh vollgestopften achtzehn Wagen rasselten mit fürchterlichem Lärm durch das dunkle Land. Und diese Menschen, die man zum Gemetzel, zum Tod führte, sangen aus allen Kräften, daß ihre Stimmen sogar den Lärm der Räder übertönten.

Jacques schloß mit dem Fuß die Thür und sagte ganz ruhig:

„Das Feuer ist zu stark . . . Schlaft Euch aus, wenn Ihr betrunken seid.“

Pecqueux aber öffnete wieder und warf abermals Kohlen auf, als wollte er die Lokomotive in die Luft sprengen. Das war also die volle Empörung; kein Befehl wurde mehr befolgt, die sinnlose Leidenschaft ließ ihn alle diese Menschenleben hinter sich vergessen. Als Jacques sich bückte, um den Schaft des Aschkastens zu senken, damit sich der Luftzug wenigstens verminderte, umschlang Pecqueux seinen Körper mit den Armen und versuchte ihn mit einem Ruck auf das Geleise zu schleudern.

„Das also willst Du, Du Schuft! . . . Damit Du sagen könntest, ich sei gestürzt, Du Saufbold!“

Mit einer Hand hielt er sich an der Brüstung des Tenders. Beide glitten aus, der Kampf setzte sich auf der heftig schwankenden Brücke aus Eisenblech fort. Sie bissen die Zähne aufeinander und sprachen kein Wort weiter. Einer nach dem andern versuchte den Gegner durch die Oeffnung zu stoßen, welche nur durch eine Eisenstange versperrt war. Doch keinem gelang es; rasend rollte die Lokomotive weiter und weiter. Barentin war passirt, der Zug stürzte sich jetzt in den Tunnel von Malaunay, und noch immer hielten sie sich gepackt, sie wälzten sich auf den Kohlen umher und stießen die Köpfe gegen den Wassertrog, sie vermieden die vom Feuer geröthete Thür des Ofens, an der ihre Beine sengten, so oft sie sie ausstreckten.

Einen Augenblick glaubte Jacques aufspringen, den Regulator schließen und um Hilfe rufen zu können. Er fühlte sich schon schwächer werden, er zweifelte, noch die Kraft zu haben, Jenen hinauszustoßen, er sah sich schon besiegt und fühlte seine Haare sich vor Schreck über den Sturz sträuben. Als er den letzten Versuch machte und mit der Hand umhertastete, begriff der Andere, was er vorhatte, er richtete sich auf und hob Jacques wie ein Kind empor. „Ah, Du willst halten . . . Du hast mir meine Frau genommen . . . Es ist Zeit, daß Du gehst!“

Pecqueux machte abermals eine Anstrengung und stürzte Jacques hinab. Dieser

aber klammerte sich, als er den Boden unter den Füßen verlor, so fest an dessen Hals, daß er ihn mit hinabzog. Zwei fürchterliche Schreie, die in einem ausklangen und verhallten. Die beiden, gemeinsam gefallenen Männer wurden unter die Räder gezogen, und sie, die so lange wie zwei Brüder gelebt hatten, wurden in dieser schrecklichen Umarmung geköpft und zerrissen. Man fand sie ohne Köpfe, ohne Füße, als zwei blutige Stümpfe auf, die sich noch umschlungen hielten, als wollten sie sich gegenseitig die Brust eindrücken.

Und die Lokomotive, von jeder leitenden Hand befreit, sauste dahin. Jetzt konnte die Widerspenstige, die Phantastische dem Triebe ihrer Jugend Folge leisten, wie ein noch ungezähmtes Pferd, das den Händen des Meisters entschlüpft und über den flachen Rasen dahingaloppirt. Der Kessel war noch voll Wasser, die Kohle, mit der der Ofen bis oben gefüllt war, entzündete sich von selbst. Während der ersten halben Stunde stieg der Druck zu unheimlicher Höhe, die Schnelligkeit ward schwindelerregend. Der Zugführer schlief jedenfalls, von Müdigkeit übermannt. Die Soldaten, gleichfalls ermüdet vom vielen Trinken, wurden durch die rasende Fahrt wieder munter gemacht und sangen noch lauter als zuvor. Wie ein Blitz durchfuhr man Maromme. Kein Pfiff ertönte bei der Annäherung an die Signale, beim Passiren der Bahnhöfe. Mitten durch die Hindernisse führte der Galopp die Bestie mit ihrem tief gesenkten, störrischen Kopf. Wie toll gemacht durch das Zischen ihres heißen Athems rollte sie dahin; dahin.

In Rouen sollte Wasser eingenommen werden. Eisiger Schrecken erfaßte die Wartenden, als man diesen tollen Zug in einem Wirbel von Rauch und Flammen, diese Lokomotive ohne Führer und Heizer, diese mit Soldaten vollgefüllten Viehwagen vorübersausen sah, in denen patriotische Lieder geheult wurden. Sie zogen in den Krieg an die Ufer des Rheins, es schien, als könnten sie die Zeit nicht erwarten, dort zu sein. Mit offenem Munde standen die Beamten da und reckten die Arme empor. Ein allgemeiner Aufschrei erfolgte: unmöglich konnte dieser zügellose Zug den mit Waggons und Lokomotiven gespickten Bahnhof von Sotteville passiren, ohne Unheil anzurichten. Man eilte zum Telegraphen. Gerade versperrte dort unten ein Güterzug das Geleise; er konnte noch auf einen Seitenstrang gebracht werden. Schon hörte man das Dröhnen des entflohenen Ungeheuers in der Ferne. Der Zug hatte sich in die beiden Tunnels in der Nähe von Rouen gestürzt und kam in seinem wüthenden Galopp, wie eine unaufhaltsame, riesige Macht herbeistürzt, der nichts widerstehen kann. Der Bahnhof von Sotteville wurde im Sturm genommen, mitten durch die Hindernisse sauste er und verschwand wieder in der Dunkelheit, in der sein Dröhnen nach und nach erstarb.

Jetzt schlugen alle telegraphischen Apparate längs der ganzen Strecke an. Aller Herzen klopften bei der Nachricht von dem gespenstigen Zug, der Rouen und Sotteville passirt hatte. Man fürchtete, er könnte mit einem vor ihm befindlichen Zug zusammenstoßen. Er aber setzte seine Fahrt, wie ein Wildschwein im Forst fort, ohne sich nach den rothen Signalen zu richten. In Oissel zerschellte er beinahe an einer Rangirmaschine; er setzte Pont-de-l'Arche in Schrecken, denn seine Schnelligkeit schien sich nicht zu vermindern. Von Neuem verschwand er, immer weiter rollte, rollte er durch die schwarze Nacht, Niemand wußte wohin.

Die Opfer, welche die Lokomotive auf ihrem Wege zermalmte, was kümmerten sie die? Nicht achtend des vergossenen Blutes, sauste sie der Zukunft entgegen. Ohne Führer, im Dunkel der Nacht, wie eine blinde und taube, vom Tod selbst losgelassene Bestie rollte und rollte sie dahin, bepackt mit diesem Kanonenfutter, diesen von Müdigkeit dumm gewordenen, trunkenen, singenden Soldaten.



Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler, Berlin W.

Fedor Dostojewski's

Realistische Romane.

Soeben erschienen:

Der Spieler.

Roman aus dem Badeleben.

Deutsch von **August Scholz.**

Preis geh. Mk. 3,—, eleg. geb. Mk. 4,—.

Das Geheimniß des Spieles, dieses unheimlich fesselnden, verhängnißvollen Lasters, wird in diesem Romane von **Dostojewski** mit psychologischer Meisterschaft dargestellt. Das wüste Treiben eines Spielbades mit seinen eigenthümlich pikanten Erscheinungen ist niemals so packend geschildert worden, wie in diesem Werke des großen russischen Autors.

Der Gatte.

Ein psychologischer Roman.

Deutsch von **August Scholz.**

Preis geh. Mk. 3,50, eleg. geb. Mk. 4,50.

„**Der Gatte**“ ist eins der reifsten Produkte aus der Feder des großen russischen Romanciers. Der Typus des hintergangenen Gatten ist kaum jemals in packenderer, psychologisch feinerer Weise gezeichnet worden. Der Roman zeichnet sich durch eine bei aller Tiefe der Darstellung von Kapitel zu Kapitel wachsende Spannung aus.

Der Idiot.

Drei starke Bände. Preis eleg. geh. Mk. 12,—, eleg. geb. Mk. 15,—.

Spannungsvolle Handlung und Tiefe der psichologischen Darstellung vereinigen sich in diesem Romane mit köstlichem Humor und meisterhafter Schilderung der sozialen Zustände in dem neuen Rußland. Der Autor führt uns in alle Schichten der Gesellschaft und stellt die hervorstechendsten Typen derselben mit überraschender Treue vor unsere Augen. In der sympathischen Erscheinung des Titelhelden, dessen Herzensgeschichte in ihrer Tragik auf den Leser tief ergreifend einwirkt, hat Dostojewski eine seiner fesselndsten Gestalten geschaffen. In künstlerischer Beziehung ist der „**Idiot**“ die beste durch Ebenmaß in der Composition besonders ausgezeichnete Arbeit Dostojewski's. Für Aerzte und Psichologen liefert dieses Werk eine Fülle des anregendsten Stoffes.

Nordische Bibliothek

Sammlung moderner Erzählungen und Schauspiele aus dem Dänischen, Norwegischen und Schwedischen übersetzt.

Herausgegeben
von
Professor Dr. **Julius Hoffory.**

Das lebhafte Interesse, welches die stammverwandte nordische Litteratur gegenwärtig in Deutschland weckt, hat in weiten Kreisen den Wunsch nach einer Sammlung der hervorragendsten Erscheinungen derselben erregt. Die bewegenden Probleme unserer Zeit werden von einer Schaar moderner Autoren, theils in der Vollkraft ihres Schaffens, theils eine Zukunft verheißend, zu ergründen versucht. Die nordische Bibliothek unternimmt es, die Hauptwerke dieser Litteratur dem deutschen Publikum in würdiger Gestalt vorzulegen. Sie bringt durchweg nur autorisierte Uebersetzungen von berufenen Kennern der nordischen Sprachen, welche mit ihren Namen für die treue Wiedergabe der Originale einstehen. Jede Richtung wird durch hervorragende Repräsentanten vertreten sein und nur der künstlerische Werth des Werkes wird über die Aufnahme entscheiden.

Soeben erschienen:

Bd. I. **Henrik Ibsen,** Die Frau vom Meere, Schausp. in 5 Akten. Deutsch von Julius Hoffory. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. 4. Auflage. Berlin 1889.
Geh. M. 1. 50, eleg. geb. M. 2.25.

Bd. II. **Rudolf Schmidt,** Novellen. Deutsch von M. v. Borch. Einz. v. Verfasser autor. Ausgabe.
Eleg. geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.

Bd. III. **Edvard Brandes,** Ein Besuch, Schauspiel in 2 Akten. Deutsch von Julius Hoffory. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Eleg. geh. M. 1.—, eleg. geb. M. 1.75.

Bd. IV. **Henrik Ibsen,** Die Kronprätendenten, historisches Schauspiel in 5 Akten. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. 2. Auflage.
Eleg. geh. M. 1.50, eleg. geb. M. 2.25.

Bd. V. **Henrik Ibsen,** Comödie der Liebe, Comödie in 3 Akten. Deutsch von M. v. Borch. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.
Eleg. geh. M. 1.—, eleg. geb. M. 1.25.

Bd. VI. **Henrik Ibsen,** Die Wildente. Deutsch von M v. Borch. 2. Auflage. Einzige vom Verfasser autor. deutsche Ausgabe. Eleg. geh M. 1.—, eleg. geb. M. 1.75.

Bd. VII. **J. P. Jacobsen,** Novellen. Deutsch von Marie Herzfeld.
Eleg. geh. M. 1.50, eleg. geb. 2.25.

Bd. VIII. **Alexander L. Kielland,** Johannisfest, Roman. Deutsch v. Mary Ottesen.
Eleg. geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—.

Bd. IX. **Henrik Ibsen,** Bund der Jugend, Lustsp. in 5 Akt. Deutsch von Adolf Strodtmann.
Eleg. geh. M. 1.50, eleg. geb. M. 2.25.

Bd. X. **Henrik Ibsen,** Stützen der Gesellschaft. Deutsch von E. Klingenfeld.
Eleg. geh. M. 1.50, eleg. geb. M. 2.25.

Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 9. Berlin, den 2. April 1890. I. Jahrgang.

Die Kunst und das Volk.

Von Hans Land.

Man dürfte geneigt sein, denjenigen einen sonderbaren Schwärmer zu nennen, der in diesen Zeitläuften sich um das Verhältniß des Volkes zur Kunst graue Haare wachsen läßt. Dasjenige, was wir mit „Volk" zu bezeichnen gewöhnt sind, ist eine Gemeinschaft von Menschen, die um so viel dringend Wichtigeres im heftigsten Kampfe stehen, ihnen ist das Hemd so viel näher als der Rock, das Brod so viel nöthiger als die Kunst, daß als ein müßiger Kopf erscheint, wer sich um den Kunstgenuß dieser Klasse kümmert. Und doch habe ich einmal vor etwa tausend Proletariern diese Frage erörtert und erfahren, wie tief diese Leute es empfinden, abseits stehen zu müssen, untheilhaftig der wahren und reichen Freuden, welche die echte Kunst dem Menschen bietet. An jenem Abend, da ich die Männer im Arbeitskittel für eine Sache sich erwärmen sah, so fern ihren drängendsten Interessen, so abseits der großen Begehrungen und Nöthe, die sie auf den politischen Kampfplatz getrieben, kam mir wiederum der Gedanke, daß wir doch ein adliges Geschlecht seien, wir Menschen, immer geneigt, von unseren rohen Bedürfnissen, die manchmal, ach so schmerzhaft, Befriedigung heischen, abzusehen und den Sinn emporzurichten zu einem Höheren, das hinausreicht über das Begehren des Wochentages. Diese Männer waren gewöhnt, sich von den Bitternissen ihrer Lage erzählen zu lassen. Der Normalarbeitstag, die Alters- und Krankenversicherung, der Schutz der Standesgenossen vor den Gefahren des gewerblichen Betriebes, das waren die Dinge, die sie zumeist von ihrer Rednertribüne erörtern hörten. Und nun kam Einer und erzählte ihnen von der Kunst und ihren Wundern, kam Einer und beklagte, daß die Ungunst der Verhältnisse gerade sie, das Volk, von diesen edlen Freuden ausschließe; und es reckten sich nicht die geschwärzten Fäuste empor, es schrieen nicht die rauhen Männerkehlen: Unsinn! Was kümmert das uns! Erst Brod! Wir kennen die Kunst nicht! Wir pfeifen auf sie!

Nichts von dem. Als eine große, sie lebhaft berührende Frage behandelten

sie die Sache, beklagten ihre Lage, machten Reformvorschläge und bekundeten ihre Hoffnung einer besseren Zukunft auch in diesem Punkte.

Auch die Gebildeten haben Grund es zu beklagen, daß die breite Masse des Volkes von all' dem reichen, künstlerischen Leben, das innerhalb der oberen Klassen sich vollzieht, so gänzlich unberührt bleibt. Sie müssen es beklagen, daß die Kunst ihres Erzieheramtes verlustig geht gegenüber diesen ungezählten Massen. Die Kirche mit ihrer stetig abnehmenden Kraft, die Schule mit ihrer zeitlich so begrenzten Wirksamkeit, sie können diesen Ausfall nicht ersetzen, auch sind ihre Mittel gar zu ohnmächtig gegenüber denen, welche die Kunst besitzt.

Man hat sich so sehr gewöhnt, die Kunst als ein ausschließliches Gemeingut der Gebildeten zu betrachten, daß man zu lächeln pflegt bei dem Gedanken, sie in das Volk zu tragen.

Soll ein Maurergeselle ein Verständniß für Michel Angelo haben? Wollt Ihr eine Nähterin vor die Sixtinische Madonna stellen?

Ja, das wollen wir.

Mit jener Mythe der Griechen glauben wir an die Macht des Gesanges, die wilde Thiere zähmt; und wir haben es oft erfahren, wie gerade rohe, das heißt, von künstlerischen Eindrücken wenig bearbeitete Gemüther, der künstlerischen Einwirkung empfänglich sind. Gerade der Naturmensch, dessen Affecte gewöhnt sind, sich frei auszutoben, gerade er, der rücksichtslos seinen Trieben zu folgen pflegt und von der Blässe der Ueberlegung und des Abwägens fern ist, er ist der künstlerischen Wirkung voller Empfänglichkeit hingegeben. Der Gebildete tritt gern mit Mißtrauen und Vorurtheil vor ein Kunstwerk, er will sich die aesthetische Ruhe wahren und die Ueberlegenheit seines Urtheils erweisen; von ihm muß sich der Künstler Schritt für Schritt Theilnahme erkämpfen und erst, wenn sie mächtig gepackt wird, giebt die Culturbestie sich der Kunst hin. Das kann man in jeder glücklichen Première, zumal in Berlin, beobachten. In Vergleich zu diesem kritischen, blassen, höhnisch lächelnden Premièrentiger ist der Proletarier ein ideales Material für künstlerische Beeinflussung.

Und der Künstler, wie schmerzlich muß gerade er dieses Publikum vermissen.

Zum Volk herabzusteigen (es müßte eigentlich emporsteigen heißen) ist seine höchste Mission, und zum Gemeingut der Nation zu werden, ist die höchste Bestimmung des Kunstwerks. Bis heut ist freilich nur dieser oder jener Operettenfürst oder Walzerkönig zu solcher Ehre gelangt, und schon hier in dieser primitivsten Form der Kunstwirkung ist es erfreulich, zu sehen, wie fein das Ohr des Volkes hört, wie es Ansprechendes festhält und bewahrt. Dabei wird solch' eine erkorene Melodie wie vom Winde verbreitet, fast gleichzeitig wird sie von hunderttausend pfeifenden Jungen ins Repertoir aufgenommen. Zwar rümpfen musikalische Kenner die Nase, und verwöhnte Ohren gerathen in Verzweiflung ob der musikalischen Epidemie; aber so oft sie sich zeigt, hat ein Künstler unbewußt einen Gedanken gehabt, der dem Volke ins Gemüth dringt und eine Zeit lang wie ein neckender Refrain durch seine Träume sich spinnt und sein Denken umgaukelt. — Die Musik mit ihrer lyrischen Ausdrucksfähigkeit ist die dem Volke nächste und erreichbarste Kunst. Ihr lieblichstes Kind, das Lied, ist von altersher ein demokratischer Wildfang gewesen, der für sein Leben gern sich am Markt, in den Gassen, im Wirthshaus umhertrieb. Unter spielenden Kindern, tändelnden Liebesleuten, zechenden Männern und spinnenden Frauen ward ihm am wohlsten. Bei Heimkehr und Abschied, bei Wiege und Grab schuf die Nachdenklichkeit und das volle Empfinden des Augenblicks das Volk selbst zum Künstler um; wie ein knospendes Mädchen wandelt das Volkslied bald trüb und sinnend, bald in jauchzender Lust mit großen, träumenden Augen durch die Fluren hin, und was es jauchzt und klagt, blüht wie ein unvergänglicher Frühling. Da es nun in der musikalisch-lyrischen Kunst sich

schaffend bewährt hat und seine Empfänglichkeit für diese täglich beweist, so meine ich, hat das Volk ein Anrecht darauf, aus den Vorhöfen in das Allerheiligste dieser Kunst geführt zu werden und von dem Besten und Höchsten, das unsre großen Meister geschaffen, zu genießen. So häufig beklagt man das deutsche Kneipenleben, dieses leere Treiben, das Schätze, ökonomische wie sittliche, alljährlich verschlingt und dem Trunk und dessen Folgen immer neue Opfer zuführt. Da werden „zur Bekämpfung der Trunksucht" Vereine gegründet, Enquêten erhoben, Steuern ausgeheckt, Concessionen verweigert, aber das Uebel an der Wurzel zu packen, das ist den Herren noch nicht eingefallen. Sucht doch einmal den Kneipwirthen Concurrenz zu machen! Zieht ihnen doch die Zecher von den Tischen fort und lockt sie heraus aus den dumpfen Destillen und Budiken!

Ja, wie denn?

So! Ich dächte mir z. B. Keller's Säle in der Andreasstraße. Dort, im Herzen des Arbeiterviertels, ließe ich in der Woche abends ein gutes Orchester, das philharmonische etwa, volksthümliche Musik machen. Volksthümlich mit leiser Steigerung zum Höheren und Höchsten. Die Thore des Hauses weit geöffnet. Keine Casse. Ich — der Staat, will einmal eine vernünftige Ausgabe machen, und was ich hier opfere, ich glaube, an Krankenhäusern und Gefängnißbauten werd' ich es sparen! Schlimmsten Falles will ich mich entschließen und will das Nöthige von dem für die Cultivierung Afrika's Bestimmten abziehen, wenngleich mir das sehr schmerzlich wäre. —

Thäte er's doch, der Staat! Versuchte er's doch einmal! Sie würden kommen! In hellen Haufen würden sie kommen; denn es ist ein Drang zum Lichten und Schönen in den Menschen, Ihr habt ihn nur immer erstickt und niedergetreten.

Mehr noch. Oeffnet die Museen für das Volk! Man lächelt: „Sie sind ja geöffnet." Nein! Sie sind geschlossen, wann das Volk für ihren Besuch frei ist. An den Sonntag-Nachmittagen, an den Feiertagen schließt Ihr die künstlerischen Schatzkammern, also wollt Ihr das Volk nicht in ihnen leiden. Ihr schließt es aus! — „Ach Gott, es versteht ja doch nichts davon." — Lehrt es verstehen. Stellt Eure Lehrer hin an die Thore der Museen und lasset sie das Volk truppweise umherführen, erklärend und deutend. Lehret das Volk sehen! Zeigt ihm die heitere Schönheit der griechischen Göttermenschen, lasset sein Auge sich bilden und freuen an diesen reinen Formen und deutet ihm die Gedanken, welche in diesen Gestalten verkörpert sind. In die Gallerien laßt sie strömen. Fremde Länder und Städte, Pyramiden und Urwälder zeigt ihnen im Bilde. Was keiner von ihnen leiblich sehen wird, er sehe es mit den Augen des Künstlers und werde von dessen Phantasie, wie von einem andren Mantel Faust's, hin durch die Weite des Raumes getragen. Sein eigenes Leben, vom Künstler belauscht und nachgebildet, zeiget dem Volke, daß es lerne, sich selber verstehen und daß es seinen Platz in der Welt einmal frei überschaue von künstlerischer Höhe.

Und nun neiget Euch! Der Letzte tritt heran, der Dichter, der sein Volk sucht. Sie, die seine Gedanken bewegen, sind ihm fern. Sie, die er entzünden und entflammen will, sie sind seinem Worte nicht erreichbar. Volk und Dichter sind sich heute fern und fremd. Aus dem Schatze der Classicität wird dem Volke dieser oder jener Edelstein flüchtig gezeigt; auf der obersten Stufe gönnt ihm die Schule einen raschen Blick in den Wilhelm Tell etwa, dann noch ein paar neuere Balladen, — und bei dem ersten Schritt, den der Bürger hinein in das Getöse des Erwerbslebens thut, versinkt ihm diese Welt des Schönen auf Nimmerwiedersehn, und die besten und reichsten Geister haben hinfort für ihn nicht weiter geschaffen.

Ist denn Zeit, ist denn Gelegenheit, ihn dieser Welt noch zuzuführen? Zeit wäre, wenig freilich, aber dieses Wenige könnte genützt werden. Schlimmer steht's um die Gelegenheit. Zwar haben wir Volksbibliotheken, aber deren Verkehrsformen

sind umständlich und zeitraubend; der ärmere Mittelstand wohl, nicht aber der Proletarier gelangt an sie. Und wenn das auch wäre, soll er sich etwa, erschöpft und ermattet heimkehrend, mit einem Buche in den Winkel setzen?

Das nicht. Selbst wer ihm das Buch direkt in die Hand gäbe, böt' ihm noch keine Anregung. Aber woher soll ihm die werden, und wie?

Durch das lebendige Wort. —

Ich bin darauf bedacht, nur durchführbare und leicht durchführbare Vorschläge zu machen, drum rede ich hier nicht von dem Traumbilde der deutschen Volksbühne. Dies Dornenröschen schlummert noch tief im verzauberten Schloß, und fern ist der Tag, da es erwachen wird. Aber dem lebendigen Worte, gleichwie der Musik, können wir Stätten bereiten. Oeffnet die großen Säle der Stadt. An den langen Winterabenden ziehe es ein, das Volk, in lichte und warme Räume. Um eine Tribüne soll es sich sammeln, daher durch kunstgeübten Mund man seine Dichter zu ihm sprechen lasse. Hier rede der Dramatiker, hier komme der Erzähler zum Wort, hier finde auch der Lyriker eine Gemeinde.

Zuckt nicht die Achseln, lächelt nicht zweifelnd und abweisend, versucht! Versucht, und Ihr werdet sehen, wie die Jugend, die in den Straßen allem Gemeinen wehrlos verloren ist, wie sie sich flüchten wird zu Euch. Lasset den Dichter zu ihr sprechen und fahle Wangen werden sich röthen, in matten Augen wird ein Strahl sich entzünden. Erfrischt und erhoben werden sie von Euch ziehen, sie werden das Gute hinaustragen in Haus und Familie, sie werden erregt erzählen daheim in Keller und Dachstübchen von dem Gehörten, und aus den Tanzlokalen, den qualmigen Kneipen wird es heranziehen in hellen Haufen das lichtdürstende, das schönheitliebende, arme, im Dunkel verkommende Volk!

„Wird denn das Volk den Dichter verstehen?“

Den echten Dichter, ja. Und dieser allein soll zu ihm reden. Seine Kunst ist, wie die Wahrheit, einfach; die Sprache des Kindes spricht er, einfältig und schlicht. Sie werden ihn verstehen, denn in dem Letzten und Verkommensten schlummert der Mensch, des Wesen gut und freundlich ist, der einen Drang hat, zum Versöhnen, dessen Hoffen das Licht und dessen Furcht das Dunkel. Irren kann er, sich verirren sogar, aber zu retten ist er stets, denn wie er sich versündigt, er bleibt Mensch. — Auf denn, und führet die Kunst in das Volk, bringt Freude und Trost, veredelt und erhebt! Die von uns durch weite Klüfte getrennt, wir wollen sie uns wieder näher bringen, den Menschen in ihnen erfrischen und stärken. Denn daß sie Menschen, daß sie unsere Brüder sind, das ist der große, versöhnende Gedanke, der über diesen kampferfüllten Zeiten schwebt. Zu den Armen und Elenden vor allen, wie Jesus von Nazareth, spreche die Kunst: Kommet her, ich will Euch erquicken.

Wir fügen an dieser Stelle einen uns zugegangenen Aufruf an, der den Gedankengang der vorstehenden Betrachtung von einer anderen Seite aufnimmt, und auch seinerseits beweist, wie kräftig die soeben vorgetragenen Anschauungen nach Leben ringen. Daß von der Idee bis zur Verwirklichung hier mehr als ein Schritt ist, erkennt Jedermann; aber wenn dies Träume sind, so sind es doch schöne Träume, und auch diese Forderungen sind des modernen socialen Lebens ein Theil.

Aufruf zur Gründung einer „Freien Volks-Bühne“.

Das Theater soll eine Quelle hohen Kunstgenusses, sittlicher Erhebung und kräftiger Anregung zum Nachdenken über die großen Zeitfragen sein. Es ist aber größtentheils erniedrigt auf den Standpunkt der faden Salongeisterei und Unterhaltungsliteratur, des Colportageromans, des Zirkus, des Witzblättchens. Die Bühne ist eben dem Capitalismus unterworfen,

und der Geschmack der Masse ist in allen Gesellschaftsklassen vorwiegend durch gewisse wirthschaftliche Zustände corrumpirt worden.

Indessen hat sich unter dem Einflusse reblich strebender Dichter, Journalisten und Redner ein Theil unseres Volkes von dieser Corruption befreit. Haben doch Dichter wie Tolstoi und Dostojewski, Zola, Ibsen und Kielland, sowie mehrere deutsche „Realisten" in dem arbeitenden Volke Berlins einen Resonanzboden gefunden.

Für diesen, zu gutem Geschmack bekehrten Theil des Volkes ist es ein Bedürfniß, Theaterstücke seiner Wahl nicht blos zu lesen, sondern auch aufgeführt zu sehen. Oeffentliche Aufführungen von Stücken, in denen ein revolutionärer Geist lebt, scheitern aber gewöhnlich am Capitalismus, dem sie sich nicht als Kassenfüller erweisen, oder an der polizeilichen Zensur.

Diese Hindernisse bestehen nicht für eine geschlossene Gesellschaft. So ist es dem Verein „Freie Bühne" gelungen, Dramen der angedeuteten Richtung zur Aufführung zu bringen. Da nun aber die Mitgliedschaft der „Freien Bühne" aus wirthschaftlichen Gründen dem Proletariat versagt ist, so scheint mir die Begründung ein „Freien Volks-Bühne" wohl angebracht zu sein.

Diese Freie Volks-Bühne denkt sich der Unterzeichnete etwa folgendermaßen: Der Verein besteht aus einer leitenden Gruppe und aus den Mitgliedern. Die Leiter wählen die aufzuführenden Stücke sowie die Darsteller aus. Die Mitglieder erwerben durch einen Vierteljahresbeitrag den entsprechenden Theaterplatz für drei Vorstellungen. Jeden Monat, und zwar Sonntags findet eine Vorstellung statt. Die Beiträge bezwecken nur, die Theatermiethe und die Honorare für die Schauspieler zu decken. Sie werden so niedrig wie möglich bemessen; hoffentlich sind die billigen Plätze für 1 M. 50 Pf. vierteljährlich (also für drei Vorstellungen!) zu erwerben.

Alle diejenigen, welche geneigt sind, Mitglieder einer solchen „Freien Volks-Bühne" zu werden, sind gebeten, dem Unterzeichneten

1) ihren Namen nebst Adresse,
2) den Vierteljahres-Beitrag, den sie leisten zu können glauben,

auf einer Postkarte (die natürlich auch eine Reihe von Mitgliedern enthalten kann) anzugeben.

Diese Angaben binden nicht, sondern haben nur den Zweck, festzustellen, auf wieviel Mitglieder die Begründer der „Freien Volks-Bühne" ungefähr rechnen und wie niedrig sie also die Beiträge bemessen können. Läuft eine genügende Anzahl von Adressen ein, so ist ein Unternehmen gesichert, welches zur geistigen Hebung des Volkes etwas beitragen kann.

Das Ergebniß dieses Aufrufes sowie genauere Vorschläge sollen demnächst veröffentlicht werden.

Dr. Bruno Wille,
Berlin NO., Landsbergerplatz 5.



Die Frauen in der skandinavischen Dichtung.

Von L. Marholm.

Der Evavatypus.

Als Björnson aus Amerika zurückkam — das für ihn ungefähr der Weg nach Damascus geworden — brachte er eine fertige Meinung über die Frau mit. Das war nicht wenig, denn wie verschiedene andere hervorragende Schriftsteller seiner Zeit hatte er die Frau im Allgemeinen für ein höheres, und im Speciellen für ein untergeordnetes Wesen gehalten und ihr gegenüber gethan und gelassen, was er gerade für gut und angenehm fand. Nach der amerikanischen Spritztour wurde das anders. Er hatte über die Frau nachdenken gelernt, und dies Nachdenken war im Gespräch mit amerikanischen Damen über ihn gekommen und überraschte ihn selbst höchlich. Besonders die belehrenden Gespräche mit den Aerztinnen hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Ihm waren da Dinge wissenschaftlich bewiesen worden, von denen er sich Nichts hatte träumen lassen. Zuerst und vor Allem die

Entbehrlichkeit des Mannes für die geistig entwickelte, zum richtigen Selbstbewußtsein gelangte und von einer wirklichen Lebensaufgabe erfüllten Frau. Die gelehrten Damen hatten ihm an der Hand der „neuesten physiologischen Forschungen" über den bisher so oft mißverständlich aufgefaßten Verlauf des Naturprocesses zu einer Erleuchtung verholfen, die dem himmlischen Licht, das über den Saulus niederschien, an Blendkraft nahekam, und als Björnson aus Amerika zurückkehrte — das seitdem in seinen Büchern als das gelobte Land figurirt, in dem man zum Menschen wird — da wußte er, „daß die holde Kraft, die einzig alles Leben schafft", sich in Männlein und Weiblein ohne weitere Beschwer in Gehirnsubstanz umsetzen lasse und daß die fortgesetzt geistige Arbeit den Menschen leicht und angenehm von den Bedürfnissen seiner „niederen" Natur befreie.

Als Björnson in diese Phase trat, war er schon eine gute Weile über das Alter der jugendlichen Leichtsinnigkeiten hinweg, und es stand für ihn Nichts im Wege, sich zum Apostel der neuesten Form für die alte Lehre von der Kasteiung des Fleisches zu machen. Björnson ist Freidenker — das will sagen: er glaubt an Gott. Er liebt es, donnernde Reden über das Selbstbestimmungsrecht der Persönlichkeit zu halten — das will sagen: er verlangt von jedem Einzelnen eine strengere Moral als die gute, alte, selige Kirchenzucht. Er ist der Mann der Masse, denn er vermag mit einer Thräne im Auge unvereinbare Gegensätze in einander zu schmelzen und unter gesinnungsvollem Aufstampfen mit demselben Fuß zugleich vorwärts und rückwärts zu treten. Er ist Bauernenkel und Pastorensohn und die Art Mischung, die sich dadurch in ihm vollzog, muß in der Regel etwas zu glauben und etwas zu verkündigen haben. Das ist für ihn sanitär so unentbehrlich, wie ein bestimmtes Quantum täglich eingenommenen Alkohols für einen nordischen Lebemann und ein bestimmtes Quantum täglich ausgespiener Entrüstung für ein nordisches Gotteskind. Er begann also sogleich für die neue Importwahrheit zu arbeiten, und weil es gut ist, eine Lehre in einen Satz zu formuliren, den auch minder entwickelte Gehirne begreifen können, so schuf er das Wort: „Die Brunst muß weg!" Damit hatte bekanntlich schon das Mittelalter seine Noth gehabt, und damals nannte man das geradezu die Abtödtung des Leibes und that es ganz eingestandenermaßen als eine Einzahlung auf unaussprechliche himmlische Freuden von Ewigkeit zu Ewigkeit, und hielt es ganz ehrlich für etwas so Uebermenschliches, daß die besondere Gnade Gottes mitthätig war, wo dergleichen einem, besonders jüngeren Heiligen, leichtzufallen schien. Und man hungerte und plagte sich ab, verkürzte sich den Schlaf und arbeitete sich halb todt, um des rebellischen Adams Herr zu werden. Das war fürchterlich, aber dieses Fürchterliche hob sich ab von dem Hintergrunde einer großartigen Phantasie. Björnson ist dagegen viel menschlicher. Er liebt die starken Körper, das gute Essen und Trinken und passende Zerstreuungen dazwischen. Er schlägt viel mildere Mittel vor, z. B. Gymnastik und Vielgeschäftigkeit und wo das nicht ausreichen sollte, empfiehlt er in seinem letzten Roman: „Auf Gottes Wegen" jungen angefochtenen Männern die Kunst auf den Händen zu gehen. Auch wer schon bösen Gewohnheiten verfallen ist, verzweifle nicht, durch ärztlichen Beistand und Vierhändigspielen mit einer Dame kann er doch noch soweit gestärkt und beruhigt werden, daß er die Kunst auf den Händen zu gehen zu erlernen vermag — und kann er erst auf den Händen laufen, dann ist der alte Adam bezwungen, und alle Anfechtungen des Fleisches prallen ab an seiner „Reinheit".

Ich hörte einmal einem kleinen Bekehrungsgespräch zwischen Björnson und einer jungen Dame zu. Er hatte gerade damals seinen „Handschuh" in der zweiten rigorosen Fassung beendet und sammelte zur Stärkung seiner Gewissensruhe gern physiologische Fakten über die Frau an der Quelle. „Nun, Sie sind ja ein starkes wohlgeschaffenes Frauenzimmer", fing er beifällig an, „wie steht es denn also . . . so — mit den natürlichen Anfechtungen?" Die junge Dame wußte selbstverständlich

von keinen natürlichen Anfechtungen. „Ja, das dachte ich mir", sagte Björnson, „eine gesunde Natur kennt das nicht". „Außer, wenn man liebt", schob die junge Dame dazwischen, „aber das ist ja dann auch sehr complicirt und das kommt ja so selten im Leben vor". Björnson meditirte: „Ja, ja, wenn man liebt", hob er mit tiefer Stimme an, „ja freilich, was aus dem Recht der Liebe heraus geschieht . . ." — „aber (erleichtert) sie thun es nicht, hol' mich der Teufel, die Frauen thun es nicht ohne Ehe; sie möchten schon — aber, sehen Sie, das sind die großen Vortheile einer durch Generationen gleichartigen Erziehung — (mit starker Stimme) sie thun es nicht, und das ist schon ein großer Schritt vorwärts". Die junge Dame sah zweifelnd aus. „Und außerdem", fuhr Björnson fort, „das mit der Liebe — das ist etwas, was abnehmen wird. Ich sehe es kommen, daß aus der Menschheit, eine je höhere Cultur sie erreicht, je größere Ziele, je tiefere Interessen ihr aufgehen, sich eine immer größere Anzahl von Männern und Frauen, die Blüthe an Geist und Körper, aussondern wird, die sich so von großen Aufgaben in Anspruch genommen fühlen, daß sie danach kein Bedürfniß haben. Sie wollen das nicht. Sie werden mit einander in einem intimen Geistesaustausch leben, von dem wir jetzt keine Vorstellung haben können, aber sie werden über dem Geschlechtsleben stehen. Laßt uns nur die ungesunden Phantasien wegschaffen, all den einsamen Brand und die Sehnsucht, laßt uns gemeinsam Erziehungsanstalten für junge Männer und Mädchen von Kind an errichten, wo der Wetteifer des Lernens und das Vergleichen der Fähigkeiten die Illusionen nicht aufkommen läßt, laßt sie über die physiologischen Vorgänge in ihrem Körper nur Bescheid wissen, und sie werden sehen, wie das helfen wird. Es kommt nur auf die Richtung an, die dem Menschen gegeben wird. Es ist Alles möglich durch Anpassung, Anpassung ist Alles" und hier folgte eine Geschichte von einem Hund, einer Katze, einer Ratte, einer Maus und einem kleinen Vogel, die er in Paris ein erträgliches Leben in einem Käfig führen gesehen und „die sich so lieb hatten, ach, so lieb hatten", als belehrendes Beispiel über die Anpassungsfähigkeit der Triebe. Aber die Dichtung müßte anders werden, sie müßte aufhören zu stacheln, denn die Dichter seien es bisher gewesen, die mit ihren Schilderungen die Triebe erhitzt hätten!

Hier haben wir die Genesis von Björnson's Handschuh und die Gesichtspunkte, aus denen die Svava concipirt worden. Als moderner Damentypus ist gegen Svava nichts einzuwenden. Sie ist echt. Sie ist das moralisirende Bourgeoisie-fräulein mit den „ernsten" Interessen. Sie hat die mittelmäßige Intelligenz des sogenannten „begabten Mädchens", das immer „die besten Schulzeugnisse bekommen." Sie ist ein gewöhnliches Mädchenerziehungsproduct, etwas dürr, etwas unbefriedigt, etwas altjungfräulich. Nichts an ihr ist frisch, unmittelbar, strömend, individuell, eine lange Jugend versprechend. Sie bildet sich weiter mit „belehrender" Zeitschriften-lectüre, sie schluckt vermuthlich große Quantitäten davon ein. Sie hört auf den Klatsch einer alten Tante, die die Ausschweifungen der Männer mit soviel Sach-kenntniß darüber entschleiert, wie ein altes Fräulein aus den Confidenzen von Hausmamsellen und Dienstmädchen sammeln kann — sie hört auch als „liebende" Braut auf die Ohrenbläsereien eines „betrogenen Ehemannes", der die Unverschämtheit hat, sich mit den Liebesbriefen seiner verstorbenen Frau und ihres Bräutigams bei ihr einzuschleichen, dieses Bräutigams, mit dem sie sich in einem Gespräch über „Asyle für verwahrloste Kinder" gefunden. Sie betet ihren Vater, einen alten Gecken an, weil sie ihn für das Muster eines sittlichen Mannes hält, und hat keine Augen für die resignirte Duldermiene ihrer Mutter. Was ist sie also? sie ist seelisch ein bischen taub, ein bischen kurzsichtig, ein bischen verschnupft — sie ist Durch-schnitt, aber nicht erster Aussortirung. Sie ist eine echte Philistertochter und der Papa und die Mama und sein Papa und seine Mama sind die echten Philister-seelen aus dem Kaufmannsstande, aber, da Björnson sich auf das Gesetz der Ver-

erbung und Anpassung bekennt —, sind die Kinder solcher Eltern tragische Gestalten, oder sind sie brauchbares Material zu Reformen? Nach dem Gesetz der Vererbung und Anpassung wahrscheinlich nicht. Aber Svava soll auch Vollblut sein. Sie zittert in den Armen ihres Bräutigams, sie hat Sinne, sie wurde brustkrank nach der Enttäuschung ihrer ersten Liebe. O ja! Sinne hat sie. Gottfried Keller hat die Natur dieser Sinne ganz unpathetisch in der reiferen Jungfrau in seinen „Drei gerechten Kammachern" geschildert. Sinne hat sie — aber, das ist das Degenerationszeichen — sie können sich nicht zu jener intensiven Liebesfülle durchwärmen, die das ganze Wesen durchfluthet und mit fast schlafwandelnder Sicherheit die ihnen in ihrer Wesenstiefe verwandte Männernatur trifft und festhält und in sie hineinwächst, auf einer ganz anderen Basis, als auf der der Moral, oder Nichtmoral. Es ist ein widerliches Geschnüffel in dem Stück, eine Spießbürgermoralreform, die in der ersten Fassung noch ganz vernünftige Momente vorbringt, in der zweiten aber geradezu verklatschtes Verhetzen zwischen Mann und Weib wird. Und ist das Weib schulmeisternd, so ist der Mann roh — die Gesellschaft im Stück bleibt unter sich.

Die Aufstellung dieses Problems und die Begründung dieser Motive hängt mit einer centralen Eigenthümlichkeit in Björnsons Production zusammen. Er ist unter den großen norwegischen Dichtern seiner Natur und seinen Idealen nach der Plebejer, wie Ibsen der Aristokrat ist. Er bedarf der Wirkung auf die Masse und der Zusammengehörigkeit mit der Masse und er formulirt die Ideale der Masse. Der Gesichtswinkel, unter dem er die Dinge sieht, ist der der Nützlichkeit, Ibsen sieht sie unter dem der Eigenthümlichkeit. Ibsen sah ein Degenerationssymptom und schrieb „Die Gespenster," Björnson sah es auch und schrieb den „Handschuh." Das verhält sich wie Tragik und Parodie zu einander. Ibsen schildert die Wirkung einer erblichen Geschlechtskrankheit — der centrale Gedanke ist da, wie in Dr. Rank, die Frage: hat der Kranke ein Recht Kinder in die Welt zu setzen? Das Ibsensche Fragezeichen also. Björnson reist durch ganz Skandinavien in einer Sittlichkeitstournée, in der er in geheimnißvollen Wendungen von der großen Krankheit spricht, die jeden treffen könne, der nicht „rein" lebt, und als einzige Sicherheit dagegen predigt er „Reinheit" bis in die irgendwann eingehbare Ehe. Und dann begeistert er sich an diesem volkssanitären Gedanken und schreibt ein Drama, in dem er der weiblichen Natur einen solchen Abscheu vor dem Mann der — mit 28 Jahren nicht „rein" ist — supponirt, daß sie ihn nicht berühren kann, nachdem sie es erfahren. Wäre ihr Abscheu echt und aus dem Naturgrund entsprungen, so hätte sie seine Annäherung auch nicht ertragen können, bevor sie es erfahren, die Antipathie hätte ganz unmittelbar und spontan wirken müssen.

Und hiernach kommen wir auf den Grundzug in Björnsons Auffassung von der Beziehung der Geschlechter zu einander. Er kann seinem Entwicklungsstandpunkt und seiner Individualität nach nichts in ihr sehen als ein ethisches Moment und einen Paarungsakt. Er offenbart sich auch darin als der Dichter und der Mann der Masse, als der germanische Plebejer, dem halb als Raceneigenthümlichkeit, halb als Erziehungsresultat ein grobes Schamgefühl innewohnt. Für den unendlichen Reichthum an Nuancen, für die warme, tiefe Fülle, die Kräfteerhöhung und den Seeleninhalt, mit dem das centrale Moment des Lebens den normal angelegten und glücklich entwickelten Menschen durchströmt, für die Vertiefung und Verfeinerung der Persönlichkeit, die die Erotik mit sich bringt, hat er nie ein zu Bewußtsein gewordenes Gefühl gehabt. Als daher die späteren Jahre kamen und die Phantasiekraft in ihm abnahm, gerieth er auf den Standpunkt der beschränkten und schnüffligen Damenmoral. Das geschah zur Zeit, da die weibliche Entrüstungsliteratur über den Leichtsinn und die Untreue der Männer in ganz Skandinavien in Flor stand, und er hatte demzufolge auf seiner großen Moraltournée durch 30 Städte einen

ungeheuren Zulauf. Natürlich ließ er sich über das innerste Motiv dieser Literatur ebenso wie die Massen dupiren. Als aber während der letzten Monate in denselben Städten, wo Björnson vor drei Jahren Tugend gepredigt, „König Midas" zur Aufführung kam, und darin Björnsons Tugendrichterpose und seine Einmischung in anderer Leute Angelegenheiten parodirend durchgehechelt wurden, da strömten dieselben Massen mit demselben Eifer hinzu, und das Stück hatte einen Erfolg der Schadenfreude. Die Wirkung von Björnsons Moralschreckpredigten und von der König-Midas-Persiflage war also von gleicher Art und lag gleich lose auf der Oberfläche.

„Monsieur Betsy."

Monsieur Betsy, von den Zolaisten Oscar Méténier und Paul Alexis, aus der gleichnamigen Novelle des letzteren gezogen, in vier Acten, ist nach der neuen Formel. Es will nicht durch mit Witz und Einbildung erfundene und in gehorsamen Marionetten verleibte Handlung, die sich zu Spannungen verwickelt und an Ueberraschungen löst, akrobatisch amüsiren; es will nicht durch kriegerische und beherzte Thesen, die sich in zweibeinigen Beweisen geberdenstark verfechten, philosophisch instruiren. Es will ein Stück Leben auf die Bretter stellen, so wie es ist, weiter nichts.

Gut modern geaicht. Aber die theatralische Moderne hat zwei Schulen: die eine will im Wirklichen den Dichter ausdrücken, musiciren auf der Wahrheit — Tolstoi, Ibsen, Björnson, Becque und oft, ohne daß er selber es gewahrte, auch Daudet; die andere will durch den Dichter das Wirkliche ausdrücken, malen, daß man den Maler drüber ganz vergißt — die Goncourts und Zola. Es folgt dieser.

Sein Milieu ist die „gute Gesellschaft", zwischen Oper und Tortoni, Börse und Manège, was man Tout Paris nennt. Die Stützen dieser Gesellschaft sind seine Typen: der Banquier, der Alphonse und die große Dirne. Seine Situation ist ihr natürliches Grundproblem: das Verhältniß zwischen dem Aushälter und dem Zuhälter.

Damit Gilbert Laroque, Börsianer, mit seiner Maitresse, Miß Betsy, Schulreiterin im Cirque d'Hiver, ungestört von seiner Gattin leben könne, braucht Miß Betsy einen Ehemann. Der Kellner Francis gewinnt durch ihre Wahl Reichthum und eine gesellschaftliche Position. „Seulement, il faudra que vous soyez gentil pour Gilbert. Il est si bon! Ce serait vraiment de l'ingratitude de ne pas l'aimer." Bald sind die beiden Freunde, à tu et à toi, unzertrennlich, gegenseitig hilfreich bei gelegentlichen Seitensprüngen von der Frau und der Maitresse weg, beredsame Vermittler in häuslichen Zwisten, einer dem anderen. Und ein einziges Mal blos, als der flatterhafte Gilbert treulos sich dahin vergißt, seinem matrimonialen Theilhaber die Maitresse wegzufischen, die lange Adele, dieses einzige Mal setzt es einen rüden Streit. Aber sie versöhnen sich schon wieder.

Nach dem Tode Gilberts, der in seinen Armen starb, kann Francis sich nimmermehr trösten. Er weint nur immerfort, will sich vergiften. Aber es rettet ihn die Gattin, indem sie dem Armen giebt, was ihm fehlt: Ersatz für den verlorenen Dritten im conjugalen Spiele.

Das Verdienst des Stückes ist in der Wahrheit der Situation, der Typen und der Sprache. Die Situation hat Aurélien Scholl, der geistreichste Pariser, „un amalgame d'immoralités acceptées" genannt, „que nous avons souvent rencontré et que personne n'avait encore osé mettre à la scène". Mit den Typen diniren wir doch alle Wochen wenigstens einmal, wenngleich sie freilich auf dem Drumond'schen Index stehen und manchmal etwas rasch in's Belgische hinüber verilleggiaturen. Die Sprache ist ein Muster der Goncourt'schen „langue littéraire parlée", und sie ist zugleich leuchtkräftig genug, alle Charactere und alle Beziehungen zu erhellen: jede dieser „wirklichen" Reden erfüllt jedesmal zugleich eine dramatische Funktion. Es ist ein vortreffliches Document, in Inhalt und Form.

Aber die eigentliche Bedeutung des Stückes ist in seinem Schicksal und seinem Erfolge.

Zola, der eine feine Witterung der öffentlichen Stimmung hat, sagte nach vielem Lobe den Autoren, welche es ihm lasen, vor einem Jahre: „Den Director möchte ich kennen, dessen Magen das verträgt". Und jetzt hatte es auf einer der „chicsten" Bühnen des Boulevard, vor einem Publicum very selected, im ersten Anlauf gleich, einen unbestrittenen, widerspruchslosen, friedlichen Sieg: es gab, den Enthusiasten des Scandals zu großem Leide, nicht die leiseste Regung der sanftesten Opposition.

Freilich, die Kritik ist noch ein bischen ungeberdig. Allen voran natürlich wieder der biedere Sarcey, „l'homme du théâtre" κατ'ἐξοχήν, der alle dramatischen Pulver erfunden und alle Geheimmittelchen des Handwerks in seinem Verschleiße hat, „wie es gemacht wird." „Avez-vous vu l'ombre d'une intrigue ou d'un coup de théâtre?" Ein schlaues, ein verschmitztes Argument gegen die Soldaten der literarischen Tendenz, eben diese intrigues und coups de théâtre, Verhunzungen der Wahrheit, von der Bühne zu schaffen; so stichhaltig ungefähr wie gegen eine Statue, warum sie keine Gassenhauer singe und keine Purzelbäume schlage. Und gar der arme Adam Wolff, durch diesen rauhen Fußtritt in die Convention, ist nicht blos außer Besinnung, sondern, was ihm nicht leicht vorkommt, sogar außer Geist gerathen, vor diesem „milieu abject où la nouvelle littérature dramatique se roule dans une mer de boue"

Sie werden sich schon wieder beruhigen!

Und einstweilen marschiert Monsieur Betsy lustig auf die hundertste los. Täglich stürmen sie die Kassen. Und die Agioteure, wenigstens, sind definitiv für den Naturalismus gewonnen.

Der Naturalismus macht Carrière. Das Odéon spielt Georges Ancey's „Grand' mère"; das Odéon spielt Léon Hennique's „Amour"; Variétés spielt Méténier-Alexis' „Monsieur Betsy;" und Henri Lavedan ist von der Comedie française angenommen. Und Ancey und Hennique und Méténier und Alexis und Lavedan sind allesammt Zöglinge des „Théâtre libre."

Bald wird er auch die Bühne beherrschen, wie er den Roman bereits beherrscht. Und dann wird auch auf der Bühne gegen den neuen Herrscher wieder ein neuer Kampf neuer Neuerer beginnen, wie er im Romane bereits begonnen hat. So rollen die Künste und es bleibt nur die Kunst.

Paris, im März. **Hermann Bahr.**

Der Nekrolog eines Lebendigen.

Kopenhagen, den 28. März 1890.

Verehrte Redaction!

Der interessante Nekrolog, den Herr Ola Hansson im vorigen Heft der „Freien Bühne" über mich geliefert hat, macht es mir, da doch immer noch ein klein wenig Leben in mir übrig ist, wünschenswerth, Sie um Aufnahme einiger nicht weitläufiger Bemerkungen zu bitten.

So verlockend es für mich sein könnte, diese Beurtheilung meiner Persönlichkeit und meines Wesens wieder zu beurtheilen, so stehe ich doch dem Gegenstand fast ebenso wenig unparteiisch gegenüber, wie Herr Hansson selbst, und könnte auf kein unbedingtes Vertrauen Anspruch machen.

Ich werde mich deshalb auf das Gebiet des rein Thatsächlichen beschränken.

Herr Hansson schreibt: „Eine ganze bunte Schaar ist durch seine Stuben gewandert, aber Keiner ist geblieben, hat sich niedergelassen und zur Ruhe gesetzt bei ihm als ein Gast für's Leben. Lärm und Streit hat seinen Namen umgeben, wie keinen anderen Namen in Skandinavien während der letzten Jahrzehnte; aber in diesem Augenblick ist es fast still um ihn herum, eine Stille, die Tag für Tag tiefer wird. Warum? Die Ursache ist sicher von sehr zusammengesetzter Natur. Die bestimmte, erschöpfende Antwort auf diese Frage kann erst die Litteraturgeschichte der Zukunft abgeben."

Herr Hansson ist ein liebenswürdiger Schwarzseher. Er sieht meine Verhält-

nisse für viel, viel trauriger an, als sie sind. Da ich nun ungern das Mitleid erwecken möchte, sei es mir erlaubt, hierzu folgendes zu bemerken:

Es hat zwar eine recht bunte Schaar von Menschen an meiner Thür geschellt, und mehrere davon sind nur deswegen eingelassen worden, weil ich sie nicht im Voraus kennen konnte. Wenn Herr Hansson aber schließt: „Keiner ist geblieben", so macht er einen allzu vorschnellen Schluß von sich auf Andere. Es giebt unter meinen früheren litterarischen Bekannten einige, die fortgeblieben sind, weil es ihnen nichts nützen würde, sich wieder zu präsentiren. „Warum?" fragt Herr Hansson. Ich für meinen Theil glaube nicht, daß die Litteraturgeschichte der Zukunft sich mit dieser Frage beschäftigen wird. Zwei Fälle nur sind in Skandinavien notabel. Zwei dänische Poeten, die mich zuerst etwas ungestüm verherrlicht hatten, haben später mir gegenüber das bewiesen, was die Franzosen scherzhaft „die Unabhängigkeit des Herzens" nennen. Der eine von ihnen hat später öffentlich diese Haltung bereut.

Diese Fälle sind aber reine Ausnahmefälle. Und so bin ich in der glücklichen Lage, Herrn Hansson mit der Mittheilung erfreuen zu können, daß ich mit fast allen älteren, jüngeren und jüngsten Schriftstellern und Dichtern in Dänemark, Norwegen und Schweden, wie mit sehr vielen außerhalb Skandinaviens (vielen auch in Deutschland) in stetiger, in vielen Fällen recht inniger Verbindung stehe, unter ihnen sogar eine nicht geringe Zahl guter, treuer, unbedingt zuverlässiger Freunde besitze, ob „für's Leben", kann ich ja nicht genau wissen, aber einige von den besten und größten, wie Jacobsen, hab' ich bis an den Tod behalten und ich glaube, daß Henrik Ibsen, wie ich der Ansicht sein wird, daß nicht leicht Anderes als der Tod unseren fünfundzwanzigjährigen Bund wird auflösen können.

Nein! Herr Hansson sieht entschieden mein Loos im Leben zu schwarz.

„In diesem Augenblick ist es fast still um ihn herum, eine Stille, die Tag für Tag tiefer wird."

Den letzten Satz, der mehr in das Gebiet der Prophezeiung fällt, kann ich unerörtert lassen. Da man aber gewöhnlich das prophezeit, was man wünscht, so fürcht' ich für Herrn Hansson sehr, daß seine Wünsche nicht in Erfüllung gehen. Die Zeichen sind nicht dazu, obwohl der vorletzte Satz das Entgegengesetzte ausspricht.

Es ist für Herrn Hansson ein Glück, daß er diesen Satz in Deutschland schrieb, wo man nordische Verhältnisse nicht kennt. In Kopenhagen würde er ein Lächeln hervorgerufen haben.

Also es ist „in diesem Augenblick fast still um mich herum". Ich habe in diesem Monat in der dänischen Presse allein mehr als ein Dutzend größerer Artikel über mich gelesen, heftige Angriffe, leidenschaftliche Lobeserhebungen u. s. w.; ich bin augenblicklich in eine philosophische Polemik verwickelt, die man in Skandinavien mit Interesse verfolgt und die eine Unzahl von Federn in Bewegung gesetzt hat. Endlich halte ich, wie gewöhnlich, Vorlesungen an der Universität. Heute Abend standen, wie immer, drei Viertel Stunden vor dem Anfang die Zuhörer schon auf dem Universitätsplatz aufgestellt, um einen Platz in dem größten Auditorium zu erobern. In den letzten 9 Jahren habe ich jeden Vortrag zwei Mal halten müssen, weil die Hörsäle die Zuhörer nicht fassen können. Im vorigen Jahr hielt ich sogar, um den Versuch zu machen, jeden Vortrag drei Mal, und jedes Mal war der Saal so voll, daß die Zuhörer dicht an einander gedrängt standen. Das sind Thatsachen, die ich natürlich nicht selbst hervorheben würde, wenn man nicht von dem sonst so schmeichelhaften Nekrolog den irrthümlichen Eindruck erhalten könnte, als lebte ich jetzt, ein verlassenes Geschöpf, in tiefster Isolirtheit.

Wenn es einmal auch Herrn Hansson gelingt in seinem Vaterland ein ähnliche Stille um seinen Namen zu verbreiten, so wird er, wenn sonst die idyllische Ruhe sein Ideal ist, damit durchaus nicht zufrieden sein.

Herr Hansson meint, daß wenn die Schriftsteller im Norden, obwohl fast alle



von mir beeinflußt, stark auseinander gehen, so liegt es daran, daß „alle diese Gegensätze von Sympathien und Gedanken" der Zeit in mir „auch ebenso lose und unverbunden lagen, wie in der Zeit selbst."

Der Schatten eines Beweises wäre vielleicht nicht vom Uebel, wenn man solche Behauptungen aufstellt. Herr Hansson scheint aber unter dem Einfluß einer Verstimmtheit zu schreiben. Denn noch in der Mitte des Jahres 1888 war er ganz anderer Ansicht. Damals schrieb er in der Zeitschrift „Neue Erde" über die schwedische Litteratur:

„Es findet sich in Schweden keine moderne, keine verstehende oder sympathische Kritik. Hiermit steht in Verbindung, daß uns eine überlegene Intelligenz fehlt, vielseitig und geschmeidig genug, um all die anderen umfassen zu können, jeden in die bestimmte Richtung leiten zu können und sie alle zu einem großen gemeinschaftlichen Ziel sammeln zu können.

Es fehlt uns mit anderen Worten ein schwedischer Georg Brandes."

1888 besaß ich also noch die Eigenschaften, die mir seitdem abhanden gekommen sind. Ich gebe darum nicht alle Hoffnung auf, sie wieder zu gewinnen. Herr Hansson sieht auch hier meine Lage allzu schwarz.

Vielleicht, weil er eine so unglaubliche Anzahl innerer Widersprüche bei mir entdeckt hat. Ich bin mir deren nicht bewußt, aber vielleicht sind die mir unbekannten nicht reeller als der eine, den Herr Hansson nennt. Er meint, ich habe in der Frauenfrage Stellung gewechselt, habe mich erst für, später gegen die Frauen ausgesprochen. Er selbst ist gegen schreibende Damen viel strenger und unerbittlicher, als man von dem Gatten einer begabten Schriftstellerin erwarten könnte. Eine Frontveränderung in der Frauenfrage habe ich nie gemacht. Nicht „gegen die Frauen" im Allgemeinen habe ich Partei genommen, sondern gegen ein paar schreibende Moralfräuleins, die mich zuerst angegriffen hatten, habe ich 1887 einige Artikel geschrieben. In der Frage selbst stehe ich, wo ich von Anfang an stand. Und ähnlich dürfte es sich mit den vielen anderen inneren Widersprüchen verhalten, die Herr Hansson bei mir zu finden glaubt.

Er hat Hegelianismus in mir gefunden. In meiner Production tritt dem Leser „sogar die Hegel'sche Terminologie überall in abstract-speculativen Intermezzos entgegen". Ich erkläre hiermit feierlich, daß ich Jedem, der in dem, was ich seit 1863 geschrieben, Einen Hegel'schen Terminus aufweist, die gesammten Werke des Herrn Ola Hansson schenke.

Er hat ferner Materialismus in meinen Schriften entdeckt. Ich verspreche ebenso feierlich Jedem, der mir Eine materialistische Zeile nachweist, die sämmtlichen Werke des schon genannten Schriftstellers per Kreuzband zukommen zu lassen.

Herr Hansson schließt: „Neue und tiefere Probleme, als er sie aufstellte, sind aufgetaucht, das Problem der Racen- und Nationalitätsgegensätze (welch' ein neues Problem!), die psycho-physiologischen Probleme, die die Wiege einer ganz neuen, d e r neuen, in der Geburt liegenden Litteratur sind. Ein tieferer Individualismus, als Brandes ihn kannte, bricht sich Bahn. Die besten Kräfte in Skandinavien arbeiten unten in der Tiefe und abstrahiren minder als er thun konnte. Ein unsichtbarer Strich läuft zwischen ihnen hin, über den sie nicht zu ihm, er nicht mehr zu ihnen kommen kann."

Das ist ja alles wunderschön gedacht und gesagt. Wer kann widersprechen? Wer kann wissen, welche jene „besten Kräfte in Skandinavien" sind, die „unten in der Tiefe" arbeiten. Man wagt sich kaum hinunter. Wir anderen flacheren Geister arbeiten auf der Erde; „da unten aber ist's fürchterlich".

Ich errathe jedoch, daß Herr Hansson selbst zu jenen besten Kräften, jenen „psycho-physiologischen" Grüblern gehört, von denen ein unsichtbarer Strich mich trennt, über den er nicht zu mir und — ach! — ich nicht zu ihm kommen kann.

Wenn dem so ist, möchte ich zum Schlusse nur noch fragen: War dieser unsichtbare Strich schon da, als Herr Hanssons „Sensitiva amorosa“ erschien, von der ganzen schwedischen Presse verhöhnt und von mir ganz allein in Skandinavien vertheidigt wurde?

Ferner: War der unsichtbare Strich schon da, als ich im October 1889, nachdem Herr Hansson sein Lebelang nur Buchdrucker, keinen Verleger gehabt hatte, ihm in Kopenhagen einen angesehenen Verleger verschaffte?

Drittens: War der unsichtbare Strich schon da, als Herr Hansson die Widmung seines letzten, noch ungedruckten Werkes schrieb, das mir im Manuscript vorgelegt wurde, eine Widmung, die jetzt hoffentlich gestrichen wird?

Denn wenn ich Herrn Hansson allein ausnehme, bin ich von den übrigen jungen skandinavischen Schriftstellern von Werth weder durch sichtbare, noch durch unsichtbare Striche geschieden.

Georg Brandes.

Die Aera Hochberg in der Oper.

Von **Bernhard Wänicke.**

Der Spielplan.

Daß „Böses fortzeugend Böses muß gebären“, gilt auf keinem Gebiete mehr, als auf dem einer Bühnenverwaltung. Die Erbschaft, welche der neue Leiter unseres königlichen Opernhauses Graf Hochberg im Herbste 1886 antrat, war keine neidenswerthe. Das berüchtigte Urtheil eines sehr berufenen Künstlers über den „Circus Hülsen“ ist noch in aller Gedächtniß. War der neue Intendant der Mann Wandel zu schaffen?

Man kam ihm theils mit großem Mißtrauen, theils mit überschwänglichen Hoffnungen entgegen. Er war als Verehrer und Förderer klassischer Musik bekannt, dazu „Auch-Componist“ und von mancher Seite als einseitiger Mozartianer verschrieen.

Es wird einem Kunstinstitut nie zum Segen gereichen von irgend einem „—ianer“ geleitet zu werden. Nun — wenn der Mozart-Kultus überhaupt als Vorwurf gelten kann — der Herr Graf entkräftete denselben sehr bald durch ziemlich dürftige Mozartdarstellungen, mit welchen er seinen Schützling, den neuen Capellmeister Deppe sich einführen ließ. Einen 58 jährigen Mann, der bis dahin noch nie hinter dem Souffleurkasten eines Theaters gesessen, zum Führer der hauptstädtischen Oper zu machen, durfte wirklich für ein etwas sehr kühnes Experiment gelten. Diese Episode Deppe erschütterte zuerst das Vertrauen, welches man auf den neuen Generalstabschef der königlichen Kunsttruppe setzte. Dazu kamen die famosen Frackabende und das sehr eigenthümliche Verfahren gegen einen der größten ausübenden Künstler: Die Ausweisung Hans von Bülow's! Der Herr Graf verwechselte offenbar zwei verschiedene Taktarten. Doch ließ er sich durch nichts irre machen. Er experimentirte weiter und er experimentirt noch heute.

Daß Vieles inzwischen besser geworden, wer wollte das leugnen? Leider aber ist die Thatsache ebenso unleugbar: daß das Interesse am königlichen Opernhaus immer mehr in den Hintergrund tritt. Sollte das, von den Leistungen der Oper ganz abgesehen, nicht doch noch einen tieferen Grund haben?

Die Zeiten sind vorüber, in denen ein von Maestro Meyerbeer angekündigtes Werk das ganze gebildete Europa in Aufregung versetzte, vorüber sind auch die Jahre gespannter Erwartung und wüsten Kampfgetümmels, da der Stern Wagners am Opernhimmel immer mächtiger zu erglänzen begann. Eine Scene, wie sie noch in den siebziger Jahren in unserem Opernhause stattfand, eine Theaterschlacht gleich der ersten Meistersinger-Vorstellung, ist heute schon nicht mehr denkbar. Der Kampf vertobte, die Jugend und das Neue behaupteten wie immer das Schlachtfeld, aber eine allgemeine Ermattung blieb zurück. Das ist nicht mehr als begreiflich. Nach der fast unnatürlich großen Antheilnahme, welche dem musikalischen Drama in seiner

letzten Entwicklungsperiode entgegengebracht wurde, mußte ein Rückschlag erfolgen. Auf die Fluth folgt die Ebbe! Das Interesse für die Oper ist heute allgemein im Sinken. Warum geht man überhaupt in die Oper? Unser Opernpublikum ist womöglich noch bunter gemischt, als das des Schauspiels. Hier wie dort wiegt eine naive Schaulust, der Wunsch sich zu zerstreuen und unterhalten zu sein vor. Das Verlangen nach tiefer, seelischer nnd künstlerischer Erregung findet sich immer nur bei einem kleinen Bruchtheil. Dazu kommen hier noch die verschiedenen Schattirungen des musikalischen Verständnisses, von dem harmlosen Dreiklangsmenschen, dessen Ideal der Schunkelwalzer ist, bis zu den Terz-Quart-Sext-Naturen, denen erst beim Erklingen eines Stimmakkordes wirklich behaglich wird. Der Deutsche ist kosmopolitisch und konservativ zugleich. Das thut noch ein Uebriges, um unser Opernrepertoir möglichst bunt zu gestalten. Alle Zeiten und Zonen sind darin gemischt. Die Fastnachtslust Italiens, der tändelnde französische Esprit neben der deutschen Sentimentalität, Sonne und Süden und das Brausen des nordischen Waldes, musikalische Kindeseinfalt und kontrapunktistische Rechenkünste hart neben- und durcheinander. Nicht viel anders sieht auch das Repertoir unserer königlichen Oper aus, obgleich in letzter Zeit eine Besserung in demselben nicht zu verkennen ist. Während des ersten Jahres der Aera Hochberg erschien Neßler's Trompeter 25 Mal, in der letzten Spielzeit 2 Mal. Das allein würde genug besagen!

Die Oper ist oft als barbarische Kunstgattung gescholten worden. Ihre Ankläger hatten das richtige Vorgefühl, daß die Schaulust am meisten dazu beiträgt, ihre Tempel zu füllen. Diesen Instinkt zu befriedigen, ist die berliner Oper heute glücklich überhoben; stilvolle spanische oder griechische Kostüme und dito Landschaften, prunkende Aufzüge und Feeriendekorationen kann man heute auch anderwärts schauen. Das ist für unsere Opernhauskasse eine bittere Thatsache.

Aber auch das melodienfrohe Publikum, das sonst in den Arien der französischen Spieloper schwelgte, das neben den Werken des liebenswürdigen Boildieu, und des seichten Adam, die anmuthige „Martha“, den sangesfrohen „Stradella“ oder den oft frech banalen Troubadour bejubelte, ist in Abnahme begriffen. Man hat's ja auch im Concertsaale eben so schön und noch besser. Die Kroll'sche Sommerbühne, auf der dies Genre weiterblüht, ist doch schließlich auch im wesentlichen nichts anders, als eine Concertoper und gründete ihre Beliebtheit auf Sologesangsleistungen. Wenn im Repertoir die Spieloper dementsprechend mehr zurücktritt, so wird das Niemand unserer Opernleitung zum Vorwurf machen. Was nicht großen musikalischen Werth in die Wagschale zu werfen hat, wie etwa Rossini's „Barbier von Sevilla“, dem wir viel zu selten begegnen, wird rettungslos der Vergessenheit anheimfallen. Schade wäre es nun um ein Werk wie Auber's „Fra Diavolo“, schade vor allem um die wirklich deutsche Spieloper, in welcher der deutsche Humor, der von der Schauspielbühne ganz verwiesen erscheint, eine so gemüthvolle Zufluchtsstätte gefunden hatte. Das Interesse ihr gegenüber beginnt ebenfalls auffallend zu erkalten; und doch kann man nicht sagen, daß sie in Berlin schlecht dargestellt würde. Sollte der Herr Intendant die schelmischen Kinder Lortzing's mit seinem Preisaufschlage verjagt haben? Es ist allerdings hart für zwei Stunden Singspiel den gleichen Obolos wie für 5 Stunden Musikdrama zu entrichten. Unverwüstlich sind Nicolai's „Lustige Weiber“, ein Stück so deutsch wie der „Freischütz“, keusch und rein in der Empfindung, voll Laune und Schalkhaftigkeit und von Dämmerlicht und Elfenzauber umwoben. Neben ihm, welches im Repertoir die verdiente Berücksichtigung fand, durfte auch Kreutzer's „Nachtlager“ nicht fehlen, das wohl eher Daseinsberechtigung hat, als die romanische Schauerromantik eines „Rigoletto“, der hin und wieder immer noch auftaucht.

Von sehr kräftiger Constitution erweist sich auch Meyerbeer. Er war ein Meister in musikalischen Kochkünsten und weiß es jedem Gaumen recht zu machen. Zuerst ein kleines Contrapünktchen, recht hübsch durchsichtig, damit auch der Laie sich sagt: Aha! dahinter steckt etwas! dann eine recht banale Chorstrophe, recht massig und nachdrücklich mit Pauken und Trompeten, daß sie nur ja recht fest sich in's Ohr einniste; denn ein gewisser Theil des Publicums will durchaus etwas mit nach Hause nehmen können. Darauf nach einem trockenen Recitativ eine ganze Weile gar nichts, und plötzlich, von allem Zauber der Melodik überstreut, eine Arie oder Ballade im Gewande tadelloser Satzkunst. Dieses Recept des Oefteren wieder-

holt, musikalische Schönheiten viertelstündlich einen Eßlöffel voll und zum Schluß eine große, volle, ganz vom Genius durchglühte, auf keinen Opernpöbel mehr Rücksicht nehmende Scene, welche die Herzen Aller erobert! Es war nicht nur das pariser Opernpublicum, auf das diese Art Oper zugeschnitten war, auch in Deutschland ist kaum ein anderer Operncomponist so „populär“ gewesen wie Meyerbeer. Und er wirkt noch heute! Auch unsere königliche Opernleitung kann dieses Rattenfängers nicht entrathen und läßt von Zeit zu Zeit die Sonne des Propheten leuchten und Selika unter dem Manzanillobaum sterben. Giebt man's schon, so sollte man doch nur das Beste auswählen. Lieber drei Mal die Hugenotten, als ein Mal Prophet oder Africanerin!

Die klassische deutsche Oper Mozart's, Weber's und Beethoven's tritt daneben in letzter Zeit, Dank den Special-Sympathien des Herrn Intendanten, glücklicherweise wieder mehr in den Vordergrund. Da die Gesammtheit aller wirklich musikalisch Gebildeten diesem glänzenden Compromiß zwischen Form und Inhalt, wie er sich in den Werken jener Meister verkörpert, Verständniß bis Begeisterung entgegenbringt, so steht zu hoffen, daß mit der Zunahme der musikalischen Bildung auch das Publicum eines Don Juan und Fidelio stetig wachsen wird. Doch ist die Zahl dieser Meisterwerke eine sehr beschränkte, man wird sie im Allgemeinen nur in großen Zwischenräumen sich anhören. Mitunter freilich faßt Einen die Sehnsucht unbezwinglich, dem Freischütz in sein altes, liebes, treues Antlitz zu schauen, oder sich von der sonnigen Heiterkeit des göttlichen Amadeus überstrahlen zu lassen. Diese schelmische Zärtlichkeit der Mozart'schen Frauengestalten, der sieghafte Frohsinn seines Don Juan, und die unerschöpfliche Laune seines Figaro, sie sind auch heute noch unwiderstehlich. Und doch, wie fremd, wie historisch muthet uns schon Manches in seinen Werken an. Die heiter sorglose Sonntagnachmittagsstimmung, welche über ihnen Allen ausgegossen liegt, ist uns abhanden gekommen. Man versteht auch Goethe oft nicht mehr recht, den anderen Amadeus! Das Publicum aber, welches den historischen Beigeschmack zu schätzen vermag, das im „Figaro“ sich an dem zierlichen Rococco des Stiles ergötzt, oder in Gluck's „Orpheus“ die Entwicklungskeime Wagner's aufspürt, wird stets nur ein sehr kleines und gewähltes sein.

Viel mehr als historische Curiositäten sind Gluck's Werke heute nicht mehr. Sehr historisch muthet uns auch Weber's Euryanthe an, trotz aller Fülle der Musik, die der Meister über sie ausschüttete. Es ist aber Ehrenpflicht jeder Opernleitung, die großen Werke, welche die Etappen der Entwicklung bezeichnen, nicht ganz verschwinden zu lassen. Auch Marschner's „Heiling“ und Halevy's „Jüdin“ haben darum mit Recht einen festen Platz im Repertoire. Im Uebrigen herrscht auf der Opernbühne heute ein recht kräftiger dramatischer Wind, der den Rittern vom hohen C wenig bekömmlich ist und sie mitsammt den Trillerjongleusen hoffentlich bald gänzlich in den Concertsaal verscheucht haben wird. Seit Tannhäuser und Lohengrin, seit die gewaltigen Nibelungenwerke dröhnenden Schrittes die Bühne betraten, ist dort ihres Bleibens nicht mehr. Den dramatischen Ansprüchen, die seit und durch Wagner immer stärker an die Oper gestellt werden, verdankt auch Bizet's „Carmen“ neben ihrem glänzenden südlichen Colorite, einen dauernden Platz neben deutschen Meisterwerken. Warum aber ist Götz's „Der Widerspänstigen Zähmung“, die beste nach Wagner geschaffene Oper, auf Nimmerwiedersehen aus dem Repertoire verschwunden? . . .

Den weitesten Raum im Spielplan nimmt naturgemäß Wagner selbst ein. Im Herzen des Volkes haften schon fest Tannhäuser und Lohengrin und auch der kühne Wälsung Siegmund. Werden die Anderen folgen? Wann wird vor Allem den holdseligen „Meistersingern“ ein Weg zur Popularität gebahnt, zu der sie am Berufensten scheinen? Mit zwei oder drei Vorstellungen im Jahre, wie bisher, ist das keineswegs gethan. Im weiteren Fortschritte stellt Wagner mit zunehmender seelischer Vertiefung seiner Handlungen und deren musikalischen Darstellung immer höhere Ansprüche an poetisches und musikalisches Verständniß der Hörer. Es gehört ein gutes Theil musikalischer Bildung dazu, Wagner über „Lohengrin“ hinaus zu folgen. Einem ungeübten Ohre wird es nicht leicht, in dem Kunstgewebe seiner charakterisirenden Orchesterbegleitung die einzelnen Fäden zu verfolgen. Nur durch gute und häufige Aufführungen wäre über den immer noch engen Kreis der Eingeweihten hinaus ein allgemeineres Verständniß zu erzielen. Das

Interesse ist da, es braucht nicht geweckt, nur gefördert zu werden. Kann und will das unsere königliche Opernleitung? Von den einzelnen Dramen des „Ringes der Nibelungen", dem mit zwei- oder dreimaliger Gesammtaufführung die Intendanz — absichtlich oder unabsichtlich — den Festspielcharakter wahrt, vertrüge neben „Walküre" besonders „Siegfried" recht gut eine häufigere Darstellung. Er ist dazu unbekannt genug. Auch „Tristan" erscheint uns immer als ein flüchtiger Gast, dagegen wäre dann dem „Lohengrin", der jetzt alle vierzehn Tage angeschwommen kommt, die wohlverdiente Ruhezeit zu gönnen.

In Bezug auf Neuaufführungen scheinen die Hülsen'schen Traditionen noch immer nicht durchbrochen zu sein. „Trau, schau, wem und Nichts übereilen!" heißt's noch immer. Eine Novität muß erst über mehrere Provinzialbühnen gegangen sein, ehe sich ihr das Opernhaus öffnet. Wie spät hat nicht „Hoffmann's Aennchen von Tharau" Einlaß gefunden! Auch Verdi's „Othello" war, als wir ihn endlich zu sehen bekamen, für Deutschland keine Novität mehr. Werke wie „Turandot" und „Gioconda" werden aufgeführt und glänzend ausgestattet. Wo aber bleiben Cornelius' „Barbier von Bagdad", wo Berlioz' „Benvenuto Cellini", eine Oper, die Liszt von den zeitgenössischen als „die beste neben Wagner" rühmte? Man kann wohl billigerweise verlangen, daß die Oper der Reichshauptstadt allenthalben voranschreitet.

Vor Allem natürlich in ihren Leistungen. Das aber ist „ein sonderbar Capitel und steht auf einem andern Blatt!"

Theater.

Deutsches Theater. König Midas. Schauspiel in vier Aufzügen von Gunnar Heiberg. Deutsch von M. von Borch.

Björnstjerne Björnson ist 1832 geboren, Gunnar Heiberg 1858. Der Verfasser des „König Midas" ist eben dreißig Jahre alt, der Dichter, den sein Spott trifft, bald sechzig. So ist der Gegensatz der Generationen, der die Literatur der Gegenwart bewegt, der rechte Nährboden des Stückes.

Wie die Alten sungen, so zwitschern nicht die Jungen — bei uns in Deutschland, drüben in Frankreich, in Skandinavien. Die Erscheinungsformen einer neuen Zeit, im socialen wie im künstlerischen Leben, haben den stets vorhandenen Contrast der Väter und Söhne geweitet, und unüberbrückbar scheint heute die Kluft; das Wort der Verständigung tönt nicht herüber, es kehrt kraftlos zurück, woher es kam. Kein Wunder, daß der Gegensatz in Deutschland der schärfste ist; denn von Paul Heyse zu Gerhart Hauptmann ist mehr als ein Schritt, ein Sprung ist es. Aber mit Erstaunen sehen wir, wie auch bei unseren westlichen und nördlichen Nachbarn den großen Modernen eine jüngere Generation festen Schritts entgegentritt, eine noch modernere. Viel fehlte nicht, und die Heißsporne von Paris und Christiania werfen die Zola und Ibsen zum alten Eisen. Die Einen sehen Bourget oder Maupassant über den Dichter der „Rougon-Macquart" hinauswachsen, die Anderen weisen auf Strindberg, Garborg, Ola Hansson voll Bewunderung und erblicken in dem eisgrauen Manne in München Einen, der seine Lebensarbeit gethan. Zumeist um fließende Bewegungen, um Zukunftsmusik handelt es sich hier, und von endgiltigem Urtheil halten wir uns darum so fern, wie von subjectivem Abschätzen und prononcirter Parteinahme; denn überall, wo lebensvolle Kunst nach Geltung ringt, wo nicht nur das moderne Wollen ist, sondern auch das Gestalten, das jene Großen groß gemacht, wird es sich durchsetzen, unter welchem Feldgeschrei immer.

In die Reihe der skandinavischen Neuesten also tritt Gunnar Heiberg ein. Er stellt die Reaction dar mehr gegen Björnson's, als gegen Ibsen's Moralphilosophie; ja er folgt dem Dichter, der in dem Gregers Werle der „Wildente" die Tragikomödie des Wahrheitsapostels gestiftet, in Form und Gedankengang, wenn er seinen Redacteur Ramseth, den großen Mann von Christiania, als den unheilstiftenden Fanatiker der Wahrheit schildert, als den König Midas, der Gold statt Brot bietet, Wahrheit statt Pietät, und der so zuletzt ein Menschenleben

zerbricht und in die Nacht des Wahns treibt[1]). Aber wenn Ibsen uns überall, auch in der Schilderung des Seltsamsten, durch die Gegenständlichkeit seiner Darstellung und die festgefügte Sicherheit der Motivirung zum Glauben zwingt, so weiß uns Heiberg zwar zu interessiren, zu unterhalten, zu fesseln, doch nicht zu überzeugen: daß Gregers Werle und Hjalmar Ekdal die kleine Hedwig in den Tod treiben, sehen wir, erschüttert im Innersten, mit an; aber daß Ramseth die schöne Anna verrückt macht, sehen wir nicht: es ist eine Behauptung des Dichters, daß der Wahrheitsfanatiker eine gesunde Seele in den Wahn getrieben, aber den Beweis bleibt er schuldig. Kann der moderne Dichter, der Dramatiker uns überhaupt zeigen, wie in währender Handlung ein geistig normaler Mensch plötzlich anormal wird? Kann er seine Darstellung in so tiefe Wurzeln der Seele senken, daß wir sagen: ja, hier ist ein Müssen aufgezeigt, die Unentrinnbarkeit geistiger Erkrankung bei einem noch eben Gesunden? Ibsen in den „Gespenstern" und nach ihm Hauptmann im „Friedensfest" sind jedenfalls vorsichtiger gewesen, sie haben sich beschränkt, die letzte Entwicklung schon vorhandener Anlage zu zeigen, nicht aber die Entstehung des Wahns von Anbeginn an, vor den Augen des Zuschauers. Glückt es aber dem Dichter nicht, uns diesen Schluß seines Werkes glaubhaft zu machen, so fällt das ganze Stück zusammen: gerade daß Ramseth Anna in den Wahnsinn getrieben hat, soll uns seine Verderblichkeit beweisen, und gerade dieses zu zeigen, mißlingt.

Es mißlingt, nicht nur weil die Aufgabe auch für eine größere Dichterkraft kaum lösbar war, sondern weil zumal in Heiberg der Geist lebhafter ist, als die Anschauung, die Idee stärker als die Plastik, die Einfälle reichlicher als die Kraft gestaltender Phantasie. Er kennt die Bühne; er hat, wie Ibsen und Björnson, als Theaterdirector von Bergen die Gesetze der Scene hinlänglich studiren können und als Gatte einer hervorragenden Schauspielerin schreibt er Rollen, die spielbar und anziehend sind; er hat endlich von den Größen, gegen die er Stellung nimmt, die ganze moderne Technik des Dialoges gelernt, diese scheinbaren Zufälligkeiten, dieses leichte Abbrechen und Aufnehmen der Rede, dieses Andeuten und Fallenlassen; aber was er nicht gelernt hat und wohl nur schwerlich lernen wird, das ist: die geistige Einheit der Composition zu finden, und aus dem bloßen Geistreichthum zu künstlerischer Geschlossenheit zu gelangen. Zweierlei will er er zugleich: eine Satire schreiben und eine Tragödie; er will uns lachen machen und erschüttern, will dem Bellac der „Welt in der man sich langweilt" auf den Gregers Werle propfen, und wie ein behender Jongleur mit vielen Bällen zugleich spielen. Hätte er auf die Komödie sich beschränkt, sein Werk würde ohne Zweifel eine reinere künstlerische Form gewonnen haben; aber er war selber noch zu sehr im Bann des Stoffes, der Kampf gegen die Moralisten war ihm so bitterer Ernst, daß er zur völligen Freiheit des Geistes nicht kommen konnte, zur Freiheit, welche die oberste Bedingung künstlerischen Schaffens ist. Aristophanes, als er den Moralphilosophen seiner Zeit verspotten wollte, ging hin und schrieb die „Wolken"; und auch wir Nachlebenden, die wir den Sokrates nicht mit den Augen des reactionären Atheners ansehen, ergötzen uns noch an der unauslöschlichen Laune und der freien Heiterkeit der Komödie.

Die Darstellung, welche Heibergs Werk im Deutschen Theater fand, war ungleich wie die Kunst des Autors. Vielleicht das Beste gab Herr Kadelburg als Raisonneur von Christiania; der Künstler, dem in diesem Jahr etwas wie ein schauspielerischer Johannistrieb erwacht ist, war von einer Frische und natürlichen Feinheit, die auf unseren Bühnen selten sind. Ausgezeichnetes gelang auch Frl. Sorma als Frau Anna: die Portierstochter freilich sah man bei ihr nicht, so wenig wie man sie in der Schilderung des Dichters sieht; aber mit packender Wahrheit, in ganz modernen, nervösen Accenten stellte sie den herannahenden Wahnsinn dar, und erschütternd erklang ihr gellender Ausruf am Ende: König Midas! Mit dem Ramseth scheint mir Herr Pohl weniger glücklich gewesen zu sein; er zeichnete wohl den moralisirenden Schönredner mit feinen Strichen, aber wo blieb der Feuerstrom der Begeisterung, wo der glühende Fanatismus des Schwärmers, den der Dichter trotz allem fordert? Und auch ein wenig kräftigere Männlichkeit war zu fordern; denn vor der bloß seelischen Schönheit beugt sich keine holde Weiblichkeit, auch die von tout Christiania nicht.

Otto Brahm.

1) Den genaueren Inhalt des Dramas haben wir bereits in Heft 2 dieser Zeitschrift entwickelt.



Die papierne Passion.

(Olle Kopelke.)

Eine Berliner Studie.

Von

Arno Holz und **Johannes Schlaf.**

Eine kleine berliner Küche, vier Treppen hoch, um die Weihnachtszeit. Es ist fast dunkel. Nur das Heerdfeuer, das oben über die Decke zittert, und unten ab und zu aus dem Aschenloch ein paar Funken, die bis in den Kohlenkasten spritzen.

Mutter Abendroth'n, eine große braunirdne Schüssel zwischen den Knieen, sitzt da und reibt Kartoffeln. Ihr dickes, rundes Gesicht ist in den Wiederschein der Heerdgluth vor ihr getaucht und puterroth; ihr Haar schwarz und glatt gescheitelt. Sie trägt eine dunkelbraune Tricottaille, die durch eine bunte Brosche zusammengehalten wird mit dem Bildniß der Königin Louise.

Die Uhr über dem Bett tickt, stoßweise weht der Wind den Schnee gegen das kleine Fenster. Dazwischen, zuweilen, leise in das dumpfe Geratter der Fabrik hinten auf dem Hofe, das Klirren der Scheiben ....

„Hach Jott ja! — Ick sag ja! So'nn Frooenzimmer!“

Das Reibeisen ist ihr in den Brei gerutscht, sie klopft es gegen den Schüsselrand ab.

„Ick sag't ja! Ick ärjer mir noch kaputt! An janzen Leibe! Ick kriej de Schwindsucht! So'nn Frooenzimmer!“

Die kleinen silbernen Ringe in ihren Ohrläppchen zittern, wieder kratzt es regelmäßig durch die kleine Küche ....

„Nee! Nee! So'nn Frooenzimmer! So'nn .... pfff?! Doch schlecht!! Ick sag't ja! Warum nich jleich lieberst in de Beene?? So'nn Miststicken!! Na komm du mir man! Ick weer dir schon inweihen! — — — Wat?? .... Eenzen .... Zweeen ....“

Die Uhr über dem Bett hat zu schlagen begonnen, Mutter Abendroth'n zählt.

„Vieren .... Fünwen .... Wat? Sechsen?! — Nanu wird's Dag! Nu schlag eener lang hin! So'nn Aas!“ ...

„„Det jreeßte Portmanneh,
Det jreeßte Portmanneh,
Hat Ladewich, hat Ladewich,
Det jreeßte Portmanneh .....““

Mutter Abendroth'n hat aufgehorcht!

Draußen eine hohe, etwas heisere Stimme; langsam, singend, kommt es die Treppen in die Höhe gestapft.

„„Det jreeßte Portmanneh .....““

Jetzt geht die Entreethür.

„„Hat Ladewich, hat ......
Ach, wat!! —
Ettchen, dettchen, dittchen, dattchen,
Zebe de Bebe de bunte Klattchen,
Zebe de Bebe de Buff!““

Jetzt, endlich, ist auch die Küchenthür aufgegangen.

„'N Abend, Mutterk'n!“

„M!“

Verblüfft ist Wally an der Thür stehn geblieben. Sie ist ein kleines, blondes, vermickertes Ding von elf Jahren. Den Schneeball vorn an ihrer Jacke hat sie sich noch so schnell als möglich wegzuwischen gesucht, sie stottert.

„Ick .... ick ...“

„M!!“

Unten vier Treppen tiefer aus dem Budikerkeller jetzt deutlich der dünne Ton einer Ziehharmonika: „Siste woll, da kimmt er, lange Schritte nimmt er“ ... Mutter Abendroth'n hat sich, die Hände in die Seiten, mitten in die dunkle Küche gestellt ... „Siste woll, da kimmt er schon, der besoffne Schwiegersohn ...“

„J! — Seh doch! — Also doch schon?!“

„Ick . . . ick hab jo man . . . . Liese!!“

„Wat?? Liese?? — Jawoll, Du Aas! Hab — ick — Dir — nich jesagt, Du sost um Vieren widder da sind?! Wat?! Un jetz is 't Sechsen!!! Na wachte Du! Ick weer Dir! Frooenzimmer! Mensch, infamichtet!! Det's nu schon det dritte Mal!! Mit die verfluchtichten Bengels haste Dir wieder rumjetrieben! Uf'n Weihnachtsmarcht! Aassticke!!!“

„Ach, Mutterk'n?! Mutterk'n?! Ick — ick — willt' jo — Mutter!! Mutter!!!“

„So! — So! — Ae! — Ae! — Ick weer Dir!! . . . Ick hau Dir noch dette Boomeel jiebst!!“

„Muttär!! — Muttär!!“

„De Schwindsucht ärjr' ick mir noch am Halse mit Dir!! . . . Ruppije, riedije Bolle, Du!!“

„Muh . . . tär!! — Muh—tär!!“

„Biste ruhig?! — Obste stille bist?! . . . . Jo! Nu kluckre man noch wie so'nne olle Truthenne! Ick weer Dir! Man immer rumdreibn! Wat?! Schularbeeten un so wat: och, is janich! Js nich! Jott, na! Ick sag ook! Wat aus det Mechen noch weern soll? — — Wachte Du!! Jloobst Du, ick laß Dir so'nn Miststicke von Froonzimmer weern, det sick mit alle Kerls rumdreibt?!! Wat?! — Eh'r hau 'k Dir de Knochen im Leibe kaputt!! Eh'r häng 'k Dir uff!!!“

Sie ist jetzt auf den Küchentisch zugeschlurft, mit einem Ruck hat sie die Lampe hoch, wüthend schüttelt sie das alte Ding hin und her.

„Da! Hier! Un der Eel is ooch alle! Jo! Vor Dir kann'k woll hier in Dunkeln sitzen! Wat?! — Lauter Fissematenten haste in Kopp!! Aber an wat denken, is nich!! Olle dusslichte Droomlade, Du!! . . . . . Ach, wat! Hab Dir man! Jo?! — Wiste jetz machen, dette uffstehst?! Kannst jleich noch mehr besehn!! — Jetz holste Petroljum, verstehste?! — Na? Wird's bald?! — Ick weer Dir Beene machen!! Neelsuse! — Da! Hier! Halt doch de Hand uf!! — Na?! Un de Pulle? Natierlich! Js widder nich!! Halt doch — fest, ollet, deemlichtet Sticke Meebel, halt doch fest!! . . .“

Endlich ist Wally wieder zur Thür hinaus. Draußen schluchzt es noch ein paar Mal, dann klappt die Entreethür zu.

„Hach Jott, na! Ick sag schon!“

Mutter Abendroth'n hat sich wieder auf ihren Stuhl gesetzt, wieder kratzen die Kartoffeln über das Reibeisen. Draußen tappt es faul die Treppen hinunter. Eine Weile vergeht. Das kleine, blitzende Pünktchen auf dem Zinkdeckel der langen Pfeife hinten in der Schrankecke tanzt, zwischen den beiden blutrothen Troddeln oben am Mundstück flinkern ein paar Goldfäden . . . Eben ist unten durch den Thorweg wieder ein schwerer, mit Eisen beladener Wagen in den Hof gerasselt. Ein paar Arbeiter rufen und lachen, unten im Budikerkeller muß man unterdessen die Fenster geöffnet haben, die Ziehharmonika ist verstummt, deutlich klappern ein paar Billardbälle. Dazwischen, regelmäßig, von der Fabrik her, die Dämpfe.

„Hach Jott ja!“ . . .

Endlich hat wieder die Entreethür geknarrt, auf der Strohdecke schrubbelt sich Jemand hastig den Schnee von den Füßen, dazwischen lacht und schwatzt Wally.

„Nanu?“

Einen Augenblick lang hat Mutter Abendroth'n aufgehorcht.

„Ah so!“

„Au! Js jo janich mal wah! — Sagen's mal: wahhaftig!“

Die Küchenthür ist aufgegangen, draußen in dem kleinen, stockdunklen Entree glüht jetzt der rothe Punkt einer brennenden Cigarre auf. Man hustet . . .

„Herr Haase?! Sagen's mal . . . .“

„Na?! Mach doch, dette rinkommst!“

„Gu'n Abend, Frau Abendroth!“

Der runde, rothe Punkt draußen wippt eilig ein paar Mal auf und ab, dann geht irgendwo in der Dunkelheit eine Thür.

„Ah! 'n Abend! Nanu?! Treten S' doch 'n bisken neher, Herr Haase!“



„O, wenn . . . hm . . . wenn Sie gestatten?“

„O, na! Woso nich?! Bitte!“

„Gu'n Abend! . . . Gu'n Abend!“

„'N Abend ook!“

Herr Haase ist schüchtern eingetreten. Ein lang aufgeschossener, schmalschultriger Mensch; unter den Arm hat er eine dicke glanzlederne Collegmappe geklemmt.

„Mutter! Herr Haase sagt . . .“

„Na?! Laß doch noch de Pulle fallen, ja?! Froonzimmer dusslichtet!“

Wally ist einen Augenblick zusammengezuckt, sieht aber Herrn Haase schon wieder grade in's Gesicht.

„Och, Mutter! Seh mal, wat Herr Haase fier 'ne rothe Neese hat!“

„Nanu?! J, seh doch! Nanu wird't ja immer besser! Wiste wachten, biste jefragt wist, Rotzneese?!“

Herr Haase hat jetzt seine große, rote, gekrümmte Vogelnase schnell in sein Taschentuch vergraben. Er schnäuzt sich.

„Hm! — Ein gräuliches Wetter heute!“

Er hat sich jetzt noch dichter gegen den Heerd gedrückt, seine dünne Stimme zittert vor Frost. Mutter Abendroth'n macht sich mit der Lampe zu schaffen.

„Ach ja! Et macht' ne jute Hucke hin!“

„Hm! — Was ich . . .“

Herr Haase besieht sich zerstreut das feuchte, zerkaute Ende seines Cigarrenstummels. Wally ist auf den Stuhl neben dem Fenster geklettert und sucht nun durch die befrorenen Scheiben unten in den Hof zu sehn.

„. . . Was ich . . . noch sagen wollte, Frau Abendroth. Ich . . .“

Seine Mappe ist ihm auf die Dielen geglitten, er bückt sich nach ihr. Langsam kluckert das Oel in die Lampe.

„. . . Ich — wollte Sie nämlich bitten, liebe Frau Abendroth, sich mit der Miethe doch noch — ein wenig, das heißt, ich meine . . . ein paar Tage mein' ich . . . geduldigen zu wollen! Ich . . .“

Mutter Abendroth hat nicht geantwortet, mehrmals wischt jetzt Herr Haase mit seinem Aermel über die Mappe.

„. . . Ich — Sie wissen ja, ich . . .“

Mutter Abendroth'n hat ihre Lampe unterdessen wieder zugedreht und pustet nun in den Brenner.

„Pff! — O, lassen Se det man jut sind, Herr Haase! Pff! . . . Pff! . . . det — Pff! — det hat ja janischt zu sagen!“

Die Lampe wirft ihr Licht jetzt voll durch die Küche, Wally, die aufmerksam zugehört hat, dreht sich wie ertappt wieder schnell ihrem Fenster zu. Sie hat sich die Schürze vor den Mund gestopft, ihre spitzen Schultern zucken vor unterdrücktem Kichern. Herr Haase ist noch fassungsloser geworden, Mutter Abendroth'n sieht sich empört nach ihr um.

„Na? Wat haste denn, olle Jans?! Wist woll wieder'n paa aus de Armenkasse, wat?!“

„Hm! — Sie . . . Sie wissen ja, wie das ist! — Meine — Mutter kriegt ihre Zinsen immer so unpünktlich . . . und . . . und . . .“

Herr Haase dreht nervös seinen Stummel zwischen den Fingern.

„. . . und — alles werd' ich Ihnen diesmal wohl auch nicht geben können!“

Mutter Abendrothen setzt die Lampe auf den Tisch, sie sagt kein Wort.

„Es ist nur, weil . . . Ich habe jetzt nämlich auch — einen Stundenschüler verloren . . . und . . . hm!“

Vom Fenster her prustet es.

„Hm! — Na! — Ich will man nun 'nübergehn!“

Herr Haase hat die Hand auf die Thürklinke gelegt.

„Aber . . . wat denn?! — Wärm'n Se sick doch noch'n bisken! Drüben is't joo ooch man kalt!“

„Aber . . ich . . .“

„Och, bleib'n Se man! — Wachten Se! — Ick jloob — ick hab da noch . . . Woll'n Se vielleicht noch 'ne Tass' Kaffe?“

„O . . . Sie sind — sehr freundlich!“



Schüchtern hat Herr Haase sich wieder gegen den Heerd gelehnt, in der Fensterecke schnurchelt es, als ob Jemand ersticken wollte. Herr Haase sieht unwillkürlich auf seine sehr kurzen Hosen hinunter.

„Nanu?! ... Na? — Jieb Dir doch! — Ja?!“

Herr Haase schneuzt sich wieder.

„Na! Ick sag schon! — Det Balg! -- Wat man so sein'n Aerjer hat? — Ae, ick sag ook!“

Mutter Abendroth'n hat jetzt die kleine, blaue, schwarzberußte Kasserolle von den durchglühten Herdringen abgehoben; durch die kleine, kreisrunde Oeffnung in der Mitte flackert es roth auf.

„Ja! — Mit die Miethe, wissen Se ... ick hätt' ihr zwar sehr nöthig ... Ae! Pfui Deibel ja! All wieder verbrannt! Ick sag ja!!“

Mutter Abendroth'n zerrt verdrießlich die heißen Ringe wieder über das Feuerloch.

„Ach! Nur bis zum Fünfzehnten! Wenn Sie sich bis zum Fünfzehnten gedulden könnten! . . .“

„Ja! Ja ... Sehn Se! — Et is man ....“

Sie gießt den heißen, dampfenden Kaffee in eine große, blaumarmorierte Portionstasse und mischt nachdenklich ein paar Löffel Kochzucker hinein.

„ .. ick meen man! — Sehn Se! Mein Karl bringt mir diesetmal ooch man dreißig Mark. Na! Un denn hab' ick man noch die Miethe von Herrn Röbern un von det Freilein da in die Vorderstube. Sehn Se! Un davon soll ick nu leben un de deire Miethe bezahl'n! — Un denn jloob'n Se ja janich, wie deier det jetz allens is! — Fier det Stickskeu Butter muß ick jetz siebzig Pfenninge ...“

„Siebzig ...“

„ .. siebzig Pfenninge in de Markthalle bezahln! Ja! Sie jloobn janich! — Na! Aber lassen Se man jut sind! Wat nich is, is nich!“

Sie präsentirt Herrn Haase die dampfende Tasse.

„Da! Trinken S' man!“

„Hm! — Ich danke sehr! danke sehr!“

Herr Haase ist wieder ein wenig roth geworden. Vorsichtig hat er die Tasse genommen. Sie ist bis zum Rande voll. Er schlürft in kleinen, behaglichen Zügen.

„Hach Jott ja! — Ick sag' schon ... det Leben!“

Mutter Abendroth'n hat sich wieder auf ihren Stuhl gesetzt und die Schüssel auf den Schooß genommen.

„Is man so'nne Lurke! Wat? — Aber bei so'nne Kälte thut't doch jut!“

„Ach! Er ist — ausgezeichnet! . . .“

Herr Haase hat aufgeathmet, er lächelt jetzt. Mutter Abendroth'n hat ihren Arm lang über den Schüsselrand gelegt und blinzelt ihn nun gutmüthig an.

„Na, wachten Se man! Wenn Se erst mal Professer sind!“

Herr Haase bückt sich über die Tasse.

„Aber — denn hab'n Se de olle Abendroth'n lange vergessen, wat?

„O!“

Mutter Abendroth'n lacht.

„Au! Da muß man ville Jeld hab'n! Wah ja, Herr Haase?“

Die leere Tasse, die Herr Haase eben auf den Herd setzt, klappert.

„Du??! — Ick weer Dir! — Sost Dein unjewaschnet Maul nich in allens häng'n!“

„Ach Gott! — Lassen Sie doch! — Was ist denn da weiter bei?“

„J, na! Wat denn?! Is jo wah! Wirklich! Sie jloob'n janich, wat ick mir mit det infamichte Jör ärjern muß! — Eben kann ick ihr halbdot jehauen hab'n: im neechsten Oogenblick, as wenn nischt jewesen weer'! — Ick sag Ihn'n: abjebrieht is det Froonzimmer, abjebrieht wie so'n Hund! — Na, ick sag blos! Mit det Meechen! — Jott na! Ick sag ook! So'n ollet, jroßet, zwölfjährijet Balg nu! Ne! — Vor mein'n Fritzen, as der noch lebte, hatte se wenichstens noch Respeckt! Aber icke? — Jott, na!“

Sie hat das Reibeisen fallen lassen und betrachtet nun andächtig die zerbrochene Rosette oben auf dem Spinde.

„Ach ja! . . . Warum hat mir man unser Herrjott mein Marieken nich jelassen!“
Herr Haase hüstelt. Er besieht sich etwas unruhig seinen Cigarrenstummel.

„Det wah'n Kind! — Jott! Ick sage! — Se hätt'n man blos ihre Ogen sehn solln! — Na! — Ick . . . . wenn . . . mit eenem Worte . . . Sehn Se! So'nn Kind muß mir nu sterben un mit det riedije, ruppije Froonzimmer muß ick mir zu Schanden ärjern! Nee! . . ick . . . Jott! — Ick sag schon! . . . Nee!“

Sie kann nicht mehr weiter sprechen. Die Uhr tickt, das Feuer knattert. Vorn von der Straße her ist jetzt das dünne, eintönige Geläute der Sophienkirche zu hören. Es ist Abendgottesdienst. Dazwischen, in der Belleetage unten, ein Clavier. Eine Dame singt. Ab und zu bleibt sie stecken; immer an derselben Stelle. Aus dem asphaltirten Thorweg her wieder das dumpfe Trappeln von Pferdehufen und das Dröhnen und Klirren von Eisenstangen . . . .

„Ick seh ihr immer noch! — Sie lag schon in'n letzten Ziejen! — Sehn Se! Da hat se mir noch jetröstet! — „Weine doch nicht, Mutterchen“, sagte se — Wat det Kind schon fier 'ne Sprache hatte! — „Weine doch nicht, liebes Mutterchen! Mir ist ja wohl! Ich komme ja nun zum lieben Gott! Da sehn wir uns alle wieder!“

Mutter Abendroth'n hat das langsam, deutlich gesprochen, als ob sie es aus dem Gesangbuch vorläse.

„Na, wat meen' Se woll! So'nn Verstand von'n zwölfjährijet Kind! — Ick denk so manchetmal: is det ooch recht von unsem Herrjott, det er mir det Würmken jenommen hat? . . Nee, wissen Se! — det frißt mir noch uf! det frißt mir noch uf!“

Sie hat sich mit ihrer runden Faust mehrmals gegen ihre dicke, breite Brust geklopft, Herr Haase dampft und starrt mit großen Augen vor sich hin.

„Aber, wissen Se? Det Kind könnte heite noch leben, sag ick! — Ick jab ihr damals in de Diakonissenanstalt, sehn Se! Un da habn se mir det arme Meechen so jebrieselt! — Ick hatte ja nich so det Jeld, sehn Se! Se hat nich die richtije Pflege jehabt, sag ick! — O, ick weeß ja! die Schwester Anna, det wah'n Aas! So recht scheinheilig vor de Oogen, wissen Se! Aber dabei hatte se't hinter de Ohren! Na, wenn ick Ihn'n da erzehln wollte! . . . Ick hätt' det arme Kind ja ooch zu jerne hier behalten: aber jloobn Se? Mein Karl konnte ja det arme Wurm nich vor de Oogen ersehn! — Eejentlich wah se ja ooch janich mein rechtet Kind! Ick hatte ihr von meine Schwester anjenommen. Det Weibsstücke hat elf uneheliche Kinder . . . Sehn Se! Un mein Karl sagte nu: wat brauch'n wir dem Weibstücke ihre Kinder ufzufuttern! Sehn Se! Deshalb kann er ooch die Wally nich leiden. — Na, ick bitt Ihnen! Wat kann so'n armes, unschuldijet Viehken davor! Aber Sie jloobn janich, wat det fier'n oller, jnatzijer Bengel is! . . Na! Ick sag schon! Ick möcht' ooch schon lieber crepier'n, wahhaft'jen Jott! als mal von den seine Jnade leben!“

Wieder ist es einen Augenblick still. Wally hat sich gegen das Fenster gedrückt, sie schüttelt sich vor Frost.

Die weiße Schneedecke über den leeren Flaschen, vertrockneten Blumenstöcken, Lappen und den in Zeitungspapier gewickelten Fleischstücken auf dem breiten, grüngestrichenen Fensterbrett draußen wird immer dichter. In den Ecken der Fensterscheiben häuft sich der feine Schneestaub an. Das Licht, schräg von den hellen Fenstern des Seitengebäudes, glitzert drauf. In dem welken, beschneiten Laub der Blumenstöcke, raschelnd, der Wind . . . .

„Ne! det frißt mir noch uf! „Det frißt mir noch uf! . . . .“

„„Zing, zing! —““

„Ach, Jottedoch! Ja! . . .“

„„Zing, zing!! —““

Mutter Abendroth'n horcht auf.

„Na! Wiste ufmachen?! Hast' nich jehört, det't jeklingelt hat, olle Dromlade Du?!“

Wally ist zusammengefahren, sie drückt sich hinaus.

Herr Haase athmet auf.

„'N Abend, Mutter Abendroth'n!“

Ein kugelrunder, rother Kopf hat sich durch den Thürspalt geschoben. Hinter einem Kneifer vor ein paar kurzsichtige, zwinkernde Aeugelchen. Auf dem kurzgeschornen, weißblonden Haar balanciert eine kleine, blaue Studentenmütze.

„'N Abend Herr Röder! Na, wissen Se! ..."

Mutter Abendroth'n bückt sich über die Schüssel nach vorn aus ihrer Heerdecke vor.

„Sie sind mir ooch'n scheener Rumdreiber! Wachten Se man! 'N janzen Tag nich zu Hause jewesen!"

Sie lacht und blinzelt Herrn Haase zu.

„Na lassen Se nur jut sein! Hat alles seine juten Seiten!"

Herr Röder hat sich hinter Wally her in die Küche geschoben.

„Guten Abend?"

Er macht vor Herrn Haase eine sehr cermonielle Verbeugung.

„'N Abend! 'N Abend!"

Herr Haase ist ein paar Mal hastig auf und nieder gewippt, er hat wieder beinahe seine Mappe fallen lassen.

„Da—vor hab' ich ..."

Herr Röder läßt seinen Kneifer abschnellen und putzt ihn mit dem Taschentuche.

„... Da—vor hab' ich auch heute'n Mann für Sie jefunden!"

Er hat den Kneifer wieder auf seine rothe, zerflickte Stumpfnase geklemmt und glotzt nun Mutter Abendroth'n groß an.

„Nanu?!"

Mutter Abendroth'n lacht. Herr Röder lehnt sich mit seinem dicken, breiten Buckel gemüthlich gegen den Thürpfosten.

„Det wird'n scheenet Jemiese sind!"

„Na! Sagen Se nich! .... Er ist allerdings'n bischen bucklig!"

Wally lacht.

„Na, heern Se mal!!"

Auch Herr Haase lächelt jetzt höflich. Herr Röder ist ganz ernst geblieben.

„Er ist auch'n bischen blind!"

Wally hüpft jetzt vor Vergnügen auf und nieder. Sie klatscht in die Hände, sie erstickt bald vor Lachen.

„Hm! Det's'n Vorzug!"

Mutter Abendrothen schmunzelt.

„Auch'n bischen lahm!"

„Nanu?! Det is ja't reene Lazareth! Sonst noch wat?!"

„Sonst'n strammer Siebz'ger!"

„Na wissen Se! — Doch schlecht!"

„Eh! ... Aber — Pinke hatter!"

„Ah! — Na, denn man ran! .. Aah! — Sie ... Nee ...!"

Mutter Abendrothen lacht, daß ihr die Thränen in die Augen kommen.

„Jottedoch! — Na ... ick sag' immer ... Spaß muß sind!"

Sie wischt sich mit dem Handrücken über die Augen. Herr Röder ist wieder zeremoniell geworden.

„Also: mit dem Abendbrot?"

„Heite jiebt't Katoffelpuffer!"

„Was?? — Ah! ... Sie! — Nee! — Junge Frau! Das werd' ich Ihnen nie vergessen!"

Herr Röder ist wieder in Extase gerathen und hat seinen dicken, runden Arm pathetisch ausgestreckt. Er sieht Mutter Abendroth'n ganz verliebt an. Seine runde, fleischige Hand hat er in der Herzgegend auf seinen dicken, braunen Winterüberzieher gelegt. Er seufzt.

„Nee! .. ick ... ick schrei mir dot! ... Jck ..."

Mutter Abendroth'n legt sich hintenüber gegen die Wand. Sie muß nach Luft schnappen.

„Guten Abend?"

„'N Abend! 'N Abend!"

„Nee! .. Jottedoch! Jck ..."

Draußen schließt Herr Röder jetzt die Stubenthür auf.

„Fritze, Fritze, Friederich!
Bis doch nich so liederlich!
Fritze! Fritze!
Dir wachsen ja die Haare aus de Mü—hü—tze!"

Mutter Abendroth'n wendet sich, noch immer an ihrem Lachanfall laborirend, zu Herrn Haase.

„Nu heern Se blos!“

Im Entrée klappt jetzt die Thür zu.

„Ach Jott nee! ... Na! .. Ick sage! ... Is det 'ne Kruke? — Ick könnt' mir immer trudeln, schon wenn'ck'n seh'! .. Ach Jott nee! .. Hach! ... Lauter ruppijet Zeich hat er in Koppe!“

Endlich kratzt wieder die Kartoffel über das Reibeisen. Nebenan wird eine Operettenmelodie gepfiffen. Ein Stuhl wird gerückt, ein Stiefel ist gegen die dünne Wand geflogen.

„Ibrijens! Hab'n Se jemerkt? Uf de Nacht hat er wieder so'nn ollet Froonzimmer dajehabt! ... Na?! Wat haste denn zu jlupschen! Wat?!“

Wally dreht sich schnell wieder gegen das Fenster um. Sie hat sehr aufmerksam zugehört.

„Ja, wissen Se ....

Mutter Abendroth'n flüstert nur noch.

„Ick hab'n ooch schon lange mal orntlich eens ufmeebeln woll'n! Aber denken Se, ick kann'n beikomm'n? Is nich! Wenn er so mit seine olle Flausen kommt, muß ick mir wieder halbdot lachen! .... Na, Jott! Ick sag': Schließlich hat jeder seine Fehler! Sehn Se, drum drück' ick ooch lieber'n Oge zu! Junge Leite sind nu mal so!“

„„Zing, zing! .... zing, zing!!““

Es hat draußen abermals geklingelt, Wally ist ins Entrée gehuscht. Mutter Abendrothen horcht.

„Nanu?! Det jeht jo heite wie 'ne Accise!“

Draußen eine bedächtige Baßstimme. Dazwischen lacht und schreit Wally.

„Na! Ich will man nun ...“

Herr Haase hat die Hand schon auf die Klinke gelegt.

„Ach wo! Bleib'n Se doch, Herr Haase! Bleib'n Se doch!“

„Oh! Ich ... ich störe!“

„I wo! Heern Se denn nich? Is jo man der olle Kopelke?“

„Hm!“

Herr Haase lehnt sich langsam, zögernd, wieder gegen den Herd.

„Aah! Olle Kopelke! Olle Kopelke!“

„Brrr! Kinder, nee ... So'nn Schweinewetter? Kaum aus de Ogen kann Eener seh'n!“

Olle Kopelke ist hereingehumpelt. Er schüttelt seine breiten Schultern. Der Schnee stäubt von seinem weiten, hechtgrauen Ueberrock nach allen Seiten in der Küche umher.

„'n Abend!“

Wally hängt noch an seinem Arm, sie hat sich von ihm in die Küche schleifen lassen.

„Olle Kopelke! Olle Kopelke!“

„Nanu?! ... Jieb Dir doch, ja?! ... 'n Abend, olle Quasselstrippe! Na?! Wie jeht 't?!“

„Ae, Mutter, wie soll't jehn! Weeßt jo! Man so'n mieses Dasein! Eener krepelt sick so durch! ... 'n Abend ooch!“

Er hat Mutter Abendroth'n die Hand gereicht. Seine kleinen, wasserblauen, gutmüthigen Augen zwinkern, er schmunzelt über das ganze glattrasirte dicke Gesicht.

„Wünsch 'n scheen' jut'n Abend, werther, junger Herr! Is mich sehr anjenehm!“

„Gu'n Abend, Herr Kopelke! Gu'n Abend! ... Hm!“

Herr Haase lächelt verlegen und versucht seine Hand frei zu bekommen. Endlich läßt olle Kopelke los und dreht sich kurz auf dem Stiefelabsatz um. Er zerrt sich das wollene Halstuch ab und wirft es über das Bett, gegen das er einen kleinen, braunpolirten Kasten gelehnt hat. Er rückt sich einen Stuhl an den Küchentisch.

„Himmel, haste keene — Flinte! ... Ae! Der — infamichte Reißmatismus!“

Er hat sich langsam, mit steifem Rücken niedergelassen. Wie er den Kopf hin und her wendet, flinkert eine kleine goldene Pinne in seinem rechten Ohr zwischen den Haaren durch.

„Hm! ... Na! ... Un wie jeht't sonst, Mutter? Ick muß doch mal seh'n kommen?“

Er athmet tief auf und reibt sich behaglich die Hände. Seine kleinen Augen blinzeln vergnügt auf dem Tisch umher.

„Ae, Jott! Wie soll't jeh'n? ... Wie so'n Hund! Uf zwee Beene! —



Na, un wat macht Muttern? ... Bleib'n Se man, Herr Haase! Ick hab' schon Platz!"

Mutter Abendroth'n ist mit der Schüssel an den Heerd getreten.

„Danke jehorsamst! Det olle Unjeheier befindet sich bei mittelmäßiger Jesundheit, wie die Chinesen sagen ..."

„Aber weeßte ... Hm! ... Du! Kind!"

Er hat geheimnißvoll in die Fensterecke hinüber geblinzelt.

Wally ist zu ihm getreten, er sagt ihr leise ins Ohr.

„Bring ... bring mir mal 'n paa Bollen, Kind!"

„Och, Mutter! Hoho! ... Olle Kopelke will wieder rohe Bollen essen!"

Olle Kopelke runzelt ein wenig seine breite, weiße Stirn.

„Nich doch, Kind! Nich! ... Det mußte nich! Det 's jo unjezogen! Det jeheert sick nich!"

„Du?! ... Ick ... Du weeßt?"

Mutter Abendroth'n hat den Tiegel von der Wand gehakt und ihn auf das Herdfeuer gesetzt.

„Setzen Se sick doch uf mein'n Stuhl, Herr Haase!"

„Da, olle Kopelke! Da! Drei janz, janz jroße!"

„Scheen, Kind! Scheen!"

Olle Kopelke hat sich ganz steif auf seinen Stuhl gesetzt und polkt nun sauber die Schaale von den Zwiebeln ab. Er schmunzelt mit zusammengekniffenen Lippen und sieht fortwährend auf die Zwiebeln. — Im Tiegel auf dem Heerde zischt es jetzt auf. Ein scharfer Geruch von bratendem Schmalz geht durch die Küche. Es knistert und spritzt.

„Sie missen nämlich wissen ... mein verehrtester, junger Herr ..."

Olle Kopelke dreht jetzt die Zwiebel behutsam zwischen den Fingerspitzen.

„... um den in Ihren Augen ... vielleicht unbejreiflichen Umstand ... det ick hier rohe Bollen abpolke ... un roh esse ... zu bejreifen ..."

Er hat sie mit Daumen und Zeigefinger zierlich in den Mund geschoben.

„... det ... det ick öfters an der Luft mangle!"

Herr Haase hat sich in seinem Stuhle zurückgelehnt, er hustet. Er hat sich eine neue Cigarre angesteckt und raucht sehr stark.

„Hm! ... Sie — leiden an Atemnoth?"

„Pffff?!!"

Herr Haase wendet sich erschrocken um. Mutter Abendrothen hält sich die Seiten vor Lachen.

„Ach! ... Ach! ... Aaah! ... Jottedoch! Nee! Det ... det is wirklich jelungen!"

Herr Haase betrachtet ganz verwirrt seine Cigarre.

„Ach ... Sie ... Sie ...? ..."

„Nu, det will ick jrade nich jesagt haben, werther, junger Herr! Aber ..."

Er schiebt sich die zweite Zwiebel in den Mund. Er blinzelt Herrn Haase sehr freundlich zu.

„... Aber —"

Wally hat sich dicht an Olle Kopelke herangedrückt und ihre dürren Arme um seine breiten, weichen Schultern gelegt.

„Olle Kopelke hat blos manchetmal 'n bisken 'n verstoppten Magen!"

„Aber — Kind! ... Du mußt ... Det is jo nich anständig!"

„Na, is doch aber wah?"

„Hach Jotteken! Nee! ... Nee! ..."

Mutter Abendroth'n hat sich noch immer nicht von ihrem Lachanfall erholt. Herr Haase lächelt jetzt auch. Aber ein wenig gezwungen. Es riecht jetzt sehr nach Zwiebel. Olle Kopelke sitzt ihm gerade gegenüber. —

Olle Kopelke knöpft sich jetzt seinen Ueberrock auf, so daß sein kurzes, abgetragenes Sammetjaquet sichtbar wird. Mutter Abendroth'n hat ein paar Löffel von dem rohen Kartoffelbrei aus der Schüssel mitten in das bratende Schmalz gethan.

„Immer wat Feinet, Mutter! Nich?"

„I, wat kann ooch det schlechte Leben helfen! Det nutzt zu janischt!"

Mutter Abendroth'n giebt sich nicht die Mühe, vom Tiegel wegzusehen. Sie hat die Augen und die Lippen zusammengekniffen und den Kopf zurückgebogen. Knackend spritzt das Fett nach allen Seiten.

Nebenan geht Herr Röder mit schweren Schritten auf und ab. Er singt mit lauter Stimme ein Studentenlied. Olle Kopelke reibt sich über den Magen.

„Hm!“

Herr Haase schüttelt sich ein wenig.

„Hm! ... Darf — darf ich Ihnen vielleicht eine Cigarre anbieten?“

„Oh! — He! .. Na! Ick bin so frei, werther, junger Herr! Ick bin so frei!“

Olle Kopelke kneift mit seinen breiten, stumpfen Fingernägeln die Spitze von der Cigarre und biegt sich mit ihr über die Lampe.

Herr Haase athmet tief auf. Olle Kopelke hat sich wieder zurückgelehnt und reibt sich nun mit den Händen behaglich über die Kniee.

Der Cigarrenqualm zieht sich in dünnen, zarten Wölkchen um die kleine, trübe Lampe. Er macht ihr Licht noch trüber und gelber. Das Fett im Tiegel zischt. Olle Kopelke summt leise vor sich hin. Wally stößt mit ihrem Fuß in einem fort gegen sein Stuhlbein. Unten, hinten vom Hof her die Maschinen ....

„Nanu?! Sagen Se doch 'n Ton, Herr Haase! Sie sind jo so stille heite?“

Herr Haase fährt zusammen. Er hat ganz nachdenklich zu den Kartoffelpuffern hinübergeschielt.

„Oh! Ich? .. Wieso?“

„Det is je nach de Umstände, Mutter! Je nach de Umstände! Nich wahr, werther, junger Herr?“

Olle Kopelke streicht sich jetzt auch über den Mund weg.

Die Schicht auf dem mit blauen Phantasieblumen bemalten Kuchenteller neben Mutter Abendroth'n wird immer höher. Goldgelb, mit kleinen, bräunlichen Erhöhungen, sehen die Puffer zwischen der dichten Zuckerschicht drüber vor. Ein feiner, bläulicher Brodem steigt seitwärts von ihnen in die Höhe. Er zieht sich vom Heerde her gerade über den Tisch hin. Die ganze Küche duftet nach ihm.

„Hm! ... Je nach de Umstände.“

Olle Kopelke hat das mechanisch wiederholt. Auch er sieht jetzt zu den Puffern hinüber.

Mutter Abendroth'n ist feuerroth. Ihr schwarzes, glattgescheiteltes Haar glänzt. Ab und zu sticht sie mit der Gabel in die zitternde, bräunliche Breimasse im Tiegel.

„Jottedoch, ja! ... Ick .. ick bedaur' Ihn'n doch manchetmal ooch so sehr, Herr Haase! ... Wissen Se! ... Na, is doch wahr? .. Wenn Eener ...“

Sie dreht den Puffer auf die andere Seite.

„Na, Du?! ... Nu seh doch Eener! Hast woll 'n Zieperbillet, wat?!“

Wally, die mit langem Halse dagestanden und zugesehen hat, drückt sich jetzt wieder zu Olle Kopelke. Sie preßt ihr langes, spitzes Kinn auf seine Schulter und läßt kein Auge vom Herde.

„Ick meen': wenn Eener immer so arbeeten muß und hat dabei nich 'n bisken — Amü ... Nanu?! Ae! ... Amüsemang, meen' ick! ... Un ick sag: een junger Mensch muß det haben, sag ick!“

„Hm! Das ... Ach, das ... das wird auch noch mal anders!“

Herr Haase hat verlegen seine grünen, rissigen Gummimanschetten zurückgeschoben und ist über und über roth geworden.

„Ick sag manchetmal zu Herr Rödern: Herr Röder, sag ick: Nehm'n S' sick mal 'n Beispiel an Herrn Haase! Der junge Mann sitzt den janzen Tag un ... Brrr! Dieset verfluchtichte Fett! Det spritzt jo wie der Deibel!“

Sie reibt sich mit dem Schürzenzipfel die Augen.

„... sitzt ... sitzt ..., sag ick, den janzen ... Dag ... zu Hause ... un arbeet't un kann sick nich mal 'n bisken wat jönn'n!“

„Hm!“

Herr Haase hat sich weit hinten zurückgelehnt. Er pafft. Sein Gesicht ist ganz von Qualm umhüllt, nebenan singt Herr Röder:

„„Hildebrand und sein Sohn Hadubrand,
Hadubrand!““

Olle Kopelke besieht sich nachdenklich seine Cigarre. Ab und zu schüttelt er den Kopf und hustet. Mutter Abendroth'n fährt fort:

„Nee, manchetmal muß ick aber orntlich iber Herr Haase lachen, wenn er so mit seine kurzen Höskens die Treppen rufjehubbt kömmt ... Ick meene man so! Die Beene kenn ick doch? Sie missen mir det nich iebel nehm'n, Herr Haase!

„Oh!"

„Sehn Se, det ..."

Mutter Abendroth'n dreht sich überrascht um. Olle Kopelke hat plötzlich stark zu husten begonnen. Sie sieht ihn an. Er blinzelt ihr zu. Herr Haase sieht aufmerksam unter den Tisch.

Mutter Abendroth'n, die Olle Kopelke jetzt verstanden hat, sieht ihn einen Augenblick wie erschrocken an. Dann, beruhigend:

„Ibrijens, wat Se da vorhin von de Miete sagten, Herr Haase, det hat keene Eile! Det lassen Se man jut sind!"

„O, ich kriege ja, wie gesagt ... nächstens .. von meiner Mutter .... Das Geld kann jeden Augenblick kommen!"

„Ehm! Hm! ... Ja — nee! ... Wat — wat ick doch jleich noch sagen wollte! ... Det is nämlich wah, det is wirklich wah, junger Herr! Det is heitzudage ooch nich mehr so mit det Studieren, wissen Se! Allens iberfillt! Allens iberfillt! ... Ehm! ... Sehn Se ..."

Er tippt Herrn Haase mit dem Zeigefinger auf den Arm. Dann dreht er sich, ein wenig ungeduldig, zu Wally um.

„Nich doch, Kind! ... Du thust mir ja weh, wenn Du mir so mit Dein' Kinne drickst! Du mußt doch aber ooch heer'n!"

Wally gähnt. Sie setzt sich hinter ihn auf den Bettrand und fängt an, ihm vorsichtig das rothe Schnupftuch aus der Tasche zu zupfen.

„Ja, wenn eener ville Jeld hat, wissen Se, denn mag't ja woll noch jehn! Aber, wissen Se: det is ja heitzudage in alle Branchen so, sag ick. Nehm'n Se doch mal mir! ... Na?! Da sitz ick mit de Talente, un mit'n dicken Kopp! ... Ja, det liebe Jeld, wissen Se! Ick hab' z. B. schon manchen durch'n Prozeß jebracht!

Er zerrt ein dickes, fettiges Notizbuch aus seiner Tasche.

„Sehn Se, da is z. B. eene Sache .. un hier! Bitte! Nehm'n Se mal, det Se mir jloob'n!"

Mutter Abendroth'n lachend:

„Na ja! Det 's nu ooch waat, weeßte! ... Dabei kannste ooch verhungern!"

Olle Kopelke lacht leise vor sich hin.

„Ja, wah is't! Wat ick dabei verdiene, drägt de Katze uf'n Schwanz wech! Aber't freit een'n doch, wissen Se, wenn man so'n armen Deibel jeholfen hat! 't freit een' doch!"

Er nickt Herrn Haase gemüthlich zu.

„Ja, sehn Se, so bin ick nu mal! ... Danke scheen! ... Hab'n Se jelesen? .. Na ja! Sehn Se!

Er würgt das Notizbuch wieder in die Seitentasche. Eine Weile ist es still. Wally hat sich wieder zum Herde hingedrückt.

„Na, wat haste denn wieder zu schniffeln! Obste jehst?! Hast woll Watte in de Ohren?"

Wally gähnt und schleicht sich zum Fenster. Sie drückt die Stirn gegen das Holzkreuz und summt vor sich hin.

Ueber das niedrige, verschneite Quergebäude drüben hebt sich schwarz die Fabrik in den dunklen, von feinem Schneestaub wimmelnden Winterhimmel. Ihre vielen Fenster blicken gelbroth durch das Gestöber. Schwarz schieben sich fortwährend die großen Stahlschienen, Riemen und Räder in den hellen Vierecken hin und her. Es schnaubt und stöhnt in kurzen, regelmäßigen Stößen. Dazwischen, in gewissen Zwischenräumen, ein scharfes, doppelstimmiges Quitschen ...

„Ja! Weeßte, Edewacht, Du bist ooch man immer der Dumme! Wenn nich noch'n bisken wat bei det Eilewettenschneidern un Schustern un bei det Doktern abfiele, jing't Dir ooch man dreckich mit Deine Olle!"

„Ja! — Da haste Recht, Mutter! ... Aber, weeßte? Mir hungert eklich nach so'n Puffert da! ... Jieb mir doch mal so'n Dingrichs rieber!"

„Hier, olle Qualmtute!"

„Scheen! Scheeniken! ... So wat kann der ärmste Mensch essen!"

Herr Haase bläst den Rauch vor sich hin, er starrt in den Lampenbrenner.

„Ihn'n ooch een'n Herr Haase?"

„Nein! Nein! Danke! Ich ...“
„Ach Wat! Hier! ... Nehm'n S' man!“
„Hm! ... Danke! Danke! ... Ich — e ....“
Wally hat sich wieder einigermaßen interessirt umgedreht.
„Donnerwettstock! ... Weeßte ... Mutter! ... Det .. det haste raus!! Det schmeckt nach mehr!“
Mutter Abendroth'n schmunzelt.
„Na, wenn't man schmeckt! Jottedoch, ja! Bei die schlechten Zeiten kann eener ooch froh sind, wenn er so sein liebet, bisken Brot hat!“
Olle Kopelke sieht sie einen Augenblick mit seinen freundlichen, blinzelnden Augen an, dann wendet er sich wieder zu Herrn Haase. Herr Haase ist mit seinem Puffer schon fertig.
„Aber, wissen Se, junger Herr? 'ne scheene Zeit is et doch so, det Studier'n meen' ick! Namentlich so an kleene Unewersitäten!“
„O ja! Aber manchmal etwas roh! Etwas sehr roh!“
„Roh! — roh, meen' Se? Ja, da hab'n Se eejentlich nich so janz Unrecht! Un da weer'ck Ihn'n ooch mal 'ne scheene Jeschichte erzeehl'n. Det heeßt, wenn't Ihn'n Spaß macht!“
„O, bitte!“
„Ick wah damals noch'n janz junger Kerl, so'n Jungeken von zwanzig Jahren. Ick konnt' mir aber damals in jute Jesellschaft sehn lassen, verstehn Se! Un ick sag' Ihn'n: bei de Meechens hat ick Jlück, bei de Meechens?! ... Nich, Mutter?“
„Nanu?! Wat soll ick denn det wissen?“
„Na, Du hast mir doch damals immer for'n forschen Jungen taxiert, Mutter? Un wenn Fritze mir nich in die Quere jekommen wär? ..“
„Nanu bitt ick een'n um dausend Achtjroschenstücke! So'nn Knurzel! Ick hätt' Dir jewollt!“
Olle Kopelke lacht vor sich hin. Er betrachtet Mutter Abendroth'n sehr vergnügt.
„Na, laß man jut sind, Mutter! Kleen, aber oho! .. Ne, ne, wissen Se! Det will Se man jetz nich so Wort hab'n!
„Nanu heer' aber uf, oller Demelack!“
„Na, sei man jut, Mutter! Scheen wah't doch damals! Ick meen' man! Nich?“
Mutter Abendroth'n lacht.
„Nanu heer'n S' man, Herr Haase! So'ne olle Quasselstrippe!“
„Du, Mutter! Sonntags ... so uf de Hasenheide! ...
Amerika det is zu weit!
Denn jehn wir nach de Hasenheid!
Ick meen man, Mutter! Aber nachher kam der Fritze. Na, un wissen Se! Mit dreihundert Dhaler Jehalt un zu Weihnachten 'ne boomwollne Weste: mit so wat konnt' so'n Fahrebund wie ick nich konkerriren! Da hat se mir schießen lassen!“
„Na! Obste stille bist?!
Mutter Abendroth'n hat ihm schnell noch einen Puffer hingereicht. Sie sehen sich beide einen Augenblick an.
„Na! Is doch wat, Mutter!“
Er hat den Puffer mit spitzen Fingern gefaßt und ißt nun.
„Jesus sprach zu seine Jinger:
Wer keen Leffel hat, eßt mit de Finger!
So! ...“
Er knippst sich die Zuckerkrümelchen von den Fingern.
„Wat ... wat ick Ihn'n also erzeehl'n wollte, werter junger Herr! Ick wah damals ooch mal in 'ne kleene Stadt, in Jreefswalde ...“
„Ach?! Da hab ich ja auch studiert!“
Herr Haase ist plötzlich lebhaft geworden.
„Na ja, sehn Se! .. un schnitt Silewetten und schusterte, wie det jrade so kam! Un da hätt' ick beinah' mal in'ne Kneipe von de Theologen eklige Keile jekriegt, indem det ick det Leiden Jristi ausschnitt!“

„Ach! ... Wie?! ... Das Leiden Christi?!

„Au ja! Olle Kopelke kann det Leiden Jristi ausschneiden, det janze Leiden Jristi! .. Du! Schneid' doch mal det Leiden Jristi aus! Ja? Mach'! Ach mach'!"

Wally ist sehr interessirt auf Olle Kopelke zugehüpfelt. Sie hat sich wieder dicht an ihn geschmiegt und streicht ihm vorn über seinen weichen Sammetrock.

„Nich doch, Kind! Det interessiert ja den jungen Herrn nich!"

„Das Leiden Christi?! Aus Papier?! O gewiß! Sehr! Sehr sogar!"

„Ach, is jo man so'n Mumpitz!"

„Aber nu hab Dir doch man nich, Edewacht!"

„Ach mach'!"

Wally ist schon hinten beim Bett auf den Stuhl geklettert und kramt eifrig in einem großen, pappenen Wandkorb umher.

„Ach mach'! Ja? Hier! De Scheere!"

„Na jut! Denn jieb mir mal 'n Sticksken Papier!"

„Mutter! Jeeb doch mal 'n Briefbogen!"

„Briefbogen? Briefbogen hamm mir nich mehr!"

„Na, denn 'ne olle Zeitung!"

„Au ja! Hier 'n Localanzeiger! ... So! Nu mach'!"

„Hm! Jut!"

Olle Kopelke hat vorsichtig den Staub von dem Papiere fortgeblasen und faltet es nun langsam auseinander.

„S. Maj. der Kaiser haben geruht ... hm! Weeß schon! Scheeniken! Na, un hier? 'N Kind? Wat?! In't Closette gestochen? ... Na ja! Seh mal! Wat nich so allens in de Welt passiert! — Hm! — Jut! ..."

Er legt die Cigarre bei Seite und reißt ein Viertelstück von der Zeitung los.

„Nich, Kind! Nich! Ick kann jo nich schneiden! Du mußt doch aber ooch heer'n!"

Er versucht Wally vorsichtig abzuschütteln.

„Hurrjott, Meechen! Kannste nich'n Strickstrump nehm'n?! Wat?! Nee, wat doch aus det Froonzimmer noch weer'n soll?!"

„Pst! Immer in Jite, Mutter! Det nutzt janischt, wenn Du ihr scheltst, seehste!"

„Ach wat, is doch wah!"

„Reim' doch lieber mal hier den Polterabend 'n bisken wech!"

Olle Kopelke hat das Papier sauber zusammengekniffen, Mutter Abendroth'n rückt die Sachen auf dem Tische bei Seite. Wally hat sich aufs Bett gesetzt uud baumelt mit den Beinen.

„Hurrjott, Meechen! Mußte denn man ejalwech mit de Beene zappeln?!"

Olle Kopelke hat das Papier zu einem winzigen Kegel zusammengekniffen, der fast unter seinen kurzen, dicken Fingern verschwindet, und schneidet ihn nun mitten durch.

„So!"

Er hat seinen Zeigefinger beleckt und blättert eine Menge winkliger Papierschnitzelchen auf der gelbgestrichenen, verwaschnen Tischplatte auseinander.

„Na? Da fehlt doch noch 'n Endsken? ... Ach hier! Hm! ... Na, nu passen Se mal uf!"

Mitten in den freigewordnen Raum der Tischplatte legt er einen großen Papierschnitzel, der wie ein Kreuz aussieht. Jetzt hustet er und räuspert sich ein paar Mal pathetisch:

„Sehn Se, meine Herrschaften! Det is det Kreiz unsers Herrn Jesus Jristus! Det Kreiz, an den er jahangen hat, un an den se ihn den Essigschwamm reichten."

„Hoho! Mutter! Det soll der Herr Jristus sind! Seh mal! Is jo janich mal 'n Herr Jristus dran!"

Wally kichert.

„Det hier ...."

Olle Kopelke hat zwei andere Schnitzel aufgeknippst und mit den Spitzen unter dem Kreuze gegeneinandergelegt.

„Det hier is Joljatha, jenannt de Schädelstätte! Se wissen doch!"

Mutter Abendroth'n sieht ihm über die Schultern zu. Sie hat sich einen Puffer zusammengerollt und kaut behaglich.

„An dies hier . . . .“

„Au, Mutter!! . . . . Heer doch mal den — Radau unten!!“

Alle sehen auf und horchen.

Vom Hofe her schwere, dumpfe Schläge. Dazwischen, grell, eine Weiberstimme.

„„Hil—fe! — Hil—feee!! — Er — schlägt — mir — ja — dooot!! Hiiil—fe!!! — Hiiil—fe!!!!““

„Det is wieder der verfluchtije Schlosser!“

Mutter Abendroth'n ist mit Wally schon beim Fenster. Herr Haase ist ebenfalls in die Höhe gesprungen. Er zittert am ganzen Körper.

„„Hiiil—feee!!!!““

„. . . Nanu?!“

Auch olle Kopelke ist jetzt aufgestanden. Draußen werden vom Frost verquollene Fenster aufgerissen, ein paar Weiber rufen auf den Hof hinunter, unten summt und schreit es schon wirr durcheinander.

„„Er hat zujeschlossen!!““

„„Schlagt doch de Thüre in!!““

„„Schlagt den Hund dot!!““

„„Hil—fe!!! . . . Hiil—fee!!! ““

Endlich hat Mutter Abendroth'n das Fenster aufbekommen.

Die eiskalte Luft pfeift in die warme, dunstige Küche. Die Schläge unten sind jetzt ganz deutlich zu hören Die Weiber kreischen, unten vor einer Parterrewohnung hat sich ein dicker Menschenknäuel angesammelt. Der ganze Hof tost.

„Holt doch den Schutzmann!! — Holt doch den Schutzmann!!“ — Der versoffne Hund schlächt ja die arme Frau doot!!!“

Mutter Abendroth'n schreit. Sie hat sich weit zum Fenster hinausgebogen. Wally liegt über sie weg

„Holt doch — den — Schutz—mann! . . .“

Ihre letzten Worte sind in ein Husten übergegangen. Sie hat noch an dem letzten Stück Puffer gekaut.

„„Hiiil—fe!! . . . Hiiil—fee!!““

„Hurrjott!! — Hurrjott!!“

Das Tosen unten wird immer lauter. Fortwährend laufen Leute in der Hausthür des Quergebäudes aus und ein. Wie toll wirbeln die Schneeflocken auf den schwarzen, durcheinanderwogenden Menschenhaufen nieder. Drüberhin wirft die große Gaslaterne über dem Fabrikthor ihr rothes, unstätes Licht.

„„Aujust, laß den Drachen los!!““

„„Schlagt doch de Fenster in!!““

„„Hiiil—fee!!!““

Jetzt stürzen auch die Gäste unten aus dem Budikerkeller herauf. Von der Fabrik hinten kommen ein paar Arbeiter.

„Hiiil—fee!!!“

Ueberall liegen die Leute zu den Fenstern heraus. Aengstlich schwatzen sie von einem Stockwerk zum andern.

Jetzt: ein dumpfer Schlag, ein lauter, greller Angstschrei. Ein paar Kinder wimmern auf. Mutter Abendroth'n biegt sich noch weiter vor. Sie schreit, was sie kann, in den Hof hinunter.

„Donnerwetter! Det jiebt ja haarije Senge!“

Jetzt ist auch olle Kopelke zum Fenster getreten. Ein scharfer Windstoß ist in die Küche gefahren und hat die papierne Passion auf dem Tische zusammengewirbelt. Herr Haase hat die einzelnen Schnitzelchen mühsam aufgefangen. Seine Hände zittern.

„Um Gottes—wil—len . . .“

Jetzt steht auch er am Fenster.

„„Mach uf!!! — Machste uf??!!““

Dröhnend wird unten gegen eine Thür geschlagen.

Ein lautes Stöhnen. Dazwischen wieder die Kinder. Die Weiber unten kreischen, hinten in der Fabrik stampfen und quitschen die Maschinen. Dazwischen in einem der Hinterhäuser bläst Jemand ruhig allerlei Läufe auf einem Tenorhorn.

Jetzt, ein furchtbares Krachen! Sie haben die Thür eingebrochen. Wüstes Gebrüll. Dazwischen wieder schwere, dumpfe Schläge. Neugierig drängt sich jetzt Alles unter die Parterrefenster und zur Hausthür hinein.

Geschrei. Heulen. Fluchen.

„„Was jiebt's denn hier??!!““

Eine schnarrende, durchdringende Stimme. Im Thorweg funkelt eine Helmspitze.

„„Der Schutzmann!! Der Schutzmann!!““

Alle Leute auf dem Hofe umringen ihn schreiend. Einige kommen wieder aus der Hausthür. Sie berichten Etwas. Wieder Schreien, Fluchen, Weinen.

Eine Frau sieht zu der Parterrewohnung heraus.

„„Der Schweinehund hat die arme Frau zu Schanden geschlagen!!!““

Jetzt: ein lautes Poltern und Krachen. Ein schwarzer Menschenknäuel wälzt sich zur Hausthür heraus. In seiner Mitte taumelt ein Mann, den sie vorwärts zerren.

„„Hund, verdammter!!““,

„„Todtschlagen müßten sie den Hund!!!““

Tosend wogt die ganze Masse zum Thorweg hinaus. In der Mitte die blanke, funkelnde Helmspitze. —

Endlich ist der Hof wieder leer. Alles ist wieder still. Nur ein paar Weiber stehen vor dem Budikerkeller und schwatzen. Ganz deutlich sind wieder die Ziehharmonika und dazwischen die Billardkugeln zu hören. In der Parterrewohnung gehen ein paar Leute hin und her. — Ein Fenster nach dem andern wird wieder zugeschlagen. Auf dem zertrampelten Schnee liegen breite, gelbe Lichtstreifen von den hellen Hoffenstern und die rothen, unstäten Reflexe der großen Laterne. Das Stampfen, Dröhnen und Quitschen der Maschinen, und, von den Hinterhäusern her, noch immer, melodisch, das Tenorhorn . . .

„Ach, Mutter! Mach de Klappe zu, weeßte! Et zieht!“

Olle Kopelke schüttelt sich. Er hat sich schon lange wieder an den Tisch gesetzt.

„Jleich! Jleich!“

Mutter Abendroth'n hat sich schon wieder hinausgebogen. Sie ruft auf den Hof hinaus. Sie spricht mit Jemand.

„Na, denken Se bloß! So'n Schweinhund!“

„Hab'n Se de Papiere, junger Herr?“

„Hier! . . . Bitte, Herr . . Ko—pelke . . .“

Herr Haase kann kaum sprechen. Er zittert noch am ganzen Körper.

„O, ick sag' Ihn'n! Wat jloob'n Se?! Mit det Beil is er uf ihr losjejangen! Det Blut is der armen Frau man immer so von Kopp runterjeloofen!“

„Wat sagen Se man blos?!“

„Ja, wissen Se! Un dabei is die arme Frau schon wieder schwanger!“

„Hurrjott! Hurrjott nee!“

„Un det's nu schon det vierte Mal, det er ihr so haut! Er schlägt ihr ooch noch mal dot! Passen Se uf!“

„Na, ick sag: müßten se nu so'n Hund nich jleich ufhäng'n?!“

„Mutter!!“

„Ja, ja doch! Ick komm' ja schon! . . . Na! 'N Abend, Frau Scharf!“

„'N Abend!“

Mutter Abendroth'n hat sich wieder zurückgebogen. Mühsam klopft sie das Fenster zu. Ihr Gesicht ist von der Kälte krebsroth.

„Nee, Kinder! Det's hier schon 'ne Wirtschaft in det Haus? . . . So'n Schweinekerl! Der Fabrikherr hätt'n schon lange zum Deibel jejagt wejen sein'n verfluchtijen Suff, wenn die arme Frau nich immer for'n bettelte un dabei haut er ihr noch zu Schanden!“

„Na, rej' Dir man wieder ab, Mutter!“

Olle Kopelke hat jetzt das Kreuz wieder mitten auf den Tisch gelegt. Mutter Abendroth'n ist noch ganz außer sich.

„Ach ja! Richtig! Ick muß ja Herrn Rödern noch det Essen rieberdragen!“

„So! Na, nu . . .“

Olle Kopelke sieht ihr nach. Er lacht still vor sich hin und zwinkert mit den Augen.

„. . . Na, nu passen Se mal uf, werter junger Herr! . . Det wah also det Kreiz un det hier der Berg Joljatha! Hier, diese beeden Schnitzelkens sind die beeden Schechers! Zu den Een'n sagt der Herr Jristus: Wahrlich, ick sage Dir, heite noch wirst Du mit mir in't Paradiese sind!“

Wally langweilt sich. Sie ist wieder an's Fenster getreten und sieht auf den Hof hinunter. Unten erzählen sich ein paar Frauen Etwas. Die Stimme der Mutter Abendroth'n ist deutlich zu unterscheiden.

„Hier diese Schnitzelkens unter dem Kreize sind die Kriegsknechte, un det hier is der Mantel Jristi, um den jeloost wurde. Sie wissen doch! Na ja! Un det hier sind de Wirfels! So! . . .“

Er hat jetzt zu beiden Seiten des Kreuzes zwei kleine Schnitzelchen gelegt.

„Det hier soll Maria sind, seine Mutter, un det Johannes, der Jinger, den er lieb hatte!“

„Uh! Det Feier! Det Feier!“

Wally zeigt auf den Hof. Drüben aus dem Fabrikschornstein, der lang und schwarz in den schmutziggrauen Schneehimmel ragt, flattert die rothe Flamme lang in das weißgraue Flockengewirbel hinein.

„Det hier is der Stock mit den Essigschwamm, von den Jristus trank. Se wissen doch! Un det hier, oben, sind die Jinger, die nach Emmaus jingen . . . Seh'n Se, da hab'n Se de janze Passion aus Papier jeschnitzt! Is'n janz hibschet Kunststickchen un paßt allens janz jenau!“

Wally ist wieder zum Tisch gekommen und hat sich Olle Kopelke auf die Schulter gelehnt. Sie pustet jetzt mitten in die Schnitzel hinein. Sie fliegen über den ganzen Tisch hin auseinander. Ein paar wirbeln weiß in der halbdunklen Küche umher. Nur das Kreuz ist schief mitten auf dem Tische liegen geblieben.

„Kind! Du bist doch aber ooch zu unjezogen! Haste wieder det janze Leiden Jristi auseinanderjepust't!“

Wally lacht.

Olle Kopelke kneift sich aus dem Kreuze einen Fidibus. Er zündet ihn über der Lampe an und setzt damit seine Cigarre wieder in Brand. — Herr Haase dreht stumpfsinnig die beiden Jünger von Emmaus zwischen den Fingern umher.

Hinten in der Fabrik werden jetzt die Dämpfe losgelassen. Zuweilen klirren von dem Stöhnen und Stampfen der Maschinen leise die Fensterscheiben.

„Sehn Se, werter, junger Herr? Is det nich sonderbar? Schließlich kann Eener aus so wat 'n Spielzeich machen! Aber, wissen Se? Dabei hätt'n se mir doch mal beinah eklig drum verhau'n! Sehn Se! Ick meen' man! Wenn eener so nimmt: schließlich is det doch 'ne putzije Welt!“

Er hat sich behaglich auf seinem Stuhl zurückgelehnt und blinzelt Herrn Haase gemüthlich durch den Cigarrenqualm an.

„Na, Kind? Nu kannste mir mal noch so'n Puffert rieberlangen!“



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler,
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 10. Berlin, den 9. April 1890. I. Jahrgang.

Die neue Literaturgeschichte.

Von Otto Pniower.

In diesen Blättern wurde kürzlich ausgeführt, wie innerhalb der Jurisprudenz eine neue, dem Hergebrachten abholde Auffassung ans Licht zu treten suche, und mit kundiger Hand wurden die Grundlinien dieser keimenden Wissenschaft gezogen. Nicht in demselben Sinne, wie von neuer Rechtswissenschaft kann von einer neuen Literaturgeschichte gesprochen werden. Sie erfreut sich glücklicher Weise schon eines etwa zwanzigjährigen Bestehens. Indem — wenn wir hier die deutsche Literarhistorie ins Auge fassen — ein Mann wie Karl Goedeke in einer bis zu ihm unbekannten Weise das Material zusammentrug, ein Mann wie Wilhelm Scherer den Stoff mit echtem Forschergeist durchdrang, seine Schüler, an ihrer Spitze Erich Schmidt, die Arbeit des Meisters fortzuführen sich bemühn, kann man sie wohl schon einem stattlichen Gebäude vergleichen, bei dem höchstens hie und da, bald im Innern, bald an der Façade, unbeachtete Partien noch auszuführen sind. Aber, wenn auch zwei Jahrzehnte alt, diese Literaturgeschichte ist dennoch eine neue, die zu der älteren vielfach im Gegensatz steht. Auch an ihrer Schöpfung hat der neue Geist unseres Zeitalters seinen sichtlichen Antheil.

Die ältere Literaturforschung hatte vor allen Dingen Ein Bestreben: es kam ihr darauf an, den geistigen Gehalt der Dichtungen darzulegen. Die reichen Schätze an schönen und großen Gedanken, die in den Werken vergangener Dichtungen niedergelegt sind, suchte sie zu heben und zu verbreiten. Die ganze Nation sollte an dem Theil haben, was der Genius nur wenigen Auserwählten verliehen hatte. Die Dichter sollten die Lebensführer des Volkes werden, die uns Trost spenden, wenn wir betrübt sind, uns aufrichten, wenn wir hoffnungsarm sind, begeistern, wenn unser Muth gebrochen. Der Zugang zu ihren Werken sollte allen geöffnet werden, denn sie bergen die Ideale, die uns voranleuchten sollen auf dem Wege zum Heil. Von diesem Bestreben geleitet, erblickte die Forschung vornehmlich darin ihre Aufgabe, klarzulegen, was der Dichter mit seinem Werke hatte sagen wollen, seine sittliche Intention festzustellen, die Idee seines Werkes herauszuschälen.

Niemand wird die Berechtigung dieser Forschungsweise zu leugnen versuchen. Noch immer ist die Poesie die Trägerin sittlicher Ideen gewesen, und hoffentlich wird auch nie die Zeit kommen, wo sie das zu sein aufhört. Den gedanklichen und sittlichen Gehalt dichterischer Werke zu ergründen, wird also immer Aufgabe des Literarhistorikers bleiben, aber es kann nicht sein einziger Zweck sein. Denn die Poesie ist nicht blos Trägerin sittlicher Ideen, sie ist das erst in zweiter Linie; in erster Linie ist sie eine Kunst.

Ein zweiter Mangel, der der eben characterisirten Betrachtungsweise anhaftete, ist, daß sie zu wenig geschichtlich war. Indem sie sich damit begnügte, Gedankenvermittlerin zu sein, ward sie wie von selbst darauf geführt, nur solche Werke ins Auge zu fassen, in denen hohe und edle Gedanken niedergelegt sind, diejenigen aber, die minderwerthige Anschauungen verkörpern, bei Seite zu lassen. Damit aber beraubte sie sich eines Hauptmittels des geschichtlichen Verständnisses. Denn der Literarhistoriker darf auch den Hervorbringungen geringerer Qualität seine Aufmerksamkeit nicht versagen. Ihm erscheint die dichterische Produktion einer Zeit wie ein ungeheures System von Ketten, deren einzelne Glieder die poetischen Schöpfungen sind. Wie ein Glied einer Kette das vorhergehende mit dem folgenden verknüpft, so schließt sich genetisch ein dichterisches Werk an ein vergangenes, um sich mit dem folgenden zu verbinden. Dabei aber sind die Glieder keineswegs gleichmäßig oder auch nur von verwandter Beschaffenheit, sondern oft kann ein gewaltiges Werk von vollendeter Kunst und erhabenem Gedankengehalt zwischen zweien stehen, die klein und unscheinbar sind. Ganz unbildlich gesprochen: es kann eine große Dichtung ihre Entstehung einer kleinen verdanken, von dieser angeregt sein und selbst wieder Anlaß zu einer minderwerthigen gegeben haben. Jedenfalls, je mehr von diesen kleinen Schöpfungen der Literarhistoriker unberücksichtigt läßt, um so mehr entfernt er sich von dem Ziele wahrer Erkenntniß.

Von zwei Seiten nun ist ein Umschwung in dieser Beziehung herbeigeführt, von zwei Seiten aus die literarische Auffassung erweitert und vertieft worden. Von der Seite der Philologie und von der Seite der Naturwissenschaft.

Die klassische Philologie hatte in einer Jahrhunderte langen Tradition und indem sie es mit einer im Vergleich zur Ueberlieferung neuer Literaturobjekte geringen Anzahl von Produkten zu thun hatte, eine hohe Vollkommenheit ihrer Betrachtungsweise erlangt. Sie begnügte sich schon lange nicht mehr damit, die Schöpfungen auf ihren geistigen Ertrag hin anzusehen. Sie hatte gelernt, die Gegenstände ihrer Untersuchung nach den verschiedensten Seiten hin zu beleuchten, und dabei nach und nach eine Feinheit der Methode erreicht, mit der sie selbst aus solchen Dingen Antwort hervorzuzaubern wußte, denen man entfernt nicht die Kraft der Rede zugetraut hätte. Diese an der klassischen Philologie erlernte Methode übertrugen Männer wie Karl Lachmann und Otto Jahn auf die Betrachtung moderner Schöpfungen: jener, indem er eine Sammlung der Werke Lessings nach streng philologischen Prinzipien veranstaltete, dieser, indem er die im Gebiete des klassischen Alterthums gesammelten Erfahrungen der Würdigung Goethescher Werke zu Gute kommen ließ. Beide gaben damit der literarhistorischen Forschung den kräftigsten Impuls. Die Bahn war gebrochen für eine umfassendere Betrachtung als diejenige es ist, die sich dabei beruhigt, die Intention des Dichters, den Geist seiner Werke festgestellt zu haben.

Nicht minder heilsam wirkte der Einfluß der Naturwissenschaften. Er hatte auf die Philologie selbst schon gewirkt und ihre Grenzen erweitern, ihre Probleme vertiefen helfen. Der Naturforscher sucht vor allen Dingen die Ursachen einer Erscheinung zu erfahren. Er will die Kräfte kennen lernen, durch deren Zusammenwirken ein physisches Phänomen zu Stande kommt. Oder er will die Natur eines Stoffes kennen lernen, d. h. die einzelnen Elemente, deren Mischung eben den Stoff

ausmacht. Auf die Geisteswissenschaften überhaupt übertragen bedeutet das: das Kausalitätsprinzip ins Auge zu fassen, die treibenden Kräfte aufzusuchen, auf denen ein geistiges Phänomen beruht. Auf die Literaturgeschichte übertragen, führt es dazu Eine Frage als die wichtigste anzusehen: diejenige nach der Entstehung eines dichterischen Produkts.

Diese gilt es vor allen Dingen ins Licht zu setzen. Die sorgfältige Analyse der Beschaffenheit des Autors, die genaue Erforschung seines Seelenzustandes zu der Zeit, da er dichtete, die liebevolle Prüfung der ihn umgebenden Literatur, all das dient dem einen Zweck: das Werden des Dichtwerkes bloßzulegen. Man strebt darnach, wenn möglich bis zum Augenblicke der Konzeption selbst vorzudringen.

Um dieses Ziel zu erreichen, wendet der heutige Literarhistoriker das gleiche Mittel an, das dem Chemiker die Natur eines Stoffes feststellen hilft: er zerlegt das dichterische Produkt in seine Elemente. Diese Elemente sind die Motive. Aus ihnen setzt die poetische Schöpfung sich zusammen, wie der Stoff aus den Elementen. Aber die Motive sind nicht in demselben Sinne wie die Elemente gegeben, sie sind nicht von derselben Realität wie diese, sondern historische Gebilde, die durch Tradition sich fortpflanzen. Ihren Ursprung und ihr Fortwirken zu verfolgen, ist die weitere Aufgabe des Literarhistorikers. Indem er das unternimmt, steht er nur im Dienste seines Endzieles, die Entstehung des Kunstwerkes aufzuzeigen. Der Unverstand derer, die stets so geschickt sind, in dem Unwesentlichen das Wesentliche zu erblicken und das Wesentliche für unwesentlich zu halten, er wittert in der Handhabung der Motivenlehre andere Gründe. Er glaubt, es handelte sich bei ihr darum, die Originalität der Dichter zu prüfen und nach der größeren und geringeren Selbstständigkeit, die die Prüfung ergiebt, ihren Werth zu bestimmen. Diese Meinung bekundet aber nicht blos eine kleinliche Auffassung, sie beruht auch auf einer völligen Verkennung der dichterischen Produktion. Vor dem Richterstuhl des Literarhistorikers giebt es streng genommen überhaupt keine Originalität. Ja, auf den äußersten Ursprung verfolgt, ist die dichterische Produktion nur eine Reproduktion. Sie giebt Erfahrenes, Beobachtetes, Erlebtes, oft auch nur Gelesenes wieder. Daß diese Erkenntniß Werth und Würde der Dichtkunst nicht im Geringsten zu beeinträchtigen vermag, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Dem Dichter bleibt Spielraum genug, in der Kombination des Uebernommenen, in der künstlerischen Durchdringung, in der Gestaltung des Gegebenen Eigenartigkeit, Talent, Genie zu beweisen.

Aber nicht nur die genetische Betrachtung der Dichtwerke verdankt die Literaturgeschichte der Einwirkung der Naturwissenschaften. Noch ein anderer Gesichtspunkt, mit dem die heutige Forschung über die ältere hinausgegangen ist, darf auf ihren Einfluß zurückgeführt werden. Wir begnügen uns nicht mehr damit, die Wirkung eines dichterischen Erzeugnisses in noch so eingehender Weise zu beschreiben, wir wollen wissen, worauf sie beruht. Darum, wie der Naturforscher seinen Stoff analysirt, analysiren wir die Wirkung. um die Mittel kennen zu lernen, mit denen der Dichter sie erreicht hat. Die Technik tritt so in den Vordergrund, und es erheben sich die Fragen nach der Anlage des Werkes: wie der Autor den Stoff gruppirt, wie er die einzelnen Wirkungen vorbereitet, kurz, wie er komponirt hat.

Mit der Erweiterung ihres Arbeitsfeldes um diese beiden Aufgaben: die genetische Untersuchung und die Prüfung der Kunstmittel, führte die Literaturgeschichte in Wahrheit erst ihr Programm durch. Gegenüber der Bevorzugung des Gehaltes des Kunstwerks kam nun auch die Beachtung der Form zu ihrem Recht. Jetzt erst gewann man die Möglichkeit, der wahren Erkenntniß nahe zu kommen. Denn das Wesen des dichterischen Werkes ist mit dem Gehalt nicht erschöpft: Gehalt und Form bedingen seine Natur.

Es war eine nothwendige Folge dieser äußeren und inneren Wandlung der

Literaturgeschichte, daß auch die Maßstäbe der Beurtheilung andere wurden. Die gewohnheitsmäßige Ueberschätzung des Stoffes begann aufzuhören, und die vorsichtige Prüfung des Stoffes und der Form sich einzubürgern. Einem sorgfältigen Beobachter unserer Tageskritik wird nicht entgangen sein, daß auch sie, die Tochter der Literaturgeschichte, diesen Wandel schon vielfach wiederspiegelt. Man wird diese Einwirkung der Wissenschaft nur für segensreich halten können. Von jeher war es ein Fluch der deutschen Kunst, daß sie die Form über dem Gehalt vernachlässigte. Einer energischen Kritik, die immer wieder die Forderung strenger Form geltend macht, muß es gelingen, auch diesem Grundübel abzuhelfen.

Wie aber — die Frage wird man an dieser Stelle am Schluß erwarten — wie stellt sich die neue Literaturgeschichte zu der immer stärker sich geltend machenden Richtung des Naturalismus? Sie kann in ihr nichts anderes, so scheint uns, erblicken, als ein seit langem, ja genau genommen seit Beginn der Poesie vorbereitetes Entwicklungsstadium. Dem, der den fortschreitenden Gang der Poesie rasch überschlägt, scheint ihr Entwicklungsprozeß in zwiefacher Beziehung nach dem Naturalismus hinzudrängen: in Hinsicht des Stoffes und in Hinsicht der Form.

In jener beobachten wir ein allmähliches Herabsinken der Motive aus den lichten Höhen der Götter auf den festen Boden der Wirklichkeit. Die älteste Poesie, diejenige, die im Wesentlichen noch Mythologie ist, stellt die Götter und ihre Schicksale dar. Die spätere schreitet zur Verherrlichung historischer Helden, weiß sie aber nicht anders darzustellen, als indem sie sie in die Reihe der Götter erhebt oder mit ihnen verknüpft. Erst nach und nach lernt die Poesie die Menschen als Menschen auffassen, bevorzugt aber zunächst die obersten Schichten der irdischen Bewohner, bis sie auch diese Standesvorurtheile ablegt und dazu gelangt, den Menschen dort aufzusuchen, wo Stand und Ansehen nicht vorhanden sind. Nun fragt sie nicht mehr nach Rang, sie späht nur dorthin, wo Gelegenheit zur Entfaltung dichterischen Lebens sich bietet, wo Leidenschaft und alle Seelenkräfte noch unverbraucht in den Herzen schlummern. Und auf diesem Standpunkt ist die heutige Poesie angelangt.

Hinsichtlich der Form beobachten wir, in gleichem Maße wie die Stoffe sich auf den Boden des wirklichen Lebens herabsenken, eine immer größere Vervollkommnung und Verfeinerung der Technik. Je mehr man sich der Wirklichkeit näherte, je größer die Uebereinstimmung wurde zwischen dem, was die Poesie aussprach, und dem, was das Leben bietet, um so mehr suchte man den Anforderungen gerecht zu werden, die ein an der Wirklichkeit geschulter Blick auch an die Poesie zu stellen begann, um so mehr entsagte man jenen Voraussetzungen, die nur in der Dichtkunst, niemals aber im Leben bestanden. Man braucht nur etwa das deutsche Drama des sechszehnten Jahrhunderts, das sich vielfach in der bürgerlichen Sphäre bewegt, mit dem heutigen Schauspiel zu vergleichen, um den ungeheuren Fortschritt zu ermessen, den die Dichtkunst nach der Seite der Technik hin gemacht hat.

Beides nun, in der Wahl der Stoffe die Hingabe an die Wirklichkeit, in der Handhabung der Form Sorgfalt und Strenge, kennzeichnet das Wesen des modernsten Naturalismus. Wie also sollte sich ihm der Historiker, der in ihm nichts anderes erblickt als das Resultat einer geschichtlichen Entwickelung, irgend feindselig gegenüberstellen? Die genetisch-analysirende Literaturgeschichte hat dazu weder Anlaß noch Recht. Sie vermag nur zu wünschen und zu hoffen, daß auch der jüngstdeutschen naturalistischen Kunst Werke gelingen, aus denen Mit- und Nachwelt Genuß und Erbauung schöpfen. Von ihnen wird dann der künftige Literarhistoriker nicht anders sprechen, als der heutige von unseren klassischen Schöpfungen. Wie diese, werden sie im Glanze der Unvergänglichkeit strahlen.

Der studentische Ehrbegriff.

Anläßlich des Freiburger Studentenduells (Salomon-Vering) hat sich Herr Paul J. Marx über die „Ehre des Studenten“ geäußert. Damit man gleich wisse, daß meine Worte keinen „Gegenartikel“ bedeuten sollen, füge ich hinzu: Herr Marx hat mir, und hoffentlich jedem unbefangenen Leser dieser Wochenschrift, aus der Seele gesprochen. Nur einige Erweiterungen jenes sehr zeitgemäßen Themas möchte ich mir im Folgenden gestatten.

Ich will von einer Untersuchung, was die Universitäten früher bedeutet haben, völlig absehen. Unsere Zeit ist zu lärmend, zu lebendig, um sich von einem Früher beeinflussen zu lassen. Aber man blicke nur, wenn man mit fröhlichem Uebereifer mitten im „Reformiren“ drin steht und die großen Aufgaben der Gegenwart erkannt hat, auf die heutigen Universitäten und beobachte einmal, welche Generation als hoffnungsvolle Nachfolger des heutigen litteratur-gleichgültigen Philisters heranwächst. Und wahrlich, man wird innehalten und mit unserem alten Pädagogen Luther sagen: „Wenn es mit der Christenheit besser werden soll, so muß man fürwahr an den Jungen anfangen!“

Ihr beklagt euch über den Bann der veralteten, conventionellen Anschauungen, die das reife Publikum gefangen halten. Ihr klagt über die allgemeine Schlaffheit, dem Theater und der Litteratur, überhaupt dem Geistigen gegenüber. Aber wie sollte es denn auch anders sein? Wenn man bis in sein 19. Jahr oder noch länger mit lateinischer und griechischer Grammatik gefüttert worden, wenn man Horaz offiziell auswendig gelernt und von der Schönheit Homers und Ciceros Tag für Tag überzeugt wurde, wenn man seinen müden, jungen Kopf mit arithmetischen Formeln überfüllte — ich bitte euch, wie sollen da die Augen hell, das Hirn frisch bleiben für die Eindrücke der lebendigen Außenwelt da um uns her? Wer hat, wenn er von den Lateinern und dem übel verarbeiteten, in langweiligen Stunden langweilig gewordenen „Wallenstein“ kommt, Kraft, Frische, Verständniß für eine moderne, realistische Litteratur? Das widerstreitet ja all unseren mühsam eingeprägten Begriffen von Schönheit und Poesie! Das ist ja Alles, dies realistische Zeug, ganz anders als Schiller, Horaz, Corneille, Lessing, Cicero, Sophokles und die anderen Reminiscenzen, die da kunterbunt durch den Kopf eines freien Abiturienten schwirren!

Thatsache ist aber leider, daß sich der freie Abiturient zu solchen kritischen Betrachtungen überhaupt garnicht aufschwingt. Dazu ist er viel zu müde. Er hat sich auch auf dem Gymnasium nur offiziell (von wegen des Aufsteigens) mit der Litteratur beschäftigt, und die Reminiscenzen und Ideenassociationen, die bei dem Namen Litteratur in ihm aufwirbeln, das unangenehme Drum und Dran der Klassenlektüre Schillers, das Alles verleidet ihm jetzt als freien Studenten die Beschäftigung „mit derlei Dingen.“ Dagegen Couleurwesen, Comment, Mensur, Duell — welche famose Abwechslung nach diesem einförmigen Gymnasialdrill!

Ich weiß wohl, daß ich hier einseitig bin. Eine ganze Reihe sehr achtenswerther Individuen hat mit wirklichem Interesse Homer scandirt und Horaz memorirt. Diese jungen Leute werden sich allerdings nicht so leicht die bekannte schneidige Schmarre auf die Wange zeichnen lassen und werden nicht so leicht über Comment und Couleurwesen die übrige Welt vergessen. Das ist die zweite Kategorie unserer Hochschüler: das sind die Wissenschaftler. Aber der S. C., D. C., C. C. und wie die C.'s alle heißen, hat nicht ganz Unrecht, wenn er diese Herren belächelt. Es wird hier oft entsetzliche „Fachsimpelei“ getrieben. Und die fahlen Gesichter mit Brille, längerem Haar und dicker Collegienmappe sind für einen normalen Beobachter wahrlich nicht viel erbaulicher, als jene körperlich stark proportionirten Herren mit der ästhetischen Schmarre und dem ernsthaft zur Schau getragenen Mützchen.

Auch diesen Wissenschaftlern ist ein helläugiges, jugendfrisches Leben und Weben in allen Fragen der Gegenwart, etwa der Kunst und Literatur, eine vielfach unbekannte Größe. Sie athmen zumeist im Staub und Moder alter Jahrhunderte: daher auch ihr schwindsüchtiges Aussehen. Und haben sie endlich ihren philosophischen Dr. erstrebt, so gestatten sie sich mit jenem Unfehlbarkeitston, der den deutschen Professor so wohl kleidet, abfällige Bemerkungen wider alles Moderne und Lebenskräftige. Von ihrem Standpunkt aus ja ganz begreiflich. Nach dieser Erziehung und diesen Einflüssen, aus diesem Milieu heraus müssen sie so handeln, müssen sie ihren armen Gymnasiasten wieder ihr mühsam angeeignetes Griechenideal beibringen, damit dann diese unselige nachfolgende Generation genau wieder dieselbe Entwicklung durchmache — eine Schraube ohne Ende!

Daß sich unter unseren Studenten auch „helle Köpfe" befinden, ist ja selbstverständlich. Aber ich spreche hier von der Durchschnittsmasse, von dem Gesammteindruck, den man bei Betrachtung der Universitätsverhältnisse erhält. Und da ist es nicht im Entferntesten übertrieben, wenn ich nochmals summire: die Mehrzahl der Studenten geht in ihrem engen Berufsstudium, in Kneipereien und verhältnißmäßig recht kleinlichen Allotriis auf! Man überblicke doch einmal die neueste litterarisch-künstlerische Bewegung! Sollte man nicht meinen, daß unsere jugendfrischen Studenten, die Hoffnung der Zukunft, die künftigen Säulen in allen geistigen und Culturfragen, ihre „Ehre" darin suchen würden, hier energisch aufzumerken und begeisterten Antheil zu nehmen? — Kein Gedanke. Ich bin überzeugt, die Herren Conradi, Karl Henckell u. s. w., die seiner Zeit als Studirende literarischen Radau schlugen, waren mit ihrem meinethalb unreifen, aber doch hochzuschätzenden, bedeutenden Wollen wahre Einsiedler. „Der X.", sagte man, „ach ja, der macht ganz nette „Knödel" (Verse). Sogar ein Drama, nicht wahr, oder Trauerspiel, so was, hat er ja geschrieben ... Hast Du's gelesen? — Na, ich auch nicht". So etwa äußert sich der Durchschnittsbesucher der höchsten Anstalt des Landes, der Centralstätten alles Geistes- und Culturlebens. Wenn das am grünen Holze geschieht, was soll am dürren werden? Wenn das die Anschauungsweise des freien Studenten ist, wie will man dem berufsüberladenen Philister etwas übelnehmen?

Allerdings halte ich es für gründlich verfehlt, wenn sich Studentenvereine auf Parteifragen, etwa theologischer oder politischer Natur, prinzipiell einlassen. Man hat es 1888 in Berlin (beim Duell Blum-Eichler) erlebt, zu welchen jammervollen Vorkommnissen unreifer Parteihaß führen kann. Ein Studirender hat eben zu studiren, auch in Prinzipienfragen. Die ganze traurige Parteizerrissenheit Deutschlands schon auf die Hochschule zu verpflanzen, ist meiner Empfindung nach einfach unreif. Man hat lange zu lernen und zu beobachten, bis man sich endlich zu einem bewußten Parteistandpunkt — wenn doch einmal Partei ergriffen werden muß — durchgerungen hat. Und eben zu solchem Lernen und Beobachten ist man auf der Universität.

Alle solche Erwägungen schaffen uns die Ueberzeugung, daß Fälle, wie das Salomon-Vering'sche Duell, durchaus nichts Wunderbares, durchaus keine zufällige Ausnahmen sind, sondern ganz naturgemäß aus dem vielfach so faulen Boden des heutigen Studentenlebens herauswachsen. Oder noch weiter: aus dem vielfach so faulen Boden der heutigen Erziehungs- und Unterrichtsmethode. Und diese Methode wieder geht direct aus der gegenwärtig überall beanstandeten Weltanschauung der absterbenden Epoche hervor. Hier also wird immer eine Reform die andere zeitigen. Auf allen Gebieten werden sich die neuen helleren Gedanken einbürgern müssen, nicht blos reinigend, sondern mitunter geradezu umkehrend: dann erst werden auch die Anschauungen über „Duell" und „Mord" sich umkehren. —

Daß sich junge Leute in der Trunkenheit Grobheiten an den Kopf werfen, ist schließlich nicht so wunderbar, zumal weder Mäßigkeit noch Höflichkeit besondere

Tugenden der Deutschen sind; aber deswegen gleich einen Ehrenrath — du lieber Gott „Ehrenrath"! — sich feierlichst constituiren zu lassen und mit ernsthafter Miene von Pistolenduell auf Leben und Tod zu reden — das ist widerwärtige, unjugendliche Unnatur. Nur im formsteifen, pedantischen Deutschland konnte das Duell zu solchen Auswüchsen entarten. Der Franzose, trotzdem er zehnmal heißblütiger ist als wir Germanen, ist geistig wie formell viel zu leicht und frei, um sich sein Studenten- oder Mannesleben von solchen Schablonen einengen zu lassen. Der französische Student würde einfach hell auflachen, wenn er einen solchen feierlichen, steifen germanischen „Ehrenrath" unreifer Leute das Duell auf Leben und Tod decretiren sähe, um „un rien, un souffle, un ombre".

Aber bei der Betrachtung der Duellfrage wird man leicht einseitig. Man bedauert den unterliegenden Theil und schimpft wider den Sieger. Das ist durchaus ungerecht: alle Beide sind gleich schuldig. Was war Herr Salomon so einfältig, sich der Waffe des Gegners auszusetzen? Und hauptsächlich: schon die Art und Weise der Entstehung eines solchen Duells läßt in den meisten Fällen einen entscheidenden Rückschluß auf den Charakter beider Duellanten ziehen. Meiner Auffassung nach müßte die studentische Ehre gebieten: überhaupt nicht durch sein Benehmen zu einer Forderung Anlaß zu geben. Werde ich mir bewußt, daß ich den Abend zuvor unter dem Einfluß des Bieres zu weit gegangen bin, so gebietet mir die vielbesagte Ehre, den betreffenden Herrn um Entschuldigung zu bitten. Weiß ich mich aber „im Recht" — notabene, ein wirklich freier Geist wird auf Rechthaberei überhaupt nicht ausgehen, weil er sich von Anfang an nicht in enger Anschauungsweise auf irgend eine provocirende Behauptung verbeißen wird — weiß ich also, daß ein unwürdiger Gegner völlig unmotivirt in der Trunkenheit oder unter sonstwelchen gleichgiltigen Einflüssen gehandelt hat, so zucke ich über den Herrn mitsammt seinem „Ehrenrath" die Achseln. Denn meine Zeit ist mir zu kostbar, meine Ziele zu ernst und zu weit, meine Lebensauffassung zu frei und überlegen, als daß ich mit solchen Lappalien auch nur eine Minute dieses flüchtigen Sternschnuppendaseins vergeuden möchte.

Das Polemisiren gegen das Duell, den studentischen Ehrbegriff und derlei conventionelles Alpdrücken bleibt trotz Allem zunächst erfolglos, fürchte ich. Aber gebt jenen verflachten Kreisen, in denen nur die Form herrscht, einen lebendigen Geist, ein weitathmendes Herz, ein helles Auge — und all diese Auswüchse einer gedrückten, kleinlichen und knechtischen Weltanschauung werden von selbst absterben.

Fritz Lienhard.

Bairische Kammer und Naturalismus.

Im bairischen Landtag hat am Freitag vor Ostern eine interessante Sitzung stattgefunden. Die Regierung hatte für Kunstwerke 120 000 Mark verlangt; und die Ultramontanen, die zur Zeit im Besitz der Majorität sind, wie man weiß, verweigerten die Bewilligung: sie wollten ihr Interesse an der Kunst nur mit der Hälfte umschreiben, mit 60 000 Mark. Denn auch ihre Freude an der modernen Kunst ist nur eine getheilte, eine halbe: der Richtung auf das Natürliche sind die Vertreter des Katholicismus geborene Gegner, und die Veranschaulichung Christi, wie sie etwa Fritz von Uhde versucht, dieses Milieu leidender Menschheit, in das er den Jesus von Nazareth gestellt hat, ist ihnen nun völlig ein Scheuel und Greuel. In der ausgedehnten Debatte, welche sich so um den Naturalismus entspann, traten alle entscheidenden Standpunkte mit characteristischer Deutlichkeit hervor: die religiös-begrenzte Einseitigkeit sprach der ultramontane Abgeordnete aus, Dr. Jäger; auf

den Standpunkt des Bildungsphilisters stellte sich mit beiden Füßen der Vertreter der Nationalliberalen (nach allgemein-deutscher, nicht bairischer Parteibezeichnung), Herr von Schauß; den Standpunkt wirklicher Bildung nahm der freisinnige Baron von Stauffenberg ein; und mit sachlicher Mäßigung, verständig wie ein moderner Cultusminister, sprach der Freiherr von Crailsheim. Versuchen wir (auf Grund eines ausführlichen Berichtes der „Münchener Neuesten Nachrichten"), berichtend bald und bald kritisirend, die Meinungen und die Anschauungen aller dieser Herren der Reihe nach hier wiederzugeben.

A tout seigneur tout honneur: Dr. Jäger schreite voran. Für den Redner der Ultramontanen ist der Vergleich der modernen Kunst mit der Photographie, dieser ewige Vergleich, der nicht leben kann (weil er thöricht ist) und nicht sterben kann (weil er thöricht ist) — für ihn ist die Parallele eben recht: „wenn einst der Photograph auch noch die Farben wiedergeben wird," meint er tiefsinnig, „dann brauchen wir keine Kunstakademien mehr. Der Photograph wird dann diese Richtung ertödten, denn sie hat auch gar keine Berechtigung." Was das für eine Richtung ist, die Herr Jäger also, ein bairischer Nothnagel, aus der Welt fortdekretirt, lassen wir uns am Besten von ihm selber sagen: „Eine gewisse Richtung", so erzählte er den erstaunt aufhorchenden Volksvertretern, „sucht die Hauptgenialität darin, daß sie die Natur genau so malt, wie sie erscheint; der Naturalismus, den Zola in den Romanen eingeführt hat, und der nun auch bei uns in Deutschland zu blühen beginnt, wird auf die Leinwand übertragen, und nicht die Natur in ihrer Schönheit und Reinheit, sondern den Dreck als Dreck suchen sie zu malen! (Lebhafter Widerspruch und Unruhe. Ruf links: Das geht zu weit!)". Herrn Jäger gefällt das alles gar nicht: daß man die Natur „so malt wie sie erscheint", findet er durchaus verfehlt, er will, daß man die Natur malt, so, wie sie — nicht erscheint, und drückt das indirekt in der Forderung aus: „Rücksicht auf das Ideale und Schöne und Ewige!" „Auch im Genrebild", meint er, „im Seestück, in der Naturmalerei muß sich — wenn es ein wahres Kunstwerk sein soll — das wiederfinden, was die Kunst zur Kunst macht, das Ideale, das Schöne, das Geistige und Edle und Ewige." Wie der „Naturmaler" all diese ethische Contrebande in sein Bild hineinschwärzen soll, verräth Dr. Jäger ihm freilich nicht; genug, er muß es, wenn anders er ein „wahres Kunstwerk" bilden will. So gegeben in der hohen Kammer, kraft bairischen Mandates.

Das wahre Kunstwerk! Wenn die Deutschen nur endlich einmal aufhören wollten, immer nach der wahren Kunst zu schielen; und wenn sie lieber statt dessen das Eine lernen wollten, was Noth thut: die Kunst der Wahrheit. Die „wahre" Kunst, das ist eine engbrüstige Kunst, eingeschnürt in ästhetische Regeln und Conventionen; eine Kunst, zu der man mit kategorischem Imperativ spricht, bald: Du sollst! und bald: Du darfst nicht! Die Kunst der Wahrheit aber, das ist eine weltweite Kunst; keine „Richtung", die in verba magistri schwört, sondern eine Pfadfinderin, die durch unentdecktes Land trotzig sich den Weg bahnt und frei ausruft: Ich will!

Dem ultramontanen Abgeordneten secundirte der nationalliberale; und er bemühte sich nach Kräften, dasjenige zu schwingen, was man das „Banner des Idealismus" zu nennen pflegt. Herr von Schauß will der Kunst die bekannten „Grenzen" ziehen: „weise Schranken auf dem Gebiete des Nackten sind den Herren sehr zu empfehlen", sagt er. Das Ideale, das Ideale muß man hochhalten, trotz der naturalistischen Strömung dieser Tage: denn „zu allen Zeiten hat es geschmacklose Leute gegeben und zu allen Zeiten große Männer, welche auf das Ideale in der Kunst mehr Werth legten, als auf die Geschmacksrichtung". Der Bericht verzeichnet hier ein „ganz richtig" auf der Linken; aber trotz dieses Zurufs darf ich wohl die Meinung wagen: daß die großen Männer der Kunst sehr viel weniger durch ihr ideales

Wollen, als durch ihr reales Können die Großen geworden; weniger durch die Gesinnung, die beständige, als dadurch: daß sie gut zeichneten und malten.

Wie Alle, die nichts von der Sache verstehen, sucht Herr von Schauß im Stoff nicht in der Form das Wesentliche der Kunst: darum will er die „große" Malerei, die monumentale, vom Staat gefördert wissen. Er mißt die Kunst das eine Mal, rein geistig, nach Ideen, und das andere Mal, rein körperlich, nach Quadratmetern. Dabei ist er vollkommen überzeugt, in Kunst und Litteratur genau zu Hause zu sein: „ich kenne sie, die neueste Litteratur!" ruft er und nennt zum Beweis Zola's „Pot-Bouille", den er freilich nur „in die Hand nahm, um seine litteraturgeschichtlichen Kenntnisse nicht in's Stocken gerathen zu lassen". Und indem er sodann feststellt, daß Zola, „nachdem er die schäumende Phantasie hinter sich hat, sich einer ernsteren Thätigkeit scheint hingeben zu wollen", weist er, aus dieser nicht verstockten Kenntniß heraus, voll Entrüstung die Anschauung zurück: daß die neue Kunst Fühlung haben könne mit dem Sozialismus. „Auch mit der Sozialdemokratie lassen Sie mich zufrieden", sagt er. „Die Sozialdemokratie hat mit der gegenwärtigen Kunstrichtung gar Nichts zu thun. (Sehr richtig! links.) Die Richtung der Sozialdemokratie geht auf Vernichtung des gegenwärtigen Besitzstandes und sie muß — oder, wenn sie es nicht wollte, müßte sie — die Vernichterin der Kunst sein, ganz selbstverständlich (Zustimmung links), weil die Kunst mit diesen Bestrebungen zu Grunde gehen müßte. Unter ernst denkenden Männern sollte man derartige Dinge doch nicht behaupten! Es hätte gerade noch dazu gehört, zu sagen, daß auch in der Litteratur die Sozialdemokratie schon eine Rolle spielt (Abg. Walter: Ja wohl!). Herr Abgeordneter Walter, können Sie mir ein Buch nennen?"

Aber der Abgeordnete Walter konnte kein Buch nennen; und so hätte die triumphirende Selbstzufriedenheit des Bourgeois, die mit Scheuklappen durch das Moderne geht und sich vermißt, große geistige Bewegungen aus der Welt nur so hinauszuweisen, das Feld behauptet, wenn nicht der Vertreter der Regierung, maaßvoll abwägend, sie zur Ruhe verwiesen hätte. Es wiederholte sich hier in München, was wir neulich beim Fontane-Bankett in Berlin erlebt haben: der Cultusminister war liberaler als der Redner des liberalen Bürgerthums; und wie zu Gunsten der neuen Kunst Herr von Goßler gegen Frenzels schaußliche Einseitigkeit sprach, so wies Freiherr von Crailsheim, mit tieferer Erkenntniß nothwendiger, historischer Entwicklungen, auf die großen Zusammenhänge zwischen modernem Leben und moderner Kunst hin, auf die allgemeine geistige Bewegung in allen Culturnationen: „Die Bestrebungen, die Malerei der Natur möglichst nachzubilden," sagte er, „gehen von Paris aus und haben einen weitgehenden Einfluß auf die ganze Kunst ausgeübt. Es ist für die Münchener Schule absolut unmöglich, sich von dieser Richtung abzuschließen, wenn sie nicht in der Entwicklung zurückbleiben will." Sehr treffend wies er darauf hin, daß alle Richtungen, die der Kunstphilister heute gelten läßt, den Zeitgenossen als umstürzend, als revolutionär erschienen: „Wir stecken noch in den Traditionen von Cornelius und Kaulbach," sagte er, „und das Neue muthet uns daher fremdartig an. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß auch Cornelius und Kaulbach ihrerzeit als Revolutionäre bezeichnet wurden; und daß Ludwig der Vierzehnte sich in der absprechendsten Weise über die neuen Bilder der holländischen Schule geäußert, welche heute als Perlen unserer Galerien anerkannt sind." Und der Minister schloß mit einem vollen, warmen Appell an die Ultramontanen, die Hegemonie Münchens als Kunststadt erhalten zu helfen: „Sie von der rechten Seite haben die Vertheidigung der bairischen Reservatrechte als einen besonderen Programmpunkt aufgenommen; in der Führerrolle auf dem Gebiete der deutschen Kunst sehe ich das schönste und idealste Vorrecht Baierns! Helfen Sie der königlichen Staatsregierung, es zu schützen und zu vertheidigen!"

Aber das Beste in dieser lehrreichen Debatte, das Feinste und gerade in der

Vorsichtigkeit des Urtheils Ueberzeugendste, hat doch Freiherr von Stauffenberg gesagt, dieser beste Kenner der Kunst unter den deutschen Politikern. Wer jemals die Freude hatte, mit Stauffenberg über litterarische Dinge zu streiten, weiß, wie allseitig sein Wissen sich ausbreitet und wie tief es eingreift: jeden Fachmann beschämt seine Kenntniß von der spanischen, portugiesischen, italienischen Poesie, von mittelalterlicher Litteratur und Kunst. Und nun muß man es lesen, mit welcher maaßvollen Discretion, nach so viel Nichtkennern, gerade Stauffenberg urtheilt. Er ruft nicht triumphirend: „Ich kenne sie, die neueste Litteratur!" sondern er trägt, eben weil er etwas von der Sache versteht, berechtigte Scheu, in werdende Entwicklungen einzugreifen und sie zu meistern mit leeren Theoremen: „Kunstkritische Abhandlungen stehen diesem hohen Hause nicht gut", bemerkt er ironisch, und weist dann mit ein paar schlagenden Sätzen den Ultramontanen nach, wie gerade in ihrem geliebten Mittelalter ein kecker Naturalismus waltet, in Dürer, Schongauer und den anderen Meistern; wie dieser Naturalismus auch vor den heiligen Gegenständen niemals Halt macht, und wie gerade hier Zusammenhänge wahrnehmbar werden, zwischen Dürer und Uhde etwa, zwischen dem „Marienleben" und dem „Komm Herr Jesu, sei unser Gast". Mit voller Entschiedenheit tritt er der Verschiebung entgegen, mit der nicht nur die religiös Orthodoxen, mit der auch die aesthetische Orthodoxie so gern operirt: daß nämlich, wer solche Bilder malt, auch ein ungläubiger oder gar ein unmoralischer Mensch sein müsse: „Möglicherweise hat der Künstler", sagt er, „die tiefsten und ernstesten religiösen Gefühle, die er in derjenigen Weise, wie es ihm eben grad'e nach seiner Inspiration dienlich erscheint, zum Ausdruck bringt; und über die Art und Weise dieses Ausdrucks werden wir uns hier ein abschließendes Urtheil nicht anmaßen!" Und er tritt so, mit dem treffendsten, bündigsten Ausdruck, für die Freiheit des Künstlers ein, gegen engherziges Verkennen, gegen philisterhaftes Bemoralisiren; er erkennt gut das geistige Fluidum, welches aus den Ideen der Zeit in die Kunst überströmt und findet für diese Erkenntniß die zusammenfassenden, abschließenden Worte: „Nachdem die ganze Welt sozialistisch (ich will nicht sagen, sozial-demokratisch) geworden ist, ist es kein Wunder, wenn die Maler es auch werden und diese Stoffe auf ihre Bilder bringen. Diese Richtung, man mag über sie denken, wie man will, hat einen gewissen Fortschritt mit sich gebracht; denn das Fortgehen zur Wahrheit, wenn es auch im Anfang falsch und nicht mit sicheren Schritten geschieht, ist bestimmt ein großer Fortschritt; und wenn sich diese Richtung weiter entwickeln wird, werden wir ganz unzweifelhaft sehen, daß die Schlacken, die ihr jetzt noch unter Umständen anhängen, beseitigt werden." In dieser Erkenntniß fand selbst Herr Jäger sich dann mit Stauffenberg zusammen; und auch er gestand zuletzt: daß „in manchen dieser Neuerungen" eine wohlthätige Reaktion stattfinde, „gegen die Stagnation, die immerhin bei älteren Herren und Systemen üblich ist, und an Jeden heranschleicht." Die älteren Herren und Systeme mögen davon Vormerkung nehmen! . . . .

Betrachtet man nun diese Debatte im Ganzen, mit all dem Thörichten und dem Gescheidten, das sie gebracht, dem anmaßlichen Gerede und dem verständigen Erörtern, so mag man einer so weitgehenden, ernsthaften Theilnahme an den künstlerischen Dingen zuletzt nur froh sein. Nicht ohne Beschämung können wir, vor diesen aesthetischen Redekämpfen, an unsern eigenen Landtag denken, den preußischen: wer spricht in unserer Kammer, wer im deutschen Reichstag von den künstlerischen Fragen? Ohne tiefere Theilnahme hört man an, was die Regierung etwa vorträgt, ohne fördernde Debatten bewilligt man es mechanisch. Als vor vier Jahren eine der größten Dichtungen der Zeit, Henrik Ibsen's „Gespenster" zur Aufführung nicht zugelassen wurden, fand sich Niemand, absolut Niemand, der im Landtag die Frage hätte zur Sprache bringen wollen; und auch als eine auffallende Reihen-

gleichheit geschaffen ward, indem das Stück an dem einen Ort erlaubt, am andern verboten wurde, war keiner unserer Abgeordneten mit Interpellation zur Stelle. Ueberhaupt bleibt das ganze Censurwesen, trotz seiner Unsicherheit und Unzulänglichkeit, für alle Seiten des Hauses seit Jahren ein Rührmichnichtan. Museen, Kunstakademien bieten Probleme genug, des Veredens werth; aber alles schweigt — und so wünschte man sich fast, als Hechte in diesem Karpfenteich der Theilnahmlosigkeit, einen preußischen Dr. Jäger und von Schauß herbei, mit all ihrem guten Willen und ihrer rührenden Sachunkenntniß.

Aber wenn etwas hier Wandel schaffen kann, wenn etwas die Vertreter der Nation an die künstlerischen Dingen wieder enger heranziehen kann, so ist es gerade die neue Kunst: sie bezeugt ihre Lebenskraft, indem sie sich, den Hörenden wie den Tauben, unwiderstehlich aufdrängt. Nur eine Kunst, eine Literatur, die der Wirklichkeit so nahe gerückt ist, gewinnt dieses Interesse, weil sie eine Kunst auch für Männer ist; weil sie nicht stets die nämlichen, genrehaften Motive nur variirt, weil nicht all ihr Erfinden um die Romanliebe kreist, sondern weil sie die beherrschenden realen Mächte unseres Lebens, in ihrer Größe und ihrer Härte, aufzufassen weiß im Bilde. Ob der Hans die Grethe kriegt — die Frage wird bei Männern, die ernster Arbeit gehören, nur eine sehr gemäßigte Neugier wecken; aber fesseln wird sie und ergreifen ein künstlerisch geschlossenes, künstlerisch befreites Werk, das ihnen grade die Wirklichkeit wiederspiegelt, aus der sie kommen und in der sie leben mit ganzer Seele.

Otto Brahm.

Die Ausstellung Niederländischer Kunstwerke.

Die vor einigen Jahren, namentlich durch die Mühwaltung des Directors unserer Gemäldegalerie, Dr. Bode begründete, berliner kunstgeschichtliche Gesellschaft hat bisher ein ziemlich stilles Dasein geführt. Ihr Zweck, die Theilnahme für alte Kunst und deren Kenntniß, d. h. also die eigentliche Kunstgeschichte, zu pflegen, ist hinter der zweiten Aufgabe: einen Mittelpunkt für die Sammler alter Kunstwerke zu schaffen, mehr und mehr zurückgetreten. Die letzte Absicht war eben, den Kgl. Museen solche Freunde zuzuführen, die nicht nur zu Bewunderern der dortigen Kunstschätze sich ausbilden wollen, sondern die gelegentlich auch Mehrer dieser werden könnten. Darum scheint die Kunstgeschichte in der Gesellschaft bisher etwas kurz fort gekommen zu sein; in den Sitzungsberichten liest man fast nur von Auktionen und Ausstellungen, von Schenkungen und Verkäufen, von Fälschungen und Aechterklärungen einzelner Kunstwerke. Die eigentlichen Kunstgelehrten vom Schlage eines Schnaase oder Kugler, Burckhardt oder Springer würden vielleicht ein etwas verdutztes Gesicht beim Zuhören der Vorträge machen, vielleicht sogar glauben, in eine Kunsthandelsgesellschaft eingetreten zu sein. Aber bald würde man sie belehrt haben, daß wir in der Zeit der „Museologie" leben, und daß eben die Kenntniß der Bilderpreise, der Verkäuflichkeit und des Besitzwandels, sowie die richtige Namengebung jetzt für die eigentliche Kunstwissenschaft gelten, und daß, wer sich nach der alten Methode vorzugsweise mit dem Geist der Werke beschäftigt, schon längst als ein Schwätzer, oder — falls er schweigt — doch als ein Dilettant angesehen wird.

Nun ist die Gesellschaft an die Oeffentlichkeit getreten und zwar mit einem sehr verständigen, sehr löblichen Unternehmen, indem sie eine Ausstellung von Bildern aus Berliner Privatbesitz veranstaltete, hierin Beispielen namentlich aus London und neuerdings aus Leipzig folgend. Man wählte zunächst nur Werke der Niederländischen Kunst des 17. Jahrhunderts, jenes Gebiet, in welchem Berlin am reichsten ist, und schied die Werke aus, welche schon 1883 gelegentlich einer ähnlichen, zu Ehren der Silberhochzeit des Kronprinzen veranstalteten Ausstellung zur Schau gebracht wurden.

Berlin ist besonders reich gerade an niederländischen Bildern. Zwar wird wohl nur der Kaiser, welcher der Ausstellung zahlreiche Werke aus seinem Privatbesitz zur Verfügung stellte, diese noch aus alter Zeit her besitzen. Der große Kurfürst war bekanntlich ein eifriger Verehrer der niederländischen Malerei, sammelte leidenschaftlich und berief gern fremde Künstler nach Berlin. Doch ist es immerhin merkwürdig, daß es auch einem so glänzenden Fürsten nicht gelang, Meister ersten Ranges für sich zu gewinnen, obgleich viele der besten Künstler in den Niederlanden wahrlich nicht auf Rosen gebettet waren. Die Kunst läßt sich eben nicht ohne Weiteres verpflanzen. Es fehlt zwar nicht an tüchtigen Leistungen, die in Berlin entstanden: derb, sicher und von gesunder Wahrheitsliebe sind manche Bildnisse des Willem van Honthorst, der 1647—1664 in Berlin thätig war, schwungvoller, aber auch manierirter, blühender in der Farbe sind jene von Pieter Nason, welcher diesen ablöste; Augustin Terwesten, der dritte in diesem Bunde, ist nicht seiner Bedeutung gemäß vertreten. Um so reichlicher aber der Schiffsbauer und Maler Michill Maddersteg und eine Anzahl Schlachtenmaler mit großen, nur um der Gegenstände, wenig um der Kunst willen bedeutenden Arbeiten.

Unter den Künstlern ersten Ranges ist Jacob van Ruisdael unzweifelhaft am besten vertreten. Namentlich die prächtigen, klaren, tiefgestimmten Bilder aus dem Besitz des einstigen Förderers Richard Wagners, des bekannten Consul Otto Wesendonck, gehören zu seinen besten Arbeiten. Die Ruine im Walde und die Bauernhütte am Bergabhang, sowie das Flußufer und der Weg zum Dorfe würden den größten Gallerien zur Ehre gereichen. Rembrandts Männliches Bildniß, die Halbfigur eines wie erklärend die Hand ausstreckenden jungen Kriegers, reiht sich diesen Perlen würdig an. Es eröffnet die Reihe vortrefflicher Portraits, darunter ein frisch und redlich gemalter junger Mann von de Bray; jenes des Sultan Soliman II., ein prachtvolles Dekorationsstück von Jan Lievens, ausgezeichnet durch die geistreiche Behandlung von Licht und Schatten; fein gestimmte, etwas unter dem gelben Firniß leidende Charakterköpfe von Nicolaus Maes und ein Bruststück eines jungen oranischen Offiziers von Johan de Pey, eine glänzend geistreiche Arbeit, welche beweist, daß man sich hüten muß, alle guten Werke berühmten Namen zuschreiben zu wollen.

Rubens und van Dyk sind durch einige flotte Atelierbilder vertreten. Des ersteren „Geburt der Venus" stellt eine Rechtfertigung für den Leiter der Galerie dar. Denn dies aus dem Besitz des Kaisers stammende Bild ist dem vor einigen Jahren erworbenen „falschen" Rubens ganz nahe verwandt, theilt mit ihm den kalten, bunten, bläulichen Ton und den Charakter der Figuren.

Den Schwerpunkt der Ausstellung bilden die Stillleben, unter denen die Antwerpner und Amsterdamer Schule hervorragend vertreten ist. Auch Leyden mit einigen der Universitätsstadt entsprechenden Gegenstücken tritt auf: hier Bücher, Globen, Todtenköpfe — dort Blumen, Früchte, Trauben, vollreife, perlende Trauben in köstlicher Frische und Saftigkeit. Eine Anzahl kunstgewerblicher Objecte, namentlich sehr schöner Delftgeschirre, sind in den Sälen vertheilt. Man hat sie mit den Gemälden, nach Ausspruch des Kataloges, „soweit gemischt, als zu einer würdigen räumlichen Gesammterscheinung nothwendig."

Ob diese Absicht erreicht ist, darüber will ich mit der Hängekommission nicht rechten. Sicher sind die 334 Bilder mit großem Geschick an die Wände vertheilt, ohne daß diese überladen wurden und bilden die Schränke für Delft, einige meisterhaft ausgeführte Möbel eine erfreuliche Abwechslung.

Aber im Allgemeinen macht die Ausstellung doch den Eindruck, als solle sie die Bilder darauf vorbereiten, einst von den Staatssammlungen aufgeschluckt zu werden. Ich sah auch allerhand Galeriedirectoren mit Bleistift und Katalog um die Opfer ihrer Habgier herumstreichen. Es ist eine Musterung der Galerierekruten, aller jener Kunstwerke, welche noch den ihnen vom Maler einst zugedachten Zweck erfüllen, der da ist: das Heim eines kunstsinnigen Mannes zu schmücken.

Aber noch ist der Höhepunkt unserer Museen nicht erreicht! Noch bereiten Bilder im Priatbesitz den Sammlungsdirectoren schlaflose Nächte; und bis nicht die letzte Kirche das letzte Bild, der letzte Palast die letzte Statue und das weltverlassenste Bürgerhaus seinen letzten

hübschen Topf hergegeben hat, wird der Eifer der Museen nicht ruhen. Dann werden wir einen Kustos für Lucas Kranach und einen für Gaudenzio Ferrari, einen Assistenten für Zurbaran und einen andern für Gerhard Dou haben, und jeder dieser Herren wird sich im verschwiegenen Busen über seinen Director lustig machen, der den Dilettantismus so weit treibt: von allen Meistern der Schule von Harlem zugleich etwas verstehen zu wollen.

Wir Laien aber werden dann noch viel zerstreuteren Blickes durch die endlosen Sammlungssäle wandern, in der dringenden aber allzeit vergeblichen Hoffnung, einmal einen Augenblick die Ruhe zum Vertiefen in ein Kunstwerk zu finden. Wir werden Dutzende von Bildern desselben Meisters neben einander sehen, so daß fast jedes uns langweilig zu werden beginnt — welchen Schrecken fürs Leben bekam z. B. ich in Antwerpen, als ich sah, wie eintönig die Farbenskala Rubens' eigentlich ist, die ich früher stets von ganzer Seele bewundert hatte — aber die Kunstwerke werden gerettet sein, wenn auch dem Leben der Nation die Kunst geraubt sein wird.

Es ist, als wenn man, um einen Geliebten vor Schaden zu behüten, ihn ins Gefängniß steckt! Mich hat die Ausstellung aufrichtig gefreut, weil sie zeigt, daß es noch unkatalogisirte, museumsfreie holländische Kunst in Berlin giebt. Man mag das Gute photographiren lassen, damit es der Wissenschaft nicht ganz verloren gehe — aber man sorge dafür, daß die Schätze den Privatleuten erhalten bleiben, denn — wenn nun einmal Alles einen Nutzen haben soll — dort wirken sie sicher anregender, als in den Galerien; dort sind sie Individuen — während sie in unseren allzusehr erweiterten Sammlungen zu bloßen Nummern herabsinken.

J. Th. Wiens.

Theater.

Freie Bühne.

Die siebente Vorstellung des Vereins „Freie Bühne" war vom Vorstande nicht ganz geschickt auf den Ostermontag gelegt worden, wo man unter allen Umständen das reale Leben der Kunst vorzieht, selbst dann, wenn die Kunst mit mehr oder minder Gelingen bestrebt ist, das reale Leben wiederzugeben. Man kam uns diesmal mit zwei dramatischen Werken, einem nordischen und einem deutschen, die beide tief hineingreifen in's sociale Leben der Gegenwart. Das Eine ist „Die Familie Selicke", Drama in drei Acten von Arno Holz und Johannes Schlaf, das andere heißt „Auf dem Heimwege" und ist ein Einacter von Alexander Kielland. Während der dänische Dichter die Bühnenschablone dazu benutzt, mit satirischem Ernst gegen seelsorgerische Zudringlichkeit und vor Allem gegen eine allzu schwächliche Speculation auf die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur Front zu machen, während er mit bewußter Tendenz das Recht der schroffen Tugend und Tüchtigkeit gegenüber einer laxen, das Verbrecherische im Menschen fördernden Nachsicht mit menschlicher Schwäche geltend macht, hatte das deutsche Autorenpärchen nur Einen Zweck: ein Stück wirklichen Lebens auf die Bühne zu bringen und zwar ohne jede Rücksicht auf das, was die Bühne zu fordern scheint, mit alleiniger Rücksicht auf das, was das Leben der scharfen und sichern Beobachtung darbietet. Als nach dem zweiten Act zwei jugendliche Herren sich dem beifallspendenden Theile des Publikums als die Verfasser der „Familie Selicke" vorstellten, erklang in meiner Nähe der grobe Ruf: „Raus". Und einige „außerordentliche" Herrschaften, welche einstmals bitterböse waren, als man einen Zuschauer, der sich unanständig aufgeführt hatte, an die Luft setzen wollte, verlangten nun die Entfernung zweier jungen, unbescholtenen und, wie auch Gegner einräumen, sehr begabten Schriftsteller, die ohne Lieb und ohne Haß nichts andres wollten, als auf einem Versuchstheater einen neuen Versuch anstellen.

Der Bühne ziemlich fremd wollten sie sich geflissentlich von aller Theaterpraktik fernhalten und unbekümmert um jedweden Aristoteles sehn, wieweit ein ohne weiteres aus der Fülle des Lebens herausgegriffenes Beobachtungsmaterial von der Bühne herab diejenigen Eindrücke und

Stimmungen hervorrufen kann, die das Leben selber weckt. Nicht eine wohlgebaute Handlung zu erfinden, legten sie sich auf, sondern einen Zustand zu schildern. Nicht ein Werden war Gegenstand ihrer Dichtung, sondern ein Sein. Nicht der Wechsel, sondern die Dauer. Ihre vom schärfsten Auge geführte Kunst gelangte dadurch an eine Klippe, die nicht überwunden worden ist. Es ist, ganz brutal und geradezu ausgedrückt, die Klippe des genre ennuyant. Die Verfasser erkannten nicht, daß die Bühne sich von der gewöhnlichen Wohnstube nicht bloß dadurch unterscheidet, daß sie eine Wand weniger hat, sondern auch dadurch, daß durch den offenen Raum ein Licht dringt, welches die Gegenstände und Verhältnisse der Wohnstube in eine andre Perspective rückt. Wir sehn auf der Bühne doppelt und vielfach; und was im Leben erst dadurch Bedeutung gewinnt, daß es sich oft oder immer wiederholt, erhält auf der Bühne schon durch einmaliges Geschehen dieselbe Bedeutung. Haben wir einmal die Bedeutung festgestellt, so soll man uns nicht länger aufhalten, sondern uns weiterführen. Es ist nicht nöthig, daß dieser Fortgang in neuen Actionen besteht; gerade das Talent der Herren Holz und Schlaf zeigt uns, welch reges dramatisches Leben aus dem bloßen Zustande gewonnen werden kann, aber wenn ein Zustand oder Gegenstand von einer Laterne klar genug beleuchtet wird, so thut es nicht Noth, noch eine zweite, dritte und vierte Laterne an die gleiche Stelle zu rücken. Das ist Lichtverschwendung, die überdieß die Augen quält.

Dieser Einwurf gegen die Familie Selicke (und es ist der einzige, den ich gegen dieses naturalistische Genrebild erhebe) drückt sich in der Regisseursprache durch das Verlangen nach dem Rothstift aus. Das Breittreten einer und derselben Sache wird niemals irgend welchen künstlerischen oder dichterischen Werth erlangen. Und wenn jüngst von einem in der „Neuen Freien Presse" kritisch Taumelnden uns Missethätern von der „Freien Bühne" vorgeworfen wurde, daß wir schon über Ibsen hinaus unser Allheil nur noch bei Holz und Hauptmann suchen, so möchte ich für meine Person mich mit aller Entschiedenheit dagegen verwahren; gerade was die wünschenswerthe Knappheit des Ausdrucks und des Vorgangs betrifft, so könnten und sollten unsre sehr begabten deutschen Pioniere einer neuen Kunst vom nordischen Meister noch viel lernen. So starke Talente, wie die Verfasser der Familie Selicke, brauchen sich vor litterarischer Nachahmung nicht zu fürchten, wenn sie in der Kunst, das Leben nachzuschaffen, von Einem profitiren, der es nicht nur vom Standpunkt des Lebens, sondern auch vom Standpunkt der Kunst aus besser versteht.

Die neue Schule verwahrt sich mit Entschiedenheit gegen alle graue Theorie, und doch steckt hinter der Familie Selicke eine Theorie, die auf die Länge auch aschgrau werden könnte, wenn sie sich nicht bei Zeiten mit der ganz gemeinen Bühnenpraxis verschwägert, die nicht durch Doctrinen, sondern durch sinnliche Empfindung nachweist, daß die Kunst, auch wo sie das Leben nachschafft, mit gewissen — um es architektonisch auszudrücken — Verjüngungen zu arbeiten hat.

Der Regisseur der Freien Bühne hatte weder die Aufgabe noch das Recht, derartige Verjüngungen am Werk der beiden Dichter vorzunehmen, denn Zweck dieser Vorstellnngen ist es vor Allem, daß die Dichter selbst ihre Werke so von der Bühne herab kennen lernen, wie sie sie empfunden und gewollt haben; vielleicht sieht Herr Schlaf oder gar Herr Holz die Familie Selicke wirklich seit Ostermontag in einem etwas andern Licht. Und wenn beispielsweise das gerade jetzt in herbsten Repertoirnöthen schwankende Wallnertheater sich zu einer Aufnahme des Dramas entschlösse, so sollten sich die Dichter ihrerseits zu einer verjüngenden Bühnenbearbeitung ihres Stücks verstehn, welche seine außerordentlichen Vorzüge der Charakteristik und Stimmungsmalerei klar und scharf herausheben würde.

Die Freie Bühne verdankt wiederum einer Anzahl hervorragender Schauspieler eine vorzügliche Darstellung. Wir nennen aus der Familie Selicke die Herren Hock, Reicher, Theodor Müller und Frau Stägemann, aus dem Kielland'schen Einakter Frau Olga Lewinsky vom Wiener Burgtheater. Daneben regten sich auch wiederum jüngere, bisher in Berlin kaum beachtete Talente: Frl. Agnes Müller und Frl. Selma Richter.

Paul Schlenther.



Zu Georg Brandes' Nekrolog.

Dr. G. Brandes hat, veranlaßt durch meinen Artikel in Nr. 8 der „Freien Bühne“, sich gedrungen gefühlt, seinen eigenen Nekrolog für das deutsche Publikum zu schreiben. Obgleich dieses delikate Unternehmen in der Form einer Polemik gegen mich geschah, habe ich nicht viel zu antworten, da Dr. Brandes nichts Wesentliches gegen meine Auffassung vorgebracht, und da ich nicht annehmen kann, daß eine ganz persönlich zugespitzte Angelegenheit für das größere, besonders für ein fremdes Publikum, von Interesse sein kann.

Dr. Brandes scheint äußerst indignirt darüber, daß sich meine Werthschätzung von ihm verändert hat. Dazu, scheint mir, hat er keinen Grund: es ist ja eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß man aus seinen Jugendidealen herauswächst, und was das Ideal Brandes angeht, so bin ich nur Einer unter Vielen. Und ebenso, wie ich offen und enthusiastisch meine Bewundrung für ihn ausgesprochen, so lange sie vorhanden war — in Parenthese gesagt, hätte Dr. Brandes weit stärkere Aeußerungen derselben, als die angeführten, citiren können —, ebenso natürlich war es, daß ich meiner veränderten Ueberzeugung Ausdruck gab, nachdem diese sich gefestigt hatte. Wenn Dr. Brandes mir dieselben Dienste, wie allen anderen jungen Talenten, als persönlich und literarisch einflußreicher Kritiker, erwiesen — was ich gern und willig eingestehe —, so wundert es mich, daß er annimmt, dadurch meine Zunge binden zu können.

Ich will nur noch ein paar Bemerkungen hinzufügen.

Dr. Brandes protestirt eifrig gegen meine Aeußerung, daß es in Skandinavien immer stiller um seinen Namen werde. Er verweist auf die Blätter, in denen während der letzten Monate so und so viele bei- und abfällige Artikel in Anlaß seiner Nietzsche-Polemik mit Prof. Höffding u. A. über ihn zu lesen waren. Das ist absolut richtig, aber ich dachte nicht einen Augenblick an die zweideutige Ehre des Vielbesprochenseins, die er mit Akrobaten und Klopffechtern gemeinsam hat. Ich hatte die Kreise im Sinne, in denen die geistigen Werthe festgestellt werden; und mir scheint, daß es gerade nach erwähnter Polemik in dieser Hinsicht noch stiller um ihn werden wird.

Dr. Brandes schildert in lebhaften Farben, wie eine zahllose Menge Zuhörer sich „dreiviertel Stunden lang“ — die Zeit ist wohl etwas zu reichlich eingemessen — vor seinem Vortragssaal drängt. Das ist wirklich zuweilen geschehen, aber Dr. Brandes weiß gerade so gut wie ich, daß das Publikum nicht „The upper ten“ der dänischen Hauptstadt bildet und daß die Triebfedern dazu nicht immer first rate sind.

Dr. Brandes' kategorische Schlußangabe, ich sei unter allen hervorragenderen jüngeren Schriftstellern Skandinaviens der einzige, der sich durch einen unsichtbaren Streich von ihm getrennt fühlt, bedarf einer ganz bedeutenden Modification, was Dr. Brandes nach ein wenig ruhiger und gewissenhafter Ueberlegung sicher auch einräumen wird. Die Fälle brauchen ja nicht immer „notabel“ zu sein. Dr. Brandes sollte nicht öffentlich Behauptungen aufstellen, die im Widerspruch zu seinen wiederholten mündlichen Eingeständnissen stehen, daß die dänische Jugend ihm absolut gleichgiltig sei, und daß es der gewöhnliche Verlauf wäre, jeden unter den jüngeren Schriftstellern Norwegens sich aus einem Bewunderer in einen Gegner verwandeln zu sehen.

Berlin, den 2. April 1890. Ola Hansson.



Gedichte

von Arno Holz und Johannes Schlaf.

April.

Noch stellt der Wald sich taub und todt,
Noch blühen die Primeln nicht,
Doch schlägt mein Herz schon so roth, so roth,
Und meine Seele jauchzt: Licht!

Ja Licht, ja Licht, bis das Eis zerstiebt
Und die Welt in Blüthen versinkt
Und mein rothrothes Herzblut verliebt, verliebt
Die Sonne, die Sonne trinkt!

In der Sonnengasse . . .

In der Sonnengasse zu Skt. Goar,
Da kämmt sich die Resi ihr schwarzes Haar,
Sie lacht in den Spiegel verstohlenen Blicks,
Silbern über ihrem Bett hängt ein Cruzifix,
Ihr Pantöffelchen klappert, ihr Schnürleib kracht:
Heute Nacht!! Heute Nacht!!

In der Sonnengasse zu Skt. Goar,
Da wohnt ihr schrägüber ein junger Scholar,
Der pfropft sich in den Schädel lauter dummes Zeug,
Schwarz auf seinem Pult liegt der Pentateuch,
Da streift ihn die Sonne und sein Leder kracht:
Heute Nacht!! Heute Nacht!!

Tagebuchblatt.

Willst du denn immer noch nicht ruh'n?
Hast du noch immer so viel zu thun?
Häng' deine Harfe, mein Herz, an die Weiden,
Lerne dich endlich doch, endlich bescheiden!

Immer noch fühl' ich dich flammen und glühn,
Wenn dich im Frühling die Rosen umblühn;
Immer noch sehnst du dich, süß wie vor Jahren,
Wild nach dem Glück mit den goldenen Haaren,
Schmeichelst es Liebling und Lorelei,
Ach, und noch immer fliegt es vorbei!

Laß doch dein Schlagen, laß doch, mein Herz,
Sieh, diese Welt ist ein grausamer Scherz,
Ueberall gähnt es dich an: Verzichte —
Immer und immer die alte Geschichte!

Ein Abschied.

Sein Freund, der Thürmer, war noch wach,
Wie Silber gleißte das Rathhausdach,
Und drüber stand der Mond.

Er wußte kaum, wie schwer er litt,
Doch schlug ihm das Herz bei jedem Schritt,
Und das Ränzel drückte ihn.

Die Gasse war so lang, so lang,
Uud dazu noch die Stimme, die über ihm sang:
Wann's Mailüfterl weht!

Jetzt bog sich ein Fliederstrauch über den Zaun,
Und die Mutter Gottes, aus Stein gehaun,
Stand weiß vor dem Domportal.

Hier stand er eine Weile still
Und hörte, wie eine Dohle schrill
Hoch oben ums Thurmkreuz pfiff.

Dann löschte links in dem kleinen Haus
Der Löwenwirth seine Lichter aus,
Und die Domuhr schlug langsam zehn.

Die Brunnen rauschten wie im Traum,
Die Nachtigall schlug im Lindenbaum,
Und Alles war wie sonst!

Da riß er die Rose sich aus dem Rock
Und stieß ins Pflaster mit seinem Stock,
Daß die Funken stoben, und ging.

Das Lämpchen flackerte roth überm Thor,
Und der Wald, in den sich sein Weg verlor,
Stand schwarz im Mondlicht da . . . . .

Erst droben auf dem Heiligenstein
Fiel ihm noch einmal Alles ein,
Als der Weg um die Buche bog.

Die Blätter rauschten, er stand und stand
Und sah hinunter unverwandt,
Wo die Dächer funkelten.

Dort stand der Garten und dort das Haus,
Und jetzt war das aus, und jetzt war das aus,
Und — die Dächer funkelten!

Sein Herz schlug wild, sein Herz schlug nicht fromm —
„Wann i komm, wann i komm, wann i wiederkomm!"
Doch er kam nie wieder . . .

Auf dem Heimwege.

Charakterbild in einem Akt

von

Alexander L. Kielland.

Aus dem Norwegischen übersetzt von Emma Klingenfeld.
(Den Bühnen gegenüber Manuscript.)

Personen:

Harald Nordahl.
Frau Nordahl.
Anna } ihre Kinder.
Otto }
Anna's Bräutigam, Rechtspraktikant.
Der Pastor.
Jungfer Hansen und Nähmädchen.

Die Handlung spielt in einer kleinen norwegischen Küstenstadt.
Zeit: Die Gegenwart.

Ein großes Zimmer. Ausgangsthür mitten im Hintergrund; rechts davon eine Art Ladentisch, auf dem zugeschnittene und genähte Matrosenkleider, Nähutensilien ꝛc. liegen; an der Wand Regale mit gestrickten Sachen und Strickwolle; zur Rechten, Thüre nach dem Nähetablissement; im Vordergrunde rechts ein Fenster, dicht bei demselben eine große Nähmaschine; an der linken Wand die Thür zum Kinderzimmer.

Wenn der Vorhang aufgeht, sitzt Frau Nordahl an der Nähmaschine. Sie hat einen Brief in der Hand und näht während des ersten Theiles der Handlung fleißig an einem groben Stoff.

Erster Auftritt.

Frau Nordahl, Anna, dann Otto.

Anna (kommt von links.) Jetzt sind die Kleinen eingeschlafen. Unser Hansel war gar so lieb. Er plapperte fortwährend vom Papa, bis ihm die Augen zufielen.

Frau Nordahl (reicht ihr den Brief.) Wir haben eine Bestellung von 50 ungebleichten Matrosenjacken — bis am 15. nach Bergen zu liefern. Geh' zu Jungfer Hansen hinein und bitte sie, die Arbeit sofort in Stand zu setzen.

Anna. Ja — Mutter! (geht ab nach rechts und kommt sogleich wieder.)

Otto (kommt von der Ausgangsthür hereingestürmt.) Mutter, Mutter! Ist's wahr, daß der Vater auf dem Heimweg ist von — von, Du weißt schon?

Frau Nordahl. Vom Zuchthaus — meinst Du? Ach, mein Junge, ich weiß nicht.

Anna. Aber Mutter! Wie kannst Du nur so sprechen? Das Dampfschiff kann ja jeden Augenblick erwartet werden. Halfdan kommt, uns abzuholen: wir wollen dem Vater bis an die Brücke entgegengehen.

Otto. O ja! nicht wahr, Mutter? Und nun wirst Du auch nicht mehr so traurig und niedergeschlagen sein; denn nun hat der Vater ja die häßliche Zeit überstanden — nun ist Alles vorbei!

Frau Nordahl. Hab' ich Dich gelehrt, daß Alles vorbei sei, wenn die Strafe überstanden ist?

Otto. Nein! Aber Du erzähltest mir ja selbst, wie brav der Vater im Uebrigen ist, alle Menschen beklagen — seinen Fehler. Und wir sind ja Alle so schwach.

Frau Nordahl (aufmerksam.) Schwach! — Wo warst Du heute Nachmittag?
Otto. In Petersens Garten mit den andern Jungen.
Frau Nordahl. Wohnt nicht der junge Pastor bei Petersen's?
Otto. Ja.
Frau Nordahl. Sprachst Du mit ihm.
Otto. Ja. Er rief einige von uns zu sich hinein. Er sprach mit uns, und dann bekamen wir Kuchen.
Frau Nordahl. Und da hörtest Du, daß Dein Vater erwartet wird; und da lerntest Du wohl auch, daß die Menschen so schwach sind?
Otto (schweigt.)
Frau Nordahl. Komm her mein Junge! Laß Dich einmal überhören.
Otto (stellt sich vor sie hin.)
Frau Nordahl. Was ist Dein Vater?
Otto. Ein Verbrecher.
Frau Nordahl. Hältst Du es nicht für eine Schande, der Sohn eines Verbrechers zu sein?
Otto. Nein! wenn ich nicht selbst Böses thue, so brauch' ich mich nicht zu schämen.
Frau Nordahl. Aber merkst Du nicht, daß die Menschen das Verbrechen Deines Vaters als eine Schande für Dich betrachten?
Otto. Ja, manchmal. Aber dann weiß ich, daß die Menschen mich ungerecht behandeln; und ich leide Unrecht für Jemand, den ich lieb habe.
Frau Nordahl. Hast Du denn Deinen Vater lieb?
Otto (lebhaft.) O ja — schrecklich lieb! Und wenn ich daran denke, daß er, der so gut und edel war, so tief fallen konnte, bekomm' ich einen wahren Schrecken vor dem Bösen — und —
Frau Nordahl (hilft ihm.) Und darum willst Du —
Otto. Darum will ich mich hüten den geringsten Fehltritt zu thun; denn wenn ich immer grundehrlich bleibe, kann ich meinem armen Vater aufhelfen und ein guter Sohn sein.
Frau Nordahl (küßt ihn) Du bist ein gescheiter Junge! Von heut' an sollst Du Dir den andern merken: Nimm Dich in Acht vor den Leuten, die beständig davon sprechen, wie schwach wir gegenüber der Versuchung sind! — So, nun geh' hinein und mach Deine Schulaufgaben; aber sei stille — die Kleinen schlafen.
Otto (zögernd.) Aber — wenn nun der Vater doch käme?
Frau Nordahl. Höre, Otto — Du weißt, ich habe dich niemals angeführt; Du weißt, ich will weiter nichts, als Dich brav und glücklich machen. Hier meine Hand darauf, daß ich auch heute so handle, wie ich es für Dich am besten halte. Nicht wahr — Du baust fest auf Deine Mutter?
Otto (fällt ihr um den Hals.) Ja, ja, Mutter!
Frau Nordahl. So ist's recht! — Geh' nun hinein. Ich verspreche Dir, daß ich Dich holen werde, wenn — wenn Dein Vater wirklich heimkehrt.
Otto (ab nach links.)

Zweiter Auftritt.

Frau Nordahl, Anna, später der Rechtspraktikant.

Anna. Wie wunderlich Du doch bist, Mutter! Wenn ich Dich nicht so gut kennte, müßte ich fast glauben — wie so viele Andere — daß das Unglück Deinen Sinn verhärtet hat. Du weißt ja recht gut, daß der Vater heut' Abend mit dem Dampfschiff kommt, und wir glaubten ganz bestimmt, das Du uns zur Landungsbrücke begleiten würdest.
Frau Nordahl. Nein, Anna! das werd' ich nicht.

Anna. Aber, beste Mutter! Ich bin überzeugt, daß Jedermann denken wird — — Doch da hör' ich Halfdan! Der wird Dich schon überreden.

Praktikant (kommt). Guten Abend Frau Nordahl! Meinen Glückwunsch zum heutigen Tag! Das Dampfschiff ist im Fjord; wir müssen uns sputen.

Anna. Denk' Dir, die Mutter will nicht mit uns nach der Landungsbrücke gehen.

Praktikant. Ach kommen Sie doch mit! Das wird einen guten Eindruck machen. — Ich kann mich übrigens wohl in Ihre Gefühle hineinversetzen. Indeß müssen Sie bedenken, daß es sich darum handelt, der Heimkehr Ihres Mannes ein so respektables, — so — so — milderndes Aussehen wie möglich zu geben. Kommen Sie nur, Frau Schwiegermutter!

Anna (nimmt ihren Hut). Ach ja, liebe, gute Mutter, laß Dich erbitten! Der Pastor kommt auch und begleitet —

Frau Nordahl (sie unterbrechend). Die Familie des Verbrechers.

Praktikant. Sehen Sie, Frau Nordahl, die Stellung Ihres Mannes in dieser Stadt wird kaum so prekär werden, wie Sie vermuthen. Denn, sehen Sie, in einer so kleinen Stadt wie diese, wo alle Menschen einander — wie man zu sagen pflegt — in- und auswendig kennen, wird es wenig Handelsleute geben — denen man nicht eine oder die andere etwas gewagte Benützung der Umstände nachsagen könnte. Und sehen Sie — diese gegenseitige Kenntniß von der allgemeinen Unvollkommenheit mildert gewissermaßen — —

Frau Nordahl. Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie je ein schlimmes Wort über mein Geschäft vernahmen?

Praktikant. Ueber Frau Nordahl's Nähanstalt? Nein; gewiß, verehrte Frau, darüber hört man nichts als Gutes und Rühmliches, aber — sehen Sie — Sie sind eine Dame; Sie sind, trotz Ihres ansehnlichen Umsatzes, nicht Mitglied von — was ich die hiesige Handelswelt nennen möchte; in dieser aber muß sich Ihr Mann seinen Platz wieder erobern — und ich glaube, er vermag es.

Frau Nordahl. Wenn Sie aber mit Ihrer Schilderung unserer Handelswelt Recht haben — scheint Ihnen denn ein Platz darin wirklich eine so große Eroberung?

Praktikant (verwirrt). Hm! — Lassen Sie uns nicht von der Sache abkommen Die Humanität der Gegenwart fordert Beistand und Stütze für den Unglücklichen, den die Gesellschaft strafen mußte. Und sehen wir nun sogar Fernerstehende einem solchen Manne entgegenkommen, wie vielmehr geziemt es uns, seinen Nächstangehörigen, in dieser rühmlichen Bestrebung voranzugehen! Sehen Sie zum Beispiel — (deutet zum Fenster hinaus) dort auf der Straße stehen drei unserer ersten Kaufleute. Ich weiß, daß sie beschlossen haben, wenn auch Herrn Nordahl just nicht zuerst zu grüßen, so doch seinen Gruß zu erwidern; und das find' ich hübsch — sehr hübsch von den Herren.

Frau Nordahl. Ich muß gestehen — immer mit Ihrer Schilderung des hiesigen Handelsstandes vor Augen — daß ich nicht finde, die Herren da drunten vergeben ihrer Ehre etwas, indem sie meinen Mann grüßen — wenn selbst zuerst.

Praktikant. Hm! Ja sehen Sie — Sie gehen um die Sache herum, Frau Nordahl. Uebrigens begreif' ich recht gut, wie Sie mit Ihrer seltenen — fast möcht' ich sagen übertriebenen Ehrlichkeit ein größeres Opfer bringen, als jene Herren. Aber dafür stehen Sie auch in einem ganz andern Verhältniß zu — zu dem Betreffenden.

Frau Nordahl (heftig). Wissen Sie aber auch, was das heißt? Welche Forderung Sie an mich als Frau stellen?

Praktikant (verblüfft). Sie erschrecken mich. Sollt' es Ihre Absicht sein, nicht einmal hier in Ihrem Hause Herrn Nordahl als Ihren Mann zu empfangen?

Anna. O nein, Mutter! das meinst Du gewiß nicht.

Frau Nordahl. Dies Haus ist mein; die Schuld meines Mannes ist bezahlt; kein Fremder hat hier etwas zu fordern. Unsere Gesetzgebung giebt meinem Mann ein Recht auf meinen Erwerb — mag er den nehmen! aber meinen guten Namen, meine ehrenhafte Stellung und meine eigene Person soll er in Frieden lassen! (näht eifrig weiter).

Anna (sich nähernd). Aber liebste Mutter, sagtest Du nicht selbst, die wahre Reue könne die Seele des Verbrechers reinigen und ihn wieder aufrichten?

Frau Nordahl (mild). Ja, mein Kind. Ein Mann kann sich von einem solchen Fall erheben; — und kehrt dein Vater als solch ein Reuiger zurück, dann steht ihm mein Haus offen und mein Herz.

Anna. Und glaubst Du nicht, daß er in dieser Zeit tief bereut hat?

Frau Nordahl. Du weißt, ich hörte auf, an ihn zu schreiben, weil mir schien — doch gleichviel! Wenn er heimkommt zu mir, direkt vom Zuchthaus — nein, nein, nein!

Anna. Mutter — Mutter!

Frau Nordahl (reicht ihr die Hand). Wenn ein Mensch lange Zeit all' seine Kräfte darauf wandte, einen einzelnen Fall zu ergründen und zu durchdenken, dann wird seine Ueberzeugung endlich zur wohlverschanzten Festung und die Worte werden zu scharfen Waffen. Darum ist meine Rede hart und verletzend; doch glaube mir, mein Kind, ich bedarf auch all' meiner Kraft für den bevorstehenden Kampf.

Praktikant (ernst). Liebe Schwiegermutter, ich muß gestehen, ich verstehe Sie nicht. Doch weiß ich zum Glück, das Ihr Herz mild ist, wie hart Ihre Worte auch zuweilen sind. Auf dies edle Herz setzen wir unser Vertrauen, und wir hoffen, daß es Sie recht leite. Komm' Anna — wir wollen deine Mutter jetzt allein lassen. (Indem er mit Anna durch die Ausgangsthür abgeht, begegnet er dem Pfarrer und flüstert ihm ein paar Worte ins Ohr).

Dritter Auftritt.

Frau Nordahl, der Pastor.

Pastor. Guten Abend, Frau Nordahl! Auf meinem Weg nach der Landungsbrücke wollte ich ein wenig bei Ihnen vorsprechen an diesem Tage, der ja reich für Sie an tiefen, ergreifenden Eindrücken sein muß. Ihr Schwiegersohn sagte mir soeben, daß Sie nicht mitkommen wollen —?

Frau Nordahl (schüttelt verneinend das Haupt und näht weiter).

Pastor (bedächtig). Nun wohl, Frau Nordahl! Es wäre mir zwar lieber gewesen, wofern Sie sich überwunden hätten zu diesem Empfang — sozusagen vor den Augen der Gemeinde; doch will ich in dieser Hinsicht nicht weiter in Sie dringen. Ich kann mir ja vorstellen, daß Sie in diesem Augenblick der Erwartung nicht ganz das nöthige Gleichgewicht des Gemüthes besitzen. Es wird Ihrem — vielleicht etwas strengen Sinne schwer fallen, Ihren Ehegatten mit jener völligen Vergebung, Zärtlichkeit und Schonung aufzunehmen, wie es uns geziemt, einen gefallenen Bruder auf den rechten Weg zu führen —

Frau Nordahl. Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche, Herr Pastor! Doch — nicht wahr? — Sie wissen, daß ich im Allgemeinen nicht ohne reifliche Ueberlegung handle?

Pastor. Das weiß ich.

Frau Nordahl. Und daß ich im Stande bin, eine ernste Sache gründlich zu erwägen?

Pastor. Jeder, der Sie kennt, muß Ihren Verstand und Ihre Urtheilskraft bewundern.

Frau Nordahl. Wenn ich also einen Beschluß gefaßt habe in einer ernsten Sache — einer Sache, die im allereigentlichsten Sinne meine Lebenssache ist —

glauben Sie dann nicht, Herr Pastor, daß ich ein gewisses Recht habe, meinen eigenen Weg zu gehen?

Pastor. Ach, beste Frau! Wie oft sind nicht die Wege der Menschen thöricht, selbst wenn Alles noch so wohl erwogen scheint! Wie oft täuschen wir uns selber, wenn wir auf unsern natürlichen Verstand bauen; wie sehr bedürfen wir Alle Rath und Ermahn —

Frau Nordahl (fällt ihm ins Wort). Kennen Sie das Sprichwort: Ein Narr ist klüger in seinem eigenen Haus als ein kluger Mann in dem eines andern?

Pastor. Das Sprichwort kenn' ich nicht; aber wohl fühl' ich den Stachel in ihren Worten. Doch kein Fremder ist's, der sich in Ihr Haus drängt; nicht unberechtigt komm' ich zu Ihnen: ich stehe hier als der Priester des Ortes, als Ihr Seelsorger!

Frau Nordahl. In einem so ernsten Augenblick, wie dieser, kann es Ihnen wohl nicht beifallen, irgend ein persönliches Vormundschaftsrecht über mein Seelenleben geltend zu machen — einzig und allein aus dem Grunde, weil die Regierung Ihnen just in dieser Gegend Ihren Lebensunterhalt anwies.

Pastor (sich bezwingend). Ich kenne Ihre trotzige Gesinnung gegen die Staatskirche; aber Sie mißverstehen mich. Nicht eindrängen will ich mich in Ihr Vertrauen; ich — Doch (deutet zum Fenster hinaus) dort kommt er! Man grüßt ihn — wie erhebend! O, Frau Nordahl! konnten Sie einen Augenblick Ihr Herz gegen ihn verschließen, so lassen Sie sich jetzt erweichen! — Ich will ihm entgegengehn; die Gemeinde soll ihren Seelsorger in Dessen Fußstapfen treten sehen, der mit Zöllnern und Sündern bei Tische saß. (ab durch die Thür im Hintergrund).

Vierter Auftritt.

Frau Nordahl, Jungfer Hansen und mehrere Nähmädchen.

Mehrere Nähmädchen (kommen von rechts und gehen durch die Ausgangsthür ab, indem sie grüßen). Gute Nacht, Frau Nordahl!

Jungfer Hansen (die zuletzt auftritt). Gute Nacht, Frau Nordahl! Sollen wir morgen zur gewöhnlichen Zeit kommen?

Frau Nordahl Gewiß. Sie erhielten doch die neue Bestellung? Können Sie bis zum 15. fertig werden?

Jungfer Hansen. Ja, mit einer kleinen Beihülfe; und wenn Sie selbst Zeit finden —?

Frau Nordahl. Ich werde das Zuschneiden besorgen — sorgen Sie nur für die nöthige Hülfe!

Jungfer Hansen, Jawohl, Frau Nordahl! Also morgen früh um sechs.

Frau Nordahl. Ja — wie gewöhnlich! Gute Nacht!

(Jungfer Hansen ab. Pause. Frau Nordahl erhebt sich und blickt gespannt nach der Thür.)

Fünfter Auftritt.

Frau Nordahl. Harald Nordahl.

Nordahl (tritt hastig auf und stürzt mit ausgebreiteten Armen seiner Frau entgegen). O Marie! Endlich hab' ich dich wieder.

Frau Nordahl (weicht mit einem Ausdruck der Enttäuschung zurück)

Nordahl, Marie! Wie nimmst du mich auf? Hat Anna also doch recht gesehen? (blickt sie forschend an). Du, Du willst die Einzige sein, die voll Härte mich in den Staub tritt, während die Andern — fast wetteifern, mir die Hand in meinem Elend zu reichen; sowohl der Pastor, als auch der Bürgermeister und unser Schwiegersohn, ja, Konsul Hessel sogar — einer von denen —

Frau Nordahl. Deren Namen Du unterschriebst.

Nordahl (gereizt). Daß Du das Herz hast, Steine auf meine Bürde zu häufen!

Frau Nordahl. Vom Zuchthaus her und gleich zu mir!

Nordahl (mit steigender Heftigkeit) Wohin sollte ich mich wenden? Bei wem durfte ich Trost erwarten, wenn nicht bei Der, die durch heilige Bande an mich geknüpft ist! Mein Verbrechen war groß -- ich weiß. Doch glaube mir, in Deinen Augen sieht es noch größer, noch häßlicher aus, als es war; denn Du verstehst Dich auf diese Dinge nicht; Du weißt nicht, wie haarfein die Grenze ist, welche das Strafbare von dem scheidet, was ein Kaufmann mit Benutzung der Umstände sich zu seinen Gunsten erlauben darf. So fein ist diese Grenze, daß, ist man erst einmal an sie herangekommen, man kaum den Punkt bemerkt, wo man sie überschritt. Und wird man endlich gewahr, daß man darüber hinaus kam, dann geht's unaufhaltsam zu — immer weiter abwärts. Darum ärgerte ich mich in meinem stillen Sinn, daß die Herren da drunten (deutet zum Fenster hinaus) mich mit so großer Herablassung grüßten Denn ich kenne sie; ich kenne diese noble Kunst, ein ehrlicher Mann zu sein! Ein wenig vorsichtiger, ein bischen schlauer sind sie; aber weiß Gott, ob sie viel besser sind als ich!

Frau Nordahl (ruhig). Du kennst Jemand, in dem nicht Falsch noch Unredlichkeit ist, der Dein wahres Wohl will, der Dir helfen und Dich bessern wird — wofern Du auf die rechte Weise kommst.

Nordahl (setzt sich). Ach ja! Das hört' ich oft genug vom Gefängnißprediger. Du meinst unsern Herrgott.

Frau Nordahl. Ich meine Dein Weib.

Nordahl. Aber Du wagst mich ja gar nicht anzurühren.

Frau Nordahl. Du kommst nicht auf die rechte Weise.

(Pause. Nordahl versucht, sie anzusehen, schlägt aber die Augen nieder.)

Frau Nordahl. Hör' mich an. Du sagst, ich verstehe mich nicht aufs Handelswesen. Als ich Dich heirathete, verstand ich von diesen Dingen nichts — darin hast Du Recht. Ich war ja, wie die Frauen hier zu Lande, in völliger Unwissenheit über das praktische Leben erzogen. Ich kannte nur eins: einen so großen Abscheu vor Unehrlichkeit, daß, würdest Du Dein Verbrechen im Schlafe verrathen haben — glaube mir, ich hätte mich zur Polizei geschlichen und Dich im eigenen Bette greifen lassen. Doch Du verriethest Dich nicht. Nicht einmal im Traume fiel es Dir ein, daß Deine Frau, die Du sorglos in einem Schein von Reichthum leben ließest, ein Verlangen haben könnte, Deine wahre Lage zu kennen — geschweige, daß Du darauf verfielst, Rath und Hilfe bei ihr zu suchen. Hättest Du damals auch nur einen Begriff gehabt von der Stellung, die Deiner Frau gebührte, so wär' es nie gekommen, wie es kam. Denn — jetzt hab' ich mir die mangelnden Kenntnisse angeeignet; jetzt zähl' ich selbst mit zur Kaufmannschaft; mein Geschäft ist größer als das Deinige zu seiner besten Zeit, mein Kredit ist gut und meine Verbindungen sind solid. Vorgestern — mit Willen that ich's nicht eher — ist der letzte Rest Deiner Schuld abbezahlt worden, und, was das Wichtigste: nicht der kleinste Fleck ist meinem Geschäfte nachzuweisen vom ersten Tage bis heute.

Nordahl. Das weiß Jeder der Dich kennt, Marie!

Frau Nordahl. Wohlan! Scheint Dir nun — rein geschäftlich gesprochen — es sei ganz in der Ordnung, daß Du direkt vom Zuchthause in meine Firma eintrittst als natürlicher Compagnon — glaubst Du wirklich, das fordern zu können?

Nordahl (das Haupt senkend.) Nein — aber —

Frau Nordahl. Kannst Du Dir nicht auch denken, wie schmerzlich es für Deine Frau sein muß, Dich von Deiner Strafe zurückkehren zu sehen, ohne daß Du etwas anderes lerntest als das Eine: die Kunst ehrlich zu sein, bestehe nur in etwas mehr Schlauheit und Vorsichtigkeit —?

Nordahl. Ja, ja, Marie! Du hast recht.

Frau Nordahl. Und was sollte aus den Kindern werden, die aufwachsen bei einem Vater mit solcher Vergangenheit und mit solchen Grundsätzen?

Nordahl (verzweiflungsvoll.) Nein, nein! das darf nicht geschehen! Nicht die Kinder! Rathe mir, hilf mir — liebe Frau!

Frau Nordahl. Ja, ich will Dir helfen, Du armer Mann! Du sollst noch dahin kommen, Deinen Kindern in's Auge sehen zu können; denn jetzt entdeckte ich eine Spur von meinem alten Harald. (Naht sich ihm mit ausgestreckten Händen. In demselben Augenblick geht die Thür auf, und der Pastor tritt ein, gefolgt von dem neuen Brautpaar.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, der Pastor, Anna, der Praktikant.

Pastor (salbungsvoll.) Wir konnten dem Drang unseres Herzens nicht länger widerstehen, unsere Freude einzumischen in das Entzücken dieser gesegneten Stunde des Wiedersehens.

Frau Nordahl (zurücktretend.) Herr Pastor! mein Haus ist meine Burg!

Pastor. Wie, sollte das Unmögliche dennoch möglich sein? (zu Nordahl.) Ihre Frau ist also nicht —?

Nordahl (unsicher.) Herr Pastor, meine Frau hat Recht.

Pastor. Ist es möglich? Dieser arme, gefallene Bruder kommt in der Hoffnung auf Liebe und Nachsicht; Freunde, ja Feinde schaaren sich um ihn, begierig, ihm ihre Theilnahme zu zeigen — doch die Einzige, der gegenüber er nach göttlichen und menschlichen Gesetzen ein Recht hat, Alles zu fordern — sie allein empfängt ihn mit Vorwürfen, mit harten Worten!

Anna (nähert sich Frau Nordahl.) O Mutter! Kannst Du ihm nicht vergeben?

Praktikant (flüstert Anna zu.) Glaubst Du nicht, die Nähe der Kinder würde sie versöhnen?

Anna (halblaut zu Frau Nordahl). Darf ich Otto rufen?

Frau Nordahl (schüttelt verneinend das Haupt.)

Pastor. Wie! Darf man einem Vater verweigern, seine eigenen Kinder zu sehen?

Nordahl (unwillkürlich). O ja — die Kinder!

Frau Nordahl (sinkt in den Stuhl). Ach! jetzt nehmen sie mir ihn wieder, Stück um Stück!

Pastor (gebieterisch). Wahrlich, ich fürchte dies harte Weib nicht! Es giebt Etwas, das über Vater und Mutter steht: ich fühle die Kraft meines Berufes in mir! ruft hinein in das Kinderzimmer). Komm herein Otto! Dein Vater ist heimgekommen!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Otto.

Frau Nordahl (erhebt sich bei Otto's Eintreten.) Komm her Otto! (Otto geht zu ihr). Bleib' bei Deiner Mutter!

Pastor (heftig). Hüten Sie sich, Frau Nordahl! Sie säen Zwietracht in die innigsten Verhältnisse. Sie tödten die kindliche Pietät unser letztes Bollwerk gegen den Ansturm dieser bösen Zeiten. Darum sag' ich zu diesem jungen Menschen: Siehe, hier steht Dein Vater, dem Du — trotz Allem — Achtung und Liebe schuldig bist. Siehe, er befiehlt nicht, — er bittet, — er sehnt sich so inbrünstig, Dich an sein Vaterherz zu drücken!

Otto (steht unentschlossen; der Praktikant macht ihm Zeichen, daß er zu seinem Vater gehen soll; Nordahl streckt die Hand aus — da geht Otto ein paar Schritte auf ihn zu).

Frau Nordahl (sinkt in diesem Anblick im Stuhl zusammen und schlägt die Hände vor's Gesicht) Allein!

Pastor (feierlich). Endlich mußte auch dieses widerspenstige Herz sich beugen! (tritt vor sie hin). Ja, Frau Nordahl — allein! Fürwahr, dies ist das Wort, das entsetzliche Wort, welches den niederschmettert, der die Wege der Selbstgefälligkeit wandelt! Ach, meine Freunde! Das menschliche Geschlecht ist schwach!

Frau Nordahl (fährt heftig empor). Lüge — Priester! So schwach sind die Menschen nicht; aber Ihr und Euresgleichen wollt sie dazu machen. — Gälte es, ein Mittel zu erfinden, um den Willen bei jeder Versuchung zu lähmen, man könnte kein sicheres Mittel ausdenken, als dieses: beständig dem Menschen vorzuwimmern: „Ach, wir sind alle so schwach!" Durch die Verdrehung einer schönen Lehre baut man eine Brücke von dem auftauchenden Gelüste hinüber zum Verbrechen selbst. Und auf demselben Wege führt man dann den Verbrecher zurück durch halbe Reue zu einer halb-ehrlichen Gesellschaft. Darum ist die Kluft zwischen einem ehrlichen Mann und einem Schwindler fast ausgefüllt in unserer öffentlichen Moral, und die Leute glauben, nur eine haarfeine Grenze sei es, die dazwischen liegt. Nein, so ist es nicht! Charakterschwäche, die Verbrechen zur Folge hat, wie das meines Mannes, ist nur ein trauriger Beweis dafür, wie eine schlaffe Nachsichtsmoral vermag, die besten Anlagen zu Grunde zu richten.

(Der Pastor, Anna und ihr Verlobter sind zurückgetreten; Otto steht hinter Frau Nordahl, seinem Vater gegenüber).

Frau Nordahl (halblaut). Doch noch ist nicht Alles verloren, ich sah einen Schimmer von Hoffnung. Noch vermag die Reue — (indem sie sich plötzlich gegen Nordahl wendet, fährt sie mit veränderter Stimme fort): Denn Du hast nicht bereut! — Hättest Du bereut in Kummer und Scham, dann wär ich die Letzte, die Du aufgesucht. In den fernsten Erdenwinkel hättest Du Dich verkrochen, froh, im Verborgenen für Diejenigen arbeiten zu dürfen, die Du so grausam betrogen. Und wenn Du dann Dich so elend gefühlt, daß Du an Deine unschuldigen Kinder, an Dein rechtschaffenes Weib nicht hättest denken können, ohne zu erröthen; wenn Du fast nicht gewagt hättest, mir zu schicken, was Du Dir mit Müh und Schweiß verdientest — dann! — dann hätt' ich meine kleine Schaar um mich gesammelt und wäre fortgeeilt über See und Land, zu Dir — zu Dir, Du geliebter Mann! Denn ich liebe Dich noch mit aller Zärtlichkeit wie einst: ich liebe Dich mit der unerschütterlichen Treue der Gattin, ja mit der liebevollen Sorge der Mutter für ihr armes, verirrtes Kind. So ist meine Liebe! — Und darum kämpf' ich diesen harten Kampf für Dich, kämpfe dafür, daß Du Dich selbst wiederfindest; denn ich bin noch etwas mehr als Deine Gattin vor dem Gesetz — ich bin Dein einziger, aufrichtiger, unerschrockener Freund!

Nordahl (macht einen Schritt nach der Ausgangsthür). Marie! Jetzt versteh' ich Dich. — Ich danke Dir!

Frau Nordahl (ihm entgegengehend). Ich hab' ihn wiedergewonnen! (mit ausgebreiteten Armen): Mein einzig geliebter, theurer Mann!

Nordahl (vor ihr niederknieend). Vergieb, vergieb!

Frau Nordahl beugt sich zu ihm nieder und legt ihm die Hand aufs Haupt). Ich vergebe Dir und segne Dich! Ich gebe Dir mit — die Liebe Deiner Kinder und Deiner Gattin. Sie umgebe Dich, wo Du immer weilst; sie umwehe Dich wie eine reine Luft; sie trage Dich über Abgründe und gebe Dir Frieden in Deiner letzten Stunde, wenn sie schlagen sollte, bevor wir uns wiedersehen!

Nordahl (gegen die Thür gehend). Leb' wohl, Marie! Lebt Alle wohl!

Alle (murmeln). Leb' wohl, leb' wohl! (Die Kinder weinen).

Frau Nordahl. Leb' wohl! — Bald sehen wir uns wieder! (da Nordahl sich der Ausgangsthür zuwendet, ruft sie ihm halblaut nach): Harald, willst Du nicht durch das Kinderzimmer gehen? (Nordahl sendet ihr einen dankbaren Blick und geht rasch ab nach links).

Otto (Frau Nordahl hastig bei der Hand fassend). Mutter, Mutter! Soll er denn jetzt wieder von uns reisen?

Frau Nordahl (streicht ihm übers Haar). Nein, mein Junge! Jetzt ist Dein Vater auf dem Heimwege.

Der Vorhang fällt.

Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 11. Berlin, den 16. April 1890. I. Jahrgang.

Das Jahrhundert der Naturwissenschaft.

Von Ferdinand Simon.

Die Naturforschung und die Gesammtwissenschaft.

Die moderne Wissenschaft ist im Gegensatz zur dogmatischen Psychologie früherer Zeit zu der Erkenntniß gelangt, daß das sogenannte Seelenleben des Menschen zum größten und wahrscheinlich auch maßgebendsten Theile unterhalb der Schwelle unseres Bewußtseins verläuft; daß unsere bewußten psychischen Vorgänge nur die Schaumflocken der Brandung sind, welche der weite Ocean unseres unbewußten Seelenlebens auf den Strand unseres bewußten Fühlens und Denkens schleudert. So verhält es sich auch mit dem Gesammtgeistesleben einer Epoche. Das Bewußtsein des sozialen Körpers, d. h. seine Wissenschaft, wird in seiner ganzen Richtung und Breite auf das Zwingendste beherrscht von all den treibenden Kräften, welche auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit entstehen und zur Action gelangen. Anstatt die Gesammtwissenschaft wie ein in der Fläche ausgebreitetes, leicht übersichtliches Netzwerk aufzufassen, hat man sich vielmehr vorzustellen, daß jenes Maschennetz tausend und abertausend Fäden in die Tiefen des sozialen Gesammtlebens senkt, auf denen tausend mal tausend Impulse heimlich hinauf- und heruntersteigen. Es liegt auf der Hand, daß angesichts eines so unendlich complicirten Verhältnisses es entweder eine naive Unerfahrenheit oder eine directe Fälschung bedeuten würde, wollte man die Geistesarbeit eines Zeitalters in ein logisch verknüpftes und abgeschlossenes System bringen, — ein Fehler, den die Historiker der Wissenschaften, zumal der Philosophie, oft genug begangen haben. Andrerseits ist das schöne Wort „Zufall“, wie überall in der Forschung, so auch hier zu verwerfen, denn es besagt schließlich nichts, als eine endgültige Verzweiflung an dem eigenen Erkenntnißvermögen.

Mit dieser Reservatio mentalis geben wir das folgende grobumrissene Geistesportrait unseres Zeitalters, des Zeitalters der Naturforschung.

Man spricht heut allenthalben von naturwissenschaftlicher Methode, und man hat oft die Analyse, die Zergliederung des zunächst sinnlich gegebenen Objectes in seine einfacheren Bestandtheile, als die naturwissenschaftliche Methode schlechthin bezeichnet. Obwohl nun zugestanden werden muß, daß gerade sie eine hervorragende Anwendung in den Naturwissenschaften gefunden, und nur auf dem Fundament des von ihr gelieferten Materials die Erkenntniß der Naturgesetze sich aufbauen konnte, so ist doch ohne Weiteres klar, daß das Eingraben in das Detail der Thatsachen allein nie auf jene hohe, weltweite Warte allumfassender Gesichtspunkte geführt hätte, von der die moderne Naturforschung den großen Proceß des Werdens und Vergehens überschaut. Selbst diejenigen Naturwissenschaften, die von der Analyse den ausgedehntesten Gebrauch machen, wie die Physik und Chemie, haben ihre Fundamentalgesetze nur mit Hülfe der Synthese gewinnen können, welche aus dem verwirrenden Chaos der Einzelthatsachen das allen Gemeinsame aussonderte und zum Allgemeingültigen erhob. Man muß daher der letzteren Methode das Prädicat: naturwissenschaftlich in ganz demselben Maaße wie der Analyse zuerkennen.

Es leuchtet von selbst ein, daß beide Methoden so außerordentlich fruchtbar nur in der Hand von Männern sein konnten, deren intellectueller Charakter sich ebensosehr durch ein unbegrenztes Mißtrauen gegen alle überlieferten „Grundwahrheiten“, als durch eine unbegrenzte Liebe zur Wirklichkeit auszeichnete. Diese beiden Eigenschaften sind in der That als die markantesten Züge in der Physiognomie des „naturwissenschaftlichen Geistes“ zu betrachten.

Eigenartig wie sein Charaktertypus, ist ihm eigenthümlich auch die Art, wie er begreift. Man könnte dieselbe kurzweg als das Denken in Zusammenhängen, in Abhängigkeiten bezeichnen. Er kennt kein isolirtes, nur auf sich selbst ruhendes, in sich geschlossenes Sein. Ueberall, wo ihm der Anschein einer solchen Selbständigkeit entgegentritt, spürt er den verborgenen Fasern nach, mit denen der Gegenstand seiner Untersuchung unsichtbar in den Kreislauf der Dinge gebunden ist. Die anschaulichste Illustration für die Eigenart naturwissenschaftlichen Erkennens bildet die Descendenztheorie, die Lehre der Abstammung all der unendlich mannigfaltigen Formen der Lebewesen von wenigen, vielleicht einer Urform, wie sie durch den Darwinismus ihre wissenschaftliche Begründung erhielt. Der naturwissenschaftliche Kopf sieht jedes Object im Fluß der Gesammtheit, er trachtet seine Zusammenhänge mit anderen Phänomenen aufzudecken und sucht seine besonderen Eigenschaften aus den Bedingungen seiner Existenz herzuleiten und zu verstehen.

Diese Grundtendenz der Naturforschung mußte schließlich auch die bisherige Stellung des Menschen zur Natur definitiv erschüttern. Die Kirchenlehre, daß die gesammte Welt eigens zum besonderen Gebrauch des Menschen geschaffen sei, daß kraft eines göttlichen Privilegiums der Mensch eine Sonderstellung in ihr inne habe, wie etwa die Aristokratie in einem Klassenstaat, und gleich ihr der Gesetze spotten könne, denen alle übrigen Wesen bedingungslos unterworfen sind, — sie fiel dahin für alle Zeiten. Während so der Kindertraum von der Weltsouveränität des Menschen sich in sein Nichts auflöst, wächst gleichzeitig mit der zunehmenden Naturerkenntniß von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr seine reale Macht über die Natur; und sie wächst umsomehr, je mehr er sich selbst mit seinem Denken und Handeln in den großen Strom alles Geschehens hineinversetzt. So ereignet sich das merkwürdige Schauspiel, daß in demselben Augenblick, da der Mensch einsieht, die Welt sei nicht allein und besonders für ihn geschaffen, er auch die Mittel entdeckt, sie für seine Bedürfnisse auszunützen und umzuschaffen.

Das ist in Kürze die specifische Signatur der modernen Weltanschauung, wie ihr die Naturforschung Fundament und Form verlieh, und wir werden ihr, allein für sich oder neben der Methodik der Naturwissenschaft, auf den verschiedensten Gebieten moderner geistiger Production wieder begegnen. —

Früher ein bloßes Dogmengebäude, das mit dem augenblicklich herrschenden philosophischen System stand und fiel, wurde bekanntlich die Medicin erst in unserem Jahrhundert zur Wissenschaft, seitdem sie bewußt Naturwissenschaft wurde. Weniger bekannt ist, daß speciell Eine medicinische Disciplin, die Psychiatrie, in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch völlig in einem mystischen, theologisch-moralischen Köhlerglauben befangen war, und Autoritäten wie Heinroth, Ideler u. A. dementsprechend die Geisteskranken durch Gebet und ähnliche geschmackvolle Mittel zu heilen versuchten. Keine Wissenschaft hat eine so tiefgreifende Revolution durch die naturwissenschaftliche Methode in einem so kurzen Zeitraum erlitten, wie die Irrenheilkunde, diese vermeintliche Geisteswissenschaft par excellence.

Die Fortschritte der modernen Psychiatrie haben ihrerseits in den letzten Jahren einen Gährungskeim in die denkenden Köpfe der juristischen Welt geworfen. Die Lehre der unbedingten persönlichen Verantwortlichkeit, der absoluten Willensfreiheit, welche in naiv-bestialer Consequenz die Geschichte des Christenthums beherrscht, beginnt in den Kreisen jener ihrer auserlesenen Gläubigen mehr und mehr ihre axiomatische Felsengewißheit zu verlieren. Es ist schon viel erreicht, daß die Frage, ob es eine angeborene, morphologisch definirbare Anlage zum Verbrecherthum giebt, wie eine solche z. B. für das Irresein oder die Tuberculose nachgewiesen ist, überhaupt zur Discussion gestellt wurde. Der Sieg dieser Idee über kurz oder lang ist zweifellos; und welche höhere Blüthe humanen Denkens und Handelns, welche folgenschweren practischen Reformen für die Gesundung unseres ganzen Volkslebens daraus erstehen werden, — das vermögen wir heute erst freudig zu ahnen.

Weit früher, schon seit Quetelet, ist die Criminalität des gesammten sozialen Körpers Object naturwissenschaftlicher Anschauung geworden. Es ist die eherne Beharrlichkeit eines Naturgesetzes, welche sich in der wunderbaren Constanz der Criminalität eines ganzen Volkes ausspricht; und sie muß wahrhaft verblüffend auf Jeden wirken, dem es einigermaßen klar geworden, daß er hier der Resultante einer Unendlichkeit von Kräften gegenübersteht, deren weitaus meiste vielleicht niemals dem Menschengeist sich in völliger Nacktheit entschleiern werden. Und wie die Hirnphysiologie seit lange unsere „seelischen" Leistungen als abhängig vom Zustand des Gesammtorganismus erkannt hat, so haben unsere Criminalstatistiker ein gleiches Verhältniß von frappirender Aenlichkeit entdeckt, zwischen der Häufigkeit und der Art der Verbrechen einerseits, und dem Ausfall der Ernten, dem Alkoholconsum, den Kriegen 2c. andrerseits. Kurz, das höchste Erzeugniß des Menschengeistes, die Moral eines Volkes, hat sich schon dem ersten ernstlichen Vorstoß unsrer Forschung als das gesetzmäßige Product materieller Factoren, also als Gegenstand einer Disciplin offenbart, die nur mit der Denkweise des Naturforschers ein greifbares Erkenntnißbild gestalten kann.

Wie nicht anders zu erwarten, muß die angedeutete Umwälzung, welche die Wissenschaften der ethischen Geistessphäre betroffen, auch die gesammte Psychologie in ihr Bereich ziehen. Characteristisch genug ist es schon, daß die Psychophysik, das Grenzgebiet zwischen Psychologie und Naturwissenschaft, in den letzten Decennien zu einem selbstständigen Wissenschaftszweig ausgewachsen ist. Aber auch die Psychologie im engeren Sinne beginnt von Grund aus umgestaltet zu werden. Die fruchtbaren, vorwärts bohrenden Geister auch dieser Wissenschaft verhehlen sich nicht länger, daß ihre Vorgänger durch Jahrhunderte von einem vorgefaßten, kritiklosen Glauben an scheinbar unerschütterliche Axiome und Grundbegriffe, von der vermeintlichen Solidität der mathematischen, an der Nase im Kreise umhergeführt worden sind. Das Mißtrauen gegen alle „Erkenntnisse" a priori, diese echt naturwissenschaftliche Skepsis, inficirt mehr und mehr alle zur Ketzerei nur irgendwie beanlagten Gemüther. Man erkennt, daß man bisher, so lange es eine Psychologie gab, das

Werkzeug seines Werkzeuges — der Sprache — gewesen ist, und staunend greift sich an den Kopf, wer glücklicher Besitzer eines solchen ist.

Die traditionelle speculative Psychologie nahm die in der Sprache festgelegten, naiven psychologischen Begriffe des Volkes (wie Seele, Ich, Fühlen, Wollen, Denken u. a. m.) für ebenso viele seelische Realitäten, für ebenso viele qualitative Einheiten und führte aus diesem Material die Gebäude ihrer verschiedenen Systeme auf. So war die bisherige Schulpsychologie nichts, als eine mit dem Wasser der Abstraction verdünnte Volkspsychologie — also keine Wissenschaft. Nunmehr gilt es, diese überkommenen rostigen Begriffsfesseln der Sprache zu zerbrechen, die Unsumme der in ihr verborgenen Kindervorurtheile und Kinderdogmen durch das große Sieb der Realkritik zu schütten, das Korn des wirklich Realen von der Spreu des Geglaubten zu sondern. Der Weg, der hier zurückführt in die Welt der Wirklichkeit, ist gegeben durch die Psychologie der Thiere, durch die Beobachtung ihres Lebens und ihrer Lebensbedingungen. Bis in das tiefste Fundament des bisher für wahr Gehaltnen wird dadurch jene Umwälzung hinabreichen, bis auf die vermeintliche Grundthatsache des Dualismus alles Lebendigen, bis auf das Dogma der Coexistenz von Geist und Körper. So wird die Psychologie einerseits zu einer Paralleldisciplin der vergleichenden Anatomie, mit derselben Methode wie diese: der vorurtheislosen, nüchternen Beschreibung der gegebenen Einzelwesen, ihrer Vergleichung und der schließlich darauf errichteten, das Ganze krönenden Synthese. Andrerseits muß sie ebenso analog der Physiologie verfahren, d. h. eine Analyse der scheinbaren seelischen Elemente erstreben. Mit diesen Mitteln wird die heut heraufwachsende moderne Psychologie eine Entwicklungsgeschichte jener Lebenserscheinungen auf der Erde entrollen, welche man kurzweg unter dem irreführenden Sammelbegriff „Seele" bisher zusammenfaßte, gleichwie die vergleichende Anatomie eine Entwicklungsgeschichte der Körperformen geliefert hat. Denn nur so kann sie zu einem exacten Verständniß der psychischen Vorgänge des Menschen gelangen, des Endgliedes jener aus dem Abgrund der Vorwelt heraufführenden Kette.

Die letzten Perioden im Entwickelungsgang der menschlichen Psyche seit der Erfindung der Schriftsprache sind bereits das Object der vergleichenden Sprachforschung, der wissenschaftlichen Philologie geworden, welche sich auch derselben durchaus naturwissenschaftlichen Methode, der Analyse, der Vergleichung, der Synthese bedient, wie sie in der vergleichenden Anatomie schon seit dem Anfang des Jahrhunderts eine so ungemein fruchtbare Anwendung gefunden hat. Durch die Resultate ihrer solchermaßen geführten Untersuchungen wirft die vergleichende Sprachforschung einen immer gewaltigeren Lichtkegel in jene dunkeln Zeiten des Menschengeschlechts, von denen keine Geschichtsurkunde redet. Indem sie aus dem Grade der Sprachverwandschaft zweier Völker Schlüsse auf den Grad ihrer Blutverwandschaft gestattet, wird sie sogar selbst zu einem Zweige der Anthropologie, also einer Naturwissenschaft; und diese verdankt ihr schon manche hochbedeutsamen Aufklärungen über das Verhältniß der Racen und Nationen zu einander, über ihre Heimath und ihre Wanderungen. Die Sprache selbst, diese specifische Lebensäußerung der Thierspecies „Mensch", in ihren organischen Zusammenhängen mit all den übrigen Lebensphänomenen zu begreifen, das ist die große Aufgabe, welche einer modernen Psychologie, einer modernen Philologie und der Naturwissenschaft gemeinsam zu lösen vorbehalten ist.

Ein Specialgebiet der Entwicklungsgeschichte des Menschengeistes fällt der kaum geborenen Religionswissenschaft zu. Während die alte Theologie den Menschen als das Geschöpf Gottes darstellte, zeigt umgekehrt dieser neue Forschungszweig Gott als das Geschöpf des Menschen; es handelt sich hier nun darum, den Werdeproceß dieses ebenso merkwürdigen als folgeschweren Productes der menschlichen Vernunft aus seinen Bedingungen heraus zu verstehen, und gleich weit erhaben über der

Leidenschaftlichkeit des Orthodoxen, wie des Voltairianers, die Functionen zu studiren, welche dasselbe in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft zu verrichten hatte, ganz ähnlich wie der Physiologe die Leistungen der von der Leber abgesonderten Galle für den Haushalt des Gesammtorganismus der Beobachtung unterzieht. Das Nämliche gilt von der Entstehung und der Bedeutung der Religionen überhaupt, deren Geschichte vom Standpunkt der modernen Psychiatrie in den absonderlichsten und überraschendsten Lichteffecten erscheint und uns damit zu der tröstenden und versöhnenden Erkenntniß emporhebt: daß auch die als krankhaft bezeichneten Zustände unsrer Psyche, diese scheinbare Zweckwidrigkeit in der Menschennatur, ein Culturelement von fundamentaler Wichtigkeit werden können und geworden sind.

'Raus!

„Unter einem widerwärtigen Tumult, mehr einem Lärm, den die armselige dramatische Mißgeburt auch nicht im Entferntesten verdiente, wurde am Ostermontag in der Freien Bühne „Die Familie Selicke" abgelehnt. Als völlig ungerufen . . . die beiden Verfasser auf der Bühne erschienen, klang ihnen ein hundertstimmiges „'raus!!" entgegen. Auch wortreichere, aber keineswegs schmeichelhaftere Zurufe drangen durch die betäubende akustische Rauferei, zwischen Zischen, Applaus und Bravogedröhn. Diese ohrverletzenden, fanatischen Massenkämpfe bilden die unleidlichste Errungenschaft der Freien Bühne. . . . Holz und Schlaf haben mit einer Erzählung vielen Erfolg gehabt — vielleicht blüht ihnen auf dem Gebiete des Romans der Lorbeer, den die Bühne ihnen ein für alle Mal versagen muß."

Also zu lesen im Berliner Courier, am 9. April.

Der Verfasser des Berichts, Herr Landau, ist als ein ebenso wohlwollender, wie ausdauernder Förderer des Berliner Theaterlebens bekannt; er trifft gut, in naivem Mitempfinden, die Instinkte eines zahlungsfähigen Publikums, und seine Referate zu lesen, ist darum stets lehrreich: man erfährt aus ihnen, wie der Durchschnitt der Theaterbesucher geurtheilt hat. Wechselnd, wie die Meinung jenes Durchschnitts, ist darum sein Verhalten gegenüber den Darbietungen der Freien Bühne gewesen: von grausem Entsetzen, bis zu ehrlicher Bewunderung hat er die ganze Scala durchlaufen. Und wenn er gegenwärtig wieder auf den Gefrierpunkt angelangt ist, so bin ich weit entfernt, Entrüstung mit antikritischer Entrüstung hier vergelten zu wollen; seine Urtheile bleiben mir unter allen Umständen „documents humains", von weitgeschichtlichem Interesse.

Herr Landau also und die hinter ihm stehen, sind entsetzt; und sie machen ihren Gefühlen Luft, indem sie den Autoren zurufen, aus hundert Kehlen: 'Raus! Was mich betrifft, so habe ich diesen hundertstimmigen Empörungsschrei freilich nicht vernommen, und ich habe doch, Gott sei Dank, gute Ohren; wenn ich recht berichtet bin, reducirt sich die Zahl dieser Schreier auf drei oder vier. Aber nehmen wir einmal an, es hätten wirklich ein volles Hundert Hörer ihr aesthetisches Urtheil in dem Wunsche nach Exmission der Missethäter gipfeln lassen — was folgt daraus?

Zwei junge Schriftsteller, die für die Bühne bisher noch nicht gearbeitet, — wie man ja wohl zu sagen pflegt — suchen sich einen Weg abseits von aller Theaterroutine, abseits von Convention und den überlieferten Kunstregeln. Sie gehen diesen Weg — gleichviel ob er nun ein Irrweg sei oder ein Pfad zum Heile — mit der ehrlichsten Consequenz, mit dem Muth der Ueberzeugung und — vor allem — mit Talent; und was antwortet ihnen eine Anzahl Vertreter der Berliner Intelligenz? 'Raus, 'raus! Man befördere die Dichter der „Familie Selicke" an die Atmosphäre

— und es wird auf das Handgreiflichste bewiesen sein, daß ihnen die Bühne den Lorbeer ein für alle Mal verweigern muß. Ein für alle Mal — man beachte die unglückliche Voreiligkeit der Behauptung: weil ein erster Versuch nicht voll gelungen war, meinetwegen mißlungen, muß in alle Zeit und alle Wege der sogenannte Lorbeer der Bühne den Herren Holz und Schlaf unerreichbar sein!

Mit mechanischen Mitteln wollen die überlauten Rufer in diesem Streit die Gegner unschädlich machen: sie wollen sie überschreien, sie wollen sie aus dem heiligen Tempel hinausjagen, in dem die Dumas fils und Schönthan als Götter thronen. Sie wollen sie mittelst der Druckerschwärze befehden — auch dies ein mechanisches Mittel sozusagen — und scheuen die Entstellung unabsichtlich oder absichtlich nicht, um die öffentliche Meinung irrezuführen. Tausend Menschen sehen eine Vorstellung der Freien Bühne; aber hunderttausend, durch die Zeitungen „belehrt", sprechen davon. Und nichts ist drolliger, als die Entrüstung dieser Herrschaften, welche die ganze Geschichte nichts angeht; durch keine Sachkenntniß gehindert, gläubig ihrem Berliner Courier oder Tageblatt folgend, entrüsten sie sich, so gut wie nur ein außerordentliches Mitglied, und stimmen begeistert ein in den Ruf: 'Raus!

Aber mit mechanischen Mitteln geistige Bewegungen zu unterdrücken, wird niemals gelingen. Wie oft nicht hat die liberale Partei diesen Grundsatz gepredigt, gegenüber politischen Maßregeln, wie etwa dem Sozialistengesetz; aber gegenüber den aesthetischen Fragen geht ein sanfter oder derber Zwang keineswegs gegen das Gewissen der liberalen Presse. Mundtodt machen oder discreditiren durch Schlag- und Schreckworte, die den Philister ängstigen — die Kunst wird immer von Neuem eifrig betrieben. Und der Doctrinarismus derer, die aufs Genaueste wissen, was der „Zweck" des Dramas ist, vollendet dann das Spiel: Drama ist Handlung, heißt es, die „Familie Selicke" hat keine Handlung, also ist sie verfehlt, verwerflich, elend: 'raus! . . . .

Was ich hier schreibe, ist keine Apologie der Herren Holz und Schlaf; ich will nur an einem markanten Entwicklungspunkt der Freien Bühne zeigen, was geschieht und wo wir stehen. Zum zweiten Mal ist ein Stück von jungen deutschen Autoren zur Aufführung gebracht; und es wiederholt sich, nicht mit der Stärke wie beim „Sonnenaufgang", aber doch laut genug die „akustische Rauferei". Es wiederholen sich Fanatismus der Ablehnung und grimmes Unverständniß; und wie Herr von Schauß zu München sprach: „Lassen Sie mich zufrieden mit der Sozialdemokratie", so sprechen nun die Berliner Schauße: Gehen Sie mir weg mit dem Naturalismus! Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht; denn sie verbergen ihr Antlitz im Sande der Redensarten; sie verstopfen ihr Ohr mit der Watte des Doctrinarismus und glauben gar, daß solche Vogel-Strauß-Politik auserlesene Klugheit sei. Aber so wenig Herr von Schauß die Sozialdemokratie los werden wird, blos weil er es herzinniglich wünscht, so wenig wird der Naturalismus, durch ein feierliches Apage, satanas! oder durch ein rüdes: 'Raus! aus der Welt zu schaffen sein; schreien hilft nichts, Thatsachen beweisen — und der Naturalismus ist eine Thatsache.

Blicken wir auch ein wenig zurück; ein Dutzend Jahre weit, wie sah es damals in der deutschen Litteratur, im deutschen Theater aus? Ich erinnere mich noch lebhaft eines Gespräches, das ich Ende der siebziger Jahre mit Georg Brandes führte: über die Leere unserer Production. Es fehlte die Bewegung, es fehlte der Nachwuchs: „Ihre jungen Dichter," sagte mir Brandes, „sind alle 55 Jahre alt!" Er meinte Conrad Ferdinand Meyer und Rudolph Lindau, als die Letzten, die in neuerer Zeit mit Erfolg aufgetreten wären. Auf dem Theater herrschten damals die Schwänke vor, die Moseriaden: nach dem siebziger Kriege, in der fetten Gründerzeit, waren sie aufgekommen, die flotten Schwerenöther von Lieutenants und

Veilchenfresser, die Kommerzienräthe mit der Gießkanne; und auch nach dem großen Krach setzte das forcirt lustige Unwesen sich fort. Ibsen's „Nora" aber fiel grausam ab; „niemals wird Ibsen in Deutschland Boden fassen", sagte mir wiederum Brandes, am Tage der Première.

Indessen bekamen die Dinge dennoch, mit der Wende des Jahrzehnts, ein anderes Aussehen. Es begannen von verschiedenen Seiten her die Angriffe gegen die bestehende ästhetische Ordnung; und wenn auch das deutsche Können noch keine Fortschritte machte, wenn der dichterische Nachwuchs noch immer ausblieb, — die Kritik sprach deutlich aus, was Noth that, sie stellte neue Ziele auf und wies mit immer steigendem Nachdruck auf das große dramatische Muster, das in Henrik Ibsen gegeben war. Endlich, im Januar 1887, kam es dahin, daß Ibsen's „Gespenster" im Berliner Residenztheater zur Aufführung gelangten: und von dieser Zeit datirt ein so wichtiger Umschwung des Urtheils, daß er in seiner Allseitigkeit und siegreichen Schnelle selbst die überzeugtesten Anhänger Ibsen's und des Naturalismus überraschen mußte. Kaum drei Jahre sind es, daß Ibsen wieder auf unsere Bühne gekommen ist — man muß sich das Datum genau vergegenwärtigen, um zu glauben, daß wahrlich in so kurzer Zeit alles das geschehen ist, was wir mit erlebt haben. Im Geschwindschritt ist die ganze große Reihe Ibsen'scher Dramen über die deutschen Bühnen gezogen, von Königsberg bis Hamburg, von Berlin bis Wien, und ihr Triumph war ein völliger: auf ein kleinstes Minimum sind jene Gegner zusammengeschrumpft, die unzählbar waren, wie Sand am Meere. Heute ist es fast zur Regel geworden, dasjenige, was man gegen den Naturalismus auf dem Herzen hat, mit einer Respectsbezeugung für Ibsen einzuleiten: Ibsen, oh, alle Hochachtung; aber die jungen Deutschen, die Neuesten: 'Raus!

Es ist immer derselbe Vorgang, derselbe Trugschluß; einst glaubte man jede Bewegung ersticken zu können, das Neue, eben weil es das Neue ist, trifft auf erbitterten Widerspruch der Altgläubigen; dann erkennt man, daß doch ein gewisser Fortschritt unumgänglich ist, man paktirt mit dem, der an den Thoren steht, aber nur, um sogleich die Barriere wieder zu schließen: nur um Himmelswillen nicht weiter; sonst geht ihr etwa zu weit! Respekt vor den „Grenzen der Kunst"!

Aber der Respekt will sich nicht einstellen. Die Kunst ist das und das sagen ihre privilegirten Vertreter: „die Kunst soll euch erheben, erbauen, läutern". Woher die Herren das eigentlich wissen, haben sie noch niemals verrathen; und Thatsache ist, daß durch die ganze Dauer der poetischen Entwicklung die wirklich führenden Geister um Theorien, welche von außen ihnen kamen, sich nicht gekümmert haben. Sie schafften, wie sie mußten, nicht wie sie „sollten": wie sie mußten, nach dem Antrieb ihrer Persönlichkeit und dem Zuge der Zeit.

Und so schaffen unsere Jüngsten auch, unbekümmert um den Zorn der Kunstphilister und der Regelfexe, jene Jüngsten, die unserer Production nun endlich erstanden sind, Dank dem Naturalismus: heute sind sie nicht 55, sondern 25 alt, und die deutsche Litteratur hat mithin eine Zukunft. Ihre Zahl wird wachsen und ihr Können wird reifen; und sie, nicht die hundertstimmigen Schreier von heute werden es sein, die das letzte Wort sprechen und die einst den Unverstand und die doctrinäre Engherzigkeit aus dem Tempel weisen: 'raus, 'raus!

Otto Brahm.

Skandinavische Briefe.

Das norwegische Theater.

Am 14. April waren vierzig Jahre verflossen seit dem Erscheinen von Ibsens erstem, in Norwegen niemals gespielten Schauspiel: „Catilina".

Die norwegische Schauspielkunst ist um drei Monate älter; sie ist am 2. Januar 1850 geboren.

Ich weiß nicht, was Sie am meisten in Erstaunen setzen wird: die Jugend unseres Theaters oder das genaue Datum der Geburt einer Kunst, — das letztere darf wohl aber als das ungewöhnlichste gelten.

Vor dem 2. Januar 1850 gab es keine norwegischen Schauspieler; und in der einen Woche vom 2. bis 9. Januar ward ein Ensemble von Künstlern geschaffen, von denen noch heute einige unser Stolz sind. Fügen wir hinzu, um diesen großen Durchbruch unseres künstlerischen und literarischen Lebensrecht zu veranschaulichen, daß Björnstjerne Björnson damals siebzehn Jahre zählte und nur von Gedichten nnd Dramen, noch nicht von Weltverbesserungsplänen träumte.

Die erste norwegische Bühne wurde nicht in der Hauptstadt, in Christiania, sondern in der kleineren Provinzstadt Bergen gegründet. Man kommt schneller von Christiania nach Berlin, als von Christiania nach Bergen; und die Naturverhältnisse, die Sprache, die Bewohner der zwei Städte sind ebenso verschieden wie die von Berlin und Wien. Indessen Sie in Deutschland waren ja bis zur jüngsten Zeit daran gewöhnt, Provinzstädte eine bedeutende künstlerische Rolle spielen zu sehen. Vor 1870 fragte man wahrscheinlich ebenso viel nach einer Münchener oder Leipziger Première, als nach einer ersten Berliner Vorstellung; und ein Berliner Künstler konnte noch „ehrenvolle Rufe" nach Weimar und Schwerin erhalten.

Was man dagegen kaum in Deutschland ähnlich gesehen hat, war die Zusammenstellung des ersten norwegischen Theaters. Die Bühne wurde zu Bergen gegründet; die Gründer waren alle geborene Bergenser, unter ihnen der geistige Urheber des Unternehmens, Ole Bull, der bekannte Geiger; die Schauspieler waren ebenfalls sämmtlich Bergenser, und das Stück des ersten Abends war eine Comödie von dem größten aller Bergenser, Ludwig Holberg, Nordens Molière.

Das Theater der Hauptstadt dagegen blieb, wie es war: dänisch, mit norwegischer Direction. Man glaubte damals noch, daß Norweger gar nicht Comödie spielen könnten; und daß die norwegische Sprache „zu roh" für die Bühne sei. Dreizehn Jahre später, 1863, war auch das dänische Theater von Christiania norwegisch geworden. Diese dreizehn Jahre sind die Zeit des Ueberganges; man war jetzt dänisch-norwegisch. Das Ziel mußte aber sein: „nur norwegisch"; denn die Sprachen waren und blieben trotz aller Gleichheit der Worte immer innerlich verschieden. Und nun ist es bald zwanzig Jahre her, daß die Dänen von den norwegischen Bühnen ganz verschwunden sind ....

Norwegen und Dänemark waren durch vier Jahrhunderte, 1400—1814, innig verbunden, ja das eine Land war durch lange Zeit nur eine Provinz des andern. Die gemeinsame Hauptstadt war Kopenhagen, und dort waren alle Institutionen der Wissenschaft und der Kunst vereinigt; Norwegen hatte weder Universität noch Theater, es mußte vielmehr den größten Theil seiner Einnahmen zur Verschönerung von Kopenhagen abgeben. Da es doch nichts mehr nützen würde, all dies zu bedauern, so will ich mich darüber freuen; denn die dänische Hauptstadt ist dadurch so groß, so schön und besonders so geistig reich geworden, daß ich glaube, sie habe die nebst den Parisern am meisten durchgebildete Bevölkerung der Welt; auch hat sie in der Gegenwart der norwegischen Literatur große Dienste geleistet, und ist überhaupt die intellectuelle Hauptstadt des ganzen Nordens geblieben.

1814 aber wurden die zwei Länder getrennt, und statt einer dänischen Provinz wurde Norwegen ein selbstständiges Königreich, welches nur König, Botschafter und Konsuln mit Schweden gemeinsam hat. (Der liebe Leser muß mir glauben: Norwegen und Schweden sind

wirklich zwei Länder, geographisch, politisch und sozial genommen. Kein Norweger kann ein Amt in Schweden erhalten und umgekehrt; nnd es leben nur Norweger in Norwegen, nur Schweden in Schweden. Bitte also, keine Vermischung! Wenn Sie eine Flagge in Norwegen sehen, so ist sie norwegisch; und wenn Sie Soldaten sehen, so gehören sie nicht zur schwedischen Armee. Ja, wenn Sie mal zu Hofe geladen werden, so sind Sie wirklich von norwegischen Oberſthofmeistern und Kammerherren umgeben. Uebrigens weiß ich ganz wohl, daß diese Zeilen doch nur eine Sisyphusarbeit sind; aber was thut man nicht, um vielleicht ein anderes Mal zu vermeiden, in den „Fliegenden Blättern" zu lesen, daß Schweden Zündhölzer und — ibsensche Dramen exportirt.)

Die Zeit von 1814 bis 1850 nun gehörte in Norwegen fast ausschließlich der politischen und socialen Wiedergeburt. Eine der größten Schwierigkeiten bot die Sprache, die in den Städten dänisch geworden war, während die Bauern die norwegische Sprache (freilich nur in zerfallenen Dialecten) bewahrt hatten. In dieser Zeit wurde denn auch kein einziges Bühnenstück von dauerndem Werth geschrieben, und das Theater ward aus Dänemark importirt. Erst als jene sociale Neugestaltung vollendet war, und als die ersten nationalen Künstler aufstanden, als Asbjörnsen und Moe ihre norwegischeu Volksmärchen, Lindemann die Volksmelodien, herausgaben, und Tidemand und Gude ihre Bilder aus der Natur und dem Volksleben zu gewinnen begannen — da war auch die norwegische dramatische Dichtung und die Bühnenkunst reif, geboren zu werden .....

Björnson und Ibsen gehören dem ganzen Land, — die Schauspieler bis in die letzten Jahre Bergen. Und warum die Schauspieler Bergen? Ganz natürlich, — weil Bergen die älteste und lebhafteste Kulturstadt des Landes war. Da war das Blut gemischt, die Racen durch Kreuzung vervollkommnet, während Christiania und Drontheim nur Landseen glichen, die Flüsse abgaben, aber keine Flüsse in sich aufnahmen. Ein Zeugniß solcher Kreuzung ist Holberg, welcher sowohl vom Westen (typische Stadt Bergen) als vom Osten (Hauptstadt Trontheim) abstammt. Als Regel gilt, daß die Lyriker vom Westen kommen, die Satiriker vom Osten. Ein musikalisches Beispiel ist Grieg (Westen) und Svendsen (Osten).

Hoffentlich wird sich das alles in Christiania zu einem gemeinsamen norwegischen Typus sammeln. Die Stadt hatte noch 1814 kaum 10 000 Einwohner und repräsentirte nur den Osten; nun zählt sie 140 000 und repräsentirt das ganze Land. Alle Welt weiß, was ein Bergenser ist, — nun sollen wir erfahren, was ein Christianenser ist. Ich glaube, es ist wie mit den beiden großen Städten deutscher Zunge: zwar „Wien bleibt Wien", aber was ein Berliner werden wird, ist noch nicht möglich, zu prophezeien. Hoffen wir, daß sie recht was noch nie dagewesenes werden, die Berliner und die Christianenser.

Einstweilen macht das junge Christiania viel Lärm durch Romane, gegen welche die Offenherzigkeit des „Sonnenaufgang" fast englisch wirkt; dafür müssen denn auch unsere Schriftsteller schön in's Gefängniß wandern und ihre Bücher verbrannt sehen. Es brütet und gährt, und die Alten in der Kleinstadt und den Provinzen fragen entsetzt: Was soll das werden? Nun, so fragten sie auch, und ebenso entrüstet, in der Zeit Wergelands, des „großen norwegischen Säämanns"; und aus dem Getümmel gingen hervor Björnson und Ibsen, Lie und Kielland, Svendsen und Grieg. Ich erwarte darum viel von unserer nächsten Generation.

Von der norwegischen Schauspielkunst im Einzelnen habe ich weiter nicht zu berichten. Sie entwickelt sich, wie sich die Schauspielkunst in einem armen Lande entwickeln kann, wenn zwar der Spielplan national und von erstem Range ist, wenn aber König, Staat und Stadt nichts für das Theater thun. Es wird allgemein behauptet, daß die finanziellen Verhältnisse des norwegischen Theaters unter die schlechtesten der Welt zu rechnen sind.

Harald Hansen.



Neue Bilder von Gotthard Kühl.

Während die ultramontane Kammermehrheit Bayerns daran ist, durch Verkürzung der Forderungen für die moderne Kunst dem Münchnerischen Kunstschaffen einen beträchtlichen Theil staatlicher Unterstützung zu entziehen, und dies mit der ausgesprochenen Begründung, weil diese moderne Kunst ohnehin keiner staatlichen Unterstützung würdig sei; und während die Mehrheit der Münchener Künstlergenossenschaft selber, dem Aufblühen der neuen realistischen Malerschule abhold: (welcher recht eigentlich das schöne Gelingen der großen Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen zu danken ist) die Vertreter dieser Richtung in der Wahl der neuen Jurymitglieder perhorreszirt, — schaffen diese zurückgesetzten Meister einer echten, modernen Kunst unbekümmert in den von ihnen als recht empfundenen Bahnen weiter, getragen von der Ueberzeugung: daß alle parteitaktischen Bemühungen ihnen gegenüber zu Schanden werden müssen, angesichts ihrer künstlerischen Thaten. In den Ateliers all dieser Hellmaler helle Arbeitsfreude, ernsthaftes Bemühen, zielsicheres Streben ohne die ängstlichen Schielblicke nach dem Geschmack des kaufenden Publikums. Sie achten es für gering, geringe Preise zu erzielen, wenn sie nur sich selber genug thun und jener neuen Kunstanschauung, welche die Wahrheit will, selbst wider den Willen derer, die das Geld und damit die Macht haben, von der Kunst wenigstens den Markt zu beherrschen.

Zu diesen im heikelsten Punkte idealistischen Realisten gehört **Gotthardt Kühl**. Wenn es ihm nicht innerlich unmöglich wäre, — äußerlich würde es ihm sicher keine Schwierigkeiten machen, praktische Speculationswaare zu fabriciren; er zieht es indessen vor, den unpraktischen Talenten beigerechnet zu werden.

Seine gründlich unpraktische Lebensanschauung bewies Kühl nicht zum wenigsten durch seine vor nicht Langem erfolgte Uebersiedelung von Paris nach München. Paris war durch zehn Jahre hindurch der Nährboden seiner Kunst. Was er, der geborene Lübecker, einst in Dresden und München gelernt hatte, das wieder zu verlernen ward in Paris bald sein eifriges Bestreben; denn es wurde ihm im Anschauen der Offenbarungen jener modernen Wahrheitskunst bald klar, daß er sich mit seinem nach spanischem Muster kultivirten Zopfgenre auf verkehrtem Wege befand. Und nun stürzte er sich mit unverfälschtem furor teutonicus mitten in den Strom der modernen Kunst. Welch ein Glück für ihn, daß er diese Kühnheit in Paris beging. Im lieben Deutschland daheime würden die öffentlichen Hüter der heutigen alten Kunst ihn sicherlich wenig liebenswürdig behandelt haben, — in der Hauptstadt der Erbfeinde fand der junge deutsche Maler thatkräftigste Unterstützung. Zumal dem großen Kunsthändler Goupil, der in deutschen Zeitungen zuweilen als Chauvinist „schärfster Tonart" hingestellt wird, gebührt das Verdienst, den Prussien lebhaft gefördert zu haben. Alle seine Bilder fanden ihre Käufer in Paris.

Daß Kühl indessen seine Vaterlandsangehörigkeit nicht vergaß, beweist seine ersprießliche Thätigkeit während der letzten Pariser Weltausstellung, als Leiter der Abtheilung deutscher Künstler und als Mitglied der Preisjury. Kurz nach der Pariser Ausstellung siedelte Kühl nach München über.

In seinem Münchner Atelier eine Fülle von Entwürfen und fertigen Bildern, von denen, bezeichnend genug, nicht ein einziges zur Ausstellung in Deutschland bestimmt ist. Zwei darunter sind besonders kennzeichnend für das schlicht-echte Wesen seiner, der neuen Kunst. „Sonntag" heißt das eine; und wie man von Sonntagskindern spricht, so kann man dies in demselben Sinne ein Sonntagsbild nennen. Es gehört zu den zahlreichen modernen Werken, welche Motive aus dem Proletarierstand zum Inhalt haben; aber während wir in ihnen zumeist die Classe der Enterbten bei der harten Arbeit oder im Banne der brutalen Noth sehen, wird uns hier eine Scene des Friedens geboten, ein stilles, heimliches Feierglück. Der Schauplatz dieses Glückes ist das abgeplattete Dach eines Hauses in der Lübecker Vorstadt. Ein Fischer sitzt da oben mit seinem Schatz. Sie, die Hände im Schooß, hat den verlorenen Blick gradaus gerichtet, glückselig wartend auf die Worte ihres Liebsten, der sie mit derbem Wohlbehagen betrachtet. Ein Stock

blaßrother Malven steht an der Brüstungsmauer des Daches, mit seinen obersten Blüthen hinunterschauend in die Gassenzeile, von der wir nur die durcheinandergeschobenen Linien der rothen Ziegeldächer sehen. Silbergraue Helle der Luft, blaß der Himmel; wunderschön darin die Luftperspektive. Die köstliche Zweisamkeit der beiden da oben in dieser reinen Klarheit, dieses weltgleichgültige Glücklichsein im verliebten Nahgefühl, das Entschlußringen des Burschen, — in all' dieser Einfachheit all das Complizierte, — es ist mit souveräner Künstlerschaft anschaulich und dem Betrachter lieb gemacht. Kein Strich ist auf diesem Bilde, der die schlichte Wahrheit der Erscheinung besser oder schöner zu machen sich bemühte, es ist Alles abgeschrieben, ganz treu und ganz bescheiden, aber in diesem allen befindet sich eben auch der gemüthlichste Inhalt, — soweit er sich irgend im Aeußeren malerisch wiedergeben läßt.

Das zweite der Bilder ist eine Art moderner „Cäcilie." Die Heiligkeit besteht hier in der Unschuld, welche keines Glorienscheines bedarf. Es ist eine junge Confirmandin in jenem sprießenden, knospenden Alter, wo frische Herbigkeit und erstes, warmes Blutschwellen reizend bei einander wohnen. Ganz eingehüllt von dem langen, gazenen Firmlingsschleier sitzt die Kleine an der großen Kirchenorgel und läßt ihre zarten Grübchenhände auf den breiten Tasten ruhen. Ganz im Profil ist das liebe, muntere Festtagsgesicht des Mädchens durch dies feine Schleiergespinst hindurchzusehen: ein rührend schöner Anblick, gerade weil er gar nicht auf Rührseligkeit berechnet und völlig treu und schlicht ist. Hellstes Licht fällt (vom Hintergrunde des Bildes her) durch das große Kirchenfenster, hinter welchem eine alte Frau beschäftigt ist, Guirlanden zu befestigen. Mit den unscheinbarsten Mitteln ist die innigste Wirkung erreicht. Das ist wieder eines von den Bildern, dessen recht genaue Betrachtung man denen empfehlen möchte, die bis zum Ueberdruß das Schlag- und Lügenwort von der „rohen, materialistischen" Kunst wiederholen. In dieser völligen Echtheit, die es durchaus verschmäht, der Wahrheit der Erscheinungen etwas am Zeuge zu flicken, sie „künstlerisch" zu verschlimmbessern, liegt Zartheit und fluthende Herzenswärme und aller seelische Zauber; und mit Schrecken muß man daran denken, wie dieser Vorwurf sich in der alten, aufdringlichen Verdickungstechnik ausnehmen würde, in einer Technik, welche Verzicht leistete auf die feinsten Luftwirkungen, auf den flüssigen Farben- und Formenschmelz, kurz, auf alles das, was ein Hauptziel bildet für unsere, mit neuen Problemen eifrig und glücklich ringenden Künstler.

O. J. Bierbaum.



Abber Paule!

Abber Paule! Um die paa Flaumen . . .

Sitz ick da neilich janz verjniecht in 'ne Conditorei un rooch mein' Ziehjarr'n un eß Appelkuchen mit Schlagsahne zu un denke: ach wat, denk ick, mußt doch ma sehn, wat in de Zeitung steht! Villeicht ha'm se mal wieder de Familje Selicke bei'n Wickel. Jut. De Voß'sche kannt' ick schon, ick lang mir also de Mosse'sche. Ick klappe ihr uff un seh nach. Richtich, da steht't! „Dramatische Uffiehrungen. Besprochen von Paul Lindau. Die Familje Selicke, Drama in 3 Uffziejen, von Arno Holz un Johannes Schlaf." Scheenicken! —

„Ob et nu jrade partuh neethig is, Allens wat so'n richtjen Berliner von'n Kiez aus de Dreckschleuder fliecht, uffzufangen, in Spiritum zu setzen un vor de nächsten Jeschlechter uffzubewahren — ick weeß et nich."

Nanu? Ick denke, mir lauft der Affe!

„Denn manchet Mal is doch Manchet mang, wat nu nich jrade scheen is. Un wenn et nich scheen is, wozu soll man't uffheben? De Wagen, die vor de

Karnalisation eene Nacht wie alle Nächte durch de Stadt fuhr'n un Allens verstänkerten — dajewesen sind se, det stimmt. Aber wenn man sone Patentekklipasche in't Märkische Museum stellen wollte, ick wirde mir scheenstens bedanken."

Kurz un jut, un in den Stil jing det nu 'n halbet Schock Spalten! . . .

Nee, Paule, offen jestanden, Allens, wat recht is, abber wenn det nu 'ne Besprechung von 'ne dramatische Uffiehrung sind soll, denn bestreite ick det mit alle Potenzen; denn sage ick ooch: „Literatur-Aujust, det is keene Manier!" un: „Hannepampel mit'n Juß, mach keen Kaleika!"

Jott! 'N bisken brustkrank kann ja woll mal Jeder sind! Wat is da weiter bei! Ick sage, so wat kommt vor, sage ick. Abber jleich breejenklietrich? Nee, Paule, offen jestanden, abber darieber kann 'ck mir nu ärjern, uffrichtich ärjern! . . .

Na, abber laß jut sind! Hand uff't Herz, Haseken! Nu seh mir mal in de Oogen! Na? Abber nich plinkern! De weeßt?! . . . Un Du wist nu'n jebild'ter Eiropeer sind? Scheemste Dir denn janich? Abber ooch reene janich? So mit Nunn'n un Nauken in eene Reihe? Sozesagen anjesichts von det kommende Jahrdausend? Na weeßte! Un mit die Brieder denkste uns nu unnerzekriejen? Uns, wat Ihr so scheene de „junge Jeneration" jedooft habt? Kleener Scheeker!! Oskah Thiele hat janz recht! Vocativus hat er Dir jeschumpfen, Vocativus! Ick schrei ma' doot! Vocativus! Halt ma' feste, oder ick fall um! —

Weeßte, wat ick jloobe? Ick jloobe — det heeßt, de mußt ma' det weiter nich ibel nehmen, verstehste, ick meen man so, ick bin nu mal so, abber ick jloobe, ick jloobe: De hältst Dir nu schon so jut wie for abjesetzt un legst Dir nu uff deine ollen Dage noch mal uff't Kaleikamachen!

Offenjestanden, Paule, abber mit sowat kannste mir nu nich reizen! Von det „Neie" in de Kunst verstehste jenau so ville wie'n Kammeruner von't Schlittschuhloofen!

Erinnerste Dir noch? Det mit Richhart'n, der die scheene Musike jemacht hat? Rieke, wenn ick piepe, denn komm? Na ja, sehste! Thutmämschooß! Den haste doch zeerst ooch man for son Nasenpopel aestimirt. Na, un heite? Heite ziehste de „Fettjondel" vor ihn, „wie de Dir so treffend auszequetschten weeßt, un sagt: Alle bonkör! Verstehste? Jenau so wird't Dir nu in Deine ollen, ehrwirdijen Dage ooch wieder mit Deinen sojenannten „Naturalismus" jehn. Heite spielste noch den Bramsijen un pust Dir uff wie'n Posaunenengel un weeßt Dir in Deine Schanierlichkeit janich zu lassen un belegst ihn vor't janze Publikum mit Ekelnamens un ei'st un wei'st un zierst Dir wie Lehmann in't Sarch, un morjen schon stehste Dir mit'n Barbierfliejel in de Kälte vor sein Fenster de Beene in'n Leib un singst mit Dein schmelzendet Orjan: „Ach, wie war't meejlich dann?" Dir Aas kenn' ick doch?

Ibrijens, det ick det nich verjesse — aprapapopo! Wat jeht Dir denn eejentlich mein Hemde an? Is det 'ne Benehmijung? Wie ick det finde! Ick verbitte mir sonne Pikanterie! Iberhaupt! Ick weeß janich, watte hast! Sagste denn nich selbst, det det Stick nich von Pappe is? Det's in seine Art sojar 'ne Nummer is? Wahhaft'jen Jott, Paule, abber ick versteh Dir janich!

Freilich, wenn een'n so peh a peh der Ehl alle wird — lausich unanjenehm mag't ja woll sind, un — ob De mir det nu jloobst oder nich — ick kann't Dir nachfiehlen, abber det is doch noch keen Jrund, dette Dir jleich so mit'n Dativus commodi uffklavierst un wat sonne junge, unbescholtne Leite sind (Ibrijens, De entschuldichst doch, det se jeboren sind?) mit'n Rasirmesser kitzelst? 'N Deibel ooch!!

Un nu noch eens! Det ich Dir hier uff Dein Jesabbre, wat sich jrooßpraatschich 'ne Kritik schimpft, mit 'ne Entjejnung komme un Dir sozesagen mit reelle, handfeste Jrinde uff'n Kopp kloppe, wirste hoffentlich nich an mir det unbillje Verlangen stellen. Dazu riechste mir, offenjestanden, in diesen Momang denn doch

jar zu anjenehm nach de Marchthallen. Abber det kann'ck Dir sagen, oller Kronsohn, uff de Längde jeht det nich! Kiekste mir noch Mal aus die Luke, denn sag ick't mein' jroßen Bruder, verstehste! Der arbeet in de Fabrike un hat Reegel unner de Klotzpantinen — — —

So, Paule! Un nu: renne, loofe!

Arno Holz.
Johannes Schlaf.

Verein „Deutsche Bühne."

In Paris florirt seit Jahren das Théâtre Libre: aber Niemand hat noch den Versuch gemacht, ihm ein Concurrenz-Unternehmen zur Seite zu stellen. (Das Théâtre Libre Ançien, das litterarische Gewagtheiten aus dem 16. bis 18. Jahrhundert heraufholt, zählt hier nicht mit). Anders bei uns in Deutschland, dem Lande des Wettbewerbs, wo jeder Erfolg seine Neider findet: das erste Lebensjahr unserer Freien Bühne sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß eine neue Freie Bühne sich ihr beigesellte. Wir sind und bleiben eben das Volk der Individualitäten; und wenngleich die Zeit der nationalen Zerklüftung zu Ende ist, bleibt die Zerklüftung der Parteien, der politischen und der aesthetischen, doch die alte. Dawider ist nun nichts zu machen; und wir sind die Letzten, irgend einem Versuch entgegentreten zu wollen, welcher unser litterarisches Leben vor Stagnation bewahren kann. Heißen wir also die Deutsche Bühne willkommen, obgleich sie ihre Thätigkeit mit einem Angriff auf die Freie Bühne eröffnet*); ihr Spielplan will nur Werke deutscher Schriftsteller umfassen, „zumeist jüngerer, litterarisch bereits hinreichend bekannter." Unter den Werken, welche der Spielplan aufzählt, hat ein großer Theil auch den Leitern der Freien Bühne vorgelegen, ist aber von der Aufführung ausgeschlossen worden, weil ihnen eine Lebenskraft nicht zugetraut wurde; will man nun von anderer Seite sie auf ihre dramatische Fähigkeiten hin prüfen, so ist dagegen natürlich nicht das Mindeste einzuwenden. Wir nehmen für uns nicht Unfehlbarkeit in Anspruch und wollen uns mit vielem Vergnügen durch die Praxis der Aufführung eines Besseren belehren lassen. Hoffentlich also wird der Plan einer „Deutschen Bühne" zur Verwirklichung kommen und hoffentlich werden die großen technischen Schwierigkeiten, die grade wir einigermaßen in der Lage sind zu überblicken, glücklich überwunden. Die Vorstellungen, zehn an der Zahl, sollen im Wallner-Theater stattfinden, vom September 1890 an; Beitrittserklärungen nimmt Herr Georg Zimmermann, Berlin W, Französische Straße 14, entgegen. — Wenn also das Glück es will, haben wir im nächsten Theaterjahr drei Freie Bühnen in Berlin zu gewärtigen: die „alte" Freie Bühne, die Freie Volks-Bühne und die Deutsche Bühne. Von weiter zu gründenden Freien Bühnen verlautete bis zum Redaktionsschluß nichts.

Otto Brahm.

*) Für eine verläumberische Insinuation, welche dabei mit unterläuft, haben wir nur eine Antwort: das Schweigen der Verachtung.

Heinz Tovote.

I.

Besuch.

Er stand vor dem großen Hause der Yorkstraße und starrte zu der zweiten Etage empor.

Dort wohnte seine Mutter — seine Mutter, die er in seinem Leben nicht gesehen hatte; aber die ihm zuweilen in seinen Träumen erschienen war, vor allem, wenn er zur Herbstzeit sich nach dem Mittagessen in das geschnittene Korn warf, um sich mit den anderen Arbeitern seine Stunde Ruhe zu gönnen.

Wenn dann die Sonne so grell vom blauen Himmel brannte, und die kleinen braunen Heuschrecken über die frischen Stoppeln hüpften und ihr eintöniges Gezirp durch die Mittagsstille hören ließen, wenn er im Schweiß gebadet, mit dem am Halse aufgeschlagenen blauen Kittel, daß die heiße Luft um seine Brust fließen konnte, ermattet von der Arbeit, umtaumelt von der Hitze, in Halbträume versank — dann sah er seine Mutter vor sich . . .

Hie und da hatte er von ihr gehört. Sie schrieb der Frau, die ihn aufzog, und als er schon ein Bursche von sechzehn war, der beim Anblick jeder lachenden Bauerndirne roth wurde, hatte sie noch immer Geld für ihn geschickt, das der alte Pfarrer für ihn sorgsam auf ein Sparkassenbuch eintragen ließ. Denn er brauchte keinen Pfennig, außer dem, was er sich als Knecht verdiente, und so sammelte sich allmählich ein kleines Kapital an, das mit jedem Monate wuchs und ihm die Hoffnung gab, daß er sich eines Tages ein paar Streifen Land kaufen könne oder gar ein Häuschen, das er mit der rastlosen Arbeit seiner fleißigen Hände dann schuldenfrei machen konnte.

Die Mädchen im Dorfe wußten, daß Hinrich Wulkow ein kleiner Kapitalist war. Deshalb blitzten sie ihn auch so unternehmungslustig mit ihren frischen Augen an, und zeigten ihm lachend ihre Zähne, und schüttelten ihre blonden Zöpfe.

Aber Hinrich fürchtete sich vor ihnen und wurde noch roth, selbst als er nun achtzehn Jahre alt war und die anderen Burschen ihn mit auf den Tanzboden schleppen wollten. Er dachte zu viel an seine Mutter, die in Berlin wohnte, in dieser großen Stadt, die ihm vorkam wie ein wunderbares Ungeheuer; so wie einem Schüler das mythische Ninive, das üppige Babylon oder das palastreiche Rom der Kaiserzeit.

Er wußte, daß er eigentlich keinen Vater hatte. Einmal hatte man ihn damit necken wollen. Er war wortlos wie ein in Wuth gerathener Stier über den Spötter hergefallen und hatte ihn zu Boden geschlagen; und es hatte der ganzen Autorität des Pfarrers bedurft, daß er wegen dieser Geschichte nicht vor Gericht kam.

Seit jenem Tage wagte es keiner mehr, ein Wort darüber fallen zu lassen.

Er hatte von seiner Mutter, die in letzter Zeit nichts mehr von sich hören ließ, eine seltsame Vorstellung. Er entsann sich ganz dunkel, daß einmal, er mochte acht oder neun Jahre alt gewesen sein, eine feine Dame in das Dorf gekommen war.

Er hatte sich gerade mit einem Jungen gebalgt und die Nase blutete ihm noch, als er zu seiner Pflegemutter gerufen wurde.

Die schöne Dame hatte ihn mit angstvoll erschrockenen Augen angesehen, und er hatte es nicht gewagt, die Thürschwelle zu überschreiten.

Dann hatte ihn die Alte hervorgezerrt, und er hatte der Dame die Hand geben müssen, und dann hatte sie ihr Gesicht in ihr feines Taschentuch, von dem ein Duft ausging, der ihn ganz seltsam berührte, gepreßt und geschluchzt — herzzerreißend. Und er hatte dabei gestanden und hatte endlich auch angefangen zu heulen, und die Alte hatte gezümpfelt und sich immerzu geschneuzt, und als sie eine zeitlang dies Konzert aufgeführt hatten, hatte die Alte den völlig Verblüfften und Verwirrten an der Schulter gefaßt und ihn aus der Thür hinausgedreht. —

Da hatte er nun im Sonnenschein auf der Dorfstraße gestanden und das Haus angestarrt, und dann hatte er sich umgedreht, und als ob der Teufel hinter ihm herreite, war er dem nahen Walde zugestürzt, wo die Schar der Dorfjungen in den raschelnden Büschen nach frischen Haselnüssen suchte.

Später hatten sie sich in den ausgetrockneten Chausseegraben hinter die wilden Brombeersträuche gelegt, und einige hatten Jagd auf Feldmäuse gemacht, die zu tausenden hier ihre Löcher hatten, und für die es eine gute Prämie gab. —

Gegen Abend hatten sie dann mit ihrer Beschäftigung aufgehört und den beiden offenen Wagen nachgestarrt, in denen eine lustige Gesellschaft vornehmer Herren und Damen in lichten Kleidern mit unglaublich großen Blumenhüten und blassen Gesichtern gejubelt und gesungen hatten.

Die übermüthigste und lustigste von allen aber war die Dame gewesen, die Hinrich ein paar Stunden vorher in der dunstigen Küche so bitterlich hatte weinen sehn. —

Als er am Abend, seine Schuhe in der Hand, in seinen Verschlag hinaufsteigen wollte, hatte ihm die Alte barsch wegwerfend gesagt, die Dame von heute Nachmittag sei seine Mutter . . .

Er hatte sie angeglotzt und kein Wort verstanden. Und weil er noch immer nicht weiter ging, sondern sie dumm anstarrte, hatte sie ihm eins hinter die Ohren gewischt, und er war schnuckelnd im Finstern auf seinen raschelnden Strohsack gekrochen und hatte die ganze Nacht durch die Dachsparren in den blassen Mond geguckt, ohne doch mehr von all dem zu begreifen.

Seit jenem Tage saß er oft in der Abenddämmerung und träumte, — und er sah immer wieder die Dame in ihrem hellen, gelben Kleide, und er sah sie im Wagen, wie sie aufrecht stehend den rothen Sonnenschirm schwang und jubelte und lachte, — ein frohes, helles Gelächter, in das die andern alle einstimmten.

Allmählich verwischten sich diese Erinnerungen. Nur ein unklares Gefühl blieb zurück, dämmernd, schleierhaft.

Einmal war er im Nachbardorfe in einer katholischen Kirche gewesen und hatte dort ein Madonnenbild gesehn. Seitdem konnte er die beiden Erscheinungen nicht mehr auseinanderhalten, der große, weiße Hut verwandelte sich für ihn in den goldenen Strahlenkranz der Himmelskönigin. Die tiefen Augen blickten eben so dunkel, so schwärmerisch dunkel umhaucht.

Und im langen, weißwallenden Gewande, über die Sterne hinstreifend, wandelte seine Mutter durch seine unruhigen Träume.

Dann war eines Tages die Sehnsucht in ihm aufgekeimt, sie einmal wiederzusehen.

Und dieser Gedanke kehrte ihm immer wieder und erfüllte ihn ganz, so völlig, daß, wenn er allein war und an seine Mutter dachte, ihm die Thränen kamen.

Eines Tages ging er zum Pfarrer und klagte ihm sein Leid. Der versuchte ihn zu trösten und es ihm auszureden. Was wollte er denn in der großen Stadt? Das war nichts für ihn.

Wieder waren drei Monate vergangen. Der Herbst hatte die braunen Blätter

von den Bäumen geschüttelt und trieb sie unter dem grauen Himmel hin über die kahlen Stoppelfelder.

Arbeit gab es kaum, und die Langeweile des herannahenden Winters drückte schwer auf allem.

Das war so recht die Zeit, um müßigen Gedanken nachzuhängen.

Eines Tages erklärte Hinrich seinem Bauern, bei dem er als Knecht war, daß er in die Stadt wolle. Auf wie lange denn? — Er wolle erst mal sehen, vorläufig auf acht Tage. — Am folgenden Morgen brach er auf.

Man rieth ihm, mit der Eisenbahn zu fahren, aber er hatte kein Vertrauen dazu; und so ging er über Land, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht unermüdlich vor sich hintrabend. Hie und da nahm ihn ein Wagen eine Strecke lang mit.

In einem Dorfe, durch das er kam, schlief er bei einem Knechte, der vor der Thür des Hauses seine Pfeife rauchte und sich auf dem gefrorenen Boden die Beine austrat.

Der Bauer war mit der Bäuerin in der Stadt.

Am folgenden Mittag kam er an die ersten Häuser der Vorstadt.

Bis jetzt hatte er nur immer die gerade Chaussee zu gehen gehabt. Jetzt verlief er sich bald in dem Gewirr der Straßen.

Er fragte, aber meist erhielt er keine Antwort, oder man schüttelte den Kopf über sein halb unverständliches Platt, mit dem er es nicht verstand, Yorkstraße auch nur annähernd deutlich auszusprechen. —

Die Nacht kam, und nun stand er ganz verlassen und verwirrt. All diese Lichter blendeten ihn, der Wirrwarr betäubte seine einfachen Sinne, Häuser, Laternen und Menschen schienen ihn zu umtaumeln, daß er sich einmal an eine Mauer stützen mußte und die Augen schloß, um wieder zur Besinnung zu kommen.

Die Wagen jagten an ihm vorüber, die Pferdebahnen durchklingelten die endlosen Straßen, die Menschen drängten und stießen ihn, hie und da wandte sich einer um, und wenn er den tölpelhaften Bauernjungen sah, warf er wohl ein Wort hin, das aber der Lärm verschlang; und wenn es auch an sein Ohr gekommen wäre, — er nahm alles hin, überwältigt von diesem betäubenden Eindrucke, den Berlin auf ihn machte. —

Wie sollte er je in diesem Gewühle seine Mutter finden...

Er irrte weiter und kam in einsame Straßen, immer weiter hinauf in den Norden, wo die Stadt sich allmählich wieder in das Land verläuft.

Hier fand er in einem halbverfallenen Wirthshause Unterkunft für die Nacht. Aber er schlief nicht. Er wälzte sich und stöhnte wie im Fieber bis zum Morgen.

Aller Mut war ihm geschwunden...

Am liebsten wäre er schon jetzt wieder umgekehrt.

Aber er mußte seine Mutter einmal sehen. —

Am andern Morgen wanderte er hinaus nach dem Süden... Endlich stand er vor dem Hause, ein hohes graues Gebäude, mit einer Unzahl von Fenstern, wie Augen, in denen die Strahlen der frostigen Dezembersonne spielten. —

Dort wohnte seine Mutter...

Als er noch immer so stand und hinaufblickte, ging ein Schutzmann dicht an ihm vorüber und betrachtete ihn forschend von oben bis unten.

Das trieb ihn zum Entschluß, und er trat in das Haus ein. Seine schweren, nägelbeschlagenen Stiefel knirschten auf den bunten Steinfliesen des Hausflurs. Die lustigen nackten Amoretten der Wandflächen kamen ihm wie ein Wunder vor, das ihn erschreckte, aber er faßte sich ein Herz und stieg die teppichbelegte Treppe hinauf.

In der zweiten Etage machte er Halt.

Dort auf dem Messingschilde stand sein Name. Er buchstabirte jeden Buchstaben, dann athmete er tief auf, wischte sich den Schweiß von der Stirn und pochte mit seiner derben Faust gegen das braune Getäfel der hohen Thür.

Erst als er zum zweiten Male gepocht hatte, kam ein junges Dienstmädchen, das die Thür wüthend aufriß, und ehe er ein Wort sagen konnte, ihn anfuhr, weshalb er nicht klingele ... ob er verrückt sei?

Er guckte nach dem weißen Knopfe, auf den sie wies, und stotterte dann etwas. —

Die gnädige Frau sei noch nicht auf, wurde ihm mit spöttischem Blicke erwidert, und dann schlug man ihm die Thür vor der Nase zu.

Ein paar Minuten blieb er noch stehn, ob sich die Thür nicht wieder öffnen werde. Als alles still blieb, schlich er sich hinunter und sah zu den Fenstern hinauf. —

Es war kalt, und die Füße fingen an ihn zu frieren. Er entschloß sich, nach einer Stunde wiederzukommeu, und nun lief er durch die Straßen, ohne zu wissen wohin, und so kam er zum Kreuzberg.

Oben auf den Stufen des Denkmals setzte er sich hin und blickte auf die ungeheure schwarze Häusermasse zu seinen Füßen, wie der schwarze Qualm der Kamine schwer darüber hinstrich, wie die breiten Goldkreuze der Kirchen und der goldene Engel der Siegessäule in der Sonne glitzerten, und wie einzelne gewaltige Kuppeln sich wölbten, oder die tonnenartigen Glashallen der Bahnhöfe aus dem Häusermeere wie Inseln aufragten.

Ein scharfer prickelnder Wind kam von der Hochebene her. Aber er blieb ruhig sitzen. Als er lange genug gewartet hatte, stieg er den Hang wieder hinunter.

Es war Mittag vorbei, als er wieder vor dem Hause stand. Dieses Mal klingelte er an der Thür.

Erst beim dritten Male kam jemand. Es war ein anderes Mädchen als zuerst.

Als sie ihn fragte, was er wolle, wußte er ihr nicht zu antworten. — Was sie der gnädigen Frau denn melden solle? — Er wußte es nicht. — Gnädige Frau hätten übrigens jetzt Besuch. Sie wolle es sagen, und er möge in einer Stunde wiederkommen.

Zum zweiten Male verließ er das Haus und trostloser als zuvor irrte er umher, von nagendem Hunger gepeinigt. Und doch wußte er, daß er keinen Bissen hinunterbringen würde. Erst mußte er seine Mutter gesehen haben. —

Es war Nachmittag geworden. Der Himmel hatte sich verschleiert. Weiße, streifige Wolken zogen sich über das Blau und hingen ihre grauen Schleierfetzen vor die kalte Sonnenscheibe. —

Ihm war der Muth gesunken, und eine ganze Weile schon hockte er auf der Treppe vor der Thür und wartete, daß sich drinnen etwas regen sollte.

Endlich hörte er Schritte, Thüren wurden geschlagen, ein paar unverständliche Rufe und dann lautes Lachen.

Er erhob sich und stand vor dem Knopfe der Glocke.

Endlich drückte er seinen breiten zerrissenen Daumen darauf. Der scharfe Metallton vibrierte durch die Stille. Dann kam das Mädchen.

— Der Mann ist wieder da, gnädige Frau!

Und auf dem Korridor steht vor einem Herrn im grauen Spitzbarte, der den Cylinder schon auf dem Kopfe hat, eine Dame, der er in den schweren grauen Pelz hilft, und die sich unwillig nach der Störung umsieht.

Dann erblickt sie ihn, und er starrt sie an und fragt sich immer wieder, ob sie das wohl sein könne, diese Dame mit dem goldblonden Haar, dem blutleeren weißgepuderten Gesichte und den etwas scharfen, grauen Augen unter den schwarzen Brauen, die sich unmuthig zusammenziehen.

Er stammelt etwas. Das soll heißen: Ich bin Hinrich Wulkow! aber niemand

versteht es. Die Zofe kichert und die Dame lacht. Denn der Herr muß eine Bemerkung gemacht haben, wahrscheinlich über ihn.

Und nun steht er da in einer Ecke und wagt es nicht, den Mund aufzuthun.

Die Dame fragt, was der aufdringliche Mensch denn eigentlich will.

Dann flüstert der Herr mit ihr und sie nickt ihm freundlich zu, und im Hinausgehen wirft der Herr ihm ein Geldstück in die Mütze, die er krampfhaft zwischen den Händen hält. Dann rauschen die beiden an ihm vorüber, die Treppe hinunter. —

Hinrich kommt zur Besinnung und fragt das Mädchen, wer die Dame gewesen. — Dann stürzt er die Treppe hinunter und kommt vor das Haus, gerade als die Pferde des Wagens anziehen, den er schon bei seinem Kommen dort bemerkt hat.

Er sieht nur noch die nickende Feder von dem Hute der Dame und den glänzenden Cylinder, dann biegt der Wagen um die nächste Straßenecke...

Da steht er nun mitten auf der Straße und starrt dem Wagen nach.

Plötzlich fühlt er das Geldstück kalt zwischen seinen Fingern. Sie haben ihm ein Geschenk gegeben, wie einem Bettler...

Langsam gleitet die Münze zwischen seinen Fingern durch und klirrt auf das Pflaster.

Ein Wagen kommt, mit Mauersteinen schwer beladen, und er muß weiter gehen.

Er geht immer weiter. —

Die Dämmerung bricht ein. Der Himmel hat sich umzogen, und mit einemmale flockt es weiß herab, zarte Federflocken, die immer größer, immer zahlreicher werden, immer toller durcheinander wirbeln. —

Dann kommt die Nacht, und das Schneegestöber wird immer wilder.

Und in dem Taumel der Schneefedern taumelt auch Hinrich durch das Unwetter. So kommt er unter die Linden, mitten in die Fluthen des elektrischen Lichtes, das von den weißen, zwischen den kahlen Zweigen der Bäume schwebenden Monden der Bogenlampen herabfließt.

Die Wagen hasten aneinander vorbei, die Menschen fluthen trotz des Schnees hin und her.

Ein Wagen fährt vorbei, den er kennt, den er schon einmal gesehen hat. Er windet sich durch die Menschenmasse, denn die Equipage fährt langsam, weil eine Droschke, aus der zwei Herren aussteigen, gerade vor ihr am Staßenrande hält.

Er kann durch die Scheiben sehn, — nur einen flüchtigen Augenblick, — aber er hat den Herrn und die Dame neben ihm erkannt.

Der Wagen setzt sich wieder in Trab.

Es liegt Hinrich so schwer in den Gliedern.

Er hat sie wiedergesehen. — und nun faßt ihn ein brennender Wunsch: er muß sie sehen — muß sie sprechen. —

Er fängt an zu laufen auf dem Straßendamme hinter dem Wagen her.

Ein Schutzmann sieht sich nach ihm um.

Auf dem Trottoir bleiben ein paar Leute stehn und sehen ihm nach, aber der Schnee stäubt zu dicht nieder. —

Er ist in ständiger Gefahr, von den Rädern erfaßt zu werden. Weit vor sich sieht er den Wagen, der immer schneller enteilt.

Er strengt alle Kraft an ihm zu folgen, er achtet nicht mehr auf das, was um ihn her vorgeht.

Immer näher kommt er ihm. Bald hat er ihn erreicht — da gleitet er auf dem schlickrigen Boden aus. Er taumelt auf — vorwärts, — dann stürzt er wieder hin. —

— Hee! — ruft ein Droschkenkutscher und reißt mit krampfhafter Anstrengung

seinen abgetriebenen Gaul herum, der erschreckt zur Seite gewichen ist, um den niederstürzenden nicht zu treten. —

Einen Augenblick bleibt er liegen. Ein Schutzmann eilt auf ihn zu und hilft ihm unsanft beim Aufstehen.

— Nur ein Betrunkener! . . und die Menge drängt weiter.

Der Schutzmann sieht, daß der Bursche nicht betrunken ist. — Ein Bauer, der von der Großstadt verwirrt ist.

Er fragt ihn, wohin er will. Der Bursche nennt ängstlich seine Heimath. Wo ist das? — Ah so auf der Straße nach Landsberg — dort zum Alexanderplatz muß er. —

Eine zeitlang bleibt er an eine der nackten schwarzästigen Linden gelehnt. Sein Knie schmerzt ihn. Er ist schmutzig, an seinen Händen klebt der schmelzende schwarze Schneeschlamm.

Dann kriecht er weiter, die Linden hin, immer geradeaus, ohne an etwas denken zu können.

Vor der Oper hat er einen Augenblick gehalten und gesehen, wie die Equipagen vorfahren, und die Diener den Schlag öffnen, und in dichte Pelze gehüllte vornehme Damen aus den Wagen steigen und unter das Schutzdach eilen, — Damen, die auch so aussehen, wie seine Mutter sein soll.

Vielleicht ist auch sie in dem großen Hause drin. Aber was soll er, was will er von ihr, die ihn nicht mehr kennt, die an ihm vorübergegangen ist, ohne auch nur einen Blick nach ihm zu werfen.

Er geht weiter über die Brücke, am Schloß vorüber, am Rathhaus, über den Alexanderplatz. —

Die Straßen werden immer einsamer. Die Laternen stehen weiter von einander. Es wird dunkler um ihn. Das Schneewetter geht zu Ende und hört bald ganz auf.

Es ist leer um ihn. Kein Haus mehr, nur die verschneite schnurgrade Chaussee, die in die Nacht hineinführt, und in der Ferne vereinzelte schwache Lichtpunkte.

Er humpelt weiter über den feinen Schnee, der nur eben die Erde bedeckt. Das Knie schmerzt ihn, und ermattet, vor Hunger, vor Anstrengung, Müdigkeit und Trauer hockt er sich auf einen am Wege liegenden Steinhaufen nieder, empfindungslos gegen die nasse Kälte dieser spitzen, eckigen Steine.

Er blickt den Weg zurück, den er gekommen ist . . . dort, weit, weit hinter ihm liegt die Stadt. . . Er kann sie erkennen an dem rothen Scheine, der wie Bluthauch, wie das Glühen einer fernen Feuersbrunst sich über den Nachthimmel ausbreitet, gespensterhaft wie feuriger Nebel. —

Um ihn her ist es totenstill. — Kein Laut, kein Schrei. . . Nur die Steine unter ihm regen sich unter seiner Last, sobald er sich rührt.

Und er starrt auf diesen seltsamen Blutdunst hin, der ihn mit Entsetzen erfüllt. Von dort kommt er. Dort hat er etwas suchen wollen. . . Was denn . . . was? —

Was hatte ihn fortgezogen; was hat ihn in die große Stadt getrieben? — Er weiß es nicht mehr. . . .

Ihm ist zu Muthe, als müsse er sich in den kalten Schnee werfen, um das alles nicht mehr sehen zu müssen, was heute an seinen Augen vorübergezogen ist.

Er fühlt sich mit einem Male so elend allein, so toteneinsam, so ganz von Gott und der Welt verlassen.

Und von seinen Lippen bricht unbewußt wie ein Naturlaut jener Schrei, der dem Menschen kommt in der höchsten Noth, jener Ruf nach dem einzigen Wesen, dessen uneigennützige Liebe ihm immer verwehrt geblieben war — wie voller Verzweiflung streckt er die Arme in die Schneeluft und schreit es hinaus in fürchterlicher Angst:

— Mutter! ... Mutter! .....

Aber nichts antwortet ihm. Nur die sternlose Nacht ist über ihm, und das Schweigen des einsamen Feldes umgiebt ihn ...

Dann wird er still, und sitzt und brütet vor sich hin, in sich hinein schluchzend, mit jenem ungewissen Gefühle, etwas verloren zu haben, das er nie besessen — mit dem dämmernden Bewußtsein, daß der schöne Traum von einer Mutter, die ihr Kind mit offenen Armen jubelnd empfangen werde ... jener Traum, der sein ganzes Leben ausgemacht hatte, für immer zu Ende geträumt ist. — — — —

II.

Im Moor.

Ein Sommerabend. —

Die Heide träumt im letzten Strahle der sinkenden Sonne.

Von dem Boden steigt betäubender Duft auf. Es zittert heiß über dem Moore, und die Sonne stirbt.

Die Nacht kommt. — —

Die Schafe blöken im Stalle des einsamen Heidehäuschens. —

Ringsum Garten und ein wenig Feld. Kartoffel- und Buchweizenacker.

Dort liegen ein paar Findlinge, riesige Granitblöcke im gelben Sande, den nur einzelne kurze Grasbüschel durchbrochen haben. — —

Drüben zieht sich der Wald hin, ein Gewirr von verkrüppelten Tannen, Birken, Erlen, weiterhin saftige Buchenhaine mit blumigen Matten.

Ueberall dichtes Unterholz. —

Aus dem Walde treten zwei — ein Mann und ein Mädchen.

Er hält den Leib des Mädchens umschlungen. Sie ist jung, kaum siebzehn Jahre. Sie ist schön; nur die Augen blicken so seltsam, nicht offen und treuherzig. Wie ein Geheimniß liegt es darin.

Sie gehen auf das Haus zu.

Neben den langen Gräben, in denen sich das schmutzige Wasser fängt, liegt gestochener schwarzer Torf aufgeschichtet. Sie lassen sich nieder, und der Mann spricht. Er redet leise in sie hinein.

Es muß was Trauriges sein. Das Mädchen lehnt sich an ihn und umschlingt seinen Hals, und sie küssen sich.

Dann stehen sie auf. Das Mädchen wirft sich an seine Brust. Es ist ein Abschied, wenn auch nur für kurze Zeit. Der Mann muß in die Stadt auf drei Wochen zum Militär.

Er ist ein Bauersohn und sie die Tochter des Käthners, des armen Torfstechers. Er küßt sie noch einmal und sucht nach ihren Augen, die sie zu Boden schlägt.

Dann läßt er sie, und geht langsam dem Hause zu. Noch ein paar Mal bückt sie sich, um eine blühende Heideblume zu pflücken. Dann tritt sie in den leichtumzäunten Garten ein. Eine Kuh brüllt ihr aus der halbgeöffneten Stallthür entgegen, und die Schafe stoßen ihren scharfen, blökenden Schrei aus.

Sie tritt in das Haus. Unter der Thür wendet sie sich noch einmal um. Sie glaubt in der Ferne eine Gestalt zu erkennen.

Aber sie winkt nicht. — —

Die Stimme der Mutter ruft sie...

Es ist dunkel geworden, und das Oellämpchen schimmert fahl aus dem einen Fenster.

Der Mann ist stehen geblieben und hat dem Mädchen nachgeschaut, wie sie langsam fortgegangen ist.

Er will sie zurückrufen, doch wozu?

Sie haben ihm gesagt, sie sei es nicht werth, daß er so an ihr hänge und dem Vater trotze.

Er hört nicht auf sie, die das sagen, denn er liebt das Mädchen.

Sie ist schön; auch in den beschmutzten, dunklen Kleidern, an denen die Spuren des Moores sich finden. Denn sie muß den Torf graben, eine mühselige, schmutzige Arbeit.

Der Mann sieht ihr noch immer nach. Es ist so dunkel geworden, daß er sie kaum noch erkennen kann, als sie in die Hütte tritt.

Jetzt ist sie verschwunden. —

Es ist Nacht. —

Ueber der Heide lagert totenhafte Ruhe. Kein Wind regt sich, kein Laut klingt auf, kein Vogel streift vorüber.

Die Heide schläft. — — — — — — — — — — — — — — — —

— — Aus dem Neumonde ist Vollmond geworden.

Der Mann kehrt zurück. Den ganzen Tag ist er gereist. Zu Hause hat er von der Stadt erzählt und hat dann zu Abend gegessen. Dann ist er hinaufgegangen, um sich schlafen zu legen.

Er hat gesagt, er sei müde. Auch die Alten legen sich schlafen.

Noch einmal werden alle Laden nachgesehen und die Thürklinken gerüttelt, dann wird es still im Hause...

Stille im Hause! Draußen aber braust der Sturm durch die Nacht. Bald liegt die neblige Heide im tiefschwarzen Dunkel, bald im grellen Strahle des Mondes, der aus den wehenden Nebeln phantastische Gebilde formt. Die Nebel steigen aus dem Boden und wollen sich über die Erde lagern, aber der Sturm kommt und zerfetzt das luftige Gewebe und treibt das leichte Gewölk vor sich her.

Die schwarzen Wolken drängen sich am Himmel zu Hauf, wie Schafe beim Gewitter... Wenn sie sich der vollen Scheibe des Mondes nähern, scheinen sie zu zerflattern, der Mond scheint sie aufzulösen.

Nur die dunklen mächtigen Wolkenwände lassen keinen Strahl durch. An den Rändern nur kann man es sehen, daß sie den Mond bedecken. Da schimmert es gelb und blau auf. —

Und der Sturm singt sein Lied. — —

In dem großen Bauernhofe knarrt ein Fenster.

Hat der Wind einen Laden losgerissen? — Jetzt ist es finster...

Horch! ein Knistern und jetzt ein Kratzen an einer Kalkwand. —

Vielleicht Diebe! — Doch die Hunde sind still.

Jetzt huscht eine Gestalt durch die Hecke und birgt sich hinter einer Holzstiege, denn das weite, baumleere Moor liegt im hellen Mondlicht da; der Sturm hat den Nebel fortgetrieben, nur über dem struppigen Haidekraut liegt es schneeweiß, daß der Fuß durch Gewölk zu schreiten scheint. — Jetzt schiebt es sich schwarz über die Ebene. Eine Wolke hat den Mond verschlungen. —

Ein Mann jagt über die Haide, als ob ihn der Sturmwind verfolge, als ob er mit den Wolken um die Wette eilen wolle

Es geht an dem Walde vorbei, jenseits erst bleibt es aufathmend stehn.

Dort liegt die Hütte des Torfbauern, vom Nebelgewölk umraucht, vom Liede des Sturmwinds umheult.

Drei Wochen sind vergangen, seit der Mann an dieser selben Stelle stand und Abschied nahm. Jetzt gilt sein erster Gang dem einsamen Häuschen.

Er geht auf dasselbe zu. Hinter dem Stalle duckt er sich. Er muß um das Haus herum. Das Mädchen schläft hinten.

Er will sie noch sehn, noch sprechen... Der Sturm hat sich eine Weile gelegt. Die Nebel wallen zitternd hin und her, und die Mondscheibe ist verdeckt.

Er tritt näher. In der Hand hält er ein Häufchen Sand. Er will die Körner an das Kammerfenster werfen, damit sie erwache. —

Jetzt stockt sein Fuß.

Vor ihm raschelt etwas, aber er vermag nichts zu erkennen. Die Nacht und der Nebel sind zu dicht.

Jetzt sieht er: es ist ein Mann! — Kommt außer ihm noch einer hierher? — Sein Blut siedet auf.

Er geht weiter, vorsichtig ... aber ein dürrer Ast des aufgeschichteten Brennholzes zerbricht laut unter seinem Fuße. Droben schlägt ein Fenster an.

Jetzt sieht er eine weiße Gestalt sich herauslehnen: das Mädchen, das sich niederbeugt, um zu sehen, wer da draußen sei.

Da schrickt er zusammen.

— Gute Nacht, Franz! flüstert es leise herab.

Er erschrickt. —

Der Mann dort winkt hinauf. Dort steht eine Leiter, nur wenig beiseite geschoben.

Und plötzlich hat er begriffen: ein anderer neben ihm! —

Dort tappt er vorsichtig der Hecke zu.

Der Sturm heult mit einem Male, als wolle er das Häuschen dem Erdboden gleich machen. Aber durch das Getöse klingen Laute verzweiflungsvoller Wuth. Das aufgeschichtete Holz bricht kollernd zusammen ...

Dort an der Hecke ringen zwei lautlos. — Die Hunde schlagen mit Gebelfer an. Das Mädchen ist mit einem Schrei vom Fenster verschwunden. Sie stürzt aus dem Hause. Die Thür schlägt im Winde hin und her, als wolle sie zersplittern.

Ein Todesschrei gellt durch den Nebel, dann wird es ganz still. — — —

Die Hunde sind ausgebrochen. Aber ihr Bellen dauert nicht lange. Mit eingekniffenem Schwanze kriechen sie um einen am Boden liegenden Menschen. Eine Blutlache umgiebt ihn. Ueber ihn beugt sich ein anderer Mann.

Jetzt springt er auf, und die Axt, die — er weiß nicht, wie — ihm in die Hand gekommen, gleitet aus seinen Fingern.

Das Mädchen steht vor ihm. Ein Mondstrahl huscht über die drei Gestalten. Das Mädchen hat in dem Sterbenden den Mann erkannt, dem sie eben gute Nacht zugerufen hat, sie stürzt sich über ihn, Franz rufend.

Dem anderen zuckt die Hand: fast möchte er die Waffe von neuem erheben, um das Weib auch niederzuschlagen.

Da regt es sich wieder im Hause...

Lichter nähern sich. — Er schaut um sich, plötzlich begreift er.

Mit einem wilden Satze ist er über die niedre Hecke gesprungen, und wieder jagt er über die Heide, pfeilschnell. Doch dieses Mal verfolgt ihn der Mord. Hinter sich hört er das Heulen der ihm nachsetzenden Hunde. Aber sie können seiner Spur nicht folgen. Der Nebel ist zu dicht. Sie schnüffeln rathlos am feuchten Boden hin und stoßen langezogene Klagelaute aus. Die schlagen dem Gehetzten an das Ohr. Der Sturm trägt sie ihm zu.

Er glaubt die Verfolger dicht hinter sich, wenn auch die Stimmen der Hunde allmählich leiser werden und dann ganz verstummen. — Jetzt rauscht der Wald vor ihm auf, in dem der Sturm sich verfängt. Mit mächtigen Armen theilt er die Büsche; und die feuchten Zweige schlagen rauschend hinter ihm zusammen.

— —

Es ist Nacht. —

Die Nacht eines dumpfigen Kerkers. Man hat den Mörder gefangen und in die Stadt gebracht. — Eine kleine, düstere Zelle, groß genug, um langsam darin zu ersticken. Ein Fenster, so klein und mit so starken Eisenstäben vergittert, daß

selbst am Tage das Licht nur schwer einzudringen wagt. Von draußen hört man das Geräusch des wogenden Lebens. Wagen fahren vorbei, die Fußgänger drängen sich an den hohen Mauern hin, denn das Untersuchungsgefängniß liegt mitten in der großen Stadt.

Er hört das Lärmen und das Rollen der Fuhrwerke und sieht Licht zu sich heraufschimmern, schwach und ersterbend.

Er ist gefangen, und hinter diesen Mauern soll er seine Tage verbringen, endlose Jahre. Er wird nur als Todter hinausgebracht werden.

Und wenn man ihn begnadigen wird, dann ist er doch ein müder Greis mit kraftlosen Armen.

Er denkt an seine weite, freie Heide. An die jubelnden Lerchen, an die weidenden Schafe, und der narkotische Duft des Moorlandes umweht ihn; er blickt um sich. —

Enge, feuchte Mauern. — Ein hartes Lager und kärgliche Nahrung . . .

Und er setzt sich auf das eiserne Bett und denkt an das Mädchen, und wilder Groll schwellt seine Brust. Zorn und Abscheu empören sich in ihm.

Er kann die That nicht bereuen. —

Das Mädchen hätte auch sterben müssen. . .

Wie sie ihn gehetzt haben, wie er sich im Dunkel der Wälder verkrochen hat, nicht als sei er ein Mensch, sondern ein wildes Thier! Und dann — als er gehört, daß sie, die er geliebt, gegen ihn sich erhoben hatte! Seine Schuld wurde erst durch ihre Aussagen bekräftigt, und es mußte ihr Wonne bereitet haben, ihn so dem Henker überliefern zu können. Es schüttelt ihn, wenn er daran denkt, wie sie ihn verrathen.

Und nun die jahrelange, grauenvolle Buße für seine Rache! . .

Er steht auf und blickt aus dem kleinen Fensterloche. Da drunten ist die Freiheit, das Leben, hier ewige Gefangenschaft und Tod!

Er rüttelt an den Eisenstäben, aber sie spotten seiner Kraft.

Und gebrochen sinkt er zusammen. —

Dann reißt er mit vieler Mühe die Decke seines Lagers in Streifen und knüpft sie sorgsam zusammen. Seine Hände zittern ein wenig, aber er zwingt sich zur Ruhe. . .

Und eifrig arbeitet er an seinem Werke, die Streifen fest zusammendrehend, daß sie nicht zerreißen können. —

— —

Als man am grauen Morgen in seine Zelle tritt, um ihn zur Arbeit zu holen, finden sie ihn tod.

— —

Die Raben krächzen um das einsame Heidehaus, und an dem Fenster sitzt ein bleiches Mädchen und starrt in das schlafende Moor hinaus — und schrickt zusammen, wenn die schwarzen Todtenvögel ihren krächzenden Schrei ausstoßen.

Sie blickt glanzlosen Auges in die Ferne, wo sich die Heide in dem Grau der Wolken allmählich verliert. — Heute ist die Nachricht hierher gedrungen, daß er sich erhängt hat im Kerker. . .

Sie schauert zusammen nnd blickt reglos hinaus in das feuchte, braune Heideland. . .

Und die dampfende Heide schläft weiter.

Die Raben krächzen, — und langsam schieben sich die grauen, trüben Regenwolken über das sumpfige Moor.

III.

Gedichte.

1.

Am Strande.

Es raschelt der Wind in dem starren Ried
Und spielt mit dem Dünensande;
Die springenden weißen Wogen
Verrauschen am flachen Strande.

Das Seegras bebt im Abendwind,
Die Möven schreien kläglich
Und klatschen über die See hin;
Die stürmt so toll beweglich.

Ein Dampfer zieht am Horizont
Mit schwarzem Rauche vorüber
Und schwindet im brauenden Nebel.
Trüb wird der Abend und trüber. — —

Die Nacht bricht an. — Im Leuchtturm
Zucken schon gelbe Flammen
Vereinzelt auf. Allein das Licht
Bricht immer noch zusammen.

Der Wind schläft ein. Glatt liegt das Meer.
Am weißen Sande nur schäumen
Unmerklich die Wasser. — Stern schimmert an Stern.
Die zittern in Märchenträumen. —

Ich liege im feuchten Dünengras
Und blicke hinaus in die Ferne. —
Wo weilt meine Lieb? . . . Sie wissen es nicht,
Das Meer und die ewigen Sterne!

2.

Flüchtige Liebe.

So lange währte Deine Liebe kaum,
Wie im Champagnerglas der flücht'ge Schaum.

Gleich wie ein Stern aufflammt in lichter Pracht
Und wieder gleich versinkt in dunkler Nacht.

Gleich wie ein leiser Ton im Ohr verklingt,
Den selbst das Echo nicht zurück uns bringt. —

Flüchtig gestreift von Deines Kleides Saum,
Scheint diese ganze Liebe mir ein Traum.

Verantwortlich für die Redaction i. V. Arno Holz, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 12. Berlin, den 23. April 1890. I. Jahrgang.

Persönliche Beziehungen.

Als der Ministerpräsident, Reichskanzler von Caprivi sich jüngst zum ersten Mal im Abgeordnetenhaus einfand, sprach er den Zweck seines Kommens in diesen Worten aus: „Ich habe es für meine Pflicht gehalten, zu erscheinen, um den ersten Schritt zur Anknüpfung persönlicher Beziehungen zwischen Ihnen, meine Herren, und mir zu thun (Beifall). Sie werden begreifen, daß ich ein sehr lebhaftes Bestreben haben muß, in persönliche Beziehungen mit Ihnen wenigstens insoweit zu treten, als solche persönlichen Beziehungen die sachliche Erledigung der Geschäfte fördern. (Beifall)." Die lebhafte Zustimmung des Hauses, welche der Bericht an dieser Stelle verzeichnet, setzte sich auch außerhalb des Landtages fort, und allgemein belobte man in den Zeitungen das Entgegenkommen und die sympathische Haltung des neuen Kanzlers.

Um dieselbe Zeit, da über dem Strich von so wichtiger Rede gehandelt wurde, las man unter dem Strich den, nicht ganz so wichtigen, Aufruf des Vereins „Deutsche Bühne", in welchem es von unserer Freien Bühne mit der Miene der Entrüstung heißt: daß sie Versuche einheimischer Autoren zur Darstellung brachte, „deren langweilige Plattheit einen feineren Kunstsinn abstoßen mußte, und denen zumeist nur persönliche Beziehungen den Weg auf die Bretter erschlossen."

Ich habe zuerst geglaubt, gegenüber dieser verläumderischen Insinuation sei Schweigen das Beste. Sie war in einem Circular ausgesprochen, mit dessen Urhebern und Unterzeichnern zu polemisiren, kein Anlaß schien; denn ich hielt und halte es mit Goethes Wort, das da sagt: „Getretner Quark wird breit, nicht stark". Inzwischen haben aber große und angesehene Zeitungen jener Verdächtigung, durch Abdruck des Rundschreibens, Verbreitung gegeben und an viele Tausende von Lesern die Kenntniß von der flagranten Pflichtverletzung gelangen lassen, welcher wir bösen ordentlichen Mitglieder der Freien Bühne uns schuldig machten; und nun, da an die große Glocke der Journale unsere Sündhaftigkeit gehängt wurde, bleibt dennoch nichts übrig, als die „persönlichen Beziehungen" zwischen den Autoren und den Leitern der Freien Bühne mit voller Deutlichkeit klar zu legen. Ob dann auch die Blätter,

welche die Anschuldigung so bereitwillig aufnahmen, von dieser Widerlegung Vermerk nehmen werden, muß ich den Preßgöttern frommen Sinnes anheimstellen.

Persönliche Beziehungen! Wie faß' ich, wie begrenz' ich sie? Die Welt ist voll von ihnen, und sie regieren Staat und Gesellschaft. „Die sachliche Erledigung der Geschäfte" können sie fördern, sagt der Reichskanzler; und weil wir nicht, jeder Einzelne, auf wüster Insel leben, sondern der Mensch neben den Menschen eng gestellt ist, wird das tausendfache Spiel der Beziehungen, der freundlichen und der feindlichen, der vorhandenen und der fehlenden, selbst dem oberflächlichsten Blick sich offenbaren. Wer ihrem Einfluß sich glaubt entwinden zu können, wird der Narrheit oder der Pose verdächtig; und in der That zeigt die Erfahrung, daß Niemand eifriger über die Verderblichkeit der menschlichen „Beziehungen" wettert, als derjenige, dem die Trauben zu hoch hängen, und der sich, in einer nicht selbstgewählten Einsamkeit, als verkanntes Genie in die Ecke gestellt findet.

Ein halbes Wunder muß ich es daher nennen, wenn wir die hochnothpeinliche Anklage, welche die noch in den Flegeljahren stehende Deutsche Bühne gegen uns erhebt, so völlig, aber so völlig abweisen können. Die Freie Bühne hat bisher drei Stücke einheimischer Autoren gespielt: von Anzengruber, von Hauptmann, von Holz und Schlaf. Ob der Vorwurf „langweiliger Plattheit" auch Anzengruber treffen soll, ob auch ihm persönliche Beziehungen den Weg sollen geebnet haben, weiß ich nicht; ich glaube aber über diesen Punkt hinweggehen zu dürfen, obgleich mehrere von uns der Sünde sich schuldig bekennen müssen: Anzengruber gekannt, verehrt, geliebt zu haben.

Bleiben Hauptmann und Holz und Schlaf. Mit aller wünschenswerthen Feierlichkeit darf ich erklären: „Vor Sonnenaufgang" ist zur Aufführung angenommen worden, ohne daß irgend einer derjenigen, welche die Entscheidung gaben, Herrn Hauptmann gekannt hätte. Das Stück ist mir durch die Post zugegangen, von dem mir damals bis auf den Namen völlig fremden Verfasser; auf demselben Wege habe ich ihm mitgetheilt, daß die Freie Bühne das Werk spielen wolle. Da aber „persönliche Beziehungen" die sachliche Erledigung der Geschäfte fördern sollten, so stellte sich nunmehr Herr Hauptmann uns persönlich vor; und da es sich gerade traf, daß der Platz eines ordentlichen Mitgliedes noch zu besetzen war, so luden wir bald darauf den Dichter des „Sonnenaufganges" ein, ihn einzunehmen. Es heißt also Ursache und Wirkung gröblich verwechseln, wenn die Herren, welche sich in der zweifelhaften Position des privaten Spionirens und des öffentlichen Verläumdens so sehr gefallen, den persönlichen Beziehungen einen Einfluß auf unsern Spielplan zuweisen: weil wir von Hauptmanns Talent lebhaft angezogen waren, sind wir zu ihm in persönliche Beziehungen gekommen — nicht umgekehrt. Ganz ähnlich steht es mit den jüngsten Autoren der Freien Bühne, den Herren Holz und Schlaf: ich habe ihre Bekanntschaft erst im letzten November gemacht, als sie mir ihr der Vollendung nahes Drama „Die Familie Selicke" vorzulesen wünschten; vielleicht geben selbst die Catone der Deutschen Bühne zu, daß gegen eine zu solchem Zweck erfolgte Zusammenkunft vom ethischen, aesthetischen und sittenpolizeilichen Standpunkt aus nichts einzuwenden ist.

Soll ich nun noch den Gegenbeweis führen: daß gar mancher Autor „persönliche Beziehungen" zu uns besaß oder suchte, dem „der Weg auf die Bretter", so unsere Welt bedeuten, sich dennoch nicht erschlossen hat? Daß unter den Begründern der Deutschen Bühne beispielsweise ein Herr sitzt, der mit seinem Schauspiel bei unsern ordentlichen Mitgliedern wochenlang antichambrirte, und der erst, als der Liebe Müh umsonst blieb, sich aus einem Verehrer der Freien Bühne in einen grimmen Gegner verwandelte? „Doch wenn du meine Verse nicht lobst, so laß ich mich von dir scheiden," singt schon Heine; und die Herren von der Deutschen Bühne stehen mit großer Unbefangenheit auf demselben Standpunkt. Sie haben

ihren Salon des Refusés begründet, um in erster Linie ihre eigenen Stücke zur Aufführung zu bringen: die Freie Bühne leiten Kritiker, welche der Sache der Kunst dienen wollen, die Deutsche Bühne Autoren, welche sich selber dienen wollen — in dem guten Glauben natürlich, daß ihre Sache und die Sache der Kunst Eines seien. Daß „persönliche Beziehungen" gerade jenen Werken der Deutschen Bühne den Weg auf die Bretter erschließen sollen, wird sich darum mit einigem Rechte behaupten lassen: Bleibtreu, Kretzer, Alberti, Stempel heißen die Begründer der Deutschen Bühne, und die Werke, welche zur Aufführung zunächst bestimmt sind, haben — Stempel, Alberti, Kretzer und Bleibtreu verfaßt. Natürlich hat jeder der Herren für den andern gestimmt, beileibe keiner für sich selbst. So viel Bescheidenheit muß man ihnen schon zutrauen — trotz aller persönlichen Beziehungen zwischen Gründer und Verfasser.

„Langweilige Plattheit" haben die Herren den deutschen Stücken der Freien Bühne vorgeworfen, den Stücken von Hauptmann und Holz und Schlaf. Sie haben nicht immer so geurtheilt; und auch hier haben vielleicht persönliche Einflüsse die ursprüngliche Meinung verrückt. Das Circular der Deutschen Bühne ist von drei Herren unterzeichnet, und von diesen haben zwei, öffentlich und privat, über den „Sonnenaufgang" ein ganz anders lautendes Urtheil abgegeben. Der eine schrieb, am 27. September 1889, an Herrn Hauptmann: „Ihr Drama hat einen mächtigen Eindruck auf mich ausgeübt. Endlich einmal ein Stück mit wirklichen Menschen. Dasselbe muß einen großartigen Erfolg haben, wenn es von guten Schauspielern dargestellt wird". Der andere Unterzeichner, Herr Bleibtreu, hat (in der „Gesellschaft", Heft 11, 1889) von dem „Sonnenaufgang" gesagt: „Dies soziale Drama stellt Hauptmann's hohe Begabung über allen Zweifel. In den entzückenden Liebesscenen pulsirt ein Dichterherz, in der Figur des Hoffmann steckt eine Meisterleistung". Nicht wahr, das klingt ein wenig anders, als die „langweilige Plattheit, die dem feineren Kunstsinn abstoßen muß"; und wenn nun auch mancher starke Einwand im Verlaufe der Besprechung folgt — zwischen jenem „Gesellschafts"-Urtheil und der Kundgebung des Circulars wird man einen Zusammenhang nur dann herstellen können, wenn man als unbekanntes x persönliche Erwägungen und Beziehungen einsetzt.

Das also sind die Herren, welche ihr Antlitz in sittenrichterliche Falten legen, und welche um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, überlaut rufen: Haltet den Dieb! Das sind die Herren, deren Anschuldigungen von großen Berliner Zeitungen ohne jeden Vorbehalt weitergegeben werden!

Unter denjenigen, welche die Verleumdung jenes Rundschreibens des Abdrucks würdigten, bemerke ich mit Bedauern auch Herrn Paul Lindau: mit Bedauern, weil ich glaubte, die persönlichen Beziehungen, welche trotz sachlicher Gegensätze zwischen ihm und mehreren von uns bestehen, hätten ihn hindern sollen, eine infame Verdächtigung ehrlicher Absichten ohne Weiteres verbreiten zu helfen Ich setze den Fall, irgend ein Journal sagte von Lindau: er habe sein Amt als Dramaturg des Deutschen Theaters nur auf Grund subjectiver Beziehungen verwaltet, oder: er verdanke lediglich persönlichen Connexionen die Aufnahme dieses oder jenes Stückes in den Spielplan dieses oder jenes Theaters; und ich setze weiter den Fall: die journalistischen Collegen Lindau's, gute Bekannte und Berufsgenossen, brächten diese geschmacklose Anschuldigung, ohne sie irgend zu prüfen und ohne jeden Vorbehalt, in die Blätter — wie würde das Herrn Lindau wohl schmecken? Aber es scheint, daß der lebhafte literarische Streit, welcher um die Freie Bühne und den Naturalismus in diesem Winter geführt wird, selbst einen so vielerfahrenen Beobachter der „groß und kleinen Welt", wie Lindau, um die ruhige Sicherheit des Urtheils gebracht hat; und daß er in diesem ungewohnten Zustande ästhetischer Erregung Anklagen ein Ohr lieh und Verdächtigungen eine Zunge gab, die ihn sonst wohl völlig taub und stumm gefunden hätten.

Nicht genugthun kann sich Lindau in starken Worten, seine Entrüstung über die Dramen von Hauptmann und Holz und Schlaf auszusprechen: „ekelhaft, abscheulich, Seekrankheit, Verletzung der ästhetischen Schamhaftigkeit". Das ist sein gutes Recht, wenn auch ein Ueberschuß an moralischem Eifer hier sichtbar wird, der ihm übel zu Gesichte steht: „Edleres, Besseres, Vornehmeres, Ernsteres", als von jenen Dichtern, wünscht er von den Autoren der Deutschen Bühne geleistet. Daß „Vor Sonnenaufgang" und „Die Familie Selicke" es an Ernst, an ethischem und künstlerischem Ernst, dreist mit allem aufnehmen können, was der Verfasser des „Erfolges" der deutschen Nation geschenkt hat, wird vielleicht Lindau selbst in einer ruhigen Stunde einmal zugeben; zumal, wenn er in die Intentionen der Werke, über die er heute so ungenirt aburtheilt, nachträglich etwas besser eindringen sollte. Zwar erklärt er, „mit dieser Sorte neudeutscher Dramen gründlich fertig" zu sein, aber ich muß gestehen: an „dieser Sorte" von Gründlichkeit habe ich denn doch meine bescheidenen Zweifel. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß ihm die Bedeutung neuer künstlerischer Erscheinungen erst allmählich aufginge: nur widerwillig hat sich Lindau von dem Großen in Richard Wagner einst packen lassen; mit der Uhr in der Hand hat er die „Meistersinger" controllirt, und über das „Langweilige" bei Wagner ähnliche Klage geführt, wie heute über das Langweilige bei den jüngsten Dramatikern. Und selbst die neuen theatralischen Stilfragen, welche die Meininger aufbrachten, haben in ihm zuerst einen völligen Gegner gefunden, bis daß er aus einem Saulus ein freundlich lächelnder, bewundernder Paulus wurde.

Denn Lindau's Urtheil geht, wie das seinen Collegen Landau, mit dem des großen Publikums — oder es ist ihm allenfalls um eine Nasenlänge voraus, nie um mehr: wenn Herr Landau einem trefflichen Thermometer gleicht, von dem sich der Wärme- oder Kältegrad, der im Theatersaal herrschte, bequem ablesen läßt, so gleicht Herr Lindau einem nicht minder trefflichen Barometer, das die Aussichten für den nächsten Tag verkündet: wo das Publikum morgen sein wird, weiß er genau; aber wo es übermorgen sein wird, — so weit reicht's nicht. Doch nicht Thermometer noch Barometer können uns vorwärtshelfen; sie können zeigen, das was ist, aber nicht um den kleinsten Schritt die Entwicklung weitertreiben. Es ist etwas recht schönes um den gesunden Menschenverstand, dessen kritischer Typus Herr Lindau ist; aber mit „nüchternen Briefen" macht man keine Kunstgeschichte. Nur der productiven Kritik gelingt solches, die dem noch Ungeformten eine Form und eine Sprache findet: dem Sturmvogel gleicht sie, der fern heraufziehendes Wetter verkündet, und der, was mit Sinnen nicht zu greifen und zu betasten ist, in geheimnißvoller Sympathie schon ahnt und fühlt. Die geistigen Befreier und Erwecker, die Herder und Georg Brandes, haben so gewirkt; und in stattlichen Reihen hat dann die jüngere Generation, haben die Stürmer und Dränger von Deutschland und Scandinavien sich um sie versammelt, „persönliche Beziehungen" eifrig suchend und gewinnend.

Ob wir einer ähnlich produktiven Periode jetzt entgegenschreiten — wer will es ermessen, und wer darf es leugnen? Wir hoffen und harren, das ist alles. Aber daß in Zeiten des Kampfes, wie wir ihn führen, persönliche Beziehungen sich knüpfen oder sich lösen, daß an objectiven Gegensätzen Freundschaften scheitern oder sich befestigen — die Sorge darf uns nicht treiben noch kümmern. Wir thun, was wir müssen; den subjectiven Einflüssen aber, in Sympathie und Antipathie, gönnen wir Raum nur da — wo „solche persönliche Beziehungen die sachliche Erledigung der Geschäfte fördern".

Otto Brahm.



Die Aera Hochberg in der Oper.

Von **Bernhard Mänicke.**

Die Künstler.

Neben dem künstlerischen Deficit unserer Oper hatte sich in den letzten Jahren immer fühlbarer auch ein sehr realer financieller Ausfall herausgestellt. Der Herr Graf beschloß vor Allem hierin Wandel zu schaffen und — erhöhte die Eintrittspreise. Die Geschichte vom Ei des Columbus ist bekannt. Vielleicht hat sie dem Herrn Grafen bei dieser Maßregel vorgeschwebt. Leider besitzt er wenig Talent zu einem Columbus. Dem Publikum fehlte für den idealen Schwung seiner Absichten das nöthige Verständniß: es war zu böswillig und schwerfällig und — das Theater war leerer denn je.

Ein pedantischerer Mensch als der Herr Graf hätte sich vielleicht gesagt: daß es praktischer sei zunächst an Beseitigung des künstlerischen Deficits zu denken. Und ein weniger aristokratischer Herr wäre vielleicht auf den Gedanken gekommen, daß die Kunst dem ganzen Volke gehöre und nicht nur den Leuten von der hohen Finance und den Rittergutsbesitzern aus Ostpreußen, die für eine Vorstellung des Niblungenringes 24 Mark erlegen können. Vielleicht wäre es auch aus rein praktischem Gesichtspunkte zu erwägen, ob nicht im Gegentheil durch billige Volks- und Nachmittagsvorstellungen, durch Ermäßigungen bei cyklischen Aufführungen und dergleichen das stark gesunkene Interesse für die Oper wieder gehoben werden könnte.

Die Eintrittspreise erhöhen, hieß zu den zahlreichen Widerwärtigkeiten des Opernhauses eine neue hinzufügen; sein schlimmster Feind ist und bleibt aber — das Opernhaus.

In diesem akustisch so unglücklichen Raume büßen selbst die größten Stimmen bedeutend an Kraft und Fülle ein, und selbst die gewaltigsten Chormassen verhallen in ihm wirkungslos, falls sie nur weit genug im Hintergrunde des Bühnenhauses aufgestellt sind. Dazu kommt die unpraktische und altmodische Gestaltung des Zuschauerraumes, der so recht Abbild und Ausdruck des ganzen veralteten Hoftheaterinstituts ist. Die Fiction, daß die Zuschauer Gäste des Königs sind, erscheint in ihm noch aufrecht erhalten. Im Mittelpunkte läßt die prunkende, heute stets leere, Königsloge zwei Ränge hindurch die besten Plätze dem Publikum verloren gehen. In keinem Theater Berlin's giebt es überhaupt so viel schlecht und ganz unbrauchbare Sitze; der Ausblick ist weitmehr in das Haus, als auf die Bühne gerichtet. Die ursprüngliche Bestimmung der Oper als Prunk- und Festraum, in dem das geladene Hofpublikum die erste Rolle spielte, ist darin unverkennbar. In diesem Raume waren die Montag-Frackabende wirklich stilgemäß! Alle diese unglücklichen äußeren Verhältnisse werden eine wirklich ideale Leistung nie aufkommen lassen. Und der Zweifel, ob nicht überdies die ganze büreaukratisch-militärische Organisation des Instituts im inneren Widerspruche steht mit freier und ersprießlicher Entwicklung einer Kunstgenossenschaft, kann durch die bisher gezeitigten Früchte nicht gehoben werden.

Selbst ernste und bedeutende Künstler sehen wir unter dem Einfluß der herrschenden Schablone und des allgemeinen Schlendrians bald Muth und Lust verlieren und zu Routiniers herabsinken. Was ist aus dem einst so herrlichen Mime eines Lieban heute schon geworden, wie selten rafft sich ein Betz zu seiner vollen künstlerischen Höhe auf! Bei dem schnellen Wechsel des Repertoirs sind weder wirklich genügende Proben möglich, noch ist eine allgemeine Abstumpfung und Ermüdung besonders der Orchesterkräfte zu vermeiden. In allen diesen Dingen Wandel und Besserung zu schaffen, ist eine schwere, vielleicht unlösbare Aufgabe. Auch Graf Hochberg hat sicher den besten Willen sie zu lösen. Zu diesem scheint sich in letzter Zeit nach und nach auch eine bessere Einsicht zu gesellen; und wenn anders manche seiner Maßnahmen auf seine eigene Initiative zurückzuführen sind, so ist er drauf und dran frühere Scharten wieder auszuwetzen. Nur wetzt er etwas sehr langsam!

Nachdem der Kapellmeisterwettstreit mit der Berufung des Herrn Sucher einen hoffentlich endgiltigen Abschluß gefunden hatte, wurden die Aufführungen der klassischen wie der modernen Oper zusehens besser; am auffälligsten die Chor- und Orchesterleistungen. Soweit ersteren nicht durch die schlechte Akustik des Hauses, letzteren durch eine für neuere Tonwerke nicht

immer ausreichende Besetzung der Streicher gegenüber dem Blechkörper Grenzen gezogen sind, konnten sie hin und wieder sogar für musterhaft gelten. In Herrn Sucher hat vor Allem die moderne Oper endlich einen einsichtsvollen und begeisterten Dirigenten erhalten. Der Vorwurf, welcher ihm von mancher Seite aus seiner Vorliebe für kräftige Contraste gemacht wird, ist gegenüber der Präcision und dem Schwunge seiner Orchesterführung geringfügig. Wenn seine Orchestermassen hin und wieder die Sänger völlig decken, so trifft die Schuld in erster Linie wieder die Akustik. Man kann auch nicht verlangen, daß er durch allzu große Rücksichtnahme auf zarte und dünne Stimmen obenein auch noch die Orchesterleitung beeinträchtige. Sie ist heute das einzige, auf das man sich völlig verlassen kann.

Leider wird sich nicht das Gleiche von der Bühnendarstellung behaupten lassen. Es herrscht jenseits der Lampen ein ewiges Kommen und Gehen. Man weiß nicht, was noch werden mag.

Am wenigsten kann sich noch die Spieloper beklagen. Ihr Ensemble ist verhältnismäßig das beste. In Herrn Krolop besitzt sie nicht nur einen gebildeten Sänger, sondern auch einen trefflichen, humorvollen Darsteller, sein van Bett, Stadinger und Bakulus suchen noch immer ihresgleichen. Ebenso beliebt ist unser Tenor-Buffo Herr Lieban, der in den lustigen Spitzbubenopern Auber's und Flotow's ganz so am Platze ist, wie in den schwierigsten musikalischen Charakterzeichnungen eines David und Mime, die sein eigentliches Feld sind. Leider sind die Leistungen auch dieser beiden Künstler in letzter Zeit merkbar gesunken; namentlich sucht Lieban immer intimere Fühlung mit den „Gründlingen im Parterre“, seine oft fratzenhaften realistischen Uebertreibungen beeinträchtigen manche seiner früher idealen Leistungen oft empfindlich, am meisten seinen Mime. Herr Rothmühl, dessen Stimme immer prächtiger aufblüht und Frl. Herzog, musikalisch und theatralisch von der glücklichsten Begabung, gehören zu den besten und vielseitigsten Mitgliedern unserer Oper überhaupt. Auch Mozart's Meisterwerke werden mit ihrer Hilfe unter der neuen Orchesterleitung in würdiger Weise zur Darstellung gebracht, und es ist nur zu bedauern, daß diesen Aufführungen nicht das Interesse entgegengebracht wird, welches sie verdienen. Hier rächen sich alte Sünden schwer. Man ist es schlecht gewohnt und hat kein Zutrauen. Ein solches muß erst wieder neu errungen werden. Das bunte Durcheinander der Gastspiele, das im Uebrigen an der Tagesordnung ist, wird kaum das rechte Mittel dazu sein. Im Besonderen die große Oper und das Musikdrama haben unter ihnen empfindlich zu leiden. Was helfen einzelne gute Aufführungen, wenn daneben die schlechtesten die Regel sind. Was hilft z. B. eine vollendete Walküre-Aufführung, wie wir sie 1887 mit R. Sucher, Klafsky, Niemann und Betz erlebten, wenn sie nur eine glänzende Ausnahme bleibt.

Ueberhaupt weiß das Publikum vorher nie recht woran es ist. Bei der Schwierigkeit der Billetbestellung müßte wenigstens die Hauptbesetzung mit im Repertoirentwurf angegeben werden. Ob Frau Sucher oder Frau Pierson am Donnerstag die Elsa singt, ist am Mittwoch dem Opernbesucher noch ein Räthsel. Selbst auf den Theaterzettel ist zuweilen noch kein sicherer Verlaß. Eines schönen Tages z. B. war Frau Staudigl als Waltraute in der „Götterdämmerung“ angekündigt, am Abend blieb die Waltrautenscene einfach fort. Ein anderes Mal übernahm, an Stelle des Herrn Betz, Herr Bulß ohne vorherige Benachrichtigung des Publikums die Partie des Telramund. Da Herr Bulß trotz seiner 36 000 Mk. Gage aber nur den ersten Akt des Lohengrin kann, so mußte Telramund seine Seelenwanderung fortsetzen und erschien im zweiten Akt in der Gestalt des Herrn — Schmidt. Wie pessimistisch und resigniert muß ein Publikum sein, daß derartige Rücksichtslosigkeiten ohne Widerspruch hinnimmt!

Die Geschmacksrichtung des Grafen, wie sie in den neuen Engagements sich kund giebt, ist nicht immer ganz gemeinverständlich. Eine Künstlerin wie Frl. Renard wird leichten Herzens nach Wien entlassen, auch Frau Sachse-Hofmeister versucht man nicht zu halten und — Frau Brethol-Pierson wird dauernd verpflichtet. Es werden bis jetzt noch nicht viele hinter die Vorzüge dieser Sängerin gekommen sein. Ihre Stimme, der es, wohl in Folge der italienischen Schulung, zwar nicht an Gewandtheit aber desto mehr an Kraft und auch an Wohllaut gebricht, hat außer einigen hohen Kopftönen nichts Empfehlenswerthes, und ihr Vortrag wird noch obenein durch eine schlecht behandelte Aussprache beeinträchtigt. Wenn sie als dauernder Ersatz für die in letzter Zeit nicht mehr auf früherer Höhe stehende Frau Sachse-Hofmeister gelten soll, so

ist man mit ihr aus dem Regen in die Traufe gerathen. Unter solchen Umständen wagt man kaum für Frl. Leisinger einen Ersatz zu wünschen. Die guten Absichten dieser Künstlerin lassen leider über ihre trotz aller Schulung spröde, namentlich in der Höhe unangenehm spitz klingende Stimme nicht hinwegsehen. Ihre Vortragsart berührt stets kalt und frostig. Und doch müssen wir sie heute noch unter die besseren Mitglieder unserer Künstlerschaar rechnen. Zu diesen gehört auch Frl. Hiedler, welche wenigstens eine schöne sympathische Stimme besitzt und bei fortschreitender Ausbildung und andauerndem Eifer zu guten Hoffnungen berechtigt

Ein großer Theil des Interesses an der Oper stand früher auf einem Personencultus. Man ging hin um die Heldengestalt eines Niemann zu bewundern. Mochte eine Tannhäuseraufführung noch so schlecht sein, Niemann's Pilgerfahrt wog Alles wieder auf. Ueber sein Spiel, das so wunderbar die der Opernsphäre entsprechende Mitte hielt zwischen überzeugendem Realismus und verschönernder Plastik, vergaß man gern die musikalischen und gesanglichen Unzulänglichkeiten, welche in letzter Zeit die Leistungen des einzigen Künstlers beeinträchtigten. Wer könnte ihn ersetzen! Etwa Herr Sylva? Mit seinem steifen conventionellen Spiel paßt dieser Sänger allenfalls in den Rahmen der französischen Prunkoper, in deutschen Werken ist er unmöglich. Ich glaube nicht, daß man oft hingehen wird, seine Löwenstimme im Kampfe mit deutscher Sang- und Sprachweise zu hören. Ein Sänger muß heute auch ein guter Schauspieler sein. Viel eher übersieht man noch über einer guten Darstellungsgabe einen Mangel der Stimmanlage, wie es die große Beliebtheit, deren sich ein Sänger wie H. Ernst zu erfreuen hatte, beweist. Auch er ging und man hielt ihn nicht! Von Tenören zweiten und dritten Ranges wird einer über den anderen verpflichtet, wirklich bedeutende Künstler dagegen läßt sich die Intendanz gleichmüthig entgehen. Wo war sie, als es galt, einen van Dyck oder Alvary zu engagiren? Auch ein schauspielerisch so begabter Sänger, wie Herr Stritt aus Hamburg, welcher als Tristan bei uns eine glänzende Probe seines Könnens ablegte, durfte in Ermangelung erster Kräfte nicht unberücksichtigt bleiben.

Während neben der Tenorfrage auch der Mangel an Bässen akut zu werden droht und die Reihe der Emblad, Biberti, Schinkel, Moedlinger noch immer nicht abgeschlossen erscheint, ist das Baritonfach endlich ausreichend besetzt, wenigstens auf einige Monate im Jahre. Das Engagement des Herrn Bulß bedeutet vielleicht wieder einen Appell an den Personenkultus; denn dieser Künstler, welchen neben der machtvollen Höhe seines Organs besonders eine deutliche, wenn auch nicht ganz manierfreie Textaussprache vor seinen neuen Collegen vortheilhaft auszeichnet, versteht es vortrefflich, mit einer chevaleresken, liebenswürdigen Aufdringlichkeit seine eigene Person in den Vordergrund zu stellen. Wenn sein Wesen mit der darzustellenden Gestalt sich deckt, wie z. B. im Don Juan, so hat er auch künstlerisch sehr große Momente. Als Hans Heiling leistet er an Selbstverleugnnng das Höchste. Vorausgesetzt, daß seinetwegen Neßler's Trompeter nicht allzu oft auf dem Repertoir erscheint, so wird man sich seiner vorzugsweise freuen dürfen; auch noch aus anderem Grunde: seit er erschien, begann sich unser Altmeister Betz ordentlich zu verjüngen. Selbst schauspielerische Fähigkeiten, welche bisher geschlummert hatten, wurden wir plötzlich an ihm gewahr.

Leider sind alle besseren Erwerbungen, die bisher gemacht wurden, gleich der des Herrn Bulß keine dauernden, sondern nur Gastspiele; mit einziger Ausnahme der Frau Staudigl, deren Werth nicht unterschätzt sein soll. Bei ihr vereinigen sich in seltener Weise Macht und Wohllaut der Stimme mit vorzüglicher Schulung und meisterhafter Sprachbehandlung. Sie, die mustergiltige Fricka und Brangäne, wird darin nur noch übertroffen durch Frau Sucher, die heute als der Stern unserer Oper gelten muß. Aber auch sie gehört uns noch nicht völlig und noch nicht sicher. Ueber ihre dauernde Anstellung verlautet noch immer nichts. Eine Ironie des Schicksals oder — der Generalintendanz will es außerdem, daß sie nie dazu kommt ihre mächtigsten und ihr eigensten Gestalten auf unserer Bühne zu verkörpern. Zu ihrem Ersatze wird in letzter Zeit immer öfter Frau Moran-Olden aus Leipzig herangezogen. Will man etwa zwischen beiden wählen? Es wird für die Opernbühne der Reichshauptstadt nicht zu viel verlangt sein, beide Künstlerinnen nebeneinander zu sehen und nicht nur auf kurze Gastspielfristen!

Wie auf der Bühne, so herrscht auch hinter den Coulissen und auf dem Schnürboden dauernde Unsicherheit, Wandel und Wechsel. Der frühere Opernleiter Strantz ging und blieb bis heute ohne Nachfolger. Herr Salomon mußte an Herrn Tetzlaff das Coulissenscepter abgeben. Eine Besserung ist dadurch nicht zu spüren. Die Regie ist nach wie vor traurig und verdient eine besondere Rüge. Herr Tetzlaff ist ein guter Operettenregisseur gewesen, ein wirklicher Opernregisseur wird er nie werden. Die Meiningerei hat er im Großen und Ganzen erfaßt; mit dem Durcheinanderlaufen der Massen und dem Gruppiren malerischer Bilder ist es aber allein noch nicht gethan. Die feine Linie zwischen Realismus und Idealismus, wie sie die Opernbühne verlangt, weiß auch er nicht zu ziehen. Wer die skandalösen Ziegenböcke im zweiten Walküreact bestehen läßt, ohne ihre komische Wirkung zu spüren, wer den Flammenspuk des Feuerzaubers wenn möglich noch vergröbert — es fehlen jetzt nur noch Racketen und Leuchtkugeln —, wer das einfachste Bühnengesetz nicht kennt, das Interesse von der Haupthandlung nicht durch zu starke Betonung eines Nebenvorgangs abzuziehn, und während des großen Weihgesanges Brunnhilde's an Siegfrieds Leiche Balken über die Scene tragen läßt — der gehört nicht in das Berliner Opernhaus. Wann wird endlich die Regie in die Hand eines wirklich ästhetisch und musikalisch gebildeten Menschen gelegt, oder der musikalischen Leitung untergeordnet werden? Hat man immer noch nicht von Bayreuth gelernt, oder will man von dort nichts lernen? Die Oper hat aber in Berlin keine Zeit darauf zu warten, bis einer hohen Intendanz alle die nöthigen Einsichten nach einander kommen, sie hat keine Zeit zum Experimentiren. Sie hat sich gegen das kräftig aufstrebende Schauspiel ihrer Haut zu wehren!

Wollte heute ein Fremder die deutsche Oper in vollem Glanze kennen lernen, er müßte nach Dresden, Wien, München, Hamburg gehen. In der Reichshauptstadt würde er nur ein sehr unvollkommenes Bild von ihr erhalten. Das sind unwürdige Verhältnisse! Wie das Berliner Schauspiel heute unbestritten den ersten Rang einnimmt — ich meine natürlich nicht das Berliner Kgl. Schauspiel — so muß auch die Berliner Oper danach streben, die erste und beste des Reiches zu sein. Ob sie aber unter der Führung des Grafen Bolko v. Hochberg dieses Ziel erreichen wird — das scheint nach den bisherigen Erfahrungen mehr als zweifelhaft.

Die „dunkle Materie“ im Abgeordnetenhaus.

Unsre ganze moderne Kunst ist keinen Schuß Pulver werth! Man knüpfe ihr daher einen Mühlstein um den Hals und versenke sie dort, wo das Meer am tiefsten ist . . . .

Das, oder doch wenigstens ungefähr das, war, wie sich unsre Leser vielleicht noch entsinnen werden, erst kürzlich das Thema der Bairischen Kammer. Ihrem Beispiele folgend hat sich endlich auch das Preußische Abgeordnetenhaus nicht länger bitten lassen und sich nun ebenfalls dieses Themas erbarmt.

Ragend in ihrem Mittelpunkt stand die beliebte Gestalt des Herrn Abgeordneten Stöcker. Er hatte den Muth gehabt — und wir sind die Ersten, ihn als solchen anzuerkennen — vor den keuschen Ohren seiner versammelten Mitauserwählten und selbst nicht zurückschreckend vor den vielfarbig über die Brüstung der Tribüne herabnickenden Damenhüten, sich theils pathetisch („Die unmißverständlichen Zahlen . . .“), theils intim („Es war eine schmerzliche Stunde für mich . . .“), jedenfalls aber des Umständlicheren, über die Prostitution zu verbreiten; oder, wie der Herr Hofprediger „dieses Laster“ nicht ohne eine gewisse pastorale Sinnigkeit discret zu umschreiben verstand, über die „dunkle Materie.“

Nun! Wir befinden uns so selten in Uebereinstimmung mit dem gefeierten Mann, wir fühlen, wir haben so schmerzlich wenig Berührungspunkte mit ihm gemein, daß es uns wirklich eine Wohlthat ist, ihn dieses Mal unserer aufrichtigsten, un-

geschminktesten Hochachtung versichern zu dürfen. Der Mann, den er so heiß ersehnte, der Ritter Georg, der „den Drachen mit Füßen tritt," wie er sich so schwungvoll auszudrücken wußte, war er nicht bereits selbst diese Idealgestalt? Man werfe uns nicht ein, daß dann der „Drache", den er „mit Füßen trat," der Minister des Innern Herr von Herrfurth war, respective der deutschfreisinnige Abgeordnete Herr Dr. Langerhans. Das sind Spitzfindigkeiten! Und übrigens — warum nicht? Wir heben den Handschuh auf!

War es etwa eines Ministers würdig, über eine so ernsthafte Sache — „das verhängnißvolle Unglück unserer Schwestern" nannte sie der neue St. Georg — wie über ein Seil weg zu tänzeln? „Es ist mir nicht erfreulich gewesen, auf dieses Thema näher eingehen zu müssen. Abgesehen davon, daß es mit meinem Etat sehr wenig in Verbindung steht, ist es überhaupt ein solches Gebiet, welches meines Erachtens für Versammlungen, wo auf den Tribünen jeder Zutritt hat, nicht geeignet ist!" Der Herr Minister definirten also das preußische Abgeordnetenhaus für eine „Versammlung, wo auf den Tribünen jeder Zutritt hat" und waren schließlich froh, „dieser immerhin etwas unerquicklichen Diskussion überhoben" zu sein! Und was das Schlimmste war — die Linke applaudirte! War da nicht jedes Wort, das der neue Drachenmann dem Herrn Minister darauf erwiderte, ein Fußtritt, ein veritabler Fußtritt? „Ich habe dem Herrn Minister in seiner letzten Bemerkung entgegenzutreten. Ich bedaure dieselbe sehr. Wir sind hier nicht versammelt wegen den Tribünen, sondern wegen des Wohls und Weh's unseres Volkes. (Sehr wahr! rechts)." (Bravo! Redaction der Freien Bühne). „Dem Minister ist das nicht erfreulich, mir auch nicht. Aber wenn dieses dunkle Gebiet immer dunkler wird, wenn auf den Dächern davon geredet wird, so sehe ich nicht ein, warum hier nicht soll davon die Rede sein. Ich sage, es ist schlimmer, wenn diese Dinge unter dem Schleier der Nacht bleiben sollen, als wenn sie hier öffentlich an's Licht gezogen werden. (Sehr richtig! rechts.) Ich halte keinen Ort Preußens für geeigneter, darüber zu reden, als das preußische Abgeordnetenhaus! (Sehr wahr! rechts. Widerspruch links)." Dieser Widerspruch links, den wir nur mit Bedauern constatiren können, wurde zusammengedrängt von dem Abgeordneten Dr. Langerhans in die klassische Erklärung: „Hier öffentlich Dinge solcher Art allgemein zu besprechen, das ist diesem Hause nicht angemessen!" Sein großer Gegner in diesem Froschmäusekrieg fertigte ihn ab, wie sich's gebührte: „Dieser Gesichtspunkt, daß man solche Dinge nicht erwähnen soll, ist für eine Versammlung von Männern völlig unpaßlich . . . Ich werde mir das Recht, diese Sache zu verhandeln, niemals nehmen lassen, am wenigsten von Herrn Dr. Langerhans!" Und dann — was das Köstlichste war — als dann abermals auf die zarte Weiblichkeit oben angespielt wurde: „Ich mache Sie auch darauf aufmerksam, daß keine von den Damen, welche uns die Ehre gegeben haben, heute unsere Zuhörerinnen zu sein, es für nothwendig gehalten hat, den Saal zu verlassen!" Daraufhin natürlich: „Große Unruhe, lebhafter Widerspruch links." Das heißt, man wandte allgemein seine Aufmerksamkeit oben den Tribünen zu und — sieh, es fehlte kein theures Haupt! Der Herr Abgeordnete Stöcker hatte Recht gehabt: „das verhängnißvolle Unglück ihrer Schwestern" hatte die Damen, welche dem Hause „die Ehre gegeben" hatten, auf ihren Plätzen wie angeleimt bleiben lassen! Der Herr Minister und der Herr Dr. Langerhans waren also die Blamirten . . .

Das wäre nun alles recht schön, und wir wären sogar nicht abgeneigt, dem Herrn Abgeordneten Stöcker für seine mannhafte Haltung als ein verschwindendes Zeichen unserer wirklich aufrichtigsten Hochachtung ein Freiexemplar unserer jungen Zeitschrift zukommen zu lassen, wenn eben die Sache nicht noch ihren Haken hätte! Der Schuster hat nämlich vergessen, bei seinem Leisten zu bleiben. Freilich, eine altbekannte Eigenschaft aller Schuster, aber doch jedesmal von neuem bedauerlich.

Wir meinen nicht die Stelle in der Rede des Herrn Abgeordneten, in der er die Sozialdemokratie und die Prostitution als „Umsturz und Unzucht" aus ein und derselben Wurzel entsprossen sein läßt, die nimmt er wohl selbst nur humoristisch! Auch haben wir nicht die Stelle im Sinn, wo er die Erklärung abgiebt: die Thatsache, daß ein gewisser Prozentsatz der Prostitution sich bereits aus der zartesten Jugend rekrutire, gehöre „mit zu den geradezu teuflischen Zügen der Gegenwart". Wir haben kulturhistorisches Wissen bei dem Herrn Abgeordneten nie vorausgesetzt und vermögen es also, diesen Schmerz stumm zu ertragen. Auch ist es nicht unsere Absicht, auf die Stelle einzugehen, in der er vorschlägt, die „sanitätliche Untersuchung" der Prostituirten nicht mehr, wie bisher, durch Aerzte, sondern „in Rücksicht auf die Scham und Scheu von solchen Mädchen" durch „Hebeammen ähnliche Persönlichkeiten" ausüben zu lassen; die „große Heiterkeit" des Hauses, die der mokante stenographischen Bericht in diesem Augenblick mitleidslos genug war, zu fixiren, genügt uns vollkommen. Auch halten wir es für herzlich überflüssig, uns mit dem Herrn Abgeordneten darüber in eine Polemik einzulassen, ob durch die Schließung der nächtlichen Cafés „gleichsam der Börsen der Unzucht" — pardon! aber welche Sachkenntniß! — wirklich, wie er anzunehmen scheint, „der Menschheit eine große Wohlthat erwiesen würde."

Wir gehören eben nur zum „Laienstande" und sehen so vielleicht alles das verkehrt an. Nur gegen einen Punkt in der Rede des Herrn Abgeordneten möchten wir uns höchst energisch verwahren; denn in diesem sind wir, die Laien, die Pastoren und er, der Herr Pastor, der Laie!

Also hört, ihr Völker, und staunt! In seiner großen Rede im preußischen Abgeordnetenhause, 42. Sitzung vom 17. April 1890, hat der Hofprediger Stöcker, sich nicht gescheut, folgenden Satz auszusprechen: „Früher hatte man die Meinung, daß das Theater eine moralische Kanzel sein solle, heute aber ist es ein intellectuelles Bordell!"

Er theilt also die Prostitution in zwei Klassen ein: in eine rein physische und in eine psychische. Die „Tempel" der ersten sind die Bordelle, die der zweiten die Theater. Schön! Dagegen ließe sich nichts einwenden, denn wir sind tolerant und leben nächstens bereits im letzten Decennium des 19. Jahrhunderts. Nur sind wir gewohnt und stolz auf diese Gewohnheit, überall nach den Gründen zu fragen.

Also, Herr Pastor! Warum? Warum, fragen wir, identificiren Sie unsre heutigen Theater mit den Bordellen? Auf Grund eingehender vergleichender Studien? Weil Ihnen die angeschauten Thatsachen mit zwingender Folgerechtigkeit diesen Schluß aufgenöthigt haben? Dann sagen wir abermals: schön! und sind befriedigt. Jeder nach seinem Wissen und Gewissen!

— Halt! Ehe Sie antworten! Wir wollen nicht . . . also kurz und gut, nageln wir das lieber gleich fest! Sie sagen in Ihrer Rede (wir richten uns nach dem Referat der National-Zeitung): „Von Kollegen, die in Theatern gewesen, ist mir gesagt worden, daß sie über die Unzucht, die auf der Bühne dargestellt wird, empört sind!" Also Sie selbst, Herr Pastor, haben es stets für unter ihrer Würde gehalten? Dann dürfen wir uns wohl die Frage erlauben, ob Sie schon jemals in einem Bordell gewesen? Wir bitten Sie dringend, uns nicht mißverstehn zu wollen! Ihr Amt, dessen hohe ethische Idee wir zweifellos nicht zu gering anschlagen, hat Sie einst unter die Sterbenden auf's Schlachtfeld geführt, warum sollte es Sie nicht auch zu den Aermsten und Elendesten geleitet haben? Und trotzdem: wir bezweifeln es. Aber selbst angenommen, Sie kennten die betreffenden Zustände aus eigensten Erfahrungen, was berechtigt Sie dann, sagen wir, sie an wichtigster Stelle und daß das ganze Land Sie hört, mit Zuständen auf ein und dieselbe Stufe zu stellen, die Sie eingestandenermaßen nur vom bloßen Hörensagen kennen? Das fragen wir, und die Antwort darauf lautet: Nichts!

Sie sehen, im Scherz, haben wir begonnen, und im Ernst enden wir. Ihre Lehre legt Ihnen auf, Duldsamkeit und Liebe zu predigen, und was Sie säen, ist Unduldsamkeit und Haß! Sie haben in Ihrer Rede die Prostitution ein „dunkles Gebiet“ genannt, einen „Acker, auf dem die bösesten Früchte reifen“. Wir widersprechen Ihnen nicht. Aber seien Sie überzeugt, Herr Pastor, daß es auch außer der Prostitution noch solche „dunklen Gebiete“ giebt, und auch außer der Prostitution noch solche „Aecker“...

Arno Holz.

Hermann Conradi als Lyriker.

Am achten März ist Hermann Conradi zu Würzburg gestorben. Er stand im siebenundzwanzigsten Lebensjahre und eine Welt von Projecten und Entwürfen lag vor dem unruhig Schaffenden aufgestapelt. Wer diesen Dichter — denn ein solcher ist er gewesen — je gekannt hat und sich seiner eckigen, aber scharfumrissenen Individualität erinnert, den muß die Tragik dieses jähen Endes, die marternde Ironie dieses Ausganges ergreifen. Ungemessne, durch keinerlei Enttäuschungen je zu zerstörende Hoffnungen barg seine Brust: die Zukunft war ihm das Reich der Erfüllung nicht nur aller idealistischen Forderungen, welche sein Sinnen und Trachten beherrschten, sondern auch seiner eigenen, heißen Lebenswünsche. Und dieser „Zukunftsmensch“, der auch sein ganzes Empfinden und Handeln nur mit dem Maßstab der Zukunft gemessen haben wollte, er mußte einer tückischen, schnell hinraffenden Krankheit in einem Alter erliegen, da ihm kaum die ersten Blüthenträume reiften. Mag man über den ästhetischen und moralischen Charakter seiner Erscheinung denken, wie man will, einer Theilnahme an seinem plötzlichen Tode wird sich niemand entziehen können. —

Conradi war gewiß alles Andre nur kein „Realist“. Diejenigen also, welche heutzutage ihr Urtheil lediglich mittels dieses Schlagworts regulieren, müssen ihn schlechthin verwerfen. Für andere aber wird Conradi immer ein Dichter heißen. Die blutlosen Unflätigkeiten, welche er als „Brutalitäten“ hat drucken lassen, der bis zum Blödsinn lebensunwahre psychologische Mysticismus seiner beiden „Romane“, das schnurrige Fremdwörtermosaik seiner Brochüre „Wilhelm II. und die neue Generation“ — alles das brauchte für mich gar nicht zu existieren — es stört mich aber nicht in meiner Bewunderung für den Dichter der „Lieder eines Sünders“, für den Lyriker Hermann Conradi.

„Lieder eines Sünders“, schreibt Conradi, „bedeuten Lieder eines Kämpfers, der sich nicht ganz von der grenzenlosen Gemeinheit des Lebens knechten lassen wollte“. Aber glücklicherweise ist das nur eine Phrase, eine jener Posen, in denen sich Conradi zeitlebens wie ein Fieberkranker hin und her warf; und glücklicherweise ist der Theil seiner Lieder, welcher dieser Phrase entspricht, der zurücktretende. Die „Lieder eines Sünders“, soweit sie eben nicht direct etwas „bedeuten“ sollen, d. h. soweit sie naiv sind, erscheinen als rückhaltlose Selbstbekenntnisse eines unsagbar unglücklich veranlagten modernen Rebellen, gegeben mit einer großartigen Sprachvollendung.

Diese letztere ist um so bemerkenswerther, um so auffallender, je häufiger wir Conradi im Kampfe mit Geschmacklosigkeiten beim Prosaschreiben unterliegen sehn. Seine Sprache war eben der Vers, es ist ordentlich, als ob er erst in der gebundenen Rede zur Natur, zur Einfachheit, zur Besonnenheit in der Diction durchdringt.

Wahr und warm empfunden, schlicht in seiner Form und doch von großer Originalität ist gleich das dritte seiner Lieder, „Erdeinsamkeit“. „Wir wollen uns lieben, meine Brüder, denn wir sind einsam ...“ sagt er da, und die Einsamkeit der Erdenbewohner gewinnt für uns plötzlich eine hohe, symbolische Bedeutung. Schon das folgende Gedicht ist dann umso scheußlicher in seinem unwahren, wortstrotzenden Schwulst: „und mich durchdrang die Wollust, an dieser Felsenbrust, mein Sünderhaupt zu zerschmettern ...“ Coulissenreißerei!

So ungleich ist das ganze Buch. Man muß stets auf der Hut sein, daß man nicht die Grenze aus dem Auge verliert, welche Natur und Unnatur scheidet. Diese Grenze geht manchmal mitten durch ein Gedicht. Beispielsweise gehört der Anfang, etwa die ersten anderthalb Seiten der „Klage des Jünglings" (S. 17) zu dem Schönsten und Reinsten, was ich kenne. Die sehnsüchtige Frage: „wo seid ihr hingegangen, meine frommen unschuldigen Kinderaugen?" kehrt in charakteristischer Weise wieder und erzeugt eine seltsame Stimmung. Aber beim Ausmalen seiner gegensätzlichen Gegenwart verfällt der Dichter dann in die unvermeidlichen „Phrasen" und redet davon, daß das Serail seiner Leidenschaften entvölkert traure, und er das Felsengebirge seiner ringenden Kraftgefühle, das in gigantischen Gegensätzen sich enthüllt und zu gewaltigen Werdeschätzen sich erfüllt habe, verlassen hätte. —

Doch ich will nun auf diese Schattenseiten der Sammlung nicht mehr zurückkommen. Auch so bieten die „Lieder eines Sünders" eine stolze Reihe großer, hervorragender Schönheiten.

Conradi, der gelegentlich alle Form ganz bewußt malträtierte, hat Gedichte geschrieben deren Formvollendung gradezu unübertroffen dasteht! Gedichte, in denen nicht allein Reim und Rythmus meisterhaft gehandhabt, die Diction klar und schlicht und von größter natürlicher Eloquenz ist — in denen auch ein geradezu musikalischer Wohllaut erzielt, eine concrete Stimmung schon durch die bloßen Klangfarben erzeugt ist. Man bewundert dieserhalb mit Recht Goethe'sche Gedichte, wie den Fischer — nicht geringer jedoch schätze ich die Kunst Conradi's auf diesem Gebiete. Seine größte Leistung derart ist die „Frühlingssehnsucht", ein Gedicht, das ich überhaupt zu den herrlichsten unserer Sprache rechne. Man lese einmal laut:

Da nun die Nächte kamen,
Die Nächte wundersüß,
Wo letzter Nachtigallenschlag
Die Stunden feiert früh vor Tag
Und erstes Rosendüften:
Sehnt sich mein Herz nach Liebe,
Nach Glück —
Nach dem verlorenen Paradies
Zurück.

Die „Sehnsucht nach der Leidenschaft" ist der Grundton dieser Sünderlieder, sie ist darin mit höchstem Kunstkönnen verkörpert. Conradi besitzt das köstliche Talent, unser Ohr durch den Wohllaut seiner Verse derart gefangen zu nehmen, daß wir unweigerlich die uns so vermittelten Gefühle theilen müssen. Es ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein „Zauber der Sprache", über den er gebietet.

Eine andere Gruppe bilden die Rhapsodien, wie man sie wohl treffend nennen kann. Hier überwiegen, was den Genuß der Form betrifft, rhythmische Wirkungen. Die bedeutendste Schöpfung dieses Characters ist die „Marie Louise". Wie fast in allen diesen Rhapsodien tönt ein Leitmotiv, welches zuerst angeschlagen wird, führend durch das Ganze hindurch, den Stoff zugleich zusammenhaltend und gliedernd. Wenn Du mich liebtest — Nein! Ich verdiente es nicht! so lautet dieses Leitmotiv in der „Marie Louise." Und in prächtiger Steigerung der Leidenschaft, in feiner, geistreicher Entwicklung des Grundgedankens, dabei in stets kraftvoller, lebendiger Bewegung kommt der Dichter zu dem Ziele: „Weib! Wenn Du mich liebtest — Ich verdiente es doch!

In diesen Rhapsodien spricht sich das wahre Wesen Conradi's wohl auf's deutlichste, auf's consequenteste aus. Die ihm so eigene Unbändigkeit und Schrankenlosigkeit alles Subjectiven ist in diesen freien Rythmen zu wirklich künstlerischer Abklärung durchgedrungen.

Abseits von diesen beiden bisher characterisirten Gattungen Conradi'scher Lyrik stehen in den „Liedern eines Sünders" noch eine Anzahl nicht minder schöner, die sich nicht zwanglos classificieren lassen. Es sind alle die, in denen Pose und Schwulst über das naiv dichterische nicht Herr geworden sind, alle die, bei denen Conradi nicht in den Spiegel gesehen hat. Es sind nicht wenige und sie sollen daher nicht alle aufgezählt werden. Nur eines will ich erwähnen, das dramatisch bewegte: „In schlafloser Nacht", eine in jedem Sinne originelle Dichtung, die wie keine andere nach mündlichem Vortrag verlangt. Das ist überhaupt eine Eigenschaft Conradi'scher Lyrik: sie ist keine Leselyrik, sondern fordert zur declamatorischen Wiedergabe heraus. Schon

der große rhetorische Zug, der viele seiner Ergüsse auszeichnet, das hinreißende Pathos seiner Beredsamkeit in den tendenziösen Sachen drängt darauf hin. Etwas wie das „Licht den Lebendigen — Die Nacht den Todten" will und muß vorgetragen werden. Diese Begeisterungspoesie kommt erst zu ihrem Rechte, wenn sie sich im Fortissimo des gesprochenen Wortes austoben kann. —

In den „Liedern eines Sünders" steht auch ein Gedicht, das durch den tragisch frühen Tod des Dichters vielleicht zum ergreifendsten der ganzen Sammlung geworden ist. Es lautet:

Ich weiß — ich weiß: Nur wie ein Meteor,
Der flammend kam, jach sich in Nacht verlor,
Werd' ich durch uns're Dichtung streifen.
Die Laute rauscht. Es jauchzt wie Sturmgesang,
Wie Südwind kost — es gellt wie Trommelklang
Mein Lied und wird in alle Herzen greifen . . .

Dann bebt's jäh aus in schriller Dissonanz —
Die Blüthen sind verdorrt, versprüht der Glanz —
Es streicht der Abendwind durch die Cypressen.
Nur Wen'ge weinen — sie verstummen bald.
Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt —
Ich aber werde bald vergessen . . .

Otto Erich.

Ein neues Dogma.

Im Anschluß an ein eben erschienenes Buch von Dreyer über „Undogmatisches Christenthum" veröffentlichte Kaftan in der „Christlichen Welt" eine Artikelserie, welche er alsdann vereinigt in einer Broschüre unter dem Titel „Glaube und Dogma" herausgab. Das in den Artikeln gebrauchte Schlagwort „Ein neues Dogma" erregte Aufsehen; die Ausführungen selbst wurden weniger beachtet. Hauptsächlich aus diesem Grunde veröffentlichte Kaftan dann eine zweite Broschüre „Brauchen wir ein neues Dogma?", in welcher die Gedanken der vorigen weiter ausgeführt wurden.

Kaftan constatirt, das wichtigste Bedenken gegen das Dogma sei, daß es nicht mit dem übereinstimmt, was wir unter dem Ausdruck „moderne Weltanschauung" zusammenzufassen pflegen. Das gegenwärtige Dogma ist das Product des Glaubens und der Wissenschaft einer vergangenen Zeit. Die Wissenschaft hat sich verändert, nicht nur nach ihrem Inhalt, sondern, was wichtiger ist, auch nach ihrer Form. Daher die Disharmonie zwischen Dogma und moderner Auffassung.

Ein Dogma hat der Glauben aber nöthig, wie sich ja schon aus der einfachsten psychologischen Ueberlegung ergiebt.

Folglich: wir müssen ein neues Dogma haben.

Dieses neue Dogma soll nun aber nicht so entstehen, wie man aus dem Vorhergegangenen logisch schließen würde, daß der Glauben mit der modernen Wissenschaft eine Verbindung einginge, wie vormals mit der alten. Um ganz sicher zu gehen, bringe ich die eigenen Worte Kaftans: „Die Zeit wird kommen, wo entsprechend den veränderten Bedingungen der wissenschaftlichen Arbeit sich die Einsicht verbreitet, daß ihre Resultate einen lediglich bedingten Werth haben. In vereinzelten Gegenwirkungen gegen die absoluten Ansprüche der Mehrzahl kommt diese Wahrheit schon in der Gegenwart gelegentlich zur Geltung. Und es sind gewöhnlich die Meister vom Fach, die hier und da zur Selbstbesinnung rufen. Noch sind diese Stimmen selber nicht energisch genug und finden auch nur bei wenigen Gehör. Es wird anders werden. Die Wahrheit setzt sich schließlich durch. Und dann wird der Augenblick kommen, wo man die Entdeckung macht, daß der christliche Glaube, das aus ihm erwachsene Dogma, und die moderne Wissenschaft keineswegs Gegensätze sind, wie es oft gesagt worden und von so vielen geglaubt wird."

Das nennt Kaftan das „neue Dogma".

Es ist äußerst schwierig, den unklaren und widerspruchvollen Auseinandersetzungen Kaftans zu folgen. An eine von Einigen gepredigte „Umkehr" der Wissenschaft scheint er nicht zu glauben. Leider geht er stets um den Brei herum. Aber es scheint so, als ob er die Abwendung der Naturwissenschaften vom Materialismus meint. Vielleicht denkt er an den bekannten Ausspruch von Dubois-Reymond, daß das Wesen der Dinge trotz aller Wissenschaft

niemals werde erkannt werden. Er würde dann so speculiren: überlassen wir der Wissenschaft den Schein der Dinge, und behalten wir das Wesen für uns, das sie ja gar nicht reclamirt. Sehr neu wäre die Idee freilich nicht.

Mit dem besten Willen kann ich nichts weiter aus den beiden Büchern herauslesen.

Von allen theologischen Disciplinen ist die Dogmatik am wenigsten den Einflüssen der modernen Betrachtungsweise unterlegen. Begreiflich. Die Tendenz der modernen Wissenschaft ist mehr oder weniger darauf gerichtet, die Dinge geschichtlich aufzufassen, sie aus ihrer Entstehung herauszubegreifen. Seit Kant und Laplace betrachtet man die Weltkörper, seit Darwin die Thiere und Pflanzen, seit Marx die öconomischen Verhältnisse aus ihrer Entwicklung; die Philosophie verliert ihren absoluten Werth durch Hegel und verwandelt sich in Dialektik; die Religionen werden nicht mehr als Offenbarungen einerseits und willkürliche Lügen andrerseits aufgefaßt, sondern als geschichtliche Producte. Alles Absolute löst sich auf, es giebt nur noch Relatives.

Aber im Wesen der Dogmatik liegt es, daß sie diesem Processe nicht unterworfen sein kann; sie behauptet ja doch gerade die absoluten Wahrheiten. Die Exegese konnte eine geschichtliche Wissenschaft werden; aus der Dogmatik wird nur Dogmengeschichte, wenn man sie historisch auffaßt. Sie muß bleiben, was sie ist, oder sie negiert sich selbst. Ein Dogma, das man geschichtlich betrachtet, ist kein Dogma mehr.

Deshalb sind auch alle derartige Versuche, wie der Kaftan'sche, verlorene Liebesmüh; deshalb müssen solche Versuche auch jene bewundernswürdige Unklarheit aufweisen. Der Experimentator steht auf zwei Böden.

Auf der einen Seite betrachtet Kaftan das Dogma geschichtlich als Kompromiß zwischen dem christlichen Glauben und der hellenischen Wissenschaft — moderne Anschauung. Auf der andern Seite betrachtet er es absolut als Form der ewigen Wahrheiten — alte Anschauung. Daß da nichts Klares herauskommen kann, ist sicher. Und sehr bezeichnend ist, daß der Verfasser darüber klagt, er sei gänzlich mißverstanden worden. An den Mißverständnissen hat man regelmäßig selbst schuld

In theologischen Kreisen hat das Buch sehr großes Aufsehen erregt; außerhalb des Berufes weniger, denn die Leute bekümmern sich jetzt nicht viel mehr um die christliche Religion. Sie stehen ihr nicht einmal mehr feindselig gegenüber, sondern nur gleichgültig. Wer ein Bedürfniß nach Dogmen hat, begnügt sich mit der Dogmatik des Materialismus; und mit derselben naiven Sicherheit, mit welcher der Protestant des siebzehnten Jahrhunderts auf den Lutherschen Katechismus schwur, schwört der Erkenntnißdurstige des neunzehnten Jahrhunderts auf Büchners „Kraft und Stoff". Sonst ist freilich kein Unterschied. Der Glaube macht sie beide selig.

Aber das alles sind ja nur die Aeußerlichkeiten der Dinge. Die Religion entspricht dem psychologischen Bedürfniß: eine Ideologie zu besitzen. Das Christenthum ist sehr biegsam gewesen. Es hat die Ideologie für den Uebergang von der antiken Wirthschaftsform zur feudalen geliefert, im Katholizismus; es hat die Ideologie für den Uebergang der feudalen zur kapitalistischen geliefert, im Protestantismus. Dabei ist es aber so matt geworden, daß es nicht einmal mehr den Prozeß der bürgerlichen Revolution überlebte; die Ideologie des Jahres 1798 wurde aus dem Deismus genommen. Seit der Zeit ist es immer mehr bergab gegangen mit dem Christenthum; das Volk glaubt schon nicht mehr daran, während früher nur die Gebildeten Zweifel hatten.

Vielleicht könnte man sagen: die Religion der Gegenwart ist — der Sozialismus Denn er liefert Ideale, für welche sich das Volk der Gegenwart begeistert. Dort hätte Herr Professor Kaftan sein „neues Dogma" suchen können.

Paul Ernst.



Krumme Windgasse 20.

Studie aus dem Studentenleben

von

Arno Holz und Johannes Schlaf.

Der lange Wüstenhäuser gähnte.

„Verfluchte Sonne!“

Dann wälzte er sich verdrießlich wieder der Wand zu. Aber auch hier war die Sonne. Sie zeichnete ganz genau die Löcher in den verräucherten Gardinen auf dem blaugrauen Tapetenmuster ab. Sie zitterten. Ihre Ränder schillerten in allen Regenbogenfarben.

Ueberall Sonne! Ueberall!

Sie lag auf den vielen rosarothen Mützen, die als Budendekoration in einem Kranze über dem Bette aufgehängt waren. Sie frischte die verblichenen Farben der welken Vergißmeinnichtsträußchen auf, die in den Landesvätern mitten in den kleinen, steifen Deckeln staken. Sie fuhr blendend über die goldenen Paspeln. Sie blinkte auf den blanken Stahlklingen der beiden gekreuzten Schläger und auf den verstaubten, blau-weiß-rothen Burschenbändern, die guirlandenartig zwischen den Mützen angebracht waren. Sie beguckte sich die colorirten Photogramme der Couleurbrüder dazwischen: alte, biedere Bierhühner mit zerfetzten, runden Visagen. Sie betupfte die rostigen Läufe der beiden alten Reiterpistolen mit goldbraunen Flecken.

Ueberall Sonne! Ueberall!

Der lange Wüstenhäuser kniff die kleinen, verkaterten Augen zusammen und langte nach seiner Brille, die vor ihm auf dem Stuhle lag. Sie war aus ganz dickem Glase und hatte keine Einfassung. Er klemmte sie auf die Nase, die aus seinem gelben, dürren Gesicht lang wie ein Entenschnabel hervorragte. Er gähnte.

„Uuha! . . . Elbe??! . . . Eh, ejal is' schließlich ooch!“

Er gähnte wieder.

„Diese infame Sonne!“

Sie funkelte grade vor ihm auf dem abgenutzten Goldrahmen eines Prämienbildes zu einem Zehnpfennigroman. Es stellte eine junge Dame in romantischem Phantasiekostüm dar, die in einem alten, verwilderten Park an einer Marmorfigur lehnte und dabei ein rosafarbenes Briefchen zu entziffern suchte. Darunter glitzerte in Goldschrift: „Gräfin Thekla lehnt sich erschöpft an das aufwärts gebogene Horn eines steinernen Jägers. Ihr Busen wogt.“

„Aeh! . . . Brrr! . . .“

Der lange Wüstenhäuser schluckte.

Die Kehle war ihm total trocken. Er bückte sich über das Fußende des Bettes. Auf dem Nachttischchen stand dort die Karaffe. Er nahm sie und trank gierig.

„Aaah!!“

Er hatte sich wieder behaglich zurückgelegt und sah nun einer Fliege zu, die sich auf dem Deckbett mit den Vorderbeinchen über den Kopf strich.

Hinterm Ofen fing es sich jetzt zu regen an. Es winselte leise.

„Hexe!“

Es kratzte. Aber es kam nicht.

„Verfluchte Tele!“

Der lange Wüstenhäuser hatte sich jetzt wieder ganz nach vorn gewälzt und den Kopf in den schmalen Streifen Schatten gelegt, den das Fensterkreuz auf den vorderen Theil des Bettes warf. Auf dem Stuhle vor ihm sah aus der einen Westentasche die Ecke einer Visitenkarte

„Ah, so!“

Er zog sie heraus: Theodor Schreck, stud. med.

„Wieder mal 'ne Contrahage! Na! Ejal is' schließlich ooch! . . .“

Er hatte mitten in's Zimmer gespuckt. Jetzt horchte er auf. Draußen stapfte es über den Treppenflur.

„Ulk? . . . Nee! Heinz! . . . Uaahh!! . . .“

Er lag jetzt wieder ruhig auf dem Rücken und blinzelte vor sich hin.

Hinter dem Ofen bellte es mit fetter, asthmatischer Stimme.

„Maul halten, Hexe! Verfluchter Köter!“

„Moi'en!“

Die weißgestrichene Stubenthür mit der blankgeputzten, gelben Messingklinke war weit und kräftig aufgerissen worden.

Die Sonne fuhr quer über das blau-weiß-rothe Couleurschildchen auf der Außenseite der Thür. Die vier Reißpinnen an der Visitenkarte drunter putzte sie blitzblank.

Der lange Wüstenhäuser gab sich kaum die Mühe aufzusehen ...

„Brrr! Mensch! Wie kannst Du's bloß in dem Hechte aushalten!"

Der Fuchs war einen Augenblick in der weitoffenen Thür stehn geblieben. Unter dem Arm hatte er die schwarze, glanzlederne Collegmappe. In der Hand hielt er den Renommirknüppel. Vom Flur herein drang ein Strom frischer Luft in das große, dunstige Zimmer.

Der lange Wüstenhäuser ignorirte den Fuchs vollständig. Steif wie eine Mumie lag er unter seinem Deckbett.

Heinz war jetzt dicht vor das Bett getreten und hatte sich breitbeinig vor ihn hingestellt.

„Nanu! Mensch! Nu sag bloß mal, in welche Klasse Linné gehörst Du denn eigentlich?"

Der lange Wüstenhäuser rührte sich nicht.

„Du!?"

„U ... u ... mit einem ... uah! ... Stempel und ohne Staubgefäße! ... Mahlzeit, Heinz!"

Heinz lachte.

„Mahlzeit!"

Der lange Wüstenhäuser hatte ihm faul seine breite, rothe, knochige Tatze hingehalten. Heinz hatte sie kräftig geschüttelt.

Der lange Wüstenhäuser ließ den Arm wieder lang über das Deckbett fallen und blinzelte Heinz schläfrig durch seine dicken Brillengläser an.

„Eh! Du! Krummer Fuchs! Du hast ja Deine Mütze wieder vorn!"

„Nanu?! ... Du aber ooch mit Deiner ewigen Patentscheißerei!"

Heinz machte ein verdrießliches Gesicht. Er hatte die Mütze aber doch sofort auf den Hinterkopf geschoben.

Aergerlich warf er jetzt seine Collegmappe auf den Tisch und setzte sich auf den Stuhl vor das Bett. Mit seinem Renommirknüppel aus Ebenholz, der mit dem silbernen Zirkel der Verbindung und einem Dedikationsschildchen verziert war, strich er in einem fort über die Falten des langen, schmalen Teppichs. Er zupfte dabei an seinem Bierzipfel herum, der ihm an der Uhrkette über das rothblaue Fuchsenband quer über der Brust baumelte.

„Uaahh! Immer patent, Fuchs! Ibrijens! Ooch neie Hannschuhe kannst Du Dir nächstens mal zulegen!"

Der lange Wüstenhäuser hatte die Stirn kraus gezogen und putzte sich mit einem angekohlten Zündhölzchen sorgfältig seine kurzen, breiten Fingernägel.

Heinz hatte unterdessen seinen Aerger überwunden und seinen braunen Krauskopf wieder in die Höhe gerichtet. Die Sonne machte ihm die rothen Backen noch frischer.

„Ach, Du! Ich muß Dir doch 'n famosen Witz erzählen!"

„Los!"

Der lange Wüstenhäuser streckte seinen langen, dürren Arm aus und musterte seine Fingernägel.

„Aber zieh doch erst, bitte, mal die Rouleaux runter! Diese verfluchte Sonne! Das ist ja wirklich scheußlich!"

„Ja, ja!"

Heinz sprang in die Höhe und ließ die Rouleaux herunter. Dann stellte er sich eifrig wieder vor das Bett.

„Also denk Dir! Der Ulk! Das ist ja wirklich famos!"

Er lachte laut auf. Der lange Wüstenhäuser putzte gleichgültig an seinen Fingernägeln weiter.

„Komme eben von seiner Bude. Lag noch in der Klappe. Hatte natürlich wieder'n riesigen Affen. Ein wahrer Iräul der Verwüstung, und dabei liegt er so appetitlich im Neste wie'n rothes Marzipanschweinchen!"

„Marzipanschweinchen is jut!"

Der lange Wüstenhäuser hatte die Arme unter den Kopf gelegt und betrachtete angelegentlich eine Fliege, die langsam über die gelbe, rissige Zimmerdecke spazierte.

„Aber nu das Schönste! Das ist ja fein, fein! Also, die erste Neuigkeit so wie ich 'rein komme: daß er sich gestern Abend, natürlich im schändlichsten Thran, mit der Elli im „Landwehrmann" verlobt hat! Du! Mit der Elli!"

Das Licht, das durch die bunten Rouleaux fiel, färbte den langen Wüstenhäuser gelbgrün. Draußen auf dem Flur lachte es jetzt. Heinz drehte schnell den Kopf nach der Thür. Der lange Wüstenhäuser sah ihn mißtrauisch an.

„Na! Was jlupste denn so?"

„Ach! Draußen . . . Ich dachte — Ulk käme!"

Heinz war etwas verlegen geworden. Er hatte sich auf den Tischrand gesetzt und ließ jetzt den Renommirknüppel sehr nachdenklich zwischen seinen herabhängenden Beinen umherbaumeln.

„Uebrigens! Er zeigte mir sogar den Verlobungsring! Das Kameel! Die Elli ist die tristeste Nudel, die man sich denken kann!"

„Taperei!"

Der lange Wüstenhäuser rückte sich gravitätisch seine Brille zurecht.

„Aber das Skandalöseste ist, daß Ulk die Verlobungsringe beim Goldschmied gepumpt hat!"

„Gepumpt?! Ach nee!"

Der lange Wüstenhäuser stützte einigermaßen interessirt den Kopf auf seine breite, rothe Hand.

„Gewiß!"

Heinz horchte auf. Draußen auf dem Flur hatte eine Thür geklappt. Er rührte ungeduldig mit einem Streichhölzchen in dem schwarzen Aschenbecher herum und las dabei mechanisch die Aufschrift: Hier können verrostete Zwanzigmarkstücke abgeladen werden! . . .

„Du! Sag mal! Willst Du denn noch nicht raus?! Wir wollen doch'n bißchen 'n Straßenbummel machen bei dem famosen Wetter!"

„Ach nee! Sag mal! Wirklich? Gepumpt?!"

„Ja, ja doch! Zum Donnerwetter!"

Heinz sah wieder auf. Draußen auf dem Flur hatte wieder die Thür geklappt. Es huschte die Treppe hinunter. Er sprang in die Höhe und ging leise vor sich hinpfeifend auf und ab.

„Nee! Dös is jut!"

„Ach! Eigentlich ist's 'n Skandal!"

„Uaah! . . . Skandal?! Woso?!"

Der lange Wüstenhäuser hatte endlich das Deckbett zurückgeworfen und sich langsam aufrecht auf den Bettrand gesetzt.

„Woso?"

Er zupfte sein grau-braunes Jägerhemd bis weit über die dürren Kniee 'runter.

„Unsinn! Uaahh!! Is iberhaupt 'ne Taperei, wenn man sich verlobt!"

Er zog sich jetzt pomadig seine grauen Strumpfsocken an. Heinz hatte ihm ganz respektvoll zugesehn.

„Fuchs! Lang mir mal die Hose uff! Uaahh!!"

„Da, Du faules Luder!"

„'Ne Taperei! Weiter nischt!"

„Na, ich danke! Verlobungsringe pumpen! Ueberhaupt, sich mit 'ner Kellnerin verloben! Mit 'm Frauenzimmer, die . . . na!"

„Eh! Fuchs! Wurscht wie Seefe! Allens eene Wichse!"

Der lange Wüstenhäuser stand jetzt aufrecht vor dem Bette und zog sich die Hosen in die Höhe. Heinz starrte ihn ganz entsetzt an.

„Aber — Mensch! So was ist doch . . . eine . . . jawohl! Eine Entweihung!"

„Entweihung?! Entweihung is jut!"

Der lange Wüstenhäuser war in die Schlappen getreten.

„Stuß, Fuchs! Ueberall dieselbe Sauce! So oder so! Die Hauptsache is: Sie jehn Alle auf'n Leim! — Ich kann das Weib nicht mehr achten!!"

Er räkelte sich jetzt auf den Waschtisch zu. Heinz starrte ihm total verblüfft nach.

„Hm! Aber doch . . . nicht alle!"

Der lange Wüstenhäuser hatte jetzt das Jägerhemd über den Kopf weggezogen. Zu beiden Seiten hingen ihm die gestickten Hosenträger herunter.

Seine großen, rothen Hände klatschten jetzt über den gelben, dürren Oberkörper: über die Brust, über die Rippen, über den Rücken und das knochige Rückgrat, über das von Schmissen zerfetzte Gesicht und den Kopf. Seine kurzen Haare waren klitschnaß. Sie starrten ihm nach allen Seiten um den Schädel herum.

„Puh! Puh! Brrrr!"

Er athmete tief auf und rieb sich mit dem Handtuch ab. Sein Körper war krebsroth geworden.

„Alle, Fuchs!"

Er hatte das sehr bestimmt unter dem Handtuch hervorgequarrt.

„Alle, Fuchs! Ich sage Dir . . ."



Er schlenkerte sich mit dem kleinen Finger das Wasser aus den Ohren.

„Was hatt' ich . . . was, hatt' ich . . . für . . . rosenrothe Ansichten . . . als . . . als ich . . . brrr! . . . vor acht Semestern . . . brrr! . . . nach . . . . nach Breslau kam! . . Man muß . . . bloß die Welt kennen lernen! . . . Ich sage Dir: alle!"

Er warf das nasse Handtuch über den Waschtisch und zog sich das Jägerhemd und die Hosenträger wieder über seine dürren, hohen Schultern.

Auf der weißgestrichenen Platte des Waschtisches zwischen Seifenschaum, Haarbürsten, einem Kamme und einem gesprungenen Handspiegel lag die Zahnbürste. Er tauchte sie in das Wasserglas.

„Alle!"

Heinz hatte inzwischen wieder einen Augenblick nach der Thür hingehorcht. Es wurde ein Lied geträllert. Die helle Stimme entfernte sich allmählich und verlor sich endlich unten im Hausflur. Er wurde immer ungeduldiger.

Der lange Wüstenhäuser hatte jetzt die Zähne gefletscht und kratzte ganz gemüthlich mit der Bürste drüber weg.

„Gleich . . . meine erste Wirthin . . . Wittwe . . . jung . . . patentes Weib . . . anfangs verflucht ehrbar . . . war janz weg . . . betete sie sozusagen an . . . und . . . nachher . . . na! . . . kannst Dir ja denken! . . ."

Heinz war an das Fenster getreten. Er trommelte auf das Brett . . .

„Na ja! Es giebt doch aber auch Ausnahmen!"

Der lange Wüstenhäuser spülte sich den Mund aus. Er hielt den Kopf in die Höhe, gurgelt und spuckte dann das Wasser in das Waschbecken.

„Ausnahmen? Stuß! Alle jehn sie auf'n Leim! Weib is Weib!"

„Es giebt doch aber auch anständige Weiber!"

„Anständige? Wie heißt! . . . Kind! . . ."

Heinz pfiff ganz verlegen vor sich hin.

Der lange Wüstenhäuser stand jetzt vor dem schmalen Spiegel zwischen den beiden Fenstern und wühlte auf dem Tischchen darunter zwischen allem möglichen Kram umher, der dort auf der kleinen, gehäkelten Decke lag: Zwei Burschenbänder, eine Pomadenbüchse, Cigarrenspitzen, Kravatten in allen Farben, Chemisettknöpfe aus Horn und Metall und drei Stückchen Zucker.

Er nahm die Zuckerstückchen in die Hand und pfiff.

„ . . . Hexe!"

Ein kugelrunder Kopf mit einer pechschwarzen Schnauze fuhr hinter der Ofenecke hervor. In schiefer Haltung lugte er mit seinen hervorquellenden Augen aufmerksam nach dem Zuckerstückchen, das der lange Wüstenhäuser in die Höhe hielt.

„Hexe!"

Schleunig kam sie jetzt auf den langen Wüstenhäuser zugewatschelt. Sie hatte den dicken, plumpen Kopf vorgestreckt und den kreisrunden Schwanz kokett seitwärts gelegt und gierte zu dem weißen Zuckerstückchen hinauf.

„Na, Hexe? Hopp! Du Rabenvieh!"

Der kleine Moppel probirte winselnd ein paar Sprünge. Der lange Wüstenhäuser wollte sich halbtot lachen. Endlich hatte Hexe die drei Zuckerstückchen zermalmt. Sie keuchte und hob die Vorderpfote erwartungsvoll in die Höhe. Der lange Wüstenhäuser bückte sich. Er versuchte ein paar große Augen zu machen und brüllte Hexe mit seiner kratzigen, versoffenen Baßstimme an.

„Würscht jetzt in di Mauke?!!"

Hexe wich ein paar Schritte zurück.

„Würscht in di . . . ."

Jetzt war Hexens violettes Hintertheil wieder hinter der Ofenecke verschwunden. Sie gähnte und winselte noch ein paar Mal, dann wurde es still.

Der lange Wüstenhäuser wühlte wieder auf dem Tischchen umher. Er pfiff dabei vor sich hin. Heinz hatte sich mit dem Rücken gegen das Fensterbrett gelehnt und sah ihm zu.

„Du!"

„Ja?"

„Halt mir mal den Handspiegel, Fuchs!"

„So! Aber nun mach'!"

„Mehr rechts, taprige Krauthacke!"

„So?"

„Yes!"

Der lange Wüstenhäuser fing jetzt an, sich mit großer Sorgfalt seinen „SC" zu bauen. Heinz

sah ihm um die Schultern herum. Am Spiegel staken eine Menge Karten: Visitenkarten, Gratulationskarten, Postkarten. Auf einer stand: „Fräulein Selma per adr. Herrn cand. theol. Valentin Geyer, zu erfragen an der Universität." ... Der lange Wüstenhäuser besah sich jetzt von allen Seiten. Sein strohgelbes Haar hatte er mit Stangenpomade fest an seinen eckigen Schädel geklebt. Es war so glatt, daß sich die Sonne darin spiegelte. ... Heinz war unterdessen ungeduldig an das Schreibpult getreten. Das sah wüst aus! Ein altes, fleckiges Collegheft, von dem nur zwei Seiten vollgeschrieben waren, ein hebräischer Pentateuch, Hase's Kirchengeschichte, der Dekamerone, „die Kunst, verheirathet und doch glücklich zu sein". In der Ecke ein paar halbvolle Medizinflaschen. Daneben eine kleine Glasspritze. Ein Haufen von Photographien nackter Frauenzimmer. Ein ausgetrocknetes Tintenfaß. Ein Stahlhalter mit einer angerosteten Feder. Ein paar Shagpfeifen, ein gestickter Tabaksbeutel und ein Spiel französischer Karten. .. Heinz blätterte in dem illustrirten Boccaccio.

„Sicher, Wüstenhäuser! Es giebt Ausnahmen!

Der lange Wüstenhäuser zupfte sich vor dem Spiegel sein Burschenband zurecht.

„Blödsinn, Fuchs!"

Er strich sich jetzt mit der kleinen, harten Stahlbürste über die Oberlippe.

„Aber ... es giebt doch, sozusagen, eine wirkliche ... hm ... nun ja, Liebe! Ich hatte mal ... ich weiß noch ...."

Heinz hatte sich tief über den Boccaccio gebückt. Der lange Wüstenhäuser trat jetzt, die Hände in den Hosentaschen, an's Fenster. Er nahm das Rouleaux in die Höhe und sah auf die Straße hinunter. Er schaukelte sich hin und her. Er hatte überhaupt nicht geantwortet! Heinz stellte sich neben ihn. Unten prallte die grelle Mittagssonne auf das alte, holprige Pflaster der Gasse, die steil gegen das Haus anstieg. Die hohen Ziegeldächer ragten mit ihrem moosigen, verwitterten Roth in den klaren, goldblauen Himmel hinein. Im Hause gegenüber standen Lack, Azalien, Levkoyen und Monatsrosen auf schmalen, grüngestrichenen Blumenbrettern vor einem weitgeöffneten Fenster. Dahinter schneeweiße Gardinen. In der ganzen Gasse nur ein paar Spatzen, die sich in den Rinnsteinen umherzankten.

„Prachtvolles Wetter heute!"

„Jawöhl! der Dichter sagt mit Recht: wie ist doch die Natur im allgemeinen so schön!"

Eine hochelegante Dame kam jetzt die Gasse herauf. Ihr rothes Sonnenschirmchen hatte sie gerade zurückgeworfen, über ihren schwarzen Ponnylocken saß kokett ein rehfarbenes Nanonhütchen. Um ihre Wespentaille hatte sie einen langen, gelbgrauen Sommerüberzieher gezwängt mit thalergroßen Metallknöpfen. Auf der spitzaufgeschnürten Brust balancierte eine dunkelrothe, aufgeblühte Rose.

Der lange Wüstenhäuser hatte sie durch seine dicken Brillengläser aufmerksam „inspizirt". Er hatte keine Miene verzogen. Er hatte nicht einmal die Hände aus den Hosentaschen genommen ...

„Du, kuck mal! die Mary! Donnerwetter! Ist die heute schneidig!"

Der lange Wüstenhäuser zuckte mitleidig die Achseln.

„Hm! Mit der! Na! Das wäre doch die reine Stoffvergeudung!"

Er pfiff vor sich hin. Heinz trommelte, etwas nervös geworden, auf der Fensterscheibe.

„Wüstenhäuser!"

„Hm?"

„Sieh mal, Du nimmst das Alles viel zu sinnlich! Man kann doch manchmal ein Weib .. na! Ich meine ... zum Beispiel: lieb haben, und braucht ... Du weißt ..."

„Ich sage Dir ja, Fuchs! Alle!"

„Nein! Nicht alle! Da ist zum Beispiel gleich ... hm! Na ja! ... Ich meine ....."

„Na?"

„Glaubst Du zum Beispiel, daß ... die Emmi ..."

Er sah jetzt angelegentlich zum Fenster hinaus. Er war etwas roth geworden. Drüben hinter den Levkoyen und Monatsrosen schmetterte ein Kanarienvogel.

„Hm!"

Der lange Wüstenhäuser grunzte. Sein großes, wulstiges Maul reichte ihm beinah von einem Ohr bis zum andern Heinz drehte sich ordentlich erschrocken nach ihm um.

„Aber ... die?! ... Nein! Das ist ... das glaube ich einfach nicht!!"

Der lange Wüstenhäuser zuckte überlegen die Achseln.

„Na ja! Sie sieht ja allerdings noch ... höllisch naiv aus! Aber sie hat so was Pikantes an sich, verstehst Du! So was Pikantes!"

Erregt war Heinz aufgesprungen. Er lief jetzt nervös umher. Vom Fenster zum Schreibpult, vom Schreibpult zum Fenster.

„Nee Du! So'ne habens manchmal grade hinter'n Ohren!"

„Nein! — Nein! — Nein!"

„Du glaubst das nicht, liebes Kind?"

Langsam war der lange Wüstenhäuser hinter ihm dreingegangen. Er klopfte ihm jetzt auf die Schulter.

„Du! Das Weib ist bloß so — schlau! Die läuft auf Socken! Das ist die ganze Sache! Ibrijens ..."

Er war jetzt gradezu großartig auf die Thür zugeschritten und zog nun an dem krummgerissenen Draht des Klingelzuges.

„Ibrijens — woll'n se mal citiren!"

Unten im Hause tönte heiser die Klingel.

„Wie jesagt, mein Junge! Sie jeht so jut uff'n Leim, wie jede andre! Die Hauptsache is nur, daß man die Jeschichte bejabt deichselt!"

Der lange Wüstenhäuser hatte sich jetzt der Länge nach auf das Sopha geworfen.

„Das Weib muß ja schon reingefallen sein! Nothwendigerweise! Denk' mal! 'N Mädel von achtzehn Jahren in 'nem Hause wo lauter Studenten wohnen! Bäh! Ich selber ... Jottedoch! Wenn ich ... he! Ich hätt's zehnmal jekonnt! Aber ... der Krempel is mich über, weeßte!"

Heinz hatte wieder fest seine Stirn gegen das Fenster gedrückt. Es zuckte ihm ordentlich in den Fingern ... Der lange Wüstenhäuser lag da: die Beine über die Sophalehne, unter'm Genick den „Wonneproppen" ... Die Fliegen summten, Hexe schnarchte ganz laut hinter dem Ofen — — —

Jetzt kam es draußen vorsichtig die Treppe herauf. Es klirrte leise über den Flur.

Heinz sah vom Sopha zur Thür, von der Thür zum Sopha hinüber.

Der lange Wüstenhäuser schielte stumpfsinnig über seine Brust weg auf seine „Bierzippel".

„Wie jesagt, Fuchs! wenn Du willst ..."

Behutsam klopfte es. Das Kaffeegeschirr dicht vor der Thür klirrte. Heinz sah gespannt unten auf die Straße hinab.

„Herrrein?!"

Vorsichtig wurde die Thür geöffnet, durch den Spalt sah das Kaffeebrett, es hustete leicht. Die kleine Emmi war eingetreten. Heinz hatte eilig das Fenster aufgerissen.

„Was hier auch für 'ne Luft ist!"

Die frische, sonnige Luft von draußen strömte nur so herein mit dem Gezwitscher der Spatzen und dem Schmettern des Kanarienvogels von drüben.

„Guten Tag!"

„Ah! Rotodactylos Aeos!"

Der lange Wüstenhäuser auf seinem Sopha hatte sich galant halb emporgerichtet.

„Effektiv! Ejalweck die reine Morjenröthe! Fräulein Emmi? Sie sind heute schneidig! Faktisch: pompös!"

Schnell drehte Heinz sich um. Die kleine Emmi hatte leise gelacht. Ihr Köpfchen hatte sie auf das Kaffeebrett gesenkt. Leise klirrte es in ihren runden, weißen Händen. Sie hatte Heinz einen Augenblick neugierig mit ihren großen, grauen Augen angesehn. Vorsichtig war sie an den Tisch getreten und setzte jetzt das Kaffeebrett auf einer freien Ecke nieder.

„Aber, Herr Geyer! Das sieht mal wieder schön aus!"

Der lange Wüstenhäuser hatte sich jetzt ganz aufgerichtet. Die Hände hielt er auf die Knie gestützt, er grinste die kleine Emmi vergnügt an.

„Ach! Jawöhl! Halten Sie mir mal 'ne schneidige Standpauke, Fräulein Emmi! Auf Bierwort! Steht Ihnen famos!

Die kleine Emmi hatte wieder leise gelacht. Sie räumte jetzt die Brieftasche, den Aschenbecher, den Tabaksbeutel, die Grogkgläser, die noch ganz klebrig waren, die Lampe und die Zündhölzer fort. Ihre runden, vollen Arme, an welche sich die Aermel ihres blau- und weißgetüpfelten Kattunkleidchens eng anschlossen, hantirten flink und geschickt auf dem Tische umher. Um ihren weißen, glatten Hals, auf den sich hinten ein paar feine, goldblonde Löckchen herabkräuselten, zog sich eine schneeweiße, steifgestärkte Krause. Die Sonne, die jetzt voll durch das offene Fenster fiel, ließ ihre weichen, aschblonden Haare ganz goldig glänzen ... Heinz zupfte unruhig an seinem Bierzipfel. Der lange Wüstenhäuser hatte sich, die Hände in den Hosentaschen vergraben, in das Sopha zurückgelehnt. Seine kleinen Augen hinter der Brille zwinkerten.

„Fräulein Emmi? Würden Sie die unendliche Jüte haben mir mit Ihren rosigen Patschhändchen den Mokka einzugießen?

„Ach! Reden Sie doch nicht so dummes Zeug."

Aber sie lächelte wieder, geschmeichelt ... Heinz biß sich in die Lippen. Die kleine Emmi goß jetzt den Kaffee langsam in die weiße, goldgeränderte Tasse. Es duftete durch das ganze Zimmer.

„Schlankweg die reine Hebe!".

Der lange Wüstenhäuser war ordentlich in Extase gerathen. Er drückte jetzt das gelbe, oben gebräunte Milchbrötchen zwischen seinen großen, knochigen Fingern breit.

„Meinen verbindlichsten Dank?"

Er machte so etwas wie eine Verbeugung. Die kleine Emmi lachte seitwärts zu Heinz hinüber. Ein paar strahlende Pünktchen blitzten in ihren großen, hellen Augen, in ihre rosigen Backen hatten sich zwei Grübchen gegraben. Heinz sah verwirrt auf seine Finger hinunter. Sie zupften noch immer am Bierzipfel ...

Die kleine Emmi wollte jetzt wieder hinaus. Die steifgestärkte, schneeweiße Schürze und die dunkelrothe Nelke vorn an ihrer Brust streiften Heinz mit ihrem Duft, als sie an ihm vorbei ging. Ihr rundes Kinn war halb in der großen, rothen Schleife vorn an der Krause vergraben.

„Fräulein Emmi!"

Die kleine Emmi hatte schon ihr rundes Händchen auf die gelbe Messingklinke gelegt, sie wandte sich um. Der lange Wüstenhäuser hatte sich wieder lang auf sein Sopha gestreckt. Unten vom Hausflur her rief jetzt eine laute grelle Stimme durch das ganze Haus.

„E ... mi ..."

Aber die kleine Emmi hatte schon aufgeklinkt.

„Schnell, Herr Geyer! Die Tante ruft!"

Heinz betrachtete wieder interessirt die rothen Monatsrosen drüben. Vor dem Fenster flimmerte die Luft in der warmen, hellen Sonne.

„Eh! Wird denn morgen Abend unten wieder Sieben, Achte, Neune gespielt?"

„Ja!"

„Na! Der ... der Fuchs da will auch mal mitthun!"

Die kleine Emmi lächelte.

„O ja! Aber es langweilt Sie, Herr Kummer?"

„Langweilen! Oh!"

Der lange Wüstenhäuser lachte.

„Ach! Er ist nicht immer so'n Stumpfbold wie heute!

„E—mi!! ..."

„Na, gut!"

Das blaue Kleidchen verschwand in dem Thürspalt. Die kleine Emmi hatte Heinz noch einmal zugelächelt, er hörte jetzt, wie sie die Treppe hinunterhuschte ...

Eine Weile war es wieder ganz still. Die Uhr tickte, die Fliegen summten, in kleinen Zügen schlürfte der lange Wüstenhäuser seinen Kaffee. Die Tasse klapperte, die Schlüssel in den Hosentaschen des langen Wüstenhäusers klirrten ...

„Hexe!"

Hexe kam faul hinter dem Ofen hervor auf das Sopha zu. Der lange Wüstenhäuser zog sie am Genick zu sich in die Höhe.

„So! Kusch'!"

Dann nahm er wieder einen Schluck.

„Pompöses Mädel! Was? Eine Haut, eine Taille?! Ich kann Dir sagen: Protuberanzenhaft!"

Hexe heulte auf. Der lange Wüstenhäuser hatte sie in ihr kohlschwarzes Schlappohr gekniffen.

„Kusch! Infame Tele! Na, Fuchs? He? Wie jesagt: Zu haben is die Kleene!"

„Ach was! Du bist'n alter Sauigel!"

Heinz ging jetzt wieder mit großen Schritten auf und ab.

„So ein reizendes Mädel!"

„Nanu, Fuchs?! Du bist wohl in sie verliebt?!"

Der lange Wüstenhäuser lachte aus vollem Halse.

„Verliebt? Ach wo! Verliebt? Ich dachte gar! Verliebt! So'n Unsinn!"

„Nanu?! Is doch keen Beenbruch?! Warum nich, lieber Junge? Du mußt eben die Jeschichte nur jut bedeichseln!"

„Nun kommst Du wieder damit!!"

„Aber ich bitt' Dich, Kind! Was ... was willst Du denn?! Das ist doch sozusagen der ideale Zweck des janzen Rummels?!"

Der lange Wüstenhäuser hatte sich jetzt faul über die Sophalehne gebogen und seinen Renommirknüppel, der quer über einem Stuhl lag, zu sich rübergezogen. Langsam schraubte er den Knauf und die Zwinge von Elfenbein los.

„Man kann doch auch ... Ach was! Das ist ... ich brächte das nie fertig!"

„Das ist! ... das ist! Natürlich ist es, lieber Junge!"

Er hatte jetzt das Mundstück einer Pfeife aus dem hohlen Stocke gezogen und schraubte es vorsichtig ein.

„Natürlich? Jawohl! Eine Gemeinheit, 'ne Schweinerei!"

„Ft! Du bist eben noch ... ftt! ... Du bist eben noch unreif, Fuchs!"

Er hatte jetzt seine Pfeife vollständig zusammengesetzt. Er pustete hinein. Heinz war noch erregter geworden.

„Unreif! Unreif!"

Der lange Wüstenhäuser zog den Tabaksbeutel auseinander und stopfte sich langsam seine Pfeife.

„Nothwendigerweise! Denn Du hast von der Quintessenz der Liebe noch keen'n blassen Schimmer!"

„Ach! Halt's Maul!"

„Doch jut!"

Er hielt jetzt das brennende Zündhölzchen über die Pfeife. Dicke, graue Rauchwolken, zogen sich in langen, dünnen Streifen und Ringen sich bis zu dem offenen Fenster hin.

„Jehn wir also zu 'nem andern Thema über! Kannst Du mir nich 'n alten, abgelegten Hundertmarkschein pumpen? Würde mich collossal gebumfiedelt fühlen!"

„Ach! Du bist 'n Rhinozeros!"

Der lange Wüstenhäuser lachte. Er blies jetzt aufgeräumt Hexe eine Ladung Tabaksqualm in die Nase. Sie nieste, plumpte vom Sopha runter und wackelte wieder verdrießlich in ihre Ofenecke zurück. Heinz hatte sich mit zusammengefalteten Brauen an den Tisch gesetzt. Er zog den Tabaksbeutel in einem fort auf und zu.

Der Qualm zog sich jetzt in schrägen Streifen durch das ganze sonnenhelle Zimmer, an den Mützen und Schlägern hin, die Gardinen in die Höhe. Sie sahen aus wie Topflappen. Er hüllte den großen, fleischfarbenen Busen der Gräfin Thekla und den Myrthenkranz über der Thür in einen feinen, grauen Schleier ein. In der Sonne zeigte er ein zartes, duftiges Blau. Hexe hinter dem Ofen nieste.

„Du!"

Heinz putzte jetzt mit dem Rockärmel wieder an seinem Bierzipfel herum.

„He?"

„Sag mal, wie machst Du's denn eigentlich, daß Du bei den Weibern so viel Sau hast?"

„No!"

Der lange Wüstenhäuser blinzelte einigermaßen geschmeichelt mit den Augen. Er zog eine ungeheure Rauchwolke aus seiner Pfeife.

„Nichts leichter als dieses, Fuchs! Zuerst muß man den Weibern gründlich was vorsohlen!"

„Ja, ja!"

Heinz nickte. Er sah den langen Wüstenhäuser sehr gespannt an.

„No! Paff! ... Und dann jeht das mehr oder weniger successive so weiter! Erfolg garantier' ich in allen Fällen!"

„Hm!"

„Zum Beispiel ab und zu, was man so 'ne kleine, zarte Aufmerksamkeit nennt. Ist aber gar nich mal immer nöthig. Na, und dann leistet man sich meintswejen 'n Kuß, das heißt: wer Liebhaber von so was is! Für mich is das aber nischt. Hat keen'n Reiz mehr für mich. Dann kneift man ihr mal so in die Backe und sonst ... no! und dann ..."

Der lange Wüstenhäuser paffte jetzt ganz entsetzlich. Heinz hatte sich abgewandt. Er zitterte vor Erwartung ...

„No! Und dann ... Paff! ... Und dann — kurz und jut, mein lieber

Junge, Du mußt die Weiber eben nicht als Engel ansehen! Beruht eben Allens auf Jejenseitigkeit! Paff ... Paff ..."

Empört war Heinz in die Höhe gesprungen.

„Du bist ein ganz infamer Saumagen, Wüstenhäuser!"

Der lange Wüstenhäuser drehte sich nicht einmal um.

„Herrjees! Menschenskind! Guck doch mal! Ist's denn nich überall dieselbe Sauce?! Der Eene macht'n bischen Klimbim mehr, der Andre weniger. Für den Eenen ist die Liebe 'n idealer Traum, für den Andern 'ne ... na! ... 'ne Mohrrübe!"

„Ach! Du bist ... Du bist ..."

„Erlaub' mal, mein Junge! Nach meiner Definition ist die Liebe nischt weiter, als die Berührung zweier Epidermen! Na?"

Heinz hatte jetzt hastig die Collegmappe und den Renommirknüppel vom Tische genommen.

„Du bist'n alter Sauigel!"

Aergerlich war er zur Thür gerannt. Der lange Wüstenhäuser wollte sich todtlachen.

Heinz sah sich noch einmal um. Die Stube war ganz voll Rauch. Die Schläger im Hintergrunde blinkten kaum durch. Die welken Veilchensträußchen in den Landesvätern waren ganz eingehüllt.

Heftig schlug er die Thür hinter sich zu ...

Auf dem Flur blieb er eine Weile stehn. Von unten her das Klappern von Geschirr. Er lauschte gespannt.

„Hm!"

Er war sehr erregt. Mechanisch las er den Namen der Visitenkarte an einer der weißgestrichenen, nummerirten Budenthüren.

Ein gelbliches, gleichmäßiges Dämmerlicht lag auf dem Flur. Nur durch das kleine Fenster beim dritten Treppenaufgange stemmte die Sonne vom Hofe her einen dicken, goldenen Balken schräg gegen die gelbe Wand.

„Ach was! Zum Donnerwetter!"

Er ging jetzt entschlossen die alte, steile, dunkle Holztreppe hinunter. Aber an der letzten Biegung blieb er noch einmal stehen. Er horchte. Zwischen das Klappern des Geschirrs wurde deutlich ein Lied gesummt.

Auf den hellrothen, abgewaschenen, mit grobem, weißem Sand bestreuten Backsteinen des Hausflurs lagen dreieckige blaue, rothe, grüne und gelbe Lichtflecken von dem bunten Glas über der Hofthür.

„Zu!"

Er hustete sich Courage zu ...

Er war jetzt auch die letzten Stufen hinunter gestiegen. Jetzt stand er dicht vor der offenen Küchenthür. Die kleine Emmi drin in der Küche wandte das Köpfchen gerade dem Flur zu. Sie hatte ihn gesehn.

Heinz trat, wieder ganz verlegen, in die Thür.

„So fleißig, Fräulein Emmi?"

Das war sehr zaghaft herausgekommen. Er räusperte sich, ärgerlich. Die kleine Emmi stand vor dem langen, braungestrichenen Küchentische. Die Aermel ihres Kattunkleidchens hatte sie in die Höhe gestreift, ihre runden, weißen Arme waren in die große, braunirdene Abwaschschüssel getaucht. Ein feiner, grauer Dampf stieg aus dem warmen Wasser drin auf.

„So fleißig?"

„Ja, das muß ich doch schon, Herr Kummer!"

In der engen, kleinen Küche war es dunkel wie in einer Esse.

Nur von einem kleinen, vergitterten Fensterchen fast unter der schwarzgeräucherten Decke zwängte sich vom Hof her ein Sonnenstrahl. Er fiel gerade durch ein Wasserglas, das hellschillernd in der tiefen, verräucherten Nische stand. Ein frischer Apfelzweig mit zarten, rosafarbenen Blüthenbüschelchen stak drin. An den großen, hellrothen, gewölbten Kupferkessel auf dem aus rohen, geschwärzten Backsteinen erbauten Herde mit dem mächtigen, weit ausgebauchten Rauchfang drüber legte der Strahl einen hellen Reflex. Die Ränder der Teller, Töpfe und blechernen Deckel, die nach der Größe geordnet auf den Regalen lehnten, flimmerten leise.

„Und Sie? Sie wollen schon wieder in's Colleg?"

„Ja!"

Heinz, der jetzt an dem Pfosten lehnte, hatte angelegentlich seine blankgeputzten Stiefeln betrachtet. Er hatte wieder alle Courage verloren! Die kleine Emmi, die jetzt mit dem roth-

umränderten Küchentuch einen Teller abtrocknete, hatte schalkhaft gelächelt. Die Nelke hatte sie noch vorn an der Brust stecken. Wieder räusperte er sich.

„Hm! Morgen Abend spielen sie Karte?"

„Ja! Sie kommen doch her?"

Bei jeder Bewegung, die sie machte, zitterten in ihrem weißen Nacken die feinen, blonden Löckchen.

„Gewiß! Sicher!"

Sie lachte wieder! Er wurde immer verlegener ...

„Kennen Sie Sieben, Acht, Neune?"

„Nein! Leider noch nicht!"

„Na! Wenn Sie recht artig sind, lern' ich's Ihnen!"

Er trat jetzt etwas näher. Das Mittagsessen, das auf dem Herde kochte, verbreitete seinen Duft durch die ganze Küche bis hinaus auf den sonnigen Flur. Er fühlte, wie ihm allmählich das Blut in die Backen stieg. Es war so warm in der engen Küche! Die kleine Emmi steckte die Nelke, die sich ihr gelockert hatte, fester.

„Hm! Es muß gewiß sehr hübsch werden!"

„Gewiß! Morgen Abend haben wir sogar Pfannkuchen!"

Sie lachte und wischte sich ein Rußfleckchen von ihrem runden, weißen Arm. Am Ellbogen war ein Grübchen. Er fühlte, daß er es nicht länger mehr hier aushielt.

„Na! ... denn ... Adieu, Fräulein Emmi!"

Er zog sein Mützchen. Er hatte sich vor Aerger auf die Lippen gebissen!

„Adieu, Herr Kummer!"

Aber er stand noch immer in der Thür.

„Fräulein Emmi? Würden ... würden Sie mir wohl ..."

Die kleine Emmi sah ihn verwundert an. Er war über und über roth geworden.

„... würden Sie mir wohl ... die ... die schöne Nelke da verehren?"

„Ach so! ... Da!"

Sie hatte sie mit ihren schlanken Fingern losgemacht und reichte sie ihm nun hin.

„Aber — sie lachte ihn an — sie ist noch 'n bischen naß?"

„O! Das schadet nichts ... das ..."

Heinz hatte die kleine, rothe Nelke schnell an sich genommen.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Emmi! Ich danke Ihnen! Adieu!

„Adieu!"

Langsam durchschritt er den Flur.

„Donnerwetter!"

Er sah fortwährend auf das kleine, rothe Ding in seiner Hand.

„Schafskopf!"

Er schlug die Thür hinter sich zu.

Die schmale Gasse war ganz voll Sonne. Oben hinter den Monatsrosen schmetterte der Kanarienvogel seine schönsten Läufe. Breit aus einem weit offenen Fenster lehnte ein Student. Er lag mit seinen weißen Hemdärmeln mitten im Sonnenschein. Seine lange Pfeife aus braunem Weichselrohr baumelte lang am Hause runter.

Ein Mädchen in rothem Rock kam schwerfällig die Gasse herauf Sie hatte ihre derben, rothen Arme in die Seiten gestemmt Ein weißes, geschweiftes Tragholz drückte ihre runden, kräftigen Schultern. An den schwarzen, straffen Lederriemen auf jeder Seite hingen an blanken Messinghaken zwei gelbe, tropfende Wassereimer.

Ein paar Jungen trieben schreiend und lachend einen Kreisel über das trockene, grell beleuchtete Pflaster. Eine Schwalbe strich pfeilschnell an den Häusern hin und haschte die Fliegen und Mücken, die schaarenweise in der warmen Luft spielten. Ueber allem der goldigblaue Himmel!

Heinz ging langsam die Gasse hinunter. Er hatte sich die Nelke in's Knopfloch gesteckt, seine Backen brannten.

Er war nachdenklich geworden ...

Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 13. Berlin, den 30. April 1890. I. Jahrgang.

Polemik.

Eine Gesellschaftskrankheit.

Von Max Halbe.

Wie die Gesellschaft selbst keine blos mechanische Schichtung, keine einfache Summirung von Individuen darstellt, sondern eine organische Verbindung aller Individuen, eine organische Einheit für sich, mit eigenen organischen Gesetzen, gleicherweise kann man von Gesellschaftskrankheiten als höheren organischen Einheiten, und im Gegensatz zur mechanischen Summirung aller Einzelkrankheiten reden. Echegaray stellt in seinem „Galeotto" einen solchen Fall von Gesellschaftskrankheit dar, die sich nicht aus Einzelfällen summirt, sondern durch eine gewisse besondere organische Kraft in ihrer Wirkung weit über die einer bloßen Summe von Einzelfällen hinausreicht. Bei Echegaray ist es die Klatschsucht, die Nachrede, das einfache Wiedererzählen von Thatsachen oder Vermuthungen, was in seiner organischen Gesammtheit eine verheerende gesellschaftliche Krankheit darstellt, und doch im Einzelfall und in der Summe der Einzelfälle weiter nichts als eine immerhin leichte, menschliche Schwäche ist, eine fast instinktive Entstellung oder Verwischung der Umrisse, wie sie die Phantasie eines Jeden bei der Wiedergabe von Thatsachen vollzieht.

Die Zeit ist reich an solchen Gesellschaftskrankheiten, die alle mehr oder weniger Symptome eines gestörten Gesellschaftsblutumlaufs sind. Auch die polemische Krankheit prangt auf dieser schwarzen Liste als eine der bedeutsamsten für den gegenwärtigen Stand des Menschheitsbefindens. Die Ausbrüche ihrer Fieberdelirien geben dem Zeitarzt Material, ein Krankheitsbild der modernen Gesellschaft zu entwerfen und die Diagnose zu stellen.

Der Kampf ist der Vater aller Dinge. Der Kampf als solcher ist der Menschheit wesentlich. Der erste Mensch, der im Frühroth des Menschendaseins vom Baum auf die Erde niederstieg, hat mit seines Gleichen und der Thierwelt, der er sich entrungen hatte, zu kämpfen gehabt. Wenn einst am Aequator der letzte Mensch in der Todesumarmung mit dem letzten Eisbären erlegen sein wird,

so wird der letzte Kampf auf Erden gekämpft sein. Und zwischen jenem Frühroth und diesen Abendschatten dehnt sich ein unendlicher Weg voll Kampf und wieder voll Kampf. Der Kampf als solcher bleibt, aber seine Erscheinungsformen wechseln, je nach dem Stand des Menschheitstages.

Sie wechseln und bilden sich fort. Wer schärfer zusieht, erkennt, daß sie im genauen Verhältniß zum Heraufsteigen der Menschheitssonne stehen. Die Menschheit hat die Tendenz, sich zu vergeistigen und zu vervollkommnen. Der Kampf hat die gleiche Tendenz. Der physische Kampf *hat* sich unendlich verfeinert und vergeistigt, und es giebt Idealisten, welche, auf Grund des allgemein verbindlichen, und darum sogar für preußische Lieutenants und Korpsstudenten giltigen Entwicklungsgesetzes, das einstige Aufhören des physischen Kampfes überhaupt prophezeien. Hat auch der geistige Kampf die Tendenz, sich zu verfeinern und zu veredeln? Darin, daß der Kampf überhaupt den Schritt von der physischen zur geistigen Erscheinungsform gemacht hat, verräth er bereits seine Tendenz zur Vervollkommnung. Das Vorhandensein des geistigen Kampfes an sich, selbst in seiner rohesten Form, beweist die Fortbildungsfähigkeit des Kampfprinzips.

Wer die Formen des geistigen Kampfes von heute betrachtet, möchte freilich an der Richtigkeit dieses Satzes verzweifeln. Auf allen Lebensgebieten hat der geistige Kampf die Formen giftiger und vernichtender Polemik angenommen. Die Sache, die Idee steht nicht allein und an sich gegen die feindliche Idee, die ebenfalls auf ihre eigene Siegkraft angewiesen ist; hinter den Ideen stehen ihre höchsteigenen Träger und Besitzer, um sich in allen geeigneten und ungeeigneten Zwischenpausen des Kampfes gegenseitig die Zähne zu weisen. Der geistige Kampf von heute, das Gegeneinander der Ideen, begleitet und übertrumpft durch die Polemik der Personen, ist das nicht das Bild von den beiden Aeffchen, die sich gegenseitig zerkrallen, während die Kamele, auf denen sie hocken, angesteckt von der Wuth ihrer Schützlinge, gleichfalls wie wahnsinnig auf einander losbocken und schließlich die unbequeme Last abwerfen, um unbehinderter ihre Kampfgelüste zu befriedigen? Das Aeffchen, das auf einem Kamel hockt: das heutige Verhältniß der Idee zu ihrem Träger.

Mancher dieser Rufer im Streit geberdet sich freilich wie ein homerischer Held, dessen gutes Recht es ist, seinem Widerpart vor Beginn des wirklichen Kampfes noch in aller Geschwindigkeit ein ganzes zoologisches Register an den Kopf zu werfen. Aber was für den homerischen Helden ein Fortschritt war gegenüber thierähnlicheren Menschheitsstadien, die Verfeinerung des rein physischen Kampfes durch die Mittel des Wortes und der Rede, und sei es auch des Schimpfwortes und der Schimpfrede, das bedeutet für den Tageskritiker, den Professor, den Reichstagsabgeordneten, den Journalisten von heute einen Rückschritt gegen durchgebildetere Menschheitsepochen, eine Vergröberung des reingeistigen Ideenkampfes durch persönliche Eingriffe, die sich vom wirklichen physischen Dreinhauen kaum mehr unterscheiden, als ein Hahnenkampf von einem Stiergefecht.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, die zahllosen Unrathstöpfe, die tagtäglich von den „Vertretern der Intelligenz", von der „geistigen Blüthe der Nation" über ihre Nachbarn und Konkurrenten ausgeschüttet werden, auf ihre Einzelbestandtheile chemisch zu untersuchen. Nur in aller Kürze kennzeichne ich die Verrohung des Tones in Politik, Wissenschaft, Litteratur.

Die Verrohung des politischen Tones. Nicht blos vor Reichstagswahlen (dem Naiven allerdings hier am auffälligsten) sondern mehr noch und jedenfalls verderblicher, weil heimtückischer, in der Tagespresse *aller* Schattirungen. Interessant übrigens, daß unser nationales Deutschland hier stark nach fremden Mustern arbeitet, nach dem Beispiel Frankreichs und Amerikas, wo die persönliche Polemik den sachlich-politischen Ideenkampf beinahe zu überwuchern scheint.

Die Verrohung des wissenschaftlichen Tones in den Vorlesungen und Schriften unserer Professoren und Gelehrten, wo die persönliche Polemik einen immer breiteren Raum einnimmt und in gleichem Verhältniß an Unfläthigkeit wächst. Derart, daß diese Unfläthigkeit bereits offiziell als eine berechtigte Eigenthümlichkeit des Professorenstils gilt und bei Beleidigungsklagen von Professoren gegeneinander von ihren respectiven Vertheidigern als ein für Professoren giltiger Milderungsgrund angeführt wird.

Die Verrohung des litterarischen Tones in den Feuilletons und Kritiken unserer Zeitungen und Journale, wo man dem entsetzten Philister mit der persönlichen und moralischen Verderbtheit und Verkommenheit eines Gegners gruseln und die Haare zu Berge stehen macht, wenn man sich mit sachlichen Gründen nicht mehr zu helfen weiß. Der Hinweis auf diese drei großen Lebensgebiete genügt zur Kennzeichnung des Krankheitsbildes. Die fehlenden Züge und die feinere Ausführung wird sich Jeder aus seiner eigenen Beobachtung ergänzen.

Auf den ersten Blick erkennen wir alle Symptome einer Gesellschaftskrankheit. Die Massenverbreitung und dabei das scheinbare Freisein des Einzelnen von der Krankheit. In seinem persönlichen Umgang und Verkehr giebt und verlangt Jeder ein mehr oder minder hohes Maß von Liebenswürdigkeit und Nachsicht, aber der Gesammtverkehr Aller ergiebt als Resultat ein Uebermaß giftiger Verläumdung und Ehrabschneidung.

Eine Gesellschaftskrankheit. Im Gesellschaftsorganismus vollzieht sich ein Uebergangsprozeß, der sich durch eine Reihe krankhafter Begleiterscheinungen anzeigt. Dem historischen Beobachter drängt sich die innere Gleichartigkeit unserer Epoche mit den frühern großen Menschheitskrisen auf. Eine Gleichartigkeit, die durch alle scheinbare äußere Verschiedenheit und Fremdartigkeit nicht verwischt wird. Das Wesen aller Menschheitskrisen bleibt das Gleiche, das Gesetz, das für eine von ihnen gilt, gilt für sie alle. Das Wesen aller Menschheitskrisen ist die Unruhe, die Unzufriedenheit, die Gährung, im Verfolg davon der Fieberkampf, die natürliche Tendenz des großen Organismus, den Gährungs- und Krankheitsstoff durch Zuführung frischen Lebensblutes zu bewältigen. Das Alte, Veraltete, Faulige, das den Körper zersetzen will, ringt um seine Existenz mit den neuen, jungen, gesunden Säften, die der Organismus sich zuführt. Die beiden großen Mächte, genannt das Alte und das Neue, fechten einen Kampf um's Dasein aus. Die Polemik ist eine der Erscheinungsformen, in denen dieser Kampf um's Dasein sich ankündigt. Je erbitterter der Kampf, je schwankender die Entscheidung, desto persönlicher, erhitzter, giftiger die Polemik. Es genügt nicht mehr, die Ideen allein in's Feld zu führen, die Sachen für sich sprechen zu lassen — weil es nicht mehr allein um die Ideen geht, sondern um den persönlichen Besitzstand, um die Aufrechterhaltung der persönlichen Herrschaft seitens der Alten, um die Erringung der persönlichen Herrschaft seitens der Neuen. Existenz gegen Existenz. In diesem ungeheuren Ringen verwildert der geistige Kampf, der als solcher etwas Berechtigtes und der Menschheit Wesentliches darstellt, zu einer krankhaften und lebenvernichtenden Polemik.

Allen Uebergangszeiten eignet eine ätzende Schärfe der Satire, eine stürmende Unerbittlichkeit und Erbarmungslosigkeit des Angriffs. So ist die Hitze der Polemik ein untrüglicher Gradmesser für den Zufriedenheitsstand einer Zeit. Menschen und Menschheitsparteien, die sich im unangefochtenen Besitz einer Herrschaft befinden, lächeln im Bewußtsein ihrer Sicherheit herablassend hinunter auf den Zwerg, der gegen ihre Fundamente anzurennen scheint, und sein Zetern verklingt ihnen in ihrer Höhe wie ein leises, nicht unangenehmes Piepsen. Der Ton der geistigen Befehdung einer solchen Zeit ist kühl, sachlich, abgemessen. Wenn aber der Zwerg wächst und dem Koloß der herrschenden Generation bereits von unten her an die Gurgel greift,

so beginnt der Koloß langsam in Erregung zu gerathen. Er verweist dem Zwerg seine Naseweisheit, er redet ihm in allem Guten zu, doch von solchem thörichten und aussichtslosen Beginnen abzustehen. Zwischenein bekommt er wohl auch einen Anfall seines alten Humors und schüttelt sich vor Lachen über den aufgeblasenen Knirps. Aber das Lachen hat nicht mehr den harmlosen Klang von einst. Es gellt etwas Hämisches und Gereiztes hindurch.

Auf der andern Seite ärgert sich der Knirps und schimpft. Wenn er nun blos schimpft und nicht weiter wächst, so kann der Koloß sich beruhigen und wieder an andre Dinge denken, in seinen Mußestunden wohl auch dem Schimpfen des Knirpses, das jetzt schon etwas deutlicher tönt, zuhören und ihm dann und wann seine Unart und Bengelhaftigkeit verweisen. Wächst der Knirps aber weiter, so hat der Koloß alle Ursache, in Wuth zu gerathen; und das thut er denn auch regelmäßig. Jetzt ereignet sich das Schauspiel, daß der Koloß seinerseits zu schimpfen und mit Unrath zu werfen anfängt, und man kann ihm nicht nachsagen, daß er sich dazu die kleinsten Geschirre aussucht. Der Hüter der öffentlichen Sitte und Wohlanständigkeit, in dessen Salon man nur im Frack und weißen Handschuhen zu erscheinen hat, verwandelt sich in ein berserkendes Fischweib, das keine Spur von Ehre mehr aufweist. Dann weiß der ehemalige Zwerg, daß jetzt der Augenblick da ist, wo der Koloß wankt, und er packt zu. Der Kampf beginnt. Das Klirren der Waffen wird noch übertönt durch das Brüllen und Rasen des schwankenden Kolosses, dem der sieghafte Zwerg die Antwort nicht schuldig bleibt.

Fieberkampf und Fieberworte. Der Menschheitsorganismus bebt in krampfhaften Zuckungen. Der Weltgeist, der auf der Centralsonne thront, wendet sein Ohr leicht gegen die Erde. „Da unten will wieder etwas Junges entstehen und etwas Altes will vergehen", spricht er nachdenklich vor sich hin. „Der Erdmensch delirirt wieder. Ich höre Fieberworte. Sie klingen ähnlich, wie ich sie schon hörte. Aber es muß etwas Neues dabei sein . . Ich will warten, bis ich es deutlicher höre . . . ."

Die Frauen in der skandinavischen Dichtung.

Von L. Marholm.

Strindberg's Lauratypus.

Die Norageneration war aufgewachsen und hatte sich weitergezeugt. Kielland schilderte während der ersten Periode seiner literarischen Production mit Vorliebe die tüchtige Frau und den untüchtigen Mann, das verständige, ernste, denkende Mädchen und die Lapse der Gesellschaft. In Schweden vollzog eine Anzahl unglücklicher, in die Schriftstellerei übergegangener Gattinnen an den Ehemännern aller Gesellschaftsklassen ein fürchterliches Strafgericht; die Litteratur hatte in's Leben zurückgewirkt und praktische Folgen gehabt. Alles, was in Unterröcken in den drei skandinavischen Ländern aufwuchs, dachte über sich nach und kam zur Erkenntniß seiner Wichtigkeit. Eine unglaubliche Menge weiblicher „Aufgaben" lagen in der Luft und eine unglaubliche Menge weiblicher Talente entdeckten sich. Wie in Deutschland das junge Mädchen darauf abgerichtet wird, sich mit Gretchenallüren einen Versorger zu kapern, so wurde in Skandinavien das junge Mädchen mit Noraernst, dritter Akt, dazu erzogen, über sich selbst und seine Bedeutung klar zu werden. Und wie das sittsame Ausgucken nach einem Mann das junge deutsche Mädchen schieläugig macht, so nahm das Reflectiren über sich selbst dem skandinavischen

Mädchen schon mit 15, 16 Jahren die innere Frische, die unbefangene Unmittelbarkeit und Natürlichkeit. Gang und Haltung und Gesprächston wurden anspruchsvoll, alles, was weiblich war, dozirte, discutirte, debattirte. Die liberale Presse der drei Länder, eingedenk des indirekten Wahleinflusses der Frauen, lag anbetend auf den Knien vor der Intelligenz und Hochherzigkeit des Weibes; hatte eine junge Dame einmal während eines Aufzugs der Conservativen wie ein Straßenjunge gepfiffen, so war des männlichen Entzückens kein Ende. Alle Fortschrittsblätter brachten in jeder Nummer wenigstens eine Notiz über die Erfolge der Frauenemancipations-bestrebungen. Man verlangte von der weiblichen Jugend, sie solle stark sein, wie die Männer, und die weibliche Jugend wollte stark sein, um den Männern Respekt einzuflößen. Alle jungen Mädchen lernten Schwimmen, Turnen, Velocipedfahren und Schlittschuhlaufen. Man gründete weibliche Ruderclubs und Discussionsclubs und Vorbereitungsschulen zum Abiturientenexamen und Kunsthandwerkschulen und Frauenrechtsvereine, und in ihnen allen befand sich doch ein Mann, der, welcher am Steuer saß, oder dirigirte. Man verachtete das Geschlechtsleben, aber man beanspruchte das Recht selbst zu freien, wenn es Einem einfallen sollte, einen Mann glücklich zu machen. Man hegte ein großes Vertrauen zu sich selbst und der Solidarität der weiblichen Interessen, und man gelobte sich gegenseitig Einigkeit, Schwesterlichkeit und Zusammenhalten. Die Universitäten standen offen, alle Collegs waren zugänglich und man wurde Studiosus, stud. jur., stud. phil., stud. med. In den philosophischen Uebungsstunden versuchte man zuweilen mitzusprechen, es kam aber nicht viel dabei heraus. Es kam überhaupt nicht viel dabei heraus, außer ein paar Aerztinnen, einer Sündfluth von Volksschul-lehrerinnen und einer bedeutend gesteigerten Kränklichkeit. Aber man hatte doch seine geistigen Gaben damit bewiesen, daß man sich kopfüber in die idiotisirende Maschinerie des gelehrten Studiums stürzte, gegen die unter den besten und frischesten männlichen Kräften sich gerade eine immer wachsende Opposition erhob. Im Uebrigen wurde man Telephonistin und Telegraphistin und Eisenbahnbeamtin und Statistikerin und Expedientin und befleißigte sich, in allen diesen frischerkämpften Aemtern in der Regel wichtiger und unangenehmer zu sein, als die in solchen Fällen ihrer unter-geordneten Stellung ganz genau bewußten männlichen Collegen. Am liebsten aber schlug sich die heranwachsende Weiblichkeit doch auf die freien Künste. Man malte und schriftstellerte, man recensirte und redigirte und petitionirte bei der Regierung um Stipendien, und bei den gesetzgebenden Körperschaften des Landes um Stimm-recht, Eigenthumsrecht und andere Rechte, die Einem zum Theil gewährt, zum Theil in Aussicht gestellt wurden. Alles, was wohlwollende Mittelmäßigkeit unter den Männern war, ging mit diesen Bestrebungen Hand in Hand, und das Ganze sah anfangs sehr nach Aufschwung aus. Es war auch ein Aufschwung, aber ein Spießbürgeraufschwung. Daß in dieser Bewegung die ganze Phantasielosigkeit und Seelenkrüppelei des vermögenslosen Mittelstandes sich ausdrückte, der Gott dankt, wenn er seine Kinder „angebracht“ hat und Freudenthränen weint, wenn die Töchter nicht mehr „versorgt“ zu werden brauchen (was doch immer mit Unkosten und häuslichen Beschwerden verknüpft ist), weil sie „sich selbst versorgen können“, das sah damals Keiner.

Aber allmählig fing das Blättchen an sich zu wenden. In den Vortruppen der weiblichen Apostelschaar wurden viele krank, einige nahmen sich das Leben, ein Theil schnurrte rund um eine fixe Idee, z. B. alle Sittlichkeitsfanatikerinnen, andere, zumeist die jüngere Generation, verzehrte sich in öffentlichen, oder privaten Klagen über unbefriedigtes Geschlechtsleben (das die ältere verachtet hatte), aber ohne etwas wagen und einsetzen zu wollen, und was alsbald an den Tag trat, war ein all-gemeines Stehenbleiben auf der ganzen Linie. Man fuhr fort mit beredten Ver-sicherungen, daß man feiner, tiefer, reiner, besser, edler als der Mann sei, aber

diese Schleierchen über der weiblichen Intelligenz wurden immer dünner und ihre unverbesserliche Mittelmäßigkeit rückte immer eine Schicht näher an die Oberfläche herauf. Ein Trost, daß der Mann das Weib nicht entbehren kann, ob sie nun stumpf über Familienjournallectüre und Häkelzeug vegetirt, oder Stuart Mill gelesen und nackte Männerkörper in ihren Träumen gesehen hat. Da nun aber bekanntlich nichts so unverbesserlich von seinen Vorzügen überzeugt ist, wie die Mittelmäßigkeit, so fuhren die für Selbstständigkeit begeisterten Töchter der Bourgeoisie fort, sich selbst zu bewundern und an den Mann Forderungen zu stellen. —

August Strindberg ist 20 Jahre jünger als Ibsen und ebenso viel Mal scharfblickender als Kielland; und die oben geschilderte Bewegung waren die socialen Eindrücke vom anderen Geschlecht, mit denen sein Talent in seiner Entwicklungsperiode imprägnirt wurde. August Strindberg brachte etwas mit, was nicht nur unter den Schriftstellern des Nordens, sondern unter allen hervorragenden Schriftstellern nicht häufig ist, er war absolut le génie mâle, sein Geist, seine Empfindungsweise, sein Stil sind männlich in höchster Potenz, klar, scharf, fest in den Contouren — voller Tag. Sein Productionsdrang ist ebenso ununterbrochen, wie die Nothwendigkeit des Athmens und Stoffwechsels in einem lebendigen Organismus. Seine Produktion ist, da seine Persönlichkeit ganz original, ganz persönlich, gar nicht Reflex und gar nicht Compromiß ist; nicht leicht zu verstehen, wenn man ihr nicht in ihrer Entwickelung gefolgt ist; hat man aber einmal ihre Bedingungen und ihre Natur erfaßt, so weiß man auch, daß kein lebender Schriftsteller des Nordens einen solchen Einsatz in die Cultur des Nordens gethan, wie er. Er ist der Stoß vorwärts, der sie ein Menschenalter weit in neue Gesichtspunkte hineinschleudert, er ist der denkende Geist der Besten in der kommenden Generation.

Dabei hat er nichts von den Allüren des „denkenden Geistes". Er ist ganz Leidenschaft, Ungestüm, Extrem und Divination — ganz Dichter. Der geheime Hebel, der den Schaffenstrieb in ihm in Bewegung setzt, ist der Widerspruch, und als schöpferisches Ich ist er ganz Polemiker.

Strindberg ist Sensualist ohne einen Anflug von Femininismus; das bestimmte die Eigenthümlichkeit seiner Production.

Mit solchen Eigenschaften griff er in die Basis aller Dichtung, das Verhältniß des Mannes zum Weibe hinein. Das Erste, was ihn frappirte, war das neue Bestreben des Weibes, etwas für sich sein zu wollen, da das Weib seiner Naturbedingung nach doch nur etwas durch den Mann sein kann. Er hatte in seiner Jugend aus der Unzusammengesetztheit des Naturtriebs und der Ueberschraubtheit des Culturmenschen heraus das Weib geliebt und idealisirt — aus dieser Mischung entstand das Schauspiel „Herrn Bengts Gattin". In ihm liegt sein späterer Kampf gegen die emancipatorischen Degenerationsbestrebungen der modernen Frauenbewegung wie im Embryo. Das Weib in diesem Stück ist noch in der ganzen Verklärung und Nachsichtigkeit des männlichen Liebesrausches und doch schon mit der rücksichtslosen Artkenntniß des Naturforschers geschildert. Hier sind schon alle Züge, mit denen er später den Beweis ihrer physischen und intellectuellen Untergeordnetheit, ihrer relativen Unzurechnungsfähigkeit führte. Sie ist nach einander während der Unbefriedigungs-, Liebes-, Schwangerschafts- und Mutterperiode verlangend, berauschend, schmeichelnd, launisch, gedankenlos, ohne tiefere Einsicht und Umsicht, herrschsüchtig, anspruchsvoll, grausam, selbstgefällig, voll plötzlicher Umschläge, gewissenlos — aber vor allen Dingen ist sie dumm. Die Psychologie in dieser Gestalt, die noch ganz unter dem Einfluß des herkömmlichen Frauencultus concipirt worden, ist nicht nur von außerordentlicher Tiefe und Vielseitigkeit des Verständnisses, sie ist vielleicht auch ein Beleg für das unbewußte Hervorbringen des schöpferischen Geistes, denn es läßt sich fast mit Genauigkeit verfolgen, was über, was unter der derzeitigen Bewußtseinsschwelle des Dichters lag.

Später vertiefte Strindberg sich bewußt in das Studium der Species Weib, und dieses Studium ist eins der Momente, aus denen seine große Novellensammlung „Ehen“ hervorging. In diesem Buch erwies er sich als der erste Schriftsteller, der unbedingt und bis in die versteckteften Ausläufer mit jeder Art von Conventionalismus in der Auffassung des Weibes brach. Sie steht da in seinen Büchern als eine neue Eva, die noch von keinem Dichter geschminkt, von keinen Moral-, oder Religions-, oder Schicklichkeitsrücksichten mit einem Blätterschurz bekleidet worden, steht da in ihrer physiologischen Nacktheit in allen Altersstufen, das entkleidete Culturweib, mit allen Mißbildungen der Cultur und des Conventionalismus an ihrem Leibe und ihrer Seele, nicht schön, aber mächtig, wie früher. Denn je tiefer Strindberg in die Natur des Weibes — jene Natur, die unter Erziehung und Abrichtung und Verbildung ihr dunkles Leben führt und ihre Schüsse nach oben in die intimsten Lebensbeziehungen, und nur in sie hineintreibt — gedrungen ist, desto mehr ist ihm am Weibe das Grauenhafte, das Unverständliche, die Meduse zum Bewußtsein gekommen. Strindberg hat an dem Weib verstanden und vom Weib gesagt, was sonst nur das Weib am Weibe durchschaut, kraft des Instinkts der Geschlechtsverwandschaft; was die Tochter an der Mutter, was Freundinnen und Nebenbuhlerinnen an einander beobachten und errathen. Er hat den Blick gehabt für das Elementare an dem geschlechtlich voll ausgebildeten Weib, und den Blick für alle offenen und versteckten Mißbildungen an dem physiologisch, oder social verkrüppelten Weib — einem großen Bruchtheil der gegenwärtigen Gesellschaft. Was er durchschaut hatte, machte er, außer in anderen Büchern, zur Basis von vier Schauspielen: „Der Vater“, „Die Kameraden“, „Gläubiger“ und „Fräulein Julie“.

Ich will mich hier nur bei dem einen aufhalten, dem „Vater“.

Laura im „Vater“ ist das elementare Weib, gesehen unter dem Gesichtswinkel der gegenwärtigen Generation und ihrer Frauenhebungs- und befreiungsbestrebungen.

Sie ist — wie soll ich's sagen — die Svava ohne Reinheitsmanie, die sich verheirathet, ein Kind bekommen hat und zu Jahren gekommen ist. Diese Svava ist von ihrem Mann geliebt worden, und sie hat das benutzt, wie nur das nichtliebende Weib eine Hingebung benutzt, die ihr halb gleichgültig, halb verächtlich, und von der ihre ganze Existenz abhängig ist.

Das Weib, das die Fähigkeit sich hinzugeben nicht hat, oder gegenüber diesem betreffenden Mann, der ihr Mann ist, nicht hat, schleppt gern einen Anhang anderer Weiber, Mutter, alte Dienstboten 2c. mit in's Haus, und alle diese Weiber, die das Alter der Befruchtung und Fruchtbarkeit hinter sich haben, sehen gewöhnlich in dem Mann und Hausherrn einen Feind, gegen den sie zusammen einen mehr oder weniger versteckten Krieg führen, und den es eine gemeinsame Angelegenheit ist, unterzukriegen. Sie schmieden keine Complotte und sie handeln nicht aus Ueberlegung — bewahre, es ist nur Geschlechtsinstinkt und Geschlechtshaß, was sie treibt, eine versteckte Schadenfreude, wie sie sich an älteren, oder unbefriedigten Frauen gern beim Abstrafen von Kindern, besonders Knaben verräth, ein kitzelnder Genuß, eine persönliche Ueberlegenheit zu fühlen und zu bethätigen, die ihnen in allen entscheidenden Momenten ihres Lebens verwehrt ist; denn das Weib ißt das Brot des Mannes, entweder als Dienstbote, den der Mann nicht beachtet, oder als Gattin, die für ihren Unterhalt und ihre Gesellschaftsstellung mit ihrem Körper bezahlt.

Es giebt im Großen und Ganzen vier Gruppen Frauen. Die gutmüthigen, flachen Geschöpfe, die froh sind, wenn sie versorgt werden, und denen die intimeren Angelegenheiten der Ehe sehr angenehm sind, ohne daß es ihnen besonders darauf ankommt, wer der Mann ist, der zufällig ihr Mann geworden, — das ist die größte Gruppe. Die zweite bilden jene, die ihren Mann nicht gerade lieben,

aber Furcht vor ihm haben und darum nichts gegen ihn vornehmen — eine große Gruppe; die dritte jene, die ihn weder fürchten noch lieben, und darum einen unausgesetzten Krieg gegen ihn führen, der doppelt verbissen ist, wenn sie zu jenen stolzen, verbitterten Naturen gehören, die ein, an einen anderen Mann gehängtes, unerwidert gebliebenes Gefühl an dem nothgedrungen genommenen Versorger zu rächen haben — eine nicht kleine Gruppe; die vierte endlich jene, die den Mann gefunden haben, auf den ihr innerstes Geschlechts- und Gefühlssehnen ging — eine ganz kleine Gruppe, mit der Laterne zu suchen.

Strindbergs Laura im „Vater" gehört zu der dritten Gruppe, und sie ist ein stolzer Typus drain. Sie hat jene geheimnißvolle Macht der starken Natur den Mann anzuziehen und festzuhalten, auch nachdem er durchschaut, daß sie ihm am Leben saugt. Sie hat jene eigene Art bornirten Ueberlegenheitsgefühls, das die Frauen bezeichnet, die Kopf und Ohren voll von Frauenrechtspredigten und -gedanken haben. Sie hat jene gewöhnliche Dummheit des Intellects, die nicht durch Gründe, und jene Dummheit des Herzens, die nicht durch den Augenschein des Leidens zu erschüttern ist. Sie fühlt nicht, denn sie liebt nicht. Sie ist unzugänglich und unerschütterlich, denn sie hat die Liebe, die sie empfangen hat, erduldet, — vielleicht wie eine heimliche Mißhandlung, oder wie einen erniedrigenden Genuß, — nicht sie aufgesogen mit allen durstigen Poren.

Und das Stück schließt symbolisch mit der Zwangsjacke, die die Weiber dem Mann überziehn, nachdem er, vom Guerillakrieg ermattet, sie zur Herrschaft kommen läßt.

Die Frauenbewegung in Skandinavien hat in Strindberg einen Damm gefunden, über den sie nicht hinausschwellen wird. Sie ist nicht von den Frauen ausgegangen, so wenig wie jemals eine erste Initiative. Sie ist aus Suggestionen entsprungen, die einige Männerköpfe den Frauen gegeben haben, denn das Weib im Ganzen formt sich immer nach den Intentionen des Mannes und empfängt alle seine Impulse vom Mann. Die Bewegung als solche ist jetzt im Norden im Fallen und Verebben, aber zuvor hat sie eine große Litteratur über das intimste Lebensmoment, das Geschlechtliche, geschaffen, und diese Litteratur hat in die Frauen hineingewirkt, die in den gebildeten Klassen wesentlich von dem abhängig sind und durch das geformt werden, was sie lesen, und hat eine Mannigfaltigkeit und Nuancirtheit der weiblichen Individualitäten, eine geistige Feinheit und Verständnißfülle geschaffen, die etwas weiter südwärts ungekannt ist.

Friedrich Nietzsche.*)

Ein Dichterphilosoph.

Aus Skandinavien, dem gelobten Lande der Litteratur, kommen seit einiger Zeit ganz merkwürdige Nachrichten. Der Nitzscheanismus, heißt es, hat dort festen Fuß gefaßt. Georg Brandes hält Vorlesungen über Nietzsche, Strindberg und Eduard Brandes lassen sich von ihm zu neuen Schöpfungen begeistern, und Ola Hansson sendet Artikel auf Artikel nach Deutschland, in denen er als Apostel dieses neuen Heilands auftritt.

Wer ist Friedrich Nietzsche? Man erfährt, daß er einmal Professor der

*) Wir beabsichtigen die Bedeutung Friedrich Nietzsches für die modernen geistigen Bewegungen von verschiedenen Seiten her in Betracht zu nehmen und schicken heute einen allgemein orientirenden, einleitenden Aufsatz voraus. Die Redaction.

classischen Philosophie an der Universität Basel war, man läßt sich eines seiner Werke geben und blättert darin. Im selben Augenblicke ist man auch schon Nietzsches Gefangener. Er mag den Einen entzücken, den Anderen empören, gleichgültig wird er Niemanden lassen.

Eine Würdigung Nietzsches muß jedenfalls von dreifachem Gesichtspunkte ausgehen. Es ist ein originaler Denker, der uns mit seiner rücksichtslosen Wahrheit, mit seinen kühnen Schlüssen oft Grausen erregt, aber ein Grausen wie nur das potenzirteste Lustgefühl es hervorzubringen vermag. Aber er ist nicht blos ein Denker, sondern auch ein Seher. Er sieht die innersten Triebfedern der Dinge. Er hat die Menschen nicht blos, er hat die Menschheit ergründet. Und er ist ein Sprecher, ein wahrhaft begnadeter Dichter: jedes seiner Werke ist lebendige Sprache, nicht todt und schweigsam wie andere Bücher, nein, voller Modulation, voll musikalischen Wohllautes. Man glaubt, an dieser echt modernen Instrumentation, den Jünger Wagners zu erkennen. Sonst dürfen deutsche Bücher nur gelesen werden; Nietzsches Bücher müssen vorgelesen werden, wenn man sie voll genießen will.

Doch ehe wir weiter sprechen von dem Dichterphilosophen Nietzsche, wird es gut sein, in aller Kürze einen Ueberblick seiner Entwicklung zu geben.

Während der Kriegsjahre 1870/71 reifte in ihm sein erstes Werk „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“. Damals war er noch begeistert von Wagner und steckte tief drinnen in den Fesseln des romantischen Pessimismus, trotzdem er klassischer Philologe war. Und da that er denn wie alle romantischen Pessimisten bisher gethan, er schuf sich eine außerweltliche, eine metaphysische Tröstung. Er ergrübelte eine metaphysische, rein artistische Weltanschauung, in der alles nur vom Sehpunkte des Künstlers gewerthet wurde.

Schließlich war das nur Schellings romantisch poetischer Ocean, in den zu guter Letzt alles, Philosophie, Wissenschaft und Leben untertauchen muß, in veränderter vergeistigter Auflage. Aber selbst hier zeigt sich schon der kühne Denker, denn er verfaßt ein neues Problem, das der Wissenschaft. „Die Wissenschaft selbst, unsere Wissenschaft — ja, was bedeutet überhaupt, als Symptom des Lebens angesehen, alle Wissenschaft? Wozu, schlimmer noch, woher — alle Wissenschaft“. So stellt sich ihm die Frage. Kühn, wie die Frage, ist auch die Antwort verwegen. Er sieht die Wissenschaft mit dem Auge des Künstlers und die Kunst mit dem Auge des Lebens an. Das ist der Standpunkt in seinen „Unzeitgemäßen Betrachtungen“. Es ist wahrlich ergötzlich, wie er da, mit einem von ihm geschaffenen Ausdruck, über die „Bildungsphilister“ herfällt. Und wenn er dann tapfer gekämpft hat, zieht er sich zum Troste über so viele Dummheit in sein romantisch mystisches Nirgendsheim zurück.

Doch bald erkennt er die Gefahr des Romantismus. Er sieht den Abgrund vor sich, in den alle Romantiker fallen müssen, stumme Entsagung. Resignation, ascetisches Christenthum. Da wendet er sich zurück dem Leben zu, sendet alle metaphysische Trösterei zum Teufel, und will die Kunst des diesseitigen Trostes lernen; er will das Lachen lernen. Und er geht hinaus unter die Menschen und durchstreift die Welt als sorgloser Wanderer. Was er auf dem langen Wege gesehen, (und er hat Alles gesehen, die Menschen und ihre Herzen und ihre Gedanken) — schreibt er lächelnd nieder als „Menschliches, Allzumenschliches“. Eines der herrlichsten Bücher, die ich kenne, ist diese Sammlung von Aphorismen. Er hat alle menschlichen Schwächen erkannt, aber er wettert nicht gegen die menschliche Verderbtheit, denn er ist ja kein pessimistischer Griesgram mehr: ein freier Geist ist er, der mit ahnendem Auge hervorsteigen sieht eine neue Morgenröthe vor der alle moralischen Vorurtheile, alles Menschliche, Allzumenschliche verschwinden wird.

Von diesem Punkte aus beginnt der Denker, der Philosoph Nietzsche seine Arbeit.

Seine nun folgenden Werke sind: „Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile." „Der Wanderer". „Die fröhliche Wissenschaft". „Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen". „Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft". „Zur Genealogie der Moral". „Der Fall Wagner. Ein Musikanten-Problem". „Götzendämmerung oder: Wie man mit dem Hammer philosophirt". —

Nietzsche hat seine Lebensauffassung in kein System gebracht. Theils aphoristisch, theils fragmentarisch finden wir in diesen Werken seine Ansichten und Lebensanschauungen. Hier einen Umriß seiner Philosophie zu geben, ist unmöglich. So möchte ich nur auf einige Hauptpunkte hinweisen.

Hoch, bis an den Himmel hinaufragend erhebt sich eine steile Felsenwand vor unseren Augen. Sehnsüchtig blicken wir hinan. Wir möchten hinauf, hinauf bis zur unsichtbaren Spitze. Wir erblicken kleine Ritze. Dort klammern wir uns an und klettern mühselig hinauf, und sind wir auch nur um einen Kopf höher gelangt als unsere Mitbewerber, so dünken wir uns freie Geister. Aber hinüber, jenseits hat noch Niemand geschaut. Die überkommenen Urtheile — und was ist überkommenes Urtheil denn anderes, als Vorurtheil — haben sich übereinandergelagert, sie sind allmählich versteinert und bilden nun die hohe Felsenwand. Da naht ein Mann von freiem Geiste. In rythmischem Schritte kommt er daher, mit heiterem Lächeln auf den Lippen und aus den Augen strahlt ihm reine Lebenslust. Und vor diesem freien Geiste verschwinder alle überkommenen Urtheile und Vorurtheile, die wir mit „Gut und Böse" getauft haben, der Blick wird frei, wir sehen jenseits der steilen Felsenwand, jenseits von Gut und Böse. Gut und Böse sind nichts Absolutes, das sind blos Begriffe der Ueberkommenen oder Uebereingekommenen. Nichts Absolutes ist die Moral, sie existirt nur in der Welt der Erscheinungen, manchmal sogar der Täuschungen als Scheu, Wahn, Irrthum, Ausdeutung, Zurechtmachung, Kunst.

Das Tiefste, Innerste, Unausrottbarste im Menschen, sein unvergängliches Erbtheil ist die Raubthiernatur, die Lust am Grausamen. Sie zeigt sich nicht nur am Kinde und am uncivilisirten Wilden — auch in den Großen, die die Menschheit vorwärts geschoben haben, steckt eine wilde Rücksichtslosigkeit, eine Erbarmungslosigkeit gegen Gegner, ein Stück Unmensch. In der antiken Welt erkannte man das gut, und wenn Jemand „Böses" that, wenn das Raubthier aus ihm hervorlugte, wurde nicht er dafür verantwortlich gemacht, sondern ein Gott, der ihm diese Natur gegeben. Dann kann die jüdisch-christliche Lehre mit einer Kriegserklärung gegen die alten Instinkte, auf denen bisher des Menschen Kraft beruhte, und mit einem gewaltsamen Ruck trennte sie ihn von seiner thierischen Vergangenheit ab und stürzte ihn in neue Daseinsbedingungen. Um dem Raubthierinstinkte eine Ableitung zu verschaffen, wurde er von der Außenwelt nach der Innenwelt gelenkt. Der Mensch, der keine äußeren Feinde mehr kennen durfte, begann sich selbst zu zerreißen und zu verfolgen, zu mißhandeln, er wurde der Erfinder des „schlechten Gewissens."

Die Natur selbst kennt den Begriff gut nur in der aristokratischen Werthgleichung (gut-mächtig-schön-glücklich) nur was in dieser Hinsicht gut ist, hält sie ihres Schutzes für würdig. Und auch hierin folgte die antike Welt der Natur, bis die spiritualistische jüdisch-christliche Lehre den S k l a v e n a u f s t a n d i n d e r M o r a l begann und eine revolutionäre Umkehrung der Werthe hervorbrachte. Die Leidenden, Kranken, Häßlichen, die von der Natur selbst an Geist und Körper Zurückgesetzten, werden nun als die allein Guten hingestellt. Nicht die von der Natur Bevorzugten, den B e s s e r e n v o n D i e s s e i t s, sondern den von der Natur Vernachlässigten, den B e s s e r e n v o n J e n s e i t s gilt es nun nachzustreben. Dieser neue Faktor, — die Resignation, die Ergebung, die Willenslosigkeit, — mit einem Worte das

ascetische Ideal hindert seit zwei Jahrtausenden die natürliche Fortentwickelung der menschlichen Race. Das Individuum, das willensstarke, willensmächtige Individuum, hat Platz gemacht dem Heerdenthum von lauter gleich schwachen, gleich verzärtelten, körperlich und geistig resignierten Heerdenmenschen.

Aber die menschliche Race gleicht einem unaufhaltsam emporschießenden Baume. Plötzlich trifft er auf eine Decke, die ihn am weiteren Wachsthume hindert. Doch nur Geduld. Die von unten emporschießenden Lebenskräfte werden ihn bald stark genug machen, und dann durchbricht er die künstliche Decke und wächst herrlich empor in ungeahnte Höhen. Eine bessere Race wird die Krone dieser Entwickelung sein, die Uebermenschen: voll Lebenslust und Kraft, erfüllt von dem Willen zur Macht, schön und stark, zum Herrschen berufen, zum Herrschen berechtigt. —

Prüft man die Weltauffassung von Nietzsche auf ihre Resultate hin, so findet man, daß sie vollkommen übereinstimmt mit den neueren naturwissenschaftlichen Entdeckungen.

Die Lehren Darwins und Haeckels führen in letzter Consequenz ebenfalls zum Uebermenschen. Falls die facultativen Hemmnisse verschwinden, muß nach den Gesetzen von der Fortentwickelung der Arten, auf die jetzige Menschheit eine stärkere, lebenskräftigere, lebensberechtigtere folgen. Das Nietzsche Eigenthümliche aber ist, daß er zu diesem Resultate nicht auf Grundlage der neueren naturwissenschaftlichen Lehren gelangt ist, sondern auf psychologischem und kritisch-speculativem Wege.

Von Nietzsches Werken gilt des Philosophen eigenes Wort: „Es giebt Bücher, welche für Seele und Gesundheit einen umgekehrten Werth haben, je nachdem die niedere Seele, die niedrigere Lebenskraft oder aber die höhere und gewaltigere sich ihrer bedienen: im ersten Falle sind es gefährliche, anbröckelnde, auflösende Bücher, im anderen Heroldsrufe, welche die Tapfersten zu ihrer Tapferkeit herausfordern."

Joseph Diner.

Ein moderner Kritiker.

„Das ist der Unterschied zwischen der alten Kritik und der neuen, daß jene den Künstler belehren wollte und diese will vom Künstler lernen. Die alte Kritik ist dahin, unwiderbringlich verloren, auf Nimmerwiedersehen; sie hat die Schwindsucht im höchsten Grade und gar keine Kraft mehr, es giebt keine Hilfe. Machen wir uns an die neue."

Ich finde die Sätze in einem Buch von Geist und Wissen, das die allgemeine Beachtung verdient: „Zur Kritik der Moderne. Gesammelte Aufsätze von Hermann Bahr. Erste Reihe." (Zürich, Schabelitz 1890). Schon der Titel characterisirt den Verfasser: sein ins Weite strebender Sinn drückt sich in dem Vorsatz einer ganzen „Reihe" von kritischen Unternehmungen aus, sein Suchen oder auch Haschen nach Originalität in dem Titelwort: „Die Moderne", das sich deutsches Bürgerrecht schwerlich gewinnen wird. Das Buch enthält 22 größere Aufsätze: aesthetische und philosophische Erörterungen, Kritiken, Reisebriefe im Heinestil, die den Verfasser bald als tiefdringenden Betrachter, bald als witzigen Plauderer zeigen; anregend ist er immer, auch wo er zum Widerspruch reizt (wie in seinem Ibsen-Essay voll zweifelnder Bewunderung), fesselnd stets, auch wo kecke Uebertreibungen und eine allzu starke Instrumentirung den jugendlichen, noch in voller Entwicklung begriffenen Geist offenbaren. Hermann Bahr ist Oesterreicher, und alles in ihm: die reiche, blühende Begabung, die Neigung zur temperamentvollen Rhetorik, das Gähren und Ueberschäumen, die genialische Unzuverlässigkeit zeigt die Merkmale seines

Stammes. So mag Wilhelm Scherer sich dargestellt haben, ehe er in preußische Zucht kam; und auch Hermann Bahr wäre zu wünschen, daß sich sein österreichisch wallendes Naturell an norddeutscher Besonnenheit mäßige und kläre.

Statt den Gedankengang jedes dieser Aufsätze in verwirrender Schnelle zu skizziren, will ich lieber einen unter ihnen etwas ausführlicher betrachten: denjenigen, den Bahr „Zur Kritik der Kritik" überschrieben hat.

„Es ist Niemand in dieser Zeit so niederträchtig auf dem Hund, als die literarische Kritik in Deutschland" — von diesem Satz geht der Verfasser aus. Er bezeichnet die alte und die neue Kritik schlagend als metaphysische und dialektische Kritik: die eine, die absterbende, glaubte, wie die ganze metaphysische Zeit, an feste Prinzipien, an einen starren Kanon der Schönheit, deren Heiligthum sie, eine bärtige Vestalin, behütete; die andere hat die Bewegung in der Schönheit erkannt, den unaufhaltsamen Fluß auch der aesthetischen Dinge, ihr Werden und Wachsen und Sichwandeln. Wie auf die Periode der Philosophie die der Naturwissenschaft folgte, auf das Dogma die Entwicklungslehre, so muß auch die Kritik endlich aufhören, lehrhaft zu sein; und statt die Dinge meistern zu wollen, wie ein Metaphysiker, muß sie lernen, sie zu erklären, wie ein Naturforscher: „sie hat nicht länger den Künstlern zu deklariren, was ewig schön ist, sondern sie hat aus den Künstlern zu constatiren, was derzeit schön ist. Sie hat nicht ihnen Lehren zu geben, sondern von ihnen Lehren zu empfangen. Sie hat sich diesen näselnden Gouvernantenton abzugewöhnen, der ewig keift: That is becoming and that is shoking; und statt dieser langweiligen Predigt, was sein soll, hat sie lieber zu suchen, was ist, und aus welchen Ursachen es ist. Sie hat ganz einfach die zeitgenössische Kunst zu untersuchen, die Züge ihres Antlitzes nachzuziehen, ihre Absichten und Wünsche zu verstehen und dieses Verständniß in faßlicher Formel zu verbreiten unter den Leuten." Solchen Gegensatz zu erläutern, nennt Bahr die beiden Repräsentanten der französischen Kritik, Sarcey und Lemaitre: jener der Mann mit dem Merkerstock, der ungeduldig aufklopft, wenn Einer gegen Vorschrift und Regel der Meistersingerei verstößt; dieser der Mann der Impressionen, nicht der Principien, der sich begnügt, empfangene Wirkungen zu analysiren, ohne Vorurtheil, ohne eigenwillige Ideale vom Wesen der Kunst, denen der frei Schaffende nicht unterworfen ist. „Lemaitre hat keine Grundsätze, kein Dogma, keinen Schimmel; er will wissen, was gegenwärtig ist auf dem Theater und in der Litteratur, und wie das wirkt; er wird eigentlich nur von der Neugierde bewegt. In der Aesthetik der Romanen hat er die nämliche Neuerung vollbracht, wie Georg Brandes in der Aesthetik der Germanen."

So treffend diese Sätze mir erscheinen, so unzutreffend erscheint mir der letzte; und er zeigt sogleich auf den Punkt hin, wo Bahr's Darstellung sich wird erweitern lassen. Lemaitre ist kein Brandes: der feinen Neugier, die ihn erfüllt, wird productives Wirken nie gelingen; er ist ein verneinender Geist, und nur wer bejaht, kann die Entwicklung der Kunst unmittelbar fördern. An Stelle des alten Dogmas ein neues zu setzen, kann, auch wenn es nur für den Tag geformt ist, förderlicher sein, als kühle Skepsis: darum gilt mir Zola, Zola der Theoretiker, mehr, als Lemaitre der Kritiker. Wer „le naturalisme au Théâtre" so unermüdlich, durch so viel Kämpfe und Bitternisse, vertheidigt hat, erwarb sich größere Verdienste um die moderne Litteratur, als ein gewiß weiter schauender, feinerer, allseitiger Geist: denn wo dieser zergliederte und zersetzte, machte Er, mit seiner temperamentvollen Beschränktheit, Schule, und eine blühende Produktion voll Leben und Kunst schoß empor.

Mitten zwischen diesen Beiden also, zwischen Zola und Lemaitre, sehe ich das Ideal moderner Kritik sich aufrichten; und so ist das Ziel auch, dem Bahr im Einzelnen seiner Erörterungen dann nachstrebt: er glaubt fest an positive Forderungen der neuen Kunst, an „die Moderne" und sieht sie erfüllt in der Vereinigung von „reiner Wahrheit und reiner Dichtung: die Synthese von Naturalismus und Romantik ist die gegenwärtige Aufgabe der Litteratur." Auch dies eine Anschauung, die ich von ganzer Seele theile; vielleicht darf ich anführen, daß ich sie (in der „Deutschen Rundschau", Juni 1882) schon also formulirt habe: „In der Vereinigung der Realistischen und Phantastischen liegt der Weg, wie mir scheinen will, welchen die Dichtung der Zukunft wird beschreiten müssen, wenn sie nicht einseitig sich bescheiden will, entweder auf

das spezifisch „Poetische“ zu verzichten, oder auf das spezifisch Moderne.“ Nur daß man damals noch Realismus nannte, was Bahr heute deutlicher Naturalismus nennen darf. Daß aber der Glaube an den Naturalismus bei ihm kein dogmatisch beschränkter ist, daß er, dem Prinzip des ewig Werdenden gehorchend, in die zukünftige Entwicklung mit offenen Sinnen voraus schaut, das grade hebt ihn über viele seiner litterarischen Genossen hinaus; und wie er durch die Urbanität seines Tones und die Weite seines Wissens sich von jenen kritischen Raufbolden löst, welche sich anmaßen, die junge Generation zu vertreten, so läßt er sie auch hinter sich zurück auf Nimmerwiedersehen durch die Weite seines Blickes, durch seine echte Anschauung „der Moderne“.

Otto Brahm.

Russischer Naturalismus in Deutschland.

„Wenn man in die Isaakkathedrale in St Petersburg eintritt, so umgiebt Einen Nacht. Von oben her durch ein paar kleine Fensterlöcher kaum erhellt, ist das ganze gewaltige Schiff eine einzige Finsterniß. Da öffnen sich die Thüren des Chors, und eine Lichtflut strömt herab von einer gewaltigen Christusfigur, die auf das Glas des Bogenfensters gemalt ist, von dem der ungeheure Raum sein einziges Licht empfängt. Sie hat nicht den Ausdruck der Milde, den die Maler des Westens dem Menschensohn gegeben haben: abgezehrt, bleich, düster, einen göttlichen Wahnsinn im Blick, zeigt der slavische Christus ein unbestimmtes menschliches Leid, irgend einen unvollendeten Traum, den Traum eines Gottes, der unzufrieden ist mit seiner Göttlichkeit. Für ihn ist noch Alles unvollbracht; er hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Er ist so recht der Gott eines Volkes, das sich noch seinen Weg sucht: er bringt so recht die qualvolle Unrast dieses Volkes zum Ausdruck. Die slavische Rasse hat ihr entscheidendes Wort in der Weltgeschichte noch nicht gesprochen, und das entscheidende Wort einer Rasse ist immer ein religiöses. Unter der offiziellen Disciplin ihrer Orthodoxie sucht sie nach ihm in allen Schichten ihrer Gesellschaft mit der gleichen guten Zuversicht.“

Wir citiren diese Stelle aus einem französischen Buch über russische Litteratur, wohl dem besten, was über diesen Gegenstand geschrieben ist: Vte. E. M. de Voguë's „Le Roman Russe“. Mit einer vielleicht etwas unpatriotischen Bewunderung für den Verfasser hatten wir es seiner Zeit gelesen. Es hatte uns ganz und völlig in seinen Bann genommen. Alles, womit auch uns seit lange der russische Volksgeist fesselt, ist in diesem Buche mit überraschend intimem Verständniß erfaßt und mit Taine'scher Eleganz und Stilpracht zum Ausdruck gebracht worden. Wir bekommen keine mehr oder weniger überflüssigen persönlichen Glossen und Raisonnements über das Thema: der Stoff lebt uns vom Papier entgegen und wächst tief, tief in uns hinein. Und ein bewunderndes Erstaunen erfaßt uns vor dem geistigen Ringen dieses Volkes mit seinem unendlichen Drang zur Wirklichkeit und seiner Kraft der Weltüberwindung, dessen Aeußerungen wir nun schon seit Jahren mit höchster Spannung verfolgen.

Eine nachdenkliche Frage drängt sich uns auf: Und wir? Wir haben nur Eins: eine leidenschaftliche Antheilnahme.

Allein es war immer ein gutes Zeichen, wenn wir Deutschen für das Ausland zu schwärmen anfingen. In der Regel bildeten sich dann im Stillen die heran, welche Neues geben und die, welche Neues empfangen wollten: werdende Künstler und werdendes Publikum verhießen einen neuen Aufschwung der Kunst.

In solcher Zeit gab es aber auch verschiedene brave Leute, denen dieser Zustand bedenklich erschien, und die sich dann verpflichtet fühlten, mit den besten Absichten schlechte Bücher zu schreiben.

So redete und schrieb man sich auch neuerdings in sittliche Entrüstung über die Franzosen, man räsonnirte über die Norweger, und jetzt sucht man auch über die russische Literatur den Belagerungszustand zu verhängen.

Neuerdings hat sich ein Herr Erwin Bauer für das Gemeinwohl bemüht in einem Buche: „Naturalismus, Nihilismus, Idealismus in der russischen Dichtung." (Berlin 1890. Hans Lüstenöder.) Der mit 9 hübschen Porträts gezierte Band zeigt schon durch seinen Umfang, wie ernst der Autor seine Aufgabe genommen hat. Das Buch hat 352 Seiten. Wir wollen sehen, ob Erwin Bauer seiner Aufgabe gewachsen war. Es verlohnt sich der Mühe, denn sein Buch ist nicht die Meinungsäußerung eines Einzigen: sie ist typisch für die Anschauung manches, in formaler aesthetischer Bildung ganz verhärteten Deutschen.

In einem einleitenden Kapitel „Deutschland und die russische Litteratur" fühlt sich Erwin Bauer als „nüchterner Beobachter" zum Widerspruch herausgefordert dagegen, daß „seit einigen Jahren vor Allem die russische realistische Litteratur als eigenartige Blüthe der zeitgenössischen Weltlitteratur gefeiert und verherrlicht wird, und zwar nirgend mehr als in Deutschland", in Deutschland, dem „Vaterlande Lessing's, Goethe's und Schiller's" und zu guterletzt Gutzkow's, Alexis', Freytag's. Er unternimmt dann eine kurze Charakteristik dieser russischen Litteratur und ihrer Schriftsteller und Dichter. „Jeder von ihnen", sagt er z. B., „dünkte sich ein Prometheus, aber Keiner besaß die Kraft, sich das Feuer ächter Poesie vom Himmel zu holen und mit ihm seine Dichtungen zu erwärmen und zu veredeln." Nachdem er sich dieses interessanten Urtheils entledigt hat, entrüstet er sich dann weiter über den „unkünstlerischen, weil unpoetischen Naturalismus", über den „Gott und Welt verneinenden Pessimismus und den jede Sittlichkeit untergrabenden Nihilismus", der die russische Litteratur beherrscht. Er meint, „den Werken der russischen Realisten fehlten vor Allem die neuen Ideen, die allein ihnen die Bedeutung von Wechseln auf die Zukunft verleihen könnten." „Die Naturalisten kämpfen eben nicht, vor Allem nicht für Ideen, weil sie in keiner sittlichen Weltanschauung wurzeln, weil ihre Darstellung keinen höheren Zweck hat, weil sie nur schildern, nicht aber loben oder strafen, erheben oder vernichten wollen." Erwin Bauer ist aber durchaus kein prinzipieller Gegner des Realismus. Bewahre! Er gesteht ihm gern seine Berechtigung zu — „Berechtigung" ist ein human-wohlwollendes Wort, das Bauer sehr liebt — und er sagt z. B. ausdrücklich: „Wie die Ausbildung, die sorgsame Pflege und die Vertiefung des Realismus in Litteratur und Kunst als naturgemäße Folge der fortschreitenden Verstandesentwicklung unserer Epoche freudig zu begrüßen sind, ebenso sehr sind die Verflachung und das Herabsinken dieses Realismus zum Naturalismus ... zu beklagen und zu bekämpfen." Er stellt schließlich das ceterum censeo auf: „Der Naturalismus wird nie, wie man glauben machen will, die Grundbedingung und das Lebensprinzip einer neuen Richtung in Litteratur und Kunst werden. Er ist nichts weiter, als eine Ausartung, ein Zeichen sittlichen und künstlerischen Verfalls." Bei dem gefährlichen Einfluß nun, den unter diesen Umständen der Popanz von russischem Naturalismus auf unsere jungen Dichter haben könnte, stellt er die Frage auf: „Ist es da nicht eine sittliche und nationale Gefahr für die deutsche Bildung und Litteratur, wenn ihre Vertreter in diesen Erzeugnissen der russischen Zwitterkultur die Offenbarungen höchster Poesie erblicken und durch Wort und Schrift, durch Anpreisungen und Uebersetzungen für die Verbreitung derselben in Deutschland wirken?"

Wir müssen gestehen, daß wir durch all diese Behauptungen und Schlagwörter ein wenig in Verwirrung gebracht wurden; aber schließlich hatten wir doch einen zu großen Respekt vor dem heiligen, sittlichen Eifer Herrn Bauer's und trösteten uns damit, daß uns im Folgenden Alles deutlich werden würde. Ein wenig verwöhnt durch Voguë, meinten wir, auch Erwin Bauer werde durch eine möglichst anschauliche Darlegung des sogenannten positiven Thatbestandes seine Behauptungen erhärten und seine Schlagwörter erhellen.

Nach der Lektüre des ersten Kapitels „Die natürliche Schule und die Litteratur der Anklage" hatten wir aber bereits das befremdliche Gefühl, als wären jene Schlagwörter Schlagwörter geblieben, und als hätte Herr Bauer uns sehr viel über Gogol und Turgenjew erzählt, uns aber keinen deutlichen Begriff von ihren Personen, ihrem Schaffen, seinen Bedingungen und seinen Resultaten gegeben.

Im zweiten Kapitel kam der „Demokrat von Jaßnaja Poljana" an die Reihe. Wir blätterten vor. Eins, zwei, drei ... sechzehn Seiten. Der „Demokrat von Jaßnaja

Poljana" sechszehn Seiten? Wir waren erstaunt. Auf das Lebhafteste interessirte es uns, wie Herr Bauer wohl das Kunststück fertig bekommen hätte, auf sechszehn Seiten uns einen Begriff von der künstlerischen und kulurhistorischen Bedeutung zu geben, welche Europa, mit Recht oder mit Unrecht, Leo Tolstoi beimißt.

Zunächst gehen 4 Seiten von den 16 ab für eine Einleitung.

Es wird von Tolstoi gesagt; „Er ist der sympathischste Dichter unserer Zeit und schon deshalb ein Genie, das die Beachtung der Weltlitteratur verdient, weil sich in ihm die nationalen Eigenthümlichkeiten der russisch-slavischen Rasse mit allen ihren Vorzügen und Schwächen, mit ihrer Vergangenheit und von der Natur vorgezeichneten Zukunft (?) in seltner Vollkommenheit verkörpern." Hier sind wieder einige Unklarheiten. Aber gut! Wir wollen vor allem sehen, ob uns Herr Bauer seine Behauptung anschaulich gemacht hat. Zunächst hat er noch eine Einschränkung. „Die Werke Leo Tolstoi's legen beredt Zeugniß davon ab, wohin sich der Geist der Dichtkunst verirren kann, wenn er der Verbindung von Idealismus und Realismus den Rücken kehrt und das unfruchtbare Feld des Naturalismus zu beackern anfängt." „Endlich müssen wir ungern zugestehen, daß das Große dem Kleinen erlegen ist, daß die Verhältnisse und Umgebung stärker waren, als das Genie und das Talent des Dichters, daß dieser sich nicht mehr über die Alltäglichkeit in die freie Region rein menschlicher Ideen und Fragen erheben kann, ein Ikarus, der sich zum Adlerflug erhoben und — in den Koth der Landstraße herabgestürzt ist." Er fragt dann: verkörpert Graf Tolstoi in seinem Lebensgange und in seiner schöpferischen Wirksamkeit die naturnothwendige Entwicklung, wie sie gemäß den heute gegebenen Daseinsbedingungen dem menschlichen Geiste vorschwebt? Die Antwort auf diese etwas dunkle, zum mindesten heikle Frage liegt in einer Behauptung. „Der Dichter der Zukunft, auf den die Weltlitteratur wartet, wird . . . fest in seinem Volke wurzeln und doch sich über dasselbe hinaus zur Höhe kosmopolitischen Menschenthums erheben müssen."

Also, bis jetzt: Worte, Worte, nichts als Worte. Uns ist ganz taumelig davon. Aber wir wollen uns zusammennehmen und sehen, was Erwin Bauer mit den noch übrigen 12 Seiten anfängt, und ob er endlich dem gerecht wird, was er am Schluße dieser Einleitung als „Recht und Pflicht" des „Geschichtsschreibers der modernen Literatur" aufstellt: „nach den Gründen des Aufschwunges und des Niederganges des einzelnen Talentes zu forschen."

Zunächst werden uns in nicht unüblicher Weise einige biographische Daten mit conversationslexicalischem Lakonismus gegeben. Wir erfahren außerdem, daß Tolstoi ein Dichter wurde, „weil er zu einem solchen geboren ward", daß er „niemals etwas geschrieben hat, was nicht mit elementarer Gewalt aus ihm heraus zu dichterischer Gestaltung drängte", und was dergleichen lehrreiche Feststellungen mehr sind. Dann werden wir mit den Titeln verschiedener Novellen Tolstoi's vertraut gemacht. Es wird uns zu wissen gethan, daß er Kriegsgeschichten geschrieben habe, in denen er die „Fähigkeit feinster Seelenmalerei" zeige. Es wird uns ferner erzählt, daß Tolstoi „die Gewißheit suche, ob ein Unterschied zwischen Gut und Böse vorhanden sei." Aber keine Spur von Gründen, Thatsachen, Belegen. Verschiedenes wird uns dann über „Krieg und Frieden" mitgetheilt, unter anderem, daß „über dieses Werk sich Bücher schreiben ließen, ohne daß es erschöpfend behandelt sein würde." Das wird wohl Herrn Bauer auch veranlaßt haben, die Flinte ganz und gar ins Korn zu werfen. Dann erfahren wir, daß „Anna Karenina" minderwerthig sei, daß Tolstoi's Kraft sich in diesen beiden Werken erschöpft habe, und daß von da ab aus „dem freischaffenden Dichter der Volksfreund geworden sei, der durch die That und durch die Feder ein neues Menschengeschlecht erziehen wolle." Das Kapitel endet mit der persönlichen Befürchtung Erwin Bauer's, „daß auch dieses Genie endgiltig in der Finsterniß untertauchen werde, deren Macht Tolstoi selbst der Welt mit so grauenerregender Deutlichkeit vor Augen geführt habe."

Der arme Leser, der über diesen gefährlichen Tolstoi belehrt werden sollte! Ich glaube, er ist nach der Lectüre dieser 16 Seiten, die Erwin Bauer dem „Demokraten von Jaßnaja Poljana" bewilligt hat, nicht klüger als zuvor. Nur seine Ohren werden ihm etwas klingen, die ihm Herr Bauer mit unbewiesenen Behauptungen wund deklamirt hat.

Nach diesen Proben, wie genau es Herr Bauer mit „Recht und Pflicht" des „Geschichts-

schreibers der modernen Literatur" nimmt, darf ich wohl auf weitere verzichten. Ich beschränke mich darauf zu vermelden, daß in einem dritten Kapitel, „F. Dostojewsky und die jungrussischen Naturalisten" 5 Seiten mehr bekommen als Tolstoi; daß wir in einem 4. Kapitel über „Iwan Ssergewitsch Aksakow" ein leidliches Referat über den Panslavismus bekommen, daß in einem fünften Herr Bauer 116 Seiten lang sich an dem „lyrischen Dreigestirn" „Feth-Alexei Tolstoi-Maikow" und den Idealismus satt lobt. Dann folgt ein Kapitel über Alexander Ostrowski, den „Vater der russischen Komödie," und das Buch schließt mit einer nicht uninteressanten, aber unverhältnißmäßig langen Abhandlung über „Zeitungen und Zeitschriften in Rußland."

In einem „Schlußwort" werden wir dann noch einmal gewarnt „in den Dichtungen der russischen Naturalisten die Elemente suchen zu wollen, die unserer eigenen Litteratur zum Aufschwung verhelfen sollen."

Wir befürchten nur, daß diese Warnung nichts nützt, und daß sie überflüssig ist.

Sie kann dem, der nicht Bescheid weiß mit der russischen Litteratur nichts nützen, da Bauer mit allerlei apriorischen Maßstäben, Schlagwörtern und Behauptungen an einer Sache herummißt, herumurtheilt und verurtheilt, von welcher der Leser aus seinem Buche keine Anschauung gewinnt. Ueberflüssig aber ist diese Warnung, weil man nicht Erwin Bauer braucht, um einzusehen, daß sich eines nicht für alle schickt, und daß besondere Verhältnisse auch besondere künstlerische Aufgaben bestimmen. Im übrigen aber schadet es nichts, wenn man dem Ausland abzulernen sucht, z. B. einem Manne wie Vogüé, auf welche Weise man zum Verständniß und zur Würdigung einer bedeutsamen Litteratur kommen kann.

Aber lassen wir Herrn Bauer und schließen wir lieber mit einem Wort Vogüé's diese Betrachtung ab, welches ihm heute wohl viele nachfühlen.

Er sagt pag. XXXVII: „Les âmes n'appartiennent à personne, elles tournoient, cherchant un guide, comme les hirondelles rasent le marais sous l'orage, éperdues dans le froid, les ténèbres, et le bruit. Essayez de leur dire qu'il est une retraite où l'on ramasse et réchauffe les oiseaux blessés; vous les verrez d'assembler toutes ces âmes, monter, partir à grand vol, par delà vos déserts arides, vers l'écrivain qui les aura appelées d'un cri de son coeur."

Un cri de son coeur! Das können wir allerdings auch von den großen russischen Naturalisten lernen. Lernen? Vielmehr: das ist uns an ihnen so tief sympathisch. Und vielleicht ist grade diese Sympathie characteristisch für die Belebung und künftige Entwicklung unsrer Kunst. Wir Deutschen haben uns immer instinctiv der Kunst zugewandt, die den mächtigsten Gefühlsinhalt hatte, und haben uns durch sie zu erneutem Schaffen anspornen lassen. Schon einmal wandten wir uns von den Franzosen ab, den Engländern zu. Diesmal haben die Russen und die Skandinavier unsre Vorliebe. Wir wollen es für ein günstiges Vorzeichen halten . . .

Karl Benda.

Contractbrüchig.

Von

Hans Land.

„Franz! Franz! Rasch!“ —

Frau Wirt hatte es vom Kellerfenster aus gerufen. Wirt sprang von seinem Stuhl auf und stolperte die paar Stufen hinauf, die aus seiner Portierstube in die marmorglänzende Einfahrt des Hauses führten. Er schob ein paar Riegel zurück und öffnete die schweren reich geschnitzten Thorflügel. Das alles verrichtete er mit der linken Hand. Nicht aus schlechter Gewöhnung. Die rechte sammt dem dazugehörigen Arme fehlten ihm.

Jetzt stob der Schnee in den Flur. Wirt trat auf die Straße hinaus; da kamen sie schon. Ein glänzend aufgeschirrtes Rappenpaar tänzelte daher, hinter ihm rollte ein elegantes Coupé. Der Kutscher in seinem aufgeplusterten Pelzkragen und hohen Cylinder war weiß beschneit. Wie eine Gipsfigur saß er da oben.

Jetzt schwenkten die Rappen in graziösem Bogen von dem Damm ab, das Gefährt fuhr ein. Zuseiten der Einfahrt zog ein Graukopf devot die betreßte Mütze. Wirt salutierte seiner Herrschaft. Ein Stampfen und Dröhnen machte das Haus erzittern. Die Thorflügel schlossen sich rasch. Wirt eilte an den Wagen, der am Fuß der Marmortreppe hielt, öffnete den Schlag und half, immer barhäuptig, einer kugelrunden, aufgeputzten Alten aus dem Coupé. Sie war in einer Moschuswolke und stöhnte und ächzte. Ein paar Packete wurden aus dem Wagen gereicht. Wirt nahm sie in Empfang. Jetzt kroch ein Zobelpelz aus der blauseidenen Dämmerung heraus — der Herr Commerzienrath, ehemaliger Schnapsfabrikant. Wie ein badendes Rhinoceros prustete er.

„Dreiviertel sieben, Friedrich, Oper!“

„Ja woll, Herr Commerzienrath.“

Drei Minuten später kehrte Wirt in seinen Keller zurück. Er legte die Mütze auf die Commode und begab sich dann auf seinen Posten.

Ein altfränkischer Lehnstuhl, mit stumpfem, schwarzen Leder bezogen, hie und da aufgeplatzt, daß das störrige, knisternde Seegras neugierig hervorlugte, nahm ihn auf. Hier befand sich der Mechanismus, welcher die Hausthür durch einen Handgriff öffnete, hier war ein kleines Lukenfenster, durch das er den marmornen Flur übersehen und Fragenden Bescheid geben konnte, von hier aus, endlich, schweifte sein Blick durch die Kellerfenster der Straßenfront hinaus auf die ewig belebten „Linden“. Nur zum kleinsten Theile lagen diese Fenster über dem Trottoir; bewegte Pferdehufe, rollende Räder, eilende, trippelnde, stampfende Menschenfüße, das war das ewige Bild, das er nun neunzehn Jahre schon von diesem Sitze aus betrachtete. Und nun fiel der Schnee und wattierte gleichsam die Straße, die Räder rollten wie auf Sammet, die Füße schlichen wie auf Gummi, — es fehlte ihm ordentlich etwas, da der Schnee ihm das taktmäßige Stampfen Vorübereilender, das leichte Tappen Promenierender, das Rasseln und Klappern der Wagen verschlang.

Wirt starrte hinaus und seufzte. Welch ein langer und harter Winter! Welche Arbeit brachte er ihnen!

Das ewige Säubern des Bürgersteiges von Schnee und Eis, das Sandstreuen, worauf die Schutzleute so versessen waren. Welch eine harte Zeit für seine Frau, denn er, mit seinem einen Arm, vertrat kaum mehr als Assistentenstelle bei diesen Arbeiten. Er gähnte. J—a, der Winter! Und dann die Kohlen, — die teuren Kohlen! Dies Jahr war's ja überhaupt zum Verzweifeln, wie teuer sie waren. Eine so recht mollige Stube, es war dies Jahr einfach nicht zu erschwingen. Da war der Sommer ein ander Werk. Wenn man .....

Klingling — Klingling.

Er war ordentlich erschrocken.

Es klingelte einer draußen.

Die Glocke war aber auch zu scharf und hing zu dicht neben seinem Ohr. — Eine neuere Anordnung der Gnädigen; sie hatte neulich drei Mal klingeln müssen! — Wirt schüttelte den Kopf und öffnete. Schnapp — sprang das Thor auf.

Aha — der Herr Assessor, der freiherrliche Schwiegersohn aus dem zweiten Stock. — Er stapfte in seinen großen Gummigaloschen über den Flur, schüttelte den Schnee vom Mantel und stieg die Treppe hinan. Das Thor hatte sich selbstthätig mit einem leisen Zischen wieder geschlossen. Die Uhr neben der Thür fing an zu schnarren, das eine ihrer beiden großen Gewichte senkte sich, und sie schlug heiser fünf.

Na — noch eine halbe Stunde und man konnte wieder Licht anstecken. Die Vordertreppe, die Hintertreppe, die Hof- und Flurlaternen ......

Klingling — ach — die da drüben, — die kleine, gelbe, — die, mit ihrem kurzen Klingling o — das war sie — die Frau Räthin. Einmal angeschlagen, das heißt: Portierfrau!

Wirt sah im Zimmer umher. Wo war sie denn? Hatte sie nicht noch eben am Fenster gestanden und auf den Wagen gelauert?

„Anna! Anna!"

Keine Antwort. In der Kammer konnte sie doch auch nicht — — sie mußte es doch dort klingeln oder ihn nun rufen hören. Wo in aller Welt? — — Er stand auf und ging in die Kammer.

Tiefe, langsame Athemzüge hörte er, ... sollte sie ....

„Du!" Er war in der Dunkelheit bis an ihr Bett getappt. Er hatte sie an der Schulter gepackt. Wie knochig sie war, die Alte. —

„F—f—hach—j—a—a? W—a—a—s?"

„Du — Du schleefst?"

„W—a—a—s?"

„Anna! Du — schleefst? An'n hellerlichten Dach — — na — weeßte. — — —

Klingling!

„Herr Jeses!"

Jetzt war sie munter geworden, die Frau. Mit einem Satze stand sie auf den Beinen.

„Nu — abber — Du, zu'n zweeten Mal schon — abber nu — mach' doch!

Frau Wirt rieb sich den Schlaf aus den Augen, fuhr ordnend über das Haar und den Rock und stürzte davon. Wirt kraute sich hinter dem Ohr und begab sich auf seinen Posten.

Bald kam Anna zurück, einen Stoß Ausbesserwäsche im Arm. Sie ließ ihre Last schwer auf den Tisch fallen.

„Hach — hach — ott —". Es war ein reines Krampfgähnen, das sie befiel. Sie setzte sich und schloß die Augen.

„Wat haste denn?"

Frau Wirt strich über die gefurchte Stirn und das ergraute Haar.

„So miede, sagte sie, so miede". — —

Das ward nun ihr zweites Wort. Draußen beim Schneeschippen, sie hatte sonst eine Stunde hintereinander gearbeitet, sanken ihr die Arme nach ein paar Minuten wie gelähmt herab. Beim Scheuern auf den Treppen ging es gerade so.

Wohl zehnmal des Tages fragte Wirth:

„Biste krank? Fehlt Da was?"

Sie schüttelte nur immer den Kopf, während sie wie in tiefen Gedanken an ihm vorbei ins Leere sah.

Es war ihre beste Eigenschaft gewesen, diese flotte Geschäftigkeit, dieses rastlose Schaffen, und jetzt, — sie gähnte fortwährend. — Und abends, — man war

nie bei Wirt's sehr redselig gewesen, aber jetzt saß die Frau stumm über den ausbesserungsbedürftigen Nachthemden des Commerzienrath's, tief herabgebeugt auf ihre Arbeit. Dann und wann rückte sie die grobe alte Hornbrille auf ihrer abschüssigen Mopsnase wieder zurecht. Dabei seufzte sie tief und schwer. Er saß auf Posten.

„Weeßte, Anna, sagte er, mit Dir is was nich richtich".

Mit einem Ruck hob sie den Kopf und sah über die großen, runden Brillengläser zu ihm hinüber.

„Was?" — In ihrem hageren Gesicht mit den vorspringenden Backenknochen zuckte es.

„Na ja," sagte Wirt, „thut's Da irjendwo weh?" —

Sie zuckte die Achseln.

„Dir steckt wat in de Knochen." —

Die Hausglocke schlug an. Wirt öffnete. Er lugte durch das Fenster.

„Seh mal, de Carline!" —

Frau Wirt war mit einer hastigen Bewegung aufgesprungen. Sie eilte der Treppe zu. Jetzt trat ihre Schwester ein.

„Carlineken! Carlineken!" jubelte Wirt.

„Na Du?" —

„Wie jeht's Kinder?"

„Danke scheen. Da App'tit kann so bleiben."

„Un Willem?"

„Immer uff'n Damm. 'N jroßen Durscht un 'n jroßen Dalles. F — f — des bisken Kelte, wat? — Jeses, habt a widder de olle Kanone nich jeheezt?" —

„Man kann doch nich in Eenen fort uffschitten," sagte Wirt.

„Na Du, — red' doch ooch 'en Ton!" —

Carline stieß ihre Schwester gegen die Schulter, dabei sah sie ihr in's Gesicht. Zuerst mit einem raschen Blick, dann plötzlich stutzend, scharf und forschend. Frau Wirt nahm die Brille ab und strich über ihre Augen. Sie war puterroth geworden unter dem prüfenden Blick der Schwester. Sie wankte und mußte sich setzen.

„Habt a — habt a nich 'n Droppen wat zu drinken?" fragte Carline.

Wirt kam heran.

„Carlineken, 'ck wer Da 'ne Flasche Bier holen."

„Ach — Du bist doch een . . ."

Sie strich ihm durch den grauen Bart, sah aber wie in Gedanken an ihm vorbei. Wirt setzte seine Mütze auf und ging.

Als er wiederkam, stand seine Frau am Tisch, ihre Augen waren weit aufgerissen und starrten angsterfüllt zur Thür.

„Laß doch man, laß doch . . . . Du, da kommt a ja . . . .

Carline schlang ihren Arm um ihre Schwester und schleppte sie in die Kammer.

„Na — Carline — was . . . . . ."

„Is jut, is schon jut — laß — laß ihr man — ah — scheen — Patzenhofa — Du bist doch — Du bist doch een . . . .

Sie goß ein Glas hinunter. „Ah . . ."

„Carline, wat — wat is ihr denn? Se is so — so janz . . . janz . . . . Es is was mit se!"

„Laß ihr — De weeßt ja, wia Frau'nsleite — des is immazu wat. Frag ihr nich! Wird schon — wird schon wieda werden. Na — adchee — also — heerste — laß ihr! Nich fragen — nich queelen!" —

Sie ging rasch.

Wirt starrte in die Lampe. Es kroch etwas über sein Gesicht, etwas wie ein Schatten. Seine Augen bohrten sich in die zerbrochene Glocke, seine Hand krampfte sich zur Faust.

„Jesus," stammelte er.

Ein sonderbares Treiben begann jetzt zwischen den beiden. Es war, als konnten sie sich nicht mehr offen ansehen, nicht mehr harmlos und unbefangen mit einander reden. Sie waren nie zärtlich gewesen. Der Dienst ließ dazu wenig Zeit, und der Frau Räthin größte Sorge war es, die Leute stets in Athem zu halten. „Damit sie nicht auf schlechte Gedanken kommen.“ Ausbessern, flicken, stricken, waschen, fegen, Wegelaufen, Teppichklopfen, die beiden stürzten sich jetzt in diese Dinge. Es war, als wollten sie sich fliehen, sich einander vergessen machen. Und doch fanden sich Augenblicke, da man aufeinanderstieß, bei den Mahlzeiten, beim Guten Morgen, Gute Nacht. Dann sahen sie sich forschend und fragend an; ein Jedes suchte die Spur der Sorge auf dem Gesicht des Anderen, dieser Sorge, über die sie nicht wagten ein Wort zu wechseln, ungewiß, ob sie nicht doch nur eine thörichte Furcht sei, ein Phantom, das sie ergrübelt hatten, jeder für sich und damit eins das andre nicht erschrecken durfte. Daß sie bedrückt war, sah er, daß er sich grämte, war ihr klar, aber das, wovor ihnen beiden graute, das — das war ja . . . war ja Unsinn, — sie konnten's, — sie konnten's nicht glauben.

Und deshalb schwiegen sie.

So ging es fast eine Woche. Nun kam der Sonntag, der erste schöne, milde Tag, der letzte im März. Sie nähte, er saß auf Posten. In die stille Stube, begleitet vom schweren Ticken der Uhr, drang das Geräusch der Völkerwanderung da draußen. Es schob und drängte sich an den Häusern vorbei und eine Kette von Wagen zog dem Thore zu, vor dem der kahle Wald im ersten Frühlingsahnen zitterte.

Wirt sah verdrossen zum Fenster hin. Er haßte diese schwarze, sich schiebende Mauer, die ihm allsonntäglich im Frühjahr und Sommer den Keller verdunkelte. An Wochentagen war es noch eine Zerstreuung, dieses Fenster. Da kamen sie einzeln gerauscht, die knisternden, seidenen Frauenröcke, unter denen hervor ein lackglänzendes, ausgeschnittenes Stiefelchen lugte; da konnte er sie mit Muße studieren die hellen, gestreiften und carrierten Stoffe der faltigen Geckenbeinkleider, die an ihm vorüberzogen. Da konnte man die ausgefransten Hosen des Bummlers, die schiefgetretenen Absätze des Briefträgers, die Holzpantinen des Schusterjungen, den niedrigen, offenen Schuh des Dienstmädchens unterscheiden, und die Welt bot ein buntes Bild. Aber heut, eine drängende, schiebende schwarze Masse zog in dumpfem Gemurmel draußen vorbei.

Die Uhr schlug drei. Anna rührte sich nicht.

Die Nachmittagsstunden von drei bis sechs des Sonntags waren je einem der beiden Ehegatten angewiesen, sein Leben zu genießen, während die andre Hälfte in gewohnter Weise den Dienst versah. Heute war ihr Sonntag. Aber sie rührte sich nicht.

„Willste nich'n bisken ausjehn?“ fragte Wirt. Ohne aufzusehen schüttelte sie den Kopf.

„Soll ick?“

„Ja, ja, jeh“. —

Er ließ den Sonntagsstaat hängen, zog die Lodenjacke über und nahm seine Mütze. Vom Strom mit fortgerissen, ging er dem Brandenburger Thore zu. Gesenkten Kopfes ging er. Seine blasse, bekümmerte Miene ließ erkennen, daß er seine Sorge mit sich trug; sein Blick schweifte am Boden hin, und nebenher schien es, als ob nur die Füße all dieser Menschen ihn interessierten. Nicht ein einziges Gesicht sah er an. Das war die Gewöhnung von seinem Keller her. — Noch hatte er die Löwengruppe nicht erreicht, da blieb er plötzlich stehen, wandte sich rasch um und, wie von Angst ergriffen, rannte er nach Hause. Er riß die Glasthür auf, die zu seinem Stübchen führte; Herr Jesus, da saß sie am Tisch, den Kopf auf die Arme gelegt. Er eilte die Treppe hinab, er stürzte auf Anna zu, er hob ihr den Kopf und sah ihre rothgeweinten Augen. „Anna! schrie er, Anna!“ Es klang wie die Frage eines Verzweifelten.

Kaum merklich, einen ungeheuren Schmerz in ihrem furchenreichen Gesicht, nickte sie. — Sie schluchzten Beide laut.

Es war in dieser Nacht, gegen drei Uhr morgens, als der Assessor Freiherr von Gleichen mit seiner jungen Frau von einer Gesellschaft heimkehrte. Er steckte im Wohnzimmer eine Kerze an und nahm seiner Frau den Mantel ab. Im weißen Atlaskleide, funkelnden Schmuck am Halse und in den Haaren, stand das junge Weib unter der blitzenden Kristallkrone.

„Gesungen — gesungen hast Du heut — einfach ....“

Er küßte sie auf den vollen Arm.

„Weg waren sie, ganz weg — alle — Du — Du ....“

Sie wehrte ihm, da er sie küssen wollte.

„Nimm mir lieber den Schmuck ab“, sagte sie und legte sich auf den Divan.

Er kniete neben ihr hin, nestelte ihr die Perlenschnur vom Hals, die Steine aus dem Haar, während seine verliebten Finger ihr stetes Abwehren herausforderten.

„Du — sagte er, und schlang seinen Arm um ihren Nacken — Du — heut könnt' ich Dich — — — — rein — — aufessen. ...

— Sie lächelte müde. In ihren großen Augen glänzte der Widerschein der Kerze, deren Flamme drüben in einem leichten Luftzuge hin und her schwankte. Der Papagei in seinem blitzenden Bauer rührte sich im Schlaf, sonst war ein tiefes Schweigen rings umher.

— „Du, sagte die junge Frau, also 'n bischen gern hast Du mich immer noch, — was?“ —

Jetzt knallten ein paar Küsse.

— — „Nicht doch — nicht doch — Du — Wilder. — Aber — aber — weil Du ein so nichtsnutziger — unartiger — geliebter — nicht doch — — unausstehlicher Mann bist, — — darum sollst Du .... sollst Du .... nachdem Du drei Jahre .... drei Jahre hast zappeln müssen .... Sie packte seinen Kopf und zog ihn zu sich nieder, — sie flüsterte ihm in sein rothglühendes Ohr .... Papa werden“. —

— Ein lautes Jauchzen ging durch das schlafende Haus. Der Assessor und Freiherr sprang wie besessen in dem halbdunklen Zimmer umher und klatschte in die Hände.

Wirt wurde, nachdem sich seine Frau ihm mitgetheilt hatte, ruhiger. In ihrer Gegenwart sogar heiter. Er sang und pfiff vor sich hin, wenn sie bei ihm war; er versuchte zu scherzen, aber es gelang ihm nie, ihr ein Lächeln abzuzwingen.

Sie war wie erstarrt. Zwar arbeitete sie nun wieder wie ehedem, die große Müdigkeit überkam sie seltner. Dafür litt sie häufig unter Uebelkeiten, Schwindel und Zahnschmerz. Mitten in der Arbeit lief sie fort, um sich eine Apfelsine, einen Apfel zu holen. —

Die Wochen gingen hin. Wirt betrachtete seine Frau. Ihre harten Züge hatten einen Ausdruck milder Schlaffheit angenommen, die geröteten Lider senkten sich schwer über den feucht glänzenden Augen, und die vordem so hagere Gestalt zeigte eine jugendliche Fülle. Das Eckige der arbeitgehärteten Glieder schwand und jede Bewegung drückte eine müde Lässigkeit aus. — Morgen — dachte Wirt — morgen an seinem Geburtstage — will ich — — — —

„Also morgen, sagte der Freiherr, der Teppich den er sich wünschte, und das silberne Theeservice — aber — das Schönste bleibt doch ....

„Es war eine reizende Idee, von Dir, Albert, daß er es an seinem Geburtstage gerade erfahren soll. — Na — wird der sich freuen ....“

Der große Tag war da. Selbst der liebe Gott nahm von ihm Notiz, er machte „Hohenzollernwetter“. — Golden stieg die Sonne am tiefblauen Himmel empor, in den kaum aufgeknospeten Zweigen der Linden tollten die Sperlinge umher und

machten einen Heidenspectakel. Wirt hatte sich früh erhoben, er ging ein paarmal über den schweigenden Hof und stierte zu den verhängten Fenstern im ersten Stock hinauf, hinter denen sein Schicksal schnarchte. Endlich um halb neun öffneten sich diese Fenster, und ein roth leuchtendes Vollmondsgesicht tauchte hinter ihnen auf. Wirt bürstete sich sorgfältig ab und um halb zehn that er den saueren Gang.

Drin schlug einer auf den Tisch.

„Kinder — wenn das 'n Junge wird, hurr'jeh — hurr'jeh!"

Wirt klopfte.

Als er hereintrat, fand er sie alle am Kaffeetisch plaudernd und scherzend. Die Fenster standen weit geöffnet, die würzige Morgenluft strömte herein, in seinem Bauer schmetterte der Canarienvogel.

Das Gesicht des Geburtstagskindes verfinsterte sich.

„Was wollen Sie schon wieder, Portjeh?"

Verlegen drehte er die Mütze in den Händen. „. . . Kann ja woll — 'n ander Mal . . . .

„So reden Se doch, Mensch! Was woll'n Se denn?"

Wirt sah betreten umher. Assessors blickten ihn schon ärgerlich an.

„— möchte den Herrn Commerzienrath alleene — alleene wat sagen . . .

„Ewige Queelereien!"

Er knöpfte seinen Schlafrock zu und begab sich in's Nebenzimmer.

Wirt folgte, er zitterte heftig und schloß die Thür hinter sich.

„Na — nu packen Se aus, aber fix'n bisken."

„Herr Com — Commerzienrath," — die Thränen liefen Wirt über's Gesicht, „Herr Commerzienrath — meine Frau is juter Hoffnung . . . ."

„Was? Sind Sie verrickt?"

Er stürzte zur Thür.

„Ma — Mariechen, rief er, Mariechen, komm, komm doch bloß mal rein. Nee — nee wissen Se . . . . . Die Alte kam. Die Thür wurde geschlossen.

„So — so, Portjeh, nu sagen Se das noch mal. —"

Wirt wiederholte sein Geständniß. Wie aus den Wolken gefallen waren die zwei.

„Nu? —"

„Es — es ist ein — ein S—candal! sagte die Gnädige. Ihre Haube wackelte drohend. Wie lange sind Sie jetzt verheirathet?"

„Neinzehn Jahr."

„Unjlaublich."

„Unerhört. Wie alt sind Sie?"

„Vier unn fuffzich."

„Und Ihre Frau?"

„Neinunndreißich."

„Jemein!"

„Ekelhaft!"

„Leute in Ihren Jahren! Scheemen sollten Se sich!"

„Genieren Sie sich denn garnicht? Was wirst Du denn nun thun, Jacques?"

„Paß auf."

Jacques zog seinen Schlüsselbund aus der Tasche und erschloß seinen großen, doppelthürigen Arnheim, der in der Ecke stand. Er that einen Griff hinein und zog einen großen Bogen Papier aus einem Fach.

„Ich hab' meine Sachen in Ordnung, sagte er, zehn Jahr' hab' ich das Dings nich in den Fingern jehabt, siehst De, ein Griff, da is es. Wie jut es is, wenn man Vertreje hat. Dazumal, ich weiß noch, lachtest De, wie ich mit dem Portjeh alles schriftlich machte. Siehste nu, wie jut das is?"

Er hielt Wirt die Unterschriften unter die Nase. „Kennen Se das?"

„Der Contract!“ jammerte Wirt.

Der Alte setzte seinen goldenen Klemmer auf, trat an das geöffnete Fenster und begann im Tone eines Inquisitors das Folgende vorzulesen:

„Zwischen dem gl. Commerzienrath Jacques Schröder und dem Portjeh Franz Wirt is foljender Contract am heutijen Tage jeschlossen worden: § 1. Der Portjeh Franz Wirt is verheirathet, aber kinderlos. Sollte in den anjefihrten Verheltnissen eine Enderung eintreten, so is der Vertrach jeleest.“

Er nahm den Klemmer von der Nase.

„So, nu wissen Se . . . .

„W — was — S — — Se woll'n ma fortschicken?“

„Machen Se keine Redensarten. Ich habe Ihnen alles deutlich vorjelesen. Mit einem kinderlosen Portjeh hab' ich 'n Contract jemacht. Sie werden nu nich mehr kinderlos sein, also haben Se selber den Contract jebrochen.“

„Herr — Herr — K — —“

„Wenn Se mir nich jlauben, denn verklagen Se mich doch.“

„Ick jloobe — ick jloobe 't ja, abber — abber — deß Se mir — mir — fortschicken . . . . . Ick habe Sie treu jedient — neinßehn Jahr — un nu . . . . .“

„Sollen wir vielleicht im Portierkeller ein Wochenbett aufschlagen, Jacques?“

„Soll ich mir vielleicht da unten Kinderjeschrei jefallen lassen? — Un — denn, wenn Ihre Frau niederkommt, was soll denn aus uns werden? Wenn se'n Kind hat, das se abwarten muß, denn hat se'n janzen Tach alle Hende voll zu thun.“ „Un Sie, Sie mit Ihrem Jebrechen, Sie kennen doch des nich alleine machen. Was?“ —

Wirt ging. Es zuckte und bebte in seinem Gesicht. Tief seufzend blieb er im Hofe stehen, auf den hundert Falten und Furchen seines Gesicht's spielten die Sonnenlichter. Jetzt ging er zu seiner Frau. Sie erwartete ihn; sie sah ihn an, als sollte sie jetzt von ihm ihr Todesurtheil hören. Er blickte in diese angstverzerrten Züge, sein Herz krampfte sich zusammen. Er zwang sich, zu lächeln.

„Seh mal, Anna — wir derfen — er is ja sonst — — un — un wenn . . .“

Da riß Jemand die Thür auf.

Der lange Friedrich steckte den Kopf herein, seine weiße Stallschürze leuchtete.

„Wat? Er hat Sie jekindigt?“ rief der Kutscher.

Da schrie die Frau auf. Laut und langgedehnt hallte ihr Klageschrei.

Sie sank zu Boden.

Es war die letzte Gefühlsäußerung, die sie gethan. Jetzt starb die Frau ab, stumm und stumpf war sie geworden. Sie verfiel in eine Theilnahmlosigkeit, die dem Stumpfsinn gleichkam. Nur was ihr Wirt in den Mund steckte, nahm sie zu sich. Ganze Tage brachte sie in solchem Hinbrüten zu. Eine Woche lag sie nun schon zu Bett; sie war nicht zu bewegen, aufzustehen. Nicht einmal den Thürdienst konnte sie thun. Wenn Wirt fortging, sich eine Stelle zu suchen, so mußte Carline auf seinem Posten bleiben.

Aber mit den Stellen stand es schlecht. *Kinderlose* Ehepaare wurden zu Portierstellen gesucht, nur kinderlose. Wirt konnte das Wort nicht mehr hören, ohne die Zähne zusammenzubeißen und die Faust zu ballen. —

Ueberall, wohin der einarmige, graue Mann kam, waren die Stellen „gerade eben besetzt worden.“ —

Ein neuer Portier „verheirathet aber kinderlos“ hatte den berühmten Contract mit dem Commerzienrath geschlossen. Es waren blutjunge Leute.

Vor Wirt gähnte es nun wie ein großer, schwarzer Abgrund.

Auch Carline fing an, die Achseln zu zucken.

Der Freiherr, der, wieder im Frack, den seidengefütterten, kurzen Ueberzieher um die Schulter gehängt, mit seiner Frau zum Souper mußte, ließ sich von Wirt

eine Droschke holen. Als er einsteigen wollte, streifte sein Blick die vergrämten Züge des Alten.

„Eine faule Geschichte," sagte der Freiherr, griff in die Tasche, holte eine handvoll Geld heraus und drückte Wirt ein Zehnmarkstück in die Hand.

Dann sprang er zu seiner Frau in den Wagen. Sie trug heut ein hohes meergrünes Seidenkleid. Ihre Taille krachte in den Näthen. Während der Wagen sich in Bewegung setzte, neigte sich der Assessor Freiherr zu seiner Frau und citierte halblaut die Göthe'schen Verse, die ihm alle diese Tage nicht aus dem Kopf gehn wollten:

„Dich hat die Hand der Venus berührt; sie deutet Dir leise,
Daß sie das Körperchen bald, ach! unaufhaltsam entstellt.
Bald verdirbt sie die schlanke Gestalt, die zierlichen Brüstchen,
Alles schwillt nun; es paßt nirgends das neuste Gewand,
Sei nur ruhig! es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht schwellend im Herbste gedeiht." —

Wirt kehrte in seine Stube zurück.

Es war heut fast finster im Keller. Es regnete draußen.

Er legte das Geld auf die Commode und ging wohl hundert Mal die Stube auf und nieder. Dann trat er in die Kammer und rief seine Frau. Sie antwortete nicht. Er entzündete ein Streichholz. Mit großen Augen lag sie im Bett und starrte ihn an. Jetzt wandte sie geblendet den Kopf zur Wand. Wirt ließ sie liegen.

Bis zehn Uhr Abends saß er auf seinem Posten. Dann sprang er auf. Er nahm seine Mütze. „Ja, murmelte er, ja — alle — alle — Drei . . — Er brachte Brot und Wurst, Schinken und Käse heim. Dann holte er eine große Flasche Branntwein. Er schleppte eine Kiepe Steinkohlen heran und heizte den Kachelofen. Weit riß er die Thür der Kammer auf. —

Als Friedrich gegen elf nach dem Stall ging, hörte er Wirt in seinem Keller laut johlen und singen. Kopfschüttelnd ging er über den Hof und klopfte an die Kellerthür. Es antwortete niemand. Es schien auch dunkel zu sein da unten. — Um ein Uhr nachts ging ein Stöhnen und Röcheln durch den Keller. Gegen zwei, als Assessor's heimkamen war alles still. —

— Draußen aber raste der Frühlingssturm. Er kämpfte mit den schweren, schwarzen Wolken, die den Sternen nicht gestatten wollten, ihr tröstendes Licht auf die in Dunkel gehüllte Erde niederzustrahlen. Immer wieder zogen sie heran, dick geballt, hoch aufgethürmt, und, kaum verscheucht, folgte ein neuer schwarzer Zug wie ein wallendes drohendes Gespensterheer.

Ströme eiskalten Regens ergossen sich. Wie in ohnmächtiger Wuth heulte der Sturm und warf den Regen klatschend nieder. —

— Als aber dann die erste graue Dämmerung den kommenden Tag verkündete, da war der Himmel reingefegt, die letzte Wolke schwamm verloren am Horizont, und wie ein beruhigtes Kinderauge lächelte der Morgenstern herab.

Die Sonne stieg auf, siegreich und groß; ihre Strahlen schossen nieder und küßten heiß alle die tausend Keime, die drunten lechzend zum Leben drängten.

Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 14. Berlin, den 7. Mai 1890. I. Jahrgang.

Die Ideen und die Gelehrten.

Von **Herman Helferich.**

Es ist nichts als eine Frage der temporären Macht (also eine Frage von nur ganz nebensächlicher Bedeutung), ob man Jene, die die neuen Ideen erzeugen, als die führenden Kreise bezeichnen dürfte. Nämlich man kann auch sagen: Nein, denn führende Kreise, das sind die für eine Gesellschaft existirenden höchsten Autoritäten in geistigen Dingen, und diese bilden die Mitglieder der Gelehrtenwelt.

Man bleibt durch solchen Wahrspruch bei der gewohnten Hochachtung; zugleich bei einer wahreren Schilderung der Dinge wie sie liegen. In der That ist es richtig, daß in unserm alten Europa die Gelehrten das größte Ansehen besitzen, denn das Historische macht nachgerade einen sehr beträchtlichen Theil unserer Bildung aus; und weil man ihr Urtheil, das durch die alten Dinge unterrichtet wurde, zur Kritik der neuen Dinge wahrnimmt, so haben die Gelehrten die größte zeitweilige Macht auch über sie.

Aber es kommt darauf natürlich im Kerne nicht mehr an als auf eine allerdings nicht zu verachtende Aeußerlichkeit: falls der in seinem Fache maßgebliche Gelehrte gewandt genug ist stets den Fortschritten der Ideen in seinem Gebiete nachzufolgen, kann sein großes Ansehen allerdings sein Leben lang bleiben; früher oder später aber löscht es dennoch aus.

Alsdann tritt er gegen die wahren Führer, jene Ideenbringer die seiner Assistenz bedurft haben, so völlig zurück, daß man nicht mehr wähnt, die Ideenbringer hätten dereinst neben den Gelehrten eine im günstigsten Fall coordinirte Stellung eingenommen; sondern sie hätten allzeit dagestanden als die Pfeiler welche eine Generation bedeuten, und von denen sich die Bogen zu der folgenden spannen. Thatsächlich hat aber den Ideenbringern während ihrer Wirkungszeit, zum Mindesten am Beginn derselben, nicht ohne Bekräftigung von Seiten der Gelehrten geglaubt werden können.

Als Schiller nach Weimar kam und den Don Carlos in der Tasche mitbrachte — den Don Carl hatte er ja wohl geschrieben. Aber er war, in Weimar, am Ende Juli 1787 — noch längst nicht als ein führender Mann in Geltung; ein führender

Mann war hingegen beispielsweise F. W. Gotter, der vom benachbarten Gotha mit gutem Rufe gekommen war. Von ihm hing Schiller, der große Schiller — ein bischen insofern es nur ein Schicksal von kurzen Jahren bedeuten konnte, — sonst in ganz entscheidender Weise ab! Wenn Der ihn tadelte, so war Schiller gefährdet, während heut F. W. Gotter ganz vergessen ist.

Jedoch wenn Ende Juli 1787 ein weimarischer Herr, der durch und durch vornehm und brav war, nicht wußte, wie Schillers Stück war, so war nicht im Mindesten seine Verpflichtung, dies wissen zu müssen, er war vielmehr Hofmann. Darum erkundigte er sich bei dem z. Z. importantesten Fachmann: er fragte Gotter: wie ist das Stück? Die Antwort lautete: das Stück ist nicht gut; und der weimarische Herr war im Recht, es zu glauben und nachzusagen: das Stück ist nicht gut. Man wußte schon von Gotter; von Schiller aber nicht viel; ein „Vielleicht" war mit seinem Namen verbunden. Er war ein Abenteurer in den Ideen. Gotter war aber ein Erbe eines sicheren Besitzstands von Ideen. Außerhalb des Kreises Stehende durften daher zu ihm vertrauen, bei Schiller konnten sie nur eine Ungewißheit empfinden: Gotter war deshalb, Ende Juli 1787, in Weimar eine sicherer stehende Person — als Herr Friedrich Schiller.

Masse, Publicum und Hof sind nun aber nur weitere und engere Begriffe für das Nämliche; Jedermann braucht ein Urtheil über die geistigen Dinge, wenn er sich nicht eingeweiht genug fühlt, um selbst eines zu haben, kurz, gerade die Ehrlichen und Honetten brauchen ein Urtheil (die Gelehrten sind die so gefährlichen „Halbgebildeten"). Man baut auf das Urtheil eines Gelehrteren, und nicht einmal auf dem Urtheil dieses Gelehrten weiter . . . Für den Ideenbringer, wenn nun für ihn nicht entweder günstige Umstände einspringen, oder wenn nicht ein Wechsel in der Zusammensetzung der Gesellschaft und infolgedessen in der Auswahl ihrer Autoritäten eintritt — bleibt daher unmittelbar das Wort des zum Urtheil zugelassenen Gelehrten ausschlaggebend: von ihm hängt der Erfolg der Künstleridee ab. Man muß sich vorstellen, daß der Gelehrte, der nur über sie urtheilt, und der gerade wegen der ihm innewohnenden Ehrenhaftigkeit, sich überdies, falls die Idee größer als sein Kopf ist, im Urtheile irren muß — daß Er von der Gesellschaft eine höhere Werthschätzung als der an sie appellirende Bringer der Idee erhält, zunächst; indem man ihn hört, indem man ihn urtheilen läßt. Wenn die Idee acceptirt wird, bringt der Erfolg auch dem Gelehrten das freundlichste. Dann coordinirt sie die Gesellschaft und Arm in Arm lächeln der Ideenbringer und der ihn unterstützende Gelehrte; das Schlimmste ist, daß es so immer bleiben wird, und das einzig Gute ist, daß diese unproportionirte Werthschätzung des Gelehrten für ihn regelmäßig verloren geht in der Dauer der Geschlechter. Die Gesellschaft hat sich dann um die Idee bereichert und erinnert sich gar nicht mehr der Kämpfe, die mit ihr verbunden waren. Der Gelehrte, obwohl er doch später oder früher auf die Seite der Idee getreten war, behält dann sogar zu wenig Ruhm; (aber es gleicht sich freilich aus, da er, während er lebte, dessen zu viel bekam). Und im Ganzen kann man immer sagen, daß sich Klio als eine gerechte Frau herausstellt. Mit ihren Arrangements kann man am Ende der Dinge zufrieden sein, nur am Anfang giebt sie jedesmal zu, daß der Gelehrte herrscht oder mit dem Ideenbringer das Ansehen theilte. Nachher geht sein Ansehen dafür in Vergessenheit auf, während die Ideenbringer des vorigen Geschlechts aber von Klio, der vernünftigen, selbst dann wenn ihre Ideen nicht mehr gelten sollten, in ihrem Buche bewahrt werden, da sie sagt, daß sie einmal gewirkt haben und also Etwas waren.

Da nun Keiner in die Zukunft sehen kann, ist es bei der gebrechlichen Einrichtung der Welt, nämlich ihrer Köpfe wahrscheinlich, daß immerdar die Gotter, so lang sie wirken, an äußerlichem Ansehen die Schiller übertreffen. Dessenungeachtet bleibt das immer eine Ungerechtigkeit. Selbst in der weit überwiegenden Zahl von

Fällen, wo die Gotter besser als jener Belesprit, und die Schiller schlechter als Schiller sind. Und nur schauderhafter wird die Vorstellung, zu denken, daß es so ist, wenn später dieser Lebenszustand der Ideenbringer und der Gelehrten einer totalen Vergessenheit anheimfällt, und die ersteren freilich die Zukunft, aber auch während sie lebten nichts als die Zukunft genossen; die letzteren aber, als Agenten des geistigen Lebens, während ihrer Wirkungszeit von beiden Seiten honorirt wurden — nämlich nicht nur Rang von der Welt, dem Hof, dem Publicum erhielten, sondern sogar Höflichkeit von Seiten der Künstler; und in der That sind immerdar noch die Schiller froh gewesen, wenn die Gotter freundlich zu ihnen standen.

Das ist aber nur von nebensächlicher Wichtigkeit und betrifft Nichts als die äußeren Glücksstände, und nur von Personen. Das Wichtigere sei hingegen nun hervorgehoben; jene Verschiebungen, die bewirken, daß nun später die Ideenbringer erst auf die Ehrenplätze befördert werden: sie treten leicht zu einer Zeit erst ein, wo die in ihr schönes Recht Einzusetzenden es nicht mehr verdienen, weil inzwischen die neue Epoche wieder neue führende Köpfe hat, und diese allein sind die wahren, nämlich für die Epoche. So geht das Unrecht immer weiter; das Recht kommt einige Zeit zu spät und wird dadurch Unrecht; und wer den Schaden hat, das ist die Idee. Und wenn eine Bewegung ihren Höhepunkt hat, wird sie von unseren — wie die Dinge liegen — führenden Gelehren noch nicht erläutert, — erst wenn sie ihn schon überschritten hat, ist sie vielleicht von ihnen verstanden worden. Und jenes noch größere Publikum als das der Gelehrten, welches durch diese schöpft, der Troß: er folgt (wenn anders wir uns noch mit ihm beschäftigen wollen) so langsam, daß, wenn die Bewegung nicht nur ihre Gebirgsscheide erstieg, nicht nur sie überschritt, nicht nur wieder hinunterstieg, — sondern selbst längst hinuntergekommen ist, und sogar sachte anfängt in ein neues Mouvement überzugehen: daß er dann erst anfängt das frühere zu begreifen. Und welche Schwierigkeiten stellen sich den Ideen entgegen, durch die pedantischen, lästigen Langsamkeiten der schwierig nachfolgenden Gelehrten — und durch die noch schleichendere Langsamkeit des stumpfsinnigen Trosses! Man kann ein militärisches Bild gebrauchen. Bekanntlich haben die Avantgarden noch eine „Tête" vor sich marschiren. Wenn die Tête der Avantgarde schon daran denkt, einen andern Pfad einzuschlagen, geht in der ersten Zeit die „Avantgarde" noch (und denkt: schon) auf dem Wege, den die Tête ging. Diese Avantgarde sind unsere so geschätzten, gelehrten Männer.

Suchen wir dieses nachzuweisen an der gegenwärtigen Situation.

Als die Kotzebue'sche Kunst den dichten schwarzen Haufen erschütterte, waren die dem griechischen Ideal Zustrebenden die Spitzenbewegung. Diese Bewegung wurde aufgefaßt, wahrgenommen, nachgefühlt von dem upper ten der Bildung; zu einer Zeit, wo schon die feinsten Köpfe ihre Befruchtung im Gothischen, im farbigen Mittelalter suchten, wurde von den upper ten die classische Bildung genossen.

Später wurde nur Heine unmittelbar verstanden. (Weil das Spotten rascher verstanden wird, als der Ernst.)

Der Stil des Naturalismus, welcher in Frankreich nun begann, brauchte aber wieder lange Zeit, um zuerst von den Wenigen verstanden werden zu können, welche ihn der Masse erklären.

Und daß die Elite jetzt schon über den Naturalismus wieder hinaus, zu den Sternen, zum Symbolismus, zu einer Art Idealismus wieder wandelt: wissen erst die Wenigsten und Keiner unter den „Wenigen", welche wir die Gelehrten nennen, um einen typischen Ausdruck zu haben, ohne damit jeden Gelehrten treffen zu wollen — es wird noch nicht gespürt. Von dieser Kategorie fangen zwar

Manche an, den Naturalismus zu schildern. Aber die Tete ist schon im vollen Romantischen, in jenem Symbolischen das dem Naturalismus nachfolgt, und die gelehrte Langsamkeit hat erst den Naturalismus erreicht. Und was die Masse betrifft, so kann man diese natürlich weniger noch als die Gelehrten unter Einen Begriff der Bildung bringen, aber Schiller wird von Vielen gelesen, Goethe von Einigen verehrt — von Flaubert und den Goncourt hat die Masse noch nicht gehört — und ihr selbstständiger Geschmack empfiehlt ihr vielleicht die Heimburg.

Halten wir uns nun ferner vor Augen, daß die Entwicklungen bei den Führern in unserer Zeit ganz besonders rasch gehen, so sehen wir, daß die Intervalle zwischen den Führern und den Gelehrten jetzt größer werden konnten, als man bei der Gelehrheit der Gelehrten annehmen möchte . . ., daß aber gar zwischen Führern, Gelehrten und Volk sich ganz gewaltige Entfernungen hergestellt haben. (Darum schreien die Führer auch ein bischen.)

Zahmere Gelehrten blieben, wenn wir richtig taxiren, etwa um zwei Etappen zurück: vor dem Naturalismus.

Die Führer gehen vom Naturalismus zu neuer Subjectivität über.

Mit dem Naturalismus verbinden die neuesten Künstler ihre Phantasie und das Natürliche, welches sie sehen, bilden sie, in ihrem Innern wieder um: und zwischen ihnen und den alten Romantikern steht als Scheide die inzwischen gewirkt habende Schulung durch den Naturalismus.

Mit dem neuen Idealismus verhält es in der Malerei sich so, daß die Einzelheiten abzuschreiben nicht mehr vorzüglich gefunden wird. Gussow ist todte Malerei, Liebermann lebt; er strebt — er strebt wenigstens (und das ist sein Unterschied mit Gussow) — nach Poesie.

Eine Wahl der Natur wird wieder vorgenommen.

Wenn der eben genannte Maler Fischerinnen am Ufer des Meeres Netze flickend und gegen den Wind angehend gezeigt hat — so ist so lange der Kreis der upper ten nicht zu dem Verständniß des Bildes gekommen, als er glaubt, hier Naturalismus, d. h. vorzüglich studirte alte Weiber zu sehen. Das Bild ist wegen seiner Stimmung da, wegen seiner Romantik!

Dagegen dünken uns entsetzlich heut die naturalistischen Bilder von Gussow, auf welchen, wie bei Denner, das Fleisch und die Haare sehr deutlich sind.

Für die Schönlitteratur kann man etwa das folgende zum Maßstab geben: Welches ist der Unterschied zwischen der Goethe'schen Aesthetik „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" und jener unserer Tage: Vereinigung von Naturalismus und Romantik? Die Eine wollte einen mildthätigen Schleier um eine als zu kraß befundene Thatsache schlingen, so daß diese nicht anders denn verbrämt, verschönt, abgeschwächt noch zu sehen war —: die andere Synthese aber setzt dem perfect Beobachtethaben ein vermehrendes Neuschaffen hinzu, eine gewisse Abenteuerlichkeit und Phantasie, eine Art, die über die Wahrheit hinauswächst, nicht sie überklebt, — nichts just um der Verschönerung wegen thut, sondern wegen der Poesie. Der Dichtung Schleier um die Wahrheit dürfte diese wohl nur etwas schwächer machen. Die Synthese wird die Wahrheit unvermindert lassen . . .

Auch gehen wir aus einer beträchtlich und fruchtbar gewesenen Periode historischen Denkens wieder zu einer von etwas mehr philosophischem Denken über. Das nur historisch Begründete beginnt, um seiner selbst willen, uns nicht mehr zu genügen. Der vorsichtige Respect vor dem, was einstens war, mag es auch noch so richtig gewesen sein für einstens . . ., ist nicht mehr da und so kritiklos wie eine Zeit lang ist die Wissenschaft nicht mehr, wo sie jede absolute Kritik, höhnisch darauf hinweisend, daß Dinge einmal so gewesen, bemutterte. Da wir aber, in Folge der Einwirkung, die wir durch den historischen Denkstil gehabt haben, jeden Glauben an

Idealgültiges verloren haben, so werden wir zu dem idealen Philosophiren der Zeit vor dem historischen Denken in demselben Verhältniß stehen, wie die neuen Romantiker zu den alten. Zwischen ihren und den alten philosophischen Beschäftigungen wird der Objectivismus stehen, wie zwischen den verschiedenen Auffassungen der Kunst das Zeitalter des Naturalismus.

Der starke Objectivismus und die Einsicht in die Historie lehrten uns an absolut gültige, an ewige Ideen, die wir haben könnten, nicht mehr glauben. Ein absolutes System, sehen wir ein, können wir nicht bilden.

Der Objectivismus und Specialismus macht uns nicht glücklich mehr. Uns richtig Scheinendes wollen wir richtig heißen. Es lebt in uns von Neuem ein Verlangen, das nicht beruhigt durch die exacte Wissenschaft wird und nach Kunst schreit — einem System, einem Grundplan unseres Urtheils. Wir verlangen wieder ein Dogma, selbst obgleich es nur eine kurze Zeit ausreichen kann. Die Wissenschaft sättigt uns nicht mehr und die frühere Philosophie ist uns zu naiv. Trotz des durch die historische Schulung gewonnenen Gefühls, daß es damit nichts sein werde — brauchen wir ein Dogma, und wir sind zufrieden mit einem Dogma für den Tag, an dem wir sind. Und aus dem Objectivismus, der uns unzufrieden, wenn auch belehrt entläßt ist das gekommen. Ein Verlangen nach einer beruhigenden Unterlage, einem harmonisirenden Haupt- und Grundgedanken, der überall in das Urtheilen hineinverwoben ist. Nach viel Philologie ist ein Verlangen nach etwas Höherem wieder da — einer höheren Vorstellung, die uns über den Specialismus erhebt. Natürlich eine ganz andere Philosophie als jene vor dem Objectivismus. Discreter, mit weniger Allheiligkeit und Selbstbewußtsein. Sie sieht ihre Relativität, ihre „nur auf uns" Bezüglichkeit selber ein: schüchtern tritt sie, wenngleich beseligend auf. Sie wird fragend und wünschend — nicht zwingend wird sie sein. Sie wird nur dort einsetzen wollen, wo der Objectivismus durchaus zu nackend deucht; sie wird Romantik zwischen den Lücken unseres Wissens sein, Phantasie dort, wo das Beobachtete allein zu unzufrieden macht. Theilweis aus den Gründen des Erkennens, theilweis aus indistincter Materie, über die keiner etwas weiß, wird sie sich bilden, und es wird Willkür in sie hereinkommen, aber Willkür unserer Tage. Sie wird die Musik sein nach der Arbeit, in der wir wieder Menschen werden. Solches wird unser Geschmack wünschen für den nächsten Tag. So scheint das Bedürfniß zu sein, für morgen — eben die allgemeine Idee, die Weltanschauung, die nicht ausgedrückte Grundmeinung jedermanns ist ja der subjectivste Niederschlag der Zeit, der flexibelste.

Solcher Art ist das Ideal unserer Tage. Und das wissen noch nicht die Gelehrten.

Während raschdenkend, elastisch und nervös die Blüthe der Geister voll Ahnungen weiter dringt, lesen unsere Gelehrten ja gründlich ein Buch aus. Die Blüthe der Geister gelangt über ein Buch, welches sie liest, unter dessen Niveau sie noch zu Anfang stand, beim Lesen schnell hinaus, und eh' sie am Ende ist, ist sie schon sogar hinüber: das ewig Gestrige bleibt Sache der Gelehrten, und sie prüfen, sie vergleichen, was sie sehen, mit dem, was hinter ihnen liegt, aber gründlich. Auch ihnen fällt bei der Lectüre manches ein, doch nicht, was vor ihnen liegt, will ihnen etwa aufdämmern, sondern was hinter ihnen liegt, fällt ihnen wieder ein. Was nun die Vergangenheit sagte, das setzen sie in ein Verhältniß zu dem, was in dem Buche, das sie lesen, geschrieben steht; obwohl dieses, sozusagen überflüssig sein mag; denn wenn die Vergangenheit Recht hatte, so beweist es nichts für ihr Recht für die Gegenwart und darf diese nicht korrigiren. Aber es hat immerhin einen wissenschaftlichen Reiz, zu wissen, daß das Neue von der Vergangenheit abweiche. Freilich ist es eine gewisse Sterilität bei den Gelehrten, daß sie sich gerade darum kümmern. Die Gelehrten stellen auch leider nicht nur den Unterschied des Neuen vom Alten fest, sondern sie beweisen auch die Unrichtigkeit

einer neuen Sache, nicht etwa aus ihr selbst heraus, sondern aus dem Widerspruche, in welchem sie zu einer Vergangenheit stände. Allerdings zeigen sie damit, daß die Vergangenheit anders dachte — aber das ist nur von einem feinen wissenschaftlichen Reize und geht uns nichts an.

Uebrigens ist es wissenschaftlich sogar falsch, an Anschauungen einer vergangenen Zeit, weil sie von dieser Zeit waren, festzuhalten. Vielmehr: es ist die Wahrscheinlichkeit eine größte, daß sie heut' gerade deshalb verkehrt sein müssen, weil sie einstmals die richtigen Anschauungen haben sein können.

Es giebt Ideenbringer, Ideenverständige und Gelehrte. Ideenbringer sind genial; Ideenverständige können viele sein vom Weltmann bis zum Zeitungsschreiber, und es ist ihr eigentlicher Beruf, zwischen der Tête und der Avantgarde den Verkehr zu führen, weil ohne sie die Ideen zu den Gelehrten mit noch mehr Verspätung kämen. Die Gelehrsamkeit ist an sich nicht intelligent und sie braucht es nicht zu sein. Manchmal seufz' ich: wären unsere Gelehrten doch intelligent! Aber, antworte ich mir dann, wenn sie intelligent wären, so hätten sie nicht die Ruhe des Bluts, das Sitzfleisch des Gelehrten, seinen Fleiß. Und da ich den Sport der Wissenschaft liebe und meine Bücher, so möchte ich Gelehrte nicht entbehren. Nur denke ich, ist es eine Profession. Es ist eine Berufsart wie andere; und die ich liebe wie auch einige andere; aber der ich den ersten Rang in meiner Werthschätzung — auch nur einen ersten Rang in meiner Werthschätzung den Gedanken gegenüber, auf die es ankommt — nicht einräume — nimmermehr.

Rembrandt als Erzieher.

Von einem Deutschen. (Brockhaus 1890).

In dem disciplinirtesten aller Völker Europas ist wieder einmal ein Schriftsteller entstanden, der Individualismus predigt. Aus dem Lande, wo die Uniform die Freude der Konservativen und der Omnibus das Emblem der Fortschrittlichen ist, ertönt wieder einmal eine Stimme, die (einer alten, nie ganz beglaubigten Tradition gemäß) dieses Land als das Land der eigenartigsten und eigenwilligsten aller Menschen bestimmt.

Der anonyme Verfasser des Werkes Rembrandt als Erzieher ist ein sehr kenntnißreicher und sehr geistreicher Mann — originell genug um immer zu interessiren, sogar wenn er ein wenig ermüdend wirkt, und doch zugleich typisch genug, um vieles vorzubringen, womit man aus der Lectüre der besseren deutschen Bücher und aus Gesprächen mit den besseren deutschen Männern vertraut ist. Mit der augenblicklichen geistigen Lage Deutschlands ist er sehr unzufrieden.

Man hatte in patriotischen Kreisen sogleich nach den großen militärischen und politischen Erfolgen ein wenig naiv einen außerordentlichen Aufschwung auch auf dem litterarischen und künstlerischen Gebiete erwartet. Man hatte nicht bedacht, wie viele der vorzüglichsten Kräfte Heer und Beamtenthum verschlingen. Der Verfasser hat mit Bedauern gesehen, daß jener Aufschwung ausgeblieben ist, und er findet, daß nicht allein Zucht und Ordnung, sondern auch Einförmigkeit, Regelmäßigkeit, peinliche Unpersönlichkeit die Grundzüge der neuen Gesellschaft geworden sind, deren Aristokratie ein hochbegabter Generalstab und mehrere tausend Geheimräthe und Professoren sind. Und nur in dem Individualismus sieht er die Rettung.

Seiner allzu pessimistischer Ansicht nach ist die wissenschaftliche Bildung der Deutschen im Niedergang, und seinem vielleicht allzu optimistischen Glauben zufolge ist die künstlerische Bildung der Deutschen im Aufgang. Er meint, daß Deutschland ein Kunstzeitalter bevorstehe, während die Wissenschaft sich immer mehr in Specialismus auflöse.

Individualismus, die Wurzel aller Kunst, ist für ihn zugleich die treibende Urkraft alles Deutschthums. Wenn Individualismus die Losung wird, kann nur der individuellste aller Künstler den Deutschen zum Wegweiser dienen. Michel Angelo, dem man geneigt sein könnte diesen Ehrenplatz zu geben, ist als Romane ausgeschlossen. Und so wird Rembrandt der Heros des Verfassers und dieser Name das Symbol seines Ziels. Rembrandt ist ihm das geschichtliche Ideal Deutschlands für die jetzt folgende Zeit.

Es berührt ein wenig befremdend, daß es für den deutschen Individualismus nicht möglich gewesen ist innerhalb der Grenzen des deutschen Reichs ihr historisches Ideal zu finden. Zwar ist Rembrandt für den Verfasser als Holländer ein Niederdeutscher und wird so zu sagen geistig annectirt. Aber seine Kunst hat mit der deutschen Kunst wenig gemein, und sein Wesen kommt weder Niederländern noch Skandinaviern deutsch vor.

Aber niederdeutsch ist dem anonymen Autor dasselbe, was dem alten ehrlichen Olof Rudbeck schwedisch war. Wie Rudbeck in Schweden das Mutterland aller Länder, und wie er in allen Völkern verkappte Schweden erkannte, so sieht der Autor Niederdeutsche überall, wo sein Blick mit Behagen ruht: Shakespeare war ein Niederdeutscher. Gründlichkeit so wie Weitblick des Niederdeutschen feiern in Baco ihren Triumph. Nordamerika ist eine niederdeutsche Siedelung nach Westen. Die Dänen wollen nicht Deutsche sein, dennoch aber sind sie, im weiteren Sinn, Niederdeutsche u. s. w.

Holland, England, Nordamerika, Dänemark Alles niederdeutsch. Niederdeutschland for ever!

Von einem Chauvinisten würden solche Aeußerungen ja durchaus nicht verwundern, aber von dem begeisterten Fürsprecher des alleinseligmachenden Individualismus erwecken sie ein leichtes Erstaunen. Auch Völker haben Individualität. Und es wäre von einem Manne, der sogar die Wissenschaft dem Individualismus unterworfen haben will, zu erwarten, daß er die sehr verschiedenartigen germanischen Volksindividualitäten nicht in majorem gloriam Deutschlands ihrer Eigenart beraubte.

Nur ausnahmsweise steht der Verfasser den nichtdeutschen Kulturen vorurtheilsfrei gegenüber. Er bemerkt z. B. ohne irgend einen Commentar, daß Raphael „aufrichtig genug" war, um Dürer's Ueberlegenheit anzuerkennen. Er hätte hinzufügen können, daß Dürer mit gleicher Höflichkeit und aus noch besseren Gründen die Ueberlegenheit Raphael's anerkannte. Er giebt (S. 176) eine so bornirte Charakteristik Voltaire's, daß der Leser förmlich erschrickt und ein Mißtrauen faßt zu den in dem Werke vorkommenden Charakteristiken ihm weniger bekannter Persönlichkeiten. Daß ein Franzose, selbst ein genialer, im Anfang des 18. Jahrhunderts Skakespeare nicht ganz zu würdigen verstand (wenn er auch durchaus nicht ohne Blick für seine Größe war), das ist für Jeden, der Rücksicht auf die geschichtlichen Voraussetzungen nimmt, verständlich und verzeihlich. Daß aber ein Deutscher Schriftsteller, noch dazu ein hervorragender und geistvoller, 1890 Voltaire ganz und gar nicht zu würdigen versteht, das ist kaum zu verzeihen.

Wenn er nicht einmal einer historisch gewordenen Erscheinung wie Voltaire gegenüber sich zur Unparteilichkeit erheben kann, muß es weniger wundern, daß er für eine moderne Erscheinung wie Zola nur Entrüstung und Spott hat. Er hält sich hier bei Aeußerlichkeiten auf, verweilt bei den doch recht naiven (eben für einen Künstler bezeichnenden) Theorien Zola's vom „experimentalen" Roman, von „wissenschaftlich" betriebener Kunst u. s. w. Daß Zola kein Aesthetiker ist, das wissen wir alle. In gewissem Sinne ist er entschieden ein illettré; aber das ficht sein sehr großes, ja mächtiges Talent nicht an. Und daß ein vornehmer Schriftsteller über so äußerliche Sachen wie den Wunsch Zola's, sich die Mitgliedschaft der Akademie zu erkämpfen, sich in die Brust schlägt, und deshalb das wenig zutreffende jeune cocotte, vieille bigote anführt — das schmeckt wahrlich ein wenig nach dem unserm Autor so verhaßten geistigen Plebejerthum.

Gewisse Härten gegen ausländische Größen schließen nicht aus, daß der Verfasser gegen die Deutschen recht strenge sein kann. „Die Deutschen", sagt er, „sind als Volk nunmehr stark, wohlerzogen nur theilweise, und fein noch weniger". Gegen die deutsche Wissenschaft ist er unerbittlich, weil der deutsche Professor ihm „die deutsche Nationalkrankheit" ist. Er hofft,

daß die Zukunft dem Künstler den Platz des Professors geben werde. Es wird kommen, wenn die Künstler Deutschlands seine Gelehrten übertreffen. Dies ist noch nicht der Fall. Unter den Gelehrten sind aber wieder einige der Größten, wie Mommsen, Dubois-Reymond, Helmholtz, seine bêtes noires. Mommsen als Gegner Bismarcks und als undeutscher Bewunderer Roms, Dubois-Reymond wegen einiger bekannter, recht unglücklicher Sätze über Goethe's Faust, die doch die sonstige große Bedeutung des Mannes nicht auslöschen können, Helmholtz wegen seiner Verkennung der in Goethe's Farbenlehre vermeintlich niedergelegten Entdeckungen, Beiträge einer noch zu schaffenden Wissenschaft der Eindrücke.

Der Verfasser ist nämlich nicht bloß, wie Herman Grimm, ein Verehrer der schönen Prosa, in welcher die Farbenlehre geschrieben ist, sondern auch des darin verfochtenen wissenschaftlichen Standpunkts. Und seine Verehrung Bismarcks ist von ähnlicher vergötternder Art; sie erstreckt sich sogar auf die Bismarck'schen Reden vom Jahre 1848, die einzigen der damaligen Reden, die seiner Behauptung nach einen bleibenden und sogar „schöpferischen" Werth haben.

Er spricht immer wie ein Patriot; bisweilen sogar wie ein patriotischer Hofmann. Nachdem er die Halbinsel Angeln mit der Halbinsel Attica verglichen hat, sagt er von dem angelsächsischen Geist: „Er ist ein Geist blühenden Lebens, gleich demjenigen Shakespeares und der heutigen deutschen Kaiserin".

Die Zeit ist längst vorüber, wo Freiligrath schreiben konnte; „Deutschland ist Hamlet". Hier heißt es fein und schlagend: „Der feste Tritt und die hellen Siegesfanfaren des Fortinbras haben das deutsche Reich von heute politisch begründet; aber es ist Zeit, daß in ihm auch etwas von dem feinen und bedächtigen und vornehm gedämpften Wesen Hamlet's zur Geltung komme".

Rembrandt ist schön und tief verstanden. Der Verfasser hat, um ihn künstlerisch, geistig, technisch zu charakterisiren, die glücklichsten Worte und Bilder. Seine Gemälde, sagt er z. B., „gleichen dem zarten, zitternden Schleim, aus dem sich das erste organische Leben entwickelt". Er vergleicht ihn geistvoll und originell mit Spinoza und mit Jacob Böhme. Oft aber wird Rembrandt das reine Symbol. Von allen konkreten Bestimmungen gereinigt, erscheint er einfach als „der Künstler ohne Schablone". Und dann freilich, aber nur dann, kann es heißen: „Kant, Cornelius, Bismarck gravitiren nach ihm hin". Sonst wäre es doch zu gesucht und gezwungen, Kant und Cornelius nach Rembrandt hin sich neigen zu lassen.

Anderswo wird Rembrandt nicht weniger abstract als antiphilologische Erscheinung bezeichnet und kann demnach auch als Erzieher der Pädagogen anempfohlen werden.

Der Verfasser denkt überhaupt in Symbolen. Es ist darum nicht sonderbar, daß er für Swedenborg schwärmt. Kein Sinnbild ist ihm unwichtig; sogar für die schwarzrothgoldne Fahne legt er ein Wort ein. Selten nur wird sein Reden in Bildern verschraubt. So wenn es heißt: „Die bisher höchste sittliche Leistung des Menschenthums bestand darin, daß Christus sein „Blut" vergoß; die bisher höchste künstlerische Leistung des Menschenthums bestand darin, daß Phidias sein Zeusbild fast ganz aus „Gold" schuf; auch hier bewährt sich der zusammengehörige Gegensatz von Gold und Blut."

Weshalb soll das uns Allen unbekannte Zeusbild das größte Kunstwerk gewesen sein? Was liegt ferner daran, daß es theilweise aus Gold bestand? Und was hat endlich dies Gold mit dem Blute Christi zu thun?

Im Ganzen aber ist die Bildersprache des Werks eine wahrhaft dichterische Sprache Die Bilder sind fast immer neu, ja fast immer überraschend, nur bisweilen etwas zu weit hergeholt. Und die Lehre des Autors ist mit Leidenschaft und Begeisterung gepredigt.

Niemand wird bereuen mit diesem vornehmen Sonderling Bekanntschaft gestiftet zu haben.

Georg Brandes.

Der Naturalismus in der Malerei.

(Ein Brief an den Herausgeber.)

Hochgeehrter Herr!

Es ist ja wohl nicht nöthig, daß man seine offenen Briefe immer an die bekannte gnädige Frau richtet; erlauben Sie mir, nachdem Sie den Wunsch geäußert, meine Meinung über den modernen Naturalismus zu hören, dieselbe direct an Ihre Adresse gelangen zu lassen. Ich sende Ihnen diese Zeilen mit dem Mißbehagen, welches von einem aussichtslosen Unternehmen immer unzertrennlich ist. Der Naturalismus ist die herrschende Mode, und so wenig wie die entrüsteten Ergüsse gegen den pludrigen Hosenteufel des 16. Jahrhunderts oder die Satiren gegen die Crinoline der fünfziger Jahre Etwas ausrichten konnten, so wenig können Betrachtungen und Auseinandersetzungen der herrschenden Malmode beikommen. Hat doch selbst das Geistreichste, was auf diesem Gebiete gesagt werden kann, Otto Knille's Grübelei, keinen merkbaren Eindruck gemacht. Jede Mode hat ihre Zeit. Auf die romantischen düsseldorfer Königstöchter und Edelknaben folgten die historischen Costüme der Pilotyschule; heute herrscht der Cattun des vierten Standes. Da diese Thatsache nicht zu ändern ist, muß man sie anerkennen, sie zu bekämpfen bleibt dem Gegner ja unbenommen. Jedoch wird der Kampf nicht durch Dinte, sondern nur durch Oel zum Austrag gebracht werden. Darf ich inzwischen bei Ihrer liebenswürdigen Aufforderung mich des Verses erinnern:

Wenn gute Reden sie begleiten,
So fließt die Arbeit munter fort.

Ich finde die Bezeichnung: „Naturalist“, welche die Maler der jüngsten Mode sich mit Vorliebe beilegen, ein bischen usurpatorisch; denn ein Naturalist ist jeder Maler. Daß sich eine Gruppe eines besonderen Naturalismus rühmt, erinnert etwas an die Ausdrücke: reichstreu, königstreu, vaterländisch u. s. w., mit denen im politischen Leben gewisse Leute sich ein besonderes Air zu geben und andere, die nicht an ihrem Stammtisch sitzen und nicht auf ihre Zeitung abonniren, zu verdächtigen suchen. Wie jeder anständige Deutsche reichstreu ist, so ist auch jeder Maler ein Naturalist, und es ist ein bischen anmaßlich mit einem besonderen Naturalistentitel zu thun, als ob man die Natur allein für sich gepachtet hätte, und jede Naturauffassung, die der eigenen widerspricht, mit den Ekelnamen Manier, Convention, akademischer Zopf u. s. w. zu belegen.

Naturalismus ist das A und O aller Malerei. Der hieroglyphenmalende Aegypter, der zuerst die Sonne als eine runde Scheibe darstellte, war ein Naturalist; er wollte ein erkennbares Bild des Himmelsgestirnes geben, so treu wie nur irgend möglich; wäre es ihm nicht auf Naturtreue angekommen, hätte er es auch viereckig machen können. Als Giotto den byzantinischen Goldgrund durchbrach und handelnde Menschen darstellte, war er ein Naturalist, als Rubens seine Welt in Licht und Rembrandt die seine in Dämmerung tauchte, waren sie Naturalisten. Es giebt keinen großen noch kleinen Maler, der die Natur nicht anbetete; der nicht bestrebt wäre, auf die eine oder andere Art ein Werk zu schaffen, das der Natur entspricht. So viel Meister, so viel Wege nach diesem großen Montsalvatsch der Kunst.

Aber die Natur ist unendlich; die Kunstmittel sind endlich; wie ist es anzufangen, mit endlichen Mitteln etwas zu machen, was dem Unendlichen ähnlich sieht? Die Neunte Symphonie kann man kaum auf dem Clavier nachspielen; vollends auf der Maultrommel hat es seine Unmöglichkeit. Ach, und die Palette des Malers verhält sich zu der Natur nicht viel anders, als eine Maultrommel zu einem Orchester; — (wenn es überhaupt statthaft ist, von einem Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen zu reden.)

Die Natur umfaßt das höchste Sonnenlicht und Millionen und aber Millionen Farbentöne bis zur schwärzesten Nacht; die Palette geht nicht weiter als von Cremserweiß durch ein paar bunte Erdarten und Metalloxyde zu Beinschwarz. Welch rasendes Unterfangen auf einer so elenden Maultrommel solch gigantische Symphonie nachspielen zu wollen! Dieses Unterfangen jedoch hört auf, rasend zu sein, sobald der Mensch außer seinen äußeren Mitteln, d. h. dem Zeichenstift und der Palette, noch ein inneres Mittel von sehr mysteriösem Charakter, nämlich sein Genie, mit in Bewegung setzt.

> Wenn die Natur des Fadens ewige Länge
> Gleichgültig drehend auf die Spindel zwingt,
> Wenn aller Wesen unharmonische Menge
> Verdrießlich durch einanderklingt. —

dann verleiht sein Genie dem Künstler die souveräne Machtvollkommenheit, den Faden hier abzureißen, um ihn dort wieder anzuknüpfen, in dem verdrießlichen Durcheinanderklingen so und so vielen Stimmen Schweigen zu gebieten, damit die Harmonie der anderen erkennbar werde.

Die Fülle der Gesammterscheinung kann der Künstler nicht wiedergeben, will er auch nicht wiedergeben; denn diese Fülle ist ja bereits vorhanden, wozu eine Copie, eine Tautologie? Aber indem er diese Fülle beschränkt, rechts und links abstreift, was seinem Zwecke nicht taugt, hervorhebt, was ihm nützt, in seinem Geiste, unter seiner Hand scheinbar willkürliche Umgestaltungen vornimmt, fördert er ein Werk zu Tage, das bei aller Verschiedenheit von der Natur, ihr im Grunde ebenbürtig ist. Ja, die einzige Ebenbürtigkeit erlangt hat, die überhaupt möglich war. Man nennt solch geheimnißvollen Proceß im Künstlergeist und in der Künstlerhand Idealisiren oder Stilisiren. Ohne ihn ist noch kein großes Kunstwerk entstanden, weder Michel Angelos Fresken noch Ludwig Richters Holzschnitte, weder die Parthenonsculpturen noch die Altartafeln van Eyks.

Durch einen klaffenden Abgrund ist von einem Künstlergenius der photographische Apparat getrennt. Zwar giebt auch dieser die sichtbare Welt auf der Bildfläche wieder, aber ohne daß der Proceß des Idealisirens und Stilisirens dabei im Spiele gewesen wäre. Der Photographie ist das Auge und der Westenknopf, der Mensch und das Straßenpflaster ganz gleichwerthig; das verdrießliche Durcheinanderklingen der unharmonischen Menge wird von ihr verdrießlich und unharmonisch abgeklatscht. Darum ist — ohne ihre sonstigen Meriten zu verkennen — im Bezug auf ein Kunstwerk gedacht, die Photographie so absolut unleidlich.

Nichtsdestoweniger hat die Erfindung der Photographie zu dem Schluß verleitet, daß ein Gemälde, je ähnlicher einer Photographie, desto ähnlicher der Natur, folglich desto schätzenswerther sei. Da ließ man freudig und wie von einem Alp befreit die schwere Arbeit des Idealisirens bei Seite; es kam ja nicht mehr darauf an, mit Wenigem Viel zu sagen, mit ein paar Licht- und Schattenmassen spröder Freskfarben gottähnliche Männer- und Frauengestalten zu schaffen oder mit ein paar bescheidenen Holzschnittlinien eine holde Mädchenwelt hervorzuzaubern; nach Vorbild der Photographie kann man ja alles sagen, wenn man nur Augen und Westenknöpfe mit gleicher Correctheit behandelt. Und da das „Alles sagen" immer noch auf eigenthümliche Hindernisse stößt, die vornehmlich in den der allzulangen Skala von Cremserweiß, Oker und Beinschwarz zu suchen sind, so läßt man die gottähnlichen Männer- und Frauengestalten und die holden Märchenwelten aus dem Spiel und beschränkt das „Alles" mit kluger Erkenntniß der engen Skala auf einiges Weniges, für die sie nothdürftig ausreichen mag; ja man vermeidet die blühende Fülle des Lebens, das strahlende Fleisch, den leuchtenden Himmel, man malt kein rosiges Kinderköpfchen, keinen Schlachtensturm von Helden gegen Helden mehr, und man geht ins Armeninstitut, ins Hospital, in die Proletarierstube; denn

das, was sich innerhalb solcher Grenzen noch als Natur erweist, das läßt sich allenfalls am Gängelbande der Photographie correcter wiedergeben, als bisher die Kunst überhaupt Gegenstände wieder zu geben pflegte. Diese gesteigerte Correctheit, scheint es, ist der Hauptstolz derer, die sich heute Naturalisten nennen, und möge sich Niemand über den Grad von Geschicklichkeit täuschen, der zu solchem Erfolge nothwendig war, er muß, das erkennt auch der Gegner freudig an, wirklich sehr bedeutend sein, nur involvirt er leider einen Verzicht auf die künstlerische Congenialität mit der Natur. Je genauer der Maler das nachmacht, was die Natur ihm schon einmal vorgemacht hat, desto unmöglicher wird es ihm, etwas hervorzubringen, was nur durch Intervention seines eigenen souveränen Genius hervorgebracht werden konnte. Hätte Michel Angelo nur naturgetreue Abbildungen römischer Modelle gegeben, so würde die Welt nicht die Sybilla delphica besitzen, so wenig wie Photographien der sächsischen Schweiz Bechsteins Märchen illustriren können. Dieses bedingungslose Nachbilden des bereits Vorgebildeten bedeutet schon eine gewisse Armseligkeit; wesentlich verschlimmert aber wird dieselbe durch die kärgliche Auswahl des Vorgebildeten. Die Natur zum Altweiberspital zu degradiren und dann, wenn man Altweiberspitäler mit einer in den Annalen der Kunstgeschichte zuvor unbekannten Meisterschaft malen gelernt hat, zu sagen oder sagen zu lassen: Sieh her, alle Welt, ward wohl je die Natur so treffend, so treu, so echt wiedergegeben? das ist das sich selbst und andere täuschende Moment bei dem modernen Naturalismus. Wenn Heroen und Heilige, Götter und Teufel abgethan sind und die Kunst sich nur eng und streng an die Wirklichkeit halten will; wenn jeder coloristische Traum, jeder lineare Aufbau vergönnt ist und der Alltag das einzige Object sein soll — wohl, sei es drum! Aber man wage sich doch herzhaft an den Alltag heran, der, allen Göttern sei Dank, außer den Erscheinungen der Proletariermisere, doch auch erfreuliche, gesunde, appetitliche Dinge sehen läßt. So lange von der modernsten Malerei die Misere und Häßlichkeit unzertrennlich ist, ist die Bezeichnung Naturalismus eine sehr wenig characteristische. Wie gesagt: die Natur stellen alle Maler dar; die guten gut, die schlechten schlecht; die principielle Häßlichkeit jedoch gehört jener Gruppe der Hof- und Hinterhofmaler des Proletariats allein, und aus ihr sollte ihr Titel abgeleitet werden.

Indessen geziemt sich dem Sieger gegenüber weder Verzweiflung noch Keifen; Erkenntniß der eigenen Schwächen und Fehler und Hoffnung auf eine dereinstige bessere Wendung der Dinge ist das einzig Anständige. Und hier liegt die Hoffnung nahe, daß die gegenwärtige Herrschaft der principiellen Häßlichkeit ein strenges aber nothwendiges Zuchtmittel sei, von dem Gott der Kunst über ein Geschlecht verhängt, welches Gefahr lief, auf einen anderen Irrweg, den der gewissenlosen Schönthuerei zu gerathen. Wenn der Frühling all zu üppig in Laub und Blüthe geschossen ist, thun ihm ein paar derbe Nachtfröste sehr gut; Allem, was da wachsen will, und seine Kraft in überschlanken Trieben vergeudet hat, wird durch sie gewissermaßen Zeit gegeben, sich im innersten Marke wieder zu sammeln. Sehen wir unter solchem ernsthaften Gesichtspunkt die heutigen Grundsätze unserer Neuesten etwas weniger feindlich an, als das leidenschaftliche Herz gerne möchte.

Einen meisterhaften Artikel der Freien Bühne über Polemik von Max Halbe beherzigend, schließe ich diese Zeilen, ehe sie noch bitterer und gehässiger werden. Pro domo habe ich nicht gesprochen; denn mein Metier ist Plafonds, Treppenwände u. s. w. mit Nymphen, Amoretten und dergleichen Gesindel zu decoriren, und es wird wohl noch ziemlich lange dauern, bis das Altweiberspital auf diesem Gebiete meinen Brodkorb gefährdet.

Empfangen Sie den Ausdruck meiner vollkommenen Hochachtung.

Bremen, April 1890. **Arthur Fitger.**

Auf der Suche.

Von Theodor Fontane.

Ich soll Ihnen etwas schreiben, wenn es auch nur eine „Wanderung" wäre. Nun so sei's denn; und wenn nicht eine Wanderung durch die Mark, was zu weitschichtig werden könnte, so doch wenigstens eine Wanderung durch Berlin W. Aber wohin? Ich war tagelang auf der Suche nach etwas Gutem und wollt' es schon aufgeben, als mir der Gedanke kam, mein Auge auf das Exterritoriale zu richten, auf das Nicht-Berlin in Berlin, auf die fremden Inseln im heimischen Häusermeer, auf die Gesandtschaften. Das Neue darin erfüllte mich momentan mit Begeisterung und riß mich zu dem undankbaren Citate hin, undankbar gegen unsere gute Stadt: „Da, wo Du nicht bist, ist das Glück."

Also Gesandtschaften! Herrlich. Aber wie sollte sich das alles in Scene setzen? Wollt ich interviewen? Ein Gedanke nicht auszudenken. Und so stand ich denn in der Geburtsstunde meiner Begeisterung auch schon wieder vor einer Ernüchterung, der ich unterlegen wäre, wenn ich mich nicht rechtzeitig einer mehr als 30 Jahre zurückliegenden Ausstellung erinnert hätte, die der damals von seiner Weltreise zurückkehrende Eduard Hildebrandt vor dem Berliner Publikum zu veranstalten Gelegenheit nahm. Wie wenn es gestern gewesen wäre, steht noch der Siam-Elephant mit der blutroth neben ihm untergehenden Sonne vor mir; was mir aber in der Reihe jener damals ausgestellten Aquarellen mindenstens ebenso schön oder vielleicht noch schöner vorkam, waren einige farbenblasse, halb hingehauchte Bildchen, langgestreckte Inselprofile, die, mit ihrem phantastischen Felsengezack in umschleierter Morgenbeleuchtung, vom Bord des Schiffes her aufgenommen worden waren. Nur vorübergefahren war der Künstler an diesen Inseln, ohne den Boden derselben auch nur einen Augenblick zu berühren, und doch hatten wir das Wesentliche von der Sache, die Gesammtphysiognomie. Das sollte mir Beispiel, Vorbild sein und in ganz ähnlicher Weise, wie Hildebrandt an den Sechellen und Comoren, wollt' ich an den Gesandtschaften vorüberfahren und ihr Wesentliches aus ehrfurchtsvoller und bequemer Entfernung studiren.

Aber mit welcher sollt' ich beginnen? Ich ließ die Gesammtheit der Gesandtschaften Revue passiren, und da mir als gutem Deutschen der Zug innewohnt, alles was weither ist zu bevorzugen, entschied ich mich natürlich für China, Heydtstraße 17. China lag mir auch am bequemsten, an meiner täglichen Spaziergangslinie, die, mit der Potsdamerstraße beginnend, am jenseitigen Kanalufer entlangläuft und dann unter Ueberschreitung einer der vielen kleinen Kanalbrücken von größerem oder geringerem (meist geringerem) Rialtocharakter am Thiergarten hin ihren Rücklauf nimmt, bis der Zirkel an der Ausgangsstelle sich wieder schließt.

Eine Regenwolke stand am Himmel; aber nichts schöner als kurze Aprilschauer, von denen es heißt, daß sie das „Wachsthum" fördern; und so schritt ich denn „am leichten Stabe," nur leider um Einiges älter als Ibykus, auf die Potsdamerbrücke zu, deren merkwürdige Curvengeleise, darauf sich die Pferdebahnwagen in fast ununterbrochener Reihe heranschlängeln, immer wieder mein Interesse zu wecken wissen. Und so stand ich auch heute wieder an das linksseitige Geländer gelehnt, einen rothgestrichenen Flachkahn unter mir, über dessen Bestimmung eine dicht neben mir angebrachte Brückentafel erwünschte Auskunft gab: „Dieser Rettungskahn ist dem Schutze des Publikums anempfohlen." Ein zu schützender Retter; mehr bescheiden, als vertrauenerweckend.

Von meinem erhöhtem Brückenstand aus war ich aber nicht blos in der Lage, den Rettungskahn unter mir, sondern auch das schon jenseits der Eisenschienen gelegene Dreieck überblicken zu können, das zunächst nur als Umspann- und Rasteplatz für Omnibusse bestimmt, außerdem noch durch zwei jener eigenartigen und modernster Zeit entstammenden Holzarchitekturen ausgezeichnet ist, denen man in den belebtesten Stadttheilen Berlins trotz einer gewissen Gegensätzlichkeit ihrer Aufgaben so oft nebeneinander begegnet. Der ausgebildete Kunst- und Geschmackssinn des Spree-Atheners, vielleicht auch seine Stellung zu Litteratur und Presse, nimmt an dieser provocirenden Gegensätzlichkeit so wenig Anstoß, daß er sich derselben eher

freut, als schämt; und während ihm ein letztes dienstliches Verhältniß der kleineren Bude zur größeren außer allem Zweifel ist, erkennt er in dieser größeren, mit ihren schräg aufstehenden Schmal- und Oberfenstern zugleich eine kurzgefaßte Kritik all' der mehr dem Idealen zugewandten Aufgaben der Schwesterbude.

Dieser letzteren näherte ich mich jetzt und zwar in der bestimmten Absicht (es war gerade Erscheinungstag der neuen Nummer), ein Exemplar der „Freien Bühne" zu erstehen, der „Freien Bühne", deren grünen Umschlag einschließlich seiner merkwürdigen Titelbuchstaben im Stile von „Neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr" ich schon von fernher erkannt hatte. Wissend, daß dieser Aufsatz bestimmt sei, in einem der nächsten Hefte besagter Wochenschrift zu erscheinen, hielt ich es für eine Anstandspflicht, durch Selbstbesteuerung meine staatliche Zugehörigkeit auszudrücken und richtete deshalb, als ich nahe genug heran war, um bequem auf den grünen Umschlag hindeuten zu können, an die dame de comptoir die herkömmliche Frage: „Wie viel?" „Vierzig Pfennig." „Und wird viel gekauft?" „Ja", sagte sie freundlich und zugleich verschmitzt genug, um mir ihre Mitverschworenschaft außer Zweifel zu stellen.

Das Heft vorsichtig unter den Rock knöpfend, war ich inzwischen bis an den Anfang jener Straßenlinie vorgedrungen, die sich unter verschiedenen Namen bis zu dem Zoologischen Garten hinaufwindet, die ganze Linie eine Art Deutz, mit Köln am anderen Ufer, dessen Dom denn auch von der Mathäikirchstraße her herrlich herübersah und die Situation beherrschte. Nun kam „Blumes Hof" und gleich danach die Genthinerstraße mit ihrem Freiblick auf den Magdeburgerplatz; und abermals eine Minute später stand ich vor Lützow-Ufer 6—8, oder was dasselbe sagen will, vor dem drei Häuserfronten in Anspruch nehmenden „Statistischen Amt" — einem ganz eigenartigen Bau, der sich nur zu sehr mit den grundlegenden Prinzipien der Baukunst, wonach Großes und Kleines, und wenn es die Statistik wäre, seiner speziellen Bestimmung gemäß gestaltet werden muß, zu decken scheint.

Und nun war der Brückensteg da, der mich nach China hinüberführen sollte. So schmal ist die Grenze, die zwei Welten von einander scheidet. Eine halbe Minute noch, und ich war drüben.

Kieswege liefen um einen eingefriedeten lawn, den an dem einen Eck ein paar mächtige Baumkronen überwölbten. Da nahm ich meinen Stand und sah nun auf China hin, das chinesisch genug da lag. Was da vorüberfluthete, gelb und schwer und einen exotischen Torfkahn auf seinem Rücken, ja, war das nicht der Yang-tse-kiang oder wenigstens einer seiner Arme, seiner Zuflüsse? Am echtesten aber erschien mir das gelbe Gewässer da, wo die Weiden sich überbeugten und ihr Gezweig eintauchten in die heilige Fluth. Merkwürdig, es war eine fremdländische Luft um das Ganze her, selbst die Sonne, die durch das Regengewölk durchwollte, blinzelte chinesisch und war keine richtige märkische Sonne mehr. Alles versprach einen überreichen Ertrag, ein Glaube, der sich auch im Näherkommen nicht minderte; denn an einer freigelegten Stelle, will sagen da, wo die Maschen eines zierlichen Drahtgitters die chinesische Mauer durchbrachen, sah ich auf einen Vorgarten, darin ein Tulpenbaum in tausend Blüthen stand und ein breites Platanendach darüber. Alles so echt wie nur möglich, und so war es denn natürlich, daß ich jeden Augenblick erwartete, den unvermeidlichen chinesischen Pfau von einer Stange her kreischen zu hören.

Aber er kreischte nicht, trat überhaupt nicht in die Erscheinung, und als mein Hoffen und Harren eine kleine Viertelstunde lang ergebnißlos verlaufen war, entschloß ich mich ein langsames Umkreisen des chinesischen Gesammt-Areals eintreten zu lassen. Ich rückte denn auch von Fenster zu Fenster vor, aber wiewohl ich, laut Wohnungsanzeiger, sehr wohl wußte, daß, höherer Würdenträger zu geschweigen, sieben Attachés ihre Heimstätte hier hatten, so wollte doch nichts sichtbar werden, eine Thatsache, die mir übrigens nur das Gefühl einer Enttäuschung, nicht aber das einer Mißbilligung wachrief. Im Gegentheil. „Ein Innenvolk" sagte ich mir „feine, selbstbewußte Leute, die jede Schaustellung verschmähn. All die kleinen Künste, daran wir kranken, sind ihnen fremd geworden und in mehr als einer Hinsicht ein Ideal repräsentirend, veranschaulichen sie höchste Kultur mit höchster Natürlichkeit". Und in einem mir angebornen Generalisirungshange das Thema weiter ausspinnend, gestaltete sich mir der an

Fenster und Balkon ausbleibende Chinese zur Epopöe, zum Hymnus auf das Himmlische Reich.

Schließlich, nachdem ich noch einigermaßen mühevoll, weil durch den Flur des Hauses hin, einen in einer Hofnische stehenden antiken Flötenspieler entdeckt hatte, war ich um die ganze Halbinsel herum und stand wieder vor dem Gitterstück mit dem Tulpenbaum dahinter. Aber die Scene hatte sich mittlerweile sehr geändert; und während mehr nach rechts hin, in Front der massiven Umfassungsmauer, vier Jungen Murmel spielten, sprangen mehr nach links hin, vor einem ähnlichen Mauerstück, mehrere Mädchen über die Corde. Die älteste mochte elf Jahre sein. Jede Spur von Mandel- oder auch nur von Schlitzäugigkeit war ausgeschlossen, und das muthmaßlich mit Wasser und einem ausgezahnten Kamm behandelte Haar fiel, in allen Farben schillernd, über eine fusslige Pellerine, der Teint war griesig und die grauen Augen vorstehend und überäugig; so hupste sie, gelangweilt, weil schon von Vorahnungen kommender Herrlichkeit erfüllt, über die Corde, der Typus eines Berliner Kellerwurms.

Ich sah dem zu. Nach einigen Minuten aber ließen die Jungens von ihrem Murmelspiel und die Mädchen von ihrem über die Corde springen ab und gaben mir, auseinanderstiebend, erwünschte und bequeme Gelegenheit, die blau und rothen Inschriften zu mustern, die gerade da, wo sie gespielt hatten, die chinesische Mauer reichlich bedeckten. Gleich das Erste, was ich las, war durchaus dazu angethan, mich einer reichen Ausbeute zu versichern. Es war das Wort „Schautau". Wenn „Schautau" nicht chinesisch war, so war es doch mindestens chinesirt, vielleicht ein bekannter Berolinismus in eine höhere fremdländische Form gehoben. Aber all' meine Hoffnungen, an dieser Stelle Sprachwissenschaftliches oder wohl gar Geschichte von den Steinen herunterlesen zu können, zerrannen rasch, als ich die nebenstehenden Inschriften überflog. „Emmy ist sehr, sehr nett" stand da zunächst mit Kinderhandschrift über drei Längssteine hingeschrieben, und es war mir klar, daß eine schwärmerische Freundin Emmy's (welche letztere wohl kaum eine andere als die mit der Pellerine sein konnte) diese Liebeserklärung gemacht haben müsse. Parteiungen hatten aber auch dies Idyll an der Mauer schon entweiht, denn dicht daneben stand: „Emmy ist ein Schaf", welche kränkende Bezeichnung sogar zweimal unterstrichen war. Auf welcher Seite die tiefere Menschenkenntniß war, wer will es sagen? Haß irrt, aber Liebe auch.

Ich hing dem allem noch nach, mehr und mehr von der Erfolglosigkeit meiner Suche, zugleich auch von der Nothwendigkeit eines Rückzuges durchdrungen. Ich trat ihn an, nachdem ich zuvor noch einen Blick nach dem gegenübergelegenen Hause, Heydtstraße 1, emporgesandt hatte. Hier nämlich wohnt Paul Lindau, der, als er vor kaum einem Jahrzehnt in diese seine Chinagegenüberwohnung einzog, wohl schwerlich ahnte, daß er, ach, wie bald, von einem Landsmann (auch Johannes Schlaf ist ein Magdeburger) in den Spalten dieser Zeitschrift als Stagnant und zurückgebliebener Chinesling erklärt werden würde.

Was nicht alles vorkommt!

Und wieder eine Viertelstunde später, so lag auch die heuer schon im April zur Maienlaube gewordene Bellevuestraße hinter mir und scharf rechts biegend, trat ich bei Josty ein, um mich, nach all den Anstrengungen meiner Suche, durch eine Tasse Kaffee zu kräftigen. Es war ziemlich voll unter dem Glaspavillon oben, und siehe da, neben mir, in hellblauer Seide, saßen zwei Chinesen, ihre Zöpfe beinah kokett über die Stuhllehne niederhängend. Der Jüngere, der errathen mochte, von welchen chinesischen Attentaten ich herkam, sah mich schelmisch freundlich an, so schelmisch freundlich, wie nur Chinesen einen ansehen können, der Aeltere aber war in seine Lektüre vertieft, nicht in Kon-fut-se, wohl aber in die Kölnische Zeitung. Und als nun die Tasse kam und ich das anderthalb Stunden lang vergeblich gesuchte Himmlische Reich so bequem und so mühelos neben mir hatte, dacht' ich Platens und meiner Lieblingsstrophe:

Wohl kommt Erhörung oft geschritten
Mit ihrer himmlischen Gewalt,
Doch *dann* erst hört sie unsre Bitten,
Wenn unsre Bitten lang verhallt.

Theater.

Lessingtheater: Zwei Zweiacter.

Etwas Verschiedeneres, als die beiden Stücke, welche am Sonnabend, den 3. Mai im Lessingtheater zur Aufführung gelangten, läßt sich nicht denken. Sie haben nur den Vornamen des Dichters und den Anfangsbuchstaben seines Familiennamens mitsammen gemein, sonst nichts. „Ein Besuch," das Schauspiel von Eduard Brandes, (Deutsch von Julius Hoffory, Berlin, S. Fischer) weist in die litterarische Zukunft; „Mädchenrache," die Komödie von Eduard Bauernfeld, in die litterarische Vergangenheit. Hier spanisches Costüm, dort modernes Problem; hier Degen und Mantel, dort Dampfschiffahrt und Zeitungslectüre; hier harmloses, manchmal recht spaßiges Reimgetändel, dort die Prosa erschütterter Gemüther, hier romantischer Ulk, dort bürgerlicher Ernst; hier Spiel, dort Leben. Der Epigone Moretos und Halms wehrt sich gegen einen modernen Geist.

Mit seinen 88 Jahren darf der freundliche Bauernfeld getrost sich zu den Alten zählen und Niemand wird ihm seine kleinen Sticheleien gegen die neue, nach Licht ringende Dichtkunst verübeln. Diese Sticheleien sind amüsante Documents humains für den geistreichen und launigen Causeur, der seiner Zeit genug gethan hat und seiner Vergangenheit treu bleiben darf. Wir gehn darum mit spanischer Höflichkeit an seiner „Mädchenrache" vorüber, um dem nagelneuen „Besuch" fest und dreist in die Augen zu sehen.

Ein Theil der Berliner Tageskritik hat dem Werke des Kopenhagener Publicisten wieder mal völlig rathlos gegenüber gestanden; und was für den armen Teufel die Fliegen bedeuten, das ist für solchen Kritiker in Nöthen die litterarische Anlehnung und Beeinflussung. Wer über eine Dichtung garnichts Gescheites zu sagen weiß, hascht und schnappt nach berühmten Mustern. Weil bei Brandes ein junges Eheglück dadurch gestört wird, daß der Mann an der Vergangenheit des Weibes einen Makel entdeckt, so zieht solch' wunderlicher Referente sofort ein 21jähriges Stück des jüngeren Dumas herbei, wo die Frau in der Vergangenheit des Mannes nachträglich einen Makel entdeckt. Der Vertreter der öffentlichen Meinung, der diese thörige Parallele weit herholt, scheint nicht blasseste Ahnung zu haben, daß das zweite Problem, die sogenannte Sittlichkeitsfrage, gerade im skandinavischen Norden neuerdings eine ganze Litteratur aufgeworfen hat, und wie Eduard Brandes zusammen mit seinem Bruder Georg publicistisch lebhaft gegen diese Sittlichkeitsagitation ankämpft, so hielt er auch seinen „Besuch" davon fern. Der junge Ehemann hat sein Leben mit Lebeleuten genossen, und die Gemeinschaft des Lebensgenusses hatte sogar eine jener flachen und faden Freundschaften erzeugt, die keine andere Bedingung und keine andere Basis haben, als den Lebensgenuß und darum zusammenstürzen, sobald das Blatt sich wendet. In seiner jungen Ehe denkt er ohne bittre Reue an die Taumelzeit zurück, und er hat sich wohl gehütet, ein Weib mit den Ansprüchen der Björnson'schen Handschuh-Svava zu heirathen. Und wenn er den Besuch des alten Sumpfkumpans mit sehr abgekühlten und verlegenen Gefühlen empfängt, so ist es nicht sittliche Scheu über begangene Jugendsünden, sondern höchstens ein leicht humoristischer Katzenjammer, der sein gutes Herz wenigstens im flüchtigen Gespräch der Sittlichkeitsfrage interessirt zuwendet, vor allem aber ist es die Empfindung des glücklichen Gatten, der sich die Freude eines idyllischen Jetzt nicht durch Erinnerungen an ein tolles Ehedem will durchkreuzen lassen. Wer reine Luft athmet, denkt nicht gern an den Dunst der Bierstube, auch wenn er sonst ein guter Zecher ist. Diese

Stimmung beim Besuch des Freundes, der noch der Alte geblieben und nur älter geworden ist, wird im Drama mit dichterischer Kraft erzeugt, und diese dichterische Kraft zeigt sich allenthalben in der geschickt emporgeführten Handlung, der feinen Motivirung alles dessen, was zufällig sein könnte, und vor allem in der Charakteristik der drei handelnden Personen. Die sind nicht nach der alten unseligen Bühnengewohnheit auf eine einzelne typische Eigenschaft gestellt, sondern in den verschiedenen Situationen wogen die verschiedensten Empfindungen in ihrer Seele auf und ab und streiten wider einander. Man macht es im Referat der „Post" dem Verführer, der sich als Freund des Gatten der Verführten entpuppt, zum Vorwurf, daß er sinnlich gereizt wird durch den Anblick des Weibes, dem er während einer Nacht so nah gewesen und dann doch vom Zustande des zur Klarheit gekommenen Gatten, der sein Freund war, tief bewegt wird. Jenes paßt in das Schurken-Schema, dieses nicht. „Unbegreiflich!" ruft der Recensent. O nein! mein Recensent, das ist gar nicht unbegreiflich, und wenn ihr über die moralischen Effecte der neuen Kunst jammert, so sei Euch gesagt, daß die große sittliche Mission der neuen Kunst darin liegt, daß sie nicht die Menschheit eintheilt in lauter Schurken hier und lauter Biederleute dort, sondern daß sie eine menschliche Seele in ihren natürlichen Irrungen und Schwankungen zeigt, in den Kämpfen, die in jeder Mutter Sohn das Gute mit dem Gemeinen, aus dem nach des großen Idealisten Schiller Wort der Mensch gemacht ist, durchführen. Im Leben nehmen wir uns das natürliche, aber vielleicht nicht ganz moralische Recht, einen Mitmenschen nur nach unserem eignen Urtheil zu beurtheilen, d. h. nach den Worten und Thaten, die wir zufällig von ihm wissen, und diese Thaten und Worte treten auch nur im subjecten Scheine unsrer eignen Lebensauffassung und Menschenkenntniß vor uns hin. Wir erklären diesen für einen Schuft, jenen für einen netten Kerl und den dritten für einen Esel. Oft rectificiren wir unser Urtheil nach genauerer Bekanntschaft, oft wird es uns von Leuten bestritten, denen wir sonst vertrauen; immer tappen wir mehr oder weniger im Dunkel, und wenn wir einen zu unsrem Glück nicht sehr häufigen Moment der Selbsterkenntniß haben, so müssen wir uns gestehen, daß wir in den meisten Fällen voreilig, ungerecht, ohne genügende Sachkenntniß entweder zu Gunsten oder zum Schaden einer Creatur geurtheilt haben, die gleich uns Menschenantlitz trägt.

Im Leben wäre es vielleicht kaum wünschenswerth, daß wir uns dieses Wirrwarrs immer bewußt werden, denn wollten wir solange warten, bis wir in allen menschlichen Dingen völlige, objective Klarheit finden, so würde ein solches practisch geübtes Gerechtigkeitsgefühl alle Thatkraft lähmen und also alle Leistung vereiteln. Da mag uns denn in den Gebilden künstlerischer Phantasie diese Klarheit werden. In der Gewalt des Dichters liegt es, uns bis auf den Grund einer Menschenseele zu führen und sie ganz durchsichtig vor uns hinzulegen, in all ihrem Für und all ihrem Wider. Und wenn man durchaus von der Einwirkung der Kunst auf die Moral etwas wissen will, so liegt hier eine Bereicherung der Menschenkenntniß, welche nicht ohne ethische Effekte auf die Gesammtheit bleiben kann, auch wenn die Erzielung solcher Effekte nicht Selbstzweck des Dichters war.

Eine solche Bereicherung der Menschenkenntniß liegt in dem Brandes'schen Zweiakter. Wir sehen hier durch die Gewalt eines Schicksals drei Menschenseelen sich entblößen. Das ist das Resultat dieses Dramas, welches keineswegs auf eine These hinausläuft. „Darüber kann kein Mann weg", sagt in Hebbels Maria Magdalene der alte Tischler Anton, als seine Tochter gefallen ist. Von seinem Standpunkt aus hat er vollkommen Recht, da es seine Ansicht und sein Gefühl ist. Wenn aber neue, französische Dramatiker kommen und die Frage aufwerfen, ob ein anständiger Mann ein gefallenes Weib heirathen darf oder nicht, wenn sie auf diese Frage durch Ja oder Nein eine allgemein giltige Antwort geben wollen, so ist das,

ich finde kein feineres Wort dafür, Mumpitz. Denn die Antwort wird in jedem einzelnen Fall anders lauten. Und darum ist Eduard Brandes sehr im Recht, daß er sich nicht auf eine allgemeine Legislatur einläßt, sondern einen Einzelfall hervorholt und die Entscheidung des Gatten nur ahnen läßt. Wäre in der sonst sehr gut inscenirten und geplanten Darstellung des Lessing-Theaters die große Auseinandersetzung des Ehepaares nicht durch sentimentales Gedusel beeinträchtigt worden, hätten die beiden Schauspieler die Situation in ihrer ganzen Tiefe empfunden und sich nicht mit seelenlosen Geberden begnügt, so würde man den Sinn des Dramas nicht blos dumpf gefühlt, sondern auch verstanden haben und nicht verlangen, daß der Gemahl im Augenblick drangvollster Seelenqual freudig ein „Ende gut Alles gut" spricht. Dieser Neergaard empfindet alle Schmerzen seines Schicksals und giebt ihnen Ausdruck, aber zuletzt stößt er sein Weib doch nicht von sich; ihm graut vor der Zukunft, aber er glaubt sich, so wie die Dinge liegen, nicht im Recht, sie von sich und seinem Kinde zu stoßen. Ob dann noch die Wunde vernarbt, ob nicht doch noch ein Glück in diesem Hause blüht — wer weiß es? Das Drama ist aus, denn im Conflict sind die Charaktere entfaltet. „Ich würde anders handeln", sagte Jemand im Foyer. „Nein," erwiderte sein Nachbar, „ich würde ganz ebenso handeln." Beiden glaub ich es, denn so verschieden sie an Gestalt, Stimmung und Wesen waren, so verschieden werden sie sich mit dem Schicksal abfinden, und Niemand sollte sich erdreisten, dem Einen Recht, dem Andern Unrecht zu geben.

Paul Schlenther.

Freie Bühne: Von Gottes Gnaden. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arthur Fitger.

Man kennt die Geschichte vom Grafen Kolowrat. „Ich hasse diesen Wagner", rief er, aus dem Theater heimkehrend, „ich kann ihn nicht ausstehen"; auf die erstaunte Frage aber, ob denn nicht heute italienische Oper gewesen, antwortete er: „Freilich, die „Norma" war. Aber das ist es ja gerade: die Musik, die mir früher so viel Freude gemacht — heut kann ich sie nicht mehr anhören; der Wagner hat sie mir verleidet. Ihn mag ich noch nicht — und die „Norma" mag ich nicht mehr!"

Dies ist die Situation unseres Publikums, dem alten und dem neuen Drama gegenüber: an beiden zweifelt es verdrießlich. An Gerhart Hauptmann glaubt es noch nicht; an Arthur Fitger nicht mehr. Wie die Probe aufs Exempel, steht am Ausgang des ersten Lebensjahres der Freien Bühne das Schicksal des Dramas „Von Gottes Gnaden" da; und gleich dem 20. Oktober 1889, dem Tage von „Vor Sonnenaufgang", so darf auch der 4. Mai 1890 ein litterarhistorisches Interesse beanspruchen: er bezeichnet den Todestag der historischen Tragödie alten Stiles. Unter Hohn und Gelächter und rohem Lärm verschied sie; sie ruh in Frieden.

Derjenige Theil des Publikums, der am Sonntag im Lessing-Theater ein Gottesgericht vollzogen hat, war sich freilich alles andern eher bewußt, als einer litterarhistorischen Mission; die Lust am Ulk, die kunstfremde Schadenfreude, die brutale Zerstörungslust des Kindes sprach aus ihm. Daß da oben, trotz allem, ein Poet, ein sehr sympathischer, kräftiger Poet zu Worte kam, dem man Respect schuldete, daß neben dem Verfehlten dramatisch Gelungenes begegnete, Geistreiches, Bedeutendes, Ergreifendes, daß dort tüchtige Künstler standen, im schönen Eifer einer Aufgabe hingegeben, an die sie glaubten, — das hielt die üble Laune und den Uebermuth jener Hörer nicht einen Augenblick auf; plump lachten sie in die Rede des Dichters hinein, und sie glaubten sich wunder wie klug, wenn sie gewagte Wendungen, Tropen und rhetorische Floskeln, nüchtern spottend verhöhnten. Aber dennoch: was in dieser ungezogenen und maßlosen Opposition, ihr selbst unbewußt, reagirte, war zuletzt nichts anderes, als der Natürlichkeitsdrang der Zeit; und schwerer, als mancher Sieg der neuen Kunst, wiegt darum diese Niederlage der alten: der Naturalismus triumphirt auf der ganzen Linie, offensiv wie defensiv.

Die Probe aufs Exempel nannt ich die Aufführung. Eine ehrliche Probe, selbstverständlich. Mit aller Sorgfalt hat der Regisseur der Freien Bühne, Herr Meery, die Tragödie vorbereitet,

mit allem Eifer haben die Darsteller (Herr Pittschau, Herr Waldow, Herr Eppens, Herr Szika, Frau Bittner und Frl. Leuthold) sie verkörpert; und wenn ein volles schauspielerisches Gelingen dennoch ausblieb, so trägt die Schuld (nächst dem stimmungraubenden Lärm der Opposition) auch die besondere Art der Dichtung: während die naturalistischen Werke, welche wir bisher auf der Freien Bühne gesehen, das Beste im Darsteller aufwecken, während sie ihn zwingen, lebenstreu, discret und menschlich wahr zu sein, treibt die Tragödie hohen Stiles ihn vielmehr in Declamation und Pathos mitten hinein, und der Stelzengang der Sprache läßt ihn steif erscheinen und geziert. Die Bedeutung, welche der Naturalismus für unsere Schauspielkunst besitzt, ist mir niemals so klar geworden, wie in der jüngsten Aufführung; ein Jeder, der Sinn für das moderne Theater hat, sollte sie freudig erkennen — wie er auch sonst zu den litterarischen Principienfragen stehen mag.

Ein Schlagwort, das am Sonntag von Mund zu Munde ging, bezeichnet am Besten die herrschende Stimmung: Operette, lautete es. Weil Fitger seine Handlung in einen deutschen Kleinstaat verlegt hat, weil er seine Fürstin von Gottes Gnaden sich in Liebe einem kräftigen Manne aus dem Volk neigen läßt, ward die Erinnerung an die „Großherzogin von Gerolstein" in den allzugescheidten Zuschauern lebendig; und schon im ersten Act war man grausam genug, die Tragödie nicht ernst zu nehmen. Der böse Offenbach! Er hat nicht nur, der Spötter, den Olymp entvölkert, und Orpheus und Eurydice in parodistische Gestalten gewandelt; er hat auch, wie die Götter, so die Fürsten in die Operette hinabgestoßen und unsern Blick geschärft für die Komik der Theaterhoheiten, für das hohle Spiel der Pose. Er, nicht der Pathetiker, ist dem Gottesgnadenthum gefährlich: doch die hohe Polizei verbietet Fitger und läßt Meister Offenbach freie Bahn.

Die skeptische Laune der Hörer dauerte an, so lange der Dichter nicht die volle Herrschaft über seine Kraft gewann: als aber im vierten Akt seine starke, al fresco malende Darstellung an die Scenen der Revolution kam, als in diesen Mühseligen und Beladenen, diesem Zug der zerlumpten Bettler ein Stück socialen Elends zitternd die Bühne beschritt, schlug die Stimmung plötzlich um, und in gespanntestem Aufhorchen, völlig im Bann der Dichtung nun, verfolgte man die mächtigen, bühnenmäßig belebten Auftritte. Was die alte Kunst kann, und was uns jetzt (mag man es bedauern oder preisen) verloren gehen wird, die breite, pastose Führung, das packend Theatralische, zeigte sich hier noch einmal siegreich; aber nur wie ein letztes Aufflackern war es der sterbenden Historie, und abermals ließ der fünfte Akt die Stimmung auf kühlen Spott herabsinken. Und als zuletzt die Fürstin den Gatten tödtet, und dann besorgt fragt: „Schmerzt es sehr?" — da ward unter lautem Gelächter das Werk eines unserer anerkanntesten Dramatiker begraben. Nicht nur das Werk, auch die Gattung ward begraben; und mit Fitger's Helden müssen wir nun zu den deutschen Dichtern sprechen: „Legt den Goldreif von euch und schickt ihn in die Raritätenkammer, zu den römischen Urnen und versteinerten Knochen. Dort mag er im Glasschranke liegen, den kommenden Geschlechtern ein wunderwürdiges Schaustück aus gewesenen Zeiten."

Otto Brahm.



Die gute Schule.

Seelische Zustände.

Von

Hermann Bahr.

Langsam, ganz langsam schlenderte er. Oft stockte er, gaffend. Oder er bog auch links, rechts, nach einem Schaufenster, zu einer Drehorgel, hinter einer Dirne.

Er schritt nach dem Thore des Gartens. Dann aber, statt ins Gewühl zu tauchen, wich er zurück und ging den Boulevard weiter. Und noch einmal kehrte er sich nach dem Garten.

Aber wieder, vor dem Thore, hielt er an, sah hinauf und hinunter, lange. Der Tag, der wich, ließ seinen blauen Mantel nur zurück, den unten am Saume silberner Nebel stickte; und die Laternen flimmerten, zwei lange Reihen, wie große Knöpfe aus Messing. Da schaute er hinein, wie sich die Nacht formte.

Und wieder auf die andere Seite hinüber, nach dem großen Magazin, vor dem Panthéon. Da hingen, wie blutige Sonnen, zwei Ketten rother Schirme aufgespannt, scharlachen, mit dottergelben Erbsen getupft, und rothe Taschentücher lagen aus und unter den Schichten purpurner Gewänder schmachtete ein einziges sehr grünes, von einem inbrünstigen, sehnsüchtigen Grün. Der reine Rochegrosse, sagte er; es gefiel ihm.

Er musterte es sehr lange. Er näherte sich und entfernte sich, die Wirkungen zu vergleichen. Aber nein.

Er stöberte unter den Büchern, gleich daneben, wühlte herum, griff eins heraus, las eine Seite, blätterte, warf's weg. Er bog um die Ecke zurück, wieder den Boulevard zu verfolgen. Hinab, gegen das Wasser.

Er schritt sehr langsam, als wäre ihm leid um jeden Tritt. Ersichtlich hätte er gern erfahren, wohin er eigentlich ging. Er suchte eine Bestimmung

An der Ecke, indem er seine kleine Holzpfeife ausklopfte und wieder stopfte, nachdem er sie umständlich gereinigt und den Zug erprobt hatte, wartete er, ob sich nicht was Vergnügliches ereignen wollte; wenigstens eine Prügelei. Wenn sie von dieser Revolution schon so viel Aufhebens machten, hätte sich's wohl gebührt, von staatswegen dergleichen aufzuführen. Das bischen Beleuchtung — pah! Daraus machte er sich nicht viel.

Er ermüdete und, wie das Gewühl wuchs, wurde er ungeduldig. Und dann ärgerte er sich, so verdrossen zu sein und sich selber wieder die Freude zu vergällen. Und dann ärgerte er sich der dummen Laune, überhaupt das Atelier verlassen zu haben. Er wollte zurück. Aber da er nun einmal da war, war es am Ende doch eigentlich gescheiter .... so schwankte sein Wille, so schwankte sein Weg.

Vor dem Brunnen, auf dem Platze des heiligen Michaël, starrte er aufs schwere, schwarze Wasser, das ächzend schwoll. Er war sehr mißmuthig und in kurzen, hastigen, abgerissenen, spitzigen und schrillen Pfiffen zerhackte er seinen Verdruß, unwirsch vor sich hin. Er wußte es, daß er unnütz und in Aerger seine Zeit verthat, wenn er nicht heimkehrte; aber wenn er heimkehrte, dann war ihm sicher erst recht der ganze Abend verdorben. Er kannte sich, es war ja nicht das erste Mal. Und er war sich wieder sehr zuwider.

Schon entflammte sich das Fest, dieses erste in der großen Kirmeß aller Völker, die den anderen Tag begann. Singen und Jauchzen war überall, aus Stolz und Freude. Jungen, unter vielem Geschrei, manche in Masken, brannten Magnesium-fäden, deren weiße Streifen grell auflohten, in den langen Alleen gelber Lampen.

In ihm wuchs die Trauer mit dem Jubel um ihn; das Licht that ihm wehe,

weil seine Seele finster blieb. Paare schmiegten sich, lachten, küßten; er sah es neidisch. Aber dann raffte er sich zur Verachtung des gemeinen Glückes auf, das nur den Dummen und Gewöhnlichen sich gewährt. Dieses weckte seinen Stolz und durch einige Beispiele aus der Kunstgeschichte, mit denen er sich verglich, beruhigte er sich. Es befriedigte ihn, daß kein Künstler jemals Zufriedenheit findet.

Aber es dauerte nicht lange. Er ging wieder zurück, wieder hinauf, einem Mädchen nach. Sie gefiel ihm, und da, auf einmal, fuhr es durch ihn, daß er eine Mätresse haben müsse.

Eine Mätresse, ja, wie die anderen, gegen die Einsamkeit. Bescheiden, billig, gar nichts Besonderes, nur daß er nicht mehr mit sich allein wäre. Nur daß sie ihm die schwarzen Schmetterlinge wegfinge, die schwarzen Schmetterlinge seiner Grillen und Launen.

Da war er immer allein und stöberte sich nur immer im Gehirne und, natürlich, da staubte und moderte es dann aus allen Löchern und Winkeln. Da sann er nur immer und sann, über Kunst und Leben, und je länger er dachte, desto weniger wußte er am Ende und alle Pläne verwirrten sich zuletzt und in nichts mehr that er sich genug. Eine Mätresse — das Hamletische im Künstler verlangt eine Mätresse, unbedingt.

Er ließ das Mädchen aber wieder, an der Ecke des Germain, weil sie zu eilig in der Freundschaft war. Nein, das liebte er nicht; er wollte werben und erobern, nach bezwungenen Gefahren. Und überhaupt: eine kleine Mätresse that es nicht; eine große Leidenschaft war's, was er brauchte.

Ja, eine große Leidenschaft fehlte ihm — das war es, wie er sich auch mit allerhand Plänen darum herumreden mochte. Eine große Leidenschaft, die seiner Seele einen „Schups" gäbe und das Geheimniß aufrüttelte, das sie so krampfhaft umklammerte — seine alte, ewige Sehnsucht. Das Gewöhnliche erstickte ihn; er brauchte ein Besonderes, würdig seiner besonderen Natur, ein Ereigniß, ja — nicht eine Mätresse, eine Leidenschaft fehlte ihm.

Die Stöße und Schauer einer Leidenschaft, wild und ungestüm, sagte er vor sich hin, zwei Mal, mit einer großen, weiten, runden Geberde, indem er die Pfeife hinaus schwang; und er fühlte, wie ihm die bloße Vorstellung schon das Blut aufwallte und die Seele erweckte, einen Frühling von blühenden Gefühlen. Ja, dieses: durch fremde Gewalt und Erschütterung von außen die Trägheit und den Bann von der Seele zu schütteln, in welchen es schlief, das unsägliche, drinnen, unten, tief, am Grunde — er fühlte es ja so laut, so stürmisch, wie es rauschte und schwoll, hämmerte und pochte, wuchs und rang. Ja, dieses: so einmal vom Glücke aus der Verzauberung befreit, den versunkenen Schatz zu heben, das blieb, in Traum und Wachen, seine unvergängliche Begierde.

Er war nun aber wieder, das zweite Mal, auf dem Platze von Sankt Michael, vor dem großen Brunnen, dessen lustige Sprünge plätscherten. Und immer noch wußte er sich nichts mit diesem verunglückten Abend, keine Spur. Sicherlich, diese öde Wanderung, immer nur hinauf und hinab, von der Brücke bis zum Garten, vom Garten wieder nach der Brücke, zwischen Gaffern und Schwätzern, deren Fülle schwoll — nein, sicherlich, darin konnte er nicht verharren.

An Theater war nicht zu denken; unmöglich, ohne sich eine Stunde lang auszustellen. Die Freunde — ja, das juckte heute alles mit seinen Mätressen herum, zur höheren Ehre von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Also wieder in den Divan Japonais, zum hundertsten Male, um zum hundertsten Male der kleinen Rose Pompon zu klatschen, mit dem schiefen Maul und den verkehrt eingehängten Beinen, und zum hundertsten Male die lahmen Späße des dicken Dondinnet zu dulden, der dort Paulus war?

Heimkehren, heimkehren. Immer die nämliche Geschichte, jedes Fest, gerade

weil man um jeden Preis sich vergnügen sollte, vorsätzlich, von vorn herein. Für die Schneider mochte das angehen; mit diesem grimmig zerknirschten Schimpfe meinte er die anderen alle, außer den Malern.

Heimkehren, heimkehren — ja, wer es konnte! Aber dann hätte er sich nicht erst in die Schwärme der Dummköpfe geflüchtet, überhaupt nicht, von allem Anfang an. Zurück in die Folterkammer, die Marter wieder von vorn zu beginnen, noch einmal — lieber gleich ins Wasser!

Ja, langweilig, hier — zum Sterben, gewiß. Immerhin! Aber dort, das war ja der Wahnsinn, vor jenem entsetzlichen Fetzen, Wahnsinn und Verzweiflung, ohne Erbarmen.

Nun hatte er doch einen schmalen Sessel erobert, vor dem Café Soufflet, mitten im Geheul, zu einer beschaulichen, nachdenklichen Chartreuse. Da wartete er. Er wußte nicht, was er erwartete, nur daß er nicht heimkonnte, bevor es nicht gekommen — nein, niemals!

Und wie würde es denn mit dem Großen erst werden, wenn er von Diesem schon solche Qual litt, von diesem elenden Quark, der doch kaum noch eine erste Annäherung war und nur erst, in behutsamer Botschaft, verkündigen, melden und vorbereiten sollte, zur Erziehung der leicht scheuen Menge, vorbereiten auf jenen gewaltigen Traum, auf „das Bild", wie er es hieß, mit einem besonderen heißen Ton, in welchen er mit vollen Backen alle Hoffnung und allen Glauben blies? Er erschauerte.

Ach, der schöne Wahn des ersten jungen Wagemuthes! Der schöne, freudige Wahn, sich in rüstigen Märschen zu nähern, von Vorwerk zu Vorwerk, unaufhaltsam an die Wälle, von Sieg zu Sieg bis in das letzte Reduit der großen Kunst! Und an jedem neuen Triumph gewänne er neues Vertrauen, und an dem Ruhme, dem Stolze wüchse ihm die Kraft — die neue Himmelfahrt, mit Posaunen und Pauken, in Engelschören, mitten in die Sternenglorie hinein! Ja freilich.

Es war eine einzige ewige Fopperei, an der Nase im Kreise herum, von Enttäuschung zu Enttäuschung. Freilich, wenn er begann, jedes Mal, nach der ersten Erscheinung des Neuen im jauchzenden Gemüthe — aber die Hoffnung hielt niemals, und verächtlich verwarf er das kaum Fertige immer, unwürdig und mißrathen. Es waren ja manchmal „ganz schöne Sachen darin", und neben den Werken der anderen — ja, aber nur an der eigenen Begierde durfte er's nicht messen, nicht an der eigenen Hoffnung prüfen.

Und an jedes Neue, tausend Mal enttäuscht, ging er mit kühnerem Muthe immer, aus heißerem Rausche, und von jedem Neuen kam ihm nur immer wildere Qual, nach tieferem Sturze. Je näher ihm der Geist gerieth, desto weiter entfernte sich ihm das Werk von jenem Ziele, und indem Kennen und Können ihm wuchsen, schwand, so schien's, alles Vermögen. Er begriff's nicht, wußte keinen Rath.

Jetzt malte er Geringes und Rasches nur noch, das im ersten Taumel gerathen mochte, bevor das Fieber wieder verrauchte, damit es ihm nur den Glauben wenigstens versichere, den Glauben an die eigene Kraft, der wankte, und die Zweifel erwürge, die ihm die Seele fraßen. Jetzt malte er nicht mehr Salambo mit der Schlange, von Negerinnen im Bade bedient, mit der Sicht, zwischen korinthischen Säulen hinaus, auf das weiß besonnte Carthago; noch im Blute der Albigenser den wilden Simon von Montfort, dampfend, verzerrt, glasiger Augen, schnaubend vor Mordlust und lechzend nach Rache, in den aufgewühlten Eingeweiden sich zu sättigen; noch die ewigen Toreadoren, in ungeheuren Arenen, Pikadoren, Banderilleronen und Espaden zugleich, in phantastischen Scenen, gegen zwanzig Stiere auf einmal, in erster Wildheit und schon Verblutete und wie der Degen gerade aus der Muleta blitzt. Jetzt malte er nur noch, in engem Rahmen, bescheidene Farbenprobleme, ganz einfache und schülerhafte: Die Sonne über die hohe Wiese, welche der Wind bauscht, oder femmes de brasserie, zwei Brüste im gelben,

qualmigen Lichte, und den flackernden Schatten dahinter auf der schmierigen Wand, im Dampfe der Cigaretten.

So im Kleinen und Geringen suchte er jetzt Größe und Gewalt. Es ließ sich schon machen, wenn man sich nur verstand, und „seine Idee", diese Erlösung der ganzen Kunst, brauchte nicht erst verwegener, spanischer Flächen. Im kleinsten van Beers konnte sie sich entfalten, freudig und stolz, und blühte hell und fruchtete reich, wenn nämlich nur der rechte Gärtner drüber kam.

Da zerbröckelte ihm mählig das Weh, wie nur so sein schweifender und wankender Gedanke endlich wieder an seinen Liebling gelangte, mit dem süß schmeichlerisch zu kosen und zu tändeln oft seine Wollust und immer sein Trost war, in guten und in bösen Stunden, und indem er sich noch eine zweite Chartreuse vergönnte, deren suggestiver Gunst er gerne vertraute, tauchte er unter in Traum, badete sich in Wunsch und, das farbige Gewühl von seidenen Hüten, sammtenen Baretten und bunten Kapotten versunken, sah er im weißen Rauche nichts mehr, als nur noch in das rosige Gold seiner bräutlichen Hoffnung.

Was lag denn daran, wenn es auch zehn Mal, zwanzig, hundert Mal seiner Werbung entwischte? Nur zu — endlich bezwang er das Spröde doch. Solcher Drang in der Seele war kein Betrug und nimmermehr log so freudige Zuversicht des Gefühls.

Und es war ja so simpel, so lächerlich simpel, wie immer das Große, und wer es nur einmal hörte, der wunderte sich, daß man es erst zu sagen brauchte, und es klang ihm lange vertraut. So simpel, so einfältig einfach und darum gerade — unwiderstehlich. Wenn er es ihnen darlegte, den Bummlern von Montmartre, oben in der Citadelle der Kultur, beim schwarzen Kater, hinten in der letzten Stube, wo sich der hohe Rath der Moderne versammelt — ja, da gafften sie wohl verdutzt und manchem Schwätzer verschlug's die Rede vor diesem unerbittlichen und überwältigenden Einmaleins, aber Einspruch oder Entgegnung, nein, hatte noch keiner erwidert, wie viele auch kampflustige Helden waren.

Nein, es gab nicht Widerspruch, auf keine Weise, noch Widerstand wider seine Wahrheit. Eins, zwei unterjochte sie Jeden. Eins, Naturalismus — das pfiffen schon die Spatzen als das große Gebot; aber, zwei, kam denn nicht, wie der Geschmack auch wechselte und neue Forderungen formte, kam denn Malerei nicht immer noch vom Malen, Farbe ewig vor allem Anderen?

Also, das war sein kolumbisches Ei. Farbe, schrieen sie hier und mißhandelten die Begierde der Wahrheit; Wahrheit, schrieen sie dort und mißhandelten die Begierde der Farbe. Farbe und Wahrheit, beides, antwortete er beiden.

Nämlich, er nannte es „decorative Musik aus naturalistischen Tönen". Daß das Ganze sänge, farbige Hymnen und brausende Symphonien in die Augen gösse, das forderte er mit den Coloristen. Aber ein doppeltes Leben lebten diese Klänge, lebendig auch außer dem Rhythmus, weil jeder einzelne aus der wirklichen Welt geholt und im Natürlichen vollzogen sein sollte.

In der Rede, natürlich, verwirrte sich das; im Pinsel war erst sein Beweis. Sagen ließ es sich schwer: er mußte es ihnen zeigen. Alle Fingerspitzen prickelten ihm ja davon.

So dieses, seine Qual jetzt. Wenn das große Unglück nicht gekommen war — aber endlich der Theorie that das nichts, sie blieb daran begreiflich. Es war der Lyrismus des Rothen. Seine ganze Seele gab darin das Roth, alle seine Gefühle, seine Absichten, seine Wünsche, in klagenden und hoffenden Sonetten; und überhaupt eine völlige Biographie des Rothen, was in ihm geschah und nur überhaupt mit ihm geschehen konnte — ja, oder eine Psychologie des Rothen, so mochte man's heißen. Es war ein kräftiges, männliches und thätiges Roth, das seinen Stolz mit Maß und Würde feierlich entfaltete; aber er führte es zurück bis in das schmachtende

Geheimniß der ersten Sehnsucht und er steigerte es bis zur Brunst und zum Haß — durch alle Schicksale und in alle Leidenschaften trieb er es hastig und unstät.

Aber im Wirklichen, in den schlichten Tönen des täglichen Lebens vollzog sich dies hohe Lied des Rothen, statt in den Hyperbeln der Coloristen. Es war ein großer wohlgesottener Hummer, in welchem er die Herrschsucht und Gewaltthat des Rothen verleibte, sein Schmachten an einem Lachs daneben, und das Schelmische und den Frohsinn an vielen Radieschen in heiteren Wechseln. Aber die große, letzte Beichte seiner ganzen Seele hing in einem schwerbauschigen, purpurnen Teppich vom Tische, den Sonne streifte, schmal, aber von desto feurigerer Glut.

Ach, wenn er sich erinnerte, wenn er sich der brausenden Herrlichkeit erinnerte, in der es ihm zuerst erschienen, ein glorreiches Erlösungswunder ohne Gleichen!

Immer die nämliche Comödie, alle Mal: erst Gnade und Rausch in Fülle, kaum faßlich und über die Kraft, und dann die Zweifel und die Reue und die Angst, und endlich die grimmen Schrecken der Verzweiflung, aufwühlerisch bis in die Eingeweide und blutdürstig ohne Erbarmen. Immer die ewig gleiche Comödie, ohne Wechsel. Und immer noch ließ er sich wieder äffen, hundertmal betrogen, hundertmal enttäuscht, hundertmal verhöhnt. Immer bethörte ihn wieder der Wahn, daß es dieses Mal endlich wirklich gekommen, das Selige, über den Gläubigen, seine Treue zu lohnen, und daß es dieses Mal die Wahrheit sei. Und immer wieder verrauschte das holde Fieber wie ein rascher Traum und war niemals zu halten.

Und nun war noch das große Unglück geschehen, ganz nahe schon am Heil, dieses furchtbare Unglück!

Nein, er konnte nicht heim, so konnte er nicht heim, bevor er keinen Trost gefunden. Lieber irren und schweifen die ganze Nacht, über die Brücken, durch die Straßen wie ein landflüchtiger Bettler, lieber durch Noth, Hunger und Schande, Alles, Alles — nur nicht heim! Nur nicht zurück in die wahnsinnige Folter! Und er klammerte sich an den kleinen, runden Marmor, mit beiden Fäusten, wie zur Wehre gegen einen tödtlichen Feind und blickte wild. Und er entschied sich für eine dritte Chartreuse.

Sicher, dieses Mal wär' es geglückt: so handgreiflich und lebendig, bis in die zarteste Ader, hatte er ja noch Keines geschaut, kein Anderes jemals mit so deutlicher Gewißheit. Es war ja da, fertig und reif, und nur zu heben brauchte er es aus der Tiefe und mit gehorsamem Stifte nur die Züge nachzufahren, die festen unabänderlichen Züge in seiner Seele. Aber da war das große Unglück gekommen, das schurkisch verlarvte Unglück.

Heimtückisch war es herangekrochen, über den Arglosen. Salon, jour du vernissage — er hatte ein Bild dort, einen finsteren Kohlenschipper, lebensgroß, derb, trotzig, mit den Runzeln der Noth und den Muskeln des Hasses, wie er gerade ein Butterbrot frühstückte, niedergekauert auf seinem Karren; gleich links im zweiten Saale neben der hellen Ziege der Elisabeth Gardener. Er hielt selbst nichts davon und spottete: Sudelei für die Mäcene und Philister — was er den „dummen Bourgeois“ hieß; weil man doch endlich leben will. Ueberhaupt nur vieux jeu in der ganzen Bude, für die Schafsköpfe und Millionäre. Und so flüchteten sie sich nach raschem Hohn und wie nur Jeder sein Bild aufgesucht und betrachtet hatte, zu Ledoyer hinüber, frühstücken, an einem sehr langen, gegen muthigen Durst wohl gerüsteten Tische, mit entsetzlichem Lärm, damit die academischen Zöpfe daneben es merkten, daß da die Zukunft war.

Und da, ja da, in diesem fröhlichen, hellen, luftigen Bretterschlag, da traf ihn der Fluch, hinterrücks, aus einem vortrefflichen, saftigen und sanften Lachs, dem man keine Tücke ansehen konnte, wie er so, mit rosigem Schimmer, in der üppigen Kräutsauerce sich wiegte. Aber diese Sauce gerade, diese grüne Kräutersauce, der Stolz des Koches — ja, die war es gewesen. Die hatte ihn geschlagen.

Aehnliches hatte er nie gesehen, niemals zuvor, so lange er sich erinnerte, ein milderes und süßeres Grün, so schmachtend und so freudig zugleich, daß man gleich singen und jauchzen mochte. Das ganze Rokoko war darin, nur noch in einer viel gütigeren, sehnsüchtigeren Note. Es mußte auf sein Bild.

Es mußte auf sein Bild, gleich, heute noch, noch in dieser nämlichen Stunde — er zitterte athemlos, in kaltem Schweiß, daß ihm nicht Einer zuvor käme. Kein Freund begriff seine Hast, sein Fieber, seinen Taumel. Die Rede verschlug's ihm, er stotterte nur und schnaubte — die ganze Welt hätte er umarmen mögen, ohne diese jagende Angst, daß sie es merken könnten, die blinden Thoren. Und so, im hellen Wahnsinn, stürzte er fort. Und so, jauchzend, fuchtelnd, weinend, stürmte er heim.

Der junge Frühling wetterte gerade im ersten Donner und die Wolken brachen sich in wilde Wogen; einsam waren alle Straßen und kein Wagen fand sich. Er achtete es nicht und rannte. Regen schlug ihn und es peitschte ihn der Sturm mit nassen Hieben. Er rannte nur und rannte. Bis an die Kniee watete er im Schlamm und den Hut raubte ihm ein heulender Stoß. Er achtete es nicht und rannte und rannte. Manchmal, indem er einen Augenblick Athem schöpfte, schrie er laut auf, grell und schrill, weil die unbändige Lust nicht mehr zu halten war. Und er klatschte und tanzte und drehte sich im Kreise, wie ein besessener Derwisch. Und dann wieder, eilig und blind, rannte er und rannte.

Ach, wenn er sich erinnerte! Er sah nichts als dieses Grün, nur dieses neue Grün, und er hörte es in jauchzenden Weisen und er fühlte sein lindes, sammtenes, schmeichlerisches Fleisch. Und von diesem Grün, wie von einem göttlichen Wunder, strahlte in üppigem Segen die neue Kunst und wandelte über die Erde in begeisterten Propheten und warb Priester dieser neuen, schöneren Religion, und alle die seligen Völker wallten zu dem gebenedeiten Stifter, mit Weihrauch und Gebet, und Messen dampften ihm überall auf der Erde, Messen von ewigem Ruhm und Preis, und unsäglicher Jubel und dankbare Wonne und unerschöpfliche Bewunderung umringten ihn — und er rannte und rannte, durch das krumme Gewinkel des lateinischen Viertels, immer hastiger und wilder, daß er es nur nicht versäume, in stürmischen Sprüngen, bis er athemlos, röchelnd, ohne Sinne zusammenbrach, für todt, auf dem Boulevard Arago, vor seiner Werkstatt.

Ah, wenn er sich erinnerte, dieser Seligkeit ohne Gleichen, dieser jauchzenden, taumelnden Wollust ohne Beispiel! Noch siedete ihm das Blut und alle Nerven wirbelten sich zum Tanz, wenn er bloß daran dachte. Er hätte gleich wieder laufen mögen wie damals; es ließ ihn nicht sitzen. Er wanderte wieder, den nämlichen Weg wie zuvor. Er wußte nicht, wohin, wozu, fragte nicht, träumte nur, träumte von jenem Glücke.

Drei Tage hatte das Glück gehalten, drei rasche Tage, und alle Jahre seines anderen Lebens hätte er dafür geben wollen, alle Jahre, sogleich. Drei Tage, im Fieber, vom ersten Morgen, wenn's kaum graute, bis in den letzten Abend, wann ihm endlich die Nacht die Bürste aus der Hand schlug, ohne Rast, keinen Augenblick, nicht einmal für Trank oder Speise, nur an der Staffel, bis es verwandelt war, das alte Bild, nach dem neuen Gedanken, und seiner Hoffnung glich, Thron und Altar jenem Grün. Welche Tage!

Am ersten hatte er das Grün unterjocht und, da er sank, gehorchte es, in friedlichem Glanze, seinem Dienste. Ah, unvergeßlich, unvergeßlich, ewig! Er konnte nicht scheiden, nicht ruhen, sich nicht sättigen. Alle Lichter zündete er an, was er an Stümpfen nur auftreiben und ausleihen konnte, umkreiste mit ihnen feierlich das Bild, daß es unter vollen Strahlen war, und rückte das Feldbett gegenüber, es unermüdlich mit zärtlicher Andacht zu betrachten. Und er sann und sann, indem er schaute und schaute, die ganze Nacht. Und es wälzten sich seine Gedanken und seine Hoffnungen rollten, immer verwegener und kühner. Und es

war eine große Freude und viel Vertrauen in ihm, daß er gleich sich hätte aufschwingen und fortfliegen mögen, über die Wolken, zur Sonne. Und er fühlte eine seltsame Kraft, der nicht zu widerstehen war, und alles Leibliche schien von ihm gestreift und er wunderte sich nur, daß die Engel noch nicht kamen, mit rosigen Schwingen und ganz feine, hellgrüne Tupfen am Ansatze, um mit Hosiannah und Kuß seine Himmelfahrt zu grüßen.

Er entkleidete sich nicht; er wich nicht; er schaute nur und schaute. Es war ihm namenlos gut und als ob er keiner Nahrung und nichts mehr bedürfe, wenn er nur so schauen könnte, ewig, ohne Ende. Es zitterten ihm die Finger und er erschrak, seine Augen im Spiegel zu sehen, so unheimlich glänzten sie, groß und tief, von einem schwarzen Feuer.

Als die Nacht schon sich wendete, hatte er einen eiligen Traum. Es schritt eine helle Fee und warf Sterne auf sein Bild. Da erblühten Rosen in dem Grün und bläuliche Lichte vermischten sich, eine himmlische Wonne, und ein Schauer ging über die Wand, daß alle Farben sich verwandelten, noch tiefer leuchteten und noch heller sangen. Und er stürmte auf, nach dem Pinsel, diesen Wechsel des Grüns zu erhaschen, und den anderen Abend, nach zwölfstündiger Lust, da, er begriff's noch kaum und wollte es kaum glauben, da, wirklich, ja, war's fertig.

Es war fertig. Ah, höhnische Spiegelfechterei der Hölle!

Es war fertig. Wie er damals fortgegangen war, den Boulevard entlang, durch den lachenden und jubelnden Frühling, wie ein König stolz, der zu Triumph zieht, selig wie ein Pilger, der von der heiligen Gnade mitbringt — und niemals waren die jungen Blüthen so helle gewesen und niemals alle Mädchen so lieblich und küssig und zu den müden Arbeitern, die von der Fabrik kamen, hätte er reden mögen, trostreich, daß jetzt alle Noth ein Ende hätte und die Hütten feiern sollten, und von den höchsten Thürmen hätte er es verkündigen mögen, daß es fertig war, fertig, fertig, so unfaßlich es war, wirklich fertig!

Er stellte es sich ganz deutlich vor, ganz langsam, wie es gekommen war, in allen Theilen, eines nach dem anderen, damit er jedes einzelne für sich genieße und sich ganz mit seinem köstlichen Geschmacke erfülle. Er mußte lachen, wie er an Ledoyer dachte und die Sauce — übrigens, wenn die Gravitation vom Falle eines Apfels, dann mochte es sich die neue Kunst schon gefallen lassen, vom Glanze einer Sauce zu beginnen. Und dann: sein Grün, wie er es mit dem Hummer und den Radieschen befreundet hatte, unermüdlich mischend bald mit Schatten, bald mit Licht, bis es sich vertrug, und wie er es dann aus jener nächtlichen Erscheinung verwandelt hatte, sein Grün war zudem jetzt ja völlig ein anderes.

Und da, plötzlich, aus dem Hinterhalte über den Arglosen her, daß es ihm den Athem verschlug, mitten im Glück, hatte ihn dieser furchtbare Schreck überfallen, diese namenlose Angst: ob es denn überhaupt war, sein Grün, irgendwo in der Wirklichkeit, außer seiner Einbildung!

Denn offenbar — ja, dieses war nicht zu leugnen: wenn es in seiner Erfindung blos lebte, wenn es kein Gleichniß hatte in der Wirklichkeit, auf das es sich berufen konnte, wenn es erlogen und erheuchelt war, aus üppiger Laune, ja, dann — dann, es war ja nicht auszudenken!

Es war ja nicht auszudenken, daß es dann wieder nur höhnischer Betrug gewesen, wieder nur äffender Wahn der Eitelkeit, und daß er wieder die Leinwand zerreißen und den verrätherischen Pinsel zerfetzen konnte, um wieder von vorne anzufangen, wieder von Plan zu Plan hilflos zu irren und wieder ohne Rath und Rettung zu verzweifeln.

Und seitdem jagte er unstät, wie ein Geächteter, nach seinem Grün, immer nur nach seinem Grün, ob er es nirgends fände, in der Wirklichkeit. Seitdem wanderte er durch alle Straßen, kroch in alle Winkel, lungerte in den Hallen,

klomm auf alle Thürme und schweifte durch die Dörfer. Und er wußte es nicht zu denken, wie er es denn machen sollte, dieses Leben zu ertragen, fürderhin, auch nur noch acht Tage.

Wohl redete er es sich vor, dem Zufall zu vertrauen, in Geduld zu harren und in Arbeit zu vergessen. Wohl verhing er das Bild und rüstete eine neue Wand. Aber er hatte die Kraft nicht mehr, sich aufzuraffen und das Leid zu verwinden. Er war ganz erschöpft und seine Seele hatte weggegeben, was sie an Muth, Wille und Entschlossenheit besaß. Wenn es nicht von außen kam, aus Zufall, ohne Zuthun, ein Geschenk — aber es hätte wohl bald sein müssen, wenn's nicht zu spät werden sollte.

Manchmal meinte er, wenn der Todte erst aus dem Hause wäre, wenn er's vernichtete, in Stücke schnitte, verbrennte —! Er wagte nicht nach der Mauer zu sehen, wo's lehnte, und es verschnürte ihm die Kehle, so oft er vorüber kam — aber doch wieder, wenn's nimmer dort hinge, dann war ja überhaupt alles aus, hoffnungslos. Und immer wieder, alle Tage, verschob er den Mord, ob nicht vielleicht doch in der höchsten Noth noch irgendwie Hilfe erschiene.

Eine Hilfe, eine fremde Gnade, ein Ereigniß. Er wußte nicht, was es sein konnte, aber er hoffte mit inbrünstiger Zuversicht, weil er ja anders nicht leben konnte. Freilich, es mußte wohl ganz was Besonderes und Seltsames sein, gar nicht vorzustellen, daß es zugleich mit Leidenschaft ihm das Geheimniß aus der Seele aufrüttle und dennoch auch wieder friedliche Gelassenheit und heitere Ruhe gewähre, zur Ordnung des Wirbels und Hut gegen raschen Betrug: wahrscheinlich, eben, wahrscheinlich konnte es doch nur ein Mädel sein, das kräftige und thätige Wunder.

So wanderten seine Gedanken, während er wieder durch die wachsenden Flammen schritt, wieder nach dem Flusse, und maaßen Vergangenheit und Zukunft, an Wünschen und Hoffnungen. Sie schweiften weit zurück, bis in den bescheidenen Frieden seiner ersten Jugend, so fruchtbar an Träumen, an holden und kühnen, da unten, weit, in seiner kleinen, stillen niederösterreichischen Heimath. Sie schwelgten in jenen seligen ersten Erfolgen, als sein Name das erste Mal im Wochenblatt stand und er das erste Mal berühmt war. Nur wenn sie sich vorwärts wagten, ins Künftige, mit büßendem Vorwitz, da scheuten sie gleich, bäumten sich schreckhaft und erbebten, weil da nur Elend und Noth überall war, grausamer jeden Tag und immer gefräßiger und — er wußte sich keinen Widerstand mehr, keine Rettung, keine Hilfe.

Er schüttelte sich, mit rascherem Schritte, um die Gedanken wie lästige Fliegen zu verscheuchen. Ja, vom Denken kam's, das klagte er an, vom Denken nur kam der ewige Fluch, weil er grübelte und sich quälte, statt drein zu leben und drein zu schaffen, auf gut Glück, wie die anderen. Und wenn er von allen Hoffnungen keine bewährte und von allen Versprechungen keine erfüllte, mit allem großen und kühnen Talente, das kein Neid und keine Bosheit ihm leugnete — es war nur die Schuld der Gedanken. Die lähmten und entkräfteten, mit Zaudern und Zögern, und indem sie alle Wege, links und rechts, durchforschten und durchwühlten mit Fragen und Zweifeln, nach allen Richtungen, nimmermehr zufrieden, blieb er unbeweglich nur am nämlichen Flecke ewig und kann nicht vorwärts mit aller Hast, nicht einen Schritt. Sie waren der alte Erbfeind seiner That und nimmermehr konnte er Redliches schaffen, wenn sie nicht gebändigt waren, zuvor, erwürgt und erdrosselt, daß sie ihn dem Augenblick überließen, frisch und muthig, rüstig geradeaus, in's Dickicht, durch's Gestrüpp, über Stock und Stein, wie's gerade kam, nur vorwärts, unentwegt, wenn's auch vielleicht ein Umweg war — irgendwie fand man sich doch am Ende in die Nähe des Zieles.

Er ermahnte sich durch manches Beispiel schon berühmter Freunde, deren Werke

er selber nicht tadeln konnte, obwohl sie der Menge gefielen: wie sie die Arbeit herunter rissen, schlecht und recht, wie's sich gerade fügte, handwerkermäßig, alle Tage ein gemessenes Pensum, Stück für Stück, Gelungenes und Mißrathenes durcheinander, ohne Schrullen, ob sie es nicht vielleicht noch besser vermöchten, ohne die blutige Nostalgie der Vollkommenheit, und wenn's heute nicht gelang, gelang's morgen, und wenn's niemals völlig gelang, es verlor sich nicht, es kamen schon andere später, und wenn die Sehnsucht der Jugendträume nicht Frieden fand, wenigstens am Ende, wenn sie zurücksahen auf das verlaufene Jahr, wenigstens war was vollbracht am Ende, und es blieb eine Spur, daß sie gelebt und gewollt. Er beneidete solchen sorglosen Leichtsinn, der sich beschied, mit der Gabe des Tages, genügsam, dankbar, hoffend, statt im Titanischen zu verschmachten, dem selbst das Kleine zuletzt versagte, ohne daß es das Große bezwang, trotz aller stürmenden, mörderischen Begierde. Es gelang ihnen alles und ihm gelang nichts, weil sie nichts dachten und er dachte an alles.

Nichts denken, nichts denken, nur rüstig geschaffen, wie es die launische Stunde gewährt, jetzt verschwenderisch und jetzt spröde. Aber freilich, gerathen war billig, und diese Franzosen, ja freilich, hatten leicht singen und tanzen: sie hatten ein Volk und eine Geschichte. Da fand jeder ein reiches und stolzes Werk, die langsame That aller Ahnen, und die Vorschrift war deutlich für seine Arbeit, und Genossen waren mit, rüstig, werkfroh, hilfreich; da mochte das Kleine genügen, weil es am Großen geschah, und das Unfertige der Gesellen vollendete schon einmal ein Meister; da bedeutete auch der Einzelne, so schwach und gering sein Vermögen, weil er in der kräftigen Gemeinschaft war. Aber die Deutschen! Todt seit zwei Geschlechtern, todt im Geiste und in der Kunst, zum Scheine nur mit den Körpern lebendig, in der Geberde des Fressens und Saufens — und das mußte wohl die That eines Riesen sein, der die Versäumniß fast eines Jahrhunderts einholte und den Starrkrampf brach mit wuchtigem Streiche!

So verzweifelte er in seiner einsamen Folterkammer daheim und verzweifelte, wenn er sich flüchtete, im Gewühle der Straße und unter den Fröhlichen, wenn er zu Freunden ging, verzweifelte er erst recht und Grimm und Haß und Neid und Schmerz und Sehnsucht, wild durcheinander, fraßen an ihm und es half nichts, als daß er es eben einmal versuchte und irgend ein Weib nahm, nur sich zu beschäftigen und betäuben, damit er das Denken vertriebe. Das alles mit der großen Leidenschaft, das war ja dumm. Ein lustiges, frisches und vergnügliches Weibchen — wenn sie nur lachte und lärmte.

Ein Weib gegen die einsame Qual, wie man Zigarette nimmt gegen Zahnschmerz oder Opium, wenn der Schlaf zaudert; irgend ein beliebiges Weib, welche Sorte ihm just der Zufall zuwarf — es konnte ihm ja nicht fehlen, im Quartier, es gab ihrer wahrhaftig gerade genug. Und indem er sich die Manschetten hervorschwippte und den Stock in die Rocktasche schob, daß der schwere silberne Knopf gerade an die Krempe des Seidenhutes zu lehnen kam, rüstete er sich zur Schürzenjagd und versandte werbende Blicke. Schürzenjagd, Mädchenfang, nur immer 'rein in's Vergnügen, nach dem Beispiel der Bummler und Gaffer da ringsum, nur freilich sub specie aeterni, nicht für das eigene Gelüst, sondern im Dienste der Kunst, daß sein Abenteuer eine Wiedergeburt des Geistes begänne und die Erneuerung der Menschheit.

Er musterte, die vorüber gingen. Manche konnte gefallen. Einer, mit lechzenden Augen — er war für das Heiße, Spanische, gleich mit dem Dolch, und Rasse, Rasse mußte sie haben — folgte er. Er hätte sie wohl anreden mögen. Aber wie er sich auch entschloß, er wußte es nicht einzurichten, und da lächelte sie seiner Verlegenheit, und da ließ er sie wieder, weil es ihn verdroß.

Nein, schüchtern war er nicht; aber das mochte er wohl gestehen, daß er eitel

war, sehr eitel, heillos, wie nun einmal die Künstler alle, und um keinen Preis hätte er was gemeines und tägliches gesagt, wie die anderen begannen, mit der nächsten Albernheit, sondern auf's erste Wort gleich, daß kein Zweifel möglich, müsse sie es gewahren, aber sofort, daß er ein besonderer wäre, einer für sich, anders wie die anderen. Und indem er so nach einer gefälligen und reizenden Einleitung grübelte, munter und wunderlich zugleich, deren sich kein Lustspiel zu schämen brauchte, indem verpaßte er jedesmal die Gelegenheit und verspätete sich. Und es wuchs sein Aerger, daß es in diesem Geringen selbst ihm nimmermehr glücken wollte — Thorheit, daß er erst suchte; es fehlte ihm doch einmal das Talent zum Glücke.

Und dann, überhaupt: suchen durfte man nicht, man mußte es finden. Wenn er nur fleißig wanderte, bummlerisch, schlenderisch, geduldig, faul und zuversichtlich, gewiß, dann kam es schon von selber. Und er wanderte wieder.

Aber es ward ihm endlich zu dumm. Es sausten ihm die Ohren und die Knie wankten ihm. Nein, das Gewühle, vor Heulen und Drängen, war nicht länger erträglich. Er wollte noch einmal hinunter, den Louvre noch einmal zu sehen und noch einmal seinen geliebten Strom, und dann, drüben bei Dreher, neben dem Chatelet, im Wiener Bier, sich mit den nöthigen Schoppen gründlich begießen, bis er schwer und voll und dumpfig genug wäre, daß er schläfrig sich heimwagen könnte.

Auf der Brücke verweilte er. Er konnte sich nicht sättigen an diesem Bilde, wie in rothem Feuerrahmen die finsteren Thürme unserer lieben Frau gespenstisch grauten, hinter einem schwanken, aus silbernen Nebelstreifen gewobenen Schleier, ein köstliches Märchenwunder, schaurig und traulich zugleich. Und grüner, gelber, rother Blitz, in eiligem Wechsel, schoß über das schwarze Wasser, das feindlich stöhnte.

Da gewahrte er ein kleines Mädchen, ganz klein, das völlig allein war und stille für sich in dem lauten Schwarm. Offenbar, sie hatte nichts zu thun, sondern schlenderte wie er. Sie trippelte ganz gemächlich, hatte neugierig den Kopf in der Höhe nach allem Schauwürdigen, und lange guckte sie an der Brüstung nach dem rauschenden Strome. Offenbar aber suchte sie auch keine Gesellschaft und war nicht gesonnen, sich eine gefallen zu lassen, sondern wenn sich wer an sie drängte, schaute sie ihn, ohne ein Wort zu erwidern, nur aus großen grauen Augen verwundert an und kehrte ihm kurz den Rücken. Wann aber einem das noch nicht genug war, wie diesem geckischen Gymnasiasten, der seine betreßte Uniform unwiderstehlich glaubte, beschleunigte sie ihren kleinen Schritt ein wenig, indem sie, mit hochmüthig aufgezogenen Lidern, das Köpfchen rückwärts zur Seite neigte, und fing, indem sie ungeduldig mit den Fingern schnappte, daß es schnalzte, leise vor sich zu singen an, daß ihm wohl die Lust vergehen mußte, in so verlorener Werbung zu verharren.

Er lachte hell auf, daß es den gravitätischen Gymnasiasten, mit den schweren weißen Handschuhen, deren steife Fühler sich stachelig weit über die Fingerspitzen hinaus borsteten, gewaltig verdroß, wie er traurig und nachdenklich, ohne sich's erklären zu können, davon storchte. Es war so drollig und keines lieblicheren wußte er sich, es war lange her, zu erinnern, als dieses so ganz kleinwinzigen und so unnahbar hoheitsvollen Fräuleins, das sich kaum herabließ, nur überhaupt diese gemeine Erde zu berühren, wenn sie wie ein spöttisches Hochmuthsteufelchen dahin schritt, sondern es war vielmehr, als schwebe und gleite sie bloß durch die Luft und werde von einem verliebten Zauber behutsam und zärtlich getragen, den man nur nicht sehen konnte. Ganz gewiß, das war sein Abenteuer — sonnenklar.

Bequeme Musterung, von seinem Posten. Sie konnte nichts merken, weil sie nur auf's Wasser sah, wie die grellen Fackeln schossen, und dann wieder in die blauen Wolken, wohin manche prasselnde Rakete schweifte. Aber neben sich, auf die Menschen, sah sie mit keinem flüchtigen Blicke.

Er prüfte scharf — oh, er war ein Kenner! Nein, Genreuse durchaus nicht, wenigstens von der hohen mondänen Marke nicht, Corylopsis, sondern höchstens von der pudelmäßigen montmartresken allenfalls, Henri Bontet. Mit allen Seufzern konnte er das nicht leugnen: auf Chic, nämlich, war er versessen und hielt viel auf die richtige „Emballage" der Schönheit, weil sie zum mindesten doch „dekorativ wirken" sollen, die Weiber*) . . . .

. . . .

Ganz klein war sie, zerbrechlich anzuschauen, und ihr schmächtiger Leib war biegsam wie Schilf, aus welchem das zause Lockenzöpfchen, unter der hellgrünen Capote, wie eine gelbe Wasserlilie guckte. Und Gesicht — ja, Gesicht, stellte er fest, hatte sie überhaupt keins: was man so ein rechtschaffenes Gesicht nennen könnte, deutliche Züge, die man merkte und an welchen man sie von den anderen unterscheide; sondern es war nur wie eine leere Bühne, auf der noch nichts aufgestellt und noch nicht gespielt worden war, als hätte unter dem schwarzen Schleier, der mit großen Sternen getupft war, ein feiner Pinsel rosenroth hingewischt, ganz eilig, und nur das aufgeschürzte Näschen flatterte heraus wie ein widerspenstiges, in zwei zitternde Fäden ausgefranztes Bändchen. Wenn man sie wieder erkennen wollte, mußte es wohl an den großen grauen Augen geschehen, die aber eigentlich gar nicht grau, sondern vielmehr grün, aber von einem hinter einem silbernen Gewebe verschleierten Grün und in einen schmalen leuchtenden Reif wie in einen Heiligenschein gefaßt waren — ein schönes technisches Problem, das herauszukriegen!

Nein, es war doch nicht sein Abenteuer. Freilich, zuletzt war's Wurst, weil sie ja nur zur Beruhigung der Nerven und ein Instrument für seine Arbeit sein sollte. Aber gar zu weit durfte sie sich doch nicht von der idealen Frau entfernen, von der gewissen idealen Frau — und überhaupt die Blondinen mochte er nicht leiden.

In seinen Hoffnungen spielte sie eine sehr große Rolle, diese ideale Frau. Freilich, er lief nicht mehr wie der fünfzehnjährige Knabe weinend über die Wiesen, ganze Tage bis tief in die Mondnächte des Frühlings, in athemloser Hast, unstet nur vorwärts, nur vorwärts durch den tiefen Wald in die einsamste Schlucht, von stacheliger Begierde gepeitscht, ob ihm die gute Fee nicht begegnete, die jeden Schlaf in seine Träume kam, mit heißen schwarzen Augen und sehr bleich, so todesbleich. Aber immer noch, jedesmal, wenn er an das Glück dachte, ob es sich ihm wohl jemals beschiede, sah er sie immer vor sich, sehr groß, sehr königlich und den herrschaftlichen Stolz von einer sanften Trauer gemildert, wie von einer langen Sehnsucht nach ihm, in der sie freudlos gewandert war; für die „schweren Weiber, Pinzgauer Schlag", wie sein Freund Marius das hieß, als wären sie eben erst vom Sockel heruntergestiegen, kaum zum Leben erweckter Marmor — ja, für solche statuäre Schönheit hohen Stiles hatte er immer eine besondere Schwäche gehabt.

Er hatte sie so oft geschaut, so greifbar deutlich, die ideale Frau, daß er sie auf den ersten Blick erkennen mußte, wann er sie endlich fand. Im Detail, allerdings, hatte sich manches verwandelt: oft war sie eine adelige Fürstin gewesen, die durch seine Wahl ein jauchzendes Volk begnadete, und sehr oft eine wilde Kunstreiterin, wegen der brennenden Reife, oder auch eine sehr lasterhafte, gesunkene Courtisane, welche er durch Liebe zur Tugend bändigte und magdalente. Aber anders immer als die anderen und über das gewöhnliche Maß, seltsam und unfaßlich, daß der Pöbel ehrfürchtig wich und in scheuer Andacht sich neigte, wenn sie sich in breiten Straßen der Bewunderung zeigten — das war er schon seiner Künstlerschaft schuldig.

*) Wir haben im Einverständniß mit dem Autor einige Auslassungen vorgenommen.
D. Red.

Was ihn reizen konnte, allenfalls, an dieser Kleinen, das war nur ihre Gangart: dergleichen hatte er nimmermehr geschaut und in jedem Schritte schwelgte er wie in einer sehr sehnsüchtigen, schmachtenden Musik klagender Geigen, in den süßesten und feinsten Strichen. Die schneidige und rauhkantige Bewegung, welche den weiblichen Leib, wenn er ausschreitet, entstellt, vermied sie, und nur an dem Erfolge blos wurde man es gewahr, daß sie wirklich ging; aber es schien vielmehr der Boden unter ihr zu gehen, damit er ihr die Mühe erspare, und sie ließ es sich nur ruhig gefallen. Er wußte sich das Räthsel nicht zu erklären, wie sie diesen Schein vollbrachte, und wußte nur, daß es unsäglich hold und anmuthig war.

Und ganz entschieden auch ihre Augen, ja — auch diese Augen mit ihrer schmerzlich fragenden Sehnsucht, als ob sie Heimweh hätten nach einem unbekannten Lande und könnten es verwundert nicht begreifen, wo anders als dort zu sein. Also, wenn er es wog: den Abend würdig zu schließen und weil es drollig sein müßte, wie sie sich anstellen würde — versuchen konnte er es immerhin, weil einmal, schließlich, keinmal ist, bei den Weibern; morgen früh schied man wieder, auf Nimmerwiedersehen. Und wenn sie etwa nicht mitkam, wenigstens war eine Stunde vertrieben.

Nur galt es, sich durch das Beispiel des Studenten zu warnen und pfiffiger zu verfahren. Weil dieses schwieriger war, zweifelte er nicht, daß es ihm leichter gelänge als in den gewöhnlichen Fällen. Und wie ihm eine lächerliche Erinnerung aus einer dummen Operette einfuhr, vertraute er sich diesem Mittel.

Er näherte sich mit höflichem Anstand, zog artig den Hut und mit einer ritterlichen Verbeugung, wie sie in den Komödien der alten Galanterie zu sehen sind, sagte er würdig, wie was Selbstverständliches und Unvermeidliches, das sich gebührte: „Sie würden mich, mein Fräulein, sehr verbinden, diesen Knopf an meinen Rock zu nähen, gütigst, weil er abgerissen und es mein bester Rock ist, sicherlich, ohne welchen ich morgen nicht zur Eröffnung der Ausstellung könnte, wo ich doch ein großes Bild habe, „Bei Vater Lunette", Nachtscene, in der österreichischen Abtheilung, wie Sie an meinem Accent bereits gemerkt haben dürften, im zweiten Saale, gleich links, wenn man hineinkommt, den Charlemonts gegenüber, in der Gegend des Hirschl, aber, Gott sei Dank, nicht ganz so galgenmäßig hoch wie dieses unglückliche Genie" — hier ging ihm der Athem aus in seiner hastigen und immer eiligeren Rede, die er sonst vielleicht noch auf allerhand Wissenswerthes ausgestreckt hätte. So aber nahm er den Knopf und überreichte ihn, wie kein Page je zierlicher die holdeste Romanze seiner Dame, und war verwundert und stolz zugleich seiner glücklichen Kühnheit.

Sie empfing den Knopf und sachverständig betrachtete sie ihn genau und die Stelle am Rocke, wohin er gehörte, und nachdem sie sich durch so gewissenhafte Probe überzeugt hatte, daß es wahr war, wie er es gesagt, und eine Weile in ihren Taschen gestöbert hatte, sagte sie ernsthaft, mit einer kleinen, hellen, warmen Stimme, ganz nur mit dem Sachlichen beschäftigt: „Aber da müßten wir schon zu Ihnen gehen, ich habe weder Nadel, noch Faden."

Aha, dachte er sich, vergnügt. Aber er erwiderte blos: „Oh, das macht ja nichts."

Da blickte sie plötzlich, mit einem raschen, gelben Schusse aus ihren hellen Katzenaugen, zu ihm empor, und indem sie lustig den Knopf weit weg schnippte, mit einem tüchtigen Stüber, daß er geschwind die Brüstung entlang und ins Wasser kollerte, fing sie hell laut zu lachen an. Sie hatte die Finte begriffen.

Und gleich, wie an einen alten Freund, hängte sie sich zutraulich an seinen Arm und, indem sie immer noch kicherte und sich freute, erklärte sie ihm, warum es nicht möglich war, heute: daß die Cousine ohnedies schon wieder wettern würde, dieses Scheusal, aber begleiten dürfte er sie, bis ans Thor.

Und gleich, als von höchster Bedeutung, erzählte sie ihm ihr ganzes Kreuz mit der Cousine, mit beweiskräftigen Belegen, wie sie ihr jede harmlose und unschuldige

Freude neidisch vergällen wolle, aus reiner Bosheit, und daß sie selbst alt und gescheit genug sei, allein über sich zu wachen und schon von selber zu wissen, was sie zu thun und was sie zu lassen hätte, und daß man leicht anderen Vorschriften predigen könne, wenn man selber alle Morgen bis zehn Uhr in den Tag hinein schnarche, faullenzend in warmen Federn.

Er hielt es erst nur für windiges Geziere, bei jüngeren und noch ein wenig schüchternen Semestern schandenhalber beliebt, und ernsthafter, eindringlicher bekräftigte er seine Bitte. Doch fand er, ohne daß sie sich erzürnt hätte, einen so unbeugsam und unabänderlich entschlossenen Widerstand, daß er, sobald er nur der Höflichkeit genügt und sie von seiner redlichen Absicht überzeugt hatte, die vergebliche Mühe ließ. Entweder, sagte er sich, hat sie ein festes Verhältniß, gegen das nicht so leicht aufzukommen ist, oder sie kann heute wirklich nicht . . . .
. . . .
. . Also, wie er gutmüthig war, begleitete er sie heim, gar nicht weit, und indem er ihr alle schönen Dinge sagte, welche ihm einfielen, sehr feurig, bat er sie um ein Wiedersehen, aus Höflichkeit und um ein gutes Andenken zu lassen; doch dachte er im Ernste gar nicht daran und wußte auch ganz sicher, daß sie nicht kommen würde.

„Ich habe nur Sonntag Zeit," sagte sie. „Also nächsten Sonntag, wenn's Ihnen recht ist, vier Uhr zum Beispiel. Wieder hier auf der Brücke. Da ist übrigens die Adresse meines Magazins, wo ich arbeite. Dahin könnten Sie mir einen Brief schreiben, das habe ich sehr gern, weil's die Woche ein Bischen verkürzt."

Sie gab ihm die Adresse auf einem zierlichen, rosenrothen Blättchen, fein gestochen, das gut roch, und indem sie die Arme um ihn schlang, sich auf die Zehen hob und das Köpfchen an seiner Brust hinauf schob, küßte sie ihn geschwinde und war mit einem freundlich winkenden Gruße in die schwarze und düstere Rue de l'Arbre-Sec verschwunden: bis an's Thor nämlich durfte er nicht mit, von wegen der bösen Cousine.

„Pas de chance," sagte er, indem er ihr nachguckte. Es war wirklich zu wunderlieb zu schauen, wie sie so schwebte und flatterte. Und er grüßte noch einmal mit der Hand und rief: „Auf Wiedersehen — aber gewiß!"

Schade. Aber wenigstens waren die Grillen fort, und er hatte eine liebliche Erscheinung gewonnen, eine holde Wiege der Sinne, und gehörigen Durst dazu, um sich die nöthige Bettschwere anzuschoppen — was wollte er denn noch mehr von solchem flüchtigen Abenteuer, das eilig verrauschte wie die braune Woge da unten, wie die gelbe Rakete da oben, wie jeder lächelnde Gruß des Glücks?

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 15. Berlin, den 14. Mai 1890. I. Jahrgang.

Das geschmackvolle Publikum.

Die Freie Bühne liegt im Sterben. Das ungebärdige einjährige Ding, das mit seinem Lärmen die Theaterwelt erfüllt hat, will verscheiden; betrachtet es als aufgegeben! Kraftlos liegt es auf dem Rücken, mit bleichen Wangen und mattem Blick; und nicht, daß das Schmerzenskind stirbt, nur wann es stirbt, kann noch die Frage sein.

Also verkünden, mit Stentorstimme und Prophetenwort, die Weisen im Lande. Sie umdrängen, unberufene Aerzte und ungeduldige Erben, das arme Wurm; klagend die Einen, triumphirend die Andern, weisen sie auf den hippokratischen Zug im Antlitz des Kranken hin, und wie denn der Wunsch der Vater des Gedankens ist, entdecken sie immer neue Gründe, weshalb der Patient unmöglich länger leben kann: er ist moralisch verpflichtet, todt zu sein, und also sei er todt!

Der aber, die Quacksalber verlachend, richtet sich munter auf: er will nicht an übereifrigen Aerzten sterben, und bedankt sich schön für die Diagnose, die einen Frühjahrsschnupfen als Schwindsucht ausschreit. Die Freie Bühne ist so frei, den verfrühten Todtenschein selber zu zerreißen. Die Todtgeglaubten, sagt man, leben nur desto länger: darum hofft auch sie, noch eine gute Weile fröhlich im Lichte zu wandeln, trotz unheilkündender Doctoren und kritisch schlotternder Lemuren.

Einer der eifrigsten am Werke, mit Schaufeln und mit Spaten, ist unser Freund, der Börsencourier. Tag um Tag singt Herr Landau, der Oberlemur, sein eintöniges Grablied: „Das Trauerspiel der Freien Bühne ist zu Ende“. Und als gälte es, Mephistos Rath an die Lemuren wahr zu machen: „Hier gilt kein künstlerisch Bemühn, verfahret nur nach eigenen Maaßen“, stellt er, kraft börsencourierlicher Machtvollkommenheit, nach eigenen Maaßen fest: daß „das Publikum von Geschmack“ den Naturalismus und die Freie Bühne perhorrescirt. Das Publikum von Geschmack — das sind natürlich die Vertreter der zahlungsfähigen Moral, in deren Namen Herr Landau spricht; wir andern, die wir die Kunst nicht aus dem Gesichtspunkt der Börse und des Börsencouriers betrachten, sind in die ewige Finsterniß gesetzt, geschmacklose, gottverlassene Barbaren. Ach, wir Armen.

Mit dem naiven Finderglück des Genies ist das erlösende Wort für die Freien Bühnenwirren hier getroffen: um den Geschmack des Publikums, um das Publikum von Geschmack geht aller Streit. Ob wir jenen anerkennen oder nicht anerkennen, ob wir dieses haben oder nicht haben, das eben ist die Frage.

Vielmehr keine Frage, für den Kritiker von landesüblicher Art. Ihm ist nicht zweifelhaft, daß das Publikum der Herr sei, er der gefällige Diener; ihm ist nicht zweifelhaft, daß der Journalist etwas sei wie der moderne Hofnarr: dem König Publikum sagt er, was es hören will, er reißt Witze und amüsirt die Majestät um jeden Preis; und nur scheinbar verwegenere Rede wagend, schielt er unablässig nach der Miene des Herrschers, daß er ihm lohne. Das Publikum hat immer Recht, so lautet sein Glaube; und auch in aesthetischen Dingen vertraut er blind dem Instinct der Masse: Volkes Stimme, Gottes Stimme.

Nun giebt es aber, gegenüber so kritischen, so unkritischen Massenanbetern, seltsame Leute, die an den kühnen Einzelnen noch glauben, eifriger als an das „Publikum von Geschmack". Sie meinen nicht, daß Kritik der Galopin der Menge sei, ein Auskunftsbureau, wo so schnell wie möglich erfragt werden kann: wie's gewesen ist; sie meinen auch nicht, daß Kritik der „ehrliche Makler" sei, der zwischen gleichberechtigten Parteien Geschäfte vermittelt; sondern sie wollen, daß Kritik zu der Superiorität des Künstlers vertrauend aufblicke, zu den führenden Männern, die die Geister leiten und beherrschen, weil sie die Forderungen der Zeit im Tiefsten fühlen.

Alle Kunstgeschichte lehrt: wie diesen Führenden das Publikum stets und stets gefolgt ist. Geistige Bewegungen gehen von oben nach unten; und niemals kann die Masse, nur der Künstler kann den Weg betreten, der nach innerer Nothwendigkeit nun zu wählen ist. Das Publikum folgt, mit all seiner Sicherheit des Geschmackes: denn Geschmack ist ja nichts Festes und Unwandelbares, er kann gemodelt, gebildet werden, und solche Geschmacksbildner eben sind die Künstler. Wir haben den deutschen und den französischen Geschmack, den classischen und den modernen, den Geschmack an der schönen Kunst und den an der wahren; und in so viel Wandel und Wechsel Einen als den seelig machenden für alle Ewigkeit zu bezeichnen, — die Anmaßung kann nur die Beschränktheit ästhetischer Pfaffen wagen. Höchstens den Zeitgeschmack erkennen wir von Fall zu Fall, aber auch hier bleibt zu unterscheiden: Geschmack der Führenden, Geschmack des Publikums. Schlage denn jeder an seine Brust, auf welcher Seite er steht und stehen will.

Ich versuche, mich deutlicher zu machen, indem ich ein historisches Beispiel wähle. Wer war geschmackvoller: Goethe oder Nicolai? Der Dichter des „Werther" oder der Vertreter des Berliner Publikums, der vom Standpunkt eines älteren Geschmacks aus den Führer der „neuen Richtung" mit Spott und schalem Witz verfolgte? Und wer war geschmackvoller, Goethe's begeisterte Verehrerinnen, die um die Wende des Jahrhunderts der alten Partei kämpfend entgegentraten, oder die im Stande der Nüchternheit noch immer verharrenden Aufklärer? Verstanden Rahel und Dorothea besser die Zeichen der Zeit, oder waren die Wortführer der breiten Masse im Recht, die vor „Iphigenie" so spöttisch standen, wie einst vor Sturm und Drang?

Die Frage, so gestellt, heischt keine Antwort; und nur Selbstverständliches scheint meine Betrachtung hier auszusprechen. Aber immer erneut sich, in jedem Zeitalter der Kunst, der Kampf zwischen den Künstlern und dem „Publikum von Geschmack"; immer erneut sich der Anspruch der Masse, Souverän zu sein, immer der Zuruf ihrer Schmeichler: du bist allmächtig, denn du allein bist der Geschmack! Zwischen altem und neuem Geschmack, zwischen absterbendem und sich bildendem geht der Kampf; und daß es der Zeit, in der wir Heutigen stehen, an solchem

Kampf nicht fehlt, zeigt uns, augen- und ohrenfällig genug, jede Vorstellung der Freien Bühne.

Ein großer Kritiker, Karl Lachmann, der Philologe, hat das schöne Wort gefunden: „Sein Urtheil befreit nur, wer sich willig ergeben hat". Wie weit sind von solcher Erkenntniß unsere Radaumacher fern, jene aus dem Publikum und jene aus den Journalen. Nur urtheilen, urtheilen wollen sie, so schnell wie möglich, so laut wie möglich, so deutlich wie möglich; das Eindringen in poetische Intentionen steht nicht auf ihrem Programm. Und statt dem Character gerade einer Versuchsbühne entsprechend, in Ruhe zu erprüfen, wie weit eines Dichters Kraft reicht und trägt, fallen sie ihm mit ungeberdigem Lärm ins Wort und glauben, sich als Publikum von Geschmack zu erweisen, wenn sie ihrem mehr oder minder ästhetischen Empfinden nur ja den unzweideutigsten Ausdruck leihen.

Die Lauten verdrängen die Leisen, die Redenden die Schweigenden, das ist Naturgesetz; darum spricht man von den Lärmmachern der Freien Bühne mehr, als von ihren ruhigen Hörern, an denen es doch, Gott sei Dank, nicht fehlt. Schade nur, daß diese Stillen im Hause leicht in Versuchung kommen, sich von jenen Lärmenden vertreiben zu lassen. Mancherlei Aeußerungen der jüngsten Zeit lassen das erkennen; und eine Zuschrift, die ich hier anreihe, mag als ein Zeichen für die Meinung vieler dastehen, als eine charakteristische Aeußerung der ruhigen Leute. Das Schreiben lautet:

Berlin, 10. Mai 1890.
SW. Blücherstr. 62.

Sehr verehrter Herr Doctor!

Ich bitte Sie schon jetzt, mich aus der Mitgliederliste der „Freien Bühne" zu streichen, weil ich meine gute Namenlosigkeit nicht länger durch die Namen kompromittiren möchte, mit denen ich zusammen gedruckt worden bin. Ich gehöre zu den paar ganz außerordentlichen Mitgliedern, welche mit Ernst und Andacht Ihren Bestrebungen sich zu weihen gedachten. Und wenn ich jetzt vor der Freien Bühne die Flucht ergreife, so vertreiben mich nicht die Darbietungen der ordentlichen, sondern der außerordentlichen Mitglieder. Ich fliehe das Publikum, dessen Begriff ja Dank der Vereinsliste in bestimmte Factoren zerlegt werden kann ..... Ich habe keine Lust, mir jede künstlerische Erregung erdrosseln zu lassen durch die Brutalität eines Publikums, das für die Kunst einfach verloren ist. Man hat Ludwig den Zweiten einen Narren gescholten, daß er sich allein im Theater vorspielen ließ — ich beneide ihn um diese Narrheit, die sein Königthum ihm gestattete!

Eine Freie Bühne wird nicht bestehen können ohne Zensur, ohne Zensur der Zuhörerschaft. Eine Freie Bühne wird nicht nur mit der Dichtung, sondern auch vornehmlich mit dem Publikum experimentiren müssen. Es gilt, eine neue freie Kunstgemeinde zu schaffen

Das jetzige Theaterpublikum ist höchstens reif für die „flotten Weiber". Die Kritik aber ist die Sittenpolizei, welche ihre Schützlinge poussirt. Die Herren dünken sich wunder wie weise, wenn sie entdeckt haben, daß ein Stoff schmutzig ist Sie dekoriren dann mit dieser Einen großen Erfindung in allen Variationen das Schaufenster ihres kritischen Bazars. Sie stehen auf ihrem Mist, und schreien: Pfui, ihr stinkt!

Ich werde mich bescheiden, Ihre Bestrebungen weiter zu verfolgen, geleitet von der journalistischen Namensgenossin der Freien Bühne, deren Publikum ich wenigstens nicht in ihrer schauderhaften Masse beisammensehe. Einzelnen Mitgliedern kann man ja freilich leider mich entgehen.

Ich bitte Sie, diese Zeilen zu verzeihen. Ich hatte das Bedürfniß, mich eines Theils des aufgespeicherten Grolls zu entladen. Wenn ich das Ihnen gegenüber gethan habe, so geschah das, weil ich bei Ihnen ähnliche grollende Empfindungen voraussetze. Wenn Sie nicht über Ihre Erfahrungen sich mit weltmännischer Skepsis hinwegtrösten, so könnten Sie ja der tragische Held eines höchst modernen Trauerspiels sein, betitelt: Die Freie Bühne!

K. Eisner.

Daß der Standpunkt dieses Briefes mir als der förderlichste erscheint, kann ich freilich nicht behaupten. Mögen Andere die Hitze und die Ausschreitungen dieser Fehden beklagen und sich still resignirend auf ihr ästhetisches Bewußtsein zurückziehen — ich für mein Theil, ich gehöre zu den kämpfenden Naturen, und freudig habe ich, trotz allem, in diesem Lebens- und Leidensjahre der Freien Bühne, litterarische Gegensätze zu so voller Höhe emporwachsen sehen. Der Streit ist der Vater aller Dinge, hat Heraklit gesagt, der modernste der alten Weisen; und im Streit auch, so ist unsere Hoffnung, werden die neuen Formen der Kunst sich durchsetzen. Das Theater, das die Fühlung mit dem modernen deutschen Leben zu verlieren drohte, wird seine volle Bedeutung für unser geistiges Leben zurückgewinnen; und das Fordern und Denken der Besten wird von den Brettern wiederhallen. Bis dahin aber, bis der Sieg errungen, wollen wir des Geständnisses gedenken, das der größte selbst der deutschen Dichter, der glücklichste, sprechen mußte: Und ich bin ein Mensch gewesen und das heißt ein Kämpfer sein.

Otto Brahm.

Die Arbeit des Idealisirens.

(Brief an den Herausgeber.)

„Da ließ man freudig und wie von einem Alp befreit die schwere Arbeit des Idealisirens bei Seite."
Arthur Fitger, Freie Bühne, Heft 14.

Lieber!

Es ist wohl nicht nöthig, daß ich aufhöre Dich zu duzen, wenn ich Dich bitte, diesen Brief nicht nur selbst zu lesen, sondern ihn auch jener Oeffentlichkeit mitzutheilen, die Deine „Freie Bühne" liest. Arthur Fitger hat sich jüngst (in einem wunderhübschen Stile) über den Naturalismus bei den Malern ausgelassen, und obzwar es eine der gegründetsten Bemerkungen ist, daß die Federn Nichts, Nichts, Nichts gegen jene Kämpfe vermögen, welche allein die Farbe auskämpft, so will sich die meinige nicht so ganz beruhigen, um vor diesem Stand der Dinge Respect zu haben. Denn der Mensch, wie Du weißt, ist schwach, man sagt ja, ja zu aller Einsicht in die Nutz- und Aussichtslosigkeit gewisser Rede- und Schreibkämpfe, und fühlt dennoch ein Verlangen, sich kämpfend auszusprechen. Das bewegt auch mein Herz, wiewohl es das eines kalten Vernunftmenschen ist, der gegen die warmen Idealisten etwas hat.

Mein Gott, Idealisten! Auch wir sind Idealisten, die wir für unsere Anschauungen fechten, und stehen auf demselben Brett, wie unsere liebwerthen Gegner: nämlich einer Welt von Gleichgültigen gegenüber. Und eine bedeutende Gemeinsamkeit zeigt sich zwischen uns und jenen in dem Interesse, mit welchem wir, im Gegensatze zu der überwiegenden Zahl von Bewohnern der Erde, uns von Kunstdingen unterhalten.

Als einen Maler der alten Richtung läßt sich Fitger vernehmen, der über die neue Richtung schreibt, und damit ist die Begrenztheit gegeben, über welche er bei seiner Auffassung nicht hinauskann. Nicht anders würde es einem Maler ergehen, der, von der neuen Kunst erzogen, über die alte Richtung seine Ansichten niederschreiben sollte. Er kann nicht alle Vorzüge nachempfinden, welche die alte besaß.

Da Herr Fitger auf seinen Beruf in seinem Aufsatze hingewiesen hat, so muß auch ich meine Thätigkeit nennen. Ich pflege nur eine theoretische Beschäftigung mit der Kunst und wähne mich, infolge des Sehens so vieler Bilder wie ausübende Maler anzusehen nicht die Zeit finden, über die Schul- und Erziehungsbegriffe mehr hinausgekommen. Befände ich mich in der gleichen Lage wie jeder

ausübende Maler und wie Fitger, so würde ich schweigen. Man muß als solcher einseitig sein: man braucht es nicht zu sein, wenn man nicht malt. Nur die Möglichkeit zur Außerparteilichkeit ist gegeben und diese Hoffnung heg' ich in Betreff meiner. Sonst würde ich das Eingehen auf eine Feldschlacht für beide Theile als aussichtslos erklären und es für so nutzlos halten, wie jenen unheimlichen Kampf der beiden Ritter mit geschlossenem Visier im Walde, von dem eine Sage erzählt. Der eine Ritter war jung in den Zauberwald gekommen; unter dem Gitter des Visiers glühten die rothen Wangen und unter dem blanken Harnisch pochte der frischeste Muth. Man blieb auf den reglosen Pferden und hieb auf einander ein mit gleichmäßigem Herniedersenken der langen Schwerter. Der Frühling ging darüber hin; dann der Sommer; Herbst und Winter folgten — Jahre gingen darüber hin. Man ermattete; das Schlagen wurde phlegmatischer, und endlich schlief das Schlagen ein. Und als man die Helmgitter öffnete, bot sich der betrübendste Anblick dar. Der Kämpe, gegen den der junge angefangen, war ein Todter, es grinste ein blutloser Schädel aus dem Visier hervor. Daher hatte der Kampf so lange gedauert, man hatte sich nicht zuvor über die Personalien verständigt.

Ich also bin nicht Maler, und habe mich mit alter und habe mich mit moderner Kunst befaßt; und ich denke garnicht daran, die jetzigen Maler der alten Richtung mit der alten Kunst zu identifizieren: die alte Richtung ist für mich nur eine moderne Malerei des neunzehnten Jahrhunderts. Ich sehe sie als etwas Selbstständiges an, das wohl in einer Anlehnung an gewisse Künstler der guten Zeit wurzelt, aber seine Ideen für sich selber hat, daher auch für sich selber vertreten werden muß. Man muß alte Kunst auf der einen Seite lassen, und ihr sowohl alte Richtung als neue Richtung gegenüberstellen.

In Bezug auf die Thätigkeit der alten Richtung nun ist mir ein Ausspruch, den Herr Fitger thut, wichtig geworden: die schwere Arbeit des Idealisirens.

Ich denk mir mein Theil von der alten Kunst und bewundere den Giotto rechtschaffen. Wenn ich mich aber frage: hatte er eine schwere Arbeit vom Idealisiren, so überkommen mich die größten Zweifel, ob es ihm schwer wurde, und ich beginne zu glauben, es wurde ihm leicht. Die Realitäten verwandelten sich für ihn schnurstracks zu Idealitäten — und was verschwand, ward ihm zu Wirklichkeiten. Häuser malte er klein, ganz, ganz klein, sie schrumpften für ihn zusammen, ebenso wie die Bäume und wie die gewöhnlichen Sterblichen. Heilige aber wuchsen ihm in seiner Anschauung größer und höher, und durchbrachen die Dächer seiner Häuser und schwebten zum Himmel empor. Und Alles das ganz mühelos.

Mühevoller war schon Raffael. Aber welches Glück, seine Porträts zu sehen, und an ihnen zu verfolgen, wie sich die Realität in Idealität verwandelte, mit leisem Verlassen des Irdischen, obwohl es da ist. Ebenfalls ist es auf seinen Compositionen da; nur daß er mit erstaunlicher Leichtigkeit darüber verfügt, manchmal — doch sehr selten — etwas gewollt idealistisch. Wir können sogar annehmen, daß, wenn es etwas gewollt aussieht, es nicht von Raffael selbst ist, sondern von Schülern.

Lionardo ist mehr Realist als Raffael, und Michelangelo ist es weniger. Die Sybilla Delphica ist ganz gewiß kein italienisches Landmädchen, aber von Lionardo weiß ich Nichts, was nicht ganz irdisch und konkret ist. Michelangelo ist eben ein großer — uns ganz unfaßbarer — Einsamer und Fremdling auf Erden gewesen, wir haben kein Gefühl von ihm als Menschen: er ist ein Wunder. Kann man annehmen, daß das Idealisiren ihm Mühe machte? Daß gerade das Abändern der Natur es war, was ihm am meisten zu schaffen machte? Sollte nicht das Abändern, der Stil, seine Naturanlage gewesen sein? Das Genie kennt nicht die Mühe des Stilisirens. Stil ist Michelangelo's gerade unwillkürlichster Ausdruck — nicht seine Absicht. Man weiß nicht, was ihn beim Schaffen bedrängte, aber daß

es die Frage des Stilisirens nicht war, geht jedem, der an ungetheilte Persönlichkeit glaubt, hervor. Bei Persönlichkeiten ist ihr Stil ihre Natur, und nur bei Eklektikern kann es ein Wählen des Stils geben, und in diesem Stil arbeiten — das macht Arbeit.

Ich besinne mich, welcher Künstler der Renaissance Arbeit vom Stilisiren gehabt hat, vom „Stilisiren und Idealisiren", wie Fitger sagt — und mir fällt keiner, auch keiner ein. Dagegen fallen mir ein sehr Viele des neunzehnten Jahrhunderts, die wirklich, und im Schweiß ihres Angesichts, stilisirt haben.

Selbst Jene, die es mühelos thaten, Makart z. B., waren doch Schüler von solchen, die es mit Mühen thaten. Es bleibt Treibhausblüthe, Kunst „höherer Bildung". Die Naivetät ist nicht von einem stilisirenden und idealisirenden Werke entfernt; aber dann ist sie von ihm entfernt, wenn nach diesen Eigenschaften erst gerungen wurde. Daß die Künstler aufhören wollen, zu idealisiren, ist von ihnen nur recht, sobald es ihnen zu einer Arbeit wird. Naiv sind sie, sobald sie aus sich selbst unterlassen zu stilisiren, so naiv, wie die Alten waren, welche stilisirten. Die Moderne hat darum mit der wahren Antike wirklich nicht so viele Differenzen als man glaubt, während Reflektion, namentlich aber „Stilgefühl" Zeiten des Uebergehens und Untergehens charakterisiren. Wohl uns, daß wir die Nachahmung, das mühsame Stilisiren verlassen.

Eine zweite Naivetät bei uns ist es auch, daß die Natur heute derjenigen so ähnlich gefunden wird, welche aus den Platten der Photographen hervorgeht, und weniger Dem ähnlich erscheint, was überlegen intellektuelle Kräfte vom Weltbild sehen. Diese sehen Höheres — unsere junge Schule stellt auch gar nicht den Satz auf, sich mit diesem zu beschäftigen. Sie sieht eben Kleines, ihr Debut ist die Novelle, das Dasein des Arbeiters, die Melancholie einer Gegend; oder der Wind, der durch die Pappeln geht, der die Grashalme erzittern läßt; oder das Rieseln eines ganz kleinen Baches durch eine Wiese mit Blumen; oder ein Strand, an dem uns das Gefühl der Salzfluth und feuchten Windes packt. Das sind Ziele unserer jungen Kunst. Eine ganze Menge von Zielen, — kein Universum der Anschauung. Auch fehlt Heroisches, ich meine Heroisches von Göttern und alten Helden. Heroisches vom modernen Gesichtspunkte fehlt vielleicht nicht ganz, wenn man es versteht ... Kurz, es ist etwas ganz Feines in der modernen Kunst. Und in einer gewissen Art sogar Reichthum. Dinge, die nie früher in die Erscheinung traten, lernen wir kennen, wenn sie auch nicht in dem Gewande auftreten, welches lange Zeit hindurch das alleinige der Schönheit war. Die Welt ist groß und hat für viele Dinge Platz! Ein Glück für die Häßlichkeit, daß auch sie Vertreter finden kann! Sie ist noch so blank, die Häßlichkeit, so frisch, so unedirt, daß sie neue Ausblicke gestatten kann. Und einigen unserer Jungen traue ich sogar zu, daß sie die Häßlichkeit nicht aus solcher Art von Reflektion, sondern aus Neigung wählten. Dieses würde das Höchste sein. Denn die Neigung macht, nicht der Gegenstand macht den Werth des Kunstwerks aus. Die Neigung der Jüngsten zur Häßlichkeit, wenn sie naiv ist, kann mich entzücken; doch selbst wenn sie nicht naiv ist, kann sie mich ästhetisch reizen, weil das, was wir Häßlichkeit nennen, von unseren Blicken noch nicht so „abgekuckt" ist. Für Maler solcher Dinge interessire ich mich. Was aber gar die einzelnen betrifft, welche das Glück haben, sogar mit Naivetät dieses Gebiet zu erfassen, so setze ich auf sie meine ganze Hoffnung. Denn wenn alexandrinische Kunst, nun, wie sie selbst sagt: Mühe an ihrem Werk, ihrem Stile hat und also auch einen Genuß aus erster Hand nicht zuläßt, wenn sie der Eichbaum ist, im besten Fall, von fleißigen Händen, mit ihrer Schwere und ihrer Construction nach der Regel der Eichen des Waldes im Zimmer aufgebaut: so giebt mir ein Bild oder Bildchen der jüngsten Kunst ein Vergnügen wie irgend

ein Zweig von einem Baum selbst, mir auf's Zimmer gebracht, so daß ich ihn in die Hand nehmen, seine Blätter betasten und mich seiner Natur, Frische und Grünheit freuen kann.

Ich grüße dich, lieber Herausgeber.

Herman Helferich.

Zur Frauenfrage.

Aus Anlaß der Betrachtungen, welche L. Marholm über „Die Frauen in der skandinavischen Dichtung" in diesen Blättern vorgetragen hat, sind uns eine Anzahl von Zuschriften zugegangen, welche sich mit der Frauenfrage beschäftigen. Bei der einschneidenden Bedeutung des Problems für das moderne Leben stellen wir es hiermit zu weiterer Discussion und geben zunächst einem Vertreter der sozialistischen Anschauungen das Wort — nicht, weil wir seiner Meinung besondere Verbreitung zu geben wünschten, sondern weil uns der auf streng Marxistischem Boden stehende Aufsatz, eben um seiner consequenten Schroffheit willen, als der beste Ausgangspunkt erscheint für fruchtbare Debatten. Kennen muß man die Anschauungen, die man bekämpfen will, man muß wissen, wo der Gegner steht, damit man ihn trifft; und darum theilen wir diesen Aufsatz hier unverkürzt mit, der mit sachlicher Deutlichkeit die Frauenbewegung schildert, so wie sie der sozialistischen Auffassung sich darstellt.

Die Redaction der Freien Bühne.

Frauenfrage und sociale Frage.

Es ist ein Fehler, den die bürgerliche Philosophie von Anfang an begangen hat: den Menschen immer nur als Naturproduct zu betrachten. Der Mensch von Natur, der natürliche Mensch, dieser Begriff, der seit Hobbes und Descartes bis in die neueste Gegenwart sich erhalten hat, ist eine Folge der optimistisch-mechanischen Weltauffassung, wie sie noch bis in unser Jahrhundert hinein herrschte. Diese Weltauffassung ist freilich jetzt vernichtet unter dem Eindruck des seinem Extrem zueilenden socialen Systems; aber da der Grund der Vernichtung, die sociale Entwicklung, nicht erkannt wurde, so konnte das Bürgerthum keine neue wirkliche Philosophie schaffen, in welcher es auch die überkommenen Begriffe, wie den vom natürlichen Menschen revidirt hätte; es brachte nur noch eine Stimmungsphilosophie zu Stande, neben der dann die alten Begriffe ruhig weiter existirten. So hat sich der Begriff des „natürlichen Menschen" gerettet, freilich oft genug verkappt und vermummt, während die gesammte übrige geistige Entwicklung darauf drängt, den Menschen als ein sociales Product aufzufassen. So kann ein Lombroso auf die Idee des „geborenen Verbrechers" kommen, während schon Quetelet das Verbrechen aus socialen Motiven erklärte, und zwar mit einer ganz andern Wissenschaftlichkeit, wie Lombroso seine Theorie begründet. Und so kann man auch den Schiffbruch der nordischen Frauenemancipation mit dem „Elementaren" im Weibe in Verbindung bringen, während es sich doch sehr einfach erklärt aus dem socialen Moment der kleinbürgerlichen Klassenlage.

Auch wir in Deutschland haben eine Frauenbewegung; freilich macht sie kein solches Aufsehen, wie die nordische, weil sie aus leicht begreiflichen Gründen keinen Einfluß auf die Presse hat. Die deutsche Frauenbewegung ist proletarischen Charakters.

Was Marholm in ihren geistreichen Darlegungen gegen die Emancipationsversuche spricht, trifft naturgemäß nur die spießbürgerliche Emancipation. Und die Kritik derselben ist allerdings völlig zutreffend.

Das Spießbürgerthum steht vor seinem öconomischen Untergang. Von oben

und von unten wird es bedroht. Es kämpft seinen letzten Kampf. Bei uns sind die Ackermann und Stöcker seine Vorkämpfer; bei den nordischen Völkern rafft es sich zusammen zu größeren Anstrengungen, wie die nordische Litteratur und die nordische Frauenbewegung.

Eine Phase in dem Verzweiflungskampf einer untergehenden Klasse — kann da die Frauenemancipation etwas Anderes sein, als sie ist? Das Product einer Klasse, welche von jeher mit dem Fluch der Halbheit belastet war — kann sie wirklich einen Schritt zur Befreiung der Menschheit darstellen?

Typisch für den Spießbürger, wird der Kampf litterarisch ausgefochten. Die Litteratur giebt das klarste Bild der Bewegung. Die „Problemdichtung" wird geschaffen und als allerbedeutendste Geistesthat ausposaunt.

Das Bedürfniß der Illusion ist es, das den Spießbürger treibt, seine Leiden und Freuden, seine Ziele und Zwecke in der Litteratur niederzulegen. Und unfähig, die öconomischen Zeichen der Zeit zu verstehen, wendet er sich dann wieder an die Litteratur zurück; aus dem Bild, das er selbst geschaffen, nimmt er sein Ideal; genau so, wie der spießbürgerliche Socialismus sein Ideal aus dem selbstgeschaffenen Idealbild der gegenwärtigen Gesellschaft nimmt.

Der bürgerliche Reformator dreht sich im Kreise, kommt nie vorwärts. Nora, diese Abstraction aus dem gegenwärtigen Weib, soll der Typus der neuen Weiber werden! Was Wunder, wenn Alles beim Alten bleibt. Wenn der Ersatz nur der ist, daß die Menschheit um einige hysterische Weiber bereichert wird?

Mit wundervoller Dialektik ist der bürgerlicher Optimismus der vorigen Jahrhunderte in den bürgerlichen Pessimismus des gegenwärtigen Jahrhunderts, die bürgerliche, humane Democratie der Vergangenheit in die bürgerliche, brutale Aristokratie der Bismarck und Nietzsche umgeschlagen; und eben so schlägt die bürgerliche Weiberemancipation um in die Theorien Strindbergs.

Strindberg, persönlich jedenfalls ein äußerst scharfsinniger und energischer Denker, hat die nothwendige Kritik der bürgerlichen Emancipation geschrieben. Aber auch er kritisirt nicht vom sociologischen Standpunkt aus, sondern von dem Gedanken an den allgemeinen Naturmenschen her; er kritisirt nicht die Emancipation der Spießbürgerin, sondern die Emancipation des Weibes. „Das Weib" ist aber ein Ding, welches es niemals gegeben hat; eine Sammlung gewisser Begriffe und Vorstellungen unter einem Namen, welche nur von der gegenwärtigen Erscheinung des bürgerlichen Weibes abstrahirt sind. Er kennt nicht die socialen Ursachen der Erscheinungen, wie der Bürger sie überhaupt nicht kennt, nicht kennen kann; er weiß nicht, daß diese und diese Merkmale des bürgerlichen Weibes Folge seiner bürgerlichen Existenz sind; daß sie unter andern socialen Bedingungen nicht existiren würden; sondern er faßt sie als Merkmale der „Weiber", als Merkmale, die dem Weib von Natur eigen sind, wie etwa seine geschlechtlichen Besonderheiten. Und so kommt denn seine Kritik nothwendig nicht zu dem Schluß: die bürgerlichen Emancipationsgedanken sind unrichtig; sondern er behauptet: die Emancipation überhaupt ist unsinnig.

Marholm deutet selbst das Richtige an, wenn sie von Strindberg sagt: „je tiefer Strindberg in die Natur des Weibes — jene Natur, die unter Erziehung und Abrichtung und Verbildung ihr dunkles Leben führt . . . — gedrungen ist, desto mehr ist ihm am Weib das Grauenhafte, das Unverständliche, die Meduse zum Bewußtsein gekommen."

Sie sagt hier direkt, daß die „Natur" das Produkt von Erziehung, Abrichtung und Verbildung ist — also doch von socialen Momenten. Aendern sich diese socialen Momente, so ändert sich die „Natur" des Weibes, zugleich die sociale Stellung des Weibes — und die Frauenfrage ist gelöst. So lange die socialen Bedingungen sich nicht ändern, kann man natürlich nicht aus dem Kreis heraus; der Fehler der

spießbürgerlichen Emancipation ist, daß sie das glaubt; die Kritik Marholm's und Strindberg's sieht diesen Fehler des Spießbürgerthums zwar ein; begeht aber einen andern Fehler, indem sie in ihrer Auffassung des socialen Momentes als eines „natürlichen“ nicht auf den Gedanken kommen kann, daß durch Veränderung der socialen Bedingungen sich alles ändert. Der Spießbürger will den Weibern Stimmrecht, Studirfreiheit und so fort geben; das nützt aber alles nichts, solange die übrige Welt dieselbe bleibt. Sie muß aber dieselbe bleiben, weil in ihr der Spießbürger existirt und weil der Spießbürger weiter existiren will. Strindberg deckt die Thorheit dieses Vorgehens auf, indem er die Widersprüche aufweist zwischen dem „natürlichen“, d. h. durch die übrige Welt bestimmten Charakter der Weiber, und den neuen, errungenen Freiheiten. Sein Fehler ist, daß er an die Unveränderlichkeit dieses „natürlichen“ Charakters glaubt.

Er macht die Sache freilich plausibel durch den Hinweis auf die Geschlechtseigenthümlichkeiten. Die Merkmale, welche er unter dem Wort „natürlichen Charakter“ zusammenfaßt, sollen sich aus den geschlechtlichen Besonderheiten des Weibes erklären; aus ihnen soll das „Grauenhafte“, das „Unverständliche“ resultiren.

Der einfachste Grund gegen die Ableitung der betreffenden Eigenschaften aus dem Geschlechtsleben ist der, daß sich die Eigenschaften nur bei den bürgerlichen Frauen finden. und zwar desto stärker, je stärker bei ihnen das bürgerliche Moment hervortritt, d. h. je sorgenfreier und fauler sie leben. Erst dann entwickelt sich das „Grauenhafte“ und „Unverständliche“. Einestheils wird durch ein solches Leben der Geschlechtsakt ungebührlich in den Vordergrund des Interesses gestellt; anderntheils wird Geist und Charakter nicht ausgebildet, beharrt auf dem Zustand des Kindes; und bei Kindern tritt das „Grauenhafte“ und Unverständliche auch hervor, wenn es ihnen nicht ausgeprügelt wird. Dann kommt der Einfluß der Langenweile dazu, der auch allerhand dumme Gedanken erzeugt, für deren Realisirung die Schranken sehr weit gezogen sind. Wenn ein Weib unter solchen Umständen zum Teufel wird, so ist es freilich nicht zu verwundern. Man sehe aber dorthin, wo die Klassenlage verlangt, daß die Frau gleich arbeitet, wie der Mann; dort wird auch ihr Charakter und ihr Verstand dem männlichen ähnlich sein. Die psychischen Geschlechtsunterschiede verschwinden ganz.

Und hier ist der Punkt, wo die deutsche Frauenbewegung einsetzt.

Die deutsche Frauenbewegung ist eine Arbeiterinnenbewegung, geht in einer ganz anderen Klasse vor, als die nordische. In den verschiedenen Klassen leben aber ganz verschiedene Menschen. Eine Arbeiterin hat mit einem Weib der Bourgeoisie weniger Aehnlichkeit, wie die Bürgerin mit dem Bürger.

Hervorgegangen ist die deutsche Frauenbewegung bewußt aus der Socialdemokratie.

Im Unterschied von der nordischen entsagt die deutsche Frauenbewegung zunächst allen socialen Quacksalbereien; und genau, wie die Socialdemokratie im Gegensatz zum bürgerlichen Radicalismus, will sie nicht „die Welt verbessern“, sondern nur eine Erkenntniß bieten. Sie hat einen lediglich theoretischen Charakter.

Der Anknüpfungspunkt ist die gegenwärtige Klassenlage der Arbeiterin, durch welche die alte Familie bereits revolutionirt wird. Die Tendenz der herrschenden Productionsweise geht darauf hin, das Weib immer mehr in die productive Thätigkeit hineinzuziehen; dadurch wird sie natürlich der jetzigen Thätigkeit in der Familie entfremdet. Ihre Lage wird identisch mit der Lage des männlichen Arbeiters.

Offenbar ist das eine ganz andere Sache, als wenn die Spießbürgerin sich einer gesellschaftlichen Thätigkeit widmet — wie Marholm selbst sagt — um „versorgt“ zu sein. Der Arbeiterin ist es ganz natürlich, daß sie in die Fabrik geht; die Bürgerin glaubt eine besondere Heldenthat zu begehen, wenn sie die Universität besucht oder hinter das Contorpult tritt. Die Bürgerin bleibt, was sie ist: das

Weib, das nach einem Versorger angelt und unterdessen nur sich ihr Brot selbst verdient. Die Arbeiterin schiebt ihren Kohlenkarren, wie ihn der Arbeiter schiebt.

Die Arbeiterin ist thatsächlich schon emancipiert, nicht durch Bücher, Theaterstücke und Zeitungen, sondern durch die Macht der Productionsverhältnisse. Daher hat auch die deutsche Frauenbewegung ein ganz anderes Programm, als die nordische. Ihre Forderungen haben einerseits einen wirthschaftlichen Charakter; sie verlangen gleichen Lohn, sowie Bewegung, und entsprechende Schutzgesetze — wobei sie sich indessen entschieden verwahren gegen Schutzgesetze, welche, wie z. B. das einseitige Verbot der Nachtarbeit für Frauen, ihre wirthschaftliche Gleichheit mit dem Mann stören würden.

Es ist kein Zweifel, daß auf diese Weise die Frauenfrage gelöst wird; wie alle „Fragen", von selbst, durch die einfache Entwicklung der Produktionsverhältnisse, und ohne Tinte und Papier. Dann wird auch jene falsche Abstraction ihre Erledigung finden, welche die Charakterzüge des Weibes einer untergehenden Klasse als die natürlichen, durch das Geschlecht begründeten, aufstellt. Man braucht nicht sentimental zu sein, um den Gedanken entsetzlich zu finden, daß die Hälfte der Menschheit von Natur und in alle Ewigkeit dumm, albern, grausam, mit einem Wort kindisch sein soll. Wir sind alle zum Glück berufen.

Auch der Gedanke, daß die Litteratur einen Einfluß auf die Lösung derartiger Fragen haben könnte, wird sich dann erledigen. Das wird der Litteratur und dem Publikum zum Vortheil gereichen. Der Litteratur: denn der Dichter wird dann zu der Einsicht kommen, daß es seine Aufgabe nicht ist, „Probleme zu lösen", sondern er wird einsehen, daß seine Aufgabe ist, ein Bild der Wirklichkeit zu geben, in welchem das Ringen der Zeit natürlich ganz von selbst zum Ausdruck kommt. Das Publikum wird Vortheil haben: denn es wird endlich dem Aberglauben entsagen, aus der Litteratur zu lernen; die Litteratur soll genossen werden. Wenn man über die „Fragen" lernen will, so hat man die Soziologie zu studiren, dann wird man auch weiter kommen. Was man aus der Litteratur lernen kann, das sind doch immer nur die eigenen Gedanken, die man schon vorher gehabt hat, und die der Dichter einem nur in etwas anderer Zubereitung vorsetzt. Dabei kommt man nicht weiter, bleibt man im Kreis.

Paul Ernst.

Guy de Maupassant.

Von Heinz Tovote.

Selten ist es einem Schriftsteller in kürzerer Zeit gelungen, seinem Namen einen so unbestrittenen Weltruf zu erringen als Guy de Maupassant; seltener noch hat ein erster Erfolg sich mit jedem neuen Werke mehr gefestigt, als es der Fall ist bei diesem französischen Novellisten, den ein gewissenhafter Kritiker, wie Jules Lemaitre nicht ansteht: in jeder Beziehung klassisch zu nennen.

In einem Punkte nur unterscheidet sich Maupassant von den Klassikern auf das allervortheilhafteste: kein Novellist ist jemals weniger langweilig gewesen — keiner hat je eine überreichere Fülle eigenartigster Beobachtung in seinen Werken — keiner hat einen durchsichtig einfacheren und doch an bedeutungsvollen Neuschöpfungen so reichen Stil geschrieben, als der Verfasser von Boule de suif.

Die Novelle, tadellos in der Form, im kassischen Stile Flauberts geschrieben, behandelte einen überaus gewagten Stoff mit einer Naivität, einem künstlerischen Feingefühl, das zur Bewunderung zwang — und dabei zeigte das kleine Meisterwerk eine ethische Vertiefung und eine Genialität der Auffassung, daß die Arbeiten

von Huysmans, Céard, Hennique und Alexis, die Emile Zola in den Soirées de Médan 1880 gesammelt heraus gab, in jeder Hinsicht zurückstehen mußten gegen diese Arbeit Maupassants, der zu der Zeit der unbekannte Verfasser einer, seinem Freunde und Meister Flaubert gewidmeten Gedichtsammlung war, die keinen nennenswerthen Eindruck gemacht hatte. —

Maupassant war Realist, und er ist es in jedem seiner Romane, in all seinen Hunderten von Skizzen und Novellen geblieben, — aber er ist vor allem ein Dichter, ein Künstler, der sich liebevoll in den kleinsten Vorgang zu versenken sucht, der die Welt, den kleinen Abschnitt, der sich ihm bietet, genau so wiedergiebt, wie er sie sieht, der es aber nicht, wie Emile Zola, für seine Aufgabe hält, Experimente mit Romanmenschen anzustellen, die in Folge eifrigen Studiums sich erst in seinem Hirne erzeugen, deren einzelne Züge von überall her zusammengetragen sind, daß sie zwar Typen vorstellen, aber keine Individuen.

Ein schlichtes Lebensereignis, bis in seine verstecktesten Eigenthümlichkeiten beobachtet, umgeben von jenem Stimmungshauche, der ihm seine Besonderheit verleiht, giebt Maupassant Anlaß zu künstlerischer Verwerthung, wobei er sich bemüht, alles Unwesentliche sorglich zu entfernen, und uns dieses Bildchen auf dem Untergrunde einer Naturschilderung bietet, wie sie kaum einem Schriftsteller vor ihm farbenreicher gelungen ist.

Maupassant war am 5. August 1850 in Château de Miromesnil geboren, genoß seinen ersten Unterricht in Yvetot, wo er wegen seiner freigeistigen Gesinnung und wegen einiger sehr frivoler Gedichte relegirt wurde, besuchte dann das Lyceum von Rouen, bei welcher Gelegenheit er die erste Bekanntschaft des zu früh gestorbenen Louis Bouilhet und Gustave Flaubert's machte, war nach dem Kriege sechs Jahre im Marineministerium und zwei Jahre als Secretär des Ministers Bardoux im Ministerium für öffentlichen Unterricht beschäftigt und trat aus dem Staatsdienste, um sich ganz der Litteratur widmen zu können, und das mit einem Eifer und einer unerschöpflichen Originalität in der Auffindung neuer Stoffe und der Umgestaltung allbekannter Motive, die unter seiner Künstlerhand eine neue Form und damit einen neuen Inhalt bekommen, die einzig dasteht.

Schon im Jahre 1881 erschienen zwei Sammlungen jener zahllosen kleinen Novellen, mit denen Maupassant unbestritten den ersten Rang unter allen Erzählern einnimmt, wenn es auch schwer fallen möchte, den Inhalt der meisten hier nur skizziren zu wollen.

Um einen schwachen Begriff von dem Stoffgebiete und der Auffassung Maupassant's zu geben, erlaube man mir eine flüchtige Skizzirung von Boule de suif:

Es ist im Winter des Krieges. Die französische Armee ist über die Seine zurückgeworfen, die Preußen halten Rouen besetzt. Anfangs: Angst und Aufruhr — dann tritt die alte Ruhe wieder ein. Man kommt mit dem Sieger vortrefflich aus, man ist sich sogar ein wenig Freund geworden. In Folge dieses guten Einvernehmens haben einige Personen die Erlaubniß erhalten, nach Dieppe abzufahren. —

Es ist halb fünf Uhr Morgens. Vor dem Hotel de Normandie steht der Postwagen. Im Dunkel werden die Pferde vorgespannt. Die Passagiere kriechen in den Kasten.

Es fängt an zu schneien, und langsam steigt ein grauer Tag auf, bei dessen fahlem Lichte man sich zum ersten Male sehen kann. — Der Weinhändler Loiseau mit Frau, Herr und Frau Carré-Lamadou, der Graf Hubert de Bréville mit Gemahlin, dann zwei barmherzige Schwestern, die ihren Rosenkranz abbeten, und endlich zwei entsetzliche Menschen: Cornudet, ein Demokrat vom reinsten Wasser, und neben ihm Fräulein Elisabeth Rousset, wegen ihres appetitlichen Umfanges boule de suif genannt, eine junge Dame, die der unverheiratheten Männerwelt Rouens durchaus nicht unbekannt ist, aber aus eifrigem Patriotismus keine Neigung fühlt, sich den Eroberern gegenüber liebenswürdig zu zeigen. —

Die Damen raffen ihre Kleider zusammen vor diesem Auswurf der Gesellschaft, und die Herren ziehen sich vor dem Demokraten zurück. Man plaudert um so intimer unter sich.

Der Schnee häuft sich mit jeder Minute; der Wagen kommt nur langsam vorwärts. Man bekommt Hunger, denn es geht auf Mittag. — Die Häuser an der Straße sind verlassen, nirgendwo sind Lebensmittel zu haben, und kein Mensch hat daran gedacht, sich zu ver-

sehen. Es wird Nachmittag. — Der Hunger wächst. — Loiseau macht den spaßigen Vorschlag, wie bei einem Schiffbruch den Fettesten zu verspeisen. Aller Augen richten sich auf boule de suif. — Eisiges Stillschweigen!

Endlich um drei Uhr holt das Mädchen, das schon verschiedentlich unter den Sitz gefaßt hat, einen Korb hervor, angefüllt mit Vorrath für die dreitägige Reise, die leckersten Sachen von der Welt. Und langsam fängt sie unter den gierigen Augen dieser ausgehungerten Gesellschaft an zu essen.

Und nun folgt eine Scene, wie sie sich köstlicher garnicht denken läßt.

Loiseau, vom Hunger gepeinigt, beglückwünscht sie, daß sie so vorsorglich gewesen. Schüchtern bietet sie ihm an, und er greift zu. Darauf greifen die Schwestern zu; dann bittet Cornudet. Dann giebt Loiseau seiner Frau einen Hühnerflügel. Eine Flasche wird entkorkt, aber man hat nur einen Becher. Was thut's. Man trinkt aus dem einen Becher.

Frau Lamadou wird plötzlich ohnmächtig. Die barmherzige Schwester flößt ihr von dem Wein ein. Endlich folgt auch der Graf und nun fängt man an zu essen und zu plaudern, und es dauert nicht lange: so sind sowohl die ganzen Vorräthe des Korbes, wie auch die vier Flaschen Wein zu Ende. Eine lustige Stimmung hat sich der Gesellschaft bemächtigt. So gelangt man nach Tôtes, aber, o Schrecken, das Städtchen ist in preußischem Besitz. Man steigt im Hotel ab, um zu übernachten.

Der preußische Offizier visirt die Pässe ... Es ist gut.

Als man sich zu Tische setzen will, fragt der Wirth nach Fräulein Rousset. Der Offizier verlangt sie zu sprechen. Er hat ihren Paß gelesen.

Erst auf Veranlassung der ganzen Gesellschaft geht sie, aber schon nach kurzem kommt sie aufgeregt zurück.

Man fragt, was ist? ... O nichts — nichts für sie ...

Ein lustiger Abend folgt ... Morgens acht Uhr will man abfahren. Die Post ist nicht angespannt. — Der preußische Offizier will sie nicht fahren lassen. Entrüstung! Man schickt zum Wirth. Er zuckt die Achseln. Um Mittag eine Deputation zum Offizier, der einfach: Nein! antwortet, ohne einen weiteren Grund anzugeben.

Am Abend bei Tisch die erneute Frage an Fräulein Rousset, ob sie ihren Willen nicht geändert habe. Sie läßt dem Preußen antworten: Niemals! ...

Alle Welt fragt: was denn los sei.

Sie erklärt es voller Entrüstung. Alle stimmen ihr bei. Die Damen sind entzückt. Fräulein Rousset ist ein Engel! — — —

Aber allmählich wird die Geschichte langweilig. Wieder geht ein Tag hin — und noch einer. — Man wird ungeduldig. — Die Begeisterung, die in dem Mädchen eine Heldin erblicken ließ, verfliegt. Man überlegt. Die Damen finden es sehr höflich von dem Offizier, daß er sich an das Mädchen wendet, wo er doch, wenn er wollte, sie selbst — und ein angenehmer Schauder durchläuft sie.

Sie finden, daß es eigentlich ein hübscher Mensch ist, und dann ist es ja doch dem Fräulein sein Geschäft. Sie finden diese dumme Prüderei bald mehr als albern, die Lage wird unerträglich.

Endlich nimmt der Graf sie beiseite und bringt sie zur Vernunft. Er duzt sie, läßt all seine Weltgewandheit spielen und erringt seine Absicht.

Boule de suif ist besiegt. Und während sie sich opfert, feiern die anderen aus Freude ihrer baldigen Befreiung ein lustiges Fest bis tief in die Nacht hinein, wobei es in einem fort Anspielungen auf die Abwesende regnet.

Am andern Morgen bei Sonnenaufgang steht der Wagen angeschirrt. Man steigt ein. Endlich kommt auch das arme Mädchen, etwas verstört, verschämt.

Sie wagt es kaum, guten Morgen zu sagen. Alle wenden sich ab, keiner antwortet ihr ...

So sitzt sie allein in ihrer Ecke, während der Wagen auf der Landstraße dahinrollt. Die Schwestern beten ihren Rosenkranz ab, die andern lachen und plaudern. Niemand kümmert sich um sie.

Mittag kommt heran; und nun holt jedermann seine Vorräthe heraus, und ein allgemeines Futtern beginnt.

Boule de suif sitzt in ihrer Ecke. Sie hat keine Zeit gehabt, an irgend etwas zu denken, sie hat für nichts gesorgt. Und so sitzt sie da, und ein wüthender Haß keimt in ihr auf. Sie schluckt ihre Thränen hinunter; aber sie kann sie zuletzt nicht mehr halten. Sie starrt gerade aus, um nicht sehen zu müssen, wie die andern schmatzen, während sich ihr der Magen vor Hunger und Aerger umkehrt — bis der Abend einbricht. Keiner spricht ein Wort, keinem Menschen fällt es ein, ihr auch nur einen Bissen anzubieten; und während der Wagen durch die Nacht dahinfährt und alle Welt so satt und zufrieden sich zurücklehnt, und der Demokrat ohne Aufhören die Marseillaise pfeift, denkt sie beständig an den schönen Korb voll der leckersten Bissen, den sie mit dieser edlen Philistergesellschaft einst so redlich getheilt hat, die sich jetzt voller Verachtung von ihr abkehrt. —

Die Erzählung zeigt, mit welcher ruhigen Naivität Maupassant an seine Stoffe

herangeht: eine Naivität, wie sie nur das Kind oder der Gelehrte haben kann und darf. So giebt es kaum etwas originelleres und lebenswahr brutaleres als La maison Tellier, der Ausflug eines öffentlichen Hauses auf das Land zu einer Communion. Schon hier zeigen sich die Anfänge jenes Humors, der Maupassant von all den andern Realisten so vortheilhaft unterscheidet.

Weniger glücklich, als in seiner meisterhaften Skizze, ist Maupassant auf dem Gebiete des Romans.

Erst 1888 erschien der Roman, auf den man so lange gewartet hatte, der den Beweis brachte, daß Maupassant über den Rahmen seiner Skizzen hinausgehen konnte.

Es war dies Pierre et Jean.

In der Vorrede, in der er zu dem Resultat kommt: J'en conclus que les Réalistes de talent devraient s'appeler plûtot des Illusionistes, verwirft er den zusammengestoppelten Thatsachenroman der Naturalisten, schränkt die Grenze analytischer Schilderung, wie sie Paul Bourget so sehr liebt, ein; er verlangt, außer nach novellistischer Einfachheit, daß der Dichter uns Personen und Ereignisse, so wie sie sich ihm im Leben bieten, objectiv wiedergiebt, und sich als echter Realist mit den Aeußerungen psychologischer Vorgänge begnügt, indem er uns nur das Bild der Erscheinung giebt, die Erforschung der Motive aber dem Leser überläßt. Der Realismus liegt in der Art der Darstellung. — Das Wesen eines jeden Dinges, das Unerforschte, das in allem versteckt liegt, das Geheimniß wodurch ein Sandkorn vom anderen sich unterscheidet, herauszufinden, und für den Ausdruck dieser Verschiedenheit den einzig rechten Ausdruck zu finden: das ist die Aufgabe des modernen Schriftstellers.

Die Fabel des Romans ist überaus einfach; aber mit welcher unvergleichlichen Stimmung weiß Maupassant sie zu umgeben! Unter dem Einflusse der Schule, in gesunder Reaktion gegen eine absterbende Litteratur, hatte Maupassant anfangs der Lust am Thatsächlichen den weitesten Spielraum gestattet; aber mit jedem seiner Romane schrumpft die Handlung mehr zusammen, vertieft sich das Motiv und das psychologische Moment, — wohlverstanden nur die äußere Handhabe, nur die Aeußerung seelischer Vorgänge — tritt energischer hervor.

Gleich Paul Bourget, diesem Ahasver, der heute einen Roman in England schreibt, um morgen seinen Weltschmerz nach Italien zu tragen, liebt es Maupassant, sein Landhäuschen, La Guilette oder die stille Pariser Wohnung in der rue Montchanin hie und da zu verlassen, um sich durch die Welt zu treiben und neue Eindrücke zu sammeln, und so der langen Reihe seiner Werke ein neues beizufügen.

Die größte Zahl seiner Geschichten spielen sich in Paris und dessen Umgebung ab, eine nicht unbeträchtliche Anzahl ist von der Sonne Algiers durchglüht, und eine ganze Fülle humoristischer Skizzen tragen sich in der Heimath des Verfassers zu, in der Normandie oder in der Bretagne: Geschichten aus dem Leben der Bauern, für die Maupassant das regste Interesse hegt, und die er mit ironischer Schärfe ja Brutalität, oder auch mit kecken Humor darzustellen weiß.

Sein Stoffgebiet ist nicht allzu reich. Mit Vorliebe sucht er pikante Konflikte auf; in seinen ersten Skizzen mit einer Ungeniertheit gegenüber allem Geschlechtlichen, die bei der verständnißlosen Masse stofflich reizte, und zu Verkennungen Anlaß bot. Zu der Zeit liebte er jene originellen Rohheiten, die sprachlichen Brutalitäten, die wie Tintenflecke von einem sauberen Manuskripte abstachen.

Jetzt unterläßt er es, mit derartigen Mätzchen zu wirken Er hat sich völlig zum Realismus der Schönheit durchgerungen. Er wagt sich keck an die allerverfänglichsten Situationen, seine Feder schildert das Abstoßendste, — aber mit unnachahmlicher Eleganz, mit einem aristokratischen Feingefühle vermeidet er jede Brüskierung.

Maupassant ist Pessimist, er sieht und sucht im Menschen das Schlechte, er

spürt das Verbrechen auf. Er findet im Menschen, vor allem im Weibe immer das Thier; das brutale sinnliche Begehren. Liebe und Leidenschaft, mit ihrem Gefolge von Treulosigkeit, Lüge und Verbrechen, alle Verirrungen des menschlichen Geistes und Fleisches bieten ihm immer aufs neue Motive zu seinen Skizzen, in denen es sich fast durchweg um die Beziehungen der Geschlechter zu einander handelt.

Er ist Optimist in all seinen Naturschilderungen, in denen er ein unerreichbarer Meister bleibt. Er gebietet hier über eine Poesie, über einen Reichthum eigenartiger Beobachtung, wie sie nur bei wenig anderen Schriftstellern zu finden ist. Und dabei kein überflüssiger Strich, nur so viel, um die Erzählung einzuleiten und ihr die eigenartige Stimmung zu verleihen.

Was ich aber in Maupassant am höchsten schätze, ist sein Humor. Er ist nie geistreich, er wirkt nicht durch das Wort, seine Sprache bleibt immer gleich kristallklar und einfach, fast kindlich.

Er hat das Erbe Flaubert's angetreten, er schreitet auf dem Wege vor, den die Goncourt's eingeschlagen haben; aber er hat außer der gemeinsamen Grundlage nichts mehr mit ihnen gemein. Er ist er selbst: Guy de Maupassant, ein Erzählertalent von erstem Range.

Um Logik wird gebeten.

(Zum Falle Fitger's.)

Wir haben uns ja wahrhaftig der üppigen Verwegenheit des ersten Wagnisses lange entwöhnt und schrauben ohne Laß unsere Forderungen in bald phantastische Bescheidenheiten herunter. Die tolle Hoffnung, von unseren Gegnern gerechte Würdigung, fügsames Verständniß und ein über das Persönliche entwachsenes Urtheil zu erfahren, ist längst eingesargt. Aber billiger können wir's nun schon wirklich nicht mehr geben: etwas Logik, ein ganz kleinwinziges Bischen sanfter Logik, so das absolut unentbehrliche Existenz-Minimum bloß, für den täglichen Hausbedarf — ohne das ist nun einmal sonst an kein Auskommen mehr zu denken.

Darum allein möchten wir denn doch ganz ergebenst gebeten haben, daß man unsere Nostalgie der Logik nicht allzu mißhändlerisch schände und schinde. Darin sind nun wir einmal die unverbesserlichen Konservativen; darin wollen nun wir von Umsturz und Auflehnung nichts hören, durchaus nicht. Darin berufen nun wir uns auf den Aristoteles, der nicht bloß die Poëtik schrieb. Also:

Diesen ganzen Winter hindurch haben die vereinigten Generalpächter der ästhetischen Unfehlbarkeit, von einem Experiment der neuen Schule zum anderen, unablässig auf der gleichen Walze, unablässig den gleichen kritischen Refrain geleiert: Das Publikum — wurde jedesmal mit schadenfreudigem Behagen konstatiert — das Publikum hat gezischt, das Publikum hat gelacht, das Publikum hat sich gelangweilt, das Publikum, mit einem Worte, will von eurer neuen Kunst nichts wissen und „darum" — so schlossen sie damals: Denn damals kannten sie, vor dem Publikum, keinen weiseren Daniel — darum laßt uns in Frieden mit ihr, die nichts werth ist.

Ich weiß mir nun keinen Ausschlupf zu denken, durch welchen sie umhin können sollten, jetzt, nach dem Falle Fitger's, nach diesem nämlichen Gerichte des nämlichen Publikums über das letzte Experiment der alten Schule, die nämliche Rache-Arie zu pfeifen: Das Publikum hat gezischt, das Publikum hat gelacht, das Publikum hat sich gelangweilt, das Publikum, mit einem Worte, will von unserer alten Kunst auch nichts mehr wissen und darum, weil uns von jeher die Nachfrage des Publikums die künstlerischen Werthe bestimmte, darum versichern wir das logische Versprechen, euch fortan in Frieden zu lassen mit ihr, die nichts mehr gilt.

Dieses ist, seit diesem 4. Mai, an welchem die alte Tragödie verstarb, die neue Situation,

nach allen Geständnissen gerade der „Alten". Der neue Stil, nach der Erklärung des Börsenkurier, „widert das Publikum einfach an." Aber den alten Stil findet das Publikum Operette — das ist mindestens ebenso „einfach". Ja, also was nun? Da verwickelt sich plötzlich die mit solcher Harmlosigkeit einsetzende Einfalt.

Was nun?

Diese neue Situation läßt überhaupt nur drei Möglichkeiten zu, außer welchen keine andere gedacht werden kann:

Erstens. Das Publikum will von der alten Kunst nichts wissen. Es will aber auch von der neuen Kunst nichts wissen. Es will überhaupt von der Kunst nichts mehr wissen. Es hat gescheitere, wichtigere, einträglichere Beschäftigungen als diese allgemach bereits langweilige Sorge um Wahrheit und Schönheit, aus der am Ende doch niemals ein practischer Gewinn heraus klingt. Also sperren wir die Bude überhaupt zu, die freie Bühne wie die alte Bühne, welche durch die Entwicklung des Geistes zum Geschäftlichen überholt sind — sperren wir sie schleunigst zu, Börsen und Kasernen und Schlachthäuser daraus zu machen.

Zweitens. Das Publikum will von der alten Kunst nichts wissen. Es kann aber von der neuen Kunst noch nichts wissen, weil ihm die alten Gewohnheiten immer noch die neuen Triebe verwirren. Es ist über die alte Formel hinaus entwachsen; aber damit reicht es, ohne den Sockel der Bildung im Modernen, noch immer nicht an die neue. Also versperren wir die alten Bühnen, weil sie nur die Rückfälle in die atavistischen Fieber begünstigen und die Gesundung aus den Wirrnissen und Taumeln zur Klarheit und zum Bewußtsein verzögern, und erziehen auf freien Bühnen das suchende Volk zum Gehorsam gegen die eigenen Instinkte, welche nur noch nicht zum Muthe erwacht sind.

Und Drittens. Das Publikum will von der alten Kunst nichts mehr wissen. Es drängt mit hastigen Begierden nach der neuen. Es ist in der Sehnsucht mit den neuen Künstlern, durstig wie sie in die Zukunft hinein, nach Erlösung. Und nur in der Befriedigung ist es wider die neuen Künstler, unverträglich mit ihren beschwichtigenden Versuchen, heißsporniger noch und von noch wilderem Ungestüm als sie nach dem unbekannten Kometen, der winkt. Es will, daß die neue Kunst endlich erscheine; aber nur diese neuen Formeln glaubt sie noch nicht als ihre Erscheinung.

Ich behaupte keinen dieser drei Fälle, nicht den ersten, noch den zweiten, noch den dritten. Entschlossene Intuition, welche sich mit dem schüchternen Hausverstande ungern verträgt, ist mir versagt und selten höre ich das Moos, wie es wächst. Aber es könnte ja sein, wenn sich weder der erste noch der zweite ereignen, daß sich am Ende der dritte ereignete. Es könnte ja sein — die abstracte Möglichkeit behaupte ich blos — daß das Publikum die Moderne will, bereit, sie mit Jubel und Gehorsam zu begrüßen, und nur die Künstler haben sie blos noch nicht vermocht, die richtige Moderne. Und dann hätte ich eine riesige Freude, zum Sprung mit beiden Beinen bis an die Decke hinauf: denn dann wären die freien Bühnen vorläufig einmal in Permanenz erklärt, mit der Acht über die Zwangshäuser der alten Dogmatik.

Ohne Zweifel: wenn das Publikum die neue Kunst will und bloß der Künstler die neue Kunst noch nicht kann, dann muß das Versuchen weiter gehen, rastlos und unstet weiter, von Probe zu Probe, alle möglichen Formeln, die gereizte Verwegenheit nur immer erfinden mag, hindurch, bis alle denkbaren Combinationen im Kreise herum erschöpft sind und an einem fliederlichen Maientage der Kunst endlich einmal das Können der Künstler das Wollen der Laien einholt.

Ich beneide bloß die Schatzmeister der freien Bühnen. Herr Gott, müssen die, wenn es so geht, alle rein ganz millionnärrisch werden! Dagegen die alten Kritiker — die da drüben, auf der anderen Seite der Logik — die thun mir wirklich aufrichtig leid.

Karl Linz.

Die gute Schule.

Seelische Zustände.

Von

Hermann Bahr.

(1. Fortsetzung.)

2.

Aber endlich mußte er, es half nichts, endlich doch aus den Federn. Längst elfe durch. Und zudringlich, ob er sich auch wehrte, und vorwitzigen Uebermuthes kitzelte ihn die Sonne mit ihren langen goldenen Flaumen, wohin er sich auch in die Kissen vergrub.

Er schlief gern, den Tag lieber als die Nacht. Und das besonders war seine Leidenschaft, schon erwacht wieder einzuschlafen, oft drei, vier Mal hintereinander, um nur von jenem hastigen und gedrängten Schlafe zu kosten, der einen Augenblick währt und eine Ewigkeit dünkt, sich seiner selbst bewußt und seines Genusses, in welchem Traum und Wache mit verwischten Grenzen in einander schwimmen und nicht mehr zu sondern sind. Dafür hatte er sich, feinschmeckerisch, einen umständlichen Dienst eigens eingerichtet, indem zuerst, in aller Frühe, nur an die Thüre gepocht ward, daß er schreckhaft emportaumelte, aber, ohne sich recht zu besinnen, gleich wieder versank, und später der Kaffee, den er eilig schlürfte, und endlich, noch eine Stunde später, die Zeitung gebracht wurde, zu welcher nun erst sich behaglich das erste Pfeifchen schmauchte; nachher, da schmeckte der letzte Traum dann noch einmal so gut.

Er dehnte sich lange, faul, hin und her. Und er betrachtete das Barometer, wie er es hieß. Er forschte mit umständlicher Prüfung, in welcher Stimmung er sich befinde.

Schönes Wetter, wolkenlos, wie draußen. Sein Bild? Mochte es stauben in seinem Verstecke. Später einmal, ja, er kannte das, würde es ihn schon wieder überfallen, eine neue Idee, es zu verwandeln und was Erträgliches draus zu gestalten. Das war immer so. Er hatte immer so in Stößen gearbeitet — Ebbe und Fluth. Bis dahin — ich habe die Ehre! Und er machte eine ehrfurchtige Geberde, mit lustigem Ingrimm.

Einstweilen wollte er das Porträt wieder vornehmen. Es war lange genug verbummelt. Es sollte einen Abgeordneten darstellen: Baumwollindustrieller, Radikaler und hauptsächlich Schafskopf, ungeheuer einflußreich natürlich.

Eigentlich, freilich, hatte er im Thierstück geringe Erfahrung, aber, mein Gott, es war ja im Dienste der heiligen Galette! Und dann, dieses gerade, geistlos, sehr langweilig, drauf los, ohne daß man zu denken braucht, vom Frühling träumen, der seine nackten Blüthen an die Scheiben hob, während der Pinsel auf eigene Faust herumwirthschaften mochte — dieses gerade that ihm ja Noth, nach diesen Stürmen. Das konnte ihn einlullen und sänftigen.

Beschlossen und verkündigt. Und er holte den kahlen Schädel des würdigen Ehrenlegionär aus der Ecke, pustete die Spinnweben herunter und überlegte. In drei Tagen konnte er's machen: ein wenig herausputzen, die Töne verbinden, ein bischen aufhellen hie und da, daß er nicht gar wie Limburger Käse geröthet war — peinture aimable halt.

Gewiß, es würde ihm gut thun. Er wollte gleich anfangen, gleich morgen. Für heute war dieser Entschluß allein schon Tagewerk genug — und außerdem, Montag, das bringt Unglück, der Lenz lockte zu süß. Das zwitscherte und jauchzte und es war durch die Fenster von den rosigen Kastanien herein ein köstliches Duften. Es schwoll in ihm und ward ihm ein völlig faustisch österlich Gefühl.

Allein, freilich, mopste man sich nur, draußen. Schade, daß er die Kleine von gestern nicht haben konnte. Unbeweibt ist die Landschaft immer minder.

Es kitzelte angenehm sein Gefühl, indem er, im Lehnstuhl schaukelnd, die Nägel reinigte, sich die Kleine vorzustellen — sie hatte ihm nicht einmal den Namen gesagt — daß sie mit ihm unter den blühenden Aepfeln sich haschte, während ein lauer Wind athmete, oder am Abend, wenn sie heimwärts über das Wasser glitten, im engen Boote den bebenden Leib an seine Brust schmiegte. „Tant pis pour elle," sagte er, indem er aufstand und die kleine Scheere im Bogen nach dem Tische warf. „Nachlaufen werde ich ihr nicht. Es giebt ihrer genug."

Im Grunde war's ein Glück. Gutmüthig und wie er keiner Stimmung widerstehen konnte — es wäre höchstens noch eine verwickelte Dummheit daraus geworden. Denn dieses war doch ausgemacht, daß sie ganz sicher nicht sein Stil war.

Nein; sie war nicht seine ideale Frau und nicht einmal eine weitläufige Verwandte, hundertsten Grades. Wie er jetzt, den Schlafrock abgeworfen, die Beine in der Krätsche über das Kissen gespreizt, sich vor dem Spiegel niederließ, an das Meisterwerk seiner Toilette, die Locken behutsam in träumerische Ringel biegend und die stolze Lanze seines geschmeidigen Spitzbartes ausziehend, lange, sehr lange, mit vielem Brillantin, und sich aufmerksam mit Liebe und Wohlgefallen musternd, da, wieder einmal, da stand sie wieder einmal so handgreiflich vor ihm, so kaiserlich und junonisch — und diese scheue, ahnungslose Schwalbe daneben, die reine Psyché des Gérard, ja, wirklich, selbst — er erinnerte sich — die nämlichen „Schneckerln" hatte sie im Haar, vorne, in die Stirne herein. Nein, es war kein Vergleich; sie mochte ja ganz lieb sein, für bescheidene Bedürfnisse, aber er, leider, war schon vergeben, bedaure sehr.

Er verweilte lange in diesen gefälligen Bildern, weil er lange vor dem Spiegel verweilte, nach schlimmer Gewohnheit, bis seine Mähne endlich gebändigt und die umständliche, in bunte Zipfel flatternde Masche kunstgerecht geknotet war. Er mußte lachen, wie er die Uhr sah, daß er zwei Stunden wieder einmal vergeudet hatte, sich schön zu machen — wie eine Cocotte, sagten seine Freunde, aber der bringt's Zinsen. Und sie wußten sich nicht genug über seine Eitelkeit.

O nein, er war nicht von der gemeinen Eitelkeit, die sie dachten. Ja, er liebte das Kostüm und wenn er sich anders tragen konnte, wider den Brauch, auffällig und wunderlich, das freute ihn. Ja, er hatte ein kostbares Spitzenhemd mit breitem, weichem, umgeschlagenem Kragen, wonnesam gestickt, daß der alte d'Aubrevilly neidisch geworden wäre. Ja, er hatte einen perlgrauen Sombrero mit ungeheurer Krempe, wie nur je der stolzeste andalusische Picador, daß ihn mancher für einen Lastträger hielt, aus den Hallen. Aber es war nicht um den Beifall der Menge und er rechnete nicht, die Blicke der Weiber zu gewinnen. Sondern nur die Begierde quälte ihn, im Aeußeren gleich sich von den anderen zu unterscheiden, von denen er sein Inneres so unvergleichlich unterschieden wußte. Er war einmal anders als die anderen, warum sollte er es nicht auch scheinen? Und er brauchte die Versicherung und Bestätigung, alle Tage, wider aufdringliche Zweifel, daß er wirklich einer für sich und nicht vom Dutzend war. Wie anders, wie konnte er sonst seine Kunst jemals vollbringen?

Nein, allein ging er nicht auf's Land, sondern Marius mußte mit. Er kriegte ihn schon dazu — früher wich er ihm einfach nicht von der Bude. Und alle Fragen der Kunst, die großen nnd die kleinen, wie verzwickt sie sein mochten, sollten wieder einmal gelöst und die ganze Zukunft der Cultur deutlich vorausbestimmt werden, auf zweitausend Jahre.

Marius, natürlich, würde sich wieder gehörig verdrießen, der das nicht leiden konnte. Ein bischen Philister, der gute dicke Marius: Verdauung und Ordnung — das war seine Losung; Regel und Maß betete er an und meißelte nach dem Glockenschlag, Sommer und Winter, Schön und Regen, wie man Semmeln bäckt. „Und nur nicht Kunst reden, nur nicht Kunst denken — Kunst machen, wenn's möglich ist". Aber man mußte nur erst mit stacheligen Paradoxen seinen Aerger aufzu-

zwicken verstehen — dann, gegen allen Vorsatz, verhaspelte er sich doch jedesmal wieder in Fehde. Und merkwürdig, was er so unwillig verschmähte, Wenige konnten es schlagfertiger und treffgewisser.

„Ich wollte gerade zu Ihnen", sagte der Bildhauer Marius. „Der Frühling rumort mir in allen Eingeweiden — man muß es sich herauslaufen. Wollen Sie nicht mit auf's Land?"

Aber der Maler, ohne was zu erwidern, geradewegs auf die Büste los, öffnete behutsam die nassen Fetzen, in welche sie geschlagen war, und indem er bald sich näherte, bald sich entfernte und dann wieder langsam herumkreiste, begann er lange Erklärung, mit Vorschlägen, Einwürfen und Räthen. Wohl eine Stunde schwand, indem der Bildhauer Rechenschaft gab, wie er es sich gedacht hatte, und manchmal die Achsel zuckte, als bedauerte er, es nicht ändern zu können. Nämlich, es war seine Gewohnheit, alle Urtheile anzuhören und auf keines zu hören; nicht aus Hochmuth, daß er sich geckisch unfehlbar geglaubt hätte, und verächtlich der anderen, sondern aus Furcht, daß nicht in ihm selber das Kritische erwache, von welchem doch nur Qual und keine Hilfe kam.

Doch auch als nichts mehr über die Büste zu sagen und Alles erledigt war, manches zwei Mal sogar, sehr umständlich, stöberte er nur in den Büchern und Skizzen am Boden herum, und schnellte von Frage zu Erzählung, immer wieder ein neues an das Gespräch anzustückeln, damit er nur jenem Vorschlage, den er eigentlich selbst hatte thun wollen, nicht zu antworten brauche, als hätte er ihn nicht gehört. Aber Marius, ungeduldig, der wanderfertig war, wiederholte ihn. Da entschuldigte er sich mit Geschäften ohne Aufschub, daß er leider keine Zeit hätte. Und dann auf einmal, als Marius ihn auslachte, mit einem plötzlichen Satze in leidenschaftliche Wallung, brauste er in stürmischen Güssen seine Klagen heraus, sein Leid mit dem Bilde, diesen ganzen verhaltenen Schmerz, der ihn fast um den Verstand brachte, alles Entsetzliche, wie es ihn seit acht Tagen verzweifelte. Und bevor er es nicht überwände und sein Bild nicht gerettet hätte, seine Hoffnung, seinen Stolz, seinen Ruhm, nein, bis dahin sollte man ihn lassen, an die Staffel geschmiedet, auf der sich sein Schicksal entschied.

Marius, auf einem Schemel vor der Büste, hörte ihn geduldig an, ohne es viel zu achten. Dann, in einer Pause, als die erste Wuth des Malers sich erschöpft hatte, meinte er nur: „Ja, ja . . so geht's, wenn man sich erst in's Suchen einläßt. In zehn Jahren werden Sie sich's auch abgewöhnt haben. Aber wir können davon in Bougival ebenso gut sprechen, und besser."

Nun ärgerte sich der Maler erst recht. Er litt die lehrhafte Ueberlegenheit nicht und mochte die ewige Mahnung nicht, daß der Bildhauer zehn Jahre mehr hatte. „Wenn die zehn Jahre um sind", — und er spitzte jedes einzelne Wort — „die einen so weise machen, können Sie mich ja abholen; vorderhand bin ich noch nicht so weit."

Marius sah ihn nur gründlich an, mit einem wehmüthigen Ta-twam-asi-Blick, als blickte er in seine eigene Jugend! Wie traut und altbefreundet ihm jede dieser Launen war, aus vielen Leiden, und wie heimisch er sich fühlte in ihrem Weh! Aber, um es nicht noch zu verschlimmern, sagte er nur, kühl: „Wie Sie wollen — mir kann's gleich sein."

Aber es war einmal im Zuge: „Ich lasse mich überhaupt nicht hofmeistern und gängeln, tyrannisch und tantenhaft, was ärger ist. Ich will meine Suppe ganz allein verspeisen, verstehen Sie? ganz allein, wie ich mir sie ganz allein einbrocken will, nach meinem eigenen Recepte. Ich glaube, ich bin alt genug, daß ich nach Niemandem zu fragen habe, und jedenfalls schadet's mir allein, was mein souveränes Menschenrecht ist und Niemanden was kümmert, gar Niemandem auf der ganzen Welt, wenn es mir Spaß macht."

Und durch die hartnäckige, unverbrüchliche Ruhe des Marius erbost, daß sein kriegerischer Sturm nicht einmal der Abwehr gewürdigt wurde:

„Sie möchten mein ganzes Leben nach Ihren Grundsätzen einrichten, das wäre Ihnen recht! Sie mischen sich in Alles. Wenn Sie arbeitsmüde sind, soll ich auf's Land und nächstens werde ich essen müssen, wenn Sie hungert. Und Ihren Schrullen zu Liebe soll ich kein Weib nehmen und einsam bleiben, weil Sie recht gut wissen, wahrscheinlich, daß allein kein Künstler was schafft, sondern nur unnütz verfault, ohne die Liebe. Aber darin wenigstens sollen Sie sich gründlich getäuscht haben. Die neidische Hoffnung war etwas verfrüht, Verehrtester!“

„Aha“, sagte der Bildhauer jetzt. „Kann man sie sehen? Haben Sie sie schon drüben?“

Dem Maler schmeichelte diese Vermuthung. Eine angenehme Vorstellung, sich den Neid und die eifersüchtige Mißgunst der sämmtlichen Nachbarn zu denken, wenn er eines Tages mit diesem frischen und fröhlichen Kinde anrücken würde, vor dem sie ihre geschminkten und verfärbten Mätressen verstecken konnten, alle mitsammen. Weil er sich aber besann, vorläufig noch allein zu sein, und gegen diesen Gleichmuth nicht aufzukommen war, erwiderte er lieber gar nichts, sondern wandte sich fort.

„Wenn Sie die crémaillère aufhängen, bin ich hoffentlich doch geladen?“, rief ihm Marius lustig nach. Aber es kam keine Antwort. Der hatte die Thüre schon zugeworfen.

Lange blieb Marius noch in der Werkstatt und er kraute die rothen Zacken seines stacheligen Schnurbarts und dachte dem Freunde nach und maß Vergangenes ab und hatte Mitleid mit allen Menschen. Es war so traurig, daß jeder erst wieder von vorne anfing, den nämlichen Kreuzweg, unerbittlich eine Station für die andere, und keine Erfahrung der früheren jemals ein Leid den späteren ersparte, auch nicht ein einziges Leid. Wenn es wenigstens den anderen zum Guten gewesen wäre, das böse, das man selber erduldet! Aber jeder Neue rang und stöhnte auf's Neue in dieser Qual, nicht zu wissen, was er denn wolle, und keiner wollte es glauben, bevor er es selber in Thränen erlebt, daß überhaupt nichts zu wollen ist.

Aber er entriß sich dem unnützen und hilflosen Schmerze und nach zärtlichem Abschiede von seinem Werke, in dem das Vergessen war, wanderte er. Er wanderte durch den Frühling, der blühte und zwitscherte, und sonnig schimmerte es in allen Augen. Er wurde sehr froh, weil er es gelernt hatte, längst, nichts zu begehren, aber was unvermuthet geschenkt ward, irgend woher, dankbar zu genießen als unverdiente Huld.

3.

Und da war er, eine Stunde seitdem, müßig, einsam, auf dem heißen Sopha, der Diener schaffte das Dejeuner. Aber er konnte nicht essen und er konnte nicht lesen und er konnte nichts. Kraft und Wille waren ihm weggeschöpft. Und er haderte nur mit sich selbst.

Und er bäumte sich wehrhaft gegen den Hader und stopfte die Ohren und verhärtete und verstockte sich mit Fleiß und trotzte der Reue. Möglich, daß es dumm und läppisch gehandelt war, und häßlich noch obendrein an dem Freunde. Aber nun war es geschehen und es hatte ihm einmal beliebt.

Er würde sich hüten, wieder umständlich Reue und Leid zu erwecken, zur eigenen Qual und niemandem zu Nutz. Dieser Wahnsinn war heillos. Er hatte Proben.

Und nein, und nein — es war kein Wahnsinn. Die Gerechtigkeit schuldete er sich selbst, daß es Grund und Vernunft hatte, deren er sich nicht zu schämen brauchte. Nur freilich die Wirkung war dumm, ganz fürchterlich dumm.

Von seiner besten Tugend gerade, ja, das war deutlich, kam's her, von seinem freien Stolze, ohne den er nimmermehr dieser verwegene Künstler geworden, von seiner einsamen Kühnheit, welche die Art des Pöbels verschmähte, vom freudigen

Bewußtsein seiner sicheren Kraft, die außer sich nichts brauchte und darum auch nichts dulden wollte außer sich.

Nein, er hatte sich nicht zu schämen, ob es den anderen auch Narrheit galt, dem Urtheile nach dem Scheine. Stolz konnte er sein, vielmehr, und sich loben und wenn er sich es nur recht deutlich wurde und den Zusammenhang erkannte, das war bei weitem vernünftiger, als sich vor sich selber zu verheimlichen und über sich selbst zu belügen, aus Gehorsam blos gegen das Beispiel der anderen. Er hatte es nicht nöthig.

Ja, es verlor ihm manchen Freund und oft, viele Stunden schon hatte es ihm verbittert. Immerzu! So war er einmal beschaffen, so war er es von Geburt, daß er den Zwang nicht vertrug und sich auflehnte gegen das fremde Gebot, fanatisch zugethan der Freiheit . . . .

Immer die nämliche Geschichte, immer dieselbe. Er hatte ja auf's Land gewollt, er selber und er zuerst, und darum allein war er hinüber. Aber da ihm der andere zuvorkam mit diesem nämlichen Vorschlage, mit seinem eigenen Vorschlage, da er seinem Willen in dem anderen begegnete, in diesem Augenblicke — ja, da . . . . ja, erklären ließ sich das nicht, erklären ließ es sich nicht; es war, ohne Zweifel, Wahnsinn, nichts weiter.

Aber nur immer: dieses sollte er thun und jenes sollte er lassen, die gleiche Litanei seit der ersten Kindheit, und immer nur „sollte" und „sollte", und was er wollte, das einzig wurde er niemals gefragt, und so, in dieser entsetzlichen Knechtschaft, war der ungeheure Drang über ihn gekommen, einmal er selbst zu sein, endlich, und die ungeheure Angst, immer ein anderer zu sein, ewig. Nun mochten sie's tragen, wenn sie davon litten. Ihre Schuld, ihre Schuld allein, ganz allein, der Verschworenen gegen seinen Willen, wenn er kopfscheu und toll geworden am Ende.

Was ließ ihn der Bildhauer nicht seinen Vorschlag thun, geduldig, bis er seinen Willen entfaltete? Nun wären sie draußen, im duftenden und singenden Frühling längst, nach dem er so glühende Sehnsucht trug, unter Blüthen und in Scherzen — statt dieser einödigen Pein mit häßlichen und unnützen Gedanken in dem verfluchten Marterloch! Konnte er nicht warten? Mußte er ihn gleich mit seiner Absicht überfallen, feindlich über ihn her, daß er verschüchtert, geängstigt, überrumpelt in dieser großen Noth alle Besinnung verlor?

Er wollte auf's Land — ja, er selber, genau wie es der andere vorschlug, gewiß. Aber er wollte auf's Land aus freiem Entschlusse, weil es sein Wille war, und nicht auf fremden Vorschlag, dem anderen zu Liebe und zu Gefallen. Und eher, bevor er fremdem Willen sich beugte, eher verzichtete er noch auf den eigenen lieber; und übrigens, seit es der andere wollte, da war es ihm verdorben, es selber zu wollen.

Eine Dummheit, sicher, in diesem Falle: denn dem Bildhauer fehlte die feindliche Absicht. Eine Dummheit, und verdarb ihm den ganzen Tag mit Verdruß: denn morgen würde es schwer sein, sich gegen Marius zu betragen. Aber er konnte sich einmal nicht, konnte sich nicht erniedrigen, nicht vor dem liebsten Freunde, um keinen Preis, und bevor er sich vergewaltigen ließ — jeden anderen Schimpf lieber wollte er ertragen . . . .

Ach, es war nicht zu begreifen, das schaurige, tötliche Räthsel! Daß sie nicht neben einander wohnen konnten, der hier, der dort, für sich jeder in seinem Bezirke, ohne Räuberei über die Grenze des anderen! Daß jeder nur aus sich heraus in den anderen drängte, rastlos das ganze Leben im anderen sich festzusetzen und über ihn zu herrschen! Daß man niemals man selbst sein sollte und durfte, nicht eine selige Stunde, sondern ewig nur auf sich verzichten, sich verwandeln, sich zerstückeln, zur Wollust des anderen, immer des anderen! Nein er begriff's nicht.

Knechtschaft und Dienst — das heischten sie alle und von jedem. Die Lust, in einem anderen sich selber wiederzufinden, den fremden Rest zum Eigenthum zu

unterjochen und in einem zweiten Leibe dem Willen eine neue Heimath zu schaffen, fremdes Fleisch für die eigene Seele — dieser gierig verschlingende Hunger fraß jede andere Begierde und daß hieß Freundschaft! Und er der verging vor dieser namenlosen Sehnsucht nach einem wirklichen Freunde, der, statt nur immer nehmen zu wollen, sich ihm ergeben und seine Seele bereichert hätte, statt nur immer zu sengen und zu plündern in ihr, unersättlich vampyrisch!

Einsam, einsam — warum wollten sie einen nicht einsam lassen? Gab es nicht ohnedem Qual genug, daß einen grausam noch dieses foltern mußte, unbarmherzig das ganze Leben, das blutige Leiden an der Nachbarschaft? Aber es wühlte und zerfleischte und er sah keine Hoffnung und verzweifelte und selbst die Thiere verdarb es ihm oft und selbst die Dinge und überhaupt alles, was nicht gedacht war.

Ja, dazu am Ende hatte es ihm gebracht, alles zu hassen, was nicht seine Vorstellung war. Er konnte es nicht ertragen. Und er erinnerte sich, daß Geringes oft, lächerlich Geringes, Tobsucht und Tollwuth in ihm entzäumte, wie ein auf der Straße gepfiffenes Lied, das im Ohre haftete, die eigenen Gedanken verscheuchte und mit allem Vorsatze unvertreiblich nicht wieder hinauszubeuteln war, oder ein erwünschter Brief, der von der Post nicht ankommen wollte, obwohl er in seinem Bewußtsein längst angekommen war, oder wenn an einem Schalter, während sein Geist es schon erledigt hatte, Gewühl ihn aufhielt — alle diese tausendfältigen mörderischen Erinnerungen, jeden Tag, daß er nicht allein und daß er nicht frei war.

Es kam dann manchmal über ihn, daß er alles hätte zertrümmern mögen, ringsherum, mit Feuer und Schwert alles Lebendige verwüsten, mordbrennerisch und vandalisch jede fremde Spur zerstampfen, um nur ein Ende zu machen mit dem ewigen an ihm herumkommandieren von Menschen und Dingen, das nicht länger zu ertragen war, und sich die Wüste zu schaffen, die stille, stumme Wüste.

Es war die Stimmung des „großen Reinemachens", wie er es nannte. Nämlich, mit seinen Freunden, die ihm zunächst waren, räumte sein Grimm dann auf und die Absagebriefe schwirrten an diesen Tagen, Kündigungen der Freundschaft, mit zornigen Anklagen. Das erleichterte ihn etwas, wenn er so manchen Genossen verbannte, der ihn getäuscht hatte und auch nur ein Mensch war.

Allein, allein — hoch oben irgendwo im Eise oder tief am Grunde des schnaubenden Meeres, wohin kein geller Lärm des täglichen Lebens dränge und verborgen vor den rauhen, kralligen Griffen des Anderen! Die gewöhnlichen und gemeinen — ja, die vielleicht mochten es ertragen, daß ihnen das Ich gestohlen und das fremde eingeschoben ward: Denn sie brauchten das Ich nicht. Aber der Künstler — wie denn, ohne sein Handwerkzeug, wie konnte er denn leben?

Es war der Künstler offenbar, der Künstler in ihm, von dem das Leid kam. Dieses tröstete ihn und erweckte ihm eine beinahe behagliche Vorstellung, in die er sich müde einwickelte, auf dem schweren, breiten, üppigen Divan, über welchem die wilden japanischen Masken höhnisch grinsten, mit ihren struppigen Roßbärten und zerrissenen Maules. Es tröstete ihn, weil es ja gar nicht ein Leid heißen konnte, wenn es ein Zeichen von der Kunst war . . . .

Freilich, ein Trost war es schon, weil es den Stolz befriedigte, aber diese Folge konnte er sich nicht verhehlen, daß deshalb sein Leid unabänderlich war, ohne Hilfe, hoffnungslos, nicht ein Zufall bloß, der wechseln mochte, sondern ein nothwendiges, unwandelbares Schicksal, wenn es nicht an der Welt und ihrer Tücke lag, sondern an ihm selbst vielmehr und seiner Kunst. Und das wieder verdroß ihn gewaltig, nicht daß es so war, aber daß er es begriff. Das nahm ihm nur unnütz erst den Muth und alle Kraft zum Wunsche und selbst den fröhlichen Haß der Menschen und der Welt, der doch, mit Klage und Hoffnung gemischt, immerhin wenigstens eine angenehme Bewegung der Seele gewährte. Er konnte, so lange

er sich über die Wahrheit betrog, das Glück beschuldigen und der Zukunft trauen. Jetzt umnachtete es sich völlig.

Aber das war auch von seinen unseligen Gewohnheiten eine, der er durch keinen beschworenen Entschluß sich jemals entwand, Tage lang so auf dem Sopha sich in Gedanken unablässig zu schaukeln, eiliger immer und immer höher bis in reißenden Schwindel, und unnachgiebig sich im Gehirn zu stochern, tiefer und tiefer, an die letzten Wurzeln. Er hatte es von Jugend auf, das neugierige Denken über sich, und es war, natürlich, auch wieder der Künstler, immer der Künstler, der also sich alle Tage die Beichte abzunehmen und alle Winkel des Gewissens zu erforschen nimmermehr ermüdet. Wie anders auch durfte er sonst hoffen, daß er am Ende doch einmal das große Geheimniß entdeckte, irgendwo, tief unten, am Grunde der Seele, das schlummerte und nicht erwachen wollte? Da forschte er denn und forschte in sich und ging sich mit der Laterne ab, als wäre er's gar nicht selbst, sondern irgend ein merkwürdiges Ungethüm, über welches ihm Wache befohlen. So horchte er, hielt den Athem an und beugte sich lauschend, ob es sich noch immer nicht regen wollte, jenes Wunder. Und einstweilen wenigstens verzeichnete er eifrig Zug um Zug, was er fand, damit er sich dran vergewissern könnte, daß er wirklich ein besonderer für sich war, superiore Natur und homme d'élite.

So stellte er seine Seele vor den Spiegel, kämmte sie durch und scheitelte sie. Er dürstete nach der Wahrheit über sich und mit besonderem Eifer vor allem sammelte er aus allen Verstecken das Seltsame gerade, welches ihn von den Gewöhnlichen schied. . . . .

Diese unablässige Gewohnheit war am Ende dahin gelangt, ihn mitten auseinander zu spalten, in zwei, einen der wahrnahm, empfand und schuf, eben jenen Extramenschen höherer Ordnung, und einen der alle Empfindung und Schöpfung des anderen mit seiner Neugier begleitete und sich gar nicht genug verwundern konnte, einen Durchschnittsverstand mittlerer Güte — in einen Schauspieler und einen Zuschauer. Ja, wirklich, es war das reine Theater: der andere folgte nur, müssig in seinem Stuhle, den Schicksalen des Darstellers, manchmal bewegt, von Mitgefühlen ergriffen, hingerissen, als wäre er es selbst und geschähe es in ihm, mit Thränen und Rührung, manchmal auch wieder kritisch, ärgerlich, geschüttelten Kopfes, mit Zischen und Oho. Oft selbst verlor er jedes Bewußtsein, daß es im Grunde zuletzt doch nur er selbst war, den er betrachtete, und so fremd und völlig unverträglich mit der eigenen Weise erschien er ihm, daß solche Menschenart ihm gänzlich unbegreiflich wurde. Es war zwischen dem vor ihm Handelnden und dem über ihn Denkenden keine Gemeinschaft mehr. Wenn er sich mit zwei Leibern gefunden hätte, eines Tages, es hätte ihn keineswegs überrascht, weil es das Natürliche gewesen wäre.

Darum wußte er über sich, was d'rin geschah, wie kaum jemals einer Bescheid und konnte sich Rechnung legen jeden Tag über die geheimsten Finten, die eiligsten Anwandlungen, und wie das alles zusammenhing, eines aus dem anderen stammte und auf das andere wirkte, erfahrener Maschinenmeister seiner Seele. Aber er hatte von dieser Wissenschaft nichts als nur desto schlimmeres Herzeleid, ewig. Er konnte sich keiner Freude mehr freuen, weil er in jeder das Trügerische und das Vergängliche gleich und die Keime des Schmerzes aufsuchte, der schon wieder sich vorbereitete, und geflissentlich beschwerte er jeden Kummer, indem er sich ihn als nothwendig und ewig bewies, unabhängig von dem äußeren Ereigniß und unzertrennlich von seiner Natur. So empfand er in jedem augenblicklichen Verdruß, in welchem wie in einer Probe er die ganze Gattung kostete, seine ewige Verdrießlichkeit nur und in langer Freude empfand er nur einen flüchtigen Betrug, von dem er sich nicht äffen ließ, und dieses einzige blos, was er nicht begriff, war

wunderbar und völlig über den Verstand, woher er denn überhaupt, bei alle dem, nur noch den Muth zum Leben nahm.

Das Denken, ja, das Denken über sich selbst — hundertmal sagte er sich's vor: das Denken war der Anker des Verderbs. Ja, wenn er es vermocht hätte, sich von dem Drange des Gefühles tragen zu lassen, blind der Laune zu gehorchen und mit der Bosheit des Augenblicks zu hadern, der ihm das Glück versagte, wenn er es vermocht hätte, sich gegen den Bildhauer zu erzürnen, seine Tücke anzuklagen, seine Freundschaft zu verdächtigen! Aber auf ihn selbst, auf den eigenen Stolz, auf die eigene Willkür, auf die eigene Herrschsucht wendeten Ueberlegung, Prüfung und Vergleich mit Erinnerungen immer zuletzt den Groll, auf seine Künstlerschaft allein, und alle Hoffnung zerstörten sie ihm so, sich jemals vom Unglück zu befreien, welches aus seinem einzigen Glück kam.

Und so, durch das Denken gerade, das gepriesene Denken, war er zur ewigen Qual verdammt, wie — ja, da stockte er feige, aber warum sich denn täuschen und betrügen? — wie jedes Genie! . . . .

Ja, wer wie Marius schaffen konnte, mit vollem Dampfe drauf los und nicht rechts und nicht links geschaut und immer zufrieden, wohin ihn die tolle Fahrt auch brachte! Wer schaffen konnte, wie er es fand, ohne zu suchen — Maschine, Maschine der augenblicklichen Stimmung, läuft jetzt fünf Stunden und dann darfs rasten und wird mit Wein und Lustbarkeit geschmiert! Ja, diese Künstler — aber das waren ja gar keine Künstler. Gutes und erfreuliches Gelingen mochte ihnen schon begegnen, aber das Große, das Ewige, die hohen Weihen der Kunst blieben ihnen verschlossen. Man mochte sie manchmal, in Anfällen der Entmuthigung, beneiden um ihre gefaßte, heiter wirkende Geduld, weil sie es wenigstens wachsen sahen um sich, gering, in Stücken, erbärmlich — aber es wuchs, es wuchs doch und gedieh. Aber die heißen Schauer dafür, die wollüstigen Taumel der Kunst, wenns plötzlich kommt, nach so viel schmachtender Noth, in brausenden Verkündigungen, dieses Göttliche empfanden sie nie. Und was, ohne sie, was war denn sonst das Leben?

Freilich, wenn man Marius hörte, der schimpfte sie gerade das allerverderblichste Gift, diese schaurigen Wonnen, welches das Mark zerfraß und die Adern verpestete. „Die ganz großen — er predigte es alle Tage — die ganz großen, vielleicht, mag sein, ich weiß es nicht, daß es denen glückt, aus ihnen zu gestalten. Uns höhlt's nur aus, entkräftet und macht stumpf. Im Rausche, so lange der Schwindel währt, ist nicht zu schaffen und nachher, im Kater, erst recht nicht. Sie werden's schon selber erfahren. Rathen hilft nichts."

„Sie werden's schon selber erfahren." Ja, weil sie ihn alle für ihresgleichen hielten, ohnmächtig und gering wie sie und zu Niedrigem geboren! Aber wie denn, wenn er am Ende, trotz alledem, wenn er doch von den Großen wäre, von diesen ganz großen gerade, der eine Auserwählte für die Gnade unter den tausend unselig Verschmachtenden? Wenn er es war! Und nein, was mit so glühender Verheißung die Seele schwoll, das war nimmer Lüge und Trug.

Vier Uhr! Sein Spleen war wahrhaftig die beste Gesellschaft, mit keinem vertrieb sich behaglicher die Zeit, und so lehrreich! Antworten freilich gab er keine, aber verschwenderisch versorgte er einen mit Fragen.

Er war ja zu blöde. Andere, wenn sie faullenzten, vergnügten sich wenigstens oder wenn sie litten, so war es, daß ihr Werk gedieh. Aber zu faullenzen und zu leiden zugleich und Wohlsein und Arbeit gleichermaßen zu verderben — darauf, das mußte man ihm lassen, hatte er das ausschließliche Patent.

Er gerieth in Lustigkeit über sich selber. Er verhöhnte sich mit derbem Spotte: seine Don-Quixoterei, seinen geckischen Größenwahn, die ganze would-be-hamletische Komödie. So entschädigte sich oft der andere in ihm für die Ausschweifungen des einen im Pathetischen.

Es war zu spät, vor dem Diner noch etwas zu beginnen.

Lesen. Zoten und Betisen. Kannte er auswendig.

Auf und ab, hin und her. Rauchen, rauchen. Der Tabak wenigstens hiel sein Versprechen, der war noch rechtschaffen und treu — rauchen, rauchen.

Und wieder von vorne anfangen, die schnaufende Wanderung der Gedanken!

Aber mußte, mußte denn immer gedacht sein? Da draußen, die Rosenknospen dachten nichts. Darum konnten sie duften und würden blühen.

Ein Weib, ein Weib! Was auch Marius sagen mochte. Er hatte gu Cocotten predigen, jede Nacht eine andere, — ja, wenn man erst einmal so wei war wie er! Aber er war noch nicht so weit, Gott sei Dank ...... leider Ein Weib, ein Weib!

Das wäre Friede, das wäre Rast. Das wäre das Glück, das Glück!

Arbeit, so lange die Stimmung floß. Wenn's stockte, flugs, den Kasten zuge klappt und mit dem Weibchen hinaus, hinaus, heute ins Grün, morgen zu Tanz immer ins Vergessen.

Er war manchmal so müde der ewigen Kämpfe und so satt der ewigen Be gierden. Er sehnte sich nach einem stillen, freundlichen, bescheidenen Glücke. Auch waren seine Strümpfe meist zerrissen.

Das Glück, das Glück!

Nur das Anfangen, bis es im Geleise rollt: suchen, herumlaufen, Umstände machen, schwanken, sich entscheiden und wieder anders entschließen.

Es war auch zu dumm, daß sie nicht mitgekommen war. Aber acht Tage warten, um zu dem Wiedersehen zu rennen, das, vielleicht, sie heute schon vergessen hatte — ja freilich, einen Narren!

Aber schreiben — das überfiel ihn —, schreiben wollte er ihr, wie er es ver- sprochen. Einen langen und ausführlichen Brief, der die Stunde bis zum Absynth erschlüge. Einen verrückten Liebesbrief. Ob er's noch konnte? Aber man ver- lernt das Lügen nicht so leicht.

Es machte ihm Spaß. Er suchte die köstlichsten Betheuerungen zusammen und wählte die edelsten Steine der Sprache. Aus diesen setzte er ein so flehentliches Gebet an die Schutzheilige zusammen, von solcher Demuth und Inbrunst, daß ihn, als er es überlas, das Weinen ankam vor Rührung und Erbarmen mit sich selber. Das sollte ihm einer nachmachen, von den Romanschreibern, die doch dafür bezahlt wurden. Er hatte es großartig los, freilich nur auf dem Papier. In's Gesicht war er linkisch und verlegen, weil es ihn störte, daß sie nicht stille hielten und ihn nicht in den richtigen Schwung ließen, langsam, allmälig, von einem Satz in den anderen hinüber.

Es war in diesem Briefe viel Schmeichelei und Leidenschaft. Er schilderte, wie sie ihm jetzt erschien, in der Sehnsucht seiner Einsamkeit, das erste freundliche und lockende Bild an diesem mürrischen, verdrießlichen Tage, wie eine himmlische Fee. Und er war, als er sich die Worte noch einmal vorsagte, langsam ihren Feingeschmack kostend, ganz verwundert, daß sie so schön war und er sie so gern hatte, was er jetzt erst bemerkte.

(Fortsetzung folgt.)

In Heft 14 S. 394, Z. 8 v. u. ist zu lesen statt allzulangen: allzuengen; S. 395, Z. 23 v. o. statt vergönt verpönt.

Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



t 16. Berlin, den 21. Mai 1890. I. Jahrgang.

Das wahre Christenthum.

Von Graf Leo Tolstoi.[1])

Mein theurer N. N.!

Ich schreibe „mein theurer" an Sie, nicht deshalb, weil man so zu schreiben pflegt, sondern weil ich nach Empfang Ihres Briefes fühle, daß Sie mir sehr nahe stehen, und daß ich Sie sehr liebe. In meinem Gefühl Ihnen gegenüber liegt viel Egoismus. Sie glauben das vielleicht nicht, aber Sie können es sich kaum vorstellen, bis zu welchem Grade ich mich einsam fühle, bis zu welchem Grade das, was mein eigenstes „Ich" bildet, von allen mich umgebenden Menschen verachtet wird. Deshalb freut es mich so sehr, daß ich in Ihnen einen Menschen gefunden habe, von dem ich hoffen kann, daß er muthig mit mir einen und denselben Weg einschlagen wird.

Sie fragen: „Wie soll man den Menschen die Augen öffnen, wie soll man die Lehre der Evangelien zur Anwendung bringen? Habe ich nicht die Pflicht, für einen Menschen einzutreten, wenn er mich um Hilfe bittet, selbst dann, wenn ich zu seiner Befreiung Gewalt anwenden muß, wenn er vor meinen Augen gequält oder getödtet wird?" Einen Menschen mit Gewalt beschützen oder befreien soll man nicht, denn man darf es nicht und zwar deshalb nicht, weil es unvernünftig ist, mit Gewalt, also mit Hilfe des Bösen — Gutes stiften zu wollen. Mein Bester, ich bitte Sie um Gottes, um der Wahrheit willen, der Sie dienen wollen: regen Sie sich nicht auf, erhitzen Sie sich nicht, führen Sie nicht Beweise an zur Bekräftigung Ihres früheren Satzes, ehe Sie sich nicht in die Evangelien hineingelesen haben,

---

[1]) Der Brief, welchen wir hier zum ersten Mal in deutscher Sprache veröffentlichen, ist allem Anschein nach an einen russischen Sozialisten gerichtet, der unter dem Pseudonym W. Frey eine Reihe von Briefen an Tolstoi schrieb. Den Versuch, Tolstoi zu der „Menschheits-Religion", nach Auguste Comte, zu bekehren, beantwortet der Dichter mit der Klarlegung seines eigenen christlichen Standpunktes.

die die klarste, einfachste, allen verständlichste Lehre sind darüber, wie jeder von uns und wie alle Menschen leben sollen.

Wenn vor meinen Augen die Mutter ihr Kind zu Tode prügelt, was habe ich da zu thun? Lassen Sie nur nicht außer Acht, daß es sich darum handelt, was ich thun soll, d. h., was gut und vernünftig ist, und nicht darum, was dabei mein erstes Gefühl sein wird. Das erste Gefühl, welches jeden beim Anblick persönlicher Beleidigung übermannt, — ist das Gefühl der Rachsucht. Es fragt sich aber: ist das vernünftig? Und auch im gegebenen Falle läuft die Frage darauf hinaus: ist es vernünftig, gegen die Mutter Gewalt anzuwenden, die ihr Kind todtprügelt? Wenn die Mutter ihr Kind prügelt, — was thut mir dabei weh und was halte ich dabei für böse? Der Umstand, daß das Kind Schmerz empfindet, oder daß die Mutter, anstatt die Glückseligkeit der Liebe, die Qual des Zornes ihr Kind fühlen läßt? Ich bin der Ansicht, daß das Böse in dem einen sowohl, wie in dem andern liege. Ein Mensch kann nichts Böses thun. Das Böse ist die Verfeindung der Menschen. Wenn ich also handeln will, so darf ich nur in der einen Absicht handeln, die Feindschaft zu vernichten und an ihrer Stelle Versöhnung zwischen der Mutter und dem Kinde setzen. Was soll ich also thun? Die Mutter etwa zwingen, innezuhalten? [illegible] vernichte dadurch nicht ihre Feindschaft (Sünde) gegen das Kind und verursache nur eine neue Sünde, die Verfeindung mit mir. Was bleibt also übrig? Eins: mich an Stelle des Kindes setzen, — das wäre nicht unvernünftig.

Das, was [illegible] lehrt und was mir sehr zuwider ist, haben mir auch die Mönche und [illegible] gesagt, daß es nämlich erlaubt ist, Krieg zu führen, „sein Leben für seine Brüder zu opfern." Darauf habe ich immer geantwortet: zu vertheidigen, indem man sein Leben hingiebt, damit bin ich einverstanden; aber mit Gewehren auf Menschen schießen, heißt doch nicht vertheidigen, sondern morden. Dringen Sie in die Lehre der Evangelien ein, und Sie werden sehen, daß das kurze dritte Gebot (Matthäus 5, 38. 39*), dem Bösen nicht zu widerstreben, d. h. Böses nicht mit Bösem zu vergelten, nicht gerade die Hauptlehre, aber jedenfalls der Kern der Evangelienlehre und gerade dasjenige Gebot ist, welches mit Fleiß von allen umgangen wird, und zugleich die Voraussetzung, deren Nichtanerkennung allen den Einrichtungen als Grundlage gedient hat, welche Sie mit Recht mit so viel Haß erfüllen.

Wie oft mußte ich lachen, wenn ich über dieses Thema mit Popen und Revolutionären sprach, welche die Evangelienlehre als ein Mittel zur Erreichung äußerer Zwecke betrachten: sowohl die einen, als auch die anderen Menschen entgegengesetzter Pole negiren mit gleicher Wuth diesen Hauptkern der Lehre Christi. Dürften doch die einen die Andersgläubigen nicht verfolgen und knechten, den Krieg, die Strafen nicht gutheißen, dürften doch die anderen nicht Gewalt anwenden, um der widersinnigen Unordnung ein Ende zu machen.

An den Früchten erkennt man den Baum: es kann aber ein guter Baum nicht Früchte der Gewalt tragen. Die Lehre Christi kann nicht zu Verfolgungen und gewaltsamem Umsturz dienen. Deshalb berauben sich sowohl die einen, wie die anderen — dadurch, daß sie Christi Lehre verkehren — dieser einzigen Kraft, welche der Glaube an die Wahrheit verleiht, und zwar der Glaube an die ganze Wahrheit! Man darf nicht ein wenig Gott und ein wenig dem Teufel dienen. Und die Evangelien sind nicht ein so dummes Buch, wie es uns die Popen zurechtgeschrieben haben. Und kein einziger Satz ist dort in's Blaue hinein geredet,

---

*) Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge und Zahn um Zahn. Ich aber [illegible], daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel: sondern so dir Jemand einen Streich [illegible] einen rechten Backen, dem biete den andern auch dar.

sondern so, daß er organisch mit der ganzen Lehre zusammenhängt. So geht das Gebot, dem Uebel nicht zu widerstreben, durch das ganze Evangelium, und ohne dieses Gebot zerfällt — für mich wenigstens — die ganze Lehre der Evangelien.

Es hat nichts genützt, daß ich auf dieses Gebot so deutlich hingewiesen habe, daß es nunmehr unmöglich ist, es abzuleugnen. Mir scheint es jetzt, daß, selbst wenn es Christus und seine Lehre nicht gäbe, ich selbst diese Wahrheit gefunden hätte: so einfach und so klar erscheint sie mir jetzt. Mir ist es jetzt so klar, daß wenn ich im Namen der Besserung des größten Uebels das Recht zu der kleinsten Gewaltanwendung für mich in Anspruch nehme, auch ein zweiter, dritter, vierter u. s. w. meinem Beispiel folgen würden, und daß die Millionen dieser kleinen Gewaltakte zu jenem großen Uebel zusammenwirken würden, unter dessen Last wir jetzt keuchen.

Wenn Sie meiner Bitte entsprechend den Brief bis hierher ruhig gelesen haben und sich aller Beweise zu Gunsten Ihrer Behauptung enthalten haben, hingegen meiner Beweisführung gefolgt sind, so werden Sie gewiß zugeben müssen, daß es auch manchen Beweis giebt für meine Behauptung. Ich hoffe, daß Sie noch mehr mit mir einverstanden sein werden, wenn Sie meine Uebersetzung der vier Evangelienbücher gelesen haben, welche ich Ihnen übersende. Ich glaube, Sie sind jetzt in folgender Verfassung: die Vernunft sagt Ihnen, daß ich Recht habe, ihr Herz aber empört sich gegen ein solches Gebot, dem Bösen nicht zu widerstreben. Sie denken: irgend etwas stimmt hier nicht, irgendwo steckt ein Fehler, ich will diesen Fehler finden und nachweisen, denn es ist unmöglich, daß die Lehre Christi, die Lehre der Nächstenliebe darauf hinauslaufen sollte, daß man die Hände in den Schoß legen und ruhig zusehen solle, wie das Böse in der Welt waltet. Sie sagen gewiß: er hat gut reden, der Greis, und versichern, man müsse das Böse über sich ergehen lassen. Er hat es gut, er ist satt, zufrieden, er hat alles, was er braucht, und fürchtet nicht, noch lange zu leben. Alle Gluth des Lebens ist in ihm ausgelöscht, aber ich fühle, daß die Liebe des Guten und der Haß des Bösen nicht umsonst in meiner Brust glühen; ich kann es nicht über mich bringen, diese Gefühle nicht zu äußern, mein Leben nach ihnen nicht einzurichten, und jeder Schritt in meinem Leben ist ein Kampf mit dem Bösen. Und ich habe die Pflicht, mit dem Bösen zu kämpfen und werde mit ihm kämpfen mit allen Mitteln, die mir klar geworden sind und die mir noch klar werden. Was ich zunächst für nöthig halte, ist: Propaganda unter dem Volke, Annäherung an die Sektanten und Einwirkung aller auf die Regierung.

Das Gefühl, welches mir dies sagt, ist ein gutes Gefühl, aber dieses selbe Gefühl hat Petrus dazu verleitet, das Messer zu erheben und dem Knecht ein Ohr abzuschneiden. Stellen Sie sich vor, was geschehen wäre, wenn Jesus sie nicht zurückgehalten hätte. Es wäre ein Auflauf entstanden, Jesu Anhänger hätten gesiegt und Jerusalem erobert. Sie hätten gemordet und wären gemordet worden. Was würde aus Christi Lehre geworden sein? Sie wäre so gut wie gar nicht vorhanden, und wir hätten keine Grundlage, auf die wir uns stützen könnten; wir wären schlimmer noch, als die Akſakoffs und Ssalawjoffs.

Um Ihnen besser noch meinen Gedanken klarzulegen, will ich Ihnen sagen, wie ich Christi Bedeutung verstehe: nicht seine verworrene, metaphysische, sondern seine klare, irdische Bedeutung.

(Schluß folgt.)

Classicität.

Der Setzer hat einen kleinen Fehler gemacht, indem er mir die jetzigen Maler der alten Richtung mit fettem Satze druckte im vorigen Heft der Freien Bühne. So habe ich es nicht gewollt, ich wollte weiter gehen.

Die Aufstellung in meinen Gedanken ist vielmehr die, daß ich nicht jetzige Vertreter der alten Richtung kenne: sondern nur jetzige Vertreter der alten Richtung überhaupt, schlechtweg und accentlos Weil es für mich das Gleiche ist, jetzige Vertreter derselben in diesem Jahr und vor Decennien; weil es für mich einerlei ist, ob heute oder am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. Und der große Gegensatz nur: jetzige Maler der alten Richtung, bietet mir eine Gruppe gegen alte Kunst. Sei mir diese Ausführung gestattet.

Die alte Richtung, selbstverständlich, ist ein Gegensatz gegen die neue. Jedoch setzte sie schon ein, als Raphael Mengs in Kniehosen malte und Winkelmann archäologische Werke schrieb. Und andererseits hat auch die neue Richtung keinen Nachdruck auf ihre Neuheit zu legen, wenigstens für die, die ihr wohlgesinnt sind. Diesen ist sie ein Versuch, neue Kunst zu produciren; neue Kunst aber hat es immer gegeben, im fünfzehnten, sechszehnten, siebzehnten, achtzehnten Jahrhundert. Die neue Kunst ist alt.

Die alte Richtung ist neuer! Existirt erst 136 Jahre!

Vor Winkelmann hatte es nur ein einziges Mal eine alte Richtung gegeben: in der Schule der Caracci zu Bologna, die auf die Maler des Cinquecento blickte, wie Winkelmann auf die Antike.

Die Schule von Bologna wird jetzt gering geschätzt.

Sie liegt auch den Blicken schon länger bloß. Laßt aber nur die Zeit weitergehen! Wenn die alte Richtung und ihre Früchte alt sein werden, wie jetzt die bolognesische Schule ist: so wird kein Gelehrter mehr zweifeln, daß ihr Nutzen ein schwacher war, und das Vergnügen, ihre Bilder zu betrachten, ein geringes ist. Aber das sind Prophezeihungen.

Thatsachen sind, daß vor 150 Jahren Mengs von seinem Papa in Dresden Vorlagen für die Zeichenstunde erhielt, und dieser den Sohn in einer braveren Art, als in der Zeit lag, erziehen wollte; und daß Winkelmann gleichzeitig die Köpfe rückwärts drehte. Sodaß von diesen Beiden die neue Kunst ihrer Zeit im Stiche gelassen wurde. Sie trachteten mit einer fertig gewordenen hingegen wieder anzufangen.

Und da sie Talent hatten, zogen sie die Epoche mit sich; sonst hat es immer neue Kunst gegeben: die Caracci, Mengs und Winkelmann haben sie unterbrochen. Ist doch die Kunst wie eine schöne Frau, die sich gern verändert. Naiv schreitet sie weiter und ist nicht gelehrt; und die Kunst war wie eine schöne Frau im fünfzehnten, sechszehnten, siebzehnten Jahrhundert und bis zur Mitte des achtzehnten.

Sie diente der Kirche und den Bestellern von Porträts; wie sie sich aber die Aufgabe zurecht machte, das war ihr anheim gegeben. Nachdem die Maler im fünfzehnten Jahrhundert frische Realisten gewesen waren, erhoben sie sich im sechzehnten zur Majestät. Im siebzehnten schwelgten sie darin, die Glorie der Kirche und des Palastes auszudrücken: im achtzehnten gingen sie zum Ausdruck der Gesellschaft über und malten jene pomphafte Majestät, jene graciöse Unnatur, welche der Hof und die Gesellschaft besaßen.

Dieses Unnatürliche zu malen, war aber das Natürliche für die Maler, und ihr naivster Vertreter zu dieser Zeit hieß Watteau. Watteau war neue Kunst bis in die Fingerspitzen. Neue Kunst wie Raffael, wie Rembrandt, wie jeder Große seiner Zeit. Die Pedanterie wollte, als Watteau's Zeit war, raffaelische Kunst wieder haben. Der Weg der Kunst war gewesen, daß sie sich der Gesellschaft

mehr anschloß; daher hatte Watteau's Kunst andere Eigenschaften als Raffael; Tugend und Herzensreinheit kamen in Watteau's Bildern nicht mehr zum Ausdruck, aber andere hervorstechende Vorzüge hatte er, die Raffael noch nicht besaß. Dieses begriffen die Gelehrten noch nicht, da sie immer viel Zeit gebrauchen. Es hat sehr lange gedauert, bis die Gelehrten begriffen, daß Watteau gut war. Sie begreifen jetzt, daß, wenn im achtzehnten Jahrhundert falsche Wege gegangen wurden, die Gelehrten und jene Künstler, die Watteau nicht unbedingt bewunderten, es waren, welche falsch gingen. Inzwischen aber hatten die Gelehrten und die gebildeten Künstler Watteau todt gemacht, ihn verlacht, verachtet. Dieser elastische Genius, der die gesellschaftlichen Ideale seiner Zeit mit Chopin'scher Köstlichkeit gezeichnet hat, wurde für poesielos befunden. Nachgeahmtes, der Poesie früherer Zeit Entlehntes, unbewußt vom Roccoco Gefärbtes wurde für poetisch befunden. Es war, bei allem Enthusiasmus für Raffael, kein Begreifen Raffaels, man glaubte, Raffael wäre eine ständige Größe, oder Raffael wäre das Gleiche wie die Antike, oder die Antike wäre eine ewige Norm.

Auch Mengs' Papa handelte nicht, wie Raffael gehandelt haben würde, als er seinem Sohne die Erziehung gab, die er ihm gab. Er hat seinem Sohn den Vornamen Raffaels gegeben und beging damit die vielleicht einzige Naivität seines Lebens. Im Uebrigen sah er nicht das Plus seit dem Tode Raffaels ein. Geistreich, tiefer als Mengs war Winkelmann. Eine Lehre voll idealistischer Voraussetzungen gab er: indem er, an die Stelle der ob auch unnatürlich aussehenden, doch ganz natürlich gewachsenen und entstandenen Ideale seiner Zeit, diejenigen einer Einsicht stellte — welche nur zu sehr unhistorisch war!

Diese Auflehnung Winkelmann's gegen das Ideal seiner Zeit war eine aristokratische; ein individueller Geschmack empörte sich gegen den allgemeinherrschenden der Epoche. Da die Reflexion zu jener Zeit aber kaum existirte, war der allgemeinherrschende Geschmack ein gesunder, obwohl sein Gegenstand, nämlich die Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, krank war. Der individuelle Geschmack Winkelmann's war bei aller Feinheit ein kranker, wiewohl sein Ideal, insofern es das Volk der Griechen war, gesund gewesen. Natürlich ist das Fortlaufen in den Bahnen, die das Milieu befiehlt, selbst wenn diese Bahnen in ungesunde Regionen führen: unnatürlich das gewaltsame Umkehrenwollen, ja kränklich das gewaltsame Umkehren — selbst falls es zu einer Umkehr wird in die Formen der Gesundheit.

Durch die langdauernde Herrschaft des Winkelmann'schen Princips ist, was zu Winkelmanns Zeit Besitz von Wenigen wurde, Gemeingut aller Schulanstalten geworden und eines Publikums, das die „Bildung" vertritt. Heute ist ein Aristokrat in Geschmacksachen: wer gegen die Winkelmann'sche Lehre aufsteht. Ein aristokratischer Radikalismus bekämpft jetzt die Neigungen Winkelmann's, die allgemein und gemein geworden sind, und es fügt sich, daß der Individualismus dieser aristokratischen Neuerer an die Stelle griechischer Götter und römischer Helden plebejisches Volk setzt, damit eine neue Kunst entstehe. So lassen sich die vergnüglichsten Paradoxe bilden. Erstens: Aristokraten malen Volk. Zweitens: sie malen das Volk und werden nie dadurch populär werden. Drittens: ihr Gebahren ist unoriginell, weil ihre Kunst genau wie alle Kunst bis zu Winkelmann das Gefühl hat: neu müsse sie sein. So ist sie unoriginell, weil sie neu ist. Die Kunst der alten Richtung dagegen, durch ihre Feigheit ein Neues zu wagen, ist kühn; und originell, weil ihr zum ersten Mal der Gedanke kam, neu wollte sie nicht sein, aber classisch. Die jetzige neue Kunst, welche der Historie spottet, thut was historisch ist. Und die alte Richtung, die die Historie vergöttert und auf sie geaicht ist, hat etwas Unhistorisches. Und so fort und so fort.

Zu fließen aufgehört hat der Strom der neuen Kunst erst, wie ich sagte, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; erst da beginnt das, was nicht ehrwürdig

Classicität.

Fehler gemacht, indem er mir die jetzigen Maler
...rigen Heft der Freien Bühne.

...te, daß ich nicht jetzige Ver-
...er der alten Richtung über-
...s Gleiche ist, jetzige Ver-
...il es für mich einerlei ist,
...s. Und der große Gegen-
...te Gruppe gegen alte Kunst.

...tz gegen die neue. Jedoch
...malte und Winkelmann ar-
...eue Richtung keinen Nachdruck
...gesinnt sind. Diesen ist sie ein
... hat es immer gegeben, im
...ndert. Die neue Kunst ist alt.
Jahre!
...e alte Richtung gegeben: in der
... des Cinquecento blickte, wie

...tzt.
...aßt aber nur die Zeit weiter-
...alt sein werden, wie jetzt die
... zweifeln, daß ihr Nutzen ein
...zu betrachten, ein geringes ist.

...s von seinem Papa in Dresden
...den Sohn in einer braveren Art,
...Winkelmann gleichzeitig die Köpfe
...neue Kunst ihrer Zeit im Stiche
... gewordenen hingegen wieder anzu-

...Epoche mit sich; sonst hat es immer
... Winkelmann haben sie unterbrochen.
...e sich gern verändert. Naiv schreitet sie
... wie eine schöne Frau im fünfzehnten,
...zur Mitte des achtzehnten.
...n von Porträts; wie sie sich aber die
...m gegeben. Nachdem die Maler im
...jen waren, erhoben sie sich im sechzehnten
...e darin, die Glorie der Kirche und des
...en sie zum Ausdruck der Gesellschaft über
... graciöse Unnatur, welche der Hof und

...aber das Natürliche für die Maler, und
...eß Watteau. Watteau war neue Kunst
...wie Raffael, wie Rembrandt, wie jeder
...ollte, als Watteau's Zeit war, raffaelische
...nst war gewesen, daß sie sich der Gesellschaft

alles, was für jede Zeit der Zeit Bestes bildete; auszuschließen sind nur die Epochen ohne Naivität: darum entfernter als die Classicisten vom Classikerboden ist Niemand. Classisch ist Rembrandt, und nichts im Kreise der Mengs und Geselschap ist classisch. Unser gegenwärtiges Malen aber (glaubt die neue Richtung von der Göttin der Classicität ins Ohr geflüstert zu hören) ist wieder auf dem Weg, den die alte Kunst ging, und kann deshalb vielleicht — etwas Classisches werden.

Herman Helferich.

Die Kreutzersonate von Tolstoi.

Leo Tolstoi trifft in einem Eisenbahncoupé mit einem Herrn mittleren Alters zusammen, klein von Wuchs, sehr nervös, mit eigenthümlich glänzenden Augen von unbestimmter Farbe, die lebhaft von einem Gegenstand zum andern schweifen. Dieser Fremdling erweist sich als ein gewisser Posdnyschew, der gerade in jenen Tagen in aller Mund war, weil er seine Frau ermordet und von den Geschworenen freigesprochen worden war. Während der Fahrt erzählt er dem Dichter seine wunderliche Lebensgeschichte, deren Hauptzüge folgende sind:

Er war der Sohn eines reichen Gutsbesitzers aus dem höchsten Adel des Landes. An der Universität studirte er Jurisprudenz, und wir begegnen ihm als dem Inhaber eines höheren Beamtenpostens. Seine jungen Jahre hatte er verlebt, wie es internationale Sitte heißt, in der Gesellschaftsschicht, der er angehörte; Björnson's Svava wäre er schwarz erschienen, wie die Sünde, obgleich er eher besser, als schlechter war, denn die Meisten. Seine Verlobte — Tochter eines ruinirten Gutsbesitzers — ist indessen keine Svava; dazu hat sie zuviel von dem guten Eva-Kern in sich; die Tagebuchaufzeichnungen des jungen Mannes machen sie nicht gerade munter, aber noch weniger kommt es zu einem „Handschuh"-Conflict.

Posdnyschew für sein Theil trat in die Ehe mit den allerwackersten Vorsätzen, ihr Sacrament in Ehren zu halten; und er hielt seine Vorsätze. Sie war gleicherweise ihrem Manne treu; aber der Stern des Unglücks steht nun einmal über diesem Hause. Die Honigwochen finden ein unnatürlich schnelles Ende; die Süße wurde diesem Ehepaar unmittelbar zum Ekel; und die Enttäuschung war so intens, daß Posdnyschew in Verzweiflung generalisirt: „Wonnen der Flitterwochen giebt es nicht, im Gegentheil, Unbehaglichkeit, Sehnen, häßliche, trübe Stimmung, und vor Allem Langeweile erfassen den Menschen." Schon am dritten Tage kommt es zur ersten, allzu ehelichen Scene; die zweite läßt natürlicherweise nicht zu lange auf sich warten, und die dritte folgt ihr auf den Fersen. Posdnyschew entdeckt zu seiner Verwunderung und seinem Entsetzen im Antlitz und im Blick seiner Gattin Haß, boshaften, heißen Haß; einen Haß der gegen ihn gerichtet ist. Die Ursachen, die Mal auf Mal die Streitigkeiten hervorrufen, sind so sinnlos unbedeutend, daß sie nicht allein den hinreichenden Erklärungsgrund abzugeben vermögen; und zu dem beständigen, stets intensiveren Haß, von dem sie beide wie besessen sind, kann Posdnyschew nicht den geringsten wirklichen Grund entdecken. „Wie es bei fröhlich scherzenden, jungen Leuten vorkommt, die keinen Scherz mehr ersinnen können, der zum Lachen reizt, daß sie über das Lachen lachen, so haßten wir, da wir für unseren Haß keinen Grund mehr finden konnten, uns einfach deshalb, weil in unserer Seele der Haß gegen einander wohnte. Endlich kam es dahin, daß nicht mehr die Verschiedenheit der Anschauungen den Haß, sondern daß der Haß die Verschiedenheit der Anschauungen erzeugte." Die Atmosphäre um sie ist erfüllt von unsichtbar

die „alte Richtung", während sehr ehrwürdig ist die alte Kunst. Um 1754 die unbewußte Vorstellung, daß es sich immer darum handelt, neue Kunst zu oduciren, dem bewußten Gedanken Platz gemacht: man müsse einen Halt machen, n müsse umkehren; indem man zu finden glaubte, daß die damalige Gesellschaft unmoralisch geworden, um sie abzukonterfeien, und die Technik der Maler zu lange übt, zu witzig, zu gewandt, als daß sie nicht greisenhaft sei. Es war ein ettstreit von alten Leuten, die den Muth hatten, sie selbst zu sein, und solchen, lche scharfsinnig einsahen und begründeten: in der That sei man alt. Wer aber r greiser? Derjenige, der fortarbeitete, hat mehr Frische besessen, als derjenige r einhalten wollte. Watteau war jugendlich gegenüber Winkelmann, dem rai- nnabelen Forscher, wiewohl dessen Begeisterung uns wie reiner Luftzug umfächelt. ber Begeisterung ist noch nicht That, macht noch nicht Kunstwerke. Und während Akademie der Caracci nur eine lokale Lähmung der Entwicklung bedeutet tte, ist die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts, durch den Werth der Winkel- ann'schen Intelligenz, der sich die französischen Archäologen anschlossen, durch publikanische Unduldsamkeit überhaupt, in so verfahrene Geleise und auf so lange eit in diese gekommen: daß erst wüthende Angriffe zweimal, 1830 durch die Ro- antiker und heute durch die Neuromantiker, dieser Scheinkunst, Treibhauskunst, esem Cichorien-Aufguß der alten Kunst, dieser Richtung mit einem Wort, ein nde bereiteten.

Die Chaussee, die die Künstler jetzt gehen, ist dieselbe wie in den letzten Jahr- hunderten; die Bäume natürlich, welche die Chaussee begleiten, sind andere. Man schreitet eben weiter. Vor den Consequenzen der Chaussee waren nur zurück- geschaudert die Puristen: und was mit Winkelmann begann, das dauerte bis zu den Malereien des Zeughauses. Sehr lange! nun aber hoffentlich nicht länger. Im Zeitalter Winkelmann's begann man und im Zeitalter Geselschap's schließt man ab eine litterarisch merkwürdige Epoche, welche ihre Originalität darin hat, radikal im Verlassen einer Chaussee gewesen zu sein, auf der bis dahin in voll- kommener Naivität alle Zeitalter gegangen waren.

Daher, wenn man dieser bedauerlich lange gewährt habenden, aber nicht eben weit in der Geschichte zurückliegenden Epoche nun den Rücken kehrt, so ist die neue Richtung ein Versuch im Rahmen des länger als Winkelmann bekannten schönsten Zeitvertreibes, der Kunst heißt; während die „alte Richtung" ein Versuch außerhalb des Rahmens aller bis zu Winkelmann geübt gewesenen Kunst war, und zwar ein origineller, kühner, gewaltsamer Versuch. Es war eine Handlung, die, wenn man die Carracci ausnimmt, zum ersten Mal gewagt wurde. Während beide, neue wie alte Richtung, die alte Kunst respectiren, ist der Respect, den die alte Richtung hat, nicht von einem feinsten Verstehen begleitet. Jene, die die alte Richtung in's Dasein riefen, waren Talente; aber es war kein Begreifen des Genies in ihrem ganzen Umfange, sobald sie nicht erfaßten, daß die Genies durch ihre Milieus Künstler der verschiedensten Spielarten werden. Beweglichkeit der Analyse ist den Vertretern der alten Richtung versagt. Sie hatten etwas in der Form republikanisch Starres, glaubten an eine absolute Schönheit und an ein ewiges Uebertragen der Constitution eines ihrer Künstler auf seinen Nachfolger. Das In- dividuelle der Künstler erfaßten sie nicht. Nur darum war es möglich, daß sie, soweit sie producirten, an ihren generellen Nachahmungen Freude hatten. Daß ein Unterschied zwischen einem antiken Marmorleib und einem von Thorwaldsen sei, wird Thorwaldsen gefühlt haben: wie entsetzlich aber dieser Unterschied; daß er wie ein Unterschied zwischen Tag und Nacht; daß er so beträchtlich, daß für Thorwaldsen fast Nichts bleibt, ist ihnen nicht zum Bewußtsein gekommen.

Folgendes sagt wieder zum ersten Mal die neue Richtung. Ewig ein Modernes ist die Antike gewesen. Voller Leben ist sie. Neue Kunst ist sie gewesen. Der Classicität gehört

alles, was für jede Zeit der Zeit Bestes bildete; auszuschließen sind nur die Epochen ohne Naivität: darum entfernter als die Classicisten vom Classikerboden ist Niemand. Classisch ist Rembrandt, und nichts im Kreise der Mengs und Geselschap ist classisch. Unser gegenwärtiges Malen aber (glaubt die neue Richtung von der Göttin der Classicität ins Ohr geflüstert zu hören) ist wieder auf dem Weg, den die alte Kunst ging, und kann deshalb vielleicht — etwas Classisches werden.

Herman Helferich.

Die Kreutzersonate von Tolstoi.

Leo Tolstoi trifft in einem Eisenbahncoupé mit einem Herrn mittleren Alters zusammen, klein von Wuchs, sehr nervös, mit eigenthümlich glänzenden Augen von unbestimmter Farbe, die lebhaft von einem Gegenstand zum andern schweifen. Dieser Frembling erweist sich als ein gewisser Posdnyschew, der gerade in jenen Tagen in aller Mund war, weil er seine Frau ermordet und von den Geschworenen freigesprochen worden war. Während der Fahrt erzählt er dem Dichter seine wunderliche Lebensgeschichte, deren Hauptzüge folgende sind:

Er war der Sohn eines reichen Gutsbesitzers aus dem höchsten Adel des Landes. An der Universität studirte er Jurisprudenz, und wir begegnen ihm als dem Inhaber eines höheren Beamtenpostens. Seine jungen Jahre hatte er verlebt, wie es internationale Sit teist, in der Gesellschaftsschicht, der er angehörte; Björnson's Svava wäre er schwarz erschienen, wie die Sünde, obgleich er eher besser, als schlechter war, denn die Meisten. Seine Verlobte — Tochter eines ruinirten Gutsbesitzers — ist indessen keine Svava; dazu hat sie zuviel von dem guten Eva-Kern in sich; die Tagebuchaufzeichnungen des jungen Mannes machen sie nicht gerade munter, aber noch weniger kommt es zu einem „Handschuh"-Conflict.

Posdnyschew für sein Theil trat in die Ehe mit den allerwackersten Vorsätzen, ihr Sacrament in Ehren zu halten; und er hielt seine Vorsätze. Sie war gleicherweise ihrem Manne treu; aber der Stern des Unglücks steht nun einmal über diesem Hause. Die Honigwochen finden ein unnatürlich schnelles Ende; die Süße wurde diesem Ehepaar unmittelbar zum Ekel; und die Enttäuschung war so intens, daß Posdnyschew in Verzweiflung generalisirt: „Wonnen der Flitterwochen giebt es nicht, im Gegentheil, Unbehaglichkeit, Sehnen, häßliche, trübe Stimmung, und vor Allem Langeweile erfassen den Menschen." Schon am dritten Tage kommt es zur ersten, allzu ehelichen Scene; die zweite läßt natürlicherweise nicht zu lange auf sich warten, und die dritte folgt ihr auf den Fersen. Posdnyschew entdeckt zu seiner Verwunderung und seinem Entsetzen im Antlitz und im Blick seiner Gattin Haß, boshaften, heißen Haß; einen Haß der gegen ihn gerichtet ist. Die Ursachen, die Mal auf Mal die Streitigkeiten hervorrufen, sind so sinnlos unbedeutend, daß sie nicht allein den hinreichenden Erklärungsgrund abzugeben vermögen; und zu dem beständigen, stets intensiveren Haß, von dem sie beide wie besessen sind, kann Posdnyschew nicht den geringsten wirklichen Grund entdecken. „Wie es bei fröhlich scherzenden, jungen Leuten vorkommt, die keinen Scherz mehr ersinnen können, der zum Lachen reizt, daß sie über das Lachen lachen, so haßten wir, da wir für unseren Haß keinen Grund mehr finden konnten, uns einfach deshalb, weil in unserer Seele der Haß gegen einander wohnte. Endlich kam es dahin, daß nicht mehr die Verschiedenheit der Anschauungen den Haß, sondern daß der Haß die Verschiedenheit der Anschauungen erzeugte." Die Atmosphäre um sie ist erfüllt von unsichtbaren

Stoffen, die ihre Nerven irritiren, ohne daß sie dagegen ankämpfen können; sie gehen wie mit Feindseligkeit geladen umher; Alles, alle Ereignisse, das Größte und das Kleinste kehrt gewissermaßen nur die Seite hervor, die ihnen zum Zankapfel dienen kann; selbst mit den Kindern ist das der Fall. Sie sind — um Posdnyschews eigene Worte zu gebrauchen, — „wie zwei Gefangene an einer Kette, die einander hassen, die einander das Leben vergiften und sich bemühen, es nicht zu bemerken." Sie suchen Vergessen in angespannter, nervöser Thätigkeit und Zerstreuung, jeder auf seine Weise; aber aus der nervenaufreizenden Atmosphäre gelangen sie nicht heraus.

Darauf wird sie krank und die Aerzte verordnen Kinderlosigkeit. Während dieser Zeit wird sie wie neugeboren und verjüngt, eine späte Herbstblume. Sie erblüht zu der eigenthümlichen, reifen Schönheit des dreißigjährigen Weibes; ihr eigener Mann schildert sie: „wie ein arbeitsloses, feuriges Zugpferd, dem man die Zügel abgenommen hat!" Die Begierden und Träume ihrer frühen Jugend stehen von den Todten auf, und im Gefühl der Fülle ihrer Lebenskraft macht sie die ketzerische Entdeckung, daß sich für sie noch eine ganze, schöne Welt mit tausend Freuden finden lassen könnte.

Gerade zu dieser kritischen Zeit kommt ein junger Mann in's Haus, ein Lümmel von Violinist, der aus der für alle Töchter Evas so unwiderstehlichen Mischung von Stallknecht und Dandy besteht, mit vollen Gliedern und sorgfältig pomadisirtem Haar. Posdnyschew, dessen Nervosität derart gestiegen, daß sie momentweise in Wahnsinn übergeht, und auf dessen Sinne und Urtheile kein Verlaß ist — eine Beute fixer Ideen, wie er ist — sieht zwischen dem jungen Mann und seiner Frau ein Verhältniß entstehen und sich entwickeln; und die tragische Schlußkatastrophe ist, daß er, als er sie eines Abends zusammen überrascht, seine Frau ersticht.

Das sind Verlauf, Personen und Conflicte in dieser tragischen Ehegeschichte. Wie man sieht, ist das Thema ganz und gar ein psychologisches. Es gehört zu der großen Gruppe von Motiven, die mit entschiedener Vorliebe von den Dichtern der Gegenwart behandelt werden und unter das Gebiet des Verhältnisses zwischen Mann und Weib fallen. Das Buch ist gleichzeitig ein Ausdruck für das Bestreben, welches sich darunter geltend macht, nämlich die große, gerade Landstraße der abstract psychologischen Debatten zu verlassen, und sich statt dessen in die verborgenen Waldpfade und dunklen Buschwege der unter der Bewußtseinsschwelle liegenden Regionen des Geschlechtslebens zu vertiefen. Es handelt sich ja nun nicht länger darum, mittelst einer guten philosophischen Darlegung die Gleichstellung oder Nichtgleichstellung der Geschlechter zu vertheidigen; worauf es ankommt ist, neue Länder in der Psycho-Physiologie des Geschlechtslebens, jene unbekannten Landstriche in Besitz zu nehmen, auf denen allerlei seltsame Blumen wild und tropisch wachsen: geheimnißvolle Sym- und Antipathien, abnorme Neigungen, Liebeshaß, Leidenschaftsverbrechen, Triebparasiten, die fixen Ideen des Verdachts 2c. Alles, was in Tolstoi's Novelle an solch pathologischer Psychologie vorhanden, ist unbedingt Kunst ersten Ranges; aber das centrale Gebrechen des Buches besteht meiner Meinung nach darin, daß der Verfasser bei der Schilderung dieser Erscheinungen das Hauptgewicht von dem psychologischen auf das moralische Gebiet verlegt hat.

Das Referat, das ich von der Erzählung gegeben, ist nämlich blos ihr Untergrund. Ueber diesem tief aufgefaßten und meisterlich verdeutlichten Stück Leben breiten sich die Stickereien einer moralischen Weltanschauung in so dichtem Muster, daß das, was wirklich werthvoll ist, drunter verborgen wird, während eine Theorie, die kein anderes Interesse, als das der Curiosität hat, alle Blicke und Gedanken in ihrem bunten Muster auffängt.

Posdnyschew hat aus seinem eigenen Schicksal diese moralische Weltanschauung construirt. Aber abgesehen davon, daß diese auf einer so schwachen Wurzel ruht,

sind auch alle die Erlebnisse, aus denen sie Nahrung saugt, von einer abnormen Persönlichkeit erfahren worden. Posdnyschew ist ein seelisch kranker Mensch, eine pathologische Erscheinung. Dagegen wäre ja im Uebrigen nichts zu sagen, wenn der Verfasser auch das als einen eigenthümlichen Fall dargestellt hätte, der ausschließlich aus psychologischem Gesichtspunkte zu beurtheilen wäre. Aber Tolstoi hat sich hierin mit dem Helden identificirt; es ist keine Möglichkeit da, zwischen Posdnyschew's und Tolstoi's Erzählung fest zu unterscheiden; die ganze einleitende Eisenbahngeschichte könnte, was diese Seite betrifft, weggeschnitten sein.

Diese moralische Weltanschauung fordert die absolute, geschlechtliche Askese. Die bewußte und ausgesprochene Consequenz wäre das Aussterben des menschlichen Geschlechts. Alles, was im Zusammenhang mit dem Verkehr der Geschlechter steht, ist Schmutz und Ekel; ob natürlich, oder naturwidrig, das ist ganz einerlei. Posdnischew (=Tolstoi) ekelt es hinterher nicht minder vor den Nächten, die er mit seiner jungen, schönen, frischen Frau verbracht, wie vor der Erinnerung an Venus vulgivaga. Das Einzige, was rein und heilig ist, ist die Jungfrau; ein verwandtes Ideal des Weibes findet man bei den extremsten französischen Dekadenten. Als Schlußstrophe in dieser Apotheose der Askese stehen die Sätze da: „Ja, mein Herr, man muß die wahre Bedeutung des Evangeliums Matthäi V., V. 28 verstehen, daß die Worte: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat die Ehe gebrochen, — sich auf die Frau, auf die Schwester beziehen; nicht nur auf die Fremde, die Frau eines Anderen, sondern vor allem auf die eigene Frau."

Es finden sich unzweifelhaft tiefe Wurzeln von diesem mönchisch-harten Rigorismus weit rückwärts in Tolstoi's früherer Production. Keiner hat, wie Tolstoi, das rein physische, unbewußte Gefühl des Liebesglücks von jungen Mädchen zu schildern gewußt; aber er hat nie vergessen, den schön gelb und rothen Apfel aufzuschneiden, in dem dieses Gefühl Frucht angesetzt, um auf die schwarzen Wurmgänge hinzuweisen. Es ist wahrscheinlich, daß der essigsaure Geschmack, der der „Kreutzersonate" eigenthümlich ist, von dem intimen Studium der Bibel herstammt, in die sich Tolstoi während seiner späteren Aera versenkte. Aber ebenso wahrscheinlich ist es, daß dieses Studium eine natürliche Disposition nur auf die Spitze trieb. Fast in all seinen Büchern ist das Geschlechtsverlangen für Tolstoi eine Süße, die Geschlechtsbefriedigung eine Bitterniß. Es ist die christliche Askese, wiedergeboren in einem starken Körper und einer wunden Seele, in einem großen Dichter und einem schlechten Denker, es ist der echt russische Widerstreit zwischen einem genialen Blick und einem unfreien Geist, einem großen, sensitiven, wundgeriebenen Gefühl und einem kleinen, künstlich verengten, verknöcherten Wissen. Was ist „Anna Karenina" anders, als das Grundthema, zu dem er später immer neue, immer dissonanzenreichere Variationen fand?

Was für alle Fälle diesem letzten Buch des letzten großen Russen das ganz eigenartige Interesse verleiht, ist die Zusammenschmelzung, Vollendung und Zuspitzung, die andere litterarische Culturen, die gallische und die skandinavische, in ihm erhalten: die Schilderung Posdnyschews, dieser pathologischen Erscheinung, ist ein künstlerisches Meisterstück, das die Mehrzahl der verwandten Versuche der französischen Naturalisten weit hinter sich läßt. Und der brutal consequente Asketismus des Buches giebt Björnsons bürgerlich zippes Handschuhideal in grandiosen Proportionen wieder. In der einen wie der anderen Hinsicht, in der intimen Vertiefung, dem Aufgehen in den Studiengegenstand sowohl, wie in dem Ausschwellenlassen der Idee, aus dem Naturgrunde des Unbewußten über Zeiten und Welten hinaus, offenbart sich des Dichters tiefe russische Eigenart.

Ola Hansson.

Theater.

Lessing-Theater. Eine alltägliche Geschichte. Schauspiel in drei Akten von Giuseppe Costetti. Ritterdienste. Scherz in einem Aufzug von Labiche.

Nein, es geht nicht mehr!

Wie jüngst die absterbende historische Tragödie sich an einem charakteristischen Beispiel in der Freien Bühne darstellte, so stellte sich auf denselben Brettern, welche des Abends die Welt des Lessing-Theaters bedeuten, das Absterben des französischen Thesenstückes an einem Musterexemplar dar; und der Eindruck, dort wie hier, war der nämliche: nein, es geht nicht mehr! „Eine alltägliche Geschichte" ist zufällig von einem Italiener geschrieben; es ist aber ganz das Erzeugniß der Pariser Schule, nur schlechter, als alle einheimischen Produkte. Die Fehler der Gattung sind hier mit unwahrscheinlicher Vollständigkeit beisammen: das reine „fehlerhafte Pferd" der theatralischen Anatomie.

Von einer These, nicht von der Anschauung, von einem moralischen Lehrsatz, nicht vom Leben geht die Schule Dumas aus. Tödte sie! räth der Eine dem betrogenen Gatten an; der Andere, um eine Variante zu finden, räth: Verachte sie! Kein Duell mit dem Verführer, keine Rache an der Ungetreuen: Verachtung allein sei ihre Strafe. So abstracte Weisheit, in ihrer unpoetischen Verallgemeinerung, lehrt Dumas, lehrt Costetti: sie überspringen den Einzelfall, den allein moderne Dichtung meistern kann, und kommen mit hohlen Doctrinen, wo die Fülle des Lebens jeder anmaßlichen Schulmeisterformel spottet. Wie ein Naturforscher neben einem Metaphysiker, steht neben diesen Thesenfabrikanten Edvard Brandes da mit seinem „Besuch", der einen singulären Fall sachlich ruhig und rein entwickelt, und weder eine Fabula docet sucht, noch eine „Lösung" emphatisch aufgeworfener gesellschaftlicher Probleme.

Einen Lehrsatz, nicht Menschen stellt die Schule Dumas hin: darum ist auch ihre Psychologie so brüchig, ihre Charakteristik so schablonenhaft. Alles Leben gebende Detail und jene Einzelzüge, die eine „Figur" erst zum Menschen machen, fehlen empfindlich. Wir haben, in dem unvermeidlichen Ehebruchstück, ihn, sie und den dritten: ob er Claude oder Enrico heißt, ob sie Französin oder Italienerin ist, das bleibt völlig gleichgültig — für die Entwicklung des Lehrsatzes. Was in der Seele dieser Menschen vorgeht, weshalb der Eine seine Ehre rächt durch blutige That, weshalb der Andere mit kaltem Ueberlegen den Verführer zum Diebe stempelt, zeigt man uns nicht: man sagt es nur, und auf Treu und Glauben müssen wir es hinnehmen. Wir kennen die Menschen nicht, deren Schicksal wir durch drei Stunden Aufmerksamkeit schenken sollen, wir kennen nur die ethischen Anschauungen oder Paradoxe des Marionettenspielers, welcher seine Puppen er, sie und den dritten, vor uns tanzen läßt: und wenn uns nun nicht der Tanz an sich ergötzt, die Gewandtheit des Spiels, die Verschlingungen und Pas der Figuren, so ist der Liebe Müh umsonst gewesen.

Die Gewandtheit des Spieles. Sie ist groß bei den Dumas und Sardou, gering bei dem Nachahmer, aber des einen wie des andern sind wir überdrüssig heute. Die trucs durchschauen wir schnell, die der Wahrheit ein Schnippchen schlagen, und die theatralischen Verfälschungen des Lebens stoßen uns ab. Und weil man uns an Stelle innerer Entwicklungen äußere Geschehnisse giebt, an Stelle psychologischer Schilderung ein Schauspiel der Requisiten, so wird auch bei uns, vor so aufgetakelter Leerheit, kein Antheil der Seele geweckt, und nur die Spannung des Augenblickes hilft über die Nichtigkeit der Vorgänge hinweg. Wie viele Mittel und Mittelchen aber braucht so ein Werk der alten Schule, um sein bischen Handlung in Bewegung zu setzen! Nicht das älteste und banalste wird verschmäht, in dem musterhaft-schlechten Stück des Costetti: ein verlorener Brief von compromittirendem Inhalt, der nun ängstlich gesucht wird; ein stimmunggebendes, nächtliches Gewitter nebst Clavierspiel; der Sprung vom Balcon, beobachtet und verrathen vom Gärtner. So, halb Figaro's Hochzeit, halb pattes de mouche im Herzen, zimmert der Italiener sein französisches Schauspiel zusammen, recht und

schlecht; und erste deutsche Bühnen, das Wiener Burgtheater und unser Lessing-Theater, halten sich nicht zu gut, es in all seiner Kläglichkeit und altmodischen Trivialität auf die Scene zu bringen. Nur daß jenes in Sonnenthal und den Anderen Darsteller hat, welche uns selbst die alltäglichsten Geschichten noch eine Weile anhören lassen, während dieses durch eine farblose Aufführung und ein verschlepptes Tempo die Richtigkeit des Eindrucks krönte.

Auch die kleine Posse, welche den Abend abschloß, berührt schon ein wenig altmodisch, aber ihre Vergänglichkeit leidet unter der leichten Verstaubtheit nicht: ein freundlicher alter Herr grüßt uns aus ihr, das Haar schon ergraut, die Kleider nicht vom neusten Schnitt; aber um Mund und Augen spielt ein unverwüstliches, ein unwiderstehliches Lächeln, Heiterkeit kündend und weckend. Wie eine absichtliche Parodie auf den Vorgänger wirkte Labiche's Scherz: verlorene Briefe hier und dort, eine compromittirte Frau, ein galanter Ritter, und die Jagd nach dem verhängnißvollen Fetzen; ja, zum Ueberfluß kommt gar, hier wie dort, der dritte im Spiel unter den Verdacht des Diebstahls, abgeschmackt beim Italiener, lustig beim Franzosen. Menschen haben wir auch hier nicht, nur Figuren, die der Uebermuth des Dichters durcheinanderwirbelt; aber mit so unerschöpflicher Erfindungsgabe, mit so athemloser Schnelligkeit treibt er seine Fabel, daß in diesem Durcheinander der Situationen, wo der Ritter zum Diener wird, der Narr zum Klugen, uns Hören und Sehen und Ueberlegung vergeht: nur das Lachen nicht.

In seiner vollendeten Lustigkeit, in seiner vollendeten Harmlosigkeit ein rechtes Produkt des vieux jeu, steht das Stückchen da: selbst die Possen der Moderne sind schärfer gesehen, feiner beobachtet, kräftiger gesalzen. Längst ist Labiche dahin, der Beherrscher der Posse, und alte Herren sind die Beherrscher des Thesenstücks, Dumas und Sardou; das junge Geschlecht aber kommt nicht aus ihrer Schule, sondern aus der Schule der Natur, es hat die rohen Pfade konventioneller Theaterwirkung verlassen und den Weg zur beseelten Wahrheit bewußt beschritten. Sie stehen im Begriff, die französische Bühne zu erorbern, die Alexis und Méténier und Ancey, und eben jetzt klopft Henri Lavedan an die Pforte der Comédie-Française; und so werden auch in Italien die öden Nachahmer der Pariser von den jungen Veristen abgelöst, und Marco Praga's „Vergini" reisen siegreich durch das ganze Land. Wir in Deutschland sind auf dem gleichen Wege, von dem Niemand uns zurückschrecken soll; und nur Theaterdirectoren können hoffen, uns noch mit alltäglichen Geschichten von Anno dazumal abzuspeisen.

Otto Brahm.

Das Ende des Burgtheaters.

„Se. Majestät der Kaiser hat mit allerhöchster Entschließung vom 12. d. die Ernennung des provisorischen artistischen Sekretärs des Hofburgtheaters, Dr. Max Burckhardt, zum Director dieses Theaters allergnädigst zu genehmigen geruht." Die Botschaft ist ein Ereigniß, das den engen Rahmen des Wiener Interesses sprengt, wirksam auf alle Deutschen. Das erste der deutschen Theater, wie es der verursachte Stolz der Wiener Eitelkeit gern heißt, das einzige dem Hause Molière's vergleichbare, ist damit zu Ende.

Ja, das alte Burgtheater ist zu Ende, unwiderruflich. Es könnte sein, daß ein neues seine Bedeutung überwände, in glücklichem Wetteifer mit seinem Ruhme, vielleicht. Aber das alte Burgtheater, die Ehre Wien's in der deutschen Kunst, ist damit zu Ende.

Das Wiener Burgtheater glich ein bischen der Pariser Akademie. Man machte ja manchmal recht boshafte und versalzene Witze, wenn man jung und von ihm unaufgeführt war, und alles, ja, eigentlich alles, in überlegener Weisheit, hätte man justament umgekehrt gewünscht, von A bis Z, in zielsicheren Reformen, welche es aus dem „Heurigen" regnete; und tausend

eisenbartische Räthe ohne Ende, an langen Sommertagen in Nußdorf, in langen Winternächten beim Leidinger, wußte man vorzuschlagen, während die Pfropfen sprangen. Aber das war doch immer nur die Neckerei der Liebe und zuletzt gab es doch einem jedem, im traulichsten und heimlichsten Grunde seiner Bildung, ein köstliches und versicherndes Gefühl, daß es da war, die Bürgschaft der österreichischen Ehre in der deutschen Cultur.

Und es wollte und sollte auch was ähnliches wie die Pariser Akademie. Neuerungen wollte es nicht versuchen. Vorstöße sollte es keine ersiegen. Ueber den Kämpfen des Tages ragte es als friedlicher Richter, der schwieg und entschied, nachdem das Gewühl verhallt war. Und die Beute, jedesmal, aus so viel fruchtbaren Irrungen, nach so oft tödtlichen Siegen, die Beute empfing es dankbar, um sie in den ererbten Schatz zu fügen, und an seinen Erwerben konnte die Entwicklung sich messen, wie vieles jedesmal am Ende wirklich gewonnen war.

Das alles ist nun aus, seit diesem Tage, da sich das Burgtheater einem Manne vertraute, der nichts ist und alles erst werden muß, aber darum alles auch werden kann. Nun ist die Autorität dahin und der Zweifel ist gekommen. Nun werden wir uns unsere Kämpfe wohl selber entscheiden müssen, da wir uns in seine Entscheidung ja doch nicht fügten.

Es ist jetzt, seit es die Tradition brach, ein Versuchstheater geworden, wie jedes andere; es hat vor den übrigen litterarisch nichts mehr voraus. Es kann durchschlagen; es kann aber auch mißlingen. Wer weiß das am Anfange einer Saison, wer kann es voraussagen?

Ich kenne Herrn Max Burckhardt nicht. Er soll ein vortrefflicher Jurist und ein ausgezeichneter Beamter sein. Es wäre doch wirklich fast ein bischen zu viel, wenn er auch noch ein verständiger Direktor würde; aber möglich ist unglaubliches.

Herr Burckhardt hat eine klingende Antrittsrede gehalten, mit ganz merkwürdigen Versprechungen. „Was die moderne dramatische Production betreffe, fühle er sich nicht berufen, den Autoren, deren Werke A n s p r u c h auf A c h t u n g erheben können, den Zutritt zum Burgtheater in dem Falle zu verwehren, wenn ihre Werke seiner Geschmacksrichtnng nicht ganz entsprechen. Das Publikum habe ein Recht, die modernen Werke kennen zu lernen." Da hätten nun die Wiener auf einmal sozusagen auch ihre „Freie Bühne." Sie werden es aber vielleicht gar nicht merken. Es ist erst abzuwarten, wann diese Wechsel fällig werden.

Ob sich die Wiener wohl eigentlich stark aufgeregt haben, als ihnen über Nacht das Burgtheater so vertauscht wurde? Ich glaube nicht und ich kenne sie doch ein wenig. Sie werden eine Stunde länger im Café Scheidl gesessen haben.

M. Schwind.

Wahrheit.

Fürchte die Wahrheit nicht; und ob wie im Märchen die Zaub'rin
Immer mit neuer Gestalt sie den Werbenden täuschend erschrecke,
Ob sie als ekles Gewürm durch die Finger dir glitsche, zur Flucht nun
Jäh als ein Vogel sich wende mit plötzlich entfesselten Schwingen,
Ob sie als todtes Gestein die umklammernden Arme dir lähme,
Dich angähn' als ein Sumpf mit pestilenzialischen Düften,
Ob sie als Wasser verrinn', als Feuer dich tödtlich versenge,
Welche Maske sie auch, die Umarmung zu meiden, erwähle,
Halte sie fest; sei stark; sie ergiebt sich der brünstigen Sehnsucht;
Und, die Stirne beperlt von des Kampfs Mühsalen, als Siegspreis
Führst du die Göttliche selbst dir über die bräutliche Schwelle.
Aber sei stark! Weh dir, wenn im Kampfe du schaudernd erlahmtest!
Würgen wird dich das Gewürm, der enteilende Vogel dich höhnen,
Quetschen wird dich der Stein, die Woge, die Gluth dich verschlingen
Und in dem faulen Gestank des Sumpfes gehst du zu Grunde!
Besser wär' es, dich hätte die Mutter niemals geboren!
Prüfe dich, eh du den Kampf auf Tod und Leben beginnest.
Und bedenke noch das: die Göttliche wird dir ein andres,
Ach, ganz andres Gesicht dir entschleiern, als du gehofft hast.
Und in ihrer Umarmung versinkt dir die Erde mit Allem
Was sie an Träumen von Glück, an schmeichelnden Schatten getragen.
Sehnst du dich aber nach ihr dennoch — ein Gott sei dir gnädig!

Arthur Fitger.

Verstoßen.

Was mir gestern mein Freund erzählt,
Hat mich bis in den Traum gequält.
Die Welt ist so roh, ich versteh' sie nicht —
Und also lautete sein Bericht:

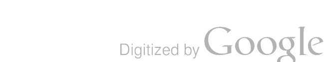
In der großen süddeutschen Stadt,
Die ein drollig Kindl im Wappen hat,
Hab' ich die Hochschule einst besucht,
Mit wackrem Fleiße Vieles gebucht,
Daß es mir später im Leben nütze.
Doch nebenbei, meine bunte Mütze
War der Bürge, daß nicht alle Zeit
Ich hinbrachte nur in Gelehrsamkeit.
Gesang und Trunk und mancher Schmiß,
Der rechts und links mir die Backen zerriß,
Sind Zeugen, daß ich kein Duckmäuser war
In jenem lustigen, jubelnden Jahr.
Ein Mädel, wie's mit sich bringt der Brauch,
Hab' ich damals besessen auch,
Ein liebes, gutes, vergnügtes Ding,
Die voller Dargebung an mir hing.

Doch plötzlich, wer wagt unser Herz zu kennen,
Ward sie mir lästig, ich mußte mich trennen. —
Das konnte das arme Geschöpf nicht begreifen,
Daß ich sie so schnell wollt' von mir streifen. —
Sie wehrte sich, das half ihr nicht viel,
Ich hielt punktfest nur auf mein Ziel.
Und endlich, ich gab ihr manch rauhes Wort,
Sagte sie traurig: Weit zieh' ich fort,
Ich kann da nimmer des Schmerzes genesen,
Wo ich so fröhlich mit dir gewesen.

Ich schenkt' ihr, was ich grad' hatt' an Geld,
Und habe sie dann auf den Bahnhof bestellt.
Durch die Glasthür konnt' ich, von ihr nicht erkannt,
Sie beobachten in ihrem Wittwenstand:
Sie saß mit tief gesenktem Kinn
Und starrte theilnamlos vor sich hin.
Um sie her Gelächter, Geplapper,
Biergläsergeklirr und Tellergeklapper,
Hier vom Trost beruhigte Abschiedsthränen,
Dort munter den Goldtag der Zukunft wähnen.
Und unter all den Menschengrimassen
Quält sie allein sich, von allen verlassen.
Nun trat ich ein, ihren Schein in Händen,
In Zürich erst wollte die Fahrt sie beenden.
Als sie mich sah, einen Augenblick
Dachte sie wohl an ein wendend Geschick,
Doch als halb verdrossen, halb unverhohlen
Meine Freude ich kundgab, schaut sie verstohlen
Noch einmal zu mir: Das war sein Lieben,
Von ihm, ach, von ihm in's Elend getrieben.
„Einsteigen nach Lindau", und ohne zu zagen,
Führt' ich am Arm sie zum Eisenbahnwagen.
„Dein liebes Katherl", schluchzt sie zuletzt,
Dann hat sie sich in den Abtheil gesetzt.
Ihr Taschentuch hielt sie vor's Gesicht
Und weinte bebend — ich sah es nicht . . .
Ein Pfiff, ich stand auf dem Bahnsteig allein,
Sie fuhr in die weite Welt hinein.

Nie wieder hab' ich von ihr gehört,
Ob sie gestorben, gerettet, bethört,
Ob ihr das Glück seinen Hellmorgen gezeigt,
Ob krächzend der Kummer die Fidel ihr geigt.
Zuweilen, die grausam ich von mir stieß,
Die undankbar ich von mir ließ,
Steht sie Nachts vor mir, lächelnd, fahl —
Das Leben, ah was, macht uns alle brutal!

Detlev von Liliencron.



Die gute Schule.

Seelische Zustände.

Von

Hermann Bahr.

(2. Fortsetzung.)

4.

Natürlich ging er hin, den nächsten Sonntag. Die ganze Woche hatte er sich gesträubt. Unsinn, da sie ja doch nicht kam, sicher nicht. Wo würde sie denn kommen — lächerlich, er kannte doch seine Pariserinnen: wenn man ihnen gefällt, machen sie erst keine Geschichten, und acht Tage fasten, wenn schon servirt ist, aus reinem Uebermuth — ja freilich!

Und sie war nicht einmal seine Nummer. Er konnte sie doch nicht gebrauchen. Sie hatte nichts von seinen pathetischen Weibern.

Aber immerhin — endlich heirathete man sich ja nicht. Warum denn nicht, en attendant mieux! Bis auf die große Leidenschaft, die er nun doch einmal nicht von den Bäumen beuteln konnte, sondern geduldig erwarten mußte. Als Zeitvertreib und Grillenscheuche, den Platz zu halten, daß keiner für seine Krisen bliebe. Und auch — es ist eine alte Erfahrung: wenn man nur erst eine hat, denn kommen die anderen von selber und es angelt sich besser.

Und in der Woche sagte er sich: wie er sich auch entschlösse, er blieb ja immer frei, im letzten Augenblick zu thun und zu lassen, wie es ihm gerade belieben würde. Und am Sonntag sagte er sich: wenn er auch hinginge, aus Neugierde bloß, ob sie käme, er blieb ja immer frei, sich im letzten Augenblick noch zu drücken, bevor sie ihn bemerken würde. . . . .

Es war, zwei Stunden lang, in Küssen und in Scherzen, eine fröhliche Fahrt durch das Wäldchen, bis die Sonne sank, und dann, in heiteren Reden und schönen Plänen, ein freudiges Diner. Es vergnügte ihn besonders, daß viele Blicke, wie sie durch die Straßen schlenderten, an ihrem Glücke hafteten und ihre Anmuth von manchem Neide bemerkt ward. Nur, neun Uhr vorbei, auf einmal, das alte Spiel von neulich wieder, mit den nämlichen Entschuldigungen von der Cousine und daß es ihr heute nicht möglich sei, durchaus nicht heute, aber ganz gewiß das nächste Mal.

Jetzt ärgerte er sich aber ernsthaft. Was wollte sie denn eigentlich und wie stellte sie sich denn das überhaupt vor? An der Seine zu spazieren und den Fraß bei Duval zu verschlingen, wenn das alles war — dazu, wahrhaftig, brauchte man nicht erst, umständlich und feierlich, eine Geliebte!

Er sagte es ihr ganz unverblümt heraus, daß er zu dem Wiedersehen nur gekommen war, um mit ihr zu schlafen, wie sie es neulich versprochen. Wenn er ihr nicht gefiel, könnte sie's bleiben lassen. Doch sagte man das dann offen und äffte nicht die Leute an der Nase herum und verdarb ihnen nicht unnütz und boshaft die Zeit — wenn sie auf dem Boulevard Arago draußen wohnen, eine Stunde zu laufen, noch dazu.

So sagte er es ihr ins Gesicht, ohne Schonung. Er mochte einmal die „unklaren Verhältnisse" nicht leiden und solche „Spreizerei", wie seine wienerische Kurzgebundenheit es hieß, war ihm verhaßt. Sie war ganz verdutzt und zerknirscht und hielt das Köpfchen scheu gesenkt, daß der Sturm drüber weg brause, mit einem reuig flehentlichen Blicke vor sich hin, der kaum einmal schief nach der Seite blinzelte, wie ein Kind, das Unfug angestellt hat, und es weiß wohl, daß es Strafe verdient, aber schön wär' es doch, vielleicht noch einmal mit dem bloßen Schrecken davon zu kommen. Nur, trotzdem, blieb sie unabänderlich und fest, daß es unmöglich sei, heute, und es käme ihr selber hart genug an, weshalb er ihr doch ver-

zeihen sollte und nicht noch das Herz schwer machen durch seinen Verdruß. Und sie klammerte sich wieder an die Cousine, die alte Geschichte von neulich, noch einmal von vorne, die ihm schon recht langweilig war.

Er war wild, weil er es nicht begriff. Eigentlich hatte er ja gar keine Absicht auf sie, durchaus nicht, als höchstens für eine rasche Nacht, und die Enttäuschung war darum leicht verschmerzt. Aber daß es da ein Räthsel gab, welches er sich nicht erklären konnte, ein seinem Verstande verschlossenes Geheimniß, dieses brachte ihn in Aufruhr und Empörung.

Die Geliebte eines anderen? Der würde sich hüten, sie die Sonntage frei zu lassen. . . . .
Oder gefiel er ihr nicht? Diese verzwickten Gehirnchen des launischen Geschlechtes hatten schon manchmal verwünscht unverständliche Mucken! Aber warum denn, wenn er nicht ihr Geschmack war, warum war sie denn überhaupt gekommen? Und wahrhaftig, wie sie seine Liebkosungen erwiderte, nein, spröde und abgeneigt war das durchaus nicht. Scheu und Scham? ach, das zweite Mal auch noch, da man sich doch schon kannte, das ging denn doch über's Maß einer Pariserin! Und dann, in diesem Falle hätte sie sich mit Würde gesträubt und mit Entrüstung ihre Ehrbarkeit betheuert, daß sie nicht „eine solche“ sei -- man kannte die Tonart ja auch! Aber nein, keine Spur, sondern sie behandelte es wie er als selbstverständlich und natürlich. . . . .
Nur „dieses Mal gerade“ war es nicht möglich, jedes Mal.

Jedes Mal: Denn ebenso wieder den dritten Sonntag und darauf, als sie ihm erlaubt hatte, sie vom Magazine zu holen und auf dem Heimwege zu begleiten, Abend für Abend, den ganzen Monat hindurch, regelmäßig von neun bis zehn, wiederholte sich unabänderlich, wie nach ewiger, unwandelbarer Vorschrift, aus den nämlichen Anfängen durch den nämlichen Verlauf nach dem nämlichen Schlusse die nämliche Geschichte ohne Wechsel, mit der nämlichen Antwort immer auf die nämliche Bitte. Freilich schwor er es sich mit heiligeren Eiden jeden Morgen, unverbrüchlich dieses Mal, daß es gestern zum letzten gewesen und jetzt zu Ende sei mit der läppischen Affenkomödie, die ihn verhöhnte, unwiderruflich zu Ende. Aber jeden Abend trotz alledem, wenn er auch um sechs das mannhafte Wort noch einmal feierlich bekräftigte, jeden Abend wieder, wie nur draußen kaum die Nacht die ersten Märchen süß zu flüstern anhub, in grünem Nebel tief vermummt, da scheuchte es ihn hinaus in's Rauschen und Raunen, ein Unwiderstehliches, gegen das alle Wehrkraft vergeblich war, und rastlos lief er, in Angst und Hoffnung, und lief, wollüstig den blauen Athem schlürfend, welchen die Sterne versandten, und lief, ohne daß er es gewahr ward, bis er sich wieder an der Ecke fand, alle Abende wieder, an der Ecke der St. Eustache unter der ächzenden Laterne, an welcher aus der düsteren Montmartre heraus der rauhe Stoß des Windes brach, dem braunen Schlund der Hallen gegenüber; nämlich, sie arbeitete in der Turbigo.

Es war nicht — sagte er sich — es war nicht Liebe, die ihn verfolgte; Neugierde war's, was ihn jagte. Er kam nicht mit dem küssedurstigen Fieber des Troubadour; er kam mit der zähen Forscherwuth des Gelehrten. Dem psychologischen Problem lief er nach, schlaflos, bevor sich die Rechnung nicht aufgelöst hätte — das war es, nicht das thörichte Gänschen.

Er brütete und brütete und womit er sich auch zerstreuen wollte, seine Gedanken waren festgeleimt an dieser Sorge. Es beleidigte seine Eitelkeit, daß etwas geschehen konnte, ohne daß er es begriff. Es machte ihn ganz krank am Ende, sich so schwach und gering zu fühlen, so ohnmächtigen, unwirksamen und wehrlosen Verstandes. Doch blieben dieses Leid, dieser Aufruhr, diese wachsende Begierde innerhalb des Gehirnes. Das Herz wurde nicht betheiligt.

Und wie ein Schachspieler, mit unnachgiebiger Erbitterung, die sich nicht abschrecken läßt, versuchte er grüblerisch Zug um Zug, unerschöpflich in Listen. Immer wieder, alle Tage und manche Nacht, zergliederte er sein Problem, trennte die Nähte auf, schälte die Haut, wog seine Elemente, maß ihre Verhältnisse, prüfte ihre Triebe, verglich ihre Wirkung, mischte sie anders und anders, überhitzte und erkältete sie, gesellte sie nach allen Methoden, um sie nach allen Methoden zu scheiden, und wenn er sie wieder zusammengefügt, zersetzte er sie von neuem. Und niemals, trotz alledem, wie, in empörter Ehre und herausgefordertem Hochmuth, er auch sann und rang und brütete und sich verbiß und eingrub, mit Grimm bald, bald mit Schmeichelei, niemals, in aller Hoffnung und Wuth bis zu mörderischen Launen des Wahnsinns, niemals gelang es.

Ja, er hätte sie bezechen können, mit gemischtem Weine — es gab dienstbare Wirthe — bis daß ihr Widerstand taumelte und stürzte, und dann im Winkel über sie her; oder wenn sie im Wagen fuhren, hinterrücks anfallen . . . . Oft erwog er diesen Plan, bereitete ihn vor, rüstete ihn mit Fleiß, besorgte alle Anstalt, leitete ihn ein. Aber dann immer wieder zuletzt, lahm, schwank, feig — weil es ja nicht ihr Leib, sondern die Seele war, was er begehrte, was sie verwehrte!

Nein, das half ihm nichts, das brachte sein Problem nicht vorwärts. Gewalt, statt zu fördern, konnte nur höchstens verderben. List, List und Witz!

Ah, welche Wollust, wenn sie gesiegt haben würde, welche Wonne, welch jauchzender Triumph! Die bloße Hoffnung schon, alle Tage trotz aller Niederlage mit neuem Muthe — welche Wollust, welch bange, bebende, betäubende Wollust schon die bloße Hoffnung! Und nein, sie war, wenn er nur im Verharren nicht strauchelte und nicht wankte im Vertrauen, nein, sie war kein Wahn.

Alle Mittel der Reihe nach: Sinne, Mitleid, Habgier.

Er stürmte auf sie mit taumelnder, fletschender, heulender Brunst. Irres Lallen toller Krämpfe, Röcheln aus geschnürter Kehle, und sein Athem sengte. Was in heißen Nächten oft, wenn er sich wälzte, an schaurigem Spuk, das Fieber der Begierde aus ihm brütete, was an schwarzen Dämpfen aus seiner kochenden Geilheit tauchte, und die wilde Unzucht verirrter Dichtungen, die ihn beschwichtigen sollten, braute und verschmolz er zu einem brennenden Gifte, daß es ihr die Kraft auszehre und die Adern verpeste. Aber sie, wenn er sie so mit wahnsinniger Leidenschaft anfiel, lächelte nur hell und, indem sie mit weichen Fingern seine feuchte Hand streichelte, sagte sie nur leise: „Aber ich auch, ich liebe Dich ja auch.“

Er drohte Selbstmord. Er weinte, in stoßenden Schluchzen, wie ein Kind, dem Laune versagt wird. Er raufte sich das Haar. Ob sie denn das wirklich wollte, daß er verzweifelte, verdürbe, stürbe? Aber sie blieb nur immer bei dem beschworenen Troste: „Das nächste Mal, ganz gewiß, das nächste Mal!“

Er gelobte ihr Berge und Wunder. In ein Märchen würde er sie bringen, in dem ihr Wunsch Gesetz und Kaiserin ihre Laune, in einen blühenden Hymnus üppiger Wonnen. Schon nahte er sich dem Ruhme und dem Reichthum; dann badete er sie in Gold und in diamantene Vließe, von Rosen und Vergißmeinnicht gebrämt, welche Rubine und Saphire wären, wollte er sie kleiden und auf dem hohen italischen Schloße, weit über die schimmerde Loire hinaus, von der die Sehnsucht alter Rüstern winkend zu ihr herüber grüßte, dienten in wetteifernder Priesterschaft ihrer Schönheit aus allen Völkern die schönsten Sklavinnen dann, knisternde vom Süd und nordisch bleiche, daß unten die stampfenden Hengste selbst in demüthiger Liebe ihre Wildheit verlernten.

In diesem Stile — Schwur auf Schwur, immer toller. Er begehrte sie nicht zu eiliger Umarmung, in einer vergänglichen Laune. Sie wollten sich nimmermehr trennen, das ganze Leben! Ewig umschlungen, ewig, er konnte ja nicht sein ohne sie! Aber, obwohl ihr dieses alles sehr gut gefiel, beharrte sie doch: „Nur heute,

weißt Du, geht's wirklich nicht . . . Nämlich, hör' zu: Die Cousine . . ." Ah, er hätte sie erwürgen mögen, die vermaledeite Cousine!

Und wenigstens — flehentlich, da er am Erfolge verzweifelte, beschwor er sie darum — wenigstens den Grund sollte sie ihm sagen, daß er es begreifen könnte. Wenigstens den Grund — er war ja mit jedem zufrieden und fand sich willig in alles. Aber den Grund, daß er sich die Zweifel und Skrupel erledigen könnte, die fraßen.

Warum? Warum?

Aber sie bat ihn nur sanft, daß er sich nur ein ganz klein wenig noch gedulde und sie ein bischen lieb behalte, einstweilen; dann würde alles bald ganz sicher noch sehr gut, ganz gewiß das nächste Mal. Anderes war nicht aus ihr zu bringen. Und dann wußte sie wieder, daß er oft den Harm vergaß und fröhlich lauschte, so süß und allerliebst zu plaudern, von ihren kleinen, aber wichtigen Sorgen, den Abenteuern im Geschäfte und mancher bedenklichen Geschichte, wie sie den Mädchen in der großen Stadt begegnen, wenn sie jung und schön und lustig sind, und wußte zum Abschied kundige Küsse, die verhießen.

Dies währte durch den ganzen Monat, bis in die letzte Woche.

5.

Als aber die letzte Woche um war, an ihrem letzten Tage, da geschah etwas. Da ereignete es sich, daß er sie vergeblich erwartete, an der Ecke, unter der schiefen Laterne, im Winde. Sie kam nicht; und auch nicht den anderen noch den dritten Tag.

Da, an dieser namenlosen Angst, ob sie krank oder untreu, und wie dieser vulkanische Brief aus seiner zerrissenen Seele ausbrauch, da ward er es gewahr, daß es nicht um das Problem, sondern daß es die Liebe war. Es kam aber keine Antwort auf den Brief. In ihrem Magazine wußten sie nichts: „das Fräulein ist nicht mehr bei uns."

Am vierten Tage, in der zehnten Morgenstunde, als er im Bette sich mit wüsten Träumen schlug, klopfte es ganz leise, wie ein verschämter Bettler oder ein Modell, das Arbeit sucht, an seiner Thüre, und dann noch einmal und nachdem er unwirsch seinen grunzenden Ruf wiederholt hatte, bereits zu grober Abfertigung bereit, da, nach einer Weile, trat sie herein, trippelte an sein Bett, indem ihr verwunderter Blick neugierig über den Wirrwarr verschlissener Bibelots stolperte, und nachdem sie ihn herzhaft geküßt, setzte sie sich an den Rand und sagte, ein wenig ängstlich und niedergeschlagen: „Nämlich, ich bin von der Cousine fort, weil ich ohne Dich nicht leben kann . . . das war das gescheiteste . . . seit Samstag."

Da heulte er auf, wie ein hungriges Raubthier, endlich über der Beute, und riß sie an sich und warf sich auf sie und durchwühlte sie mit bebenden Fingern und wälzte sich mit ihr, jauchzend in kurzen, schrillen, heiseren Pfiffen, und verwundete sie mit bissigen Küssen, am ganzen Leibe, als wollte er sie zerfleischen.

Sie aber entwand sich. Denn sie hatte den neuen Hut, aus schwarzen Spitzen und mit Rosen und Anemonen in einem leichten Zweige rückwärts hinunter, sehr zerdrücklich und zerbrechlich. Und vor dem Spiegel, indem sie sich glättete und aufsteckte: „Du hast immer auf's Land wollen . . . . . und schau nur, heute, die Sonne!"

Es wandelte ihn erst an, sie nimmermehr zu lassen, bevor er nicht von ihrem Fleische gekostet, von diesem glühenden, bebenden Rosenfleisch, dessen schwülen und betäubenden Geruch er gierig mit gespreizten Nüstern wie köstlich morgenländische Spezereien sog, und diese ganze namenlose Gier, sie mit jedem Sinn besonders zu genießen, nicht endlich, endlich gestillt! Aber er ermannte sich und ließ sie. Er überlegte, daß er nur ja nichts an dem Glücke verdürbe, das endlich gewonnen. Nein, es galt jetzt sein Talent für's Glück beweisen, indem er es nicht [illegible]

Brocken mit Hast verschlang, sondern seine süßen Beeren über den Gaumen, langsam und mit Bedacht, und in alle Poren spülte, neidisch um jeden Tropfen, kein Stäubchen von seinem vollen Feingeschmacke zu verlieren. Er wollte planmäßig und mit einer „systematischen Cultur“ des Glückes verfahren, üppige Frucht zu ernten.

Er wollte es sich vorstellen, den ganzen Tag, den ganzen langsamen Sommertag, vorstellen und das ganze Bewußtsein ausfüllen mit recht deutlichen Begriffen . . . . den ganzen Tag wollte er in der wollüstigen Gewißheit schwelgen, diesen Abend endlich in der so lange ungewissen Wollust zu schwelgen. Und er hätte den Tag unvergänglich und ewig gewünscht, durch Aeonen ausgebreitet, ohne Ende, weil er mit furchtsamem Zweifel bereits, der freilich noch nicht laute Klage wagte, die Erfüllung scheute, ob es ihr denn, ja, ob es ihr denn wohl möglich sein könnte, dieser Hoffnung zu gleichen.

Und sie nahmen den Wagen nach Sèvres, weil's, sagen die Maler, dort am lieblichsten lenzt. Die kerzengerade Versailler Straße, wo einst die Fischweiber zogen; an den jungen Ahornen, so knospenfroh und blüthengierig, wie ihr Glück. Und dann die graue und traurige Wüste, in Armuth, der Raffaëlischen Gestalten. Nur manchmal, jäh, der schrille Alarm der heiseren Warnpfeife, sonst löste sich aus dem ewigen schwarzen Seufzer der Räder und der Schienen kein Ton. Aber plötzlich, die Stadt versunken, vom Hügel herunter sangen die Lerchen.

Und sie schrie, wie sie unter die Blüthen gingen, die weißen Blüthen — aber da sie die holdere Schwester grüßten, deswegen, sagte er, errötheten sie vor Freude — sie schrie aus unbändigem Jubel empor, weil es Ranunkel und Gänseblümchen gab. Und er mußte es ihr alles erklären, was das war, und neugierig neigte sie sich über jeden Kelch und schmeichelte jedem Halm und koste die Gräser und pries alle Wunder dieser neuen Welt. Und dieses alles wuchs, ganz still und einsam und ganz von selbst, so prächtig und unsäglich süß, schöner als selbst Theater, wie von einer guten Fee, und obendrein noch ganz umsonst, und man wußte gar nichts davon, aus keiner Zeitung, und sterben hätte man können, ohne es je, jemals zu schauen!

Sie wandelten in Küssen. Er zeigte ihr das Moos und zeigte ihr den Thau und alles Köstliche. Und dann wieder, zwischen den Zweigen durch, sahen sie nach dem besonnten Strom. Es war ihr wie im Traum. Und dieses alles, alles das gehörte jedem, wer nur kam, wer nur wollte — jeder, alle Tage, konnte es haben, so viel Glück!

Sie setzten sich auf den Stein, ganz allein, vor dem Teiche, der wie ein junger Mond im Rasen lag, und sie schauten nach dem todten Schlosse. Aber Strauch, in hellen Keimen, stieg aus den schwarzen Trümmern und in zerbröckeltem Gesimse huschten Schwalben. Kastanien träumten im leisen Winde, die Zipfel der grünen Kappen tief hereingezogen.

Da erzählte sie es ihm, wie es gekommen war. Die Cousine hatte seine Briefe gefunden und seine Photographie. Also natürlich Tra-Tra durch das ganze Haus und daß sie ein schlechtes Mädchen sei und noch dazu mit einem Ausländer. Und als es ihr zu dumm wurde, hatte sie es ihr kurz erklärt, daß sie ihn liebe, basta. Weil sie aber noch immer keine Ruhe gab und nicht aufhörte, ihr die Ohren abzutrommeln, da hatte sie ihr Bündel gemacht und war davon. Erst wollte sie nur gleich zu ihm laufen, aber dann, auf dem Wege, war Scham gekommen, was er sich denn denken würde, und so nahm sie sich lieber ein kleines Zimmer, Rue de la Harpe, und den nächsten Tag war sie bis auf den Arago und lange herum, ob sie ihm nicht vielleicht begegne, aber dann doch wieder zurück, aber die letzte Nacht hatte sie elend geschlafen und sich gefürchtet in dem fremden Hause, ganz allein, und nur immer an ihn gedacht, bis sie es nicht mehr aushielt — er

brauche sie aber nicht zu behalten, weil sie eine eigene Wohnung hätte, und wenn sie auch natürlich in der Turbigo nicht mehr arbeiten könnte, bei der Freundin der Cousine, sie würde sich schon was anderes finden, hinlänglich erfahren im Commerce.

Er warf, gegen den Athem des Abends, den Mantel über sie und sie hüllten sich eines in das andere und verwuchsen Leib in Leib. Er hatte den Arm um ihren Nacken und fühlte die warmen Knospen ihrer Brust. Und was sie sagte, jedes Wort klang ihm wie himmlische Musik von frohen Engeln und er war sehr verwundert, es zum ersten Male zu gewahren, was der Frühling ist. Auf dem Steine hätte er bleiben mögen und sterben. An das Problem, wunderbar, dachte er gar nicht mehr.

Langsam dann, ganz langsam, nach dem Mahle in dem Gärtchen am Strome — zwischen Knospen, und eine Nachtigall schlug — langsam die Seine hinauf kehrten sie heim, durch die bunten Flammen der Ausstellung. Es war viel schöner noch, als er sich es erwartet hatte. Langsam schritten sie den Boulevard nach der Wohnung.

Er entzündete das Licht, sie band die Blumen zu einem großen Strauß und gab ihnen Wasser. Er rauchte noch eins, während sie sich entkleidete, und trank den Athem der Blüthen und ihres Fleisches. Sie redeten kein Wort, sondern leise nur summte sie vor dem Spiegel, indem sie sich die Flechten löste, eine alte auvergnatische Weise. Dann, als wären sie es lange gewohnt, gingen sie zu Bett. Und das war mit einem jähen Ueberfall von Schreck und fast Entsetzen, wie er es gewahrte, daß er eine Jungfrau umarmt hatte.

Und stotternd und stammelnd, wirr und bestürzt, indem er sich in den Knieen aufrichtete: „Ja Du . . . wie denn . . . . Davon hast Du ja gar nichts gesagt . . . . . ist es denn . . . .

Sie setzte sich auf, und starren, weit hinaus gestielten Blickes, wie um Hilfe vor einer unglaublichen Gefahr, und mit zuckenden Lippen: „für eine solche hast Du mich genommen!“ Und sie drehte sich nach der Wand und weinte, weinte bitterlich. Aber bald erbarmte sich der Schlaf.

Er aber, in Aufruhr und Fieber, fand keinen Frieden. Er warf und wälzte sich und wendete die schwülen Kissen. Ihm brannte der Schlund.

Er sprang heraus, gierig um Wasser, und schlürfte und netzte sich die Augen und tauchte unter in's Becken und in einem großen Meere hätte er schwimmen mögen, daß nur dieser lechzende, würgende Durst gekühlt würde. Und dann, die Vorhänge zu, sie nicht zu wecken, und Licht gemacht, wanderte er und wanderte athemlos und über Berge hätte er wandern mögen, steil in's Eis, daß er nur irgendwo sich entliefe. Und er fragte sich, was denn das wäre.

Ja, das war das Glück, aus dem Verstande ließ es sich beweisen. Es war das Glück, das große Glück. Er hatte nur noch nicht die Gewohnheit.

Es konnte ganz gewiß nichts anderes sein als das Glück. Nur seltsam freilich war es, sehr verwunderlich, wie er es empfand. Er hatte sich das Gefühl eigentlich anders gedacht, wenn es endlich käme, das große Glück.

Nämlich, weil es so jäh und botenlos gekommen war — ja, offenbar deshalb! Wenn er sich hätte vorbereiten und rüsten können, es zu empfangen — aber wie mochte er das auch denken! Ganz außer dem Programm, unvermutet auf einmal war es da.

Er stellte es sich in kräftigen Gründen eindringlich vor, wie glücklich er zu sein hätte. Er machte sich darauf aufmerksam, was dieses bedeutete, jungfräulichen Leib und jungfräuliches Herz gewonnen zu haben, und führte es sich zu Gemüthe, von welchem Umfang und von welchem Inhalt dieser seltene Genuß war, der die Sinne und die Sehnsucht und auch zugleich die Eitelkeit befriedigen konnte. So, durch deutliche Begriffe, verbesserte er sein Gefühl.

So stimmte er sich. Dann, gewissenhaft, Punkt für Punkt, wiederholte er im Geiste die erste Liebe, die sie ihm gewährt hatte. Und jetzt, wie er es jetzt empfand, war es schon sehr schön und angenehm.

Draußen graute der Morgen und die Bäume schüttelten sich. Leise schlug er den Vorhang zurück. Sie athmete sanft. Er kniete nieder und inbrünstig küßte er die rosige Sohle ihres Fußes, der aus der Decke sah. Und so, in der Haltung des Betenden, entschlief er.

6.

. . . .

7.

„Denn es ist ja doch wirklich eine Schande!“

Und zugleich, mit einem behenden Ruck, auf den der Träumende nicht gefaßt war, tauchte sie aus seiner Umarmung. Es läutete Mittag.

Aber er wollte sie nicht lassen, sondern haschte und umschlang sie von hinten und bog ihren entfliehenden Rücken auf seine Lippen zurück, daß ihre Locken über ihn rollten. Da glitt sie listig, ganz sachte in die Kniee hinab und war ihm unter dem Griffe, ehe er es merkte, mit glatter Windung entschlüpft. Und nun wälzte sie sich, von dem fransigen Vließe des Teppichs schmeichlerisch gestreichelt, und lachte und klatschte und jauchzte und verspottete ihn.

Dann bekleidete sie mit seinen weichen, weiten Filzpantoffeln, in denen sie versanken, ihre Füßchen, welche von Küssen verwundet waren, und stampfte gravitätisch, mit einer sehr würdigen und kaiserlichen Miene, und sang, indem sie mit dem Kopfe den Takt dazu pendelte, ein altes, feierliches Kirchenlied. Aber plötzlich, aufrecht auf einem Beine, schnellte sie mit dem Schwunge des andern den Schuh hoch, um ihn durch eine flinke und zuversichtliche Geberde wieder aufzufangen. In dieser anmuthigen Posa verweilte sie.

Sie stieß den Laden nach dem Garten auf, aus welchem der Flieder süße Grüße schickte.

Er rührte sich nicht, sondern schlürfte nur mit lauschend ausgestreckten Sinnen diesen Duft von Blumen und von Fleisch. Das war ihm so unsäglich gut, nichts besseres wußte er zu wünschen. Nur immer noch mehr hätte er trinken mögen, je mehr er davon trank.

Er hielt sich ganz stille. Nur manchmal, als ob er einem Gedanken ausweichen wollte, der herauf steigen könnte, neigte er leise, langsam das Haupt nach der Seite, wie der Gekreuzigte gemalt wird. Nur manchmal, als ob er eine Erinnerung ersticken wollte, vergrub er sich tiefer in die zerknüllten Kissen, welche von dem Athem ihrer Säfte in allen Poren geschwängert waren.

Er hatte in reichen Gefühlen keinen Gedanken als diesen einen, in welchem er verweilte: daß es ihm vorkam, wenn er das Auge öffnete, nichts als mit schwarzem Strich sein eigenes Lid auf einem sehr weißen Grunde zu sehen. Er dachte sich, daß das doch merkwürdig war, wenn das Auge sich selber erblickte, und spielte damit, es durch Wiederholungen auszuproben. Und es fiel ihm ein, ob es einem nicht gelingen könnte, einmal den ganzen Körper auf diese Weise anzuschauen, so von innen heraus, die Seelenseite, welche nach dem Geiste hin liegt — wenn man sich nur die gehörige Mühe gäbe.

Da schreckte sie sein Träumen durch einen rieselnden Guß, kalt über das ganze Gesicht, daß es plätscherte. Und er, im ersten Schauer gleich, heraus und auf sie los, welche im Becken Busen und Nacken badete, und von hinten über sie her, zu rächen, und schleifte sie, wie sie auch mit Seifenschaum um sich schlug. Und sie rangen und stießen und würgten und zwickten und kitzelten und bissen sich, unter Jauchzen und Knirschen und Gellen, bis am Ende wieder in Liebeskrampf ihre Umarmung erstarrte.

Lange blieben sie ohne Wort. Sie staunte hinaus in's Leere, weit, weit um Hilfe, mit grauem, rathlosen Blick, der vergeblich suchte. Jedesmal wieder erschreckte sie die Liebe, welche sie immer begehrte, und nimmermehr vermochte sie's zu begreifen, das alles, das ewige Geheimniß.

Dann drückte er sie mit sanfter Zärtlichkeit und hatte Mitleid und Reue, das Kind so zu verwüsten. Gern hätte er geweint, recht lange und recht laut geschluchzt, wußte nicht, warum. Aber es war ihm, als könnte wohl nach solcher Seligkeit nur noch in Thränen eine neue, eine größere sein.

Und er strich ihr die verwirrten Locken aus der blassen Stirne und sein warmer Kuß trocknete ihr die versunkenen Augen und mit kosendem Finger, über Hüften und Lenden, schaukelte leise er ihre Nerven. Ihr wurde, während er tastete, als sprühte in Funken aus seinem Nagel ihr der glühende Flieder in's Fleisch, der in der Sonne schwamm, und schäumte der Sommer, der in den Gärten sang, ihr in's Blut in brennenden Bächen.

. . . . Und er leckte die Seife von ihren Fingern, den fieberischen Gaumen zu kühlen. Und sie warf sich kopfüber zurück und schlug mit dem Haupte die Wand und nagte grimmig das Holz des Bettes, als wollte sie sich die Zähne ausbeißen. Und wieder entloderte die Wuth und wieder erschöpfte sie sich und wieder flackerte sie, kaum verloschen. Sie wollten sich ausschlürfen, eines das andere, und sich ertränken, eins in dem anderen.

Sie begriffen sich nicht. Sie waren sich so fremd und waren doch eins in dem anderen. Sie konnten nicht verwachsen und hingen doch zusammen. Sie wollten jedes in das andere hinüber, bis von dem eigenen nichts mehr übrig wäre, aber sie fanden nur immer wieder sich selbst. Das andere konnten sie nicht gewinnen, weil sie sich nicht verlieren konnten, und blieben entfernt, wenn sie sich berührten.

Und dann wieder, unter jauchzenden Gesängen, lud er sie auf seine kräftige Schulter und wie Sieger rühmliche Beute schleppte er sie durch die helle Werkstatt, in tollen Tänzen, und ganz zu höchst auf dem besonnten Sockel der Modelle richtete er ihre nackte Schönheit auf. Im wogenden Silberstaube des Lichtes erglühte von ihrem Rosenfleisch ein holder, bebender Schein, aus schwarzblauen und hellgrünen Dämpfen gewoben, welche ihr Flaum ausathmete. . . . .
. . . . Und, sich wiegend und schüttelnd, unter Gesängen, vor dem Spiegel in aufrechter Würde, glättete sie ihre goldigen Schlangen, flocht sie, begann feierlichen Schmuck. Er aber, schlaff, lahm, von so viel Föhn durch die Eingeweide der Seele zerknittert und ausgefegt der letzten Kraft, hinkte, wie ein verhetzter Jagdhund, in die Linnen zurück und kauerte sich ein und in gurgelnden Seufzern röchelte er nach Athem.

Und sie machte sich schön und sie schaute ihre Schönheit und vermochte es gar nicht zu begreifen, wie namenlos schön sie war, und berauschte sich und ward nicht satt. In den hastigen Tänzen des wirbelnden Lichtes rings, das neben ihrem Fleische Schatten wurde, vor dem glückstrahlenden Glase, faltete und wendete sie ihre stolze Nacktheit, wie wenn eine Priesterin ein gebenedeites Sakrament in's lauschende Volk trägt, und zeigte sich sich selber, allen flimmernden Reichthum. Bald neigte sie sich schmachtend nach sich selber, ganz leise, ganz langsam, wollüstig in der Krümmung der Brüste verweilend, tief in die Kniee, während die Lippen winkten; bald, während die Hüften kreisten, schlich ihr Nacken buhlerisch gegen ihr folgsames Bild, dessen zärtliche Antwort ihre Brunst entflammte, und sie schmeichelte ihm mit heißen, begehrlichen Geberden und lispelte ihm Küsse; und dann wieder plötzlich, in wildem Wurf, schnellte sie sich mänadisch kopfüber zurück, daß die Zeilen ihres Busenkorbes zum Bersten schwollen und ihre Locken stürzten wie steiler Gießbach.

In den Knieen, auf die Ellenbogen gestützt und unter der Last des Hauptes auf die Fäuste die Wangen hinaufgeschoben, daß sie die Furchen an der Nase vertieften, stumpf vor sich hin, blickte er hungrig. Ihm wurde, als wären seine Sohlen von sanften Sammetnadeln leise gepinselt, immer feiner, immer zärtlicher, immer hastiger. Und diese unsägliche Wonne kroch heimlich über das Rückgrat, wälzte sich auf seinem Nacken nnd immer begehrlicher, immer dringlicher, unaufhaltsam, streckte sie ihre zupfenden Nägel schon den Hals herauf nach dem furchtsamen Gehirne; aber da, dachte er, gerade wenn es am schönsten würde, da würde es auch tödtlich sein.

Und er horchte und lauschte: eine kalte Säge, schien's, schnitt ihm die Adern, sie klang aber wie eine jauchzende Geige.

Und er schnupperte und spürte: es war wie Weihrauch von einer schwülen Himmelsblume, was in rosigen und weißen Nebeln aus ihrem Fleische dampfte.

Und er kaute und nagte: er hätte sie mit knirschenden Backen zwischen den Zähnen zermalmen mögen, Brocken um Brocken, Faser für Faser, die holde Speise seiner Lust, wie er sie trinken und tasten und riechen wollte — die Sinne langten nicht für seine Gier.

Und er dachte nur immer, jetzt, jetzt gleich würde es über ihn kommen, das große Glück, aus der Wolke, die vor seinem starren Blicke wuchs, jeden Augenblick konnte es sein; aber er würde es nicht mehr erleben, weil es über die Kraft des Menschen ist, und schon wankte ihm das Gefühl, strauchelte ihm das Bewußtsein.

Und er erwartete den Streich wie ein geducktes Opfer und rüstete seine Nerven auf das schöne Sterben, die ganze Wollust dieses Todes auszukosten.

Dann aber plötzlich, bei ihrem bachantischen Rucke, da rieselte alles in ihm und Wirbel rauschten, als ob aus tausend Brunnen brandige Ströme durch seine Adern loderten, und es war ihm um die Seele von Hoffnungen und Freuden ein taumelnder Cancan.

Es bäumte sich in ihm und warf ihn und er hatte an der Brust ein Ticken, athemräuberisch, eilig, kaum mehr erträglich; er fühlte seine Knochen und sie wurden ihm zu schwer und sie zogen ihn hinab. Es wankten und brachen Riegel und Wehren seiner Seele und aus dem Schutte flatterte in Licht Blüthe an Blüthe, Bild für Bild, die große neue Kunst. Es wichen und schwanden die Schleier und befreiten das Reine und er brauchte nur noch diese dünne Stirnhaut wegzukratzen und er würde sie endlich, endlich die Herrliche greifen und halten, für alle Ewigkeit.

Sie war schon ganz deutlich, in immer gewisseren Gestalten. Nur sie durch unsanften Griff nicht wieder zu verscheuchen, ängstigte ihn. Und er hielt an sich und wagte keine Bewegung, bis sie sich befestigt hätte und gewachsen wäre.

Plötzlich stand in seinem Gehirne die Erinnerung auf, daß es diese ganzen vier Wochen her alle Tage so das nämliche gewesen. Alle Tage kam der Schauer, kam die Wonne, kam der Taumel; sie vergingen, nichts geschah. Es war nur wieder ein neuer Betrug.

Aber er wollte nicht daran denken, weil es doch nichts half, nein, sondern nur erbitterte und quälte. Er wollte es vergessen, alles, selbst die Kunst, ja selbst die Kunst, die auch blos äffte. Und nichts als die Wollust, ewig die Wollust, in welcher allein die Wahrheit ist!

Und wieder über sie, wie der Trinker nach der Flasche, das Gedächtniß auszuwischen.

Aber sie hatte einstweilen den Schmuck ihrer Flechten begonnen, welche sie spitz aufgesteckt trug, nach der spanischen Weise, und drehte die Stirnlocken mit gewärmtem Eisen. . . . .
Standhaft verwehrte sie seine Liebkosung. Mit dem Kamme, mit der Bürste, mit dem glühenden Stifte trieb sie ihn zurück.

Dann nahm sie die Zeitung, welche der Austräger des Morgens durch die Thürritze schob, von der Schwelle, deckte ihn damit zu und wickelte ihn darein, daß er endlich Ruhe gäbe.

Lesen. Was draußen inzwischen geschehen, ob Krieg und welche Händel unter den zänkischen Völkern — nichts wußte er mehr, seit diesen vier Wochen, ohne jede Kunde und allen Geschehnissen entfrembet. Lesen . . . lesen . . . . . festhacken in den Buchstaben und die Seele ankern, müde vom ewigen Schweifen.

Aber da, kaum daß er es recht aufgefaltet hatte, gleich auf den ersten Blick — es war auf der ersten Seite, gerade über dem Buge, ganz vorn und in großem Druck — dieses schlug ihn wie Blitz.

Nein, nein, es konnte ja nicht sein, nimmermehr konnte es wahr sein.

Und er tastete die Finger über die Zeile und vergrub die Nägel, wenn schon die Augen trogen.

Und nur heraus, mit eiligen Sprüngen, in etliche Kleider, fort, fort, um die Wahrheit!

Eine rasche Lüge an sie, zum Vorwand, in abgerissenen Brüchen halbsilbig gestammelt, abends, abends würde er ihr es schon erklären, und nur fort, mitten durch ihre Verwunderung, fort in Sturm.

Und wie Geier über die Beute, stieß er in dem nächsten Café auf alle Zeitungen, raffte sie zusammen, wühlte durch, eine nach der andern, welche er nur fand, zerknitterte in Wuth und konnte es nimmermehr glauben, was alle bestätigten, weil es ja nicht möglich war.

Liebermann hatte den großen Preis.

Sie brachten es alle — mit den nämlichen Worten die gleiche Notiz. Officiell offenbar, von der Jury der Ausstellung. Nein, es war kein Reporterwitz.

Er las es in jedem Blatte, und las es wieder und dann, mit fester, langsamer, eindringlicher Stimme, las er es laut, daß jeder einzelne Buchstabe herauskollerte und mit Summen in die Wölbung hinaufschwirrte, tönend in der weiten Halle und sich lagernd in den langen Tönen, und es wurde am Ende aus den wachsenden Schwüngen, wie sie sich verschlangen, wie sie sich gesellten, an einander ereiferten, ein brausender Chor wie von grausamen letzten Gerichten, in verdammenden Posaunen.

Liebermann hatte den großen Preis. Und er beugte sich und lauschte und erwartete das Ende, den tödtlichen Streich, der es vollenden würde, von oben herab, wenn sich der Himmel öffnete.

Bis er dann plötzlich alle Blätter in einem Griff zusammenraffte und in steilem Bogen wegschleuderte, über das Billard, daß ihre Rahmen sich an dem Lampengehänge überschlugen und verfingen, weit von sich. Zahlte und fort, in Hast. In's Wandern, Wandern — es war wie ein sausendes Räderwerk in ihm, das ihn trieb.

Er wollte ihm entlaufen, dem Schrecklichen, wohin es nicht nach könnte.

Aber es blieben, in grimmigen Tänzen, um sein Auge jene boshaften Lettern und, in knirschenden Gesängen, um sein Ohr jene höhnische Botschaft, ein unerbittliches Geleit.

Bis er dann auf einer Bank, unter duftender Linde, in Schwindel und Nebel fiel, lange.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 17. Berlin, den 28. Mai 1890. I. Jahrgang.

Das wahre Christenthum.

Von Graf Leo Tolstoi.

(Schluß.)

Schon im alten Testament ist gesagt: liebe Gott und den Nächsten, wie dich selbst! Die Bedeutung des Christenthums besteht in dem Hinweis auf die Möglichkeit der Erfüllung dieses Gebotes. Christus sagt in der Bergpredigt sehr klar, wie man zu seinem und aller Menschen Glück dieses Gesetz erfüllen soll und kann. In der Bergpredigt sind die einfachsten, leichtesten, verständlichsten Anleitungen zur Anwendung der Gottes- und Nächsten-Liebe im Leben gegeben, und ohne die Anerkennung und Erfüllung dieser Gebote kann es kein Christenthum geben. Und ist es nicht eigenthümlich, daß ich nach 1800 Jahren diese Gebote auffinden und sie als etwas Neues verkünden muß? Und erst als ich diese Gebote begriff, begriff ich auch die Bedeutung der Lehre Christi. Diese Gebote umfassen das ganze Leben jedes Einzelnen und der ganzen Menschheit, so daß mit der Erfüllung dieser Gebote das Reich der Wahrheit auf Erden eingeführt würde. Prüft man jedes von diesen Geboten besonders und wendet man es an, so sieht man, daß dieses großartige Resultat durch die Erfüllung der einfachsten, und nicht nur leicht erfüllbaren, sondern auch in der Erfüllung angenehmen Regeln erreicht wird. Selbst wenn ich von der Lehre Christi nichts wüßte außer diesen fünf Geboten, so wäre ich ebenso gut ein Christ, wie jetzt.

Diese Gebote lauten:

1. Du sollst nicht zürnen, 2. du sollst nicht huren, 3. du sollst nicht schwören, 4. du sollst nicht richten und 5. du sollst nicht Krieg führen. In diesen Geboten besteht für mich das Wesen der Lehre Christi.

Und diese klare Darlegung der Lehre Christi war den Menschen verborgen, und deshalb entfernte sich die Menschheit fortwährend von ihr nach zwei entgegengesetzten Richtungen. Die Einen sahen in der Lehre Christi nur eine Lehre von der Rettung der Seele, entzogen sich der Welt um eines ewigen Lebens willen, das sie sich in groben Formen vorstellten, und waren nur darum besorgt, wie sie sich — jeder einzelne — vervollkommnen könnten; dieses Bestreben wäre lächerlich,

wenn es nicht so traurig wäre. Diese Menschen haben viele Kräfte vergeudet, um etwas Unmögliches, Albernes zu erreichen: Gutes zu thun ohne Menschen. Die Anderen hingegen lebten — ich meine die Besseren unter ihnen — nur für die anderen Menschen, ohne an ein ewiges, zukünftiges Leben zu glauben. Mir scheint es, daß Eins ohne das Andere nicht möglich ist; der Mensch kann nicht sich selbst, seiner Seele Gutes thun, ohne, wie dies die religiösen Asketen gethan haben, für Andere und in Gemeinschaft mit Andern zu wirken, er kann aber auch nicht Anderen Gutes erweisen, ohne zu wissen, was ihm selbst Noth thut, in wessen Namen er wirkt, wie dies die sozialen Agitatoren ohne Glauben thun. Ich liebe die Menschen der ersten Gattung, hasse aber aus tiefster Seele ihre Lehre, ich liebe auch die Menschen der zweiten Gattung und hasse ihre Lehre. Nur in der Lehre ist Wahrheit, welche uns auf eine Thätigkeit, auf ein Leben weist, welches die Ansprüche der Seele befriedigt, zugleich aber eine ununterbrochene Thätigkeit zum Wohle der Nächsten in sich schließt. Solch' eine Lehre ist die Lehre Christi.

Junge Leute mit ihren Anschauungen sind nur zu sehr geneigt, die wahre christliche Lehre mit dem Quietismus der Abergläubigen zu vermengen. Sie glauben, daß es sehr bequem und leicht ist, auf den Grundsatz zu verzichten: Böses mit Bösem zu vergelten, und daß dadurch die christliche Lehre ihrer Kraft sich beraubt. Das ist falsch. Sie dürfen nur nicht vergessen, daß die christliche Lehre auf die Gewaltanwendung nicht deshalb verzichtet, weil sie nicht dasselbe herbeiwünschte, wie Sie, nicht deshalb, weil sie nicht sähe, daß das erste Gefühl, welches einen Menschen beim Anblick des Bösen übermannt, die Lust der Vergeltung ist, sondern deshalb, weil sie sieht, daß die Gewaltanwendung den Christen von seinem Ziel entfernt, daß sie unvernünftig ist, ebenso unvernünftig, wie es z. B. wäre, wenn ein Mensch, der einen Brunnen haben will, um Wasser aus ihm zu holen, ungeduldig und zornig mit einem Stocke auf die Erde einschlagen wollte, die ihn von dem Wasser trennt. Es ist durchaus nicht leicht, sich der Gewaltanwendung zu enthalten, ebenso, wie es nicht leichter ist, mit einem Spaten den Brunnen zu graben, als mit einem Stock in die Erde hineinzustechen. Man kann mit Feuer das Feuer nicht löschen, mit Wasser das Wasser nicht trocknen, mit Bösem das Böse nicht vernichten. Wenn doch nur der millionste Theil der Kräfte, welche darauf vergeudet worden sind, das Böse mit Gewalt zu bekämpfen, darauf verwendet worden wären, das Böse über sich ergehen zu lassen! Wenn man auf dem ersten Wege zu keinem Resultate gekommen, warum will man nicht wenigstens versuchen, jetzt einmal den andern Weg einzuschlagen?

Machen wir uns das an einem Beispiel klar: denken wir an Rußland in den letzten zwanzig Jahren. Wie viel aufrichtiges Streben nach dem Guten, wie viel Opferwilligkeit wurde durch unsere junge Intelligenz darauf verwandt, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, die Menschen zu beglücken. Und was ist erreicht worden? Nichts! Schlimmer noch, als nichts! Es sind eine Unmenge geistiger Kräfte vergeudet worden. Wäre es nicht besser gewesen, wenn statt der ungeheuren Opfer, welche die Jugend gebracht hat, wenn statt der Attentate, Minen und heimlichen Druckereien, diese Menschen der Lehre Christi gefolgt wären, d. h. wenn sie nur das christliche Leben für das einzig vernünftige gehalten hätten; wenn statt der ungeheuren Anstrengung ihrer Kräfte, einer von ihnen, zwei, drei, hundert gesagt hätten: wir wollen nicht in den Krieg ziehen; Christus hat das Kriegführen in seinen Geboten untersagt. Ebenso hätten sie sich weigern sollen, einen Eid zu leisten und vor Gericht zu erscheinen, oder Gewalt anzuwenden, die das Eigenthumsrecht sichert. Was daraus resultiren würde, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß dies die gute Sache vorwärts gebracht hätte.

Das ist meine Antwort auf Ihre Frage, was man erstreben müsse. Man soll streben, die Lehre Christi zu erfüllen und den Menschen das Licht und die Wonne ihrer Erfüllung zeigen.

Ich sehe noch einen Einwurf voraus. Sie werden fragen: Es ist nicht klar, wie man diese Gebote erfüllen soll, und wohin uns deren Erfüllung führt. Wie soll man nach diesen Geboten sein Verhalten gegenüber dem Eigenthumsrecht, der Regierung, den internationalen Verträgen regeln?

Glauben Sie nicht, daß bei Christus etwas unklar ist. Alles ist da klar, wie der Tag. Das Verhältniß zur weltlichen Macht ist in der Erzählung vom Denar angedeutet. Das Geld, das Eigenthum hat mit der christlichen Lehre nichts gemein. Es kommt von der weltlichen Macht, — der weltlichen Macht soll man es auch zurückgeben. Deine Seele aber ist frei, von Gott der Wahrheit gegeben, deshalb sollst du auch deine Werke, die Freiheit der Vernunft niemandem außer Gott abgeben. Tödten kann man dich; aber dich zwingen, andere zu tödten, kann Niemand.

Was das Eigenthum anbetrifft, so giebt es in der Evangelienlehre kein Eigenthumsrecht. Bei einem Menschen, der bereit ist, den Rock hinzugeben, wo man ihm das Hemd nehmen will, kann keine Rede von Eigenthumsrecht sein.

Die Frage der internationalen Beziehungen kann auch keine Schwierigkeiten machen. Alle Menschen sind Brüder und gleichgestellt. Und wenn Zulukaffern kommen, um meine Kinder zu braten, so ist das einzige, was ich thun kann, dem Zulukaffer verständlich zu machen, daß sein Thun unsinnig ist, aber gegen den Zulukaffer zu kämpfen, wäre unsinnig. Denn entweder bezwingt er mich und tödtet noch mehr meiner Kinder, oder ich bezwinge ihn, meine Kinder aber können morgen krank werden und unter noch schlimmeren Qualen sterben. Einen anderen Ausgang giebt es hier nicht, denn wenn ich mich füge, thue ich gewiß etwas besseres, wenn ich mich aber widersetze, so muß ich zweifeln, ob das besser ist.

Und nun noch zwei Einwände, die Sie mir machen werden. Erstens: wenn man sich so fügt, wie ich sage, und dem Zulukaffer und dem Polizisten und dem bösen Menschen alles abgiebt, was er nehmen will, wenn man von den Gerichten nichts wissen will, die Schulen und Universitäten nicht besucht und sein Eigenthumsrecht nicht anerkennt, dann sinkt man auf die unterste gesellschaftliche Stufe, man wird zermalmt, zertreten, man wird zu einem Bettler, und das Licht, welches in einem ist, geht elend zu Grunde und niemand sieht es: ist es deshalb nicht besser, sich auf einer gewissen höheren gesellschaftlichen Stufe zu erhalten, welche die Unabhängigkeit sichert und die Möglichkeit verschafft, mit einer möglichst großen Menge Menschen in Berührung zu sein? In der That, so scheint es, — aber es scheint nur so. Und es scheint uns deshalb so, weil uns unsere Lebensgewohnheiten, die Bildung und alle die scheinbaren Genüsse, welche sie uns verschafft, lieb und theuer geworden sind. Unrichtig ist es, denn der Mensch steht immer in Verbindung mit anderen Menschen und kann ihnen Gutes erweisen, er möge auf einer Gesellschaftsstufe stehen, auf welcher er wolle. Und ob die Universitätsprofessoren oder die armen Leute aus den Herbergen für die Ausführung der christlichen Lehre wichtiger sind, das ist eine Frage, die niemand beantworten kann. Zu Gunsten der Bettler spricht mein persönliches Gefühl und Christi Beispiel. Nur Bettler können für das Gute thätig sein, d. h. ein vernünftiges Leben lehren. Ich kann noch so schön predigen und dabei aufrichtig sein, und doch wird mir niemand glauben, so lange er sieht, daß ich in einem Palast wohne und mit meiner Familie an einem Tage so viel verbrauche daß es für eine arme Familie für ein ganzes Jahr ausreichen würde. Was aber unsere sogenannte Bildung anbetrifft, so wäre es endlich Zeit aufzuhören, von ihr als von etwas Gutem zu reden. Von hundert Menschen verdirbt sie gewiß 99 und besser machen kann sie gewiß keinen. Sie haben ohne Zweifel von Ssjutajew gehört. Da haben Sie einen Bauern, der nicht lesen und schreiben kann, dessen Einfluß auf unsere Intelligenz aber größer und wichtiger war, als der aller Gelehrten und Schriftsteller, aller Puschkins und Bjelinskis zu-

sammen genommen. Also — verlieren können wir auf keinen Fall etwas. Und wer sein Haus, seinen Vater und Mutter, seinen Bruder und Kinder und Frau im Stiche läßt, der wird hier in dieser Welt hundert mal mehr Häuser und Väter finden und noch das ewige Leben. Viele, die die ersten sind, werden die letzten sein.

Und jetzt noch die zweite Frage, welche sich von selbst aufdrängt: und wie steht es mit Ihnen, Lew Nikolajewitsch, das Predigen scheinen Sie gut zu verstehen, wo bleibt aber das Erfüllen der Lehre?

Diese Frage ist sehr gerecht und wird immer gethan und schließt mir immer den Mund. „Sie predigen, und wie leben Sie?“ Und ich antworte, daß ich nicht predige, wie gern ich es auch thun möchte, weil man nur durch Werke wirksam predigen kann, und meine Werke sind nicht darnach angethan. Was ich sage, ist auch keine Predigt, sondern nur eine Richtigstellung der lügenhaften Darstellung der christlichen Lehre. Ihre Bedeutung besteht nicht darin, daß man mit Gewalt die Gesellschaft umgestatten solle, sondern darin, daß man in dem Leben in dieser Welt einen vernünftigen Sinn finden solle. Aber, kann man mir einwenden, wenn es kein vernünftiges Leben giebt ohne die Erfüllung der Gebote, und dieses vernünftige Leben Ihnen lieb ist, warum erfüllen Sie nicht die Gebote? Ich muß antworten, daß ich schuldig und schlecht und verachtenswerth bin, weil ich die Lehre nicht erfülle, aber ich will doch, — nicht um mich zu rechtfertigen, sondern um meinen Lebenswandel zu erklären, — hinzufügen: betrachtet mein früheres und mein jetziges Leben, und ihr müßt zugeben, daß ich versucht habe, das Gebot zu erfüllen. Ich habe es nicht im zehntausendsten Theil erfüllt, und das ist meine Schuld, aber ich habe es nicht deshalb nicht erfüllt, weil es mir an gutem Willen fehlte, sondern deshalb, weil ich es nicht verstand. Lehret mich, wie ich mich aus dem Netz der Versuchungen befreien soll, helft mir, und ich will Christi Gebote erfüllen, aber auch ohne Hilfe will ich und hoffe ich, sie zu erfüllen. Beschuldigt mich, — ich thue es selbst, — aber beschuldigt nicht den Weg, auf dem ich gehe und den ich jedem zeige, der mich fragt, welches nach meiner Meinung der richtige sei. Wenn ich den Weg, der nach Hause führt, kenne und betrunken auf ihm gehe, von einer Seite nach der andern taumelnd, so ist doch deshalb der Weg nicht falsch, auf dem ich gehe. Ist er falsch, — so zeigt mir einen andern, komme ich von ihm ab und verirre ich mich, so helft mir, führt mich auf dem richtigen Wege weiter, wie auch ich bereit bin, euch zu helfen, führt mich nicht irre und freut euch dann nicht, daß ich nicht weiter komme, und schreit nicht mit Entrüstung: Da ist er! Er sagt, daß er nach Hause geht, und da steckt er im Dreck! Ja, freut euch nicht deshalb, sondern helft mir, stützet mich!

Ihr seid doch nicht Teufel, die im Dreck sitzen, sondern auch Menschen, die nach Hause gehen. Ich bin hülflos und will doch nicht in den Dreck gerathen. Helft mir, mein Herz zerreißt vor Verzweiflung, daß wir alle zusammen irregegangen sind, aber während ich mich bei jedem Schritte anstrenge, auf dem richtigen Wege zu bleiben, spottet ihr über mich bei jeder Verirrung und ruft entrüstet aus: „Da seht, nun steckt er mit uns zusammen im Dreck!“ — anstatt mich und euch selbst zu beklagen und mir zu helfen.

So verhalte ich mich gegenüber der Lehre und ihrer Erfüllung. Mit allen Kräften strebe ich die Erfüllung an, und bei jeder Verirrung bitte ich um Hilfe, um im Stande zu sein, die Lehre zu erfüllen und begegne mit Freuden jedem, der ebenso, wie ich den richtigen Weg sucht, und folge ihm.

Schreiben Sie an mich. Ich bin unseres Briefwechsels froh und sehe erwartungsvoll Ihrer Antwort entgegen.

Zur Frauenfrage.

Die Epigonen des Marxismus.

Der Aufsatz des Herrn Paul Ernst, über die Frauenfrage, ist ein Dokument, das man sich aufheben muß. Nicht leicht ein anderes kann die Anklage gegen den Socialismus wirksamer beweisen, die Anklage auf Verfall und Selbstzersetzung. Das Urtheil wird jetzt freilich noch besteinigt werden; aber seiner beharrlichen Wahrheit kann das nichts anhaben.

Ich spreche natürlich blos von dem wissenschaftlichen, nicht von dem politischen Socialismus. Das Schicksal des praktischen Socialismus hat mit dem Unglücke des theoretischen nichts zu schaffen. Sie sind unabhängig neben einander: die Löhne der Arbeiter können immer noch steigen, wenn auch die Werthe der Marxisten sinken.

Aber dieser Marxismus beißt sich heute in den Schwanz und wird bald von hinten, wenn er noch lange weiter knuspert, am Ende sich selber aufgefressen haben, mit Stumpf und Stiel. Er ist aus einer kritischen Methode zur Ordnung der Erfahrung ein dogmatisches Axiom als Ersatz der Erfahrung geworden. Und seit er sich so sein Instrument zum Princip konstruirt hat, ist er selber aus einem Princip der Moderne zum Instrument einer Clique verkommen. Es wiederfährt allen Schulen immer das gleiche, überall: an den Schülern gehen sie zuverlässig zu Grunde, und Herr Ernst und Herr Kautsky und überhaupt die ganze Epigonerei verhalten sich zu Marx, den sie einem verderben, wie Herr Schulze zu Bastiat, wie Herr Bouguerreau zu Prudhon, wie Herr Neßler zu Weber, genau ebenso.

Ich will das hier nur einmal signalisiren. Es ist mir garnicht bange, daß sich nicht bald auch gegen diese neue Sklaverei irgend ein freier Muth irgendwo fände, ihr den hohlen Kürbis abzuschlagen, den sie sich zur fürchterlichen Meduse zurecht geschnitzt hat. Der wird diesen Aufsatz von Ernst nicht versäumen dürfen, sein Richtbeil an ihn zu schärfen.

Herr Ernst ist nämlich offenbar ein ausgezeichneter, geprüfter und summa cum laude befundener Discipel, der alle Grade gründlich durchgemacht hat; er weiß jetzt alles und ist bibelfest für alle Zeiten. Wie man in ihn oben die lumpigste Zehn=Pfennig=Frage hinein wirft, gleich kommt unten unfehlbar ein langes Kapitel marxistischer Weisheit heraus; ein vortrefflicher und verläßlicher Mechanismus, der niemals versagt.

Er ist nicht Marxist, nein, sondern Marxistist — so muß man es nennen. Diese unterscheiden sich, indem die Marxisten nach dem Beispiele des Meisters, seinen aus der Geschichte erlauschten Schlüssel zum Aufschlusse der beharrlich gesammelten, durchsuchten und verglichenen Dokumente verwenden, während die Marxististen — alles andere weggestrichen, geächtet und verbannt — aus diesem wunderkräftigen Zauberschlüssel selber heraus eine neue Welt der ihnen jeweilig bequemen und ihren Absichten gehorsamen Dokumente construiren. Sie nähren sich von dem Besteck, mit dem die Marxisten die Nahrung nahmen.

Also z. B. die Frauenfrage. Ich erinnere mich im Augenblicke nicht, ob Marx darüber geschrieben. Aber ich sehe deutlich sein Verfahren, wie er sich anstellen müßte. Er hätte, von einem Segment des Lebens zum anderen, aus eifrigen Dokumenten, die jedem typische Frau, und aus ihrem Vergleichen das Typische an ihr gesucht, das Milieu konstatirt, aus welchem solcher Typus sich entwickeln konnte und entwickeln mußte, und durch seine materialistische Methode am Ende einmal mehr die zeugenden Ursachen in den ökonomischen Böden aufgedeckt, den ewigen Zusammenhang zwischen der materiellen Grundlage und dem geistigen Reflexe. So

hätte er aus der Großbürgerin und der Kleinbürgerin und der Arbeiterin heraus endlich jenes Weib erhascht, auf dem sie von der Oekonomie geformt sind.

Die Marxististen machen die Geschichte weit flinker. Sie holen lieber die Dokumente selber gleich aus der zum Dogma ausgerufenen Methode: die Frauenbewegung des Nordens ist von „Bürgern" getragen, alle „Bürger" sterben ab: „also" — nicht etwa: „deshalb" — „also" muß die nordische Frauenbewegung von selber absterben und geht uns garnichts an, quod erat demonstrandum. Womit man früher erklärte, daraus wird jetzt bewiesen.

So bringt man sich die Probleme dieser Frauenbewegung weg. Nur freilich, man bringt damit die Frau überhaupt weg. Wie man schon früher den Menschen weggebracht hat: das ist, am Ende, das unvermeidliche Resultat dieser ebenso billigen, als bequemen Schablone.

Bei Marx, wie bei Taine und Zola, ist der Mensch ein Stück Fleisch. Dieses Stück Fleisch hat seinen Ausdruck, den Geist. An diesem Geiste arbeiten die Wirkungen der Umwelt und formen und füllen ihn. Jeder einzelne, so, ist der natürliche Mensch, wie er sich aus dem Leibe seiner Ahnen ererbt hat, plus dem ökonomischen Menschen, wie er sich aus seinem jeweiligen Verhältnisse zur Natur gestaltet hat. Der ökonomische Mensch richtet sich den natürlichen Menschen jedesmal ein.

Bei dem Marxististen ist der natürliche Mensch auf einmal verschwunden und nur der ökonomische bleibt. Nur die Wirkungen der Umwelt personifiziren sich in fügsamen und geduldigen Puppen, in welchen, außer dem ökonomischen, sonst kein Leben ist. Ich finde das eigentlich reizend, daß das achtzehnte Jahrhunderte an dem Menschen den Bürger und Arbeiter vergaß, und das neunzehnte ist auf dem besten Wege, an dem Bürger und Arbeiter den Menschen zu vergessen: so herrlich hoch turnen die Akrobaten des naturwissenschaftlichen Denkens auf den Trapezen ihrer Dogmatik empor, daß sie vor lauter Materialismus am Ende die Materie des Leibes, ihren Beitrag zur Bildung des Geistes, nicht mehr sehen, und alle Menschen zu Symbolen ihrer Wirthschaft spiritualsiiren.

Wir sind damit, auf dem Umwege über so viel Natur und Geschichte am Ende glücklich wieder zur naiven Psychologie des vorigen Jahrhunderts zurückgekehrt. Adam Smith construirte sich aus den bürgerlichen Bedürfnissen einen „natürlichen Menschen", an welchem jede Spur der Klasse verschwand; diese Ideologen von heute construiren sich aus den proletarischen Bedürfnissen einen „Klassen-Menschen", an welchem jede Spur der Natur verschwindet. Das Verfahren ist das gleiche: in eine leere und todte Form werden, das eine Mal als „angeborene Triebe", das andere Mal als „Triebe des Milieu", alle Wahrnehmungen an der Seele gesetzt, welche man gerade nöthig hat und brauchen kann; den lebendigen Menschen erwürgen sie alle Beide.

Nehmen wir einmal irgend ein Weib her, um es auseinander zu legen, in alle Elemente. Da ist, an der Fläche zunächst, das Weib aus dem Milieu, die Wirkung aus den Bedingungen ihrer Klasse. Da ist dann, tiefer bereits, oft versteckt und vor sich selber verheimlicht, ein zweites Weib, aus der Vergangenheit, die Wirkung aus der Weise aller Ahnen. Da ist ganz unten am Ende, im letzten Grunde, als das eigentliche Ziel aller arbeitenden Kräfte, in welchem sie sich auszudrücken suchen, das Milieu und die Vergangenheit, wetteifernd alle Beide ein drittes Weib — dieses dritte Weib ist aus dem Fleische, die Wirkung aus der Besonderheit des Geschlechtes Und dieses dritte Weib ist erst „die Frau", die Frau an sich, welche bleibt in allen Wechseln der ungeduldigen, neuerungstollen Geschichte, und von ihr erst beginnt die Frauenfrage überhaupt, das schaurige und tödtliche Räthsel, welches die Gewalt löst.

Es ist das characteristische an der proletarischen Frauenbewegung in Deutschland, daß sie überhaupt gar nicht bis zur Frauenfrage kommt, zu dem an der Frau einsam

Besonderen, sondern sich um zufällige Tagesfragen bewegt, welche die heutige Oekonomie einigen Frauen anhängt. Sie ist eine Arbeiterbewegung, deren Arbeiter nur zufällig Arbeiterinnen sind. Aber das Gemeinsame aller Frauen, welches, der besondere Geist ihres besonderen Fleisches, unter der Arbeiterin, unter der Bürgerin, unter der Bäuerin, ihre eigentliche Natur ausmacht und durch die Gleichung der Frauen unter einander und mit dem Manne erst zu lautem Conflikt herausgetrieben würde, das verfehlt sie. Sie verfehlt es, indem sie, unfähig, sich über die historischen Kategorieen zu erheben, in der Klasse bornirt bleibt, und von dem Stande der Gegenwart aus, weil unter den ökonomischen Zwängen der Mann Unmann und die Frau Unweib werden kann, schnellfertig das Männliche und das Weibliche überhaupt aus der Wirklichkeit streicht. Wie garstig aber solche „falsche Abstraktion" ist, das weiß Herr Ernst sehr hübsch auseinander zu setzen.

Ich wünsche die Befreiung der Frau und ihre Gleichung mit dem Manne aus tausend Gründen. Ich wünsche sie aber auch aus theoretischer Neugier, weil erst, wenn wir ihr die Großbürgerin und die Kleinbürgerin und die Arbeiterin abgezogen haben werden, die Frau selber zum Vorschein kann, ihr natürliches Wesen. Ich möchte alle anderen Differenzen, welche die Geschichte gehäuft hat, zwischen Mann und Frau entfernen, um jene große und ewige endlich herauszukriegen, rein handgreiflich und durchschaulich, welche die Natur in ihren Körper gesetzt hat.

Von dieser eigentlichen Frau können wir heute nichts wissen, weil sie niemals die socialen Hüllen von sich wirft, und ihre natürlichen Triebe können wir heute nicht richten, weil sie immer mit socialen vermischt sind. Sie ist für uns das große X, schaurig hinter starrem Schleier. Wir können nur rathen und ahnen.

Jeder räth nach seiner Erfahrung und seinem Instinkte. Errathen wird's wohl keiner, vorderhand wenigstens. Aber wenn wir unsere Vermuthungen sammeln, austauschen und vergleichen, vielleicht nähert uns das dem Räthsel der Gesellschaft und sicher entfernt es uns vom Leide des Einsamen.

Ich will ganz kurz meine Empfindung sagen, wie ich es mir zurecht lege, und wie ich mir am Weibe das geschichtlich Gewordene vom natürlich Seienden scheide. Manchen Mann wird's verwundern, jede Frau wird's verdrießen. Und so was lasse ich mir nicht so leicht entgehen.

Ich denke mir das so. Ich scheide am Weibe das geschichtlich Gewordene vom natürlich Seienden: die Sklavennatur, aus ihrer Haltung in der bisherigen Geschichte, von ihrer Geschlechtsnatur, aus dem ihr eigenthümlichen Leibe. Jene erklärt mir vieles: sie erklärt das Betrügerische an der Frau, daß keine ein Wort hat, die Freude an verschmitzten Listen, die Wollust in der Lüge als ihrem heimathlichen Element, außer welchem sie sich unsicher und krank fühlt; sie erklärt ihre Demuth vor dem Brutalen und ihre Hingebung an das Rohe, das einzige Gesetz, welches sie anerkennt; sie erklärt ihre Beschränktheit im Persönlichen, aus welchem sie die scheue Angst der täglichen Gefahr niemals zum Allgemeinen herausläßt, und die Unfähigkeit, selbst im wüthigsten Taumel der durchstürmten Sinne auch nur einen einzigen Augenblick jemals den Egoismus zu verlassen. Aber diese, die jetzt anfängt, ihre Geschlechtsnatur kann ich mir nicht erklären.

Bis dahin nämlich, bis an diese Stelle, bis zum Zusammenstoß mit dem natürlichen Weibe und der weiblichen Natur geht alles vortrefflich. Es mag bisweilen schon ein Bischen ungemüthlich werden, aber ich kann darüber hinweg, weil ich es begreifen und mit der Vernunft begleiten kann. Aber hier beginnt das Schaurige, weil hier das Unbegreifliche beginnt, welches sich meiner Vernunft schlechtweg versagt.

Und hier, darum, beginnt für mich, an der eigentlichen Frau, die eigentliche Frauenfrage, die freilich jene weisen Gerne-Märxe überhaupt nicht einmal bemerken, das ewige Problem zwischen dem Mann und der Frau, welche sie nimmermehr

fassen können, das Fremde und das Andere am Weibe, in das Keiner hinein, über das Keiner hinaus kann, das Sphinxische, welches durch die Jahrhunderte foltert, das Grauenhafte, daß der Mann niemals auch nur eine einzige Frau begreift, sondern Jede, wie er ringe, wie er werbe, wie er flehe, immer nur als ein glattes, fischiges Ungeheuer empfindet, das ihm entschlüpft, während die kalten Nerven schaudern. Armand Silvestre hat das einmal glücklich geformelt: „Ich habe mir nie vorstellen können, daß die Frau wirklich blos das Weibchen vom Manne sein sollte". Wir fühlen sie als eine verschlossene Welt, von der wir nichts wissen können, in die wir nicht dringen können, die unsere Organe uns versagen.

So empfinde ich die Natur des Weibes, welche unter dem Wechsel ihrer sozialen Erscheinungen verharrt, als ein mit der männlichen nimmermehr Aussöhnliches und Vergleichbares, mit welchem außer dem Kampfe kein anderes Verhältniß jemals gedacht werden kann; und dieses, welches jeder erfährt, jedesmal, wenn er an das Weib geräth, sehe ich als das eigentliche Problem zwischen Mann und Frau, daß ihre Körper von einander nicht lassen und ihre Seelen mit einander sich nicht verbinden können, und daß die Spaltung der Geschlechter, welche die Liebe täglich erneut, täglich auch den Haß erneuen muß.

Es ist aber nicht als Theorie, sondern es ist blos als Instinkt, daß ich das behaupte.

Hermann Bahr.

Warnung.

Von Paris wird ganz traurig und kläglich geschrieben, alle Versicherungen des Sieges zerknittert, daß es wieder einmal nichts sei, gegen alle Erwartungen, gar nichts. Und den verfrühten Sommer-Tüll der naturalistischen Hoffnungen sollten wir nur rasch wieder einpacken; wir könnten uns sonst höchstens noch allen Muth erfrieren. Und wir waren so stolz und hatten uns schon so gefreut!

Es handelt sich nämlich um die Première von „Une famille" Henri Lavedan's, am letzten Sonnabend in der Comédie-Française.

Wir erwarteten einen Sieg und eine Niederlage ist's geworden. Freilich, ein Fall auf Rosen und den willigen Lorbeer der Freunde, weich und ohne Gefahr, als daß einem eine Weile der Kopf brummt. Aber endlich ein Fall, trotz alledem, ein richtiger Durchfall mit allem Zubehör, mit dem nachklugen Rathe der Genossen, mit dem tröstlichen Wohlwollen der Feinde.

Es hat seinen guten Grund, daß wir Sieg erwarten mußten. Und es hat seinen guten Grund, daß es Niederlage werden mußte. Und wenn wir diese guten Gründe vergleichen und erwägen, das kann eine gedeihliche und heilsame Warnung geben für die Zukunft, da doch einmal die Schläge in allem Menschlichen immer die wirksamsten Lehren sind.

Es giebt heute nicht viele, die sich mit dem Talente Henri Lavedan's zu messen vermögen, in Frankreich nicht und draußen schon gar nicht. Er ist einer für sich, anders als die anderen, eine Natur; er ist 1890, in seinem Blute rollen die Begierden der Zeit; und er ist Künstler, er vermag seinen Ausdruck — was er zu sagen hat, das weiß er auch zu sagen. Er hat einen betastenden, auskleidenden, aufwühlenden Blick, polizistisch bis in die Eingeweide des Lebens, daß er die Menschen sieht, wie die Maler die Frauen sehen: durch Kleid und Mieder hindurch gleich immer den Akt. Er gewinnt durch ihn aus kleinen Erscheinungen große Wirkungen auf seine Seele, indem seine raschen, empfindsamen und intuitiven Nerven einem einzigen Worte, einer einzigen Geberde, jedem jähen und reuig wieder vergänglichen Zuge gleich die Sensation der ganzen Charactere entnehmen. Er setzt diese aufgenommenen Gestaltungen, aus seinen eigenen Energieen gerüstet und bewaffnet, mit solcher Triebkraft endlich in das Wirkliche zurück, daß sie genau die nämlichen Sensationen mit genau der nämlichen Intensität in den anderen erzwingen. Er

giebt diese heftigen Stöße, welche er vom Leben empfängt, dem Leben nachher in gleicher Münze und mit Zinsen wieder zurück: er ist nur, von hallender Resonanz, das Instrument, auf welchem die Wirklichkeit für die anderen spielt.

So ist der Lavedan der „Inconsolables", der „Haute", der „Nocturnes". Diesem Lavedan vertrauten wir und hatten wohl Ursache. Dieser brauchte blos so auf die Bühne zu klettern, so wie er ist, und seiner indulgence amère, die aus ihm das Leben singt, war kein hämischer Widerspruch gewachsen.

Aber wenn wir ihm vertrauten, er selber vertraute sich nicht. Er hatte nicht den Muth seiner selbst. Er flüchtete sich in Verkleidung und Maske und vermummte sich in alte Convention, daß der Erfolg ihn nicht erkennen konnte und vorüber ging.

Ich glaube, der gute Lavedan hat bloß zu viel Sarcey gelesen, nichts anderes ist daran schuld. Das kann der zehnte nicht vertragen, wenn ihm so von Kindesbeinen alle Sonntag auf der nämlichen kritischen Posaune, mit den nämlichen Refrains, immer die nämliche Bonzen-Aesthetik eingeblasen wird, zwölf Spalten unerbittlich jede Woche und am Ende des Jahres erst noch einmal wieder vom Anfang an in weihnachtsbücherliche Dickwänste gebunden — das hat denn zuletzt natürlich ganze Generationen hypnotisirt. Es müßte einer ja Nerven wie ein Nilpferd haben

Er hat zu viel Sarcey gelesen, bis ihm am Ende die Ohren summten vom sens du théâtre und die Augen flirrten vom homme du théâtre und die Nerven taumelten von jeux de théâtre und das Gehirn schwindelte von scènes à faire und das ganze Blut völlig vergiftet war von diesem gravitätisch lächerlichen Wahn, daß auf der Bühne alles vom procédé abhängt, von den Ränken und Kniffen eines betrügerischen Verfahrens.

Darauf, nämlich, läuft die ganze Weisheit Sarcey am Ende hinaus, man kann es nicht anders nennen. Sie ist vom Naturalismus ebenso weit weg wie von der Romantik und vom Classicismus; von allem wirklichen Theater überhaupt. Sie hat mit keiner Kunst etwas zu schaffen, welche den Ausdruck einer Seele sucht, sondern sie lehrt blos die Künste, wie man den Eindruck auf die Nerven findet. Sie will blos „amüsiren", indem sie dem Publikum was „vormacht", sodaß es sich trotz der Mühsal des Verdauens dennoch am Ende herbeiläßt, zu suivre d'un bout à l'autre avec curiosité. Das ist das Ideal, ein wahres Taschenspieler-Ideal. Es kommt nicht darauf an, irgend etwas auszudrücken und darzustellen. Weder ein Stück Leben noch ein Stück Geist wird verlangt. Nichts, im Gegentheil, ist das Höchste, eine Phantasie, keine Idee, keine Wahrheit: faire avec rien, mais bien conduire, adroitement couper et ingénieusement arranger — man weiß wirklich, wenn man eine Zeit lang Sarcey lernt, wirklich am Ende nicht, ob es nicht etwa vielmehr ein Handbuch der Damenschneiderei ist, an das man aus Versehen gerathen. Handwerk ist der ganze Witz, Geschicklichkeit und Geschwindigkeit der Finger, und es ist, mit fünf, höchstens sechs Trucs im Ganzen, ohne Abwechslung immer dasselbe.

Ich begreife ja den Erfolg dieser Lehre ganz gut, ich begreife den Zulauf der Schüler und die große Andacht. Es muß Viele verlocken, aus nichts etwas hervorzubringen: man riskiert nichts und kann manches gewinnen. Die Habenichtse, natürlich, lassen sich das nicht zwei Mal sagen und sind zu entschuldigen: anders können sie es zu nichts bringen. Aber blos die reichen Leute begreife ich nicht, die es gar nicht einmal nöthig hätten, warum sie in ihr Gold falsche Münze mischen. Von diesen ist es nicht schön, die Bauernfängerei mitzumachen.

Dahin nämlich ist es allmählig gekommen. Die Formeln, hinter welchen sich versteckte, wer nichts zu sagen hatte, sind zu Regeln ausgerufen worden, außer welchen überhaupt nichts gesagt werden darf noch kann, und die Ausflucht der ohne sie talentlosen Verlegenheit gilt jetzt als Gesetz der durch sie verlegenen Talente. Womit sich die Litteraten weiter fretteten, durch eben das gerade ist die Litteratur jetzt am ärgsten bedroht.

Man glaubt — und Mächtige glauben es — daß es ohne Compromiß nicht geht und daß die neuen Originale nicht geschaffen werden können als nur in der alten Schablone. Man glaubt, des hergebrachten procédé noch nicht entrathen zu können. Man glaubt an die Wunder der „Concessionen".

Das war ganz richtig, für Frankreich, noch vor zwei, drei Jahren, und anders wäre der Naturalismus niemals so rasch gediehen. Es ist ganz richtig für jedes naturalistisch ungebildete Publikum, dem man erst den Gaumen kitzeln muß, durch Zurichtung der Moderne. Es ist ganz richtig — Sudermann beweist es — heute noch für Berlin.

Aber es ist heute schon falsch für Paris, wie es morgen falsch sein wird auch für Berlin. Der Naturalismus, wie er nur einmal dem Geschmacke in die Adern gelassen, ist ein rasches Gift und alles Alte vertilgt und entmerzt er jäh. Vor fünf Jahren noch konnte naturalistischer Gehalt die behutsamste alte Convention gefährden, heute gefährdet conventionelle Form bereits den verwegensten Naturalismus — das Tempo der Kultur ist elektrisch geworden.

Armer Lavedan! Und er hatte es so gut gemeint. Er war nur allzu gescheit und dachte zu sehr an die Rücksicht.

Wie, wenn er sich auf die Strümpfe machte und rasch zu uns käme, rasch nach Berlin? Wir könnten ihn hier gerade noch brauchen. Wir sind hier noch nicht so weit, wir können die opportunistische Vorsicht hier noch nicht entbehren — sonst machen wir unsere behaglichen Biedermeier ganz kopfscheu und toll, und wenn erst die Landauer durchgehen, dann wird es gefährlich.

Aber rasch müßte er kommen und müßte sich sputen. Sonst könnte es ihm passiren, daß es auch hier schon wieder zu spät wäre. Denn wenn wir gleich etwas langsamer marschiren als auf der anderen Seite des Rheins, es geht doch auch vorwärts und zum Ziele.

Karl Linz.

Das Barnay-Theater.

Das von Herrn Ludwig Barnay begründete und geleitete Berliner Theater hat in den letzten Wochen drei größere Aufführungen in Scene gesetzt: Schiller's „Räuber", Dumas' „Kean" und das Barnay-Jubiläum.

1885 waren es 25 Jahre, daß Herr Barnay Schauspieler wurde. Da er damals grade seinen Austritt aus dem Deutschen Theater, an das ihn contractliche Versprechungen banden, erzwungen hatte, schien es nicht angezeigt, den Ehrentag zu feiern; aber das Gefühl eines verpaßten Jubiläums verließ den Darsteller seit jener Zeit nicht mehr. Dergleichen sitzt im Fleisch, lastend, wie eine alte Kugel; und so war die subjective Nothwendigkeit gegeben, das 1885 Verabsäumte, je eher je lieber, nachzuholen. Auf den fünfzigjährigen Gedenktag zu warten, erschien unsicher; es wurde der dreißigjährige gewählt. Ein ungewöhnlicher Tag vielleicht: aber kann man schließlich nicht zu jeder Zeit gedenken? Wenn es einen dreißigjährigen Krieg giebt — weshalb soll es kein dreißigjähriges Jubiläum geben? Begeisterung, weiß man, ist keine Heringswaare, die man einpökelt auf viele Jahre; frische Fische jedoch sind gute Fische, selbst bei Schauspieler-Jubiläen. So verlief denn alles auf's Schönste; kein Unfall störte das Programm; und seine drei Etappen: Festakt am Morgen, Festvorstellung und Festbankett am Abend, zeigten in vollem Glanze den Regisseur und den virtuosen Redner Barnay. „Ich habe kein Talent zur Feierlichkeit", hat Theodor Fontane gesagt: Herr Barnay, im Gegentheil, hat ein ganz ungewöhnliches Talent zur Feierlichkeit und zum Gefeiertwerden, und den zum Himmel dampfenden Hekatomben wohlarrangirter Huldigungen hielt er Stand mit eherner Stirn.

Während so die Worte Genialität und Meister im Marktpreise fielen, und eine im Hause Barnay gefertigte Festbrochüre, zu allem Ueberfluß, die Welt belehrte, was der Herr des Berliner Theaters der deutschen Kunst zu gelten habe, war es schwer, eine Satire nicht zu schreiben; die Berliner Presse jedoch hat dieses Schwerste spielend vollbracht, und mit ernsthafter Miene berichtet von Festakt, Festvorstellung, Festbankett. Sie hat auch berichtet, welches Gelöbniß, — ich weiß nicht, war es beim Festakt, bei der Festvorstellung, oder beim Festbankett? — Herr Barnay abgelegt: seine Bühne immer mehr zu einer Volksbühne im edelsten Sinne zu

machen, zu einem Hort des Schönen, Wahren und Guten. Unmittelbar nach diesem Gelöbniß hat der Festredner den „Kean" aufgeführt, eines der crassesten Effektstücke des Vater Dumas; er selbst, nach so viel Huldigungen noch nicht müde der Selbstverherrlichung, spielte mit innerm Behagen den genialischen Helden, den gefeierten, glänzenden Comödianten Kean.

Dem Ideal einer Volksbühne war Herr Barnay damit freilich nicht näher gerückt; vielmehr hatte er sein Theater, das litterarischer Haltung ohnedies entbehrte, noch um einige Grade herabgedrückt. Mit der Vorstellung der „Räuber", die am Pfingst-Sonnabend folgte, ist es ihm nicht besser ergangen; sie hat von Neuem gezeigt, daß es dem Leiter des Berliner Theaters zwar nicht am Geschick im Insceniren fehlt, wohl aber an Maß und Geschmack. Sein Verstand ist ein Bühnenverstand, der über die pappenen Wände nicht hinaus blickt; alle seine Anordnungen sind theatralisch, und von dem modernen Streben nach discreter Wahrheit weiß kein Berliner Theater weniger, als das „Berliner Theater". Nur im Grellen, Bunten, Lärmenden werden Effecte gesucht und gefunden: elektrisches Licht, schreiende Farben, überladene Costüme und Massengetümmel — „das ist deine Welt, das heißt eine Welt".

Ich sage nichts von den einzelnen Künstlern des Berliner Theaters, hervorragenden und tüchtigen Künstlern zum Theil, denen sich soeben in Herrn Mitterwurzer eine zwar oft versagende und launische, aber doch eine echte, geistreiche Begabung zugesellt. Wovon ich hier rede, das ist das Ganze des Berliner Theaters, der Geist, der es beherrscht: ein mesquiner, geschmackloser Geist, der Wirkungen, nur Wirkungen sucht, und vor keiner Uebertreibung, keiner Entstellung dichterischer Intentionen zurückschreckt, wenn sie ihm nur Effect verheißt. Die Scene des Paters in den „Räubern" war ein Beispiel dafür: die Carricatur, die Herr Jelenko auf die Beine stellte, hatte mit einem Menschen überhaupt keinerlei Aehnlichkeit mehr; und fader kann nichts sein, als die Scherze, die die Räuber, in einem so wenig scherzhaften Augenblick, mit dem Abgesandten treiben: sie kitzeln ihn mit den Gewehren beständig unter die Nase, sie nehmen ihm heimlich seine Parlamentär-Flagge und spielen Fangball damit — und während all dieser Narretheien hält Moor seine große Rede von den Ministern und Finanzräthen, von den Pfaffen und Pharisäern. Man kann den bitterernsten Sinn der Dichtung, ihr streitbares Pathos gegen Staat und Gesellschaft nicht trostloser verfälschen als mit solchen Harlekins-Einfällen.

Ueberall in der Aufführung, nicht ganz so craß wie hier, aber vernehmlich immer, spürt man das Walten der Regie: einer irre geleiteten, mit virtuosen Kniffen arbeitenden Regie. „Bilder" zu erzielen um jeden Preis ist das Ziel: was Wunder, wenn es Jahrmarktsbilder werden? Da werden Treppen aufgebaut ohne Unterlaß, ob es nun paßt oder nicht paßt; auf erhöhtem Erker schläft der alte Moor, Kosinsky muß auf einem Hügel stehen, wenn er seine Geschichte erzählt, Karl und der Pater desgleichen; ja selbst zum Hungerthurm führen Stufen hinauf (nicht hinab, wie der gewöhnliche Verstand glauben könnte) und der Vater Moor ist also offenbar im Hochparterre einlogirt. Wo solche Treppenwitze noch nicht wirksam genug scheinen, tritt das elektrische Licht hinzu: immer steht Mondschein im Kalender des Berliner Theaters, und während der „ohngefähr zwei Jahr", die das Stück spielt, hört das Gefunkel und Geflimmere nicht auf: „was soll der Mond denn anders thun, als scheinen?" Und so scheint er denn, ausgiebig uud geduldig, über Gerechte und Ungerechte, und wirft sein grelles Licht auf den rothen Rock des rothhaarigen Spiegelberg (kann man einen Spitzbuben feiner charakterisiren?) und auf die elegante Hauptmannstoilette des Karl, auf den pelzbesetzten Straßenhut mit kokett wehender Feder und die schöne bunte Schärpe, die so natürlich sind für den Mann des freien Räuberlebens.

So schafft die Regiekunst des Herrn Barnay, eifrig und geschmacklos, und ruhet nimmer; und selbst wo die Dichtung die Möglichkeit zu „Bildern" auch nicht von ferne bietet, geräth sie nicht in Verlegenheit: sie hilft Schiller freundlichst nach, mit eigener Erfindung. Wenn z. B. der Dichter sich damit begnügt, Franz vor dem sterbenden Vater zu zeigen, wie er frohlockend sich Herr fühlt, so genügt das dem Regisseur des Berliner Theaters unbedingt nicht: er dichtet einen Aktschluß hinzu, indem er die Dienerschaft hereinstürzen läßt, Männlein und Weiblein und einen Schloßpfaffen, die den Todten beklagen; und statt daß Franz, seinen Monolog

beendend, ruhig „abgeht" nach des Dichters Vorschrift, senkt sich nun wieder der Vorhang über dem obligatorischen, schönen Bilde, und dem Hervorruf des tüchtigen Regisseurs steht nichts mehr entgegen.

Scene für Scene ließe sich so der Nachweis führen, wie eine unruhige, effecthaschende Schauspielerphantasie den klaren Sinn der Dichtung entstellt und verfälscht; und das Endresultat dieser Betrachtung kann darum kein anderes sein, als die erneute Einsicht: daß an keiner Bühne der Hauptstadt gröber und greller in Scene gesetzt wird, als am Barnay-Theater. Ich theile nicht die pessimistische Meinung Edmonds de Goncourt über den bevorstehenden Untergang des Theaters als Kunststätte; aber im Berliner Theater, vor so viel Grellem und Schaubudenmäßigem, muß ich freilich seiner Prohhezeiung gedenken: „In fünfzig Jahren spätestens wird die Bühne zu einer groben Belustigung geworden sein; sie wird ihren Platz einnehmen zwischen der Vorführung gelehrter Hunde und der Ausstellung von sprechenden Puppen." Es scheint hart, nach so viel Lobeshymnen, dies Wort hier anzuziehen; aber der Gegensatz zwischen den modernen Forderungen, welche diese Blätter erheben müssen auch für die Darstellungskunst, und jenem theatralischen Getriebe ist unüberbrückbar, und entfernter ist Niemand von den Idealen eines neuen Schauspielstils, als Herr Barnay, der Erfinder des dreißigjährigen Jubiläums.

Otto Brahm.

Suggestionen.

Es hagelt wieder einmal Keuschheit in Deutschland und große, schwere Schlossen, knüppeldick, von fetten und fünfundzwanzigkinderlichen Pastoren prasseln auf unsere arme neue Kunst, daß sie ganz geknickt davon ist. Ich habe wahrhaftig Angst für ihre lieben Waden

In Halle hat's angefangen, hurtig machten's die Breslauer nach, nun fehlen nur noch die Kottbuser. Das ganze nennt man dann den Wonnemonat und wundert sich, wenn kein Lyriker mehr aufgetrieben werden kann, den Mai zu besingen. Es ist das aber immer so gewesen: wo die Keuschheit anfängt, hört die Lyrik auf, und wo ein Lyriker was anfängt, da hört wieder die Keuschheit gewöhnlich bald auf.

In Halle kam nämlich — so etwas kann auch wirklich nur in Halle passiren,

„wo's so viele Jungfern giebt
als Haifisch' in der Saale" —

in diesem selbigen Halle kam nämlich die „westdeutsche" Sittlichkeit mit der „ostdeutschen" Sittlichkeit zusammen, und diese vereinigten Sittlichkeitspartikularismen fertigten am Ende über die „unsittlichen Bücher" eine „Denkschrift" an, sei es daß ihrer überhaupt zu wenig „geschrieben" werden oder bloß an sie noch nicht genug „gedacht" wird. Die ostdeutsche Tugend, welche Herr Pastor Philipps vertrat — nun möchte ich erst einmal die westdeutsche hören, wo sie doch immer noch schärfer in's Zeug gehen, weil sie den Wein näher haben — dieser ostdeutsche Tugendphilipp, der sich aber als der reine Tugendaugust entpuppte, beantragte, unter dem Titel „Moderne realistische Litteratur im Lichte der Ethik und Aesthetik" Hefte herauszugeben, um „in sittlicher Beziehung besonders anstößige Stellen wörtlich zum Abdruck zu bringen." Der Mann hätte Verleger werden müssen.

Aber diese Idee hat, außer ihrer geschäftlichen Fruchtbarkeit, noch eine verborgene geschichtsphilosophische Bedeutung: sie stellt die Jesuiten auf den Kopf. Die Jesuiten schnitten den Büchern die anstößigen Stellen weg, die etwa darin waren; die Pastoren schneiden den anstößigen Stellen die überflüssigen Bücher weg, die etwa noch d'rum herum sind, was einem viele Mühe ersparen kann. Ich werde mich ganz sicher abonniren.

Für den deutschen Naturalismus ist das ein harter Schlag: das Publikum, welches die Pastoren beherrschen, wird ihm dadurch unwiderbringlich entrungen; es kann fortan, was es in

der Litteratur sucht, direkt von den Pastoren beziehen, ohne Zwischenhändler, gereinigt und von allem störenden, verwirrenden und ablenkenden Beiwerk befreit.

Dann, nachdem sie noch ein wenig für die „Allgemeine Konservative Monatsschrift" Reklame gemacht, was ich mir in diesem Zusammenhange nicht so ruhig gefallen ließe, kamen sie auf das Theater, wo sie sich gleich völlig zu Hause fühlten, und „machten Front" gegen die „schreienden Frivolitäten" — was braucht eine Frivolität auch erst noch zu schreien? Es kann das aber nur auf die neuen Wiener Operetten gehen, welche ein bischen wagnerisch instrumentirt sind: Denn die „schöne Helena" z. B. schreit gar nicht, was bei ihrer Situation auch durchaus unstatthaft wäre; sondern umgekehrt gerade wo gelispelt wird, da ist's am bedenklichsten; jeder Gatte wird das bestätigen.

Ferner waren sie noch für die „Verstaatlichung der Theater", welche der Zustimmung aller Mimen sicher ist, weil sie dann jeden Kritiker auf „Beamtenbeleidigung" verklagten, und endlich für die „Erneuerung des Volksgeistes im christlichen Sinne", wirklich das gescheiteste, was sie thun könnten — nur würde ich lieber „Veralterung" vorschlagen, Mißverständnisse zu vermeiden.

Dümmer waren sie in Breslau auch nicht, aber sie gaben sich Mühe. Sie zeigten „Die Macht der Finsterniß" beim Präsidenten an und baten die Polizei, daß doch das Theater „eine Stätte der Bildung, Veredelung und erfrischenden Erheiterung" werden möchte. Könnten sie denn ihre Erfrischungen gar nicht wo anders her beziehen? Und Erheiterung — Du, mein Gott! Sie brauchten sich ja bloß ihre Proteste vorzulesen.

Wenn nun erst die Kottbuser an die Reihe kommen!

* * *

Die Pastoren begreife ich ja; Die werden am Ende dafür bezahlt. Aber es giebt Leute, die sind gar nicht dazu berufen und haben nicht einmal was davon und denken doch mit den Hühneraugen.

Sind Sie einmal in der Provençe gewesen, wo die küssigsten Mädchen und die süffigsten Weine winken? Herr Maximilian Harden auch nicht. Aber von Zola und Daudet weiß er hübsch zu erzählen, „die der provençalische Mistral versengt hat."

Nun ist das mit dem „Versengen" so eine Sache. Wenn der Mistral vom rauhen Nord herab über das holprige Pflaster pfeift, wo Petrarca nach Laura und die Päpste nach dem Tiber seufzten, da wird Ihnen ganz anders um die Ohren und es winkt sich nichts mehr, nicht mit dem küssigsten Mädchen und nicht mit dem süffigsten Weine, und wenn Sie sich nicht rasch bis an die Brauen in den zottigen Mantel vermummen, dann haben Sie in einer Stunde die schönste Nase abgefroren. Das möchte ich nun doch lieber nicht „versengen" nennen.

Wie kann man nur so ein schlechtes Conversations-Lexicon haben?

* * *

Da lobe ich mir die „Lustigen Blätter." Das Bild müssen Sie sich ansehen, in welchem sie „Von Gottes Gnaden" zu künstlerischem Ausdrucke gebracht haben, nach der letzten Vorstellung der „Freien Bühne", wie sie darüber denken: es stellt den Platz vor dem Theater dar und viele, viele, unglaublich viele Schweine kommen gelaufen und es ist vortrefflich gezeichnet. Es ist wohl auch ein klein wenig Selbstreklame dabei: denn jedermann weiß es, daß wir es der mäcenatischen Gunst der „Lustigen Blätter" zum besten Theile verdanken, wenn in so kurzer Frist die „Freie Bühne" bereits so merkwürdig, so unglaublich viel Schwein gehabt hat.

* * *

Aber die gescheitesten bleiben schon immer die Wiener, da kommt niemand mit. „Admirable matière à mettre en vers latin", wie die Franzosen sagen. Da haben sie einen Volkstheaterverein gegründet, um der Kunst aus- oder abzuhelfen, mit der es ihnen aber schon gar nicht mehr zusammengeht. Der hat neulich seine Generalversammlung abgehalten. Da ist über alle möglichen Dinge geredet worden — der reine Volksbildungsverein — und Herr Foregger hat am Ende beantragt, „dem Ausschusse die besondere Anerkennung auszusprechen, daß er nicht nur das Präliminare nicht überschritten, sondern, gewiß ein seltener Fall, sogar einen Ueberschuß aufzuweisen hat — ein Beweis, daß die Interessen des Vereins sich in richtigen Händen be-

finden.“ Nun wissen wir doch wenigstens, was für eine Kunst sie da unten eigentlich meinen und um welche „Interessen“ es sich ihnen handelt — „gewiß, ein seltener Fall.“

Man muß aber freilich bedenken, daß der Mann nicht bloß Wiener ist, sondern noch dazu Reichsrathsabgeordneter.

* * *

Madrid war drei Tage in Aufruhr, vor festlichen Tumulten: Frascuelo hat sich den Zopf abgeschnitten, der große Frascuelo. Nämlich wenn nach so viel unter Wunden und Gefahr erworbenem Lorbeer ein rühmlicher Matador sich aus der verwegenen Stierschlächterei in die behagliche Rente seiner allmählig herausgestochenen Millionen zurückzieht, dann, in dieser letzten feierlichen Corrida, muß er die Coleta lassen, das lieblich in den Nacken baumelnde Geflecht, die stolze Zier des Torero. Das ist dann, unter Thränen und Jubel und sehr viel gefühlvoll zugeworfenen Cigarren, ein rührender Abschied, die Pferde spannen sie ihm aus und die Mädchen werden noch toller und feurige Hidalgos tragen seinen Triumph durch alle Straßen, und drei Tage will das manzanillisch Bechern nimmermehr enden.

Sie müssen nämlich wissen, was dem Spanier Stiergefecht und Stierfechter bedeuten. Sie sind sein kühnster Stolz, seine üppigste Ehre, seine fruchtbarste Freude, die Auszeichnung vor allen anderen Nationen, die Bürgschaft seiner Weltstellung. Sie sind so beiläufig für dieses Volk von Kämpfern und von Helden, was für unser Volk der Denker und Dichter die Universitäten und Professoren. Und nun denken Sie sich blos, wenn so ein altberühmter Professor eines Tages auf den Gedanken verfiele, sich den lang getragenen, ehrenvoll ergrauten Zopf wegzuschneiden! Dann könnten Sie sich eine Vorstellung machen — aber nein, Sie können es sich nicht denken.

* * *

In der Mode ist eine erfreuliche Annäherung an den Militarismus zu verzeichnen. In Folge dieser monumentalen Idee, welche das Jahrhundert beherrscht, werden jetzt nicht blos die Gewehre, sondern es werden jetzt neuestens auch die Damenkleider geschultert: très epaulé ruft die Losung aus Paris. Auch wird demgemäß marineblauer Grund allen anderen Foulards vorgezogen und Marschall-Niel-Rosen sind beliebt. Mehr kann man schon nicht mehr verlangen. Nur wird es beim Budget wieder Debatten geben.

* * *

Nun hätte ich Ihnen gern noch die Geschichte vom Onkel Oskar erzählt, eine wunderliche und bedeutsame Geschichte. Aber da muß gerade, hinter dem blauen Flieder, ein Mädchen vorübergehen, die nicht gerade sucht, aber sie ließe sich wohl finden. Und wenn mich eine so ansieht, so gewiß, dann — ich kann mir nicht helfen — dann ist es aus: es sträubt sich mir nicht blos die Feder empor, sondern gleich erwacht mir in der erschauernden Seele die Muse zu neuen Gesängen. Das brauchen Sie aber nicht zu hören. Sie haben mir doch nichts zu Leid gethan.

Auf ein ander Mal also den Onkel Oskar und seine wunderliche Geschichte.

Globetrotter.



Die gute Schule.

Seelische Zustände.

Von

Hermann Bahr.

(3. Fortsetzung.)

8.

Als er erwachte, verwundert und schwierig, sich zurecht zu finden — aber es war ein Anderer, der erwachte, ein Fremder, ein Neuer, und der den Früheren, den Alten, nicht begreifen konnte, der entschlafen war.

Es war ihm gut, unter den warmen, sanften Blättern, aus welchen Wollust tropfte, und er schnupperte gierig nach den Küssen ihres Athems, während sein Auge die Sonne trank, und war ganz ins Glück verwandelt, nur daß er sich ein wenig matt und abgeschlagen empfand, mit leisen Stichen im Gehirn, wie nach einem bösen Traum im Rausche.

Da hatte er eine Anwandlung von Logik.

Er stopfte sorgsam mit erlernter Kenntniß seine Pipe, versuchte dann erst noch einmal mit gründlicher Prüfung, ob die Vertheilung auch richtig gediehen war, daß die Kräuter Luft und doch auch die gehörige Fühlung hatten, was den Stolz seines Verstandes bekräftigte, und dann entzündete er sie, beharrlich um den ganzen Rand herum. Er rückte die Mütze in den Nacken zurück, daß der Sommer frei über seine Stirne wandeln konnte, und schlug die Beine übereinander wie weiland von der Vogelweide. Dann löste er noch die Bänder seiner Unterhose, weil sie ihm die Waden schnürten, und es sieht auch viel malerischer aus, wenn es flattert; und nachdem er so alle Vorkehrungen zur Beförderung der Vernunft eingerichtet hatte, unternahm er wieder einmal Erforschung und Berathung seines Gewissens, um mit starkem Geiste Ordnung und Richtung zu schaffen.

Er verfuhr systematisch, von einer Frage zu der anderen, nach der Reihe, daß es ja gewiß gelingen mußte. Und alle Träume, welche ihn von der Hauptstraße verlocken wollten, schüttelte er weg wie Fliegen. Er war auf einmal ganz fanatisch auf das strenge Denken.

Erstens, sagte er, die Thatsache feststellen, das äußere Ereigniß und die innere Wirkung. Was ist denn eigentlich geschehen? Wenn einmal die Prämissen gereinigt sind, die Schlüsse wachsen aus der flachen Hand, von selber.

Was ist geschehen?

Liebermann hat die Ehrenmedaille, mein alter Freund Liebermann. Das heißt, Freund — was sich halt so nennt, vom Café und Wirthshaus her, wenn man Einem Du sagt, um ihn bequemer schimpfen zu können. In vielen fröhlichen Fehden — weil er vom Malen wie ein Schuster denkt — war ich seinem kurzen Verstande stets überlegen, weshalb ich ihn aufrichtig liebgewann und seine Gesellschaft suchte, und immer haben wir uns gut vertragen und fleißig soffen wir auch zusammen, an der Isar, oft, in allen Spelunken, was Menschen an einander bringt. . . . Das bleibt eine schöne Erinnerung, ganz gewiß.

Die andere Freundschaft freilich, die echte, die nur in den Wünschen ist, wäre mit ihm nicht möglich gewesen, weil er doch nur unter die Kleinen und Gewöhnlichen gehört, in den niedrigen Durchschnitt der gemeinen Race.

Aber item: mein Freund. Und wir waren ja auch von der nämlichen Gemeinde, die in der Kunst das Neue will. Schule Liebermann, sagen die Leute, natürlich, weil von uns Allen Liebermann am wenigsten Talent hat.

Auszeichnung des Freundes — angenehm und erfreulich.

Aber zudem: Auszeichnung der Schule — sehr nützlich. Die dummen Kritikaster hinter den Vogesen werden sich nicht wenig giften. Und alle miteinander können wir die Preise steigern, ohne daß ein Händler mucken darf. Lauter Gewinn. Ueberall Vortheil.

Freue Dich also, sagte er sich, weil es bewiesen war. Freue Dich dreifach, durch alle Abtheilungen der Seele, weil jede Ursache hat. Und er stellte es sich noch einmal von Anfang an deutlich vor's Gemüth, daß er als Freund, als Künstler und als Geschäftsmann zugleich gewann und darum ohne Zweifel nachweisbar sehr vergnügt war, wenn er es auch nicht gleich gewahrt und erst unrichtig ausgelegt hatte — bis wirklich die gehorsamen Lippen sich ins Lachen kräuselten, daß sie ihren Beruf nicht länger versäumen möchten.

Und dann, zudem, um die Heiterkeit zu befestigen, machte er sich darauf aufmerksam, was nicht zu unterschätzen war: welche üppige Hoffnung dadurch seinem eigenen Erfolge erschlossen wurde. Denn offenbar, wenn sie an dieses stammelnde Gesudel schon die goldenen Preise hingen, ja, dann würde es wohl nicht anders gehen, als daß sie ihm einen neuen Eiffelthurm aufbauen müßten, seiner Ehre zur Gebühr, sobald er nur einmal sein Großes offenbaren würde, das Werk, in welchem Alles erfüllt und bewährt war, so daß die ewige Sehnsucht vor ihm verstummte. Hei, wie sie da gucken und taumeln und jauchzen würden, und über die ganze Erde würde ein großes Fest sein und nur Wimpel und Triller und Blüthen ohne Ende, ohne Ende, niemals, nirgends kein Winterliches mehr!

Nachdem er sich so entschlossen hatte, daß er vergnügt war, unternahm er, zweitens, die Untersuchung des Schreckens, welchen es ihm versetzt hatte. Dieses mußte noch gelöst werden, wie er hatte entstehen können. Dann war das ganze Problem erledigt, und er konnte feststellen, woran er sich zu halten hatte.

Und er rauchte ein neues an, immer unter der braunen Linde, auf welcher sich die Sonne schaukelte.

Offenbar, es war eine Verirrung seines Gefühles gewesen, in eine ganz falsche Richtung.

Thatsache, daß er statt der nothwendigen Freude, welche geboten, einen unmöglichen Schmerz, welcher verwehrt war, gespürt hatte, im ersten Anfalle. Aber wie denn konnte das sein? Woher nur hatte das über ihn kommen dürfen, so einfältig und trügerisch?

Dieses war die Frage.

Er hatte es sich bewiesen, unwiderleglich, rechnungsmäßig, daß keine Ursache dafür war, durchaus nicht die geringste, wie man auch suchen mochte, sondern Ursache blos, umgekehrt, reichlich für's Gegentheil. Aber irgend einen Anlaß, aus welchem es angefangen hatte, mußte es irgendwo haben. Den galt es.

Neid?

Aber da mußte er wirklich lachen, von Herzen, wie ihm dieser Argwohn über's Gehirn huschte, weil es, wahrhaftig, gar zu drollig war, sich dieses vorzustellen. Er neidisch auf Liebermann? Dazu hätte er ihn doch vor Allem erst für was Ebenbürtiges und Gleichwerthiges anerkennen müssen, um ihn durch solche Ehre auszuzeichnen, den traurigen Tapper in der Finsterniß, der die abgelegten Schnörkel der Pariser für die Erneuerung der deutschen Kunst verhandeln wollte. Er neidisch auf Liebermann! Warum denn nicht gleich auf Anton von Werner und Paul Thumann?

Oder etwa vielleicht, weil er selber nicht — aber nein, auch dieses konnte kein Grund sein. Die Oesterreicher hatten ja noch gar nicht entschieden und nicht einmal äußerlich, da sie in verschiedenen Gruppen ausstellten, waren sie Nebenbuhler. Er selber konnte immer noch — möglich war es — die nämliche Ehre abkriegen.

Wenn nämlich solcher Geiz ihn je besessen hätte — aber er müßte sich ja schämen. Als ob man nicht wüßte, wie es gemacht wird! Wenn man so that,

als ob das vielleicht doch französisch sein könnte, was die Frau Munkacsy zusammenwelschte, mit ihren Talmi-Parisismen, und die fesche Frau Jettel durch ein paar harbe „Weaner Tanz" walkte, dann brauchte man nur noch dem Brozik vorzulügen, daß man ihn unter die Maler rechne, und hatte die Medaille auch schon bombenfest in der Tasche.

Um die Ohren hauen würde er ihnen den Wisch — voilà!

Nein, aber daß dieser ganze gelbe Spuk von ausgeronnenem Schatten und krätzigen Gespenstern, so geblichen und verwischt, so fahl und ohne Saft und morsch, so ausgekohlter und verzerrter Nebelabhub, überhaupt noch da war, mit dem Schein des Wirklichen, immer noch, unverscheucht durch keinen athemstarken Morgen, und in knochigen Grimassen lügnerischer Todestänze die lebendige Geberde freier Wahrheit äffen durfte, immer noch, dieser breite, sumpfige Betrug, daß er wucherte und wuchs, unaufhaltsam —

Weil —

Ja, weil er die Wahrheit verschlossen hielt, feige und träge, der einzige, der sie gewähren konnte, weil er es ihnen nicht gab, den Durst zu löschen, das heilende und erlösende Werk aus seiner Brust, und weil es wieder umsonst gewesen, wieder alles umsonst, wie alle Mal, und wieder nur eitler und höhnischer Wahn, auch dieser letzte Stoß, wie die anderen, auch dieses Ereigniß der Sehnsucht, wie immer, selbst die Liebe, die große Liebe, und es wieder nur in Dunst und Dampf verraucht war, unnütz und stumpf, wie immer, wie immer!

Es kam ein großer Ekel über ihn, vor dem ganzen Leben, und am liebsten wäre er todt gewesen, wenn nur die Vögel nicht sängen und nicht die Lindenblätter so goldig bräunten, mit Geruch von Hoffnungen!

Er brauchte ja nur aufzustehen, ein einziges Mal, mit dem geringsten seiner Werke, ein einziges Wort blos brauchte er zu sagen aus den unendlichen Verkündigungen seiner Seele, nur einen einzigen Strahl aus der Sonnenfülle seiner lodernden Gesichte zu versenden — und gleich, über die ganze Erde, mußte es tagen.

Und er blieb starr. Und er blieb stumm. Und er blieb finster. Und die höhnische Lüge lachte stolzer und hochmüthiger und siegerischer, alle Tage, sichere Königin der Welt. Und in seinem bangen Herzen knirschte an Ketten die gefangene Wahrheit.

Einen Riesenbohrer, mit sengender Schraube, hätte er sich ins Fleisch wälzen mögen, mit ächzenden Furchen durch die knarrenden Rippen, tief, ganz tief, bis ein großes Loch würde, in die Abgründe der Seele hinein, ein ungeheures Triumphthor seiner Kunst, durch welches die Eingeweide sie herausspeien könnten.

Es war alles nur Wahn. Immer hoffte er wieder und alles hatte er versucht, mit immer erneutem Vertrauen, und alles war immer wieder nichts, und jedes versagte und nichts half, nicht einmal die Liebe. Nicht einmal die Liebe.

Ja, damals, die ersten acht Tage!

Da war aus dem Glück ein Singen von Märchen und ein Blühen von Wundern in seiner grünenden Seele aufgesprossen, wenn er nur in ihre feuchten Augen tauchte, und seine Adern rauschten von flüssigem Golde und von gewälztem Feuer und von dampfenden Weinen, wenn er, mit geblähten Nüstern, nur den Balsam ihrer braunen Brüste schlürfte, und über seine Nerven, jedesmal, daß sie sich bogen, war ein großer Wirbelwind gebraust aus glühenden Wonnen . . . .
. . Da hatte er geschrieen, vor grimmiger, schriller Wollust, weil es zu viel war, daß sein armer Kopf es nimmermehr ertragen könnte, zu viel von Glück, von tödtlichem Glück, und sich gefürchtet, in lodernden Fiebern und vereisenden Schauern, die sich jagten und haschten und scheuchten und einfingen und zerhackten, sich gefürchtet, daß es ihn zersprengen, wie Hammerwucht, und zerreißen würde, wie Pulverstoß. Da waren, unter den krachenden Taumeln, die Schleier gewichen von seiner verhüllten Kunst, während Posaunen jauchzten, und da, aufrecht in nackter Würde, die

wie diamantene Sonne blendete, hatte er sie geschaut, mit gespreizten Blicken, und hatte sie gegriffen, mit zuckenden Tasten, und den Jasmin geschlürft, der in Gießbächen aus ihrem Adel sprühte, und wahnsinnige Gebete auf blutenden Knieen nach ihr geröchelt, in schäumenden Brünsten der Andacht — aber nur halten, halten hatten sie seine verkrampften Nägel, stumpf aus Ohnmacht, nimmermehr können und nimmermehr seinem Gesetze, mit aller zerwühlenden Gier nicht, zwingen, daß sie diente und gehorchte, die Herrliche, die Große!

Und da war diese ungeheure Angst, wie er es über die Kraft fühlte, in seine wunde Hoffnung gekommen, mit rissigen Dornenstichen, die ins Mark folterten und striemten, daß es am Ende, wie er auch rang, wieder vergehen möchte, noch einmal ohne Spur und Mal auseinanderflatterte und zerränne und ihn wieder im Einsamen verließe, mit Verzweiflung, im Verschmachten. Da zischelte es ihm mit gischend rieselnden Giften in die Ohren, daß es die Rast verjagte, er möchte das Glück am Ende wieder versäumen, aus Schuld, auch dieses Mal wieder, durch Fehl und Thorheit. Und da klammerte er sich an sie und hackte sich auf sie und vergrub sich in sie und verbiß sich mit ihr und verkroch sich durch sie und tauchte sich unter sie, daß er nur in ihr und mit dem Glücke bliebe, ewig, ohne Last.

Dann wieder, schlaflose Nächte, hatte er sich das Gehirn zerknittert um Hilfe, weil es noch immer nicht das rechte war, noch immer nicht völlig.

Er versammelte allen Verstand, wie viel er nur an scharfem und klugem Sinnen vermochte, und entbot alle Erfahrung, was er je an sich selber beobachtet und fremden Rathes erholt hatte, wie Glück befestigt werden muß. Er brütete, mit Fragen und aus Büchern, über Plänen und Einrichtungen, wie es wohnlich und seßhaft wird, und gab nicht nach in wechselnden Versuchen. Denn es ist, sagte er gern, mit dem Glück wie mit den Krebsen: Haben thut's nicht, man muß es auch verstehen, wie sie zu essen sind.

Dieses galt es, daß er erst heimisch würde in dem neuen Glück. Dann, mit Gewohnheit, gewänne sich Vertrauen, und was jäh jetzt schreckte, das ergäbe sich dann in williger Freundschaft.

Sich eingewöhnen ins Glück. Er sagte es sich alle Stunden.

Angelegenheit der Uebung — Fleiß, Geduld.

Man durfte nur nicht nachgeben. Man mußte es verdienen. Prüfungen bestehen.

Brünstig gelauscht und demüthig geharrt, bis es sich neige.

Gläubige Werbung, unverzagt, über alles Hinderniß. Bis es, gerührt, sich schenke, Treue zu belohnen. Es konnte ja nicht fehlen, wenn er nur den Ungestüm bezwang.

Aber nur glauben an das Glück und keine Zweifel. Sonst war es gleich verscheucht, wenn man es kränkte. Nur verharren im festen Glauben und weg vom Denken, von dem feindseligen und verderblichen Denken, das neidisch lauert.

Dann konnte sich der Friede verbreiten. Es war schon Glück, was in seinen Nerven wühlte. Wenn er dazu den Frieden noch gewann, daß es langsam und still und sanft ward, dann, sicher, brachte es die scheue Kunst.

Und so, als den Beruf zur Kunst, durch welchen sie zugänglich wurde, befolgte er die Liebe, und an Leib und Seele, was nur in ihm von Kraft und Absicht war, verwandelte er sich ganz, mit Eifer, in Werkzeug und Dienst der Liebe, daß jeder Rest geschieden ward, und mit ängstlicher Hut, die nicht rastete und mit Eifersucht das Fremde wegtrieb, liebte er die Liebe, weil sie Hoffnung und Erfüllung und das ewige Leben war. Er fürchtete mit Grimm, das Denken, das verseucht, und wagte keine Einsamkeit, daß nur nicht das andere erwache, was nicht Liebe war. Sondern umschlungen in langen Krämpfen, lechzende Lippe auf Lippe, suchend durchs Fleisch, die Hostie ihres Glaubens, während sich die Augen schlossen, daß die Welt versänke, wollten sie sich nimmermehr, keinen Augenblick, verlassen und erstickten sich in der Gier des anderen und entfleischten und ertödteten sich und Tage

lang, lange Nächte, verstoßen aus der anderen Welt, röchelten sie nur immer die ewige Frage, die bange, mißtrauische, hoffende, jauchzende, drohende Frage: „liebst Du mich, sag' — kannst Du denn wirklich, kannst Du mich denn lieben, sag', wie ich Dich liebe?"

Es war so gut, zu vergehen, sich und die Welt zu vergessen in Ermattungen und wie das Eigene neu sich regte, nur eine leise Spur und Mahnung, es zu erdrosseln in neuem Taumel, zu betäuben in neuem Schwindel, zu entkräften, zu erschlaffen, zu verbluten, immer, immer auf's neue, in Wonnen ohne Ende, ohne Ende!

Da fühlte er sich oft, in plötzlichem Erwachen und es ward vor seiner frohen Seele ganz rosenhelle von lichten Dämpfen, die in Schimmern stiegen — da fühlte er sich dann der Kunst verbunden und vermählt, in nimmer endlichen Hochzeiten, und sie war da, mit ihm, in ihm, bei ihm, ewig, und konnte nicht mehr weichen, und nun mußten sie mitsammen durch das Leben, untrennlich verkettet, und er hielt sie in seligem Besitz, mit jauchzenden Beweisen, und oft wenn er aus der schwülen Decke nach Athem tauchte, und die bleiche Werkstatt ergrünte rings unter den vollen Nebeln des Mondes draußen, da lauschte er lange, wie es in ihm brauste und schwoll und sich gestaltete, in mächtigen und ungestümen Drängen, die wuchsen, und dann wußte er es, daß er glücklich war, wirklich einmal glücklich. So schöpferisch, in leichten Trieben, war ihm nie gewesen und niemals in so greifbar sicheren Scheinen, die sich befestigten, hatte er es geschaut, das Wunder, wie unter einer hellseherischen Gnade, niemals zuvor, wie lange er sich forschend erinnerte, über die ganze Jugend. Da, in bereiten Erfüllungen, die quollen, rieselte es ihm schon, aus saftigen Knospen, bis in die letzte Haut der Fingerspitzen, daß sie prickelten, knarrten, brannten, und ein geringes nur noch, wie es kam, ein leiser Ruck sanfter Kraft, vom nächsten Zufall, leicht erwerblich, und reif, endlich, sprang es auf.

Und sie wanderten, viele Tage, durch die große Stadt, in den Abschieden des Frühlings, überall, unter dem Reichthum, wo das Ueppige schwelgt, und hinaus nach den dürftigen und scheuen Heiterkeiten der Armen, und zeigten sich, mit wachsenden Wonnen, die Hülle der bunten Märchen und konnten es gar nicht fassen, woher so namenloser Zauber ausgegossen war, und ermüdeten nicht in langen Wegen, als glitten sie auf holden Wolken aus Schwanenflaum, und priesen alles Herrliche, das nicht endete, mit unersättlichen Loben, die um neue Worte kämpften, für das Unausdrückliche. Sie suchten die Gärten, wo an Brunnen, welche murmelten, neben grauen Büsten grelle Dolden träumten, unter schweren Duft versponnen, und in dem heiligen Geruche alter, kalter Kathedralen beteten sie zu ihren heißen jungen Begierden. Und sie stiegen unter girrendem Kichern, mit schlimmen Scherzen, in den krummen, schmalen, schauerschwarzen Treppen, auf alle Thürme und schlürften das Leuchten der Wunder, die rings aus Silbermeeren loderten, und immer zu höchst, mit gewissenhaftem Fleiße, jedesmal, küßten sie sich brünstig, unter der freudigen Sonne.

Ihm geschah es wundersam, wie Traum, in holden Zeichen, wenn sie so wandelten, und ward ihm ein köstliches Fieber. Er hatte, während über seine Nerven Wechsel von Schauern und Gluthen strichen und an allen Strängen zum Gehirn, in wilden Rissen, ein heftiges Läuten war, unter Schwindeln und Wirbeln das jauchzende Gefühl, als sei für alle Zeit das Böse jetzt durch Gnade überwunden, alles Böse, Zweifel, Grillen, Unglaube an sich selbst, und dieser hohe Sonnensommer seines Herzens könne nimmermehr daraus vergehen. Es schaukelten um ihn auf erwachsenen Hoffnungen gewaltige und selige Symphonieen von steilen, felsigen und kobaltenen Gesichten. Angst und Hast, daß es schwände, wie er's hielte, versanken. In Früchten winkte Friede.

Es war da, in vollendeten Gestalten, sichelreife Ernte, hochgeschossen in geneigten Aehren. Er hatte nur die Hand auszustrecken, daß er's bräche, und brauchte sich nur zu schütteln, ganz leise und ganz sanft, und es flatterte hinaus, unter alle

beglückte und erlöste Menschheit. Und so heftig, in ungestümen Zwängen und vermessenen Stößen, drängte es ihn manchmal, daß er es auf das nächste Brett schleudern wollte, über den Boden des Kahns, an die Mauer des Gartens, auf das Pflaster, daß er es nur los würde, das Ueberwachsene, welches ihn sprengte.

Aber es hatte Zeit. Es war so selig, zu schwelgen in diesem Bewußtsein seiner Ankunft und seinen Verheißungen zu horchen. Und jetzt konnte es ja nimmermehr vergehen.

Und endlich unternahm er es. Endlich stellte er sich an die Leinwand. Er brauchte es ja nur hinüber rinnen zu lassen, wie es in Sprudeln sprühte.

Aber merkwürdig: da wollte es auf einmal nicht!

Er fühlte es wallen und sieden und in Gießbächen nach dem Pinsel gleiten ganz bereit und zugethan; aber dann, mit jähem Stocken, im letzten Augenblick durch steiles Hinderniß gehemmt, gerade wenn es sich entschied, da, plötzlich, wie um ihn scherzhaft zu necken und zu äffen, da widersetzte und versagte es sich und machte Kehrt.

Er war halt ein Bischen aus der Uebung der Arbeit. Er mußte sich erst wieder hinein finden. Mit etwas Zwang und Vorsatz ging's schon, sicher.

Er hatte es ja ganz deutlich und fertig, und wußte, daß er es besaß, nur an den richtigen Ansatz gerieth er nicht gleich. Dann wickelte es sich von selber herunter.

Und es war auch gerade an einen schlechten Tag gekommen. Frage der Stimmung. Launen der Kunst.

Und diese zwei Wochen hatten ihn doch tüchtig hergenommen. Jetzt fühlte er es erst. Sich ein wenig sammeln und beruhigen und erholen.

Und das zweite Mal, wie er es wieder versuchte, um etliches später, siehe! da war er wie gewandelt und es gedieh in leichter Lust und er raschelte nur so über die Leinwand, in vergnügten Sprüngen. Aber wie es getrocknet war und er es den nächsten Tag betrachtete, da konnte er's nicht wieder erkennen und es war was ganz anders geworden und ganz fremd und wieder völlig verfehlt.

Es kam ihm vor, als wäre zu viel in ihm und Eines mische sich in das Andere und bedränge und entstelle und verwirre es und weil er alles auf einmal sagen mußte, so tausendfältig verschiedenes, fremdes, unvereinliches, feindseliges, nimmer verträgliches, welches alles gleich wichtig und bereit und eindringlich war, darum gerade konnte ihm keines gerathen.

Es war zu viel, ja, dieses blos machte es, daß es zu viel war, eines durch das andere und eifersüchtig mit ihm entzweit, und darum, in den Wirren des Haders, vermochte es sich nicht zu klären oder vielleicht, das kam noch dazu, vielleicht hatte es noch nicht die nöthige Ruhe, daß es erst abstehen mußte, bis das Trübe sank, oder auch, es fehlte ihm der Schwung oder die Kraft oder die Freude oder auch — oder auch —

Und er grübelte und brütete und sann und rang und konnte keine Wahrheit als diese entsetzliche und höhnische und in Gräueln verwüstende finden, daß es nichts war, daß es mit allen Hoffnungen und Wünschen nichts war, daß es wieder nichts war.

Und Tage lang irrte er nur und konnte nichts denken und konnte nichts begreifen und sah nur roth um sich, überall roth, ein grelles, grinsendes, satanisches Roth und wiederholte es, mit fahlem Stammeln, wiederholte es ewig, wie einen bösen Fluch, mit dem er sich ermorden könnte, daß es wieder nichts war.

Und dann wieder warf er sich über sie um Betäubung und spritzte die Wollust in sich wie Morphium und verwundete sich den Leib und zerstampfte sich die Kräfte und wollte nur vergessen.

Und wieder regte sich der Muth und wieder schlich er sich an's Bild, und er versuchte es wieder und zermarterte sich wieder und verzweifelte wieder.

Ah, wenn er sich erinnerte! welche Folter, welche Hölle! Er wunderte sich nur und bewunderte sich, daß solches sich ertrug, ohne Wahnsinn.



Endlich raffte er sich auf, mit dem Rest des Lebens, und floh in seine letzte Vernunft, um Rath.

Er rettete sich zur Logik, gerade wie eben jetzt, gerade wie heute.

Und das fiel ihm auf, wie er zurück dachte, daß er sich jedes Mal an's Denken wendete und es half niemals.

Er vertraute sich dem Denken, den Schlüssen. Das Gefühl hatte ihn betrogen. Nun wollte er sicheres. Er rechnete alles nach. Da mußte sich der Fehler finden.

Es war sicher, daß er die Kunst besaß. An diesem einzigen war kein Zweifel. Denn er fühlte es.

Es war sicher, daß er nur die Liebe brauchte, um die Kunst zu heben. Das ließ sich beweisen, weil alles andere durch vergebliche Versuche schon erschöpft war. Es blieb kein anderes im Kreise der Mittel.

Und es war sicher, daß es auch mit der Liebe wieder mißlungen war, auch dieses Mal wieder, mit dieser Liebe.

Es mußte also nicht die rechte Liebe sein.

Das that ihm recht wehe, wie ihm dieses das erste Mal einfiel. Es wäre doch gar zu traurig.

Und es war ja auch nicht möglich, nimmermehr.

Aber der Zweifel ließ nicht vom Nagen.

Und wenn es am Ende wirklich nicht die rechte Liebe war?

Aber es ließ sich ja beweisen, sicher ließ es sich beweisen, daß es die rechte Liebe war.

Er brauchte es nur zu glauben. Darauf kam es an. Daran hing das Wunder. Der Glaube blos entschied, und aus der Neigung seines Gefühles allein war seine Echtheit zu beweisen. Freilich, wenn er die Kraft und das Vertrauen zum Glauben nicht fand, dann war es nichts und eitel.

Aber das war echt Marius, der die Einbildungen liebte und sich selber zu betrügen, weil er an keine Wahrheit mehr glaubte und an keinen eigenen Grund der Dinge, außer den Menschen. Er hätte es im Voraus wissen können, daß von diesem kein anderer Rath zu erwarten war. Der machte aus der ganzen Welt ein Theater, wie er es gerade nöthig hatte, und alle Erscheinung behandelte er als Puppen seiner Willkür.

Und das war feige und vorgelogenes Glück konnte ihm nicht helfen, weil sein Stolz lieber ganz verzichtete. Wenn es die rechte Liebe war, dann trug es auch den Zweifel und hatte nichts zu fürchten. Ja vielleicht gerade im Zweifel bewährte es sich erst, reinigte sich unter den Flammen und ward wunderkräftig und wirksam.

Und seit dieser Stunde prüfte er die Liebe.

Er lauerte und lauschte und merkte jedes Zeichen. Er nahm sein Gefühl, alle Tage, so viel es nur an Ausdrücken darbot, und durchforschte es emsig nach allen Spuren und wendete es hin und her und trennte die Nähte auf und stöberte in alle Winkel. Er suchte es ab, von oben nach unten, mit unnachgiebiger Neugierde, und zerschnitt es in ganz schmale, dünne Streifen und diese ausgezogenen Proben setzte er unter die Lupe.

Er sammelte alle Ereignisse und verglich sie und forschte bei Freunden und horchte aus Büchern und fragte immer wieder, mit Mißtrauen bald und bald mit Hoffnung: „ist es die Liebe?"

Es galt zunächst Deutlichkeit über die Eigenschaften seines Gefühls. Seine Beschaffenheit beschreiben.

Aehnliches je empfunden zu haben, konnte er sich nicht erinnern, irgendwie vergleichbares, von dem nämlichen Schlage, an dem er es hätte messen können. Nein, niemals. Das war immer schon etwas, weil es nicht alle Tage begegnet und nicht jedem.

Aber vielleicht, daß es neu und ungewohnt und seltsam war, vielleicht war dieses Befremdende sein einziger Reiz, sein einziger Werth.

Oder bedeutete es auch sonst? War es angenehm und freudig, war es Qual und Leiden?

Danach konnte man es dann in eine Kategorie bringen. Das hilft.

Und sonderbar: das ließ sich nicht sagen, gerade das nicht.

Nein, wenn er ehrlich und aufrichtig sein wollte, das konnte er nicht sagen.

Wirklich nicht. Keine Mühe wirkte. Weder ja noch nein. Es war ganz anders, daß es sich nicht schildern ließ, ein anderes, zwischen ja und nein, und doch entschiedenes, über ja und nein, keines und beides. Ein gesalzener Honig oder ein vertrockneter Regen oder ein erfrorener Wüstensand — um lauter solche thörichte und irre Vergleiche schweifte er herum und konnte es nicht finden, konnte es nicht fassen.

Manchmal, freilich, mit einem Ruck auf die eine Seite — aber dann gleich wieder das andere, drüben.

Und nicht etwa, daß es schwankte und pendelte. Es war fest und eingeankert an einem Platz, immer an dem nämlichen, aber er war drüben und herüben zugleich, oben und unten.

Nein, es gab darauf keine Antwort.

Es war ganz außerhalb der Sprache. Wie man es auszudrücken versuchte, war es gleich verwandelt und entstellt. Die Worte konnten nicht hinüber.

Und es wehrte und schlug gegen die Worte, weil sie ihm wehe thaten. Was man von ihm aussagte, war Lüge, wie man es verglich. Und dann das winkende Gegentheil, wenn man es aussagte, wurde dadurch die nämliche Lüge. Und nur das andere, jedesmal, was nicht gesagt war — bei diesem immer lag die Wahrheit, niemals faßlich.

Nur von den Einzelnen, aus denen es sich zusammensetzte, von denen konnte man sprechen.

Die waren deutlich, die ließen sich nennen. Manchmal selig, manchmal Fluch. Aber wie sie sich zum Ganzen fügten, da wurde das schaurige Räthsel.

Es wurde ihm wohl manchmal unsäglich gut und er hörte lichte Geigen und sah hellgrünen Staub um matte Malven und tastete Sammet und hätte weinen mögen und pries die Liebe.

Oft, wenn sie unter den Grüßen des Morgens, der golden die Hyacinthe ihres Fleisches überschuppte, sich aufrecht vor dem Spiegel flocht, von seinen Begierden umringelt, und langsam mit zupfenden Fingern, die wie rasche Schlangen schimmerten, ganz sachte und beharrlich die verwirrten Wimpern, die gesträubten Brauen auszog, netzte, bog, während die Lippen sich in stumme Pfiffe rundeten, zwischen welchen eilig die unruhige Zunge hervorzischelte, ausschnellte, einschmatzte, und dann, mit verschlossenen Lidern, wie unter betender Demuth vorgeneigt, leise, behutsam, innig die Puderquaste, während das Näschen, in der Furcht des Staubes, sich wegspreizte, über die gesenkten Wangen wischte, eifrig, oft und mit einer sehr ernsten, feierlichen, heiligen Miene, wie Gottesdienstliches verrichtet wird; oder dann, wenn sie, auf Besorgung auswärts, ihn im Bette einsam zurückließ, unter den Spuren ihres Geruches in den schwülen Gruben, aus welchen ihm wonnige Gebilde dampften, zur Trunkenheit, verzückte Formen; oder im Frieden des Abends, wenn sie die Nacht erwarteten, während langsam die sanfte Erinnerung des Lichts verlosch, und schon schlief die Rede und von ihren träumenden Lippen huschte nur noch ein scheues Lied, aus kindlichen Spielen hierüber — da, manchmal, hätte er in die Sterne hinauf jauchzen mögen, vor unbändiger Wonne, weil ihm so namenlos gut war.

Anderes Mal wieder, gleich darauf, ohne Vermittlung, wandelte es ihn an, sie zu würgen, zu peitschen, zu zerfleischen, mit wühlenden Griffen durch ihr verhaßtes Fleisch, bis sie weg wäre, ausgetilgt, vor Wuth, Grimm und Ekel; [illegible] er

hätte den Grund nicht sagen können, gar keinen Grund, sondern es kam nur so, wußte nicht, woher, es kam nur so in Aufruhr über ihn und bestürzte ihn unwiderstehlich, wenn er sie blos ansah, unversehens, manchmal, in das beste Glück hinein.

So kannte er sich gar nicht mehr aus, weil es wie eine Krankheit war, die in immer anderen Schrecken sich erneut, und wußte nicht, woran er war, und konnte sich nicht einrichten auf ein bestimmtes und verläßliches Gefühl und war immer in Sorge und Kummer, was denn wohl jetzt wieder geschehen würde, den nächsten Augenblick, und nimmermehr, durch allen Eifer der Neugier, entschied es sich, ob es Segen, ob es Fluch war.

Aergerlich, dieses Wackeln zwischen den Gegensätzen, herüber, hinüber, mit ewig zweifelnder Seele. Ein entschiedenes Leid hätte er vorgezogen. Aber das Springen von einer Stimmung in die andere, rastlos, bis man zuletzt überhaupt gar nichts mehr wußte, in welcher man war, das konnte er nicht leiden.

Und es wechselte und wechselte, wie er auch um's Festhalten bemüht war, wechselte tausendfach, unaufhörlich und ein einziges nur, wenn er recht gründlich forschte und alle Stimmungen zerlegte, Glied um Glied, wie sie sich zusammensetzten, ein einziges fand sich, das in dem ewigen Wechsel blieb und verharrte.

Es blieb ein Herbes und Bitteres immer, das den Mund zusammenzog, ein kalter Saft, am Grunde der vielen Gefühle, das nimmermehr vergehen wollte, nicht in den süßesten Wonnen.

Schwer zu beschreiben. Es war nur ein ganz leichter Zusatz, der nichts verdarb, aber überall herauszuschmecken, in seinem seltsamen, traurigen Geruch; und oft hatte er schon gedacht, ob es nicht an der Zunge der Seele selber wäre, die es aussonderte, wie sie nur über ein Gefühl tastete, welches es auch war.

Manchmal, wenn er es ganz sicher festgestellt hatte, in vollem Glück zu sein, diesen Augenblick gerade, da wurde es recht deutlich. Wenn er da nach der Seele lauschte, da wich aus allem Jauchzen niemals ein ganz sanfter Seufzer, und in allen Wallungen der Freude hatte er immer ein leises, feines Stechen an der Brust. Es war deswegen immer noch dasselbe Glück, dieselbe Freude, immer noch dasselbe Jauchzen; aber er mußte sich doch wundern, daß einem bei allem dem so traurig werden konnte.

Dieses Bittere — einen anderen hätte es verdrossen — tröstete ihn ein bischen, in der Unzufriedenheit mit dem Glücke, weil es doch wenigstens treu und beständig war, in den flüchtigen und verrätherischen Wirbeln; man konnte sich darauf verlassen. Aber das Gefühl selbst, das schwankende und wendische, verbesserte es nicht, in keiner Weise, weil es nur von außen hinein gemischt wurde, von seiner Unverträglichkeit mit dem Wirklichen, das immer sich von der Vorstellung weg absonderte und entfremdete: manchmal schöner, immer anders und immer darum schmerzlich. So war das einzige am Ende, welches er in der Fülle der Gefühle freundlich und vertraulich fand, nur immer seine eigene Spur.

Konnte es, konnte es denn sein, daß dieses die Liebe war, wirklich die Liebe, dieses veränderliche, unschlüssige und verdrossene?

Er hatte es sich so ganz, aber so ganz anders gedacht, in ungestümen Hoffnungen!

Daß es, mit Gewalt und Sieg, ihm das Zersplitterte der Seele zusammenzwänge und aus den Zweifeln in sichere Pflicht risse, jäh und gebieterisch — und nun wußte es selber keinen Weg und war selber so schwank und ungewiß, ohne Richtung und Rath, so lau und grau wie schleichender, gebückter Herbst, der zwischen Reben und Schnee sich nicht entscheiden kann!

Es war ja zu unsäglich traurig, nimmermehr erträglich, wenn es auch mit der Liebe wieder nur auf hämischen Betrug heraus kam, wie immer, überall, im ganzen Leben! Es wäre ja tödlich.

Und dann wieder, um sich zu retten, weil es ja nicht möglich war, mit

neuem Muth, mit letzter Hoffnung, mit gieriger Zuversicht, bohrte er die Frage von der anderen Seite an: „verdiente sie denn die Liebe?"

Wenn es schon aus dem Gefühle selber nicht zu entscheiden war, ob es die Liebe, vielleicht ließ es sich aus seinen Umständen entscheiden, ob es wenigstens möglich, vielleicht wahrscheinlich sein konnte, daß es am Ende doch die Liebe wäre.

Verdiente sie denn die Liebe? durch Güte, durch Schönheit, durch irgend eine Tugend vor den anderen — oder auch bloß, weil sie seinem besonderen Geschmacke gerade zusagte und seinen besonderen Wünschen gerade paßte? Das mußte man doch feststellen können.

Und da, auf einmal, wie er es von dieser Seite durchnahm, da wußte er zuletzt gar nichts mehr und es zerrann ihm alles.

Er wußte nicht mehr zu antworten, weder so noch anders, auf gar keine Frage, nicht ob sie gut, nicht ob sie schön, nicht ob sie angenehm war — gar nichts mehr, gar nichts konnte er aussagen, alle Auskunft war versunken.

Es gab nichts sicheres und entschiedenes. Es war alles wie man wollte. Man konnte es nehmen, wie einem die Lust anfiel, heute so und morgen so und jeden Tag von neuem anders, gerade wie's einem Spaß machte; nur der Spaß entschied — selber, wenn man es nicht formte, war es gar nichts.

Es ließ sich alles wunderschön beweisen, wie man es gerade nöthig hatte, unwiderleglich jedesmal, durch die heilige Logik. Und natürlich gleich darauf, gleich unwiderleglich, durch dieselbe Heiligkeit der gleichen Logik, ebenso das Gegentheil, noch wunderschöner. Nichts hatte Farbe, an sich selbst; sondern alles war geliehener Schein, und blos das eigene Auge schickte seinen Schimmer darüber, der blendete und trog.

Wahrheit! Wahrheit! Aber Wahrheit war blos, sich irgend etwas einzubilden, was es sein mochte, nach zufälliger Laune; Wahrheit war bloß, sich gründlich anzulügen.

Ja, sie war gut, wenn er es so wollte — aber ja! Gütigeres, reineres, innigeres Gemüth — dachte er oft bewegt — konnte man sich nicht vorstellen. Viele Zeichen nannten sich dafür und manchmal, für ein geringes, dürftiges Geschenk, an welchem nur der Wille werth war, eine Rose, eine Schleife, wenn dann wie an zartem Glasglöckchen der Dank an ihrem kleinen und verschämten Stimmchen läutete, so hold und zärtlich, wie ein junger Knospentrieb, da wurde es ihm gleich zum Weinen vor Seligkeit und Wonne, daß solche Elfenanmuth unter den rauhen Menschen war.

Und auch andere Male, wenn sie durch besonnte Wälder am leuchtenden Strome, unter Lerchengesang — aber es hing ihre Güte zu sehr vom Wetter, von der Landschaft ab, wie es regnete, oder regelmäßig auf der Heimkehr durch die staubigen, öden und verschmutzten Viertel der Armuth, da, auf einmal, konnte sie ganz unausstehlich werden, launisch und boshaft, ins Häßliche verwandelt . . .

Nein, sie war nicht ordentlich gut und sie war auch nicht ordentlich schlecht, sie war allerhand durcheinander, wie's gerade kam, ein liederliches Gemisch aus Koth und Honig, wie die anderen, wie alle, wie alles, was Weib heißt.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 18. Berlin, den 4. Juni 1890. I. Jahrgang.

Friedrich Nietzsche.

Seine historische Stellung.

Die sonderbare und überraschende Figur Nietzsches hat wohl manche Fragen wachgerufen: wie es möglich war, daß sie so plötzlich entstehen konnte, so scheinbar ganz unvermittelt, ohne Zusammenhang mit der früheren Philosophie, — wachgerufen allerdings wohl weniger in der eigentlichen Zunft, welche ja das Vorrecht hat, mit ihrer Betrachtung der Erscheinungen den Erscheinungen mindestens ein halbes Jahrhundert nachzuhinken, sondern in den Kreisen der eigentlichen Intelligenz.

Man kann an Schopenhauer denken, der auch so plötzlich in die reinliche Entwicklung hineingefallen ist. Allerdings betont Schopenhauer beständig seinen Zusammenhang mit Kant; und ähnlich ist auch Nietzsche mit dem Positivismus verbunden. Allein diese Zusammenhänge sind doch nur lose: wenn man nämlich als das Wesentliche des Philosophen nicht seine Metaphysik, wie bei Schopenhauer, und nicht seine Erkenntnißtheorie, wie bei Nietzsche faßt. Welche Metaphysik ein Philosoph hat und welcher Erkenntnißtheorie er anhängt, das entscheidet sich erst in zweiter Linie; diese Anschauungen sind nicht das erste Moment in seiner Philosophie, sondern erst das Zweite; wie der Wunsch der Vater des Gedankens, so ist die Moral — das Wort vorsichtig aufgefaßt — die Mutter der Erkenntnißtheorie und der Metaphysik.

Es ist vielleicht gefährlich, Nietzsche zu citieren; denn dem einen Citat kann man oft leicht ein anderes entgegenstellen, wo der sich selbst beständig Widersprechende das gerade Gegentheil sagt. Allein in der Psychologie seines Philosophierens widerspricht er sich wohl nie; und hier findet sich eine Reihe von Aussprüchen, welche genau das ausdrücken, was ich eben gesagt habe; er selbst faßt die Sache also auch so auf, was ja freilich noch kein Beweis ist. „ . . . Das stärkt in mir die frohe Zuversichtlichkeit, sie möchten von Anfang an in mir nicht einzeln, nicht beliebig, nicht sporadisch entstanden sein, sondern aus einer gemeinsamen Wurzel heraus, aus einem in der Tiefe gebietenden, immer bestimmter redenden,

immer Bestimmteres verlangenden Grundwillen der Erkenntniß. So allein nämlich geziemt es sich bei einem Philosophen."

Untersuchen wir also diesen Grundwillen näher und seinen eigenthümlichen Contrast zu allem, was uns gewohnt ist!

Nietzsche ist Philosoph der Decadence; aber den Begriff Decadence anders gefaßt, als er ihn selbst hat.

Das feudale Mittelalter hindurch herrschte, der socialen Ordnung entsprechend, eine feudale Philosophie. Als das Bürgerthum in die Höhe kam und die herrschende Klasse wurde, entstand die bürgerliche Philosophie, eine Philosophie, welche den Geist des Bürgerthums spiegelte, die bürgerlichen Wünsche und Hoffnungen wiedergab.

Zwei Momente sind vor allem charakteristisch für die bürgerliche Philosophie, wo sie sich auch entwickeln mochte: die optimistisch-mechanistische Weltauffassung und, eng mit ihr zusammenhängend, die Idee der allgemeinen natürlichen Gleichheit aller Menschen.

Die Psychologie dieser beiden Gedanken ist einfach: sie liegt in der Nothwendigkeit des freien Arbeitsvertrages für das Bürgerthum. Alle Menschen sind von Natur gleich — als gleiche Parteien können sie einen Vertrag schließen. Durch den Mechanismus des Weltzusammenhangs läuft alles zuletzt immer auf das Beste und Schönste hinaus, wie es der allweise, allgütige, allmächtige Gott, oder die allgütige Natur zu Anfang bestimmt hat — der Vertrag ist also „gerecht", bringt beiden Parteien Vortheile, und zwar gleiche Vortheile.

Herrschen konnten solche Anschauungen natürlich nur so lange, als sie nicht den Thatsachen, oder vielmehr der Deutung der Thatsachen, ins Gesicht schlugen. Die Deutung der Thatsachen blieb aber dieselbe, so lange das System der Production sich noch nicht ganz in der Erscheinung entwickelt hatte. Sobald sein wahrer Character klar wurde, war es mit diesem Gedanken aus.

In der Oeconomie bezeichnet diesen Schlußpunkt Ricardo. Ricardo weist nach, daß der „Profit" der Kapitalisten durch „Mehrarbeit" des Arbeiters geschaffen wird; daß der Arbeitsvertrag unfrei und ungleich ist.

In der Philosophie ist Hegel das Ende. Bisher hatte sich die bürgerliche Gesellschaft nothwendig als die absolute gefühlt, wie jede Gesellschaft, welche sich noch naiv betrachtet. Durch die Zertrümmerung der alten Illusionen wurden ihr ihre Mängel klar und zugleich durchzogen sie die ersten Todesahnungen. Indem die Dialektik alles Absolute auflöste, setzte sie auch die bürgerliche Gesellschaft als nur relativ.

In Ricardo und Hegel hatte sich das Bürgerthum selbst von der These zur Antithese entwickelt; aus der Antithese heraus würde nun das Neue kommen, die Synthese.

Aber nicht durch das Bürgerthum selbst. Weiter, als zur Selbstnegation kann das Bürgerthum unmöglich gehen. Bei Ricardo und Hegel macht also das bürgerliche Denken Halt; und wie auf Ricardo die Oeconomie des deutschen Professoriums folgt, die Oeconomie des schlechten Gewissens, so folgt auf Hegel: Schopenhauer, Karl Vogt, August Lange, Ernst Laas und Friedrich Nietzsche: die Philosophie der Feigheit, die aufgewärmte Philosophie unserer Großväter, und die Philosophie der Brutalität.

Schopenhauer, erst lange nach Hegel zur Anerkennung gekommen, und deshalb trotz seines Geburtsjahres auch geschichtlich nach ihm zu betrachten, ignorirt einfach den „Bierwirth"; und die Uebrigen betrachten seine Philosophie mindestens als Verirrung.

Das ist der eine Zweig der bürgerlichen nachklassischen Philosophie, der bekanntere. Aber es giebt noch einen anderen Zweig, der mehr nach der ökonomischen Seite hinneigt und deren Extrem vielleicht am besten als „bürgerlicher Socialismus"

zu bezeichnen ist; Repräsentanten sind: Gray, Proudhon, Karl Grün, Rodbertus, Eugen Dühring, die Erfinder der „réligion de la souffrance“, Ibsen und Björnson, die eigenthümliche Gestaltung der slavophilen Theorien bei Tolstoi und Dostojewski, und die amerikanischen Moralschwärmer, von denen Salter in Deutschland am bekanntesten ist. Eine scheinbar sehr disparate Gesellschaft. Gemeinsam ist diesen allen, daß sie die Consequenzen Ricardos oder Hegels annehmen — bewußt oder unbewußt — und daß sie die Synthese bringen wollen. Da das aber eine Aufgabe ist, welche das Bürgerthum nicht lösen kann, so scheitern sie sämmtlich. Es wird hier viel Geist, Charakter, auch viel Dummheit und Schwäche verbraucht; neben Männern wie Tolstoi entwickeln sich solche absonderliche Figuren, wie Björnson.

Die Stellung Nietzsches ist nunmehr gegeben; er gehört zu jener Klasse der bürgerlichen Decadents, welche in Opposition zu dem erreichten Ziel des bürgerlichen Denkens steht. Er hat eingesehen, oder vielmehr gefühlt, daß die zweite Klasse nur Schwächlichkeiten und Halbheiten zum Vorschein bringen kann; und resolut hat er sich der ersten angeschlossen, wo er wenigstens etwas Ganzes sein und wollen kann. Gegen seinen wissenschaftlichen Instinkt. Er glaubt im Grunde nicht an das Absolute, er ist Relativist. Allein seine Stellung zwingt ihm ein absolutes Ideal auf; er kommt sogar dazu („Götzendämmerung“: „der Hammer redet“) eine Art Moraldogma zu geben: „Werdet hart“. Das ist ein Grundwiderspruch dieses widerspruchreichsten aller Philosophen, aus dem sich eine Reihe seiner sonderbarsten Sprünge erklären lassen.

Sehen wir in einem zweiten Artikel, wie sich das alles im Einzelnen seiner Philosophie ausdrückt.

Paul Ernst.

Neue Romane.

„Die Waffen nieder!“ Ein Ruf mitten in das allgemeine europäische Säbelgerassel. Ein Warnungsruf in der Zeit der Militärvorlagen und der Millionenheere.

Ein eindringliches Mahnwort und das Mahnwort einer — Frau.

Sie hat sonst hübsche Geschichten geschrieben, von „Franzl und Mirzl“, von „Ermenegildens Flucht“, sie hat einen „Schriftstellerroman“ erzählt: in ihrem neusten Werke stellt **Bertha von Suttner** jedwede künstlerischen Prätensionen bei Seite und verleiht ihm von vornherein das Gepräge einer Streit- und Tendenzschrift, indem sie ruft: „**Die Waffen nieder!**“ (Eine Lebensgeschichte von B. v. Suttner. 2 Bände. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag.)

Gräfin Martha Althaus erzählt uns ihre Lebensgeschichte. Tochter eines österreichischen Generals, jung, hübsch, lebenslustig, erzogen wie eine Dame ihres Standes, ausgestattet mit der unverwüstlichen Anlage zu einem gesunden, selbstständigen Urtheil, wird sie mit 17 Jahren von ihren Angehörigen in die Gesellschaft eingeführt. Auf ihrem ersten Ball verliebt sie sich sterblich in einen jungen, flotten Husarenoffizier, den Grafen Arno Dotzky. Im Jahr darauf ist sie seine Frau, und wieder ein Jahr später ist sie Mutter. Da bricht der Krieg mit Italien mitten in ihr junges Eheglück hinein. Schweren Herzens und banger Ahnungen voll, aber doch stolz auf das Opfer, das sie dem Vaterlande bringt, und auf ihren jungen „Helden“, läßt sie ihn in den Krieg ziehen. Er fällt bei Solferino. Die junge Wittwe ist untröstlich. Sie beginnt kritisch zu werden gegen den Krieg, den alles in ihrer Umgebung verherrlicht. In der Einsamkeit der folgenden Wittwenjahre fängt sie an zu denken, liest Darwin und ähnliche Bücher, die sie ernster machen und ihrem Geist eine freiere Richtung geben. Allmählich gewinnt aber die junge Frau wieder Interesse für die Welt, und, trotzdem sie es verschworen hat, zum zweiten Male einen Soldaten zu heirathen, schenkt sie doch ihre jetzt reifere Neigung dem Oberstlieutenant Freiherrn Friedrich von Tilling. Er hat bei Solferino mitgekämpft und

Arno Dotzky sterben sehen. Das schafft die ersten Beziehungen. Er denkt sehr frei über seinen Beruf und ist in jeder Hinsicht ein ernster, gediegener, tüchtiger Mann. Das bringt sie einander noch näher. Aber sie ist reich, er arm und stolz. Das hindert ihre Verbindung. Schließlich kommt sie dennoch zu Stande. Sie gehen die glücklichste Ehe ein. Da bricht der Krieg mit Dänemark aus. In Angst und bitterster Seelenqual muß sie den Gatten ins Feld ziehen lassen. Er kehrt wohlbehalten zurück. Wieder ein paar Jahre intimeren, gesteigerten Glückes. Da kommt 66, und zum zweiten Mal zieht ihr Gatte ins Feld. Ihre Tage gehen hin in unerträglicher Unruhe und Qual. Sie faßt die fixe Idee, ihr Mann liege schwer verwundet in irgend einem Lazareth. Heimlich reist sie, ihn zu finden, zum böhmischen Kriegsschauplatz. Mit eignen Augen sieht sie nun das grenzenlose Elend, die unsagbaren Schrecknisse des Krieges. Sie findet ihren Mann nicht. Freunde bringen sie zurück. Sie ist tief erschüttert von dem Erlebten. Sie verfällt in eine langwierige, gefährliche Krankheit. Als sie endlich zum Bewußtsein erwacht, hat sie ihren Mann wieder, und sie kann, ist sie auch durch den Krieg um ihr Vermögen gekommen, aufathmen. Da bricht die Cholera aus, auch eine Folge des Krieges. Kurz nacheinander verliert sie den Vater, die Geschwister. Sie steht allein mit ihrem Mann und ihrem Sohne. Nach all diesen furchtbaren Schicksalen nimmt Tilling seinen Abschied. Durch Erbschaften wieder reich geworden, verlassen sie Oesterreich und ziehen Jahre lang im Ausland umher, bis sie sich endlich in Paris niederlassen, zwei eifrige Krieger für den ewigen Frieden, von Jahr zu Jahr einander mehr sich nähernd, inniger sich liebend. Zum zweiten Mal wird sie Mutter. Zeiten des innigsten Familienglückes. Freudiges, geselliges Leben in der Stadt der Intelligenz und verfeinerten Lebensgenusses. Aber das schwerste Unglück steht ihr noch bevor. Der deutsch-französische Krieg entbrennt. Sie haben die Belagerung von Paris mit all ihren Schrecknissen, sie haben die Commune durchzumachen. Und eines Tages wird ihr geliebter Mann erschossen als „preußischer Spion." Der Krieg, der ihr so viel geraubt, so unsägliches Elend über sie gebracht, hat ihr nun auch ihr Letztes, ihr Alles genommen. Abermals verfällt sie in eine schwere Krankheit. Sie ist am Rande des Wahnsinns. Nur langsam erholt sie sich. Bessere Tage kommen nun zwar, ein ruhiges Alter. Aber selbst das blühende Glück ihrer Kinder kann ihr nicht ersetzen, was sie verloren.

Ein wohlmeinender Kritiker hat B. v. Suttner's „Die Waffen nieder!" mit Wereschagin's Kriegsgemälden in Vergleich gebracht. Ungerechtfertigter Weise. Das furchtbare, grauenhafte, unheimliche Pathos dieser Bilder ist dem Buche fremd. Es ist so recht das ceterum censeo einer Frau, immerhin einer muthigen Frau von gesundem Blick und weitem Urtheil, beseelt von dem Geiste der „Edelmenschlichkeit" kommender erhoffter Generationen, die den Massenmord, den man Krieg nennt, nicht mehr kennen werden ...

Noch ein anderes „kriegerisches" Buch liegt uns vor. Arthur Zapp's „Im modernen Sparta" (Berlin. Richard Eckstein's Nachfolger.) giebt uns mit deutlichster Sachkenntniß sehr bemerkenswerthe Intima aus dem deutschen Militärleben im Frieden. Das macht das schlichte Buch interessant und lesenswerth, wenn es auch sonst in künstlerischer Ausgestaltung, in Technik und Psychologie keine besonders hervorragende Bedeutung besitzt.

Die Geschichte eines Großkaufmannssohnes. Der Junge zeigt keine bemerkenswerthe Begabung, hat aber die nöthige Dosis von Leichtlebigkeit, Selbstgefälligkeit und äußerlicher Schneidigkeit, um gut und gern einen flotten Lieutenant abgeben zu können. Mit Hülfe der etwas eitlen Mama gelingt es ihm, den Vater herumzubekommen, und so zieht er den langersehnten bunten Rock an, nachdem er die Fähnrichspresse leidlich absolvirt hat. Er ruinirt seinen Vater, bekommt schließlich seiner bedeutenden Schulden wegen, die er nicht bezahlen kann, den schlichten Abschied, sucht einige Zeit unter den demüthigsten Umständen vergeblich nach irgend einer Anstellung, geht nach Amerika, balgt sich ein paar Jahre mit den widerwärtigsten Verhältnissen umher, erringt sich endlich eine Existenz und kommt dann leidlich zurechtgestutzt nach Europa zurück, wo er seine frühere Verlobte, die er mit einem Kinde hat sitzen lassen, heirathet und ein tüchtiger Kaufmann und brauchbarer Civilmensch wird. —

Ein Buch, das im Gegensatz zu den beiden vorigen bedeutend im Zeichen der Venus steht, ist Heinz Tovote's „Im Liebesrausch". (Berlin. Adolf Zoberbier.)

Als wir den dicken Band aufklappten, lasen wir auf der 414. Seite die kurze Schlußbemerkung: „München, $\frac{28.\ 2.}{15.\ 3.}$ 89." Sie soll anzeigen, daß Tovote seinen Roman in 14 Tagen niedergeschrieben hat. Einen dickbändigen „Berliner Sittenroman" in 14 Tagen! Das versetzte uns in Erstaunen, um so mehr, als wir in einigen Kritiken unter andrem die Knappheit der Sprache, „die kein Wort zu viel oder zu wenig aufweist", gerühmt fanden. Mit Erwartung gingen wir an die Lectüre, hatten wir es doch auch mit einem neuen realistischen Roman und einem „jungen Autor" zu thun.

Sittenroman! Speciell in diesem Falle erwarteten wir also, daß uns ein Stück Berliner Leben mit all der reichen Mannigfaltigkeit, der bunten Fülle seiner Charaktere und der sie bedingenden Verhältnisse geboten würde. Aber bald stellte es sich heraus, daß das Ganze im Wesentlichen die Herzensgeschichte zweier Personen war, neben denen die Schicksale aller anderen etwa vorkommenden Menschen kaum irgendwelche selbstständige Bedeutung besaßen.

Herbert v. Düren, zukünftiger mecklenburgischer Großgrundbesitzer, ein junger Mann von hoher Bildung und freistem Geist, Verfasser mehrerer politischer Brochüren, angehender Abgeordneter, Nationalökonom, Sozialist, kurz ein weißer Rabe unter seinen Standesgenossen, ein Gentleman an Leib und Seele, glaubt gelegentlich einer Vorstellung des „Mikado" im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in einer jungen, auffallend hübschen Dame von sehr angenehmen Manieren eine alte Bekanntschaft von Helgoland wiederzuerkennen. Er stellt sich ihr vor, und nach beendigter Aufführung führt er sie zum Souper. Richtig! Es ist Kitty Nail, oder vielmehr Lucie Nagel. James Ward hatte sie Kitty Nail getauft. — James Ward war nämlich ein junger, begüterter Mann, in dessen Gesellschaft Herbert Miß Lucie auf Helgoland kennen gelernt hatte. Er erfährt, daß Lucie James mit Leib und Seele angehört habe, und daß er sie habe heirathen wollen. Jetzt aber sitzt James in Kairo bei seinen Eltern und verhält sich Miß Lucie's Anfragen gegenüber beängstigend still. Da aber, wie sich herausstellt, Herbert bereits damals auf Helgoland im Grunde der Geschätztere gewesen ist, so erneuert man jetzt beim Burgunder schnell und ungezwungen seine Freundschaft. Freundin und Freund werden indessen bald sehr zärtlich zu einander. Man küßt sich. Man gesteht sich, daß man sich liebt. Herbert nimmt Miß Lucie in seinem Coupé mit sich nach Hause. — Honny soit ... Die Neigung ist wirklich von beiden Seiten sehr ernst. —

Am nächsten Morgen ist Lucie untröstlich, sich im ersten Liebesrausch „ihm hingegeben zu haben wie die Erste, Beste." Sie glaubt sich deshalb von ihm verachtet, und während er auf einem Geschäftsgange abwesend ist, benutzt sie die Gelegenheit und entfernt sich noch denselben Morgen, ohne seine Rückkehr abzuwarten. Herbert ist verzweifelt. Er sucht sie den ganzen Winter über. Vergeblich. Im Frühjahr führt sie ihm endlich ein glücklicher Zufall in den Weg. Sie ist in sehr schwieriger Lage. Lange hat sie krank gelegen, und eine „Freundin" hat sich währenddem mit einer Baarschaft von 7000 Mark, die James Lucie hinterlassen, aus dem Staube gemacht. — Herbert, der sich seit jener Liebesnacht in Sehnsucht nach ihr verzehrt hat, giebt sie nicht wieder frei. Er hat ihr ein zu seiner Villa gehöriges Gartenhäuschen eingerichtet. Dort soll sie wohnen. „Nun wohl, es sei! Was bleibt mir andres übrig?" — Man verlebt herrliche Wochen. Dann begiebt man sich zu einem längeren Sommeraufenthalt nach Helgoland. — Nach einiger Zeit ist Herbert genöthigt eine Reise nach Berlin zu machen, um seine durchreisende Mutter zu begrüßen. Kaum ist er fort, so hat Lucie das Unglück einem alten Bekannten, einem gewissen Böhlau, zu begegnen, einem sehr brutalen, sehr sinnlichen Menschen, einem gewesenen Offizier. Er frägt sie sehr ungenirt „ob sie allein hier sei." Sie, verwirrt: „Nein — ja —". Vor 4 Jahren ist sie ihm zum ersten Mal begegnet. Sie war damals von Hause weggelaufen, weil ihr Vater, ein trunksüchtiger Fuhrmann, sie einer Liebschaft wegen halbtodt geschlagen hatte. Von Hannover begab sie sich nach Berlin, schloß sich einer Freundin an und ward Kellnerin. Leicht hatte sie sich in diese neuen Verhältnisse gefunden und sich gut und tapfer gehalten, bis Böhlau sie nach einem Sektabend gewonnen hatte. — Jetzt trifft sie ihn nun plötzlich wieder. Mit Mühe entgeht sie ihm diesmal noch. Aber an einem heißen Nachmittag überrascht er sie in ihrer Wohnung und nimmt sie hin. „Wie vordem hatte sie sich machtlos gefühlt." Sie ist vernichtet. Sie

[illegible] Herbert kommt zurück. Sie fliegt ihm entgegen, froh, daß er wieder [illegible] dachte sie jetzt nicht mehr." . . . Inzwischen ist auf Herbert die Theorie [illegible] Lautner, eines junges, sehr begabten Malers, nicht ohne Einfluß geblieben, [illegible] Geliebte, die man besessen, heirathen müsse. Herbert macht Lucie einen [illegible] erschrocken. Nein! Das gehe nicht. Grade weil sie ihn so lieb [illegible] Verhältniß solle „so" bleiben. Er findet das unerklärlich. Und nun erzählt sie [illegible] verschweigt aber ihre Kellnerinnenzeit und den Doppelfall Böhlau. „Wozu [illegible] enthüllen?" Dazu liebt sie ihn zu sehr . . . Nur einige sehr dunkle Andeutungen [illegible] wollen versuchen, auch so glücklich zu werden!" Schließlich aber — giebt sie [illegible] erklärt sich einverstanden, nach Sassenhagen zu Frau von Düren zu reisen [illegible] Herbert empfiehlt Miß Lucie seiner Mutter zunächst als Gesellschafterin. [illegible] Sie ist aber eine viel zu gütige Mutter, als daß sie nicht sofort im [illegible] einverstanden wäre. Zudem macht Lucie einen sehr guten Eindruck. Lange Zeit [illegible] zusammen auf Sassenhagen. Die beiden jungen Leute machen viel Ausflüge [illegible] Waldpartieen. — Frau von Düren überläßt man es, wochenlang zu ahnen, wie [illegible] . . .

[illegible] Zufall finden diese Ahnungen ihre Bestätigung und nun erklärt man [illegible] Kurzem ist Lucie Herberts Frau. Sie, die sich zuerst aus recht [illegible] so gesträubt „findet kein Wort der Entgegnung". . . Das junge Ehepaar [illegible] Hochzeitsreise und siedelt dann nach Berlin über. Lucie wird in die Gesellschaft [illegible] weiß sich zu benehmen; ja, sie ragt hervor. Sie fühlt sich aber doch nicht so [illegible] — Eines Tages kommt Max v. Düren, Herberts jüngerer Bruder und stellt [illegible] Lucie's wegen zur Rede. Lucie's Vergangenheit ist offenbar geworden. Die Gesellschaft [illegible] ziehen sich zurück. „Jetzt erst wußte Lucie, wie sehr sie verachtet wurde. [illegible] doch nichts gethan. War sie Herbert vielleicht nicht treu?" Bei dieser etwas [illegible] Erwägung hat es sein Bewenden. Sie leben nun Beide gänzlich zurückgezogen. [illegible] Freunde, unter ihnen Lautner, der eine stille Neigung zu Lucie gefaßt hat, [illegible] — Herbert stürzt sich in seine Politik und fängt an graue Haare zu [illegible] härmt sich, weil sie sich vernachlässigt, nicht mehr „geliebt" glaubt. . . . [illegible] Frau v. Düren. Sie ruft die Beiden an ihr Sterbelager. Nach ihrem Tode ist [illegible] Sassenhagen. Er verbringt den Sommer hier mit Lucie. Das alte [illegible] Lautner theilt diese idyllische Welt- und Gesellschafts- [illegible] Im Winter ist man wieder in Berlin. Lucie's Niederkunft steht bevor. [illegible] entdeckte Herbert zufällig in Lautner's Atelier ein lebensgroßes, nacktes Porträt [illegible] sie habe sich Lautner hingegeben. Er verstößt sie in blinder Wuth. [illegible] klärt sich auf: Lautner hat sie nur „aus der Phantasie" gemalt. [illegible] verzweifelt nach Lucie, ohne sie zu finden. Da wird Herbert nach [illegible] Lucie [illegible] dort, ihre Niederkunft erwartend. Er versöhnt sich mit der [illegible] nachdem sie ihm ein Kind geboren hat. . .

[illegible] Roman, wie er in der Zeitung steht! Und auch die [illegible] mit ihren [illegible] psychologischen Erörterungen, die das kleinste [illegible] mit zwei Worten geben ließe, über 6 Seiten zerren, [illegible] Von der stilistischen Knappheit und Sachlichkeit der [illegible] allzu viel zu entdecken.

[illegible] Unmöglichkeiten, trotz Weitschweifigkeit und [illegible] Temperament, und auch an Blick fehlt es ihm nicht. [illegible] kann man sich in diesem Sinne gefallen lassen, und die an- [illegible] eine kleine Specialität bei ihm.

[illegible] der deutsche Roman durch Tovote's Buch wohl kaum. Der neue [illegible] Roman hat das [illegible] immer noch nicht das Licht der Welt erblickt. [illegible]!

Johannes Schlaf.

Die Pariser Freie Bühne.

Die Anfänge.

Als der Carneval 1887 dem Frühling wich, in jenen nebelgrauen Tagen des ersten Februar hatte die „Compagnie du gaz" einen jungen Mann zum Beamten, der gerne an den Federn kaute und bedeutend vor sich hin starrte, mit ausschweifenden, unsachlichen Blicken in romantische Azure hinaus. Der junge Mann hieß Antoine, war schlank wie Cassius, aber wie Hamlet träumerisch und wohlbeleibten Hoffnungen zugethan und bezog das schüchterne, jedoch erquickliche Gehalt von just 150 Franken monatlich. Darauf fand sich freilich wohl kaum ein Credit; aber er hatte Schlösser in Spanien.

Eines Tages — es fühlen im März die jüngsten Entschlüsse wie die ältesten Kater oft wunderlich kräftige Triebe — bemerkte er, daß sein Ehrgeiz groß und sein Ruhm gering war. Fünfundzwanzig Jahre hatte er bereits, keinen Titel auf Unsterblichkeit. Er beschloß, das zu ändern und nicht länger fremdes Gas leuchten zu lassen, sondern lieber einmal sein eigenes Licht.

Auf das Theaterspielen wäre in solchem Falle bald einer verfallen. Die kleinen Comtessen thun's ja auch, allwöchentlich zum Zeitvertreib in Salonen und Salönchen, die echten so gut wie die falschen. Der theatralische Dilettantismus ist auch in Frankreich nicht selten und verirrt sich in manchen sonst achtbaren Beruf.

Aber der Gas-Promethide ging weiter und dachte: wenn ich mich schon mit dem Theater überhaupt einlasse, dann will ich es lieber auch gleich, damit es dafür steht, von Grund reformiren, und das alte verlebte durch ein neues verjüngtes überwinden, dem alle Zukunft gehört.

Es war eben mit ihm eine merkwürdige Geschichte. Er trug in seinem Charakter eine nicht alltägliche Mischung. Etwas war in ihm, aus welchem ihn Böswillige einen „rastaquère" heißen konnten; und Anderes war wieder in ihm, daß man ihn wohl für ein praktisches Genie nehmen mochte. Und dann war er jung, glaubte an sich und liebte die Kunst. Jugend und Glaube und Liebe sind unwiderstehlich.

Er trommelte also ein paar verwegener Rekruten unter seinen Marschallstab, welche Coulissen zu riechen gelüstete, fand vier gänzlich ungespielte Akte hoffnungslos verkannter Shakespeares und ein Hausmeister der rue Bréda wurde sein erster Mäcen, bereit, der neuen Litteratur für die nöthigen Proben den unbewohnten Entre-Sol seines Hauses zu leihen. Dann entdeckte er hoch oben unter der Butte-Montmartre, wo die Maler schon an die Alphonse grenzen, in dem schaurigen, aber stolzgenannten Passage de l'Elysée des Beaux-Arts ein allerliebstes „théâtricule", ganze 343 Plätze groß, und hier geschah, den 30. März 1887, vor einem monde d'élite aus dem Adel der Geburt, des Geistes und der Schönheit, welchen künstlerische Hoffnung, Lüsternheit neuer, unerprobter Sensationen auf die stumpfen Nerven und der ewige Wunsch prickelnder Skandale versammelt hatten, hier geschah das erste große Ereigniß des Théâtre libre. Es wurde wieder einmal über Nacht ein Name berühmt, den die Kenner freilich längst liebten, und den anderen Morgen probte das Odéon bereits Léon Hennique's vordem aus allen Theater-Kanzleien barsch verwiesenen „Jacques Damour".

Das war ein schöner Erfolg, weit über alle Siedehitze der tollsten Phantasieen. Aber man mußte ihn leider zunächst wieder etwas abkühlen lassen, vorderhand. Es war nämlich an die nächste Vorstellung vor zwei Monaten nicht zu denken, weil nach zwei Monaten erst Antoine die nächste Rathe seines Gehaltes behob — wenn die Gas-Kompagnieen wöchentlich honorirten, dann wäre die Revolution des Theaters freilich einfacher gewesen.

Nach der zweiten Vorstellung, von Emile Bergerats „La Nuit Bergamasque“ und Oscar Metéiniers „En famille“, zu welcher der Director mit den jungen Dichtern zusammen, um an Marken zu sparen, die Einladungen selber austrug, wurde es besonders kritisch. Es scheint dem armen Antoine, der in diesen Tagen seine letzten Beziehungen zum Gase brach, damals wirklich einen Augenblick ganz fürchterlich gegangen zu sein, hart bis an den Verlust des Muthes und in dumpfe Verzweiflung. Er begann sogar Briefe zu schreiben.

Ja, er schrieb, es blieb nichts anderes übrig. Er schrieb an alle Leute, die Höchsten in der Kunst und im Leben, und welche vielleicht sogar Geld beschaffen könnten — ganz phantastisch stellte er sie sich vor. Es handelte sich, durch jährliche Zeichnungen, das Leben der jungen Schöpfung zu versichern, es handelte sich um ein sieben oder acht Tausend Franken — und es geschah wirklich, daß einige antworteten.

Und richtig, vier Tausend, baare vier Tausend Franken hatte er zum Oktober. Aber nun hatte er auf einmal, unter der Hand weg, wieder kein Theater. Im Elysée des Beaux-Arts kündigte plötzlich der durch diesen ungebräuchlichen Erfolg ganz verscheute Besitzer nach der dritten Vorstellung, weil so viel Lärm und Zulauf und Gewühl das ganze Quartier aus der beschaulichen Ruhe, und das wackelige Theaterchen in bedenkliche Gefahren brachte — er blieb schon lieber bei der friedlichen, unanstößigen Tradition des stillvergnügten und sittsamen Tingel-Tangels.

Er wanderte also und suchte. Er wanderte vom Montmartre zum Beaumarchais, vom Beaumarchais zum Montparnasse, das ihm eine Weile gastliche Rast bot, vom Montparnasse zum Menus-Plaisirs, in dem er endlich seßhaft wurde, seit der zweiten Saison, welche an die vierzig Tausend Franken Abonnenent warf.

Das waren die Anfänge des Théâtre libre. Sie ähnelten stark einem Studentenstreich und schmeckten verflucht nach Operette: es freuten sich alle Chronisten. Es war ein Bischen Don Quixote und war ein Bischen Tartarin; und sehr amusant, jedenfalls, mußte es werden.

Es wurde auch sehr amusant, nur nicht für die Bonzen der alten Schablone. Denen war der Uebermuth bald ausgetrieben. Und heute lacht Antoine.

Er kann leicht lachen, wenn er auf seine Resultate schaut, die er in einem lehrhaften Heftchen, feuerroth gebunden, jetzt in die Welt verschickt.

Er hat in diesen drei Jahren 125 ungespielte Akte aufgeführt, von 59 Namen: 30 unter ihnen waren ganz bühnenneu, 14 hatten sich ein einziges Mal vorher versuchen dürfen, die anderen hießen Aubanel, Théodore de Banville, Emile Bergerat, Léon Cladel, Duranty, Edmond et Jules de Goncourt, Henrik Ibsen, Catulle Mendès, Léon Tolstoi, Ivan Turgenjeff, Verga, Emile Zola, Emmanuel Chabrier und Paul Vidal.

Léon Hennique ist von ihm aus auf das Odéon, Georges de Portoriche auf das Gymnase und Banvilles' „Le Baiser“ durch die Comédie française über die sämmtlichen Bühnen Frankreichs gekommen. Das Théâtre du Parc in Brüssel und das Théâtre Michel in Petersburg haben ihm die stärksten Erfolge nachgespielt. Und jedesmal, wenn er eine neue Anfführung verkündigt, dann sieht heute mit Begierde nach ihm das Theater Europas.

Der alte Sarcey, der manchmal dumm, aber immer ehrlich ist, hat geschrieben:

„J'ai pour M. Antoine une estime toute particulière; il a le goût du théâtre; il me semble posséder toutes les qualités qui font l'excellent directeur, et c'est de directeurs que nous manquons bien plus que d'artistes“.

Und Henry Becque:

„Voilà un directeur vraiment jeune, vraiment cultivé, avec une perception très fine de toutes les choses du théâtre; des auteurs convaincus et dont le désintéressement ne fait pas de doute; une troupe pleine d'ardeur qui possède deux qualités inestimables, la simplicité et le naturel; dès que cette

maison d'art a été ouverte, tout le public lettré y est accouru et, il faut bien le dire, il n' y a eu de vie dramatique, l'hiver dernier, que chez elle".

Und Emile Bergerat:

„En trois années, ce petit théâtre, sans ressources, sans troupe fixe, sans crédit et sans traditions, dirigé par une espèce de fataliste prédestiné, a fait, à lui tout seul, toute la besogne dramatique de la France. Ce modeste gazier improvisé chef de troupe et automédon du char de Ragotin, conduit aujourd'hui le quadrige des Muses. Il a repris à son profit le mouvement avorté entre les mains de la tragédienne et il réveille ses lévriers. Comptez que, dès aujourd'hui, il serait impossible au critique le plus faux-collard d'écrire une histoire du théâtre français au siècle de Boulanger sans donner la plus large place aux représentations d'un jour dont Antoine régale l'élite de la ville comme Molière lui-même en régalait la cour du roi versaillais. Tous les glorieux essais de ceux qu'on nie, que l'on persécute ou que l'on raille, ont cet asile et ils en font un temple, et dites-vous que les grands critiques émancipateurs, s'ils vivaient encore, ou s'il en restait, les Diderot, les Théophile Gautier, les Sainte-Beuve, iraient au Théâtre libre, et non ailleurs passer leurs soirées et chercher le talent, l'esprit et l'éloquence de la race".

Und so weiter alle die Berühmtesten des heutigen Frankreichs der Reihe nach, 30 dicke Seiten lang, eine festliche Jubel-Versammlung der freiwilligen Reklame, daß einem schier die Sinne taumeln zuletzt von dem jähen Wirbel dieses reißenden Erfolges, der über alle Dämme schwillt. Wahrlich, bescheidenere Armuth ist nie zu reicherem Stolze gediehen und nie krönte dürftigeren Versuch fürstlicheres Gelingen. Ein Eintagsscherz wurde weltlitterarischer Ernst.

Ob es Herr Antoine allein ist, ganz allein, dem dieses Verdienst gebührt? Gewiß, Herr Antoine ist einer für sich, von einer besonderen Race, die sich besonderes Schicksal schafft. Er hat das Unglaubliche an sich, daß es sich ihm um die Kunst handelt, nicht um das Geschäft. Er will die Sache, nicht seine Person. Er hat ein Ideal, dem sein Leben gehört, sein ganzer Wille, alle Kraft, jedes Opfer — und trotzdem ist er Theater-Director. Er ist wirklich ein ungewöhnlicher, ein ganz merkwürdiger Europäer, wie aus einem alten Märchen herüber verirrt, an das wir uns längst des Glaubens entlernt. Daher auch natürlich, weil er nach den vereinbarten Satzungen aller verständigen Menschen ganz einfach ein Narr ist, daher auch dieses tolle Narrenglück, das, wie er sich auch manchmal mit gut gemeinten Dummheiten gegen es bemühe und mit Fußtritten um sich schlage, von ihm in kätchenheilbronnischer Ausdauer und Demuth nimmermehr lassen will. Daher, was immer er jemals beginne, dieser sichere, unfehlbare Instinkt zum Siege.

Doch könnte sein glückliches Talent und sein Talent zum Glücke nicht alles erklären. Es bleibt im Erfolge, diese abgezogen, ein Rest, der von einem sehr einfachen Geschäfts-Kniff hervorgebracht wird — die Anderen brauchten ihn blos nachzumachen.

Er ist sehr billig, mühelos und ganz ohne Risiko. Jeder kann sich ihn verschaffen, rasche und sichere Wirkung wird verbürgt. Er besteht in diesem: seine Kraft in den Dienst der Zeit zu stellen und dem Willen der Entwicklung zu gehorchen.

Das ist immer der „Truc" aller großen Erfolge gewesen, von jeher, immer derselbe; er wird es bleiben.

Karl Linz.



Theater.

Freie Bühne: Das Friedensfest. Eine Familienkatastrophe. In drei Akten. Von Gerhart Hauptmann.

Ende gut, alles gut: das erste Theaterjahr der „Freien Bühne“, nach manchen Schwankungen des Erfolges, nach Irrungen und Wirrungen auf der Scene und vor der Scene, hat mit einem vollen Sieg geschlossen. Dasselbe Publikum, das mit lärmendem Unwillen „Vor Sonnenaufgang“ empfing, das mit übermüthigem Hohn „Von Gottes Gnaden“ begrub, war nach kurzem Widerstreben völlig im Bann des „Friedensfestes“, und gefesselt, lautlos folgte es dem Willen des Dichters.

Wie das Wunder geschah? Aus der glänzenden Darstellung werden die Einen, aus dem Zusammentreffen glücklicher Zufälle und Stimmungen werden die Anderen den Erfolg erklären; aber das Wesentliche liegt nicht im Spiel und nicht in äußeren Fügungen, sondern nur in diesem: daß ein starkes dramatisches Talent, eindringlich und überzeugend, geredet hat zu allen, die da Ohren haben zu hören. Wo waren sie nur geblieben, alle die Gedankenstriche und Pausen und Punkte, die man so störend empfunden hatte im Lesen? Das Stück ist nicht wiederzuerkennen! so riefen die erstaunten Hörer; niemals hatten sie den Unterschied so stark erkannt, zwischen Lectüre und Darstellung, denn ein ganz eigener, ganz persönlicher dichterischer Stil ringt hier nach Ausdruck, und wer ihn verstehen will, muß noch einmal lesen lernen. Nichts ist darum unbilliger und nichts gegenstandloser, als die Bemerkungen, mit welchen Paul Lindau im Berliner Tageblatt an einzelne Vorschriften der Buchausgabe sich anheftet; „Paragraphos wohl einstudirt“, mit vorbereiteten Scherzen, die ganz auf der geistigen Höhe seines Blattes bleiben, hält er sich an das Gedruckte, statt an das Geschaute, und verfehlt so die oberste Pflicht des Berichterstatters: unmittelbare Eindrücke unbefangen auszusprechen.

Grade um diese unmittelbaren Eindrücke aber handelt es sich hier für uns. Den Lesern der Freien Bühne ist das „Friedensfest“ wohlbekannt; und ich habe auch schon versucht den dichterischen Gehalt des Werkes zu kennzeichnen (in Heft 5 dieser Zeitschrift). Was in ihm auf der Bühne zur Bewunderung zwingt, das sind zumeist diese beiden Gaben dramatischer Kraft: die Charakteristik und die Führung des Dialoges. Mag auch das Streben, ein treuestes Abbild der Natur zu geben, des Ringens um das Wort und den Ausdruck, den Dichter zuweilen in Manier führen, mag auch der Wunsch, das Letzte im Menschen auszuschöpfen, ein stärkeres Verweilen im Detail wirken, als das Vorwärtseilen des Dramas gestattet — dennoch sehe ich keinen lebenden Deutschen, der in jenen beiden Gaben an Hauptmann heranreicht. Und da er, zu unserer Freude, in der vollen Entwickelung seines Talents noch steht, da der Fortschritt im Bühnenmäßigen vom „Sonnenaufgang“ zum „Friedensfest“ der bedeutendste ist, so kann das deutsche Drama auf diese das Tiefste greifende Begabung voll Erwartung und voll Zuversicht blicken; und kein wohlfeiler Spott und kein oberflächliches Gewitzel wird seinen Weg aufhalten.

In drei Akte, drei „Vorgänge“ hat Hauptmann sein Drama unterschieden: der erste, eine musterhafte, bei aller Umständlichkeit stets fesselnde Exposition, spannte die Aufmerksamkeit des Publikums lebhaft an; der zweite erfreute es in seiner helleren, das „Friedensfest“ einleitenden Hälfte, und die Versöhnung der feindlichen Brüder brachte die Stimmung auf ihren Höhepunkt; dem raschen Umschlag dann in erneuten Streit und dem Ausbruch des Wahnsinns im Vater folgten die Hörer nicht ohne Widerstreben, doch bezwungen von der knappen Kraft der Dichtung. Erst im dritten Act drohte die Wirkung zu zerflattern: zwar die Gestalt der Mutter Scholz, in ihrer prachtvollen Gegenständlichkeit nun völlig hervortretend, fesselt in jedem Wort, und Roberts Scheiden vom Elternhaus ergreift tief;

aber ein allzufeines Analysiren, ein Um- und Umwenden der modern complicirten Empfindung will ermüden, bis der entschlossene Ausgang die Stimmung herstellt: „Hand in Hand mit dem Mädchen, aufrecht und gefaßt", schreitet Wilhelm auf das Sterbezimmer zu. Treue Neigung der Frau schützt den Mann und stützt ihn, da er straucheln will — ob für kurze Dauer, ob für ein ganzes Leben, das entscheidet der Dichter nicht: in der Gestalt der Ida, der Helene hat er sein Bekenntniß „Zur Frauenfrage" niedergelegt, und diesen echt deutschen Idealen zu glauben, zwingt er uns durch die Plastik und die reale Poesie seiner Schilderung.

Wie kräftig die Darstellung dem Werke zu Hilfe kam, habe ich schon angedeutet. Die Damen Gröger, Klinkhammer, von Pöllnitz, Schultheis, die Herren Hock, Kainz, Theodor Müller, Reicher, theilten sich in die Ehren des reichlich gespendeten Beifalls. Mit ihnen nahmen der Dichter und der Regisseur der Freien Bühne, Herr Meery, den lebhaften Dank des Hauses entgegen.

Unter dem drängenden Zwang der Stunde haben wir die durch ihren Gegenstand und ihre Wirkung so bedeutsame Aufführung heute nur in Kürze geschildert; das erste Lebensjahr der Freien Bühne zusammenfassend zu betrachten, wird demnächst unsere Aufgabe sein.

Otto Brahm.

Die „Gespenster" in Paris.

Paris, den 31. Mai 1890.

Es scheint Henrik Ibsen vergönnt zu sein, der skandinavischen Litteratur einen Weg in Frankreich zu bahnen, wie er es schon in Deutschland gethan hat. Und wer weiß, vielleicht ist seine Mission eine noch größere: vielleicht soll sein Name der Mauerbrecher sein, der die chinesische Mauer, mit der die Pariser sich während der letzten Jahrzehnte litterarisch umgaben, durchbricht für das germanische Geistesleben.

Die neue russische Litteratur war eine kurze Zeit in Frankreich Mode, aber diese Mode ist schon im Rückgang. Die englisch-amerikanischen Bücher genossen eine herablassend wohlwollende Beachtung, aber John Bull ist ja für den Augenblick litterarisch ohnmächtig. Ein tiefer gehender Einfluß, eine zukunftsschaffende Befruchtung fand nicht statt, weder von der einen, noch von der anderen Seite — wenn man nicht den Cultus in Rechnung bringen will, den das ganze junge Frankreich Edgar Poe weiht. Deutschlands großer, revolutionirender Geist, Friedrich Nietzsche, ist bis auf den Namen unbekannt, und was Skandinavien angeht, scheinen die Franzosen sich fortdauernd mit der nicht allzu intelligenten Auffassung dieser Länder als Eisfelder, von Bären bevölkert, zu tragen, obgleich sie ja Geister hervorgebracht, die ihren französischen Berufsbrüdern vollkommen ebenbürtig sind, wie Ibsen, Björnson, Jakobsen, Strindberg. Die Folge davon war natürlicherweise Versteinerung, Monotonie, Kreis- und Rückgang in der Litteratur: der Eine wiederholt sich selbst, der Andere veroberflächlicht sich, der Dritte wird steril, der Vierte sucht Schutz unter den alten Idealen. Die ganze jüngste Generation geht im Sturmmarsch à rebours zur schlechten Romantik, zur schlechten Mystik; die Entwicklung geht durch Dekadenz zu Buddha, zu „la solide bourgeoisie de la Père Celeste". Freilich ist das Bedürfniß, aus sich selbst und den Boulevards herauszugehen erwacht — und man landet in Japan; bessere Ausbeute wäre sicher in bedeutend größerer Nähe zu gewinnen. Puvis de Chavanne malt aus lauter Originalität im alten Heiligenstil; ein anderer Maler, dessen Name ich vergessen habe, aber der im Salon des Champ de Mars ausgestellt hat, macht aus lauter Modernität die lange Krebsgangpromenade zur Zeichnung und Perspective der Japanesen; und Rafaëlli malt Bilder zum allerneuesten Problem der neuesten Litteratur: dem berühmten Problem la chair noire. Steht man droben auf der butte Montmartre, mit der alten Stadt, ihrer großartigen Geschichte und vielhundertjährigen Cultur unter sich, so kann es Einem in der Seele wehthun, ihr letztes Stadium symbolisch verkörperlicht zu sehen:

auf der Spitze des Berges erhebt sich die neue Kirche au sacré coeur de Jésus und drüben vom Ausstellungsplatz ragt der Eiffelthurm empor: ein fetter Pater und ein dünner Amerikaner, die einander verständnißvoll über die Stadt hinweg zunicken, als deren Beherrscher sie sich fühlen.

Aber zurück zu unserm Thema.

Gestern wurden Ibsens „Gespenster" auf dem hiesigen „Théâtre libre" aufgeführt und zugleich erschien das Stück im Buchhandel, in der Uebersetzung von Rudolphe Dargens.

„Die Gespenster" sollen, wie verlautet, von einem Landsmann des Dichters in Scene gesetzt sein, einem norwegischen Journalisten, der sich seit Jahren in Paris aufhält. Es ist aus diesem Anlaß doppelt sonderbar, daß der rein äußere Apparat nicht mit größerer skandinavischer Wirklichkeit hergerichtet worden, als geschehen. Wahrscheinlich entsprang das aus der Absicht eine Brücke der Verständnisses zwischen den beiden, einander so fremden Parteien, dem norwegischen Dichter und dem Pariser Publikum zu schlagen; aber das war, meiner Meinung nach, eine ganz falsche Berechnung. Es wäre sicherlich besser gewesen, das Stück in seiner ganzen brutalen, volkspsychologischen Eigenart darzustellen; so widersprachen die französirten Personen dem tiefen Grundton des Schauspiels, der sich seiner ganzen Natur nach nicht französiren läßt, während die Personen selbst weder Fisch, noch Fleisch waren, gallisch gekleidete und gallisch gestikulirende Menschen, in deren Mund die — geistig genommen — skandinavische Sprache so wunderlich klang, als hörte man einen Bauchredner. Pastor Manders war ein katholischer Pater, den zierlichen Abbé's des vorigen Jahrhunderts ziemlich nahe verwandt, Frau Alvings Darstellerin deklamirte und gestikulirte wie in einem Drama von Racine, und was Engstrand und Regine betrifft, so präsentirten sie sich in Kostümen, dergleichen ich niemals früher das Vergnügen gehabt in meiner Heimath zu sehen.

Ich muß jedoch zugestehen, daß, Alles in Allem genommen, diese Aeußerlichkeiten für mich in den Hintergrund traten. Bei jeder Aufführung der „Gespenster" concentrirt sich das Hauptinteresse mit Nothwendigkeit um Oswald's Person; in doppeltem Maße war das der Fall bei der Aufführung auf dem „Théâtre libre" durch Antoine's Spiel. Das war unbedingt Schauspielkunst ersten Ranges, Fleisch und Bein und Blut vom eigenen Geschöpf des Dichters, Relief und Resonanz von der männlichen Hauptfigur des Dramas und ihrer bitteren Wahrheit.

Ich sah vor ungefähr 9 Jahren Oswald auf dem Theater eines kleinen schwedischen Städtchens von meinem Landsmann August Lindberg dargestellt, dem ersten, der die Rolle schuf, und dadurch, daß er mit seiner herumziehenden Truppe das damals in Bann gethane Stück in der skandinavischen Hauptstadt Kopenhagen zur Aufführung brachte, sowohl seinen, wie den Gegnern der Ibsen'schen Kunst tödtliche Schläge zufügte. Herr Lindberg ist der nordische Hamletdarsteller par préférence; anfangs in dieser Rolle in Stockholm ausgezischt, hat er nach vielen harten Mißerfolgen nach und nach die Anerkennung errungen, in der Hamletgestalt eine klassische Leistung geschaffen zu haben. Herr Lindberg hat ein so absolut einziges und eigenthümliches Antlitz, daß, wenn es im Stil eins mit der dargestellten Person ist, es in vervielfältigter Potenz auf sie paßt, während im entgegengesetzten Falle Alles in Stücke geht, und in's Parodische umschlägt. Seine Augen sind so dunkelglänzend, wie ein Waldsee, krankhaft unergründlich, sie haben einen Ausdruck abnormer Gedanken und gemarterter Gefühle, und seine Stimme, im Pathos in Moll vibrirend, ergreift die Seelen mit einer seltsamen, gefangennehmenden, beklemmenden Macht. Herr Lindberg ist als Schauspieler der Träumer, der Lyriker, der Romantiker, der mit realistischen Mitteln wirkt; er geht so ganz in seinen Rollen auf und spielt sie so unmittelbar, daß weder er, noch die Zuschauer zwischen dem, was er selbst, und dem, was die dargestellte Person hineinbringt, unterscheiden können; es ist aus diesem Grunde bezeichnend, daß er die Hamletrolle niemals zwei Abende nach einander ganz gleichartig ausführt, sondern beständig, unter der Einwirkung andersartiger Impulse, verschiedene Nuancirungen giebt. Er erreicht den Höhepunkt seiner Kunst nur dann, wenn er im Text der Dichtung Stoff zu einer Schöpfung findet, die über die Ränder des Alltagslebens fließt, wie ein guter, schäumender Wein. Deshalb wurde sein Oswald eine sympathische Gestalt: zwar das Opfer einer widerwärtigen Trivialität, aber doch der Märtyrer, für den man Mitleid, vor dem man Schreck und was es sonst sein möchte, jedenfalls aber keinen Ekel

und keinen Widerwillen empfand. Er stand vor Einem, wie ein Dämon, beleuchtet vom Zauberschein der Poesie, ein Mensch in physischem und seelischem Auflösungszustand, der sich aber in seiner intellectuellen Ueberlegenheit, seelischen Noblesse, edlen Indignation und strömendem Pathos geltend machen konnte als der drohende Hasser der gesellschaftlichen Moral.

Herr Antoine war in seiner Auffassung des Oswald ganz und gar von Lindberg verschieden; er brachte eine andere Individualität zum Ausdruck, die — innerst und vielleicht volkspsychologisch bedingt und vertieft, — in ihrer Art ebenso echt, wie jene, war. Der Typus, den er darstellte, war in seinem Wesen und allen nebensächlichen Kleinigkeiten so täuschend skandinavisch, daß ich selbst als Skandinave der ganzen scenischen und Zuschauerumgebung bedurfte, um mich nicht daheim, in allzu bekannten Umgebungen, zu fühlen; aber in seiner Art, die Gestalt künstlerisch aufzufassen und auszuformen, offenbarte er sich als Repräsentant des guten gallischen Naturalismus. Er hatte den Körper eines Skandinaven, die Kleidung eines Skandinaven, die Haltung, die Geberden und Haartracht eines Skandinaven zwischen seinen vier Wänden; aber die durchsichtige, simplificirte Klarheit, in der diese Eigenthümlichkeiten hervortraten, war ganz von gallischem Character. Es war eine Klarheit gleich jener, die im Spätherbst über die Natur fällt, wenn die Blätter in den Wäldern faulen und der Tod über die Felder haucht, — unbarmherzig, wie sie, schwermüthig und sanft, wie sie. Während man dasaß und auf diesen Oswald sah, wurde einem allmählich zu Muth, als hielte man eine faule Frucht in der Hand. Es war ein Mensch, in dem die Verwesung schon das ganze Innere durchfressen und an dem nur noch eine dünne Schale die Unreinlichkeit barg. Die Glieder gehorchten dem Willen nicht mehr, das Gesicht war bläulich gedunsenes Fleisch, die Augen erloschen oder starr stierend, die Stimme plappernd. Der Schauspieler hatte eine Art, seine Beine zu ziehen und zu setzen, seine Finger krampfhaft zu bewegen, die man an Alkoholisten findet, und die mit der ganzen brutalen Schärfe einer electrischen Beleuchtung wirkte. Während Oswald's Sehnsucht nach „Lebensfreude" bei Herrn Lindberg als energischer Protest gegen das Schicksal hervortrat, wirkt diese in Herrn Antoine's Darstellung fast parodisch, wie das absolut Unrealisirbare. In Uebereinstimmung mit dieser verschiedenen Auffassung der Rolle war das Schlußbild auf der schwedischen Bühne gleich einem schreckenden Sonnenuntergang, während dessen die ganze Natur ihr Antlitz verwandelt, auf dem „Théâtre libre" dagegen ganz einfach wie der stille Durchbruch des Blödsinns, brutal und prosaisch. Dabei war Herr Antoine's Darstellung die discreteste Kunst, alle Uebergänge gleitend wie die Bewegungen schlaffer Glieder in weichen Schuhen, nicht eine schreiende Farbe, nicht eine grob hervorspringende Contour, nicht das flüchtigste Haschen nach einem schauspielerischen Effect. Sein Spiel war die Natur selbst in ihrer schweigsamen Beredsamkeit, die Natur, welcher stumpfere Sinne tausendmal im geselligen Verkehr begegnen, ohne sie zu erkennen. Und während das Wort: „die Sonne, die Sonne", mit dem Oswald in das umnachtende Dunkel versinkt, aus Herrn Lindbergs Mund wie der Nachklang eines frischen, heiß ersehnten, bitter entbehrten Jugendideals kam, fiel es von Herrn Antoines Lippen wie der bewußtlos nachgeplapperte Laut ohne Sinn, den die Gehörnerven mechanisch aufgefangen.

Das Publikum schien ziemlich rathlos; das Stück war offenbar ein fremdes Gericht, von dem man nicht wußte, wie man es anfassen sollte. Man lachte laut an Stellen, wo man eher die entgegengesetzten Gefühle hätte verrathen können.

Den Herren Kriticis schien es ebenso wüst im Kopf zu sein. Der Eine war so ehrlich, einzugestehen, daß er kein Tittelchen von Allem begriffe, dieses mangelnde Vermögen schien ihn aber in üble Laune zu versetzen und er warnte die Franzosen nachdrücklich vor dem neuen Löwen. Andere beklagten, die eigenthümlichen Kulturverhältnisse nicht zu kennen, aus denen die augenscheinlich große Dichtung des sicherlich genialen Verfassers hervorgegangen. Alles in Allem: das volle und tiefe Verständniß ist nicht vorhanden. Wohlwollen, Interesse, Alles nur kein Verständniß. Die Anstrengungen, die seit etwa drei Jahren von Lemaître, Rod, Desjardins u. A. gemacht worden, scheinen noch keine Frucht getragen zu haben. Wollen sehen, was für Früchte nun die Vorstellung des „Théâtre libre" bringt.

Ola Hansson.



Randglosse.

Die „Post“ bringt in Nr. 138, Beilage 2, folgenden kleinen Herzenserguß wider die „Freie Bühne“.

„+ Zur Charakteristik der Art, in der die naturalistischen Kritiker, die Protektoren von Gerhart Hauptmann, Holz, Schlaf und Konsorten, das Studium der Litteraturgeschichte betreiben, macht uns ein süddeutscher Leser unserer Zeitung auf ein Mißgeschick aufmerksam, das einem der eifrigsten Wortführer der Partei, Herrn Paul Schlenther begegnet ist. Da die meisten deutschen Zeitungen sich zur Zeit noch ablehnend gegen die naturalistische Propaganda dieser Herren verhalten, so haben sie vor einigen Monaten unter dem Titel „Freie Bühne für modernes Leben“ eine Wochenschrift begründet, in der sie ihren kritischen Terrorismus gegen Andersdenkende ungestört und, wie es scheint, auch ohne die lästige Controle von Kennern der Litteratur ausüben können. In Nr. 14 dieses Organs . . . schreibt Herr Schlenther wörtlich: „„Darüber kann kein Mann weg“, sagt in Hebbels „Maria Magdalena“ der alte Tischler Anton““. . . . Herr Schlenther hat seine geistreiche moralische Betrachtung leider auf einer falschen Voraussetzung aufgebaut. Jene Worte sagt nämlich gar nicht der alte Tischler Anton, sondern der Sekretär, der sie liebt“. . .

Diese Zeilen waren mir in mehr als einer Beziehung interessant. Zunächst ist ja der hier festgenagelte Irrthum des Herrn Schlenther wirklich furchtbar unbedeutend. Ob jenes Citat vom alten Tischler oder vom Sekretär gesagt wird, ist für die Auseinandersetzung Schlenthers vollkommen gleichgültig. Herr Schlenther wollte jedenfalls — ich stehe ja der Sache und den Personen ganz fern — nur gegen die abstrakte Verallgemeinerung des besprochenen Themas (Heirath einer gefallenen Frau), wie sie neuerdings bei französischen Dramatikern üblich ist, Verwahrung einlegen und betonte dem gegenüber ausdrücklich: eine allgemeine Norm, ein striktes Entweder — Oder giebt's in dieser Frage nicht. Bei Hebbel antwortet der Sekretär (oder meinetwegen der Tischler, das wäre ganz gleichgültig) mit seinem bekannten Citat; ein anderer Charakter würde unter Umständen eine andere Antwort bereit haben. Das wechselt ewig, je nach den Verhältnissen, je nach dem Stoff, dem Wesen und Temperament der „gefallenen Frau“ oder des „anständigen Mannes“. Die „Post“ legt also dem ganzen Irrthum des Herrn Schlenther, weil sie den Zusammenhang nicht beachtete, eine falsche, übertriebene Bedeutung bei.

Ferner: angenommen selbst, daß durch dies falsche Citat wirklich die Schlußfolgerungen des gemaßregelten Kritikers und meinethalb der ganze Aufsatz über den Haufen fielen — was wäre denn da weiter dabei? Ist es denn wirklich ein Capitalverbrechen, in euren Dramatikern, zumal wenn sie Einem — mir wenigstens — wie dieser krankhafte, bohrende, klügelnde Hebbel unsympathisch sind: ist es eine Todsünde, wenn man nicht ganz exakt in ihren Werken Bescheid weiß? Oder gehört es in unserer lebendigen, lärmenden, schaffenskräftigen Gegenwart absolut zum Amt eines Poesieverständigen (Kritikers), die Erzeugnisse vergangener Zeiten allezeit in seiner Gehirnkammer auf Lager zu halten? Zum Amt eines deutschen Professors, zum Doktor- und Staatsexamen soll es ja, wie man sagt, gehören. Und in diesen Kreisen mag es ein arges Brandmal sein, eine ewige Schmach und Schande, wenn Einem ein solch bedauernswerther, grenzenloser, gar öffentlich in der „Post“ festgenagelter! Irrthum passirt! — Gottlob, wir sind keine Professoren; uns also hat jener Strafartikel der „Post“ nicht niedergeschmettert und abgeschreckt — im Gegentheil: er hat unser Urtheil über den Geist mancher Kreise leider bestätigt. Vielleicht aber sollte dies Artikelchen Andere abschrecken.

Damit kommen wir zu einem dritten Punkte. „Zur Charakteristik“. . . . Also, wenn Herr Schlenther falsch citirt, so ist das für uns Alle charakteristisch; so citirt die ganze neue Richtung falsch. Aber, bester Herr! Das Wort „charakteristisch“ dürfte man doch, so viel ich weiß, hier nur anwenden, wenn man zuvor von jedem Einzelnen oder doch der Mehrzahl der fraglichen Gruppe einen ähnlichen Lapsus festzustellen vermochte. Nur nach einer Reihe solcher gleichen Fälle wird man endlich ganz vorsichtig, ganz sachte, etwa mit „scheint“ oder „dürfte“

verallgemeinern können. „Diese oberflächliche Kenntniß der Litteratur scheint für die Herren Naturalisten charakteristisch zu sein. . . Herr Holz hat falsch citirt, Herr Hauptmann hat alsch citirt — und da citirt nun auch Herr Schlenther falsch. Ergo —!"

Aber ich bitte Sie, verehrter Herr +, wo haben Sie denn diese Reihe von Fällen, welche Sie ermächtigen, Ihren Aufsatz mit dem verallgemeinernden „Zur Charakteristik" einzuleiten? — Nicht doch, gestehen Sie doch ein, daß das ein wenig ungerecht ist von Ihnen, ein wenig sehr ungerecht. Es macht sich ja allerdings ganz gut in einem Zeitungsartikel, wenn man mit einer allgemeinen, bekannt klingenden Wendung anfängt. Dies „Zur Charakteristik" u. s. w. lief Ihnen so in die Feder. Man beherrscht ja den Stil nicht immer so ganz, nicht wahr, sondern der Stil beherrscht meistens uns.

Endlich: . . . „Konsorten" . . . „die naturalistische Propaganda dieser Herren". . . Da haben wir ihn wieder, diesen verteufelten Zeitungston! Nun bitte ich Sie, mein Herr, weshalb eigentlich sprechen Sie von uns, die wir doch ebenso viel gesellschaftliche Bildung und Anstand besitzen, wie hoffentlich Sie selbst, in diesem verächtlichen Tone? was berechtigt Sie eigentlich zu diesem Hochmuth? „Diese Herren". . . Nicht einmal von einem Verbrecher spreche ich so. Nicht einmal von Temperenzlern, Antisemiten oder Tröblern spreche ich per „diese Herren". Es wäre mir selbst zu unwürdig, mir ein hochmüthiges, kalt verächtliches Urtheil über eines meiner Mitgeschöpfe zu erlauben, ganz gleichgültig, gegen was für eins. Wenn ich oder ein Anderer von uns auf einer Soiree mit Ihnen in's Gespräch käme, würden Sie mir da, in Frack oder Gesellschaftsanzug, mit eben diesem hämisch verächtlichen Tone in's Gesicht reden? — Ich müßte dann sehr an Ihrer Bildung zweifeln. Nun, aber in Ihrem Artikel schreiben Sie ganz ruhig darauf los — ohne zu bedenken, daß hinter „diesen Herren" ruhige, gebildete Männer stehen, mit denen Sie jeden Augenblick persönlich in gesellige Berührung kommen könnten. Haben Sie doch etwas mehr Phantasie! Lassen Sie doch diesen Ton! Bei uns zu Hause reden so Gassenjungen und Holzhacker mit einander; wir hier in Berlin, als Männer von Bildung, Ernst und Anstand, wollen doch etwas gelassener, freier, offener mit einander reden, nicht wahr? Man kann ja herzhaft verschiedener Meinung sein — Naturalist oder Idealist, Katholik oder Protestant — man kann recht wacker und hitzig mit einander kämpfen und disputiren: das bedingt aber doch nicht diesen gehässigen Ton! Nur ganz ruhig, die „Wahrheit" wird bekanntlich siegen, und wenn nicht, dann meinetwegen einstweilen die „Lüge". Diese Welt rollt nach unübersehbaren Gesetzen, nach wie vor, auch ohne unser Hadern — legen wir unseren Meinungsverschiedenheiten nicht gar zu viel Gewicht bei. Stellen wir uns auf eine hohe, freie Warte, die eine klare Umschau gestattet — und wir werden lächeln über alle Gehässigkeit, Verbissenheit, Zänkerei und andere Ausflüsse einer gedrückten, dumpfen Weltanschauung. Lächeln, lieber Herr; so ganz ruhig und heiter lächeln.

Ach, dieser häßliche, lieblose, wüste Ton herrscht ja in unserem ganzen heutigen parteizerrissenen Geistesleben. Die Zeitungen sind das getreue Abbild dieser dumpfen Gesellschaft. Sie sind krank, alle. Gehässigkeit, Verachtung, Zank — Erzeugnisse eines kranken Körpers. Revolutionen und derlei Kraftkuren pflegen da manchmal gründlich zu helfen. Lieber wäre mir aber doch ein Genesen, eine geistesfrische Reformation und Renaissance. Gesundheit thut uns noth. In diesem Ziele sind wir wohl alle einig: der Idealismus sowohl wie der Realismus halten sich für das einzig Gesunde. Nun, ich denke, wer wirklich gesund ist, wird sich nicht von Namen und Schablonen knechten lassen, wird sie aber auch nicht befehden. Er wird alle verstehen, aber auch über allen stehen. Und der echte Dichter und Künstler wird hoffentlich nach dieser nothwendigen — sonst wäre sie ja nicht — naturalistischen Uebergangsepoche sowohl Idealisten wie Realisten befriedigen. Wenn nicht — nun, so suche sich nach wie vor jeder sein eigen Ideal, lasse sich von ihm Kraft und stählerne Gesundheit schaffen, und beweise durch That und Leben, daß er den richtigen Standpunkt hat. Wer aber gehässig und hämisch polemisirt, der beweist damit, daß er krank ist, — mag er sich nun Idealist oder Naturalist benennen.

Fritz Lienhard.



Die gute Schule.

Seelische Zustände.

Von

Hermann Bahr.

(4. Fortsetzung.)

Und man konnte nicht sagen, daß sie für ihn paßte und mit ihm stimmte, und konnte auch nicht sagen, daß sie gegen seine Wünsche und ihm verdrießlich war — nein, gar nichts, überhaupt, konnte man sagen, gar nichts, weil sie wechselte, ohne Halt, und rastlos sich verwandelte und nimmer festzuhalten war, wie überhaupt das ganze Leben, bei dem sich nie etwas empfinden ließ, und wie ein Gefühl sich regte, ward bereits ein anderes wieder angeläutet und die Seele wurde ganz verwirrt und stumpf und es kam über ihn eine große Müdigkeit und ein großer Ekel und er hätte nur schlafen mögen, traumlos schlafen, lange sich ausschlafen von dem rohen Durcheinander und Lärm, mit verschlossenen Lidern, weil es doch die Mühe niemals lohnte, irgend etwas anzuschauen.

Ja, er wußte eine lange Liste von Tugenden an ihr, die ihm gefielen. Aber dann wußte er eine ebenso lange von verächtlichen Lastern. Also, was war denn das für ein Leben? Wozu gehörten denn die Dinge rings herum, als einem einzuheizen, wenn man fror? Aber das sollte man alles immer nur aus der eigenen Seele besorgen und nur immer geben, nie, niemals empfangen!

In ihre Augen blickte er gern, da wurde ihm so friedlich und so still. Das hatte er am liebsten, wortlos vor ihr zu knieen, mit gefalteten Händen, und in ihren sanften Segen zu schauen, recht lange. Es war um sie aus schmerzlich Violett und hellem Golde ein feuchter Schimmer, wie Murillo die Wolken malt; und oft dachte er, jetzt gleich müßten sie auseinandergehen und dann, mit Sternen und Engeln, würde sich der Himmel aufthun.

Und dann — das auch — hatte sie eine sehr feine Haut, die gut zu streicheln war. Das verträumte ihn mit schmachtenden Hoffnungen, wenn er darüber spielte, wie über eine Katze. Da rieselte es durch sein beschleunigtes Blut, wie Geruch von weißem Heliotrop.

Und es ward Licht, wo sie wandelte, und sie strahlte Leben aus, daß er sich noch einmal so kräftig fühlte, wenn er nur ihren Schein trank, und immer mußte er an die Diana des Baudelaire denken: s' enivrant de tapage. Da sog er sich dann fest an ihr, wie an einem Schwamm, der von Freude, Muth und Hoffnung troff.

Ja, das alles war wohl sehr gut und köstlich.

Aber dann auf der anderen Seite:

Warum sprang sie so grausam aus einer Stimmung in die andere, daß man in keiner seßhaft und nur ganz schwindlig wurde, vom Himmlischen in das Gemeine, daß alle Ordnung sich verlor? . . . .

Es fehlte ihr das Künstlerische, die Würde, die Haltung, die Hoheit, der große Stil — gerade was er brauchte, das fehlte ihr alles. Sie war und blieb, wie Marius es gesagt hatte, am ersten Tag: ein herziges Radaumädel. Und seine schwelgerische Hoffnung!

Und gleich zuthunlich und vertraulich gegen alle Welt und erzählte der Hausmeisterin ihr ganzes Leben, jedes Geheimniß, und der Bäckerjunge, welcher des Morgens die Kipfel brachte, wurde bald ihr bester Freund, weil er den Paulus so vortrefflich kopirte, aber schon ganz famos. Und sein vermessener Wahn, so oft in üppigen Gesichten stolzwüchsiger Träume, daß vor dem sengenden Sonnenadel seiner

Geliebten dereinst betende Völker die Kniee bögen, unter Schauern der Ehrfurcht und in irren, stammelnden Seligkeiten, wie vor gesalbter Majestät!

Und alle Tage verbummelte und verlotterte sie sich nur immer mehr. Sie war nicht wieder zu erkennen, wenn er vier Wochen zurück dachte. Anfangs, die ersten Tage, hatte sie sich noch ein bischen zusammengenommen und die natürliche Gemeinheit des Weibes hinter Scham, Zärtlichkeit und Leidenschaft verkleistert. Aber, natürlich, jetzt hatte sie längst die überflüssige Mühe nicht nöthig, als höchstens wenn einmal fremder Besuch kam. Da, freilich, spielte sie allerliebst die Dame oder das gute Kind und that sehr nett und wurde wieder ganz erträglich. Aber sie entschädigte sich schon für den lästigen Zwang, nachher, sobald sie nur wieder allein waren.

Selbst zur Toilette — und das konnte er gar nicht vertragen — war sie oft zu faul, sondern schlampte ungewaschen ganze Tage in dem verschlissenen und ausgefransten Schlafrock herum, brütete über blöden Launen, verdrossen, weil sie sich keine Beschäftigung wußte, zänkisch, um sich die Zeit zu vertreiben, geil durch das lange Wälzen in den schwülen Kissen, und in schmutzigem Tratsch, über alle Geheimnisse der Wollust, mit den Mätressen der anderen Maler, deren Sitten und Gebräuche und Redensarten sie begierig äffte, um nicht verlacht zu werden, vercocottete sie mit jedem Tage mehr.

Und das Ganze nennt man Liebe, höhnte er sich dann selber und spuckte vor Ingrimm, als hätte er den Schlund voll Schlamm.

Das Glück hatte er sie genannt, damals, in der Eselei des ersten Rausches.

Und er behandelte sie wie die nächste Dirne von der Straße. . . . . .

Und wenn sie wenigstens schön gewesen wäre, wenigstens schön — sonst begehrte er ja gar nichts, aber doch wenigstens schön! Aber er glaubte es nicht mehr, nein, auch dieses nicht mehr. Es war sicher auch nur wieder ein dummer Betrug seiner schwindeligen Sinne, wie alles Schöne, alles Gute!

Es verhielt sich mit ihrem Gesicht, wie mit seinem Gefühl: alles durcheinander geschmiert und verwischt und jede deutliche Gewißheit ausgelöscht. Ja, er konnte sie so ansehen, daß sie schön war, wie ein frommes Kindermärchen. Aber dazu brauchte sie ihn, immer ihn, seinen Blick, der erst die Schönheit in sie hinein trug: selber war sie gar nichts.

Und er dürstete, ausgetrocknet zum Verschmachten, nach einer sicheren und entschiedenen und unabhängigen Schönheit und Güte, die, lebendig außer ihm in eigener Herrlichkeit, seine spröden Zweifel überwältigt hätte!

Aber man konnte immer so und auch anders und nichts bändigte die Willkür. Es war nichts Ordentliches, überhaupt niemals im Leben, nirgends.

Und drum, natürlich, konnte man keine Kunst machen.

Und er führte sie herum und verglich sie. Wenn sie schon nicht schön war, vielleicht war sie doch wenigstens schöner als die Anderen. Wenigstens die Eitelkeit konnte dann schwelgen.

Und sein Schmerz wuchs, wenn er manchmal einer edleren Nase, kühneren Lippen, dralleren Waden begegnete. Tadellos war Keine. Man hätte ein Dutzend nehmen und tranchiren müssen und dann aus diesen Armen, jenem Busen könnte man das Normalweib zusammenleimen, das der Menschheit fehlte.

Und so lange, bis er das Normalweib fand, irgendwo, irgendwie, so lange konnte er nimmermehr lieben.

Nein, es war nicht die Liebe, sicher nicht.

Es war nicht die Liebe, es war nur —! Ja, da, jedesmal, stolperte und stockte seine Erwägung und die Logik war am Ende. Was denn, was anders konnte es denn sonst sein?

Und Tage lang strich er um dieses Räthsel und betastete es und schnupperte in alle Winkel.

Wenn er dachte, sie könnte ihn vielleicht wieder verlassen — nein, nein, nur der bloße Gedanke war schon Wahnsinn! Nimmermehr ertrüge er es. Ohne sie zu leben, nur einen Tag, eine einzige Nacht — nein, das konnte er sich nimmermehr vorstellen.

Aber warum liebte er sie dann nicht?

Entweder — oder:

Rechtschaffen sich lieben und rechtschaffen glücklich sein, wenn man schon zusammen lebte.

Oder, da die Begierde befriedigt war, in Freundschaft auseinandergehen, wenn man sich nicht liebte.

Aber er wollte nicht das Eine und konnte nicht das Andere und wußte nicht, was daraus werden sollte.

Er hätte sich in die ganze Geschichte überhaupt nicht einlassen sollen, von vornherein.

Das Einfachste und Bequemste wäre es eben doch gewesen — darauf kam er immer am Ende zurück — da er sie nun einmal hatte und Trennung nur erst Leid und eine Menge Umstände machte, das Einfachste und Bequemste war es ohne Zweifel, wenn er sich entschloß, sie zu lieben.

Dieses löste alle Schwierigkeiten, wenn er sich entschloß, sie zu lieben.

Wie die Dinge nun doch einmal lagen.

Es kam nur auf ihn an. Dann war sie gut, dann war sie schön, dann kehrte das Glück der ersten Woche wieder. Er brauchte sie nur zu lieben.

Und er liebte sie ja auch, ohnedies.

Sonst war es ja nicht zu erklären. Woher denn sonst?

Er redete es sich nur ein, das Andere.

Ganz gewiß liebte er sie. Sonst hätte er gar nicht so lange darüber geforscht, ob er sie liebe.

Er liebte sie ganz gewiß, nur an der Form fehlte ihm was.

Ja.

Es war ganz wie mit der Kunst. Er hatte sie alle beide, die Liebe und die Kunst. Aber er vermochte sie nicht zu gestalten.

Und da fand er eines Tages die Formel, die alles erklärte, ganz genau: es handelte sich um die neue Liebe.

Um die neue Liebe, wie es sich um die neue Kunst handelte. Genau dasselbe.

Nun war das Räthsel klar, auf einmal.

Das gefiel ihm ungemein. Ein ganzes System ließ sich daraus machen. Er führte es wunderschön durch, alle Paragraphe.

Merkwürdig, daß noch kein Anderer darauf gekommen.

Der Aberglaube war doch zu einfältig, daß in dem ewigen Wechsel aller Dinge die Liebe allein unwandelbar bliebe, von der Steinzeit bis auf's Elektrische, in immer gleicher Form.

Es wechselten Götter und Rechte, die Hoffnungen und die Wünsche, das Leben und das Denken. Natürlich wechselte auch die Liebe.

Und die neue Zeit begehrte neue Liebe, wie sie neue Kunst begehrte. Es galt eine Liebe zu finden, welche diesem sinkenden Geschlecht gerecht war. Eine neue Erscheinung der Liebe, welche sich in die allgemeine Decadençe schickte; mit der alten ließ sich nichts mehr anfangen. Man mußte sie auf den Stil „fin de siècle“ bringen.

Und wie er nur einmal so weit war, daß er diese Namen verwenden konnte, da wurde er schon sehr vergnügt.

Decadençe und fin de siècle, damit ging alles. In der Kunst handelte es sich ja auch um nichts Anderes.

Und er sann und bekräftigte es sich durch viele Beweise.

Natürlich, die Dutzendmenschen, die immer träge hinter der Entwicklung haschten, die konnten noch glücklich werden in der alten Dutzendliebe. Sie vertrugen ja auch die alte Dutzendmalerei ganz gut.

Aber die Elitemenschen, die Pfadsucher, die Wegweiser der Entwicklung, welche vor den Jahrhunderten wandeln! In ihren Begierden jedesmal meldete sich jedes neue Bedürfniß der Menschheit zuerst. Sie litten, zum Sporn, um zu ringen, zu belagern, zu erobern, Märtyrer der Cultur, damit die Anderen dann den erbeuteten Segen genössen, die glücklichen Schläfer hinten im Troß.

Er mußte die neue Liebe begründen.

Jetzt hatte er wieder einen Zweck, wofür zu leben.

Etwas ganz Nervöses, Raffinirtes, Complicirtes mußte es werden, weil sie ja dieses nervöse, raffinirte, complicirte Geschlecht ausdrücken sollte. Und er grübelte nach anderen Fremdworten: denn in der eigenen Sprache konnte man sich nicht nähern.

Und nur etwas ganz Neues, ganz neu, unerhört — das Große, was noch vor der Menschheit liegt.

Daher diese Geburtswehen.

Und nur keine halbe Neuerung, sondern ganz — ganz —

Er fand aber kein Wort. Er wußte es schon, wie. Aber er konnte es nur durch eine Geberde sagen, durch eine große Geberde in kühnem Bogen weit hinaus, und dazu immer wiederholen, mit mächtigem Athem tief herauf: ganz, ganz!

Wenn er nur einmal die Sache hatte, dann kam schon auch das Wort.

Im Stile der Elektricität und des Dampfes, darum handelte es sich.

Eine Edison-Liebe.

Das würde dann auch die neue Religion sein.

Aber darin glich sie auch wieder der Kunst: daß das Alte unwiderbringlich dahin und nicht länger erträglich war — aber sonst, außer ihrer Unentbehrlichkeit, wußte man nichts von der neuen.

Er besaß von der neuen Kunst und von der neuen Liebe gerade genug, daß es ihm die Zufriedenheit in den alten verdarb. Aber nicht mehr.

Nicht mehr als die Forderung des neuen, den sehnsüchtigen Trieb darauf.

Man mußte ihn kräftigen, bis er unwiderstehlich wurde, alle Hemmnisse zu sprengen.

Nur nicht nachgeben, sich nicht abschrecken lassen.

Die Hauptsache war ja doch, auf der richtigen Fährte zu sein. Jetzt nur vorwärts mit der rüstigen Axt durch's Gestrüpp.

Wenn er ihr Stifter würde, der neuen Kunst und der neuen Liebe zugleich, Heiland aller Begierden!

Dann war dieses irre, lechzende, hungrige Gefühl erlöst, die seelenmörderische Krankheit der Zeit.

Ja, weil sie die Liebe brauchten und konnten sie nicht finden! Darum war ein solches Brausen überall, in blutigen Blitzen. Weil sie nicht lieben konnten.

Die Liebe mußte wieder unter die Menschen gebracht werden, die Möglichkeit der Liebe.

Nur nachdenken und forschen, prüfen und versuchen, die Wirkungen vergleichen.

Experimentiren.

Ungefähr einen Plan, einen Grundriß des Verfahrens konnte man ja aus dem Charakter der Zeit gewinnen.

Die neue Liebe mußte ungeheuer sein, gewaltsam, roh, jäh, furchtbar, maßlos — gothisch mußte sie sein, wie die Zeit.

Und dabei etwas ganz Feines, Zartes, zierlich Gedrechseltes, wie ein japanisches Figürchen.

Ein Riese, aber der Chic hat.

Ja, das war der eigentliche Charakter der Zeit, diese Vereinigung von Gigantischem und Churrigueresken.

Wie eine schnaubende und tosende Maschine, an welcher doch jedes winzige Knöchelchen so knospenhaft zärtlich und mildwüchsig ist, wie ein junger Kuß.

Ja, eine maschinenmäßige Liebe.

Das war es.

Freilich, das Detail blieb noch geheim. Es konnte sein, daß man überhaupt ein neues Princip in die Liebe bringen mußte, etwas wie den Dampf, und das wurde eine Revolution bis in den letzten Grund und nichts verweilte vom Alten, als eine verwunderte, ungläubige Erinnerung. Nur der gleiche Name dauerte fort.

Oder es genügte, in der alten Ueberlieferung, eine technische Neuerung, ohne Wandel des Wesens. Man änderte blos das Verfahren. Hilfreiche Handgriffe wurden erfunden.

Aber das alles lag noch schwarz im Nebel.

Das alles mußte erst reifen und wachsen, unter der Sonne der Gewohnheit.

Wenn er nur die Spur nicht verlor.

Wenn er nur nicht ermüdete.

Wenn er nur nicht wankte im Glauben und Vertrauen, so oft es auch mißrathen mochte.

Und dafür, vor Allem, mußte er sich die Unerträglichkeit der alten Liebe recht lebendig machen, bis ihm Leib und Seele schrieen, unter Wunden, nach Erlösung.

Das war sehr wichtig.

Dann durfte er die neue hoffen, wenn er zuvor erst an der alten ganz verzweifelt war. Früher nicht.

Nun freute er sich, wenn er litt, und suchte das Leid. Nun suchte er den Ekel und das Grauen bei ihr, um die Empörung zu beschleunigen und den Sieg.

Und dann horchte er begierig, ob es noch immer sich nicht-melden wollte.

Und alle Tage kroch sein Gehirn diesen nämlichen Weg, von der Trauer zum Zweifel und immer zuletzt an diese Hoffnung.

Anders konnte er ja auch nicht leben.

Wenn auch dieses wieder nur betrog —

Oft verlor er allen Muth. Dann beschloß er, nicht mehr daran zu denken, gar nicht mehr zu denken.

Bis dann wieder von außen ein Stoß — wie heute, mit dem Liebermann —

Und da wickelte sich die Spule wieder herunter. Und morgen wieder.

Nein, dieses konnte ja nicht betrügen. Es war so logisch.

Nur nicht irre werden. Nur beharren. Nur vertrauen.

Er hatte ja auch schon, wenngleich noch wüst und ungestalt, in verworrenen Drängen, manchen führenden Instinkt.

Nur herausgearbeitet mußte es erst werden.

Stundenlang, oft, brütete er an den Abhängen seiner Triebe, ob die wilde Blume noch immer nicht aufkeimen wollte, und lauschte nach der Seele hin, wie die Launen und Wünsche strichen, und verzeichnete jede Spur.

Nur Geduld. Heute eine Vermuthung, die morgen wieder zerflatterte, aber um in acht Tagen zurückzukehren und in neuen Anwandlungen zu erstarken. Und auf einmal — bisweilen fühlte er es schon ganz deutlich heraufsteigen — eines schönen Morgens würde es ihm aus dem Schädel springen, fertig und auf jeden Widerspruch gerüstet.

Ganz anders mußte sie sein.

Ganz, ganz anders.

Diese Losung sagte er sich alle Stunden vor und wiederholte sie hartnäckig, wie ein heilkräftiges Gebet. Sonst wußte er nichts, als nur: anders, ganz anders. Daran klammerte er sich.

Das Gegentheil, das Gegentheil von allem, von allem Gewesenen und Erfindlichen.

Wie die Zeit das Gegentheil war und ganz anders.

Darum konnte man auch mit der Vernunft nichts ausrichten, nein, die half gar nichts, sondern mußte warten, bis es einem das Gefühl eingäbe.

Es mußte einem geschenkt werden.

Das Unfaßliche im Gefühl, das war es. Der Ausdruck des Unausdrücklichen, wohin kein Gedanke reichte, würde es werden. Was bisher nur in der Musik gewesen ist.

Was manchmal in den hohen Schichten des Gehirns, wenn sie sich erweichen, von Sehnsucht singt, wie eine zersprungene Harfe, über die ein Seufzer weht.

Was manchmal den Schlund dolcht, daß man schlucken muß, wie vor Thränen, und kann es sich nicht deuten.

Ganz weißgekleidet würde es sein.

Immer mußte er an die Mönche des Zurbaran denken — so, irgendwie.

Und auch auf gelbem Grunde. Schmutzig Gelb, lechzend, verzückt, ermattet, ausröchelnd, verschmachtend und mit violetten Tönen, aber nur ganz leise.

Ja, keusch.

Er fühlte es mit Wollust, daß sie sehr keusch sein würde. Er bemerkte neuerdings an sich eine große Neigung, unbezwinglich, zur Keuschheit, ganz seltsam, wunderlich, unerklärlich, die ihm früher niemals aufgefallen war. Nein, er konnte sich nicht erinnern.

Das war schon ein Zeichen.

Seine Sehnsucht irrte nach einem mystischen Glück der Enthaltsamkeit, ohne ein wirkliches Weib, mit dem bloßen Traum, ganz allein, mit der bloßen Vorstellung, eine entfleischte Liebe, welche ohne den Schatten des Leibes und ohne Ende sein könnte, niemals unterbrochen, keinen Augenblick, ein ewiger Rausch ohne Ernüchterung, ohne Erwachen.

So etwas.

Schön waren doch nur die Begierden. Man mußte sie verhindern, erfüllt zu werden.

Der wahre Genuß war doch immer allein in der Vorstellung vor dem Genuß. Der wirkliche brachte blos Schmerz und Schmutz und Ekel. Er enttäuschte und verdroß und verdarb den Muth der schönen Einbildung.

Nur eine einsame Liebe konnte unendlich sein.

Er unternahm Versuche.

Einmal, als sie fort war, bereitete er feierlich alles zur Hochzeit und öffnete über sich den Flacon ihres Parfüms, Corylopsis. Dann, mit geschlossenen Lidern, erweckte er ihr Bild und vollzog, in sanften Tänzen, mit ihm liebliche Geberden, deren Leidenschaft wechselte und wuchs, unter holden und verschämten Spielen. Da, mit seligen Wallungen, fühlte er ihre Güte, ihre Schönheit ganz entkleidet vom Gemeinen, in lauteren Verkündigungen, ohne den Makel der rauhen Wirklichkeit, und konnte sie ganz in sich verwandeln, auffsaugen, ausschlürfen, ohne daß ein fremder Rest wie eine trübe Hefe blieb.

Das war die keusche Wollust. Da hatte er es perlgrau im Gehirn, in schmächtiges Violett hinüber.

Ja, auf diesem Wege mußte sie kommen, auf keinem anderen.

Er wiederholte sie oft, diese seraphischen Umarmungen.

Er liebte sie gar nicht mehr anders, als wenn sie fort war. Da wurde ihm köstlich. Das Andere marterte ihn nur, wie wüster Traum mit schweren Alpen.

Ja, auf diesem Wege mußte sie kommen.

Und er harrte, demüthig und treu. Nimmermehr wollte er verzagen. Er erneuerte sich das Gelöbniß, während er träumte, unter der schwülen Linde.

Da wurde ihm plötzlich sehr gut und es kam eine freudige Zuversicht über ihn, wie noch nie, daß er schon ganz nahe war. Und dann verdankte er es am Ende doch nur ihr allein, und sie war halt doch das Glück, trotz alledem. Und es wurde ihm zum Weinen und er schämte sich, wie er oft gegen sie war.

Da schlug er die Augen auf und gewahrte es, woher ihn solche Zärtlichkeit anwandelte.

Es war neben ihm eine Blumenhändlerin aufgefahren, Rosen und Nelken und Reseda, ein mächtiger Karren.

Ja, dachte er sich, während er heimwärts schritt; wenn man immer Rosen neben sich hätte, welche riechen, da könnte man freilich leicht gut sein.

9.

Auswärts diniren. Mit diesem Entschluß kam er heim.

Damit sich ihm nicht erst wieder die Stimmung verdürbe, der Friede, das Behagen.

Er fürchtete sich. Immer, so oft ihm angenehm wurde, kam diese Furcht. In allen Genüssen, wenn er die Empfindung recht sondirte, hatte er eigentlich immer nur Angst vor ihrem Verluste; das herrschte.

Er verwendete viele Mühe, die guten Anwandlungen zu befestigen. Man mußte es nur erst lernen, glücklich zu sein, durch Fleiß, mit Ueberlegung, aus Erfahrungen. Die Technik des Glückes müßte man erst erwerben, anders ließ es sich nicht gestalten.

Dann hatte man wenigstens ein ruhiges Gewissen, das seinige gethan zu haben, und ersparte sich die Reue.

Nur das Fremde von der Stimmung verscheuchen, daß sie heimisch werden könnte.

Das Blumenduftige in der Laune bewahren.

Aber er wußte, daß es nicht hielt, wenn sie allein waren.

Er kannte es schon. Nur nicht allein. Man mußte etwas zwischen sie stellen.

Blitzableiter nannte er es.

Sie liebten sich eigentlich nur noch, wenn sie durch andere Beschäftigung verhindert waren, sich zu lieben.

Auswärts diniren. Boulevard St. Michel, Hotel de Suez — natürlich.

Seine Gewohnheit, immer die gleichen Orte aufzusuchen, sehr conservativ, die Freunde lachten. In einen neuen brachte man ihn schwer, weil alles Fremde ihn gleich verwirrte. Da wurde er, wenn seine Trägheit verstört war, ganz kopfscheu und hilflos, wie eine aufgeschreckte Henne, und lief erst lange draußen um alle Thüren, unentschlossen und dennoch begierig, und wußte sich keinen Rath, ganz verzweifelt.

Und dann war ihm dieses auch das Muster, schlechtweg, ohne Gleichen. Er konnte es nicht begreifen, daß für die anderen sich überhaupt noch Gäste fanden. Er hieß es nur: das ideale Hotel — ein besseres war mit aller Einbildung nimmermehr auszudenken.

Erstens, weil die Madame gar so lieb war. Nicht mehr ganz jung, aber mütterlich, schwesterlich, bräutlich, alles zusammen, betraute und pflegte und hätschelte sie einen — ungeheuer nett. Gerade, was er brauchte. Es kam ihm weniger auf Liebe und auf Freundschaft an, als daß sie ihm lebhaft und deutlich immer neu



rsichert und betheuert wurden. Das wollte er: Jemanden, der ihm recht schön
at; warum und ob es aufrichtig war, das konnte einem zuletzt gleich sein. Aber
)ne das war ihm kein Leben schmackhaft.

Und dann Maler, Studenten, vom Theater, leichtes und frohes Völkchen,
cht diese fade und steife Gasthof-Engländerei. Singen, Tanzen, gern Champagner,
r reine Murger. Uebermuth, Ausgelassenheit oft, nie Langeweile.

Durch eine kleine Soubrette vom Cluny, zufällig, ein herziges Mauserl, mit
r er einmal bei Bullier angebandelt hatte, lernte er es kennen. Immer kreuz-
el, unverfälschtes Quartier Latin von der alten Marke, wie es sonst blos noch
den Büchern ist, Gauloiserie im Schlafrock. Schade, daß es keine Ateliers gab.

Aber wenn er sich einen guten Tag anthun wollte, kam er diniren. Das
irstete die Grillen weg. Und die hatten geschaut, wie er Fifi zum ersten Male
achte, im Triumph; Madame war gleich in sie völlig verliebt gewesen.

Nur die armen Löwen verdrossen ihn, daß sie auch heute wieder da waren,
elche er nicht leiden konnte. Warum man sie nicht einfach hinausschmiß, begriff
nicht. Sie würden doch am Ende nur noch das ganze Hotel verschandeln, wenn
an sie erst einnisten ließ.

Marius war's, der ihnen den Spitznamen aufgebracht hatte, frei nach Augier.
ämlich, ein Wiener Commis, mit dem Größenwahn, daß er Pariser sei, in
elchem er es durch Fleiß und Ausdauer richtig auch erreicht hatte, nur noch ein
nz jämmerliches Deutsch zu spucken; dann der Herr, der nach Jodoform roch;
d der mit der schiefen Nase, links hinüber, welcher bei den Rennen wettete, alle
age, nach dem Gil Blas, gehorsam, fünf Franken auf jedes, was im Ausgleich
öchentlich einen geringen, aber zuverlässigen Gewinn gab, von welchem er Man-
jettenknöpfe kaufen und die Wäscherin schuldig bleiben konnte. Sie hatten zusammen
n Paar Lackschuhe, eine rothe Cravate und keinen Sou.

Sie karikirten die Karikaturen des Pschutt im Journal Amüsant und Jeder
elt im Jockey-Club einen Schutzheiligen, dessen Wandel zu befolgen sein muthiger
hrgeiz war. Einmal die Woche mietheten sie zusammen eine Horizontale, damit
: sich mit ihnen drei Stunden in eine geschenkte Loge setzte. Aus den Nouvelles
la main holten sie ihre Gespräche . . . .

Schließlich und endlich brauchte er sich ja nicht um sie zu kümmern. Nur
ß Fifi gleich wieder grüßen mußte, mit Nicken und mit Knixen und mit Winken
ie nach guten Freunden, das giftete ihn. Natürlich klemmte da der Herr, der
ch Jodoform roch, sofort das Monocle auf.

„Weißt", sagte sie, „die schiefe Nase muß ich etwas anblinzeln, anders kann
) mir nicht helfen, es ist zu fesch. Da fängt er dann zu blasen an, daß die
lacken wackeln."

Und sie machte wieder ein gar so liebes Gesichtel, wie sie es zeigte. Wenn
ur die anderen Leute nicht gewesen wären, die es doch nicht wissen konnten, daß
blos zum Spaß war! Und da ärgerte er sich wieder über sich selbst, daß er
ch um die anderen Leute kümmerte — unwürdig des Künstlers.

Aber nein, er kümmerte sich nicht um die anderen Leute, gewiß nicht, sondern
atte blos ein gewisses Gefühl für das Convenable. Worin gerade sich die wahre
Bildung zeigt. An diesem Mangel merkte man ihre niedere Herkunft. Das war
m wieder angenehm, diese Ueberlegenheit zu empfinden.

Man mußte sie halt erst erziehen. Das durfte er nicht so vernachlässigen.
Seine Schuld. Man mußte ihren Geschmack auf das Ernste richten. Und er
egann sofort, von seinem neuen Bilde zu erzählen und ihr die Aufgabe der
modernen Künste zu erklären, mit einer feierlichen und sehr lehrhaften Miene.

„Was trinken wir denn?" sagte sie.

Und gleich, ganz empört:

„Nein, danke, den Wein kenne ich. Als ob Du Deine Pinsel ausgewaschen hättest. Eher sterben."

Darüber stritten sie eine Weile, weil er sein Hotel nicht ungestraft beleidigen ließ, bis die Suppe kalt war. „Na also", sagte sie dann, vorwurfsvoll. „Da hast Du's."

Aber er, als mit dem Bier die nämliche Geschichte war, weil es nur von den Preußen zur Vergiftung der Menschen erfunden ist — mit männlicher Entschiedenheit:

„Trinkst halt gar nichts — am einfachsten."

„Natürlich, das wär' Dir das liebste." Und sie nahm die Opfermiene an. Es offenbarte sich einmal mehr seine ganze Schlechtigkeit und Tücke.

Es ist immer noch besser, eine schiefe Nase, als ein krummes Herz zu haben. Wenigstens würde die schiefe Nase seine Mätresse nicht verdursten lassen, sicher nicht. Und was das Körperliche betrifft, oh, an das gewöhnt man sich rasch — an ihn hatte sie sich ja endlich auch gewöhnt, und er sollte nur erst einmal in den Spiegel schauen.

Wenn nur die anderen Leute nicht gewesen wären! Da hätte er ihr schon den Herrn gezeigt, und gehörig! Es blieb aber nichts Anderes übrig, als sie mit Bitten und Betheuerungen zu beruhigen. Sie war sonst im Stande, eine große Scene anzufangen, vor den Löwen, ungenirt. Aber warte nur — daheim!

Und daß sie ihm dann gerade am allerbesten gefiel, wenn sie die Rokoko-Lippen aufsteckte, schmollend und hoffärtig!

Sie einigten sich auf Eau de Vichy. Ihr war ja schon überhaupt alles gleich, weil ihr doch einmal alles Glück verwehrt blieb, und sie traute sich kein Wort mehr zu sagen, weil es doch niemals recht war, und eigenen Willen durften ja die unterdrückten Frauen keinen haben, und sie verzichtete schon auf alles und wollte geduldig jede Mißhandlung gern ertragen. Meinetwegen Seinewasser, wenn der Gebieter es befahl — nur Ruhe sollte er ihr endlich geben und nicht erst fragen, da doch das Gegentheil geschah, immer. Blos Eau de Vichy gerade konnte sie gar nicht vertragen, weil ihr der Magen gleich zu klimpern anfing, und vertauschte es mit Saint Galmier. Und dann trank sie aus seinem Glase seinen ganzen Wein.

Er verbiß seinen Grimm in eine Omelette. Madame brachte sie ihm jetzt immer noch einmal so groß, seit er verheirathet lebte.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 19. Berlin, den 11. Juni 1890. I. Jahrgang.

Die Pariser Freie Bühne.

Die Reformen.

Das Théâtre libre ist von Anfang an ein Theater der Reform gewesen, gegen die Theater der Routine. Es hat seit dem ersten Tage von der Praxis des Erwerbes weg steil zum Verdienste des Ideals emporgerungen. Es folgte dem Willen der Litteratur, ohne nach den Launen des Haufens zu fragen; und statt von den Bedürfnissen der Kasse, wurde es von den Befehlen der Kunst bestimmt.

Dafür hat es gelebt und davon hat es gelebt.

Aber zuerst war sein Ehrgeiz schüchtern und bescheiden, und Geringes versprach es und erwartete es von sich. Als Beispiel wollte es blos wirken, an welchem die versunkenen Hoffnungen wieder emportauchen könnten; eine Mahnung und Erinnerung des Theaters an sich selbst wollte es sein, daß es sich besänne und seinem Berufe zurückgegeben werde; Kritik wollte es vollbringen, aus welcher die anderen dann schöpfen sollten. Und die Mittel und Werkzeuge wollte es ihnen reichen, als ein simple laboratoire d'essai der jungen Dichtung, als eine pepinière d'auteurs et de comédiens, als eine sorte de Conservatoire pratique et accessible.

Doch das Schicksal verbiegt die Pläne. Es trieb den Erfolg des Théâtre libre an seiner Absicht vorbei, über seine Absicht hinaus. Die Erneuerung der alten Theater mislang, und das Théâtre libre wurde gezwungen, selber dies neue Theater zu werden.

Das gebietet nun freilich Veränderung seines ganzen Gebahrens und wechselt sein Programm. Aus Beispiel muß es Muster werden und die Consequenzen seiner selbst, welche es von den anderen forderte, in eigener That jetzt verrichten. Aus einer Mahnung zur Reform der anderen muß es selber die Erfüllung aller Reformen werden.

Das ist der neue Entschluß Antoine's, der Entschluß, sein eigenes Theater zu gründen: es ist nicht eine Schrulle des Uebermuthes, es ist die Pflicht, die ihm aus seinem Glücke erwachsen.

Er will den Körper des Theaters reformieren, das Repertoire und die Schauspielerei.

Die Reform des theatralischen Körpers hat er sich von Bayreuth geholt. Nach diesem Vorbilde soll die bisherigen gekreisten und in Etagen, sodaß zwei Drittel der Zuschauer einander gegenüber kommen, aufgebauten engen, dumpfen und unbequemen Theater, in welchen die für sechs Personen bestimmten Logen zwei sehende Plätze enthalten, in welchen von oben mit Mühe höchstens die Schädeldecken der verkürzten Spieler erblickt werden können, in welchen von den zwölfhundert Menschen etwa sechshundert nur Verstümmeltes schauen und nur Brüche hören, — alles dieses soll ein weiter und freier Saal überwinden, mit großem Promenoirs auf beiden Seiten, mit Café's, Rauch- und Lesezimmern, mit einem Salon für die Presse, in welchem an Comfort und Apparaten der Journalist alles Nöthige findet, um gleich in richtiger Stimmung das Urtheil des Abends an sein Blatt zu telephonieren. Durch eine verständige Erfindung an den Sesseln, welche die Toilette eines jeden versorgt, wird die Garderobe, durch mechanischen Selbstverschluß der Thüren das schlapfende Getuschel der widrigen und bettelhaften Diener entbehrlich; die Preise, zudem, sinken auf die Hälfte.

In diesem Theater der modernen Bedürfnisse werden die modernen Bedürfnisse das Repertoire gestalten. Es wird einen caractère absolument littéraire gewinnen. Die Nothwendigkeit der künstlerischen Entwicklung soll es beherrschen, niemals geschäftliche Spekulation auf die gemeinen und niedrigen Instinkte. Vierzehn Tage wird jede Neuheit gespielt, dann unerbittlich abgesetzt. Dieses versichert jeder Saison ein Minimum von achtzig ungespielten Akten.

Aber das Wichtigste sind ihm die Reformen der Schauspielerei. Darüber hat er unablässig gesonnen und hin und her gesucht. Er hat vieles erlebt und die wunderlichen Erfahrungen verglichen, daß sie ihm verblüffende, aber wirksame Folgerungen gaben.

Seine Kritik der herrschenden Spielweise ist vortrefflich. „Was man heute als den Unterricht in der Kunst der Red bezeichnet, das ist nichts als die Dressur des Spielers auf einen ganz übertriebenen Ausdruck, auf eine besondere Stimme, auf ein erkünsteltes Organ, welches mit seinem natürlichen nichts gemein hat. Seit sechzig Jahren sprechen alle unsere Schauspieler durch die Nase, blos um in unseren zu großen und akustisch mangelhaften Sälen nur überhaupt verständlich zu werden, und weil diese Art von Stimme nicht altert und den Jahren widersteht. Alle Gestalten des gegenwärtigen Theaters drücken sich technisch in der nämlichen Weise aus, ob sie nun jung oder alt, krank oder gesund seien. Alle „gut sprechenden" Künstler verzichten auf die unzähligen Nuancen, welche einen Charakter erst erklären und ihm ein lebendigeres Leben verleihen. Die ganze Theaterwelt „vibriert" in einem fort, ohne Grund; es wird nicht gesprochen, sondern geheult, und selbst im täglichen Leben, wenn sie auf den Boulevard heruntersteigen, bewahren die unglückseligen Künstler diese unnatürliche Steigerung des Ausdrucks, welche jeden Schauspieler sofort erkennen läßt . . . Die Dekorationen überschreiten das Maß und den Umfang des täglichen Lebens und die Gestalten verlassen den natürlichen Rahmen jeden Augenblick, in dieser unnachgiebigen Sorge des Routiniers, unablässig Bilder zu stellen, um jeden Preis. Der Schauspieler unterbricht in einem fort seine Bewegung, pour poser devant la salle."

Antoine schließt aus dieser Kritik: „Chez le comédien, le métier est l'ennemi de l'art." Und er erhärtet dieses Paradoxon durch die merkwürdige, unvermuthete Erfahrung seines Theaters, auf die Niemand gefaßt sein konnte, daß seine größten schauspielerischen Wirkungen gerade von Dilettanten vollbracht wurden, von dilettantischen „amateurs," die aus bürgerlichen Berufen weg das erste Mal vor das Publikum traten.

So wurde die „Macht der Finsterniß" von einem Beamten des Finanzministeriums, einem Polizeikommissär, einem Architekten, einem Chemiker, einem

Handlungsreisenden, einem Weinhändler, einer Schneiderin und einer Telegraphistin gespielt. Die gesammte Pariser Presse bezeichnete diese Aufführung als eine schauspielerische Muster- und Meisterleistung. Zehn seiner niemals zuvor theaterschulmäßig gebildeten Mimen gehören heute großen französischen Bühnen, fünf von ihnen dem Odéon an.

Der „Kuß“ Banville's stieg vom Théâtre libre auf die Comédie française, auf die erste Bühne der Welt. Darüber berichtete Henry Bauer, im „Echo de Paris“: „Im Théâtre libre hatten die Darsteller die geflügelte Phantasie, die Anmuth und den künstlerischen Reiz dieses Kleinods erfaßt. Sie sprachen diese leuchtenden Strophen, wie wir sie fühlen, ohne gesuchte oder vergröberte Wirkung. Diese „impression artistique“ ist uns in der Comédie nicht völlig wiedergegeben worden, in der Hochburg der schauspielerischen Vollkommenheit. Coquelin Cadet hat, in der einzigen Sorge um starke komische Effekte, die funambuleske Phantasie verkannt; er gewinnt uns nicht durch den Reiz der Verse; er will uns zum Lachen zwingen, um jeden Preis, er schneidet Gesichter, legt sich in die Assonanzen hinein und macht uns am Ende durch seine übel angebrachte Bouffonerie nur wüthend.“

Man sollte das unseren Virtuosen mit großen Lettern hinter die Ohren schreiben. Um der Kunst willen werden sie ja ihre läppischen Unarten nicht lassen. Aber die Rücksicht auf die eigene Wirkung könnte vielleicht manchen erziehen, wenn man ihn nur erst bewogen hätte, es zu bedenken und zu versuchen.

Aus der Kritik der üblichen Spielweise und solchen Erfahrungen schließt Antoine, daß mit den alten Schauspielern nichts anzufangen ist, welche er der eingedrillten Verlogenheiten erst mühselig wieder entwöhnen müßte, und deren Geberde von anno 1830 romantischen Heiles uns so fremd ist, wie jene romantische Phraseologie: wir drücken uns eben aus anderen Gefühlen anderer Nerven und anderer Sinne in anderen Worten und anderen Gesten aus.

Neue Schauspieler fordert die neue Kunst, fügsamer den Geboten einer neuen Spielweise, welche erst noch zu suchen ist, aber deren Spuren er gewahrt. Er gewahrt sie in der gewaltigsten Kraftleistung der modernen Bühne, welche zugleich ihre verwegenste Annährung an den Naturalismus ist: in dem Hamlet Monnet-Sully's; er gewahrt sie an der Réjane, an Febvre, Dupuis und St. Germain, an Salvini. Wenn er sich um Deutsches bekümmerte, hätte er unsere gewaltigen Werber der theatralischen Moderne hinzuzufügen nicht versäumt, diese stolzen Versicherungen unserer husarenkühnsten Wünsche zur Eroberung auch der Bühne für die Wahrheit: die Hohenfels, Baumeister, Thimig und Emanuel Reicher.

Diese Erneuerung der Spielweise, in so lebendigen Zeichen angekündigt, ist nur die nothwendige Folge der großen naturalistischen Revolution. Der Schauspieler wird dieselbe Wendung vom Gemachten zum Erlebten, von der glücklichen Idee zur sammeleifrigen Erfahrung, von der erlernten Pose zur empfundenen Wirklichkeit durchmachen müssen, welche der Dichter und der Maler und der Musiker durchgemacht haben. „Die neuen Werke, ganz nur Beobachtung und Studium, heischen neue Interpreten, ursprünglich und wahr, imprégnés de réalité. Die „jugendlichen Liebhaber“ beispielsweise werden aufhören, immerdar von der nämlichen Prägung zu sein; sie werden sich der Reihe nach gut, böse, dumm, geistreich, vornehm, gemein, stark, schwach, muthig und feig zeigen; sie werden lebendige Menschen sein, wechselnd und mannigfaltig. Die Schauspielkunst wird nicht mehr auf den natürlichen Gaben und körperlichen Vorzügen beruhen: sie wird von Wahrheit, Beobachtung und der unmittelbaren Belauschung der Natur leben.“ Die Virtuosen werden verdrängt, das System der „Sterne“ überwunden, das Ensemble zum höchsten Gesetz ausgerufen. Die Mustertruppe wird aus dreißig Künstlern gebildet, von gleichen Anlagen, mittelmäßigen Talenten und einfachen Naturen, die sich jederzeit, selbst zum Schaden ihres Rufes, den Bedürfnissen des Ganzen fügen.

Sie spielen jede Rolle, welche ihnen die Direktion zuweist, und jede Rolle in jedem Werke geht der Reihe nach von einem zum anderen. Die Namen der Schauspieler kommen niemals auf den Zettel, der bloß die Stunde der Eröffnung, den Titel des Stückes und den Namen des Autors trägt.

Dieses sind die merkwürdigsten von den Reformen, welche Antoine in seinem neuen Hause, nahe der Oper, verrichten will. Es wuseln ihm noch viele andere im Kopfe, der rastlos über dem Künftigen sinnt. Von manchem wird er freilich wohl wieder zurückkommen, in den Ernüchterungen der Praxis, von mancher Ausgelassenheit des ersten Hoffnungstaumels.

Wenn ihm aber nur ein Zehntel, ein bescheiden Zehntel blos seiner stürmischen Wagnisse glückt, das wäre schon ein gewaltiges und fruchtbares Verdienst um die Erneuerung der Kunst.

Karl Linz.

Friedrich Nietzsche.

Seine Philosophie.

Die Persönlichkeit Nietzsche's ist wie geschaffen für seine historische Stellung. Sein Publikum ist das Bürgerthum der Decadence, das einem strengen, philosophischen Geist wenig geneigt ist; man denke nur daran, wie spurlos das Hauptwerk von Ernst Laas vorüber gegangen ist. Nach Hegel hat es keinem ernsten Denker mehr goutiert.

Und Nietzsche! Von einem System im Denken keine Spur; nur lose zusammenhängende Aufsätze und Aphorismen, die mehr psychologischen als logischen Zusammenhang haben; also ohne eigentliches Zusammenraffen des Geistes zu verstehen. Ein energischer Hauptgedanke, der immer und immer wieder herausklingt; also sehr überzeugend wirkend auf denkschwache Gemüther. Geistreich; von jener Geistreichigkeit, welche schon der alte Lichtenberg in seiner „Eingabe aus Bedlam“ so treffend „Bestreichen“ nennt; nämlich man läßt ein Paar Glieder in der Gedankenkette aus, damit der Schluß frappierender wirkt, man übertreibt hier und da, setzt ein gewagtes Bild ein — und durch diese einfachen Manipulationen verwandelt man eine sehr gewöhnliche Gedankenreihe in eine geistreiche, wie man ein gewöhnliches Stück Eisen durch einfaches Bestreichen mit einem Magneten zu einem Magneten machen kann. Trivial; aber von jener versteckten, heimtückischen Trivialität, welche unter einem ungeheuren Bombast einen tiefen Sinn ahnen läßt. Und vor allen Dingen Phrase, Phrase, dicke, geschwollene Phrase! Die Phrase aber ist die Lust des Decadent; sie rasselt ihm vor den Ohren, blendet ihm die Augen, macht ihn wirr und dumm, daß er nur ja nicht etwas Vernünftiges denkt; denn davor hat er Angst.

Nietzsche ist ja jetzt auf dem besten Wege, Modephilosoph zu werden. Alle die unzähligen Männlein und Weiblein, die sich zu gut, zu „aristokratisch“ dünken, um eine wirkliche Gedankenarbeit zu leisten, die heute Schopenhauer bewundern und morgen Hartmann ebenso anstaunen, diese belletristischen Geister, die nicht im Stande sind, eine Gleichung ersten Grades zu lösen, weil sie zu fahrig denken, und deshalb berufen sind zum Philosophieren, alle die werden in den nächsten Jahren Nietzsche lesen, und wie sie für das „Unbewußte“ geschwärmt haben, als es Mode war, so werden sie jetzt für den Aristokratismus schwärmen, weil es Mode ist. Nietzsche ist zum Modephilosophen prädestiniert; und gerade sein Aristokratismus macht ihn für diese Leute pikant.

Armer Nietzsche! Er hätte ein besseres Loos verdient. Denn neben jenen ge-

schilderten Eigenschaften besitzt er noch eine Reihe höchst bedeutender Vorzüge. Vor allem ist er ein feiner und scharfsinniger Psycholog, einer von jenen seltenen intellectuellen Hypochondern, deren Selbstbeobachtung wir die genauesten und wahrsten Aufschlüsse über das Seelenleben verdanken. Er ist, wie schon aus seinen Fehlern hervorgeht, ein kühner Combinator, der zwar oft schief verbindet, aber oft auch überraschend anregend wirkt. Besonders — das ist ein Lob seines Charakters — ist er einer von jenen, welche bis zu Ende denken; sie scheuen sich nicht, wenn ihre letzten Consequenzen allem Herkömmlichen in's Gesicht schlagen; das ist ihnen gerade lieb; sie sind „Liebhaber des Gefährlichen“. Freilich schmeckt diese Gemüthsstimmung wieder etwas nach Decadence.

Nietzsche hat seine Arbeit nicht zu Ende bringen können; allein bei seiner Eigenart, die Philosophie aus dem „Grundwillen“ zu schöpfen, läßt sich das Fehlende entbehren ohne Beeinträchtigung des Sinnes. Seine Philosophie ist die Anwendung eines Grundprincips auf Alles, was ihm erscheint.

Seine Grundgedanken sind in kurzen Worten folgende:

Wir sind Menschen der Decadence; Decadence hat keine sociale, sondern eine physiologische Bedeutung: Verschlechterung der Rasse. Unter anderem kommt das zum Ausdruck in der Moral. Die Menschen von Rasse haben Herrenmoral mit den Grundsätzen „gut und schlecht“; nach dieser Moral hat der Begriff „Gut“ die Bedeutung eines politischen Vorrangs, geschaffen durch die politische Unterwerfung der andern Rasse durch die „Guten“, die Adligen, die Königsrasse. Der Gegensatz ist „Schlecht“; schlecht ist der Sklave, der Unterworfene. Mit verschiedenen Wortetymologien will Nietzsche sogar nachweisen, daß „gut“ und „schlecht“ ursprünglich die Rassenunterschiede „blondhaarig“ und „schwarzhaarig“ bezeichnen. Die blonden Arier waren die Guten, die durch ihre Invasion geknechteten Ureinwohner die Schlechten.

Der Gegensatz zu der Herrenmoral ist die Sklavenmoral mit den Begriffen „gut“ und „böse“. Dort war der erste Begriff, zu dem dann erst später der Gegensatz kommt, gut; hier ist der erste Begriff böse. Als böse empfinden die Sklaven die Bedrückungen ihrer Herren, ihre Herren selbst. Alles was mächtig, kräftig, vornehm ist, das ist böse. Gut ist, was sie selbst sind.

Das Gut der Herrenmoral ist gleich vornehm, mächtig, schön, glücklich, gottgeliebt.

Das Gut der Sklavenmoral ist gleich elend, schwach, niedrig, häßlich, unglücklich.

Die Sklavenmoral werthet alle Werthe der Herrenmoral um. Herrschend wurde sie zuerst bei den Juden; bei ihnen beginnt der Sklavenaufstand in der Moral; und mit Hülfe des Christenthums hat sich dieser Aufstand dann weiter fortgepflanzt. Einen Widerstand fand sie in Europa daran, daß sich die Herrenrasse rein hielt, sich nicht mit Sklavenblut vermischte. In der Renaissance hatte die Herrenmoral noch einmal einen Höhepunkt erreicht. In der Reformation siegte dann wieder Sklavenmoral; ihr letzter, mächtigster Schritt ist die französische Revolution gewesen; durch sie entstand eine allgemeine Rassenmischung, und in Folge dessen verstummten die Herreninstinkte. Die Demokratie ist die neueste Form der Sklavenmoral.

Die Nachtheile dieses Zustandes bestehen besonders in der zunehmenden Verschlechterung der Rasse; gerade das Rassenschädliche, das Kranke, Schwache, Elende, Feige, wird als das erstrebenswerthe Ideal betrachtet, nach diesem Gesichtspunkt findet die Zuchtwahl statt; alles Stolze, Selbstherrliche, Mächtige, Kräftige, Gesunde wird verfolgt und vernichtet. Die Entwicklung geht dahin, eine Heerde zu schaffen und alles Große und Bedeutende zu vernichten.

Dem kann nur dadurch abgeholfen werden, daß man systematisch eine neue Herrenrasse züchtet; und der moralische Ausdruck dafür ist die „neue Tafel“: „**Werdet hart.**“

Nietzsche ist nur mit der Umwerthung der moralischen Werthe, d. h. mit der Kritik der moralischen Begriffe, fertig geworden. Das übrige wäre natürlich in derselben Manier gehalten gewesen. Und so können wir wohl, trotzdem seine Philosophie Torso geblieben ist, sie kritisiren, allerdings auf die Gefahr hin, zu den „Sklaven“ und „Plebejern“ geworfen zu werden.

Die Gedanken sind schief, von welcher Seite man sie auch betrachten mag. Ob die zu Grunde liegenden geschichtlichen Data richtig sind, scheint mir schon sehr zweifelhaft; indessen muß ich mich da als incompetent erklären. Völlig verkehrt ist jedenfalls der Vererbungsaberglaube; abstrus ist die Idee, eine neue Rasse zu züchten; unrichtig ist die Methode, die Dinge idealistisch auf den Kopf zu stellen und aus der christlichen Lehre etwa Schlüsse auf die materiellen Verhältnisse zu ziehen; und unrichtig ist es, in die geschichtliche Betrachtung den Werthbegriff einzuführen.

Der letzte Fehler ist der grundlegende bei Nietzsche. „Werth“ drückt stets nur eine Beziehung aus, ist nichts absolutes; und wenn ich bei der geschichtlichen Betrachtung diese oder jene Dinge werthvoll finde, so bringe ich ganz willkürlich die betreffende Vergangenheit in Beziehung zu mir, mit dem sie garnichts zu thun hat.

Die Idee Nietzsche's, welche sich hinter dem Einschmuggeln des Werthbegriffs in die Geschichte erstreckt, ist: die Causalität in der Geschichte aufzuheben; mit andern Worten: auch Nietzsche ist ein Weltverbesserer von der Sorte, wie wir sie jetzt auf allen Straßen finden, und er unterscheidet sich etwa von Björnson nur dadurch, daß Björnson beträchtlich plumper ist und Nietzsche weniger Sophist.

Das ist klar: die Herrenmoral ist die logische Folge der ökonomischen Verhältnisse einer gewissen Zeit. Oder nicht? Nietzsche als Idealist, der alle Causalität auf den Kopf stellt, behauptet natürlich, sie ist die Ursache. Aber eine bestimmte Moral setzt doch einen bestimmten Menschen voraus, einen Menschen mit bestimmten Fähigkeiten, nicht? Die Menschen entwickeln sich doch aber durch den Einfluß ihrer Umgebung. Das, was der Umgebung in ihrer Erscheinung zu Grunde liegt, ist doch die sociale Gliederung. Die sociale Ordnung ist also das erste; nämlich die sociale Nothwendigkeit einer Aristokratie. Der Mensch ist das zweite; nämlich die Wirklichkeit der Aristokratie. Und seine Moral ist das dritte, nämlich die Anschauungen, die ein solcher Mensch haben wird.

Ebenso ist die Sklavenmoral die natürliche Folge anderer socialer Verhältnisse.

Betrachtet man die Sachlage nun logisch, so muß man sagen: die socialen Verhältnisse verändern sich weiter; damit kommen wieder neue Menschen und damit kommt wieder eine neue Moral. Thun läßt sich dazu nichts; das ist ein Prozeß, der sich nach den immanenten Gesetzen der Production abspielt; hier kann man nichts machen, als diesen Proceß erkennen.

Betrachtet man die Sachlage aber als Weltverbesserer, so sagt man: ach, wie häßlich, wie unschön, wie beleidigend ist diese Sklavenmoral! — man setzt sofort ein Werthurtheil ein und verzichtet auf das reine Erkennen. Wie schön ist die Herrenmoral! Vernichten wir die Sklavenmoral! Gehört man nun zu der Gattung Björnson, so denkt man naiv: nichts einfacher als das; ich werde einfach predigen; dann sehen die Leute das ein und nehmen die neue Moral — bei Björnson ist es die Sittlichkeit — geduldig ein. Ist man dagegen scharfsinnig, wie Nietzsche, so vermeidet man diese Plumpheit, indem man die Frage um eine Staffel zurückschiebt: machen wir neue Menschen, welche die Herrenmoral haben werden. Und da ihm da die Modetheorie von der Vererbung so recht in den Kram paßt, so wird er diese neuen Menschen durch eine veritable Züchtung produciren. Und mit dem Dünkel, welcher die Philosophen ja von jeher ausgezeichnet hat, ruft er aus: seht her, staunt mich an, mich Tiefen, der das bloße Erkennen überhaupt als banausisch verachtet, mich, den wahren Philosophen, welcher schafft!

Das ist der eine Theil von Nietzsche, der philosophische; kommt der psychologische. Erklärt ist: wie leitet er seinen Gedanken; zu erklären ist: wie kam er auf den Gedanken; erklärt ist: wie begründet er geschichtlich seine Herrenmoral und seine Forderung; zu erklären ist: weshalb findet er die Herrenmoral werthvoll.

Weshalb findet er die Herrenmoral werthvoll? Nothwendig eine psychologische Frage; denn es ist die Frage nach der Beziehung zwischen ihm und der Moral.

Aber auch diese psychologische Frage erledigt sich durch die Betrachtung seiner geschichtlichen Stellung.

Die nachhegelsche bürgerliche Philosophie und die bürgerliche Oeconomie nach Ricardo stehen unter der Herrschaft des Gefühls, daß sie für die Sache einer bedrohten Klasse kämpfen. Bei verschiedenen Individualitäten äußert sich das Gefühl verschieden. Ein Schopenhauer etwa denkt: was kümmere ich mich um die Klasse? Mag Jeder sehen, wo er bleibe! Er macht aus dem Pessimismus ein bequemes Ruhekissen für den Spießbürger. Eine energischere Natur, wie Nietzsche, kommt gerade zu der umgekehrten Anschauung: unsere Gesellschaft ist bedroht, der Zustand wird nicht mehr existiren, wo einige Wenige die Macht haben und die Menge unterworfen ist — er faßt die Begriffe fast stets politisch, während er sie social meint — nun wohl, stemmen wir uns dagegen! Betonen wir erst recht die Ideen der socialen und damit der politischen, physischen, moralischen, intellectuellen Ungleichheit! Die Moral des Bürgerthums der aufsteigenden Linie widerspricht uns; vernichten wir sie; setzen wir der Philosophie der Humanität die Philosophie der Brutalität gegenüber! Und allerdings entspricht die Philosophie Nietzsche's wohl eher den thatsächlichen Verhältnissen, als die Naivitäten und Phrasen des vorigen Jahrhunderts; gerade wie die Figur Bismarcks ihnen besser entspricht, als der „edle Menschenfreund" Joseph der Zweite. Sie sind realistischer und deshalb auch leichter zu verstehen, als die Anderen, bei denen man immer erst die Phrase abstrahiren muß, ehe man ihnen auf die Nieren kommt.

Nietzsche spricht stets im Namen einer Gemeinde als „wir". Möge es mir erlaubt sein, im Namen einer anderen Gemeinde zu sprechen:

Wir Dialektiker sind heutzutage sehr selten, und deshalb ist es bei Nietzsche nicht zu verwundern, wenn er uns nicht kennt. Auch wir sind „kühne und gefährliche" Geister, denn wir leugnen ebenso gut wie Nietzsche jede absolute Moral; wir bezweifeln genau wie Nietzsche den Werth der gegenwärtigen Moral, aber wir gehen in unserer Skepsis noch weiter, indem wir auch den Werth der zukünftigen Moral anzweifeln. Wir sind noch radicaler, wie der „Umwerther aller Werthe".

Deshalb verzichten wir auch darauf, Werthe zu schaffen. Wir halten ein solches Unterfangen für aussichtslos. Wir wollen nichts, als erkennen, rein erkennen.

Die Lust am reinen Erkennen erscheint Nietzsche unbegreiflich. Für uns bedeutet Erkennen: Herrschen. Vielleicht ist diese Bedeutung ihm sympathisch. Wir haben eingesehen, daß wir alle unentrinnbaren, ehernen Gesetzen unterworfen sind, auf die nichts Einfluß hat, die nur innerer Entwicklung folgen. Deshalb haben wir nicht jenen philosophischen Größenwahn, welcher meint, alles umprägen zu können; wir wissen uns selbst geprägt. Das einzige Mittel, durch welches wir über diesen Zustand der Knechtschaft hinauskönnen, ist die Einsicht in diesen Zustand. Wenn wir Alles erkannt haben, wie es zusammenhängt, wie es uns beeinflußt, wie es uns unterwirft, so haben wir die Herrschaft erlangt; wir wissen Antwort auf die Frage „warum?" — und was ist Herrschaft anders, als die Fähigkeit dieser Antwort?

Behalten wir ein Bild unseres Ahnen, Heraklits des Dunkeln. Alles ist ein Strom, die Phaenomene sind die Wellen. Es giebt keinen Felsen in diesem Strom;

alles ist Bewegung. Auch der Philosoph ist nichts, als ein Atom im Wasser, das mit fortgerissen wird, er weiß nicht wohin, er weiß nicht wozu; nur, daß er den Glauben hat, er sei es, der den Strom regieren könne. Wir aber wollen nichts, als die Einsicht in den Weltproceß; das ist das Höchste, was wir erreichen können; und es ist auch das Höchste, was wir uns denken und wünschen können.

Paul Ernst.

Skandinavische Briefe.

„**Männer von Ehre**", Schauspiel in drei Aufzügen von Laura Kieler.

Ibsens Nora hat ein Schauspiel geschrieben, von welchem die skandinavische Welt vierzehn Tage hindurch viel gesprochen, oder wenigstens in den Zeitungen viel gelesen hat.

Ich muß mich übrigens beeilen, meine ersten Worte etwas zu modificiren, denn Frau Kieler duldet gar nicht, daß man sie in Verbindung mit Nora setzt. Die Fabel des „Puppenheim" ist nicht die des Lebens der Frau Kieler, obgleich feststeht, daß sie eine Nora-Erscheinung war, und daß sie die Freundin Ibsens ist, die nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung der weltberühmten Frau Helmer blieb; aber — mehr als dies darf man nicht sagen, und es ist eigentlich schon viel zu viel gesagt, denn Frau Kieler hört es ebenso ungern, wenn man sie eine Nora nennt, als wenn man sie eine Lady Macbeth oder Lucrezia Borgia oder Messalina nennen wollte.

Laura Kieler ist Norwegerin, aber in Kopenhagen verheirathet. Sie wurde 1869 durch einen Roman „Brand's Töchter" bekannt, der eine Fortsetzung des berühmten Ibsen'schen Dramas sein sollte. Später veröffentlichte sie eine Reihe Novellen und größere Erzählungen aus dem Lande der Mitternachtssonne, sowie eine historische Erzählung, deren Held der norwegische Spener, Hanns Nielsen Hauge, ist. Und nun hat sie also ein dreiaktiges Schauspiel erscheinen lassen, welches vom Christiania-Theater angenommen, aber von allen andern großen skandinavischen Bühnen zurückgewiesen ist; bei uns in Christiania geht es erst in September in Scene, ist aber soeben in Kopenhagen aufgeführt, — von einer Bühne im Stil von Wallner und Adolph Ernst, während es ein Deutsches Theater oder Residenz-Theater verlangt hätte: es ist durchgefallen.

In einem Briefe an die Verfasserin empfiehlt Ibsen das Stück auf das Wärmste den Bühnen, — in einem Briefe an ein hiesiges Blatt tadelt Björnson, daß das Stück vom Christiania-Theater angenommen sei. Björnson zollt übrigens der Frau Kieler reiches Lob. Das Stück ist schwach, aber man erkennt eine Dichterin und ein großes Herz.

Frau Kieler schreibt lebhaft und geistvoll, mit sehr nervösem Stil. Dennoch ist sie diesmal nicht glücklich gewesen, denn „Männer von Ehre" ist Tendenz und Zorn, und nichts weiter; zum Beispiel nicht Wahrheit. Die Frauen sind eben in der Regel schlechte Dramatiker, und Frau Kieler debütirt auf dem Theater erst um ihr fünfzigstes Jahr.

„Männer von Ehre" ist gegen das junge Dänemark gerichtet, gegen die Schule, welche durch die Gebrüder Brandes gekennzeichnet wird; es ist eine Art Seitenstück zu „König Midas", eine Mischung von Drama und Pamphlet. Frau Kieler ist darüber entrüstet, daß die Kopenhagener Naturalisten angenehm und in guten Verhältnissen leben, und daß sie finster schreiben. Um ein Drama zu schaffen, ist aber auch, außer der Entrüstung, eine Handlung nöthig, und so läßt denn Frau Kieler ihre Helden recht böse moralische und litterarische Thaten ausüben, die leider furchtbar unwahrscheinlich sind.

Ein reicher, vornehmer, raffinirter Lebemann, Robert Huitfeldt, wird durch Schilderungen der Noth und der Ungerechtigkeit berühmt. Die junge, begabte Gesellschaftsdame seiner Mutter, Fräulein Elisabeth Skeel, ebenfalls von guter Familie, wird officiell seine Geliebte, sie glaubt, sich mit einem geistigen Heros verbunden und eine dauernde, obschon freie „Ehe" geschlossen zu haben.

Robert offenbart sich bald, wie er immer gewesen ist, als ein Lebemann, der weder zum Reformator noch zum Samariter geboren ist, während „Frau" Elisabeth immer diakonissenhafter wird. Da aber Frau Kieler glaubt, daß dies zu einer Scheidung noch nicht genügt, so läßt sie denn die Freunde Roberts, die vornehmsten Schriftsteller des modernen Kopenhagen, bei einem ersten Besuch in der Heimath Roberts Frau Elisabeth wie eine fille de rue behandeln, ohne daß Robert ein Wort dazu sagt! Die arme Elisabeth stirbt im letzten Akte vor Noth und Kummer, — aber da draußen, auf der Straße, fahren die „Männer von Ehre," nach wohlgelungener naturalistischer Première am königlichen Theater, zum Festessen, singend: „Steh fest, du Ritterwacht des Lichtes!"

Nun, es klingt vielleicht gar nicht so übel hier, in der Nacherzählung, und mancher Bearbeiter nordischer Dramen hat vielleicht schon die Ohren gespitzt. Und ich versichere Sie auch, ich habe schlechtere Dramen aufgeführt gesehen, als die „Männer von Ehre." Wer weiß, in großen Ländern paßt das Stück vielleicht ganz gut, weil Berlin wie Paris ja litterarische Industriestädte geworden sind, mit dunklen Gestalten; im kleinen Kopenhagen aber paßt es nicht.

Die Unwahrscheinlichkeit der „Männer von Ehre" beginnt schon da, wo Robert und Elisabeth sich in freier Ehe vereinen. So etwas thut man gar nicht bei uns. Man zieht die Civilehe vor, die auch in der That einen Fortschritt bezeichnet, denn die Kirche ist noch sehr mächtig im Norden, und in Norwegen muß man sogar aus der Staatskirche treten, um sich bürgerlich zu verheirathen — und nach dem Akte muß man wieder in die Staatskirche eintreten, wenn man eine Beamtenkarrière machen will.

Wenn ich sage, daß man vierzehn Tage lang viel vom Stück der Frau Kieler gesprochen hat, so gilt das nur von Kopenhagen. Die geschilderten Zustände passen auf Christiania noch weniger. In Kopenhagen nimmt die neue Litteratur doch eine ähnlich herrschende Stellung ein, wie in Paris und — vielleicht – nächstens auch in Berlin: in Christiania aber sind die Vorkämpfer des Naturalismus noch Parias. Der typische Repräsentant für das moderne Dänemark ist Georg Brandes; der typische Repräsentant für das heutige Norwegen ist Hanns Jäger, der Schöpfer der Bohèmerichtung. Georg Brandes gehört durchaus zur Gesellschaft, seine Bücher erscheinen bei dem vornehmsten Verleger des Nordens, seine Artikel in den Blättern ersten Ranges, und er führt ein vornehmes Haus; Hanns Jäger aber ist im Gefängniß gewesen, er hat seine bescheidene Stellung als Stenograph im Parlamente verloren, keine Zeitung wagt es, ihn als Mitarbeiter zu engagiren, er lebt durch die Unterstützung seiner Freunde. Ganz gewiß — nicht alle dänischen Autoren haben es so gut wie Brandes, denn er ist ja weitaus der größte, und nicht alle Jung-Norweger haben es so elend wie Hanns Jäger, denn er ist ja weitaus der rücksichtsloseste; aber doch ist der Gegensatz typisch, für die litterarischen Lebensbedingungen in Dänemark und in Norwegen.

Wenn also Frau Kieler gegen den Naturalismus schreiben wollte, so hätte sie lieber nach Norwegen wandern sollen; sie wäre dann wenigstens nicht genöthigt gewesen, das Stück mit dem Triumphe der Naturalisten zu schließen: sie hätte dann vielmehr, ohne allzugroße Unwahrscheinlichkeit, den Helden nebst der Heldin zu Grunde gehen lassen können, vor Kummer und Noth.

Harald Hansen.

Die Freie Bühne und ihr Hauswirth.

Seit einigen Wochen ist die Nachricht in den Blättern zu lesen: daß die Freie Bühne aus dem Lessing-Theater auszieht. Und zwar wird die Anzeige von dieser Wohnungsveränderung nicht als ein einfaches Factum gegeben, sie wird in ein moralisches Gewand gekleidet: denn einen so starken Ueberschuß an sittlicher Weltbetrachtung haben die freundlichen Feinde der Freien Bühne, daß sie selbst eine „jenseits von Gut und Böse" gelegene, geschäftliche Angelegenheit auf eine ethische Basis zu stellen wissen. Der Besitzer des Lessing-Theaters, heißt es darum, „gestattet"

nicht, daß diese arge Freie Bühne länger unter seinem Dache hause; er hat ihr die Unterkunft hinfüro „verweigert“. Die letztere Nachricht, mit einer zweiten Ente logisch verknüpft, fand ich jüngst im Berliner Tageblatt; ich widersprach ihr mit diesen Worten:

„Es ist unrichtig, daß Herr Dr. Blumenthal der Freien Bühne das Lessing-Theater „verweigert“ hat. Die Freie Bühne hatte das Lessing-Theater für ihre Matinéen auf ein Jahr gemiethet; der Wunsch, den Kontrakt nach Ablauf dieses Jahres zu verlängern, ist von Seiten der Freien Bühne niemals kundgegeben worden, und es kann somit von einem „Verweigern“ des Theaters nicht die Rede sein“.

Ich beschränkte mich auf diese rein formelle Richtigstellung, denn ich hielt und halte es nicht für meine Pflicht, das, was einer falschen, in unfreundlicher Absicht verbreiteten Mittheilung etwa Thatsächliches zu Grunde liegt, erst sorgsam herauszuheben; ich mache einfach von dem Rechte Gebrauch, das mir das Gesetz giebt, und erkläre: die Nachricht, so wie sie hingestellt wird, ist falsch.

Zu solcher Beschränkung fand ich hier um so eher den Anlaß, als eine ganz interne Frage nur vorlag, ein bloßes Miethsverhältniß, dessen Fortsetzen oder Aufheben nicht vor der Oeffentlichkeit zu verhandeln war. Der jüngste Lehrling weiß es schon, daß man aus dem Geschäft nichts sprechen darf; und so würde ich gemeint haben, gegen die einfachste Schicklichkeit zu verstoßen, hätte ich über geschäftliche Beziehungen einseitig Auskunft ertheilt.

Herr Dr. Blumenthal jedoch hat eine andere Auffassung, als ich; er hat das Berliner Tageblatt nicht nur ein „geschätztes Blatt“ genannt, er hat ihm auch die folgende Darlegung ohne Bedenken gegeben:

„Thatsächlich habe ich bereits vor länger als sechs Monaten dem Vereinsvorstand die Mittheilung zugehen lassen, „daß ich den zwischen uns abgeschlossenen Miethsvertrag nicht zu verlängern in der Lage sein würde.“ Ich habe hinzugefügt: „Die Gründe, die mich zu diesem Entschluß bestimmen, liegen theils in der litterarischen Stellung, die ich den Bestrebungen des Vereins gegenüber einnehme; — zum Theil liegen sie in den technischen Unzuträglichkeiten, welche durch meine vertragsmäßigen Pflichten für meinen eigenen Betrieb zu erwachsen drohen.“ ....

Für jeden, der Deutsch versteht, enthält dieses Schreiben eine Ergänzung meiner Mittheilung, keine Widerlegung. Ich hatte bestritten, daß der Freien Bühne das Lessing-Theater jemals „verweigert“ worden sei: denn ein Verweigern setzt ein Verlangen, Erbitten, Wünschen voraus, das ist sonnenklar. „Einer kann es nie allein, es müssen immer zweie sein.“ Ins Blaue hinein kann man nicht verweigern; und wer sich etwas damit weiß, schon im Herbst abgeschlagen zu haben, was man noch nicht mal „länger als sechs Monate“ darauf erbeten hat, der macht es sich leicht, stolz zu sein.

Alles das hält natürlich das Berliner Tageblatt nicht ab, mir den in seinem Munde niederschmetterndsten Vorwurf zu machen: „Herr Dr. Brahm hat die Unwahrheit geschrieben. Und mit solchen Leuten muß man sich herumschlagen.“ Iphigenienhaft steht es da, das Blatt des Herrn Levysohn, und fleht, zu den Göttern geneigt: „Verherrlicht durch mich die Wahrheit!“ Denn wie sagt das kluge Kammermädchen der Minna von Barnhelm so richtig, als es die „sehr gute Anmerkung“ macht? „Man spricht selten von der Tugend, die man hat; aber desto öfter von der, die uns fehlt!“ Auch Herr Stöcker redet ja gerne von der Pflicht der Wahrhaftigkeit; siehe die jüngsten Verhandlungen.

Nur diesen Sachverhalt wollt ich feststellen, nicht mich „mit solchen Leuten herumschlagen.“ Auch zum Herumschlagen gehören zwei; und ich wenigstens muß auf einen Kampf verzichten, in dem nur vergiftete Waffen helfen können. Herr Levysohn und der von der Schulbank fortgelaufene Knabe, der ihm Handlangerdienste leistet, sind mir nicht satisfactionsfähig.

Eher scheint es von Interesse, den Hauswirth a. D. der Freien Bühne auf

seine „litterarische Stellung“ hin ein wenig anzusehen. Auch dazu gelange ich erst durch die Provocation in jenem Briefe; es hätte sonst kein Grund vorgelegen, von einem Theaterdirector just „litterarische Stellung“ zu fordern. Verdienen sollst du, sollst verdienen! das ist der ewige Gesang, der ihm ins Ohr klingt; und Herr Dr. Blumenthal gerade hat trefflich verstanden, ihn zu hören und zu befolgen. Jedermann weiß, wie das Lessing-Theater, nahe dem Untergange, nicht durch ein Kunstwerk, sondern zumeist durch die Beine schöner Schauspielerinnen lebendig blieb:

Gar traurig hat er dagesessen,
Da hat ihn schnell
Ein nackt Modell
Gerettet, — hat er das vergessen?

so sang Julius Stettenheim schon, im Angedenken an den „Fall Clemençeau“. Wo war denn da die litterarische Stellung des Doktor Blumenthal, wo die Gesinnung die beständige, die gebieterisch spricht:

Ich werf den Hauptmann zu den Todten,
Weil ich den Realismus hasse.
„Und wie ist's mit den Clémenzoten?“
Non olet, Freund, die machen Kasse.

Vereinzelter Fall! ruft man; wer wird's auch gar so genau nehmen! Noth kennt kein Gebot; und wo die Regeldetri anfängt, hört die ästhetische Regel auf. Aber der Fall ist der erste nicht, wo die Praxis und die Theorie in Herrn Blumenthal sich widersprachen: diese ist grau, aber von goldigem Glanze jene. Dieselbe mit litterarischem Bewußtsein empfundene, ablehnende Haltung, welche Herr Blumenthal heut zu den Bestrebungen der Freien Bühne einnimmt, behauptete er einst, als Henrik Ibsen's Meisterwerke zuerst auf dem Theater erschienen, vor Nora und den Gespenstern; aber diese „litterarische Stellung“ hat ihn keineswegs abgehalten, Nora in zahlreichen Wiederholungen aufzuführen und um die Freigabe der Gespenster beim Polizeipräsidenten sich eifrig zu bemühen: er wollte sie, mit Kainz als Oswald und Charlotte Wolter als Frau Alving dem Berliner Publikum, wie gerne! vorführen. Und nun muß man lesen, was der weitblickende Kritiker über die beiden Dichtungen einst geurtheilt hat. „Augenscheinlich ist diese Nora keine Abendschönheit“, sagt er, „sie verträgt nicht das Licht der Theaterlampen. Manches, was im Buche annehmbar erschien, wirkte geradezu abscheulich. In der Anschauung der Bühne macht ein Rückenmärker, der sich vor unseren Augen drei Akte lang das Leichenhemd anprobt und uns von den Verwesungsstadien seiner morschen Wirbelsäule erzählt, einen widrigen Eindruck. Die vielen grellen Uebergänge in diesem Drama, der häufige jähe Witterungswechsel der Stimmung, das beständige Auf und Ab zwischen Tragik und Puppenspiel — Alles wirkt auf dem Theater krankhaft und abstoßend.“ Und trotz so entschiedener litterarischer Stellungnahme hat der Kritiker, da er Direktor geworden, sein eigenes Urtheil bescheidentlich zurücktreten lassen und hat es sich selber — abgewonnen, die Dichtung, welche „das Licht der Theaterlampen“ so schlecht verträgt, gleich im ersten Jahr seiner Bühnenführung ihre „abscheuliche“ Wirkung ausüben zu lassen, auf eine große Menge zahlender Besucher. Aber noch einen Schritt weiter ging unser Hauswirth in heroischer Selbstverleugnung, und voll Seelenstärke wollte er vergessen, was er, vor drei Jahren erst, im Berliner Tageblatt über die Gespenster geurtheilt:

„So haben wir uns denn endlich durch die nordische Krankheitstragödie hindurch gequält, mit der wir nun schon Wochen lang geängstigt wurden — durch dieses überhäßliche psychiatrische Trauerspiel, das nicht mit dem körperlichen, sondern mit dem geistigen Tode seines Helden endigt und uns deshalb so unerträglich martervoll auf's Herz drückt. . . . .

Nur der erste Akt fand einwendungslosen Beifall. . . . Als aber in dem folgenden Aufzuge nur immer Abscheulichkeit an Abscheulichkeit gereiht und mit roher Beherztheit das Gräßliche auf das Gräßliche gethürmt wurde, empörte sich die Mehrheit der Zuschauer . . . .

In der peinlichsten Strecke des Stückes droht ein blutschänderischer Ehebund zwischen Bruder und Schwester, und wir erhalten die behagliche Versicherung, daß dergleichen unbewußt in vielen Familien vorkommt. Ist dem wirklich so in norwegischen Landen? Nun, so wollen wir die Luft dieser Seuchenzone nicht nach Deutschland hineinwehen lassen. Und nun die Gestalt des frömmelnden Trunkenboldes . . . wie steigt uns da eine Mischung von Schnapsgeruch und Kohlendampf betäubend entgegen! Pein folgt auf Pein, bis endlich in dem eintönigen Lallen des Blödsinns das Schauspiel ausklingt . . . Nur wer in seinen Neigungen so tief heruntergekommen wäre, wie jene greisen Lüstlinge, die nur unter Ruthenstreichen ihr Blut erwärmen, könnte an diesen dramatischen Geißelungen Gefallen finden.

Die Bühnenleiter verlangen am Ende gar unseren Dank dafür, daß sie das Werk auf die Bretter gestellt haben. Wir bedauern, diesen Dank versagen zu müssen."

Und nun wollte ihn Herr Blumenthal doch verdienen, diesen Dank, nun war er doch, von seinem Non-olet-Standpunkt aus, entschlossen, die Luft der Seuchenzone nach Deutschland hineinwehen zu lassen, — und nur die Unerbittlichkeit des Herrn von Richthofen schob so guter Absicht den Riegel vor. Der Humor von der Geschichte ist aber dieser: daß das Verbot der Gespenster sich einst gestützt hatte — auf die ablehnende Haltung der „führenden" Kritiker; und daß grade einer dieser Führenden es jetzt war, der über selbstaufgethürmte Schwierigkeiten stolpern mußte. Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!

Aber auch eine Moral hat die Geschichte; und nur darum habe ich sie hier so ausführlich erzählt. 1887 war Ibsen der Apage=Satanas für Herrn Blumenthal; 1890 heißt er Gerhart Hauptmann. Das Neue, eben weil es das Neue ist, fordert zu „litterarischer Stellungnahme" heraus, und am Liebsten möchten die Wortführer der großen Menge, Kritiker und Auchdichter, es knebeln und mundtodt machen; hat es sich aber erst durchgesetzt, so sind die nämlichen Hände, die zuerst sich erhoben, zu steinigen, eifrig an der Arbeit, Kränze zu reichen, und erstaunt fragen sie: wer in der Welt denn je daran gezweifelt, daß der große Mann ein großer Mann sei?

Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

Berlin, 10. Juni.

Ibsen in Paris. Ibsen ist die neueste Pariser Mode, nach Boulanger und Buffalo=Bill, und seit vierzehn Tagen ist der songeur boréal, wie ihn Lémaitre geheißen, der „clou" jeder Conversation. Das Verdienst, Ibsen nach Frankreich und die Franzosen zu Ibsen gebracht zu haben, gebührt Jacques Saint=Cère, der ihn (auf Grund deutscher Eindrücke) durch eine ausführliche Studie in der Revue d'art dramatique vor etwa drei Jahren eingeführt hat. Prozor und Rudolphe Dargens schafften die ersten Uebersetzungen, und dann schrieb Jules Lémaître seine berühmt gewordene Kritik (Journal des Debats vom 26. August und 2. September 1889). Es ward eine Ibsen=Gemeinde gebildet, die beharrlich warb. Bald soll auf die Gespenster Nora folgen (im Odéon).

Die Eindrücke der ersten Ibsen=Aufführung, wie sie Ola Hansson den Lesern dieser Zeitschrift bereits geschildert hat, reden auch aus den Berichten der Pariser Blätter deutlich zu uns. Niemand, so schreibt Paul Desjardins im Figaro: „Niemand ist auf der Bühne jemals tiefer in die Eingeweide der Menschheit gedrungen, bis auf den letzten Grund . . . In dem Stücke

steckt eine ganze Philosophie." Und Léon Bernard-Derosne im Gil Blas: „Ibsen ist ein seltsamer und wahrhafter Denker, dessen Gedanken eine ganz besonders eigenartige und fesselnde Seele verrathen." Und „L'Echo de Paris:" „Er kommt durch die Wahrheit der Situationen, durch die Gewalt des Pathos und durch die Wucht im Grausigen den großen griechischen Tragikern gleich."

Diese Bewunderung ist allgemein, allgemein aber ebenso eine leise Befremdung. Die Welt von Paris und die Welt der Frau Alving können sich nicht ganz verstehen. Einiges wurde für seltsam', anderes für altmodisch, weniges geradezu für langweilig empfunden; die „Mache" der französischen Bühnenpraktiker wurde vermißt.

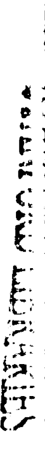
Jules Lémaître, der Sarcey der theatralischen Wiedergeburt, characterisirt Werk und Wirkung so: „die Dichtung ist ein wenig fremd für uns, die wir an die rasche Gewandtheit und die leichte Klarheit unserer Dramatiker gewöhnt sind; aber es ist ein wahrhaft schönes und gewaltiges Werk, von einer langsam und sicher wachsenden Wirkung, von ernster und reinster Verwegenheit. Es ist einer jener Vorwürfe, die uns im Innersten ergreifen und den letzten Grund der Seele aufrühren; denn um das Wichtigste, um Leben und Tod, um den eigentlichen Sinn des Lebens handelt es sich darin.

Nur habe ich bemerkt: wer ohne Vorbereitung durch fleißiges und nachdenkliches Lesen des Buches gekommen war, gerieth an manchen Stellen in Verwirrung und Verblüffung, und man sah ihm die Angst an, falsch verstanden zu haben. Das kommt daher, daß manches Detail, wesentliches und nothwendiges Detail, ungeschickt angebracht ist, und nicht in der gehörigen Beleuchtung. Man kann daraus sehen, daß unsere Dramatiker trotz alledem doch zu was gut sind; vielleicht auch daß jene Leute des Nordens über mehr Geduld und Aufmerksamkeit verfügen."

Ganz anders natürlich Sarcey, der Lémaître des abgestorbenen Theaters. Das muß man ihm schon lassen: wenn er die Dummheit manchmal bis zu einem wirklich nicht mehr nöthigen Maße hat, so hat er doch dafür auch wieder die Grazie der Dummheit. In der Kunst, seine Nüchternheiten nett und rührend auszudrücken, daß man 'gleich wieder versöhnt und ihr gut wird, kommt ihm nicht so bald einer gleich, nicht einmal Paul Lindau.

„Ich befinde mich in einiger Verlegenheit, da ich von den Gespenstern sprechen soll. Man ist übereingekommen, daß es ein Meisterwerk ersten Ranges sei — das wird uns seit acht Tagen in unablässigen Wiederholungen vorgepredigt, und am Abend der Première wußte man sich garnicht zu fassen und zu halten vor lauter Bewunderung. Alle Welt scheint darin einig: eine Einigkeit, die mich beunruhigt und zur Verzweiflung bringt. Denn die Wahrheit zu gestehen — ich habe von dem Meisterwerk nicht allzu viel verstanden und ohne es vorher gelesen zu haben, hätte ich gar nichts verstanden."

Meissonnier's „1814" ist an Herrn Chanchard, den ehemaligen Direktor der Grands Magasins du Louvre, für 850 000 Franken verkauft worden. Alle Vierteljahre einmal beweisen Zahlen so den gallischen Kunstsinn. Aehnliches statistisches Material zur Constatirung des bezweifelten deutschen wäre im Interesse der Völkerpsychologie erwünscht.



Bekenntnisse. Manchmal entschlüpft den Auguren der alten Aesthetik, in den schlimmen Nöthen dieser aufrührerischen Zeit, ein unüberlegter Verrath ihres herbstlich melancholischen Gefühles, daß ihre Zeit unwiederbringlich abgelaufen ist, und sie überhaupt nur noch zum Schein fechten. Solche Seufzer, die erquicklich sind, darf man nicht entschlüpfen lassen; man muß sie festlegen für später, wenn sie etwa wieder einmal ganz heiter und gesund thun möchten. So klagt Karl Frenzel, von welchem sonst die neue Kunst, wie von den anderen das rothe Tuch, gefürchtet und gehaßt wird, in der neuesten „Deutschen Rundschau": „Der Kampf zwischen dem alten und dem jungen Geschlecht in unserer Litteratur, der sich schon eine geraume Zeit, außerhalb des eigentlichen Publikums, in dem Kreise der Schriftsteller bemerklich gemacht hat, ist jetzt, nachdem er auch die Bühne ergriffen, zu einer öffentlichen Angelegenheit ge-

worden. Wenn es bis jetzt nur freie Vereinigungen sind, die diesem Ziele zustreben, bald genug werden sich auch die öffentlichen Bühnen dieser socialen Tendenzpoesie öffnen"; und er characterisiert die Wirkung jener Litteratenschule, deren unermüdlicher Anwalt er sein ganzes Leben gewesen, vortrefflich in diesem letzten Resultat: „Dreißig Jahre hindurch ist die Schaubühne eben nichts mehr als ein Vergnügungsort gewesen." Und Ludwig Speidel, der Wortführer des ästhetischen Chinesenthums in Oesterreich, ohrfeigt seine ganze litterarische Vergangenheit, deren Lösung immerdar der Haß gegen jede Regung der Moderne gewesen, durch diese wahrhaft dekadente Concession: „Die eigentliche Seele der Bühne ist die Produktion der Gegenwart, weil Schauspieler und Publikum für sie allein ein unmittelbares Gefühl und ein bis auf die letzte Faser reichendes Verständniß haben." Ich hätte niemals gedacht, daß diese alten Herren noch einmal so vernünftig und unseren Lehren mit so williger Lernbegierde zugeneigt werden könnten.

Herr Speidel ist übrigens, in eben diesem Feuilleton, mit Herrn Dr. Max Burkhardt, dem neuen Burgtheater-Director, recht unsanft verfahren, und hat ihm mit Trommetenstoß kurzab helle Fehde angekündigt. Das kann, zwischen zwei so kampfbegierigen und kampfbewehrten Kämpen, die mit mancherlei Talenten wohl gerüstet sind, das kann ja recht heiter werden, für das Publikum mindestens, weniger für das arme Opferlamm vom Burgtheater. Wenn ich an Stelle des Herrn Burkhardt wäre, ich thäte jetzt einen kapitalen Coup: ich verwandelte mit einem Zug den Personenkampf in einen Sachenkampf und stellte mich, da es doch einmal Hiebe prasselt, frischweg in den Dienst der neuen Bewegung, der revolutionären Bewegung gegen die überlieferte Stagnation, in deren Dienst Herr Speidel sein ganzes Leben verbracht hat. Was der für ein Gesicht machen würde! — Einstweilen ist Herr Burkhardt zu kurzem Aufenthalt bei uns in Berlin eingetroffen. Wir wollen das als kein schlechtes Zeichen nehmen, daß er in die Stadt der Freien Bühne kommt, wohl aber als ein Zeichen der Zeit: denn, wie hätte es einem Burgtheater-Director alten Schlages wohl in den Sinn kommen sollen, unmittelbar nach Amtsantritt zu Studienzwecken nach Berlin zu reisen? Was hätte er dort auch suchen sollen — in alten Zeiten?

Théodore de Banville: L'âme de Paris (bei G. Charpentier). Der alte Banville, der Freund Baudelaire's, Gautier's und Victor Hugo's, für welchen die Parnassiens schwärmten und welchen die Decadents selbst sich ohne boshaften Protest willig gefallen lassen, hat in der Uebung zweier großer Tugenden sein daher weihevolles Leben zugebracht: in der Liebe von Paris und in der Liebe des Styles. Es ist aber ein glückliche und erhörte Liebe geworden, und Paris und der Styl haben dem Treuen ihre geheimsten Reize erschlossen und ihre köstlichsten Wonnen geschenkt. Dadurch ist er der Stifter der Modernität im Verse und des Parisismus in der Lyrik geworden. Die Geschichte des Parisismus in der Lyrik einmal zu schreiben wäre ein verlockender Wunsch: wie er in den „Trente Six Ballades joyeuses" des Banville geschaffen wird und dann gleich auseinandergeht: das eine Element, die Seite der Eleganz und der raffinirten Lebenskunst, hinauf, zwischen den Champs-Elysées und der Madeleine, zu Bourget's „Edel", „un poème en bottines vernies et en habit noir et cependant humain", wie es der Dichter selbst heißt; und das andere Element die Seite des Lasters und der Noth, die klüftigen Abhänge jäh hinunter, zwischen Chat Noir und Moulin de la Galette, zu Richepin, André Gill und Aristide Bruant.

Dieses Mal ist es ein Band Prosa. Aber es liest sich, wie er nur auf Paris kommt, wie Verse. Z. B. „Wer, die Nacht, in dem schweigenden, verlassenen Paris wandelt, der erfährt mehr über die Schicksale der Seelen und über die Wahrheiten der Dinge, als wenn er viele Gespräche hörte und in vielen Dokumenten blätterte; denn dann, in diesen noch zitternden Lüften, lassen die Ideen sich trinken und athmen. Ja, es ist gut, es ist gesund., es ist voll Gewinn, hier zu irren während der Nacht; aber es ist auch nicht schlecht, hier zu wandern während des Tages und sich ins Volk zu mischen, in die Menge, in die gewaltige menschliche

Woge, welche, der des Meeres vergleichbar, ihr Geheimniß verkündigt ohne Rede, durch ihre Bewegung bloß und ihr melodisches Murmeln". Wie selig die Pariser aller Nationen diese lieblichen und parfumirten Zeilen schlürfen werden!

Es sind allerhand Erinnerungen, Begegnungen, Vertraulichkeiten, vor Haußmann zurück, in das Gavarnische und Balzac'sche Paris.

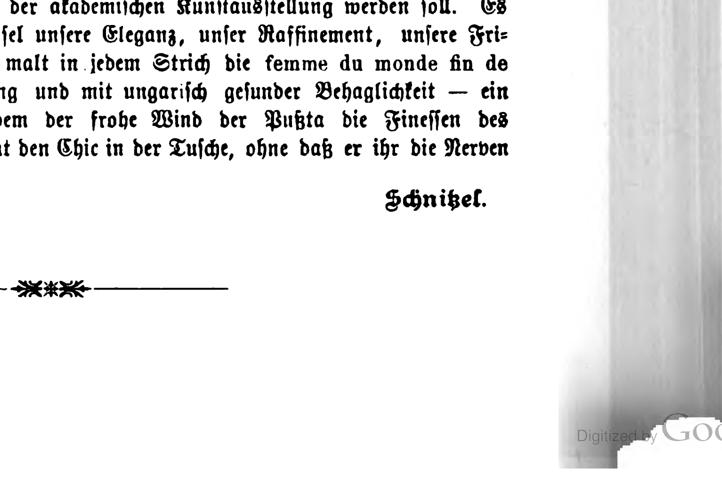
Ein Citat noch, um die Tonart des Buches noch einmal anzuschlagen. Es ist aus dem Stück: „Leçon de Feuilleton", welches er François Coppée gewidmet hat. Jules Janin ertheilt diese Lektion: „Ah, wenn ich die Zeit und die Absicht hätte, mir einen Schüler heranzubilden! Junger Feuilletonist, würde ich ihm sagen, merke vor allem das: worauf es dir ankommen muß, das ist nicht die Komödie, das Ballet, das Melodrama, welche man gespielt hat — das ist einzig und allein das Werk, welches du machen sollst, deine eigene Aufgabe. Es ist vor allem und ganz allein dein eigenes Feuilleton, welches wohlgedrechselt wie ein Vers, lebendig wie ein Blatt der Geschichte, beschwingt wie eine Ode sein soll, und welches, wie das wahrhaft Schöne, eine That der Liebe sein muß. Denn wenn du vom Kleinbürger einer verlorenen Provinz und vom jungen Mädchen einer fernen Kleinstadt gelesen wirst, welche von dem aufgeführten Stück nichts wissen und es niemals sehen werden, da mußt du, während du ihnen von ihm zu erzählen scheinst, von alledem erzählen, was sie rührt, was sie bewegt, was ihre stillen und geheimen Gedanken ausmacht. Aber zugleich muß in deiner wechselreichen, geflügelten, bald ausgelassenen, bald empfindsamen, immer amüsanten Prosa der pariſische Zuschauer, der das Stück gesehen hat, nicht blos den allgemeinen, sondern seinen besonderen Eindruck wiederfinden und das Gefühl gewinnen, als denke und spreche er selber in ihr".

Da sagte Banville am Ende ganz traurig: „Ja, da muß man ja rein das Meer zu trinken und die Sterne herunterzuholen wissen und braucht um das allerkleinste Feuilleton zusammenzubringen — und braucht Genie!" „Gewiß", sagte Janin „in Paris, das keine Dilettanten duldet, braucht man Genie zu Allem, um zu essen, um nicht zu sterben, um ein kleines Mädchen in der Rue Maubuée zu sein. Wo wäre auch sonst das Vergnügen?"

In Lissabon hat sich Montag Camilo Castello Branco erschossen; er floh vor einem unheilbaren Augenleiden in den Tod. Die Portugiesen rechnen den fruchtbaren Dichter — er hat 192 Werke publiciert, darunter 69 Romane — unter die Erneuerer ihrer Kunst. Seine Erneuerung bestand in Entfernung aus dem ausschließlich und abschließlich Lokalpartikularistischen und in Annäherung an die großen Meister der französischen Romantik.

Frau Vilma Parlaghy, welche sich langsam durch die sämmtlichen Berühmtheiten Europas durchmalt, ist über Bauernfeld und Kossuth jetzt bei dem kleinen Windhorst angekommen, der dieses Jahr der große Stern der akademischen Kunstausstellung werden soll. Es characterisiert diese Malerin, daß ihr Pinsel unsere Eleganz, unser Raffinement, unsere Frivolität in der modernen Note enthält: sie malt in jedem Strich die femme du monde fin de siècle hinein, freilich in deutscher Milderung und mit ungarisch gesunder Behaglichkeit — ein van Beers ins Weibliche übersetzt und dem der frohe Wind der Pußta die Finessen des Metiers aus dem Gehirn gefegt hat. Sie hat den Chic in der Tusche, ohne daß er ihr die Nerven zerfräße.

Schnitzel.



Die gute Schule.

Seelische Zustände.

Von

Hermann Bahr.

(5. Fortsetzung.)

Jetzt verdroß ihn wieder der April ihrer Laune, daß sie so wendisch und wandelig war. Sie hatte keinen Charakter. Sie war eine moralische Impressionistin.

Erziehen, wiederholte er sich. Aber zuerst wollte er die Omelette verspeisen, in Frieden.

Ja, moralische Impressionistin, sagte er noch einmal zu sich selber und kaute lange an dem Wort: das drückte sie vortrefflich aus, ihre ganze Weise, die immer nur von den äußeren Zufällen, nicht von der inneren Natur bestimmt ward, immer Echo, niemals selbstisch und darum niemals zuverlässig, unberechenbar. Sie war immer wie die Dinge um sie. Davon, welchem sie gerade begegnete, hing sie ab. Nur was man in sie hinein trug, konnte sie einem geben, nichts eigenes. Und darum war es nichts. Das Umgekehrte gerade hätte er gebraucht.

Jede Natur wäre ihm recht gewesen, jede. In jede hätte er sich gefunden. Aber eine Natur mußte es sein, kein Papagei der Ereignisse.

Etwas Bestimmtes, Ausgemachtes und darum Gleichbleibendes. Das Herumspringen von einer Laune zur anderen, daß man in keiner warm und heimisch werden konnte, das vertrug er gar nicht. Es verdarb alle Gemüthlichkeit.

Aber er gab sich einen Schups, von diesen Gedanken weg, weil es ihm schon wieder schwarz und kalt in der Seele aufstieg.

Und wenn sie nur wenigstens nicht immer mit dem Messer gegessen hätte! Und natürlich tief gekränkt beim ersten Wort, das er sagte. Es war schrecklich, wie sie den Fisch behandelte. Erst in den Gräten wüst herumgestochert, ohne jedes System, während sie mit der Gabel ungeduldig auf dem Tische trommelte, und plötzlich, schwups! alles auf die Messerspitze zusammengepackt, die Finger mußten nachhelfen, und hinein die ganze Ladung, als ob sie das Messer mit verschlucken wollte, daß einem angst und bang ward, um das arme Zünglein. Und nachher natürlich — das war ja sein besonderes Pech, noch dazu, alles vorauszusehen und vor dem wirklichen Leide vorweg schon von der Vorstellung zu leiden — natürlich würde sie dann wieder die Bratensauce mit Brot austunken.

Gewiß, lächerlich, solches so tragisch zu nehmen. Aber wenn der Künstler einmal Aristokrat ist, nothwendig, vom Scheitel zur Sohle —! Was ließ sich denn dagegen thun?

Es half nichts, er mußte es ihr doch wieder sagen. Mit Schonung, natürlich.

Die Rosenfinger, diese süßen, unheimlich schmalen und, wie Marius sagte, anatomisch unmöglichen Finger in der gelben Sauce — ja, dekorativ wirkte es schon. Sehr. Aber es nützte nichts, er mußte es ihr doch wieder sagen.

Später einmal würde sie es ihm selber danken, die kleine Wilde.

Aber da lachte sie nur und zeigte die blanken Zähne, hinter dem Salat, welche sehr schmal und spitz waren, und begann wieder nach der schiefen Nase hin zu äugeln, ganz absichtslos.

Wie er sich zufällig umdrehte, gewahrte er, daß die schiefe Nase die Hand auf's Herz legte und in sein absynthenes Gesicht eine Betheuerung von Liebe schnitt, mit gespitztem Munde.

Am liebsten hätte er den Gecken hinausgeprügelt.

Lächerlich werden?



Davor fürchtete er sich.

Ja, Marius, der so höflich saugrob wurde, famos, und auf einmal lag der Andere draußen. Aber das verstand er nicht. Entweder als hätte er nichts bemerkt, oder aber hauen, gleich dreinhauen, ohne lange Einleitung.

Als hätte er nichts bemerkt — immer das Bequemste. Und sich in den Braten vertiefen.

Sie waren auch ganz unschuldig, zuletzt. Fifi hatte angefangen.

Freilich, zum Spaß, aus Uebermuth blos, wie sie schon neckſüchtig war.

Sie dachte nichts Schlechtes dabei. Dafür kannte er sie genug, um das ganz sicher zu wissen. Wenn es nur auch die Anderen gewußt hätten.

Aber da beobachtete vielleicht ein Fremder, in einer Ecke irgendwo, blos nach dem Schein, natürlich, und lächelte über ihn und hatte Mitleid.

Wie man es schon macht, leichtfertig, ohne zu prüfen. Und dann werden Geschichten erzählt.

Lächelte vielleicht und hatte Mitleid.

Es wurde ihm ganz kalt. Er aß mit großer Hast, mächtige, unzerschnittene Brocken, eilig stopfend. Er schämte sich, daß es ihm jeder ansehen mußte.

Er wußte, daß er ihr vertrauen konnte.

Er wußte, daß er ihr vertrauen konnte.

Er wiederholte es sich immer wieder.

Nein, sie würde es ihm ruhig sagen. Sie würde ihm offen kündigen. Das wenigstens war das Gute bei ihrem Charakter, daß sie nicht log.

Er wußte, daß er ihr vertrauen konnte.

Aber darum handelte es sich gar nicht. Davon hatte man schließlich gar nichts.

Gar nichts, als erst recht Aerger und Verdruß. Denn auf ihre Tugend gerade sündigte sie. Sonst hätte sie sich ganz anders gehütet.

Er fing an die Betrogenen zu beneiden. Weil ihnen jeder Verdacht und Argwohn sorgfältig aus dem Wege geräumt wird. Mit ihnen blos sind die Frauen wirklich nett.

Und ihr Unglück ist doch schließlich recht platonisch. Wenn sie es nicht wissen —!

Es that ihm leid, daß ihn Fifi nicht betrog. Dann hätte sie ihm alle Reizungen der Eifersucht ersparen müssen.

Freilich, sie hätte ihn dann nicht geliebt. Aber er hätte sie lieben können.

Und das war eigentlich wichtiger, da doch endlich alles Einbildung ist.

Wirklich, je gründlicher er es überlegte, desto angenehmer fand er es, mit vielen Vortheilen, betrogen zu werden. Aber dieses Gefühl für einen Betrogenen zu gelten, oder wenigstens solchen Argwohn zu erwecken, war unerträglich.

Die reine Operetten-Figur.

Es ist ja ungerecht und dumm, aber einmal allgemeiner Brauch: man wird ausgelacht und alles freut sich.

Und jetzt ging sie gar an den Löwentisch hinüber, sich den Senf zu holen.

Er wußte, daß es nichts zu bedeuten hatte.

Es wäre auch zu erbärmlich, mit solcher Spottgeburt. Obwohl man bei den Weibern nie weiß —

Nein, es hatte nichts zu bedeuten, er konnte ganz ruhig sein. Es war nur eine von ihren entsetzlichen Gewohnheiten — er kannte sie doch zur Genüge — daß sie keinen Augenblick still sitzen konnte, sondern jede Gelegenheit ergriff, welche sich bot, herumzuspringen, jetzt vor den Spiegel wenn eine Masche aufgegangen war, oder um Wasser, Salz, Essig, oder nach der Zeitung, die Theater nachzulesen — und die Locken flogen und sie schwippte, schnalzte mit den Fingern. Wie sie auch auf der Straße niemals ruhig vor sich hin den geraden Weg nahm, sondern, alle

Schaufenster zu sehen, immer auf beiden Seiten zugleich spazierte, wie es Marius nannte; herüber, hinüber, unaufhörlich, Zick-Zack.

Und dann wollte sie ihn eben ein bischen ärgern.

Wahrscheinlich.

Wegen der Vorlesung über's Essen, gegen das Messer.

Das war es.

Das verzieh sie ihm nicht. Sehr empfindlich.

Sie vertrug es nie, wenn er sie ihre geringe Herkunft merken ließ, daß ihr Erziehung fehlte.

Rächte sich.

Da that sie dann alles zu Fleiß.

Aber er würde sich hüten, ihr auf den Leim zu gehen. Da kannte sie ihn schlecht.

Im Gegentheil. Spaß machte sie ihm, mit ihren vergeblichen Bemühungen, die er gleich durchschaute.

Fehlgeschossen.

Nur aushalten, ganz harmlos, nichts dergleichen thun. Die waren so schon beim Café. Da wurde sie dann die Blamierte!

Und wie er sie dann auslachen konnte.

Aber nein, weil sie ihm ohnedies schon wieder leid that, wegen der Messer-Geschichte, was am Ende doch ganz wurst war. Und sie war gar so lieb, wie sie die Artischocke schälte, bereitete, den Saft kostete, mit diesen spitzbübisch unschuldigen Augen.

Wozu denn quälen? Geduld, Erziehung — und Liebe, viel Liebe.

Man muß die Weiber wie die Kinder behandeln.

Mehr Zuckerbrot als Peitsche.

Für ihn wahr es ja auch besser, jetzt gerade in den Anfängen der Verdauung.

Die Löwen waren endlich fort, in's Rauchzimmer.

Also beschwichtigen. In ein schönes Theater, wo sie das Neueste spielten.

Und Rosen kaufen. Blumen widerstand sie nie. Alles gleich wieder gut.

Aber da, mitten durch seine besten Vorsätze, war sie auf einmal weg, mit einem Satz, Sessel überrannt, die Kleider flogen, und die drei Stufen nach dem Salon im Sprung.

Wie ein Vogel aus der Ruhe stößt.

Wie sich ein Stern schneuzt.

Und verschwunden. Nur ihr Kichern blieb, hallte nach.

Nämlich, Musik. Und da kam sie aus dem Häuschen und die Beine liefen ihr durch.

Es war schon ein bischen unartig gegen ihn. Aber er war ja ihr Geliebter!

Und warum tanzte er nicht, durchaus nicht? Seine eigene Schuld. Solche Marotten.

Sie war nicht die Närrin, sich dadurch das Leben verhunzen zu lassen. Und es geht doch nichts über einen feschen Walzer.

Also hopste sie mit der schiefen Nase, während Jodoform spielte.

Da gerieth er in solche Wuth, daß er die Cognac-Flasche zertrümmerte.

Hinaus und riß sie dem Tänzer vom Arme weg, daß er taumelte.

Wenn er nur etwas gesagt hätte, nur mit einer einzigen Silbe aufgemuckt!

Aber feige Bande, alle miteinander. Gafften nur, ganz verblüfft. Und solches Gotterbarm gefällt den Weibern.

Sie wurde nur sehr bleich und biß sich auf die Lippen, nicht zu schreien, wie er sie zerrte, und verschluckte die Thränen, daß er ihr so wehe that.

Er ließ sie nicht los, den ganzen Weg nicht, sondern schleifte sie wie ein

störrisches Kalb. Sie wagte kein Wort und nicht laut zu weinen. Sie hatte große Angst und empfand viele Liebe, weil er stark war.

Wie sie heimkamen, war er ganz erschöpft und zitterte und sagte nur: Du Luder!

Da trotzte sie noch einmal auf, ob sie ihn nicht doch erniedrigen könnte, und höhnte ihn: „Du kannst Dir ja auch eine andere suchen, wenn Du nämlich eine findest.“

Da schlug er sie mit der geballten Faust in's Gesicht. Weil sie sich nicht anders wehren konnte, spuckte sie auf ihn.

Die Kleider herunter, in Fetzen, bog sie über und mit seiner Hundspeitsche. Er wollte sie ganz verwüsten und entfleischen, bis gar keine Spur mehr übrig und er befreit wäre. Sonst wußte er nichts, als nur diese unnachgiebige Begierde, daß er nicht früher aufhören könnte.

Nur Blut, Blut. Da wurde ihm erst gut, wie es herunter striemte.

Da zwang er sie dann zur Liebe und züchtigte sie mit Küssen, während sie stieß, speichelte und fletschte.

Bis ihnen die Sinne vergingen, wie in den Tod hinein.

Draußen, leise über das helle Dach, glitt ihre Katze, welche entflohen war, unter dem stillen, flimmernden Himmel.

9.

Von diesem Tage wandelte sich ihr Bund, im Zeichen der Peitsche. Ihre Liebkosungen wurden Mißhandlung und jeder Kuß, wie Hieb von Dornen, grub heiße Wunden, von welchen sich ihr Leib vereiterte, wie durch einen Aussatz ihrer Schande. Es war eine grausame und ruchlose Folter, von unersättlicher Gier, die wachsend wüthiger brandete jedes neue Mal, erfinderisch in Gräueln, eine verirrte Wollust in den Wahnsinn hinein.

Er machte sich wieder eine Theorie darüber, daß dieses die Fährte nach der neuen Liebe sei: durch die Marter.

Und das würde dann auch die neue Kunst aus dem Schlupfe scheuchen.

Als ob sie erst ihre Leiber zertrümmern müßten, bis dann die Seelen zusammen könnten, befreit vom gemeinen Fleische und glücklich.

Ja, sich erwürgen zur Auferstehung der Seele.

So ungefähr — deutlich hatte er es noch nicht, in gewisser Formel, sondern nur daß sie sich erst das Fleisch tödten mußten, welches sie eingekerkert hielt.

Dann könnten die Seelen fliegen. Sie näherten sich schon. Er fühlte es schon manchmal, in den schwülen Ermattungen, wann dem Leibe alle Regsamkeit erstickte, als ob ihm an's Hirn, das aufwärts trieb, hebende Schwingen wüchsen.

Es wurde ihm dann weihnachtlich, gleich mußte die Thüre aufgehen in die große, selige Bescheerung hinein, mit den vielen riechenden Lichtern, und es sängen ewige Geigen; und dann würde es in ihm aus geweihten Trieben flattern, aufwärts, immer aufwärts, mit klingenden Hebungen, und ihn tragen, weit fort, durch sehr grüne und von Malven gefleckte Wolken empor, die sich theilten, immer sanft auf Liedern empor, während unten die stummen und schattigen Menschen entschwänden, immer empor in das wunderbare Land des starken Lichtes, in welches niemals ein Leib, sondern nur die entfleischte Sehnsucht darf, ganz kremserweiß und keusch.

Ja, das war die Fährte: durch die Marter.

Und stündlich so auf's neue überfiel er sie aus metzgerischer Wuth mit neuem Schimpf und verheerte sie durch neue Frevel und kreuzigte sie auf einer neuen Unzucht.

Und wenn er sie wieder zerknirscht und sich wieder ausgerüttet hatte, daß ihre fahlen Leichen nur noch in dumpfen Krämpfen zuckten, dann plötzlich, hinter dem Gehirne, ward es ihm helle, ganz helle, so märcheninnig helle.

Dann brüteten sie wieder stumme und hinkende Stunden und keines wagte dem anderen ins Auge zu schauen, weil sie so besudelt waren.

Einmal sagte sie, mit Grauen: „Du wirst mich noch ganz verderben," und war von Ekel und Scham gefröstelt.

Aber er konnte nicht nachgeben, weil es die letzte Hoffnung war. Es schauderte ihn kein Laster und kein Mord, weil es für die Kunst geschah, zur Erweckung.

Bis sich sein Leib empörte.

Sein Leib jagte ihn von ihr mit Ekel und Grauen. Sein Leib warf die Liebe wie eine giftige Seuche aus, welche die gesunden Säfte nicht vertrugen.

Es war ein Fieber um das Leben.

Krank, wochenlang, mit jähen, störrischen Gesichten. Es war ihm, daß er zerfließen und auseinander rinnen möchte; er könnte sich nicht mehr zusammenhalten. Er ängstigte sich sehr, daß sich ihm der Kopf theilte, mitten auseinander; und dann würde er zwei und gar keiner mehr sein. Es trieb ihn ein schrilles Brausen, das wuchs, unstet umher. Alles Gedachte strauchelte, taumelte, verkollerte sich wirr; und es wurde ein schiefes Tappen, wie in einer zähen Trunkenheit. Er stützte sich die Schläfe, welche wie in Blei verwandelt waren. Trübe, wolkige Träume hingen sich den Lidern an, zogen sie nieder; aber es fernte, wenn er sich legte, der Schlaf, sondern wurde nur, in Stößen und in Frösten, markzerfresserisch, ein gräßliches Wälzen unter grausamen Scheinen, als ob, durch unaufhaltsamen Stift, sich ihm die Wände des Gehirns zusammenschöben, immer enger, immer näher, immer steiler, und jetzt gleich, sich vereinigend, würden sie ihm den ganzen Verstand zermalmen.

Und er badete sich den kranken Kopf in Absynth und betäubte sich in schwülen, lähmenden Gerüchen, daß er nur nichts mehr von sich wüßte. Er vernachlässigte sich, wie eine verhaßte und unnütze Bürde, und wurde sich ganz fremd und kümmerte sich nimmermehr um sich, weil er sich doch nicht mehr begriff und über sich nichts mehr vermochte. Und immer wieder fiel es ihm ein, daß er sich theilen würde. Sicher würde es geschehen, ganz sicher, und eines Tages würde er gespaltet erwachen. Und dann wollte er nur mehr der andere bleiben, der neue, der aus der linken Hälfte des Gehirns käme, und den alten wollte er gleich hinauswerfen, mit ihr zusammen.

Mit ihr zusammen. Sie war nur ein Wahn des beschädigten Verstandes.

Da wurde ihm sehr gut, wenn er sich dieses vorstellte, daß er dann neu und frei wäre. Von keinem Vergangenen könnte der Künftige wissen, nichts von ihr. Er würde sich befreien von ihr.

Sich befreien von ihr. Darum kroch seine hungrige Sehnsucht.

Hoffen, harren, bis sich das Wunder erfülle. Aus eigenem konnte er es nicht vollbringen, weil die Kraft erschöpft war. Er mußte damit begnadet werden.

Sich befreien von ihr und von allen Weibern überhaupt, und mit der Liebe wollte er sich dann nimmermehr einlassen, nimmermehr, weil nichts dabei herauskommt

Sie zur Reinigung gebrauchen, aber nur wie ein bitteres und lästiges Medikament, und nachher gleich wieder hinaus. Nur nicht Liebe. Von diesem Aberglauben, daß Liebe sein könnte, hatte er genug, gründlich.

Nein, für dieses Geschlecht war keine Liebe. Die alte wußten sie nur aus den Büchern und konnten mit allen Bemühungen des Verstandes sie nimmermehr fühlen. Und die neue — ja vielleicht später einmal, aber sie war noch nicht erschienen; man foppte sich nur.

Er wurde sehr ärgerlich auf die Bücher, welche abgestorbene Gelüste in die arglosen Menschen tragen. An ihnen lag die ganze Schuld. Sonst hätte man vortrefflich gelebt, ohne die Gedichte, welche von Liebe erzählten. Aber da wurde man neugierig, natürlich, und weil es sich so gut vorstellte, wollte man es im

Wirklichen versuchen. Und so äffte man die Geberden aus den Büchern und meinte, es müßte etwas daran sein, und konnte doch zu keiner Empfindung gelangen, keinen Augenblick. Es war eine Verfälschung der Gemüther und ein liederlicher Betrug, welchen die Polizei verbieten sollte.

Aber wenn er die Pest nur einmal ausgestoßen haben würde. Dann war er für immer geheilt. Nur erst sich befreien von ihr.

Und dann würde er arbeiten können; er fühlte die frohen Thaten schon rieseln, in heiteren Strahlen, wie er nur erst von ihr befreit sein würde; dann kam auf den Reif der starren Seele das große Thauen. Er trug schon alles üppig ausgereift in sich und war mit geneigten Früchten schwer behangen, welche ihn bogen. Aber nur Friede und Einsamkeit brauchte er noch, welche sie verhinderte, und sie erstickte ihm den großen Athem.

Er sah endlich das Glück, ja, dieses wirklich mußte das echte Glück sein, nach so viel Wahn und schmerzlichem Betrug, das tausendfach verheißene Glück, wie er sich nur von ihr befreite. Es gingen, mit erhabenen Geberden, mächtige Bilder um ihn herum, in feierlichen Reihen, wie an einer Gebetschnur, so oft er vor ihr in den Absynth floh, bis er nichts mehr sah, sie nicht und gar nichts mehr, als holde grüne Dämpfe, welche leise an den Wimpern zupften, in sanften, köstlichen Verkündigungen; dann, in der blinden Finsterniß, wurde ihm hellseherisch. Dann öffneten sich, wenn sie seinem Blicke entsank, reiche Himmel mit purpurnen und symphonischen Parfümen.

Da lagerten feuerrothe Wiesen, in lieblichen Hängen verbreitet, wälzten sich mit herben, trunkenen Bächen und blaue Vampyre erschlafften, die Hoffnungen. Aber es wandelte in aufrechtem Stolze und mit kaiserlicher Trauer, eine gewaltige graue Sonnenblume, stumm und fahl, am Arme einer plumpen, dick stinkenden Distel, welche mit breitem, rohem Golde schepperte, weithin. Da tanzten, in begehrlichen Windungen unzüchtig vermischt, helle, rosenbehangene Frauen, mit langen weißen Falten, welche kirchlich flatterten; im Halse raget ihnen, wie in einen Stumpf gekeilt, ein jähes Beil und gelbes Blut träufelte nieder. Jede trug einen winzigen runden Mond, die warfen und haschten sie in lachenden Spielen; aber wenn eine den Ball verfehlte, da fiel sie todt auf die Matte hin und regte sich nicht mehr. Gleich entdeckte ihr die andere sehr fröhlich den Busen und biß ihr die goldene Warze heraus und steckte sich's in's Haar, als ein funkles Geschmeide. Welche aber die meisten hatte, ward Königin und alle dienten. Und es war ein violetter Sumpf herum . . .

Dieses mußte er malen, weil es die ewige Wahrheit war und das Unaussprechliche, welches alle fühlten. Dann war das Leben da, nach welchem die langen Seufzer bangten, unter den Gekrönten und in den Hütten — das ganze Leben.

Er hatte es ganz deutlich, schon ganz vorn in den Fingerspitzen, und es brauchte nur noch hinüber zu gleiten, in die farbige Bürste, wie er blos Friede und Einsamkeit wieder fand, welche sie verhinderte.

Dann gerieth das kleine Bild der großen Welt. Ja, die ganze unendliche Welt sollte es enthalten, in der schlichten Parabel eines zufälligen Ereignisses; in flüchtigem Launenschaum alle eherne Nothwendigkeit. Den Japanesen gelang es bisweilen.

Wie er sich nur von ihr befreite.

Darauf, woher er auch anfing, wohin er auch seine Erwägungen richtete, immer nur darauf kam er stets zurück, daß er sich von ihr befreien müßte.

Er wollte sich ganz auf sich selber zurückziehen, vor dem Fremden versperren, in das Eigene verschließen.

Er empfand Furcht vor den Menschen, Ekel vor den Frauen.



Die Frauen beschmutzten. Von ihrem Umgang wurde die Seele kothig. Schleim stieg ihm in die Kehle auf, wenn er nur daran dachte.

Oft hatte er eine quälerische, entsetzliche Phantasie. Da vereinigten sich in einer weiten Halle, welche mit Galle und Geifer geschmückt war, alle Frauen, mit denen er geschlafen hatte! Er konnte sie nicht zählen: schöne mit Eglantinen und perlenen Lächeln, schmeichlerisch wie Sternennächte, andalusischen Sommers, und spröde, welche oben keusch thaten, mit versteckten Reizungen, und bucklig verwachsene, aus welchen seltene und giftige Laster grinsten; neugierige Kinder und manns-tolle Greisinnen; aus Geilheit und aus Hunger. Und alle, nackt, von wollüstigen Uebungen zerknittert, mit vielen Malen der Unzucht umdrängten ihn mit Gesten und Rufen, wetteiferisch, zum Aufruhr der Brunst, bis ihm in großer Furcht die Sinne schwanden. Dann erwachte er, durch jähen Sturz, und zitterte, wie unter einem brausenden Föhn, und war ganz naß von so viel Taumel und Schauer.

Nur sich von ihr befreien!

Aber freilich: erzwingen ließ es sich nicht. Man mußte der Hoffnung vertrauen. Aber helfen konnte er der Gunst des Schicksals.

Nachhelfen. Wachsam, die Gelegenheit nicht zu versäumen. Sie würde schon kommen.

Und so brüteten sie nebeneinander in sich hinein, dem Gram der Seele zugewendet, bleierne, verankerte Tage, und wagten starr nicht Blick noch Wort und kauten an ihrem Haß. Und sie lauerten, daß das andere begänne, und fürchteten und begehrten es. Und dann wieder, weil es unerträglich wurde, plötzlich, damit nur etwas geschähe, in der schauerlichen Wüste der Gefühle, überfielen sie sich wieder mit Liebe unter schrillen Schimpfen, mit einer hastigen, wilden, zähnefletschenden Liebe, die sich wider sich empörte, aus Scham und Ekel, und vergruben sich ineinander, bis sie nichts mehr wußten, nichts.

Einmal dachte er daran, es ihr einfach zu sagen und sie fortzuschicken. Eine freundschaftliche Verständigung.

Das macht ja gerade den Vorzug solcher Verhältnisse, daß man nicht gebunden ist, sondern seiner Willkür folgt. Geht's — gut; hat man's satt, scheidet man in Frieden ohne Zwang; es sind Ehen, welche die Freiheit lenkt.

Es war aber doch nicht so einfach. Die anderen; ja, die hatten es leicht. Mit ihm war es besonders, wie er schon immer Pech haben mußte.

Es war doch zu grausam. Sie würde es ja niemals verwinden, das ganze Leben nicht, und nimmermehr gesunden. Er verstieß sie in ewige Hölle. Ja, für die Anderen, — da konnte sich eine den nächsten Tag einen gleichwerthigen eintauschen, in jeder Straße, mit dem sie es vergaß. Die anderen hatten das Glück, keine Leidenschaft einzuflößen, sondern blos Vergnügen, weil sie gewöhnlich waren. Aber an ihr bedeutete es ja Mord.

Nein, welche einmal seine Küsse genossen hatte, die tröstete sich mit keinem Anderen; aus diesem Adel konnte sie sich nicht wieder erniedrigen. Es gab keinen Ersatz, sie blieb erbarmungslos zur Einsamkeit verdammt. Er entzog ihr, was ihr kein Anderer gewähren konnte.

Und da hatte er doch wieder Mitleid mit dem armen Kinde.

Das nämlich auch noch — so verschwor sich alles — daß er sehr großherzig und edelmüthig war.

Aber natürlich — alles hat seine Grenzen. Das schuldete er seiner Kunst, daß er auch sich selber nicht vergaß. Er durfte nicht mit sich verschwenderisch sein auf Kosten der ganzen Menschheit.

Die Operation war unvermeidlich.

Es handelte sich nur darum, ein schmerzloses Verfahren zu entdecken.

Nämlich, vor allem, schmerzlos für ihn selbst, daß er selber heil davon kam. Sonst hatte er wieder nichts davon.

Ein Verfahren, sie in's Leid zu verstoßen, ohne selbst davon zu leiden. An ihr, wenn es auch freilich schade war, lag am Ende nicht so viel, weil die Kunst nichts verlor.

Ob, wenn er sich in eine andere verliebte, aber gründlich, so daß es jedes andere Gefühl verdrängte, alle Erinnerung ausfegte und die Rücksicht wegtrieb.

Es schmerzte ihn, Leid zu sehen, welches er zufügte. Aber es würde ihm gut thun, auf die Freude zu sehen, welche es der Anderen gewähren mußte, wenn er der alten Leid zufügte. Aus seiner Weichheit heraus gerade hätte er sich dann verhärten können.

Das war eine ausgezeichnete Idee.

Ja, so konnte er die Unentschlossenheit ausmerzen. Er mußte eine bewegende Kraft suchen.

Er lief nach vielen Dirnen. Abends log er sich vom Hause und spürte durch alle Schlüpfe der Lüsternheit, nach Schöneren oder welche neues, besonderes versprächen, Reiz der Nerven, welche nicht mehr konnten. Aber wenn er sich nach Zaudern endlich überwand, konnte er keine Wirkung auf die Sinne gewinnen, sondern blos aus Angst und Scham um die erschöpfte Kraft lächerlichen Aerger und ein großes Heimweh, das ihn fort trieb. Er empfand es, daß sie für ihn die einzige war, und den anderen Tag, aus Reue, unter ernstlichen Vorsätzen, zur Beruhigung seines Gewissens, wie um Gestohlenes wiederzuerstatten, häufte er um sie Geschenke, mit wiedergeborener Zärtlichkeit, bis zu dem nämlichen Preise, welchen er an die andere vergeudet, damit es nicht zu ihrem Schaden war. So kostete es blos viel Geld und nützte gar nichts.

Nein, sie mußte ihn verlassen, so mußte er es einfädeln. Anders kam er nimmer von ihr los, weil er edel war. Das mußte veranstaltet werden, daß sie ihn verließ.

Dann war es gut, vortrefflich. Das ersparte ihm die Reue, die sonst wieder den ganzen Gewinn an Freude verdarb. Wenn sie dann unglücklich wurde, geschah es ohne seine Schuld und er brauchte niemals dran zu denken.

Er durfte sie nicht fortschicken, sondern sie mußte ihm davon laufen. So mußte es veranstaltet werden.

Dann erwarb er Freiheit und Ruhe, auf einen Schlag.

Es galt nur noch einen geschickten Plan.

Das war nicht so schwer, wenn man den Verstand zusammen nahm und Versuche nicht scheute.

Allerhand bot sich an.

Man durfte es nur nicht überstürzen. Langsam vorbereiten, unmerklich einleiten.

Zunächst behandelte er sie so schlecht als möglich. Er wurde mürrisch, zänkisch, roh, zeigte ihr seinen Ekel und berührte sie nicht mehr. Er that alles, daß er ihr widerwärtig werden mußte. Er begriff die unverhoffte Geduld nicht, welche sie antwortete, ganz gegen ihre Weise: sonst war sie streitbar und launensam gewesen und bei jeder Dummheit gleich jäh empor, außer Rand und Band; jetzt, da es ihm gepaßt und seinen Zweck gefördert hätte, wurde sie auf einmal demüthig und zärtlich ohne Maß und war, wie er sich plagen mochte, durch keinen spitzen Sporn aus ihrem sanften Muth zu reizen, ganz Griseldis. Es verdroß ihn arg, daß sie keinen weiblichen Stolz besaß, und jetzt peinigte er sie erst recht, schon zur Probe, wie viel sie sich denn überhaupt wohl eigentlich gefallen lassen würde.

Also damit kam er nicht vorwärts. Das bewies sich bald. Statt zu entfremden, näherte er sie sich nur.

Da dachte er an Brömel. Der Brömel war ein deutscher Maler, der nicht

malte, sondern durchging. Alle drei Monate mit einer anderen Frau; er war dafür berühmt. Nicht als ob er leidenschaftlich und leicht verliebt gewesen wäre, sondern aus Gefallen am Geschäft, an der Technik der Entführung. Wenn er es durchgesetzt hatte, dann ließ er das Weibchen wieder laufen.

Das Mittel wäre unfehlbar gewesen, man konnte sich verlassen. Und war leicht arrangiert. Eine Begegnung geschah unauffällig. Dann brauchte er bloß von seinem Glücke zu erzählen und allenfalls noch ein bischen mit ihrer Treue prahlen. Und es war so gut als wie gemacht.

Nur, er mochte den Menschen nicht: mit dem glatten Scheitel und rückwärts durchgezogen, mit Pomade niedergepappt, und seine Rede war ebenso, überhaupt seine ganze Weise. Die Vorstellung, daß er sein Nachfolger werden sollte, erregte Unbehagen. Enttäuschen würde sie freilich jeder nach ihm, weil es nicht anders möglich sein konnte, so daß es am Ende schon gleich blieb; aber — er wußte es nicht deutlich, warum — er wünschte einen anderen, der ihm besser zu Gesicht stünde; er hatte so was spöttisches, hochmüthiges, herzloses.

Enlich erwischte er einen vortrefflichen Plan. Zufällig schlug's ihm in den Sinn. Aber nimmermehr wollte er ihn loslassen.

Durch Suggestion. Nämlich, er leitete ihr Gehirn, ohne Beschwerde, weil die Frau schwach, nachgiebig im Denken und unselbstständig ist. Da brauchte er ihr bloß leise, vorsichtig und behutsam, aber nachdrücklich und beharrlich den Entschluß zu suggerieren, daß sie, seiner überdrüssig, ihn verlassen wolle.

Daran arbeitete er mit Fleiß. Las die Bücher nach.

Oh, er war schlau. Die Suggestion, daß sie sich wirksam und unwiderstehlich über sie verbreite, mußte an die Wehrlose und Unachtsame schleichen, ohne Rüstung mit Argwohn und Verdacht. Wenn sie es am wenigsten vermuthete, tückisch eingeträufelt. Er hielt ihr allgemeine Vorträge, mit vielen Beispielen, die nicht spröde sind, über die Natur des Weibes, wie sie unveränderlich in allem Wechsel der Menschengeschichte verharrt. Wie die Weiber einmal sind, nicht die schlechten, was ein besinnungsloser Ausdruck ist, der wackelt, sondern alle, eine wie die andere, zwischen welchen kein Unterschied gedacht werden kann; nicht regelmäßig, sondern ohne Ausnahme; nicht aus zufälliger Verderbtheit, sondern durch ihre natürlichen, unwiderstehlichen Triebe, gegen welche sie nichts vermögen. Man darf sie darum nicht schelten und schimpfen: es kann bei ihnen keine Wahrheit und Güte sein, wie bei den Fischen kein Gesang, bei den Tulpen kein Geruch, weil es einmal, unbeugsam in der Laune, die Natur nicht will. Man kann dagegen, wenn es auch freilich schade ist und manchen armen Mann vergiftet, mit allen Wünschen und Gebeten nichts, nicht das Geringste, sondern muß sich mit Verzichten still ins Unabänderliche fügen, wie in Schnee und Regen. Nur heucheln — sonst verlangt man ja schon nichts mehr, aber heucheln wenigstens sollten sie nicht immer, diese dumme betrügerische Fabel, als ob am Ende vielleicht dennoch eine einmal vorgestellt werden könnte, irgendwo, durch Wunder, wenn Einbildung hilft, welche keine Dirne wäre. Sondern lieber muthig ihrem unvermeidlichen Zug ins Laster, der das Blut zwingt, folgen, flott auf den Kitzel und Gewinn los — verantwort' es der liebe Gott, daß er's nicht besser einzurichten wußte!

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.

Freie Bühne für modernes Leben

Herausgegeben von Otto Brahm in Berlin. Verlag von S. Fischer in Berlin.

Heft 20. Berlin, den 18. Juni 1890. I. Jahrgang.

Der Freien Bühne erstes Kriegsjahr.

Persönliche Gegner.

Wenn es wahr ist, daß diejenigen Frauen die besten sind, von denen man am wenigsten spricht, so ist es um die Güte der Freien Bühne übel bestellt. Sie hat der Berliner Gesellschaft dieses Winterhalbjahr den ergiebigsten und breitesten Gesprächsstoff gegeben, und was hier über sie gesagt wurde, fand schallendes Echo in allen deutschen Provinzen. Dieses Vielbesprochensein verdankt sie weniger sich selbst, als ihren Gegnern, welche ein bescheiden und vorsichtig unternommenes Wagniß von den verschiedensten Standpunkten aus als Capitalverbrechen auszuschrein nimmer ermüdeten. Wo aber verhaftet oder gar gehängt werden soll, läuft lärmendes Volk zusammen.

Unter den mehr als tausend Personen, welche in den Verein Freie Bühne eintraten, um seinen Aufführungen beiwohnen zu können, gab es nicht wenige, welche die baare Neugierde zu einer Art blutigen Henkerschauspiels lockte. Sie unterscheiden sich nicht so sehr von denen, welche vor einiger Zeit in's Ostendtheater strömten, um den ehemaligen Scharfrichter Krauts sein Amt markiren zu sehn. Gerade dieser Theil unsrer Vereinsgenossen hat einigen Vorstellungen der Freien Bühne den Stempel des Tumultuarischen und Skandalösen aufgezwungen. Man ging zum Sonntagsradau in die Freie Bühne, wie Minderbegüterte am Charfreitag auf den Spandauer Bock gehn. Sie erst sind es gewesen, die unsre im ruhigsten Ernst versuchte litterarisch-künstlerische Sonntagsarbeit roh entweihten; wie die meisten Sterblichen, so muß auch der Verein Freie Bühne sich gestehn, daß seine schlimmsten Feinde in der eignen Brust saßen. Es sind die Banausen, welche bis zuletzt nicht begriffen, wozu sie da sind. Darum mußte es Wunsch und Pflicht des Vorstands sein, die überflüssigen Mitesser vom Leibe zu schaffen. Leider stellte sich's im Einzelfall heraus, daß ihm die Rechtsprechung dazu keine genügende Handhabe bot. So dankenswerth und der materiellen Seite des Unternehmens förderlich ein starker Zudrang zum Verein sein mag, so wäre es doch im Interesse derjenigen Vereinsmitglieder, welche sich über den Zweck der Freien Bühne klar sind, dringend erwünscht, grobe Störenfriede und alberne Spaßvögel von einem rein künstlerischen Unternehmen fernzuhalten.

Streng zu unterscheiden sind von diesen Vergnügungslustigen die grundsätzlichen Gegner der Freien Bühne, welche ebenfalls von ihrem guten Recht, dem Vorstand zu opponiren, ausgiebigsten Gebrauch machten. Sie dürfen uns so wenig unwillkommen sein, wie unsre Freunde und Anhänger. Wir wünschen sie in großer Zahl auch fernerhin unter unsren Mitgliedern; denn wir halten es mit dem alten Herakleitos, der gar nicht so dunkel ist, wie er aussieht, und der den ungemein hellen, alle Zeitläufte erhellenden Ausspruch gethan hat, daß der Streit der Vater der Dinge ist.

Streit zu entfachen, war die bewußte Absicht derer, welche die Freie Bühne begründeten. Sachlicher Streit sollte ausbrechen, um ein Ding zu erzeugen, daß wir im Culturleben der Gegenwart vermißten. Und dieses Ding ist die litterarisch-sociale Schwerkraft der deutschen dramatischen Kunst.

Daß der sachliche Streit nach den verschiedensten Punkten hin in persönliche Reibereien ausarten würde, war von vornherein klar. Daß sich zu den sachlichen Gegnern persönliche gesellten, hat uns weder überrascht noch aufgeregt, denn nirgends werden kleine menschliche Leidenschaften leichter verletzt und jäher aufgewühlt, als in Theaterangelegenheiten; so kam es schon im vorberathenden Komitee zu heftigen Eifersuchtsscenen. Die zum Theil noch etwas kindlichen Urväter der Freien Bühne vertrugen sich auf die Dauer so wenig, wie sich einst die Societäre des „Deutschen Theaters zu Berlin" vertragen hatten. Dort wie hier blieb der Kaltblütigste, Verstandesklarste und Zielbewußteste am Steuer, und wenn er nicht zufällig auch Herausgeber dieser Blätter wäre, so könnte ich erzählen, mit welcher Geschicklichkeit und Unerschrockenheit er das schwanke Boot durch alle Meeresstürme hindurchgerettet hat. Jetzt, wo die erste Fahrt beendigt ist, wo man in der sommerlichen Bucht Athem schöpft zu neuem Segeln, mag sich doch wohl einer oder der andre jener mißvergnügten Jünglinge, von der Selbsterkenntniß leis angeflogen, fragen: ob er es auch so gekonnt hätte, ob er nicht gescheitert wäre.

Daß aus jenen abtrünnigen Urväterlein persönliche Anrempler wurden, liegt verzeihlich in der menschlichen Natur und ihrer Gebrechlichkeit begründet. Befremdend nur ist es, daß ein so vornehmes und geistvolles Organ wie die Wochenschrift des freisinnigen Reichstagsabgeordneten Dr. Barth sich zum Spielplatz der ersten besten gekränkten Eitelkeit und üblen Laune herabläßt. Nun muß zu dieser „Nation" ein dankbarer Leser, Mitarbeiter und Verehrer sprechen: „Es thut mir in der Seele weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh." Diese Gesellschaft ist nämlich Mosse's Tageblatt und Zollings Gegenwart.

Noch andre auf die Freie Bühne gesetzte Hoffnungen mußten in Trümmer fallen, und aus dem Schutt wucherte gleichfalls persönliche Feindschaft auf. Der Vorstand hatte für das erste Vereinsjahr etwa zehn Vorstellungen angekündigt. Da neun Aufführungen stattfanden, so ist er seinen Versprechungen nachgekommen. Die zehnte Vorstellung zu bringen, hinderte das vorgeschrittene Jahr, da am 1. Juni der Miethsvertrag mit dem Lessing-Theater ablief, den man weder hüben noch drüben erneuern mochte. Da aber auf einen Vormittag zwei Stücke fielen, so ist wenigstens in Bezug auf die Dichtungen die Zehnzahl erreicht worden. Diesen zehn aufgeführten Werken standen jedoch wohl zehnmalzehn gegenüber, welche dem Vorstand zur womöglich sofortigen Aufführung von den Verfassern dargeboten wurden. Im ganzen großen deutschen Schriftstellerelend wurde es wieder mal lebendig. Jeder Verkannte rechnete darauf, von der Freien Bühne nun endlich erkannt zu werden. Decennienalte, vergilbte und stockfleckige Handschriften wurden aus ihren Grüften vorgeholt; Herr Otto Brahm sollte Unterlassungssünden gutmachen, welche vor längerer oder kürzerer Zeit von den Laube und Dingelstedt, den Hülsen und Hochberg, den L'Arronge und Barnay begangen worden waren. Es wäre spaßhaft, wenn es nicht so traurig wäre. Viele mußten enttäuscht, einige Wenige vertröstet werden. Die Meisten verstummten mit ihrem erneuten Harm, nicht Wenige aber gaben ihrer Entrüstung

unzweideutigen Ausdruck. Unter diesen befand sich jener lärmende Trupp jüngerer Litteraten, welche nach einem gelegentlichen Scherzwort unsres alten Gottfried Keller auf kleinen Steckenpferden dahergesprengt kommen, kleine Kinderfähnchen in der Luft schwenken und aus vollem Halse schreien: Wir sind das zwanzigste Jahrhundert.

Diese muntere kleine Sippe verlangte aber noch im alten Jahrhundert das Wort der Freien Bühne, und zwar schleunigst, vor allen andren. Herr Brahm aber und seine Rathgeber konnten sich nicht davon überzeugen, daß just die Dramen der Herren M. G. Conrad, Stempel und Genossen solchen Vorrang verdienten. Das nahmen diese bitterlich übel; und hatten sie sich vorher mit Freundschaftsmienen der Freien Bühne genähert, so waren sie alsbald noch ungehaltner als ihre Organe und riefen: Tod und Verderben! Berserkerhaft, wie sie sind, schäumten sie aber nicht bloß gegen die „farbenblinde“ Leitung der Freien Bühne auf, sondern auch gegen die ihnen vorgezognen Autoren, obwohl sie denselben vordem viel Weihrauch gestreut hatten. Verletzte Eitelkeit wirft bei ihnen auch Geschmack und kritisches Urtheil über den Haufen. Und nur Herr Bleibtreu, welcher noch der Ehrlichste und Honetteste von ihnen zu sein scheint, erkannte nach wie vor freimüthig an, daß Gerhart Hauptmann ein Talent und sein Drama der Aufführung bedürftig sei. Aber er, der kraftgeniale Stürmer und Dränger, der litterarische Revolutionär, der Goethe-Napoleon des jüngsten Deutschland, vergaß so weit all seine Grundsätze, daß er das conventionellste und altehrbarste aller Rechte für sich in Anspruch nahm, das Recht der Ancienniät. Weil er länger in der Litteratur steht, als Herr Hauptmann, darum wollte er, wie Karlchen Mießnick sagen würde, „zuerst 'rankommen“. Als sie sich aber satt geschmäht hatten, gingen sie von Worten zu Thaten über und gründeten zum Besten ihrer eignen Unsterblichket eine Gegenbühne. Vorläufig allerdings nur auf dem Papier. Denn wenn sie im Prospect der „Deutschen Bühne“ versicherten, das Wallner-Theater sei von ihnen gemiethet worden, so war laut Aussage des Herrn Director Hasemann kein Sterbenswörtchen davon wahr. Noch weniger glaublich klingt ihre Versicherung, daß Graf Hochberg, ihnen Hofschauspieler zur Mitwirkung zugesagt habe; denn ein amtliches Schreiben der Generalintendantur an den Vorstand der Freien Bühne erklärt ausdrücklich, daß sie in eigner Machtvollkommenheit Mitglieder der Hofbühne, außer zu wohlthätigen Zwecken, nur der Singakademie und dem Wagner-Verein bewilligen dürfe. Was also der Freien Bühne nicht recht war, dürfte auch der Deutschen Bühne nicht billig sein. Schade, daß diese sich durch derartige Eulenspiegeleien von vornherein discreditirt, denn uns könnte nichts willkommener sein als wenn sie uns das Geschäft abnähme, Dramen von Stempel und Bleibtreu auf ihre Bühnenfähigkeit hin zu erprüfen. Für verkannte Genies ist nichts heilsamer als die Lampenprobe. Seitdem der Volksdramatiker Hans Poehnl im Hoftheater zu München den Todtenschein seiner Befähigung empfangen hat, quält er die Welt nicht mehr; und wenn es, was wir gar nicht wünschen, jenen Herren ebenso ergehn sollte, so könnten die Steckenpferdchen endlich zu Stalle gebracht werden. Sollte sich aber zu allgemeiner Freude und Ueberraschung auf der Bühne ihr dramatisches Talent enthüllen, so wäre damit etwas erreicht, was den Zielen der Freien Bühne entspräche. Mithin wär' es schade, wenn das Zustandekommen der Deutschen Bühne durch die schwindelhaften Ungeschicklichkeiten ihrer Gründer vereitelt würde.

Mit den verkannten Genies realistischen wie idealistischen Kalibers ist die Reihe der persönlichen Feinde unsrer freien Bühne noch lange nicht geschlossen. Durch das was auf der freien Bühne vorgeht, bereitet sich langsam und den Wenigsten bewußt ein Geschmackswandel vor, dem nicht bloß die an und für sich schon halb abgestorbne declamatorische Jambentragödie in ihrer epigonenhaften Schwächlichkeit erliegen wird. Begünstigt wurden vom Vorstand solche Dramen, welche es versuchen der lebendigen Welt einen Spiegel vorzuhalten, in welchem sie ohne schmeichlerische Schönfärberei

ihr wahres Angesicht erschauen kann. Wer einmal in solch einen Spiegel blickt, mag erschrecken; aber schon der Ernst der Erkenntniß hindert ihn, an den früheren Schmeichelkünsten irgend welchen Geschmack zu finden. Dann heißt es plötzlich: fort mit den falschen Locken, den falschen Busen und den Talmigehängen! Das wahre Gesicht erschreckt, aber die Larve ekelt an. Wer nun bisher sein Talmi für Gold verkaufen konnte, kann nicht sehr erfreut sein, wenn ihm plötzlich die Waare entwerthet ist. Und wenn er gar Kritiker eines vielgelesenen Blattes oder Director eines selbsterschaffenen Theaters ist, so wird er, menschlich wie er empfindet, seinem öffentlichen Einfluß gegen dasjenige Institut geltend machen, das neuen Göttern opfert. Dieses Verzweiflungsrecht des Selbsterhaltungstriebes wollen wir ihm lächelnd gönnen, und wenn er faule Witze reißt, wo er ernsten Dingen ernst ins Angesicht sehen sollte, so wollen wir es für Galgenhumor nehmen. Ich selbst möchte nicht behaupten, daß die Freie Bühne schon reformatorisch oder gar revolutionirend gewirkt hat. Es ist aber die Ansicht eines öffentlichen Beurtheilers, der persönlich wie sachlich weder mit den Männern noch mit den Hintermännern der Freien Bühne sich identificirt, der vielmehr zu ihren Leistungen und Plänen sich oft sehr kritisch verhalten hat. In den Theaterberichten, die er aus der Reichshauptstadt an verschiedne Provinzialblätter entsendet, hat Herr Otto Neumann-Hofer die Behauptung aufgestellt, daß der größte Erfolg des abgelaufenen Winterhalbjahres, der Erfolg, den Hermann Sudermann's sehr talentvolles, aber nur halbreifes Schauspiel im Lessingtheater errungen hat, auf das Wirken der Freien Bühne zurückzuführen sei. Sudermann, auf dessen dichterische Weiterentwicklung wir äußerst gespannt sind und den unsre freundlichsten Hoffnungen begleiten, hat bei seiner ersten Bühnenarbeit instinctiv empfunden, daß eine Luftveränderung sich vorbereitet, aber er ließ sich von der Luft mehr tragen, als daß sein Athem sie lenkte. Und so kam ein Werk des Compromisses zu Stande. Im Vorderhause der Ehre geht noch der Geist des „Schwarzen Schleiers,“ im Hinterhause schon der Geist des „Sonnenaufgangs“ um. Und da man vordem im Publicum mehr für Vorderhaus als für Hinterhaus empfänglich war, so konnte noch am Morgen nach der ersten Vorstellung im confundirten Börsencourier die Behauptung stehen, der vortreffliche, dritte Akt, der die Hinterhauskrisis herbeiführt, sei das Schwächste im Stück. Herr Isidor Landau hatte sich diesmal ein wenig verspätet. Sein Publicum war ihm um 24 Stunden vorangeeilt. Denn gerade der dritte Akt ist es, welcher nicht nur den Erfolg entschied, sondern auch über die Mängel des Schlusses hinweghalf. Was die Freie Bühne erstrebt und was sie bekämpft, steht bei Sudermann grell beleuchtet dicht und unvermittelt neben einander. Wir wollen nicht, wie uns vorgeworfen wurde, das deutsche Drama örtlich auf die Hinterhausatmosphäre beschränkt wissen. Aber wir behaupten die Thatsache, daß der Geist der dichterischen Lebenswahrheit in unserm socialreformatorischen Zeitalter zunächst ins Hinterhaus seinen Einzug gehalten hat. Darum wohl bauen unsre fähigsten Dichter ihm zunächst dort die Wohnstätte. Es entspricht dem demokratischen Zuge der Zeit, daß Alpendörfer in Anzengruber einen Dramatiker fanden, wie ihn die Salons der großen Städte noch nicht besitzen. Aber vom Hinterhause zum Vorderhause ist es nicht weit, und so steht zu hoffen, daß der Geist der dichterischen Wahrheit über kurz oder lang den nahen Weg finden wird. Dann freilich wird es vollends aus sein mit denen, die ihre Talmikünste bisher auf den schwellenden Diwans vornehmthuerisch und in plumper Geziertheit sich räkeln ließen. Dann wird es auch aus sein mit jenen lebensfremden Verwechslungs- und Verkleidungspossen und jenen kunstverlassenen Lügenkomödien, von denen Karl Frenzel kürzlich nach einer Vorstellung des königlichen Schauspielhauses, in der sonst so züchtigen Nationalzeitung, sehr treffend gesagt hat: „Wer solche Nichtigkeiten fort und fort zu sehn bekommt, begreift den Drang der Jugend nach einer freien, wenn es sein kann nach der freiesten Bühne.“

Paul Schlenther.

Zur Frauenfrage.

Ueber die sogenannte „Frauenfrage" ist schon unendlich viel gesprochen und geschrieben worden; trotzdem ist die Frage keineswegs klarer geworden, und zwar, wie es mir scheint, aus dreierlei Gründen. Erstens betrachtet Jeder seine subjectiven Erfahrungen als allgemeingeltend und bringt sie als solche in die Polemik mit hinein, zweitens wird die Polemik fast ausschließlich von Männern geführt, die meistentheils erst dann die Frauen näher kennen gelernt haben, wenn sie ihr Geschlechtstrieb dazu angespornt hat, und drittens — was wohl der hauptsächliche Grund ist, — werden die Probleme gar nicht auseinander gehalten, wie es übrigens mit allen socialen Problemen geschieht.

Bei uns in Europa kennen Männer und Frauen einander nur höchst oberflächlich und unvollkommen (ich meine die höheren Klassen der Gesellschaft), und wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, versucht man diese mangelhaften Kenntnisse durch die Litteratur zu vervollständigen. Die oft nöthigen litterarischen Abstractionen werden nun als Schemata benutzt, in welche man die ganze Mannigfaltigkeit der lebenden Gestalten hineinzwängen will. Daher kommt es, daß, wie früher eine Schaar von Engeln in Frauengestalt auf der Erde weilte, heutzutage alle weiblichen Wesen als Cocotten betrachtet und verabscheut werden. Die wunderbarsten Gegensätze werden den Frauen zugesprochen: bald sind sie aufopferungsfähig bis zum letzten Blutstropfen, bald egoistisch „selbst im wüthigsten Taumel der durchstürmten Sinne", wie es Herr Bahr behauptet. Sie sind „die einzig wahren Wesen", und doch Geschöpfe, die sich nur „in der Lüge, als ihrem heimathlichen Element", sicher und wohl fühlen u. s. w. Das schlimmste aber ist, daß sie „grauenhaft und unverständlich" sind, wie es Frau Marholm mit Strindberg annimmt. Einen bemerkenswerthen Satz in Bezug auf das Unverständliche finden wir auch bei Fr. Nietzsche: „Beim Weib ist alles Räthsel, und alles ist mit der Schwangerschaft zu lösen". Meiner Meinung nach hat er Recht, aber nur insofern, als bei einem Räthsel nicht nur das zu Errathende, sondern auch der Errather in Betracht kommt.

Das „Unverständliche" wird immer erscheinen, so lange man die Frauen nur in Bezug auf die Geschlechtsverhältnisse betrachtet, und dieses erst dann, wenn man durch den Geschlechtstrieb beinahe dazu gezwungen wird; die Betrachtung fängt hier unter den ungünstigsten Bedingungen an. Der physiologische Unterschied beider Geschlechter bedingt eine andere Auffassung der Liebe, und es kommen noch hinzu historische, sociale und ökonomische Momente. Fällt aber der Geschlechtstrieb weg, so wird Alles, wenn auch nicht ganz „verständlich", so doch zum mindesten nicht „grauenhaft". Fragen wir Männer, die mit Frauen zusammen erzogen und aufgewachsen sind: kann einem Bruder seine Schwester, einem Sohne seine Mutter „grauenhaft" erscheinen?

Die Frage wird also in Bezug auf die Geschlechtsverhältnisse nicht objectiv genug behandelt. Uebrigens ist eine vollkommene Kenntniß eines menschlichen Wesens für ein Anderes beinahe unmöglich. Je verschiedenartiger zwei Individualitäten sind, desto schwieriger ist es für die eine, die andere zu begreifen. Eine derartige Schwierigkeit existirt aber im höchsten Grade für jeden Mann gegenüber den Frauen, und deswegen müßten auch alle subjectiven Anschauungen aus der Polemik ausgestrichen werden.

Als den hauptsächlichen Grund der Unklarheit der Frauenfrage gab ich an, daß die Probleme nicht auseinander gehalten werden. Herr Bahr versucht zwar die Fragen von der Verschiedenheit der physiologischen Organisation und der socialen Stellung im Einzelnen zu betrachten, hält aber nicht consequent bis zu Ende aus. Ich glaube nun auch keineswegs, irgend etwas Entscheidendes sagen zu können und will nur

die Probleme in der Reihenfolge aufstellen, in welcher sie meiner Ansicht nach beantwortet werden müssen.

In erster Linie scheint mir nöthig zu sein, uns klar machen, daß es sich nicht darum handelt, zu untersuchen, ob die Männer den Frauen gleiche Rechte geben werden, sondern ob die Frauen gleiche Rechte überhaupt bekommen werden. Das freiwillige Geben muß hier eliminirt werden. Dann kommt die Frage: werden die Frauen in gleicher Weise wie die Männer ihre Rechte zu exploitiren wissen? Haben die Frauen eine Leistungsfähigkeit, die der der Männer gleich ist?

Sociologie und Geschichte lehren uns, daß die Sclaverei der Frauen keine ursprüngliche Erscheinung ist. Wir brauchen uns nur die Zeit des Mutterrechts in Erinnerung zu bringen, um das einzusehen. Ueberall aber, wo sich Klassen ausbildeten, wo die Gesellschaft einen militärischen Typus annahm, ist die Frau zur Sclavin geworden. Ueberall andererseits, wo sich die Gesellschaft vom alten Typus befreit, wo die Klassenunterschiede im Verschwinden begriffen sind, sehen wir auch die Befreiung der Frauen zu Stande kommen, wie z. B. heutzutage in Amerika. So lange der alte Typus der Gesellschaft besteht, müssen nothwendig die meisten Versuche der Frauenemancipation fehlschlagen. Dabei ist aber zu bemerken, daß auch diese gescheiterten Versuche nicht ganz verloren gehen; sie beschleunigen die Aenderung der Gesellschaftsform, indem sie einerseits die alten und scheinbar unveränderlichen Ansichten der Menge erschüttern, und andererseits das Bewußtsein der eigenen Interessen bei den Frauen wecken.

Unsere Bewegung für die Frauenemancipation bewegt sich wohl in sehr engem Rahmen, nämlich in dem Rahmen des Kleinbürgerthums, aber Frau Marholm irrt gewaltig, wenn sie meint, daß derartige Erscheinungen sich durch individuelle Initiative nnd persönliche Dummheit erklären lassen. Eine Bewegung, die eine ganze Klasse in fast allen europäischen Ländern umfaßt, muß doch irgend einen Grund haben, und wir werden wohl einen finden können, wenn wir den socialen Verhältnissen mehr Aufmerksamkeit schenken. In der That, wenn wir der nahen Beziehungen zwischen dem dritten und vierten Stande gedenken und der durch die Productionsverhältnisse erzwungenen ökonomischen Emancipation der Frau im vierten Stande, so wird uns die Bewegung im Kleinbürgerthum schon klarer.

Die Entwicklung der modernen Production hat im vierten Stande die Arbeiterinnen in ökonomischer Beziehung mit den Arbeitern beinahe gleich gesetzt. Das, was man Muße nennen kann, haben die Frauen der niedrigeren Klassen wohl nie gehabt; aber die Art der Arbeit und ihre ökonomische Stellung ist eine wesentlich andere gewesen. In den höchsten Klassen der Gesellschaft haben sowohl Männer als auch Frauen thatsächlich Muße, im Mittelstande dagegen waren, so lange die große Production noch nicht in dem Grade wie heute entwickelt war, beide Geschlechter mit Arbeitsverrichtungen beschäftigt. Heute aber befinden wir uns in einem Uebergangsstadium: die häusliche Production ist durch die große Production zu Grunde gerichtet. In Folge dessen blieb die Frau ohne Beschäftigung, und diese Beschäftigungslosigkeit wurde beschwerlich für die ganze Familie, da die Einkünfte sich verringerten und doch die Existenz aller Mitglieder erhalten werden mußte. Das ist der nächste Grund, kraft dessen sich das Kleinbürgerthum für die Frauenemancipation entschlossen hat, und es scheint mir wichtig genug zu sein, um dem Kleinbürgerthum seine Phantasielosigkeit verzeihen zu können — die übrigens in socialen Erscheinungen eine viel kleinere Rolle spielt, als Frau Marholm ihr zuzuschreiben scheint.

Daß der ökonomischen Befreiung der Frauen eine politische und sociale nachfolgen muß, scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen. Die bestehenden Gesetze, die gerade von den der Frau entgegengesetzten Interessen eingeflößt waren und auf dem alten patriarchalischen Typus der Familie basiren, beschränken ihre Handlungs-

fähigkeit zu sehr, um von einer, in irgend welcher Beziehung ausgebildeten Individualität ertragen zu werden.

Was nun die Leistungsfähigkeit der Frauen in der Production betrifft, so müssen wir auf die physiologischen Unterschiede beider Geschlechter reflectiren. Zweifellos wird die Productionsfähigkeit einer Durchschnittsfrau nie der Productionsfähigkeit eines Durchschnittsmannes gleichkommen können, wie wir es auch im ganzen Thierreiche, mit Ausnahme der Parasiten, sehen. Die Brutpflege wirkt hemmend auf die Bewegungsfähigkeit, und die Passivität in physiologischer Beziehung hat eine Verminderung der Activität in allen übrigen Beziehungen zur Folge. Die Passivität der Frauen hat sich auch überall bewiesen: in der Geschichte, Pädagogik, auf allen Gebieten des socialen und ökonomischen Lebens. Ausnahmen können natürlich vorkommen, doch als solche können sie nicht in Betracht gezogen werden. Auch kann andererseits hier nicht als Beweis angeführt werden, daß bis jetzt kein Genie unter den Frauen erschienen ist. Zur Ausbildung eines Genies müssen sehr viele Einflüsse zusammen wirken, denen die Frauen ohne Ausnahme ihr ganzes Leben hindurch, oder wenigstens in der wichtigsten Zeit ihrer Entwicklung, völlig entzogen sind, so namentlich der Theilnahme am Leben des ganzen socialen Organismus, dem sie angehören. Auch ist ein Genie seiner Natur nach eine Ausnahme, und Ausnahmen sind ja auch unter den Frauen denkbar. In der Mehrzahl der Fälle wird aber, glaube ich, der Fortschritt der Cultur von den Männern geleitet werden, den Frauen wird vielleicht die Rolle zufallen, die gesammten Errungenschaften der Civilisation auf einem gewissen Niveau zu erhalten.

Liegt aber kein Widerspruch darin, wenn wir behaupten, daß die Frauen wahrscheinlich gleiche Rechte wie die Männer erlangen werden, sie aber nicht im gleichen Grade werden exploitiren können?

Jedes Recht zieht eine Beschränkung, eine Obligation für andere Individuen nach; so machen die Rechte, die die Männer haben, aus ihnen, den Frauen gegenüber, einen privilegirten Stand, und die letzteren, die so wie so eine geringere Leistungsfähigkeit besitzen, werden noch mehr beschränkt. Man kann wohl Paradoxen über die Frauen machen, aber jedem modernen Denker widerstrebt eine solche Ungerechtigkeit, die sich mit der Besteuerung von Kranken vergleichen ließe. Es könnte also nur die Frage entstehen, ob die Frauen die Concurrenz der Männer aushalten können? Man spricht heutzutage viel darüber, daß die Arbeiter in vielen Fabriken die Concurrenz der Arbeiterinnen nicht aushalten können — eine Erscheinung, die auf der Art der Fabrikproduction und der kleineren Besoldung der Frauen basirt. In unsere Betrachtungen aufgenommen, scheint diese Thatsache für die Frauen zu sprechen; in Wirklichkeit aber wendet sie sich gerade gegen diese, da es aus ihr erhellt, daß die Frauen auf eine schlechtere Besoldung als die Männer angewiesen sind. Und es kann ja kaum bestritten werden, daß, wenn man die Gesammtheit der Frauen der der Männer gegenüberstellen würde, sich die ersteren in viel schlimmeren Verhältnissen als die letzteren finden würden.

Als ein modificirendes Moment hat in dieser Beziehung bis jetzt das Familienleben gewirkt. Die Pflege der Kinder, für welche sich beide Geschlechter interessiren müssen, und die ganz der Frau zufällt, führt gewissermaßen eine Ausgleichung herbei. Wie es nun dann wäre, wenn der Mann seine Frau nicht mehr als Eigenthum betrachten könnte, und die Kinder in irgend einer anderen Weise versorgt würden, läßt sich jetzt gar nicht sagen, jedenfalls hinge es von den socialen Einrichtungen und auch vielleicht von der Art und Stärke der Geschlechtsliebe ab. Welchen Charakter diese letztere annehmen und wie sie sich unter solchen Verhältnissen ausbilden würde — darüber können wir auch nichts Positives sagen.

Herr Bahr spricht die Vermuthung aus, daß die beiden Geschlechter, kraft ihrer geschlechtlichen Naturen, in keinem anderen Verhältniß als dem des Kampfes auf

Ewigkeit bestehen müssen. Mir scheint nun, daß, wenn wir über physiologische Verhältnisse sprechen, wir sie in eine gewisse Analogie mit ähnlichen Verhältnissen bei anderen höheren Thierarten bringen können. Nirgends aber sehen wir diesen Haß zwischen den Geschlechtern, über welchen Herr Bahr sich in so kräftigen Worten äußert. Es ist im Gegentheil viel wahrscheinlicher, daß der Kampf, der heute thatsächlich zwischen Mann und Frau existirt, als eine secundäre Erscheinung zu betrachten ist, die in Folge socialer und historischer Einflüsse sich ausgebildet hat. Was die Naturtriebe anbetrifft, so sind gerade sie derartig, daß ihre einseitige Befriedigung unmöglich ist; und in der Thatsache, daß ein Individuum dem anderen die Befriedigung seiner Bedürfnisse anbietet, ist kein Grund zu finden, der nothwendiger Weise zum Kampfe führen sollte.

Das Gesagte ist natürlich auch nichts Bestimmtes — nur eine von den vielen Möglichkeiten. Die Psyche von Mann und Frau ist wirklich sehr verschieden, in Abhängigkeit von der Verschiedenheit ihrer Organisationen. Unsere Gesellschaft, unter dem fast ausschließlichen Einflusse von Männern ausgebildet, hat keine Rücksicht auf die verschiedene Individualität der Frau genommen, hat ihre Natur unterdrückt und gequält durch inadäquate Einrichtungen. Und wenn wir bedenken, daß dieser Zustand Jahrtausende gedauert hat, so können wir uns wohl vorstellen, daß er noch Jahrtausende hindurch seine Nachwirkungen ausüben kann. Jedenfalls aber ist es nicht immer zu so großen Familienconflicten wie heute gekommen. Jahrhunderte lang schlummerte in der Sklaverei die weibliche Seele, und träumte nicht einmal von der Freiheit. Eine Griechin, die in ihrem eigenen Hause und in Gegenwart ihres Mannes sich nicht zu Tische mit einem Fremden zu setzen wagte, um nicht für eine Hetäre zu gelten, war sicherlich in vielen Fällen weit mehr mit ihrem Schicksal zufrieden, als heute eine moderne Frau, so unvergleichlich mehr Freiheit sie auch genießt. Daß es aber auch früher Kampfperioden gegeben hat, besonders beim Uebergang vom Mutterrecht zu anderen socialen Formen, beweist uns deutlich, daß weder Hingebung noch Kampf als ein ausschließlicher Zustand in dem Verhältnisse beider Geschlechter zu betrachten ist, so wenig wie in allem andern, was noch entwicklungsfähig ist.

Josepha Krzyzanowska.

Moderner Pöbel.

Von Otto Ernst Schmidt.

Für den gutgesinnten, ordnungsfreundlichen Geschichtsschreiber und Politiker beginnt der Pöbel da, wo die untere Volksschicht, mit ihrer jeweiligen Lage energisch unzufrieden, zu einer lauten Opposition übergeht. Dem satten Spießbürger stellt sich der Begriff Pöbel da ein, wo die jährliche Einnahme unter einen gewissen auskömmlichen Betrag hinabsinkt und die Armuth häßlich wird. Und mit der naserümpfenden Verachtung des Pöbels ist Niemand freigebiger, als der Pöbel selbst, d. h. eben derjenige, der es ist, ohne sich dafür zu halten. Die köstlich-naive Selbstunkenntniß grade ist eines der wesentlichsten Merkmale jedes wahren Pöbels.

Mein Lexikon definirt den Pöbel als eine in allen Gesellschaftsschichten vertretene Menschensorte von niedriger Gesinnung, ohne Bildung und ohne Achtung für Bildung; Eigenschaften, welche ihre tiefste Wurzel in dem unbewußten Egoismus haben, der mit instinktiver Findigkeit auf seinen Vortheil zusteuert; und der sich im Besonderen charakterisirt als dumm-schlaue Unterordnung unter Gewohnheit und Ueberlieferung sowohl, als unter herrschende Zeitströmungen; als bornirte, zähe Opposition gegen das Originale und Neue, und als rohe, denkfaule Ueberschätzung

des Aeußerlichen. Nicht die bewußte Selbstsucht ist an sich pöbelhaft; die rücksichtslose Klarheit, mit der sie ihre Pläne entwirft, die nicht selten bedeutende Kraft, mit der sie sie ausführt, giebt ihr sogar den Glanz einer gewissen Größe. Auch ist sie sehr wohl darauf gefaßt, daß ihr ein andrer Egoismus entgegentrete, und sie kann sich der Achtung vor ihm, wenn er sich mit Energie behauptet, in der Regel nicht entschlagen. Die pöbelhafte Ichsucht gipfelt in der Unfähigkeit, sich aus sich selbst herauszuversetzen. Den von ihr besessenen Individuen fließen Außen- und Innenwelt zu einer Art Urschleim zusammen, in dem das eigene Interesse das Lebenscentrum bildet. Ihr Ichbewußtsein ist nur bis zur Höhe eines gewissen Vitalgefühls entwickelt, das zu seiner Voraussetzung und Erhaltung nichts bedarf, als einiger Fangarme und eines Magens mit zwei Oeffnungen.

Der Umfang des Pöbelbegriffs wird, wie man sieht, bei unserer Auffassung ein recht großer, und manch gute, reputirliche Leutchen kommen mit unter diesen Hut. Die Reichhaltigkeit seines Inhalts mag der Begriff in der nachfolgenden Veranschaulichung erweisen.

Der religiöse Pöbel.

Wenn wir zuerst von der Spezies des religiösen Pöbels reden, so versteht sich von selbst, daß wir nicht daran denken, irgend ein Bekenntniß oder irgend welche Partei als an sich mit Nothwendigkeit auf niedriger Gesinnung beruhend zu bezeichnen. Wir wünschen vielmehr jene weitverzweigte Menschenklasse als religiösen Pöbel zu brandmarken, die, in stumpfer Selbstgenügsamkeit dahinlebend, seit langem jeglichem Gott und jeglicher Gottheit (man mag diesen Begriff soweit fassen wie man will) abgestorben ist, und doch aus gedankenlosem Triebe sich bei passender Gelegenheit als gehorsames Glied der rechtgläubigsten Gemeinschaft aufspielt. Unter diesen Weihnachts-, Oster- und Pfingstfrommen ragt zumal die Frau als blinde Sklavin des Gewohnheitszwanges hervor. Jene proselytensüchtigen Priester, die in gemischt konfessionellen oder stark unkirchlichen Gegenden den Mann durch das Weib zu gewinnen suchen, wissen sehr gut, daß sie beim weiblichen Geschlecht nicht nur auf eine thatsächlich häufigere aufrichtige Frömmigkeit, sondern daneben ganz besonders auf ein ebenso häufiges abergläubisches Konserviren in Gewohnheitssachen rechnen dürfen, wenn es auch im Interesse der Geistlichkeit liegt, diesen letzteren Beweggrund mit einigem Euphemismus als „kirchlicheren Sinn" der Frauen zu verschleiern.

Aber der religiöse Pöbel, der, wenn es über seinem Haupte gewittert oder heftige Zahnschmerzen sich bei ihm einstellen, sofort mit inbrünstiger Gläubigkeit das Dasein eines Gottes annimmt und sich mit beneidenswerther Geschwindigkeit zum Gebet sammelt, um nach eingetretener Gemüthsruhe wieder der behaglichsten Gottlosigkeit zu pflegen; der mit tiefsinniger Religionsphilosophie dahin argumentirt, daß „man doch wenigstens einmal im Jahr zur Kirche gehen müsse", daß „man sich doch kirchlich trauen lassen müsse", daß „man seine Kinder doch taufen lassen müsse", wenn man auch sonst weder nach Kirche noch Priestern etwas fragt — dieser Pöbel, sage ich, findet seine Vertreter keineswegs allein im weiblichen Geschlecht und in den niederen Schichten des Volkes. Vielmehr läßt sich, namentlich in Zeiten, in denen in maßgebender Höhe ein starkes Betonen des kirchlichen Prinzips stattfindet, auch bei den Männern der oberen Schichten eine auffallende Zunahme des Kirchenbesuchs ohne gleichzeitige Ausbreitung und Vertiefung der religiösen Ueberzeugung feststellen. In weiten Beamtenkreisen scheint eine Art von stillschweigendem Uebereinkommen vorzuschreiben, daß selbstständige religiöse (und politische) Ansichten mit Eintritt der festen Anstellung, wie eine Jugendsünde, abgethan werden und daß, je höher das Amt und je solider das Einkommen, desto beschaulicher und geregelter sich der kirchliche Wandel gestalte. Es läßt sich in dieser Beziehung eine förmliche



Skala konstruiren, die hinaufreicht bis zu jenen Höhen, auf denen ein unterlassener Kirchgang als eine unerhörte Verletzung der Standesrepräsentation erschiene.

Wir müssen hier nochmals das Moment des Unbewußten im Pöbelwesen betonen. Es fällt uns nicht ein, überflüssiger und müßiger Weise die bewußte und planmäßige Heuchelei zu beleuchten, die mit der gesteigerten Frömmigkeit zugleich die Kandidatur eines höheren Postens betreibt. Wenn wir aber jene unbewußte Gemeinheit mit ausgesprochenem Abscheu behandeln, so geschieht das nicht etwa, weil wir, von einem antikirchlichen Standpunkt aus, die Kirche um eine derartige Gefolgschaft beneideten und jenen Anhang von zweifelhaftestem Werthe etwa unserer Parteimeinung zugekehrt sehen möchten. Auch der Kirche müssen derartige Adhärenzen an sich bedeutungslos sein — denn auch sie verlangt Tiefe und Aufrichtigkeit der Ueberzeugung; wenn sie dennoch mit Eifer darauf bedacht ist, auch da die einzelnen Stationen des Lebens mit ihrer Weihe zu begleiten, wo man dies nur aus todtem, erbärmlichem Konventionalismus verlangt oder zuläßt, so weiß sie eben, daß Zahlen drücken und daß numerische Stärke ein nicht zu verachtendes Ding ist. Solange noch die erdrückende Mehrheit der Staatsbürger die Kirche durch Annahme der Sakramente anerkennt, so lange bleibt es eben ein frevelhaftes Erdreisten der Minorität, diese Wohlthaten abzulehnen. Und gerade darum ist der religiöse profanum vulgus so von Grund aus zu hassen und zu verdammen, weil er mit seiner bodenlosen geistigen und moralischen Hohlheit den herzlosesten, stets zum Maßregeln bereiten Pharisäismus verbindet, und zur Bedrängung und Bedrückung der nach Freiheit ringenden Seelen die erste hülfreiche Hand bietet. Man muß es gesehen haben, wie dieser hirnlose Pöbel sich über Atheisten und Dissidenten entrüstet, wie er mit augenverdrehender Scheu die Schwelle des kirchlich Ungetrauten meidet, wie er in seiner sittlicheren Würde glänzt; man muß es gehört haben, wie er seine Frömmigkeit von Großvaters wegen vertheidigt, um ihn in seiner ganzen Pracht zu würdigen.

Daß derjenige, der die Kirche nur „einmal im Jahre" besucht, eine Inkonsequenz begeht und in seiner Haut ein viel gottloserer Mensch ist, als derjenige, der an keinem Gottesdienste theilnimmt, das zu begreifen ist dem religiösen Mob natürlich eine Unmöglichkeit. Noch weniger begreift er es, daß die Zumuthung, ein denkender Mensch solle sich durch das einfältige „man muß doch" bewegen lassen, mitzuthun, eine weit größere Unverschämtheit ist, als die taktloseste Blasphemie eines Gottesleugners. Mit dieser Zumuthung ist aber die Sekte der Gelegenheitsfrommen thatsächlich im höchsten Grade zudringlich, wie denn überhaupt der Fanatismus der Zähigkeit ihre Stärke ist. Der kontinuirliche moralische Druck (in specie muß er vielmehr ein unmoralischer genannt werden), der von dieser Masse ausgeht, ist in erster Linie schuld daran, daß der vollständige Genuß der vom Staate gewährten Gewissensfreiheit heute noch so manchem, der danach begehrt, verkümmert wird; denn dieser hat in den meisten Fällen die schwersten socialen Opfer zu gewärtigen, wenn er offen mit seiner Ansicht hervortritt. Der religiöse Pöbel ist es, der ihm bereitwilligst diese Opfer auferlegen hilft, wenn er sie nicht gar selbst fordert; der mittels seines geistlosen Konservirens die freieren Geister in eine gefahrvolle Minorität drängt, bei gegebenem Anlaß den ersten Stein gegen diese Minorität aufhebt, und jedes Hetzwort acceptirt.

So also, indem er die wohlthätige, für jeden bedeutenden Fortschritt unerläßliche, klare Gegenüberstellung der Gegensätze hindert und zwischen den eigentlich kämpfenden Ideen in Gestalt einer trüben, träg-flüssigen Masse sich anhäuft, charakterisiert der religiöse Pöbel sich auch in seiner Wirksamkeit, seinem innersten Wesen getreu, als kulturhemmendes und kulturfeindliches Element. Er bezeichnet die Stelle, wo kalter und warmer Luftstom sich in schwüler, bedrückender Stagnation begegnen und quälend lange verarren, bevor eine der beiden Strömungen, unter Niederschlägen und Gewittern, den Sieg davon trägt.

Der Fall Kainz.

Draußen, weit, wo die letzten Häuser stehen, ist das Genie eingekehrt: im ganz gefüllten Hause des Ostendtheaters, vor den Zugewanderten wie vor den Eingeborenen jener östlichen Gefilde, stellt Joseph Kainz den Romeo, den Ferdinand, den Karlos dar. Und die Zugewanderten und die Eingeborenen jubeln ihm zu, und goldener Lohn wird ihm zu Theil, Kränze und Applaus.

Kainz ist der erste deutsche Schauspieler in seinem Fache, und Niemand, der es ernst meint mit der Kunst, kann ohne schmerzliche Theilnahme ihn auf die Bretter steigen sehen, welche die Welt des Ostendtheaters bedeuten. Am Beginn einer Gastspielcarriere scheint er zu stehen, der es an äußeren Ehren nicht fehlen wird; aber den Künstler in ihm, den wir lieben, kann sie in die Abgründe des Virtuosenthums stoßen, und schon zeigen sich, in diesen gleichmüthig heruntergeraspelten Reiserollen, die ersten Anfänge der Solospielerei: „dies heißt nicht spielen, heißt mit dem Spiele spielen."

Kainz kommt aus dem Deutschen Theater her, (die kurze Episode im Berliner Theater zählt nicht) und was er dort gelernt, gab seiner schauspielerischen Persönlichkeit den besten Halt: die Einordnung in ein Ensemble, dessen der Einzelne ein künstlerisch Theil ist. Selbst das Vortreten vor den Vorhang untersagte hier das Gesetz demjenigen, der sich jetzt lächelnd, mit dankbaren Mienen, den Hörern neigen muß. Kainz ist keine begehrliche Virtuosennatur, kein Barnay oder Mitterwurzer, der als die Centralsonne zu herrschen begehrt, der andere nach seinem Willen richtet, auch auf Kosten der Dichtung, und dessen Bemühen der Rolle, nicht dem Stück gilt: sondern er tritt in das Innerste des Kunstwerkes mit ganzer Seele ein, und kein heißes Bemühen scheut er, ihm das letzte Wort des Räthsels abzufragen. Aber so kostbare Eigenschaften, so einzige, drohen zu zerbrechen in dem Trubel des Gastspielthums: ein unglücklicher Partner, irgend ein überraschendes Etwas kann die Stimmung des reizbaren Spielers umwerfen, und die Forderungen einer im alten Rollenkreis festgelegten „Tournee" müssen den in vollster Entwicklung Begriffenen stille stehen lassen, grade da, wo er weiterschreiten soll und will.

Kainz ist der Erste gewesen, in unsrer Tragödie moderne Kunstforderungen zu erfüllen — das ist sein großes, sein historisches Verdienst. Fern von aller hohlen Doctrin, ganz aus seiner Natur heraus, aus einer nervösen, modernen Natur, hat er die Aufgaben Shakespeares und Schillers ergriffen, und sie wiederum erfüllt mit warmem Lebensblut. Was trockene Ueberlieferung geworden, Schablone und Declamation, er gestaltete es mit einer realistischen Unmittelbarkeit aus, die den Andern verloren gegangen war; sie waren tastende Epigonen, er ein keck Moderner.

Inzwischen aber hatte die neue dramatische Kunst den gleichen Weg eingeschlagen, den der Darsteller für sich selber gefunden; und die schauspielerischen Aufgaben, welche nun sie stellt, müssen erst zur Vollendung des Kainzstiles führen, jenes Stiles, der auch seinerseits, seit der Mitte der achtziger Jahre her, Schule gemacht hat im guten und im schlechten Sinne: Genossen haben sich eingefunden, die selbständig weiterschreiten, und öde Nachahmer. Nur den ersten Anfang hat Kainz gethan, in den Dienst jener modernen Kunst auch zu treten: und sein Wilhelm im „Friedensfest", wenngleich noch unausgeglichen im Stil und äußerlich unfertig, zeigte, zu welch hinreißenden Wirkungen er auch hier gelangen könnte. Droht ihm Manier und Stehenbleiben, wenn er in dem engen Kreise von Romeo und Carlos, Carlos und Romeo, sich ohne Unterlaß dreht — hier kann er schauspielerische Anregung in Fülle schöpfen, hier findet er, was ihm fehlt, neue unverbrauchte Gestalten, Blut von seinem Blut, und Nerven von seinen Nerven. Wir leben schnell heutzutage, und bald bleibt Einer hinter dem Gange der Entwicklung zurück: 1883 ward Kainz einer der Führenden; möchte er es ein Jahrzehnt später auch bleiben!

So scheint der Weg deutlich vorgezeichnet, den der Darsteller beschreiten müßte, wenn nur ideale Forderungen die Welt regierten. Aber nach ganz anderer Seite zeigen die realen ihn hin, und von diesen will ich jetzt sprechen.

Jedermann weiß, daß das Damoklesschwert des Contractbruches über dem Haupt des Künstlers schwebt; aber nicht Jedermann sieht klar, welche Folgen, praktische und ideale, aus der Verurtheilung für ihn resultiren würden. Das Boycott-System in's Theatermäßige übersetzt — das ist es, was Kainz bedroht, und wider das sich jeder gesunde Sinn auflehnt. Entscheidet jenes Schiedsgericht des Cartellvereins, das so langsam nur mit seinem Urtheil fertig zu werden weiß, daß der Schauspieler contractbrüchig ist, so verschließen sich ihm für immer sämmtliche Bühnen des Cartells, d. h. fast alle guten Bühnen in Deutschland und Oesterreich. Man bedenke wohl: für immer, für Zeit und Ewigkeit bleibt der Darsteller verfehmt, wenn nicht sein Ankläger Gnade für „Recht" ergehen läßt. Weder die Zahlung der Conventionalstrafe, noch der Ablauf des Contractes bricht den großen Bann: Kainz bleibt — seine Verurtheilung vorausgesetzt — von der persönlichen Geneigtheit des Herrn Barnay abhängig. Für ein (behauptetes) einmaliges Vergehen muß er unter Umständen sein Leben lang büßen.

Das ist so unsinnig, wie es unmenschlich ist; und trifft es einen bedeutenden Darsteller, so ist nicht nur im Namen der Humanität, auch im Namen der Kunst ist der lebhafteste Einspruch zu erheben. Die Auflehnung, in welcher der Schauspielerstand sich zur Zeit gegen die vorsintflutlichen Paragraphen seiner Contracte befindet — hier zeigt sie sich, an einem eclatanten Beispiel, als tief innerlich begründet. Ganz gleichgültig, welche Schuld Kainz etwa trifft in seiner Beziehung zu Herrn Barnay — wo Vergehen und Strafe in einem so schreienden Mißverhältniß stehen, da muß jeder gerechte Sinn sich empören. Nicht Kainz vertheidige ich hier, nicht eine Ausnahms-Moral fordere ich für die geniale Persönlichkeit — das System des Boycottirens ist es, dem mein Widerspruch gilt.

Wenn man gewisse Theaterdirectoren hören will, die Herren Pollini und Genossen, wäre es freilich so nöthig wie's liebe Brot, dieses System. Kein anderes, heißt es da, giebt uns Schutz gegen undisciplinirbare Mitglieder; und wenn die Amerikafahrer mit der einfachen Zahlung der Conventionalstrafe davonkämen — kein Theater wäre da seiner Stars mehr sicher. Aber nicht um einen Ausreißer übers Wasser handelt es sich hier, sondern um einen ehrlich Unlustigen, der an der Kette, die ihn hielt, mit naiver Offenheit feilte. Ein Klügerer wäre wahrscheinlich leichter losgekommen; und Herr Barnay selbst hätte, aus einer reichen Erfahrung, den Rath ertheilen können: wie man aus unbequemen Contracten frei wird.

Kainz hat es einfacher angestellt: er hat seine ganze Nervosität spielen lassen, und damit weite Kreise des Publikums verstimmt. Mein Beruf ist es nicht, ich wiederhole es, ihn zu vertheidigen; aber sollte nicht gerechte Erwägung einsehen: wie der leidenschaftlichste Darsteller im Leben nicht plötzlich ein besonnener Geschäftsmann sein kann? Tragischer Trotz des Helden, der sich in sein Pathos rettungslos verbeißt, erfreut den aesthetisch gestimmten Hörer; aber laßt nun einmal den Helden seine triumphirende Nervosität von der Bühne mit herabnehmen ins Haus — und Jedermann geräth in Erstaunen über die ungesunde, unvernünftige Uebertreibung. Man wundert sich, daß die Verpflichtung, einen Carlos zu spielen, nicht so prompt soll innegehalten werden können, wie ein Lieferungsvertrag über zwölf Paar Hosen; und in einseitiger Ehrfurcht vor einem oft blos äußerlichen Recht ruft man: es geschehe, was gerecht ist, und der Künstler gehe unter!

Aber wer ein äußeres Recht allzu grausam verfolgt, geräth selber in Schuld; und allzu scharf, weiß man, macht schartig. Herr Barnay sollte nicht den Shylock spielen, der auf seinem Schein steht; die Rolle liegt ihm nicht. Er weiß ja auf der Bühne den Kean so wirksam darzustellen, die grobe Verkörperung der Künstlerlaune und der springenden Entschlüsse; so sollte er denn auch jetzt einer Künstlerlaune — zwar nicht alle Strafe schenken, aber doch auf das Pfund Fleisch verzichten zunächst dem Herzen, dessen Verlust den Organismus zu tödten droht: er sollte einen Darsteller, auf den ungezählte Aufgaben harren, den Idealen der Kunst zurückgeben, statt ihn hinabzustoßen in das goldglänzende Elend der Gastspielerei.

Otto Brahm.



Skizzen

von

Detlev von Liliencron

Das Mädchen.

Ich ging gelangweilt auf und ab. In einer Stunde konnte ich das Städtchen verlassen, in dem ich Geschäfte halber hatte einige Tage zubringen müssen. Plötzlich wurde es im Nebenzimmer lebendig. Zwei Herren waren im Gasthof angekommen. Der Kellner, nachdem er ihnen den Raum gewiesen hatte, war bei mir eingetreten. Auf meine müßige Frage, wer die Fremden seien, gab er zur Antwort, daß es scheine, als wenn Vater und Sohn sich hier getroffen hätten. Der junge Herr sei jedenfalls Student.

Als der Kellner gegangen war, hörte ich den Alten heftig schelten; er war augenscheinlich stark erregt. Aber ich konnte nichts verstehen. Nur das Wort: „das Mädchen", und immer wieder „das Mädchen" vernahm ich. Immer polternder, unwirscher wurde die Stimme; aber immer nur deutlich klang das Wort: „das Mädchen" an mein Ohr.

Der Sohn vertheidigte sich, flehend, überzeugenwollend. Und auch von ihm war mir einzig und allein das Wort: „das Mädchen" vernehmbar. Und nichts konnte ich sonst aus dem leidenschaftlichen Gespräche herausnehmen, als von beiden Seiten das eine Wort: „das Mädchen, das Mädchen".

Ja, ja, das Mädchen, das Mädchen. . .

Stelldichein.

Vor Jahren einmal, so erzählte mir mein junger Gutsnachbar, als ich etwa um die Mitte des Monates Mai durch die Amalienstraße ging — ich wohne jährlich fünf, sechs Wochen im schönen, vollebendurchtränkten München — fiel mir vor einem winzigen Laden ein Mädel auf, das mit seinen Schwestern, so schätzte ich diese, Ball spielte, so zwar, daß es einen solchen gegen die Wand warf und ihn dann jubelnd von den Kleinen auffangen ließ. Zwischen ihnen machte ein noch nicht jähriger Bernhardinerhund, den ich Sentis rufen hörte, seine tollpatschigen Sprünge. Ich blieb stehn, um einen Augenblick dem lustigen Treiben zuzuschauen. Am andern Tage, um die gleiche Stunde, durchwanderte ich wieder die Straße. Und wieder blieb ich stehn, um kurze Zeit das anmuthige Durcheinander zu beobachten. Aber ich richtete, bewußt oder nicht, meine Augen auf die Aelteste: Das Mädchen mochte sechszehn Jahre nicht überschritten haben. Und so sehr fesselten mich ihr Gesicht, ihre Bewegungen, ihr Wesen, daß ich in ein nebenan liegendes Wirthshaus eintrat, und von hier aus, nachdem ich ein Fenster zu ebener Erde geöffnet hatte, dem Haschen und Fangen weiter zusah. Die Liebe, das heiße Begehren, wir Menschen wissen es alle, kommt oft ganz plötzlich. An tausenden und abertausenden von jungen Weibern sind wir, ohne daß wir den Ruck im Herzen und in der Brust gefühlt haben, vorbeigegangen. Dann mit einem Male, bei einer Begegnung, wenn auch noch so flüchtigen, kommt dieser Ruck . . .

Schon am nächsten Tage war ich von Neuem auf meinem Posten. Die gleiche heitere Gesellschaft, wie in den vorgängigen, tummelte sich wieder auf dem Bürgersteige. Bald hatt' ich ein launiges Wort dazwischen geworfen, das lachend aufgenommen wurde. Das Mädel, das an mich herangetreten war, erklärte mir auf Befragen, daß sie Seffi (Josephine) Achtmeier hieße.



In der darauf folgenden Woche sagte mir einmal schnell das hübsche Kind — ich hatte mich stark in sie verliebt und ihr das auch schon unzweideutig zu verstehen gegeben —: „Dös is mei Path," indem sie mit den Augen auf einen alten Herrn zeigte, der mißtrauisch und mürrisch uns aus einem gegenüber liegenden Hause überwacht hatte. „Der leidt's net."

Nun, wie solche Sachen sich immer entwickeln: Seffi hatte mir das erste Stelldichein um elf Uhr Vormittags im Englischen Garten versprochen für den nächsten Tag. Wir hatten die erste Bank südlich der Schwabinger Brücke bestimmt.

Schon um zehn Uhr, in brennender Erwartung, war ich an Ort und Stelle. Wir hatten verabredet, uns, wenn der Sitz besetzt sei, aneinanderzuschließen und weiter zu gehen. Der herrliche Englische Garten ist von solcher Ausdehnung, daß sich viele hundert einsame Stellen finden.

Und richtig, die Bank war besetzt; zu meinem großen Aerger. Eine alte Dame, mit dem geschäftigsten Strickzeug in der Hand, hatte es sich dort bequem gemacht. Ich saß finster, immer die Zeit berechnend, neben ihr. Und sie rückte und rührte sich nicht.

Ich unterdessen, um mir die Zeit zu vertreiben, betrachtete meine Umgebung: Im denkbar leuchtendsten Sommertag-Sonnenlicht schimmerte das erste hellste Grün der beiden großen Eschen, die rechts und links, wie Wächter unseres Ruheplatzes standen. Gelbe Taubnessel, Ehrenpreis, Storchschnabel, wilde Stachelbeeren, Hahnenfuß blühten im wuchernden Grase. Der Löwenzahn hatte schon die Federchen angesetzt, die von den Kindern so gern in's Weite geblasen werden.

Aus der Ferne klangen schwach aus einer Villa die Töne eines Klaviers. Blau- und rothsammtene, goldeingefaßte Tücher hingen aus den Fenstern und über den Thüren eines Wirthshauses, das, geschmückt wohl zum Empfange eines Vereins, jenseits des hinter uns fließenden Isararmes durch Ulmen und kerzentragende Kastanien prunkte. Die Farben machten sich prächtig in all dem Freiluftlicht.

Vor uns glänzte ein Theil des Kleinhesseloher Sees. Die Hälfte dieses Theiles lag in grellster Sonne. Ein leises Lüftchen kräuselte die Fläche: als wenn unaufhörlich goldene Tropfen hineinfielen, glitzerten die Wellchen. Die andere Hälfte lag im Schatten einer baumbestandenen Insel: über dies Wasser schwebten unausgesetzt zwei Möven. Es kam mir vor, als wenn ich ihre Spiegelbilder sehen könne. Und mehr wohl, um mein unruhiges Blut zu beschwichtigen, als daß es in meine augenblickliche Lage paßte, sagte ich mir leise das wundervolle Gedicht Conrad Ferdinand Meyer's vor:

Möwen sah um einen Felsen kreisen
Ich in unermüdlich gleichen Gleisen,
Auf gespannter Schwinge schweben bleibend,
Eine schimmernd weiße Bahn beschreibend,
Und zugleich im grünen Meeresspiegel
Sah ich um dieselben Felsenspitzen
Eine helle Jagd gestreckter Flügel
Unermüdlich durch die Tiefe blitzen
Und der Spiegel hatte solche Klarheit,
Daß sich anders nicht die Flügel hoben
Tief im Meer, als hoch in Lüften oben,
Daß sich völlig glichen Trug und Wahrheit.

Allgemach beschlich es mich wie Grauen,
Schein und Wesen so verwandt zu schauen,
Und ich fragte mich, am Strand verharrend,
In's gespenstische Geflatter starrend:
Und du selber? Bist du echt beflügelt?
Oder nur gemalt und abgespiegelt?
Gaukelst du im Kreis mit Fabeldingen?
Oder hast du Blut in deinen Schwingen?

Auf dem Reitwege, der nicht weit vor uns lag, nur durch ein durchsichtig Gebüsch getrennt, ritten ab und zu ausgezeichnet zu Pferde sitzende Offiziere, Gentlemen in Civil und Damen vorbei.

Endlich erhob sich die alte Dame — es war fünf Minuten vor elf — und ging, mich freundlich und artig mit dem Haupte grüßend, von dannen. Ich war allein. Eine Weindrossel, Kerfen und Raupen im Schnabel, sah mich einen Augenblick an. Ein doppeltschlägiger Schwarzkopf schlug über mir.

Ich war allein. Aufgesprungen, in fiebernder Ungeduld (welches Weib der Erde ließe nicht „a bissl" auf sich warten), nahm ich wahr, daß der graue Anzug der alten Dame immer mehr verschwand; nahm ich wahr, daß von der Schwabinger Brücke her ein helles Kleid . . . sie kam, schneller und schneller, den täppisch an sie sich hinandrängenden Bernhardiner mit einer abgebrochenen Goldregentraube lachend auf die Schnauze schlagend. Und dann preßten sich stürmisch zwei apfelgroße, apfelharte Brüstchen an meine Brust, und . . . nun, das Weitere hat Jeder erlebt.

Flehentlich bat ich sie, heut am Abend um neun Uhr wieder hier zu sein. Aber sie wehrte, immer wieder die gleichen Ausdrücke wiederholend: „I kann net, i dörf net." Doch mußte meine Sprache einen Zauber der Ueberredungskunst in sich haben (und jedes Weib findet unter allen Umständen den Weg, wenn sie will), und als ich gar von einer gemeinsamen Fahrt nach Partenkirchen anfing, fiel sie mir um den Hals und rief: „I kimm, i kimm!"

„I kimm, i kimm" . . . und vor uns, wie aus einer Versenkung gehoben, stand: „Jessas Maria, dös is mei Path" . . . Seffi verschwand im Nu, und vor mir pflanzte sich, sich mit beiden Händen auf den Stock stützend, umgeben von zwei rostgelben Teckeln und einem dunkelbraunen Dachsel, der Herr Pathe auf. In stark ausgesprochenem Münchner Jargon — die Excellenz und das Hökerweib haben unterschiedslos in München die gleiche Aussprache, das ö wird e, das ü: i, das eu: ei — begann der alte Herr auf mich einzureden: „Mein Name ist Baron Binzhuber. (Ich machte mich mit ihm bekannt.) Das junge Mädchen, das Sie eben verließ, ist mein Pathenkind. Sie ist die Tochter des wohlachtbaren Bürgers Franz Xaver Achtmeiers dahier. Dieser und ich haben für ihr Seelenheil zu sorgen. Ich bitte Sie daher, mir Ihr Ehrenwort zu geben, daß Sie fernerhin . . ."

„Ich gebe durchaus nicht mein Ehrenwort, Herr Baron. Und dann ersuche ich Sie, mich nicht weiter zu belästigen."

Und ich machte Kehrt und ging, etwas verblüfft, von dannen, den alten Herrn stehen lassend.

Abends trafen das Seffichen (für die Folge nannte ich sie Beppi, weil mir Seffi zu fürchterlich klang) und ich uns an der verabredeten Stelle. Aber wir entfernten uns schleunig. Das Mädel erzählte mir, daß ihr der Pathe am Morgen nachgeschlichen sein müsse.

Und was soll ich weiter sagen. Liebesgeschichten sind so langweilig zu erzählen: Siedehitze, Sommerwärme, Herbstsonne, 15 Grade Réaumur, 5 Grade Réaumur, Gefrierpunkt. . .

Und doch ist die Liebe das Einzige . . ., schloß mein junger Gutsnachbar.



Die gute Schule.

Seelische Zustände.

Von

Hermann Bahr.

(6. Fortsetzung.)

Stundenlang konnte er davon predigen, in hallenden Betheuerungen, welche ihm die Brust weiteten, mit großen Schritten, welche es bekräftigten und die Gedanken schwangen, professorlich durch das Atelier, während sie im Schaukelstuhle, mit verhängten Augensternen, starr und stumm in bangen Träumen kaum einmal leise seufzte. Er selber war der erste, den seine Theorie hypnotisierte, weil sie so voll und mächtig in die Ohren schwoll. Anfangs hatte er es nur vorgebracht, ohne Glauben, damit sie ihn ohne Scheu verlassen möchte wie die Anderen; aber bald wiederholte er es für sich selbst, zur eigenen Versicherung, um gleich Trost zu haben, wenn sie ihn wirklich ohne Scham verlassen sollte, wie die Anderen.

Sie wehrte sich und wurde bös, weil es ungerecht war. Manchmal weinte sie, daß man so was glauben konnte, häßliche Verleumdung; und sie ereiferte sich, weil sie es nimmermehr zu fassen vermochte, wie es nur einem jemals hatte einfallen können, so was aufzubringen. Und natürlich müßten sie dann schlecht werden, wenn es ihnen immer vorgeredet wurde. Denn wozu auch noch brav sein, wenn es doch nur für Heuchelei gehalten wurde? Da wäre man ja dumm, aber lieber ginge sie schon noch gleich in die Seine, sie!

Aber er gab nicht nach, wie sie sich auch mit Entrüstungen vertheidigte, sondern rechnete es ihr vor, an verläßlichen Belägen, die ihr die Antwort verschlugen, daß sie sich gar nicht mehr zu helfen wußte, ganz verwirrt und fassungslos. Es wurde ihm ein neues Vergnügen, mit herbem Reiz, dessen er nicht genug kriegen wollte, weil es grausam und seinem Dünkel dienstbar war, sie mit wilden Sophismen in die Enge zu peitschen, über tückische Fallen und Fangeisen, bis ihr athemloser, wunder Widerspruch zuletzt kaum mehr ängstlich zu flattern wagte, wie ein bedrängtes, flügelmattes Küchlein. Und er hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß er sie zwänge, ihm Recht zu geben.

Er wußte viele Geschichten von gemeinen, nichtsnutzigen Dirnen, welche sich Freunden zum Leid ereignet hatten. Er erzählte sie als den natürlichen Verlauf, der nicht anders zu erwarten war. Und jedesmal sagte er dann am Ende ganz stolz, wie von persönlichem Verdienste: dieses sind die Weiber!

Er leitete sie in die Gärten und Bälle der Prostitution zu großen Festen schöner Mädchen, wenn alles mit Anmuth und Glanz recht feierlich getüncht war. Da zeigte er ihr mit Schadenfreude, wie jede einzelne Liebkosung, besonders ausgemacht, in mißtrauischen Bedingungen, unter ängstlichen Bürgschaften, nach langem Feilschen erst verhandelt wird. Und er that ganz verwundert, wenn sie erschrak, als ob es was Ungewöhnliches und Seltsames wäre, während er es völlig in der Ordnung fand: denn dieses sind die Weiber!

Er schleppte Romane herbei, haufenweise, durcheinander, ohne Wahl, was der Zufall vorwarf. Wenn darin ein Weib einmal bei gelinder Anwandlung eines lobsamen Gefühls betroffen ward, das waren dann, unter schlimmen Schimpfen, die schändlichen und gemeinen Ueberreste der verlogenen und verseuchten alten Schule, welche von der Polizei für die millionären Backfische erfunden worden, zur Verbreitung der Hysterie. Aber jede Ausschweifung in's Sadische, nymphomanische Verzückung, alle wüstlingische Caricatur deklamierte er mit jauchzender Begeisterung, daß die Wahrheit endlich sieghaft überwände: denn dieses sind die Weiber!

Er verliebte sich in diesen Sport, daß er alles andere darum vergaß. Er vergaß, warum es begonnen war. Er vergaß, daß er sich ihrer entledigen wollte. Nur die Weiber, mit Eifer und Verstand, recht schlecht zu machen, daß es ihnen einmal ordentlich herausgesagt würde, aus gesammelten Belegen und wirksamen Erfahrungen, zur Rache der vielen Opfer, zur Warnung, zur Züchtigung, dieses wurde sein einziger Sinn; sonst achtete er nichts mehr. Er schwelgte in grimmigen Verlästerungen, als ob er desto glorreicher erhöht werden sollte, je schändlicher er sie zuvor erniedrigt haben würde.

Durch sein eigenes Beispiel wollte er es einmal gründlich beweisen, über alle Einwürfe hinweg, daß sie, niedergetreten und zermalmt, verstummten. Er zweifelte nicht mehr, keinen Augenblick, daß sie ihn verrathen und verlassen würde, weil er es klar bewiesen hatte, oft; in seiner Vorstellung war es schon vollzogen, unabänderlich. Da konnte er einmal — günstigere Gelegenheit bot sich nicht leicht — an seinem Falle, wie an einem Uebungsmuster für den Schulgebrauch, den ganzen, ewigen Unterschied zwischen der Männlichkeit und der Weiblichkeit greifbar herausarbeiten, zwischen der Güte und der Tücke, wenn er sich nur recht adelherzig, ritterlich und treu betrug.

Ja, das gehörte dazu. Das war dafür nothwendig, daß er an sich alle männliche Tugend entwickelte, in leuchtenden Panieren, so selig helle, um desto wirksamer daneben, zu Furcht und Ekel, das düstere Laster des Weibes herauszuheben. Darum schlug er plötzlich wieder — sie konnte sich's gar nicht erklären, was ihn mit einem so verwandelte — in's Zärtliche und Flitterliche um und ward mit kosigen Schnäbelungen und schmeichlerischen Güten der minnigste Romanzen-Freier, blos seiner Theorie zu Liebe.

Das machte ihm sehr viel Spaß, weil er, bereits der Gegenwart entrückt, nur noch im Künftigen lebte, als ob es schon vergangen wäre. Er freute sich riesig, wenn er es dann erzählen könnte, später einmal, als kräftiges Zeugniß, das jeden Einwand schlüge. Alles Gebahren richtete er auf diese Vorstellung ein, daß er nur gewiß den Character seiner Rolle nicht verfehle, wie sie vom Bedürfniß seines Beweises vorgezeichnet war.

Auch sollte das an ihr seine Rache werden, seine einzige Rache, aber im Namen des ganzen Geschlechtes, eine feierliche und ausgiebige Vergeltung, daß sie ihn nimmermehr, wie vieles zwischen sie auch, fremd und neu, das Schicksal dränge, ihn nimmermehr vergessen könnte, sondern ewig, zu welchem Troste sie auch flüchte, ewig ihn mit wachsenden Begierden hoffnungslos vermisse.

Durch unstete Sehnsucht sollte sie es büßen, friedlos das ganze Leben, immer nur, immer nur nach ihm zurück. Das that ihm sehr wohl.

Manchmal dachte er: vielleicht könnte es ihr auch zur moralischen Befestigung werden, vor dem Versinken in's Gemeine, ein Talisman gegen Anfechtung, wenn ihre Erinnerung nur stets in ungestilltem Schmachten nach seinem schimmernden Bilde sah. Da schaute er sie dann, rührig unter Kindern, als brave, kleine Hausfrau irgend eines dummen, dicken Krämers, immer mit der ganzen Seele nur bei ihm, bei dem holden Jugendtraum von schöner Sünde, in welchem sie das einzige Mal das warme Glück gestreift, das einzige Mal. So konnte sich wohl das Paradoxe ereignen, daß diese unsittliche Episode mit ihm gerade ihr zum Segen ihrer Sitte würde.

In diesen Vorstellungen veranterte er sich gern. Sie enthielten viel Behagen: erstens, daß sie nur ihm zu Liebe einmal von der Tugend abgewichen; zweitens, daß sie durch ihn geläutert und veredelt worden; drittens, daß sie außer ihm niemals ein Glück fand; viertens, daß ihr Geist sein Knecht blieb, wenn auch der Leib entfloh; und fünftens, daß er sie los sein würde, aber kein anderer hätte was davon, und sie auch nicht; das alles war sehr angenehm.

So milderte sich sein Betragen, alle Tage, immer gütiger und sanfter; freilich dachte er daran, daß es seinem ersten Plan entgegen war. Aber er verwarf den entbehrlichen, seit er sich von der Natur des Weibes überzeugt und auf das Unvermeidliche besonnen hatte; auch fühlte er, daß es einem gut thut, gut zu sein.

Da, einmal, kam sie nicht zum Essen, Ende August. Sie war auf's Land zu Freundinnen. Das erste Mal, daß sie sich verspätete.

Sie wird den Zug versäumt haben, und da bleibt sie draußen, dachte er, als er sich schlafen legte, mitternachts.

Er war gar nicht böse. Er streckte sich behaglich lang aus und dann drehte er sich drei Mal, ganz langsam, bis an die Wand und wieder zurück, über die ganze Breite in den weichen, geschmeidigen Tüchern, die kühlten, und freute sich, den ganzen Platz für sich allein zu haben, ganz allein, endlich wieder einmal, während er gemächlich, unter Träumen aus den grünen Ringeln, die röchelnde Pfeife verglimmen ließ, in träge zögernden Zügen. Sonst, wenn er an die Schläfrige stieß, da konnte sie gleich sehr ungemüthlich werden und es gab Zank, daß er noch einmal das Haus anzünden würde mit dem dummen Rauchen.

Man ist halt niemals frei mit den Weibern. Darum kann keine Kunst gedeihen. Und er erneute seine Entschlüsse.

Es war doch wirklich viel schöner, sie blos vorzustellen, jetzt ihre Lippen, jetzt ihre Brust, was gerade die Begierde brauchte, und dann wischte er nur darüber, mit zwinkerndem Blick, und sie war weg, mit einer anderen vertauscht, zur Abwechslung. Das ist die wahre Form der Liebe, welche befriedigt. Und keine Mahnung, daß außer ihm noch etwas anderes sei, eine fremde Welt.

Morgens weckte ihn der Bote mit einem Brief. Es war von ihr.

„Warte nicht. Ich bin mit dem Mohren. In Eile. Fifi."

Er verstand es nicht.

Es kam aber gleich die Hausmeisterin, mitleidig, und wußte es mit vielen Worten zu erzählen, haarklein, weil es ihr ein paar Tage schon — er sollte nur ihren Mann fragen — von Anfang an nicht recht in Ordnung schien, warum der immerfort herumschnüffelte, alle Augenblicke, und nachher wieder, der verschmitzte Galgenstrick von Diener, mit unnützen Fragen und Erkundigungen, hin und her, auf und ab, um nichts herum und auf irgend etwas anderes los, fein sachte und behutsam, als ob man den Leim nicht selber kennte, und immer auf die Seite geschielt, mit verdächtigen Trinkgeldern, seit jenem Besuche drüben, vorige Woche, bei dem verrückten Schweden, als er ihm den großen weißen See abkaufte, wo vorn die nassen, runden Kiesel so schön glänzen und es scheint der Mond; aber man kann ja den Herren nichts sagen, weil sie es nicht hören wollen, wie die Mädchen heute sind. Und einen häßlicheren Neger, man kann einen Preis ausschreiben, hat Niemand gesehen: wie man die Kinder schreckt, in Bilderbüchern, und an den wulstigen Lippen, vorn, grauslich, als ob ihm die Haut zu kurz geworden wäre; und dann muß man nur noch wissen, wie sie stinken, alle Schwarzen, da hilft nichts. Aber natürlich — das stehlen sie sich so zusammen, wo es keine Polizei giebt, über'm Meer — natürlich Geld in Haufen und nur auf die Weiber damit, weil er ja sonst nichts thut, den ganzen Tag. Aber es sind zum Glück nicht alle gleich, weil es an der Erziehung hängt; es giebt noch Andere, Gott sei Dank, wenn sie auch freilich immer seltener werden. Oh, wenn er ihre Nichte kennen lernte, die kleine Felicie, die zu ihr nähen kam, ein herzensgutes Ding, spricht sogar ein bischen Englisch, auch zum Malen, wenn er wollte, weil sie sehr für's Künstlerische ist — keinem Anderen würde sie's erlauben, mit ihm jedoch —

Aber er schob sie mit einem Thaler hinaus.

Dann stand er auf, ärgerlich, weil der andere Pantoffel nicht zu finden war, und aufrecht im Schlafrock, die Hände vor, als ob er taste, horchte er. Er wollte

sein Gefühl erforschen, was er eigentlich empfände. Das reizte seine Neugierde, weil es besonders sein mußte, sicherlich.

Aber er konnte, so redlich er sich auch durch alle Falten und Schlüpfe der Seele untersuchte, mit aller gierigen Sorge nichts gewahren, als einen großen Abscheu vor der Alten, weil sie schnupfte. Sonst verkündete sich keine deutliche Empfindung; der Rest schlich in stummen Nebeln. Blos, daß sie dazu schnupfte, nach jedem Satz, mit lüsternem Rülpsen, beleidigte ihn an ihrer Botschaft, weil es schmutzig und gemein war; die Botschaft selbst, wie er sich auch verwundert immer wieder erkundigen mochte, ließ keine Wirkung, gar nichts. Das kam ihm seltsam vor, als er es überlegte. Aber keine Prüfung half, er fand nichts anderes.

Und dann — ja, das auch noch — daß er gleich zu Marius hinüber mußte, auf der Stelle, unbedingt, sofort. Freilich war er gerade wieder einmal mit ihm böse, weil er sich nicht immer dreinreden ließ, und wußte nicht, was er bei ihm zu schaffen hätte. Aber diese heftige Sehnsucht wurde er nicht los, daß er nicht widerstehen konnte.

Und noch dazu, auch eine mürrische Furcht fand er in sich vor, daß man ihm sicher den Kummer anmerken mußte, den er gar nicht hatte. Nein, ganz gewiß, er hatte keinen Kummer als nur diesen, daß einer das glauben könnte, der aus falschem Scheine schloß. Und er fühlte es mit Verdruß, daß seine Miene solche Vermuthung noch bekräftigen mußte, dieses klägliche Gesicht, welches sich nicht gerade richten ließ.

Darum sagte er auch lieber gar nichts zu Marius, weil er seiner Stimme nicht sicher war, ob sie nicht auch verdächtig klänge; er hatte es so trocken in der Kehle. Sondern einen munteren Gassenhauer in bequemen Pfiffen zwischen den Zähnen, daß es lustig zischelte, schlenderte er durch die Werkstatt hin und betrachtete sehr eifrig, hier und dort, was es Neues gab, und spielte sich ein persisch Tuch in stolzen Faltenwurf zu ordnen, makartisch.

Marius huschte kaum einmal mit Schielen und mit Blinzeln scheu hinüber; dann hieb er wieder in die Bürste ein, mit grimmen Streichen, in Wuth, wie zur Züchtigung. Und er ward ganz puterroth und schnaubte und fluchte unwirsch vor sich hin auf seine Abeit los, indem er sich in den Knien schaukelte und wiegte, auf und ab, hin und her, vorwärts und zurück, mit watenden Geberden, wie ein alter Kapitän. Aber plötzlich, weil er immer nur sich selber sah, ausgeklungenes Leid der eigenen Seele, hielt er es nicht länger aus, sondern, schrill und jäh, vor Zorn, daß er nicht helfen konnte, weil man da nichts helfen kann, niemals, gellte er heraus, mit steilem Schwung des Meißels, weit weg, wie eines Dolches, indem er sich die Hose hinauf schupfte: „Mußt den Schlampen halt vergessen, Himmelsakrament!"

Aber der lächelte blos wehmüthig, wie leicht die Anderen sich das vorstellen, und wollte ihn abfertigen, daß er sich nicht weiter mit unnützen Räthen vergeude: „Ich kann sie doch nicht vergessen, ich habe zu viel für sie gethan."

Und dann konnte er nicht mehr und gab es auf und weinte.

Da nahm ihn Marius in den Arm wie ein kleines Kind und streichelte ihn mit Liebkosungen und schüttelte ihn unter Späßen und sprang in Lärm mit ihm herum, damit er sich nicht länger anhören könne, und sprudelte manchen Uebermuth aus der Erinnerung, über den sie sonst so oft gelacht.

Aber er konnte seinen Kummer nicht verlassen und schluchzte blos immer in die vorgehaltenen Hände: „Die Weiber . . . . oh, die Weiber!"

Und Marius, weil er gar keinen anderen Trost mehr wußte: „Mein Gott, es giebt ja auch schlechte Männer. Es kommt auch unter Männern genug Gemeinheit vor. Es sind alle gleich."

„Aber warum sind sie denn dann schön, so schön? Die Männer sind doch wenigstens nicht schön! Da macht es einem nicht so viel!"

Er mußte es sich erst weg weinen.

11.

Marius sah es: man mußte ihn allein lassen.

Er war in Fröstten und in Fiebern, ohne Besinnung. Wie einen herben und giftigen Schnaps hatte er es in der Kehle, der versengte. Davon krochen ihm Dämpfe durch den Schlund, daß er immerfort schluckte.

Und wenn er nachdachte, sich betrachtete und sein Elend gewahrte, dann mußte er weinen vor Mitleid mit sich selber, stundenlang weinen, nichts als immer nur weinen.

An den Stimmbändern zog es schwer.

Wenn er wanderte, weit, weit wollte er's verbergen. Was sonst wohl die Leute dächten, auf der Straße: ein weinender Mann! Aber es war gewaltiger, und es war ihm alles gleich.

Und es blieb immer blos Schmerz. Anfangs hatte er gehofft, es würde sich in Kunst umsetzen und ihm einen Ruck auf ein neues Bild geben. Aber es gestaltete sich nichts: es blieb gemeines Weh.

Hundertmal sagte er sich, über die hundert Mal jeden Morgen, jeden Abend: es ist ja nicht möglich! Hundertmal lauschte er, bei jedem Tritte, stürzte an's Fenster, rannte nach dem Hofe. Es war sicher nur ein wüster, lächerlicher Traum, der ihn äffte, wie sie aus falschen Tränken kommen.

Nein, nein, es konnte ja nicht, es konnte ja nimmermehr sein! Wie sollte er denn sonst noch leben?

Und dann wieder hielt er inne und klammerte sich an das Denken.

Er stellte es sich deutlich vor und formte Schlüsse . . . .

Er war sie endlich los, und definitiv. Er war wieder frei. Die Beklemmung wich, das Joch barst, er konnte aufathmen. Er gehörte wieder sich selber. Er konnte wieder der Kunst gehören.

Und durch sie, ohne seine Schuld, ohne seine Hilfe, ohne seine Mitwissenschaft, blos durch sie allein geschah der Bruch; ihn streifte kein Schein. Niemand durfte ihn anklagen, daß er sie verstoßen hätte; er hatte nichts zu verantworten, nichts zu bereuen. Sie war es, die ihn verließ, mit Vorsatz und in Freiheit.

Das alles war sehr angenehm.

Ganz wie er es in kühnen Hoffnungen ausküssen wollte, dann umarmte er blos das grinsende Gespenst seines gemordeten Glückes.

Seine Schuld, seine eigene Schuld! heulte dann der grausame Kläger in ihm. Seine eigene Schuld! Es folterte die Reue.

Das Glück war herangekommen; aber anstatt es zu halten, hatte er es verscheucht. Seine Schuld, seine eigene Schuld!

Und er schaute sich, unter milden, lieblichen Gaukelungen, weit weg, da unten irgendwo, in enger, leiser Stadt, fern von den Menschen, ganz allein, ganz allein mit ihrer ewigen Lust — und sie waren verheirathet, wie die gemeinen Leute, und wurden glücklich, wie die gemeinen Leute.

Seine Schuld, seine Schuld — seines Dünkels und seiner Vermessenheit! Sie war so gut, so hold gewesen — und er hatte ihr alles genommen und beide hatte er verdorben.

Weil er Trotz und Stolz und Wahn hatte, und keine Einfalt, keine Demuth, kein Vertrauen. Weil er sich nicht beschränken, nicht erniedrigen konnte, sondern an sich selber glaubte. Weil er alles wollte, darum gerieth ihm nichts.

Weil er nicht dumm, nicht schlicht und nicht gemein sein konnte, das war der Fluch, der ihn verdarb. Weil sein Hochmuth nur die große Kunst wußte, immer nur in den fernen Wolken die große Kunst, das lähmte ihm die Faust, daß in aller knirschenden Marter röchelnden Fleißes kein niedriger Strich mehr gedich, keine

stammelnde Silbe des Schönen. Und weil seine ausgelassene Sehnsucht nur die reine Liebe schaute, immer nur in unfaßlichen Idolen die reine Liebe, darum, so jämmerlich und verächtlich, erstickte sein versunkenes Gefühl in Schlamm und Laster.

Er haßte den Geist und beneidete die Einfalt. Aus dem Unverstande allein kommt Segen. Es peinigte ihn die Nostalgie der frohen Thorheit. Kind hätte er wieder sein mögen, das von nichts wußte, Falter haschend durch den sonnigen Frühling. Das viele Denken that ihm wehe.

Aber dann bäumte sich wieder der Trotz. Lieber wollte er ein besonderes, einsames Leid, das Loos der Titanen, als das gemeine, verbreitete Glück der dumpfen Schläfer. Wenigstens versicherte es ihn seines Werthes, seiner Größe, seines Adels, deshalb liebte er den Schmerz und hätte ihn schmerzlich vermißt.

Nein, ihn sollte das Leben nicht beugen, ihn nicht!

Das nagelte allmälig in sein Gehirn den Grundsatz, diese Formel des Glückes, daß einer einäugig sein müßte, zum Ausgleich mit dem Schicksal — einäugig, an diesen Ausdruck klammerte sich sein Gedanke.

Ja, das war es offenbar. Dieses enthielt das ganze Geheimniß des Lebens, daß einer den doppelten Blick fliehen mußte. Darin gründete seine Qual, daß er beides schaute, beides zugleich. Jetzt schaute er den Traum in der Seele, aber gleich darauf schaute er wieder die Wahrheit in der Welt, und immer ward dieses Unverträgliche, Fremde, Feindliche verglichen. Da mußte natürlich der Traum, mit Wünschen, die Wahrheit und die Wahrheit, mit Enttäuschungen, mußte das Träumen quälen.

Welche sich für eine der beiden Blindheiten entscheiden, die werden glücklich. Welche im Traume wandeln, ohne das eigene Gehirn zu verlassen, die werden glücklich. Welche in der Gemeinheit bleiben, ohne sich an die Fabeln des Wunsches zu verirren, die werden glücklich. Nur wer in sich und außer sich sein will, der verdirbt. Denn nimmermehr kann sich die Wahrheit mit dem Schönen, mit dem Guten gesellen.

Ja, das war der Schluß des Lebens: man mußte das Denken aus sich vertreiben, oder man mußte sich aus dem Sein vertreiben.

Er wollte sich aus dem Sein vertreiben, in ein anderes hinüber, von dem Denken zu schaffendes, in Träumen waltendes, durch Wünsche gelenktes. Ganz in Geist wollte er sich verwandeln, sich entwirklichen, entkörpern, entschmutzen. Darum floh er in Parfüme.

Das wurde für ihn jetzt, aus dem Schmerze geboren, die wahre Kunst, die einzige erlösende und beglückende: die Kunst der Gerüche. Die anderen konnten sich nicht erfüllen, weil sie am Wirklichen hafteten, wie sie auch flattern mochten mit gierigem Flügeldrang. Aber die Kunst der Gerüche, indem sie die Scheine des Seienden betäubte, entrückte aus der Wahrheit in das freie Reich des Wunsches, in welchem nur die frohe Willkür der Begierde Gesetz ist.

Er machte sich eine lange Theorie darüber, ein ganzes System. Alle anderen, welche nur Vorboten gewesen, trübe Verkündigungen, sollte die Kunst der Gerüche entsetzen. Die bisherige Welt würde entbehrlich. Es galt blos, die Sinne und die Nerven zu erziehen, daß sie die Gebote der Parfüme willig begriffen und gehorsam vollstreckten. Dann konnte, in Symphonien des Duftes, alles Denkliche und Empfindliche ausgedrückt und nach dem Bewußtsein geleitet werden: es wurde eine neue Sprache, das Unsagbare zu sagen.

Er goß sich aus den schwülen Phiolen jeden Geist und jedes Gefühl, jede Zeit und jeden Ort in das lernbegierig taumelnde Gehirn, um es in fieberischen Ektasen, während der erstickte Geist sank, über das Leben hinweg zu treiben, nach wolkigen Unmöglichkeiten, welche licht und müde grünten, unter rosigen Schleiern, die langsam schwanden. Aus den blassen, stöhnenden Dämpfen des White Rose, in

welchen der Selbstmord singt, erweckte er die ewige Lehre des Buddha, die Farbe des Chavanne, das Sterbelied des jungen Siegfried, am Feuer, vor dem rauschenden Rhein, während ringsherum viele, sehr lange, schmale, gelbe, wunderliche Blumen auf gebeugten Stengeln welkten. Aus den sanften und tröstlich traurigen Rhythmen des Tilia, als ob mächtig fern ein einsames Licht in stillem Walde winkte, beschwor er die friedliche Tugend der Entsagenden, während ihm der große Weise des Verzichtes die göttliche Wollust verkündete, die Nachfolge des Christ. Aber aus den cyprischen Brünsten der Peau d'Espagne ringelten sich zu mänadigen Grimassen, mit schrillen Alarmen der Gier, nackte, braune Gitanen rabenblau gelockt, brennende Opale in den schweren, schattigen Lidern, und es wuchs, zwischen den winkenden Fingern der Palmen, über gedrängtem, geducktem Weiß die grün geschlankte Giralda. So wandelte er auf Gerüchen durch alle Welten und umfaßte die Ewigkeit.

Er versäumte nicht, fleißig Antipyrrhine zu schlingen, zur Förderung der Träume. Das höhlte tiefe Löcher im Bewußtsein. Es kamen große Pausen über das Ich, in welchen es lange stummte . . . lange . . . nichts, nichts mehr . . . das Versinken . . . es wurde ganz stille, abendlich stille, wenn alle Feuer verlöschen, und auf den grauen Weiden träumt der Mond . . . . kaum daß noch leise die Instinkte des Leibes raschelten.

Das Schicksal der heiligen Karma erwiederte die wilde Leidenschaft mit der tiefen Ohnmacht.

Die Krisen entfernten sich. Höchstens noch, wenn er vier Treppen irgendwo zu steigen hatte, oder im Café, wenn Zug den Schädel peitschte, oder am Schalter, wenn Gedränge ihn nicht vorlassen wollte. Sonst regte sich das Leid nicht mehr.

Plötzlich, zufällig, im Hippodrom eines Abends, fand er sich ihr gegenüber, vor dem Löwen. Marius mußte ihn halten. Mit Gewalt wollte er sie anfallen, im ersten Taumel: öffentlich züchtigen, den schwarzen Hund erwürgen, und dann fort mit ihr, fort in Sturm, weit hinaus in die Seligkeit.

Er sollte wenigstens den Zwischenakt abwarten, meinte Marius. Das wäre doch schicklicher.

Er wartete. Aber während er wartete, sah er starr auf sie, mit schwellender Verwunderung, weil es unbegreiflich wurde. Und plötzlich flimmerte in seinem Gehirn die Deutlichkeit auf, wie ein schlagender Blitz, daß er sie gar nicht mehr liebte; sondern sie war ihm jetzt ganz gleich, wie irgend eine andere hübsche Schlumpe, und die messerwerfende, da unten, in dem rosigen Tricot auf dem hellen Sande, wenn sie sich so zielend zurück bog, gefiel ihm viel besser.

Er prüfte sie neugierig, mit dem Gucker. War sie denn verwandelt? Eine damische Eleganz, ja, hatte sie sich zugelegt, das schon.

Sie trug ein hechtfarben Kleid, ganz einfach, platt, nur unten am Rande geziert; es wedelte mit krausen Bauschen in eine kurze Schleppe aus. Der Leib blühte üppig in Tressen und Borden und Troddeln, aber die Aermel, sehr enge und straff, waren leer; um den Schnitt hatte sie ein schmales Band geschlungen, ockergelb, in welchem eine Tulpe stack. Die englische Toke schlappte nach dem Nacken hinab, von breiten Zügeln in lorbeergrünem Sammet gehalten, welche, wo sie sich unter dem Kinn auf dem hohen, steifen Kragen kreuzten, eine Perlennadel verband.

Also, was wollte er denn eigentlich noch? damit konnte er doch ganz zufrieden sein!

Aber — dieses — ja, so ließ es sich noch am besten erklären: die Aermel waren sehr geschultert, in aufgeblasenen Puffen ausgetrieben, bis in die Höhe des Mundes. Das verzerrte sie lächerlich, weil sie immer schon den Hals zu kurz und

einen gewölbigen Nacken hatte, und sie kam davon ganz höckerig aus, wie ein Marabu. Ja, das war es, offenbar: d'rum konnte er sie nicht mehr lieben.

Und überhaupt — auch sonst — es zeigte sich eben jetzt, seit dem sie chic geworden war, daß sie keinen Chic hatte, gar keinen.

Oder — auch . . . merkwürdig, Gründe fand er eigentlich keine . . . aber aus war es.

Aus war es.

Er sagte es Marius, schilderte es ihm deutlich, mit umständlicher Beschreibung, damit er es ihm erklären könnte: denn selber vermochte er es nicht zu fassen.

Aus war es — anders ließ es sich nicht sagen: weg, abgewischt, verlöscht, ohne Rest, ohne Spur, ohne Mal. Er fühlte nichts mehr davon, gar nichts mehr, kein Gutes und kein Böses, nicht angenehm noch schmerzlich — nimmermehr vermocht' er's sich vorzustellen, wie er es damals wohl empfunden haben könnte. Nimmermehr vermochte er sich zu erinnern, es blieb verschollen. Er mußte es wohl glauben, weil er es erlebt hatte. Aber heimlich war es ihm, daß das ein anderer gewesen sein müßte.

Er fühlte sich verwandelt, gewechselt, ausgetauscht. Es war nur der Geist, der ihn noch mit dem früheren zusammen hielt. An Gefühlen waren es zwei verschiedene, fremde, einander andere, die sich nimmermehr verstehen konnten.

Aber da lachte Marius: „Weil die Krankheit fort ist — Narr, sei froh. Darfst Dir aber gar nicht einbilden, daran etwas Besonderes zu haben. Jeder erlebt's: denn gegen die Liebe haben sie noch keine Impfung erfunden."

„Aber schau nur, wie willst es denn erklären —"

„Erklären läßt's sich freilich nicht, sondern es kommt daher, daß überhaupt das Menschenherz wie eine besoffene Fliege ist."

Sie kümmerten sich nicht weiter, weil, mit bewegten Brüsten, drallen Schenkeln und gespannten Waden, das russische Ballet viel lustiger war.

Nur nachher, unter der gelben Laterne, als sie vor dem Wagengewirre hielten, über dem schluchzenden Strome drüben glänzte die Eiffel — da sagte er kleinlaut: „So hab' ich am Ende jetzt gar nichts mehr, nicht einmal das Leid."

Und er dachte an Rahel, die nicht getröstet sein wollte . . . daß sie Recht hatte, weil der Schmerz doch immerhin etwas ist, besser als gar nichts. Beinahe hatte er Heimweh um seine Thränen.

Aber Marius, indem er mit dem Schirme fuchtelte:

„Die richtige Stimmung zum Dominospielen. Nur im Domino ist Weisheit, Tugend und Heil."

Also Domino, tief in die Nacht. Auch den anderen Tag wieder, und alle nächsten, oft, immer, stumm, während sie tranken. Weil ihm doch alles gleich war, alles ganz gleich . . . . und wenigstens entfernte es das Denken.

Nein, er litt nicht mehr. Er konnte sich jetzt wirklich nicht beklagen. Er fand, wie oft er sich mit Neugier auch die Seele abklopfte, emsig, überall, horchend, nein, er fand in sich kein schmerzliches Gefühl. Nur, daß ein bitterer Nachgeschmack nicht von der Zunge wollte, wie von was Schmutzigem und Herbem, der ätzte. Es that ja weiter kein Weh; nur war es immer da, mischte sich in alles und das fühlte er wohl deutlich, daß es jedes Glück verderben würde, mit seinem häßlichen Safte, wenn er noch einmal eins fände.

Aber er suchte keins mehr, hoffte keines, wünschte es nicht einmal, weil es doch alles eins ist . . . und nichts heißt etwas, man äfft sich blos . . . am besten läßt man's laufen, wie's will, grad', krumm, auf und ab, rollen, rollen, blind, närrisch, wie der Zufall treibt, rollen, vorwärts und zurück, ewig rollen, rollen . . .

Die Lust hatte ein paar Stunden gewährt und das Leid hielt auch nicht an und nur diese dumpfe Verdrossenheit war treu, daß es eine eklige und schmierige Sache um das Leben ist.

Nichts wünschen, weil alles enttäuscht, nichts schaffen, weil alles gereut, nichts hoffen, weil alles verhönt, nichts denken, weil alles betrügt, nichts lieben, weil alles verräth.

Sondern warten, blöde gelassen warten, wie weit das denn so gehen kann, ob es nicht dem tückischen Dämon selber einmal zu dumm wird, der früher Gott hieß.

Nicht streben, nicht widerstreben, sondern wie die Blumen . . . . . die beneidete er, daß sie so sanft verwelken, und küssen noch einmal in die rothe Sonne empor.

Fakirisch, anachoretisch, gymnosophistisch — nach der Wüste gelüstete ihn, weil sie heiß ist . . . . versengen und verbrennen, im weißen Staube, nach dem großen Schlafe hinüber, nach dem großen Schlaf der heiligen Maja.

Domino, Marius hatte immer Recht.

Domino, wo die Begierde ringt, das es aus werde, um, wenn es aus ist, von vorne anzufangen, bis es noch einmal aus werde, für einen neuen Anfang und noch einmal und immer so fort. Kein Zweck, kein Ziel als eben das Zwecklose, Ziellose selber, aber gestreckt und gedehnt als wie nach einem Ziel, während es nur um das Strecken und Dehnen selber ist. Hinkommen will man, um hinzukommen, nicht um dort zu sein — dem Beispiele des Domino müßte man folgen.

Immer spielen, nichts ernst nehmen, über alles sich lustig machen, ohne Glauben, ohne Liebe, ohne Hoffnung — so eine Art von Van-Beerserei des Lebens in ausgelassenen Jonglerieen.

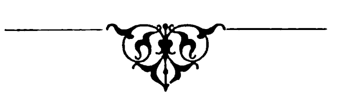
Wenn er sich erst eingewöhnt haben würde, konnte es noch ganz behaglich werden.

Wenigstens, die Jugendeseleien war er los, definitiv, das Empfindsame, den Dusel der Gefühle, den ganzen romantischen Gemüsegarten. Er hatte was erlebt. Er konnte was erzählen. Sein Pessimismus war nicht, wie bei den anderen, litterarische Intoxication. Er konnte ihn „belegen."

Das freute ihn. Er kam sich so erfahren und gereift vor, Weltmann, Salomo.

Aber Schulden hatte er, und niemand kaufte seine Bilder.

(Schluß folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 21. Berlin, den 25. Juni 1890. I. Jahrgang.

Der Freien Bühne erstes Kriegsjahr.

Ein Gegner der Sache.

Unsre erste Betrachtung über die unerquicklichere Seite des Gegenstandes, die persönlichen Anfeindungen, schloß mit einem Ausspruch Karl Frenzels, der eine grundsätzliche Anerkennung des Strebens der Freien Bühne auszudrücken scheint.

Der geschätzte Kritiker hat den Punkt berührt, aus dem die Freie Bühne ihre Daseinsberechtigung ableitet: den gegenwärtigen Zustand des deutschen Dramas. Wir hatten lange genug in negativer Kritik protestirt gegen die Verwahrlosungen der unlebendigen Schwankkomödie und der noch leblosern Jambendeclamation. Nun wollten wir selber Umschau halten, ob nicht irgendwo Keime zu neuem Wachsthum liegen, Verheißungen einer neuen Blüthe. Bei dieser Absicht glaubten wir das herzhafteste Entgegenkommen dort zu finden, wo der gegenwärtige Zustand der Production am schmerzlichsten empfunden wird: bei den Theaterdirectoren. Darum rechneten wir auf ihre indirecte Unterstützung durch Hergabe guter schauspielerischer Kräfte. Einzelne haben den Sachverhalt richtig erkannt und gewürdigt; Andre dagegen sahn uns als ihresgleichen an: als Theaterunternehmer, die nach persönlichem Gewinn und persönlicher Ehre geizten. Nicht einer Sache, die sie selbst noch mehr als uns angeht, glaubten sie zu dienen, sondern unsren persönlichen Liebhabereien; und indem sie vermeinten, uns eine Privatgefälligkeit zu erweisen, rechneten sie auf Gegendienste zumal bei Denjenigen von uns, welche „die öffentliche Meinung vertreten." Für jeden brauchbaren Herrn Schulz oder Neumann, den sie unsren Vorstellungen vergönnen wollten, schienen sie ein Lob oder wenigstens eine Duldung im Blättchen zu erwarten. Sie hielten uns für bestechlich und wurden böse, da sie uns anders fanden. Mit fast ergreifender Offenheit sprach sich Einer oder der Andre darüber aus. So wurde unsrem Regisseur das Amt oft bis zur äußersten Grenze des Möglichen erschwert, und Herr Hans Meery kann in seinen neuen Beruf das Bewußtsein mit sich nehmen, ein Meister in der Ueberwindung von Schwierigkeiten zu sein. Oft war es nahezu ein Wunder, daß die Vorstellung zu Stande kam, und

hätten wir nicht eine kleine Zahl kluger, des Zwecks allzeit bewußter Schauspieler gehabt, so wär' es manchmal kaum gegangen. Wenn unter solchen Umständen ein sonst nicht gerade übelwollender Recensent erstaunt fragt, warum man denn um Gottes Willen die Hauptrollen in „Von Gottes Gnaden" nicht Clara Meyer und Matkowsky oder doch Frl. Pospischil und Kainz „gegeben" habe, so erweckt diese Auffassung der hart im Raum sich stoßenden Sachen bei Denen, die alles von Schritt zu Schritt miterlebt und durchgekämpft haben, Gefühle, wie sie ein schweißtriefender Arbeiter haben muß, wenn das müßig holde Knäblein seines Brotherrn ihn fragt: „Guter Mann! Warum fährst Du denn nicht lieber spazieren; das ist ja doch viel netter, als Steineklopfen!"

Solche und andre äußerliche Schwierigkeiten hat der Glaube an die gute Sache zu überwinden vermocht. Aber diese Sache wurde nicht allerseits für gut befunden. Und Derjenige, der sie am nachdrücklichsten, vielleicht auch am eindrücklichsten von seinem, wie ich annehmen muß, sachlichen Standpunkt bekämpft hat, der sogar von vornherein durch eine grundlose Verdächtigung spätre Verleumder unbewußt encouragirte, war derselbe Karl Frenzel, welchem unversehns jener Ausspruch entschlüpft ist. In drei sehr angesehenen, besonders von der höhern Bürgerschaft gelesenen Organen kommt Kar Frenzel zum weithin vernehmlichen Wort: in der „Nationalzeitung", in der „Deutschen Rundschau" und neuerdings auch in der Münchner „Allgemeinen Zeitung". Dreimal sagt er mit ein wenig andren Worten dasselbe, und man darf ihn als den typischen Proclamator dessen nehmen, was im Leserkreise jener drei Organe gedacht und geurtheilt werden soll.

Er ist die Stimme seines Publikums. Darum ist er uns wichtig. Denn in seinem Publikum sitzen fast alle diejenigen, welche sich im eignen Beruf höchste Verdienste um's Allgemeinwohl erworben haben, seit vierzig Jahren. In seinem Publikum sitzen die hervorragendsten Vertreter deutscher Kunst und Wissenschaft, Gelehrte die nicht bloß, wie Freund Helferich behauptet, den Ideen nachtappen, sondern auch Ideen finden, Ideen realisiren; Forscher erster Größe, die nicht noch von Rembrandt brauchen erzogen zu werden. In seinem Publikum sitzen die Männer der praktischen That, die unsren Straßen neues Licht und unsrem Gesichtskreis neues Land gegeben haben. In seinem Publikum regen sich die mehr oder minder politischen Köpfe, denen es obliegt, mühsam erkämpfte Selbstbestimmungsrechte des Volks zu behaupten und zu rechtfertigen. In seinem Publikum sitzen die Männer des Schwerts, für welche die Schutzwehr des Vaterlandes immer mehr sich vom blanken Haudegen emancipirt und zu einer Frage des Denkens wird. In diesem Publikum sammeln sich alle diejenigen persönlichen Geisteskräfte, welche, den überkommnen Standpunkt vorsichtig wahrend, doch sammt und sonders auf Aenderung im Fortschritt sinnen; alle diejenigen Intelligenzen, in denen schließlich doch allein sich der Geist einer neuen Zeit verkörpert. In diesem Publikum säßen Charles Darwin und Friedrich Nietzsche, Buckle, Taine und Lombroso, wenn sie unter uns lebten. Wenigstens sind sie in ähnlichen Kreisen entstanden und groß geworden und haben hier ihren ersten Anhang und Anklang gefunden. Und die Stimme dieses Publikums in dramatischen Dingen ist Karl Frenzel. Als Vertreter dieses Publikums saß er bei den Aufführungen der Freien Bühne fein lächelnd auf seinem Balkonplatz, allwo er sich kopfschüttelnd langweilte. Und fast zu jedem Dichter, welcher dort vorgeführt wurde, sprach er mit der ihm eignen Seelenruhe: „Ich verwerfe Dich, ein deutscher älterer Herr!"

Ja, manchmal schien es, als verlöre er auf Augenblicke seine vornehm spöttische Geduld. Zuweilen schien er sich beinahe zu ärgern. Aber er wußte sich gleich wieder zu fassen, und für seine kaltblütige Unerschütterlichkeit fänd' ich gerne den spezifisch berlinischen Ausdruck; nicht weil ich die Mode der Holz und Lindau, Schlaf und Thiele mitmachen möchte, sondern weil es zu eines richtigen Berliners Wesen anheimelnd paßt. Ich könnte „Wurschtigkeit" sagen. Aber dieses Wort

hat durch den Mund des großen Führers unsrer Zeit einen völlig andern Sinn bekommen. Es bedeutet gerade das Gegentheil von dem, was Karl Frenzel in Theaterdingen fühlt und denkt. Die Wurschtigkeit ist das erhabne Zielbewußtsein, das von der Wandelbarkeit der Dinge und dem Besserungsbedürfniß obwaltender Zustände fest durchdrungen, unbekümmert um den verständnißlosen Lärm verblüffter Massen sichern Schrittes seinen Weg verfolgt, und fortträumt oder, wenn es sein muß, auch zertritt, was hindert. Eine so beschaffne Wurschtigkeit, welche gleichbedeutend ist mit höchster Schaffenskraft, fehlt dem Theaterfreunde der Nationalzeitung seinem eigensten Ressort gegenüber nicht erst seit heut und gestern, sondern schon seit Jahren.

Es ist länger als ein Decennium her, als er unter dem bewußt Lessing'schen Titel „Berliner Dramaturgie" gesammelte Theaterrezensionen herausgab. Vorn wie hinten im Buch spricht er sich über das Bühnenwesen im Allgemeinen aus. So erkältet wie erkältend beginnt er mit dem Worte: „Längst ist der Nimbus dahin, der in den Augen früherer Geschlechter das deutsche Theater umschwebte". Karl Frenzel gesteht also zu, daß die deutsche Nation im Verlaufe dieses Jahrhunderts etwas verloren hat, was sie besaß und was ihr kostbar war. Er führt diesen Verlust auf die Errungenschaften des Jahres 1848 zurück, wo Presse und Versammlung dem Theater den Löwenantheil der geistigen Welt abgewonnen hätten. „Ohne das gedruckte Wort in den Zeitungen, ohne das gesprochene in Vereinen, Landtagen, Parlamenten ist die Entwicklung Deutschlands nicht mehr zu denken. Von all' den großen und würdigen Aufgaben, die früher die Dichter der Bühne zuschrieben, ist ihr nur eine einzige noch geblieben: diejenige, die Menschen zu erfreuen und aus dem Dunste der Alltäglichkeit in die Freiheit und den Glanz der Schönheit zu erheben." Diese eine noch gebliebene Aufgabe scheint also für Karl Frenzel nicht auszureichen, um dem Theater seinen Nimbus zu erhalten oder wiederzugewinnen; und doch liegt gerade in dieser Aufgabe, und in keiner andern sonst, die eigentliche Bestimmung des Theaters, nämlich seine künstlerische Bestimmung. Denn die Freude, die uns das Theater gewährt, unterscheidet sich von andren Lebensfreuden, als da sind Mittagessen, Skatspielen, Zweiradfahren oder Kindtaufhalten, dadurch, daß es eine künstlerische Freude ist, ein von Künstlern dem kunstverständigen Publikum dargebotner Genuß. Ueberall dort, wo das Theater statt der künstlerischen Freude andre bereiten will oder bereitet hat, sehn wir es auf falschem Wege, mögen diese Freuden nun der Lüsternheit oder moralischen Tendenzen des Publikums verschafft werden, mögen sie für die bösen Sinne oder für die gute Seele des Zuschauers sorgen wollen.

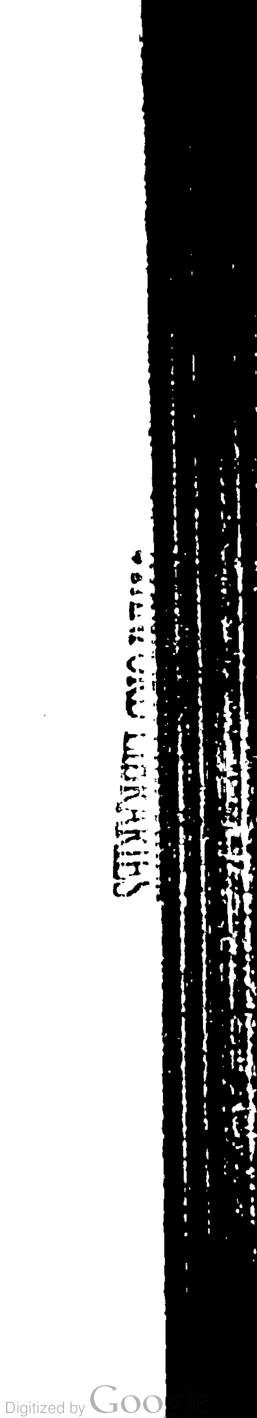
Karl Frenzel empfing seine unmittelbaren Jugendeindrücke von der kahlen Tendenzpoesie des jungen Deutschland, in der Heine's satirischer Spott und Börne's kritischer Zorn in trockne und breite Leitartikeleien verflachten, und die das Schiller'sche Pathos aushöhlte und ernüchterte. Karl Gutzkow erniedrigt die Bühne zum Fußschemel seiner gewiß guten Tendenzen, und indem er mit effekthaschender Geschicklichkeit nach dem Muster theatralischer Modeschriftsteller, wie Scribe einer war, arbeitete, entführte er die Bühne der Kunst, die einen lebendigen Inhalt nicht mehr in lebendige Form zu fassen wußte. Darum könnten wir dem Jahre 1848 zu Dank verpflichtet sein, daß es, wie Karl Frenzel meint, dem Dramatiker alle „hohen und würdigen Aufgaben" abnahm, und ihm nur die eine ließ, die künstlerische, die Karl Frenzel etwas undeutlich nach ihrem Effekt, die Menschen zu erfreun, bezeichnet, und die wir deutlicher nach ihrem Wesen bezeichnen wollen; denn das Wesentliche dieser Aufgabe ist: dem schaffenden Künstlernaturell gemäß, Leben lebendig darzustellen. Man nennt diese Fassung der künstlerischen Aufgabe modern; aber ich glaube: sie galt immer, so oft die Kunst des Dichters blühte, und sie wurde kritisch gefordert, so oft die Kunst des Dichters im Erblühn war. Und wenn neuerdings mit jener Einseitigkeit, die meist nur das äußre Zeichen innern

Kraftgefühls und Schaffenstriebes ist, die Aufgabe von Einigen auf die Darstellung desjenigen Lebens beschränkt wird, das der Dichter als Augen- und Ohrenzeuge miterlebt, so ist auch diese Bornirung nicht neu und nur modern. Denn in dieser Beschränkung hat sich schon oft der Meister gezeigt. Sie ließ Molière den Tartüff, Holberg den Erasmus Montanus, Lessing die Minna von Barnhelm, Schiller Kabale und Liebe, Freytag die Journalisten dichten. Und unter denen, die oft genug gerade diese Beschränkung der Aufgabe des modernen Dramatikers forderten, hat Karl Frenzel jahrelang obenan gestanden. Dieser moderne Zug ist vielleicht das Beste, was ihn sein Lehrmeister Gutzkow, wenn auch nur theoretisch, gelehrt hat. Mit dieser Forderung nach Realität hat Karl Frenzel vordem oft genug die dünner und dünner gewordnen Epigonen Schiller'scher Dramatik würdig abgelehnt; mit dieser Forderung wurde er, wiederum nach dem Beispiel Gutzkows, ungerecht gegen unsre Klassiker selbst, denen gegenüber er mit solcher Entschiedenheit das Recht des Lebendigen heischte, daß er an den thatsächlichen Leistungen der Lebendigen äußerste Milde walten ließ. Als Paul Lindau vor 17½ Jahren im königlichen Schauspielhause mit seinem ersten erfolgreichen Schauspiel „Maria und Magdalena" auftrat, ermuthigte Karl Frenzel das schalkhaft-ungezogne Talent des jungen Autors durch den maßvoll entzückten Ausruf: „Dies ist Geist von unsrem Geiste!" Und er bescheinigte ihm, daß das Publikum der ersten Aufführung sich vom „Hauch der Gegenwart", der „unmittelbarsten, realen Wirklichkeit" angeweht fühlte: „es war der Aether unsrer Zeit, der um uns schimmerte." Leicht möglich, daß damals auch die Kämpen der Freien Bühne nicht anders geurtheilt hätten. Man kam von Gottschall und Kruse, von Weilen und Mosenthal her und von all den Andern, die Lindau damals so lustig auszuhöhnen verstand; deshalb fühlte man sich erquickt durch das, was äußerlich modern war am Stück. Inzwischen sind aber die Ansprüche an den „Hauch der Gegenwart" ungefähr in demselben Maß gestiegen, als die Gegenwart selbst an Bedeutung und charakteristischer Kraft gewonnen hat. Solang sinnige Gemüther noch sehnsuchtsvoll vergangnen Jahrhunderten und ihren schönen Ruinen nachblickten, war der Hauch der Gegenwart nicht viel werth. Seitdem im öffentlichen Leben thatkräftige Charaktere sich des Werths der eignen Zeit bewußt geworden sind und auf den eignen Pulsschlag horchen, will man des gegenwärtigen oder, wie lieber gesagt wird, des modernen Geistes nicht bloß einen Hauch verspüren. Man will diesen Geist körperlich zu fassen kriegen. Darum fühlt man sich jetzt durch das, was von jeher innerlich unwahr gewesen ist im Lindau'schen Stück und wogegen auch Karl Frenzel schon Bedenken geäußert hat, abgestoßen. „Maria und Magdalena" ist früher alt geworden als die Persönlichkeit ihres Verfassers. Karl Frenzel aber scheint beim „Hauche" der Gegenwart stehn geblieben zu sein. Er half nachher noch Hugo Lubliner als modernen Geist im Schauspielhause aufpäppeln, und dann überkam ihn mehr und mehr jener Gemüthszustand, für den mir das Wort „Wurschtigkeit" zu Schade ist, und den ich nun endgiltig als „Schnuppigkeit" bezeichnen möchte. Diese Schnuppigkeit in seinem Publikum, im Publikum der lebendigen Geisteskräfte, zu verbreiten, ist er mit sanftem Eifer beflissen gewesen. Und es war nicht ohne sein entscheidendes Zuthun in Berlin dahin gekommen, daß das Publicum der Besten sich vom Theater fast völlig abwandte. Die Schwächlichkeit der Production und die Mißwirthschaft auf der damals noch concurrenzlosen Hofbühne wurde vom Kritiker der National-Zeitung still-gleichgiltig geduldet, da er von dem Standpunkt ausging, daß es ja doch mit dem Theaternimbus vorüber sei. Während in der Wissenschaft und Technik, im Handel und Wandel, in der Staatskunst und Waffenkunde auf allerfriedlichstem Wege sich grandiose Umwälzungen vollzogen; während Bürger der neuen Reichshauptstadt, wie Bismarck und Moltke, Helmholtz und Siemens die Welt vorwärts rückten, verödete die Stätte, an der einst Iffland und Ludwig Devrient, ebenbürtig den Besten ihrer Zeit, im Höchsten Höchstes schufen.

Was sahen die führenden Geister unsrer Zeit und unsrer Stadt, wenn sie irgend ein äußerer Zwang ins Schauspielhaus führte? Eine Ellenreiterkomödie Hugo Lubliners oder die herzlich-unsinnige Märchentante; und wo einst Seydelmann gestaltet hatte, gebärdete sich nun Herr Ludwig. Der Kritiker der Nationalzeitung aber stand ironisch lächelnd dabei, zuckte mokant die Achseln und meinte: „Du lieber Gott! Mit dem Theater ist es eben vorbei!" Seinen Lesern erzählte er dann, daß die neue Vorstellung angemessen, schicklich und mit Anstand verlaufen sei.

Ein Bild vollendeter Schnuppigkeit gegenüber der vollendeten Mittelmäßigkeit. Der erste Stoß, der diese Erschlaffung vor dem gänzlichen Entkräftigungstode noch rettete, war die Begründung eines Concurrenztheaters, in welchem zunächst die großen Dichter der Vergangenheit wieder zu künstlerischer Geltung gebracht wurden. Die zeitgenössische Production aber fand auch hier nur einen matten Anhalt, weil die beiden Köpfe des Deutschen Theaters, L'Arronge und Förster, gewohnheitsmäßig in anderen litterarischen Geleisen sich ergingen, als das moderne Zeitbewußtsein sie forderte. Im Grunde hat das Deutsche Theater nur das Repertoir der Hofbühne ergänzt und besser dargestellt. Neue Wege einzuschlagen verschmähte es. Die ganze gleichzeitige Schöpfung der Ibsen, Tolstoi und der Anderen, die, leider keine Deutschen, den neuen Zeitinhalt in neuen Gefäßen dramatisch zu fangen wußten, existirte für das Deutsche Theater nicht, auch mit Anzengruber konnte man sich erst spät anfreunden; mit dieser großen und groben Unterlassungssünde hat das Deutsche Theater sich auch seinerseits wieder einen nicht ganz ungefährlichen Concurrenten aufgehalst, dem nun das ehrende Geschick zufiel, ein Paar junge deutsche Talente zu enthüllen, welche von den verschmähten modernen Meistern des Auslandes vorläufig noch ihr Bestes profitirten; Talente, deren frisches Blut den Kritiker der Nationalzeitung eher quält als freut. Der Fundort dieser jugendlichen Kräfte, das Lessingtheater, könnte seinem Programme gemäß berufen sein, das Theater nicht der lebenden Todten, sondern der lebenden Lebendigen zu werden, wenn sein Director, nicht aus unparteiischem Geschäftssinn manchmal, sondern aus innerer, vorahnender Uebereinstimmung mit dem realen Zuge der Zeit immer, diejenigen Bestrebungen fördern würde, welche durch jene großen Realisten des Auslands auch zu uns jetzt dringen, und welche allerdings von der Poesie Oscar Blumenthal's noch weiter abliegen, als von der Poesie Adolf L'Arronge's.

Hier nun ließen die vorhandenen geschäftsmäßigen Theaterdirectionen eine Aufgabe liegen, ein Problem, das naturgemäß der „Freien Bühne" sofort zufallen mußte, sobald ein solches von Rücksichten des Gelderwerbs und der polizeilichen Censur befreites Versuchstheater ins Leben getreten war. Wenn die ursprünglichen Gründer diese Wendung nicht voraussahen, vielleicht auch nicht wünschten, so ergab sie sich doch für Jeden, der mitten in der Sache steht und wirklich bei der Sache ist, durch den Drang der Dinge von selbst. Man hat von uns verlangt, wir sollten nur vernachlässigte vaterländische Waare bringen, gleichviel ob sie gut oder schlecht sei. Es ist aber eine harte Zumuthung, daß der Vorstand der Freien Bühne sich seines kritischen Urtheils begeben und die Erfahrungen, die er mit dem vielbegehrten Fitger'schen Drama gemacht hat, vermehren soll. Das hätte uns vielleicht keine Feinde gemacht, aber es hätte unseren Verein gesprengt. Das Recht, das jeder Theaterdirector sich nimmt, darf auch den activen Mitgliedern der Freien Bühne nicht vorenthalten werden: Le[illegible]en im Grabe ruhen zu lassen. Hätten wir diese Leichen aufgeputzt und ihnen den Schein des Lebens verschafft, so wäre die deutsche dramatische Kunst noch mehr discreditirt wo[illegible] Darum stellten wir uns auf den weltlitterarischen Standpunkt Goethe's, dem wir uns auch sonst näher fühlen, als Goethe-Epigonen glauben, und riefen die großen Dichter der Zeit. Wie gerne hätten wir sie aus der deutschen Litteratur hervorgerufen. Aber können wir



dafür, daß, was wir suchten, uns, bis auf Einen, nur Ausländer boten? Fast nur im Ausland fanden wir die elementaren Kräfte, die auf das junge Dichten der Heimath so fruchtbar wirken könnten, wie einst altfranzösische und provençalische Lieder auf die blühende Poesie der deutschen Ritterzeit, wie einst Shakespeare auf die Jugend Goethe's und Schiller's wirkten. Auch die Freie Bühne ist stolz darauf, daß sie ihren unbestrittensten Erfolg dem deutschen Landsmann Anzengruber dankt. Aber kein litterarischer oder künstlerischer Standpunkt gibt ihr das Recht, Anzengruber, nur weil er ein Deutscher ist, über Tolstoi, Ibsen und die Brüder Goncourt zu setzen. Einer verarmten Kunst ergeht es nicht besser wie jeder anderen Armuth. Sie muß Hilfe nehmen, woher Hilfe kommt. Karl Frenzel freilich bestreitet, daß Ibsen und Tolstoi die wahren Helfer seien, und Gerhart Hauptmann ist ihm ein Beweis ihres schädlichen Einflusses. Sie scheinen ihm das Gegentheil von dem zu leisten, was er schon in seiner Dramaturgie als die einzige der Bühne noch verbliebene Aufgabe hinstellte: die Menschen aus dem Dunste der Alltäglichkeit in die Freiheit und den Glanz der Schönheit zu erheben. Und neuerdings hat er der Freien Bühne vorgeworfen, daß sie die Poesie aus einem Märchenschloß in eine Dachkammer verwandle. Hier liegt der Vorwurf, in dem Alles zusammenläuft, was so oft und so viel, so laut und so grob gegen die Dichter der Freien Bühne eingesprochen ist. Wir wollen daher diesem Punkt noch eine besondere Betrachtung widmen. Was aber das Märchenschloß der Poesie betrifft, so sei sein Erfinder gebeten, nicht unehrlicher zu sein als es der ehrliche Polonius war, und mit ihm zu sprechen: „Dies ist 'ne närrische Figur; sie fahre wohl."

Paul Schlenther.

Moderner Pöbel.

Von Otto Ernst Schmidt.

Der politische Pöbel.

Weil es sich mir heute um politische Gesinnungsverhältnisse handelt, sei es (wenn auch zum Ueberfluß) nochmals betont, daß ich nicht die pharisäische Verwegenheit besitze, irgend eine Parteimeinung an sich pöbelhaft zu nennen. Unzweifelhaft sind unter allen geistigen Kämpfen die politisch-socialen die für die einzelne Persönlichkeit gefährlichsten, lästigsten und undankbarsten. Schon die Lektüre einer politischen Zeitung, ob einer befreundeten oder gegnerischen, ist fast immer eine der widrigsten Pflichtübungen des Tages. Es liegt in der Natur der Sache, daß politische Discussionen und Actionen, wegen ihrer das Daseinsinteresse unmittelbar berührenden Actualität, mit größerer Lebhaftigkeit, ja Gereiztheit verfolgt werden als fernerliegende religiöse, philosophische oder spezifisch ästhetische Erwägungen. Es ist deshalb menschlich begreiflich, wenn auch nicht liebenswürdig, daß mein Nachbar, der meine religiöse oder ästhetische Gegnerschaft noch mit entgegenkommendem Verständniß erträgt, mir am Wahltage ausweicht oder mit einem kargen Gruß begegnet, weil er sich sagen muß, daß ich einen anderen Stimmzettel über die Straße trage als er. Und noch weit mehr begreiflich ist es, daß der satt-behagliche Mensch, dessen Wünsche in dem narzissischen Glück einer gesunden Verdauung ihr Genügen finden, jede politische Belästigung mit einer ihm sonst ganz fremden nervösen Hast von sich weist. Nur keine Politik! Nur kein Parteigezänk! Diesen Angstruf hört man hundertfach unter Orts- und Zeitverhältnissen und von Personen ausstoßen, unter denen ein politisches Gespräch die naturgemäßeste Unterhaltung wäre.

Nicht vergessen darf werden, daß man zuweilen auch aus sogenannter „Vornehmheit“ dem öffentlichen Leben fern bleibt. So sehr die Vornehmheit im Rechte ist, wenn sie schmutzigen Streitereien, wenn sie wirklichem Gezänk mit unnahbarer Verachtung begegnet, so lächerlich macht sie sich, wenn sie sich durch diesen Abscheu zu einem völligen Verzicht auf politisches Interesse berechtigt glaubt. Wenn sich Alle die steife Binde der Vornehmheit so hoch unters Kinn binden wollten, würden sie ihres Weges nicht achthaben können und mit großer Einhelligkeit auf die Nase fallen. Auch diese Vornehmheit ist nichts anderes als lackirte Selbstsucht, die nicht gestört sein will und sich ihrer selbst nicht bewußt wird. Der „Mann“ aber, der sich ohne zwingende Noth seiner politischen Pflichten überhebt und seiner politischen Rechte begiebt, ist ein moralischer Castrat und als solcher um so verächtlicher, als er selbst sich zu einem solchen macht. Der erhebliche Mangel an sittlicher Kraft und Würde, der sich in jener Indifferenz bezeugt, sollte seinem Träger bei Männern und Frauen überall die ganze Nichtachtung eintragen, die einem gesellschaftlichen Neutrum gebührt. Mir scheint, daß dem Gemeinwesen gegenüber kein Vollmensch das Recht haben sollte, auf sein Recht zu verzichten.

Der seichte Quietismus des politischen Pöbels offenbart sich, wie schon angedeutet, zunächst in einer grenzenlosen Scheu vor geistigen Collisionen. Als hausväterlichen Wirth ergreift den politischen Philister Schauder und Entsetzen, wenn einer seiner Gäste den Zündstoff politischer Probleme in die „gemüthliche“ Unterhaltung wirft. Er hatte sich den Abend so schön gedacht mit Klatsch, Skat und Pfänderspielen. Bei seinen kongenialen Gästen entschuldigt er sich, während sie fortgehen, im Flüsterton wegen der fatalen Taktlosigkeit jenes N. N. Und Diesen läßt er in Zukunft hübsch allein zu sich kommen. Da seine Vorstellungen einzig aus dem Sumpfboden der naiven Selbstsucht hervorwachsen, erscheint es ihm selbstverständlich, daß jeder lebhafte Meinungsstreit eine gegenseitige empfindliche Verletzung der Personen mit sich führt. Es scheint ihm überdies so maßlos lächerlich, in die staatliche und sociale Entwicklung seines Vaterlandes eingreifen zu wollen! Es dünkt ihn, man könne ebenso gut gegen den Mount Everest Sturm laufen; denn von der Macht regierender Faktoren macht er sich eine abergläubisch-stupide Vorstellung. „Es nützt ja doch nichts!“ — dieses Argument ist die breite Grundlage seiner Erbärmlichkeit. Bei ganz naiven und bildungslosen Pfahlbürgern lautete diese Formel bisher: „Bismarck thut ja doch, was er will“.

Hiermit haben wir schon auf die stagnirende Gewalt hingewiesen, die den politischen Indifferentismus deshalb noch furchtbarer macht als den religiösen, weil er so viel häufiger Gelegenheit hat, sich bei brennenden Fragen durch Gesinnungslumperei zu bethätigen. Der politische Pöbel bedankt sich entschieden dafür, jemals die Gefahren einer Minorität zu theilen; denn jede Minorität, die sich ihrer Stellung als Minorität bewußt wird, ist oppositionell. Die gewalthabenden Mächte mögen sein, welcher Art sie wollen, der Pöbel schließt sich ihnen an, und die opponirenden Kräfte mögen wirken, in welcher Richtung sie wollen, der Pöbel hilft sie vernichten. Denn der selbstsüchtige Genuß seines Besitzes und die selbstsüchtige Erweiterung dieses Besitzes ist der einzige Idealismus, ist der Fanatismus des Pöbels.

Kaum höher als der parteilos stumpfe Pöbel steht derjenige, der sich durch gewollte Parteiblindheit kennzeichnet. Ich habe keine flauherzig lächerliche Vorstellung von der Toleranz. Ich kann nicht von der Wahrheit meiner Parteimeinung überzeugt sein, kann nicht in dieser Ueberzeugung meinen köstlichsten Besitz sehen und mir zugleich vor Andersdenkenden aus zarter Rücksicht Schweigen auferlegen lassen. Es wäre heller Wahnsinn, wenn man mir das Recht der eigenen Meinung zugestände und mir zugleich ihre Verbreitung untersagte. Denn was ist eine Idee, die man nicht propagiren darf? Toleranz ist Beschränkung des geistigen Kampfes auf das geistige, sittlich-zuläßige Gebiet. Wir sind auch himmelweit davon entfernt, den

heißspornigen Parteifanatismus, der in unbewußter und unschuldiger Blindheit daherstürmt, mit dem Stigma der Pöbelhaftigkeit zu bedenken. Der politische Parteipöbel ist da vorhanden, wo man sein Parteiprogramm überhaupt nicht durchdenkt und es sich gleichsam durch einen Griff in den Loostopf aneignet; wo man andernfalls dieses Durchdenken ein- für allemal besorgt, um sich für alle Zukunft dieser Mühe für überhoben zu halten, oder wo man sich überhaupt nicht zur Annahme eines Programms aufschwingt, sondern auf einen guten Freund, eine imponirende Autorität, unter Umständen gar auf eine Zeitung schwört; oder endlich, wo man deshalb sich ewig gleichbleibt, weil man fortgesetzt die gemeinste Interessenpolitik treibt.

Leute dieses geistigen Kalibers verstehen unter einem Standpunkt den Punkt, auf dem man für alle Zeiten stehen bleiben müsse. Man ist Liberaler, Socialist, Konservativer und ist es damit für immer: das könnte allenfalls hingehen; denn ein völliger Umschwung der Gesinnung ist wirklich selten; aber man ist es auch für immer in ganz derselben Schattirung, weil man sich gegen jede fremde Ansicht, die dem „Standpunkt“ Gefahr bringen könnte, von vornherein die Ohren zuhält. Man fürchtet nichts mehr, als daß ein Gegner recht haben könnte, behandelt ihn deshalb um jeden Preis mit dem vollständigsten Mangel an Noblesse und kehrt eine besonders widerwärtige Bosheit gegen diejenigen heraus, die aus den eigenen Reihen hervortreten und einem nach ihrer Ansicht verbrauchten Programmgedanken Valet sagen. Man spricht dem Andersdenkenden nicht nur die politische, sondern auch die gesellschaftliche Gleichberechtigung ab. Ist es doch vorgekommen, daß ein deutsches Parlamentsmitglied die gesellschaftliche Gleichberechtigung seiner Gegner abhängig machte von der Erfüllung der Forderung, daß sie mit ihm zur Kirche gingen und für den Landesherrn beteten! Solche krasse Parteisimpelei streicht ganze Gesetze, die jedem gestatten, auf das Gebet zu verzichten, oder seinen Landesherrn in das demokratische Gebet für alle Mitmenschen stillschweigend einzuschließen, sie streicht diese Gesetze, sage ich, und setzt einen kategorischen Parteiimperativ an deren Stelle. Der Monarchismus und die Frömmigkeit werden zur universellen Moral.

Zu den Verletzungen der socialen Gleichberechtigung gehört natürlich auch die Schädigung materieller Existenzen um der Gesinnung willen. Alle Wahlbeeinflussungen dieser Art z. B. sind im eigentlichsten Sinne pöbelhaft. Wenn socialistische Arbeiter das System des Boycotts, das im Falle wirklicher Nothwehr mindestens entschuldbar ist, jemals dahin ausdehnen sollten, daß andersdenkende Produzenten und Verkäufer wegen ihrer Gesinnung boycottirt würden, so wäre gegen diese unerhörte moralische Brunnenvergiftung, gegen diese thatsächliche Ochlokratie mit vollster Entrüstung Front zu machen.

Endlich haben wir des hervorragenden Antheils zu gedenken, den die politische Presse an der Verpöbelung der öffentlichen Meinung nimmt. Fast ohne Ausnahme verläuft ein mündlicher Meinungsstreit anständiger als ein schriftlicher; selbst in höchst stürmischen Versammlungen herrscht ein rücksichtsvollerer Gebrauch des Wortes als in Tausenden von „sachlichen“ Zeitungsartikeln. Glücklicherweise ist der Mensch im Ganzen so veranlagt, daß er sich auf besondere Schändlichkeiten erst besinnen, daß er, wenn er Gift verspritzen will, es erst sammeln muß, und dazu gehört Zeit, die der mündliche Disput nicht gewährt. Sodann erzwingt sich der leibhaftig gegenwärtige Mensch bekanntlich mehr Rücksicht als der abwesende, und besonders den perfiden Feigling hält ein wohlthätiger Mangel an persönlichem Muth im Zaum. Dieser Feigling findet aber seinen ganzen Muth zur Niederträchtigkeit und Flegelei wieder, wenn er sich einem Blatt Papier gegenüber sieht, und sitzt er gar auf einem Redaktionssessel, so ist er einer der Hauptmacher gewollter Parteibornirtheit. Vorbeugend wollen wir wiederum bemerken, daß es menschlich begreiflich und entschuldbar ist, wenn ein temperamentvoller Parteimann im politischen Gefechte zornig, ja wüthend, wenn er verletzend scharf, ja boshaft wird. Aber die Preßpöbelei ist no

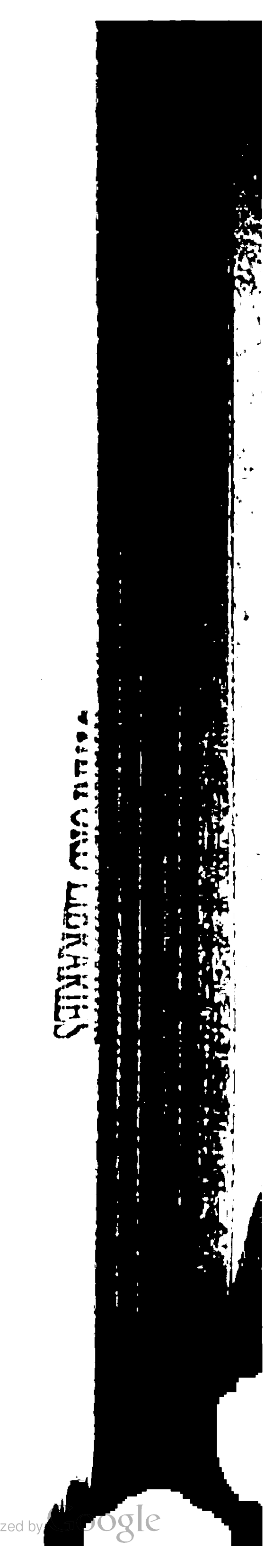
etwas ganz Anderes: sie offenbart sich in der frechen, eigenmächtigen Manipulation mit objektiven Wahrheiten und Unwahrheiten, in der grundsätzlichen, gewissermaßen apriorischen Verdächtigung und Schmähung gegnerischer Parteien und Persönlichkeiten, in der unnoblen gegenseitigen Verreißerei um jeden Preis. Der ehrliche Fanatiker kann in eine ungerechte, ja, wenn er sich ganz vergißt, vielleicht auch unedle Handlungsweise hineingerathen; der schamlose Preßbengel ist niederträchtig ab origine. Schon die Spitzmarke seines Artikels ist eine tückische Gemeinheit. Es ist feststehender parlamentarischer Brauch, daß man Niemandem andere Motive unterschieben darf, als er zu erkennen giebt. Das gerade Gegentheil ist in einem großen Theile der Presse die beliebteste Praxis. Dieser Parteiführer verfolgt selbstverständlich nur die Absicht, sich in einem Ministersessel gütlich zu thun; jener Andre will sich selbstverständlich nur von den Groschen seiner Parteigenossen auf bequemste Weise mästen; selbstverständlich will ein Dritter sich für die erfahrene Zurücksetzung rächen, und selbstverständlich schreibt diese oder jene Zeitung so oder so, weil der Quartalswechsel und damit das neue Abonnement bevorsteht. Die bestverbürgten und sichersten Nachrichten, z. B. über unvermeidliche Budgetserhöhungen, denen nur noch die spät nachhinkende amtliche Bestätigung zur völligen Evidenz fehlt, werden, wenn es das Parteiinteresse erheischt, wider alles bessere Wissen mit kaltblütiger Frechheit dementirt und auf gegnerischen Schwindel und Betrug zurückgeführt, um gleich darauf mit derselben Kaltblütigkeit als zutreffend verzeichnet zu werden. Daß man seinen Lesern nach einer groben Unwahrheit doch wenigstens einen Widerruf schuldet, davon weiß man nichts. Erscheint dennoch nothgedrungen ein Widerruf, so ist eine solche Palinodie ein wahres Schauspiel für Götter. Das lästige Zugeständniß wird so raffinirt mit einschränkenden, aufhebenden, anzweifelnden und impertinent fragenden Zusätzen garnirt, daß aus der moralischen Niederlage ein triumphirender Leitartikel wird.

Alles in Allem sprechen diese Preßzustände und die (natürlich nur zum Theil) aus ihnen resultirende politische Verpöbelung des Volkes in beredter Weise für die höchst berechtigte Forderung Bismarcks, das politische Artikel und Notizen von ihren Urhebern unterzeichnet werden sollten. Weder darf diese Forderung mit gesetzlichem Zwange durchgeführt, noch darf sie für absolutistische Verfolgungszwecke ausgebeutet werden; aber einen wahren Segen für die öffentliche Moral würde es bedeuten, wenn die wirklich anständigen Zeitungen in dieser Sache mit einem muthigen Beispiel vorangingen. Die Anonymität würde dadurch von selbst auf das reduzirt werden, was sie sein darf: eine Schutzwehr in der Noth, eine Tarnkappe für den, der in ungedeckter Stellung kämpft und kämpfen muß.

Frauenfrage und Geschlechtsfrage.

Die Entgegnung Herrn Bahr's auf meinen Aufsatz „Zur Frauenfrage" würde ich sofort beantwortet haben. Allein, da er so kühn die Ansicht, wie sie Marx über die Sache gehabt hätte, der Ansicht der „Marxististen" gegenüberstellte, so wollte ich mir zunächst die Freude bereiten, „und so was lasse ich mir nicht so leicht entgehen", Engels, den überlebenden Mitarbeiter von Marx, zu befragen, wie Marx wirklich über die Sache gedacht hat. Engels war so freundlich, mir in einem ausführlichen Brief zu bestätigen, daß meine Auffassung der Marx'schen sehr nahe kommt, wünschte jedoch seinen Brief nicht veröffentlicht zu sehen, um nicht in eine Polemik mit Herrn Bahr, den er sehr fürchtet, verwickelt zu werden. So muß ich denn allein dem „freien Muth" gegenüberziehen, welcher meiner „neuen Sklaverei den hohlen Kürbis abschlägt". Um den Leser nicht zu ermüden, fasse ich mich ganz kurz.

Die Weisheit, welche Herr Bahr mir so entrüstet und überzeugt entgegengeschleudert hat,



besteht im Wesentlichen in einer einfachen Unklarheit. Unter „Frauenfrage" versteht man ein Problem, das unter gewissen socialen Verhältnissen gestellt wird; so z. B. in Rom vor dem Gesetz, welches die Weiber erbberechtigt machte; so z. B. in der Gegenwart. Der Natur der Sache nach kommen die socialen Momente den betreffenden Personen, welche die Sache angeht, nicht zum Bewußtsein: sie werden mit verschiedenen andern verwechselt, unter andern auch mit geschlechtlichen. Die Geschlechtsfrage hat aber in Wirklichkeit mit der Sache nichts zu thun. „Als Adam grub und Eva spann", gab es noch keine Frauenfrage, wohl aber eine Geschlechtsfrage. Herr Bahr hat nun das große Kunststück fertig gebracht, die Angelegenheit vollständig zu verwirren, indem er das Geschlechtliche, nur eine psychologische Rolle spielende Moment überhaupt als das treibende hinstellt. Ich habe über die Frauenfrage gesprochen, Herr Bahr über die Geschlechtsfrage.

Natürlich könnte man sich bei vorhandener Klarheit der Gedanken auch die Geschlechtsfrage als Thema stellen; das wäre aber wieder eine andere Sache. Allein, wenn man da Beobachtungen machen will, so muß man sie an gesunden Menschen machen und nicht an hysterischen. Bahr's „eigentliches Problem zwischen Mann und Frau, daß ihre Körper von einander nicht lassen und ihre Seelen mit einander sich nicht verbinden können," ist nichts als Hysterie

Und als Document des Hysterismus, der heute die Welt beherrscht, verdient auch der Aufsatz von Herrn Bahr, daß man „ihn sich aufhebt", gerade so wie den meinigen als ein Document für die „Epigonen des Marxismus."

Paul Ernst

Ausstellung bei Schulte.

Unmittelbar vor Eröffnung der großen Ausstellungen, in Berlin und München, giebt uns die Schulte'sche Kunsthandlung noch im engeren Rahmen eine Uebersicht neuer und alter Werke, die zu mancherlei Betrachtungen anregt. Eine große Anzahl höchst merkwürdiger, altjapanischer Bilddrucke füllen die Wände des einen Saales, während in den anderen Räumen die üblichen Erzeugnisse der deutschen Kunst durch einige gute Bilder in ihr rechtes Licht gerückt werden, und wiederum diese durch eine Handvoll verstreuter französischer Gemälde von Meistern der Schule von Fontainebleau, für den Kenner der gesammten Kunstlage, die genügende Beleuchtung erhalten.

Daß unser Kunstmarkt furchtbar darniederliegt, unser Kunstmarkt für gute Bilder, ist jedem Eingeweihten genugsam bekannt. Es ist deshalb kein Vorwurf für diejenigen Arangeure von Kunstausstellungen, welche mit dem Naubet'schen Geschäftsgebahren nichts zu thun haben, wenn man bei ihnen viel schlechte Bilder antrifft; wir wissen, daß sie gezwungen sind mit dem kauflustigen Philisterium zu fraternisiren und um leben zu können nicht blos Caviar, sondern auch Bratwurst mit Kohl auf ihrer Speisenkarte haben müssen.

Die Dutzend-Waare also wollen wir übergehen und uns den zunächst stehenden Meistern widmen.

Typisch für diese Gruppe von Künstlern war mir immer Gussow, der seiner besseren Vergangenheit spottend, seit Jahren das härene Gewand des Heiligen in der Wüste ablegte, und in schönen wasserdichten Stiefeln die breite Straße der Zufriedenheit wandelt. Gussow hat ohne Zweifel große Verdienste hinter sich, und wir sind die Letzten, diese und sein großes Lehrtalent nicht anzuerkennen. Aber die Geschmeidigkeit, mit der er sich seit seinen klingenden Erfolgen dem Geschmack des Publikums anpaßt, muß auch seine einstigen Verehrer verdrießen. Ihm ist der Sieg zu früh zu Theil geworden; und grade der Umstand, daß der Erfolg ihm geschadet hat, ist der Beweis für seine nicht erste Qualität. Gussow malt Portraits mit der Gefallsucht der Mittelmäßigkeit; was ihn darüber hinaushebt, ist eine gewisse brillante Farbe und bravouröser, eleganter Vortrag, beides auf schlagende Effecte hin berechnet. Menschlich

interessant sind seine Portraits nie, er schafft nie Individualitäten; und seelische Vertiefung ist seine Sache ebenso wenig wie Einfachheit, die auf die Dauer wirkt.

Mehr nach letzteren Eigenschaften hin strebt Angeli, der mit zwei Arbeiten vertreten ist. Seine Bilder schreien weniger, sind anspruchsloser und fordern deshalb weniger heraus. Dabei kommt ihm eine kleine Aengstlichkeit in der Zeichnung zu statten, die doch nicht unsicher wirkt und vielleicht von seinem Bemühen, zu exact sein zu wollen, resultirt; sie läßt ihn nie mit der Sicherheit des Auswendigkönnens arbeiten, sondern giebt seinen Gemälden den Reiz der erstrebten Wahrheit. Dieses Wollen allein macht ihn uns sympathisch.

Von der alten Garde kämpft Oswald Achenbach, der Italiener, immer noch im Vordertreffen und obgleich ihm oft alles Himbeer und Citrone ist, so bricht doch manches Mal seine ursprüngliche Kraft durch, und er weiß mit aller Poesie die südliche Natur auf seine Leinwände zu zaubern. Sein Bruder Andreas aber ist schon ganz „hinten runter gerutscht", und längst zehrt er von vergangenem Ruhme.

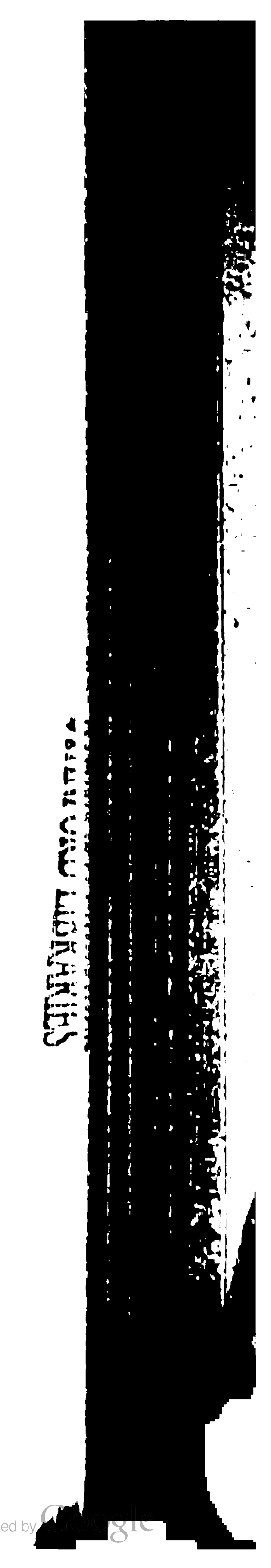
Gegenüber einer in Preußisch und Pariser Blau gemalten Landschaft mit schwimmenden Eisblöcken, zerschellenden Schiffen, gen Himmel spritzenden Wogen, die so hart wie zerbrochenes Glas sind — von Andreas Achenbach, hängt ein kleines Bild von Daubigny, welches ein unscheinbares Stückchen Erde darstellt. Etwas Wasser links, eine Wiese, die sich in den Mittelgrund zieht, rechts, ein Dörfchen mit vereinzelt im Plane stehenden Bäumen im Hintergrund, und am Horizont flachhügeliges Terrain. Darüber silberne, blau-graue Luft und Wind, der die Wolken, Bäume und Gräser nicht ruhen läßt. Es prahlt nicht, schreit nicht „komm zu mir, sieh mich an, wie schön ich bin"; es ist schlicht und einfach, wie die Natur, die überall da zu sehen ist, wo Touristen nichts sehen, voll intimer Reize, die sich dem liebenden Auge nur entdecken und unendliche Empfindungen zum Tönen bringen.

Von Rousseau und Troyon, die in denselben Bahnen wandelten, sind ebenfalls zwei Arbeiten da, welche durch ihre Intimität der Stimmung und außerordentliche Feinheit der Farbe sich von ihrer Umgebung abheben. Sie wirken wie Nachtigallenschläge im Gezwitscher der Spatzen; für feine Ohren eine schlimme Musik.

Robert Richter.

Von neuer Kunst.

Patriotismus und Kunst. Im Théâtre libre gab's bei der letzten Vorstellung einen Scandal, dessen Schilderung uns ganz freibühnenhaft anmuthet. Ist es in Berlin die Prüderie, die zwischen dem Stoff und der Form eines Kunstwerkes nicht unterscheiden kann, und die die Darstellung der Sittenlosigkeit mit der Sittenlosigkeit selbst verwechselt, so bedarf es gegenüber dem fortgeschrittenen Pariser schon eines stärkeren Erregungsmomentes: erst wenn man an seinen Patriotismus tastet, geht ihm aesthetische Einsicht und alle Ueberlegung zum Teufel. Daß der Einakter „Les Chapons" einen Sturm der Entrüstung geweckt hat, haben die Tagesblätter bereits gemeldet; aber vergeblich sucht der unbefangen Draußenstehende zu einem sicheren Urtheil über den Kunstwerth des Stückchens zu gelangen. Die Verfasser, Lucien Descaves und Georges Darien, zwei ehemalige Angehörige der Armee, haben durch Schilderungen aus dem Soldatenleben, welche die Gloire Frankreichs anzutasten geeignet schienen, Entrüstung geweckt; und man sagt ihnen jetzt nach, was man gewöhnlich auf dem Höhepunkt der sittlichen Entrüstung sagt: daß sie, der Eine mit seinen „Sous-offs", der Andere durch seinen „Biribi", Aufsehen um jeden Preis gesucht hätten, selbst um den des Scandals. Mit den „Chapons" ist ihnen das vollauf gelungen, und so kurz das Stück ist, so einschneidend hat es gewirkt. Gegenüber den conventionellen Verfälschungen, welche die Darstellungen aus der Kriegszeit, jenseits des Rheines und diesseits, auszuzeichnen pflegen, ist dieses Werk allerdings gar nicht, was man so sagt, „von patriotischem Geiste durchweht"; es zeigt die Erbärmlichkeit des Philisteriums, unverändert durch Zeit und Stunde, durch den großen Krieg und den Aufschwung der Geister.



Wir sind im Jahre 1871, zu Versailles; ein biederes Ehepaar, bei dem drei Preußen einquartiert sind, treibt eine alte, verdiente Dienerin, weil sie einst erbitterte Drohungen gegen die Prussiens ausgestoßen hat, in feiger und roher Weise aus dem Haus, in das schwere Unwetter hinaus, am frühen Morgen. Während die Alte sich entfernt, sehen die beiden Philister ihre Preußen vorbeimarschiren und erstaunt ruft der Eine, im Tone des Mitleids:

Wie, sie müssen bei solchem Wetter exercieren?

Freilich!

Die armen Leute!

Und der Vorhang fällt. Dies letzte Wort entfesselte einen wüsten Lärm; und als Antoine erschien, um die Namen der Autoren zu nennen, rief man erbittert: Nein, nein, Vorhang! Antoine blieb unbeweglich und wartete auf Ruhe. Aber man war entschlossen, ihn nicht zu hören. Nach geraumer Zeit fiel der Vorhang, wie man sagt, auf Anordnung des Polizeicommissärs. Er hob sich noch einmal, aber auch die Rufe begannen von Neuem, und er mußte zum zweiten Mal heruntergehen, ohne daß Antoine im Stande gewesen wäre, die Namen der Autoren auszusprechen. Wären diese, wie bei uns in Berlin, selber gekommen, man hätte wohl auch, wie bei uns, gerufen: Raus!

Ueber das Wagniß Antoine's urtheilt Sarcey im Temps: „Sein Vorgehen ist nicht zu entschuldigen. Kein künstlerischer Grund verpflichtete ihn dazu. Das Stück hat keinen Schatten von Beobachtung, von Stil, noch von irgend welchem Talent." Im erbaulichen Gegensatz dazu sagt Henri Fouquier im Figaro: „Es ist in diesem Akt unendlich viel Talent. Das Stück ist in mancher Hinsicht eines der besten, die man im Théâtre libre gesehen hat, von einer persönlichen Führung." Mit einer seltsamen Vornehmheit (in der deutschen Studentensprache nennt man es kneifen) äußert sich Lemaitre im Journal des Débats: „Der Abend schloß mit einem Einakter, von dem ich nicht reden werde. Ob seine Schilderung wahr sei oder nicht, das Problem ist nicht da. So, wie er ist, finde ich es gleich verwerflich, ihn geschrieben und gespielt zu haben."

M. Fouquier macht sich übrigens den Spaß, eine Scene hinzuzudichten, welche die patriotische Entrüstung über den Stoff hätte dämpfen können: der Unteroffizier bei den Ulanen, Fritz, tritt auf, und durch eine große, kosmopolitische Pauke, zu welcher seine Stellung als „Docteur à l'Université de Berlin" ihn befähigt, bewirkt er, daß die arme Alte bleibt. Der Glaube an eine objective Kunst, an ein théâtre impersonel genügt hier nicht, meint Fouquier: „Der Künstler kann eine Wunde aufdecken, welche es sei. Aber wir müssen die Hand des Poeten mit dem rothen Eisen sehen, welcher sie ausbrennt. Die Kunst verlangt es." Das bezeichnet, rund und nett, einen der Gegensätze zwischen der Subjectivität der alten und der Sachlichkeit der neuen Schule, zwischen der zischenden Majorität der Idealisten und der applaudirenden Minorität der Naturalisten; und es verschlägt wenig, ob hinter dieser sacrosancten Forderung der „Kunst" der verletzte Patriotismus steht, wie drüben, oder die verletzte Moralität, wie hüben.

Bekenntnisse. Auch den Pariser Führern des vieux jeu entschlüpft zuweilen eines jener unfreiwilligen Geständnisse, das die Situation kennzeichnet. M. Sarcey, der grau geworden ist in der Andacht vor den Beherrschern des Theaters, den großen Amüseuren Dumas und Sardou, sagt in seiner jüngsten Chronik über ein Stück von Bergerat-Caliban: „Es ist durchsetzt mit Tiraden à la Dumas, die aber weniger schmackhaft sind, als die von Dumas selbst; und man muß wohl sagen, daß auch die von Dumas selbst anfange, aus der Mode zu kommen." Dumas aus der Mode — aber das ist es ja eben, M. Sarcey, was auch wir behaupten, wir Jungen drüben und hüben!

Emile Zola und Paul Lindau. Im jüngsten Heft von „Nord und Süd" giebt Paul Lindau eine sehr ausführliche Besprechung der „Bete humaine", die u. A. den interessanten Nachweis führt, wie Zola's Darstellung auf Lombroso's Theorien (in „l'uomo delinquente") fußt. Auch was Lindau über die verschiedenen Typen des modernen Verbrecher-

thums sagt, ist lehrreich; er steht hier auf eigenen, intimen Beobachtungen und verfährt mit einer inductiven Sachlichkeit, die man auch seinen kritischen Erörterungen wünschen möchte. Um so anfechtbarer sind die aesthetischen Bemerkungen; mit allem Aufwand an Fleiß ist hier nur eine jener Kritiken gegeben, in welchen dem Beurtheiler nichts weiter gelingt, als dieses: die engen Grenzen seiner eigenen Natur aufzudecken. Nicht eine Kritik Zola's, eine Selbstkritik Paul Lindau's erhalten wir. Bezeichnend für die Unfähigkeit, in eine fremde Individualität einzudringen, ist es schon, mit welch altväterischen Worten Lindau die leidenschaftliche Hingabe zweier Menschen aneinander schildert: „sie führen einen neckischen Krieg auf", sagt er, wo ein heftiges sinnliches Begehren tobt, „sie verbringen selige Schäferstunden." Man sollte meinen, daß vom guten Geßner die Rede ist, nicht von Emile Zola. Severine, die Heldin, nennt Lindau mit tiefgehender Psychologie: ein „halb engelhaftes, halb satanisches Wesen." Zusammenfassend urtheilt er aber also: „Der Unflath ist durch Zola litteratur- und salonfähig geworden. Er macht sich breit und erhebt keck und schamlos die Stirn." Daß ein Unflath sich breit macht, könnte freilich, als naturgemäß, noch hingehen; aber daß er gar die Stirn erhebt, daß er die Stirn hat, das zu thun — das ist wirklich ein starkes Stück. Wir sind aber noch nicht fertig; auf Zola folgen die Schüler: „Wir sehen prahlhänsige Jünger erstehen, die die Vornehmheit und den Adel im Ausdruck als geschniegelt und affig begeifern. Die Sauberkeit des Ausdrucks ist (ihnen) Ziererei, Feigheit und Lüge. Unsere jüngere Litteratur renommirt mit dem schmutzigen Hemde." Und als letztes stellt der Selbstbeurtheiler fest (nach reichlich gespendeter Anerkennung übrigens): daß Zola „die Erkenntniß des Schicklichen, das Unterscheidungsvermögen zwischen dem, was man sagen darf und verschweigen soll, überhaupt fehlt. Seinem schriftstellerischen Schaffen fehlt einfach der große aesthetische Regulator, der Geschmack." Das ist wirklich die Krone der Urtheilsverwirrung: ein Abgeleitetes, der Geschmack, wird zum Regulator des Primären gemacht, des Genius. Geschmack im Lindau'schen Sinne ist Sache der Bildung, jeder Schullehrer kann ihn haben; derjenige aber, der ihn bilden und wandeln hilft, ist der Dichter, und durch keine überlieferte Vorstellung der Salonschriftstellerei, durch keine Regel des „Schicklichen" wird er die freie Himmelsgabe, schöpferische Kraft, binden.

Die Freie Bühne und ihr Hauswirth. Oscar Blumenthal hat in verspäteter und (für seine Verhältnisse) recht schamhafter Weise unsere Darlegung beantwortet. In dem officiösen Organ für die Interessen unfreier Bühnen, dem Berliner Courier, läßt er an den Prospect bei Begründung des Lessing-Theaters erinnern, in welchem es heißt: „Hier will ich, unabhängig von meinen eigenen kritischen Neigungen und Abneigungen, die zeitgenössische Bühnendichtung in allen ihren characteristischen Erscheinungen partheilos zu Worte kommen lassen. Und an der Spitze dieses Unternehmens werde ich nur von dem einzigen Ehrgeiz erfüllt sein, zwischen der modernen Bühnendichtung und dem Berliner Publikum ein rühriger und vorurtheilsloser Vermittler zu sein." Der Redensarten entkleidet, heißt das nichts anderes als: ich will alle meine kritischen Grundsätze von nun an bei Seite lassen, und will aufführen, was Erfolg verspricht. „Erlaubt ist, was gefällt." Das ist der Standpunkt eines Geschäftsmannes, gegen den nichts einzuwenden sein wird. Seltsam ist nur, daß dennoch in Herrn Blumenthals Brust zwei Seelen wohnen bleiben: die eine will Geld verdienen, die andere eine „litterarische Stellung" wahren. Sobald die eine glauben wird, daß Hauptmann's Stücke Erfolg versprechen, wird sie sich auch um sie bewerben, die doch sicherlich zu den „characteristischen Erscheinungen der zeitgenössischen Dichtung" gehören. Und was könnte selbst der entsetzteste Beurtheiler von ihnen schlimmeres sagen, als Blumenthal von den Gespenstern sagte, von den Gespenstern, die er aufführen möchte: daß sie einer „Seuchenzone" entstammen und „mit roher Beherztheit Abscheulichkeit auf Abscheulichkeit thürmen"? Einstweilen aber glaubt die andere Blumenthal'sche Seele noch, daß mit Hauptmann nichts zu verdienen sei, und erschwerte darum unserer Freien Bühne, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, die Aufführung dieser Werke: „partheilos", „vorurtheilslos" ist diese Seele nicht. Ja, sie ist nicht einmal klug: denn wie mag man nur den Ast absägen wollen, auf den man selbst noch einmal sitzen kann?

Von Oscar Blumenthal bis zum Fall Clemenceau ist nur ein Schritt. In Dresden hat die löbliche Polizei das Stück, das in vielen Städten anstandslos (in des Wortes verwegenster Bedeutung) gespielt wurde, verboten. Die Rechtsungleichheit im einigen Deutschland, die hieraus wiederum spricht, sollte doch endlich beseitigt, und das Censurwesen, das heute pure Willkür ist, durch Reichsgesetz geregelt werden! Uebrigens hat grade Dresden, dem jetzt der „Fall Clemenceau" höher gehängt wird, infolge jener Rechtsungleichheit, die bei uns verbotenen „Gespenster" einst sehen dürfen: allerdings nur in einer öffentlichen Aufführung, durch die Meininger. Denn schon am nächsten Morgen wurde, auf Anordnung der Polizei, Frau Alving unwohl; dem armen Oswald aber, der sich in die rothen Zettel nicht gleich finden konnte, rief Herr Chronegk zu: „Ihre Frau Mutter ist krank geworden; wollen Sie es wohl gleich glauben?" Und er glaubte es.

In schwungvollen Strophen besingt Julius Stettenheim in den „Wespen" das Verbot des „Fall Clemenceau":

Halbnackt steht da die unglücksel'ge Phryne,
Liest das Verbot der Polizei und frägt:
Giebt es in Dresden denn nicht Eine Bühne,
Die Lessing's edlen Namen trägt?

Hier wird von mir — nichts, nichts ist mir fataler —
Auch nicht ein einziges Geschäft gemacht,
Und an die 50 000 Blumenthaler
Hab' in Berlin ich eingebracht!

Im Berliner Theater giebt es jetzt abwechselnd Mitterwurzer-Abende und Barnay-Abende; was gespielt wird, ist Nebensache. Neulich aber thaten sich beide Sterne zusammen, um vereint zu leuchten, und man las in den Zeitungen: „Im Berliner Theater geht der „Probepfeil" in Scene. Mitterwurzer spielt darin den Egge, Barnay auf Wunsch Mitterwurzer's die Rolle des Krasinski." An den gewöhnlichen Bühnen pflegen die Directoren die Rollen für die Mitglieder zu bestimmen; im Berliner Theater ist es also umgekehrt, Herr Mitterwurzer pfeift und Herr Barnay tanzt. Hoffentlich findet das gute Beispiel Nachahmung, und wir lesen bald im „Courier": „Eine sehr interessante Vorstellung findet im Schauspielhaus statt; auf besonderen Wunsch seiner Mitglieder wird Graf Hochberg demnächst den weisen Nathan darstellen. Die Aufführung geschieht zu Gunsten der Bühnen-Genossenschaft. Daß jedoch Director Blumenthal, Frl. Petri zu Gefallen, nächste Woche die Mutter der Iza Clemenceau spielen wird (wie ein hiesiges Blatt gemeldet hat), ist vorläufig wohl nur eine müßige Combination."

Ein Berichtigungs-Ersuchen.

Mit Bezug auf den Artikel „Der Freien Bühne erstes Kriegsjahr" in Heft 20 überreicht uns Herr Rechtsanwalt Kolsen im Auftrage des Vorstands der Deutschen Bühne „ein Berichtigungs-Ersuchen", in welchem die Herren Theateragent Georg Zimmermann und Genossen „in Abwesenheit des ersten Vorsitzenden" sehr barsch und mit Berufung auf § 11 des Preßgesetzes eine Berichtigung „verlangen". Indem wir dieses Verlangen nicht als zu Recht bestehend anerkennen, lassen wir uns gern von Herrn Kolsen ersuchen, die einzelnen Punkte der Berichtigung mitzutheilen: Die Herren erklären zunächst, daß Herr M. G. Conrad der Gründung der Deutschen Bühne fernsteht; ein Factum, das wir nicht bestritten haben und das uns sehr gleichgültig läßt. Von einigem Interesse war es nur für uns, daß die Deutsche Bühne auf ihr Programm grade dasjenige Stück Conrads gesetzt hat, das dieser der Freien Bühne erfolglos ein-

gereicht hatte. Der zweite Punkt lautet wörtlich so: „Das Wallnertheater ist von Herrn Director Hasemann auf Grund genauer persönlicher Verabredungen mit dem mitunterzeichneten Vorstandsmitgliede der „Deutschen Bühne“ Georg Zimmermann gemiethet worden. Lediglich die juristische Form der Unterzeichnung des Vertrags mußte seinerzeit infolge einer dringenden Geschäftsreise des Herrn Hasemann verschoben werden.“ Und was hatte unser Artikel behauptet? Daß der Miethsvertrag zu einer Zeit nicht geschlossen war, als im Prospect in positivster Form verkündigt wurde: das Wallnertheater ist von der Deutschen Bühne gemiethet worden. Nun gestehn also die Herren selbst zu, daß „die juristische Form der Unterzeichnung“, d. h. die Form durch welche ein Vertrag überhaupt erst zu Stande kommt, nicht erfüllt war. Wie wenig sich's aber hier „lediglich“ um eine bloße Form handelt, und wie geringen Erfolg die genauen persönlichen Verabredungen mit Herrn Hasemann demnach hatten, lehrt der Umstand, daß jener Vertrag zwischen Deutscher Bühne und Wallnertheater bis heute, also mehr als zwei Monate nach der Ausgabe des Prospekts nicht unterzeichnet worden ist. Dies theilt uns auf unsre Anfrage Herr Commissionsrath Hasemann mit. Auf dem Vorstand der Deutschen Bühne bleibt also der Vorwurf haften, mit einer nicht unwesentlichen geschäftlichen Mittheilung in die Welt getreten zu sein, welche den Thatsachen nicht entspricht. Ein solcher Irrthum (um uns möglichst höflich auszudrücken) kann nicht eben vertrauenerweckend wirken. Unter sothanen Umständen kommen wir nur bedenklich zu dem für uns interessantesten Punkt drei der „Berichtigung“, welcher das Verhältniß der Deutschen Bühne zum königl. Schauspielhause behandelt. Er lautet: „Der Herr Generalintendant Graf Hochberg theilte dem mitunterzeichneten Vorstandsmitgliede Georg Zimmermann in liebenswürdigster Weise mit, daß er gegen die Mitwirkung der Mitglieder des königl. Schauspielhauses bei den Vorstellungen der „Deutschen Bühne“ nichts einzuwenden habe“. Auch hier stützt sich, wie man sieht, die Behauptung nicht auf etwas Schriftliches, sondern auf eine „persönliche Verabredung“ des Herrn Zimmermann. Es handelt sich um eine mündliche Aeußerung des Herrn Generalintendanten, wie sie ähnlich auch der Freien Bühne bei ihrem Entstehn zu Theil geworden ist. Wir haben damals nicht allzuviel Erwartungen auf derartige Gesprächswendungen gesetzt und waren wenig überrascht, als wir unter dem 29. Oktober 1889 nachstehenden schriftlichen Bescheid empfingen: „Auf das sehr geehrte Schreiben vom 26. d. Mts. erwidert Ihnen die Generalintendantur der königlichen Schauspiele ganz ergebenst, daß es nach den Bestimmungen des Allerhöchsten Reglements keinem Mitgliede der königlichen Theater gestattet ist, anderweitig in Berlin öffentlich aufzutreten, sofern solches nicht einem milden Zwecke gilt oder sofern es sich nicht um Aufführungen der Singakademie oder des Richard Wagner-Vereins handelt. Selbst die unterzeichnete Verwaltung hat nicht das Recht, eine Ausnahme von dieser Regel eintreten zu lassen, und bedauert dieselbe deshalb lebhaft, den ausgesprochenen Wunsch .... nicht erfüllen zu können.“ Gegen diese Berufung auf das Reglement hätte der Vorstand der Freien Bühne geltend machen können, daß die von ihm veranstalteten Vorstellungen im geschlossenen Verein vor sich gehn und, streng juristisch genommen, nicht öffentlich sind. Da aber die Generalintendantur sie als öffentlich auffaßte, so ist sie auch gezwungen, etwaigen Vorstellungen des Vereins Deutsche Bühne im Sinne ihres Reglements den Charakter der Oeffentlichkeit zuzusprechen. Denn in allen maßgebenden Punkten sind die Satzungen der Deutschen Bühne gar nichts Andres als eine sklavische Nachahmung der auf Vereinsgesetz und Vereinsrecht gestützten Satzungen der Freien Bühne. Sollte die Generalintendantur, unbeschadet des bewährten Gerechtigkeitsgefühls hoher preußischer Behörden, dennoch zwischen hier und dort einen Unterschied finden, so lassen wir uns gern von unserem in Heft 20 ausgesprochnen Unglauben bekehren und wünschen lebhaft, daß königliche Schauspieler den Dramen der Vorstandsmitglieder des Vereins Deutsche Bühne zum Sieg auf dem Theater verhelfen mögen.

Die gute Schule.

Seelische Zustände.

Von

Hermann Bahr.

(Schluß.)

12.

Zwei Briefe, an diesem Morgen, unter der Thüre, als er in die Spalte tastete, der erste groß, grau, weich — er kannte diese eckige Insulte von Schrift schon von seinem Schneider; der Flegel wurde neuestens frech — ah, überhaupt, die ewige Geschichte mit dem Gelde! Hastig riß er den anderen.

„Mein liebes Kaninchen! Ich schreibe nur höchst geschwind, weil ich mich nämlich erst noch anziehen muß, und der Schimpanse kauft mir jetzt auch Bilder seit sie mit dem kleckſigen Monet von der Soledad Fongère so viel Spektakel machen, natürlich lasse ich mir das nicht gefallen und da fällt mir ein, mir ist es ja gleich, aber es macht vielleicht Dein Glück, er hat es schon fest versprochen und zahlt, was Du willst, nur nicht genieren, sondern ordentlich abfedern, schick' halt drei, vier, was Du gerade hast, aber gleich und ziemlich nackt womöglich. Es küßt Dich überall von Herzen Deine treue Fifi, in Eile, welche Dich ewig liebt."

Ja, als ob wir alle Ludewigs sein müßten, weil sie alle . . . Und er zerstückelte es in Fetzen und Fasern!

Fort, hinaus.

Dieses allein fand er deutlich in seinem Gehirne, daß er nicht bleiben konnte, in Gesellschaft dieses Briefes. . . . . . .

Aber auf dem Boulevard, unter dem matten, feuchten, schleimigen Herbste, der weiße Ringe um das rothe Laub spann, da, nachdem ihn die Eile ein wenig beruhigt hatte, überlegte er wieder, und es wurde ihm zunächst sehr behaglich, in aufsteigenden Wärmen, in sich die Fähigkeit zu solchen Entrüstungen zu entdecken. Das sprach doch sehr für ihn und war ein schönes Zeichen. Einige Verse über die Manneswürde fielen ihm ein.

Es lag lau und gütig in der Luft, die sich mit silbernen Fäden verschleierte. Der Sommer stieß an den Winter und das gab, wie Mädchenstimme und Harfe, einen freudig schmerzlichen Klang. Er hatte ganz deutlich ein wunderliches Gesicht, das aus Kaminfeuer und Erdbeeren zusammengemischt war.

Nach der Ausstellung, ein letztes Mal, zum Abschiede von allen köstlichen Wundern, welche er liebte. Ja, das würde ihm gut thun. Das wirkte ihm immer wie Opium, Befreiung in's Phantastische hinüber, während der niedrige Verstand verstummte.

Omnibus — aber das war nicht so einfach. Alles wollte noch einmal in das große Völkerfest hinaus, bevor der laute Traum verlosch. Er bekam die Nummer 457; warten, lange warten, geduldig — warum das Bureau nur gerade gelb sein mußte, von diesem giftigen, hämischen, böswilligen Gelb, welches alle Sonne in Neid verwandelt zurück spie! . . . . . .

Da fiel ihn, als das Drängen seine Elbogen klemmte, ein großer Zorn an: Dreinhauen hätte er mögen unter das Gesindel. Eine Bluse gerieth neben ihn, schmutzig und schweißig. Es wurde ihm unbegreiflich, wie er sich früher für die Arbeiter interessiren konnte, um ihr Recht und ihre Wohlfahrt besorgt, während sie doch feineren Nerven nicht entsprechen konnten; und indem er sich zudem die Vorstellung darlegte, wie draußen wieder alles überfüllt sein würde, kein Platz und elende Bedienung, Hader und Zank immerfort, empfand er noch dazu einen jähen und gebieterischen Hunger, ungestüm.

Es war nicht länger erträglich; die Ungeduld zupfte ihn an der Iris, mit Stichen, welche graue Fäden in das Weiße hinüber lösten, und jeder einzelne Laut aus dem großen Heulen rings, das schwoll, nagelte sich ihm in die wankenden Schläfe. Und dicke und dumme Menschen, zweifache Uhrketten über den ganzen Bauch und mit baumelnden Beinen, wärend seine starrten, fuhren in Carossen und sandten wohlwollende Neugier und spöttisches Mitleid nach dem Gewühle zurück. Weil sie Geld hatten . . . einfach, weil sie Geld hatten.

Und da schlug ihn plötzlich die Einsicht, wie albern es war, den Hidalgo zu spielen, keinen Sou in der Tasche; daß zuletzt halt doch im Gelde allein die einzige Vernunft und die einzige Tugend und die einzige Freiheit ist, welche nur die Hungerleider verleugnen; und daß er ihr darum die vier Bilder schicken würde, für einen gesalzenen Preis, um mit dem ewigen Dalles endlich zu brechen und auch einmal ein anständiger Mensch, wie man so sagt, zu werden.

Dieses ward, mit einem Schlag, ungestüm in seiner Seele aufgerufen; er wußte nicht, woher es einbrach.

Dann konnte er auch im Fiaker fahren und brauchte solche blöde Warterei nicht mehr.

Er erschrak heftig, weil er es gleich gewahrte, daß er an diese Versuchung verloren wäre, wie er sie noch einmal dächte: darum mußte er sie sich immerfort wiederholen und dachte sie durch Zwang nur immer wieder und wieder.

Es war gewiß, daß er erliegen mußte, weil seine Natur sich sträubte, empörte, widersetzte. Auflehnung konnte nichts helfen: es war in seinem Schicksal. Er wollte sich auch gleich fügen, weil es doch nichts nützen würde; blos daß er noch einen Zwang von außen hoffte, auf den er es hinüberschieben und die Verantwortung abwälzen könnte.

Wenn im nächsten Wagen Platz ist, dann nicht.

Wenn aber im nächsten Wagen kein Platz ist, das ist dann ein Zeichen. Und es läßt sich doch nichts dagegen machen. Wozu sich erst lange aufregen.

Da kam der nächste Wagen, komplet.

Also, dachte er, ist es wenigstens nicht meine Schuld.

Er freute sich, daß es jetzt entschieden war und seinen Willen nichts mehr anging. Und er stellte sich lieber das viele Geld vor, das viele Geld in schimmernden Haufen, wie sie glitzern und klingen würden, helle, froh . . . . . Geld, Geld . . . er lutschte an dem schleimigen und glittschrigen Worte, das den Speichel zusammensog und züngelte wollüstig darum mit allen Gedanken.

Er wandte sich heim, um es gleich zu erledigen, damit es einmal vorüber, unabänderlich würde, packte die vier zusammen und verschickte sie noch den nämlichen Tag. Den anderen, morgens, pünktlich mit der ersten Post, hatte er seinen Preis, in reinlichen Billeten, die sich gut angriffen und leise Suggestionen knisterten, wie er sie zärtlich strich. Er fand ihr mildes Blau wohlthätig wirksam und jetzt konnte er wenigstens mit dem Schneider gehörig grob werden.

Zunächst vergnügte es ihn, sich in einen anständigen Menschen zu verwandeln. Er hatte das Zigeunerleben satt: die Schulden und die Ideale. Er spürte plötzlich — wunderlich, woher es kommen mochte — kräftige Triebe aus „Unregelmäßigkeiten" heraus nach dem „Correkten" hin, die sich gut empfanden, weil sie neu waren; an den anderen Gerichten der Empfindung hatte er sich schon ein wenig übereessen. So vernünftig, reif, fertig kam er sich auf einmal vor, alle Eseleien abgestreift, weit weg, und besonnen; er wollte sich jetzt blos mehr auf das wirkliche verle[illegible], auf erweisbaren Genuß, der Nerven und Sinne bereichern konnte, auf das Positive, wie die anderen — mit dem großen Streben in die Wolken war es doch nichts.

Es wirkten die neuen Kleider. Er verbrachte seine Tage, den neuen homme

chic einzuüben. Da gewahrte er es erst, daß man in Lack und Glacé doch ganz anders denkt, das Gehirn wird verschoben; das waren offenbar nur die Brünner Wollstoffe gewesen, welche früher die idealistische Verwirrung stifteten, jetzt empfand er englisch Kammgarn, mit Atlas ausgeschlagen.

Wenn er um vierzehn Tage zurückdachte, manchmal, konnte er es doch nicht recht begreifen, wie er so ganz sich weggenommen und vertauscht war. Es wäre ihm ganz natürlich gewesen, sich eines Tages mit einem neuen Leibe zu finden. Es fehlte jede Verbindung mit dem früheren, er vermochte sich nicht zurückzudenken . . .

Kein Gedächtniß, kein Wunsch, keine Reue — freilich, er hätte sie gut weggeschüttelt: das Leben war einmal so, er war bei der Schöpfung nicht befragt worden, er änderte es doch nicht, er hatte es satt, den ewigen Don Quixote zu mimen, besser immer noch verächtlich als lächerlich — ach ja, abgeschüttelt hätte er die Reue mit tausend Stübern, aber sie hätte sich doch wenigstens regen müssen, das ärgerte ihn eigentlich.

Der war weg, der alte seltsame, der immer Geschichten machte und sich jedes Vergnügen verdarb; er war jetzt auch einer von den anderen, ganz wie die anderen, ruhig in den Tag hinein wie die anderen, wunschlos, zuversichtlich wie die anderen, heiter und deutlich wie die anderen.

Mittelmäßig — auch? Dutzendwaare, Maschinenfabrikat, gewöhnlich und gemein wie die anderen? Auch?

Warum denn zaudern?

Ja, mittelmäßig auch wie die anderen und mit muthiger Wollust noch dazu, trotzig in's Gemeine hinein und aus dem Besonderen weg, welches das Behagen frißt — der Welt nachgeben, wie sie modelt, auf den Eigensinn verzichten, alles gehen lassen, gerade oder krumm, wie's kommt, sich und das Andere, weil an dem Narrenthum doch einmal nichts zu ändern ist. Wenn man blos Geld hat, blos das nöthige Geld, sonst macht sich alles ganz von selbst; selbst das „Andere“ wird erträglich: man kann es von sich wegkaufen, in manierliche Distanzen — wozu denn ringen und kämpfen? L'infinita vanità del tutto des Leopardi klang ihm durch's Ohr; nur braucht man dazu, um ihrer behaglich zu werden, gehörige Mittel.

Das alles war jetzt in ihm entschieden, ausgemacht und fest. Das Schwanken und Suchen hatte ihn verlassen: er zweifelte nicht mehr. In das Vergangene vermochte er nicht mehr, wie in einen fernen und absurden Traum, in verrauschte Wallungen, in die zerstobenen Hallucinationen der ersten Pubertät — das alles war entflattert, ohne Spur.

Das ewige Stochern und Bohren und Pflügen, grüblerisch und aufwühlerisch, im Gehirne — nein, merkwürdig, jetzt brauchte er gar nicht mehr zu denken, weil er wußte, und statt der Fragen hatte er die Antworten.

Nur dieses eine hätte er noch gerne erfahren, welches Räthsel blieb — damit vertrieb er sich noch manchmal die Zeit: warum, warum es denn nur einem nicht gleich gesagt wird, was er in so vielen Leiden erst erworben; warum umgekehrt erzogen werden kann, als gelebt werden muß; warum man die romantische und zu Qual, Haß und allem Laster verführerische Duselei, als ob Gutes oder Schönes vollbracht werden könnte und außer den Reizen auf Sinnen und Nerven noch andere Wirklichkeiten erdenklich wären, nicht von Anfang an, als unnütze, verderbliche Atavismen, verhinderte und erdrückte. Da werden solche Wähne, durch priesterliche und künstlerliche Suggestionen, noch gekräftigt und ernährt, da sie doch ausgemerzt werden müßten, und die Moral bleibt verhüllt: sei reich und allein. Natürlich geht es dann bei den meisten schief und die Begabten selbst kommen erst spät dazu.

Aber andrerseits: die Tugend hätte sonst keinen Werth und man wüßte sie nicht zu schätzen, wenn sie geschenkt und nicht eine in Gefahren, Enttäuschungen und Entsagungen mit Opfern errungene wäre.

Ja, Tugend — das war das richtige Wort. Er fühlte sich jetzt tugendhaft, weil alle Auflehnung wider die Natur, in Idealen, und die Ueberhebung des Wunsches aus der Gemeinheit zu eigenen Gesetzen überwunden war; er fühlte sich nicht mehr anders, er fühlte sich gleich mit dem anderen; und was, als Eintracht mit der Umwelt, wäre sonst Tugend? Er hatte sich geläutert und geklärt; er wollte jetzt, wie dir anderen, keine Phantastereien und Schrullen mehr, sondern das Erreichbare und Erlaubte: von wissentlich gewürzten Speisen gut essen, aus nervenfreundlichen Weinen gut trinken und mit anregenden Mädchen, manchmal, gut schlafen, ohne Uebertreibung, nicht zu oft, nicht zu eifrig.

Nein, er wollte nicht mehr mit dem Schädel durch die Wand nach unfaßlichen Idolen. Er wollte sich im Gegebenen bescheiden. Er war jetzt definitiv vernünftig, vernünftiger sogar als selbst Marius: denn wie groß der auch that, er wollte doch immer noch was und glaubte noch an was.

Es war schon so ganz gut, wie es war: daß man es mühselig erst erwerben mußte, nach vielen Irrungen. Wenn es einem auch gesagt würde, man glaubte es ja doch nicht und es wäre unverläßliche Weisheit. Es giebt darin kein Mittel der Verständigung, als nur durch Erlebniß; man muß es selber durchmachen, dann hält es — anders läßt es sich nicht wirksam erfahren.

Und dafür, um das Wesen der Welt zu erleben, ist halt doch immer noch die Liebe das sicherste Verfahren, weil nirgends der Schwung erst so stolz ausschweift, in phantastische Güte, und nirgends nachher der Sturz so tief verstößt, in bestialische Gemeine.

Ja, die Liebe ist die gute Schule der wirklichen Weisheit. Man wird etwas stark gepufft, aber dafür sind auch am Ende die Eseleien gründlich ausgetrieben. Man kann ihre Lehre das ganze Leben nicht wieder vergessen.

Darum, wenn er das alles wog, brauchte es ihn nicht zu gereuen, das Verhältniß mit Fifi. Die sechs Monate waren doch eigentlich nicht unnütz vertrödelt, sondern er hatte Besinnung und Vernunft davon gewonnen. Das alte Romantische war weggeputzt und sie hatte ihn zum natürlichen Menschen dieser Zeit erwogen.

Und jetzt konnte er sich selber leben. Er spielte fleißig Baccara und lernte, nachdem er sich eine gelbe Hose gekauft, reiten. Um den Künstler nicht zu vernachlässigen, komponirte er manchmal Toiletten.

Er war fest entschlossen, außer sich nichts mehr ernst zu nehmen.

Er gewann eine vornehme und zufriedene Weltanschauung, daß das meiste doch ganz ordentlich eingerichtet ist: man muß nur der richtige Mensch dafür sein, daran liegt's.

Er blickte mit Vertrauen in die Zukunft, selbstbewußt, daß er es so weit gebracht hatte; es konnte ihm nicht fehlen, daß er bald die allgemeine Achtung gewänne.

So, oft, wenn er in den alternden Herbst hinaus sah, dachte er, es würde ein recht behaglicher und angenehmer Winter werden, von verdienter Freude.

Abseits.

Von Johannes Schlaf.

Zwischen vier und fünf Uhr bummelte ich, meine Cigarre zwischen die Zähne geklemmt, fröstelnd in der Morgenkühle, die Linden entlang. Eine Droschke rumpelte vorbei über den Fahrdamm. Ein paar Nachtschwärmer drückten sich mit vorgebeugten Schultern und hochgeklapptem Rockkragen an mir vorüber und die elektrischen Monde warfen mir ihr weißes Glühlicht ins Gesicht.

Ich summte so vor mich hin. Eine alte, schöne Melodie:

Die Sonn' erwacht;
Mit ihrer Pracht
Erfüllt sie die Berge, das Thal!
O Morgenluft!
O Waldesduft!
O güldener Sonnenstrahl!

Und so weiter. Mit Grazie in infinitum . . .

Quer durch den Thiergarten. An der Potsdamer Brücke blieb ich endlich stehen. Die Laternen schoben eine Reihe goldener, strahlender Balken in den Kanal hinunter. Sie bauten einen blinkenden, räthselhaften Märchenpalast in das träge, schwarze Wasser hinein. Goldige Lichtspähne schaukelten weit über die Wasserfläche an den dunklen, stillen Kähnen hin, und es wehte ein scharfer, kühler Wind.

Fern, das dumpfe, rastlose Rauschen des Verkehrs. Immer in demselben gleichmäßigen Tonfall. Berlin kennt keinen Schlummer . . . Hm! Zum Beispiel! die vielen Streiks jetzt! Und wenn nun hier das schöne, saubre Straßenpflaster aufgerissen würde und . . .

O Morgenluft!
O Waldesduft!

Und da überrieselte mich eine brennende Sehnsucht.

Diese Melodie! Seit ein paar Stunden konnte ich sie nicht los werden. Und auf einmal kam es mir voll, hell, klar zum Bewußtsein: sie war das unbewußte Regen eines unwiderstehlichen Wunsches.

Einmal fort von diesem verfluchten Schreibtisch, an den mich der verwünschte Trieb anschmiedet: dieses unheimlich complizirte Leben hier überall um mich herum zu erfassen, festzuhalten und formend zu gestalten. Einmal fort aus diesem litterarischen Getratsch, das einem die Ohren mit dummen Redensarten wund reibt. Einmal fort aus diesem verzweifelt wirren Getreibe, das einen vom Schreibtisch zieht, zum Schreibtisch treibt, das so räthselhaft unsinnig ist, einen mit bunten Ahnungen betrunken macht, und in quälende Zweifel reißt; fort aus diesem endlosen, dummen Wechsel von Halten und Verlieren . . .

O Morgenluft!
O . . .

Bon! Abgemacht! Ich will mich ein paar Wochen lang „einer geregelten Lebensweise befleißigen", Philister sein unter Philistern, eine ländliche Pfeife rauchen, will mich Abends mit den Hühnern zu Bett legen und Morgens mit der Sonne aufstehen, über die grünen Hügel laufen durch die thaunassen Felder, will im Grase liegen, in den blauen Himmel starren, die Sonne mir auf den Pelz scheinen lassen; will vegetiren wie die rothen Feldnelken und nichts denken, nichts, nichts denken. —

Ich werfe die Cigarre weg und schlage den Rockkragen in die Höhe, weil mich mit einem Male der Gedanke ängstigt, ich könnte mich erkälten.

Die Hände in den Ueberrock und nach Hause. Und morgen: fort, fort! . . .

O Morgenluft!
O Waldesduft!
O güldener Sonnenstrahl! . . .

Nun ja! Alles ganz schön! Als mir aber der Bart einen Zoll lang aus dem Kinn geschossen war, weil es dem Ortsbarbier beliebte, zwar nicht zu streiken — in diesem empörenden Neste wurde nur conservativ gewählt — aber am delirium tremens zu leiden, und als ich an ein paar sternlosen Abenden nach einem Besuche bei dem Herrn Pastor, sonst einem liebenswürdigen alten Herrn, beinahe auf dem hochwohllöblichen Stadtpflaster ein paar Beinbrüche davongetragen hätte, da war mir die Sache über, gründlichst über . . .

Also weiter, weiter ...

Zunächst aber beschloß ich, eine Sekundärbahn zu benutzen und meinem Heimathsorte, der in der Nähe lag, einen Besuch abzustatten.

Das war eine halbwegs sentimentale Anwandlung. Aber, lieber Gott, so ein Stückener fünfzehn Jahre mochte es her sein, daß ich das Nest nicht gesehen hatte.

Am Vormittag kam ich an. Der Zug — halb Güter-, halb Personenzug — entlud sich seiner sechs Passagiere, der Bahnhofsinspektor kroch aus seinem Bureau vor, preßte sich die rothe Mütze auf den rothen Kopf und trug langsam seinen dicken Bauch am Zuge entlang. Ein paar italienische Hühner, die vor dem kleinen, neuen Backsteingebäude umherpickten, stoben gackernd auseinander. Die beiden Schaffner traten zusammen und staunten meinen Hut und Ueberrock an, der ihnen vielleicht außergewöhnlich neumodisch vorkam.

Ich habe kaum ein paar Schritte gethan, da regt sich mein Lokalpatriotismus. Nun haben wir hier auch eine Bahn ...

Aber ein Wetter? Köstlich.

Da liegt das Nest. Die rothen Dächer im Gartengrün den Berghang hinauf übereinander aufgestapelt, übereinander hinweglugend. Vögel drüber in der blauen, goldigen Luft, die drei Kirchthürme, die grauen, hohen Schloßthürme vom höchsten Gipfel herab und die kerzengeraden Rauchsäulen in der blendenden Sonne.

Alles genau so wie früher. Nur nach dem Bahnhof zu ein paar Bauplätze und ein paar neue Häuser und da, ganz neu, ein paar längliche, rothe Backsteingebäude und ein weißblendender „Palast". Ein Großhändler. Ein wirklicher, richtiger Großhändler. Ich lese das Firmenschild: H. Windesheim & Co. Glückauf!

Und nun tret' ich durch das Thor, durch das „damals" noch der gelbe Postkutschkasten Abends zwischen den blühenden Fliederbüschen gemüthlich auf der staubgrauen Chaussee hereinhumpelte. Wie schön der Postkutscher immer geblasen hatte, wenn wir so neben der alten Karre hersprangen.

Da sind die Gartenmauern mit dem übernickenden Grün und da ist der „goldene Bär" und der „schwarze Adler". Herrgott! Fünfzehn Jahre? Wirklich schon fünfzehn Jahre?

Ich ... Hm! Kann man sich hier nicht irgendwo ein paar Cigarren kaufen? ... So! Freilich: ländlich, schändlich! Aber ... Ja! Warum man nur heutzutage so über den Tabak räsonnirt? ... So! Der schöne, blaue Rauch! Und nun um Gotteswillen nicht sentimental werden! Denn „das hat gar keinen Zweck."

Ich stolpere, mit schweifenden Blicken, rauchend über das bucklige Pflaster mitten über den Fahrweg. Immer weiter und weiter.

Wenn mir jetzt ein alter Freund, ein Jugendbekannter, ein ehemaliger Schulkamerad, nun biederer Schuster, Zimmermeister oder Schlosser, begegnete, und mich fragte, was ich für ein „Metier ergriffen" hätte? Das Herz klopft mir ein wenig.

Hm! Peinlicher Gedanke! Wie sollte ich mich ihm, unbeschadet meiner Reputation, verständlich machen? —

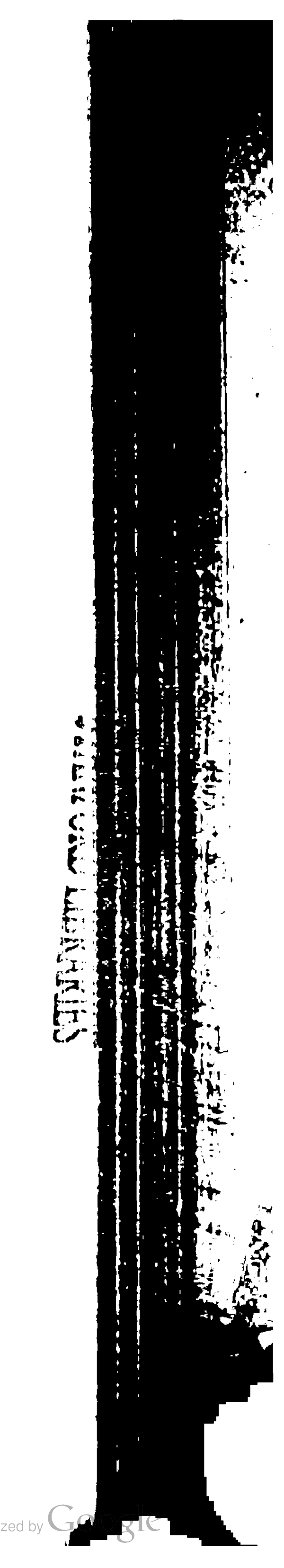
Nein! Ich will ganz allein so ein Stündchen, sozusagen incognito, hier umherbummeln, ganz mutterseelenallein, mir still alles ansehen und mich dann wieder fortschleichen, hinaus zum Bahnhof.

Ich lese die Firmenschilder. Ja, nun merke ich doch: die Generationen haben sich ein wenig verschoben. Es kann aber auch sein, daß ich viele Namen vergessen habe.

Ein paar Leute gehen an mir vorüber. Ob Bekannte darunter sind? Niemand redet mich an, nur fremde Gesichter.

Wie lächerlich klein die Häuser geworden sind! Richtig eingeschrumpft sind sie.

Ach, die kleinen Straßen! Hinauf und hinunter! Die Schwalben schießen zwitschernd an den grauen, gelben, weißen und blauen niedrigen Häuserchen hin.



Ein paar gelbflaumige Gänseküchelchen piepen auf dem Pflaster umher. Dort drüben sehen die weiten, grünen Felder und Gärten in die Stadt herein, über die Dächer hinweg die blaue, sonnendunstige Ferne.

Ach, und so still! Wie still hier die Welt geblieben ist! Nur fernher rattert schläfrig, langsam ein Lastwagen. Unten schwatzen ein paar Nachbarn über die Gasse. Ich höre ganz deutlich, was sie sprechen; Wort für Wort.

Weiter!

Hier haben wir Ball gespielt. Hier habe ich einmal einen Silbergroschen gefunden und ihn sträflich in Johannisbrot und Kirschen vergeudet. Hier haben wir gewohnt und hier, und hier bin ich geboren. . . Ach! ach! ach! —

In dem kleinen Häuschen da noch der alte Buchbinderladen mit der schön waschblau gestrichenen Thür. Hier habe ich mir Neuruppiner Bilderbogen und Bleistifte gekauft. Ich trete ein. Eine alte Frau. Ich kenne sie sofort wieder. Ich bekomme ordentlich Herzpochen. Ich mache einen kleinen Einkauf. Sie kennt mich nicht mehr. Natürlich. . . Nein, anreden will ich sie nicht. Still weiter! — Und nun den alten Marktplatz hinauf. Da, der mittelalterliche Rathhausthurm mit der blauen Sonnenuhr. Dort oben wohnt noch der Thürmer, der die entsetzliche Brandglocke läutete, wenn Feuer ausgebrochen war; der Thürmer, der Abends immer so schöne Choräle über die rothen, stillen Dächer in den schönen Feierabend beruhigend hineinbließ. Die Falken schrillten dazwischen und die Schwalben schossen in langen, weiten Bogen um das spitze Schieferdach des Thurmes, auf dem die rothe Abendsonne lag.

Hier auf dem Markte versammelten sich die Stadtschützen in ihren grünen Röcken und steifen Tschako's mit den schwarzen Hahnfederbüschen (nur die Musik hatte rothe), wenn Mannschießen war draußen vor der Stadt im Schützengarten, hinter dem alten Schloß. Das dauerte immer acht Tage. Jeden Tag zogen sie hinaus, und es war ein schönes aufregendes Fest.

Wie spät? Was! In einem kleinen Stündchen habe ich das ganze Nest durchstreift, und ich stehe vor dem anderen Thor.

Da ist die alte Grabenbrücke. Durch Brennnesseln und Scherben krochen wir Jungens hindurch in ein altes, enges Gewölbe, das wir unter einem Garten aufgestöbert hatten. Wir machten hier Rauchversuche mit Pfennigcigarren, lasen grellbunt illustrirte Räuber- und Indianergeschichten und unternahmen, von ihnen begeistert, allerlei Raubzüge in die Gärten und Schotenfelder der Umgegend. —

Und jetzt steh' ich draußen auf den grünen Bergen. Die Wolfsmilch blüht wie früher zwischen den Kalksteinen, und die frische Luft weht immer noch über die Gräserchen und Hungerblümchen, die sich zwischen dem Geröll vorzwängen. Immer noch taumeln die weißen und gelben Schmetterlinge drüber hin, und unten im Thale fließt der Bach zwischen Wiesen und Gärten und stürzt über die brausenden Mühlwehre.

Und dort auf der Anhöhe das Schloß. Der Marterthurm, der alte, graue, riesige Wachtthurm, die hohe Schloßkirche. Die dicken, ungeheuren, unverwüstlichen Wallmauern, zwischen denen Ebereschen und Vogelbeeren hervorbrechen. Weit dehnen sie sich in die Runde. Tief der alte Wallgraben mit Gras und Gebüsch. Die schwarzen, tiefen Schießscharten. Die Brücke und das Thor mit den Wappen und Crucifixen und den steinernen knieenden Rittern davor.

Da oben zwischen dem alten Mauerwerk kletterten und spielten wir umher. Habe ich keinen Bekannten, keinen Freund mehr hier? Nein, nicht einen Einzigen. Nur ein paar Erinnerungen und ein paar Gräber. —

Und wieder streife ich durch das Nest, bis ich zu einem Gäßchen komme. Zwischen alten Scheunen und halbzerfallenen, gelbbraunen Lehmhütten mit verwitterten Strohdächern schlendre ich hinauf auf die Kirchhofskapelle zu. Oben im Dachstuhl frei in der Frühlingsluft die alte, grünspanige Friedhofsglocke, umspielt von Sonnen-

schein und Schmetterlingen im Gebälk. Und unten, davor, die uralte, riesige Linde, die mit ihrem zerklüfteten Wipfel das Ziegeldach überragt.

Jetzt bin ich oben. Rechts und links zweigt sich die Scheunengasse weiter und rechts und links von der Kapelle aus auf der andren Seite lang, weit die hohe Friedhofsmauer.

Ich stehe vor der Kapelle. Unter den vier Bogenfenstern an den beiden Seiten des breiten Thores — „Eingang zur Ruhe" haben sie darüber gemalt — stehen in altfränkischer Schrift Sprüche eingegraben.

„Hier seynd viel dausent neingeschiegt
und warden auf das Jungste Gericht"

heißt der Eine.

Es ist so still und einsam, so todtenstill hier. Nur die Linde rauscht ununterbrochen und die Bienen summen leise dazwischen umher. Die sonnige Luft, so warm und schläfrig. Mücken und stahlblaue, große Schmeißfliegen darin hin und her. Ein schimmliger, modriger Geruch von dem Müll und Schutt an den Scheunen hin.

Ich schreite auf das eiserne, massive Gitterthor zu. Wie oft, mit einer, war ich da hindurchgeschritten.

Es ist recht rostig geworden. Wie ich auf die Klinke drücke, kreischt ein Ton, so schrill und scharf durch die sonnenheiße Mittagsstille.

Es ist zugeschlossen. Hier ist kein Eingang mehr. Ich gehe ein Stück die Mauer hin und finde ein neues, saubres Thor neben einem neuen Leichenhaus.

Ich schreite hindurch und da merke ich erst, daß ich immer noch diese dumme Cigarre im Mund habe. Schnell lasse ich sie hinter meinem Rücken zu Boden gleiten. Ein unerklärliches Gefühl von Scham, Angst und Sehnsucht überkommt mich. Mir ist, als sollte ich in den nächsten Augenblicken von Jemand, von einer verhört werden, als sollte ich Rechenschaft ablegen von alle den Jahren.

Kein Mensch da. Ich bin ganz allein auf dem weiten, stillen, sonnigen Friedhof. An dem halbversunkenen, regenverwaschenen Kapellenthor schleiche ich vorbei, unwillkürlich einen Augenblick auf den Zehen. Es ist schattig hier von Bäumen, und das alte Gemäuer haucht einen kühlen Moderduft aus.

Ich sehe rechts hinüber. Da ist das Erbbegräbniß.

Nein! Ich kann noch nicht so gleich hingehen. Es würgt mir in der Kehle und es ist, als ob mir die Augen feucht würden. Ein so dummes, sonderbares Gefühl. Die ganzen Jahre her: nein, wohl kaum ein einziges Mal ist mir so zu Muthe gewesen.

Ich gehe vorbei und schreite zwischen den Gräbern entlang, die gelbsandigen Wege hin. Die Sonne blinkert auf der Goldschrift eines Marmorsteines. Ueberall Grabsteine. Hohe, niedrige, breite, schmale. Uralte, sargähnliche, grünübermoost. Eine Säule mit einem goldbefranzten, steinernen Mantel drüber. Zwei verschlungene Hände. Eine umgekehrte Fackel. Eine goldne Schlange, die sich in den Schwanz beißt: „Das Symbol der Ewigkeit," hatte sie mich damals belehrt, als sie mich fast täglich mit hierhernahm, und ich über die grünen Gräber weg nach den bunten Schmetterlingen haschte, den Admirals, den Trauermänteln, Todtenköpfen und gelben Buttervögeln . . . Dort eine wetterverwaschene Grabschrift. Naive Verse, die mit dem „Wiedersehen da drüben" trösten. Die alten, dunkelgrünen Lebensbäume und die hellgrünen Trauerweiden, Birken und Tannen. Goldlack und fliegendes Herz. Rosen und Nelken und Jelängerjelieber. Dazwischen verblichener, silbergrauer Flor um einen welken Kranz. Blumen und Grün, überall Blumen und Grün in der bienensummenden, duftschweren Mittagsschwüle.

Hier stand die alte Mauer und die Pflaumenbäume. Wie oft hatte ich in den Aesten gehockt, während sie drüben auf der grüngestrichenen, sauberen Lattenbank unter dem Ahorn vor einem Grabe saß.

Und hier an dieser Stelle muß es gewesen sein, wo einmal eine kleine Schaar

Leute im Kreise um etwas herumstand. Es war ein Mann, lang und starr über ein Grab hin. In der Hand hatte er eine Pistole und da, wo der Kopf sein mußte, hatten sie ihm eine blaue, verwaschene Schürze übergedeckt ... Es fällt mir wieder ein. Hier die Mauer; an der er dann eingescharrt wurde. Drüberhin kann man weit über die Felder und Hügel hinsehen.

Alles streicht an mir vorbei wie im Traume, und endlich stehe ich unter dem Ahorn und sinke auf einer alten regenverwaschenen Bank nieder. Sie ist wacklig und hier und da ausgebessert.

Vor mir drei Gräber und ein schlichter Stein: auf der einen Seite ein Bibelspruch, auf der anderen ein Name und ein paar Daten. Und da drunter liegen ein paar morsche, braungraue, schmutzige Knochen und ein goldenes Ringelchen ... Weiter nichts! ... Du? — Das bist du? ... Und doch. Was „und doch"? ... Ja, doch ist etwas so lebendig in mir: alle diese Erinnerungen.

Wie wunderlich das ist.

Alle diese Erinnerungen von dem, damals, da unten, zwischen den grünen Bäumen und rothen Dächern; und von dem hier oben, wenn ich hier neben ihr saß in meinem blauen Kittelchen und an ihrem guten Gesicht hing.

Eine kommt nach der anderen und ... allmählich werde ich so wunderbar müde von dem einschläfernden Bienengesumm ringsum und der warmen Sonne und dem Blumenduft und dem leisen, wispernden Rauschen über den ganzen Friedhof hin, so wunderbar müde ...

Als ich nachher wieder draußen vor der Kapelle stand, fühlte ich mich sehr frisch und heiter. Ich summte sogar vor mich hin. Ich war so entschlossen, beinahe übermüthig. —

Zwei Männer kamen mir entgegen die Kirchhofsgasse herauf. Sie bogen um die Ecke und gingen an den Scheunen hinunter. Der eine kam mir so bekannt vor.

Donnerwetter! War das nicht der „lange Hirsch"?!

Jawohl! Aber er hatte recht gemischtes Haar bekommen. So die Couleur „Kümmel und Salz". .. Er schlenkerte immer noch so mit den Armen, wenn er sprach.

Ich sah ihm nach und lachte.

Der einzige Bekannte, den ich wiedergetroffen hatte.

Gegen Abend saß ich wieder auf der Bahn. Vor mir, in der Richtung, in welcher der Zug fuhr, lag breit das Abendroth am Horizont hin über den Feldern.

Ich saß ganz allein im Coupee. Ich lehnte mich zurück, drückte mich in die Ecke und kniff die Lippen und Augen zusammen, wie um die Empfindungen im Zaume zu halten, die in mir umherrumorten.

Ich sah ein anderes Abendroth. Breit, qualmig von Kohlendunst sich in den blaßblauen Himmel verlierend, und hohe blaugraue Häusermassen schieben und zacken sich breit hinein, und ich höre ein Rauschen und Brausen, rastlos lockend wie Meeresbrandung. Weiße elektrische Monde sehe ich, breite Straßen mit der Pracht zahlloser Schauläden, wie aus Licht gewebt, rollende Wagen und alle die Menschen, diese sonderbaren, unruhigen, hastenden, hoffenden Menschen. ..

Noch eine Weile will ich mich hier draußen im Lande herumtreiben, wo die Welt so still und langsam geht.

Wie lange aber wird es dauern, und ich muß wieder hin. Ich muß, und sollt' ich ersticken in diesem Strudel. Ich muß. — Die Sehnsucht wird mich treiben. Die Sehnsucht? Wonach? ...

Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



ft 22. Berlin, den 2. Juli 1890. I. Jahrgang.

Zur Frauenfrage.

Die beiden Seiten der Medaille.

Man sollte nicht polemisiren in der Zeit, wo die schweren Rosen duften und die Sonnengluth fällt; besonders nicht über die Frauen. Man könnte viel Besseres thun. Und dabei im Grase liegen und in den Himmel sehen und Gedanken über sich wegkribbeln lassen, wie kleine Sommerkäfer. Und vielleicht geschähe es dann, daß einer oder der andere der aus ihren Sätteln gestiegenen Herren Doctrinäre und Träger der „objectiven Anschauungen" einen Blick unter die Systeme und unter die objectiven Anschauungen thäte, und seinen guten Tag hätte, und da etwas sein Wesen treiben sähe, was weder in „den nöthigen litterarischen Abstractionen", noch in den Nachschlagbüchern der Sociologie, noch „unter dem Zwang des Geschlechtstriebes" gefunden wird — nämlich die Frau.

Da ich nun aber das Karnickel bin, das damit angefangen hat in den Kohl zu gehen, so will ich in Gottesnamen auch in ihm sitzen bleiben, bis er einigermaßen abgeknabbert ist. Und ich kann mich dazu noch auf das Kopfkissen des guten Gewissens legen, denn was ich in meinen Skizzen „Die Frauen in der skandinavischen Dichtung" vorbrachte, das waren gar keine gesellschaftlichen Verallgemeinerungen und gar keine Beurtheilungen „der socialen Erscheinungen", die mir jetzt Josefa Krzyzanowska aufbändelt, sondern nichts als die Schilderung, wie eine Litteratur aus einem bestimmten, national gegebenen Milieu und einer Zeitströmung Nahrung saugt, ihr zum Wachsen und Anschwellen verhilft, gegen sie reagirt, sich durch sie vertieft, über sie hinauswächst und sie verläßt.

Das ist keine Vermischung von Sociologie und Psychologie, (die übrigens gar keine absoluten Gegenpole sind) und keine irrthümliche Auffassung der Frauenemancipation, sondern einfach die Darlegung eines Lebensprocesses, und das Leben hält die Dinge nicht so reinlich auseinander, wie die Schubfächer der Systeme. Und in einer Litteratur von vitaler Kraft mischt sich das Alles ebenso, Alles ist ihr Material, vor allem das Entstehende, mit dem Geheimniß seiner noch unbe-

stimmten Conturen, mit seinem Duft des Wachsthums. Was fest geworden ist, kann sie nicht brauchen. Die Lebenserscheinungen, die sie umgeben, formen sie und sie formt die Lebenserscheinungen, und Alles scheint sich zu verschlingen und zu einem Chaos ineinanderzuknäueln, der Naturgrund wird aufgewühlt und steigt nach oben, und in diesem keimegeschwängerten Wasser stehen nicht nur alle Systeme auf dem Kopf, sie sehen auch wie die amüsantesten Fratzen aus. Mitten in solch einer Litteraturperiode steht der Norden. Und wie ich jetzt im Garten sitze, mit Paris unter mir in dem milchigen Duft des Mittags, und ein gut Theil der neuesten französischen Litteratur um mich herum, oder in meinem armen Kopfe, da kann ich die vielleicht nicht ganz hierhergehörige Bemerkung nicht unterdrücken, daß diese skandinavische Litteratur sich von den anderen Zeit-Litteraturen par préférence, von der anämischen Krampfhaftigkeit der neusten französischen, und von der unheilbaren Ideenconfusion der mißhandelten russischen abhebt, wie ein junger kraftschwellender Leib mit klugem Kopf und tiefem Blick und jener unverletzten Frische der geistigen und physischen Kräfte, die eine lange Ausdauer und intenses Schaffen versprechen.

Aber was bis jetzt mit der „Frauenfrage“ in der „Freien Bühne“ geschehen, das ist: der Eine hat nach Osten geredet und der Andere hat von Westen geantwortet.

So spricht man sich nur vorbei.

Eben kommt mir die Erwiederung des Herrn Paul Ernst an Herrn Bahr in die Hand. Welch ein Segen ist doch die Klarheit! Es ist Herrn Ernst's Specialität klar zu sein, so klar, daß man ihm bis auf den Grund sieht. Es ist gar nicht weit bis zum Grunde. Darum wirft er auch kein Bild zurück. Das überraschte mich schon neulich, als Friedrich Nietzsche sich in Paul Ernst spiegeln sollte. Und heute macht es mir wieder dasselbe Vergnügen. Da stehen die beiden Fragen, wo sie hingehören: die Frauenfrage am Nordpol und die Geschlechtsfrage am Südpol, und zwischen ihnen, wo Herr Paul Ernst überlegen heiter am Schreibtisch sitzt, breitet sich die Buchgelehrsamkeit wie ein stilles, reinliches Gewässer.

Ja; es ist ja ausgeplaudert — ich bin nun selbst Frau; ohne Universitätsbildung und ohne Respekt vor ihr. Ich glaube herzlich wenig an die theoretischen Lösungen, und wenn Herr Paul Ernst kommt und sagt: hier steht die Frauenfrage und da steht die Geschlechtsfrage, „und die haben in Wirklichkeit nichts miteinander zu thun“, so frage ich: wo stehen sie denn so, außer in Herrn Ernst's Kopf und auf seinen Bücherfächern?

Das Leben, meine Herren, das Leben, das ist auch ein Studium. Es ist nicht genug Gedächtniß zu haben und fleißig zu sein; man muß auch Augen haben, und sehen können, und es wagen zu sehen.

In Deutschland ist die Frauenfrage eine Arbeits- und Erwerbsfrage, also eine Nothfrage, darum ist sie dort mit dem Arbeiter- und ökonomisch bedrängten Kleinbürgerthum verknüpft; in Skandinavien ist sie vorzugsweise eine Bildungs- und Rechtsfrage, darum steht und fällt sie dort mit der Bourgeoisie, die sich nicht mit Kleinbürgerthum übersetzen läßt, wie Herr Ernst meint, und die in Skandinavien eine vielfach andere Stellung im Klassenverhältniß einnimmt, wie in anderen Ländern. In Rußland ist sie noch so gut wie gar keine Arbeitsfrage, dagegen eine Bildungs- und Moralfrage. Und darum begegnet sie sich mit ihrer anderen und tiefsten Seite in Skandinavien, wo sie in ihrer centralen Bedeutung ein Moralproblem ist.

Die Moralfrage und die Geschlechtsfrage aber, das ist eins und dasselbe.

Diese Stufen, die ich in den verschiedenen Ländern wahrnahm, frappirten mich. Woher kamen sie? In Deutschland begegnet einem die Frauenfrage in ihrer einfachsten Form. Sie liegt ganz an der Oberfläche; sie berührt noch das Weib gar nicht als solches, sie ist eine ökonomische Frage schlecht und recht, und

vom Geschlechtswesen ist nicht mehr in ihr, als in den drei Geschlechtern der Grammatik: sie ist eine Er-, Sie-, Es-Arbeitsfrage.

In Frankreich, England, Amerika umfaßt sie das ganze soziale Reformgebiet, im demokratischen Sinn der Gleichstellung. Sie ist da gewissermaßen eine geschlechtslose Frage.

In Rußland, wo der Despotismus ihr die sozialreformatorische Basis weggenommen, hat sie sofort ihre Luftwurzeln entwickelt und die geistige Atmosphäre mit ihnen umsponnen. Sie ist eine Bildungsangelegenheit, als Mittel der Befreiung der Persönlichkeit des Weibes aus der erstickenden Zwangsjacke der religiös-moralischen Gesellschaftsordnung. Sie wird gelebt, nicht dozirt. Ihre Vertreterinnen sind größtentheils Aufrührerinnen gegen den Staat, gegen die Gesellschaft, gegen die Religion und Moral, sie nehmen ihr Leben in ihre eigene Hand und formen es nach ihren eigenen Bedürfnissen und Ueberzeugungen, sie leben dafür und sterben dafür, als Weib das unbedingte Selbstbestimmungsrecht über ihre Person zu haben, sie sind größtentheils Glieder der sogenannten bessereren Gesellschaftsschichten, verfeinerter, differenzirter, reflektirter als die Lastthiere der unteren Klassen.

In Skandinavien endlich, und das ist keine Zufälligkeit, hat sie alle drei Phasen durchlaufen. In ihrem ersten und unzusammengesetztesten Ausdruck ist sie die primäre Erscheinungsform des Sozialismus, in seinen einfachsten und fundamentalsten Forderungen. In ihren höheren Ansprüchen ist sie theils das Produkt der in demokratischer Richtung gehenden Zeitbewegung (in ökonomischer Hinsicht eine fragwürdige Reform, da sie den überfüllten Arbeitsmarkt des Brotstudiums noch mehr überfüllt und die Preise und Ernährungsmöglichkeiten noch mehr herabdrückt, eine antigeschlechtliche Bewegung durch Beförderung des nothgedrungenen Cölibats), theils ist sie der Ausdruck jener Erscheinung, daß überhaupt keine einseitige Niveauerhöhung stattfindet. Erhöht sich das Geistes- und Gefühlsniveau des Mannes, so zieht er die Frau sich nach auf sein eigenes Niveau. Jedenfalls ist das der durchgängige Ausdruck für das Geschlechtsempfinden des Mannes gegen die Frau in den germanischen Völkern. Es ist jenes Gemüthsmoment, jene innere Vertrautheit und Gemeinschaft in der Liebe, die er in keiner ihrer Aeußerungen, weder in den sexuellen, noch den anderen Familien- und Umgangsverhältnissen entbehren mag. Im Sinne der vorenthaltenen Bildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten finde ich eigentlich, giebt es, so weit ich gekommen bin, keine ernstlichen Hemmnisse von Seiten des Mannes, dagegen um so gründlichere von Seiten der Frauen unter einander (ein Kapitel, das auch eine „Frauenfrage" ist, aber hier zu weit führt).

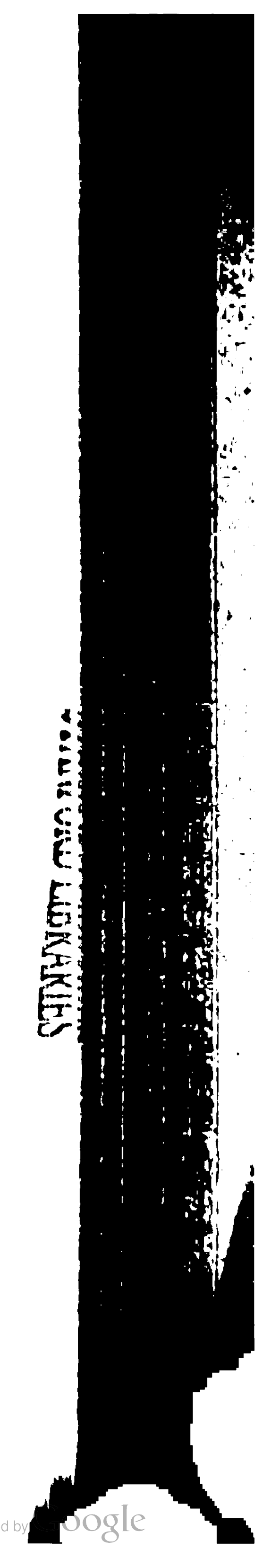
Diese beiden Seiten der Frauenfrage sind die ersten Etappen des zukünftigen sozialen und individuellen Entwicklungsweges, eine Entwicklung, die man schon als im Vollzug betrachten kann, da ihre Linie sich bereits klar und fest gegen den Horizont hin abzeichnet.

Die dritte, die erst in einem Lande sich bestimmt umrissen hat, ist die Moral- oder Geschlechtsfrage.

Für sie habe ich in Deutschland noch nirgends Verständniß gefunden. Warum? Krzyzanowska streift die Antwort mit „dem militärischen Typus der (deutschen) Gesellschaft". Eine zweite Antwort ist: sie ist eine Wirkung der Litteratur.

In Skandinavien entsprang sie fast ausschließlich aus ihr.

Sie ist das wirkliche und größte moderne Zeitproblem: die Vertiefung des Menschen in sich selbst und in die immanenten Bedingungen seiner Natur. So lange eine Litteratur mit Traditionen arbeitet und mit Conventionen rechnet und von sekundären Talenten getragen wird, taucht die Frage überhaupt nicht auf. Darum ist sie so gut wie unbekannt in Amerika und England, und so geschraubt und sich im Kreise drehend in Frankreich. Sie ist die Reaction gegen eine in ihrem Wesen geschlechtsverleugnende Moral, sie ist die Umbildung aller unserer Moralbegriffe, sie



ist eine neue Erkenntniß vom Wesen des Menschen, des Mannes und vor Allem des Weibes. Denn das Weib, das seiner minder expansiven und verletzlicheren Natur gemäß das prägbarste Material war und an dem jede Zeitanschauung sich mit größerer Härte bethätigte, ist auch die verbildetste Hälfte der Menschheit und bei weitem die undurchsichtigste. Der Mann, der kein Genie ist, sieht an ihm nur die Oberfläche, die er sich zurechtgezogen und die sich nach ihm gebildet hat, und das Durchschnittsweib weiß in der Regel nicht mehr Bescheid über sich, als die Erziehung durch eine ältere, noch gebundenere Generation und die Lectüre ihr an die Hand gegeben. Ist es nicht auffällig, welch ein saugendes Verlangen nach Inhalt und Incitation die Frauen aller Klassen haben? Von der Näherin bis zum Hoffräulein hängen sie alle über Büchern, Zeitungen, über jedem Fetzen Papier, der ihnen einen Blick in's und ein Bild vom Leben verspricht — und was giebt man ihnen zu lesen?

Was wissen die Herren von dem inneren Leben des Weibes, ehe sie mit ihm in jene centrale Berührung gekommen? Was wissen sie davon **vor** derselben und außer derselben? Ist das Weib nicht zur Stummheit, zur Blindheit über sich selbst durch Generationen auferzogen? **Wie** dieses innere Leben vor sich geht, sich umbildet, welche Prozesse es durchmacht, welche Merkmale es dem Weibe aufdrückt, welche Wandlungen es in seiner Individualität hervorruft, welche Geheimnisse sich darin verrathen — ja, das ist eine Aufgabe für jene divinatorische Begabung, die den Dichter und den großen Dichter macht. In Skandinavien hat es ein paar solcher Dichter gegeben — und das Weib hat dort mit einer überraschenden Schnelligkeit alle die Phasen durchlaufen, in deren erster es nach Herrn Ernst's Definition noch in Deutschland steht. Aber gebt Deutschland eine große und ohne Scheu in die Tiefe der menschlichen Natur greifende Litteratur, gebt ihm ein paar Geister, die, gesättigt mit dem ganzen Inhalt der modernen wissenschaftlichen Erkenntniß, zugleich die Intuition des geborenen Psychologen und die Feinheit und Sensibilität der Seele haben, die wie die Elastizität eines noch unerfundenen Instruments ist, das sich in die verborgensten Windungen hineinzuschmiegen vermag, ... und dann wollen wir uns in einigen Jahren sprechen.

Dann wird die Frauenfrage sich aus ihrer elementarsten und plumpsten Form, der des Nahrungsbedürfnisses, entpuppt haben und zu jenem Punkt der radikalen Neugestaltung gekommen sein, die mit der Geschlechtsfrage anhebt.

Ich möchte noch hinzufügen, daß es einen, aber meines Wissens auch nur einen Schriftsteller giebt, in dessen Denken und Production sie alle drei Phasen durchlaufen.

Das ist Strindberg.

Strindbergs Dichtung hat jene Eigenthümlichkeit des genialen Geistes, daß fast jedes neue Werk eine Station auf dem Wege der intuitiven Erkenntniß bezeichnet. Selbst aus dem schwedischen Kleinbürgerthum hervorgegangen, hat er ein ganzes Jahrzehnt lang die socialen und ökonomischen Mißverhältnisse, die Reformversuche und Reformmöglichkeiten unserer Zeit zur Axe seiner Dichtung gemacht. Er hat in Abhandlungen, Zeitungsartikeln, Vorreden, Novellen, in einer fast unermeßlichen Production das Verhältniß der Ober- zu den Unterklassen, die Frauenarbeit in den ökonomisch schlechtgestellten und die Frauenemancipation in den ökonomisch gutgestellten und den Uebergangsschichten der Gesellschaft mit einander verglichen; er hat anfangs die Geschlechtsfrage verächtlich abgewiesen, da sie in dem hart arbeitenden, natürlich lebenden Arbeiter- und Bauernstand mit seiner durch die Verhältnisse geschaffenen Arbeitstheilung nicht existirt; er hat in diesen beiden Ständen die gesunde Basis der Gleichstellung der Geschlechter gefunden, er hat alles Andere als Culturverbildung und Naturentartung der Oberklassen gegeißelt. Er war damals in dem von Socialismushorreur erfüllten Schweden der einzige überzeugte und unerschrockene Vertreter des socialistischen Gedankens unter den Herren des Geistes und der Feder. Später vertiefte sich sein

Blick. Er entdeckte die Plattheit der socialistischen Ideale, die unmilitärische Art der Uniformirung der Geister, und er ging von den Massenproblemen zu dem Problem Individuum über. In seinen „Utopien in der Wirklichkeit" stand er auf der Grenzscheide, ebenso in den „Ehen". Er behandelte Frauenemancipation, Frauenstudium, Frauenrechte, Frauenerwerb unter dem Gesichtspunkt der Weibnatur, und er fand in Allem Reactions- und Entartungssymptome. Niemand verstand ihn. Alles fiel über ihn her, was aufgeklärt und freidenkend war. In der Periode seiner psychologischen Dramen tauchte er dann noch tiefer. Er kam zu jenem Grauenhaften und Unverständlichen im Weibe, von dem Kryzanowska niemals was bemerkt hat. Es schwoll in ihm, aus den versteckten Kleinigkeiten und huschenden Nuancen, in denen es sich gewöhnlich verräth, auf zu drei übergroßen weiblichen Gestalten, der Laura, der Thekla, der Julia. Es konnte es nicht anders fassen als in halb außermenschlichen Symbolen. Jetzt wo man ihn darin zu verstehen anfängt, ist er bereits bei einem vierten und noch mehr centralen Problem.

Aber auf dem Weg, den er gegangen, liegen die Aufgaben der kommenden Litteratur, die in einem ihrer Zweige eine psychophysiologische werden muß. Und diese Litteratur wird die Menschen formen, die die Frauenfrage behandeln werden.

Meudon, im Juni. **L. Marholm.**

Die Berliner Kunst-Ausstellung.

Bei einer ersten Besichtigung der Ausstellung wird man durch eine Anzahl glücklicher Neuerungen überrascht. Der Umbau der Mittelräume, welche jetzt einen einzigen großen Saal bilden und ebenso die Aenderung der Seitenräume, die nun besseres Licht empfangen, berührt äußerst angenehm. Erfreut wagen wir uns, nichts Schlimmes ahnend, immer tiefer in das Heiligthum. Es scheint Alles so verheißend; die Bilder hängen friedlich nebeneinander, Palmen, schöne große Palmen in ihrer stummen Pracht neigen sich, und auch echte Teppiche sind zu sehen. Alles ist so einladend, daß man nicht widerstehen kann. Man glaubt sich sicher, nicht bedroht von einer Kränkung, und vertieft sich in das schöne Bild von Jan Verhas, das dicht am Eingang des großen Mittelsaales hängt und einen heimkehrenden Fischer am Strande des Meeres bei Dunkelheit darstellt. Es ist nächtlich. Wir fühlen die Schauer der Einsamkeit, uns fröstelt. Der Mond irrt hinter Wolken und spiegelt sein bleiches Licht in den Wassern. Die Poesie tiefer Ruhe ergreift uns, wir möchten den Athem anhalten, um das Gemurmel der Wellen hören zu können — da, erst leise, dann immer kräftiger, ertönt Musik, und alle Illusionen sind zerrissen. Die Kapelle (kräftige Militairmusik) ist höchst glücklich placirt und entsendet ihre Pfeile nach allen Richtungen. Unsere Hoffnungen schwinden, wir ergreifen die Flucht und gelangen zurück in die ersten Säle, wo Bilder hängen, die selbst Militairmusik vertragen können und, also vereint, schöne Wirkungen auf schöne Seelen erzielen.

Mit preußischem Pflichtgefühl mustern wir die Wände. Aus dem Kuppelsaal, der ein Bischen voll, ein Bischen überladen, aber trotzdem noch schön wirkt, gelangen wir in den zweiten Raum, der mit Repräsentationsbildern geschmückt ist. Portraits des Kaiser Wilhelm, des Kaiser Friedrich und der Kaiserin Augusta hängen an den Wänden und sind schlecht gemalt, wie üblich. Sie würden sich im Uebrigen recht gut mit einander vertragen, wenn Werner Schuch sich seiner Größe wegen nicht ganz besonders dem Auge als vortrefflich empfehlen würde. Sonst aber hat das Bild keine nennenswerthen Qualitäten und man wird stark an die Bilderbogen von Neu-Ruppin, die früher zu haben waren bei Gustav Kühn, erinnert.

Vis-à-vis diesem geschätzten Bilde hängt „Kaiser Wilhelms Ritt um Sedan nach der Schlacht“ von Theodor Rocholl. Hier wie dort staunt man über den Muth, solche Riesenflächen zu bearbeiten und über diesen Aufwand von Kraft, bei dem so wenig herausgekommen. Auf diesen Bildern ist nichts, was eingehenderes Interesse erwecken könnte, man wird menschlich für das Dargestellte gar nicht interessirt und an Reizen in der Farbe sind sie ebenso arm, wie an Allem, was Malerei reizvoll macht. Nach einem Blick auf die gleichwerthigen Landschaften von Sude und Saltzmann verlassen wir den Raum und kommen in den Hauptsaal, den Anfang der eigentlichen Kunstausstellung. . . .

So schlecht übrigens, wie man nach einer oberflächlichen Umschau geneigt ist zu glauben, ist die Ausstellung gar nicht. Man muß nur Muth haben. Wirklich, man findet eine Anzahl guter Bilder, vereinzelt freilich, verstreut hie und da, und verschlungen vom Mittelgut. Doch wir sind ja seit Jahren an Dürftigkeit gewöhnt; seit der Jubiläumsausstellung von 1886 haben wir keine bedeutsame, die Bestrebungen der modernen Kunst veranschaulichende Ausstellung gehabt: man hatte im besten Falle eine Handvoll Kunstwerke, einige talentvolle Leistungen notiren können, ging sehr deprimirt nach Hause und bekam Sehnsucht nach München, die schier unerträglich wurde. Man gab nach, man reiste an die Isar und fand alles, was das Herz begehrte. Doch was nützen die Lamentationen; nur die Thatsache constatiren wir, daß auch dieses Jahr die Berliner Ausstellung für die deutsche Kunst und ihre Entwicklung belanglos ist, und daß sie von modernen Richtungen und Schulen keine sichere Anschauung giebt.

Nur Eins erscheint mir selbst für diese Ausstellung von Wichtigkeit, nämlich das vollständige Fehlen des Historienbildes großen Stils. Denn was von solchen Werken da ist, muß auch die Freunde der Gattung verschnupfen, und sie haben keinen Grund darauf stolz zu sein, daß ihre einstigen Kämpen vollständig umgesattelt haben. Und das erfüllt uns mit Freude, daß diese Gattung nicht erst hat aussterben müssen um besiegt zu sein, sondern daß sie schon bei Lebzeiten ihren Geist — sie hatte nicht allzuviel davon — aufgegeben hat.

Robert Richter.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Verhaftung.

Von Viktor von Kohlenegg.

Nacht. —

Ich schlendre durch die schmale, schmutzige Mehnerstraße.

Auf dem Damm steht der Wächter mit zwei Männern. Ich bin neugierig und trete zu der Gruppe.

„— — — — — also ick schließ' erst noch de Fliederstraße. Wenn er 'rauskommt, halten S'en man feste — ick bin in fünf Minuten wieder da.“ Der Wächter biegt schlüsselrasselnd um die Ecke.

„Uff den kannst Du Dir verlassen, der hält Wort.“

Sie stellen sich vor einem Budikerkeller auf.

Ich trete zu ihnen.

„'n Abend. Was is 'n los?

„— — — Ach! — — Mei' Sohn — det Luder soll uff de Wache“, brummt mürrisch ein alter, schäbiger, bartlos-stopplicher Kerl und kaut an seinem glutlosen Stummel weiter.

„Ihr Sohn?!“ . . .

Er zuckt die Achseln, schiebt den Stummel in den linken Mundwinkel und blickt zur Seite . . . „Det is Eener!“ Er spuckt aus.

„Ick wer' mal sehn, ob Paule och noch drin is", sagt der andere von den beiden, ein junger, abgemagerter, saft= und kraftloser Bursche. Er geht in den Keller.

Der Wächter kommt.

„Nu'?"

„Mei' Sohn kiekt erst nach, ob er och noch drin is."

Der Sohn macht die Thür auf und winkt. Sein Auge funkelt wie erwartungsvoll — schadenfroh . . .

Sie steigen hinunter. Ich blicke durchs Fenster . . . Paule spielt Billard. Er setzt das Queu an — da klopft ihm der Wächter auf die Schulter. Er blickt auf, sieht seinen Vater und schrickt zusammen. Der Wächter winkt. Paule nimmt mit zitternden Fingern seinen Stummel vom Billardrande, schiebt ihn in den Mundwinkel und steigt gelassen vor dem Wächter und seinen Lieben die Treppe hinauf . . . Die gröhlenden, knobelnden, schimpfenden Gäste blicken kaum auf . . . Zwei gelangweilte, knabenhafte, greisenhafte Luden folgen.

Sie treten auf die Straße.

Paule ist totenbleich . . .

„Paßt man uff, det er Euch nich auskneifen dhut! der kriegt allet fertig", mahnt einer von den Strolchen.

Sie biegen in die Flieder=, dann in die Barnimstraße ein. Ich folge langsam.

An der Ecke der Neuen Königstraße wendet sich Paule zu seinem Vater um: „Vater, mach' keene Geschichten!"

Der Alte zuckt die Achseln, schiebt den Stummel aus dem linken Mundwinkel in den rechten und blickt zur Seite . . . „Det is Eener!" Er spuckt aus.

Paule wirft seinem Vater einen lauernden, haßerfüllten Blick zu und geht weiter. — —

Sie verschwinden durch das Thor des 18. Polizeireviers. — —

Die Strolche sind zurückgeblieben. Sie lehnen, die Hände in den weiten Hosentaschen, den Stummel im Maule, mit vorgebeugtem Kopf am Hause.

Ich trete auf einen zu; just auf den, der vorhin feindselig zur Aufmerksamkeit auf Paule ermahnt hatte.

„Was hat der eigentlich gemacht?"

„Warum?"

„Ich frage nur."

Er glotzt mich einen Augenblick frech, hundegemein an, schiebt den Stummel aus dem linken Mundwinkel in den rechten und blickt zur Seite . . .

Ich wende mich ab und bummle nach Hause. — — —

Ein idealistisches Trauerspiel.

In Heft 15 der Freien Bühne steht es zu lesen am 4. Mai verstarb die alte Tragödie; Künstler wie Handwerker trugen sie, kein Geistlicher hat sie begleitet. Was ist nun noch zu wollen? Es ist aus.

Wir stehen an einem Grabe; aber fortleben in unserer Erinnerung wird noch lange die alte Tragödie, und niemals dürfen wir die Dankbarkeit gegen den idealistischen Trauerspiel=dichter, gegen den vormailichen Poeten ganz aus dem Herzen verlieren.

Er reichte nicht allein der magren Hand
Des armen blassen Lebens Feuerwein,
Den Himmelstöchter jauchzend kelterten —
Er war auch Mustervormund von Gedankenfreiheit
Und diese ist die Amme der Cultur!

Ihr werdet erstaunt sein, meine Lieben, mich in also wohlgefügten und schwungvollen Versen vor Euch reden zu hören und werdet mir gewiß nicht zutrauen, daß selbige mein geistiges Eigenthum sein könnten. Das sind sie auch wirklich nicht, vielmehr stehen sie alle wörtlich in einem der fünfactigsten Trauerspiele: „Kürnberg" von Alexander Dedekind; gedruckt erschienen und käuflich zu erwerben in Wien bei Bondi und Schmid, Bellariastraße 10.

Euch allen, meine Lieben — mag Euch nun die neue Litteratur einstweilen noch zu anstrengend sein, oder mögt Ihr schon glücklich um die Hauptmannsecke herum sein — Euch allen kann ich dieses verborgen gebliebene Meisterwerk nur auf das lebhafteste empfehlen. Es ist ein — ja, was sage ich — es ist das idealistische Trauerspiel par excellence; und ich werde im Folgenden nachzuweisen bemüht sein: wie all die mannigfaltigen Schönheiten der alten Tragödie gerade in dieser Dichtung am vollendetsten und completesten vertreten, gleichsam in einem ungeheuren Brennspiegel concentrirt sind.

Alexander Dedekind hat es unternommen, dem Deutschen Volke die Lebenstragödie seines größten Dichters, des Sängers der Nibelungenliedes vorzuführen.

Es ist ein fahrender Poet mit seiner Tochter,
Die Leopoldine heißt, er selber Kürnberg,
Er stammt aus Österreich und ist jetzt Witwer.

Der erste Act spielt an dem Hofe Heinrichs des Löwen, bei dem Kaiser Heinrich VI. zu Besuch ist. Wie das ja leider nur zu häufig der Fall ist, kommt alsbald die Rede auf die traurige Misere unserer Litteratur und Heinrich der Löwe äußert:

Es wäre wünschenswerth, wenn sich die Knospen
Von unsrer Dichtung etwas mehr
Erweitern möchten.

Kaiser Heinrich pflichtet ihm bei:

Der Himmel mag es geben! denn
Die jetzige Dichtkunst läuft wie Wasser durch
Die Kehle des poetischen Empfindens,
Anstatt wie Malaga, Muscat-Lünel und Porter.

Nach so zeitgemäßen Betrachtungen wird schließlich auf S. 7 das „Thema" verrathen, die „Idee" unseres idealistischen Trauerspiels. Heinrich VI. sagt:

Das bäte ich allein von dem Geschick,
Mir kundzuthun, ob jemals ein Talent
Vor meinem Thron erschiene, dem ich sagte:
„Getraust du dich, der Deutschen Dichtung meiner
Regierung die Unsterblichkeit zu leihen?"
Und ob er dann entgegnen würde mit
Der That.

Hiermit hat der „Accord des Anfangs" (ich werde mich in der Folge der Terminologie Gustav Freytags, des Verfassers der Technik des Dramas bedienen) ausgeklungen. Es tritt nun „das erregende Moment" auf, „das Gegenspiel faßt den Entschluß, durch seine Hebel den Helden in Bewegung zu setzen".

Nämlich der „Hofdichter Heinrichs VI., später Philipps von Schwaben", Arnulph von der Rhône erzählt den hohen Herren von seiner ersten Begegnung mit Kürnberg und empfiehlt lebhaft, denselben kommen zu lassen; hat er doch auf seine Anrede hin offen bekannt:

Mir sagts ein dunkles Drängen, daß ich die
Bedeutungslosigkeit des Deutschen Singens
Aus den Angeln heben könnte.

Bevor dieser nun vor den Kaiser gerufen wird, findet die Gemahlin des Letzteren es für gut, ihrem „lieben Heinrich" Sparsamkeit gegenüber den Dichtern zu predigen.

Sei mir durch diesen Kürnberg nur
Nicht wieder Sclave des Verschwendungsteufels!

Aber der edle Kaiser Heinrich läßt sich dadurch nicht beirren:

Constanze! Dichter zu belohnen ist
Das Weltall selbst an Gaben noch zu arm.

Es wirkt außerordentlich wohlthuend, so verständige Anschauungen an so maßgebender Stelle ausgesprochen zu hören.

Wahrlich: nur das Noble
Kann des Gemeinen Wechsel überdauern.

Aber auch andern Wechseln ist solches zu gönnen.

Also nun tritt Kürnberg (S. 24) vor den Thron: und der Kaiser, der mit einer seltenen Sachlichkeit vorgeht, fragt ihn sogleich: ob er denn nun eigentlich das Nibelungenlied dichten wolle oder nicht? Trotz dieser allerhöchsten Ungeduld antwortet Kürnberg nicht gleich ja oder nein, sondern bittet:

Erlauben Eure Majestät vielleicht,
Daß ich vor Euch zur Probe meiner Muse
Ein Stück extemporire?
Wir hören gern
Die Geistesmalerei,

erwidert der Kaiser.

In dem rapiden Vorwärtseilen der Handlung gestattet sich der Dichter hier eine Ruhepause. Er fügt nämlich die erste „Episode" dem Rahmen seines Kunstwerks ein. „Denn nicht selten — so sagt Gustav Freytag — werden dem Dichter Excurse wünschenswerth, welche die Farbe des Stückes in zweckmäßiger Weise verstärken, durch Eintragen einer neuen Farbe oder eines Contrastes die Gesammtwirkung steigern." Und zwar handelt es sich hier um die Einführung des „erotischen Moments", ohne welches ein idealistisches Trauerspiel überhaupt nicht stattfinden kann.

Die „Liebesepisode" zwischen Malmos, einem griechischen Prinzen und Leopoldine, der Tochter Kürnbergs zeigt viel Aehnlichkeit mit der bekannteren zwischen Faust und Gretchen; Leopoldine ist noch viel naiver als Gretchen, und Malmos von derselben grundsatzlosen Sinnlichkeit wie Faust. Auch gehen sie beide fortwährend vorüber und sprechen in unregelmäßigen Reimversen.

Malmos (stürmisch sinnlich): Ja, ganz gewiß, du suße, holde Taube, ich war sofort in dich verliebt.

Leopoldine (schüchtern naiv): Ich glaube, es war von Ihnen nur ein Scherz . . . . Ich hatte Ihretwegen von meinem Vater schon genug Verdruß.

Malmos. Das laß uns zum Vergessen legen und nimm dafür jetzt diesen Kuß. (Er küßt sie).

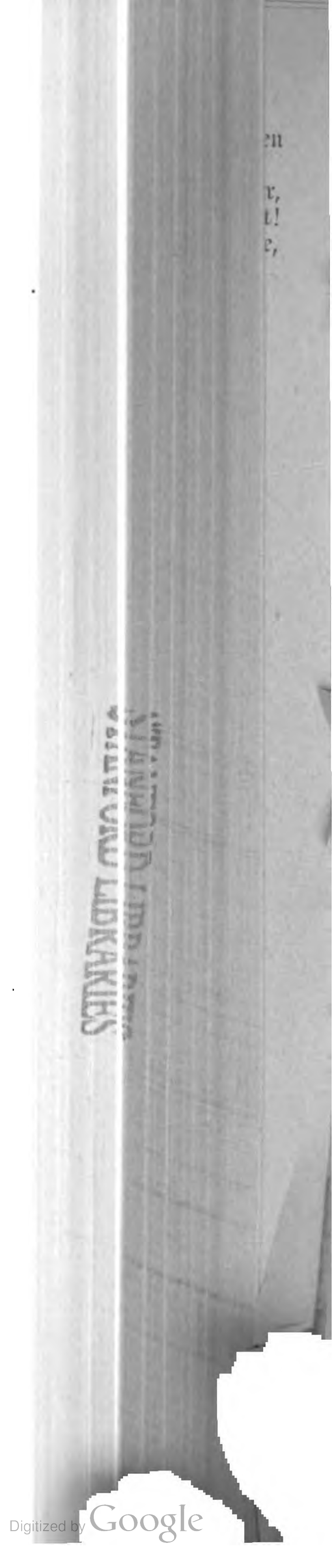
Leopoldine. Sie sind ja ein entsetzlich wilder Mann! Wer wird denn gleich so küssen? . . . . So thun Sie mir . . . .

Malmos. O nenne mich nicht Sie!

Leopoldine. So thue mir die Liebe, Dir zu denken,
Ich sei gestorben, oder aber auch Dich zu versenken
In den Gedanken: ich sei nie gewesen.
Dann wird sich wieder Ruhe auserlesen
Für Deine Glut und Du wirst glücklich sein.

Malmos. Nein, theures Wesen! Ohne Dich
Sind mir des Lebens schönste Farbentöne blaß!
Ich könnte ohne Dich jetzt nicht mehr leben! Laß
Dich überzeugen, daß ich Alles wage,
Damit ich ewig Dich auf Händen trage:
Und krümelte der Erdball unter uns zusammen
Um Flockenruß zu werden in Flammen,
Die seine Jahreszeiten rauben!" —

Dies heißt uns stille stehn! Wenn Freytag sagt: „Für den energischen Ausdruck der Poesie ist eins der nächsten Hülfsmittel der Witz des Vergleichs, die Farbe des Bildes; dieser



älteste Schmuck der Rede tritt mit Naturnothwendigkeit überall in die Sprache des Menschen, wo die Seele in gehobener Stimmung frei ihre Flügel regt" — so hat meines Erachtens Alexander Dedekind der in diesen Worten enthaltenen Forderung am vollkommensten genügt. Ich glaube wenigstens nicht, daß der „Witz des Vergleiches" wirkungsvoller gerissen werden kann, als wenn Malmos ausruft:

Nein! Laß auf unsre Liebe,
Des Seelenlebens traute Frühlingsschwalbe,
Mit ehrlichem Entzücken
Durch Ringe-Tausch den Stempel drücken
Von Angold steter Treue!

Sich die Liebe als eine gestempelte Frühlingsschwalbe vorzustellen, das vermag, sollte ich meinen, nur ein Dichter, der auch vor dem energischsten Ausdruck der Poesie nicht zurückbebt. Ich bemerke übrigens, daß in den eben citierten Versen das Komma nach Liebe eine Conjectur von mir ist; im Buche fehlt dasselbe. Diejenigen, welche die Stelle auch mit diesem Komma nicht verstehen, mögen es getrost wieder streichen. —

Die Liebesepisode verklingt, und Kaiser Heinrich sagt: „Ich bitte nun, Herr Kürnberg!" Worauf Kürnberg die Ballade recitiert: „Jedoro und Nuruna", eine schauerlich schöne Dichtung, welche Ihr auf Seite 37 — 43 gedruckt findet und nach dessen Schluß:

Deine Augen, Jedoro, wie rollen die wild!
O grenzenlos gräßliches Wahnsinnsbild!

der ganze Saal Beifall klatscht und einstimmig ausruft:

Entzückend schön! Bewundernswürdig! Herrlich!

Hiernach ist es natürlich keine Frage mehr, daß Herr Kürnberg würdig ist, „das Nibelungenlied zu dichten"; sämmtliche „Dichterschöffen" sind dieser Ansicht und Kaiser Heinrich verspricht ihm gleich ein sehr anständiges Honorar, 60,000 Golddncaten. Als er ihm aber dann auch noch einen Lorbeerkranz „von massivem Silber" aufsetzt und ihm nach seines „Zukunftswerkes Schluß" einen ebensolchen von massivem Gold verheißt, da wird es seiner häuslichen Gattin Constanze doch zu bunt und sie spricht:

„Ihr geht entschieden zu weit, mein Herr Gemahl!"

Doch den edlen Heinrich ficht das nicht an:

„Ein Musterbeispiel für die niedren Lippen
Muß jeder Hauch von einem König sein."

Dann kommt ein wundervoller Monolog Kürnbergs, der an dieser Stelle völlig gerechtfertigt erscheint, da Freytag sagt, daß da, „wo ein reiches inneres Leben im Zusammenspiel längere Zeit gedeckt war," ein Monolog im modernen Drama am Platze ist. Auch erfüllt die „discrete Offenbarung" des Helden durchaus die von Freytag gestellte Anforderung, daß derartige Offenbarungen immer „ein Resultat, das für die Handlung selbst Bedeutung gewinnt", haben müssen; Kürnberg entschließt sich nämlich mittels dieses Monologes nun wirklich und endgiltig dazu, das Nibelungenlied zu dichten. Zugleich enthält dieser Monolog aber auch die erste Stufe der Steigerung. Von dieser sagt unser Freytag: „Die Handlung ist in Bewegung gesetzt, die Hauptpersonen haben ihr Wesen dargelegt, das Interesse ist angeregt. In einer gegebenen Richtung hebt sich Stimmung, Leidenschaft, Verwicklung."

Es folgt nun der Actschluß. Dieser ist höchst wirksam mittels neuer Episode hergestellt. Jener Entschluß-Monolog war (ungefähr so wie der bekannte Hamlet's „O welch' ein Schurk' und nied'rer Sklav' bin ich") der Höhepunkt und das Resumé des ersten Actes. Wir wissen jetzt: das Nibelungenlied wird in einem der nächsten Zwischenacte gedichtet werden. Alexander Dedekind ist aber der Mann dazu, um selbst nach diesem Höhepunkt noch eine weitere überraschende Steigerung der Wirkung zu erzielen.

Hertha, das liebenswürdige, heirathsfähige Töchterchen des Schatzbewahrers Urban, hat, wie wir schon auf Seite 13 lesen, „ohn anzuhalten, beinah zwanzig Minuten dem Tanzesdämon gern gehorcht." Ihr Vater hat sie deswegen vermahnt und „streng verboten hat die väterliche Sorge jedweden weiteren Tanz". Das arme Mädchen muß also nun zusehen und das bekommt

ihr leider sehr schlecht. Denn wie sie so bei des Rittersaales Eingang dasteht, fällt ihr eine Kerze „auf's leichte Kleid und im Moment umfloß ein Feuermeer die schönen Glieder.“ Es trägt sich dies aber nicht auf der Bühne zu, wird vielmehr von Walther von der Vogelweide berichtet, so daß wir es hier mit einer sogenannten Botenscene zu thun haben, von denen Freytag sagt, daß „die Wirkung, welche sie in den Gegenspielern des Vortragenden oder gar in ihm — dem Boten — selbst hervorbringen, sehr sichtbar“ werden muß.

Dies ist denn auch in vollem Maße bei Dedekind der Fall. Neithard von Reuenthal berichtet, wie sich Herr Kürnberg hochbeherzt auf das brennende Mädchen geworfen habe,

Damit des Feuers größte Macht sich bräche.
Und dann begann er sie zu wälzen,
Wobei die Flammen successive schwanden.

Da kommt Reinmar von Hagenau und meldet: „Die Aermste hat ausgelitten“; selbst das Wälzen hat ihr nichts geholfen. Tiefer Schmerz ergreift die Anwesenden und Walther von der Vogelweide glaubt im Namen aller zu reden, wenn er ihr nachruft:

Sie war ein Cabinetsstück jeder Tugend.
Und an Gemüth, an Wärme, Innigkeit
An Fleiß und Anstand, an Beständigkeit,
An sittiger Zurückhaltung, Genügsamkeit,
Zufriedenheit und in der Kunst zu dulden
An Selbstverleugnung und Versöhnlichkeit
Kann jeder Mann und wär er selbst der Beste
Von jeder Frau unendlich viel noch lernen.

Im weiteren Verlaufe seines Nachrufs nennt er die Unschuld, welche dieses Mädchen zierte,

der Ehre seltenste Ersparungsbüchse;

und darauf fällt der Vorhang und der erste Act ist zu Ende. —

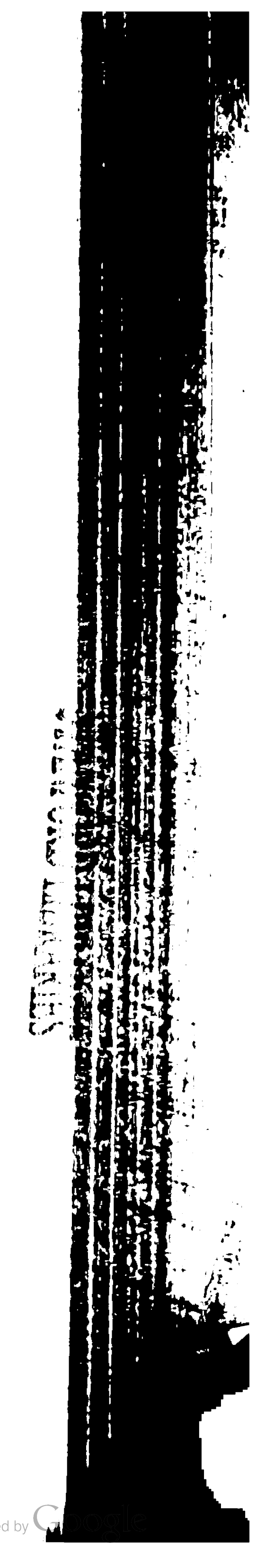
Hier kann ich einen leichten Tadel nicht unterdrücken. Freytag sagt bekanntlich, daß der moderne Dichter die Aufgabe habe, „dem Zuschauer die stolze Freude zu bereiten, daß die Welt, in welche er ihn einführt, durchaus den idealen Forderungen entspricht, welche Gemüth und Urtheil der Hörer gegenüber den Erzeugnissen der Wirklichkeit erheben.“ Nun frag ich Euch, meine Lieben, seid Ihr im Stande Angesichts des traurigen Endes der braven Hertha noch weiter diese stolze Freude zu empfinden? Erscheint es Euch nicht vielmehr als eine bodenlose Gemeinheit, daß dieses arme Mädchen in der Blüthe ihrer ballfähigen Jugend dem grausen Schicksal eines jähen Actschlusses erliegen muß?

Mir wenigstens will es nicht in den Kopf, daß der ja allerdings auf einige Vergnügungssucht schließen lassende anhaltende Tanz von zwanzig Minuten eine „tragische Schuld“ zu involvieren vermöge. Der Verweis ihres Vaters und das Verbot weiteren Tanzens erscheint mir als eine angemessene Sühne für diesen Leichtsinn.

Doch — wie dem auch sei — jedenfalls hinterläßt der erste Act des Kürnberg bereits die volle tragische Wirkung: Furcht und Mitleid: Mitleid mit dem armen verbrannten Kinde und Furcht vor dem, was die nächsten Acte noch bringen mögen.

Aus Rücksicht auf diesen letzten Affect jedoch will ich mein Referat nun nicht weiter fortsetzen, sondern es an dem ersten Actus genug sein lassen. Verzeiht, wenn es ein wenig lang gerathen: aber wessen das Herz voll ist, geht der Mund über. Und es drängte mich im innersten Innern, das Werk Alexander Dedekinds an das Licht des Tages zu ziehen, bevor seine Gattung, das verblichene idealistische Trauerspiel, für ewig in des Vergessens schnöde Nacht versinkt.

Otto Erich.



Suggestionen.

Die Kottbuser haben meine Erwartungen enttäuscht. Es sind aber dafür die Berliner eingesprungen. Der Unterschied ist ja am Ende nicht so groß.

Nämlich, die neulich abgestochenen Pastoren mucken geschwind noch einmal auf, wie mißvergnügte Frösche, wenn ihnen das Schweifchen tranchiert wird. Sie haben sich an die sonst unbescholtene Spree herüber eingeschleppt, um einen evangelisch-sozialen Kongreß aufzuthun. Es ist eben alles nur pure Verleumdung, man sieht es wieder einmal: die Berliner sind trotz alledem im Grunde doch das gutmüthigste und geduldigste Völkchen.

In dem gewählten Programme der Belustigungen hatte Herr Harnack auf dem frei schwebenden Trapez der Judenfrage einen großen Erfolg. Auch sein verwegener Eierwalzer — es waren wieder die beflissenen Hebräer, welche die Eier hergaben — auf einem philosemitischen und einem antisemitischen Beine, ohne daß es nach der Vermuthung des Sprichwortes gebrochen wäre, ist staunenswerth. Das macht ihm nicht so leicht einer nach und man fragt sich blos, wie in aller Welt der Mann Jahre lang als gemeiner, gänzlich unsprunghafter Professor verkannt bleiben konnte! Aber auch Bötel kam ja von der Kutsche aufs hohe C. So wunderbar sind Gottes Wege.

Triumph erwarb sein Bekenntniß: „Ich bin nicht Antisemit. Ich bemühe mich vielmehr nach den Grundsätzen des Christenthums, Philosemit zu sein. Es fällt mir schwer.“ Dieser praktische, handsame und bequeme Haus- und Küchen-Philosemitismus wird gewiß die alten schwerfälligen und umständlichen Apparate rasch verdrängen; der Zwist zwischen Antisemiten und Philosemiten hört auf. Es wird nur noch Philosemiten geben: solche von der alten Couleur, welche die Juden blos gern haben, und solche von der neuen Harnackischen, welche die Juden zum Fressen gern haben, denen sich auch Herr Stöcker anschließt.

Nach diesem durch fleißiges Christenthum purgierten Antisemiten wurde rasch noch Herr Adolf Wagner vorgeritten, auch eine schöne Leistung: „Staats-, Selbst-, Genossenschafts- und Vereins-Hilfe müssen zusammenwirken. Dazu müssen kommen (was mauschelt der Mann so mit dem Stile?), dazu müssen kommen der Glaube und die Hoffnung und die Liebe, diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen und mehr werth als alle Nationalökonomie.“ Wenn ich mir überlege, wie viel mit der Liebe verdient wird und wie wenig mit der Nationalökonomie, — ich glaube, der gelehrte Statistiker der Preise hat entschieden Recht. Es giebt darum auch noch immer mehr Privatdozenten der Liebe, als der Nationalökonomie — und das will was sagen!

Ich bin nur neugierig, ob solche Werthvergleichungen jetzt überhaupt in die Mode kommen und solche Preisfragen von den Universitäten ausgeschrieben werden: was verdienstlicher ist, die Gottesfurcht oder die Kochkunst, die Demuth oder das Fagotblasen, die Barmherzigkeit oder das Briefmarkensammeln.

* * *

Ich kenne einen Maskenverleiher, der an dem längsten Fasching niemals genug kriegen kann. Er beklagt sich und will es nicht begreifen, warum denn eigentlich nicht lieber gleich das ganze Jahr Carneval sein soll. Dem Manne ist geholfen worden.

In Paris fing es an. Durch die halbe Welt verbreitete sich rapid die heitere Neuerung, von der finsteren Trauer der modernen Festlichkeiten zur bunteren Garderobe der lustigeren Ahnen zurückzukehren, bis der fromme Wunsch der Schneider endlich als Gesetz auch zu uns gelangte. Es ist wirklich sehr erfreulich, daß dieser kostümirte Scherz von uns jetzt den Franzosen nachgemacht wird, oder eigentlich mehr noch diesen Französinnen.

Uebrigens, es liegt im Geiste der Entwicklung. Nach den Butzenscheibenkneipen, den stilvollen Weinstuben und der „G'schnas“-Lyrik mußte es kommen. Wir fühlten es alle seit langem, daß uns wirklich nichts mehr gefehlt hat als diese Kniehosen und diese Schnallenschuhe.

* * *

In der spanischen Marine ist die Cholera, in der deutschen Polizei die Keuschheit ausgebrochen. Doch soll, nach den neuesten Berichten, in Spanien die Gefahr schon wieder vorüber sein. In Wien dagegen ist's fürchterlich. In Wien haben sie einen Jüngling schutzmännlich arretirt, „wegen Uebertretung gegen die öffentliche Sittlichkeit", weil er sich von einem Mädchen mit einem Kusse empfohlen hatte, welches doch von jeher unter jüngeren Semestern als der natürliche und standesgemäße Meinungsaustausch gegolten hat. Aber sie wollen, höre ich, in Wien, wo sie immer konsequent sind, das Küssen überhaupt abschaffen, während sie in Dresden blos seine Uebertreibung bis zum „Fall Clemenceau" eingestellt haben. Warum sie nicht lieber gleich den Unterschied der Geschlechter überhaupt verbieten, der doch überall, ach! nur zu leicht, in grobe Anstößigkeiten ausartet?

* * *

Ich bin von allem Anfang an dagegen gewesen, gleich wie es mir das erste Mal gemeldet wurde, daß der Prinz Alois von und zu Liechtenstein die Hanna von Klinkosch heirathen würde, eine ganz ordinäre „Frau von" und sonst nichts. Es nutzt einmal nichts, wie viel auch in häufigen Virchpfeiffereien dagegen deklamirt wird: Mißheirath untergräbt nur höchstens Staat und Gesellschaft und es kann damit kein gutes Ende nehmen; das habe ich gleich gesagt. Und richtig, kaum daß sie sich verloben, bringt auch schon die Wiener „Gesellschaft" einen langen Festartikel und sie sind bestraft genug.

Ich will Ihnen diesen Gallimathias lieber nicht versetzen; denn Sie können ja am Ende nichts dafür, wenn da unten weit bei der Türkei die Fürsten sich vergessen. Aber eines daraus zur Sittengeschichte zu konstatiren bin ich als der gewissenhafte Chronist der Zeit verpflichtet, ein wichtiges Dokument zur Freude aller Demokraten. Es wird darin die Braut eine Dame genannt, „welche nicht in der goldenen Wiege eines Fürstenhauses geboren wurde."

Da muß ich nun doch offen gestehen: unmäßigen Respekt vor dem Adel hatte ich zwar nie; aber das hätte ich mir doch nicht träumen lassen, daß bei der Aristokratie wirklich bereits die Wickelkinder solche Sachen treiben. Ja, wann denn, um Gottes willen, wenn sie sich in der goldenen Wiege schon gleich frisch und fröhlich an's Gebären macht, wann und wo muß denn eine solche Fürstin eigentlich die präparativen Vorkehrungen getroffen haben? Es reicht, dies auszudenken, eine bürgerliche Phantasie, durch vielen Zolaismus noch so verdorben und verworfen, nimmermehr hin. Wir Bürger haben doch reinere Windeln.

* * *

Der „Hochi Shimbun", das ist der japanesische Reichsanzeiger, berichtet, daß eine Anzahl von Gouverneuren und Präfekten die Regierung ersucht hat, „eine richtige Grundlage für die Sittlichkeit in Japan anzunehmen." Sie sind eben da hinten doch hinter uns noch recht weit zurück. Es ist auch bei uns schon längst für die Sittlichkeit kein rechter Grund mehr vorhanden, aber uns genirt das gar nicht, scheint's.

* * *

Gewaltigeren Erfolg kann die Pferdezucht nicht mehr erwerben: das vormals edle Roß ist bereits völlig vermenschlicht und es giebt eigentlich keinen Unterschied mehr. Es geht jetzt unter den Gäulen schon ganz menschlich zu, akkurat wie bei uns: wenn einer von tüchtiger Geburt, natürlichem Talente und angemessener Ausbildung ist, der bringt es ganz gewiß zu gar nichts; dagegen die dümmsten Viecher, denen kein Mensch auf zwei Schritte traut, kommen sicher überall zuerst an. Vasistas voriges Jahr, Fitz=Roya heuer — seit Georges Ohnet, mit dem hat's begonnen.

* * *

Fräulein Biedermann ist an das Wallnertheater, Herr Miquel an das Finanzministerium engagirt worden. Er meisterte vorher die Bürgerschaft von Frankfurt, sie den Adel von Wien. Ich halte es in diesem Falle entschieden mehr mit den Aristokraten; ich könnte von ihm nicht sagen: „das ist mein Mann"; aber von ihr möchte ich schon sagen, o ja: „das ist meine Frau."



Ich wünsche allen beiden auf ihren neuen Posten recht viel Glück und eine gedeihliche, fruchtbringende Wirksamkeit. Ob es Herrn Miquel gelingen wird, die so widerspenstigen und kritischen Preußen unter seinen Pantoffel zu bringen? Aber um die kleine Biedermann ist mir nicht bange.

* * *

Große Dinge bereiten sich vor. Schon ist, ohne Schwertstreich, Helgoland errungen; aber wie wir hören, läßt es die Regierung bei diesem für gegenstandslose Lyriker so bedeutsamen Ereigniß noch nicht bewenden. Sie strebt rüstig vorwärts, auf diesem Pfade des friedlichen Tauschgeschäftes, zum Jubel des deutschen Idealismus: schon haben sich die Franzosen bereit erklärt, uns gegen das Elsaß den Stock Robespierre's zu überlassen, der in der revolutionären Ausstellung so viel andächtige Bewunderung versammelte; noch zögern die Oesterreicher, uns für das kleine Schlesien die alte deutsche Kaiserkrone zu gewähren, welche in Pesth verstaubt; aber den Russen brauchen wir blos das preußische Polen anzubieten, um von ihnen das Originalmanuscript von Raskolnikow für die königliche Bibliothek zu erwerben. Welche Errungenschaften! Auf diesem Wege könnte es uns wohl begegnen, wieder das Volk der Denker und Dichter von einst zu werden, von allen hochvergnügten Nationen des Erdenrunds ob unseres idealen Sinnes sehr geschätzt und gepriesen.

* * *

Aber noch eine andere nationale Ehrenthat ist vollbracht worden. Die drohende Invasion der Magyaren ist siegreich abgeschlagen und zurückgeworfen. Es war ein erhebendes, unvergeßliches Bild, wie gegen die Unverschämtheit dieser Budapester, uns zu besuchen, ein einziger gellender Schrei der Entrüstung durch zwei Redaktionen brauste und gegen die gemeinsame Gefahr des Vaterlandes die alte Fehde zwischen den konservativen Junkern und den radikalen Budikern sich versöhnte: schluchzend lag die Volkszeitung am Halse der Kreuzzeitung, die alte Feindschaft ward begraben und es vereinigte sich das edle Paar zur Hebung des Fremdenauskehres gegen allen reisesüchtigen Frevel.

Und trotzdem bin ich traurig. Ich weiß, es ist reichsfeindlich und antinational, nach so rühmlichem Siege traurig zu sein. Aber ich kann mir nicht helfen. Ich hatte nach diesen Ungarn, welche ich mir allerdings mehr als Ungarinnen dachte, ein tiefes und dringendes Bedürfniß; nicht so sehr des Herzens, sondern mehr von weiter unten herauf, aus der Magengegend. Nämlich, ich weiß nicht, warum, aber ich hatte so eine gewisse dunkle untrügerische Ahnung, daß am Ende eine ihre Köchin mitbringen würde — und jetzt bin ich schon so lange in Berlin, da möchte ich wieder einmal essen.

Und wie soll ich Ihnen denn sonst die Geschichte vom Onkel Oskar erzählen, diese süße, herzige, köstliche Geschichte, duftend wie ein welker Fliederstrauß an jungem Mädchenbusen, — wie kann ich Ihnen denn jemals dies holde Märchen berichten, wenn ich hungrig ewig nur über Casseler Rippespeere schweife?

Globe Trotter.

Ein Maitag . . .

Ein Maitag . . . Du kommst mit leisen Tritten
Treppauf und in mein Zimmer geschritten.

Wie Du nur gehst, so leicht und schön,
Kaum ist eine Regung des Saumes zu sehn.

Darunter der Fußspitzen Hin und Wider —
Es ging mir, sah ich's, durch alle Glieder.

Durch's Schlüsselloch, schüchtern zu mir verirrt,
Ein Sonnenstrahl Dich wie verliebt umflirrt.

Schließt Dir die Augen plötzlich, die grauen —
Herrgott! wie war das reizend zu schauen . . .

Und mit gesenkten Lidern kommst Du
Auf mich, den zitternd Erstarrten, zu,

Um mir die Hände, die schönen, weichen,
Zum Abschiednehmen darzureichen.

Zum Abschiednehmen! Und wie verrückt
Hab' ich Dich noch einmal an's Herz gedrückt,

Wenn auch — war's Aerger, Erschrecken, Qual? —
Ein fremder Zug in Dein Antlitz sich stahl . . .

Heut bedrückt er mich, dieser fremde Zug:
War Dir — so fragt' er — die Hand nicht genug?

Was soll das dumme Umfassen nur?
Es verdirbt nur das Kleid, verdirbt die Frisur . . .

Doch damals hat er mich nicht empört,
Mich nicht in der Qualenwonne gestört:

Ich streichelte einmal noch Dein Haar,
Das dunkle, in das so verliebt ich war,

Ich küßte noch einmal, was einst ich entdeckt,
Von den braunen, entzückenden Löckchen versteckt,

Das weiße Närbchen inmitten der Stirn,
Und stammelte leise: Addüs, min lütt Dirn,

Und hielt Dich so schmerzlich fest umschlungen . . .
Du aber hast Dich mir entrungen,

Mir flüchtig noch einmal das Händchen gereicht,
Genickt mit dem reizenden Köpfchen leicht

Und ein leises Wörtchen hastig gerufen;
Dann ein Gehen der Thür, ein Knarren der Stufen,

Frou frou, klipp klapp, frou frou, klipp klapp:
Leichtfüßig flogst Du die Treppe hinab —

Dann in der Straße ein rollender Wagen —
Wie hab' ich's ertragen! . . .

* * *

— Ich seh' sie noch immer im Schimmer des Licht's —
Sonst weiß ich von jenem Tage nichts,

Als daß ich in irgend ein Bierhaus trat;
Neben mir spielten drei Spießbürger Scat.

Ich habe stundenlang wie ein Narr
Eine Zeitung betrachtet stumm und starr,

Und blöd' und verwundert angesehn
Ein Verschen der „Goldenen Hundertzehn" . . .

„Aus — bête! . . . Das waren verteufelte Hiebe . . ."
„Bah! Unglück im Spiel heißt: Glück in der Liebe!"

„Halt, sachte!" der dritte der Spieler spaßt —
„Mit der Liebe wird oft herumge=aast!"

Iven Kruse.

Eine heikle Geschichte.

Von

Fedor Dostojewski.

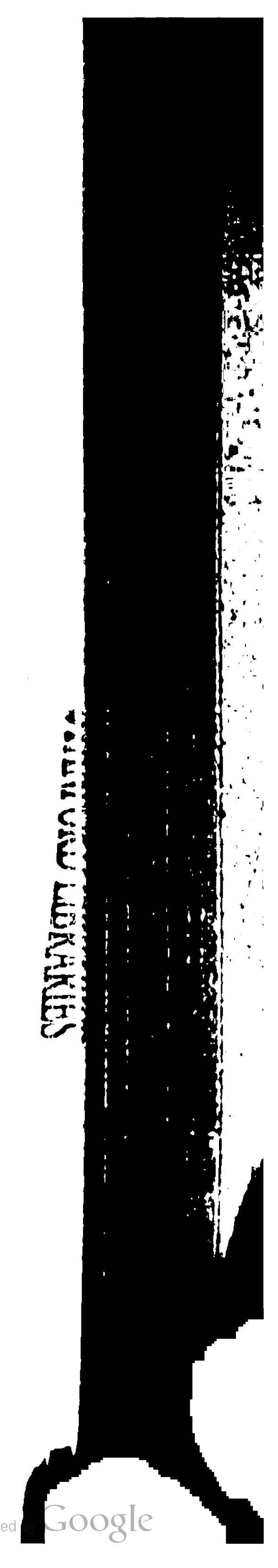
I.

Es war an einem klaren, frischen Winterabend, bereits in der zwölften Nachtstunde, als drei höchst ehrenwerthe Herren in dem behaglich eingerichteten Zimmer eines vornehmen Hauses auf der „Petersburger Seite“ saßen und sich in solider und geistvoller Weise über ein hochinteressantes Thema unterhielten. Man lebte gerade im Beginn jener denkwürdigen Epoche, in welche die Wiedergeburt unseres theuren Vaterlandes fällt — diese Wiedergeburt, welche mit so unwiderstehlicher Gewalt und so rührender Naivität ins Leben trat und die edelsten Söhne der Nation mit neuen Hoffnungen und Idealen erfüllte. Drei Männer mit Generalsrang waren es, welche dort in prächtigen weichen Sesseln um den kleinen runden Tisch saßen und in den Gesprächspausen mit Behagen ihren Champagner schlürften. Die Flasche stand in einem silbernen mit Eis gefüllten Kübel auf dem Tische. Man feierte die Einweihung des neu bezogenen Hauses, welches von seinem gegenwärtigen Besitzer, dem Geheimrath Stepan Nikiforowitsch Nikiforow, einem Junggesellen von fünfundsechzig Jahren, erst vor kurzem erworben worden war. Der liebenswürdige Gastgeber hatte mit dieser festlichen Veranstaltung zugleich die Feier seines Geburtstages verbunden, der zufällig um dieselbe Zeit fiel, und den er bisher noch niemals in seinem Leben begangen hatte. Uebrigens handelte es sich nur um eine ganz bescheidene Feier; nur zwei Gäste waren geladen, beides frühere Amtsgenossen und Untergebene des Herrn Nikiforow, und zwar der Wirkliche Staatsrath Semjon Iwanowitsch Schipulenko und der Wirkliche Staatsrath Iwan Ilitsch Pralinski. Sie waren um neun Uhr zum Thee gekommen, hatten darauf ein paar Flaschen Wein geleert und wußten, daß sie, dem Gastgeber zu Liebe, sich Punkt halb zwölf Uhr auf den Heimweg machen mußten. Denn Herr Nikiforow war sein Leben lang ein Freund der Ordnung gewesen.

Uebrigens hatte er bezüglich des einen der beiden geladenen Gäste noch seine ganz besonderen Absichten. Er selbst bewohnte nämlich nur das obere Stockwerk seines Hauses, während die untere, mit gleichem Comfort und gleicher Pracht eingerichtete Etage zu vermiethen war. Herr Nikiforow rechnete ein wenig auf Semjon Iwanowitsch Schipulenko und hatte bereits zweimal während des Abends das Gespräch auf diesen Gegenstand zu lenken gesucht. Semjon Iwanowitsch war jedoch auf die Anregung des Gastgebers nicht eingegangen und hatte beharrlich geschwiegen, obschon die beiden Männer durchaus für einander geschaffen schienen. Semjon Iwanowitsch war ein Mann in den besten Jahren, mit schwarzem Haar und Backenbart und mit dem Ausdruck chronischer Gallergießung im Gesichte. Er war ein finstrer Stubenhocker, hatte Familie, hielt sein Haus in strenger Zucht und Furcht, besaß viel Selbstvertrauen und wußte gleichfalls sehr genau, wie weit er es noch bringen, und noch genauer, wie weit er es niemals bringen würde. Er hatte eine angenehme Stellung und saß sicher im Sattel. Die neue Ordnung der Dinge erregte zwar seine Galle, doch beunruhigte sie ihn nicht gerade besonders: er glaubte vor allem an sich selbst und hörte nicht ohne Ironie die redseligen Auseinandersetzungen an, mit denen sich Iwan Ilitsch Pralinski, der zweite der beiden Eingeladenen, über die „brennenden Fragen der Epoche“ ausließ. Sie hatten übrigens alle drei ein wenig über den Durst getrunken, so daß selbst Stepan Nikiforowitsch sich dazu herbeiließ, in ein leichtes Wortgefecht mit Iwan Ilitsch über die „neue Ordnung“ einzutreten.



Der wirkliche Staatsrath Iwan Ilitsch Pralinski führte erst seit vier Monaten den Titel „Excellenz“ und war somit einer der jüngsten in der Reihe der Civilgenerale. Er war überhaupt noch ziemlich jung, zählte erst dreiundvierzig Jahre, sah auch jünger aus und liebte es auch, jünger zu erscheinen. Er besaß einen hohen Wuchs und eine hübsche Erscheinung, kleidete sich geschmackvoll und elegant, trug mit Grazie einen hohen Orden um den Hals und hatte aus seiner Jugendzeit einige Gewohnheiten der vornehmen Welt bewahrt. Er war noch unverheirathet und träumte von einer reichen, wenn möglich glänzenden Parthie. Noch von manchen anderen Dingen träumte er, obwohl man ihn durchaus nicht für unklug halten durfte. Bisweilen war er ein wenig allzu schwatzhaft und liebte es sogar, sich auf den Redner hinauszuspielen. Er stammte aus gutem Hause, war der Sohn eines Generals, hatte als Kind Battist und Sammet getragen, war in einem aristokratischen Institut erzogen worden und hatte, obschon er aus demselben nicht allzuviel Kenntnisse mitgebracht hatte, doch ziemlich früh den Generalsrang erreicht. Er galt bei seinen Vorgesetzten als ein fähiger Kopf, ja man setzte sogar gewisse Hoffnungen auf ihn. Uebrigens machte Stepan Nikiforowitsch Nikiforow, unter dessen Augen er seine Carriere gemacht hatte, in dieser Hinsicht eine Ausnahme: er traute ihm durchaus nicht viel zu und setzte durchaus keine Hoffnungen auf ihn. Aber er hatte ihn gern, weil er von guter Familie war, vornehme Verwandte hatte und Vermögen besaß. Das Vermögen Pralinski's bestand in der Hauptsache aus einem großen Wohnhaus, das er vermiethet hatte und durch einen Verwalter in Ordnung halten ließ. Im Stillen freilich tadelte Herr Nikiforow den jüngeren Collegen wegen seines Leichtsinns und seiner allzu lebhaften Phantasie. Iwan Ilitsch machte sich bisweilen selbst Vorwürfe wegen seiner allzu großen Eigenliebe. Er hatte sogar zeitweise Anfälle einer gewissen krankhaften Zweifelsucht, die mit einem eigenthümlichen Reuegefühl verbunden war. Das Bewußtsein, daß sein Flug durchaus nicht so hoch ging, wie er wohl gewünscht hätte, erregte eine gewisse Wehmuth und Bitterkeit in seiner Seele. In solchen Momenten fiel er selbst einer gewissen Verzweiflung anheim, namentlich wenn seine Hämorrhoiden ihn plagten; er nannte dann sein Leben auch wohl eine „verfehlte Existenz“, verlor den Glauben an seine rednerischen Fähigkeiten und nannte sich, natürlich nur im Stillen, einen Phrasenhelden und Schwätzer; und wenn ihm diese Selbsterkenntniß auch alle Ehre machte, so hinderte sie ihn doch nicht, in der nächsten halben Stunde seinen Kopf um so höher zu erheben und sich um so trotziger einzureden, daß seine Zeit doch noch kommen würde und er nicht nur als Würdenträger, sondern sogar als Staatsmann seinen Namen in Rußland zur Anerkennung bringen würde. Bisweilen träumte ihm sogar von Monumenten. Jedenfalls trug er sich mit hochstrebenden Gedanken, wenn er seine Hoffnungen und Träume auch mit einer gewissen Aengstlichkeit zu verheimlichen suchte. Er war, mit einem Wort, ein vortrefflicher Mensch und im Grunde seines Herzens sogar ein Dichter. In den letzten Jahren hatten jene schmerzlichen Minuten der Enttäuschung ihn ganz besonders häufig heimgesucht. Er war empfindlich und mißtrauisch geworden und nahm leicht einen Einwand, den man gegen seine Ansichten erhob, als eine persönliche Kränkung hin. Das Wiedererwachen des russischen Lebens hatte jedoch auch seine Hoffnungen neu gekräftigt, und der Generalsrang that ein Uebriges. Er gewann frische Spannkraft und hob sein Haupt stolzer empor. Er wurde plötzlich redselig, begann mit edlem Schwunge und reichem Wortaufwand über die allerneusten Fragen zu sprechen und wußte sich, wider alles Erwarten, mit Begeisterung und Wärme in die neuen Ideale zu finden. Er suchte überall Gelegenheit, seine Ansichten zu äußern, fuhr fleißig in der Stadt hin und her und galt, was ihm nicht wenig schmeichelte, sehr bald als ein ganz verzweifelter Liberaler. An diesem Abend nun war er ganz besonders aufgelegt: vom vierten Glase an flossen die Worte nur so von seinen Lippen. Er hätte gar zu gern



Stepan Nikiforowitsch, den er seit längerer Zeit zum ersten Male wiedersah, und zu dem er früher sogar in gewissem Sinne aufgeschaut hatte, zu seinen Ueberzeugungen bekehrt. Er hielt ihn aus irgend einem Grunde für einen Reaktionär und setzte ihm ganz gehörig zu. Stepan Nikiforowitsch setzte sich fast gar nicht zur Wehr, sondern hörte nur mit einem verschlagenen Lächeln zu. Das Thema interessirte ihn offenbar. Iwan Ilitsch erhitzte sich ganz ungewöhnlich und setzte öfter, als es gut war, das Glas an den Mund, worauf Stepan Nikiforowitsch dasselbe jedesmal nachfüllte. Diese auffallende Fürsorge schien plötzlich Herrn Pralinski etwas Beleidigendes zu haben, um so mehr, als Semjon Iwanowitsch Schipulenko, den er aus ganzer Seele verachtete und doch auch wegen seiner cynischen Bosheit ein wenig fürchtete, die ganze Zeit hindurch ein hartnäckiges, tückisches Schweigen beobachtet und öfter als schicklich ein satanisches Lächeln gezeigt hatte: „Sie scheinen mich als einen Schulknaben zu betrachten" — das war der Gedanke, der Iwan Ilitsch durch den Kopf fuhr.

„Nein, meine Herren, es ist Zeit, es ist schon lange Zeit, daß etwas geschieht," fuhr er mit einer gewissen Heftigkeit fort. „Wir haben uns mit der Sache schon allzu sehr verspätet. Die Humanität ist nach meiner Ansicht der erste und wichtigste Faktor — Die Humanität mit den Untergebenen insbesondere, die — vergessen wir das niemals — gleichfalls Menschen sind. Die Humanität ist unser Heil, unsere Rettung . . ."

„Hi hi hi!" hörte man plötzlich Semjon Iwanowitsch lachen.

„Aber warum schelten Sie uns denn so sehr?" fragte schließlich Stepan Nikiforowitsch mit liebenswürdigem Lächeln. „Ich habe, offen gestanden, gar nicht recht begriffen, was Sie uns darzulegen beliebten. Sie sprechen von Humanität — damit meinen Sie doch die Menschenliebe, nicht wahr?"

„Nennen Sie es meinetwegen Menschenliebe. Ich bin der Ansicht . . ."

„Erlauben Sie einmal! So weit ich die Sache beurtheilen kann, handelt es sich nicht nur um diesen einen Punkt. Menschenliebe war von jeher ein allgemein geltender Grundsatz. Unsere Reform jedoch beschränkt sich nicht darauf allein. Es liegen da noch allerhand ökonomische, juristische, moralische, bäuerliche und sonstige Fragen vor, und alle diese Fragen zusammen können das Staatsschiff bedenklich ins Schwanken bringen. Das ist's, was wir befürchten, die Humanität allein . . ."

„Ganz recht, die Sache liegt tiefer," bemerkte Semjon Iwanowitsch.

„Ich verstehe sehr wohl, mein lieber Semjon Iwanowitsch", versetzte Iwan Ilitsch absichtlich spitz und beißend, „und gestatten Sie mir zu bemerken, daß ich hinter Ihnen in der tiefen Auffassung der Dinge durchaus nicht zurückbleiben mag. Dennoch besitze ich die Kühnheit, auch Ihnen, Stepan Nikiforowitsch, zu bemerken, daß Sie mich nicht verstanden haben . . ."

„Da können Sie schon Recht haben."

„Nun denn, ich halte mich einfach an die Idee — und ich werde diese Idee überall, wo ich nur kann, verkündigen — daß die Humanität, insbesondere die Humanität gegen Untergebene, die Humanität des Beamten gegen den Kanzlisten, des Kanzlisten gegen den Hausknecht, des Hausknechts gegen den gemeinen Arbeiter — daß diese Humanität, sage ich, als Eckstein der bevorstehenden Reformen und überhaupt der Neugestaltung der Dinge dienen muß. Warum? Darum! Betrachten Sie die folgende Schlußreihe: Ich bin human, folglich liebt man mich. Man liebt mich, folglich wird man Vertrauen zu mir haben. Man wird Vertrauen haben, folglich wird man mir glauben. Man wird mir glauben, folglich wird man mich lieben . . . das heißt, nein, ich wollte sagen: wenn man glaubt, so wird man auch an die Reform glauben, man wird so zu sagen den Kern der Sache begreifen, man wird sich so zu sagen sittlich umarmen und alles auf freundschaftlichem Fuße

und von Grund aus ordnen. Weshhalb lachen Sie denn, Semjon Iwanowitsch? Ist Ihnen die Sache nicht deutlich genug?"

Stepan Nikiforowitsch zog schweigend die Brauen empor: er war ein wenig erstaunt über diese Wendung des Gespräches.

„Ich glaube, ich habe etwas über den Durst getrunken," versetzte Semjon Iwanowitsch boshaft, „mein Begriffsvermögen ist verdunkelt, es schwirrt mir so im Kopfe . . ."

Iwan Ilitsch fuhr förmlich zusammen.

„Wir setzen's nicht durch," versetzte plötzlich nach kurzer Ueberlegung Stepan Nikiforowitsch.

„Was setzen wir nicht durch?" fragte Iwan Ilitsch, über die kurze, unvermittelte Bemerkung des Gastgebers verwundert.

„Wir setzen's nicht durch, sag' ich", wiederholte Stepan Nikiforowitsch. Er wollte sich offenbar nicht weiter auslassen.

„Sie sprechen von dem neuen Wein und den neuen Schläuchen?" bemerkte Iwan Ilitsch mit leiser Ironie. „Nun, Sie mögen Recht haben; für mich persönlich möchte ich jedenfalls selbst die Verantwortung tragen."

In diesem Augenblick schlug die Uhr halb zwölf.

„Da sitzen wir nun und sitzen," sagte Semjon Iwanowitsch, indem er sich zum Aufstehen anschickte. Iwan Ilitsch jedoch war noch eher auf den Beinen als er und nahm seine Zobelmütze vom Kamin. Er hatte einen beleidigten Gesichtsausdruck.

„Nun, wie steht's, Semjon Iwanytsch, wollen Sie sich's überlegen?" fragte Stepan Nikiforowitsch, indem er den Gästen das Geleit gab.

„Sie meinen wegen der Wohnung? Gewiß, ich will's überlegen."

„Und Sie benachrichtigen mich doch, sobald sie einen Entschluß gefaßt haben?"

„Immer noch von Geschäften?" warf Herr Pralinski in liebenswürdigem Tone ein, indem er seine Mütze in den Händen drehte. Er hatte das Gefühl, daß man ihn vergessen hatte.

Stepan Nikiforowitsch zog seine Brauen empor und schwieg zum Zeichen, daß er die Gäste nicht länger aufhalten wolle. Semjon Iwanytsch verbeugte sich eilig.

„Nun, wie Ihnen beliebt, mein Herr," dachte Herr Pralinski bei sich — „wenn Sie nicht einmal wissen, was die Höflichkeit verlangt . . ." Und er reichte mit überlegenem Ausdruck dem Gastgeber die Hand zum Abschied.

Im Vorzimmer hüllte sich Iwan Ilitsch in seinen leichten, kostbaren Pelz, wobei er sich Mühe gab, den abgetragenen Waschbärpelz Schipulenko's möglichst nicht zu bemerken.

Sie gingen zusammen die Treppe hinunter.

„Unser alter Freund scheint sich beleidigt zu fühlen," begann Iwan Ilitsch zu seinem schweigenden Begleiter.

„Ich wüßte nicht. Weshalb denn?" versetzte dieser ruhig und kalt.

„Tölpel!" dachte Iwan Ilitsch bei sich.

Sie traten aus der Thür, und Semjon Iwanytsch stieg in seinen einfachen Schlitten, vor den ein unansehnlicher Schimmelhengst gespannt war.

„Zum Teufel! Wo bleibt denn Trifon mit meinem Wagen?" rief Iwan Ilitsch laut, als er seine Equipage nirgends erblickte.

Er suchte und suchte, aber weder Wagen noch Trifon ließen sich sehen. Der Kutscher des Gastgebers wußte keine Auskunft zu geben. Man wandte sich an Warlam, den Kutscher Schipulenko's, und erhielt zur Antwort, daß Trifon mit dem Wagen die ganze Zeit dagewesen sei — und nun war er auf einmal verschwunden!

„Eine dumme Geschichte!" meinte Semjon Iwanytsch — „fahren Sie mit mir!"

„Verdammtes Schurkenpack!" schrie Herr Pralinski ganz außer sich vor Wuth.

„Er hatte mich gebeten, hier auf der „Petersburger Seite“ bei einer Gevattern zur Hochzeit vorsprechen zu dürfen, und ich hab's dem Spitzbuben ausdrücklich verboten. Der Teufel hole diese Sippschaft! Ich wollte wetten, daß er dennoch hingefahren ist.“

„Er ist wirklich hingefahren, Herr,“ berichtete Warlam, „und er wollte in einer Minute wieder zurück sein.“

„Das dacht' ich mir wohl! Als ob ich's geahnt hätte! Na wart', Dich will ich lehren!“

„Prügeln Sie ihn windelweich, dann wird er das nächste Mal pariren,“ bemerkte Semjon Iwanytsch, indem er sich's in seinem Schlitten bequem machte.

„Bitte beunruhigen Sie sich nicht, Semjon Iwanytsch.“

„Sie wollen also nicht mitfahren?“

„Nein, ich danke; leben Sie wohl!“

Semjon Iwanytsch fuhr davon, Iwan Ilitsch aber folgte zu Fuß auf dem schmalen hölzernen Trottoir, indem er vergeblich seine innere Erregung zu bemeistern suchte.

II.

„Wart' Hallunke, Dich will ich lehren! Absichtlich will ich zu Fuß gehen, damit Du Reue empfindest, damit Du einen Schrecken bekommst! Er wird zurückkommen und hören, daß sein Herr zu Fuß gegangen ist . . . Das ist ihm ganz recht, dem Schurken.“

Noch niemals hatte Iwan Ilitsch so heftig gescholten, aber er war wirklich zu sehr aufgebracht — na und dann war er ja auch nicht ganz klar im Kopfe. Er war kein Trinker, und die fünf oder sechs Glas Champagner waren ihm rasch zu Kopfe gestiegen. Es war übrigens eine prächtige Nacht — kalt zwar, doch völlig windstill und ruhig. Am Himmel blinkten die Sterne, und das matte Silberlicht des Mondes ergoß sich auf die Erde. Es war eine so herrliche Nacht, daß Iwan Ilitsch bereits nach fünfzig Schritten seine unbequeme Lage vergessen hatte. Eine angenehme Stimmung überkam ihn — die Wirkung des Rausches, welcher den Wechsel der Eindrücke beschleunigt, machte sich bemerkbar. Er fand sogar an den unansehnlichen hölzernen Häuschen der öden Straße Gefallen.

„Wie hübsch sich das trifft, daß ich zu Fuß gehen muß,“ sagte er sich im Stillen und „für Trifon ist's eine Lektion, und mir macht's Vergnügen. Ich sollte eigentlich öfter zu Fuß gehen. Was kann's schaden? Auf dem „großen Prospekt“ finde ich, wenn's nöthig ist, immer eine Droschke. Eine herrliche Nacht! Und was das hier für nette Häuschen sind! Alles vermuthlich kleine Leute, die hier wohnen . . . Unterbeamte, Gewerbtreibende . . . Aber dieser Stepan Nikiforowitsch! Was das alles für Reaktionäre sind — alte Schlafmützen! Wirklich, Schlafmützen: das ist die richtige Bezeichnung. Im Uebrigen ein ganz verständiger Mensch, mit gesundem Menschenverstand und praktischer, nüchterner Auffassung der Dinge. Aber alt, recht alt sind sie schon alle. Es fehlt ihnen dieses . . . dieses . . . ja, was denn nur? Na, es fehlt ihnen eben etwas. „Wir setzen's nicht durch“ . . . was er nur damit sagen wollte? Er wurde sogar ganz nachdenklich, als er es sagte. Uebrigens hat er mich durchaus nicht verstanden. Ist's denn so schwer zu begreifen? Doch die Hauptsache ist ja, daß ich es begreife, daß diese Ueberzeugung fest in meiner Seele wurzelt. Humanität . . . Menschenliebe . . . Den Menschen sich selbst wiedergeben . . . Das Bewußtsein seiner Würde in ihm wachrufen . . und dann . . . mit dem wohl vorbereiteten Material frisch an's Werk . . Das ist doch klar genug, sollt' ich meinen! Nehmen wir ein Beispiel, der Deutlichkeit wegen: einen Beamten vielleicht, einen armen, elenden Tschinownik. Fragen wir ihn: Wie heißt Du? Antwort: So und so. Und was bist Du? Antwort: Beamter. — [illegible];

aber weiter: Was für ein Beamter? Antwort: In dem und dem Ressort. Willst Du glücklich sein? Freilich will ich's. Und was brauchst Du zu Deinem Glück? Das und das brauch ich. Und warum das und das? Darum .... Und der Mensch wird mich beim zweiten Worte verstehen, ich hab' ihn sozusagen im Netz gefangen und kann nun mit ihm machen, was ich will, das heißt eben, ich kann ihn glücklich machen ... Ein abscheulicher Mensch, dieser Semjon Iwanytsch ... und was für ein unausstehliches Gesicht ... Prügeln Sie ihn windelweich! — Das hat er nicht ohne Absicht gesagt. Nein, mein Lieber, prügle Du — ich prügle nicht. Ich werde meinen Trifon mit Worten zu strafen wissen, mit Worten des Tadels, das wird er um so tiefer empfinden. Die Prügelstrafe ... das ist auch noch eine Frage, die der Lösung harrt ... hm, sollte ich nicht einmal bei der kleinen Emirance vorsprechen? .. Pfui Teufel, dieser abscheuliche Weg!" rief er plötzlich aus, als sein Fuß von dem hölzernen Trottoir abglitt. „Und das nennt sich Residenz! Civilisation! Das Bein kann man brechen. Hm ... Ich hasse diesen Semjon Iwanytsch ... eine widerwärtige Fratze ... Er wagte über mich zu lächeln, als ich von moralischem Umarmen sprach. Gewiß werden sie sich umarmen, was geht's Dich an? Dich wird keiner umarmen, eher den niedrigsten Arbeiter ... Wenn ich nächstens einen Arbeiter treffe, will ich absichtlich, Dir zum Trotz, mit ihm sprechen. Uebrigens war ich nicht ganz nüchtern und habe mich vielleicht nicht richtig ausgedrückt ... Ich finde vielleicht auch jetzt nicht den richtigen Ausdruck ... hm. Ich will niemals mehr trinken, es führt zu nichts. Am Abend schwatzt man Unsinn, und am Morgen bereut man's. Aber betrunken bin ich doch nicht, ich gehe ja ganz gerade .... Nein, sie sind und bleiben doch alle Betrüger."

So wälzten sich die Gedanken in Iwan Ilitsch's Kopfe, während er auf dem Trottoir dahinschritt. Die frische Luft hatte ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlt, und fünf Minuten später wäre er vielleicht gänzlich beruhigt gewesen und Schläfrigkeit hätte sich bei ihm eingestellt. Da drang jedoch plötzlich, nur noch wenige Schritte vor dem Großen Prospekt, Musik an sein Ohr. Er sah auf und vernahm von der andern Seite der Straße her aus einem alten, baufälligen, langgestreckten Häuschen festliche Klänge: eine kreischende Violine, eine knarrende Baßgeige und eine winselnde Flöte spielten die Melodie einer munteren Quadrille. Die Fenster waren von Menschen belagert, zumeist Weibern in wattirten Röcken und mit Tüchern auf dem Kopfe, die alle Anstrengungen machten, um durch die Lücken der Fensterläden irgend etwas zu erspähen. Da drinnen aber ging es gar lustig zu. Das Trampeln und Stampfen der Tanzenden war über die ganze Straße hinweg zu vernehmen. Iwan Ilitsch bemerkte einen Polizisten in der Nähe und trat an ihn heran.

„Wem gehört dieses Haus, mein Lieber?" fragte er, indem er seinen Pelz ein wenig öffnete, damit der Polizist den Orden auf seiner Brust bemerken könnte.

„Dem Registrator Pseldonymow," antwortete der Polizist, welcher das hohe Ehrenzeichen sogleich erspäht und sich kerzengerade aufgerichtet hatte.

„Pseldonymow? Ah, Pseldonymow! ... Was ist denn bei ihm los? Er macht wohl Hochzeit?"

„Zu dienen, Ew. Wohlgeboren, er verheirathet sich mit einer Titulärraths-tochter ... Titulärrath Mlekopitajew ... ist bei der Polizei angestellt gewesen. Dieses Haus da erhält die Braut als Mitgift."

„Dann gehört es also jetzt bereits Herrn Pseldonymow und nicht mehr Herrn Mlekopitajew?"

„Ganz recht, Ew. Hochgeboren. Es gehörte Herrn Mlekopitajew und gehört jetzt Herrn Pseldonymow."

„Hm. Ich frage deshalb, mein Lieber, weil ich sein Vorgesetzter bin. Ich bin General in dem Ressort, in welchem Pseldonymow dient."

„Sehr wohl, Excellenz.“ Der Polizist streckte sich vollends in die Höhe, Iwan Ilitsch aber ward nachdenklich und blieb ein Weilchen stehen, indem er sich seinen Gedanken überließ.

Pseldonymow diente in der That in seinem Ressort, ja sogar in seiner eigenen Kanzlei. Er erinnerte sich seiner ganz genau: es war ein armseliger Tschinownik, mit einem Monatsgehalt von zehn Rubeln. Da Herr Pralinski seine Kanzlei erst vor kurzem übernommen hatte, so konnte man nicht von ihm verlangen, daß er schon jetzt seine Beamten alle genauer kannte, bei Pseldonymow jedoch war ihm der seltsame Familienname aufgefallen, so daß er ihn sogleich schärfer ins Auge gefaßt hatte. Er erinnerte sich, daß es ein noch sehr junger Mensch mit einer langen Habichtsnase und weißblondem Haar, von abgemagerter Gestalt war, der einen ganz unmöglichen Uniformrock und ebenso unmögliche Unaussprechliche trug. Es fiel ihm ein, daß ihm damals flüchtig der Gedanke gekommen war, den armen Burschen zu den Festtagen eine Gratifikation von zehn Rubeln anzuweisen, daß jedoch dieser Gedanke sich ebenso rasch wieder verflüchtigt hatte, da der Gesichtsausdruck des Pseldonymow auf ihn einen äußerst unsympatischen, ja sogar abstoßenden Eindruck gemacht hatte. Um so mehr hatte es ihn überrascht, als derselbe Pseldonymow ihn vor acht Tagen um die Erlaubniß bat, sich verheirathen zu dürfen. Die Angelegenheit war damals kurzer Hand entschieden worden, und Iwan Ilitsch erinnerte sich nur, daß Pseldonymow ein hölzernes Haus und vierhundert Rubel an baarem Gelde mitbekam. Auch dessen entsann er sich, daß ihm die beiden Namen Pseldonymow und Mlekopitajew zu einem Wortspiel Gelegenheit geboten hatten. Alles das fiel ihm jetzt ganz klar und deutlich ein.

Einen Augenblick war er tief in Nachdenken versunken; eine Flucht von Vorstellungen jagte blitzschnell durch seinen Kopf.

„Da reden wir nun und reden“, dachte er bei sich, „und wenn's darauf ankommt zu handeln, so läuft die Sache auf nichts heraus. Nehmen wir zum Beispiel diesen Pseldonymow: voll Hoffnung und froher Erwartung ist er vom Altare gekommen . . . es ist einer der schönsten Tage seines Lebens . . . und nun muß er sich mit seinen Gästen abgeben, muß sie bewirthen und unterhalten . . . einfach und bescheiden wird's wohl zugehen, aber dafür munter und lustig . . . Und was würde er wohl sagen, wenn er wüßte, daß in diesem selben Augenblicke ich, ich sein Vorgesetzter, sein oberster Chef, vor seinem Hause stehe und auf seine Hochzeitsmusik lausche? In der That, was würde er wohl dazu sagen? Und was würde er sagen, wenn ich nun plötzlich bei ihm einträte? Hm . . . er würde jedenfalls anfangs erschrecken und in Verwirrung gerathen — ich würde stören und den Gang des Festes unterbrechen . . . das heißt, jeder andere General würde stören, wenn er so plötzlich dazwischen käme, aber nicht ich . . . Das ist's eben, jeder andere, nur ich nicht . . .

Ja wohl, mein theurer Stepan Nikiforowitsch! Sie haben mich vorhin nicht verstanden, und da haben Sie gleich ein lebendes Beispiel.

So steht's, meine Herren: wir reden immer nur von Humanität, aber keiner hat die Kühnheit, die Sache praktisch in's Werk zu setzen.

Welche Kühnheit denn? Ei, so hören Sie doch: wie die gegenwärtigen Gesellschaftszustände einmal liegen, wäre es Wahnsinn, wenn ich, der General Pralinski, um ein Uhr Nachts zur Hochzeit meines Untergebenen, eines Registrators mit zehn Rubeln Gehalt, gehen wollte; es wäre gleichbedeutend mit dem jüngsten Gericht, dem Untergang von Pompeji, der Wiederkehr des Chaos. Kein Mensch würde das begreifen. Stepan Nikiforowitsch würde eher sterben als es begreifen. Sagte er doch selbst: wir setzen's nicht durch. Ihr Alten freilich, ihr Männer der Gicht und der Trägheit, werdet es nicht durchsetzen, ich aber werde es durch—set—zen. Ich werde jenen Tag des jüngsten Gerichts in den schönsten Tag für meinen Unter-

gebenen verwandeln, und aus der That des Wahnsinns wird eine normale, patriarchalisch ehrwürdige, eine edle und sittlich erhabene That werden. Wie ich das anfangen will? Wohlan, so hören Sie . . .

Angenommen, ich bin eingetreten. Man wird staunen, wird aufhören zu tanzen, wird sich stumm und verlegen zur Seite drängen. Und nun kommt's auf mich an: ich gehe direkt auf den erschrockenen Pseldonymow los und sage ihm mit einem freundlichen Lächeln, mit einfachen schlichten Worten: „So und so, mein Lieber, ich war bei Sr. Excellenz Stepan Nikiforowitsch — Du kennst ihn ja — hier in Deiner Nachbarschaft . . .“ und nun erzähle ich in leichtem, scherzhaftem Tone meine Unannehmlichkeit mit Trifon, komme von Trifon auf meine Fußwanderung zu sprechen — „na, und da hörte ich hier die Musik“, fahr' ich fort, „und bin neugierig und erfahre vom Polizisten, daß Du Hochzeit machst. Ei, denk' ich, da will ich doch 'mal zusehen, wie meine Herren Beamten sich amüsiren, und Hochzeit machen. Du wirst mich doch, denk' ich, nicht hinauswerfen!“ Hinauswerfen! Welch' ein Wort, einem Untergebenen gegenüber! Hinauswerfen — Teufel noch eins! Ganz außer sich wird er sein, wird auf mich zustürzen und mich zum Sitzen einladen, wird beben vor Entzücken und sich kaum zu fassen wissen . . .

Was kann einfacher, was schöner und sittlicher sein, als eine solche That? Und weshalb ich eingetreten bin — das ist eine andere Frage, das ist eben so zu sagen die moralische Seite, die Quintessenz der Sache.

Hm . . . woran dacht' ich doch soeben? Ah so! . . .

Er wird mich also selbstverständlich zum Sitzen einladen, und zwar zur Seite seines vornehmsten Gastes, irgend eines Titulärraths oder rothnäsigen Stabskapitäns . . . Gogol hat diese Art Originale ganz vortrefflich beschrieben . . . Natürlich mache ich auch die Bekanntschaft der jungen Frau, ich sage ihr ein paar Schmeicheleien, ich ermuthige auch die Gäste, sich durch mich nicht weiter stören zu lassen und in ihrem Tänzchen fortzufahren, ich mache Witze, lache mit einem Wort — ich bin reizend und liebenswürdig. Ich bin übrigens immer reizend und liebenswürdig, wenn ich mit mir selbst zufrieden bin . . . Hm . . . Das heißt . . . es scheint . . . ein wenig bin ich immer noch . . . d. h. nicht etwa betrunken, aber doch so . . .

. . . Natürlich werde ich als Gentleman auf durchaus gleichem Fuße mit ihnen verkehren und keine besonderen Rücksichten verlangen . . . Aber in moralischer, in moralischer Hinsicht — da liegt die Sache anders: sie werden die Sache zu würdigen wissen, meine That wird in ihnen alle edlen Gefühle wachrufen . . . Ich bleibe eine halbe, vielleicht eine ganze Stunde. Selbstverständlich gehe ich vor Tisch fort — wenn sie sich vielleicht auch meinetwegen Umstände gemacht, sich mit Backen und Braten Gott weiß wie bemüht haben und alle möglichen Anstrengungen machen, um mich zum Bleiben zu nöthigen. Nur ein Gläschen trink' ich auf das Wohl der Neuvermählten, dann empfehle ich mich und schütze dienstliche Angelegenheiten vor. Und sobald ich nur das Wort „dienstlich“ ausspreche, nehmen ihre Gesichter einen ernsthaften Ausdruck an: der Unterschied zwischen mir und ihnen ist ihnen zum Bewußtsein gekommen. Sie und ich — die Erde und der Himmel! Nicht, als ob ich ihnen diesen Unterschied klar machen wollte, aber er muß ihnen eben von selbst klar werden . . . es ist eben in moralischer Hinsicht nothwendig, was man auch immer sagen mag. Uebrigens will ich ihnen sogleich wieder durch ein leutseliges Lächeln ihren Muth zurückgeben . . . Noch ein letztes Scherzwort zu der Neuvermählten — hm . . . etwa des Inhalts, daß ich nach einer gewissen Zeit zu Gevatter gebeten sein wollte — he he! Sie wird sicherlich den Termin einhalten, das ist ja fruchtbar wie die Kaninchen . . . Alles belacht meinen Scherz. Die junge Frau erröthet; ich küsse sie väterlich auf die Stirn, segne sie sogar, nun und . . . am nächsten Morgen ist meine Heldenthat bereits in der Kanzlei bekannt.

Am Morgen aber bin ich wieder der strenge, unerbittliche Vorgesetzte mit der ehernen Stirn, doch jetzt kennen sie wenigstens das Herz, das sich hinter der starren Maske des Dienstes verbirgt. Sie haben einen Blick in meine Seele gethan und sagen sich: „Als Vorgesetzter ist er streng, aber als Mensch — ein Engel!" Mir gehört dann der Sieg: durch einen so einfachen Schritt, der Euch andern überhaupt gar nicht in den Sinn kommt, habe ich sie überwunden, sie sind mein, ich bin ihr Vater, sie sind meine Kinder. Sehen Sie, mein lieber Stepan Nikiforowitsch, Excellenz: machen Sie mir das nach!

. . . Verstehen Sie wohl und begreifen Sie, daß Pseldonymow es seinen Kindern erzählen wird, wie ein General auf der Hochzeit ihrer Eltern zu Gaste gewesen ist? Und diese Kinder werden es ihren Kindern und diese wiederum ihren Enkeln erzählen, und es wird zur Familientradition werden, daß ein Mann von Rang und Würden, ein Staatsmann — und das werde ich ja inzwischen längst geworden sein — sie der Ehre gewürdigt hat u. s. w. u. s. w. . . . Ja wohl, ich werde den Erniedrigten sittlich erhöhen, werde ihm sein Selbstbewußtsein wiedergeben . . . Zehn Rubel beträgt sein Monatsgehalt! . . . Und wenn ich das so fünfmal, zehnmal oder vielleicht noch öfter wiederhole, dann habe ich mir eine Popularität erworben, die beispiellos sein wird, alle Welt wird mein Bild im Herzen tragen, und der Teufel mag wissen, was noch daraus entstehen kann . . . aus dieser Popularität nämlich . . ."

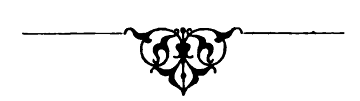
Kaum eine halbe Minute währten diese flüchtigen Ueberlegungen und Iwan Ilitsch hätte sich vielleicht damit begnügt, hätte sich damit zufrieden gegeben, Stepan Nikiforowitsch in Gedanken zu beschämen, sich dann nach Hause zu begeben und ruhig schlafen zu legen. Aber zum Unglück hatte er eben seinen excentrischen Augenblick, und wie höhnend traten ihm in diesem Moment die selbstzufriedenen Gesichter von Stepan Nikiforowitsch und Semjon Iwanowitsch vor Augen.

„Wir setzen's nicht durch!" wiederholte Stepan Nikiforowitsch mit überlegenem Lächeln.

„Hi hi hi!" stimmte ihm Semjon Iwanowitsch zu, indem er sein widerwärtiges Grinsen zeigte.

„Das wollen wir doch sehn, ob wir's nicht durchsetzen!" sagte Iwan Ilitsch trotzig, so daß er selbst spürte, wie ihm das Blut in's Gesicht stieg. Und er machte eine Wendung, schritt fest und sicher über die Straße und trat in das Haus seines Untergebenen, des Registrators Pseldonymow.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



Heft 23. Berlin, den 9. Juli 1890. I. Jahrgang.

Unzüchtige Schriften.

In Leipzig ist den 27. Juni gegen die Herren Walloth, Sittenfeld und Friedrich wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften verhandelt worden. Es ist nicht meine Absicht, von diesem Prozesse und der Verurtheilung der Herren Walloth und Sittenfeld zu sprechen: erstens kann ich es nicht, weil ich diese Bücher nicht kenne, denn sie sind verboten; zweitens will ich es nicht, weil es mir widerstrebt ein richterliches Urtheil zu glossiren, zu dessen Kritik niemand als die höhere Instanz berufen und befugt ist. Sondern ich will blos die Gelegenheit wahrnehnen, die nothwendige Stellung der Künstler zu diesem Paragraphen zu formuliren.

Der § 184 bestraft den Verbreiter „unzüchtiger Schriften", wie der § 183 „unzüchtige Handlungen", wenn durch sie ein Aergerniß gegeben wird, und der § 174 „unzüchtige Handlungen" in konkreten Fällen (mit Gewalt, an Willenlosen) bedroht. Ich bin nicht ohne weiteres gezwungen, den Begriff „unzüchtig" in diesen drei Fällen gleich zu verstehen. Olshausen und Liszt bejahen, Binding verneint diese Frage, die Entscheidung des Reichsgerichts schwankt. Handlungen sind nach dem Gesetze unzüchtig, wenn sie diese drei Momente vereinigen: wenn sie das Schamgefühl verletzen, wenn sie objektiv, in der Wirkung, und wenn sie subjektiv, in der Absicht oder wenigstens dem Bewußtsein des Handelnden, eine sexuelle Beziehung enthalten. Angewendet auf den Begriff unzüchtiger Schriften und die Momente einzeln untersucht:

Erstens, die Thatsache einer Verletzung des allgemeinen Schamgefühls ist unentbehrlich. Der Ton liegt auf allgemein. Besonders sensitive und pastorale Naturen sind von dem Gesetze schutzlos gelassen; der Durchschnitt der gebräuchlichen Empfindlichkeit aller in einer jeweiligen Periode entscheidet.

Zweitens, es muß sich dazu die subjektive sexuelle Beziehung gesellen; sei es, daß der Autor überhaupt blos zum eigenen sexuellen Reiz schreibt; sei es, daß der Autor im Leser einen sexuellen Reiz hervorbringen will; sei es, daß der Autor sich wenigstens der Eignung seines Werkes, normale Naturen sexuell zu reizen, bewußt sein muß.

Drittens, es muß sich dazu die objektive sexuelle Beziehung gesellen. Dies scheint mir das Moment, welches das Schicksal des Künstlers entscheidet, weil er, bei aller Absicht, wofern nur ein wirklicher Künstler, außer der Möglichkeit ist, die objektiv sexuelle Beziehung zu bewirken. Der Künstler wird den sexuellen Effekt, in normalen Naturen, immer in einen ästhetischen verwandeln, gegen seinen Willen sogar, durch den Zwang seiner mächtigeren Natur.

Ein Beispiel, wie ich mir das denke. Das Thema der Leda mit dem Schwan ist sicher geeignet, das allgemeine Schamgefühl zu verletzen. Ich nehme nun an, van Beers male diesen Vorwurf in der ausgesprochenen Absicht, sich selbst und andern sexuellen Reiz und sexuelles Vergnügen zu schaffen; das subjektive Moment sei von ihm selbst ausdrücklich zugestanden. Aber es wird diesem großen Künstler nicht möglich sein, wie er sich mit Eifer und mit Wunsch auch mühe, das objektive Moment zu vollbringen. Sein Pinsel ist gewaltiger als er, wie die Feder des Dichters und der Meißel des Bildhauers gewaltiger sind als alle von Uebermuth oder Geschäftsgeist etwa zugeschobenen Absichten und Pläne. Es kann vom Künstler gar keine objektiv sexuelle Beziehung herbeigebracht werden, weil es seine naturgemäße, naturnothwendige und durchaus unvermeidliche Funktion ist, alles in ästhetische Wirkungen zu verwandeln.

Man denke an Aristophanes, Petronius, an Boccaccio, an Goethe's „Tagebuch," an die „galanten Dichter" des 17. Jahrhunderts. Sie mögen sexuell erregt gewesen sein, als sie ihre Verletzungen des Schamgefühls unternahmen. Aber sie vermögen die objektive sexuelle Wirkung nicht, weil sie durch unsere Erfüllung mit ästhetischer Freude allen Platz für die anderen Regungen der Seele in uns vorweggenommen haben.

Ich schließe also aus dem Geiste und Worte des Gesetzes, welche für den Künstler keine andere Auffassung zulassen, daß ein Kunstwerk überhaupt unfähig ist, eine unzüchtige Schrift zu sein, weil es seiner Natur verwehrt ist, das unentbehrliche Moment der sexuellen Beziehung zu enthalten.

Sonst wäre ja auch das Gesetz ganz schlecht und die Künstler müßten ein anderes verlangen, weil sie mit diesem nicht leben könnten.

M. Schwind.

Moderner Pöbel.

Von Otto Ernst Schmidt.

Der soziale Pöbel.

Die denkende Menschheit gewöhnt sich mehr und mehr daran, die soziale Frage als das wichtigste Problem unserer zukünftigen Kulturbedürfnisse zu erachten; und sie gewöhnt sich, den Vorwurf, den man dem Sozialismus so oft gemacht hat: daß er die menschliche Glückseligkeit allein durch Befriedigung des Magens erreichen wolle, als ungerecht hinzustellen. Gewiß läßt sich im Sozialismus ein starkes Vorkehren der materiellen Interessen nicht verkennen. Bringt aber schon die Frische und Kraft einer neuen Bewegung sehr leicht eine prinzipielle Einseitigkeit mit sich, so ist es durchaus natürlich, daß diese Einseitigkeit sich bis zum düstern und harten Fanatismus steigert, wenn jene Bewegung lange Zeit hindurch einen starken Druck zu erdulden hat. Auch rühren ja wirklich die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse wesentlich von einer Unterschätzung des Magens — bei andern her; und es läßt sich nicht verkennen, daß wohl der Magen ohne ideale Güter sein kann, die idealen Güter aber zu ihrer Voraussetzung mindestens — wie selbst Byron bewiesen hat — Biscuit und Sodawasser bedürfen. Die Sozialisten sind die hartnäckigen Kanzlaner

oder Fichteaner des Magens; sie schwören auf die Idealität der idealen Güter gegenüber der Realität des verdauenden und ernährenden Subjekts. Die unbewußte Selbstsucht des Pöbels ergreift nun natürlich in erster Linie und auf dem direktesten Wege die Magen- und Eigenthumsfrage; alle Varietäten der Pöbelhaftigkeit entstammen im Grunde der wirthschaftlichen, und wir hätten in unseren Ausführungen sehr wohl mit dieser beginnen können, wenn wir es nicht für instruktiver gehalten hätten, von den weithin duftenden und leuchtenden Blüthen der Pöbelhaftigkeit zu den Wurzelerscheinungen hinabzusteigen. Mit dem ästhetischen Pöbel aber werden wir deshalb schließen, weil wir nach so vielen trüben Bildern das classische Verlangen nach einem Satyrspiel hegen.

Einen gesunden Magen soll man nicht fühlen. Und ein gesunder Magen kann sich einen kranken so wenig vorstellen, wie ein Erdbewohner einen Marsmenschen. Die anthropologische Unwissenheit, auf die der soziale Pöbel ein besonderes Recht hat, stellt sich sogar, weil der eigene Magen unfühlbar funktionirt, den andern Menschen ganz ohne Magen vor. Das ist das wesentlichste Merkmal und das große Glück des sozialen Pöbels: er hat ganz den naiven Egoismus des Kindes, das, seitdem es unbewußt die erste Muttermilch in ruhigen Zügen einsog, seine Ernährung für das selbstverständlichste und einfachste Ding von der Welt hält. Jeder Kenner der kindlichen Natur weiß, daß selbst gereiftere Kinder für die materiellen Sorgen ihrer Eltern selten ein Verständniß haben. Der Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen besteht hier nur darin, daß eine solche Naivität bei ersteren eine berechtigte Eigenthümlichkeit, bei letzteren eine große Gemeinheit ist. Die absolut Unwissenden, die das Vorhandensein sozialer Nothstände überhaupt nicht kennen, sind allerdings selten. Aber es fragt sich, ob jene Wissenden nicht gefährlicher sind, die das Mißverhältniß von Armuth und Reichthum kennen, die sich aber bei der biblischen Versicherung, daß Gott die Armen und Reichen gemacht habe, beruhigen und sich die Genügsamkeit nach unten hin von einer durchaus unbegrenzten Elastizität denken. Die humanitären Leistungen dieses hartgesottenen Pöbels beschränken sich auf die logische Verfitzung der Frage: ob der Reichthum unglücklich und die Armuth glücklich mache, zu der selbstverständlichen, aber verschobenen Plattheit: daß der Reichthum nicht nothwendig beglücke, die Armuth nicht nothwendig elend mache.

Daß es zufriedene Arme giebt, mag sein, obwohl ich solche nie gesehen habe; aber es bliebe zu untersuchen, wie viele von ihnen auf einem seelischen Niveau stehen, das eines Menschen würdig ist, und in welchem Sinne bei solchen Menschen von „Zufriedenheit“ und „Glück“ die Rede sein kann. Es giebt eine „verdammte Bedürfnißlosigkeit“, die der ärgste Feind der Cultur ist. Man braucht aber weder Kommunist noch Sozialist zu sein, um einzusehen, daß der an größere Kulturzentren gelangte Arbeiter weder die Kraft noch die Pflicht haben kann, allen Anreizungen eines gesteigerten Lebensgenusses zu widerstehen; an solchen Orten kann deshalb von glücklicher Armuth nie die Rede sein. Das Recht zur Theilnahme an jenem Genusse bestreitet aber der soziale Pöbel dem Arbeiter entschieden. Er giebt den Jahreslohn eines Arbeiters und Familienvaters für ein Diner aus, geräth aber in pharisäische Entrüstung über die Immoralität des Kontraktbruches, wenn der Arbeiter in der höchsten Noth zur Waffe des Strikes greift. Gewiß, nicht alle Gegner des Strikes sind so roh wie ein mir bekannter Kapitalist (zugleich ein feinsinniger und gefühlvoller Beethoven- und Mozart-Interpret), der zu Beginn der großen westfälischen Strikebewegungen sagte: „Wenn's nach meinem Willen ginge, legte man die Kerle einen nach dem andern über die Bank und zählte ihnen fünfundzwanzig auf.“ Aber auch hier fragt es sich wieder, ob diese Ehrlich-Brutalen nicht ungefährlicher sind als die wohlanständigen Herren, die mit kluger Berechnung die Gunst der Unwissenden kaptiviren, indem sie einen unerhört niedrigen Betrag

dreist als normalen Arbeitslohn bezeichnen und von dieser Basis aus mit „billigen" Gründen die Unverschämtheit der arbeitnehmerischen Forderungen beweisen. Aehnlich beklagte eine Hamburger Patrizierin mir gegenüber einmal den Uebermuth der Arbeiterinnen, weil eine Wittwe nicht für Speisung und fünfzig Pfennige pro Tag bei ihr hatte arbeiten wollen. Daß sich die pöbelhafte Verkennung fremder Lebensansprüche unabhängig zeigt von der sozialen und politischen Parteistellung (wenn eine solche überhaupt in Frage kommt), das versteht sich von selbst.

Wir kommen zu jener Varietät des sozialen Pöbels, die von der sozialen Ungleichheit schon so viel, aber noch so wenig begriffen hat, daß sie das Mißverhältniß durch Almosen materiell und geistig heben zu können glaubt. Nach Millionen zählen bei uns die Menschen, die den nothleidenden Arbeiter durch öffentliche Lesezimmer und durch abendliche Theegesellschaften mit Biermusik versöhnen wollen. Um keinen Preis möchten wir dies Streben an sich verurtheilen; jede versöhnliche Thätigkeit ist als solche ehrenwerth und willkommen zu heißen. Aber den schärfsten Spott verdient ein solches Streben, wenn es in dem hochmüthigen, blinden Wahne geschieht, daß man durch dergleichen Mittelchen die Arbeiter ihrer tausendfachen Nöthe vergessen machen könne. Unter denen, die das Pflästerchen des Almosens mit Vorliebe anwenden, finden sich Menschen, die das wirthschaftliche Leid ihrer Mitmenschen wahrhaft und tief empfinden, und die als Pöbel zu bezeichnen ebenso herzlos als ungerecht wäre: edle, aufopferungsfähige, wahrhaft liebevolle Geber, die im weitesten Umfange von ihren Gütern mittheilen. Aber selbst bei ihnen ist mir häufig aufgefallen, daß sie von den sittlichen Konsequenzen des Almosennehmens gar keine Vorstellung besaßen. Daß es einem ehrenhaften Arbeiter die Brust zusammenschnürt und mit Gewalt den Nacken beugt, wenn er Almosen nehmen muß, daß es bei schwachen Charakteren (und das Almosen kommt meistens an solche) Arbeitsscheu, Kriecherei, Heuchelei, ja Genußsucht und Habgier erzeugt — daran denken selbst jene weichen Seelen nur selten. Nur der durch Arbeit erworbene Besitz bewahrt dem Menschen moralische Integrität; das Almosen, wie jeder mühelose Erwerb, korrumpirt ihn fast immer.

Einen numerisch gewichtigen Theil des sozialen Pöbels bildet endlich der rohe, bildungslose, von unten her drängende Haufe, der nicht nur nach einem normalen, menschenwürdigen Dasein strebt, sondern der die in Ueberfluß Lebenden nur deshalb depossedirt sehen möchte, um selbst an ihre Stelle zu kommen. Wer das Vorhandensein dieser Masse leugnen wollte, müßte zugleich die niedrigen Triebe der Menschennatur leugnen. Wir brauchen uns indessen mit diesem Pöbel nicht eingehend zu befassen, weil wir sicher sein dürfen, daß ihm von Seiten der herrschenden und besitzenden Klassen die gebührende Bezeichnung in reichstem Maße zu Theil wird. Den Pöbel da aufzustören, wo man ihn nicht sucht, ist vor allem unsere Aufgabe.

Wir würden das Vergnügen haben, mit dem sozialen Pöbel fertig zu sein, wenn er seine aus stofflichen Quellen geschöpften Prätensionen auf das stoffliche Gebiet beschränkte. Davon ist er nun freilich himmelweit entfernt. Das verhärtetste Klassenbewußtsein findet man heute nicht mehr beim Adel, sondern bei jenem besitzenden Mob, der sich gern hinaufadeln möchte, und der gerade soviel von der Bildung gehört hat, daß er sich anstandshalber die nach Besitz und Bildung bevorrechtete Klasse nennt. Für Bildung nehmen es diese Leute, wenn sie aus Mangel an körperlicher Beschäftigung eine zarte Haut bekommen; sie bezeichnen den Gegensatz zu Sudermanns Michalsky=Pöbel, der sich auf seine, aber schmutzige Faust etwas zu Gute thut. Für Bildung nehmen sie es, wenn sie über einen schlechten Roman dummes Zeug reden und einen Moser= und Schönthan=Darsteller einen Lorbeerkranz auf die Bühne werfen dürfen. Für Bildung nehmen sie es, wenn sie den Zucker mit der Zange ergreifen und ein ungrammatikalisch

redender Heldentenor sie seines Umgangs würdigt. Ihr Plus an Besitz, das auf die Kapitalkraft zurückzuführen wenigstens einigen Sinn hat, leiten sie gern aus der „höheren, weil geistigen Arbeit“ des Unternehmers her, und gerade sie sind es, die den spezifisch geistigen Arbeiter, den Künstler (den hohen C- und Trapezkünstler natürlich ausgenommen), den Dichter und Gelehrten über die Achsel ansehen, die Tage ausgenommen, da sie ihn als Unterhaltungsmöbel an ihren Tisch rücken. Sie klassifiziren sich wieder unter sich mit einem Reichthum und einer Regelmäßigkeit der Abstände, wie man sie bei einer progressiven Steuerskala nicht besser findet. Ja, es ist in ihnen, wie ich oft bemerkt habe, ein Stück des grauesten Kastenwesens lebendig, das innerhalb eines gewissen Standes das Ansehen der Einzelnen noch nach Gewerben und Hantierungen abstuft. Und nur mit äußerstem Widerwillen finden sie sich dazu bereit, die moderne Auffassung des Arbeitsverhältnisses, als eines Vertrages formal gleichberechtigter Parteien, auf den gesellschaftlichen Verkehr zu übertragen.

Ich würde noch das weitläufige Gebiet der sozialen Frauenbedrückung zu beleuchten haben, wenn diese aphoristischen Betrachtungen prätendirten, den Gegenstand zu erschöpfen. So aber kommen der Leser und ich mit dem Hinweise davon, daß nicht der unwichtigste Theil des sozialen Pöbels aus jenen Männern und Frauen besteht, die aus eingefleischter Selbstsucht oder aus muffiger Gewohnheit das Weib, namentlich in Hinsicht seiner Bildung und seiner moralischen Stellung, zu einem Menschen zweiter Klasse herabdrücken, und die diesen Zustand unter dem feierlichen Namen einer heiligen Gesellschaftsordnung zu verewigen suchen.

Die Berliner Kunstausstellung.

II.

Da die Ausstellung von süddeutschen und ausländischen Künstlern recht wenig beschickt worden ist, so trägt sie einen leider streng nationalen, das heißt norddeutschen Charakter, und wir haben uns deshalb hauptsächlich mit der norddeutschen und der an ihrer Spitze stehenden Berliner Kunst zu beschäftigen. Es ist schwer, oder auch sehr leicht, sich über die Bestrebungen der Berliner Schule klar zu werden; denn es will Einem manchmal scheinen, als ob sie überhaupt gar keine hätte. Plan- und ziellos umherirrend, treibt sie ängstliche Küstenschifffahrt, während draußen die Wogen hochschlagen. Anderswo arbeitet und ringt man um etwas Neues, aber davon wird das Niveau der Berliner Schule nicht berührt; kleine Wellen unter einem nicht zu ernsten Himmel, o ja, die giebt's, aber eine Fluth, die die graue Langeweile wegschwemmen könnte, ist noch nie eingetreten.

Ganz für sich stehen die Spitzen der Berliner Schule da: Menzel ist das Genie, das unter allen Himmeln und unter allen Zonen gedeihen kann, Liebermann und Skarbina wurzeln nicht in dem Sande der Mark, sie sind Schüler der französischen Kunst. Was bei uns gut ist ohne Genie zu sein, ist durch fremde Einflüsse, durch München und Paris gut geworden; den Anstoß zu einer Entwicklung in die Breite hat Berlin noch nie gegeben und scheint auch, allen Aufregungen abhold, ihn nicht einmal empfangen zu wollen.

In Norddeutschland ist der Mangel an Phantasie von je her fühlbar gewesen und seine Künstler haben fast immer dem Realismus gehuldigt. Auch jetzt glaubt man, daß durch ein exacteres Naturstudium die Kunst zu heben sei, aber was versteht man darunter in Berlin? Man erniedrigt, durch ein sclavisch genaues Abmalen der Gegenstände, die Kunst zum Stillleben; man glaubt den Anforderungen des Naturalismus genügt zu haben, wenn man einen photographischen Abklatsch der Natur herstellt, wohl verstanden einen Abklatsch: der erstarrten Natur denn selbst der Moment-Apparat kann das lebendige Leben nicht fassen, er giebt wohl

Bewegungen, die wir vielleicht nicht einmal sehen können, aber die Seele, den inneren Impuls zum Leben wird ein mechanischer Apparat nie erfassen. Gewiß ist das Endziel der Kunst die exakte Reproduction der Natur; aber es ist ein Ziel ohne Ende, weil es so viele exakte Wahrheiten giebt, wie es Individualitäten giebt; jede Wahrheit ist nur exakt für das sie schauende Individuum. Für alle Andern sind es Dokumente, höchst merkwürdige Dokumente für den Seelenzustand des Künstlers, und sie sind Offenbarungen, in dem Grade größer als die Persönlichkeit des Schaffenden dem Genie nahekommt. Die Natur in ihrer ganzen Erscheinung, ihrer Aeußerlichkeit und Innerlichkeit, mit unserem geistigen und leiblichen Auge zu erfassen und sie wiederzugeben mit allem Können, mit allen Mitteln über die Malerei verfügt, das ist das Ziel der modernen Kunst.

In diesem Sinne hat die Berliner Schule nur drei Naturalisten, Menzel, der nicht ausgestellt hat, Liebermann, der nicht besonders gut, und Skarbina, der sehr gut mit zwei Bildern vertreten ist. Wir haben wenige Künstler, die so entwicklungsfähig sind, wie Skarbina. Es ist erstaunlich, was für Fortschritte er von Jahr zu Jahr macht. Er gehört zu den wenigen Naturen, die sich nie genug thun können und dabei so glücklich beanlagt sind, daß zwischen Wollen und Können immer ein verträgliches Verhältniß bestehen bleibt. Im Anfang seiner Laufbahn stand er unter dem Einflusse Menzels; dann hat er in Paris sein Können eminent erweitert, und während wir bis vor Kurzem noch immer bei ihm dem Streben nach Menzel'scher exakter Zeichnung und manchen Anlehnungen an seinen früheren Meister begegneten, sind die diesjährigen Bilder, besonders das Größere, die „Geheimnisse", frei von diesen Einflüssen, und es ist nur zu bedauern, daß seine Eigenart nicht recht zum Durchbruch kommt, weil er jetzt zu sehr französisch geworden ist. Die beiden hier ausgestellten Bilder sind sehr glücklich im Ton und von großer Feinheit in der Farbe, man trifft selten diese Vorzüge bei deutschen Malern, oder wenn man sie trifft, ist meistens große Gefühlsleere und unerträgliches Virtuosenthum damit verbunden. Zu den großen Ausnahmen gehört Max Liebermann, der ein merkwürdiger Künstler ist und unter den Naturalisten eine ganz gesonderte Stellung einnimmt; er ist der eckigste, der am schärfsten hervortretende. Sein Streben, die Dinge in ihrer Unscheinbarkeit zu erfassen, ohne jede Schönfärberei, ist von großer Seltenheit. Für dieses Wollen ist das kleine hier ausgestellte Bildchen „Der Weber" ein Document. Die Armseligkeit und Dürftigkeit der ganzen Scenerie ist mit einer rührenden Liebe wiedergegeben. Die Technik ist, dem dargestellten Gegenstand entsprechend, schlicht und kunstlos. Und wie wäre es möglich, dieses öde, triste Leben besser auszudrücken? Ist es nicht geboten, um dieses graue Elend so trefflich zu reproduziren, auf alles technisch Kunstvolle zu verzichten? Jeder Reichthum an Licht, feinen Tönen und virtuosem Vortrag würde die Wiedergabe dieses so lichtarmen und glanzlosen Lebens entstellen. O, ich preise dieses Bildchen nicht als ein Wunderwerk, gewiß hat es Mängel, es leidet an einer gewissen Absichtlichkeit, es prahlt etwas mit seiner Armuth. Aber gerade die Simplizität und Aufrichtigkeit giebt dieser kleinen Schöpfung ihren besten Werth. Das zweite Bild von Liebermann, „eine Dorfstraße in Holland", ist mir weniger lieb; es ist nicht einfach, erzählt zu viel und wirkt deshalb genrehaft, recht im deutschen Sinn. Es hat entschiedene Farben- und Tonwerthe, aber es ist arm an Gefühl, und dieser Mangel tödtet für uns alle seine Vorzüge. Doch dem deutschen Philister gefällt eben dieses, er liebt nicht tiefe Erschütterungen der Seele, er will sich amüsiren, erheitern oder gefühlvoll werden, das heißt, sentimental sein. Diese Kunst liebt er am meisten, und da auf der ganzen Ausstellung wenig derartige Bilder zu sehen sind, so langweilt sich das Publikum und irrt interesselos durch die Räume.

Eine Entschädigung findet es vor den Bildern Paul Meyerheim's; hier kann man heiter sein und laut lachen, und wirklich, das große Glücksschwein ist aber auch zu interessant, so etwas sieht man nicht oft; und hätte der liebe Herrgott nicht Berliner Kunstausstellungen eingerichtet, so würde man so schöne, amüsante Sachen überhaupt nicht mehr zu sehen bekommen. Paul Meyerheim ist ein beliebter Künstler und hat schon manch treffliches Bild gemalt, aber man [illegible] sagen, daß er Landschaften ebensowenig wie Portraits und Genre malen sollte, [illegible] ist seine Spezialität und er sollte dabei bleiben. Auf seine Weise vielseitig sein [illegible]

das kann auch ein Anderer; „der ist mir der Meister, der seines Schuß's gewiß ist überall," aber Meyerheim ist sich seines Schußes hier gar nicht gewiß und alles Ausgestellte, außer den Thierstücken, ist herzlich schwach.

In der Nähe dieser Bilder hängen zwei Portraits von Konrad Kiesel. Auf ihrem vorgeschobenen Posten sind sie weithin sichtbar und man ahnt, daß man es mit Perlen zu thun hat. „Perlen bedeuten Thränen"; und wirklich man könnte hier Perlen der Wehmuth vergießen. Es scheint, als ob es das Loos aller Portraitmaler wäre, mit der Zeit glatt und flach zu werden, oberflächliche Routiniers. Ich will nicht sagen, daß Kiesel hier schon angelangt ist, aber immerhin, er ist auf dem besten, dem schlechtesten Wege dazu. Diese schönen, lächelnden, so süß dreinschauenden Damen in ihren eleganten Toiletten wirken wie hingesetzt, um bewundert zu werden und sie werden auch bewundert im Bildrahmen ebenso gut wie im Salon. Und daß man so nett aussieht, gefällt dem großen Publikum, so erbärmlich seelenlos, als ob die Menschen in einer freundlichen Grimasse erstarrt wären. Wie der Photograph, bevor er exponirt, sein „bitte recht freundlich" lächelt, so scheint es auch sein College von der Palette zu machen. Dem geschmackvollen Besteller zu Liebe, sinkt er immer tiefer hinab, bis zum Orkus. Es ist schreiend, wie wenige gute Portraitisten wir haben, und die wir haben, wie lange sind sie's?

Um einen Maaßstab für die Kiesel'schen Bildnisse zu gewinnen, muß man sich das in demselben Saal befindliche Portrait des Malers Wislicenus von Paul Heyser und Vilma Parlaghy's Portrait ihrer Mutter recht genau ansehen. Es sind keineswegs vollendete Kunstwerke, aber welcher Abstand zwischen Kiesel und ihnen. Heyser kam es nicht darauf an, nur Stoffe gut zu malen, Hintergründe gut zu malen, und wer weiß was alles gut zu malen, ihm ist das Wichtigere, die Persönlichkeit gut zu malen, das heißt eine Individualität zu schaffen, und den ganzen Menschen in Einem zu offenbaren. Was Lenbach erstrebt, aber mit moderneren Mitteln gegeben, das wäre das Wünschenswerthe; es ist nicht nothwendig, daß man wie die Alten malt, es muß ein Hemmschuh sein mit einer fertigen Form operiren zu wollen, und nie wird ganz der moderne Geist in sie gegossen werden können. So wie Albert Keller Frauenbildnisse malt, so etwa ist moderne Portraitmalerei zu denken. Mit dem vollendetsten Können, mit allen Reizen, die moderne Malerei aufbieten kann, darnach streben, Individualitäten zu schaffen und ihr innerstes seelisches Leben zu erfassen, wie die alten Meister es thaten. Aber solche Portraitisten sind nicht beliebt, und da in erster Linie sie von der zahlungsfähigen Moral abhängig sind, so wird es ihrer immer nur wenige geben, und diese Kunst wird blühen, verborgen wie das Veilchen.

Robert Richter.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Die gute Schule.

Im Berliner Courier, der mir ein unerschöpflich fließender Quell der Belehrung und Anregung ist, fand ich jüngst, als ein allgemein anerkanntes Axiom, den Satz hingestellt: „daß es mehr auf die Gestaltung, als auf den Stoff in der Kunst ankommt." Wenn man, einen langen Winter hindurch, die arme, bedrängte Kunst gegen eine nur stoffliche Auffassung hat vertheidigen müssen, wenn einem die Phrasen von der Peinlichkeit der neuen Richtung, von ihren schmutzigen und crassen Sujets noch lästig in den Ohren klingen, wird man diese späte, sommerliche Erkenntniß mit verdoppeltem Erstaunen lesen; wollte man sie nicht nur als graue Theorie, sondern auch in der freien Bühnen-Praxis gelten lassen — aller Streit hätte bald ein Ende! Und wie klug sind die beiden Factoren hier gegen einander abgewogen: „mehr" auf die Gestaltung als auf den Stoff kommt es an, doch nicht ausschließlich auf die eine, noch den anderen. Die ganze Schwierigkeit der Frage, die das Wesen der Kunst begreift, und an der sich Goethe, Schiller und mancher Andere den Kopf gescheuert haben, liegt in diesem einen Worte: mehr.

Auch wer über Hermann Bahr's Roman „Die gute Schule“ seine Meinung sagen soll, wird vor die Frage sich gestellt finden: wo er den Werth eines Kunstwerkes sucht, ob im Stoff, ob in der Form. Wer nur an jenen sich hält, wird, sei es nun von einem moralistischen Standpunkt aus oder auch von einem halbwegs ästhetischen, Bedenken über Bedenken zu äußeren haben: die Ausführlichkeit der erotischen Scenen, ihre verweilende Deutlichkeit wird ihn belästigen, und zugleich wird die geringe Spannkraft der Fabel seine Aufmerksamkeit zerflattern lassen. Dagegen wer von der Form ausgeht, wer im Kunstwerk das Wie — nicht nur „mehr“, sondern ausschließlich das Wie — sucht, wird eine ganz eigene, persönliche Gestaltung hier erkennen, ein intensives dichterisches Bilden, das sich nicht eher genug thut, bis auch der letze Rest des Stofflichen aufgegangen ist im individuellen Stil; und er wird, ob auch abgestoßen von mancher Absonderlichkeit, von Manier und Laune, dem Eindruck eines in sich geschlossenen, einheitlichen Kunstwerkes zuletzt sich nicht entziehn. Ein Roman wie „Die gute Schule“ ist in Deutschland noch nicht geschrieben worden; deßhalb hat diese Zeitschrift, die dem Modernen gehört, ihn ihren Lesern zuerst mitgetheilt.

Weder über die Originalität noch über die künstlerische Bedeutung des Werkes ist damit etwas Entscheidendes ausgesprochen. Es ist neu für die deutsche, nicht für die europäische Litteratur: seine Vorbilder liegen Jedermann vor Augen im französischen psychologischen Roman, Schule Bourget. Längst sind den älteren Naturalisten, die die Außenwelt, die états de choses zu schildern unternahmen, die Huysmans und Rod, gefolgt, die Decadenten, die ihren Blick in die Innenwelt richten, auf die états d'âmes: „seelische Zustände“ nennt, als ihr Discipel, Hermann Bahr seine Erzählung. „Erzählung“ — das altmodische Wort will hier kaum passen: sparsamer kann Niemand, als Bahr, Erlebnisse, Vorgänge, die Schatten der Dinge nur auf das Ich des Helden fallen lassen. Um Gotteswillen keine Fabel! scheint oberste Regel; aber um so exacter, um so unbegrenzt genauer wird das seelische Leben geschildert, die ruhelos wogenden Sensationen eines höchst complicirten, singulären Idividuums: wie dieser modisch nervöse, raffinirte Decadent denkt und empfindet in jedem Augenblick, erfahren wir; wie er heißt — nicht. Ohne Zweifel ist es dem Autor gelungen, den Typus, den er hier schildern wollte, mit großer Schärfe hinzustellen; daß es kein angenehmer Typus ist, könnte nur die stoffliche Betrachtung einwerfen, und der Vorwurf zählt also nicht. Wahr ist dieser „verwurstelte, verhutzelte“ Kerl mit seinen Genialitäts-Allüren, seiner hysterischen Erotik gewiß, und jeder von uns hat ihn schon gesehen; ob es nicht anging, ihn rascher zu schildern, mit weniger Worten und weniger Pathos, mit mehr Ueberlegenheit und mehr Humor ist eine andere Frage. Zuweilen wenigstens schildert Bahr nicht einen Ungesunden, sondern ungesund: Uebertreibungen laufen unter, und von fletschender Brunst, von Tobsucht und Tollwuth hören wir mehr als glaublich scheint. Der Autor wird an solchen Stellen selbst von dem „fieberischen, tropischen Stil“ seines Helden fortgerissen; er instrumentirt zu stark, mit rauschendem Wagnerischen Orchester, und all seine Musik ist con brio, ein einfaches Andante kennt er nicht. Paul Lindau würde sagen: es fehlt seinem Schaffen der große ästhetische Regulator, der Geschmack; oder, wie ich vielmehr glaube: er hat seine eigene Natur noch nicht frei genug entwickelt, er ist allerlei Impressionen wehrlos hingegeben, und ob es grade die „gute“ Schule ist, in die er sich begeben, bleibt mir zweifelhaft.

Noch ein Bedenken habe ich gegen das Werk, das wesentlich ist: seine Oekonomie scheint mir verfehlt. Das Wichtigste ist zu kurz gekommen: die seelische Wandlung des Helden. Eine Art von grünem Heinrich will uns Bahr schildern, eine Abart vielmehr, einer grünen Heinrich fin de siècle, der an seinen Capricen, seinen Veilletäten nicht zu Grunde geht, sondern der ein praktischer Mensch dieser Zeit wird, ein moderner, kalter Streber; aber diesen interessantesten Theil der Entwicklung

stellt der Dichter uns nicht dar, er spricht nur mit klugen, dürren Worten das Resultat aus. Daß es so kam, sagt er; warum es so kommen mußte aber, sagt er nicht. Sie stehen da, jeder für sich: drüben der Narr von ehemals, hüben der Streber von heute; „es fehlte jede Verbindung mit dem früheren", muß der Autor selbst gestehen. Hier lag die eigentliche psychologische Aufgabe; aber grade hier wird der zuerst so wortreiche Erzähler karg und seiner Darstellung fehlt die Anschaulichkeit und somit die Ueberzeugungskraft.

Vergleiche ich Bahr's Roman mit seinem Drama „Die große Sünde" so finde ich eine völlig andere Welt: dort ein ungemessener Reichthum der Personen, der sich hemmt und bedrängt, hier die sparsamste Beschränkung; dort gut österreichisches Localcolorit, hier Pariser Ton, nur leicht versetzt mit ein bischen Austriacismen; dort Zurücktreten der psychologischen Enwicklung vor den äußeren Vorgängen, den Reden und Volksscenen im Stile des „Volksfeindes", hier seelische Zustände des Einen, immer des Einen. So völliger Gegensatz zeigt, daß der Autor noch die Stätigkeit der Entwicklung nicht gefunden hat, welche in einer starken Persönlichkeit ruht; aus der Schule Ibsen ist er, ein talentvoll Suchender, in die Schule Bourget gelangt, und wird nun hoffentlich auch zu sich selber bald kommen, zu seiner eigenen Natur und Kunst.

Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

Emilia Pardo Bazan „Por Francia y por Alemania" (Madrid, la España Editorial). Ein wunderliches Durcheinander draußen, auf dem Titel: die phrygische Mütze mit dem Wappen der République française neben der Deutschen Kaiserkrone über dem einköpfigen Aar, ganz brüderlich zusammen. Und dann ebenso drin, im Text, die gleiche kunterbunte „Mezclilla": Maschinenhalle, Edison, Tour Eiffel, Boulanger, Mode, Sha von Persien, spanische Malerei, Anulkung des Meissonier, Zwingli, Pinakothek, Walhalla, Nürnberg, Straßburger Pastete, Karlsbad, die alte Bastille, Buffalo Bill, Jean Richepin und die Decadents, Sarah Bernhardt, Eça de Queiroz — und wenn man sich da endlich durchgefressen hat, dann möchte man am liebsten, sie finge gleich noch einmal von Anfang an. Denn die kleine Person weiß alles und thut, als wüßte sie gar nichts: das gerade Gegentheil des Deutschen Professors.

Das kommt nämlich daher: die kleine Person ist zudem eine große Dichterin, so nebenbei (das wirklich große ist man immer nebenbei): keine wird heute in Spanien mehr gelesen, mehr gerühmt und die grausamsten „Merker" der Litteratur, was in der Presse und von den Kathedern heute den Marschallsstab schwingt, preisen sie in kritischen Diplomen. Ich weiß schon: das junge Spanien, die Vorhut der geistigen Entwicklung nach den neuen Idealen, mag es nicht leiden, daß man das sagt, und ich sehe noch immer meinen lieben Luis Paris vor mir, den streitbaren Pabst der Gente Nueva, wie der stolze Adel seines bleichen Profiles noch fahler erblaßte und der trotzige Haß seines imperatorischen Blickes noch leidenschaftlicher erglühte, wenn meine naive Ausländerei sich zu ihrem verfehmten Namen erkühnte, den auszusprechen schon Ketzerei und Hochverrath war. Es wird eben von diesem ringenden Volke die Politik heute in alles gemischt, zur Vergiftung der Gerechtigkeit, und über der fanatischen Katholikin vergißt diese republikanische Jugend die geniale Naturalistin, will sie vergessen, welche in La madre naturaleza die gewaltigste Schöpfung der kastilianischen Moderne vollbracht und mit ihrer „cuestion palpitante," als der alte Valera, der madrilenische Frenzel, mit seiner „Arte nueva d'escribir las novelas" auf den Naturalismus loszudreschen anhob, auch der neuen Theorie den ersten großen Triumph auf der Halbinsel ersiegt hat.

Sie ist jedenfalls eine „Natur," im Goethe'schen Sinne, eine für sich, über der Menge und eigen; und sie ist, bei allem Heimweh rückwärts nach der frohen Gothik des frommen

Glaubens, in jeder Faser eine Moderne, nervös nach dem Neuen, durstig des Inconnu, und trotz allen monarchischen und konservativen Alluren Revolutionärin durch und durch, de esa fuerza revolucionaria, innovadora, que es el germen fecundante de la belleza futura, wie sie selber einmal gesagt hat, „von jener revolutionären Kraft der Erneuerung, welche der fruchtbare Keim der künftigen Schönheit ist." Ihr Geschlecht hat sie vor den Vergewaltigungen der Wahrheit durch Systematik bewahrt; sie kennt nicht das männliche Bedürfniß, der „Consequenz" zu Liebe und um der logischen Klarheit willen zu lügen. Sondern wie eine Harfe im Sturm tönen, mit dumpfem Seufzer, mit schrillem Jubel ihre empfindsamen und hingiebigen Nerven von jedem Stoß, den diese wilde und verwirrte Zeit über sie rüttelt.

Es lockt an diesem Buche, wie sich in solcher Vollblut-Spanierin das Französische und das Deutsche spiegeln. Die Franzosen kommen nicht allzu gut dabei weg; unter Verdienst, will mir scheinen. Es mag schon verdrießlich sein, daß sie immer nur blos für die Toreadoren und die schwülen Tänze der Gitanen zu interessiren sind; aber die guten Deutschen, welche sie mir doch ein bischen gar zu à la Schwind und Schnorr von Carolsfeld verstilisiert, intressiren sich nicht einmal dafür. Es steckt wohl auch hier wieder das Politische dahinter. Ich habe bei allen spanischen Republikanern und wo nur einer sich zur Freiheit neigt, Bewunderung und Liebe der Franzosen gefunden; aber jeder Reaktionär, je weiter einer vor Galilei zurück möchte, glaubt sich zu deutschen Sympathien parteiprogrammmäßig verpflichtet.

Ola Hansson „Parias." Fatalistische Geschichten. (Berlin, Zoberbier.) Zwei Worte blos einstweilen von diesem herrlichen Buch, über das ich am liebsten ein ganzes Heft vollschreiben möchte. Eines der wenigen, welche man gelesen haben muß. Der Autor ist von jenen seltenen Künstlern, die etwas zu sagen haben, etwas was vor ihnen von keinem gesagt wurde und um sie herum von keinem gesagt wird. Und das ist just eben dasselbe, was die Entwicklung der Moderne heute zu sagen hat: die Stichworte zur Eröffnung der nächsten Scene. Die Discussion der neuesten Phase, in welcher die Litteratur sich über den Naturalismus hinaus entwickelt, wird seinen Namen bald zu einem Schlagwort schleifen.

Naturalismus und Theater. Nächstens nehme ich die noch unverkauften Exemplare meiner sämmtlichen Werke dem Verleger weg und stampfe sie todesmuthig ein. Es wird mich freilich etwas theuer zu stehen kommen, aber anders geht es wirklich nicht. Anders finde ich nimmermehr Ruhe: denn was mir jetzt alles aufdividirt wird, das ist wahrhaftig schon nicht mehr schön.

Hören Sie nur, was mir wieder passirt ist. Ich lese es eben in der „Deutschen Zeitung", von Herrn Dr. Moritz Necker, einem der geistreichsten, urtheilsfähigsten und gerechtesten Wiener Kritiker, gezeichnet:

„Freiherr von Berger nimmt am nachdrücklichsten Stellung gegen den Naturalismus, dessen Unvermögen, jemals die Bühne zu gewinnen, er beweist, womit er freilich so einsam nicht mehr dasteht, denn gerade einer der temperamentvollsten Naturalisten, Hermann Bahr, hat in seinem Buche „Zur Kritik der Moderne" dasselbe Facit gezogen."

Und nun appelliere ich an Ihre angeborene Menschlichkeit und beschwöre Sie um Jesu Christi willen: habe ich denn das wirklich verdient?

Ich will gar nicht erst gegen den Titel des Naturalisten protestiren. Zwar macht es mich traurig: denn mein Gewissen ist rein; und wenn denn schon durchaus ein Name sein muß, warum heißen Sie mich nicht lieber „Decadent" und wenn denn schon durchaus ein Schubfach sein muß, warum stecken Sie mich nicht lieber mit Huysmans und Maurice Barrès zusammen? Aber darüber hätte ich noch gar nichts gesagt; so kleinere Kränkungen bin ich schon gewöhnt.

Aber wo in aller Welt, mein hochverehrter und liebwertester Herr Doctor, wo in aller Welt habe ich dieses schändliche „Facit gezogen, von dem Unvermögen des Naturalismus jemals die Bühne zu gewinnen"?

Ich denke garnicht daran. Ich habe von manchen Versuchen der Naturalisten dargethan, daß sie mißglückt sind. Ich habe wiederholt die wachsende Ueberzeugung ausgedrückt, daß der Naturalismus so wenig als irgend eine andere eine endgiltige und beharrliche Formel, und daß die französische Litteratur eben bereits wieder auf dem besten Wege ist, ihn durch ein reicheres

und der Moderne näheres Verfahren zu ersetzen. Ich stehe aber keinen Augenblick an, den Naturalismus für durchaus bühnenmöglich und in der gegenwärtigen Phase der deutschen Litteratur eine Zeit lang für geradezu bühnennothwendig zu halten.

Ich bin wirklich heillos erschrocken, wie ich das eben las. Ich habe rasch mein unglückseliges Buch aus dem Kasten geholt und aufmerksam noch einmal durchgenommen, vom Anfang bis zu Ende. Nun, ich muß Ihnen sagen: es hat mir recht gut gefallen; aber was ich bange suchte, davon fand ich keine Spur.

Und das verstimmt mich sehr: denn ich versichere Sie, es macht wenig Vergnügen, ein Schriftsteller zu sein, der seine eigenen Bücher nicht versteht. Es bleibt mir rein nichts anderes übrig, als künftig jedesmal — um Widersprüche zu vermeiden — erst bei Herrn Dr. Necker anzufragen, wie ich denn eigentlich über die Sache denke, über welche ich schreiben will. Ja, das ist sicher noch das allerschlaueste.

Hermann Bahr.

Pikante Stellen. In der Leipziger Verhandlung gegen Sittenfeld und Walloth kam auch ein Brief Sittenfeld's (Alberti's) an seinen Verleger Friedrich zum Vortrag, in welchem es hieß: Friedrich möge doch in einer der belebtesten Straßen Berlins einen Laden miethen, und dann an den Schaufenstern Bücher seines Verlages so ausstellen, daß die „pikanten Stellen" von draußen gelesen werden könnten. Die gute Absicht, aus welcher dieser Rath entsprang, kann leicht mißdeutet werden; darum möchten wir feststellen, daß es Alberti offenbar nur darauf ankam: die Passanten der Friedrichstraße für die neue Kunst zu gewinnen. Einen sicheren Weg aber, als den vorgeschlagenen, hat er nicht gewußt und hat gemeint: der Zweck heiligt die Mittel. Uebrigens, wenn es Schillers jugendlicher Traum war, ein Buch zu schreiben, das „vom Schinder verbrannt werden müsse", — warum sollte nicht Alberti in der Ausführung idealer Absichten mit dem Aermel das Gefängniß streifen? Minder reine Intentionen aber anzunehmen, hindert uns die bekannte ethische Gesinnung des Angeklagten: wer in der tugendhaften Nationalzeitung über die litterarische Sittlichkeit — bei Andern zu Gericht sitzen darf, steht auf einer Frenzelisch beglaubigten Höhe, zu der keine Verdächtigung emporreicht. — Nach einer uns kurz vor Redactionsschluß noch zugehenden Privatnachricht hätte die Vertheidigungsrede Alberti's mit diesem Ceterum censeo geschlossen: „Das Zustandekommen der Deutschen Bühne ist definitiv gesichert; die Eröffnung findet am . . ." Doch hier unterbrach der Richter den Angeklagten. — Die Verantwortung für diese Mittheilung müssen wir dem Einsender überlassen.

Böcklin und Herr Dubois-Reymond. Prof. Emil Dubois-Reymond liebt es, wie man weiß, von Zeit zu Zeit einen Streifzug ins gelobte Land der Kunst zu unternehmen. Das Bedürfniß dazu muß wohl ein unabweisbares bei ihm sein; Beute hat er noch nie heimgebracht, nur Blamage, aber er läßt's nicht. Man brauchte ihn in diesen Vergnügungsausflügen nicht zu stören, wenn sie nicht leider vor aller Augen unternommen würden: die Abreise findet Unter den Linden statt, Akademie, Uhrsaal. Auch die jüngste Sitzung am Leibniztage ist nicht ohne Unfall vorübergegangen: neben geistreichen und feinen Reden Mommsen's, Harnack's, Weinhold's stand eine wirblige Auseinandersetzung Dubois' über das Verhältniß von Wissenschaft und Kunst. Nachdem der ständige Sekretär der Akademie festgestellt, daß Leibniz ein eigentliches Verhältniß zur Kunst nicht gehabt, war auf die natürlichste Weise von der Welt der Grund gefunden, eben zu Ehren Leibnizen's, über die Kunst zu reden; und es ergab sich denn zum anderen Male, daß auch Dubois-Reymond ein Verhältniß zur Kunst nicht hat, und also eine Festrede, ganz aus Leibniz'schem Geiste heraus, halten konnte. Hatte er einst in der thörichten Schrift „Goethe und kein Ende" bedauert, daß Faust nicht lieber Gretchen geheirathet und an Stelle Guericke's die Luftpumpe erfunden hätte, so bedauerte er nun alle jene göttlichen Verirrungen der Kunst, welche Tritonen und Nereiden, Centauren und Nymphen heißen; und dem ganzen losen Gesindel ward, ob seiner mangelhaften persönlichen Beziehungen zur Morphologie, gehörig der Text gelesen. Und selbst die lieben Engelein mußten wegen ihrer baaren physiologischen Unmöglichkeit manch hartes Wort hören. Gott besser's!

O. B.

Mein Schützenonkel.

Ahnungslos und friedfertig, wie es nur ein realistischer Schriftsteller in seinen Mußestunden sein kann, saß ich am Sonnabend Morgen an meinem Schreibtische, und spielte mit einem Papiermesser, diesem harmlosesten aller Schneideinstrumente, und dachte wie gewöhnlich so rein an garnichts, als es heftig an meine Thür pochte.

Mit Gerichtsvollziehern, Schutzleuten und sonstigen Herren mit geräuschvollem Auftreten habe ich nie was zu thun gehabt, meine Bekannten befleißigen sich auch eines gebildeten Benehmens, sodaß ich einigermaßen gespannt war, den Urheber dieses unnöthigen Radaus persönlich kennen zu lernen, und deshalb eine so schneidiges Herein rief, daß es sich von dem Rrraus des Postens am Brandenburger Thor durch nichts unterschied.

Kommst Du mir so, komm ich Dir auch so, dachte ich.

Allein im nächsten Augenblicke muß ich ein ziemlich erstauntes Gesicht gemacht haben; denn in dem Thürrahmen zeigte sich die ehrliche, biedere, etwas untersetzte Gestalt meines Onkels Karl, des ehrsamsten und friedfertigsten Hutfabrikanten von Hannover.

„Erst muß ich mich mal verpusten," sagte er und ließ sich auf das Sofa fallen, indem er aus der Rocktasche eines jener unendlichen rothseidenen Taschentücher zog, die ihm bei kühler Witterung als Halstuch dienen mußten.

Da saß er nun in seiner grünen Schützenjoppe, schnappte nach Luft und wischte sich den perlenden Schweiß ab, obgleich kein Sonnenstrählchen zu sehen, und alles noch von einem eben niedergegangenen Regengusse platschnaß war.

Er brauchte es mir nicht erst ausführlich zu berichten, daß er als eifriger Schützendeputirter, der wenigstens jedes zweite Jahr sich zum „Besten Mann" schoß, auf dem Bundesschießen nicht fehlen durfte.

Er hatte also seine Flinte genommen, seinen Schützenhut mit dem Kleeblatt aufgesetzt, all seine Medaillen angesteckt und das Silberschild mit der breiten Kette, das Abzeichen des Besten Mannes, umgehängt, und so kam er in Begleitung seiner Schützenbrüder nach Berlin, um für seine Vaterstadt nach dem Preis zu ringen.

Allein mit trübem Angesicht und klagender Stimme berichtete er, daß noch jemand mit ihm gekommen war, die sorgende Gattin, Tante Dorette, in der Familie kurzweg Tante Nette genannt.

Wenn die amerikanischen Schützen ihre Ehehälften mit über das große Wasser brachten, weshalb sollte eine Hutmachersgattin ihren Herrn und Gebieter nicht nach dem sündhaften Berlin begleiten.

Sie war also mit gekommen, und es ließ sich nichts mehr daran ändern.

„Wenn du mir die Alte vom Halse schaffst. Das wäre . . ."

Wenn Onkel Karl seine bessere Hälfte außer Hörweite weiß, gebraucht er zuweilen Ausdrücke, die nur zu deutlich zeigen, wie sehr er unter dem Pantoffel steht.

„Und ich hatte mich so auf Berlin gefreut", seufzte er, und in dem Seufzer lag eine lange Gedankenreihe, die nicht allzuschwer zu errathen war. „Und du Realist hättest mir ja noch Manches zeigen können!"

Jetzt hieß es, sich mit den Thatsachen abzufinden.

Wir wanderten also zu dem Hôtel, wo die beiden sich einquartirt hatten.

Tante Nette erwartete uns schon mit Schmerzen, da sie sich in einen Wortkampf mit dem Kellner eingelassen hatte, und überhaupt mit dem ganzen Hôtelleben so wenig zufrieden war, daß sie sofort auf den Vorschlag einging, sich für die acht oder zehn Tage ihrer Anwesenheit ein Privatlogis zu nehmen.

Wir machten uns also auf die Suche, nachdem sie vorher noch beinahe zweimal über die Höhe der Preise in Ohnmacht gefallen, und fanden vorläufig nichts Gescheidtes.

Endlich entdeckten wir in der Jägerstraße ein sehr hübsches Zimmer.

Allein eine neue Bedenklichkeit stieg auf.

Eigentlich wurde das Zimmer erst zum fünfzehnten frei; aber der Besitzer befand sich, wie meistens, zur Zeit auf Reisen, und die Wirthin versicherte hoch und heilig, es sei nicht daran zu denken, daß ihr Zimmerherr inzwischen zurückkehre; und da sonst alles auf das Beste eingerichtet war, rieth ich zu, und Onkel Karl nahm das Zimmer für die nächsten acht Tage.

Die Tante athmete wie erlöst auf. Das war ein gescheidter Einfall und ich der prächtigste Neffe von der Welt.

Am Nachmittag besorgten wir der Tante einen Tribünenplatz. Wehe, welch' ein Entsetzen, als es nicht möglich war, unter zehn Mark ein Plätzchen zu finden. Den ganzen Tag bekamen wir das zu hören. Ueberhaupt zeigte sich bei ihr eine Unzufriedenheit, unter der wir beide zwar sehr zu leiden hatten, über die der Onkel jedoch innerlich frohlockte. Vielleicht fand sich doch eine Möglichkeit, daß sie uns allein ließ.

Wir fingen an, überall einzukehren, mein Schützenonkel entwickelte einen Wissens-Durst, den ich bis jetzt niemals an ihm beobachtet hatte und der wie ich bald merkte nur darauf hinauslief, die Tante müde zu machen. Allein diese hielt sich mit einer Tapferkeit, mit einem stoischen Gleichmuth, der einer spartanischen Mutter alle Ehre gemacht haben würde.

Es war nicht möglich, sie matt zu kriegen, sie ließ sich geduldig von einem Bräu in's andere schleppen, ohne ein Wort der Widerrede, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. Nur imponiren konnte ihr garnichts. Es schien alles selbstverständlich zu sein.

Mit Ruhe schluckte sie den Staub ein, als wir uns durch die Menschenmassen Unter den Linden durchdrängten, sie ließ sich auf die Füße treten, setzte sich der Gefahr aus, überfahren zu werden, kam halb um vor Hitze und ließ sich dann wieder naßregnen.

In dem Gewirr all' dieser Schützenbrüder, die sich nach Möglichkeit überall breit machten, die alle Droschken mit Beschlag belegt hatten, und die Stadt kreuz und quer durchfuhren, während von allen Bahnhöfen immer neue Ankömmlinge zuströmten und mit ihren im Winde lustig flatternden Fahnen Aufsehen erregten, in dem Trubel der neugierigen Masse, die sich auf den Trottoirs langsam vorwärts schob, und die Ausschmückung der Häuser und Straßen bestaunte, — in alle dem Durcheinander hielt sich die Tante muthig am Arm ihres Karl aufrecht.

Endlich kam der Abend heran. Wir selbst waren überanstrengt bis zum Umsinken. Die Tante heuchelt eine Frische, die uns zum Entsetzen brachte.

„Sie ist nicht unterzukriegen. Nein, was ist das für eine Frau. Du hast gar keine Ahnung."

Gottlob, daß ich keine Ahnung davon zu haben brauchte.

„Wenn wir doch nur den Abend für uns hätten, weißt Du, das könnte wirklich nett werden."

Das konnte es schon, allein die Tante war garnicht für das Nette und nahm ihren Karl unter den Arm, und er durfte den Kommers nicht mitmachen.

Heute war nichts mehr anzufangen, garnicht dran zu denken. Ich brachte sie also nach Haus und wünschte angenehme Ruhe.

Am andern Morgen, ich stippte gerade meine Butterschrippe in den Kaffee, wird ohne Anklopfen meine Zimmerthür aufgerissen.

Natürlich der Onkel, halb ärgerlich, halb aber auch wie toll vor Freude.

Es war alles ganz nett gewesen, und sie hatten sich beide auf einen tüchtigen Schlaf gefreut, und der Schlaf hatte denn auch nicht allzulange auf sich warten lassen. Erst ein bischen Gedusel von dem verrückten Wirrwarr, ein Bumbern, Klopfen, Pochen und Hämmern im Kopfe, ein wilder Kriegstanz von flatternden Fahnen, Guirlanden im Winde, rasenden Droschken und durcheinanderwirbelnden Menschenmassen, und dann endlich ein bleierner Schlaf.

Und dann ein Traum . . . wild phantastisch, und mitten hinein ein Scharren und Kratzen, als ob wer an der Thür rakkelt.

Onkel Karl erwacht. Kein Zweifel, es ist jemand an der Thür. Jetzt läßt sich eine fluchende Männerstimme vernehmen; natürlich der Herr Zimmerbesitzer, der in der Nacht um halb zwei zurückgekommen ist, um sich auch morgen den Festzug anzusehen.

Und Onkel Karl, das rothseidene Taschentuch um den Kopf gewunden, in seinen Filzlatschen, geht munter, aber fröstelnd an die Thür und fängt an mit dem Draußenstehenden zu parlamentiren.

Anfangs besteht der andere darauf, in sein Zimmer und sein Bett zu kommen, er flucht und wettert, aber dann erhebt sich bittend die klagende Stimme der Tante. Nie hat sie je zuvor, noch wird sie je nachher wieder so weiche Töne finden, und endlich ist das Herz des Wilden erweicht. Er sieht ein, daß die beiden nicht viel dazu können, und sein ganzer Zorn richtet sich jetzt gegen seine Wirthin. — Und nun geht draußen ein Höllenlärm los ..... aber auch der geht zu Ende, und es wird dem so unerwartet Heimgekehrten ein Lager auf dem Sofa hergerichtet. —

Der Friede ist wieder hergestellt, allein mit der Ruhe will der Schlaf nicht zurückkommen, und so werfen sich die beiden unruhig hin und her, bis der Sonntag trübe, regenschwer anbricht.

Nur um das Zimmer sind sie herum; nun heißt es, schleunigst ein neues ausfindig zu machen. Allein der Onkel hat keine Zeit. Er muß sich zum Festzuge aufstellen. Und so habe ich nun die Ehre und das Vergnügen, die Tante unter meine Obhut zu nehmen.

Im Hôtel ist natürlich kein Platz mehr zu finden.

Nach zweistündigem Suchen haben wir endlich droben in der Nähe des Belleallianceplatzes ein schmales Zimmer gefunden mit einem Bette, in dem einer gerade Platz hat. Aber was thut's? Man muß sich eben in sein Schicksal fügen.

Wir haben eben noch Zeit, zur Tribüne am Rathhause zu kommen, wo ich die Tante sich selbst überlasse, während ich, eingekeilt in fürchterliche Enge, wie es einem gewöhnlichen Sterblichen ziemt, nur mein Plätzchen zu vertheidigen suche.

Manchmal umwölkt sich der Himmel, dann fällt ein gelinder Regenschauer, und endlich siegt dennoch nicht die Sonne, aber der Wind, es bleibt trocken.

Da stehen wir nun und warten und warten. Man kann es vor schlechten Witzen, die überall fallen, kaum aushalten, und dabei quält mich ein Durst und endlich auch ein Hunger, daß ich am liebsten in die nächste Kneipe liefe. Allein dann: adieu Festzug. Und rings um mich her wickelt man sich die Butterstullen aus dem Zeitungspapier, und ich muß das kaltlächelnd mit ansehen.

Endlich ein Geräusch in der Ferne.

„Sie kommen. — Musik!"

Und wirklich: sie kommen. Flatternde Fahnen, hochgeschwenkte Hüte, und alles geräth in Aufregung. Aus allen Fenstern wehen Taschentücher, Blumen werden geworfen, ein Hurrahrufen und jenes brausende Summen einer erregten Menschenmasse. Endloser Jubel empfängt die Amerikaner; bei jedem Festwagen ein lauter Ausdruck der Bewunderung. Die Melodien der Musikchöre klingen ineinander, die Fahnen werden heftiger geschwenkt, und langsam zieht der bunte Zug mit seinem mannigfachen Farbenreichthum vorüber, fremde Gestalten letzter Jahrhunderte mit ihrer wechselnden Tracht, bis endlich der letzte Mann vorüber ist, und die mit Mühe zurückgehaltene Menschenmasse hinter dem Zuge zusammenfluthet.

Wer natürlich den Onkel nicht gesehen hatte, war Tante Nette. Sie war untröstlich; allein, als wir mit vieler Mühe und Noth endlich zum Essen kamen, gab sich auch der Schmerz, und nun trat die Sorge in den Vordergrund, was aus ihm geworden sein mochte, der inzwischen draußen auf dem Festplatz bankettirte.

Als wir um sechs Uhr hinauskamen, und ich Onkel endlich fand, war er in der seligsten Stimmung; er verlangte fortwährend, daß die Tante mit ihm Karoussel fahren, oder sich in die russische Schaukel setzen solle. Sie sah die Aussichtslosigkeit ein, hier etwas zu thun und verzichtete großmüthig auf alle ihre Rechte.

Wir waren keine halbe Stunde auf dem Platze, als sie die Besinnung zu verlieren drohte, von all dem Ausrufen, dem betäubenden Geklingel, den Hunderten von Orgeln und den gräßlichen Orchestermusiken.

Sie hatte nur den einen Wunsch, nach Haus zu kommen, aber — mit ihrem Karl.

Der war in einem Zustande, welcher an Haltlosigkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Die Nacht aber mußte schrecklich gewesen sein. Rechts und links neben dem Zimmer hausten einige Schützenbrüder, die bis zum frühen Morgen spektakelten, und der Onkel lief auch alle Augenblicke aus dem Zimmer, und fand dann den Weg nicht zurück, bis ihn die Tante sich holen mußte.

Diese Nacht hatte dem Fasse ihrer Geduld den Boden ausgeschlagen. Zwei Nächte ohne Schlaf waren zu viel für sie. Dies Berlin machte sie verrückt. Mit Karl war nichts mehr anzufangen, die Zügel waren ihrer Hand entglitten. Sie konnte doch nicht den ganzen Tag in Pankow sich auf dem Scheibenstande aufhalten. Und so ergab sie sich.

Keine Minute länger wollte sie mehr bleiben.

Um die Mittagszeit brachten wir sie zum Friedrichsbahnhof, mit betrübten Mienen.

Als der Zug aus der Halle fuhr, warf Onkel Karl den Hut in die Luft, mit einen Juchschrei, den er von den Tirolerschützen gelernt haben mußte, zum starren Entsetzen des gesammten Publikums. Und dann faßte er mich unter den Arm, und zog mich mit Windeseile hinaus, in die gattinlose Freiheit.

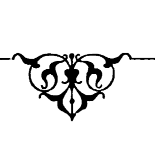
Draußen athmete er auf und mit einem schmunzelnden Wohlgefühle und einem verständnißinnigen Augenzwicken sprach er die bedeutungsvollen Worte:

„Gott sei Dank, jetzt haben wir Freie Bühne. Jetzt kann das Stück losgehen, aber lustig, sag' ich Dir!"

Ob es so lustig werden wird, wie er meint, weiß ich nicht; daß aber das Stückchen an Realismus nichts zu wünschen übrig lassen wird, das ist bei mir schon zur Gewißheit geworden.

Arme Tante!

Heinz Tovote.



Eine heikle Geschichte.

Von

Fedor Dostojewski.

(1. Fortsetzung.)

III.

Entschlossen trat Iwan Ilitsch durch das geöffnete Pförtchen und stieß verächtlich einen zerzausten kleinen Köter zur Seite, der ihm mehr aus Anstandsgefühl als aus böser Absicht mit heiserem Bellen zwischen die Beine gefahren war. Auf einem hölzernen Steg schritt er bis an die überdachte Haustreppe, die wie ein Wächterhäuschen in den Hof hineinragte, und stieg die drei oder vier morschen Holzstufen empor, die zu dem engen Hausflur führten. In einer Ecke flackerte etwas wie ein Talglichtende oder eine Thranlampe, das hinderte jedoch Iwan Ilitsch nicht, mit seinem linken Fuße — so wie er war, in Galosche und Schuh — in eine Gallertschüssel zu treten, die zum Abkühlen und Gerinnen hinausgestellt war. Iwan Ilitsch bückte sich ein wenig und erblickte noch drei weitere Schüsseln und Formen mit ähnlicher Füllung. Als er sah, was er angerichtet hatte, ward er verwirrt und dachte einen Augenblick daran, sich sogleich aus dem Staube zu machen. Aber das schien ihm denn doch zu niedrig: er überlegte, daß ihn niemand gesehen und daß man ihn ganz gewiß nicht in Verdacht haben würde, und so wischte er denn, um alle Spuren zu verbergen, die Galosche ab, tastete sich nach der mit Filz ausgepolsterten Thür hindurch, öffnete sie und trat in das winzig kleine Vorzimmer. Die eine Hälfte des Zimmers war buchstäblich mit Mänteln, Ueberröcken, Damenpaletots, Kopftüchern und Galoschen angefüllt. In der andern Hälfte hatten die Musikanten ihren Platz gefunden: zwei Geigen, eine Flöte und ein Contrabaß, vier Mann im Ganzen, die man natürlich auf der Straße aufgelesen hatte. Sie saßen um ein roh gezimmertes Tischchen, bei einem einzigen Talglicht, und sägten soeben mit voller Dampfkraft die letzte Figur der Quadrille zu Ende. Durch die geöffnete Thür konnte man im Saale mitten im Tabaksqualm, Dunst und Staub die tanzenden Paare sehen. Eine tolle Lustigkeit herrschte in der Gesellschaft, man hörte das Schreien und Kreischen der Damen und das wuchtige Aufstampfen der Herren, das von einer ganzen berittenen Schwadron herzurühren schien. Dieses ganze Sodom aber übertönte das Kommando des Tanzmeisters, eines höchst ausgelassenen und fidelen Herrn, der sogar seine Weste aufgeknöpft hatte und mit wahrer Begeisterung sein: „En avant die Herren! Chêne des dames! Balancez!“ in den Saal hineinschrie. Iwan Ilitsch zog nicht ohne eine gewisse Unruhe Pelz und Galoschen aus und trat mit der Mütze in der Hand in den Tanzraum. Er war von diesem Augenblick an nicht mehr Herr seiner Entschließungen …

Im ersten Moment wurde er von niemand bemerkt: alle tanzten ihre Tour zu Ende. Iwan Ilitsch stand wie betäubt da und vermochte in dem allgemeinen Wirrwarr keine Einzelheiten zu unterscheiden. Damenkleider, Schleifen und Schärpen, männliche Gesichter mit Cigarretten zwischen den Zähnen schwebten an ihm vorüber. Ein hellblaues Band streifte seine Nase, und ein Student der Medizin, der mit fliegenden Haaren hinter der Schärpe herjagte, stieß ihn empfindlich in die Seite. Auch ein werstlanger Offizier von irgend einem Truppentheile tauchte vor ihm auf, um sogleich wieder in der Menge zu verschwinden. Eine quiekende Stimme tönte schrill an sein Ohr: „Pseldonymow, he, kleiner Pseldonymow!“ Unter den Füßen fühlte er etwas Klebriges: der Fußboden war offenbar frisch gebohnt worden. In dem übrigens nicht gerade kleinen Raume mochten sich gegen dreißig Menschen bewegen.

Im nächsten Augenblick war die Quadrille zu Ende, und fast zu derselben Zeit ereignete sich ganz genau dasselbe, was Iwan Ilitsch sich in Gedanken vorgestellt hatte, als er noch auf dem Trottoir stand und überlegte. Wie ein leises Flüstern

und Rauschen ging es durch die Gruppen der Gäste, die noch ganz außer Athem waren und sich den Schweiß von der Stirn wischten. Aller Augen wandten sich rasch nach dem neu eingetretenen Gaste, man wich unwillkürlich vor ihm zurück, und wer ihn nicht sah, ward durch Zupfen und Augenblinzeln auf ihn aufmerksam gemacht. Iwan Ilitsch stand immer noch in der Thür, ohne auch nur einen Schritt vorwärts zu wagen, und zwischen ihm und den Gästen entstand ein leerer Raum, der auf dem Fußboden zahllose Bonbonhüllen und Cigarrettenreste sehen ließ. In diesen leeren Raum trat plötzlich schüchtern ein junger Mensch in einer Viceuniform mit zerzaustem weißblondem Haar und mächtiger Habichtsnase. Er bewegte sich mit gebeugtem Rücken vorwärts, indem er den unerwarteten Gast genau mit jener Miene ansah, mit welcher ein Hund seinen Herrn ansieht, der ihn ruft, um ihm einen Fußtritt zu geben.

„Sei gegrüßt, Pseldonymow, erkennst Du mich?" begann Iwan Ilitsch, indem er sich zugleich sagte, daß er diese Worte ganz erschrecklich unsicher herausgebracht hatte. Er fühlte auch, daß er in diesem Moment vielleicht eine unverzeihliche Dummheit beging.

„O — o — Euer Excellenz!" brachte Pseldonymow stotternd hervor.

„Ganz recht, ich bin's. Ich habe ganz zufällig vorgesprochen, mein Lieber, wie Du Dir vermuthlich selber vorstellen kannst . . ."

Aber Pseldonymow konnte sich augenscheinlich gar nichts vorstellen. Mit weit aufgerissenen Augen stand er da — ein Bild vollkommener Rathlosigkeit.

„Du wirst mich doch nicht hinauswerfen, denk ich . . . Du mußt mich schon aufnehmen, ob gern oder ungern . . ." fuhr Iwan Ilitsch fort, indem er eine grenzenlose Verlegenheit und Schwäche empfand und sich vergeblich anstrengte zu lächeln. Wie sollte er jetzt die humoristische Erzählung seines Besuches bei Stepan Nikiforowitsch und des Vorfalls mit Trifon vorbringen! Pseldonymow aber schien wie absichtlich aus seiner Betäubung nicht zu erwachen und starrte ihm immer noch mit tölpelhaftem Ausdruck ins Gesicht. Iwan Ilitsch fühlte, wie sich sein Inneres zusammenkrampfte — noch eine solche Minute, und er war für immer vernichtet.

„Ich störe doch nicht etwa . . . ich gehe sonst . . ." brachte er mit Mühe hervor, während ein nervöses Zucken über seine Lippen huschte.

Aber Pseldonymow gewann für einen Augenblick seine Fassung.

„Ew. Excellenz, ich bitte recht sehr . . . Diese Ehre . . ." stieß er hastig hervor, indem er sich diensteifrig verbeugte — „geruhen Sie Platz zu nehmen . . ." und indem er auf einmal Leben gewann, wies er mit beiden Händen nach einem Sopha, von welchem des Tanzens wegen der Tisch abgerückt war.

Iwan Ilitsch athmete erleichtert auf und setzte sich nieder; gleichzeitig rückte irgend jemand den Tisch wieder vor das Sopha. Mit einem Blicke überflog der General die Gesellschaft und sah, daß er ganz allein saß, während alle übrigen, sogar die Damen standen. Das war kein günstiges Zeichen. Es war noch nicht an der Zeit, ermunternd und auffordernd einzugreifen — war er ja noch nicht Herr seiner selbst. Die Gäste wichen immer noch nach der Mitte des Zimmers hin zurück und vor ihm stand einzig und allein Pseldonymow, der wieder verstummt war und nichts zu begreifen schien. Es war eine heikle, recht heikle Lage: noch niemals hatte Iwan Ilitsch in so kurzer Zeit so viel ausgestanden, und das Unternehmen, in das er sich um des Princips willen eingelassen, konnte wirklich als eine Heldenthat erscheinen. Plötzlich tauchte jedoch neben Pseldonymow eine kleine Gestalt auf, die sich vor dem General tief verbeugte. Zu seiner unaussprechlichen Freude erkannte Iwan Ilitsch sogleich den Bureauvorsteher aus seiner eigenen Kanzlei, Akim Petrowitsch Subikow, den er zwar nicht näher kannte, aber doch als einen schweigsamen und dabei tüchtigen Beamten schätzte. Er erhob sich sogleich und streckte Akim Petrowitsch seine Hand hin — die ganze Hand, nicht blos zwei Finger. Akim Petrowitsch griff mit beiden Händen danach, indem er gleichzeitig den Ausdruck tiefster Ehrerbietung annahm. Der General triumphirte: alles war gerettet.

Pseldonymow war für ihn jetzt nicht mehr sozusagen die zweite, sondern erst die dritte Person. Die scherzhafte Erzählung vom Kutscher Trifon konnte nun an den Bureauvorsteher gerichtet werden, den man nothgedrungen als Bekannten, ja sogar als intimen Bekannten hinstellen mußte, während Pseldonymow indessen schweigen und „vor Entzücken beben" konnte. Die Formen des Anstands blieben auf alle Fälle gewahrt. Die Erzählung mußte nun jedenfalls kommen, das sah Iwan Ilitsch deutlich ein; er sah, daß die Umstehenden alle ohne Ausnahme irgend etwas erwarteten, daß sogar sämmtliche Hausgenossen bis zur Köchin hinunter sich voll Spannung an der Thür zusammengedrängt hatten, um ihn zu sehen und zu hören. Es war nur unangenehm, daß dieser alberne Bureauvorsteher sich noch immer nicht setzen wollte.

„Aber ich bitte recht sehr!" rief Iwan Ilitsch, indem er ihm mit einer nicht ganz gelungenen Handbewegung einen Platz neben sich auf dem Sopha anwies.

„Nicht doch . . . bitt' um Verzeihung . . . ich kann auch hier . . ." entgegnete Akim Petrowitsch, indem er rasch auf einem Stuhle Platz nahm, den ihm der immer noch eigensinnig dastehende Pseldonymow hingeschoben hatte.

„Denken Sie sich nur den Zufall!" begann Iwan Ilitsch, indem er sich mit immer noch zitternder, aber doch schon freierer Stimme an Akim Petrowitsch wandte. Er zog und dehnte die Wörter, betonte die einzelnen Silben sprach das „a" wie „ä" und benahm sich, wie er sich selbst sagen mußte, mit einem Worte ganz erschrecklich gespreizt und ungeschickt. Aber er konnte es nicht ändern: eine äußere Gewalt, der er nicht gewachsen war, schien auf ihn einzuwirken. Er litt furchtbar in dieser Minute.

Denken Sie sich den Zufall," begann er noch einmal — „ich komme soeben von Stepan Nikiforowitsch Nikiforow . . . Sie haben vielleicht von ihm gehört . . . Geheimrath Nikiforow . . . in der . . . in der Kommission für . . ."

Akim Petrowitsch verbeugte sich ehrerbietig mit dem ganzen Oberkörper, als ob er sagen wollte: „Gewiß, gewiß — wie sollt' ich nicht gehört haben!"

„Er ist jetzt Dein Nachbar," fuhr Iwan Ilitsch fort, indem er sich aus Anstandsgefühl und um die Unterhaltung recht zwanglos erscheinen zu lassen, für einen Moment nach Pseldonymow umwandte, jedoch eben so rasch wieder fortblickte, als er an Pseldonymows Augen erkannte, daß ihm diese Mittheilung höchst gleichgiltig sei.

„Der alte Herr hat, wie Sie wissen, sein Leben lang davon geträumt, sich ein Haus zu kaufen . . . Na, und nun hat der Traum sich erfüllt. Ein prächtiges Häuschen, das er gekauft hat. Hm . . . Und nun war zufällig heut sein Geburtstag, den er sonst nie gefeiert hat, aus Sparsamkeit, he he . . . und in seiner Freude über das Haus ladet er zum ersten Male Gäste zu sich . . . mich und Semjon Iwanowitsch . . . Schipulenko, Sie kennen ihn ja . . ."

Akim Petrowitsch verneigte sich wiederum in dienstbeflissenster Weise. Iwan Ilitsch war wirklich froh, daß er ihn getroffen hatte. Wie aber — durchzuckte es ihn plötzlich — wenn der Bureauvorsteher es errieth, daß er in diesem Augenblicke für Sr. Excellenz eine unentbehrliche Stütze war? Das wäre allerdings recht fatal gewesen.

„Na, wir saßen also zu Dreien beim Champagner und plauderten über dieses und jenes . . . über allerhand Zeitfragen . . . wir stritten uns sogar . . . he he!"

Akim Petrowitsch zog ehrerbietig die Stirn in Falten.

„Doch darum handelt es sich nicht. Wir verabschieden uns endlich, denn der alte Herr liebt die Pünktlichkeit und geht früh schlafen . . . Sie verstehen: die Jahre . . . und wie ich nun das Haus verlasse — wen vermisse ich? Meinen Kutscher Trifon. Ich werde unruhig und halte Umfrage nach meinem Wagen, und da erfahre ich denn, daß dieser Trifon in der Meinung, ich würde doch länger bleiben, sich zu einer Gevatterin oder Schwester — Gott weiß was — begeben habe, die hier auf der Petersburger Seite Hochzeit macht. Denken Sie sich: fährt mir der Bursche mit dem Wagen vor der Nase davon!"

Anstandshalber hatte der General die letzten Worte wieder an Pseldonymow gerichtet. Dieser krümmte sich sogleich wie ein Wurm zusammen, aber das war es durchaus nicht, was der General gewünscht hatte. „Er hat kein Mitgefühl, kein Herz," fuhr es ihm durch den Kopf.

„Unglaublich!" rief Akim Petrowitsch, auf den die Erzählung des Generals einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Ein leises Murmeln des Erstaunens ließ sich von Seiten der Gäste vernehmen.

„Sie können sich meine Lage vorstellen," fuhr Iwan Ilitsch fort, indem er einen für die ganze Gesellschaft berechneten Blick in den Saal warf. „Es blieb mir nichts weiter übrig: ich mußte zu Fuß gehen. Ich denke: du schleppst dich bis zum großen Prospekt und dort findet sich schon irgend ein Wanka*) . . . he he!"

„Hi hi hi!" kicherte Akim Petrowitsch ehrerbietig zur Antwort. Wiederum ging ein Murmeln durch die Menge der Gäste, doch war es schon mehr lustiger, freierer Art. In diesem Moment barst der Cylinder an der Wandlampe mit einem lauten Knack. Einer der Gäste sprang diensteifrig hinzu, um nach dem Schaden zu sehen. Pseldonymow fuhr zusammen und warf einen strafenden Blick nach der Lampe, der General jedoch beobachtete den Zwischenfall nicht im Geringsten, und alle beruhigten sich.

„Ich komme also des Weges daher . . . und es ist eine stille, herrliche Nacht. Auf einmal höre ich Musik, fröhliche Stimmen, den Tritt der Tanzenden. Ich frage den Polizisten: Pseldonymow, sagt er, macht Hochzeit! Ei, ei, mein Lieber, Du machst ja die ganze Petersburger Seite rebellisch! Ha ha!" wandte er sich plötzlich wieder an Pseldonymow.

„Hi hi hi! Sehr gut!" ließ sich Akim Petrowitsch vernehmen. Durch die Gesellschaft lief ein erneutes Murmeln, und nur der unglückselige Pseldonymow blieb gänzlich ungerührt: er verbeugte sich wieder, aber von einem Lächeln, einem Entgegenkommen irgend welcher Art keine Spur. Als ob er von Holz wäre!

„Ist er denn wirklich so beschränkt?" dachte Iwan Ilitsch. Jetzt hätte doch selbst ein Esel lachen müssen — und alles würde wie am Schnürcheu gehen." Und er verspürte eine gewisse Ungeduld in seinem Innern.

„Ich denke also," fuhr er alsdann laut fort — „du willst doch einmal bei deinem Registrator vorsprechen. Er wird dich doch nicht hinauswerfen . . . na, und da bin ich denn, mag Dir's recht sein, oder nicht. Du mußt nun schon entschuldigen, mein Lieber. Wenn ich jedoch stören sollte, dann geh' ich . . . ich wollte nur einmal sehen . . ."

„Aber wie sollten denn Ew. Excellenz uns stören!" schien Akim Petrowitsch's süßliche Miene zu sagen, denn er selbst brachte ebenso wenig wie Pseldonymow ein Wort über die Lippen. In den Gruppen der Gäste ward es lebendig, die frühere Ungebundenheit begann langsam wiederzukehren. Die Damen hatten sich bereits bis auf wenige Ausnahmen gesetzt — jedenfalls ein günstiges Zeichen. Die Keckeren unter ihnen fächelten sich mit ihren Taschentüchern Luft zu, und eine, eine nicht mehr ganz jugendliche Person in einem abgetragenen Sammetkleide, wagte sogar mit lauter Stimme eine Bemerkung zu machen. Der Offizier, an den sie das Wort gerichtet hatte, wollte ihr gleichfalls laut antworten, als er jedoch sah, daß alle andern nur im Flüstertone sprachen, dämpfte auch er seine Stimme. Die männlichen Gäste zumeist Kanzleibeamte und etliche Studenten, ermunterten sich gegenseitig durch Blicke, Geberden und leises Hüsteln zu einem freien Benehmen und machten bereits ein paar Schritte nach dieser oder jener Seite. Eine besondere Verlegenheit war übrigens keinem anzumerken, vielmehr zeigten sie alle nur eine gewisse Scheu und eine geheime Feindseligkeit gegen die Person, die sich ungeladen zu ihnen gesellt hatte. Der Offizier begann sich seiner Zaghaftigkeit zu schämen und näherte sich nach einer Weile dem Tische.

---

*) Wanka, Hänschen, Spitzname der Schlitten-Kutscher.

„Höre einmal, mein Lieber," wandte sich Iwan Ilitsch an Pseldonymow — „wie heißt Du denn eigentlich mit Vor- und Vatersnamen?"

„Porfiri Petrow, Excellenz," antwortete der junge Ehemann in dienstlichem Tone, wie bei einer Revision, indem er die Augen weit aufriß.

„Mache mich doch mit Deiner jungen Frau bekannt, Porfiri Petrowitsch . . . ich möchte . . ."

Er machte Miene, sich zu erheben, aber Pseldonymow stürzte Hals über Kopf in das Nebenzimmer, um die junge Gattin zu holen. Diese hatte bisher in der Thür gestanden, kaum aber vernahm sie, daß von ihr gesprochen wurde, als sie sich sogleich versteckte. Eine Minute später jedoch führte sie Pseldonymow bereits an der Hand herein, und alles trat zur Seite, um ihnen Platz zu machen. Iwan Ilitsch erhob sich feierlich und trat mit einem liebenswürdigen Lächeln auf sie zu.

„Sehr angenehm, sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen," begann er mit einer leichten, weltmännischen Verbeugung, „zumal an einem solchen Tage . . ."

Ein vielsagendes Lächeln begleitete seine Worte; die umherstehenden Damen kicherten verständnißvoll.

„Reizend!" sagte faßt hörbar die Dame in dem Sammetkleide.

Die junge Frau paßte durchaus zu dem jungen Ehegatten. Es war ein hageres Dämchen von etwa siebzehn Jahren, von blasser Gesichtsfarbe, mit einem sehr kleinen Gesichtchen und einer sehr spitzen Nase. Ihre kleinen, durchdringenden und beweglichen Aeuglein verriethen durchaus keine Zaghafligkeit, sondern hatten vielmehr einen herausfordernden, boshaften Ausdruck. Offenbar heirathete Pseldonymow sie nicht um ihrer Schönheit willen. Sie trug ein Kleid von weißem Musselin auf rosenfarbenem Grunde. Ihr Hals war dünn und lang, der Körper mager und eckig. Auf die Anrede des Generals fand sie nicht ein Wort der Antwort.

„Ein prächtiges Frauchen," sagte Iwan Ilitsch halblaut, indem er sich scheinbar an Pseldonymow wandte, in Wirklichkeit jedoch für das Ohr der jungen Ehegattin sprach. Aber Pseldonymow wußte auch diesmal nichts zu sagen, ja er vergaß selbst, sich zu verbeugen. Iwan Ilitsch glaubte sogar aus seinen Augen eine gewisse Kälte und Versteckheit herauszulesen — jedenfalls war nach seiner Meinung von diesem Charakter nichts Gutes zu erwarten. Ach, was hätte er darum gegeben, wenn man ihm auch nur ein klein wenig gefühlvoll entgegengekommen wäre!

„Ein sauberes Pärchen!" dachte er. „Nun, was ist schon zu machen . . ."

Er wandte sich wieder der jungen Frau zu, die neben ihm auf dem Sopha Platz genommrn hatte, aber auf die zwei oder drei Fragen, welche er an sie richtete, erhielt er kaum ein Ja oder Nein zur Antwort.

„Wenn sie wenigstens verlegen werden wollte," dachte er im Stillen — „dann hätte ich doch eine Anknüpfung zum Scherzen. So aber bin ich selbst der Verlegene — eine abscheuliche Lage."

Auch Akim Petrowitsch war mit seiner Weisheit zu Ende und schwieg.

„Aber meine Herren, ich habe doch nicht etwa Ihr Vergnügen gestört?" wandte sich schließlich der General an alle miteinander. Er fühlte, wie sogar seine Hände von Schweiß feucht waren.

„O nein, beunruhigen Sie sich nicht, Excellenz . . . wir fangen sogleich wieder an, und jetzt . . . wollen wir uns nur noch etwas abkühlen," versetzte der lange Offizier. Die junge Frau blickte den stattlichen jungen Mann in der schmucken Uniform mit Wohlgefallen an. Pseldonymow stand immer noch in vorgebeugter Haltung da und schien seine Habichtsnase weiter denn je herauszustecken. Er hatte ganz den Ausdruck eines Lakaien, der mit dem Mantel in den Händen dasteht und wartet, bis die Herrschaften ihr Abschiedsgespräch beendet haben. Diesen Vergleich

stellte Iwan Ilitsch bei sich an; er kam mehr und mehr aus der Fassung und fühlte, daß ihm übel, recht übel zu Muthe war, daß er den Boden unter den Füßen verlor und sich gleichsam irgendwohin im Finstern verirrte, woher er keine Rückkehr mehr finden würde . . .

IV.

Plötzlich trat alles zur Seite, und auf der Bildfläche erschien eine kleine, untersetzte Frau, nicht mehr jung, in einfacher Kleidung, ein großes, vorn am Halse mit einer Stecknadel zusammengehaltenes Tuch um die Schultern und auf dem Kopfe eine Haube, die sie offenbar zu tragen nicht gewohnt war. Sie hielt einen kleinen, runden Präsentirteller in den Händen, auf welchem eine noch nicht angeschenkte, jedoch bereits entkorkte Champagnerflasche nebst zwei Gläsern stand; die Flasche war offenbar nur für zwei Gäste bestimmt.

Die ältliche Frau schritt geraden Wegs auf den General zu.

„Sie müssen schon vorlieb nehmen, Excellenz," sagte sie, sich verbeugend; aber da Sie uns nicht verschmäht haben und uns zur Hochzeit des Sohnes die Ehre geben, bitten wir Sie auch, gnädigst auf das Wohl des jungen Paares zu trinken. Verachten Sie uns nicht, geben Sie uns die Ehre!"

Iwan Ilitsch klammerte sich an die Alte, wie an seinen Rettungsanker. Sie mochte etwa sechsundvierzig Jahre zählen und hatte ein so gutmüthiges, frisches, offenes, rundes, echt russisches Gesicht, lächelte so herzlich, verbeugte sich so einfach, daß Iwan Ilitsch bei Ihrem Anblick fast froh ward und von neuem zu hoffen begann.

„Sie sind also die Mutter Ihres Sohnes?" fragte er, indem er sich von dem Sopha erhob.

„Meine Mutter, Excellenz," stammelte Pseldonymow, indem er seinen langen Hals herausreckte und seine Nase um einige Zoll vorschob.

„Ah! Sehr angenehm, sehr angenehm, diese Bekanntschaft zu machen."

„Verachten Sie uns also nicht, Excellenz!"

„Im Gegentheil, ich bin hoch erfreut . . ."

Man stellte den Präsentirteller vor ihn hin, und Pseldonymow stürzte herbei, um das eine Glas für ihn zu füllen.

„Ich bin ganz entzückt über den Zufall . . . der es mir erlaubt," begann er, „der es mir erlaubt . . . bei dieser Gelegenheit Zeugniß abzulegen . . . mit einem Wort, als Vorgesetzter . . . wünsche ich Ihnen, meine Dame —" er wandte sich an die junge Frau — „sowie Dir, mein Freund Porfiri, ein volles, ungestörtes, langdauerndes Eheglück."

Und mit Gefühl leerte er das Glas — das siebente an diesem Abend. Pseldonymow schaute ernst, ja sogar finster drein. Der General begann ihn zu hassen.

„Und auch diese Hopfenstange da," dachte er im Stillen, indem er den Offizier ansah — „auch der steht da, als ob er nicht bis drei zählen könnte. Wenn er wenigstens ein Hurrah! ausgestoßen hätte . . . das wäre doch ganz am Platze gewesen . . ."

„Und auch Sie, Akim Petrowitsch, geruhen auf das Wohl des Hochzeitspaares zu trinken," fügte die alte, zu dem Bureauvorsteher gewandt, hinzu. „Auch Sie sind sein Vorgesetzter, und er ist Ihr Untergebener. Geben Sie Acht auf mein Söhnchen, als Mutter bitt' ich. Vergessen Sie uns auch in Zukunft nicht, Sie unser Täubchen, Akim Petrowitsch, Sie gutes Herzchen!"

„Prächtige Geschöpfe, diese alten russischen Frauen," dachte Iwan Ilitsch. „Alle hat sie neu belebt . . . Ich war dem einfachen Volke immer zugethan . . ."

In diesem Augenblick ward ein zweiter, ungeheurer Präsentirteller hereingebracht. Er wurde von einem Dienstmädchen getragen, die über einer Crinoline ein rauschendes Kattunkleid trug und den Präsentirteller kaum mit beiden Armen umfassen konnte. Auf ihm standen unzählige kleine Tellerchen mit Aepfeln, Confect, Nüssen,

mit Obstpasten, Marmelade u. s. w. Er hatte bisher in dem Nebenzimmer gestanden, wo sich die Gäste, insbesondere die Damen, nach Belieben bedient hatten. Jetzt wurden die sämmtlichen Leckereien einfach vor den General hingestellt.

„Verschmähen Sie unsere Speisen nicht, Excellenz! Wir geben, was wir haben, und wir geben's von Herzen," wiederholte die Mutter Pseldonymows.

„Aber, ich bitte recht sehr," versetzte Iwan Ilitsch, indem er mit scheinbarem Wohlgefallen eine Wallnuß nahm und zwischen seinen Händen zerdrückte. Er war fest entschlossen, bis zum Schluß der populäre Herr zu bleiben.

Plötzlich ließ die junge Frau Pseldonymow ein Kichern vernehmen.

„Was giebt's denn?" fragte Iwan Ilitsch lächelnd, ganz erfreut über das erste Lebenszeichen, das die junge Dame von sich gegeben.

„Iwan Kostenkinytsch — der da — hat mich zum Lachen gebracht," antwortete sie, indem sie sogleich wieder ernst wurde und die Augen zu Boden senkte.

Der General bemerkte nun einen blonden jungen Mann mit angenehmen Zügen, der sich auf der andern Seite des Sophas neben Frau Pseldonymow niedergelassen und seiner Nachbarin irgend etwas ins Ohr geflüstert hatte. Als der General nach ihm hinsah, erhob er sich schüchtern von seinem Stuhle.

„Ich habe von dem „Traumbuch" gesprochen, Excellenz," sagte er zögernd und sich gleichsam entschuldigend.

„Von welchem Traumbuch denn?" fragte Iwan Ilitsch in gewinnendem Tone.

„Es ist kürzlich ein neues „Litterarisches Traumbuch" gedruckt worden. Es heißt dort: wenn man von Herrn Panajew[1]) träumt, wird man sich das Chemisette mit Kaffee begießen. Das war's, was ich erwähnte."

„Welche Unschuld!" dachte Iwan Ilitsch. Der junge Mensch aber war, obwohl er bis über die Ohren erröthete, doch ganz glücklich darüber, daß er die Anekdote von Herrn Panajew an den Mann gebracht hatte.

„Hm, ja, ich habe gehört . . ." sagte der General laut.

„Es giebt aber noch bessere Anekdoten," ließ sich eine zweite Stimme dicht neben Iwan Ilitsch vernehmen. „Man giebt jetzt ein neues Lexikon heraus, und in diesem soll Herr Krajewski den Buchstaben „A" bearbeiten . . . unter anderem den Artikel „ablitschitelnaja literatura . . .[2])"

Auch dieser Sprecher war noch ein ganz junger Mann, aber von Verlegenheit war bei ihm keine Rede, er hatte im Gegentheil ein recht ungezwungenes Benehmen. Er trug Handschuhe und eine weiße Weste und hielt den Hut in der Hand. Er tanzte nicht, sah alle von oben herab an — denn er war Mitarbeiter der satirischen Zeitschrift „Der Feuerbrand" — und suchte in der Gesellschaft den Ton anzugeben. Er war als Ehrengast von Pseldonymows Seite geladen worden, mit dem er auf vertrautem Fuße stand; noch im vorigen Jahre hatte er mit ihm gemeinsam einen kleinen Winkel bei einer deutschen Zimmervermietherin bewohnt. Er war ein Freund des Branntweins und hatte sich schon mehr als einmal während des Abends in ein verstecktes kleines Hinterzimmer geschlichen, in welchem für die männlichen Gäste ein kräftiger Schluck bereit stand. Dem General wollte der „ungezwungene" junge Mann durchaus nicht gefallen.

„Der Witz liegt darin," erläuterte der blonde Jüngling, der die Geschichte von dem Chemisette zum Besten gegeben hatte — „darin, Excellenz, daß Herr Krajewski in der Orthographie nicht sehr stark ist und nach Ansicht desjenigen, der den Witz gemacht hat, „ablitschitelnaja" statt „oblitschitelnaja" sagen würde . . . und auch . . ."

Hier blieb der arme Bursche stecken — zu nicht geringer Freude des Ungezwungenen, der im ersten Augenblick über die Unterbrechung höchst ungehalten ge-

[1]) Die angeführten Anekdoten beziehen sich auf litterarische Persönlichkeiten der [illegible]

[2]) „Oblitschitelnaja literatura" nannte man die demagogisch angehauchte „[illegible]" jener Zeit.

ſen war. Der General kannte die Anekdote offenbar ebenſo gut, wie die jungen
ute, und ſie mochten ihm das wohl an den Augen abgeleſen haben. Während
n der Blonde ſich voll Verwirrung und Scham ſo raſch als möglich in die nächſte
ke drückte und ſeine Munterkeit nicht mehr wiederfinden konnte, trat der Mit-
beiter des „Feuerbrand“ noch näher an den Tiſch heran und ſuchte ſich einen
atz dicht neben Iwan Ilitſch, der von dieſer Zudringlichkeit keineswegs entzückt war.

„Sag' doch einmal, bitte, Porfiri,“ begann der General, um das peinliche
hweigen, welches entſtanden war, durch irgend etwas zu unterbrechen — „weshalb —
wollte immer ſchon danach fragen — weshalb man Dich eigentlich Pſeldonymow
d nicht Pſeudonymow nennt? Die letztere Form iſt doch ohne Zweifel die richtige.“

„Ich kann darüber keine genügende Auskunft geben, Excellenz,“ verſetzte Pſel-
nymow.

„Der Name iſt wahrſcheinlich, als ſein Vater in Dienſt trat, in den amtlichen
pieren falſch eingetragen worden,“ bemerkte Akim Petrowitſch, „ſo daß er ſchließ-
) Pſeldonymow hieß. Das kommt öfter vor.“

„So iſt's oh—ne Zwei—fel,“ fiel der General lebhaft ein, „oh—ne Zwei—fel.
nn Sie müſſen doch zugeben: Pſeudonymow kann man von dem Wort „pſeudonym“
leiten, Pſeldonymow aber bedeutet garnichts.“

„Man ſieht eben die Dummheit,“ meinte Akim Petrowitſch.

„Das heißt: weſſen Dummheit?“

„Das ruſſiſche Volk, mein' ich, verdreht manchmal die Buchſtaben und ſpricht ſie in
ner Weiſe aus. So hört man zum Beiſpiel oft „Nevalid“ und es heißt doch „Invalid!“

„Ganz recht, ja . . . Nevalid, he he . . .“

„Sie ſagen auch „Mummer“, Excellenz,“ platzte der Offizier heraus, der ſchon
ige auf eine Gelegenheit lauerte, ſich auszuzeichnen.

„Ja, was heißt denn das: „Mummer“?“

„Mummer, ſtatt Nummer, Excellenz.“

„Ach ſo, Mummer . . . ſtatt Nummer . . . Nun ja . . . he he . . .“ Iwan
itſch fühlte ſich verpflichtet, auch den Offizier mit einem Lächeln zu belohnen.
eſer rückte ſelbſtzufrieden ſeine Halsbinde zurecht.

„Sie ſagen auch: „nimo“, miſchte ſich der Mitarbeiter des „Feuerbrand“ ein.
er Sr. Excellenz bemühten ſich, ſeine Bemerkung zu überhören. Nicht für jeder-
nn hat man ein Lächeln.

„Nimo ſtatt mimo[1])“ wiederholte der Mitarbeiter eigenſinnig in offenbarer
regung.

Iwan Ilitſch warf ihm einen ſtrengen Blick zu.

„Na, warum drängſt Du Dich denn auf?“ flüſterte Pſeldonymow ſeinem Ehren-
ſte zu.

„Was ſchadet's denn? Ich will mich unterhalten. Man wird doch noch
echen dürfen!“ verſetzte leiſe der andere, doch zog er es vor, zu ſchweigen, und
ließ mit verhaltenem Ingrimm das Zimmer.

Er begab ſich geraden Wegs in jenes behagliche Hinterzimmer, in welchem für
Herren der Geſellſchaft ein kleines, mit einem bunten Damaſttiſchtuch bedecktes
ſchchen ſtand, das einige Flaſchen mit Likör, Branntwein und kräftigem, „ein-
imiſchen“ Sherry, ſowie ein paar Teller mit Caviarbrötchen und ruſſiſchen Sardinen
ug. Voll innerer Wuth goß er ſich ein Glas Branntwein ein, als plötzlich mit
egenden Haaren ein Student der Medizin, der Hauptänzer des Abends, in das
mmer ſtürzte und haſtig eine zweite Flaſche ergriff.

„Es geht ſofort los,“ ſtieß er raſch hervor — „komm nur und ſieh zu: ich
nze ein Solo auf den Händen, und nach Tiſch gebe ich den „Fiſchtanz“ zum

[1]) Mimo, vorüber.

Besten. Pseldonymow soll sich über mich nicht beklagen . . . Ein famoses Weib, diese Kleopatra Semjonowna — alles kann man bei ihr riskiren."

„Das ist ein Reaktionär," versetzte finster der Mitarbeiter, indem er sein Glas zum Munde führte!

„Wer ist ein Reaktionär?"

Der neue Gast, vor den man die Obstpaste hingestellt hat. Ein Reaktionär, sage ich Dir."

„Ach, was geht's mich an!" murmelte der Student und eilte, da eben die ersten Accorde der Quadrille erklangen, rasch aus dem Zimmer.

Der Mitarbeiter, der nun allein war, goß sich, um seinen Muth und seinen Unabhängigkeitssinn zu kräftigen, noch ein zweites Glas ein und aß ein Caviarbrötchen dazu. Noch niemals hatte der Wirkliche Staatsrath Pralinski einen so gehässigen, racherfüllten und unerbittlichen Feind besessen, wie es der von ihm so geringschätzig behandelte Mitarbeiter des „Feuerbrand" war, nachdem er die beiden Gläschen Branntwein zu sich genommen hatte. Wie wird es Dir gehen, armer, ahnungsloser Iwan Ilitsch! Ohnedies schwebte das Verhängniß bereits über dem Haupte Sr. Excellenz. Wenn auch Iwan Ilitsch eine bis ins Einzelne gehende Erklärung seiner Anwesenheit bei der Hochzeit seines Untergebenen zum Besten gegeben hatte, so war doch niemand so recht von dieser Erklärung befriedigt, und es hatte noch immer eine gewisse Befangenheit unter den Gästen vorgeherrscht. Plötzlich aber war alles wie durch Zauberei umgewandelt: es war, als ob alle freier aufathmeten, man begann zu lachen, zu jauchzen und zu tanzen, und die frühere Lustigkeit hielt wieder Einkehr, als ob der unerwartete Gast überhaupt nicht da wäre. Die Veranlassung zu diesem Umschwung war ein Gerücht, das irgend jemand in Umlauf gesetzt hatte — ein Gerücht, daß im Flüstertone von einem zum andern ging, und das schlechtweg mit dürren Worten behauptete, der neue Gast . . . „habe einen in der Krone." Und wenn auch dieses Gerücht den Stempel der Verleumdung an der Stirne trug, so war doch ein jeder nur allzu gern bereit, es zu glauben, gab es doch die beste Erklärung dieses seltsamen nächtlichen Besuches. Die Folge war, daß eine allgemeine Ungebundenheit sich der Gesellschaft bemächtigte und alles mit Jubel die neu beginnende Quadrille aufnahm — die letzte vor dem Abendbrot und dieselbe, die der Student durch sein auf den Händen getanztes Solo zu verherrlichen beabsichtigte.

Eben wollte sich Iwan Ilitsch an die neben ihm sitzende junge Frau wenden, um, wenn möglich, ihre Theilnahme durch ein paar witzige Bemerkungen zu gewinnen, als der lange Offizier auf sie zustürzte und sie zur Quadrille abholte. Nicht ein Wort der Entschuldigung brachten sie vor, ja die junge Frau schien sogar herzlich froh darüber, daß sie aus seiner Gesellschaft erlöst wurde, und würdigte ihn nicht einmal eines Blickes.

„Im Grunde genommen ist sie in ihrem Rechte," sagte sich Iwan Ilitsch, „aber von Anstand hat sie keine Ahnung. Genire Dich durchaus nicht, Freund Porfiri," wandte er sich laut an Pseldonymow — „vielleicht hast Du . . . irgend welche Anordnungen zu treffen . . . oder sonst etwas . . . bitte, lege Dir meinetwegen keinen Zwang auf. — Es scheint fast, als ob er mich bewachen wollte!" fügte er im Stillen hinzu.

Er war ihm nachgerade unerträglich geworden, dieser Pseldonymow mit seinem langen Halse und den glotzenden Augen, die beständig auf ihn gerichtet waren. Mit einem Wort: es war bei weitem nicht das eingetreten, was Iwan Ilitsch erwartet hatte; Doch besaß er noch immer nicht den Muth sich seine Niederlage offen einzugestehen.

(Fortsetzung folgt.)


Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet. Nachdruck des Romans verboten.
Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.


Heft 24. Berlin, den 16. Juli 1890. I. Jahrgang.

Der Neu-Idealismus.

Pepita's Hochzeit. Von Oskar Levertin und Werner von Heidenstam.

Die naturalistische Kunst, eine Tochter der Zeit, welche die Philosophie von Comte und John Stuart Mill geboren, legte alles Gewicht auf die Objektivität. Ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament, sollte alle Kunst sein; jedoch dies Temperament sollte sich nicht als etwas Selbstständiges geltend machen. Das Temperament, es war nun einmal da und man konnte darüber nicht hinauskommen; aber es sollte gedämpft werden und geklärt, bis es so viel wie möglich zur reinen Glasplatte wurde, durch welche das Bild der Wirklichkeit ganz unverfälscht hindurch passirte.

So dachte man. Und obwohl eine Kunsttheorie noch niemals die Künstler hindern konnte, Kunst hervorzubringen, so wird sie doch immer auf die Gestaltung des Kunstwerks Einfluß ausüben.

Allein da entdeckte man nach einiger Zeit, daß es gar nicht möglich sei, die Natur objektiv wiederzugeben. Denn abgesehen davon, daß das Temperament gar nie völlig zu einer Glasplatte wurde: auch der genauesten Beobachtung blieb es unmöglich, Alles mit hinein zu bekommen. Eine Unendlichkeit von Einzelheiten mußte selbst dem aufmerksamsten Blick entgehen.

Und war es denn eigentlich so nothwendig, Alles mitzunehmen? Eine allzugroße Menge Detail wirkte eher bedrückend auf die Darstellung. Was es galt, war das Wesentliche zu fassen, das Charakteristische, das die Stimmung oder das Bild constituirt. Und man legte die naturalistische Formel auf neue Art aus. „Die Natur durch ein Temperament gesehen," das wollte nun sagen: die Natur, wie sie sich dem Temperamente darstellte, die Natur, wie sie des Künstlers Auge sah.

Damit hatte das Temperament einen ganz neuen Platz erlangt. War es für den strengen Naturalisten nahezu das nothwendige Uebel gewesen, eine Gefahr für die Objektivität der Schilderung, ein Hinderniß in der Arbeit, die volle Wahrheit zu erreichen, so wurde es nun das Bestimmende im Kunstwerk. Des Künstlers Auffassung war es, die entscheiden sollte, was für das Kunstwerk von Werth sei

oder nicht von Werth, und man begann zu sagen, daß ein Stück Wirklichkeitsdarstellung erst zu Kunst werde durch die Persönlichkeit, welche sich darin ausspreche, durch das Temperament, das sich in ihm geltend gemacht. Die Eindrücke, nicht „die Wirklichkeit," wurden nun der Gegenstand künstlerischer Darstellung — und die Naturalisten dieser neuen Auffassung nannten sich daher Impressionisten.

Hierauf hat man weiter raisonnirt. Man ist des veränderten Standpunkts sich bewußt geworden und hat daraus die Consequenzen gezogen. Wenn das Temperament entscheidet, was für ein Kunstwerk Bedeutung hat und was nicht, so ist es ja einfach das Temperament, worauf es überhaupt ankommt. Und warum nicht? Was ist Wirklichkeit? Wir wissen es ja nicht. Wir kennen die Wirklichkeit nicht. Wir kennen nur unsere eigenen Vorstellungen, und ist, von künstlerischem Gesichtspunkt aus, nicht die eine Vorstellung ebenso wirklich wie die andere? Es handelt sich nur darum, ob der Künstler im Stande ist, seine Vorstellung beim Leser oder Zuschauer wieder zu erwecken. Es ist lächerlich zu behaupten, daß die Gestalten, welche in der Phantasie eines Künstlers leben, minder wirklich seien als eine Brunnenpumpe oder ein Mangelholz; alles, was ein Künstler wirklich machen kann, ist wirklich.

So hat man also den offenen Subjektivismus, den Neu-Idealismus, wie man ihn am liebsten nennen hört. Und man macht ausdrücklich Front gegen den Naturalismus.

Selbstverständlich ist diese Richtung zuerst in Frankreich aufgetreten, dort, wo der Naturalismus am längsten und stärksten geherrscht hat. Als ihr vorderster Mann gilt Paul Bourget; neben ihm nennt man E. Rod, Léon Hennique u. A. m.

Bei uns im Norden hat die neue Auffassung sich zuerst in Dänemark geltend gemacht; die Dänen sind überhaupt sehr flink im Mitfolgen. In Schweden hat sie einzelne Anhänger gefunden, und zwei von ihnen, Oskar Levertin und Werner von Heidenstam sind nun in der Broschüre „Pepita's Hochzeit" auf sehr bestimmte Art als ihre Apostel aufgetreten.

Die Broschüre ist geistvoll und interessant. Sie sagt die ausgezeichnetsten Dinge in der ausgesuchtesten Sprache und ist so zuvorkommend gegen die Richtung, welche sie angreift, daß selbst der hartgesottenste Naturalist sich durch vereinzelte Uebertreibungen kaum wird verletzt fühlen können.

Sie beginnt, indem sie auf Frankreich hinweist. Man ist dort, sagt sie, der Prosa müde geworden, welche die Wirklichkeitsdichter schreiben, und man sucht nach einer Lyrik des Traumes und der Phantasie und nach einer Technik, die an sich schon mit dem Naturalismus bricht. Man verspürt einen stets deutlicher hervortretenden Widerwillen gegen die Neigung des Naturalismus, vorzüglich Menschen mit Nerven und Sinnesempfindungen zu schildern, Menschen, welche nur lebende Beweise für die Erblichkeitsgesetze, oder seelenlose Produkte des einen oder des anderen Milieu's darstellen. Man beginnt sich statt dessen nach Menschen mit Seelen zu sehnen, nach Persönlichkeiten, welche der Ausdruck für die ganze complicirte Kultur und das Gedankenleben unserer Zeit sind. Die junge Dichterpartei hat schon ihre neue Formel gefunden: l'esprit seul importe; die äußeren Begebenheiten existiren nicht, außer in unserem Bewußtsein.

Für eigene Rechnung sagen die Verfasser von „Pepita's Hochzeit" ungefähr dasselbe; ich setze ein paar ihrer charakteristischesten Aussprüche hierher.

„Es ist doch göttlich gleichgiltig, ob uns ein Buch die exakte Wirklichkeit zeigt oder nicht, da doch grade die Zwischenkunft der Persönlichkeit die Schilderung zur Kunst erhebt." -- „Nicht blos das Konkrete macht die Wirklichkeit aus. Wenn wir, im Erwachen aus dem Schlafe, einen Schrank für ein Gespenst halten, so ist dieses Bild an und für sich nicht minder real als das Bild des Schrankes bei vollem Tageslicht. Darum lieber ein seelenvoll katholisches Gedicht über das Wunder von

Lourdes, lieber eine charakteristisch erzählte Spukgeschichte, als eine hölzerne programmfeste Wirklichkeitserzählung, welcher die Wahrheit des persönlichen Stils fehlt. Gute Kunst ist ebenso wirklich wie die Wirklichkeit." — „Es liegt im Wesen der Kunst, die Wirklichkeit derartig zu verfälschen, daß sie sich nicht so zeigt, wie sie durch eine farblose Glasplatte erscheint, sondern so, wie sie durch farbiges Glas strahlt und dunkelt". . .

Um zu vergleichen, hören wir, was ein dänischer Neu-Idealist, der junge Kritiker Vald. Vedel (in „Ny Jord" 1888) zu sagen hat:

„Nun gehen unsere Poeten herum und observiren und notiren und sammeln Spähne von Wirklichkeit, um daraus Gliederpuppen zu zimmern, denen sie nachher ja dennoch ein psychisches Leben einhauchen müssen, das sie aus sich selber holen. Warum geben sie sich nicht kühn den eigenen Stimmungen hin und zeichnen muthig eine Welt, wie ihre Träume sie ihnen aufgebaut und wie ihre wechselnden Stimmungen sie ihnen färben. Schließlich kommen sie ja doch nie über sich selbst hinaus zur „ächten" Wirklichkeit; und selbst wenn es auch nicht „gliche," gleicht es etwa nicht den Grundstimmungen ihrer Generation, nicht den Träumen des Gehirns, der Angst und Sehnsucht des Herzens, aus welchen es sich gerundet hat? Und ist es da nicht Wirklichkeit?" — „Des Dichters Kunst will gar nicht auf Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ausgehen, sondern nur auf eines: Wirkung zu machen, des Lesers Sinn in jene Gemüthsbewegungen zu versetzen, mit jenen Bildern und Vorstellungen zu erfüllen, welche die Idee des Dichters verlangt."

Dies ist, wie wir sehen, die gleiche Richtung.

Deutschland besitzt in Friedrich Nietzsche mit seiner Vergötterung der großen Individualität und seiner Verachtung der Massen eine verwandte Erscheinung.

Bei uns in Norwegen hat der Neu-Idealismus noch keinen Repräsentanten. Aber er kann sie bekommen. Der Erdboden ist vorbereitet. Ich glaube, wir alle denken mehr oder weniger impressionistisch.

Die veränderte Kunstauffassung, von welcher soeben gesprochen wurde, hat natürlich ihren letzten Grund in einer veränderten Lebensanschauung.

Die positivistische Philosophie beherrscht nicht länger den modernen Sinn, wir leben im Zeitalter des Hypnotismus und des Spiritismus. Man ist ihrer müde, dieser oberflächlichen Thatsachen und ihrer regelmäßigen Aufeinanderfolge; man sehnt sich nach dem, was dahinter steht, nach dem Unregelmäßigen, dem Mystischen. Das Seelische allein ist es, was man sehen will, das Seelische selbst, nicht blos dessen Aeußerungen. Wir kennen aber nur die Seele, welche in uns ist. So wird in Frankreich der Roman, „psychologisch."

Das Seelische führt zum Mystischen. Unsere Seele ist ein dunkler Kontinent; dorthin gelangt das dürftige Laternenlicht der Wissenschaft nicht. Unsere Seele ist ein Urwald von Räthseln. Da findet die Phantasie freien Tummelplatz, hier, wo der Forscher nicht eindringt, muß die Dichtung Erklärung bringen. Die Seele wird wie ein Wesen für sich aufgefaßt, und da dies Wesen nicht absolut ist, sondern mit dem Einen oder Anderen in Verbindung stehen muß, so weckt man eine Geisterwelt wieder zum Leben, glaubt an Offenbarungen und interessirt sich für Gott. Da die individuelle Seele, das Ich, allein Bedeutung hat, so wird auch die Frage vom Glück eine individuelle. Der Gedanke an das Glück des Geschlechtes kann nicht sonderlich trösten; persönliche Befriedigung ist's, was die Seele begehrt.

Jedoch persönliche Befriedigung ist nicht erreichbar, die neue Richtung wird daher pessimistisch. Der Kulturfortschritt mehrt nur unsere Leiden, indem er unsere Nerven verfeinert. Um glücklich zu sein, müssen wir in unsere Umgebung hineinpassen; allein je mehr wir uns entwickeln, je mehr zusammengesetzt wir werden, desto mindere Aussicht haben wir, eine Umgebung zu treffen, die für uns paßt.

„Der Mensch, den seine Gewohnheiten zu dem Traum von einem Glück geführt, welches aus einer Menge Ausschließungen besteht, leidet durch die Wirklichkeit, welche er seinen Wünschen nicht zu Willen kneten kann; „die Kraft, durch welche wir im Dasein ausdauern, ist begrenzt, und die Macht der äußeren Ursachen übertrifft sie weitaus" . . . dies Theorem der „Ethik" (des Spinoza) enthält zugleich die Erklärung des modernen Pessimismus. Woher kommt es übrigens, daß dies „Monstrum der Verzärtelung," der Lebensüberdruß, sein Elend niemals energischer ausgegähnt hat, als in der Litteratur unseres Jahrhunderts, in welchem die Bedingungen des Lebens sich so sehr vervollkommnen, — wenn nicht diese Vervollkommnung selbst, indem sie unsere Seelen complicirt, eben sie dadurch für das Glück ganz ungeeignet macht?" . . . (Paul Bourget, Essay über Charles Baudelaire).

Alles, woraufhin die Menschen bisher gelebt haben, ist bankrott. Die Religion, welche so lange die Zuflucht der Unglücklichen gewesen, kann uns nicht mehr helfen: wir vermögen nicht mehr an sie zu glauben. Moderne französische Romane schildern mystisch angelegte Seelen, welche einen Kampf der Verzweiflung kämpfen, um den Glauben wiederzugewinnen; allein „die Seele kehrt von diesen Versuchen immer mehr geschwächt, immer mehr überzeugt zurück, daß die Religion nur eine subjektive lügnerische Träumerei des Menschen ist, welcher seine Sehnsucht im Nichts der Natur abspiegelt."

Der Wissenschaft ist insolvent, sie vermag nur solche Sachen uns zu erklären, die zu wissen wir uns nicht scheeren. Der Glaube an den Fortschritt, welcher bei vielen die Religion ersetzt hat, kann nur oberflächliche Gemüther zufriedenstellen, welche des mystischen Verlangens nach absoluter Befriedigung ermangeln. Das mystische Gemüth begnügt sich nicht mit dem Dogma, es verlangt eine Vision. „Wenn der Glaube unter dem Einfluß des Zeitalters verschwindet, hinterläßt er in den Gemüthern ein Leck, durch welches alle Freude ausfließt" (Bourget); Surrogate helfen nichts.

Man hat nichts übrig. Man sucht also die hoffnungslose Leerheit durch Erregungsmittel auszufüllen; man betäubt sich, berauscht sich . . . „Berauscht euch!" singt Baudelaire, „man muß immer trunken sein. Darin liegt alles; das ist die einzige Frage. Um sie nicht zu fühlen, die schreckliche Last der Zeit, die euere Schultern zerdrückt und euch zur Erde beugt, müßt ohne Rast ihr euch berauschen. . . Allein womit? Mit Wein, mit Poesie, mit Tugend, womit ihr wollt! . . . Und", fährt der Dichter fort, den Bourget als einen Typus des modernen Geistes aufgestellt, „wenn dann manchesmal, auf den Stufen eines Palastes, auf dem grünen Rasen eines Grabenrandes, in der düsteren Einsamkeit eures Zimmers, ihr aufwacht, und ihr die Trunkenheit euch schwinden oder schon verflogen fühlt, so fragt den Wind, die Woge fragt, befragt den Stern, den Vogel und am Thurm die Uhr, befragt alles, was fließt, alles, was ächzt, alles, was rollt, alles, was singt, alles, was spricht, und verlangt zu wissen, welche Stunde im Tag es ist, und Wind und Woge und Stern und Vogel und am Thurm die Uhr, sie werden zur Antwort geben: „Es ist die Stunde der Trunkenheit! Wenn ihr nicht die martyrisirten Sklaven der Zeit sein mögt, so berauscht euch; o berauscht euch ohne Unterlaß! Mit Wein, mit Poesie oder mit Tugend, ganz wie ihr wollt, nur berauscht euch!" —

Es ist gegenwärtig in Paris modern, sich in Spiritismus zu berauschen. Man ist überhaupt religiös gestimmt. Bourget ergiebt sich einer Art verdünnten Christenthums, das er „la réligion de la souffrance humaine" nennt, und Léon Hennique verkündet in seinem letzten Roman ein „spiritistisches" Evangelium, dessen Hauptinhalt die gute alte Lehre von der Seelenwanderung bildet. Die Anhänger der Richtung lieben es, sich Dekadenten zu nennen.

Dagegen die Modernisten im Norden droben —, sie sehen das Leben in hellerem Lichte noch an.

Arne Garborg.

(Schluß folgt.)



Goethe-Philologie.

Von Goethe zu reden, werden die Deutschen nicht müde. War schon der Lebende ihnen, in einer langgestreckten Schaffenszeit, wie historisch geworden, so ist das halbe Jahrhundert seit seinem Tode vollends erfüllt von aesthetischem Beurtheilen, geschichtlichem Begreifen, Erläutern und Ediren des Einzigen. Die Fluth der Goethematerialien, immer höher wachsend und schwellend, stürzt über uns Enkel herein; und seit sich die lang verschlossenen Pforten des Weimarer Goethehauses aufgethan, umlagert der nimmermüde Eifer wissenslustiger Philologen jenes Archiv mit allen seinen Bänden und Fascikeln, welches der alternde Dichter, sein eigenes Bild sorgsam conservirend, in emsigem Sammeltrieb gegründet..

„Es ist die Eigenschaft des Geistes, daß er den Geist ewig anregt." Goethe selbst hat, mit so klassisch einfachen Worten, ausgesprochen, was die Ursache und das Recht stets sich erneuender künstlerischer Betrachtung der Großen ist. Shakespeare und kein Ende! ruft er, und sieht dem enthusiastischen Erfassen des Genius, wie in der Jugend so im Alter, kein Ziel gesetzt: „Wir überzeugen uns abermals, daß Shakespeare, wie das Universum, das er darstellt, immer neue Seiten biete und am Ende doch unerforschlich bleibe; denn wir alle, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben, noch seinem Geiste genügen." Nicht im klagenden, im fordernden Sinne rufen so auch wir, an unserer Stelle: Goethe und kein Ende!

Diese Blätter gehören dem Lebenden, dem was ist und werden will. Aber wenn es im Wesen der Deutschen liegt, (mit Wilhelm Scherer zu reden) „daß sie leicht in Extreme verfallen, daß eine neue Richtung sie ganz beherrscht und ihnen gleichsam das Gedächtniß benimmt für das, was sie vor kurzem noch verehrt und geliebt" — so wollen wir streben, an diesen Fehlern nicht theilzunehmen: was wir ererbt von unsern Vätern haben, wir wollen es, wenn es nur echtes Gold ist, bewahren auch in unmodischer Façon. Die anders denken, sind Verschwender nationaler Güter; man sollte sie unter Curatel stellen. Auf Ueberlieferung beruht alle Kultur; und wollte jedes Zeitalter anfangen, ganz aus sich heraus von Neuem zu bauen, wir würden lauter einstöckige Häuschen nur haben. Die lebendige Tradition von der erstarrten zu scheiden, das allein ist die Aufgabe; was leere Schablone geworden, was uns drückt als todtes Ideal, muß fallen; aber nicht zu denken ist die Zeit, wo Goethes, wo Schillers Bestes stirbt. Und grade weil wir jetzt anfangen, mit ganzer Freiheit ihm gegenüberzustehen, als dem Muster gewesener Zeiten, blicken wir mit um so vollerer Pietät nun zu ihm auf.

Der breiten Bethätigung also, die sich um den Namen Goethe hingelagert hat, sind wir dankbare Freunde; wir schätzen sie und suchen von ihr zu lernen sofern sie Geist ist, vom Geist des Dichters angeregt; und wir nehmen sie auch da noch achtsam entgegen, wo sie den Stoff, den tausendfach ausstrahlenden, unendlichen Stoff uns vermittelt, in nie beschlossenen Mühen.

Jedem Zeitalter von Neuem erwächst die Aufgabe: das Bild der Großen sich zu formen; denn mit der Menschheit wächst ihr Sein lebendig fort, und anders blickte der Vormärz, anders blicken wir Modernen Goethe an. In der Anschauung, welche die Epochen von Goethe, von Raphael, von Shakespeare haben, spiegelt ihr eigenes Wesen sich characteristisch ab. Jeder wird der Genius eine neue Seite überraschend zuwenden, jede für sich wird glauben, in demjenigen, was ihr genehm ist, das echte Bild nun erst erkannt zu haben; aber weil der ewige Fluß der Dinge auch hier sich bezeugt, wird, wie in allem Geistigen, ein letztes Resultat nimmer gewonnen werden: weder die wahre Formel der Kunst, noch das alleinseligmachende Drama, noch den wahren Goethe werden wir je entdecken.

Kommt so der Ruf: Goethe und kein Ende! schon aus dem innersten Wesen

der Sache herauf, so ist er im gegenwärtigen Augenblick mit gedoppelter Stärke vernehmbar. Was wissen wir denn, wir Heutigen, von Goethe? Unendlich viel — und nichts. Wir haben Briefe und Documente, alte und neue Fassungen, Aktenstücke und Rechnungen in Hülle und Fülle empfangen, wir haben Editionen und Commentationen, Düntzereien und Voxbergeriaden genossen — aber in die Erkenntniß von Goethes Lebenswerk, als einer einzigen, herrlichen Manifestation menschlicher Kraft, sind wir kaum um einen Schritt vorwärts gekommen. Wir haben, außer Herman Grimms eigenartigem und eigenwilligem Buch, keine Biographie, die den Namen verdient; weder die Psychologie Goethes, noch die Entwicklung seines Stiles oder seiner Stile, vom Sturm und Drang weg zur Classicität und von da zurück zum Deutschen und hinüber zum Westöstlichen, sind anders als in groben Umrissen uns dargestellt. Goethes Technik, Goethes Composition und Sprache — wer schilderte sie in ihren Zusammenhängen, auf ihren großen Wegen und kleinen Pfaden? Scherer, der zu alledem die Anregung gegeben, ist mitten aus seinen Plänen heraus von uns gegangen; seinen Schülern aber, so rüstig sie fortarbeiten, ist über den näheren Aufgaben, welche das Goethe-Archiv, die Goethe-Ausgabe ihnen stellt, der Scherersche Drang ins Werk, scheint es, geschwunden.

Die landläufige Auffassung nun macht es sich, allen diesen Bemühungen und Forderungen gegenüber, bequem wie immer. Sie spricht, wenn sie höflich sein will, von maßlosem Heroencultus; von Waschzettel-Litteratur aber, wenn sie unhöflich sein will. Den Vorwurf der heroworship darf die Goethephilologie gern auf sich nehmen, Goethe selbst ist ihr darin vorangegangen: „denn es ist die Eigenschaft des Geistes, daß er den Geist ewig anregt"; aber gegen das andere Wort wird sie gut thun, sich zu wehren und zu wappnen, und um so sicherer wird ihr das gelingen, je mehr sie bedacht ist, den Zusammenhang mit den inneren Problemen der Forschung überall festzuhalten, mit demjenigen, was unsere künstlerische oder geistige Einsicht bereichert, was uns in Goethes Wesen und Schaffen neue Seiten aufschließt.

Nun ist ohne Weiteres zuzugeben, daß nichts schwerer ist für den Draußenstehenden, als den Werth gelehrter Mittheilungen oder Beobachtungen mit Sicherheit abzuschätzen; und daß darum das schnellfertige Urtheil der Bönhasen über Bemühungen der philologischen Akribie eine wissenschaftliche Geltung nicht haben kann. Was eine naturwissenschaftliche kleine Entdeckung bedeutet, danach wird man nicht Hinz und Kunz, sondern Helmholtz und Hofmann fragen; gilt es aber eine Entdeckung der neuerer Litteratur, wo jeder den Stoff zu beherrschen glaubt, weil er Deutsch lesen kann, — so meinen Kunz und Hinz sich zum Urtheil, so gut wie nur Erich Schmidt, berufen. Daß man auch innerhalb der litterarischen Forschung den Handlanger nur als Handlanger schätzt, daß aber ohne Gehilfen kein Meister, weder im chemischen Laboratorium noch im philologischen Seminar, auskommen kann, wird gern übersehen; und indem man selbst glaubt, eine große Entdeckung gemacht zu haben, ruft man den Goethephilologen zu, was sie sich an den Schuhsohlen abgelaufen haben: daß der X und der Y Esel sind.

Alles dies vorausgeschickte aber, erwogen und abgewogen, kann ich nun doch einen großen Stoßseufzer nicht unterdrücken, über die fünfte Goethe-Publikation, die zu diesen Zeilen den Anlaß gegeben hat: das von Herrn Prof. Geiger, im Einvernehmen mit der Goethe-Gesellschaft, herausgegebene Goethe-Jahrbuch, Band 11. (Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1890.)

Das offizielle Organ der Goethe-Gesellschaft ist es, das hier vor uns liegt und das Jahr um Jahr an die dreitausend Mitglieder des Vereins versandt wird, an eine aus Männern und Frauen, näheren und ferneren Freunden der Litteratur bunt gemischte Schaar von Goetheverehrern — und was bietet man ihnen? Den Kleinkram und abermals den Kleinkram der gelehrten Bemühungen, „neue Mittheilungen" aus dem Goethe-Archiv über Minima, Goethe-Briefe von beliebigem

Inhalt, Miscellen und Bibliographisches; nirgends etwas Zusammenfassendes, das uns auf die Höhe der Goethe'schen Weltbetrachtung leitete, nirgends eine große Anschauung und fernblickende Arbeit des Geistes, vom Geiste angeregt. Eine oder die andere, tüchtige Untersuchung, wie Burdach's Betrachtungen über Goethe's poetische „Verjüngung" um 1814, können an dem unglücklichen Eindruck des Ganzen wenig ändern; sie schwimmen, diese paar Brocken, auf der magern Suppe, die uns Herr Geiger bereitet, traurig herum, und unwillig fragt man: ob denn nun dieses Jahrbuch wirklich dasjenige abspiegelt was, im Verlaufe eines Goethejahres, von den Berufenen gedacht und geforscht, geleistet und gestaltet worden?

Daß die Briefe im vorliegenden Bande wenig bedeuten, möchte noch hingehen: der Zufall des Findens entscheidet hier, nicht bewußte Auswahl. Aber ist es denn nöthig, uns in jedem Jahr eine so starke Portion überhaupt vorzusetzen, da wir doch einer Sammlung der Goethe-Briefe im Ganzen, früher oder später, entgegensehen müssen? Wen unter den dreitausend Mitgliedern des Vereins soll ein Brief erfreuen wie dieser:

„Beykommendes besorgen Sie gefälligst mit meinen schönsten Grüßen.
Lassen Sie sich ein Recipisse geben.
W., d. 13. März 19. G."

Und ist es ferner nöthig, uns, zur Erläuterung der Dokumente gleichsam, Trivalitäten aufzutischen, wie sie ein Herr Weißstein zu Markte trägt mit den Worten: „Die Nachforschung nach Goethes Briefen ist um so berechtigter und wichtiger, als in ihnen ein wesentlicher Theil seiner Anschauungen von Kunst und Leben niedergelegt und die reizvollsten und interessantesten Seiten seiner schriftstellerischen und dichterischen Persönlichkeit ausprägt erscheinen?"

Charakteristisch für die Entwicklung, die das Jahrbuch genommen, ist die Stellung, welche die „Abhandlungen" innehaben, diejenige Rubrik also, die die Forderungen einer größern Leserschaft am ersten erfüllen könnte: von ihrem ursprünglichen Platz an der Spitze des Bandes ist sie heruntergerutscht tief unter die Mittheilungen und Briefe, und schmiegt sich nun, ängstlich geduckt, zwischen die Dokumente und die Miscellen: von 279 Seiten des Bandes kommen auf sie nicht mehr als 42. Und miscellenhaft ist auch auf diesen wenigen Blättern noch das Meiste, wir erhalten etwa ein paar Notizen über die Seelsorger in Goethes Familie, einige Proben von Loepers theils profundem, theils diffusem Wissen — aber was man sonst im Goethe-Jahrbuch Abhandlungen nannte., richtunggebende, führende Betrachtungen habe ich nicht gefunden.

Das Verdienst jedoch, in der am Boden kriechenden Akribie alle Andern zu übertreffen und die Nase am tiefsten in ein gelehrtes Loch zu vergraben, muß Herrn Professor Friedrich Zarncke zugesprochen werden; weiter als dieser hervorragende Philologe die Wissenschaftlichkeit treibt, geht es nun nicht mehr, hier hat's geschnappt. Zarncke erläutert ein Notizbuch zu Goethes schlesischer Reise von 1790, das von seinem Diener Goetze geführt worden; und er entfaltet dabei, selber ein Goetzendiener, eine behagliche Sorgfalt, die possirlich wirken würde, wenn sie nicht gar so traurig anzublicken wäre, geübt von dem ordentlichen Professor der Germanistik zu Leipzig, dem Führer einer „Schule". Gleich die Abfahrt von Weimar giebt dem Forscher zu Bedenken Anlaß: um 10 Uhr fort, um 2 Uhr in Jena, versichert das Büchelchen. „4 Stunden unterwegs?" fragt Zarncke besorgt. Doch er vertröstet sich mit einer scharfsinnigen Hypothese: „Die Abgangszeit ist mit Tinte eingetragen, also vor dem wirklichen Beginn der Reise. Vielleicht war zu dieser Zeit die Post bestellt, und die Abfahrt verzögerte sich. In Kötschau ward angekehrt." Nun wissen wir's also ganz genau.

Aber ich bin unwissenschaftlich vorgegangen. Ich habe dem Leser noch gar

nicht erzählt, wie denn das Buch des Goetzen aussah: ob es einen blauen oder grünen Deckel, liniirte oder unliniirte Blätter hatte. Alles das giebt uns Zarncke zu wissen, wie es sich gehört; er zeigt uns Goetze in seiner Noth, wie er mit dem Papier nicht auskommen kann; und indem er sich in Goetzens Seele jetzt ganz hineinversetzt, offenbart er die Lösung des Problems also: „Nun fürchtete der Diener, daß die folgenden 3 Seiten nicht mehr ausreichen würden, und er griff daher zurück auf Bl. 9b und liniirte sich, jetzt mit Bleistift, die Seiten von 9b bis 13a. Diesen, durchaus vom Diener und größtentheils mit Bleistift, nur ausnahmsweise mit Tinte geschriebenen Ausgaben entspricht auf Bl. 52b (unliniirt) Bl. 56b, Bl. 9b und 11b die Eintragung der Einnahme."

Andere Untersuchungen stellt der gelehrte Forscher an über die Vertheilung der Victualien zwischen Goethe und Goetze: es steht fest, daß am 10. und 12. August allerlei „im Rautenkranz verzehrt wurde"; aber, so fragt der Tieferdringende mit Recht: „von Goethe oder dem Diener?" An der Frage, wer am folgenden Tage im goldenen Löwen „das Bier umg'schütt'", Goethe oder Goetze, geht Zarncke leider vorüber; vielleicht holt einer seiner Schüler nach, was der Meister versäumte. Mit ebensoviel Scharfsinn zerlegt er die Ausgaben in Domslau und Breslau: 1 Thaler 16 Groschen wurden gezahlt, freilich, — aber „inclusive Wagenmeister und Schmiergeld; auch auf der Rückreise zeigt sich (19. Sept.), daß für Wagenmeister und Schmiergeld 8 Groschen gezahlt wurden." Ja, ja, die Schmiergelder!

Mit Genugthuung hebt Zarncke schließlich hervor: daß durch dieses gesammte neue Material seine früheren Ansichten vielfach Bestätigung erfahren; die Vermuthung aber, „daß unter der Schmiedebrücke in A 38b eine Oucisbrücke zu verstehen sei", hatte er ohnedies „längst" aufgegeben: „Die oben angegebene Reiseroute widerlegt die Annahme definitiv. Es kann nur die Breslauer Straße gemeint sein. Welchen Zweck die Notiz hatte, entzieht sich bis jetzt der Erklärung." Nur „bis jetzt" entzieht es sich — wir brauchen nicht alle Hoffnung aufzugeben; und vielleicht bringt schon das nächste Goethe-Jahrbuch uns die definitive Lösung. Kein Zweifel, so tiefsinnige Untersuchungen müssen die Nachstrebenden anspornen; denn wie sagt Goethe so treffend? „Es ist die Eigenschaft des Geistes, das er den Geist ewig anregt."

Otto Brahm.

Die Berliner Kunstausstellung.

(Schluß.)

Unter den jüngeren Berliner Künstlern thut sich Hans Herrmann besonders hervor. Nicht daß sein Streben auf das Höchste gerichtet wäre, zeichnet ihn aus, im Gegentheil, er kennt die Grenzen seines Talents und weiß sich klug zu beschränken. Herrmann gehört nicht zu den Naturalisten, die bestrebt sind, die Natur in ihrer elementaren Größe zu fassen; er ist ein kleineres, aber feines Talent, er hat viel Sinn für delikate, graue Tonstimmungen und ist ein geschickter Künstler, der sein Metier versteht. Herrmann malt Straßenscenen, Landschaften, Marktplätze, bevölkert mit Menschen und belebt durch Alles, was die Situation bietet. Und er nimmt einen Standpunkt ein, der ihm die Menschen gleichwerthig mit der Landschaft giebt; wie sie nie ganz Nebensache sind, so nehmen sie auch nie unser ganz besonderes Interesse in Anspruch. Und wenn ich jüngst von jenem Naturalismus sprach, der sich in die erstarrte Wiedergabe der Natur einschränkt, so trifft auch die Herrmannschen Bilder solcher Vorwurf; so wie auf seinem „Fischmarkt in Chioggia" die Menschen dastehen, erinnern sie sehr an die Leblosigkeit und Starre der Photographie. Den unmittelbarsten Eindruck giebt „die Werft an der Zuidersee", da Menschen, wenig auffällig, nicht stören, und die Landschaft in ihrer grauen, feinen Stimmung ausklingen kann, ohne daß man durch etwas geärgert, abgezogen wird.

Ein anderer junger Künstler, der sich auch gern hervorthun möchte, aber weder Fisch

noch Fleisch ist, heißt Hermann Hendrich. Wie es möglich ist, heute, wo die Richtung auf das Phantasievolle von Geistern allerersten Ranges, wie Böcklin und Klinger, vertreten wird, sich zu solchen Produktionen verleiten zu lassen, ist unbegreiflich, dazu gehört mehr wie Naivität. Herr Hendrich verfertigt ultramarinblaue Landschaften mit schwefelgelben Wolken, setzt ein paar Figürchen mit rothen, blauen, gelben Mäntelchen hinein und nennt dann das Ganze „Der Nibelungen Fluch“ oder „Nordische Landschaft“ oder „Der fliegende Holländer“; und da die deutsche Mythen- und Sagenbildung sehr reich ist, so ist auch er sehr reich und nimmer versiegt seine Schöpfungskraft.

Unter den wenigen Ausländern, die die Ausstellung beschickt haben, ist der Belgier Jan Verhas am günstigsten vertreten. Eines der Bilder, den „heimkehrenden Fischer“ mit seiner tiefen Stimmung, nannte ich schon, das zweite heißt „La vigne du Heyst-sur-mer“. Ein junges, schönes Weib geht am Strande des fashionablen Seebades spazieren. Wind weht vom Meer herüber und kühlt die Strahlen der Sonne. Die hellen, delikaten Töne mit den spielenden bläulichen Reflexen sind von einer seltenen Feinheit, das ganze Bild getaucht in Frische und Meerluft.

Von den Skandinaviern ist Gari Melchers mit einem großen Bild „Lootsen“ langweilig, und Michael Ancher mit seiner Kindtaufe (obwohl viel feiner in der Farbe) auch langweilig. Schikaneder wirkt mit seinem „Mord im Hause“ brutal. Trotzdem so viel Elend auf diesem Bilde zu sehen ist, wird man davon nicht berührt und es scheint, als ob auch der Künstler nicht davon berührt worden wäre. Was alle diese Bilder trotz ihrer großen Unterschiede gemeinsam haben und was sie zum Theil langweilig macht, ist die Brutalität mit der sie das, was sie sagen wollen, auch thatsächlich aussprechen. Und das langweilt uns, daß kein Rest bleibt, nichts Unausgesprochenes, das nur durch das Gefühl erfaßt werden kann und die Phantasie zu eigener Thätigkeit anregt.

Die Hauptstärke der gegenwärtigen Kunst, sowie dieser Ausstellung, liegt in der Landschaft. Ihre Superiorität ist durch unsere gesammte Kunstlage bedingt. Wir repräsentiren einen Uebergang; die alte Richtung, die historische Schule, mußte fallen gelassen werden, da sie nicht zur modernen Kunst, welche unsere Gefühle ausdrückt, werden konnte. Die neue Kunst, die die Natur anschaut, ist jetzt im Werden; und es war natürliche Folge, daß bei einem Rückgriff zur Natur die Landschaftsmalerei durch erneuertes und gründlicheres Studium in erster Linie Kraft gewinnen mußte. Hier ist deshalb das ganze Niveau ein beträchtlich höheres als früher, und die idealen Baumgruppen, die stilisirten, grandiosen Landschaften der letzten Generation wirken einfach komisch im Vergleich zur modernen Landschaftsmalerei. Auf unserer Ausstellung ist diese gut vertreten durch Schönleber, Baisch, Wenglein, die aber oft schwarz sind und noch nicht neue Kunst repräsentiren. Von ihren Jüngern nenne ich Hans Olde, der ein glückliches frisches Bild gesandt hat. Es heißt „Vor Sonnenaufgang“ und stellt Feldarbeiter dar, die in der Frühe zur Arbeit gehen. Im Vordergrund stehen zwei junge Leute, die sich im Vorübergehen einen guten Tag wünschen Die kühle, thaufrische Luft, die dampfenden Felder und Wiesen und dahinter weit, weit am Horizont die sich ankündende, aufgehende Sonne, das alles ist ganz entzückend wahr gemacht. Aber trotz seiner stimmungsvollen Unmittelbarkeit wird dieses Bild nicht verstanden, und unsere Schöngeister, die jedes wahre Wort fürchten und als Söhne der Nacht das helle Tageslicht fliehen, klammern sich an die lächerlichsten Dinge, um die hereinbrechende Fluth des Naturalismus zu beschwören. Sie fühlen, daß sie nicht mehr auf sicherem Boden stehen, daß die Principien der neuen Kunst immer mehr acceptirt werden, selbst von Künstlern, die im Dienste der alten historischen Schule ergraut sind. Und daß vollends die junge Generation die Maximen des Naturalismus zu den ihrigen macht, ist selbstverständlich, und die arg scheltenden Herren sollten sich doch überlegen, wie ohnmächtig ihr Raisonnement verhallen muß. Denn so wie sie über die ältere Generation hinweggegangen sind, so müssen wir ja über sie hinweggehen; und wenn die Zeit kommen wird, daß man auch auf unsere Schultern steigt, wollen wir trachten, das Neue nicht anzukläffen, sondern es als einen Fortschritt zu begrüßen. Nicht die Künstler, nicht der alternde Goethe und Adalbert von Chamisso — wie Heine sagt — waren die Feinde des Kommenden; sondern A. W. Schlegel war es, der Typ des verknöcherten Gelehrten, der Führer der kritischen Philister.

Robert Richter.

Der verklagte Realismus.

Ueber die Leipziger Verurtheilung Sittenfeld's und Walloth's hat sich Herr Schwind im vorigen Hefte von juristischem Standpunkt aus geäußert. Uns ist es selbstverständlich, daß er Recht hat. Den Herren vom Gericht ist es selbstverständlich, daß er Unrecht hat. In dieser juristischen Frage, wo der bequeme Buchstabe nicht mehr forthilft, sondern wo allein der helle Blick und ein weiter Sinn ohne Vorschrift frei und selbständig urtheilen muß, in solchen Fragen ist ein formelles Argumentiren, fürcht ich, erfolglos. Walloth's und Alberti's Romane sind nun einmal keine Kunstwerke, sondern unzüchtige Schriften. Walloth und Alberti sind nun einmal keine Schriftsteller, sondern Verbreiter unzüchtiger Schriften. So hat sie der hohe Gerichtshof gebrandmarkt, und damit gut.

Ich zweifle nun nicht, daß auch von anderer Seite viel Wahres und Energisches in diesem Fall geäußert werden wird. Die „Gesellschaft" wird ganze Bogen lang das Unrecht jener Gerichtsherren nachweisen, zum Greifen klar. Nur schade, daß sich kein Mensch um diese Zornausbrüche der Litteraten kümmert, wenigstens nicht die Philister, gegen die sie gerichtet sind. Die paar Litteratur-Sportsmen werden auch diesmal wieder mit Eifer einstimmen und eine Unzahl Worte verlieren. Die Gerichtsherren aber gehen derweil mit deutschem Amtsbewußtsein zu wichtigeren Fällen über: ein Doppelmörder; ein Taschendieb; ein dreimal vorbestrafter Einbrecher; ein Commis, der 30 000 Mark veruntreute und dies Sümmchen in unzüchtigen Häusern durchbrachte — die Erwerbung unzüchtiger Schriften hat er, echt deutsch, als Geldverschwendung verschmäht —; ein Branntweinsäufer.

Nicht wahr, so könnte man nun weiter argumentiren, mit Gegengründen, Sarkasmen und Scheltworten lange Zeit.

Aber von einer ganz anderen, helleren Seite, liebe Herren, möchte ich einmal die Sache betrachten. Sehen Sie, es herrschte in der That bis jetzt in der neuen Richtung — das ist aber eine rein geistige Stimmung, von der der hohe Gerichtshof nichts weiß — es beherrschte uns bis jetzt eine dem Verhalten des Talmi-Idealismus gegenüber begreifliche Verbitterung; eine berechtigte Neigung, diesen idealistischen Schönfärbern die Nase just in die Realität zu stoßen, dem Menschen so recht seine ganze Körperlichkeit ad oculos zu demonstriren. Das Anzeichen ist das einer neuen Kunstansicht, ohne Zweifel. Es verräth dies, daß eine rücksichtslose Weltanschauung unter der jungen Generation gährt; es ist Kraft, dies energische „Grade drum!" und „Trotz alledem!", dies verbissene Betonen gerade der sogenannten „häßlichen" Wahrheit. Souveräne Weltverachtung!

Aber ich fürchte, seht einmal, die wahrhaft große Weltverachtung giebt sich eigentlich nicht durch Grobheit, Verbissenheit, Schelten und Schlagen kund. Diese Kämpengröße, dieser Titanentrotz, der in Einem fort Buße predigt und mit dem Schwert drein fährt, ist schließlich doch eine geistige Halbreife. „Wer das Schwert zieht, wird durch's Schwert fallen", sagt ein sehr wahres, ein Christuswort. Sich überhaupt nicht stark zu geberden, das scheint mir die echte Stärke. Christus war größer als der gewaltige Bußprediger vom Jordan. Shakespeare, der gentle, amiable und good-natured unter den Genossen saß, war größer als der wildgeniale Marlowe. Mit noch so heftigem Auftrumpfen ist verhältnißmäßig wenig geleistet; die Verbitterung und das Disputiren ist, weil verneinend, der Todfeind des liebevollen, drängenden, quellenden Künstlerthums. Schaffet Positives, ohne weiter ein Wort über das Veraltete oder Feindliche zu verlieren — und alle Welt wird diesem Positiven sich zuwenden und die veralteten Götzenhäuser [illegible] lassen oder gar aus Begeisterung selbst abreißen.

Daß sich bei den Vertretern der neuen Richtung viel Verbi[illegible]

ansammeln mußte, weiß ich. Aber daß es nach und nach Zeit wird, über Gerechte und Ungerechte zu lächeln und schweigend, d. h. ohne Tendenz, die litterarische Arbeit zu thun, das glaube ich ebenso fest zu wissen. Sturmwind und Sonne, sagt die Fabel, wetteten miteinander, wer zuerst dem Wanderer den Mantel vom Körper reiße. Der Sturmwind blies, tobte, raste, nahm Regengüsse und Schlossen, Donner und Blitz zu Hülfe — es war ganz umsonst: der Wanderer hüllte sich nur um so fester in seinen Rock. Die Sonne kam, ging gelassen, ganz heiter und naiv, wißt ihr, so ganz selbstverständlich ihren Weg und ließ ihre strahlende Wärme, ohne alle Krafthuberei, herabfallen auf diese Erde — seht, und der Wanderer legte sogleich sein Gewand ab.

Nicht wahr, Herr Alberti, der Wind hat allmälig genug geblasen, wir wollen doch auch mal versuchen, Sonne zu sein.

Fritz Lienhard.

Kaspar Rumpelmeier's Erdenwallen.

Eine Schützenfest-Geschichte.

Kaspar Rumpelmeier verkaufte daheim in Westerburg, Hauptstraße 13, seit seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre an Wochentagen Kaffee, Thee, Zucker, dazu auch Mehl, Eier und Hülsenfrüchte, und ging seit seinem dreißigsten Lebensjahre an jedem Sonntag Nachmittag in den Schützenverein. Kaffee, Thee, Zucker, Mehl, Eier und Hülsenfrüchte verkaufte er an Wochentagen, weil er ja nicht von der Luft leben konnte, und dem Schützenverein war er beigetreten, weil er sich am Sonntag Nachmittag bei seiner ehelich angetrauten, spindeldürren und Strümpfe strickenden Gattin zu Tode langweilte.

In Westerburg erfreute sich Kaspar Rumpelmeier allgemeiner Beliebtheit. Sowohl als Colonialwaarenhändler, wie als Mensch. Als Colonialwaarenhändler zeichnete er sich durch ehrliches Gewicht aus, als Mensch durch Bescheidenheit.

Auch nachdem er Mitglied des Schützenvereins geworden war, änderte sich nichts in seinem Auftreten.

Er machte nach wie vor von der Thatsache, daß ein Kaspar Rumpelmeier über diesen jämmerlichen Planeten dahinschritt, nicht viel Aufhebens. Er sah das für eine Art Naturereigniß an, dessen Herbeiführung nicht eigentlich sein Verdienst war. Und es fiel ihm nicht ein, sich mehr Daseinsberechtigung zuzuschreiben, als dem Schneider Leberecht Schießl, seinem Nachbar zur Rechten, oder dem Barbier Hugo Spitz, seinem Nachbar zur Linken, oder Johann Stumpe, dem Schuster auf der anderen Seite der Straße.

Manchmal wurde sogar eine Stimme in ihm laut, die ihm zuflüsterte, das Schützenhandwerk der Sonntage passe nicht recht zu dem Colonialwaarenhandel der Wochentage. Darauf erwiderte zwar regelmäßig eine andere Stimme, daß sich ähnliche Gegensätze bei Leberecht Schießl, dem Schneider, Johann Stumpe, dem Schuster, und Hugo Spitz, dem Barbier, vorfänden. Immerhin hatte dieser Widerstreit in seinem Innern zur Folge, daß ihn immer eine gewisse Verlegenheit überkam, wenn er sich Fremden gegenüber zu seiner Eigenschaft als Mitglied des Schützenvereins bekannte. Er erröthete gewöhnlich dabei.

Die Schießstätte besuchte er trotzdem regelmäßig.

Jeden Sonntag präcise 3 Uhr wanderte er in Gesellschaft seiner Nachbarn hinaus.

Leberecht Schießl, der sanguinische Schneider, ging immer elastischen Schrittes voran. Ihm folgte gravitätisch Kaspar Rumpelmeier, neben dem der verwachsene und skeptische Barbier einherhumpelte. Johann Stumpe, der cholerische Schuster, trottete hintennach. Und den ganzen Weg über schwelgte Kaspar Rumpelmeier in dem Wonnegefühl, der häuslichen Langeweile entronnen zu sein. Wie das wohl that! Aah ...!

Als Schütze that sich Kaspar Rumpelmeier nicht besonders hervor. Bedeutender erschien er in den Zwischenpausen, wo er nicht schoß. Da stand der kleine, dicke Mann, stützte die Rechte auf

den Lauf seines Gewehrs und hielt in der Linken ein Taschentuch, mit dem er sich von Zeit zu Zeit die Schweißperlen von der Stirn wischte.

Leberecht Schießl, der sanguinische Schneider, fand die Pose entzückend und verwandte kein Auge von dem Freunde.

Hugo Spitz, der verwachsene und skeptische Barbier, fand die Pose theatralisch und betrachtete den Freund mit einem halb spöttischen, halb neidischen Lächeln.

Johann Stumpe, der cholerische Schuster fand die Pose weder entzückend, noch theatralisch. Aber da er sich nun einmal nach Tisch über irgend etwas ärgern mußte, um seine Verdauung zu befördern, so schimpfte er, da weit und breit kein Lehrjunge zu sehen war, wenigstens über Rumpelmeiers Pose.

Kaspar Rumpelmeier selbst begriff nicht die Lobeserhebungen des Schneiders, auch nicht die Spöttereien des Barbiers, am allerwenigsten die Schimpfereien des Schusters Weder die Pose, noch der verschiedenartige Eindruck, den sie auf seine Freunde machte, hatten ihn bisher zur richtigen Erkenntniß seiner Bedeutung zu bringen vermocht. Sie lag wohl schon in ihm, aber ihm selbst verborgen, — tief verborgen!

* * *

Wie so viele andere hatte auch der Schützenverein, dem Kaspar Rumpelmeier angehörte, die Einladung zum zehnten deutschen Bundesschießen angenommen und beschlossen, sich incorpore nach Berlin zu begeben.

Seitdem dieser Beschluß gefaßt worden, war eine seltsame Unruhe in Kaspar Rumpelmeier gefahren.

Nach Berlin? rief es in ihm fragend. Nach Berlin . . . ! klang es in ihm vielsagend. Nach Berlin!!! lockte es in ihm verheißungsvoll.

Sein ganzes Wesen war wie verändert. Sein Wesen als Colonialhändler — sein Wesen als Mensch!

Als Colonialwaarenhändler kümmerte er sich nicht mehr darum, ob er gut oder schlecht wog. Als Mensch wurde er zerstreut.

Das machte die Lectüre der Zeitungen.

Er, der früher das Gemeindeblättchen kaum eines Blickes gewürdigt hatte, fing nun an, Berliner Zeitungen zu lesen. Und je mehr er diesem Hange nachgab, desto stärker wurde der Zauber, mit dem die ferne große Stadt ihn lockte!

Ja, ihn lockte — übermächtig, sinnverwirrend.

Oft, wenn er allein in seinem Laden saß, schlug der Lockruf ganz deutlich an sein Ohr! Ganz deutlich — man konnte ihn gar nicht überhören.

„Komm' zu mir, mein Geliebter! Komm' zu mir!"

Aus der Weltgegend, wo Berlin lag, dort . . . aus der vorderen rechten Ecke des Ladens . . . hinter den Mehlsäcken hervor . . . über die Zuckerhüte hinweg . . . „Komm' zu mir, Kaspar Rumpelmeier!" hörte er es sehnsuchtsvoll . . . „Kasperle!" koste es . . . Er täuschte sich nicht. —

Es war kein Zweifel möglich: die ferne große Stadt sehnte sich nach ihm. Berlin sehnte sich nach Kaspar Rumpelmeier.

Und da sollte er Kaffee, Thee, Zucker, Mehl, Eier und Hülsenfrüchte verkaufen? Das Schicksal konnte nicht so grausam sein!

Aber das Schicksal war doch so grausam.

Just immer in dem Augenblick, da er sich anschickte, den Lockruf Berlins als gebildeter Westerburger mit einer höflichen Redensart zu beantworten: werde so frei sein! oder: wird mir ein besonderes Vergnügen sein — just immer in diesem Augenblick kam ein altes Weib herein und verlangte quiekend ein Viertel Zucker, oder ein kleines Mädchen und verlangte piepend ein halbes Pfund Kaffee . . . . Es giebt tragische Augenblicke eines Colonialwaarenhändlers — tragische Augenblicke.

Die Vorbereitungen zur Abreise betrieb Kaspar Rumpelmeier mit fieberhaftem Eifer. Seine Schützen-Uniform war vor allen anderen fertig. Und als er sich zum ersten Male

darin im Spiegel besah und ihm das Bild eines kleinen, dicken Mannes entgegentrat, der die Rechte auf den Lauf seines Gewehrs stützte, während er in der Linken ein Taschentuch hielt, da betrachtete er es mit glauen Augen. Und in seinem Gehirn zuckte es einen Moment lang wie eine Offenbarung auf, daß dieses Bild da vor ihm etwas bedeute ... etwas Großes ... etwas Unsterbliches ... Nur eine Secunde lang währte die Erleuchtung ... Dann war es wieder finster in seinem Gehirn — stockfinster.

Dem Tag der Abreise sah er mit wachsender Sehnsucht entgegen.

Endlich kam er.

Und mit Leberecht Schießl, dem sanguinischen Schneider, Johann Stumpe, dem cholerischen Schuster, und Hugo Spitz, dem skeptischen und verwachsenen Barbier, bestieg er den Zug, der sie der Reichshauptstadt entgegenführen sollte.

Leberecht Schießl nahm in einem der vordersten Waggons Platz. Er wollte der Erste sein, der Berliner Erde unter die Füße bekam.

In einem der mittleren Waggons saß Kaspar Rumpelmeier und hörte in würdevoller Haltung auf alle die boshaften Bemerkungen, die der Flabbe des Haarkünstlers entströmten.

Im allerletzten Waggon saß Johann Stumpe, der cholerische Schuster, und suchte, indem er sich wüthend mit dem Rücken gegen die Rückwand des Waggons stemmte, die Fahrgeschwindigkeit des Zuges zu beschleunigen. —

So dampften sie gen Berlin.

* * *

Am Tage des Festzuges langte Kaspar Rumpelmeier in Begleitung seiner Freunde an. — Und gleich der Festzug ergriff ihn mächtig.

Aah, dieser Festzug!

Und dann die große, herrliche Stadt mit den großen, prächtigen Gebäuden, die über und über mit Reisig und Teppichen und Fahnen geschmückt waren — zu Ehren der Schützen! Und diese Menge von Menschen, Tausende und wieder Tausende! Und sie alle jauchzten und jubelten und jubelten und jauchzten den Schützen zu! Hoch und Hurrah und Hurrah und Hoch!

Zu Ehren der Schützen war Berlin geschmückt? Also auch zu seinen Ehren!

Den Schützen jubelten die Berliner zu! Den Schützen? Also auch ihm!

Ja, auch ihm. Ihm, Kaspar Rumpelmeier. Er hatte sich also nicht getäuscht: Berlin hatte sich wirklich nach ihm gesehnt. Berlin freute sich, daß er gekommen war. Und wie in einem Taumel schritt Kaspar Rumpelmeier dahin und winkte mit den Händen und schwenkte den Hut ...

Am mächtigsten aber erregten ihn die Reden.

Diese Reden! Diese Reden!

Was er da nicht Alles erfuhr. Er traute seinen Ohren nicht. Die Schützenvereine verdankten dem Bedürfniß, den nationalen Geist zu kräftigen, ihre Entstehung. Also nicht dem Bedürfniß, der häuslichen Langweile zu entgehen? Merkwürdig. Darauf wäre er nie von selbst verfallen. Aber alle diese großen, gewichtigen Männer mit den bedeutungsvollen Abzeichen mußten ja das besser wissen! Und der Fortbestand der Schützenvereine in alle Zukunft war nothwendig im Interesse der Einheit und Wohlfahrt Deutschlands! Also nicht, weil man sonst, wenn man nicht zufällig Mitglied des Kegelklubs ist, absolut nicht wüßte, wie den Sonntag Nachmittag todtzuschlagen ...!

In Westerburg und Umgebung war man bisher dieser Ansicht gewesen. Aber da war man eben auf falscher Fährte.

Kräftigung des nationalen Geistes! Einheit des Vaterlandes! Wie das klang! Ueberwältigend.

Athemlos vor Spannung horchte Kaspar Rumpelmeier auf diese Reden, die alle die Schützen-Tugenden der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zum Gegenstand hatten.

Das war ein unerschöpfliches Thema. Wenn Einer sein Theil davon zu Ende gesponnen hatte, dann kam immer wieder ein Anderer herzu und spann munter weiter. Vaterlandsliebe,

Todesverachtung, Bürgersinn, Wehrhaftigkeit, Idealismus, Durst, Ehrliebe, Mannhaftigkeit, Unabhängigkeit von Flanell-Leibchen u. s. w. u. s. w. Alles besaßen die Schützen!

Anfänglich wollte Kaspar Rumpelmeier diese Tugenden nachzählen. Er konnte aber nicht nachkommen. Er gab es darum auf. Er überließ sich ganz dem erhebenden Gefühle, auch ein Schütze zu sein. Er war auch ein Schütze! Er besaß also auch alle diese Tugenden. Auch er! Und er hatte bisher keine Ahnung davon gehabt. Nun aber sollte er anders werden, ganz anders! Und Leberecht Schießl, der Schneider, Johann Stumpe, der Schuster, Hugo Spitz, der Barbier, beobachten zu ihrem Erstaunen, daß Kaspar Rumpelmeiers Gesichtszüge einen Ausdruck monumentalen Selbstbewußtseins annahmen.

Leberecht Schießl wurde darüber roth vor Freude.

Hugo Spitz wurde darüber gelb vor Neid.

Johann Stumpe wurde darüber blaß vor Wuth.

Kaspar Rumpelmeier aber kehrte sich nicht an dieses Farbenspiel. Er war ganz erfüllt von dem Streben, die große Aufgabe, die seiner in Pankow harrte, zu begreifen. . .

* * *

Und er begriff sie. Er brauchte gar nicht lange dazu. Schon nach dem zehnten Liter Bier gelang's. Ganz klar stand es vor seiner Seele: Pankow brauchte einen providentiellen Mann. Und dieser providentielle Mann war er.

Er!

Das Schicksal hatte ihn dazu vorher bestimmt. Deshalb hatte es ihm eine Gattin gegeben, spindeldür und Strümpfe strickend. Und deshalb hatte es ihn mit der Fähigkeit begnadet, sich in Gesellschaft dieser Gattin am Sonntag Nachmittag grenzenlos zu langweilen. Dieser Strickstrumpf und diese Langweile — das waren die beiden Kräfte, die ihn mit mathematischer Nothwendigkeit dem Westerburger Schützenverein zutreiben mußten. Und deshalb hatte ihn das Schicksal bisher in einer so bedeutsamen Unkenntniß seines wahren Werthes gelassen. Er sollte vor der Versuchung bewahrt bleiben, früher aus dem bescheidenen Dunkel seiner Westerburger Existenz, hervorzutreten, als das Schicksal es wollte.

Für Pankow hatte ihn das Schicksal aufbewahrt, und richtig: hier war er in Pankow! Und hier war ihm die innere Erleuchtung gekommen. Allen diesen Reden hatte das Schicksal keinen anderen Zweck zugewiesen, als seine innere Erleuchtung zu besorgen.

Nun war er erleuchtet, gründlich erleuchtet. Und nun wußte, was er hier sollte. Nicht etwa blos nach der Scheibe schießen! Nein! Seine Mission war es, seine Volksgenossen mit der lebendigen Ueberzeugung zu erfüllen, daß sie, indem sie sich scheinbar blos einem Sonntags-Vergnügen hingaben, thatsächlich den höchsten Pflichten gegen das Vaterland und die Gesellschaft nachkamen. . .

* * *

Mit unermüdlichem Eifer und einer unermüdlichen Suada hat sich Kaspar Rumpelmeier seiner Mission gewidmet..

Der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Besonders da Kaspar Rumpelmeier der Mann war, ihn auch auf feuchtem Wege zu erreichen. Hunderte und Hunderte von Schützen haben Pankow mit dem Bewußtsein verlassen, Musterbürger zu sein. Vor acht Tagen hatten sie noch keine Ahnung davon. Aber die feurige Beredsamkeit Kaspar Rumpelmeiers hat sie eines Besseren belehrt.

Viele, die den kleinen, dicken Mann gesehen und gesprochen haben, haben ihn mit der geringschätzigen Bemerkung abgethan: ein Kleinbürger, dem der Festesjubel zu Kopfe gestiegen ist..

Kaspar Rumpelmeier denkt anders von dem Werke, das er vollführt hat. Und da er letzten Montag in Begleitung seiner Freunde heimfuhr, da hatte er eine Vision. Und er sah mitten auf dem Westerburger Hauptplatz ein Denkmal sich erheben, das Denkmal eines kleinen, dicken Mannes, der die Rechte auf den Lauf eines Gewehres stützte, in der Linken ein Taschentuch hielt, während zu seinen Füßen, Deutschlands Erbfeind, ein riesiger Strickstrumpf sich wand — sein Denkmal.

Drei Sockelfiguren umgaben das Postament.

Vorne sah man seinen begeisterten Anhänger Leberecht Schießl, den enthusiastischen

Schneider — geflügelt. Rechts und links erblickte man seine Widersacher: Johann Stumpe, den cholerischen Schuster -- gefesselt, und Hugo Spitz, den skeptischen und verwachsenen Barbier — geknebelt.

Die Inschrift aber lautete:

Kaspar Rumpelmeier
Westerburg
Hauptstraße 13
1853—18 . . (wird später nachgetragen werden).
Colonialwaarenhändler und Nationalheld.

Heinrich Kana.

Suggestionen.

Die Tragödie der Tragödin.

Das ist das Erfreuliche und muß uns mit dankbarem Stolze erfüllen, daß wir alle diese ganz vortreffliche Bildung besitzen. Die Ahnen waren den krummen Irrungen mancher trügerischen Sehnsucht überlassen; wir wuchsen unter der Zucht des klaren, zuversichtlichen Verstandes. Vor den Ausschweifungen ins Phantastische der Romantik bewahrt uns der praktisch gewordene Geist des Jahrhunderts und der Versuchung schöner Lügen widerstehen wir standhaft. Von sicherer Lebensweisheit, der man sich vertrauen kann, und der gereiften Einsicht in das Wirkliche ist unser Temperament gezügelt und zu jener blauen Blume, in den schweifenden Wolken über der Welt, verirrt sich kein Wunsch mehr. Den Zauber der Illusion haben wir überwunden und zum Behagen sich mit guten Thaten in der Wirklichkeit einzurichten wurde die Losung unseres besonnenen Geschechtes, das weiß, was es kann, und darum kann, was es will.

Wir sind so ungemein verständig.

Es hört sich wunderschön an und wird, bei passender Gelegenheit, wenn das Quartal sich wendet, leicht in leitenden Artikeln zu wohlthätiger Wirkung gebracht, welche behagliche Ofenwärme und den anheimelnden Geschmack der bürgerlichen Küche verbreiten und manchen Abonnenten fangen, dem die Gemüthlichkeit friert. Nur kann es bedauerlicher Weise passiren, daß Unerfahrene ernsthaft glauben, was doch nur von lüsternen Schleichern und den Eunuchen der Phantasie geheuchelt wird, zur allgemeinen Beruhigung in einem vergnüglichen Wahne. Das nehmen einige ernst und meinen, man könne wirklich vom bloßen Verstande im Wirklichen leben.

Damals, jenes beneidenswerthe Geschlecht, das heute verlacht wird, verschloß sich vor der Wirklichkeit im Traume; wir haben den Traum mit der Wirklichkeit getauscht. Das Glück in den frommen Lügen der Väter ist verscheucht; wir wandern nach der Wahrheit. Aber das Glück, freilich, begehren auch wir, immer noch das gleiche, alte Glück; nur hat's uns nach seltsamen Werkzeugen verschlagen.

Dieses ist das große Problem der Zeit, das Bedürfniß des Glückes, welches die anderen drinnen im Traume erfüllten, nun draußen in der wachen Wahrheit zu bewähren.

Die natürlichen Illusionen, welche unser Wahrheitsdrang nicht vertrug, haben wir zerstört; und nun zerstören uns, welche unser Glücksdrang nicht entbehren kann: die künstlichen Illusionen.

* * *

Ich sehe die ermordete Wisnowska vor mir, die große Tragödin der Polen. Ich habe sie nie gekannt, aber ich sehe sie unvertreiblich vor mir, ein bleiches Gespenst, und es rieselt Blut. Ich sehe sie so unsäglich nahe und deutlich vor mir, in schwesterlich vertrauten Formen, als hätte täglich mein thränender Blick in ihr brennendes Auge getaucht und mein erbarmter Kuß ihre schwüle Lippe gestreift.

Ich muß immerfort an sie denken, immerfort, wie ich mich auch wehre und nach dem Heiteren flüchten möchte, immerfort in unabweislichen Gesichten, und sie wächst mir, in gesteigerten Phantomen, überwächst mich zum Symbol, zum Symbole dieser ganzen Zeit.

Ich sehe das Kind und in die reinen Träume der keimenden Jungfrau, wie sie gut w
und den Wünschen vertraute. Da mag sie wohl, in dem frohen Glauben an die Sehnsu
des Glückes — später mag sie wohl manchmal dieser Knospenstunden gedacht haben, als ob d
damals das Glück gewesen sein könnte. Aber es ist für unser der Einbildung entwendet
Geschlecht im Frieden der hoffenden Idee kein Verweilen; es verstößt uns hinaus in die Wah
heit und von der spröden Deutlichkeit der wirklichen Dinge fordern wir die vermessenen Wonn
der phantastischen Begierden.

Und ich sehe das aufgeblühte Weib, von der wilden unheimlichen Schönheit, welche d
lange Vertraulichkeit des Schmerzes schenkt, und die versunkenen Lippen von der müden Falt
des Ekels zerknittert, sehe diese entzäumte, hoffnungswunde Hetzjagd durch den letzten Wahnsin
aller Genüsse, rastlos weiter, durch verwüstete und zerstampfte Gefühle, die nicht mehr grüne
nicht mehr fruchten werden, rastlos weiter, mit wankenden, in Geißelungen immer wieder an
gerafften Nerven, rastlos weiter hinter den weichenden Scheinen des verlorenen Paradiese
bis an die letzten Freunde der Menschheit. Und immer wieder, wenn sie sinken will, wink
ein neues Großes, winkt ein neues Schönes, winkt ein neues Gutes und immer wieder, w
sie den ermatteten Ritt ihm nähert, ist das Große niedrig und das Schöne ist gemein un
das Gute ist Verrath und nichts bleibt immer am Ende als diese in Gram und Abich
wachsende Versicherung, daß es kein Großes, kein Schönes, kein Gutes giebt und daß ma
nicht leben kann ohne das Große, ohne das Schöne, ohne das Gute — diese spornblutig
Versicherung vorwärts, hinüber nach den letzten Freunden der Menschheit, die sich erbarmen
Dort versank sie, in den künstlichen Illusionen, in den irdischen Paradiesen, in Absynth, Opium
Morphine.

Und ich sehe sie in der Rüstung des Todes, da das Werk der Wirklichkeit an ihr voll
bracht ist. Mit gelben Rosen hatte sie die entknoteten Locken bekränzt, Hochzeit zu machen mi
dem Glücke. Dann versammelte sie auf den welken Nerven ein letztes Mal das bischen Glü
das die Wirklichkeit gewährt, aus Unzucht und Trunkenheit, und ergab sich dem heilenden
Morde.

Wild und wüst ist sie gestorben, im Opiumrausch und nach verworfener Wollust. Di
anständigen Komödianten ihres Theaters versagten ihr das letzte Geleit; einsam haben sie si
irgendwo verscharrt; kein Freund weinte an ihrer Bahre. Aber blasse Blumen, barmherziger
als die Menschen, werden den heißen Balsam ihres Duftes auf ihren langen Schlaf neigen
und der Wissende des Lebens erkennt das schaurige Mal über der Gruft, das in den milden
Winden schimmert: Ta-twam-asi!

* * *

Wir aber feiern Feste. Könige, dem Schmerze in Tollheit entlaufen, morden sich; Prinzen,
an denen die letzte Hoffnung der Völker lehnte, flüchten vor dem Grauen des Lebens; der
Wahnsinn schleicht um Paläste und Hütten. Aber wir feiern Feste. Wir haben nicht Zeit,
die grimmige Handschrift an der Wand zu achten, die täglich erneut wird. Wir feiern bier-
eifrig begeisterte Feste.

Und wehe, wenn aus dem schrillen Föhn, unter welchem die Welt bricht, sich einmal ein
leiser Seufzer in das Bekenntniß der Kunst verschlägt! Da wird über „peinliche" Verirrungen
ins „Uebertriebene" mit straffem Tadel anklägerisch vermahnt und über den ausschweifenden
Künstler, der sich nicht zu „zähmen" weiß und der „inneren Läuterung" leider entbehrt, ist
unter kaltem Bedauern ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Denn dieses wenigstens, wenn
schon einmal dieses ganze Geschlecht in Fäulniß und Moder zu versinken bestimmt ist
wenigstens sollen die in die grauen Leichenfelder nachrückenden Barbaren nichts davon merken,
daß es uns den Humor verdrossen hätte, und „fesch und munter" wenigstens wollen wir
verkrachen!

Es gab noch kein lustigeres Jahrhundert, als seit der Mord alle anderen Sporte ver-
drängt, und es trottet sich immer herrlicher über den Globus, aus dem sie die Lüge verscheucht
haben und das — Glück.

Globe Trotter.



Eine heikle Geschichte.

Von

Fedor Dostojewski.

(2. Fortsetzung.)

V.

ie Quadrille hatte begonnen.

„Gestatten Ew. Excellenz," sagte Akim Petrowitsch, indem er ehrerbietig die
asche in der Hand hielt und sich anschickte, das Glas des Generals zu füllen.

„Ich . . . ich weiß wirklich nicht, ob . . ."

Aber Akim Petrowitsch goß bereits mit dem Ausdruck ehrfurchtsvoller Demuth
n. Nachdem er den General bedient hatte, füllte er mit einer gewissen Heimlichkeit
nd Unauffälligkeit, sozusagen nebenbei, auch sein eignes Glas, nur mit dem Unter-
hied, daß er um einen Finger breit weniger eingoß, was er aus Schicklichkeits-
ücksichten für durchaus nothwendig hielt. Er kam sich wie ein Weib in Geburts-
ehen vor, als er so dicht neben seinem Vorgesetzten saß. Wovon sollte er mit
m sprechen? Irgend etwas mußte er jedenfalls, schon aus Pflichtgefühl, zu seiner
nterhaltung thun, und so bot der Champagner sich als willkommenes Auskunfts-
ittel dar. Auch Sr. Excellenz war es so ganz recht — nicht des Champagners
egen, denn dieser war warm und das abscheulichste Zeug, das man sich nur denken
onnte — aber doch so, in einer gewissen moralischen Hinsicht.

„Der Alte möchte gern selbst ein Schlückchen trinken", dachte Iwan Ilitsch,
aber er wagt es nicht ohne mich. Nun, ich will ihm nicht hinderlich sein . . .
Es wäre auch lächerlich, wenn die Flasche so zwischen uns dasteht."

Er nahm einen Schluck aus seinem Glase; es war doch immer eine Art Unter-
altung — besser, als wenn er nur so dagesessen und zugeschaut hätte.

„Ich bin ganz zufällig," begann er darauf, indem er die Worte zog und
ehnte — „ganz zufällig, sozusagen, hierhergekommen . . . Andere werden vielleicht
inden . . . es schicke sich nicht . . . sozusagen . . . daß ich in solche Gesellschaft gehe . . ."

Akim Petrowitsch schwieg und horchte mit schüchterner Neugier.

„Aber ich hoffe, Sie werden begreifen, weshalb ich hergekommen . . . ich bin
doch nicht gekommen, um hier Wein zu trinken . . . he he!"

Akim Petrowitsch wollte seinerseits mit einem Kichern antworten, doch blieb
ihm dieses Kichern im Halse stecken, so daß er wiederum nichts vorbrachte, was
Sr. Excellenz hätte ermuntern können.

„Ich bin hergekommen . . . um sozusagen erhebend und ermunternd . . .
einzuwirken, sozusagen . . . ein moralisches Ziel zu zeigen . . ." fuhr Iwan Ilitsch,
höchst aufgebracht über den stumpfsinnigen Zuhörer, in seinen Darlegungen fort,
doch verstummte er plötzlich. Er sah, daß der arme Akim Petrowitsch sogar die
Augen niedergeschlagen hatte, als ob er sich in irgend einer Hinsicht schuldig fühlte.
Der General nahm in seiner Verwirrung wiederum zum Glase die Zuflucht, und
Akim Petrowitsch beeilte sich sogleich wieder, dasselbe zu füllen, als ob er durchaus
keinen andern Ausweg aus seiner fatalen Lage gewußt hätte.

Sehr geistreich scheinen Sie nicht zu sein, mein Lieber," dachte Iwan Ilitsch,
indem er dem armen Akim Petrowitsch einen strengen Blick zuwarf. Und als ob
der Bureauvorsteher diesen strengen Generalsblick durch die Haut hindurch gespürt
hätte, nahm er sich endgültig vor, zu schweigen und seine Augen nicht mehr zu er-
heben. So saßen sie zwei Minuten lang einander gegenüber, zwei schreckliche Mi-
nuten für den guten Akim Petrowitsch.

Der General that seinem Bureauvorsteher natürlich schreiendes Unrecht. Akim
Petrowitsch war ein ruhiger, gefaßter Mensch, so friedlich wie ein Huhn, ein Be-
amter von jener alten Sorte, die ganz in Unterthänigkeit und Kriecherei aufgewachsen

war, im Uebrigen ein Mensch von gutem, sogar edlem Charakter. Er war ein Petersburger Russe, das heißt sein Vater sowohl wie sein Großvater waren in Petersburg geboren, aufgewachsen und in Dienst getreten und nicht ein einziges Mal aus Petersburg herausgekommen. Diese Petersburger sind ein ganz eigenartiger russischer Typus. Vom übrigen Rußland haben sie nicht die geringste Vorstellung, was ihnen übrigens durchaus keine Sorge macht. Ihr ganzes Interesse ist auf Petersburg, insbesondere auf das Amt, das sie inne haben, concentrirt. Ihre regelmäßige Préféranceparthie, ihr Monatsgehalt und die Läden aus denen sie ihre Waaren beziehen, bilden die einzigen Gegenstände ihrer Sorge. Sie kennen nicht eine einzige russische Sitte, nicht ein einziges Volkslied — außer vielleicht eine russische Melodie, die ihnen der Leierkasten vermittelt. Es giebt zwei untrügliche Merkmale, nach denen man einen wirklichen Russen von einem Petersburger unterscheidet. Das erste dieser Merkmale besteht darin, daß der Petersburger ausnahmslos statt „Petersburger Nachrichten" immer „Akademische Nachrichten" sagt. Das zweite, ebenso untrügliche Merkmal ist, daß der Petersburger niemals das einheimische Wort „sawtrak" gebraucht, sondern das deutsche Wort „fryschtik", wobei er sich bemüht, die erste Silbe möglichst richtig auszusprechen. An diesen beiden Kennzeichen wird man sie unzweifelhaft unterscheiden. Es ist im Allgemeinen ein friedlicher Menschenschlag, der sich in den letzten Jahrzehnten endgültig herausgebildet hat. Akim Petrowitsch, der diesen Typus in aller Deutlichkeit darstellte, war dabei keineswegs der Dummkopf, für den der General ihn hielt. Hätte Iwan Ilitsch ihn irgend etwas gefragt, was seinem Gesichtskreise näher lag, er hätte ohne Zweifel Rede und Antwort gestanden und sogar eine leidliche Unterhaltung im Gange zu erhalten gewußt. Und er hätte sogar für sein Leben gern etwas Genaueres über die Absichten und Gründe seiner Excellenz erfahren, aber es schickte sich doch für einen Untergebenen nicht, nach diesen Gründen zu fragen . . .

Iwan Ilitsch war mehr und mehr in ein stilles Brüten verfallen; allerlei unklare Gedanken jagten sich in seinem Kopfe, und er bemerkte es in seiner Zerstreutheit nicht, daß er immer wieder sein Glas an den Mund führte und Akim Petrowitsch es immer wieder nachfüllte. Sie schwiegen beide. Iwan Ilitsch hatte seine Aufmerksamkeit den Tanzenden zugewendet und fand sogar bald an dem Treiben in dem Saale ein gewisses Interesse. Auf einmal fiel ihm ein Umstand auf, der ihn sogar in ein gewisses Staunen versetzte . . .

Die Tanzenden waren in der That in der heitersten Stimmung. Man belustigte sich in aller Einfalt des Herzens und war mit Leib und Seele bei der Sache. Es gab nur wenige geschickte Tänzer, aber die ungeschickten stampften so heftig auf den Boden auf, daß man leicht geneigt sein konnte, sie für geschickte zu halten. Ganz besonders zeichnete sich der Offizier aus: er liebte namentlich gewisse Figuren, bei denen er seinen langen Oberkörper bald nach dieser, bald nach jener Seite hinüberbeugte, so daß man jeden Augenblick befürchten mußte, er würde zusammenbrechen und zu Boden stürzen; aber er schien seiner Sache sicher und schaute so ernst und siegesgewiß drein, als ob er aller Augen bewundernd auf sich gerichtet fühlte. Ein anderer Tänzer, in der zweiten Gruppe, war neben seiner Dame eingeschlafen — er hatte offenbar vor Beginn der Quadrille des Guten zu viel gethan, so daß seine Dame nun allein tanzen mußte. Ein junger Registrator, der die Dame mit dem blauen Bande zur Partnerin hatte, wiederholte auch diesmal wieder ein Kunststück, das er bereits während der sämmtlichen fünf Quadrillen des Abends zur Ausführung gebracht hatte: er trat ein wenig von seiner Dame hinweg, ergriff das Ende des blauen Bandes und preßte während des Vorbeigehens im vis-à-vis ein Dutzend Küsse darauf. Die Dame aber schwamm dahin, als ob sie durchaus nichts bemerkte. Der Student der Medizin gab in der That sein Solo auf den Händen zum Besten und erregte damit einen wahren Sturm von Beifall.

Es herrschte, mit einem Worte, eine ganz auffallende Ungezwungenheit. Iwan Ilitsch, auf den übrigens der Wein bereits seine Wirkung ganz merklich auszuüben begann, lächelte zu alledem, doch begann sich allmälig ein bittrer Zweifel in seine Seele zu schleichen: er war ja ein Freund der Ungezwungenheit und Lustigkeit, und er hatte sie vorhin, als sich alle wie eine scheu gewordene Heerde durcheinanderdrängten, aus ganzer Seele herbeigesehnt; aber jetzt schien sie ihm denn doch alles erlaubte Maß zu überschreiten. So hatte zum Beispiel eine der Damen ihr abgetragenes blaues Sammetkleid, das sie jedenfalls aus vierter Hand erstanden hatte, mit Hilfe von Stecknadeln derartig zusammengeheftet, daß sie Pumphosen anzuhaben schien. Es war das dieselbe Kleopatra Semjonowna, bei der man „alles riskiren konnte," wie ihr Cavalier, der Student der Medizin, sich gegen den Mitarbeiter des „Feuerbrand" ausgedrückt hatte. Von dem Mediziner vollends wollen wir besser schweigen: seine Tollheiten gingen über alle Grenzen hinaus. Wie war das nur möglich? Zuerst diese Scheu und Schüchternheit — und nun war alles aus Rand und Band! Wirklich, ein seltsamer Wechsel der Stimmung, der nichts Gutes zu versprechen schien. Als ob sie vollständig vergessen hätten, daß ein Iwan Ilitsch existirte. Natürlich lachte Iwan Ilitsch zu all den Tollheiten, ja er wagte sogar ab und zu einmal Beifall zu klatschen. Akim Petrowitsch sekundirte ihm in aller Ehrerbietung mit seinem munteren Kichern; er glaubte allen Ernstes, daß Sr. Excellenz sich trefflich amüsirten und hatte keine Ahnung davon, welcher Wurm an deren hochgeborenem Herzen nagte.

„Sie tanzen ganz ausgezeichnet, junger Mann," bemerkte Iwan Ilitsch zu dem Studenten der Medizin, als dieser nach Beendigung der Quadrille an ihm vorüberging.

Der Student wandte sich kurz nach ihm um, schnitt ihm eine Grimasse, und indem er sein Gesicht in höchst ungezogener Weise ganz nahe an das des Generals brachte, krähte er aus voller Kehle wie ein Hahn. Die Grimasse des Mediziners war so überwältigend komisch und das Krähen so wunderbar natürlich gewesen, daß die ganze Gesellschaft in helles Lachen ausbrechen mußte. Das war denn doch zu stark für Iwan Ilitsch: er erhob sich von seinem Platze und war eben im Begriff, einen unwiderruflichen Entschluß zu fassen, als plötzlich Pseldonymow nebst seiner Mutter vor ihm auftauchten und ihn unter zahlreichen Verbeugungen zum Hochzeitsmahl baten.

„Väterchen, Excellenz," begann die Alte sich verneigend, „erzeigen Sie uns doch die Ehre, verachten Sie unsere Armuth nicht . . ."

„Ich . . . ich weiß wirklich nicht . . ." stotterte Iwan Ilitsch — „ich bin doch nicht deshalb . . . ich wollte soeben aufbrechen . . ."

In der That hielt er bereits seine Mütze in der Hand, ja er gab sich sogar, während er zu Pseldonymows Mutter sprach, sein heiligstes Ehrenwort, im nächsten Augenblick um jeden Preis aufzubrechen — und er blieb dennoch! Schon in der nächsten Minute schritt er, von Pseldonymow geführt, den übrigen Gästen voran, auf die Festtafel zu. Man wies ihm den Ehrenplatz am Tische an, und wiederum ward eine Flasche Champagner vor sein Couvert gestellt. Russische Sardinen und Branntwein standen zum Imbiß bereit. Iwan Ilitsch goß sich ein großes Gläschen voll und trank es in einem Zuge aus. Er hatte noch niemals in seinem Leben richtigen Branntwein getrunken. Es war ihm, als ob er von einem steilen Berge hinabglitt, als ob er immer schneller und schneller fiel und sich vergebens nach einem Gegenstend umschaute, an dem er sich hätte festhalten können.

Seine Lage ward in der That immer sonderbarer: es war, als ob das Schicksal seinen Spott mit ihm treiben wollte. Gott weiß, was innerhalb der letzten Stunde mit ihm geschehen war! Als er eintrat, war er bereit, die ganze Menschheit sammt allen seinen Untergebenen in brüderlicher Liebe an seine Brust zu drücken. Und kaum war eine Stunde vergangen, als er mit dem Gefühl der Bitterkeit im Herzen sich dessen bewußt ward, daß er diesen Pseldonymow sammt seiner Frau

und seiner Hochzeit von ganzer Seele haßte und verfluchte. Und nicht genug daran: er sah es an Pseldonymows Mienen und Blicken, daß auch dieser ihn haßte, daß er am liebsten ausgerufen hätte: „Versink in den Boden, Verfluchter! Weshalb liegst Du uns auf dem Halse?“ Alles das hatte er längst in Pseldonymows Augen gelesen.

Natürlich hätte sich Iwan Ilitsch auch jetzt noch eher die Hand abhauen lassen, als daß er es sich auch nur im Stillen eingestanden hätte, daß die Dinge sich wirklich so verhielten. Noch war der entscheidende Moment nicht gekommen, noch bewahrte er ein gewisses moralisches Gleichgewicht. Aber sein Herz, sein Herz hatte eine bange Ahnung, es lechzte nach Freiheit, nach Luft, nach Erlösung.

Er wußte sehr wohl, daß er längst hätte gehen müssen, daß alles ganz anders gekommen war, als er es sich vorgestellt hatte. „Weshalb bin ich denn gekommen?“ fragte er sich, während er eine Sardine zum Munde führte. „Bin ich etwa gekommen, um zu essen und zu trinken?“ Er war der Verzweiflung nahe. Bisweilen war er nicht abgeneigt, sich über seine vermeintliche Heldenthat lustig zu machen. Ja, er fand es nun selbst unbegreiflich, weshalb er denn eigentlich hergekommen.

Wie aber sollte er sich aus der Schlinge ziehen? Ohne weiteres aufstehen und fortgehen — das ging nicht an; die Sache mußte einen Abschluß haben. Was würden die Leute wohl sagen! Er treibt sich in unanständiger Gesellschaft herum, wird es heißen. „Und sie werden Recht haben, wenn ich die Sache nicht zu Ende führe. Was wird zum Beispiel morgen — denn es wird sich ohne Zweifel sehr bald herumsprechen — Stepan Nikiforowitsch, was Semjon Iwanytsch sagen? Und in den Kanzleien, im Club, in den Familien — wie wird man da urtheilen? Nein, nein, ich darf nicht gehen, ohne es ausgesprochen zu haben, weshalb ich gekommen, ohne die moralische Absicht, welche mich leitete, deutlich an den Tag gelegt zu haben . . . Ach, und dieser pathetische Augenblick will durchaus nicht kommen! Man beachtet mich nicht einmal — weshalb lachen sie nur? Sie sind so ausgelassen — als ob ihnen alle besseren Gefühle abhanden gekommen wären . . . Ja, ich hatte das ganze junge Geschlecht längst im Verdachte der Gefühllosigkeit . . . Ich muß bleiben, koste es, was es wolle. Bis jetzt haben sie getanzt, da ließ sich die Sache nicht recht einleiten, aber jetzt habe ich sie ja hier an der Tafel zusammen . . . Ich will von der Größe Rußlands, von den brennenden Fragen, den Reformen sprechen . . . o, ich werde sie hinreißen! Vielleicht ist noch nichts verloren . . . Vielleicht ist die Wirklichkeit immer so . . . Hm, wie soll ich es nur anfangen, sie zu fesseln? Wie soll ich den Weg zu ihren Herzen finden? Ich bin wirklich ganz wirr im Kopfe . . . Was ist's denn eigentlich, das ihnen besonders am Herzen liegen könnte? . . . Wie, lachen sie da nicht? Doch nicht etwa über mich! Was will ich denn noch von ihnen? Weshalb gehe ich denn nicht? Warum bin ich so starrsinnig . . .?“ Und ein tiefes, unerträglich schmerzhaftes Gefühl der Scham bemächtigtigte sich seiner Seele.

VI.

Aber es war einmal ein böser Stern, der über ihm stand, und eins fügte sich zum andern.

Kaum hatte er zwei Minuten am Tische gesessen, als ein furchtbarer Gedanke sich seiner bemächtigte: er ward plötzlich inne, daß er ganz schrecklich betrunken war, das heißt eben nicht bloß angeheitert, wie bisher, sondern vollständig betrunken. Schuld daran trug das Glas Branntwein, das er in einem Zuge geleert hatte, und das unmittelbar darauf seine Wirkung zeigte. Er fühlte es an seinem ganzen Wesen, daß er endgültig schwach wurde. Zwar war sein Muth ganz bedeutend gewachsen, aber sein Gewissen ließ sich nicht beschwichtigen und flüsterte ihm beständig zu: „Wie häßlich, wie häßlich, und . . . wie unanständig!“ Seine Gedanken hatten

jeden Halt verloren, er war nicht im Stande, sie auf einen Punkt zu concentriren, und er fühlte ganz deutlich, wie sich plötzlich sein Inneres gleichsam in zwei Hälften zerspalten hatte. Auf der einen Seite herrschte Muth, die Begierde zu siegen, die Unterschätzung der Hindernisse und ein ganz verzweifeltes Vertrauen auf die endliche Erreichung des Zieles. Auf der andern Seite empfand er einen dumpfen, quälenden Schmerz in der Seele — als ob sich eine kranke Stelle an seinem Herzen befände. „Wie wird das enden? Was wird man dazu sagen? Was wird morgen sein, morgen, morgen . . .!"

Bisher hatte er nur eine Art dumpfes Vorgefühl davon gehabt, daß er unter den Gästen Feinde hatte. „Sie haben es vermuthlich übel genommen, daß ich nicht ganz nüchtern hierher gekommen bin," hatte er sich in quälendem Zweifel eingestanden. Wie mußte er nun erschrecken, als jenes Vorgefühl ihm plötzlich zur klaren, zweifellosen Erkenntniß wurde: ja er hatte wirklich Feinde da am Tische, Feinde, die ihn verabscheuten, die ihn haßten!

„Aber weshalb! weshalb!" fragte er sich.

Es saßen etwa dreißig Gäste an dem Tische; einige waren bereits vollkommen fertig. Die andern befleißigten sich eines nachlässigen, ungenirten Benehmens, das ihn peinlich berührte: sie schrien, sprachen laut durcheinander, brachten vorzeitige Toaste aus, und bombadirten sich gegenseitig mit Kugeln aus Brotteig. Einer der Anwesenden, ein unansehnlicher Bursche in einem schmutzigen Ueberrock, war vom Stuhle gefallen, als er sich kaum zu Tisch gesetzt hatte, und blieb während des ganzen Abendbrots liegen. Ein zweiter wollte durchaus auf den Tisch klettern und einen Toast ausbringen, und nur mit Mühe gelang es dem Offizier, ihn bei den Rockschößen herunterzuziehen und seine vorzeitige Begeisterung zu mäßigen. Die Speisen waren einfach bürgerlich, wenn auch eigens zu dem Feste ein Koch gemiethet worden war: es gab Schweinsgallerte, Rindszunge, Cotelettes mit grünen Erbsen, Gänsebraten und zum Schluß weißes Gelée. Getrunken wurde Bier, Branntwein und Sherry. Champagner war einzig und allein für den General vorhanden, doch hielt dieser sich für verpflichtet, auch Akim Petrowitsch, der hier bei Tisch nichts mehr auf eigene Faust zu unternehmen wagte, davon einzuschenken. Die Festtafel war aus zahlreichen einzelnen Tischen, unter denen sich sogar ein Spieltisch befand, zusammengestellt. Gedeckt war mit mehreren Tischtüchern, unter denen sich auch ein farbiges Jaroslaw'sches befand. Die Gäste saßen in bunter Reihe durcheinander, je ein Herr neben einer Dame. Pseldonymows Mutter hatte sich nicht gesetzt, sie lief hin und her und traf die nöthigen Anordnugen. Statt dessen erschien eine höchst unsympathische Person, die bis zu diesem Augenblicke unsichtbar gewesen war, auf der Bildfläche; sie trug ein röthliches Seidenkleid und eine thurmhohe Haube und hatte das Gesicht mit einem Tuche verbunden. Es stellte sich heraus, daß es die Mutter der Braut war, die gegen Pseldonymows Mutter ein Gefühl unversöhnlicher Feindschaft hegte und deshalb bisher unsichtbar geblieben war, sich aber doch endlich zur Theilnahme an dem Hochzeitsmahle hatte bewegen lassen. Dem General warf diese Dame einen bösartigen, gehässigen Blick zu — offenbar wollte sie ihm überhaupt nicht vorgestellt werden. Sie machte auf den General einen höchst verdächtigen Eindruck. Aber sie war nicht die einzige Person, die Iwan Ilitsch verdächtig erschien und ihm unwillkürlich Angst und Unruhe einflößte. Es kam ihm in der That vor, als ob zwischen ihnen eine Verschwörung bestände, die gegen ihn gerichtet war. Diese Ueberzeugung wuchs mehr und mehr in ihm heran. Höchst verdächtig schien ihm zum Beispiel ein junger Mensch mit leichtem Bartansatz, offenbar ein Jünger der freien Künste; er hatte mehrmals zu Iwan Ilitsch hinübergeblickt und sich dann zu seinem Nachbar gewendet, um ihm irgend etwas ins Ohr zu flüstern. Ein anderer junger Mann, ein Gymnasiast, schien zwar schon vollständig betrunken, doch war er, nach mehreren Anzeichen zu

schließen, gleichfalls zu fürchten. Auch der Student der Medizin erregte schlimme Befürchtungen in Iwan Ilitsch, ja selbst der Offizier schien ihm nicht ganz geheuer. Ganz besonders feindselig aber blickte der Mitarbeiter des „Feuerbrand“ drein: wie er sich auf seinem Stuhle breit machte, wie stolz und hochnäsig er um sich schaute, wie er sich räusperte und schnaubte! Allerdings bemerkte Iwan Ilitsch, daß die übrigen Gäste diesem Herrn durchaus keine besondere Aufmerksamkeit schenkten und ihm überhaupt nicht sehr zugethan schienen. Gleichwohl meinte er jedoch auf seiner Hut sein zu müssen, und als plötzlich dicht vor ihm eine Brotkugel niederfiel, die offenbar ihm gegolten hatte, da war er fest davon überzeugt, daß kein anderer wie der Mitarbeiter der unverschämte Schütze war, und er hätte seinen Kopf für diese Ueberzeugung hingegeben.

Alle diese Beobachtungen brachten ihn in eine fast weinerliche Stimmung. Noch unangenehmer war, was er, mehr oder weniger bewußt, an sich selber wahrnehmen mußte: er begann undeutlich zu sprechen, brachte die Worte nur mit Mühe hervor und konnte, obwohl er gar vieles, vieles hätte sagen mögen, seine Zunge nicht mehr recht lenken. Er vergaß plötzlich, was er sagen wollte, und das Schlimmste von allem: er schlug zeitweise ohne jeden Anlaß ein Lachen an, wenn zum Lachen am allerwenigsten ein Grund vorlag. Dieser seltsame Zustand war nach dem ersten Glas Champagner eingetreten, das er sich aus der vor ihm stehenden Flasche eingegossen hatte; er hatte sich dagegen gesträubt, es zu trinken — und schließlich leerte er es doch in einem einzigen Zuge. Nach diesem Glas Champagner hätte er am liebsten aufschluchzen mögen. Eine ungemessene Gefühlsseligkeit überkam ihn dann auf einmal, er begann wieder zu lieben und hätte alle Welt, selbst Pseldonymow, selbst den Mitarbeiter des „Feuerbrand“ umarmen mögen. Er wollte vergessen und vergeben, wollte sich mit allen versöhnen, wollte ihnen offen alles, alles sagen, was für ein ausgezeichneter Mensch er sei, wie edel sein Herz, wie großartig seine Fähigkeiten seien. . . wie er dem Vaterlande nützen würde, wie er die Damen zu unterhalten verstehe, namentlich aber, was für ein echter Mann des Fortschritts er sei und wie er, um der Humanität willen, bereit wäre, selbst zu den Aermsten und Elendesten hinabzusteigen! Zum Schluß wollte er ihnen dann alle Motive darlegen, die ihn bewogen hätten, uneingeladen zu Pseldonymows Hochzeit zu kommen, zwei Flaschen Champagner bei ihm auszutrinken und ihn durch seinen Besuch zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen.

„Wahrheit vor allem, heilige Wahrheit und Aufrichtigkeit! Durch Aufrichtigkeit will ich ihre Herzen gewinnen. Sie werden mir glauben schenken, ich weiß es bestimmt; sie messen mich jetzt mit feindseligen Blicken, aber ich werde ihnen alles offen darlegen, und ich werde sie beschämen, ihre Gemüther bezwingen. Sie werden ihre Gläser füllen und mit lautem Jubel auf meine Gesundheit trinken. Der Offizier wird sogar, ich bin überzeugt davon, sein Glas an seinem Stiefelsporn zerschlagen. Es wäre sogar ganz angebracht, wenn er ein Hurrah! ertönen ließe. Ja, sie könnten mich sogar auf ihre Schultern heben — ich hätte nichts dagegen. Der Neuvermählten gebe ich einen Kuß auf die Stirn, sie ist ein reizendes Wesen. Auch Akim Petrowitsch ist ein ganz vortrefflicher Mensch. Nun, und Pseldonymow wird sich bessern . . . es fehlt ihm nur, sozusagen, der weltmännische Schliff. Mag ihnen auch jene Herzlichkeit und rücksichtsvolle Weichheit fehlen, diesen Leuten der neuen Generation, so will ich doch . . . ja, ich will ihnen von der Bedeutung des heutigen Rußland im europäischen Staatenconcert sprechen, und auch von der Bauernfrage will ich ihnen sprechen, und . . . und sie werden mich alle liebgewinnen, und ich werde mit Ehren bestehen . . .!“

Diese Gedanken waren natürlich recht angenehm, unangenehm aber war der Umstand, daß Iwan Ilitsch mitten in seinen rosigen Hoffnungen plötzlich an sich eine höchst peinliche Entdeckung machte: die Entdeckung, daß er seine Sprachwerkzeuge

nicht mehr in seiner Gewalt hatte und beim Sprechen seine Nachbarschaft anspie. Er bemerkte das zunächst an Akim Petrowitsch, der mit bespritztem Gesichte dasaß und sich aus Ehrerbietung nicht abzuwischen wagte. Iwan Ilitsch nahm plötzlich seine Serviette und wischte ihn selbst ab. Das erschien ihm jedoch schon im nächsten Augenblick so albern, daß er plötzlich schwieg und sich über sich selbst zu wundern begann. Jetzt erst ward er dessen inne, daß er fast seit einer Viertelstunde zu Akim Petrowitsch über irgend ein hochinteressantes Thema gesprochen hatte, während dieser ihm mit ängstlicher, verlegener, verwirrter Miene zugehört hatte, ohne ihm auch nur ein Wort zu erwiedern. Auch Pseldonymow, der um einen Stuhl weiter saß, streckte seinen langen Hals aus und horchte mit seitwärtsgelegtem Kopfe nach ihm hin, indem er eine höchst unangenehme Grimasse dabei schnitt — ganz so in der That, als ob er ihn wie ein gefährliches Thier bewachen wollte. Iwan Ilitsch ließ seinen Blick über die Gäste schweifen und bemerkte, daß viele gerade nach ihm hinsahen und aus vollem Halse lachten. Das Allersonderbarste aber war, daß alle diese Beobachtungen ihn durchaus nicht in Verlegenheit brachten, er nahm im Gegentheil noch einen Schluck aus seinem Glase und begann auf einmal mit lauter Stimme zu sprechen, so daß alle es hören konnten:

„Ich sagte bereits," so begann er laut und deutlich — „ich sagte bereits zu Akim Petrowitsch, meine Herren, daß Rußland . . . daß Rußland in der That . . . nun, mit einem Wort, Sie werden verstehen, was ich sa—a—agen will . . . daß Rußland nach meiner tiefsten Ueberzeugung . . . in Hinsicht der Hu—Humanität . . ."

„Hu—Humanität!" tönte es vom andern Ende des Tisches zurück.

„Hu—Hu!"

„Tu—Tu!"

Iwan Ilitsch hielt inne. Pseldonymow stand von seinem Stuhle auf und bemühte sich die Störenfriede zu entdecken. Akim Petrowitsch suchte durch unwilliges Kopfschütteln die Gäste zu Anstand und Ordnung zu ermahnen. Iwan Ilitsch bemerkte seine Bemühungen sehr wohl und begriff auch ihre Bedeutung, doch war er nicht mehr zurückzuhalten.

„Der Humanität!" fuhr er eigensinnig fort — „und ich sagte heut Abend bereits . . . sagte ich . . . zu Stepan . . . Niki—ki—forowitsch . . . ja . . . daß . . . daß die Neugestaltung, sozusagen, der Dinge . . ."

„Excellenz!" ließ sich von neuem ein Schreier am andern Ende der Tafel vernehmen.

„Was wünschen Sie?" fragte Iwan Ilitsch, indem er sich bemühte, denjenigen, von welchem der Zuruf ausgegangen war, herauszufinden.

„Durchaus nichts, Excellenz, ich habe mich hinreißen lassen, fahren Sie fort! Fahren Sie fort!" lautete die Antwort.

Iwan Ilitsch zuckte förmlich zusammen.

„Die Neugestaltung, sozusagen, dieser selben Dinge . . ."

„Excellenz!" ertönte dieselbe Stimme.

„Was wollen Sie?"

„Prosit!"

Diesmal verlor Iwan Ilitsch seine Fassung. Er brach seine Rede ab und wandte sich nach dem Ruhestörer um, der ihn beleidigt hatte. Es war ein ganz junger Gymnasiast, der vollständig angetrunken war und überhaupt einen höchst verdächtigen Eindruck machte. Er hatte schon lange gelärmt und sogar ein Glas und zwei Teller zerschlagen, indem er behauptete, daß das bei einer Hochzeit so Brauch sei. Als der General sich eben nach ihm umgewandt hatte, war auch der Offizier bereits im Begriff, ihn zurechtzuweisen.

„Was willst Du denn?" sagte er, „was brüllst Du? Hinauswerfen sollte man Dich!"

„Lassen Sie sich nicht stören, Excellenz, lassen Sie sich nicht stören! Fahren Sie nur fort!“ schrie der junge Bursche, indem er sich auf seinem Stuhle lümmelte. „Fahren Sie fort, ich will zuhören, ich bin sehr zufrieden mit Ihnen — se—ehr zufrieden! Lobenswerth, wirklich lobenswerth!“

„Der Bengel ist betrunken!“ flüsterte Pseldonymow dem General zu.

„Ich sehe, daß er betrunken ist, indessen . . .“

„Ich habe soeben eine Anekdote zum Besten gegeben, Excellenz,“ unterbrach ihn der Offizier — „von einem Lieutenant unseres Truppentheils, der sich gegen seinen Vorgesetzten ähnlich benommen hat, und diesen Lieutenant ahmt er nun nach. Bei jedem Worte seines Vorgesetzten sagte er: „Lobenswerth, lobenswerth“ — jener Lieutenant nämlich — und dafür wurde er aus dem Dienste entlassen. Es sind gerade jetzt zehn Jahre her.“

„Was für ein Lieutenant denn?“ fragte Iwan Ilitsch.

„Ein Lieutenant von unserem Truppentheil, Excellenz. Er verlor den Verstand über seinem „Lobenswerth“. Anfangs versuchte man es mit gelinden Mitteln, dann kam er in Arrest . . . Der Vorsetzte suchte ihn durch väterliche Ermahnungen zu bessern, er aber kam immer wieder mit seinem: Lobenswerth! Lobenswerth! zum Vorschein. Ein stattlicher Offizier sonst, neun Zoll hoch. Er sollte vor ein Kriegsgericht kommen, doch stellte es sich heraus, daß er verrückt war.“

„Hm . . . ein Schulknabe also. Einen Schulknabenstreich darf man milder beurtheilen . . . und ich bin meinerseits bereit, zu verzeihen . . .“

„Es wurde das Urtheil medizinischer Sachverständiger eingeholt, Excellenz.“

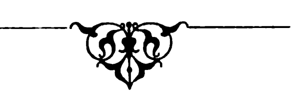
„Wie? Wurde er secirt?“

„Aber ich bitte Sie, er war doch noch am Leben!“

Eine laute Lachsalve erscholl von Seiten der Gäste, die sich bisher ziemlich anständig verhalten hatten. Iwan Ilitsch gerieth in Zorn.

„Meine Herren, meine Herren!“ rief er laut — „ich weiß sehr wohl, daß man einen lebendigen Menschen nicht secirt . . . Ich glaubte, er wäre im Wahnsinn gestorben . . . er wäre todt gewesen . . . das heißt, ich will sagen . . . daß Sie mich hassen . . . ich aber liebe Sie alle . . . ja, ich liebe diesen Por . . . Porfiri . . .“

(Schluß folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



[H]eft 25. Berlin, den 23. Juli 1890. I. Jahrgang.

Gottfried Keller.

1819 — 1890.

Wo er geboren und gelebt, ist er gestorben: in Zürich am 15. Juli. Ihm fehlten nur wenig Tage zum vollendeten einundsiebzigsten Jahr.

Schweizer war Gottfried Keller, und in der Schweiz wurzelte sein Sein und Dichten ganz: der treueste Sohn der Heimath, der eifrige Staatsschreiber von Zürich stand als Poet auch auf dem Boden seines Landes mit beiden Füßen. Die beste Kraft sog er aus ihm.

Die Liebe des Schweizers zu seinen Bergen und das Heimweh, das beim Alphornklang ihn faßt, schildert uns manches Lied; in Keller's Poetenseele hat dies Empfinden sich gewandelt und neu geformt, und seinem Dichten hat es die Richtung gegeben. „O mein Heimathland! O mein Vaterland! Wie so innig, feurig lieb' ich dich!" sang er als Jüngling einst; aber bei dem lyrischen Gefühlsausdruck ist er nicht geblieben, er hat vielmehr seine Heimathsliebe wirksamer ausgesprochen in der treuen Wiedergabe Schweizer Zustände, in der Darstellung freudiger und trüber, tragischer und komischer Züricher Eindrücke: Schweizer Feste schildert er und Schweizer Katastrophen, Leiden des Einzelnen und Gebrechen der Gesammtheit. Seine Liebe zur Heimath setzt sich um in mahnenden Spott, in satirische Glossen; und indem er ein ideales Seldwyla auf den Bergnebel malt, fängt er Schweizer Abderitenthum in klassischer Form auf und weckt unauslöschliche Heiterkeit. Er steigt in die Vergangenheit der Geburtsstadt hinab und dichtet „Züricher Novellen"; und er hält, mit modernen Accenten, Schweizer Gründungsfieber und Finanzkrach fest und verlacht den Hochmuth republikanischen Besserseinwollens im „Martin Salander".

Aber Keller spottet nicht nur, er sucht auch zu heilen: er ist ein Pädagoge, wie seine Landsleute Pestalozzi und Jeremias Gotthelf. Auch dieser didaktische Zug ist schweizerisch; und schweizerisch vor allem ist dasjenige, was Keller's Dichtung am Leben erhalten wird: sein Realismus.

Unter den deutschen Poeten der älteren Generation steht uns Keller am Höchsten; denn keiner rückt näher, als er, an den gegenwärtigen Geschmack heran. Er ist, nicht nur an Jahren, jünger als die Gutzkow und Auerbach; und daß er um ein Jahrzehnt älter ist, als die Heyse und Spielhagen, müssen wir erst von außen lernen, die inneren Thatsachen sagen es uns nicht. Seine Jugend fiel in die Zeit, da Heine und Uhland, Kerner und Freiligrath noch mächtig waren, und auf den Lyriker in Keller haben sie ihre Einflüsse deutlich geübt; der Humorist Keller ward durch ein älteres Vorbild litterarisch entwickelt, durch Jean Paul, dessen Gestalt bis an jenen Wendepunkt der Märzrevolution ebenso lebendig blieb, wie sie uns Heutigen unlebendig geworden ist. Aber über diese Muster hinauf stieg Keller zu den besten und größten aller Zeiten: zu Shakespeare, zu Goethe; und in einer Goethe'schen Prosa dichtete er sein Meisterstück: „Romeo und Julia auf dem Dorfe".

Was dem Dichter die Heimath, die Stunde seiner Geburt und poetische Vorbilder gaben, ist Eines; seine Persönlichkeit ist das Andere, Größere. Wo steckt es, was den Mann machte, und wie fassen wir es in Worte: das Gottfried Kellerische? Wie entwickelte sich dieses in jenem, der Mensch in seinem Milieu?

Kellers Persönlichkeit, in ihrer reinsten und tiefsten Eigenart, ist im „Grünen Heinrich" ausgesprochen. Einen Künstler schildert Keller, einen „zwanzigjährigen Gefühlsmenschen" im hoffnungsgrünen Röckchen, der aus der Schweiz nach Deutschland zieht, in das Land seiner Sehnsucht: „alles aber, was er sich unter Deutschland dachte, war von einem romantischen Dufte umwoben." Und dieses Romantische, dieses Träumende und die blaue Blume Begehrende verlegte sich für Heinrich Lee, in seiner ewigen Grünheit, aus der Kunst sogleich ins Leben: er wird eine problematische Natur, die keiner Lage genügt und der keine Lage genügt, er wird ein Hans der Träumer und Grillenfänger, unfähig, sein Schicksal sich selber zu gestalten. Er geht zu Grunde, nicht an einzelnen Erlebnissen, sondern am Leben selber: zwischen den Geboten seiner Innenwelt und den Forderungen der Außenwelt findet er die Einheit nicht; und weil sein Ich, dieses complicirte, launenvolle Wesen nur immer reicher anwächst, nur immer gebietischer fordert, scheitert er an den menschlichen Nothwendigkeiten und sein jugendliches Leben löscht aus. Er starb an der Romantik, könnte sein Grabspruch lauten.

Aber nur die eine Seite des Helden offenbart sich hier; diejenige, durch welche er mit Zeitstimmungen im Engsten zusammenhängt. Es war die Periode, wo Deutschland Hamlet war; wo Mörike seinen „Maler Nolten" schrieb und der Weltschmerz aus dem zuckenden Auge des todtkranken Heine blickte. Mit dieser romantisch-deutschen Gefühlsrichtung in Heinrich Lee kämpft die schweizerisch reale: und wenn sich der einen „nach alter Weise alles zum Romane gestaltete", so schaute die andre mit kräftigem Wirklichkeitssinn ins Leben hinein, und an jeder Aeußerung der umgebenden Welt stärkte sich und erquickte sich ihr Blick: denn Heinrich „besaß eine unverwüstliche Pietät für die Natur." Und zwar war sein Sinn nicht, wie es dem Landschaftsmaler alten Schlages geziemt hätte, auf das Pittoreske gerichtet, auf die stilvollen Reize einer wohlarrangirten Natur: er hatte vielmehr, „ohne theoretische Einpflanzung, die glückliche Gabe, das wahre Schöne von dem blos Malerischen, was vielen ihr Leben lang im Sinn steckt, trennen zu können; und seine Verbündeten waren hierbei die Atmosphäre und die Sonne, welche ihm jeden Busch zu Etwas gestalten halfen." Vor mehr als vier Jahrzehnten hat Keller diese Sätze niedergeschrieben, die in all ihrer Einfachheit und Kürze wie ein rechtes Programm des Pleinairismus klingen; und er hat ihren allgemeineren Gehalt sogleich herausgehoben, indem er Heinrichs Fähigkeit näher also bestimmt: „diese Gabe bestand in einem treuen Gedächtniß für Leben und Bedeutung der Dinge, in der Freude über ihre Gesundheit und volle Entwicklung." Alles, was ist, unterschiedlos zu ergreifen,

wird darum sein Ziel, — wo andere dem Barocken und Pikanten nachlaufen, und aus der Natur die „giftigen Töne“ und die störenden steifen Linien herauszucorrigiren wünschen.

Deutlich kündigt hier der moderne Realist sich an, der werdende Realist, der die romantischen Verfälschungen der Wahrheit zu überwinden trachtet, und der die Schönheit nicht in conventionellen Verkleidungen blos der Natur erblickt. Sich mit dem Bestehenden zu verständigen, und die Welt zu erkennen, wie sie ist, ward nun, als Künstler wie als Mensch, seine Aufgabe; und indem er sich aus den Banden der Romantik immer mehr befreit, aus der melancholischen Stimmung des „zwanzigjährigen Gefühlsmenschen“, scheint ihm zuletzt auch für den grünen Heinrich ein Ausgleich im Leben möglich: in der neuen Fassung des Romans, von 1880, wandelt sich darum der tragische Schluß zu einem glücklichen um, und statt am gebrochenen Herzen deutsch-romantisch zu sterben, wird Heinrich ein Schweizer Staatsdiener, wie sein Dichter. Die Aenderung scheint, rein poetisch betrachtet, ein Fehler, der die Einheit der alten Conception zerreißt; allein für den Wandel in Keller und für den Unterschied der Zeitstimmung, jetzt und damals, bleibt sie uns ein werthvolles Zeugniß.

Kellers eigene Worte und Werke mögen auch ferner uns zum Beweise dienen, wie dieser vorschreitende Realismus aus dem Innern seiner Entwicklung selber kommt, nicht aus doctrinärer Construction eines willkürlich schaltenden Betrachters. Schon der Titel der beiden großen Novellensammlungen, die nun folgen, offenbart den Unterschied in der künstlerischen Anschauung: die „Leute von Seldwyla“ spielen an einem symbolischen, wonnigen und sonnigen Ort „irgendwo in der Schweiz“; die Züricher Novellen spielen in Zürich. Jene sind moderne Märchen zumeist, vom Duft und Zauber einer behaglich spielenden Poesie umwoben, die auch das Tragische noch mild verklärt; diese geben einen ganzen Cyclus historischer Erzählungen, aus der Vorzeit der Vaterstadt gewonnen, und beleuchtet von der vollen Deutlichkeit des Tages. Der einst „sieben Legenden“ erzählte von Rittern und Marien, von alexandrinischen Nonnen und mittelalterlichen Turnieren, der die Mär vom „Spiegel dem Kätzchen“ heiter erfand und das Abenteuer von den drei „gerechten Kammachern“ mit grausigen Accenten, wie ein Nachtstück in Callots Manier, enden ließ, schildert nun in einfachen Linien, sachlich wie eine alte Chronik, die einfachen Geschichten von „Hadlaub“ und „Ursula“ und findet der innigsten Gestalt die innigsten Worte: „Ihr stilles schlichtes Wesen, ohne allen Schein, weder schön noch häßlich, gut, wie das tägliche Brot, frisch, wie das Quellwasser, und rein wie die Luft vom Berge, besiegte vor Hansli's Sinnen jeden fremden und gewaltsamen Glanz, und das Zusammenleben mit ihr dünkte ihm so unentbehrlich, wie die Heimatherde selbst, welche den Menschen mit ihren treuen Maßliebaugen anschaut.“

Für die Ideale der romantischen Zeit aber hat Keller nun bald überlegenen Spott bereit, bald ein gut Theil Selbstironie: er macht sich lustig, im „Hadlaub,“ (so gut wie nur ein modernster Realist) über den mittelalterlichen Dichter, bei dem „das Schöne schöner sein sollte, als das wirkliche Leben“; und er macht sich lustig, im „Sinngedicht,“ über den Deutsch-Amerikaner Erwin, der sich die Neigung der Magd Regine „so recht im Tone deutscher Volkslieder vorstellt, von einem romantischen Schimmer übergossen.“ Und sich selber scheint er zu verspotten, wenn er den Reinhart schildert, wie er bei untergehender Sonne an einen Armorbrunnen unter Platanen gelangt, schwimmende Rosen darauf und eine weiße Frauengestalt davor — und wenn er dann selber erklärt: daß alles dies „eher der idealen Erfindung eines müßigen Schöngeistes, als wirklichem Leben glich.“ Der Dichter, der sonst seine Helden gern verlacht, scheint hier sich selber am Ohr zu zupfen, und der Rückfall ins Märchenhafte macht ihm ein böses Gewissen: es regt sich die Controle des erstarkenden Wirklichkeitssinnes. Ueberall haben wir so den nämlichen Gegensatz in

Keller: den nämlichen Kampf von Phantastik und Realismus, von Romantik und Wahrheit, von deutschen Träumen und Schweizer Wirklichkeit.

Und so sollte er mit einem modernen Roman auch die Reihe seiner Schöpfungen beschließen, mit einem aus der Gegenwart geschöpften, in der Gegenwart seiner Vaterstadt völlig wurzelnden Erzählung voll Actualität und lebendiger Beziehungen. Als „Martin Salander“ erschienen war, zeigte man in Zürich mit den Fingern auf die Urbilder der Geschichte hin, wie nur vor dem Roman eines französischen Realisten. Zwar nennt Keller nach alter Mode den Ort der Handlung, mit einer durchsichtigen Romanverkleidung, „Münsterburg“, statt resolut von Zürich zu sprechen, zwar sind die heitern Rückfälle häufig in die phantastisch verzerrende frühere Weise des Erzählers, und manche der stärksten Wirkungen ruhen in ihnen; aber die Absicht doch war deutlich in Keller: einen Roman im Sinne des modernen Realismus zu schreiben. Nicht umsonst hatte er Jahr um Jahr, ein aufmerksamer, wenngleich oft widersprechender Leser, die neuen Zola-Bände zur Hand genommen. Und gerade weil es sich bei ihm nicht um die äußerliche Rücksicht auf poetische Moden handeln konnte, weil nur die innere dichterische Nöthigung ihn leitete, grade darum ist diese von den künstlerischen Träumen des „grünen Heinrich“ bis zu den Finanz-Speculationen des „Martin Salander“ führende Entwicklung so bezeichnend für das litterarische Deutschland, vom Vormärz bis auf diesen Tag.

Nur die großen Linien in Kellers Dichten, wie es sich der historischen Betrachtung darstellt, nun da es beschlossen ward, haben wir versucht hier nachzuziehen. Die Fülle der Kraft und Kunst aufzuweisen, die im Meister Gottfried lebendig ward, zur Freude der Deutschen, muß die rasche Betrachtung verzichten: diesen unerschöpflichen Reichthum dichterischer Stimmungen und Formen, Gedanken und Farben, diese Schätze behaglicher Poetenlaune und in die Tiefe greifenden Humors. Wie viel Anmuth und Güte in seinen Frauengestalten, von der Anna des ersten Romans bis zur Marienfrau des letzten! Wie viel schalkhafte Holdseligkeit, welch' heroischer Sinn und welche stolze Pracht in jenen andern, vom lächelnden und tapfer sterbenden Vrenchen in „Romea und Julia auf dem Dorfe“ bis zur Magd Regine im „Sinngedicht“, einem der „großen Menschenbilder“ wie aus alter Zeit! Alles was dieser Mann ergriffen, ward, in seiner classischen Prosa, in seinen herrlichen Versen, zur phantasievollen Anschauung, ward ihm zur Poesie:

> Von Glanz und Luft und Klarheit voll
> Ist alle diese reiche Welt,
> Weiß nicht, wie ich mich wenden soll,
> Daß Schönheit nicht mich vor sich stellt.

Aber sollen wir wortreich klagen und trauern nun, daß so viel Können und Gestalten von uns gegangen? Es wäre nicht in Kellers Art und Sinn. Nach schön erfülltem Leben, sein Werk gethan, ist er geschieden; uns aber bleibt die Erinnerung lebend an einen großen Künstler und reinen Menschen.

(Ein zweiter Artikel folgt.) **Otto Brahm.**

Der Neu-Idealismus.

(Schluß.)

Wir wissen, wie tief berechtigt der Pessimismus ist, und Niemand erreicht die Höhe der Bildung, ohne eine Krisis der Verzweiflung durchzumachen, die lebensgefährliche Erkenntniß von der unendlichen Zwecklosigkeit und der abgrundtiefen Nichtigkeit alles Daseins. Jedoch man pflegt schließlich es lächerlich zu finden, seine Zeit mit Gejammer über das, was sich nicht ändern läßt, zuzubringen, und man ergreift

einen Entschluß: jagt sich eine Kugel durch den Kopf, oder — wenn man sich etwas Naivität gerettet hat — findet sich mit dem Leben auf irgend eine Art, mit mehr oder weniger Humor, ab. Das Temperament ist's, welches hier entscheidet. Hat man eine Leidenschaft für Erkenntniß, so findet man eine Art wehmüthiger Befriedigung darin, über das Räthsel nachzudenken, welches man nicht lösen kann; ist man in der Richtung des Genusses begabt, so strebt man so viel wie möglich aus dem Augenblick zu machen; der Willensmensch sucht Vergessenheit in energischem Handeln, und ist die Energie mit vorherrschender Idealität verbunden, so hält man sich an das gar nicht schlechte Lebenssurrogat, für allgemeine Zwecke zu kämpfen und zu leiden, indem man, ohne an das tausendjährige Reich zu glauben, doch sich selber sagt, daß, wenn wir nur die Uebel entfernen, die sich entfernen lassen, das Leben jedenfalls erträglicher wird.

Unsere nordischen Neu-Idealisten haben Naivität genug übrig, um mit dem Dasein auszukommen. Wenn sie der naturalistischen Lebensanschauung den Rücken kehren, so geschieht es, weil sie die zu traurig finden. Das Leben ist für sie doch nicht blos grau in grau; die Kraft, die wir im Dasein entfalten, scheint ihnen doch nicht ganz verächtlich. Der dänische Repräsentant dieser Richtung redet so optimistisch, daß es ein Vergnügen ist. „Wenn unsere Zeit," sagt Vedel, „eine Zeit des Zweifels, der Analyse, der Stoffaufnahme ist, so ist sie doch zugleich die Vorbereitung, ja, der Anfang zu einer Epoche des Glaubens, der Synthese und der Hervorbringung. Zweifelt unser Geschlecht an der Berechtigung der heutigen Gesellschaftsfesseln und Lebensformen, so bekräftigt es durch diesen Zweifel nur den Werth des freien Menschenwillens und mißt jene Berechtigung mit einem Maßstab, an den sie glaubt. Und lockert die Analyse alle gewohnten Verbindungen zwischen unseren Vorstellungen, so befestigt diese Analyse dagegen um so stärker die nicht zufälligen Verbindungen und schaft so an Stelle der alten neue, der Wirklichkeit besser entsprechende Synthesen; und wird auch ein Weltbild zerschlagen, so baut man statt dessen eine dauerhaftere Weltanschauung auf, und eine gesundere und vollkommenere Art, das Leben zu leben."

Und er will eine Poesie mit starken, ungebrochenen Stimmungen, eine Poesie mit Idealen und Daseinspflichten; die Dichter sollen Menschen sein, in welchen die Gedanken und Leidenschaften der Zeit, aber auch der Wille der Zeit lebt. —

Die beiden schwedischen Schriftsteller, deren Broschüre diese Zeilen veranlaßt hat, glauben an die Lebensfreude.

Ganz naiv. Sie glauben an sie. Für den französischen Dekadenten ist der Genuß nur ein Betäubungsmittel, „das für einen Augenblick uns von den Qualen des Denkens befreit;" der viel unverdorbenere Nordländer preist Eros und Bacchos in aller Aufrichtigkeit. Baudelaire sagt: „berauscht euch, — damit ihr den Druck der unendlichen Zeit nicht fühlt". Levertin und von Heidenstam sagen: „benutzt die kurze Zeit, — damit euch des Lebens Rausch nicht entgehe!" Sie kennen die Verzweiflung, aber sie haben ihr den Rücken gewendet. Auf dem Kirchhof des Daseins wachsen Rosen; und sie haben Gesundheit genug, sich ihrer zu freuen und des Todtengräbers zu vergessen.

„„Gestern" ist Schmerz und „Morgen" ist Tod," sagen sie. „Lasset uns heute lieben, denn morgen sterben wir!"

„Ein melancholisches Sausen durchbebte die Seiten der Leier und es summte flüsternd: „Menschen aus dem Leben greifen? Nein, lieber sie durch das Leben ergreifen! Denn in meinen Silbersträngen zittern bis zum jüngsten Tage ungesungene Strophen aus der Liebe ewigem, bittersüßen Sang, tausend Strophen über der Sehnsucht Seligkeit und des Glückes Wehmuth, über Brand im Blut und Bilder unter geschlossenem Lid, vom ersten Kuß auf weißem Handgelenk und letztem Kuß auf kalter Lippe. Hesperische Nächte, Umarmung, Stelldichein bei spielenden Rokokko-Springbrunnen, Straußische Walzer mit hitzigen Liebesrhythmen, alles, was

des Lebens Becher an Gluth, an Süße und perlendem Schaum nur zu bieten hat, all das ruht in meinen Tönen verborgen. Lasset uns daher Eros preisen, des ersten und des letzten Menschenpaars einzigen Glückbringer! „Gestern" ist Schmerz und „Morgen" ist Tod. Wohlan, ersticken wir unsere Angst in Umarmungen und unsere Thränen in Küssen; lasset heute uns lieben, denn morgen sterben wir!"

Aus solcher Lebensauffassung heraus wird für die Dichtung Fest und Glanz verlangt. Das Tamburin und die Laute sollen von Schönheit und von Liebe singen; jedoch der „Limburger Käse" der prosaischen Alltagswirklichkeit soll hinaus aus der Litteratur. „Das Leben ist nicht so platt, wie es sich in den Bleiaugen moderner Beobachter abspiegelt. Es hat auch Schleier und pikante Schönheitsflecke; es hat Grazie und Wärme." Der Schleier und die Schönheitsflecke, die Wärme und die Grazie, dies soll besungen werden; das Andere lassen wir liegen. Warum wir uns damit plagen? Morgen sterben wir.

Es wird eingeräumt, daß auch Wochentagsmenschen Stoff zu dichterischer Behandlung abgeben können; aber die Dichter sollen diese Menschen nicht in ihrer Gewöhnlichkeit nehmen. Der Wochentagsmensch „hat in der Wirklichkeit Momente, in denen ein stärkeres Pathos zu Tage tritt, als ein moderner nüchterner Beobachter wiederzugeben wagt;" der Wochentagsmensch, „kann in den bewegtesten Augenblicken des Lebens von so starken Empfindungen erfüllt sein, daß man sie wohl am besten in Shakespear'sche Jamben übertrüge;" diese Augenblicke soll der Dichter herausgreifen, wenn er sich mit Gegenständen dieser Art befassen will.

„Alltagsleben, Alltagsmenschen und alltägliche Form!" rufen die beiden Autoren aus. „Die Erzählung gilt als aus dem Leben gegriffen; allein sie zeigt uns das Leben nicht so, wie es im plastischen Sonnenlicht der Klassicität aussah, noch in den Flammenfarben der Romantik, sondern so, wie man behauptet, daß es dem nüchternen und modernen Arbeitsmenschen erscheint."

Und das finden sie bedauernswerth.

Sie heben hervor, daß „der Kreis von Gedanken, Gefühlen und Träumen, welcher doch im Grunde der Dichtung eigentlicher Tummelplatz ist, um so enger wird, je trivialer die Sphäre ist, welche der Verfasser aufsucht . . . ." „Begabte Schriftsteller verkleinern daher sich selbst, wenn sie versuchen, vulgäre Menschen so objektiv alltäglich wie nur möglich zu schildern . . ." „Eine Schilderung des Alltagslebens bekommt ein ganz anderes Interesse durch eine subjektive Darstellungsart, in welcher die Ueberlegenheit des Autors für die Hohlheit des Gegenstandes als Entschädigung dient." Der Dichter wird „auf die fruchtbare Welt in seinem eigenen Innern, eine halbe Elle hoch über dem Manuscripte" dergestalt hinverwiesen, daß man sich selber sagt: die geehrten Verfasser sind ohne Zweifel vor allem Lyriker.

Sie verlangen etwas Warmblütiges, Pathetisches in großem Styl, Gestalten, wie sie eine kühne Phantasie schafft. Die Dichtung soll eine Alhambra sein, in welcher die Springfluth der Träume glitzernd über schöngeformten Marmor spielt und die Gedanken ihre luftigen Kolonnaden haben. Man will „eine Dichtung aus einem Stück, die uns das Menschenleben in festlicher Beleuchtung zeigt, mag diese nun von flammenden Leidenschaften oder von einer kosenden Phantasie herstammen." — „Lieber als ein „Dienstmädchen" mit einem Gichtring aus Messing und einem Herzen von Gold, eine interessante, cholerische Persönlichkeit mit einem goldenen Knopf am Stock und einem Herzen von Stein!" Die Wirklichkeit soll nicht als ein unverbesserbares Meisterwerk betrachtet werden, das uns zum Kopiren aufgestellt ist, sondern nur blos als Stoff, aus welchem die Individualität unerschrocken nach eigenem Temperamente Bilder schafft. „Es ist ein sehr geringes Lob, wenn ein Autor gepriesen wird, weil sein Manuskript nichts ist als ein Pauspapier, das die Modelle absolut korrekt wiedergiebt, — ohne daß man darin eine Spur von der Neigung des Künstlers fände: die Welt in seinem Bilde umzulügen!"

Man disputirt nicht mit einer Geschmacksrichtung; sie ist eine Thatsache, keine Theorie. Sie bildet ihre Theorien, wenn sie schon vorhanden ist; aber ihre Berechtigung vermag sie nur auf eine Art zu erweisen: indem sie gute Kunst hervorbringt.

Zwischen dem Naturalismus und der neuesten Richtung kann es jedenfalls nicht zum Wortstreit kommen; sie verhalten sich zu einander wie Ja und Nein, wie kriegführende Potentaten. Die impressionistischen Naturalisten dagegen dürften wohl, wenn dies überhaupt zu etwas führte, sich ein paar Bemerkungen erlauben.

Der Impressionismus, wie er sich bei uns hier oben ausgebildet, hat ohne nachweisbare Zwischenglieder zu einem Individualismus geführt, welcher unanfechtbar scheint. Vom Standpunkt dieses Individualismus aus könnte man Folgendes sagen:

Mit einem guten Theil jener Anschauungen stimmen wir gern überein; die Persönlichkeit ist es, die ein Kunstwerk schafft, und wirkliche Objektivität ist nicht blos der Tod, sondern sie ist unmöglich; aber wenn wir nun schon heil aus der naturalistischen Aeußerlichkeit entkommen sind, warum sollen wir deshalb in die entgegengesetzte? Wir sind fertig mit dem Glauben, daß „la nature seul importe;“ warum müssen wir nun absolut anfangen zu sagen, daß „l'esprit seul importe?“ Können wir uns nicht dahin einigen, daß sowohl Natur als Temperament zu einem Kunstwerk nöthig ist und in Ewigkeit es bleiben wird; daß weder Mephisto noch Peer Gynt aus Nichts geschaffen wurden und daß Germinie Lacerteux und Zola's Wäscherin darum nicht weniger Kunst sind, weil sie auf direkter Wirklichkeitsbeobachtung sich aufbauten? So lassen wir denn jeden Künstler machen, was er Lust hat und so gut er es kann; und dann mögen nachher die Aesthetiker kommen und Hürden errichten und Eintheilungen schaffen.

Und warum sollte man den Kreis der Poesie einschränken? Natürlich, wenn ein Dichter nichts als Psychologie schreiben will, so ist das seine Sache; wenn aber ein Anderer es lustig findet, etwas Anderes zu schreiben? Das Publikum ist dessen überdrüssig, sagt man? Ach, das hat keine Noth! In einer Zeit, wo der Geschmack jedes zehnte Jahr seine Richtung wechselt, kann man warten. Was heute nicht modern ist, wird es morgen oder spätestens übermorgen sein; die Hauptsache bleibt, daß es etwas Aechtes ist, d. h. ohne Rücksicht auf das Publikum gemacht.

Es ist nicht richtig zu behaupten, daß die Naturalisten nach einem Programm dichteten; das thut Niemand, der überhaupt ein Künstler ist. Sie gaben, trotz all ihres Programms, sich selbst, den Inhalt ihrer eigenen Seele, das, wovon sie selbst erfüllt waren und was sie liebten. Zola hätte sich und seine Zeit in keiner Kunstform jemals besser wiedergeben können, als in der, welche er angewendet; es war nicht seine Theorie, welche den Naturalismus, sondern der Naturalismus, welcher seine Theorie schuf. Der Eine der Verfasser von „Pepita's Hochzeit“ hat, wie er erzählt, einmal einen schlechten naturalistischen Roman geschrieben. Er fühlte damals, sagt er, „ein solches Sammlerentzücken vor all dem Kleingeld der Wirklichkeit, daß er mit der ganzen peinlichen Genauigkeit des Entdeckers, welcher eine neue Hieracie-Varietät beschreibt, einen Menschen in der Reitbahn und sein trauriges Geschick beschrieb.“ Gesetzt, daß es auf die Absicht des Dichters allein ankommt; — was also hat damals seinen Sinn erfüllt? Eben die Begeisterung für das wirkliche Leben und dessen tausend Details! Vielleicht schrieb er schlecht; vielleicht war er künstlerisch noch nicht entwickelt; aber so lange die Wirklichkeit mit all ihren Einzelheiten ihn interessirte — in welchen Gottes oder Teufels Namen hätte man ihm da verbieten können, über diesen Menschen in der Reitbahn zu schreiben? —

Aber auch die Impressionisten werden den Herren Levertin und von Heidenstam gegenüber ihre Einwendungen fallen zu lassen genöthigt sein.

Denn es zeigt sich, daß die beiden Verfasser, mit all ihrer Vorliebe für die subjektivistische Richtung, doch selbst Individualisten sind.

Schon die Art, wie ihre Broschüre entstanden ist, macht uns diesen Eindruck. Der eine der Herren nennt sich selbst altmodisch, der andere tritt als hochmodern auf; wenn nun diese Zwei mit einander ein Buch schreiben, so kann dies nur bedeuten, daß sie solche Begriffe wie altmodisch und modern in der Kunst abschaffen wollen.

Und dem Individualismus zulieb geschieht's, daß sie den Naturalismus bekämpfen.

„Es hat uns geschienen", schreiben sie, „als ob die Einseitigkeit der kleinen Naturalisten, ihre Forderung nach Wirklichkeitskultus, nach objektiver und systematischer Abbildung ein Rückschlag sei, welcher die Litteratur von Neuem hindert, dem Individualismus vorwärtszuschreiten und ihrem Endziel, der Ausrottung aller Schulen, sich zu nähern. Die Bestrebungen der Gegenwart, das Ich zu entdecken und von ihm Besitz zu ergreifen, können nur von Glück gekrönt werden, wenn man bedenkt, daß dieses Ich vielseitiger und wechselnder ist als irgend ein Krystall." — „Ob die Individualität nun zu der Wirklichkeit des Konkreten oder zu der des Vorgestellten schwört, so hat sie doch immer das gleiche Recht, sich zu manifestiren, und der eine Stil steht darum nicht höher als der andere. Möchten die zwei feindlichen Richtungen schließlich sich doch heirathen, Kinder kriegen und empor blühen!" — „Unsere Zeit sehnt sich nicht um ein Gran mehr nach schönheitsverehrender Kunst, als nach Naturalismus; aber sie sehnt sich nach Individualitäten, nach Dichtern, die, überlegen gleichgiltig gegen die Tagesmode, das Kleine oder Große bringen, das sie zu geben haben."

Das ist vernünftige Rede und wir fühlen, daß wir reifen Künstlern gegenüberstehen, welche durch Erfahrung und Entwicklung gelernt, wie wenig Schulen und Anschauungen zu sagen haben. Sie endigen mit dem guten alten Satz, welcher wohl das einzige allgemein giltige aesthetische Gesetz ist: daß jeder Künstler schildern möge, was er kennt und liebt, und es so schildern, daß er durch die Schilderung so weit als möglich sich selbst befriedige.

Und so haben wir eigentlich nichts Anderes zu thun, als den Herren die Hand zu reichen.

Laßt uns in Gottes Namen den Neu-Idealismus kriegen! Seine Berechtigung muß er, wie jede andere Geschmacksrichtung, erweisen, indem er gute Kunst producirt. Eines aber ist gewiß: man wird dem Neu-Idealismus anmerken, daß er den Naturalismus zum Vorgänger gehabt hat. Wir werden schwerlich das Leben zu sehen bekommen, wie es im Sonnenlicht des Klassicismus oder in den Flammenfarben der Romantik aussah; wir leben im Zeitalter der Bourgeoisie und der Maschinen, und das Causalitätsgesetz ist uns in Fleisch und Blut übergegangen; sogar unser Seelenleben mit all seinen Räthseln ist langweilig, regelgebunden. Und auf die Dauer geht es nicht an, seine Stoffe aus Gegenden zu holen, die außerhalb der europäischen Civilisation liegen.

Jedoch die Neu-Idealisten werden uns das Leben geben, wie es in ihren Augen aussieht.

Mit Rücksicht auf den bis zum Ueberdruß gleichmäßigen Wellengang des Lebens, den wir Entwicklung nennen, können wir es fast berechnen, daß unser ein Umschlag harrt. Der Geschmack wird wechseln, so lange wir wechselnde Zeiten haben: „Die Geschmacksrichtungen gleichen Volkstribunen; wenn sie zur Macht gelangen, erlöscht ihr Strahlenkranz und diejenigen, die sie eben erst als Befreier begrüßt, stechen sie nun als Unterdrücker nieder. Keine Geschmacksrichtung, und hätte sie Cäsar's Tugend, wird, wenn sie sich den Zinnen der Macht nähert, der Begegnung mit Brutus entschlüpfen." Und das ist nicht nur nothwendig so — es ist sogar gesund so. Wäre es anders, so würde selbst die beste Geschmacksrichtung sich versteifen und zur Schule werden.

[illegible]

Nieder mit den Schulen, also! Schreiben — nicht um Naturalist oder Klassizist, sondern um wahr zu sein — das ist die Aufgabe. Und das ist künstlerische Wahrheit: gegen sich selbst treu sein. Ob man nun Eindrücke der inneren oder äußeren Wirklichkeit schildert, ob man nun vorzieht, wiederzugeben oder zu „schaffen", zu zeichnen oder zu phantasiren — wenn man strebt, ein eigenes Ideal zu erreichen, seine Forderungen an sich selbst zu erfüllen, so ist man wahr; das ist die einzige Regel, die man geben mag.

Beim Schreiben sich direkt die „Wirkung" vor Augen zu halten, wie unser dänischer Kritiker uns empfiehlt, ist weniger räthlich, weil man da gar leicht seinen Zweck verfehlt; der Leser merkt die Absicht und wird verstimmt. Und man tröste sich; die Wirkung kommt — wenn man anders ein Künstler ist. Was man erreichen will, ist ja, den Leser, der Bildung und ein verwandtes Temperament besitzt, dazu zu bringen, daß er sieht, was man selbst gesehen und (etwas von dem) fühlt, was man selbst gefühlt; jedoch das erreicht der Künstler am besten, wenn er all seine Kraft der Darstellung opfert.

Man darf aber nie vergessen, daß man nicht auf der Höhe seines eigenen Selbst steht, wenn man nicht zugleich auf der Höhe seiner Zeit steht: „der Herzschlag der Zeit selbst" muß das Kunstwerk durchpulsen, wenn es „das Leben in sich tragen soll."

Arne Garborg.

Feuilleton.

Mitschi: „La-bas et ailleurs". Publications de la-Vie Parisienne.
E. Legouvé: „Fleurs d'hiver, nuits d'hiver, histoire de ma maison." P. Ollendorff.

Herr Jacques Saint-Cère hat die köstlichen Plaudereien, die er sich als Steck und Mitschi zusammengereist hat, aus der Vie-Parisienne zu einem zierlichen und gefälligen Bändchen gesammelt, Zeichnungen von Caran d'Ache, dem parisischen Oberländer, J. L. Forain, dem genialen Humoristen des Socialismus, Sahib, Ballet und Bac dazwischen. Es ist aus Scherz, ein wenig Bosheit und viel Kunst ein anmuthiges Geschöpf geworden, dem man der rasche Freund auch bleibt: denn es verträgt die Grausamkeiten der Intimität. Darum wird es den Ruhm, den es auf den Boulevards gleich die erste Woche erwarb, auch draußen nicht verfehlen, wo nur immer Freunde sehnigen und muskelstraffen Lachens sind.

Nämlich deswegen: weil Herr Jacques Saint-Cère ein Feuilletonist ist und weil er es in der modernen Note ist — dieser zwiefachen Rüstung widersteht kein Publicus.

Er ist ein Feuilletonist. Das geht nun freilich schwer, außerhalb der französischen Litteratur zu erklären, was das ist, ein Feuilletonist und ein Feuilleton. Die Spanier lieben, es nachzuahmen, Italiener versuchen ähnliches, den Ungarn gelingt es; den germanischen Racen versagt sich diese sonst nicht spröde Kunst. Uns fehlt die Sache zum Wort, das wir über schändliche Dissertationen setzen, und wir haben keine Beispiele, an denen sich das Publikum bilden könnte. Eines freilich können wir uns rühmen, dessen sich die Franzosen nicht zu schämen brauchten, eines Genies des Feuilletons; aber die Schule Heinrich Heines ist längst versiegt. Die Wiener hatten einst Kürnberger, jetzt haben sie Spitzer; im Reiche ist außer M. G. Conrad heute kaum ein einziger.

So ein richtiges Feuilleton ist nämlich eine ganz merkwürdige und sehr verzwickte Geschichte; und wirklich ein Glück muß man es schon deswegen nennen, daß wir es in Deutschland nicht haben, weil unsere ästhetischen Systematiker sonst wahrhaftig am Ende den letzten Verstand verlören. Eigentlich, genau genommen, ist es gar nichts: aller Gehalt der Wirklichkeit, die etwa irgendwo außer dem Menschen sich Geltung einbildet, wird von ihm schnöde verschmäht und mit Uebermuth behandelt. Und es ist dabei doch wieder, noch eigentlicher und noch genauer genommen, es ist zugleich dabei alles: denn was nur immer die äußere Alltäglichkeit den Nerven

und Sinnen gewähren kann, Lachen und Weinen, Wollust und Entrüstung, Liebe und Haß steckt in seiner Wirkung. Es thut so bescheiden geduckt wie das im Schatten dunkelste Veilchen, kennt sich vor Schüchternheit gar nicht aus, meidet jeden Schein und die große Art — und birst dabei doch vor heimlichem Hochmuth und versteckter Eitelkeit, indem es durchaus auf der ganzen Welt vor nichts als sich selber Respekt hat. Nein, nein, dem deutschen Professor kann man das ja nimmermehr erklären!

Und ich fürchte, ich fürchte: es wird doch nicht anders gehen als daß sie sich auch daran gewöhnen. Zwar habe ich die Zukunft leider nicht in Pacht und kann sie nach meinen Vorstellungen nicht kommandieren; aber manchmal, nach halben Geständnissen, wenn ich ihr recht beflissen den Hof mache, will es mir scheinen, als ob, wenn die Entwicklung noch lange in dieser Richtung weiter treibt, ein Moment einrücken müsse, ein unvermeidlicher, freilich auch wieder vergänglicher Moment, in welchem außer dem Feuilleton alle anderen Künste verschwänden, für eine Weile, weil sie den Ernst nicht mehr fänden, den sie voraussetzen, die Theilnahme an noch was anderem als den lieblichen Funktionen des Magens und der gewissenhaften Fütterung der Sinne.

Ich setze voraus, wie ich Sie kenne, daß Sie mir das ohnedies nicht glauben, sondern Mäßigung des Urtheils und Selbstzucht des Denkens genug besitzen, es einfach für verrückt zu halten. Es kann Ihnen ja also nichts machen, wenn ich Ihnen auch noch meine Gründe versetze, auf die Sie gewiß nicht hören. Mir aber fördert die werkthätige Liebe des Paradoxen die sonst ach! nur zu oft verstimmte Verdauung zu schätzenswerther Leichtigkeit.

Also: wenn dieser müde Ekel an der Umwelt und die höhnische Verachtung des jämmerlichen Scheines rings, welche die eigentliche Signatur des heutigen Geistes ausmachen, noch eine Weile lang wachsen, was sollen uns dann am Ende die treuesten Sammlungen der sorgfältigsten Dokumente noch länger, nur neue Zeugnisse ewig der alten Gemeinheit, die wirklich schon langweilig ist? Aber wir haben auch die holde Zuflucht der glücklicheren Romantik verloren, die Rettung in Traum und verwölkte Phantastik: denn es ist auf uns selber ebensowenig Verlaß als wie auf die anderen, wir finden in uns denselben albernen Betrug wie draußen und auch der eigenen Seele vertrauen wir nicht mehr. Es ist mit der Welt nichts los und mit dem eigenen Ich ist auch nichts los und nur das eigene Ich an der fremden Welt zu reiben, daß es die Nerven kitzelt, das ist, einschläfernd wie der sanfte Strich einer Angora, noch das beste Mittel, das Leben wegzueskamotiren.

Man nennt das Sensualismus. Und seine ausübenden Schüler nennt man heute mit einem schon etwas abgegriffenen Wort: fin de siècle. Und die einzige Denkweise, die ihnen — da sie so pessimistisch sind, daß ihnen der Pessimismus auch nicht mehr dafür steht — noch übrig bleibt, ist der feuilletonistische Geist, die Theorie ihrer Praxis: se moquer de tout, blaguer tout, se railler lui-même.

Ich könnte Ihnen noch sagen, daß diese feuilletonistische Anschauung auch das einzige Instrument zur modernen Wahrheit ist, wie sie die denkende Elite heute begreift, nämlich als Annäherungswerth, und der nur erst in dem Augenblicke gilt, in welchem er schon wieder aufgehoben wird — aber da sperren Sie mich am Ende gleich mit Nietzsche zusammen, der auch so dumm war, seine für Staat und Kirche und selbst die sozialdemokratischen Päbste gänzlich unbrauchbare Weisheit nicht lieber stille für sich zu behalten. . . . .

Also, Mitschi ist ein Feuilletonist, und von den besten. Er übt diese leichtfertigste und wirksamste Kunst, aus nichts alles hervorzubringen, das älteste auf's neueste zu sagen, daß alle Welt verblüfft die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, und dann das neueste wieder, als ob es das älteste wäre, das sich alle längst gedacht haben; an alles zu rühren und nichts jemals ernst zu nehmen; und seine Absicht und seinen Entschluß mit Schäkern in den Leser hinein zu lachen, daß er es gar nicht merkt und zu keinem Mißtrauen gelangt, und während er bloß den Suggestionen der Tagesgeschichte zu horchen und zu gehorchen sich stellt, vielmehr hinterrücks seine eigene Persönlichkeit dem ahnungslosen Publikum sachte zu suggeriren.

Und er ist der Feuilletonist der modernen Note. Damit ziele ich nicht den pessimistischen Kern seines Humors: die größten Blagueur's sind immer zugleich die größten Pessimisten gewesen,

von Aristophanes bis Nietzsche, und man lernt das Lachen erst aus der Thräne. Sondern dieses macht seine Moderne aus, daß er statt des phantastischen (Linie Banville) realistischer Feuilletonist ist: er turnt seine Laune auf Documenten, während jene sie auf Imaginationen turnten.

Einige Proben, um die Tonart des Büchleins anzuschlagen; aus dem Berlinischen Theile natürlich, der übrigens der amüsanteste ist — aus realistischer Grausamkeit und romantischer Verve zu funkelnden und knallenden Paradoxen zusammengemischt.

„Es giebt in Berlin so viele kleine Welten, daß die große darüber verloren gegangen ist." „Die Berliner Schauspielerin — mit wenigen Ausnahmen, welche auf Reisen verdorben worden sind — hat keinen Liebhaber, sondern einen Bräutigam. Der Brautstand dauert von einem Monat bis zu einem Jahre. Aber endlich, der Herr heißt Bräutigam und der Anstand der Dame ist gewahrt."

„Die Schauspielerin hat selten Tugend, aber immer eine Mutter."

„Für den preußischen Offizier ist die Frau ein seltenes Bedürfniß, niemals ein Vergnügen."

„Première heißt in Berlin die Vorstellung eines Stückes, von dem die Schauspieler noch keine Ahnung haben . . . Nur der Regisseur ist im Frack; alle Welt sonst im Jacquette; vielleicht auch einige in Pantoffeln."

Nun würde ich Ihnen gern noch das muntere Berliner Sittenbildchen zeigen, das „ces demoiselles" überschrieben ist; dies verbietet leider meine wohlbekannte Prüderie.

Das andere ist aber auch ein Plauderbuch, aus Vergnügen zum Vergnügen; aber von der alten Raçe, die schwindet, an Auszehrung der Harmlosigkeit. Jener Humor damals, lebensfroh, hoffnungssonnig, pausbäckig wie ein Blasengel, ging aus dem inneren Wohlsein hervor; der unsere heute, galgengestimmt, gallig, stark Cocotte, geht über die innere Krankheit hinweg. Damals, unsere Väter fühlten sich von allen Dingen angelacht, von deren Glanz und Lust sie nimmer genug kriegen konnten; uns heute bleibt nichts übrig, als alle Dinge auszulachen, deren Ekel und Verdruß uns zum Halse heraussteigt. Wir sind philosophischer, sie waren glücklicher. Das geht schon einmal nicht anders: die Kunst, sich düpieren zu lassen, oder die Wissenschaft der Verzweiflung — außer den beiden ist keine Wahl.

Das Buch ist ein bischen breit, unsere hastigen Nerven verlangen ein eiligeres Tempo, und es ist ein bischen platt, unsere müden Sinne verlangen herbere Würze, und ein bischen sehr schwatzhaft und unnöthig selbstgefällig und langwierig umständlich in glatt ausgestreckten Sätzen, wo die freche Wendung eines schlagfertigen Adjektivs genügte — auch das merkt man ihm an, daß diesen wunderlichen Alten das Schreiben beinahe Vergnügen machte, das uns Fluch und Beschwerde ist. Mit einem Wort vieux jeu von A bis Z, wie von dem greisen Akademiker nicht anders zu erwarten. Doch finden sich Begegnungen mit Bedeutsamen aufgezeichnet, muntere Anekdoten und manchmal in raschen und legeren Zügen ein Bildniß, das lebt — und am Ende etwas Himbeersaft, auch ohne Soda, so von Zeit zu Zeit, da weiß man seinen Absynth hernach erst wieder zu schätzen.

Eine Anekdote habe ich behalten, weil sie den ewigen Widersatz von Vater und Sohn characterisiert, der die Verträglichsten niemals recht auf gleich kommen läßt. „Schau," pflegte der alte Labiche zu sagen, als sein Sohn schon eine europäische Berühmtheit war, „Deine Stücke sind ja gewiß ganz schön. Und sie haben Erfolg, was niemanden mehr freuen kann als mich. Aber es fehlt Dir zuletzt eben doch ein gewisses etwas, tu n'as pas la petite larme." Das ist zuletzt die ewige Kränkung aller Väter, die sich in jeder Generation wiederholt, daß den Söhnen jedesmal „das Gemüt" fehlt. Und es wird wohl auch so bleiben, vorläufig wenigstens.

Labiche ist übrigens lustig porträtirt. „Ah, meine Freunde, Labiche bei Tische — welch ein Kamerad! Er aß für zwei, trank für drei, lachte für vier und machte lachen für zehn. Er hat den Geist sämmtlicher Weine, die auf dem Tische sind: der Reihe nach schäumend wie der Champagner, heiß wie Burgunder, gesund wie Bordeaux und edel wie Madeira."

Alles in allem, weil der teutonische Kritiker es ja nimmermehr versäumen darf, am Ende eine Note auszutheilen: wenn man berücksichtigt, daß der Mensch eben doch blos von der Akademie ist, ein eben noch recht befriedigendes Buch. **Hermann Bahr.**

Skizzen

von

Detlev von Liliencron

Drei Briefe.

Den 7. October.

Lieber Wittenhusen, mein alter Kai,

Du hattest schon vor Jahren einmal die Güte mir anzutragen, Dich für mich beim Prinzen Dagobert zu verwenden. Und ich nehme Dein Versprechen an, denn bis zur äußersten Unerträglichkeit ist meine Lage zur Zeit in der That. Daß der arme oder verarmte deutsche, bitte, wohlbemerkt: deutsche Dichter mit Lächeln den wirklichen Hunger zu ertragen hat, nehme ich von vornherein als unumstößlich in unserm Vaterlande an. Allein es giebt noch so Manches, das ohne Geld nicht durchzuführen ist. Und ich sehe deshalb nicht ein . . . Doch ich will den Nachsatz nicht vollenden.

Mir selbst, wie Dir bekannt, sind Bettelbriefe unmöglich. In den zwei, drei Fällen, in denen ich dazu gezwungen war, waren meine Schreiben dermaßen von unerhörtem Hochmuth durchsetzt, daß die Empfänger, wie man zu sagen pflegt, vom Stengel fielen. Mit verhaltener, zitternder Wuth waren deren Antworten gehalten. Der Geber will demüthige Bittsteller.

Das Leben ist so schwer zu leben ohne Geld; und so leicht zu leben mit Geld. Dann nur: das Unabwendbare mit Humor tragen, ein wenig Takt, ein wenig Klugheit haben, und eine tüchtige Hundepeitsche, um allerlei Bestien sich vom Halse zu halten. Und ich möchte so gerne leben.

Ich nehme also jetzt Dein freundliches Anerbieten an. Wie Dir, ist mir bekannt, daß Prinz Dagobert ein vortrefflicher, warmherziger Mensch ist. Ich weiß, welche Unsummen er jährlich. ohne Unterschied zu machen, im Stillen verschenkt; wie immer in edelmüthigster, freigebigster Weise er handelt; wie vorurtheilsfrei seine Ansichten vom Leben sind. Doch — Du sollst sehen — sowie er vernimmt von Dir, daß er einem Dichter, noch dazu seinem Landsmanne: also einem deutschen Dichter, helfen möge, wird er stutzig, und, was er sonst in vornehmer Art vermeidet, in meinem Falle wird er die berühmten deutschen Erkundigungen einziehen. Vom Dichter denken in Deutschland Prinzen und Bäckergesellen, Prinzessinnen und Nähmädels vollkommen gleich.

Das Einziehen der „Erkundigungen" wird, nach germanischer Gründlichkeit, sechs Wochen bis zu sechs Monaten andauern. Jede alte Tante giebt dann mit Wohlbehagen ihren Senf dazu: es entsteht ein Zerrbild aus mir. Der Prinz, der vom Dichter nicht weiß, vom Künstler, als daß dieser ein „Luxusmensch der Natur" ist, wird, nach den eingezogenen „Erkundigungen" seine Hilfe verweigern. Das sage ich Dir im Voraus. Und ich sage Dir weiter im Voraus, der Prinz, wie die meisten wackeren Deutschen denken, denkt zu kleinlich und vor Allem: zu spießbürgerlich, zu philisterhaft über den Dichter. Der Prinz, der Bäcker das Ladenmädchen, sie alle verlangen, daß der Dichter nach ihrer Moral lebe.

Doch nochmals, Dank für Dein Anerbieten. Versuch' es denn.

Immer

Dein Ewald.

---

den 3. März.

Lieber Ewald,

Deine Voraussetzungen haben sich leider bestätigt. Die Antwort des Prinzen, die ich mit der Bitte um Rückgabe hiermit anschließe, ist erst gestern, also nach fast sechs Monaten, bei mir eingetroffen.

Nun, vor allen Dingen lieber Ewald, „immer die Schnauze hoch im Leben,“ wie mir, dem damaligen Fähnrich, einmal ein alter General sagte, als ich, während eines Manövers, beim Abschiede von einer liebenswürdigen Gutsbesitzerfamilie und deren reizendem Töchterchen, in das ich mich heftig verliebt hatte, die Thränen nicht zurückhalten konnte.

Verliere also den Muth nicht. Ich habe sofort, gestern schon, anderweitige Schritte gethan, die, dessen bin ich sicher, zu besserem Erfolge führen. Das Leben ist wahrlich nicht des Todtschießens werth. Bedenke doch: Der Gesellschaft wegen! Kopf in die Höhe! Bald hast Du wieder Nachricht von Deinem treuergebenen

Kai Wittenhusen.

Den 1. März.

Mein lieber Baron Wittenhusen,

Recht sehr habe ich mich gefreut, daß Sie Sich unserer alten Freundschaft erinnert haben. Ich danke Ihnen aufrichtig dafür.

Um gleich zur Sache zu kommen: Ich habe mir die Angelegenheit, Ihren Schützling betreffend, reiflich überlegt. Zu meinem Bedauern muß ich, nach eingezogenen Erkundigungen, Ihre Bitte, so leid es mir thut, abschläglich bescheiden. Doch will ich gleich hierbei bemerken, daß ich, trotz der mir über Ihren Freund gewordenen ungünstigen Mittheilungen, diesem 6000 Mark zu übermitteln mich entschlossen hatte, wenn nicht im letzten Augenblick mich das Unglück, das die Stadt Filipopopalaupolis in Hinter-Armenien — Sie werden aus den Zeitungen erfahren haben, daß dort das Werk- und Armenhaus abgebrannt ist — betroffen hat, bewogen hätte, dorthin die besagten 6000 Mark zu schicken. Mir scheint denn doch, daß hier schneller Hilfe am Platze ist, als einem deutschen Dichter.

Und nun muß ich mich, mein lieber Baron, Ihnen näher erklären:

Sie wissen, nnd ich weiß, daß nicht im Entferntesten Sie meine folgende Aeußerung als Hochmuth oder Prahlerei aufnehmen werden, daß ich den Mammon, der mir unverdient in die Wiege gelegt wurde, möglichst bemüht bin, unter meine Mitbürger, da, wo es angebracht ist, zu vertheilen. Ich selbst habe keine Bedürfnisse, oder nur wenige. Auch das Wort, daß ich meine Rechte nicht merken lasse, was meine Linke thut (steht das nicht im Koran?), dürfen Sie mir nicht als Schaumschlägerei auslegen. Ich gebe gern.

Es ist Ihnen, wie jedem vernünftig und klar denkenden Menschen, verständlich, daß ich eine gewisse Zurückhaltung mit meinem Gelde mit der Zeit eintreten lassen mußte. Wenn Sie hören, daß mir täglich über dreihundert Bitten um Unterstützungen zugehen, so werden Sie begreifen, daß ich auch mit dem besten Willen nicht immer helfen kann. Ich sage nicht, daß ich zu vielen Unwürdigen half, was geht mich das an, aber ich sage mir, daß zu viele wirklich Bedürftige dabei zurückbleiben; und das giebt mir zu denken. Daß ich allmählich dazu gekommen bin, Erkundigungen durch Vertrauensmänner einziehen zn müssen, liegt zu sehr auf der Hand, als daß ich es weiter auseinanderzusetzen brauchte.

Und diese Erkundigungen habe ich nun auch, Ihren Freund, den Dichter, anbelangend, eintreten lassen. Die Ergebnisse waren für ihn nicht günstig. Sie sind dessen sicher, mein lieber und verehrter Baron, daß ich nicht zu denen gehöre, die einem Menschen die Hilfe versagen, weil er, so will ich mich ausdrücken, flott lebt. Ich kenne zu genau die Welt, als daß mir der Grund ein Hinderniß wäre, gerade einem Gentleman zu helfen. Aber von Ihrem Freunde wird mir berichtet, daß er sehr wohl auskömmlich leben könne, wenn er nicht zu hochmüthig wäre, für die Zeitungen zu schreiben, sich der Tagespresse zur Verfügung zu stellen. Mein Gott, was ist denn ein Dichter? Jeder Bürstenbinder, Landrath, Kanarienvogelzüchter, Minister, Abortreiniger e tutti quanti sind mir lieber, als die Dichter. Die erst-

genannten leben doch in harter Tagesarbeit; der Dichter rennt blödsinnig in Wald und Feld umher, ohne, meistens, eine Blume, einen Strauch, einen Baum mit Namen zu kennen. Ich finde das geradezu unehrlich. Mag doch der Dichter irgend ein Geschäft betreiben, mit dem er sich sein Brot verdient, dann mag er nebenbei das dumme Zeug weiter spinnen, das er Gedichte, Romane, Lustspiele, und Gott weiß wie benamset. Und nun unser Fall. Für einen solchen Tagedieb, nehmen Sie mir das harte Wort nicht übel, halte ich Ihren Freund.

Da fällt mir übrigens ein: es ist mir gestern gemeldet worden, daß in meinem Dorfe Quarnstedt die Volksschullehrerstelle frei geworden ist. Das Einkommen beträgt 1500 Mark jährlich mit freier Wohnung und Feuerung. Das wäre am Ende etwas für Ihren Dichter. Er hätte dann eine Thätigkeit, und könnte nebenbei an den Sonntagnachmittagen seinen ebenso überflüssigen wie lächerlichen Gedichtschreibegelüsten fröhnen. Was meinen Sie; wollen Sie einmal vorfühlen bei ihm?

Ich muß gestehn, ich habe völlig jede Freude an unserer deutschen Litteratur verloren. Seit Jahren lese ich nicht mehr Gedichte und „Geschichten.“ Welch ein Blödsinn ist dies Geschreibsel. Alles unnatürlich und gemacht. Keine Spur von Natur darin. Und ich glaube, so denken, wie ich, die meisten Deutschen, jeden Standes. Es mag sein, daß der Widerwille gegen unsere Schönwissenschaft mir schon durch meine Lehrer eingeimpft ist. Wenn ich an meinen Lehrer denke, der mir die deutsche Litteratur „beibrachte“, an diesen Pedanten! Bei dem Namen Klopstock z. B. packt mich ein Grauen: wie viele seiner Oden und den halben Messias mußte ich auswendig lernen. Genug, genug.

Da sandte mir in voriger Woche mein Buchhändler ein „Werk“, das in so und so vielter Auflage und in so und so viel tausenden von Exemplaren erschienen war. Ich begann, aber schon nach den ersten zehn Seiten warf ich es wüthend in die Ecke. Um mich zu erholen, ging ich in's Freie, legte mich in's Gras auf den Rücken und starrte in die Wolken. Das war so viel angenehmer. Aber da that ich am Ende das, was ich Ihrem Schützling, den Dichtern überhaupt, in diesen Zeilen vorwarf.

In alter Anhänglichkeit, mein lieber und verehrter Baron, bin ich

Ihr

ergebener

Prinz Dagobert.

Ein Liebesblick.

Am chinesischen Thurm war Concert. Am chinesischen Thurm ist täglich Concert. Ich ging zwischen den Tischen umher, um mir einen Platz zu suchen. Da traf ich plötzlich bei meiner Wanderung auf einen jungen, berühmten Maler aus Wien. Wir hatten gestern Abschied gefeiert, weil er heute mit dem Orient-Expreßzug nach seiner Vaterstadt reisen wollte. Meinen erstaunten Fragen erwiederte er, daß er, durch Umstände bewogen, seine Koffer noch einmal ausgepackt habe, um zwei weitere Monate in München zu bleiben.

Es war ein bildhübsches Kerlchen. Für die Weiber wie geschaffen. Nie im Leben hatte ich solche kastanienbraune Haare gesehen: genau die Farbe, die wir erschauen, wenn der Kern dieser Frucht der Schaale entlöst wird.

Meinen Arm nehmend, erzählte er mir, wie gestern die letzte Zusammenkunft gewesen wäre mit einem seiner Modelle, mit dem er, wie mir bekannt, ein vertrauteres Liebesverhältniß unterhalten hatte.

Als wir so langsam weiter schlenderten, entging es mir nicht, daß an einem Tische, an dem es allein saß, ein junges Mädchen ihn mit aufgeweitetsten Augen ansah. Ich machte meinen Freund aufmerksam.

Er wandte sich zu ihr hin. Der ein wenig offen stehen gebliebene Mund des Mädchens wurde fast viereckig, wie in höchster Verlegenheit, kindlich, wie vor einem Märchen lächelnd. Die Augen wurden kleiner, aber eine solche Gluth, eine solche unsägliche Liebe entströmte ihnen, daß ich sie niemals bis zu meinem Tode vergessen werde. —

Als ich meinen Freund Abends in seiner Wohnung abholen wollte, traf ich ihn nicht anwesend. In seinem Zimmer spielte die zwölfjährige Tochter seines Wirthes mit gerötheten Wangen auf dessen Zither. Sie bemerkte mich nicht. Ich ging leise an das geöffnete Fenster. Im Garten unten, der im Mondschein lag, sah ich zwei Gestalten der Laube zuschreiten. Und während das Töchterchen ihre Alpenweisen und Ländler unbekümmert weiter spielte, hatte das Paar das schützende Laubdach erreicht. Von den Klängen des weichen, die Seele so träumerisch stimmenden Instrumentes umfreundet, feierte es den erneuten Liebesbund.

Von neuer Kunst.

Neulich bin ich zu Jacques Casper in die Behrenstraße gegangen. An Radierungen und Photogravuren sollte da Schönes zu sehen sein. Ich wollte mir die Augen wieder gesund baden, welche mir die „Große Berliner Kunstausstellung," mit ihren dreschenden Hieben auf den guten Geschmack los, ganz verbläut hat. Ich bereue es nicht. Nun sind sie wieder helle und froh.

Der Verlag Jacques Casper's — Proben können Sie auch am Lehrter Bahnhof draußen sehen, aber natürlich elend verhängt und in Finsterniß verkramt — ist jung und klein; aber er verdient Ehre und die Versammlung aller Liebhaber, weil er zwischen kunstsicher ausgewählten Zierden einen großen Künstler enthält, den bisher, in Deutschland, niemand kennen konnte und den bald, in Europa, alle werden kennen müssen. Von jenen nur rasch einige merkende Worte. Drei sind von Krostewitz, einem Berliner Schüler des Wiener Meisters Unger. Das Dupré'sche „Vor dem Sturm" könnte vom Lehrer selber sein; sein Stolz brauchte sich nicht zu schämen. An der Diaz'schen „Waldeinsamkeit" mußte auch ein besserer, mußte der beste Stecher versagen: solche Sonnen-Hochfluth vermag nur der Pinsel. „Des Fährmanns Tochter" nach Yeend King ist ein Prachtstück ausgereifter Technik. In den „Ufern des Manzanares" hat Kohnert ein jämmerliches Bild vortrefflich radiert; mit Sterry's „Hille Bobbe des Franz Hals" ist es gerade umgekehrt. Des Spaniers Casado de Alisal „Ballerinnerungen," ein Bild für die Menge, hat die große Kunst eines jungen Engländers, R. Smythe, in ein Bild für den Feinschmecker verwandelt.

Der große Künstler, den wir bisher nicht kannten und dessen Namen wir uns rasch angewöhnen werden müssen, ist ein Schotte und heißt William Strang. Ich höre, daß in England sein Ruhm schon gangbare Münze sei. Ich war ihm vorher niemals begegnet; aber nun kann ich ihn nimmermehr vergessen, das ganze Leben nicht.

Nicht als ob sein „Nach der Arbeit" schon ein fertiges Meisterwerk wäre. Im Technischen des Stiches, ja; in der Harmonie der malerischen Intention und der malerischen Potenz, lange nicht. Aber an diesem Manne ist kein Falsch; das macht seine Größe und überhebt ihn: er hat nichts Angelerntes an sich, nichts nach berühmten Mustern, nichts von außen mit Fleiß durch Ueberlegung Hereingetragenes; sondern aus einer inneren Gewalt, die einsam und wider die Lehre, Ueberlieferung und die Weise der anderen ist, bricht das Selbstische mit Zwang und Wildheit hervor, wie eine Naturkraft.

Er ist vom Stamme der Millet und Courbet. Das sieht man ihm gleich an, das Profil dieser Raçe kann nicht verkannt werden. Aber man sieht es ihm auch gleich an, daß es vom alten Stamme neues Blut in neuen Adern und neuer Geist in neuem Fleische ist: ein selbstständiges Individuum, daß sich von den Vätern losgelöst hat und zu sich selbst erwachsen ist, zu seiner eigenen Welt.

Gehen Sie hin, sich's anzusehen — denn wie er in der Ausstellung mißhandelt ist, können Sie dort keine gerechte Stellung zu ihm gewinnen. Gehen Sie in die Behrenstraße. Sie werden denn noch eine behagliche Stunde über reizenden Photogravuren, deren einige sich wohl mit den Goupils vergleichen können, und über einer erquicklichen Sammlung der Besten aus allen Kupferstichen aller Länder verbringen: viel moderne Franzosen und unser großer Köpping, den die Pariser lange vergöttern und den an die Berliner Akademie zu berufen, man sich endlich, endlich entschlossen hat.

Dann noch einen Augenblick zu Gurlitt hinüber — aber da bin ich auch wieder gleich zwei Stunden geblieben. Es ist so suggestiv, diese beiden Meister zu vergleichen, den Meister der alten Romantik und den der neuen, Makart und Böcklin, den pessimistischen Decadent, aus dem man Wagner hört, und dieses morgenrosige Evangelium, daß hinter der fin de siècle die Auferstehung in Jugend winkt . . . und über die Nerven raschelt „Carmen“. Und da fällt mir ein, daß ich nächstens über Böcklin und Puvis de Chavanne schreiben muß, wie diese verschiedenen das nämliche sind, und daß ich es Ihnen erst beweisen muß, warum Makart die alte Romantik ist und nicht Cornelius, wie in den Büchern steht, und daß ich um die neue Romantik nicht herum komme, ohne Ihnen von meinem lieben Hugo Wolf zu erzählen, dem genialen Wiener Componisten und — Hilfe, Hilfe vor dem Schwall von Sensationen, der von diesen Bildern braust! Am Ende ist mir die „große“ Ausstellung doch eigentlich lieber: da kann man ganz ruhig hingehen — es fällt einem gar nichts ein und man ist gleich wieder draußen, unbehindert von dem lästigen Denken, draußen bei der militären Musik und bei den civilen Mädchen. H. B.

Gelesenes. „Die neue Kunst ist alt“, sagt Herman Helferich. Wer viel mit alten Büchern zu thun hat, trifft zum Erstaunen oft auf Anschauungen und Forderungen, wie wir Heutigen sie, im Kampf mit den Kunstphilistern, zu vertheidigen haben. Darum wollen wir uns, als aesthetische Nothhelfer, Zeugnisse vergangener Epochen zuweilen herbeirufen, welche wie wir gestritten und welche sich erdreusten, gleich den Neuesten. — Zu Eckermann sprach Goethe am 12. Mai 1825, mit Rücksicht auf die deutschen Kunstanschauungen: „Man fürchtet, das Laster in seiner wahren Natur erscheinen zu sehen; allein was wird es da, und was ist denn überall tragisch wirksam, als das Unerträgliche?“ Das Unerträgliche — das ist, was man heute das Peinliche nennt, und was man als eine lästige aesthetische Erfindung der Neuzeit ansehen möchte. Wer das „Laster in seiner wahren Natur“ erscheinen läßt, wird Schwarzmaler und Farbenblinder gescholten; und ohne zu überlegen, „was es da wird“, verlangt man von dem Drama gefälligst: „etwas Sonnenschein“. Die Kunst aber ist eine ernste Sache, trotz alledem; und die Tragödie, dabei muß es nun bleiben, meine Herren, ist keine Vergnüglichkeit.

Der Traum, ein Leben. Josef Kainz, dessen Name mit der Auferstehung Grillparzer'scher Poesie in Berlin eng verknüpft ist, hat auch nach dem äußersten Osten der Stadt seines großen Landsmannes Ruhm getragen: auf „Des Meeres und der Liebe Wellen,“ „Die Jüdin von Toledo“ und „Wehe dem der lügt“, im Deutschen Theater, folgte nun „Der Traum, ein Leben“, im Ostend-Theater. Vor den wirbelnden, die Wirklichkeit und den Traum keck verknüpfenden Vorgängen, standen die Gäste der Frankfurter Linden etwas rathlos, doch zuletzt mitergriffen von dem fortreißenden Strom der Dichtung, der erst da stockt und sich staut, wo er über Steine der Tendenz springen soll: nie wird die Philistermoral: daß die Größe gefährlich und der Ruhm ein leeres Spiel ist, natürlich fühlende Menschen gewinnen. Wir können heute historisch begreifend, sagen: daß der Rückschlag aus napoleonischen Kriegskünsten und die Schlaffheit der Metternich'schen Zeit Grillparzers Tendenz erklärt; aber solche Erwägung macht den Kern des Kunstwerkes nicht gesünder, das zuerst einen thatenfreudigen, wilden Jünger vorführt, eine Jägernatur voll Wagemuth, und das dann durch ein bloßes Traumbild den Wagemuth brechen, die Thatenlust beugen will. Die [illegible] hat hier die Psychologie getödtet; jeder aesthetische Rettungsversuch muß nutzlos [illegible] In

der schauspielerischen Darstellung aber wird der Widerspruch dann am Kleinsten werden, wenn an Stelle der Herrengestalt, welche Grillparzer als Rustan dachte, ein Mensch wie andere tritt, mehr zur Größe strebend, als die Größe fassend: darum ist Kainz' elastische Figur hier besser am Platz, als ein Heldenspieler mit starken Schultern und Knien. Wie er den Rustan spielt, mit dieser seelischen Verinnerlichung, dieser Tiefe der Gewissensqualen, rückt die Gestalt an Hamlet, an Macbeth heran; und wenn er, abgequält, sein: „Zanga! Zanga!" ruft, flüstert, stöhnt, fühlen wir Wirklichkeit und Bild, nach des Dichters Wollen, sich vermischen: Der Traum, ein Leben.

Gottfried Keller und die Presse. Wenn man das Maaß von Verständniß, das ein deutscher Autor gefunden, an dem Verhalten der deutschen Presse ablesen kann, so steht es schlimm, trotz siebzigjähriger Geburtstagsfeier und gehäufter Ehren, um Gottfried Keller's Geltung. Selbst die größten Berliner Zeitungen haben nur mit kärglichen Worten von dem Sterben eines unserer ersten Dichter zu berichten gewußt; eine auf gute Kenntniß beruhende, zusammenfassende Würdigung finde ich nirgends. Immerhin ist dieses trübselige Schweigen noch besser, als jene vorlaute Verständnißlosigkeit, die weil das Bedürfniß der „Actualität" es will, mit der gleichen Schnellfertigkeit, wie vors Schützenfest und den Possenkram, an Gottfried Keller's Sterbelager tritt. Das „Berliner Tageblatt" erreicht hier das Höchste; sein Nekrologist bringt es zu Wege, festzustellen: „daß Keller Eins gefehlt hat, allezeit: Phantasie." Wenn man lesen würde, daß Goethe Eins gefehlt hat, allezeit: der lyrische Ausdruck; oder daß Heine Eins gefehlt hat: der Witz; oder daß dem Auchkritiker des Tageblatts Eins fehlt: die Schnoddrigkeit, — man könnte nicht erstaunter sein, als vor solchem Wort. Keller keine Phantasie: in welchen Abgrund von Urtheilslosigkeit blickt man hier. Man mag den Begriff „Phantasie" drehen und wenden, ihn deuten und mißdeuten wie man will, man wird keinen finden, der für Keller's innerstes Wesen so völlig unentbehrlich wäre. Und keiner hat den Begriff schöner, und treffender für ihn selbst, definirt, als eben Keller:

Die Phantasie thut wie ein Kind,
Das einsam Kränze windet,
Bald lacht und plaudert mit dem Wind,
Bald einen Schwank erfindet
Und wunderliche Märchen spinnt,
Dann inne hält und traurig sinnt.

Aber nicht blos windschiefe Urtheile, auch grundfalsche Thatsachen tischt das „Berliner Tageblatt" seinen Lesern auf. Es erzählt mit der Miene der Sicherheit — und Jedermann staunt über den wohlorientirten Berichterstatter —: „Wenn Keller Abends mit Konrad Ferdinand Meyer, dem Dichter der „Richterin" und des „Jürgen Jenatsch" und mit dem großen Meister Böcklin im Wirthshaus zusammen gesessen, dann haben die Drei ruhig ihren Krug geleert und dann immer noch einen Krug und haben die Welthändel hübsch bei Seite gelassen in glückvoller, behäbiger Ruhe. Nun fehlt der Eine aus der Dreizahl." So viel Worte, so viel Irrthümer zähle ich. Erstens hat Meyer nicht einen „Jürgen Jenatsch" geschrieben: das Buch, das Sie nicht einmal von draußen kennen, mein Herr, heißt „Jürg Jenatsch". Und nach einer Novelle unter vielen, nach der „Richterin", die Sie auch nicht kennen, den Dichter zu nennen, hat keinen Sinn; man könnte ebenso gut sagen: Spielhagen, der Dichter des „Skeletts im Hause", oder Schiller, der Dichter des „Neffen als Onkel". Zweitens wissen Sie von den Gesprächen der Drei, was sie bei Seite gelassen haben oder nicht, gar nichts; denn Sie wissen ja nicht mal, was sie getrunken haben: sie leerten keine Krüge, sondern sie tranken ihren Wein hübsch manierlich aus Gläsern. Drittens aber saß Meyer, den Sie aus der abendlichen Ruhe seiner Besitzung hoch über dem Züricher See aufscheuchen, überhaupt nicht im Wirthshaus: weil er kein Freund vom Zechen und weil er kein Freund von Keller war. Er trinkt in Kilchberg bei Bendlikon, mit unbegreiflichem Behagen, seinen selbstgezogenen jungen Landwein und denkt nicht daran, in die ferne Stadt zu wandern; und daß er mit Keller und Böcklin ein Triumvirat gebildet hätte, ist völlig ein Märchen:

Keller und er haben einander geschätzt, aber aus der Ferne; persönliche Freunde sind sie nie gewesen.

So, und nun gehen Sie hin, junger Mann, und binden Sie Ihren geschätzten Lesern fernerhin auf, was Sie sich aus den geschätzten Fingern saugen; und die Wahrheit lassen Sie nur, wie bisher, „hübsch bei Seite“: denn Ihnen hat jenes Eine nicht gefehlt, allezeit: Phantasie.

Paula Erbswurst über Josef Kainz. Dem Vorgange des „Berliner Tageblatt“ auch verdanken wir ein Schreiben, das uns aus der Gegend des Hausvoigteiplatzes zugeht. Im Feuilleton des „Tageblatt“ stand jüngst der Brief eines Backfisches mit blonden Zöpfen zu lesen, der Herrn Kainz kritisirte. Daran war weiter nichts Merkwürdiges: denn wenn ein junger Mann von etwa 20 Jahren sich im „Tageblatt“ kritisch äußern darf, sobald Paul Lindau unlustig oder nicht zur Stelle ist — warum sollte nicht auch ein junges Mädchen von der gleichen geistigen Reife zugelassen werden? Aber ihre Lorbeern ließen eine Altersgenossin nicht ruhen; und so erweist nun Frl. Erbswurst der „Freien Bühne“ die Ehre, sie zu ihrem Organ zu wählen. Auch sie behauptet, zum „modernen Leben“ zu gehören; und deutlich setzt sie auseinander — doch „ich will nicht vorgreifen“, ihr Schreiben selber mag reden:

Geehrter Herr Redacteur!

Entschuldigen Sie bitte, daß ich den Datum auslasse. Aber wir in der Confectionsbranche kriegen Wochenlohn, nicht nur Ultimo, wie mein Cousin, darum weiß ich nie, welchen wir haben.

Natürlich ist Kainz kein großer Künstler. So was fühlt unsereins am Besten; durch und durch, sag ich Ihnen. Und verheirathet ist er auch! Hübsche Zähne hat er, das muß ich sagen: sie sind wohl nicht echt? Und die großen Ringe, die er immer trägt — sind die vielleicht echt? Dann alle Achtung.

Sein Romeo ist selbst mir zu sinnlich. Wohin kämen wir da? Otto, von nebenan, der jetzt nach Prima kommt, sagt zwar, das steht so im Buch: „Romeo und Julia beisammen“, und das wäre naturalistisch; aber Italien ist doch wohl nicht Wilmersdorf, muß ich bitten. Und wenn mir einer beim Schunkelwalzer . . . doch ich will nicht vorgreifen.

Höflich ist Kainz auch nicht. Wie ich vorne am Theater auf ihn wartete, ging er hinten raus; und wie ich sein Bild wollte, war er nicht zu Hause. (Man nennt das Autograph.) Nun hat er das davon: Rache ist süß, wie Pralinées. So war ich schon in der vierten Klasse!

Und sein Carlos, der soll „einheitlich“ sein? Nicht in die la main! Einmal hat er ganz helle Tricots, und einmal dunkle — wo bleibt da die Consequenz? Weiß er nicht, daß die hellen ihm viel besser stehen? Wir in der Confectionsbranche nennen das . . . (Den kräftigen Ausdruck können wir leider nicht wiedergeben.) Und eine falsche Nase hat er sich auch geklebt, ich hab es deutlich gesehen. Und das will ein großer Künstler sein? Pfui!

Ihre

Paula Erbswurst,
Hausvoigteiplatz, links.

Noch ein zweites Schreiben geht uns zu: ein Urtheil von Karlchen Mießnick über Kainz. Doch müssen wir auf den Abdruck verzichten; denn wir würden hier nur dasjenige wiederholen können, was im „Berliner Tageblatt“ ein anderer Karlchen Mießnick, Tag um Tag, an Quartanerweisheit zum Besten giebt. O. B.





Eine heikle Geschichte.

Von

Fedor Dostojewski.

(3. Fortsetzung.)

In diesem Augenblick flog eine große Speichelflocke aus Iwan Ilitschs Munde auf das Tischtuch. Pseldonymow beeilte sich, dieselbe mit seiner Serviette zu beseitigen. Dieses letzte Unglück gab Iwan Ilitsch den Rest.

„Meine Herren, das ist zu viel!" rief er in Verzweiflung.

„Es war ja nur dieser betrunkene Bengel, Excellenz!" suchte Pseldonymow ihn zu ermuthigen.

„Porfiri! Ich sehe, daß Ihr . . . alle . . . ja! Ich will sagen, daß ich hoffe . . . ja, ich fordere Sie alle mit einander auf, zu sagen, wodurch ich mich erniedrigt habe!"

Iwan Ilitsch war nahe daran zu weinen.

„Aber Excellenz ich bitte Sie . . ."

„Porfiri, ich wende mich an Dich . . . Sag': wenn ich hierher gekommen bin . . . zu Deiner Hochzeit . . . dann hatte ich doch gewiß eine ganz bestimmte Absicht. Ich wollte sittlich erhebend einwirken . . . ich wollte, daß man fühle . . . Ich frage Sie alle: habe ich mich wirklich in Ihren Augen so tief erniedrigt oder nicht?"

Unheimliche Grabesstille folgte dieser kategorischen Frage. „Ach, wenn Sie doch lieber schreien wollten!" zuckte es Iwan Ilitsch durch den Kopf. Aber sie schrieen nicht, sondern blickten sich nur gegenseitig an. Akim Petrowitsch saß halb lebend, halb todt da, und Pseldonymow, welchem die Angst die Kehle zuschnürte, wiederholte sich im Stillen die schreckliche Frage, die er sich an diesem Abend schon mehr als eimal gestellt hatte:

„O Gott, wie wird es mir morgen für alles das gehen!" Plötzlich wandte sich der Mitarbeiter des „Feuerbrand," der bereits ziemlich stark angetrunken war, aber bisher in finstrem Schweigen auf seinem Stuhle verharrte, ohne Umstände an Iwan Ilitsch und sagte mit triumphirender Miene und donnernder Stimme, indem er sich gewissermaßen zum Sprecher der ganzen Gesellschaft aufwarf:

„Ja, Sie haben sich erniedrigt, Sie sind ein Reaktionär. Ein Re–ak–ti–o–när!"

„Nehmen Sie das zurück, junger Mensch! Mit wem wagen Sie in solchem Tone zu sprechen?" schrie Iwan Ilitsch wüthend, indem er von seinem Stuhle aufsprang.

„Mit Ihnen, mein Herr, und dann merken Sie sich: ich bin kein junger Mensch . . . Sie sind gekommen, um sich wichtig zu machen und nach Popularität zu haschen . . ."

„Pseldonymow, was ist das!" rief Iwan Ilitsch ganz außer sich.

Pseldonymow war bereits aufgesprungen, aber der Schrecken hatte seine Glieder gelähmt, und er wußte nicht, was er beginnen sollte. Die Gäste saßen gleichfalls stumm und starr auf ihren Plätzen. Nur der Jünger der Kunst und der Gymnasiast klatschten Beifall und riefen: „Bravo! Bravo!"

Der Mitarbeiter fuhr mit unerbittlichem Grimme fort:

„Ja, Sie sind gekommen, um sich mit Ihrer Menschenliebe zu brüsten! Sie haben unsere harmlose Lustigkeit gestört. Sie haben Champagner getrunken, ohne sich klar zu machen, daß dieses Getränk für einen armen Beamten mit einem Monatsgehalt von zehn Rubeln unerschwinglich ist, ja ich vermuthe sogar, daß Sie zu jenen Vorgesetzten gehören, die nach den jungen Frauen ihrer Untergebenen lüstern sind . . . jawohl, jawohl . . ."

„Pseldonymow! Pseldonymow!" schrie Iwan Ilitsch, indem er wie ein Ertrinkender nach seinem Registrator die Arme ausstreckte. Jedes Wort des Mitarbeiters war wie ein spitzer Dolch in sein Herz eingedrungen.

„Sogleich Excellenz, beunruhigen Sie sich gefälligst nicht!" rief Pseldonymow energisch aus, sprang auf den Mitarbeiter zu, faßte ihn am Kragen und zog ihn hinter dem Tisch hervor. Man hätte dem schwächlichen Pseldonymow nie so viel Muskelkraft zugetraut. Aber der Mitarbeiter war eben stark betrunken, während Pseldonymow vollkommen nüchtern war. Er gab ihm noch ein paar Rippenstöße und warf ihn zur Thür hinaus.

„Ihr seid alle mit einander Schurken," schrie der Mitarbeiter, „ich will Euch morgen alle zusammen im „Feuerbrand" abkonterfeien . . ."

Die Gäste sprangen von ihren Sitzen auf.

„Excellenz! Excellenz!" schrieen Pseldonymow, seine Mutter und noch etliche von den Gästen, indem sie sich in die Nähe des Generals drängten — „beruhigen Sie sich doch gütigst, Excellenz!"

„Nein, nein!" schrie der General — „ich bin zu Grunde gerichtet! . . . Ich war gekommen . . . um Euch alle . . . brüderlich ans Herz zu drücken . . . und das ist Euer Dank für meine Liebe . . .!"

Er ließ sich kraftlos auf seinen Stuhl niedersinken, legte beide Arme auf den Tisch und seinen Kopf auf die Arme — gerade in die Schüssel mit dem weißen Gelee. Ein unbeschreiblicher Schrecken bemächtigte sich der Hochzeitsgäste. Eine Minute später erhob sich Iwan Ilitsch, offenbar in der Absicht, sich zu entfernen, aber er kam ins Schwanken, stolperte über ein Stuhlbein und schlug röchelnd auf den Boden hin . . .

Es ist eine Erscheinung, die man öfter bei Leuten beobachtet, welche sonst nicht trinken und sich gelegentlich berauschen. Sie behalten bis zum letzten Augenblick ihr klares Bewußtsein und stürzen dann plötzlich, wie von einer Sense gefällt, zusammen. Iwan Ilitsch lag wie todt da, jede Spur von Bewußtsein war von ihm gewichen. Pseldonymow fuhr sich mit den Händen ins Haar und erstarrte gleichsam in dieser Haltung. Die Gäste beeilten sich, so rasch als möglich aus dem Hause zu kommen, indem jeder in seiner Weise das Ereigniß des Abends besprach. Es war bereits gegen drei Uhr Morgens.

VII.

Da stand nun Pseldonymow über dem regungslosen Körper seines Vorgesetzten und grub seine Finger voll Verzweiflung in seine buschigen, weißblonden Haare hinein. Seine Lage war eine schreckliche — weit schrecklicher, als man selbst nach den bisherigen Schilderungen annehmen würde. Ein kurzer Einblick in seine Lebensgeschichte wird seine Verzweiflung erklären.

Noch etliche Monate vor seiner Hochzeit war Pseldonymow dem Untergange nahe. Er stammte aus der Provinz, wo sein Vater irgend eine dienstliche Stellung innegehabt hatte, jedoch in eine Untersuchung verwickelt worden und während derselben gestorben war. Mutter und Sohn waren nach Petersburg gezogen und nagten am Hungertuche, bis es endlich dem Sohn vor etwa fünf Monaten gelungen war, einen Posten mit zehn Rubeln monatliches Gehalt zu bekommen. Dieser glückliche Zufall richtete Pseldonymow an Leib und Seele auf, doch blieb es trotzdem noch immer ein großes Kunststück, mit zehn Rubeln monatlich durch die Welt zu kommen. Er und seine Mutter waren auf dem ganzen Erdenrund die einzigen Träger des Namens Pseldonymow, und sie hielten treu zu einander und trugen Hunger und Frost, so gut es eben ging. Oft genug war Pseldonymow selbst mit dem Kruge nach dem Brunnen gegangen, um seinen Durst zu stillen. Als Pseldonymow seine Stelle erhalten hatte, richteten sie sich, so gut es ging, ein Winkelchen ein, und durch beispiellose Sparsamkeit — die Alte verdiente durch Waschen außer dem Hause ein paar Kopeken dazu — war es ihr endlich gelungen, ein Paar Stiefel

und einen Mantel für den Herrn Sohn anzuschaffen. Was mußte nicht Pseldonymow um seiner Armuth willen in der Kanzlei sich gefallen lassen! Mehr als einmal fragten seine Vorgesetzten, wann er zum letzten Male ein Bad genommen, und unter seinen Kollegen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß unter dem Kragen seiner Viceuniform sich ganze Nester von Wanzen befanden. Aber Pseldonymow besaß einen zähen, ausdauernden Willen. Auf den ersten Blick machte er einen friedlichen, stillen Eindruck; seine Bildung war nicht weit her, und sprechen hörte man ihn fast niemals. Ob er überhaupt Gedanken hatte, oder ob er nicht vielleicht gar große Pläne in seinem Kopfe wälzte — wer möchte es entscheiden? Jedenfalls hatte sich in ihm eine instinktive, knorrige Entschlossenheit ausgebildet, die ihn aus seinen dürftigen Verhältnissen heraus auf einen breiteren Lebensweg trieb. Nur ein einziges Wesen auf der Welt hatte er, das ihn liebte: seine Mutter. Auch sie war eine unermüdlich arbeitsame und dabei gutherzige Frau. Und sie hätten vielleicht noch fünf oder sechs Jahre in ihrem Winkel gelebt und auf bessere Zeiten gewartet, wenn sie nicht zufällig mit dem verabschiedeten Titulärrath Mlekopitajew zusammengetroffen wären. Er kannte Pseldonymow und war seinem Vater für irgend etwas besonders verpflichtet gewesen. Er besaß etwas Kapital — nicht gerade viel, aber doch immerhin Kapital; wie viel es eigentlich war, vermochte Niemand, weder seine Frau noch seine Kinder oder Verwandten, anzugeben. Er war ein dünkelhafter Mensch, dazu ein Trunkenbold und Haustyrann und überdies auf beiden Beinen lahm. Er hatte zwei Töchter, und eben die jüngere von ihnen war es, die er einem plötzlichen Einfall folgend, Pseldonymow als Gattin zugedacht hatte: „Ich kenne ihn,“ meinte er, „sein Vater war ein guter Mensch, und auch der Sohn wird ein guter Mensch sein.“ Und Mlekopitajew führte aus, was er wollte: gesagt, gethan, hieß es bei ihm. Er war in der That ein sonderlicher Heiliger. Sein Leiden fesselte ihn den Tag über an den Sessel, hinderte ihn jedoch nicht, Branntwein zu trinken. Er trank den ganzen Tag und schimpfte ganz entsetzlich. Er war bösartig von Natur und mußte immer Jemanden um sich haben, den er beständig quälen konnte. Einzig aus diesem Grunde hatte er einige weibliche Verwandte bei sich aufgenommen und zwar seine Schwester, eine kranke, zänkische Person, ferner zwei Schwestern seiner Frau, gleichfalls bösartige, keifsüchtige Geschöpfe, und eine bejahrte Tante, der bei irgend einer Gelegenheit eine Rippe zerbrochen worden war. Außerdem gab er noch einer geborenen Deutschen, die sich jedoch ganz in russische Verhältnisse eingelebt hatte, das Gnadenbrot, und zwar aus dem Grunde, weil sie ihm die Märchen aus Tausend und einer Nacht sehr hübsch zu erzählen wußte. Sein Hauptvergnügen bestand darin, alle diese unglücklichen Wesen zu verhöhnen und jeden Augenblick, bei dem ersten besten Anlaß, sich in Schimpfreden über sie zu ergehen, während jene ebenso wie seine Frau, die mit Zahnschmerzen auf die Welt gekommen war, sich dabei mäuschenstill verhalten mußten. Er stiftete Zank und Streit unter ihnen, brachte allerhand Klatschereien auf und schürte so lange, bis sich die ganze Weiberschaar gegenseitig in die Haare gerieth, was ihm eine ganz unbändige Freude bereitete. Er war ganz entzückt, als seine ältere Tochter, die zehn Jahre lang in einer unglücklichen Ehe mit einem Offizier gelebt hatte und darauf Wittwe geworden war, mit ihren drei kleinen, kränklichen Kindern zu ihm übersiedelte. Er konnte seine Enkel durchaus nicht leiden, aber sie vermehrten doch immer die Schaar, an der er tagtäglich seine Bosheit auslassen konnte, und das genügte dem liebenswürdigen Großvater vollkommen. Dieser ganze Haufe von bösartigen Weibern und kranken Kindern drängte und stieß sich in der alten hölzernen Baracke, aß sich nicht satt, weil der Hausherr geizig war und nur für seinen Branntwein etwas übrig hatte, und schlief auch nicht gehörig aus, weil er an Schlaflosigkeit litt und, um sich selbst Zerstreuung zu verschaffen, die andern im Schlafe störte. Es war, mit einem Wort, ein wahres Jammerleben,

das alle mit einander verfluchten. Da geschah es, daß Mlekopitajew sein Auge auf Pseldonymow warf: seine lange Nase und sein ruhiges Wesen hatten Eindruck auf ihn gemacht. Seine jüngere Tochter hatte gerade das siebzehnte Jahr vollendet. Sie hatte irgend einmal eine Schule besucht, aber kaum mehr als das Alphabet dort gelernt. Unter dem Stocke des gelähmten, ewig betrunkenen Vaters war sie mitten in dem Chaos häuslicher Klatscherei, Spionage und Ohrenbläserei als ein schwächliches, scrophulöses Geschöpf aufgewachsen. Freundinnen hatte sie nie besessen, Verstand war ihr von Natur versagt. In Gesellschaft war sie wortkarg, dafür aber zu Hause so zänkisch und bissig wie eine Wespe. Sie liebte es namentlich, die Kinder ihrer Schwester zu kneifen, mit Kopfnüssen zu traktiren und sie zu verklatschen, wenn sie Brot oder Zucker genascht hatten, woraus natürlich ein endloser, hartnäckiger Kleinkrieg mit der älteren Schwester entstanden war. Heirathslustig war sie schon lange, bevor noch der Alte sie Pseldonymow angetragen hatte. Wie kläglich auch dessen Verhältnisse waren, so ging er doch nicht sogleich auf den Vorschlag Mlekopitajews ein, sondern bat sich erst einige Bedenkzeit aus. Lange berieth er sich mit seiner Mutter; der Umstand jedoch, daß das Haus auf den Namen der Braut eingeschrieben werden sollte, und daß Mlekopitajew seiner Tochter noch obendrein eine Mitgift von vierhundert Rubeln versprach, gab schließlich den Ausschlag. Vierhundert Rubel — wie lange würde er warten müssen, bis er sie selbst gespart hätte! Und wenn das Haus auch nur eine einstöckige, alte Holzbaracke war, so besaß es doch immer seinen Werth. Der alte Sonderling hatte ihm klaren Wein eingeschenkt: „Weshalb nehme ich einen Mann ins Haus?" hatte er in Pseldonymows Gegenwart geäußert. „Erstens, weil Ihr alle Weiber seid, und weil mir diese ewige Weibergesellschaft lästig ist. Ich will, daß auch Pseldonymow nach meiner Pfeife tanzt, weil ich doch sein Wohlthäter bin. Zweitens nehme ich ihn deshalb, weil Ihr alle dagegen seid und Euch darüber ärgert. Euch zum Trotz thu' ich's, und was ich gesagt hab', dabei bleibt's. Du aber, Porfirka, hau' sie, wenn sie Dein Weib ist; sieben Teufel stecken ihr von Geburt an im Leibe. Treib sie ihr alle aus, einen Krückstock will ich Dir schon geben..."

Pseldonymow hatte auf diese Worte nichts erwiedert, sein Beschluß war bereits gefaßt: er heirathete. Noch vor der Hochzeit nahm Mlekopitajew ihn sammt seiner Mutter ins Haus. Er gab ihm Geld, damit er sich equipire und die Hochzeit ausrichte. Er nahm sie ganz unter seinen Schutz, vielleicht gerade deshalb, weil alle übrigen Familienmitglieder ihnen feindlich gesinnt waren. An Pseldonymows Mutter fand er sogar Gefallen, so daß er sich ihr gegenüber seiner Sticheleien enthielt. Pseldonymow selbst mußte ihm freilich noch eine Woche vor der Hochzeit einen Kosakentanz vortanzen. „Nun, es ist genug," hatte er nach Beendigung des Tanzes zu ihm gesagt, „ich wollte nur sehen, ob Du Dich mir gegenüber nicht vergessen würdest." Das Geld, das er zur Hochzeit bewilligt hatte, reichte zu diesem Zweck gerade aus: nicht ein Kopeke war übrig geblieben. Die Gäste bestanden zumeist aus Bekannten und Verwandten Mlekopitajews; von Pseldonymows Seite waren nur der Mitarbeiter des „Feuerbrand" und Akim Petrowitsch geladen. Pseldonymow wußte sehr wohl, daß die Braut gegen ihn eine Abneigung hegte und weit lieber den langen Offizier geheirathet hätte, als ihn; aber er hatte sich entschlossen, alles zu ertragen, — so war es einmal zwischen ihm und seiner Mutter abgemacht. Mlekopitajew hatte am Hochzeitstage von früh bis spät die abscheulichsten Schimpfreden im Munde geführt und dazu beständig getrunken. Die ganze Familie drängte sich in den dumpfen, engen Hinterstuben zusammen, während die vorderen Räume für den Ball und das Festmahl bestimmt waren. Der Alte war schließlich gegen elf Uhr, vollständig betrunken, zu Bette gegangen, und die Mutter der Braut hatte sich eben entschlossen, ihre Feindschaft gegen Pseldonymows Mutter auf einige Zeit zu vergessen und unter den Festgenossen zu er-

scheinen, als der unerwarte Eintritt des Generals alles wieder vereitelt hatte. Madame Mlekopitajew spielte die Beleidigte und begann darüber zu schelten, daß man sie von der Ankunft des Generals nicht vorher unterrichtet hatte. Man suchte ihr klar zu machen, daß Iwan Ilitsch uneingeladen gekommen sei, aber sie war so beschränkt, daß sie das durchaus nicht einzusehen vermochte. Als der Champagner geholt werden sollte, fand es sich, daß Pseldonymows Mutter nur einen einzigen Rubel und Pseldonymow selbst nicht eine Kopeke besaß. Es blieb nichts weiter übrig, als sich an Frau Mlekopitajew zu wenden und ihr klar zu machen, welche Wichtigkeit der Besuch des Generals für Pseldonymows dienstliche Beziehungen, für seine Carriere u. s. w. haben würde. Sie rückte endlich mit dem Gelde heraus, doch kostete die Sache den armen Pseldonymow so viel Schweiß und Galle, daß er mehr als einmal seine Zuflucht in der Brautkammer suchen mußte, sich in ohnmächtigem Aerger die Haare raufte und seinen armen Kopf in den Kissen barg, welche eigentlich dazu bestimmt waren, ihm ein Paradies auf Erden zu bereiten.

Nein, Iwan Ilitsch hatte wirklich keine Ahnung davon, wie theuer die beiden Flaschen Jackson, die er an diesem Abend getrunken hatte, den armen Registrator zu stehen kamen. Und wie groß war nun der Schrecken, die Angst und die Verzweiflung Pseldonymows, als der Besuch Sr. Excellenz einen so unerwarteten Abschluß fand. Er vergegenwärtigte sich die Thränen und das Winseln seiner launischen jungen Gattin und die Vorwürfe ihrer unvernünftigen Familie, die ihm noch bevorstanden, und es ward finster vor seinen Augen. Aber Iwan Ilitsch brauchte Hilfe, er mußte einen Arzt holen, oder einen Wagen, der den General nach Hause brachte — einen richtigen Wagen, denn einer einfachen Schlittendroschke durfte er eine solche Persönlichkeit in einem solchen Zustande doch nicht anvertrauen. Einen Wagen um drei Uhr des Nachts! Und woher sollte er das Geld dazu nehmen? Frau Mlekopitajew, die ganz außer sich darüber war, daß der General während des Abendbrots auch nicht ein Wort mit ihr gewechselt und sie nicht einmal eines Blickes gewürdigt hatte, erklärte rund heraus, daß sie nicht eine Kopeke mehr hätte. Vielleicht hatte sie auch wirklich nichts mehr. Was sollte nun geschehen? Woher den Wagen beschaffen? Ach, es war in der That alle Ursache vorhanden, um sich die Haare auszureißen.

Iwan Ilitsch wurde zunächst auf das kleine Ledersopha gelegt, das sich in dem Gastzimmer befand. Während die Tafel abgeräumt ward und die einzelnen Tische, aus denen sie bestand, hinweggetragen wurden, suchte Pseldonymow in allen Ecken, selbst bei den Dienstboten, Geld aufzutreiben, jedoch vergeblich. Er wagte sogar Akim Petrowitsch, der länger als die anderen geblieben war, um ein Darlehn zu bitten; als jedoch dieser hörte, daß es sich um Geld handelte, gerieth er förmlich in Schrecken, entschuldigte sich in ziemlich alberner Weise: „Ein andermal . . . mit Vergnügen . . . aber jetzt . . .“ und verließ so rasch als möglich das Haus. Nur der gutherzige blonde Jüngling, der die Anekdote von dem „Traumbuch“ zum Besten gegeben hatte, war noch bei Pseldonymow geblieben, doch war auch dessen Hilfe nicht weit her. Man hatte sich endlich in einer Berathung, an welcher Pseldonymow, dessen Mutter und der Blonde theilgenommen, darüber geeinigt, nicht einen Arzt, sondern einen Wagen zu holen, der den Kranken nach Hause bringen sollte, inzwischen jedoch wollte man kalte Umschläge in Anwendung bringen. Diese Sorge übernahm Pseldonymows Mutter, während der junge Mann den Wagen holte. Er mußte weit laufen, bis er endlich in einem Fuhrhofe einen Droschkenkutscher fand, der bereit war, um diese Stunde sein Pferd aus dem Stalle zu ziehen und ihm zu folgen. Der Kutscher verlangte fünf Rubel, doch einigte man sich schließlich auf drei. Als endlich kurz vor vier Uhr der Wagen vor Pseldonymows Hause angelangt war, stellte es sich heraus, daß der ursprüngliche Beschluß nicht aufrecht zu erhalten war. Iwan Ilitsch, der noch immer nicht zum Bewußtsein

gekommen war, befand sich in einen so jämmerlichen Zustande, daß es vollkommen unmöglich schien, ihn nach Hause zu transportiren. „Was soll daraus werden, was soll daraus werden?“ fragte sich der gänzlich entmuthigte Pseldonymow. Wo sollte man den General hinlegen, wenn er durchaus im Hause bleiben mußte? Im ganzen Hause befanden sich nur zwei Betten: Das große zweischläfrige Bett des Ehepaars Mlekopitajew und ein ebensolches, neuangeschafftes Bett für das junge Paar. Die übrigen Bewohner oder vielmehr Bewohnerinnen des Hauses schliefen auf der Diele, in unansehnlichen Betten. Ein paar Kissen hätten sich allenfalls noch gefunden — man hätte sie nöthigenfalls den Schläferinnen weggenommen — wo aber sollte man für den Kranken eine Ruhestätte aufschlagen? Am besten hätte es sich noch im Saale machen lassen, da dieser von dem „Schoße der Familie“ am weitesten entfernt war und einen besonderen Ausgang hatte. Aber durfte man denn eine Person wie Iwan Ilitsch auf Stühlen betten, wie einen Gymnasiasten, der über Sonntag nach Hause kommt? Was würden Sr. Excellenz am Morgen beim Erwachen sagen, wenn sie sich plötzlich auf Stühlen liegend fänden? Von Stühlen wollte Pseldonymow auf keinen Fall etwas wissen, und so blieb nichts weiter übrig, als den Kranken auf das Brautbett der jungen Eheleute zu tragen. Dieses Brautbett war in einer kleinen Kammer dicht neben dem Eßzimmer aufgeschlagen. Auf der neugekauften Matratze waren weiße Linnen ausgebreitet, und die neuen rothen Inlete, die weißen Musselinbezüge mit dem zierlichen Rüschenbesatz, sowie die rosenfarbige, mit Stickereien versehene Atlasdecke bildeten ein recht geschmackvolles Ganze. Von der Decke senkten sich überdies noch die zarten, oben durch einen goldenen Ring zusammengehaltenen Musselinvorhänge herab. Alles war, mit einem Wort, ganz reizend eingerichtet, und die Gäste, die fast alle die Brautkammer in Augenschein genommen hatten, waren mit den Anordnungen recht zufrieden gewesen. Die junge Ehefrau hatte sich, obschon sie Pseldonymow durchaus nicht leiden konnte, doch bereits mehrmals in aller Heimlichkeit hineingeschlichen, um sich an dem hübschen Anblick, den das Kämmerchen darbot, zu erfreuen. Unwillig vernahm sie nun, daß man ihr Hochzeitsbett zum Lager für einen Kranken bestimmt hatte, der an einer Art Cholerine zu leiden schien. Die Mutter der Neuvermählten trat natürlich auf die Seite der Tochter, half ihr schimpfen und drohte sich am Morgen bei ihrem Gatten zu beklagen; aber Pseldonymow blieb mannhaft bei seinem Entschlusse, und so wurde Iwan Ilitsch in das Brautbett gebracht, während für das junge Ehepaar im Saale ein Lager auf Stühlen hergerichtet wurde. Die junge Frau schluchzte und jammerte und hätte am liebsten auch kneifen mögen, doch wagte sie nicht sich zu widersetzen: sie fürchtete den Krückstock des Alten, der ihr nur zu gut bekannt war, und wußte, daß der Herr Papa am nächsten Morgen unweigerlich strenge Rechenschaft von ihr fordern würde. Um sie zu trösten, brachte man ihr wenigstens die Atlasdecke und die Kissen mit den Musselinbezügen. Eben waren alle diese Einzelheiten geordnet, als der Wagen vorfuhr. Pseldonymow erklärte, daß er vollständig bankerott sei. Der junge Mann, der das Fuhrwerk besorgt hatte, war in der höchsten Verzweiflung: er sollte es selbst bezahlen und er hatte doch noch nie im Leben einen Heller besessen. Man versuchte es, den Kutscher zu vertrösten, der aber erhob einen Heidenlärm und begann heftig an die Fensterläden zu klopfen. Schließlich setzte sich der hilfsbereite Jüngling in den Wagen zurück und ließ sich nach einem entlegenen Stadttheil fahren, um, wenn möglich, von einem Freunde dort das Geld zu entleihen. Welchen Erfolg diese Fahrt gehabt, hat die Geschichte zu berichten vergessen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



eft 26. Berlin, den 30. Juli 1890. I. Jahrgang.

Gottfried Keller.

Persönliche Erinnerungen.

Im Sommer 1882 fuhr ich nach Zürich, um Keller's Bekanntschaft zu machen. „Bürglistraße 10" fand ich im Adreßbuch als Wohnung des „Staatsschreibers a. D." verzeichnet und machte mich auf den Weg, an einem schönen Julinachmittage, die Bürglistraße zu suchen. Aber es begegnete mir etwas Sonderbares: von je zwei Leuten, die ich befragte, sagte der Eine immer: „die giebt's nicht", und der Andere: „da gehen Sie nur gradaus." Endlich traf ich auf einen Schweizer Polizisten (eins der seltenen Exemplare der Gattung) und hoffte nun alle Zweifel zu enden; aber der Mann, nachdem er kopfschüttelnd den Stadtplan beschaut, erwiderte: „die giebt's nicht!" — „Zu wem wollen Sie denn?" setzte er hinzu. Zum Herrn Gottfried Keller. „Ach so! Ja, der wohnt da oben, den Berg hinauf. Und hier kommt er grade." Er zeigte auf einen kleinen Herrn mit wohlgerundetem Körper, einen Schlapphut auf dem Kopf und eine Brille auf der Nase, der eben die Straße herunterkam; ich sprach ihn, unter Vermittlung einer hohen Polizei, an, und nachdem so die Bekanntschaft gemacht war, erzählte ich von meinen Mühen, ihn zu finden, und fragte nach dem Zusammenhang. „Ja, darüber habe ich mich auch schon oft gewundert", lautete die Antwort; „ich hab mir immer vorgenommen, es mal ändern zu lassen." Da hatte ich, in diesem einen Zuge, gleich den ganzen Keller, sein Träumen und Zaudern und Grünes-Heinrichthum: er hatte sich im Stillen gewundert, wohl auch derb gescholten, er hatte den Fehler ändern *wollen*, aber vom Vorsatz bis zur That ward seiner Behaglichkeit eine ganze Reise; und ihm blieb es bequemer, mit dem Irrthum, wie sein „Pankraz", zu „schmollen", als ihn entschlossen abzuthun.

Während wir nun durch die Stadt und ins „Museum", die Lesegesellschaft der Züricher, wanderten (für's Wirthshaus war es noch zu früh), hatte ich Muße, den Begleiter besser in's Auge zu fassen. Auf seinen kurzen Beinchen schritt er langsam einher, schwer tragend an dem fast kugelrunden Oberkörper: ein Bild von Würde und Behagen, von träumerischem Wohlbefinden und doch sicherer Gravität.

Alles an ihm, die Kleidung, der schöne, graue Vollbart, war adrett und gut gehalten; eine Atmosphäre von zierlicher Reinheit und Nettigkeit umgab ihn, und man empfand auch hier, daß der Mensch der Stil ist: von wohlgepflegter Haltung und Sauberkeit beide. Aus dem dunklen Auge blitzten, unter der Brille hervor, Güte und Laune, den feinen Mund ließ der deckende Bart nur ahnen; und gern senkte sich, wie im Vergessen der umgebenden Welt, das schweigende Haupt auf die Brust herab, langsam, träumerisch. So, den Kopf geneigt, ein Taschentuch in der Rechten zerstreut geballt, die Linke, wie er es liebte, gesticulirend ausgestreckt, hat Stauffer-Bern den Dichter gezeichnet: die frappant lebenswahre Radirung ist der Wirklichkeit abgestohlen im eigentlichen Sinne, denn heimlich, während Keller ihm zu einem größeren Bilde saß, hat Stauffer mit wenig Strichen die treueste Skizze festgehalten. Kecker, begehrlicher schaut Keller auf einer Photographie in die Welt, die mit seinem Namenszug, während ich schreibe, vor mir liegt: das Haar noch dunkel, die später so faltenreiche, ausdrucksvolle Stirn noch glatt, der ganze Mensch energischer und kraftbewußter. Keller schrieb mir, als er das Bild schickte: „Längst habe ich einmal sitzen sollen und warte auf die Citation des Photographen. Inzwischen lege ich hier ein altes Kartenbild bei, das vor 20 Jahren oder länger gemacht wurde und immer noch büschelweise daliegt, weil ich es auszutheilen vergaß. Den senex sollen Sie schon noch erhalten." Wie charakteristisch ist auch hier jedes Wort! Er hätte „längst" schon sitzen sollen — aber er wartet, statt selber die Unternehmung einzuleiten, auf den Ruf des Andern; und die fertigen Bilder läßt er, eins auf dem andern, ruhig liegen und verträumt das Austheilen, durch zwanzig Jahre. Auch den „senex" hab ich nicht mehr erhalten: denn er ist einer anderen Citation nun gefolgt, vor der es kein Keller'sches Zaudern und Vergessen gab.

Gleich an jenem ersten Tage der Bekanntschaft hat mich Keller in die „Meise" geführt, wo ich viel unvergeßliche Stunden dann mit ihm verlebt habe: in dem alten Zunfthaus an der Limmat, in dessen erstem Stock man seit mehr als einem Jahrhundert „einen Guten schenkt". Hier, mit dem Blick auf den ehrwürdigen Münster, haben die Freunde des „Landvogts vom Greifensee" gesessen, in der Kirchenzeit Verbotenes heimlich genießend; und hier, wie manches Mal, hat der Dichter des „Landvogts" gesessen, in den hohen, hellen Räumen, deren Stolz der mächtige Ofen dort in der Ecke war, ein Prachtstück des achtzehnten Jahrhunderts. Junge und alte Weine, Burgunder und Champagner habe ich hier mit Keller durchprobiren dürfen, und zu höherer Ehre deutscher Litteratur ward wohl auch ein Glas über den Durst einmal getrunken. Es war wie das Ende der guten alten Zeit für Keller, als die „Meise" eines Tages geschlossen ward; und ich besitze noch eine Postkarte von ihm, darin er ganz traurig meldet: daß „unser altes Lokal" nicht mehr zugänglich sei, und daß man sich nun beim Saffran, auf der anderen Seite der Limmat, treffe. Doch auch hier war des Bleibens nicht; Meister Böcklin, des Bieres froh, lockte in andere Gefilde der Seligen, und durch winklige Gassen ging es zum „Weißhaar" hin. Wenn man dann Abschied nahm, am alterthümlichen Brunnen, unter sternefunkelndem Himmel, zog Keller langsam, doch erhobenen Hauptes, seinen Berg hinan; und ich sehe ihn noch vor mir, den breiten Mann in der schmalen Straße, wie sich seine Silhouette an der Mauer abzeichnet, mählig höher steigend und höher. Seldwylerstreiche und Märchen und Schnurren kamen Einem in den Sinn.

Anekdoten genug und Klatsch haben sich an dies nächtliche Leben und Treiben geheftet. Man hat dem Dichter die Schoppen nachgerechnet, die er getrunken, und hat Excesse dort gesehen, wo nur freie Poetenlaune dem Weingott bedächtige Opfer gebracht. Man hat von dem Jähzorn, welcher Keller zu Zeiten erfaßte, übertreibend berichtet, und meist übersehen, daß er nur ausbrach, wo menschliche Thorheit den Reizbaren reizte. Wenn er z. B. mit einem guten Bekannten Knall und Fall

einst brach, weil er „den Eckermann spielen wollte", so war es Keller's gutes Recht gewesen, sich gegenüber wohlmeinender Zudringlichkeit zu wehren. Nie habe ich Keller, in oft wiederholtem Beisammensein, anders gefunden, als liebenswürdig, gütig und zuletzt vertraulich. Immer wieder mußte man, bei erneuter Begegnung, eine Mauer von Zurückhaltung und Schweigsamkeit durchbrechen; aber immer wieder erfreute, am Ende, die warm ausströmende, herzliche Beredsamkeit. „Es hat mich immer gekränkt", sagt der grüne Heinrich, „das Wort von den stillen Wassern zu hören, weil es keinen größeren Plauderer giebt, als mich, wenn ich mit Jemand zutraulich bin ... Es giebt keinen Menschen, welcher nicht das Bedürfniß der Mittheilung empfände; nur muß man sich so weit entäußern können, zuweilen in seine Weise einzugehen und ihm die Fesseln zu lösen." Und wie leicht war es, Keller zutraulich zu stimmen; man brauchte nur ruhig zu warten, bis er aus seinen Träumen allmälig frei ward, man brauchte nur gleichmäßig mitzuhalten beim guten Glase, und dann und wann vorsichtig ein Wort zu wagen, ein Thema anzuschlagen — und plötzlich war die Redelust da und das charmanteste Plaudern. Von kleinen Erlebnissen des Tages ging es aus; und hier war es charakteristisch, wie das Litteratentreiben in den unteren Regionen des lieben Deutschlands den Dichter interessirte. Von Zudringlichkeiten kleiner Leute, von allerlei Ersuchen und Ansinnen hatte er, halb geärgert und halb belustigt, jedesmal zu erzählen: und wenn er dann mit humoristischen Stoßseufzern berichtete, wie wunderlich „so Kerle" es trieben, mußte man an die classische Schilderung im Eingang der „Mißbrauchten Liebesbriefe" denken, wo Viggi Störteler und seine Leute eine neue Sturm- und Drangperiode heraufführen wollen, beim gelben Schwefelwein. Die Phantasie regte sich nun; und die er nie gesehen, jene Briefsteller im Norden, sah er deutlich vor sich und ahmte ihr Wesen nach: der eine sprach kichernd und piepsend, mit zusammengezogener Nase, der andere im tiefen Baß, mit langsam ausholenden Geberden. Der Dichter schien sich in solchen Augenblicken fast in einen Mimen zu verwandeln: er copirte, mit Gesten und Gesichterschneiden, wie die Schauspieler zu thun pflegen; und das Merkwürdige war nur, daß ihn die Lebhaftigkeit seiner Anschauung Originale nachahmen ließ — die er sich selber erst erfand. Man hätte es nur niederzuschreiben brauchen, und eine Keller'sche Novelle war fertig.

Waltete hier Phantasie in ihm ganz naiv und ursprünglich, so wußte er auch theoretisch, wie über alle Kunstfragen, klar und klug vom Wesen der Phantasie zu reden. Ueberall, wo Eigenes geschaffen wird, sah er sie thätig: der Bauer hat Phantasie, meinte er, der die noch kahlen Felder im Geiste schon bestellt sieht, und nun aus dieser Anschauung heraus frei wählt, was ihnen am besten taugt; und Moltke hat Phantasie, der die Möglichkeiten der Schlacht, hinüber und herüber, im Geist so sicher erblickt, wie nur die Andern den wirklichen Kampf. Auf die Freiheit der Anschauung legte Keller, hier und immer, den größten Werth: die Poesie zu kommandiren, war seine Art nicht, und bedächtig erwartete er die Gunst der Stunde. Als er am „Martin Salander" saß, schrieb er mir u. A.: „Dem Roman geht es endlich besser; ich habe immer die Uebergangsmotive durch Liegenlassen abwarten müssen, und der Zugang zu den guten Einfällen war durch öftere Trübsal verschlossen." Und unbegreiflich war ihm, was er bei Daudet gelesen: daß das Schreiben ein ewiger Kampf, eine blutige Qual sein könne. „Da schreibt man so die Sachen hin", meinte er, „und nachher sieht man sie an, und es fällt Einem was Neues ein; aber das macht doch Spaß und nicht Schmerz — und wenn's nicht geht, so läßt man es." Das ganze Geheimniß Kellerisch idyllischer Wirkungen liegt in diesem einfachen, und ach so schwierigen Recept.

Am lebhaftesten aber erinnere ich mich eines großen Spazierganges, den ich einst mit Keller gemacht. Ja, eines wirklichen Spazierganges! Es gelang mir, den Stubenhocker hinauszuziehen, bis wohin sein Fuß lange nicht gekommen. An einem

wunderschönen Herbstnachmittage, die Sonne schien hell und ließ die fruchtbaren Gelände rings um den See in all ihrer Pracht erglänzen, klopfte ich an Kellers Hausthür; er öffnete selber, wie gewöhnlich, mit dem braunen Schlafrock um die rundliche Gestalt, und auf meine Bitte: mit hinauszukommen irgendwo an den See, antwortete er in bester Laune: Ja. Nach umständlichen Vorbereitungen, als gelte es eine Reise an den Nordpol, ward aufgebrochen; zuerst an die Limmat hinunter, wo schnell noch die Schwäne gefüttert wurden, während Keller bereits, in angeregter Rede, von der Fortsetzung des „Martin Salander" erzählte, einem „Arnold Salander", der den über die Knie gebrochenen Schluß des Romans retten sollte, und von einem neuen Novellenbande, dem drei alte Pläne zu Grunde lagen: eine Tragödie, ein Schauspiel und ein Lustspiel. Das Problem: Dramatisches in Episches ohne Rest zu verwandeln, sollte hier gelöst werden. So, unter guten Vorsätzen und erbaulichen Reden, gelangten wir, zu langsam für meine Ungeduld, aber erstaunlich rasch für Kellers Behäbigkeit, über Berg und Thal bis hinaus nach Zollikon. Eine weinselige Gegend, in der es überall nach jenem Sauser roch, der zu Zeiten ganz Zürich wirblich macht, die kecken Jungen, wie die ehrwürdigen Alten; und wenn wir einen der kleinen Orte passirten, scholl fröhlicher Gesang aus Häusern und Kneipen. Die Freudigkeit steckte an; Keller ward immer vergnügter, schritt immer besser fürbaß, und die Stimmung des Augenblicks ins Litterarische wendend, kam ihm Goethe's Beschreibung des Rochusfestes zu Bingen in den Sinn: was das für ein Mann gewesen, wie fröhlich und gesund und allen guten Dingen dieser Welt zugethan, führte er mit leuchtenden Augen nun aus, in prächtiger Schilderung, die das Gelesene aus eigener Phantasie erneute und vermehrte. Noch als wir im Wirthshaus am See saßen, bei bescheidenem Landwein und Schweizer Käse, fuhr er in eigenen Bildern zu erzählen fort; und in bester Laune langten wir dann beim Saffran drinnen wieder an: „Solche Spaziergänge muß ich öfter machen", sagte Keller, „sonst bin ich bald hin". Aber leider blieb es bei dem guten Vorsatze, wie so oft, und nach Zollikon ist Keller wohl nimmer gelangt.

Auf diesen fröhlichen Tag spielte der Dichter an, als er mir 1887 schrieb: „Wenn Sie wieder herbeikommen, so freu ich mich darauf, ein paar Gänge mit Ihnen zu thun und werde auf dem meteorologischen Bureau der hiesigen Sternwarte gutes Wetter bestellen." Aber mein Kommen verzögerte sich, und inzwischen trat schweres Leiden an Keller heran: seine einzige Schwester, Regula, erkrankte und starb, im Herbst 1888. Sie hatte dem Junggesellen das Haus geleitet und war ihm, trotz des starken Unterschiedes der Bildung und Lebensanschauung, immer nahe geblieben. In der Schwester „Pankraz des Schmollers" hatte seine brüderliche Liebe einst ihr Abbild gezeichnet, mit fröhlichem Lächeln; nun saß er trauernd, ein treuer Pfleger, am Bette der Leidenden und drückte ihr zuletzt die müden Augen zu. Seit dieser Zeit ging es mit Keller bergab. Ueber zunehmende Schwerfälligkeit, über die „zwickenden und zwackenden" Geister im Kreuz hatte er öfter geklagt; nun nahm sein Leiden einen immer ernstern Charakter an. Während man überall, in seiner Heimath wie bei uns, zur Feier seines siebzigsten Geburtstages rüstete, zog er an den Vierwaldstädter See, nach Seelisberg hinauf, wo er Heilung hoffte. Aber in der krankhaften Stimmung, die nicht wich, fühlte er von dem „Geburtstagsschwindel" mehr die Last als die Ehren: zwar manche Gaben, Böcklins Medaille, das feierliche Schreiben des Bundesrathes und unsere Berliner Aquarelle, erfreuten ihn, aber doch erschien ihm dies Getöse des Ruhmes fast wie ein zudringlicher Eingriff in seine Seelenruhe, und er hat, wie er sagte, sich über dies Erlebniß „schriftlich mit sich auseinandergesetzt." Hoffentlich findet sich die Aufzeichnung in seinem Nachlaß wirklich vor.

Nur einmal habe ich Keller noch wiedergesehen: in Baden bei Zürich, im November 1889. Furchtbar verändert fand ich ihn: körperlich fast ganz unbeweglich, nur an einem Stocke noch durchs Haus tastend, und geistig im Ersterben. Kein

Buch, keine Zeitung im Zimmer; an Schreiben nicht zu denken. So saß er da, in dem weiten, ungemüthlichen Hotelzimmer, beim Schein der trübselig flackernden zwei Lichte, mit eingesunkenen Wangen, müdem Haupte. Er sprach wohl, und auffallend viel von Anfang an; aber wo war die glückliche Laune geblieben, die mit fröhlichem Scheine ihm alles umgab, auch das Unerfreuliche? Die das Gewölke von polternder Derbheit selbst durchbrach? Klagen und Anklagen, nichts weiter. Seinen besten Freunden gab er harte Namen; keiner meinte es herzlich mit ihm. Es war wie der Beginn des Verfolgungswahnes. Dazu quälte ihn die Unfähigkeit, zu schreiben: ein nachlässiger Correspondent war er immer gewesen; aber nun, da nicht seine Bequemlichkeit, sondern wirkliches Unvermögen ihn hemmte, empfand er jeden Brief, jedes Gesuch als ein neues Unglück. Selbst die gute Botschaft, welche Wilhelm Hertz, sein Verleger, über den Absatz der gesammelten Werke sandte, erweckte ihm Sorgen: was sollte er mit dem vielen Gelde nur anfangen? So ward ihm jedes Ding auf der Welt zum Verdruß; und trostlos war es, unendlich trostlos zu sehen, wie alle Liebe und Verehrung, wie die Theilnahme einer ganzen Nation dem Dichter nichts mehr bereiten konnte, als Pein und kranker Unmuth. Zu früher Stunde, in dem Gefühl, ihn nimmer wiederzusehen, schied ich von dem theuren Mann; und tief haftet in mir das düstere Bild geistiger Zerstörung, das ich an jenem Winterabend schaudernd empfing. Einen hohen, edlen, heitern Menschen, einen der Besten der Zeit, so greisenhaft auslöschen zu sehen — fürchterlicher Anblick, den ich nie mehr vergessen kann.

Volle acht Monate noch kämpfte Kellers starke Natur, dann that sie den letzten Athemzug. In den letzten Wochen waren plötzlich günstigere Nachrichten gekommen: sein Geist sei wieder erwacht, er verlange nach Büchern und den Dingen der Welt, so meldete seine treue Pflegerin. Ich vermochte nicht mehr zu hoffen: zu trüb stand der Abend von Baden vor meinem Sinn. Wirklich war es nur das letzte kurze Aufflackern verlassender Kraft; und am 18. Juli, nach seinem Willen, haben sie ihn dem Feuer übergeben. Der Dichter des „Lebendig-Begrabenen", der die Qualen des Scheintodten so grausig schön geschildert, wollte nicht in Erde modern; sondern in Flammen wollte er, die „Feuer-Idylle" nun selbst erlebend, vergehen:

Die Flamm' ist todt, der Krater ist verglüht,
Die Himmelsrose drüber aufgeblüht.

Auf Kosten der Stadt Zürich ward dem Staatsschreiber von Zürich die Todtenfeier gerichtet; sein eigenes halbes Vermögen aber ließ der treue Mann jener Stiftung zurück, die auf den Namen des Schweizer Nationalhelden getauft ist: Arnold von Winkelried. Und in sein Testament schrieb er diese Worte: „Da ich zu meiner Zeit nie Gelegenheit hatte, meinem Vaterlande gegenüber die Pflichten als Soldat abzutragen, so hoffe ich, und es freut mich, ihm in dieser Weise einen Dienst leisten zu können."

Otto Brahm.

Welt und Kirche.

Man wird mitunter etwas müde. Man legt sich mitunter die schwermüthige Frage vor: Wozu eigenlich unsere geistige Arbeit? Wozu diese ernste Auffassung von Poesie und Poetenberuf? Die Klüfte und Risse, die diese moderne Gesellschaft nach allen Seiten durchspalten, sind übergroß. Jeden höre ich da über den Anderen schimpfen, als hätte just er allein die Wahrheit gepachtet. Keiner bemüht sich, die Eigenthümlichkeit des Anderen zu verstehen. Und dies allseitige Parteitreiben, dies sceptische Belächeln, dies gleichgültige Achselzucken, dies dumm-blinde Vorübergehen sind nicht dazu angethan, dem geistigen Arbeiter Muth zu mach[en]

Nein, das lähmt uns geradezu. Unsere ganze Arbeit ist ja nur Winkelarbeit, Handlangerdienst. Sie hat keine Zeit, unsere Predigt anzuhören, diese hundertzielig durcheinanderwimmelnde Menge. Einige nur bleiben aus Liebhaberei stehen, einige Andere aus Neugier oder Langerweile. Kein Wunder daher, wenn wir innehalten und seufzen.

Wohin diese Klage führen soll? Nun, seht, ich dachte da zufällig an den Hallenser Sittlichkeitscongreß; dann an die Brochüre „Theater und Kirche", die da unter meinen Büchern liegt; und schließlich, mirabile dictu! dachte ich an das Gleichniß vom barmherzigen Samariter. Ihr sollt sofort erfahren, welche Betrachtungen mich zu dieser merkwürdigen Ideenassociation veranlaßten. —

Zwischen der Weltanschauung der Kirche und der, kurz gefaßt, modernen Weltanschauung besteht, wie wir alle wissen, der denkbar schroffste Gegensatz, und die Kirche verliert von Jahr zu Jahr an Boden. Die große Menge strömt zwischen Dom und Museum allsonntäglich vorüber nach dem weltlichen Thiergarten hinaus. Gar zu wenige tröpfeln ab, lösen sich verschämt von dieser verlorenen Menge los, links in den seligmachenden Dom.

Und nun kam für mich, der ich öfter, von den Propyläen der Nationalgallerie aus, diesem Gewoge partheilos zusah, nun kam mir und kommt mir immer wieder der schmerzhafte Gedanke: Das dort links sind also die Auserwählten, die da aber, diese große Rotte, das sind die Verlorenen. Kirche und Welt, Schafe und Böcke, Gerettete und ewig Verdammte — die große Scheidung, von der Christus spricht.

Aber ich schlenderte weiter über die Spree nach der katholischen Hedwigskirche. Da quält mich der andere Gedanke: Nein, hier ja wohl ist die alleinseligmachende Kirche: das dort im Dom sind verlorene Ketzer . . . So ist's. Auch das dort sind Ketzer, nicht blos wir Weltlichen.

Aber, grüble ich weiter, die alleinseligmachende Kirche hat ja zu jeder Zeit bewiesen, daß ihre Einheit nur eine äußere ist. Und jene protestantische Kirche wimmelt ja von Richtungen und Sekten. Und schließlich auch wir Weltlichen sind nicht alle gleichgeartet: ein Börsenschwindler und ein Poet „von Gottes Gnaden" haben doch wohl kaum dieselbe Hölle verdient.

Freilich wohl. Eine unübersehbare Mannigfaltigkeit. Wer will da richten? Trotzdem aber legt jede kirchliche Partei und Sekte mit einer Unverfrorenheit, die mich immer wieder in Staunen setzt, die altberühmte Zweitheilung in Schafe und Böcke, Reine und Unreine, Fromme und Sünder an diesen herrlichen Wirrwarr an. Wobei natürlich jede einzelne Confession und Kirche sich selbst für die auserwählte hält, Alles andere aber als Welt oder Ketzerei abthut. Die Glücklichen!

„Kirche" . . . Sagt mir doch einmal, wo die Kirche ist! Zeigt mir sie, auch ich möchte gern in's Reich Gottes kommen! Christus, sagt ihr, ist in all' dieser Zersplitterung der einheitliche Mittelpunkt. Gut — aber was für ein Christus? Wie faßt ihr jene historische Persönlichkeit auf? Ein Renan, Strauß, Keim, Weiß, Beyschlag, Noack, Delff — jeder von ihnen und hundert andere schrieben in hundertfach verschiedener Auffassung dasselbe Leben desselben Christus. Wo ist der wahre Christus?

Und nun die Welt, diese große Menge „Verlorener"! Diese Dichter, Musiker, Maler, diese Kaufleute, Straßendirnen, Neger, Muhamedaner und Chinesen — all' das sind ewig Verlorene und Verdammte, „weil sie nicht an Christus glauben!" . . . O ihr Pharisäer! die ihr die unermeßliche Welt nach eurem lächerlich winzigen Zwergverstand aburtheilt! Ja, nach euch — denn in jedem von euch spiegelt sich die eine historische Persönlichkeit, die da Jesus hieß, verschieden wieder. In letzter Linie ist es euer eigener Geist, der bei all eurem Urtheilen zum Vorschein kommt. Nicht aber der Geist Christi.

Denn der Geist Christi war nicht der Geist des Richtens. Es war der Geist des absoluten Bejahens. Den ganzen runden Erdball da, diesen realen Planeten, real hinzunehmen, ganz so wie er von unser aller Gott geschaffen worden, das war

es, was er seiner nörgelnden, mosaisch besserwissenden Zeit, den Skeptikern und Weltschmerzlern, als höchstes Gesetz darthat. Glauben! „Alles muß sein, wie es eben ist — auch Elend, Leiden, schuldlose Marter und Tod muß sein. Es gehört zur Natur dieser Welt. Auch mein Tod muß sein. So steinigten sie vor mir die Propheten, so werden sie euch steinigen.“ Und dieser tendenzlose Einblick in das große Weltgesetz giebt uns, auch wenn wir persönlich bedroht werden, Kraft, Ruhe, Freiheit. Diese Ruhe ist die einzig mögliche Weltüberwindung. Nicht das Moralisiren, Ethisiren, Weltverbessern. Christus ist nicht gekommen, um die Welt zu verbessern. Die Welt kann nicht, will und soll nicht verbessert werden, weil sie überhaupt nicht schlecht ist. Auch nicht gut. Man darf hier überhaupt nicht mit so menschlichen Begriffen operiren: die Welt ist, wie sie ist. Einen großen einheitlichen Blick zu thun in ihre Gesetze, das ist Religion. Nur dasjenige Handeln, das aus dieser großen, überblickenden Auffassungsweise herausfließt, ist „moralisch“. Jenes Andere ist Stückwerk.

Das Moralisiren in dieser letzten geistigen Frage ist daher, und wenn es noch so betagte Männer sind, die sich da zu einem Sittlichkeitskongreß zusammen thun, meiner harmlosen Meinung nach unreif. Und wenn es selbst in aggressivem Schiller'schen Schwung und edlem Pathos einherstürmt, es ist immer nur Moral, keine Religion. Goethe hatte mehr Religion als Schiller.

Die Mehrzahl der christlichen Vereinsmänner zwar — die vielen Vereine sind ja charakteristisch für das kraftlose Zeitalter — fassen die Weltanschauung Christi tiefer und charakterisiren ihre Auffassungsweise mit dem christlichen Schlagwort „Liebe“. Die Religion der Liebe; Kindlein liebet euch untereinander. Daher eine gewisse salbungsvolle Friedfertigkeit, die so viele unserer Pastoren auszeichnet. Die Liebe, die sanfte, verzeihende, mildthätige Liebe ist das neue Gebot, das uns der milde Heiland gab.

Ich fürchte aber, diese Art Liebe, das gewiß edle Gründen von Waisen- und Magdalenenhäusern u. dergl., steht an sich auf genau derselben Sprosse, wie das mosaische Richten. Derselbe Zweck, nur das Mittel ist ein edleres geworden. Alle beide wollen sie die Welt verbessern, diese arme Welt, die ja vom Standpunkt der guten Gesellschaft aus allerdings herzlich schlecht ist. Alle beide handeln nicht einheitlich. Ihr Verbessern bleibt Flickwerk. Und, wenn ich diese Brochüre da lese, ich fürchte, eine Versöhnung zwischen Welt und Kirche ist vorerst überhaupt nicht möglich. Theater und Kirche, Kunstvirtuos und Hofprediger, Herr Barnay und Herr Stöcker — getrennte Welten. Da muß erst eine neue große Weltanschauung auftreten, die diese Gegensätze als indifferent verschlingt und verschmilzt. Einstweilen steht es so: je wärmer das Christenthum, desto lauer der Theaterbesuch. Und je genialer, unmittelbarer der Künstler, desto lauer sein Kirchenbesuch. Oder ist's nicht so?

Und da fiel mir nun, als ich von einer neuen, diese Gegensätze verschlingenden Weltanschauung träumte, das alte Gleichniß vom barmherzigen Samariter ein. Dieser Samariter war ein häßlicher Ketzer, in den Augen der Juden schlechter und verdammter als selbst die Heiden. Dieser unkirchliche und antikirchliche Bösewicht hat aber trotz alledem seine Menschenbestimmung erkannt. Der war trotz alledem aus der Wahrheit. Der sah in dem Daliegenden nur seinen Bruder, seinen Mitpilger über diese eine Erde hin, aus demselben Zeug und Stoff geschaffen, wie er selbst. Einen Menschen sah er in ihm, weiter nichts. Nach seiner kirchlichen oder litterarischen Richtung hat er ihn nicht gefragt. Der Prälat aber dort vorn und der andere Auserwählte waren derart in ihre Gebete, Dogmen und Theorien vertieft, daß sie für den Menschen am Wege keine Zeit hatten. Nur kirchliche Fragen, theologische Kollegen oder Gegner hatten für diese Fachmänner Interesse. Die Menschen waren ihnen gleichgiltig.

Und was ich früher mir zu gestehen gezögert, heute dachte ich's zu Ende. Eine Schranke zwischen Kirche und Welt sehe ich nicht mehr. Jener Mann, der sich von einer öffentlichen Dirne die Füße waschen ließ — und es war das keine „gerettete Magdalene" nach der Vorstellung der heutigen Kirchlichen, sondern eine heißblütige Straßendirne mit zerrütteten Nerven, die zu den Füßen des freien Rabbi nach einer höheren Liebe schluchzte, als ihr Gewerbe gab —; jener Mann, der ohne Scheu (welch eine Sünde für einen Juden!) mit Zöllnern und derlei unreinem Gesindel zu Tische saß; der sich über den Sabbath so unkirchlich geäußert: dieser Mann hat immer nur den Menschen als Menschen in's Auge gefaßt, nach seiner gleichsam naturhistorischen Gesammterscheinung, nicht aber nach den Theorien und Systemen, welche jeder Erdentrampler mit seinem mangelhaften Gehirnchen zu erzeugen versucht. Ein Menschenkenner, dessen heller Blick durch alle Theorien, Worte und Gespinnste hindurchdrang auf den Grund des Menschenherzens, auf den Grund einer Partei, einer historischen Erscheinung.

Nicht eine neue Moral, nicht ein neues System hat er bringen wollen; weder mit mosaischer Strenge noch mit „christlicher" Liebe wollte er die Welt verbessern. Nein, er ging in gelassener Erhabenheit seinen Weg, hell sehend in alle Fernen und Tiefen dieser Schöpfung und durch sein eigenes Wesen Andere in ebensolche Sehende umwandelnd. Sehende aber; Leute, die „aus der Wahrheit" sind; Mitglieder des „Reiches Gottes"; „Ueberwinder und Lichter der Welt"; „Jünger des Heilands" finden sich nicht blos in der Kirche. Sie wachsen überall auf diesem Planeten. Auch unter den Muhamedanern. Auch unter Darwinisten und Naturwissenschaftlern. Auch in Kreisen, wo man direkt nie von Christus hörte. Wenig zahlreich sind sie, diese Auserwählten. Aber nicht die wenigen Kirchlichen, die dort links nach dem Dom abtröpfeln, auch nicht die Besucher der Hedwigskirche, noch die paar Irvingianer oder Mormonen sind diese Wenigen.

Wer die Religion als weitäugiges Schauen auffaßt, Schauen über diesen verwickelten Erball hin, in's Herz des Menschen und in die Gesetze der Welt, der wird zwischen Kunst und Religion und Wissenschaft plötzlich die herrlichste Einheit endecken. Für den verschwinden die Klüfte, die diese Gesellschaft verwirren. Für den fallen die Schranken zwischen Welt und Kirche, diese künstlichen, weil vom Menschengehirn erzeugten Schranken. Er sieht sie nicht mehr; er hat das Organ nicht mehr, sie zu sehen. Er sieht nur den Kern der Sachen; er sieht nur Menschen. Wie der Arzt, oder der Naturforscher, oder die großen Prediger der alten Zeit.

Zankt also nur ruhig weiter, Knechte des Verstandes, Talmudisten, Welt, Kirche, Sekten und Richtungen! Wer „die Wahrheit" hat, der zankt nicht mehr und brüstet sich nicht damit. Er lächelt, wie Einer, dem eine stille, große Erkenntniß aufging; er geht, beglückt durch dies Geheimniß, ganz ruhig seinen Weg und freut sich in müßigen Stunden auf jene große Ferne, wo ihn nach dieser Entwicklungsstufe irgend ein Neues erwartet. Er hat den Glauben gefunden, der seelig macht.

Fritz Burkhart.

Vom Münchener Glaspalast.

Einseitigkeit kann man der neuen Münchener Ausstellung nicht vorwerfen; durch die bunte Anordnung der verschiedenartigsten Kunstwerke macht sie vielmehr einen verwirrend vielseitigen Eindruck. Auf einer modernen Ausstellung eine Uebersicht der breiten Entwicklungsmassen zu erlangen ist niemals leicht, soviel Material auch herbeigeschleift wird; es wird doppelt schwer hier in München, wo sich die verschiedenartigsten Eindrücke kunterbunt durcheinander drängen.

Als Gesammterscheinung kommen diejenigen fremden Nationen am besten weg, die eine ge-

schlossene Abtheilung inne haben: die Engländer, die Franzosen und zum Theil auch die Holländer. Am meisten Auswahl und Geschmack auf der ganzen Ausstellung ist im englischen Saal; der Inhalt ist zum großen Theil höchst erstaunlich. Nicht aus London kamen die frappanten Bilder, sondern aus Glasgow, aus dem abseits und kontinentfern gelegenen Schottland, wo eine Reihe von überraschend kräftigen Individualitäten emporgewachsen ist. Es scheint, als wenn Böcklin'sche Geistesfunken, gemischt mit Japanismus und englischem, vornehmen Spleen plötzlich in die Schotten gefahren wären. Ihrer spontanen Schöpferkraft vermag sich hier nichts an die Seite zu stellen, es sei denn das skandinavische Element; leider aber sind die Nordländer so verstreut, einzeln und schlecht gehängt, daß man kaum einen Ueberblick gewinnen kann.

Gegen Schottlands und Skandinaviens Manneskraft wirkt die abgearbeitete Kunst der anderen Nationen wenig überraschend: Holland ist geschmackvoll, ohne Neues zu bieten; Frankreich wirkt akademisch gut aber langweilig, Italien bunt und geleckt. Spanier sind kaum vorhanden, jedoch die Belgier in einzelnen Bildern hervorragend.

Im Grunde, glaub' ich, waren die fremden Völker hier in München nie mit so ausgeprägt nationalen Zügen vertreten, wie gerade in diesem Jahr. Deutschland leidet etwas darunter, denn es trägt durchaus keinen bezeichnenden Grundcharakter zur Schau; es zeigt zwar eine ungemeine Vielseitigkeit, aber daneben auch eine Zersplitterung der Kräfte, die vereint viel nachdrücklicher zu wirken vermöchten.

Im Großen und Ganzen lassen sich bei uns zwei breitere Entwicklungszüge unterscheiden. Die Einen gehen vorwärts, indem sie ihr Gefühl ganz und gar unmittelbaren Natureindrücken unterordnen, von diesen beim Schaffen ausgehen, und, sie vermöge ihrer sich ihnen unterordnenden Individualität, zum Kunstwerk zu gestalten streben, — sie haben einen Zug von Objektivität. Die Anderen schaffen, indem sie ganz rücksichtslos aus ihrer Persönlichkeit herausschöpfen, sich selbst eine vor ihrem inneren Auge erscheinende Welt ausbauen und nun Naturlaute ungebrochenen Klanges zur Hilfe nehmen, um ihre eigene gestaltungsmächtige Empfindungswelt zu verkörpern, — sie sind die Künstler der Subjektivität. Man kann diese beiden Gruppen zwar durchaus nicht scharf, nicht unbedingt scheiden, aber die Ausgangspunkte des Schaffens bei den verschiedenen Künstlernaturen werden dadurch doch entschieden schärfer charakterisirt, als es durch die landläufigen Unterschiede von Historie, Genre und Landschaft möglich ist. Der Begriff „Historienbild" zumal ist im Lauf der Jahrzehnte total verhunzt worden; ist es nicht die reine Ironie, ein Bild, welches blos Maskeradenfiguren und bunte Fetzen, zuweilen dann noch etwas nacktes Fleisch enthält, ein Historienbild zu nennen? Und die deutschen Gelehrten sollten wirklich noch so verrannt sein, daß sie den eo ipso für einen Künstler erster Instanz halten, welcher möglichst groß nichtssagende Marionetten und wohlfeilen Theaterpomp vor Augen führt? „Genrebild" ist auch ein Name mit ganz fatalem Beigeschmack von Anekdotenmalerei, von Familienblattfutter, Oberflächlichkeit und Verkäuflichkeit geworden. Einzig der Ausdruck „Landschaft" ist noch leidlich frisch. Aber nicht allein, daß die Worte keinen vollen Klang mehr haben: die aus innerem Bedürfniß schaffenden Maler bewegen sich in ganz und gar anders geformten Geleisen; sie setzen sich nicht mehr hin mit dem Vorsatz, nun ein Historienbild oder ein Genrestück zu malen, sondern sie berühren diese Begriffe garnicht. Es wäre also doch unvernünftig, nachher die Werke der Besten immer noch wieder in diese ausgedienten Schablonen hineinzuzwängen.

Die Mehrzahl der deutschen Vorwärtsler in der Malerei gehen objectiv vor, nur ganz einzelne entgegengesetzt; aber deren Schaffensprinzip scheint mir im Grunde doch um einen Grad höher zu stehen, weil es am meisten rücksichtslose Individualität in sich schließt. Natürlich steht unter den subjektiven Künstlern der große Phantast von Zürich, Meister Arnold Böcklin, obenan (auch hier im Glaspalast, trotzdem er gering vertreten ist). Er ist der große Heide in der deutschen Kunst; neben ihm ist selbst Goethe ganz und gar Christennatur. Hier ist ein Bild vom ihm: Der Kampf um die Bacchusstatue.

Eine feierliche, schwüle Sommernacht, tiefblaue Luft. Dunkelgrün-bräunliche Bäume strotzen von Erdenkraft. Ein Opferhain wird von einer Schaar antiker Priestergestalten in weißrothen Gewändern schwärmend durchzogen, Rosen schmücken den Altar. Aus dem bewegtem

Menschengewirr glänzen hell leuchtende Fackeln energisch hervor ... Wie lebensvollstes Hellenenthum, wie Götterahnung weht es aus dem Bilde. Als Farbe ist dieser Böcklin durchaus nicht so stark und voll, wie seine meisten, aber er hat einen zauberhaft wunderbaren Stimmungsgehalt; ganz leise erinnert er an die „Feueranbeter" der Hamburger Gallerie. — Dann noch ein anderes Bild:

Ein schwarzgepanzerter Heldenritter mit rothstrahlendem Helmbusch will mit braunem Tuch ein nacktes Weib umschlingen, welches schmerzerfüllt zusammenschauert Am Boden krümmt sich ein Drachenleib, daneben liegt der Kopf des grün schillernden Unthiers; feuerrothes Blut spritzt hervor. Drohende Wolkenballen ziehen vor der hohen, blauen Luft vorüber ... Das Schauern des Weibes ist zwingend schön; unwillkürlich neigt sie sich dem Ritter ein wenig. Hoheit und Majestät, Stolz und Kraft, Ehrfurcht und Scheu liegt in dem Bilde; es wirkt wie Essenz des deutschen Mittelalters.

Böcklin ist in diesen beiden kleinen Bildern schlichter, wie man ihn zu sehen gewöhnt ist, aber die Vollblut-, die Heroennatur kommt doch völlig zum Vorschein.

Franz Stuck ist einer der interessantesten und begabtesten Talente Deutschlands; er hat eine reiche Phantasie und ein großes Formen- und Farbengeschick, wenn auch keine volle Gestaltungskraft nach Art Böcklins, vielmehr einen Zug von kunstgewerblichem Schöpfungsvermögen. Man fühlt bei Stuck hindurch, das es ihm zufällig war, was er darstellte; er malte hauptsächlich, um sein Können und seine Malbeweglichkeit in eine interessante Form auszugießen, aber er hat nicht erlebt, was er malte. Böcklin strömt seine starke Seele, seine ganze Menschenleidenschaft in seine Gemälde hinein, Stuck hat noch zu viel Gefallen an geschickter, überraschend barocker Zeichnung und an oberflächlich geschmackvoller Malerei; er wirkt etwas japanisch. Doch im Gegensatz zu den Nivellisten und Photographisten der Ausstellung wirkt er erfreulich, taucht es 'mal eine andere künstlerische Pointe auf. Sein lebensgroßer, grausiger „Lucifer" imponirt nicht, aber er fesselt mich durch seine Seltsamkeit und geschmackvolle Farbeneigenart. Stuck ist ein phantastischer, aber manirirter Denker, der ganz auf den Schultern der mitteleuropäischen Kultur steht, aber keinen einzigen deutschen Zug verkörpert; dies würde seinen Gemälden einen festeren Empfindungsgehalt geben, während er jetzt etwas schemenhaftes, weltfernes in seinen Figuren hat, sie vermögen noch nicht zu überzeugen. Bis jetzt wirkt Stuck desto besser, je barocker er ist.

Ganz anders wie Stuck ist die Natur von Hans Thoma gearbeitet. Ist es nicht schmerzlich, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1869, bei Gelegenheit einer Münchener Kunst-Ausstellung, der Franzose Gustave Courbet schon Böcklin und Thoma als unsere Ersten bezeichnete und daß Deutschland sich während dieser zwanzig Jahre auch nicht im geringsten um einen seiner hervorragendsten Künstler bekümmert hat? Man fühlt bei Thoma sofort die volle Menschennatur, die in ihren Werken mit sich und der Welt draußen lebt, die sinnliche Eindrücke frei auf sich wirken läßt und total individuell gestaltet. Eigenartig poesievoll ist sein kleines Bild: Sonntagmorgen im Juni.

Begraste, blumenbesäte Hügel — in der Ferne Berge und zur Seite ein kleiner Bach, darüber wölbt sich eine schwerblaue Luft — ein Weg schlängelt sich von vorne her bis über die Hügel. Auf diesem geht in's Bild hinein ein Mann, strohutbedeckt, mit rothem Taschentuch — er spielt auf der Guitarre. Es ist nun, als wenn die Natur hier aus der Stimmung dieses Mannes heraus angesehen wäre; es scheint ein Beamtenmensch, der heute der Geschäfte Qual abgeschüttelt hat und jetzt fröhlich in den Sommer hinausstreift und mit reinem Genuß die Natur begrüßt. Er sieht die vielen Blümlein und das interessante Berganf, Bergab der ihn umgebenden Erde — es ist, als wenn er in die Sonne geschaut hätte und nun mit den Augen wieder die Erde streift, denn die Darstellung ist hier nicht ganz hellsonnig mit unverhaltener Glut, sondern es liegt wie ein Schleier vor der Natur, als ob sie durch schwärzliches Glas gesehen wäre. Der Spaziergänger ist im Grunde ein wenig Philister, und so ist auch die Landschaft gesehen — und dennoch bleibt sie poetisch.

Auf einem zweiten Bilde „Der Sturm", wirkt Thoma ganz anders (wie er denn überhaupt sehr vielseitig ist). Ueber einem dunkelgrünen Waldeshang ziehen schwere, farbengesättigte,

tobende Regenwolken — am Horizont ist's dunkelblau. Vorne ein feuchterdiges Ackerfeld mit einem einsamen Pflug. Der Sturm heult durch die Wipfel der Bäume, er peitscht die Lüfte und streift trocknend über die Scholle. Alles ist vom langen Regen naß und tieffarbig glänzend.

Diese Landschaft mit ihren massigen Gegensätzen ist seltsam tief und unmittelbar in der Wirkung; im Sinn erinnert sie an die schönsten Bilder von Ruisdael, hat aber eine ungleich größere Wucht. —

Es ist ein Wagniß, Thoma neben Böcklin zu nennen, denn dieser hat eine viel monumentalere, genialere Kraft, neben der Thoma leicht ein wenig philiströs erscheint; und es ist auch gefährlich, Stuck neben Thoma anzuführen, weil dieser ein leichtfertig spielender Künstler ist neben der ernsthaften Künstlerschaft Thoma's; aber doch bilden diese drei in der deutschen Malerei eine Gruppe für sich, welche im vollen Gegensatz zu den sogenannten „Realisten" steht, die auf ganz anderem Wege neue Werthe schaffen.

Momme Nissen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Moderner Pöbel.

Von Otto Ernst Schmidt.

Der ästhetische Pöbel.

Fritz Reuter, in der „Festungstid", hat uns die süße Melancholie geschildert, die sich nach einem guten und reichlichen Mittagessen einzustellen pflegt. In vielen Gegenden unseres Vaterlandes nennt man diese Stimmung „Kunstsinn", auch wohl „Idealismus" oder „Gemüthsfülle", und es giebt in diesem unserm Vaterlande Millionen von Menschen, die sich von jener nicht sinnenden, aber sinnlichen Melancholie „durch's Leben geleiten" lassen. Die Kunst ist ihnen die angenehmste Ergänzung eines Diners, eine Havannah, welche die Stirn mit duftigem Gewölk umzieht und auf dem Wege der Narkose den ohnehin durch die Verdauung beschleunigten Vorstellungsablauf angenehm bunt gestaltet. Wenn sich die Vorstellungen alsdann zu den heiteren Traumbildern eines idealistischen Nachmittagsschläfchens verflüchtigt haben, hat die Havannah, will sagen: die Kunst ihren Zweck erfüllt, und man läßt den Roman, respective den Cigarrenstummel auf den Fußboden gleiten.

Aerzte und Psychologen sind sich, wie ich glaube, darin einig, daß jede angestrengte Seelenthätigkeit nach Tische für Geist und Körper höchst unzuträglich ist; wer etwas auf seine Gesundheit hält, zieht deshalb als Nachtisch eine Kunst vor, die vom Denken dispensirt. Weil nun der aesthetische Mob die Kunst nur als eine Zugabe zum Essen betrachtet, kennzeichnet sich sein Kunstsinn als geistverlassene Belustigungs- oder Amüsirwuth.

Auf den ersten Blick fällt dem Beobachter des Geschmackspöbels die ganz ungeheuerliche Bevorzugung auf, welche er den komischen Effekten in der Kunst zu Theil werden läßt. Nur nicht so „schrecklich traurige" Dinge sehen wie Macbeth, Kabale und Liebe oder das wahnsinnige Gretchen! „Trauerspiele hat man im Leben genug", sagen die Fetten. Lachen! lachen! Es ist eine gar zu gesunde Emotion!

Nicht den Witz und die Satire liebt der Pöbel; denn er versteht sie nicht und reißt vor ihnen das Maul auf. Auch der Humor, der tief und mit tausend Fasern im Erdboden des Gemüths wurzelt, langweilt ihn auf das Entsetzlichste, weil er nur abzurupfen und nicht nach Wurzeln zu spüren versteht; ja selbst den eigentlichen Scherz erfaßt der Pöbel nicht, weil ihm die freie, leichtblütige Lebendigkeit eines glücklichen Innenlebens fehlt. Aber der fade Jux, der blödsinnige Ulk in der „Kunst": c'est à son goût! Der moderne Schwank-„Dichter" der poëta calaureatus: das ist der süße Junge des süßen Pöbels! Die Witzmacherei dieser Schwänke, vor denen Eulenspiegel sich bekreuzen würde, ist derartig schablonisirt,

daß sie schon in die tägliche Gewohnheit des Schauspielers übergegangen ist, daß dieser Schauspieler sie im Nothfall für den Autor übernimmt, und platterdings auch den elendesten Bühnenschmierer, der nicht einmal Kalauer producirt, herausreißt: darum kommt es heutzutage so gut wie garnicht mehr vor, daß ein Schwank durchfällt; es fällt nur das Publikum durch, das applaudirt.

Die Tyrannis jenes Pöbels, der solchen Schund mit Wollust konsumirt, würde ein gutes Lustspiel keineswegs williger zulassen, als ein gutes Trauerspiel; denn ein gutes Lustspiel stellt geistige Anforderungen, und wo man Anforderungen stellt, bleibt der Pöbel zu Hause. Das Trauerspiel aber muß sich heutzutage vom Geschmackspöbel den tragischen Schluß abhandeln lassen und sich im fünften Akt in das Wohlgefallen des Publikums auflösen. Denn so groß wie die lächerliche Vorliebe für den Ulk, ist beim Pöbel auch die Scheu vor dem Ernsten oder gar Tragischen: er sieht in einer Tragödie einen heftigen Angriff auf sein Nervensystem, seine Gemüthsruhe, seine Behaglichkeit. Ja, ich habe Leute gekannt, die regelmäßig das Bedürfniß empfanden, die Wirkung eines Trauerspiels in nächstgelegenen Restaurants durch ein Beefsteak zu kompensiren. Die Erklärung dafür liegt sehr nahe. In dem naiven Selbstling erweckt die Tragödie Furcht vor der Welt und Mitleid mit dem Selbst. Er zeigt die Kaltwasserscheu eines Struwelpeters, der dem ungekannten Wohlgefühl des stählenden Bades das faule Behagen einer trocknen Haut vorzieht.

Daß wir aber das tausendfältig auf dem Pöbel lastende Unrecht nicht ungerecht vergrößern und vermehren! Der Geschmackspöbel ist nicht allem Ernste abhold; es giebt eine Schattirung des Ernsten, die sein Geschmack nicht nur verträgt, sondern die seinen zartesten Sympathieen schmeichelt; das ist das Rührselig-Sentimentale, das jener Digestions-Melancholie gleichfalls entspricht. Nicht als ob wir das Moment des Rührenden aus der Kunst verbannen möchten! Mit Grund zu rühren, ist vielleicht die höchste Leistung des Künstlers. Aber die Rührung durch Wahrheit greift nur zu oft in unser eigenstes Gewissen und thut weh wie ein Schlag auf's Herz; darum will die ästhetische Plebs gerührt sein auf Grund unsinniger, verschrobener, ungeheuerlicher Voraussetzungen; sie will gerührt sein durch Erscheinungen aus einer Welt, die sie gottlob nichts angeht. Sie „schwärmen gern andächtig, um nur gut handeln nicht zu dürfen", und berühren sich auf's Innigste mit jener andern Schaar der Edeln, die ein faible für allerlei angreifende Alltagssünden und für ergreifende Sonntagspredigten hat. —

Wir haben uns bisher in unsern Ausführungen auf das litterarische Gebiet beschränkt. Es ist aber gerade im höchsten Maße lehrreich und interessant, zu sehen, mit welcher Konsequenz der Pöbel auf allen Kunstgebieten seine Entscheidungen trifft. Vielleicht am ärgsten wüthet er auf dem Felde der Musik. Schon in den besten Concerten, die man wegen des guten Tons und des hohen Entrées ziemlich zahlreich besucht, fallen uns sofort jene Böotier auf, die aus Princip und mit Regelmäßigkeit zu spät kommen und zu früh gehen. Diese Leute wollen entweder andeuten, daß sie sich Einleitung und Schluß daheim auf dem Klavier selbst machen können, oder daß ihnen ihre sociale Stellung das Recht giebt, anderen Menschen die Andacht zu zertrampeln. Sie treten in einer so erschrecklichen Anzahl auf, daß man schon von den Besuchern dieser besten Concerte eine seltsame Vorstellung bekommt. Nun aber erst die Besucher der Oper und des Volksconcerts! Vor ihrer Begierde nach Viktor E. Neßler, Flotow, Adam, Suppé, Meyerbeer und dem Troubadour-Verdi, nach Operetten, Walzern, Polkas, Galopps und nach der scheußlichsten Mißbildung auf dem Gebiete der Unkunst, dem Potpourri, vor dieser Begierde muß jedes tiefere und ernstere Kunstverlangen verstummen. Man muß bei Volksconcerten eine gewisse Rücksicht auf das Bier einräumen; der Spießbürger will aber nicht nur Bier zur Musik, er will Biermusik. Man „kraßt den

Kopf, reibt an den Händen", man vollbringt Wunder der Objektivirung des eigenen Ichs in fremde Geschmackssphären, um ausfindig zu machen, was eigentlich die Menge auf ihre Art enthusiasmirt — man findet nichts. Es muß schon die Abwesenheit jedes musikalischen Gedankens sein, die der Pöbel als eine Befreiung von einem gefürchteten Drucke empfindet.

Keiner ästhetischen Orthodoxie reden wir hier das Wort. Wir wissen nicht nur, daß jede Kunstgattung (jenes Potpourri natürlich ausgenommen) künstlerischer Wirkungen fähig ist, wir wissen auch, daß bei der Schätzung des einzelnen Werks in hohem Maße das Recht der Individualität zur Geltung kommt. Der Geschmackspöbel aber vertritt jene fanatische Einseitigkeit, die bereitwilligst jeden offenbaren Schund beklatscht, wenn er nur im flotten Dreivierteltakt verabreicht wird. Dieser Pöbel ist es, der die „Kleine Fischerin" da capo verlangt, die Offenbarungen Beethovens aber mit dem Klappen von Bierdeckeln begleitet. Der Gipfel alles Schrecklichen wird freilich erst in der Hausmusik erreicht. Hier giebt es ungezählte Schlupfwinkel des musikalischen Lasters, wahre Spielhöllen. Ein Blick auf den Notenständer unserer klavierbegabten Häuser ist in neunzig von hundert Fällen ein Blick — soll ich sagen auf einen Berg oder in einen Abgrund — von Albernheiten. Es giebt gegenwärtig kein einträglicheres Geschäft, als Gassenhauer, Couplets, Tänze und sentimental-süßliche Drehorgellieder zu — verlegen. Je breiter und süßer der Quark, desto fröhlicher springt die Mark. Daß der Pöbel auch einmal ein leidlich gutes oder gar durchaus gutes Opus erwischt, es dann aber mit besonders mörderischer Aufdringlichkeit unaufhaltsam reproducirt, ist bekannt. Die Qual des endlos gewundenen Jungfernkranzes, die Heine so drastisch schildert, wiederholt sich alljährlich.

In frappanter Weise korrespondirt mit diesen musikalischen Sympathieen die enggeistige Vorliebe des Geschmackspöbels für das seichte Genrebild der alten Schule. Das modernere Bild, das, tiefer greifend, soziale und individuelle Konflikte behandelt, ist nicht „reizend", nicht „allerliebst"; diese schmeichelhafte Kritik wird nur dem süßlich-trivialen Genre zu Theil. Entzückend ist nun freilich in der That ein Bildchen, auf dem ein Bübchen, mit hocherhobenem Löffelchen im Händchen, das Mäulchen spannenweit aufreißt, weil ihm ein Kätzchen den Milchbrei aus dem Schüsselchen leckt. Das Bübchen kann auch ein Mädchen, das Kätzchen auch ein Hündchen und der Milchbrei ein Kartoffelbrei sein; dann ist es ein neues Bild; auf den Brei kommt es nicht an, wenn nur der Zucker nicht fehlt. Ueber die Maßen lieblich anzuschauen ist es auch, wenn eine Großmutter einen Strumpf strickt und die Katze mit dem Wollknäuel spielt. Solche Darstellungen gehören zu den seltensten Genüssen auf dieser ohnehin freudenarmen Welt. Oder ein Achtjähriger, dem hinten ein Hemdenzipfel aus der Hose hängt, macht den ersten Rauchversuch mit einem angebrannten Rohrstückchen. Höchst wirksames Cliché, in jeder Hinsicht billig und bei jedem Familienblatt anzubringen. Natürlich behandelt der Pöbel das Gemälde immer als Hieroglyphe, d. h. er will es lesen, allerdings mit leichtester Mühe lesen. Ganz oder fast ganz verschlossen bleiben ihm deshalb die Landschaftsmalerei, das Porträt, das Thiergenre, die religiöse und historische Malerei. Auch genießt der Pöbel niemals die koloristische Seite eines Gemäldes, sondern nur den „ideellen" Gegenstand und dessen lineare Darstellung. Nach all diesem ist es selbstverständlich, daß die ästhetische crapule vor der Kunst der reinen Form, der Plastik, einfach Kehrt macht. Höchstens kann es geschehen, daß man vor einem bogenbewehrten Amor oder einer füllhornbegabten Abundantia die schlau herausgefundene Allegorie beschmunzelt.

In dieselbe enge Sphäre nun, in welcher sich der Kunstgenuß des Pöbels bewegt, ist er natürlich bestrebt, die Kunst überhaupt hineinzuzwängen. Er vor allem ist es, welcher die albernen, aus unfindbar dunkler Quelle stammenden Gebote:

„Die Kunst soll das Schöne darstellen", „Die Kunst soll sittlich sein", „Die Kunst soll idealisiren" u. dgl. m. ohne Aufhören und mit dummdreister Sicherheit zu Markte trägt. Den ästhetischen Pöbel die Kunst schulmeistern sehen: das heißt eigentlich den Triumph der Pöbelhaftigkeit erleben. Die Kunst wiederum erscheint dem Pöbel als ein Schulmeister, bewaffnet mit der blauen Brille eines verschwommenen Idealismus und mit dem Bakulus einer philiströsen Sittenpolizei; darum stellt er auch dem gegenwärtigen Verjüngungsstreben in der Kunst diesen heftigen Widerstand entgegen, der schon so manchen Anstürmenden zur Verzweiflung getrieben hat . . . .

Hier wollen wir schließen. Wir sind uns bewußt, die harten Worte nicht gespart zu haben. Die akute Dummheit der Verirrten fordert unser Erbarmen, wie ein Unglück es fordert, und wir haben sie mit unterstützender Liebe emporzutragen; die perennirende, naive Selbstsucht des Pöbels aber, die fest davon überzeugt ist, daß sie „am Feuer liegen und stinken darf", muß man mit der Geißel des Spottes aus ihrem Faulheitsschlafe emporscheuchen, bis sie die Augen aufreißt und auch die umgebende Welt ihr zum Bewußtsein kommt. Dann läßt sich weiter mit ihr reden.

Skandinavische Briefe.

„Hunger."

Erzählung von Knut Hamsun.

Es ist nicht meine Absicht sehr viel Kritisches über „Hunger" zu leisten, ein Werk, welches Frau von Borch eben ins Deutsche übersetzt; ich möchte nur einiges zur Orientirung über ein aufsehenerregendes Buch sagen und damit vielleicht den Herren Rezensenten einige geistreiche Vermuthungen ersparen.

Der ausgezeichnete Kopenhagener Schriftsteller Erik Skram hat soeben im „Zuschauer" geschrieben:

„Knut Hamsun bahnt mit seinem „Hunger" einen gänzlich neuen Weg für die nordische Erzählungskunst. Die Art und der Werth des Werkes kann nur mit denen der Russen verglichen werden. Er wagt das in unserer frommen Litteratur noch nie gewagte: die Berichte Hanns Jägers sind bleiche Studentengeschichten gegen dieses Buch. Einer unserer feinsinnigsten Verfasser schrieb an Hamsun: „Ich habe Ihr Buch gelesen. Großer Gott, es wird lange dauern, ehe ich mich wieder zu meinem Hechelzeuge wage" . . . . „Hunger" ist starkes Gewebe; Tausende von Füßen können jahrlang darauf treten." (Herr Skram meint: es kann recht lange mit Erfolg nachgeahmt werden.) —

Merkwürdig wirkte schon die erste Publikation der Erzählung, als im Frühling 1889 die (nun zur ewigen Ruhe gegangene) Kopenhagener Zeitschrift „Neue Erde" ein Kapitel von „Hunger" veröffentlichte, ohne Verfassernamen: man erkannte sofort, daß es norwegisch war, nicht dänisch, und das noch nie dagewesene geschah, daß die Christianiazeitungen mit großen Buchstaben fragten: Wer ist der Verfasser von „Hunger"?

Keine Antwort. Darauf sagte ein Blatt: „Bis es nicht dementirt wird, rathen wir auf Arne Garborg." Garborg aber antwortete schleunigst: „Bedaure sehr, — kann nicht die Ehre haben." In der That hatte es von Garborgs Art sehr wenig. Endlich meldete die Redaction der „Neuen Erde" feierlich aus Kopenhagen: „Der Verfasser von „Hunger" ist Herr Knut Hamsun, welcher zur Zeit hier weilt."

Hamsun! Litterarisch klangloser Name. Man hatte niemals anderes von ihm gesehen als einige Reisebriefe von einem Amerikadampfer, aber freilich, dessen erinnerte man sich.

Man schlug das Schriftstellerlexikon auf. Ah, — „Knud Pedersen Hamsun aus Nordland, 1886 nach Amerika ausgewandert. „Björger", eine Erzählung. Bodö 1878. 124 Pag."

Das war alles. Man konnte daraus schließen, daß der Verfasser unter der Mitternachtssonne geboren war und jetzt etwa dreißig Jahre hatte.

Inzwischen kam der plötzlich Berühmte nach Christiania, mit einem großen Buche: „Aus dem Geistesleben des modernen Amerika", einem erheiternden, witzigen Werke, welches den Yankees jeden Funken von Geist absprach. Der Verfasser schien aber selber ein Vollblutyankee zu sein, ein junger Mark Twain. Hamsun schrieb mir damals: „Dies da („Aus dem Geistesleben") ist nichts (alle Welt, Georg Brandes eingerechnet, hatte es sehr gelobt). Aber mein nächstes Buch . . .!"

Nun erschien also, vor ein paar Wochen, dieses „nächste Buch". Der Empfang war einstimmig enthusiastisch, und man meinte auch einstimmig, daß der Verfasser sich ganz unbegreiflich innig die Russen, namentlich Dostojewski, zu eigen gemacht hatte. Man fühlte sich übrigens geschmeichelt, denn man hatte sich nicht eine solche Nachahmungsgabe zugetraut.

Ihr Correspondent neigte nun aber zu der Auffassung: daß Hamsun wirklich mehr oder weniger ein Slave sei. Die Bevölkerung Nordlands ist mit Finnländern und Lappen gemischt und steht dazu in lebhafter Verbindung mit Rußland; und so ein russischer Seemann oder Kaufmann konnte ja leicht einen jungen Hamsun hinterlassen haben.

Aber Hamsun, welcher schon zornig über die Rede von russischem Einfluß geworden war, wurde sehr beredt, als er verstand, daß ich ihn zu einem „Finnen, Lappländer, Asiaten" machen wollte, und er gab mir die folgenden Mittheilungen, deren Veröffentlichung er autorisirt hat.

Er ist 1860 im kernnorwegischstem Thale Norwegens, in Gudbrandsdalen, geboren, in derselben Gegend, wo Björnson zu Hause ist. Seine Eltern waren Bauern. Vier Jahre alt, kam er nach Nordland, wo er bis in sein sechzehntes blieb. „Später bin ich Universalist gewesen."

Das wäre also die russische Abstammung. Nun der russische Einfluß.

„Vor vielen Jahren wandte ich mich an Arne Garborg und bat ihn eine kleine Skizze zu lesen. Sie gefiel ihm gar nicht. „Sie wirkt so fremd. Sie haben zu viel von den Russen gelernt." Damals hatte ich noch keinen einzigen russischen Autor gelesen, kannte kaum einen russischen Namen. Später, in Amerika, las ich einige Werke von Turgenjeff, von denen nur „Rauch" etwas Eindruck auf mich machte; nun habe ich auch dies Buch vergessen. — In Kopenhagen schrieb ich also das erste Kapitel von „Hunger", und man war sofort darüber einig, daß ich mir Dostojewski durch und durch angeeignet hatte. Aus Neugier begann ich dann Dostojewski zu lesen, „Nihilisten", und ein anderes Werk, dessen Name ich vergessen habe. — Dieses Jahr, als ich das letzte Stück des „Hunger" schrieb, begann ich mit dem „Raskolnikow", welcher mich aber so ermüdete, daß „Hunger" fertig wurde, ehe ich die erste Hälfte durchgelesen hatte . . ."

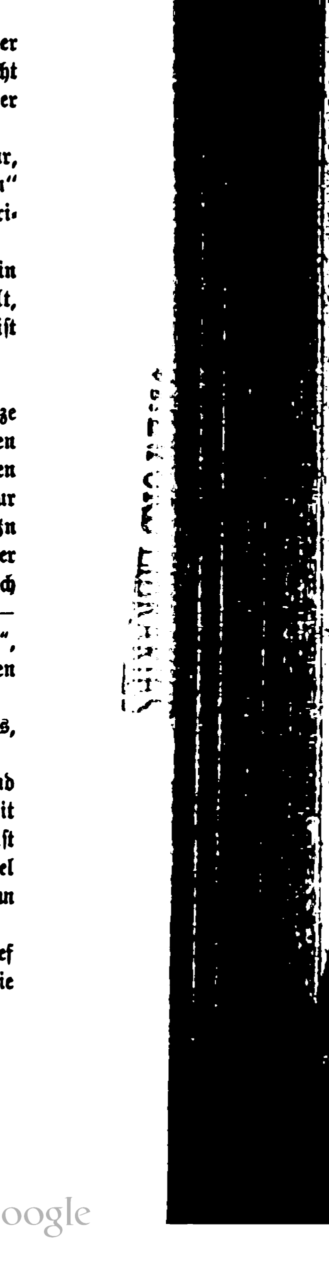
Oh Weltruf, oh Unsterblichkeit, wie nichtig seid ihr: dieser junge Mann hat sofort alles, was er las, wieder vergessen, bis auf den Titel!

Ich habe Hamsun noch nicht gesehen, aber ein Blatt brachte bereits sein Portrait (und dazu eine höchst eigenartige, rumänische Spielgeschichte). Hamsun ist hoch, mager, blond, mit lachender, etwas femininer Physiognomie. Das Leben hat sein Aeußeres nicht geschont (er ist in Amerika u. a. auch Feldarbeiter gewesen), und er ist dazu brustkrank, vielleicht von zu viel Hunger, denn er ist in Christiania, wo sein Buch spielt, bis an die letzte Stufe vor dem Hungertod gelangt.

Nun schreibt er ein neues Buch und fährt dann nach Konstantinopel. Sein letzter Brief an mich schließt mit den Worten, die auf seinen literarischen Muth zielen: „Ich bin stark wie ein Löwe."

Das klingt nicht sehr fin de siècle.

Harald Hansen.



Von neuer Kunst.

Secessionisten. Hermann Bahr und sieben Genossen erklären in Tageblättern, daß sie ihre Verbindung mit der Wochenschrift „Freie Bühne“ abgebrochen haben „und dieses Blatt nicht als Organ ihrer Anschauungen anerkennen.“ Da wir nicht lieben, Privates vor der Oeffentlichkeit auszubreiten, so sehen wir von der Schilderung einer Meinungsdifferenz gern ab, deren Wesentliches dieses Eine war: daß mehrere Herren, denen wir die Fähigkeit zutrauten, zweite Geige zu spielen, die Prime beanspruchten; und wir bestätigen nur in aller Kürze daß insbesondere Herr Bahr an dieser Zeitschrift nicht mehr mitarbeiten wird. Unter den sieben Genossen, von deren Rücktritt man, wie beim Ministerwechsel, im Blättchen liest, sind zwei, welche genau einen Beitrag in der „Freien Bühne“ veröffentlicht haben; Einer von ihnen fand sich völlig unaufgefordert bei der Redaction ein, erklärte es sei sein dringendster Wunsch, grade an dieser Zeitschrift mitarbeiten zu dürfen und bat seine Jugend mit gutem Rath zu unterstützen: von zwei Beiträgen, welche er sandte, ward darauf einer, als brauchbar, acceptirt und der andere, als unreif, zurückgeschickt. Es entbehrt also der Komik nicht, wenn auch dieser gute Jüngling nun erklärt: er anerkenne fürder nicht die Freie Bühne „als Organ seiner Anschauungen.“

Doch da sich die Herren gar so feierlich geben, und da sie bei ihrem ungewöhnlichen Schritte wenigstens Ein hervorragendes Talent, einen großen Lyriker, mitgezogen haben, so müssen wohl auch wir dem Ernst der Situation ein wenig Rechnung tragen. Sei denn erklärt: daß niemals diese Zeitschrift beabsichtigt hat, sich zum Anschauungs-Organ von sei es nun sieben, oder neun, oder selbst dreizehn Herren zu machen. Mögen auch die Anstifter dieser Operetten-Verschwörung glauben: L'état c'est moi, der Naturalismus sind wir — es ist immer wieder in dieser „Freien Bühne“ ausgeführt worden, wie an keine Person und an keine Formel, an kein Programm und an keine „Richtung“ die moderne Kunst gebunden ist. Und so wenig haben wir uns zum „Organ“ bestimmter Personen oder Gruppen machen wollen, daß wir, gelegentlich des Aufsatzes eines der Dissidenten, erklärten: wir ertheilten ihm das Wort, „nicht weil wir seiner Meinung besondere Verbreitung zu geben wünschten, sondern weil uns der Aufsatz, eben um seiner consequenten Schroffheit willen, als der beste Ausgangspunkt erschien für fruchtbare Debatten.“ Und zu dem Artikel eines zweiten der Secessionisten bemerkten wir: „Aus der Veröffentlichung eines Aufsatzes, wie des vorliegenden, bittet der Herausgeber nicht folgern zu wollen, daß sich diese Zeitschrift mit dem Inhalte identificirt; er will eine „Freie Bühne“ auch in dem Sinne aufgeschlagen haben, daß er eigenartigen Meinungen zum Worte hilft.“ So wenig also haben wir jemals den mäßigen Ehrgeiz gehegt, der offizielle Repräsentant jener Gruppe oder Clique zu sein; und auch wir haben guten Grund zu erklären: daß wir „dieses Blatt nicht als Organ ihrer Anschauungen anerkennen.“

Der Mistral und Herr Harden. Mit Bezug auf die Bemerkungen in Heft 17 S. 477 dieser Zeitschrift macht uns Herr M. Harden darauf aufmerksam, daß er den Ausdruck „der Mistral versengt“ von Zola und Daudet übernommen hat; Zola z. B. sage: „le mistral brûle ma peau.“ Das erklärt, wie Herr Harden zu seinem Irrthum gekommen: durch wörtliches Uebersetzen eines bildlichen Ausdruckes; aber richtig wird seine Anschauung dadurch nicht. Auch wir können ja sagen: mir brennen die Backen vor Kälte; doch so war sein Satz nicht gemeint. Er hatte folgenden Ausspruch niedergeschrieben: „Gegenüber den Südländern mit dem romantischen Tartarintemperament, den Zola und Daudet, die der provencalische Mistral versengt hat, vertritt Maupassant den Norden Frankreichs.“ Die Contrastirung, die hier versucht wird, ist offenbar mißlungen: sie beruht auf der Vorstellung, Mistral sei etwas südländisch Heißes, eine Art Samum. Der Mistral aber — bei dieser naturwissenschaftlichen Thatsache muß es nun bleiben, trotz Zola's und Daudet's Bildern — der Mistral kommt, wie die Bise der Genfer, von Norden; und Nordwinde, so leid es mir thut, pflegen auf dieser Seite des

Aequators kalt zu sein. Herrn Harden aber sei, zur Abkühlung nur, das Sprichwort empfohlen: „Was mich nicht brennt (versengt), blas' ich nicht." Oder vielleicht, noch besser: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß."

Pseudonyme. Mit großem Wohlgefallen schildert die „Post" vom letzten Sonntag „Die Naturalisten unter sich" und erachtet es als etwas sehr Charakteristisches, daß innerhalb der jungen Generation verschiedene Strömungen sich geltend machen. Als ob es nicht auch unter den „Idealisten" eben so gut Gegensätze in Fülle gäbe! Wenn die alten Herren nicht einig sind im lieben Deutschland, warum sollen denn die Jungen es sein? Man frage doch Gustav Freytag, wie er über Spielhagen denkt, oder erkunde bei Heyse, was er von Gutzkow hält. Und dennoch bilden alle zusammen Eine litterarische Gruppe; und die Naturalisten ihrerseits bilden auch eine. Selbst wenn man getrennt marschirt, kann man bekanntlich noch vereint schlagen. — Am meisten erstaunt aber die „Post" darüber, daß in dieser „Freien Bühne" einige Artikel pseudonym erschienen sind: „Man sieht an diesem Humbug," sagt sie, „wie es mit dem Ehrlichkeitseifer und der Wahrhaftigkeitsliebe der „Freien Bühne" in Wirklichkeit bestellt ist." Wer das liest, muß natürlich glauben, daß dieser unerhörte Humbug in einem Blatt von der sittlichen Würde der „Post" niemals vorkommt; in Wahrheit hätte aber grade die gute „Post" alle Ursache, sich an ihre werthe eigene Nase zu fassen: denn es treibt dort ein Kritiker sein Wesen, der sich (nicht der landläufigen, erlaubten Form des Pseudonyms, sondern) der unerlaubten Form einer falschen Chiffre bedient; er zeichnet seine Kritiken als „J. W." und heißt doch A. v. H. Ob er das mehr aus Ehrlichkeitseifer, oder mehr aus Wahrhaftigkeitsliebe thut, wagen wir nicht zu entscheiden.

Auch ein Kunstkritiker. Karlchen Mießnick ist in diesem Sommer offenbar sehr fleißig. Letzte Woche hat er ein Trauergedicht auf Gottfried Keller in den „Kladderadatsch" geliefert, mit dem schönen Anfang:

> Die guten Dichter nehmen reißend ab
> Schon wieder ihrer einer sank ins Grab,

und ist dann unentwegt zum Börsen-Courier gegangen, wo er Kunstkritiken ablagert. Die herrlichen Stilblüthen, welche er da züchtet, in ihrer ganzen Pracht wiederzugeben, müssen wir uns leider versagen; aber auch ein paar kurze Proben werden die berauschende Wirkung nicht verfehlen, die starker Prosa, gleichwie starkem Weine, innewohnt. Schon der Anfang des Berichts (über die Berliner Kunstausstellung, Berliner Courier vom 25. Juli) giebt einen lieben, herzigen Satz: „Wir hatten uns eine Parallele zwischen den Auswüchsen und Geschmacksliebhabereien der Freien Bühne und den Vertretern derselben Abwege in der Malerei zu ziehen gestattet." Am besten wäre wohl, Oberländer illustrirte dies Bild: auf der einen Seite sieht man die Auswüchse der Freien Bühne, möglichst naturgetreu, in Lebensgröße, auf der andern die beglaubigten Vertreter von Abwegen, im Schmuck ihrer sämmtlichen Orden; und zwischen Beiden bemerkt man Mießnick vom „Berliner Courier," wie er zwischen den Auswüchsen und den Abwegen — nein, pardon, zwischen den Auswüchsen und den Vertretern der Abwege eine Parallele zu ziehen sich gestattet, aus „Geschmacksliebhaberei." — Von Ehrentraut sagt der Kritiker sehr richtig: daß ihm „zum deutschen Meissonnier nur ein wärmerer, etwas innigerer Kuß der Muse fehlt"; aber so ist nun mal die Muse, sie lehnte es wiederholt ab, Ehrentraut auch nur etwas inniger zu küssen, sei es auf den Mund, sei es auf die Schulter. Ebenso trefflich weiß der gefährliche Feind der Freien Bühne ein Knaus'sches Bild zu charakterisiren: „Altmeister Knaus beschickte die Ausstellung mit einem „Tyroler," den zu betrachten, so wenig die dargestellte Person sympathisch berührt, doch eine Freude ist. Wie ist das meisterhaft vorgeführt, mit welcher künstlerischen Nothwendigkeit ein Theil des Bildes so sein muß, weil der andere so ist." Umgekehrt, mein Herr, genau umgekehrt: daß der andere Theil des Bildes so ist, während der eine so ist — das grade ist das Meisterhafte, das echt Knaus'sche an dem Bilde! — Hoffentlich wird nach diesen Leistungen dem wackern Kunstfreund des „Couriers" auch der Theatertheil des Blattes anvertraut: denn diesem Theil, daß ich es nur gestehe, fehlt der wärmere und etwas innigere Kuß der Muse schon seit lange, empfindlich.

Eine heikle Geschichte.

Von

Fedor Dostojewski.

(Schluß.)

VIII.

Es war bereits fünf Uhr Morgens, als das junge Ehepaar sich endlich in dem Saale allein sah. Pseldonymows Mutter hatte ihr Nachtlager vor dem Bett des Kranken aufgeschlagen — da lag sie auf einem kleinen, schmalen Teppich, mit einem kurzen Pelze bedeckt, aber von Schlaf war keine Rede. Sie mußte jeden Augenblick aufstehen, um nach dem armen Iwan Ilitsch zu sehen, bei dem sich furchtbare Magenbeschwerden eingestellt hatten. Die resolute Alte pflegte ihn wie ihren eigenen Sohn, sie hatte ihn vollständig entkleidet und trug die ganze Nacht hindurch die nöthigen Gefäße nach dem Korridor hinaus und wieder in das Schlafzimmer zurück. Aber das Unglück dieser Nacht sollte mit der Erkrankung des Generals noch nicht beendet sein.

Noch waren die Neuvermählteu keine zehn Minuten in dem Saale eingeschlossen, als plötzlich aus ihm heraus ein ohrenzerreißender Lärm ertönte — kein Freudengeschrei, sondern ein ganz bösartiges, häßliches Kreischen, vermischt mit dem Stürzen und Poltern eines halben Dutzend Stühle. Unmittelbar darauf wurde die Saalthür aufgerissen — die nach Brauch und Sitte von außen verschlossen worden war — und eine Schaar von erschrockenen und jammernden Weibern in allen möglichen Nachtgewändern stürzte in das dunkle Gemach. Die Mutter der jungen Frau, ihre Schwester, ihre drei Tanten, ja sogar die Großtante mit der zerbrochenen Rippe — sie alle waren plötzlich zur Stelle. Auch die Köchin war da, und selbst die deutsche Märchenerzählerin, der man ihr weiches Unterbett, das beste im ganzen Hause und ihr einziges Besitzthum, im Interesse der Neuvermählten unter dem Rücken fortgezogen hatte — selbst diese hatte sich eingefunden. Alle diese ehrenwerthen Damen waren bereits vor einer Viertelstunde auf Strümpfen herbeigeschlichen und hatten, von einer ganz unbeschreiblichen Neugier gepeinigt, voll Spannung an der Thür gelauscht, welche den Saal von dem Vorzimmer trennte. Ein Licht ward angezündet, und nun bot sich den Eingetretenen ein unerwartetes Schauspiel: die beiden Stuhlreihen, welche der ihnen anvertrauten Last nicht gewachsen waren, hatten sich verrückt, und die Betten waren durch den entstandenen Spalt zu Boden geglitten. Die junge Frau schluchzte laut vor Aerger und Wuth: diesmal war sie wirklich in der Tiefe ihres Herzens gekränkt. Pseldonymow war moralisch vernichtet — er stand da wie ein Verbrecher, den man auf frischer That ertappt hat. Er machte nicht einmal den Versuch, sich zu rechtfertigen. Lautes Kreischen und Jammern ertönte von allen Seiten. Auch Pseldonymows Mutter wurde durch den Lärm herbeigelockt, aber Frau Mlekopitajew behielt diesmal die Oberhand. Sie überschüttete den armen Pseldonymow mit einer Fluth von sonderbaren, größtentheils ungerechten Vorwürfen, etwa von der Art: „Wozu taugst Du nun eigentlich? Uns solche Schande zu machen; Du willst ein Mann sein?" u. s. w., und indem sie ihre Tochter bei der Hand nahm, führte sie sie nach ihren eigenen Gemächern hin, indem sie jegliche Verantwortung gegenüber dem gestrengen Herrn Papa auf ihr eigenes Haupt nahm. Auch die übrige Damengesellschaft entfernte sich unter mißbilligendem Kopfschütteln und entrüstetem Staunen. Nur die alte Pseldonymowa blieb bei ihrem Sohne und versuchte ihn zu trösten, aber er schickte sie ohne weiteres hinaus und blieb allein in dem Saale.

Nein, er war nicht zu trösten. Er schleppte sich nach dem Sopha und blieb in finsterem Brüten — so wie er war und nur mit dem Nothwendigsten bekleidet, — sitzen. Es war ihm so wirr im Kopfe, die Gedanken liefen zusammenhanglos durcheinander. Von Zeit zu Zeit ließ er seine Augen mechanisch durch den Saal schweifen, in dem erst vor kurzem der frohe Lärm der Tanzenden verklungen war. Cigarrettenenden und Bonbonhüllen lagen immer noch auf dem feuchten, schmutzigen Fußboden umher, und der Tabakdunst erfüllte noch immer die Luft. Die umgestürzten Stühle, welche aus den Ruinen des Brautlagers emporragten, zeugten von der Vergänglichkeit der schönsten und scheinbar wohlbegründetsten irdischen Hoffnungen und Träume. Fast eine Stunde lang blieb Pseldonymow so, von düstren Gedanken gequält, auf dem Sopha sitzen. Was erwartete ihn jetzt im Dienst? Daß er sich um jeden Preis eine andere Stelle suchen mußte, daß er nach den Ereignissen dieses Abends nicht mehr in seinem jetzigen Ressort bleiben durfte, war ihm jedenfalls vollkommen klar. Auch über sein Verhältniß zu Mlekopitajew mußte er nachdenken: wie, wenn dieser, um seine Folgsamkeit zu erproben, morgen wieder den Kosakentanz von ihm verlangen würde? Zwar hatte er fünfzig Rubel zur Hochzeit hergegeben — die natürlich vollständig draufgegangen waren — aber von der Auszahlung der versprochenen Vierhundert war noch nicht ein Wort gesprochen worden. Auch das Haus war noch nicht formell auf den Namen der jungen Frau eingeschrieben. Was diese selbst anlangte, so gab sie ihm gleichfalls zu denken: wie konnte sie ihm in dem kritischsten Moment seines Lebens im Stiche lassen und mit ihrer Mutter gehen? Der lange Offizier kam ihm gleichfalls wieder in den Sinn: er hatte wohl bemerkt, wie er der jungen Frau den Hof gemacht hatte und sogar einmal vor ihr niedergekniet war. Er gedachte der sieben Teufel, die nach dem Zeugniß ihres eigenen Vaters in ihr sitzen sollten, und des Krückstocks, der zur Austreibung jener unreinen Geister nöthig war. Er hatte sich auf mancherlei gefaßt gemacht und die Kraft in sich gefühlt, gar vieles zu ertragen; aber das Schicksal hatte ihm nun so viele Ueberraschungen bereitet, daß er schließlich an seiner eigenen Kraft zu zweifeln begann.

Das Stümpfchen Talglicht, welches den Saal nothdürftig beleuchtet hatte, begann zu verlöschen. Sein flackerndes Licht fiel gerade auf Pseldonymows Profil und warf es in kolossalem Maßstabe an die Wand: es lag fast etwas Beängstigendes in diesem vorgestreckten Hals, dieser langen Habichtsnase und den beiden Haarbüscheln in der Stirn und im Nacken. Als bereits die Morgenkühle durch das Zimmer wehte, erhob er sich endlich zitternd und in der Seele verstummt, schleppte sich zu dem Bett zwischen den Stühlen, kroch auf allen Vieren, ohne irgend etwas zurechtzurücken oder sich selbst ein Kissen unter den Kopf zu legen, auf das Lager und fiel in jenen bleiernen, todesähnlichen Schlaf, der die zur Hinrichtung Verurtheilten in der letzten Nacht vor dem Tode befallen soll.

Aber nichts glich den furchtbaren Qualen, welche Iwan Ilitsch Pralinski auf dem Brautlager des unglücklichen Pseldonymow zu ertragen hatte! Kopfschmerz, Erbrechen und die übrigen unangenehmen Symptome seines Zustandes hatten sich eingestellt und peinigten ihn eine Zeit lang ganz erschrecklich. Wie ein flackerndes Licht erhellte das halb erwachte Bewußtsein sein Gehirn und ließ ihn in einen so schauerlichen, mit so düstren und so widerwärtigen Bildern erfüllten Abgrund blicken, daß er am liebsten überhaupt nicht mehr zu klarem Bewußtsein gekommen wäre. Seine Vorstellungen waren wirr und ohne Zusammenhang. So erkannte er wohl die Mutter Pseldonymows, er hörte ihre wohlgemeinten Ermahnungen: „Dulde, mein Täubchen, halt aus, Väterchen, Geduld bringt Huld —“ aber er vermochte sich doch keine Rechenschaft darüber zu geben, wie sie eigentlich neben sein Bett kam. Häßliche Traumbilder tauchten in seiner Seele auf, namentlich trat ihm Semjon Iwanytsch häufig vor Augen, und wenn er dann genauer hinsah, so war

es nicht Semjon Iwanytsch, sondern Pseldonymows Nase. Auch der Jünger der freien Künste und der Offizier und die Alte mit dem verbundenen Gesichte drängten sich in seine Vorstellung. Ganz besonders jedoch nahm der goldene Ring über seinem Haupte, welcher die Bettvorhänge festhielt, seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Bei dem Scheine des Talglichts, durch welches das Zimmer erhellt ward, konnte er ihn ganz deutlich unterscheiden, und er hätte gar zu gern erfahren, welchen Zweck, welche Bedeutung dieser Ring eigentlich hatte. Er versuchte mehrmals die Alte danach zu fragen, doch brachte er nur unklares Zeug heraus, das jene nicht verstand. Endlich, bereits gegen Morgen, hörte sein Magen auf zu revoltiren, und er verfiel in einen festen, traumlosen Schlaf. Er mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, als er zu klarem Bewußtsein erwachte; ein unerträglicher, dumpfer Kopfschmerz peinigte ihn, und ein ganz abscheulicher Geschmack auf der Zunge, die ihm wie ein trockener Tuchlappen im Munde hing, erinnerte ihn nur zu lebhaft an die Ursache seines traurigen Zustandes. Er richtete sich im Bette auf, blickte um sich und verfiel in Nachsinnen. Der beginnende Tag drang mit mattem Schimmer durch die schmale Spalte zwischen den geschlossenen Fensterläden und fiel zitternd auf die Wand. Es war gegen sieben Uhr Morgens. Als nun Iwan Ilitsch sich plötzlich alles vorstellte, was ihm in den letzten Stunden begegnet war; als er sich all der Einzelheiten, der häßlichen Vorkommnisse bei der Hochzeitstafel, seiner verunglückten Heldenthat, seiner Tischrede erinnerte; als ihm mit einem Male ganz erschrecklich deutlich wurde, welche Folgen alle diese Dinge haben konnten, was man über ihn denken und sagen würde; als er schließlich um sich schaute und bemerkte, in welchen traurigen Zustand er das friedliche Brautbett seines Untergebenen versetzt hatte — — o, da ergriff tödtliche Scham sein Herz, und er empfand plötzlich einen so furchtbaren Schmerz in seiner Seele, daß er laut aufschrie, sein Gesicht mit den Händen bedeckte und voll Verzweiflung auf sein Kissen zurücksank. Eine Minute später war er auf den Beinen; seine Kleider lagen gesäubert und geordnet auf einem Stuhle neben dem Bett, und auf einem zweiten Stuhle lag sein Pelz nebst der Mütze und den gelben Handschuhen darin. Er sah sich ängstlich um und begann sich so rasch als möglich anzukleiden, um womöglich unbemerkt zu entschlüpfen. Aber plötzlich ging die Thür auf und herein trat die alte Pseldonymowa, mit dem Waschgeschirr in der Hand und einem reinen Handtuch über der Schulter. Sie stellte das Waschgeschirr auf einen Stuhl und eröffnete dem General ohne Umschweife, daß er sich auf alle Fälle waschen müsse, bevor er ginge.

„Wasch Dich nur, Väterchen, Du kannst doch nicht ungewaschen gehen . . .“

Und in diesem Augenblick ward Iwan Ilitsch sich dessen bewußt, daß, wenn es irgend ein menschliches Wesen auf der Welt gab, vor dem er sich nicht zu schämen noch zu fürchten brauchte, jedenfalls die Alte vor ihm dieses Wesen war. Er folgte ihrem Geheiße und wusch sich. Und lange noch gedachte er später, in trüben Stunden des Nachdenkens und Grübelns, dieser Scene des Erwachens mit allen einzelnen Umständen: des Waschbeckens von Fayence mit dem kalten Wasser, in welchem noch die kleinen Eisschollen schwammen, und des ovalen Stückchens Seife in dem rosa Papier, das jedenfalls für den Gebrauch der Neuvermählten bestimmt war, und der freundlichen Alten mit dem damastenen Handtuch auf der linken Schulter. Das kalte Wasser hatte ihn erfrischt, er trocknete sich Gesicht und Hände, und ohne der barmherzigen Schwester, die ihn gepflegt, auch nur ein Wort des Dankes zu sagen, nahm er seine Mütze und den Pelz, welchen die Pseldonymowa ihm hinreichte, um durch den Korridor, die Küche und den Hof auf die Straße zu eilen. Eine Katze schnurrte in der Nähe des Heerdes, und die Köchin richtete sich auf ihrem Strohlager empor, um dem Enteilenden neugierig nachzublicken. Iwan Ilitsch stieg in die erste Droschke, die ihm begegnete. Es war ein frostiger Morgen, die Häuser waren noch in einen kalten, gelblichen Nebel gefüllt. Iwan Ilitsch zog seinen Pelzkragen

hoch. Er wähnte, daß alle Welt nach ihm hinsehe, daß alle Welt ihn kenne und erkenne . . .

Acht Tage lang verließ er seine Wohnung nicht, erschien er nicht im Dienste. Er war krank, schwer krank, doch war sein Leiden mehr ein sittliches, als ein körperliches. Eine ganze Hölle von Qualen war es, die er in diesen acht Tagen kennen lernte, und sie werden ihm jedenfalls auf jener Welt in Anrechnung gebracht werden. Es gab Augenblicke, in denen er allen Ernstes daran dachte, in ein Kloster zu gehen und Mönch zu werden, ja seine Phantasie schwelgte sogar mit Vorliebe in diesem Gedanken. Er stellte sich den leisen, unterirdischen Gesang, das offene Grab, das Leben in der einsamen Zelle, die Wälder und Höhlen vor; sobald er jedoch aus solchen Träumereien erwachte, erkannte er sie als ganz erschrecklichen Unsinn, als eine Uebertreibung, deren er sich schämte. Dann kamen jene moralische Anfälle, die seine verfehlte Existenz zum Gegenstande hatte. Darauf ergriff ihn wieder ganz plötzlich ein heftiges Schamgefühl, welches seine ganze Seele erfüllte und ihn wie mit innerem Feuer peinigte. Entsetzen packte ihn, wenn die Erinnerung ihm all die Bilder der schrecklichen Nacht vor Augen brachte. Was wird man sagen und denken, wenn er wieder in der Kanzlei erscheint, welches Geflüster und Geklätsch wird ihn verfolgen — ein Jahr lang, zehn Jahre lang, sein ganzes Leben lang! Sein Erlebniß wird als Anekdote auf zukünftige Geschlechter übergehen. Bisweilen verlor er sogar so sehr den Muth, daß er bereit war, sogleich zu Semjon Iwanowitsch zu fahren und ihn um seine Verzeihung und Freundschaft zu bitten. Sich vor sich selbst zu rechtfertigen, kam ihm überhaupt nicht in den Sinn: er fand keine Gründe der Rechtfertigung und verurtheilte sich ganz unwiderruflich.

Er dachte auch daran, den Abschied zu nehmen und sich als Privatmann in aller Stille und Einsamkeit dem Glücke der Menschheit zu weihen. Jedenfalls mußte er seinen Umgang vollständig wechseln und bei seinen bisherigen Bekannten jede Erinnerung an seine Person auszutilgen suchen. Aber auch das erschien ihm bald wieder als Unsinn, und er begann die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß bei verschärfter Strenge gegen seine Untergebenen sich alles wieder gutmachen lassen würde. Von da an begann er wieder zu hoffen und Vertrauen zu fassen. Endlich, nachdem er ganze acht Tage mit Zweifeln und Selbstpeinigungen aller Art zugebracht hatte, fühlte er, daß er diesen Zustand der Ungewißheit nicht länger ertragen konnte, und beschloß eines schönen Morgens, sich in die Kanzlei zu begeben.

Als er noch in banger Qual und Sorge zu Hause saß, hatte er wohl tausendmal versucht, sich im Geiste seinen Eintritt in die Kanzlei auszumalen, und er hatte sich mit Schrecken das zweideutige Flüstern und boshafte Lächeln vorgestellt, mit dem man ihn empfangen würde. Wie sehr erstaunte er nun, als er in Wirklichkeit nichts von alledem bemerkte. Man begegnete ihm mit Ehrerbietung, man verbeugte sich vor ihm; alle waren ernst gestimmt, alle eifrig bei der Arbeit. Freude schwellte sein Herz, als er endlich in seinem Kabinet anlangte.

Er vertiefte sich sogleich mit allem Eifer in die Amtsgeschäfte, hörte einige Berichte an und gab die nothwendigen Anordnungen. Er fühlte, daß er noch niemals so verständig und gründlich geurtheilt hatte, wie an diesem Morgen. Er sah, daß man mit ihm zufrieden war, daß man ihm mit Achtung und Ehrfurcht begegnete. Auch der peinlichste Argwohn hätte nichts Ungehöriges entdecken können — alles ging ganz prächtig.

Endlich kam auch Akim Petrowitsch mit einigen Akten. Bei seinem Eintritt empfand Iwan Ilitsch etwas wie einen Stich ins Herz, doch währte das nur einen Moment. Er ging angelegentlichst auf die Auseinandersetzungen des Bureauvorstehers ein, zeigte ihm, wie er dies und das gemacht wünschte und brachte seine Bemerkungen in durchaus ernstem, sachlichem Tone vor. Er hatte nur die Empfindung, als ob er allzu ängstlich dem Blicke von Akim Petrowitsch auswiche,

oder vielmehr, als ob Akim Petrowitsch dem seinigen auswiche. Endlich war Akim Petrowitsch abgefertigt und nahm die Papiere vom Tische.

„Und hier ist noch ein Gesuch," sagte er zuletzt in möglichst gleichgültigem Tone — „vom Registrator Pseldonymow, wegen seiner Versetzung in ein anderes Departement . . . Sr. Excellenz Semjon Iwanowitsch Schipulenko haben ihm eine Stelle zugesagt. Er bittet Ew. Excellenz um gütige Befürwortung dieses Stellenwechsels."

„Ah so, er will sich also versetzen lassen," sagte Iwan Ilitsch, und er fühlte, wie eine gewaltige Last ihm vom Herzen sank. Er sah Akim Petrowitsch an, und ihre Blicke begegneten sich in diesem Moment. „Nun, ich werde meinerseits . . . sein Gesuch befürworten," fügten Se. Excellenz hinzu.

Akim Petrowitsch suchte so rasch als möglich zu entschlüpfen, aber Iwan Ilitsch bekam plötzlich wieder eine seiner edelmüthigen Aufwallungen und hielt ihn durch einen bedeutungsvollen Blick seiner hellen, klaren Augen zurück.

„Sagen Sie Pseldonymow," begann er, „daß ich ihm nichts nachtrage, daß ich im Gegentheil bereit bin, alles was geschehen ist, zu vergessen . . . und nicht mehr . . ."

Er hielt plötzlich betroffen inne: Akim Petrowitsch, der sonst ein so vernünftiger Mann war, schien auf einmal in einen vollkommenen Dummkopf verwandelt. Statt nämlich die Worte seines Vorgesetzten ruhig zu Ende zu hören, erröthete er jäh wie ein Schuljunge und zog sich eiligst unter beständigen kurzen Verbeugungen, die geradezu lächerlich, wenn nicht unanständig erschienen, nach der Thür hin zurück. Sein ganzes Wesen schien auszudrücken, daß er am liebsten in die Erde versinken oder sich wenigstens so rasch als möglich an sein Pult verfügen möchte. Als Iwan Ilitsch allein war, erhob er sich verwirrt von seinem Stuhle. Er blickte in den Spiegel und sah in ein durch Verlegenheit und Scham entstelltes Gesicht.

„Nein, nein: Strenge, Strenge und immer wieder Strenge," murmelte er fast unbewußt vor sich hin, und helle Röthe bedeckte plötzlich sein Gesicht. Es ward ihm auf einmal so kläglich zu Muthe, wie ihm während seiner ganzen achttägigen Krankheit selbst in den unerträglichsten Momenten nicht zu Muthe gewesen war. „Wir setzen's nicht durch," sagte er bei sich und ließ sich kraftlos auf seinen Stuhl niedersinken.

Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von Marie Herzfeld.

I.

Frau Holmsens Antlitz zog sich in die Länge.

„Verstehen Sie das, Frau Mühlberg?" sagte sie.

Auch Frau Mühlberg schien etwas verdutzt.

„Wahrhaftig, ich kenne mich nicht aus in all' dieser Weitschweifigkeit," erwiederte sie; „ich denke, wir versuchen es noch einmal."

Sie nahmen das schwierige Dokument wieder vor und versuchten es noch einmal. Frau Holmsen hatte Kopfschmerzen, daher mußte Frau Mühlberg die Vorleserin machen; wenn man es recht bedachte, war diese vielleicht auch die Runenkundigere von beiden. Denn rund und dick und solide, wie sie da saß, schien sie eine Frau, die ein Stück in der Welt herumgekommen.

Zum Glück hielt Fanny sich ruhig; sie saß auf ihrem Lieblingsplatz am großen Nähtische neben Mamas Stuhl und arbeitete an einem Kleid für ihre Rosalie.

Frau Mühlberg begann:

„Die geschiedene Gattin des Exam. juris Andr. Holmsen hat sich an den Unterzeichneten mit dem Ersuchen gewendet, bei dem Herrn Amtmann darauf hin anzutragen, daß ihrem vorgenannten Manne durch obrigkeitliche Resolution auferlegt werde, Beider gemeinsamem Kinde Fanny, für deren Alter ein Zeugniß des Pastors beiliegt, einen jährlichen Sustentationsbeitrag auszusetzen. Dieses Kind sollte nämlich der Vater in Folge des der Auflösung der Ehe zu Grunde liegenden Vertrages, dessen Abschrift mitfolgt, ebensogut wie die übrigen Kinder versorgen; allein da er keinen Schritt gethan hat, dieser Pflicht nachzukommen, weiß sich die Mutter, welche hier in dürftigen Umständen lebt, keinen anderen Ausweg, als um eine amtliche Resolution in Betreff des jährlichen Beitrages nachzusuchen.

Wenngleich er es als zweifelhaft betrachtet, daß die Sache durchführbar sei, hat der Gefertigte es dennoch Frau Holmsen nicht abschlagen wollen, dem Herrn Amtmann dieses Ansuchen zuzustellen, wobei noch bemerkt wird, daß besagter Herr Holmsen sich z. Z. in Christiania aufhalten soll.

Stadtvogtei zu Kristiansborg, den 14. Dez. 1864.

D. Broch".

„An den
Herrn Amtmann im Oberlands-Amte.

„Wird dem Herrn Stiftsamtmann in Christiania zur Verfügung gestellt.
Oberlands-Amt, 19. Dezbr. 1864.

In Abwesenheit des Amtmanns:
Hj. Bye."

„Wird sammt den Beilagen an den Stadtvogt von Christiania zu vorbereitender Behandlung geschickt.

Stift von Christiania, 30. Januar 1865. Im Auftrag:
Joh. Knap."

„Wird dem Stadtdiener Engh zu der gewöhnlichen Behandlung übergeben.
Unterv. v. Chr., 9. Febr. 1865.

Für den Untervogt:
Edv. Olassen."

„Wird dem Herrn Untervogt mit dem Bemerken zugestellt, daß der Betreffende d. Z. sich in Kristiansborg aufhält.

Christiania, 6. März 1865. Chr. Engh."

„Wird dem Stiftsamt von Christiania mit ehrerbietiger Hinweisung auf Vorstehendes zurückgeschickt.

Untervogteiamt von Christiania, d. 8. März 1865.

P. Ramm,
provisorischer Leiter."

„Wird dem löblichen Oberlands-Amte zurückgestellt.
Stiftsamt von Christiania, d. 11. März 1865.

Im Auftrag:
Joh. Knap."

„Wird an den Herrn Stadtvogt in Kristiansborg mit dem Ansuchen geschickt, über den Vater des Kindes die üblichen Aufklärungen zu geben.

Oberlands-Amt, den 15. März 1865. Krohn."

„Andreas Holmsen ist 39 Jahre alt, nicht beim Militär, arbeitsfähig, jedoch augenblicklich ohne festen Erwerb.

Ich kann nicht umhin, beizufügen, daß mir berichtet wurde, er wünsche auszuwandern. Die Beilagen folgen.

Stadtvogtei zu Kristiansborg, d. 21. März 1865. D. Broch."

„An den
Herrn Amtmann des Oberlands-Amtes.

Wird dem Herrn Stadtvogt in Kristiansborg mit dem Ansuchen zurückgestellt, Frau Holmsen bekannt zu geben, daß das Amt nach erfolgter Einsichtnahme in den beigelegten Contract nicht findet, daß es Mittel giebt, ihren geschiedenen Gatten zu irgend einem Beitrag zur Erhaltung ihres Kindes zu verpflichten.

Oberlands-Amt, den 23. März 1865. Krohn."

„Wird mit zwei Beilagen Frau Holmsen zur Mittheilung gebracht.

Stadtvogtei zu Kristiansborg, 30. März 1865.

D. Broch."

— Nein, es half nichts.

Sie nahmen das Schriftstück noch einmal vor und studierten es noch sorgfältiger. Sie folgten ihm auf seinem Weg vom Stadtvogt zum Amtmann, vom Amtmann zum Stiftsamtmann, vom Stiftsamtmann zum Stadtvogt von Kristiania, vom Stadtvogt von Kristiania zum Stadtdiener, und dann wieder zurück: vom Stadtdiener zum Stadtvogt, dann zum Stiftsamtmann, dann zum Amtmann, dann zum Stadtvogt hier, dann wieder zum Amtmann, dann zum Stadtvogt zurück, wo es acht Tage liegen geblieben, — und dann endlich hierher. Jedoch es nützte nichts. Das einzige, was die Sache selbst betraf, waren die paar Linien am Schluß, daß es „keine Mittel gab, zu verpflichten . . ."

„Keine Mittel, zu verpflichten, . . . das heißt wohl, sie können ihn nicht zwingen?" verdolmetschte Frau Holmsen.

„Ja," antwortete Frau Mühlberg widerstrebend, „höchst wahrscheinlich. Nein, aber das hätte ich doch nie geglaubt!"

„Oh, ich wußte wohl, daß es so gehen würde!" sagte Frau Holmsen; ihre Augen waren ganz heiß geworden.

„Ich kann es noch kaum glauben!" rief Frau Mühlberg; „Amtmann Krohn, ein so ordentlicher Mensch —!"

„Ach, sie halten alle zusammen. Der Stadtvogt hat dem Amtmann etwas vorerzählt und der Amtmann hat sich auf den Stadtvogt verlassen . . . ganz umsonst haben sie wohl nicht so viel Zeit gebraucht!"

„Und er, der ja selbst kleine Kinder hat!"

„Pah, seine Kinder sind wohl versorgt; was kümmern ihn da anderer Leute Kinder!"

„Nein, wahrhaftig, das hätte ich dem Amtmann Krohn dennoch nicht zugetraut. Möchte wirklich wissen, was Sie nach seiner Ansicht nun anfangen sollen."

„Wahrscheinlich zur Armenkasse gehen! Was scheert das ihn?"

Frau Holmsen setzte sich mit einem Ruck beim Nähtisch zurecht; da war nun nicht mehr Zeit, sich auf die Bärenhaut zu legen. Sie zitterte vor Nervosität, das bleiche Gesicht wurde starr und mager. Und vom Nasenflügel zu dem einen Mundwinkel zeichnete sich ein kleiner, feiner, scharfer Strich ein, über den man sich nicht mehr täuschen konnte; Frau Mühlberg betrachtete ihn und ihr wurde seltsam zumuthe; da hatte die schöne Frau Holmsen ihre erste Falte. —

Frau Holmsen nähte energisch und rasch, und ihre Rede klang gezwungen und aufgeregt. Er —, er —, dessen Namen sie nicht nennen wolle, — er habe natürlich —; er war ja Jurist; dieser „Contract", dem zuzustimmen er sie bewogen, den hatte er natürlich so geschrieben, daß er sich da von wieder losmachen konnte. Das verstand sich ganz von selbst. Sonst wäre er nicht eben er gewesen.

Und diese anderen Juristen halfen ihm natürlich. Er hatte stets gewußt, mit den großen Herren lieb Freund zu bleiben. Selbst der Amtmann hatte sich seinerzeit nicht für zu gut gehalten, auf Fredheim beim Waldkönig Champagner zu trinken. Nun vergalten sie es ihm mit Beistand. Eine Hand wäscht die andere.

In kurzer Zeit befanden beide Frauen sich mitten drin in alten Fredheim-Geschichten. Wie es in dieser Welt doch hinauf und hinab ging! Wer hätte es sich vorgestellt, daß sie, „die Königin von Fredheim", sie, die es vor wenig Jahren noch auf dem Herrenhofe fast zu eng fand, daß sie eines Tages wohnen würde, wie sie nun wohnte, in einem feuchtkalten, elenden Loch, auf der Schattenseite der Straße, all ihr Hab und Gut in einer einzigen alten Kiste verpackt, von Allem entblößt, ja, selbst ihrer Kinder beraubt, — denn bald war sie wohl genöthigt, auch Fanny jener . . . Person in Kristiania zu überlassen!

Sie mußte wohl schlechter sein, als andere Menschen, da es ihr so schief erging. — „Aber, — liebe Frau Holmsen . . .!" — Und doch wußte sie nicht anders, als daß sie gewesen war, wie so ziemlich alle Leute. Ihrem Manne gegenüber durfte sie jedenfalls behaupten, ihr Gewissen sei rein. Es gab wohl Männer, die von ihren Frauen mehr erduldet, als jener Mann von ihr. Und jedenfalls hatte nicht sie sich in seine Gunst eingebettelt.

„Nein, er quälte sie gewiß sehr zu damaliger Zeit, Frau Holmsen." —

„Sicher. Ohne Maß und Ziel. Er gebrauchte alle Mittel, die in seiner Macht lagen . . ."

„Ich vergesse nie, was Sie einmal erzählten —: den Abend nach dem Balle, wissen Sie . . ."

„Aha, als er mir in den Wagen nachsprang und mich nach Hause begleitete? — Ja, da geschah es. Den ganzen Abend hindurch hatte er mir schrecklich den Hof gemacht und ich war ganz wirr und irr, und natürlich auf mich, ein junges, unerfahrenes Mädchen, wie ich damals war, machte es wohl immerhin einen gewissen Eindruck, einen großen, langen Menschen so ganz vernarrt zu sehen; nun, so endete es denn mit einer halben Zusage und — ich gestehe Ihnen, er benahm sich so heftig, daß ich fast Angst bekam."

„Das kann ich mir vorstellen!"

„Und seither trat er als mein Verlobter auf, ließ sich gratulieren und schickte Karten herum; jeder pries mein Glück und beneidete mich; und beim Pastor, in dessen Haus ich lebte, wurde man ordentlich stolz darauf, mich so gut versorgt zu haben Wie es sich ja denken läßt! — denn wer konnte ahnen, daß es anders gehen würde als gut?"

„Bei seinem Reichthum, ja wohl!"

„Ja, und jung und gesund waren wir Beide, und überdies —, er war rein vernarrt in mich und ich . . . ich hatte damals eigentlich nichts gegen ihn, . . . das einzige waren vielleicht seine Augen . . ."

„Nun, und darum konnte man sich doch eigentlich nicht kümmern."

„Aber so geht es. Gerade wenn Alles auf's Beste erscheint. . . ."

„Ja, es endet selten gut, was mit zuviel Liebe anfängt."

„Und so kam es nachher, wie es konnte und nicht, wie es sollte. Natürlich anfangs, da war Alles gut und schön, — fast zu schön; er überhäufte mich mit Geschenken, hielt mir Wagen und Pferde und putzte mich auf, sodaß es beinahe allzu fein war für das Bauernland hier oben."

„Ich erinnere mich noch, erinnere mich noch!" — Ach ja, es konnte oft recht traurig sein, so halbnackt hier zu sitzen und an all' die Herrlichkeit zu denken und zu wissen, daß sie nun in alle Winde zerstreut, verkrümelt, dem ersten Besten zugeworfen, unter dem Auctionshammer für einen Pappenstiel verschleudert, fast verschenkt worden war. Mußte Frau Holmsen nicht oft ganz gewöhnliche Bäuerinnen

in ihrem eigenen Schmuck sich spreizen und in ihren Shawls herumstolzieren sehen, — gewöhnliche, einfache Weiber, die nicht ahnten, was so ein Ding werth sei, ja, nicht einmal, wie man es gebrauche! — „Oh, das muß bitter sein," meinte Frau Mühlberg.

— All' das durch seine Verkehrtheit und Thorheit, und das war fast das Aergste dabei. Sie hätten ja ganz gut bis zum heutigen Tage in diesem Reichthum sitzen können, wenn er nur gewollt hätte. Nun hatte er sich's aber in den Kopf gesetzt, daß es schlecht enden müsse. Wenn er nicht in jeder Hinsicht alles haben konnte, wie er wollte, so gerieth er außer Rand und Band und betrug sich wie ein Toller. Ihm war alles gleich, wenn er nur sie in's Elend brachte.

„Na, der arme Teufel, ruinirt hat er sich gründlich!"

„Ja, wenn man es darauf anlegt —! Von einem solchen Leben, wie es nun auf Fredheim begann, — Prassen und Zechen und Kartenspielen, die Thüren Tag und Nacht allen Gästen offen, — hat kein Mensch noch jemals reden hören. Von allem anderen Gräuel kann man ja nicht einmal sprechen. Wenn es wahr ist, was die Leute erzählen, so war eine Meile im Umkreis kein Mädchen, das er in Ruhe ließ, und in Kristiania hatte er sie gar zu Schaaren herumgehen."

„Wenn nur die Hälfte wahr ist —; arg war es jedenfalls."

„Und dennoch duldete ich so lang als möglich und fand mich in mehr, als Jemand glauben würde. Ja, Gott weiß es, wenn es nur irgendwie möglich gewesen wäre, so würde ich —; es ist mit mir doch nicht schwerer auszukommen, als mit anderen Leuten!"

„Ich glaube nicht, daß Viele ertragen hätten, was Sie ertrugen, Frau Holmsen."

„Manche nehmen mir's übel, daß ich mich scheiden lassen wollte. Und sie haben auch Recht; — es war nicht in Ordnung. Allein ich möchte wissen, was ich hätte thun sollen. Ich konnte doch nicht warten, bis er mich umgebracht hatte. Und so, wie er damals war, halb verrückt vor Heftigkeit und Trinken, so vermochte man wirklich nicht zu sagen, ob es nicht eines schönen Tages ernst würde, besonders, nachdem ich Thea fortgejagt hatte."

„Und einmal wurde es ja nahezu ernst?"

„In jener Nacht, da er die Thür des Schlafzimmers einschlug? Diese Nacht vergesse ich wohl niemals. Ich war gerade eingeschlafen, da schreckte mich ein fürchterliches Gekrache auf und er kommt hereingestürmt wie ein Wahnwitziger, ganz blau im Gesicht, mit blutdurchsprengten Augen, — Sie wissen, diesen bösen, hellen Augen. Ich wurde fast gelähmt vor Entsetzen und hatte gerade Stimme genug, um zu schreien; da schlug er mir aber auch schon die Krallen in den Kopf, so daß die Nachthaube in Fetzen ging. Nun möge ich thun, wie ich wolle, brüllte er. Entweder nähme ich Thea wieder ins Haus und bäte ihr ab, was ich gesagt, oder ich erblickte morgen die Sonne nicht mehr! Schon fühlte ich seine brennende, feuchte Hand über meinen Hals tasten. Kein Wort brachte ich hervor; es war, als schnürte sich mir die Kehle zusammen; ich hatte mich schon Gott empfohlen, jedoch zum Glück kam noch der Knecht herbei."

„Schrecklich, was Sie alles durchmachten, Frau Holmsen."

Frau Holmsen brach in Weinen aus. „Ja wohl, Niemand weiß, wie arg es für mich war!" schluchzte sie und hielt das Taschentuch vor ihr Gesicht. „Aber das, was heute geschehen ist . . . daß ich nicht einmal Fanny behalten kann . . . dies scheint mir doch . . . das Aergste!"

Frau Mühlberg schwieg; sie war dem Weinen nahe, auch sie.

„Niemals hätte ich gethan, was ich that," fuhr Frau Holmsen fort, „wenn ich nicht geglaubt hätte, die Kinder behalten zu können! — Nun habe ich die zwei fortschicken müssen, weil ich keine Hilfe fand; soll nun auch Fanny weg, sie, die so schwer zu behandeln ist, und soll ich ganz allein hier sitzen bleiben . . ."

Sie begann von Neuem zu weinen und zwar so gewaltsam, daß auch Fanny ufmerksam ward.

„Ich sagte es ihm hundertmal," fuhr sie schluchzend fort, — „mit mir mag s gehen, wie es will . . . aber überlege doch . . . denk' an die Kinder!" — Frau olmsen beugte sich über den Tisch und überließ sich ihrem Kummer; die ganze irte Gestalt bebte.

Frau Mühlberg trocknete sich die Augen und sagte mit so natürlicher Stimme, ls es ihr möglich war:

„Ja, es ist hart, wenn die Kleinen nicht zu Hause sein können; Niemand setzt ihnen Vater und Mutter . . . besonders die Mutter."

Fanny war aufgestanden; sie betrachtete ihre Mutter mit Verwunderung.

„Mama slimm," sagte sie plötzlich; „Mama slimm, nit weinen! Mama bjav in, Mama s'ön sweigen, nit sjeien!"

Nun brach auch Frau Mühlberg in Thränen aus. Frau Holmsen riß in nem Anfall von Zärtlichkeit das Kind zu sich empor und küßte es voll Leidenschaft.

Als Frau Mühlberg wieder zur Ruhe gekommen war, suchte sie ihre Geldbörse ervor und gab der Kleinen eine Silbermünze. Dann erinnerte sie sich, daß sie ach Hause und das Mittagessen bereiten müsse.

Die gutmüthige Dame war so bewegt und gerührt, daß sie wirklich schwer etwas igen konnte. Arme Frau Holmsen, arme Fanny, — was sollte denn aus ihnen werden?

Wahrhaftig, sie wollte jedenfalls Jungfer Thorsen mit etwas Speise herüber-hicken, und zwar sogleich! Gott weiß, wie es um Frau Holmsen's Küche stand, tzt, da sie schon einige Zeit hindurch leidend und herabgekommen war.

„Nun also adieu, Frau Holmsen," sagte sie und faßte sich stramm, „und ich itte Sie, verlieren Sie den Muth nicht. Schließlich muß sich ja doch ein Ausweg nden . . . Denken Sie daran, daß es stets Einen giebt, der . . . uns nicht ergißt . . . Und erinnern Sie sich an unsere Verabredung! Sie müssen kommen nd mir bei den Frühlingskleidern helfen, sonst werde ich niemals fertig . . . ldieu denn, liebe Frau Holmsen! Adieu, Fanny, — adieu, kleiner Krauskopf! ie werden schon sehen, es geht! Adieu also, adieu!" —

Frau Holmsen setzte sich, liebkoste Fanny und beruhigte sich nach und nach. Gott sei Dank; Freunde hatte sie doch; zuletzt fand sich auch ein Ausweg. Was ür eine Münze hatte Fanny nun wieder bekommen? — Ein Zwölfschillingstück! — un, da brauchten wir heute wenigstens nicht von Kartoffeln mit Salz zu leben. lnd am Nachmittag kam die alte Kari; da erfuhr man allerlei. . . . Jedenfalls ing ein Beitrag aus der Armenkasse nicht sie an! Nur ihn, — ihn, der seine inder nicht versorgen konnte. Und ehe sie Fanny zu dieser Jungfer Henriksen inein ließ, eher —. Ihm geschah es ja ganz recht, wenn er damit endete, eine ffentliche Unterstützung annehmen zu müssen. Das wäre gerade der passende Ab-chluß für all seine Prahlerei. Und die alte Kari, sie wußte schon die richtigen Wege.

Wenn man dann nach Kristiania kommen und schneidern lernen könnte! . . . Bruder Nils mußte ihr wirklich dazu verhelfen; sie würde nun Ernst machen und ch danach erkundigen. So gelangte man doch endlich auf eine andere Bahn und etrieb ein ordentliches Geschäft. „Frau Holmsens Modesalon." . . .

„Das wäre immerhin etwas anderes, als hier sitzen und alte Kleider wenden."

II.

Die alte Kari hatte die richtigen Wege gewußt. Und der Armenrath, welcher um größeren Theil aus den alten Freunden und Zechbrüdern des Holzhändlers Holmsen bestand, hatte mit allen gegen zwei Stimmen, jenen des Pastors Pukstad nd des Schneiders Evensen, der Königin von Fredheim einen „Erziehungsbeitrag ür Fanny" in der Höhe von drei Speziesthalern im Monat bewilligt.

So konnte Frau Holmsen doch wenigstens umsonst wohnen. Ein großes, helle
Zimmer mit Küche erhielt sie für zwei Thalern monatlich in einem Hause bei den
Holzlagern; hier hatte man doch Aussicht auf die Gasse und Sonnenlicht, und mi
Frau Mühlbergs Hilfe richtete sie sich auch ganz gemüthlich ein. Und nun wurd
sie wenigstens nicht obdachlos; es war ja doch herrlich gut, etwas bestimmtes z
haben, selbst wenn es nicht so sehr viel ausmachte. —

— Das wurde nun eine gute Zeit für Frau Holmsen. Verschiedene alte Be
kannte erinnerten sich ihrer mit Besuchen und allerlei Gutem, und sogar Leute, di
sich zu Holmsens Zeiten ein wenig ferngehalten, machten nun Schritte der An
näherung. Merkwürdig genug wußte man nichts von dem kürzlich Geschehenen
auf Fanny's drei Thaler wurde nie hingedeutet. Es stak doch eine Art von
Bildung und Takt in diesen Kleinstädtern, das merkte sie wohl.

Von Bruder Nils erhielt sie bald Antwort auf ihren Brief wegen der Rei
nach Christiania; die Antwort lautete entgegenkommend.

Nils fand ihren Plan sehr vernünftig und war bereit ihr auszuhelfen, so lang
er konnte, — mit Geld für die Nähschule und mit Unterkunft. Leider sah nur
seine Frau sich außerstande, auch Fanny aufzunehmen. Selbst wenn sie Platz hätte
schaffen können, so war ihre Gesundheit nicht danach; sie litt an Nervosität und
brauchte Ruhe. Und wahrscheinlich verstand sich Fanny nun nicht aufs Stillesein.
Uebrigens würde man die Kleine für so kurze Zeit wohl anderwärts unterbringen
können, und wenn dies möglich sei, so möge Frau Holmsen kommen, wann sie wolle.

— Natürlich konnte es nicht glatt gehen! — In Wirklichkeit bedeutete diese
Antwort so viel wie ein Nein. Wo in aller Welt sollte man Fanny unterbringen,
eine Mühe und Plage, wie sie jetzt war? Bei Frau Mühlberg? — Ja, dies war
wohl das einzige. Aber im Sommer und tief bis in den Herbst hinein hatte Frau
Mühlberg mehr als genug in ihrem Hôtel zu thun.

Nein, Nein; es wurde natürlich nichts daraus. Sie hatte es eine Weile zu
gut gehabt, und darum sollte sie nun wieder leiden. Sie mußte versuchen sich bis
zum nächsten Jahr zu gedulden. Bis dahin wurde Fanny stets größer und da
ließ sich die Sache ordnen. Und so ging die Sache nun auch verloren Jedoch
wenn es nicht anders ging, so mußte man sich eben dreinfinden.

Mit schrecklicher Unlust begann sie die Sommerarbeit. Es war ein Trost, daß
sie zum Theil auswärts bei den Familien nähen durfte; da verfloß die Zeit doch schneller.

Fanny begleitete die Mama von Haus zu Haus, — wenn sie nämlich dazu
Lust zeigte. Aber nicht jedes Haus war ihr recht; man verhätschelte sie nicht über-
all genug. Manchmal wurde sie deshalb zum Anwalt Lehmann oder zu anderen
Bekannten geschickt, daß sie „heute dableiben dürfe", und so gutmüthig waren die
Leute, daß sie das Kind stets aufnahmen.

Zum Theil darum, weil die Kleine so unterhaltend war. Der Rechtsanwalt
Lehmann fand sie unwiderstehlich. Wenn er sie bewegen konnte, zu singen oder zu
„predigen" fand der alte Schäker „sein bestes Lachen". Nicht minder drollig war
sie, wenn sie wichtig that und mit Entschuldigungen kam.

„Was? Da bleiben willst Du? Ja, was willst Du denn hier machen?"

„Ich muß mit Ebba 'pielen!"

„Ei, und sonst nichts?"

„Nein."

„Nicht das Geringste außer spielen?"

„O ja!"

„Nun, was denn?"

„Tuchen essen."

„Hahaha, Kuchen für den Krauskopf! Und was wirst Du noch thun?"

„Nein."

„Wirst Du nein thun?"
„Nein."
„Nicht einmal vom Vater Noah singen?"
„Nein."
„Warum nicht?"
„Darum."
„Warum, darum?
„Ich bin nit bei 'timme."
„Hahaha, woher zum Kukuk mochte die Kleine das wieder haben? Thora, daß nan nicht vergißt ihr einen Laib Streichkäse mitzugeben, wenn sie Abends heimgeht. hahaha, ist das ein blitzgescheites Mädel!"

Eines von Fannys besten Häusern war dasjenige des Grossirers Johannesen. hier waren zwei Tanten, die sich förmlich um sie rissen; man vergiftete sie mit Leckerbissen und Zuckerwerk, und zum Spielkameraden hatte sie Fritz, ihren kleinen Bräutigam. Es war komisch, wie gut die beiden mit einander auskamen. Denkt Euch, wenn aus dem Scherz gar Ernst würde, denkt Euch, wenn die Zwei wirklich in Paar gäben!

Das wäre etwas, sagte sich Frau Holmsen. Daß Fritz reich wurde, war ganz icher. Wohl galt der Alte für einen tüchtigen Schnapsfreund, allein das Geschäft tand auf so festen Grundmauern, daß sogar der Branntwein sie nicht untergraben konnte, — um so weniger, da die Frau von den Sachen so viel verstand, wie der Mann selbst.

Sie waren ziemlich gleich alt, die Kleinen, rund und dick wie Rollwürste, er mit krummen Beinen, in einem Matrosenanzug, sie blond und grau gekleidet. Sie hielten sich am liebsten unten im Johannesischen Garten auf, wo die Kirschbäume mit weißem Blumenschnee beladen standen und wo nun auch die Aepfel blaßroth und weiß auszuschlagen begannen. Und in den Beeten leuchteten Aurikeln und andere Frühlingsblüthen, und im Teiche ruderte die Entenmutter schwatzend mit all den kugelnden, runden, gelben Jungen herum. In der Nähe des Teiches, oben auf einem Pfahl, stand ein Haus, in welchem Tauben wohnten, — schneeweiße, stahlblaue, glanzviolette, unbegreiflich schöne; es war nur dumm von ihnen, daß sie nicht zu Fanny kommen wollten, damit sie ihnen den Rücken streichle. Am lustigsten aber war der Spielplatz mit der Schaukel und den Ringen; dort hatte Fritz auch den Stall für sein Schaukelpferd. Und dann besaß er Bausteine, mit denen man Königsschlösser und Kriegsburgen bauen konnte. Fanny für ihr Theil baute am liebsten Kirchen.

Waren sie des Gartens müde, so wanderten die Beiden Hand in Hand hinaus in die Stadt und waren ein Brautpaar. Vor den Auslagefenstern blieben sie stehen; Fanny wählte aus, was ihr gefiel, und Fritz versprach ihr es zu kaufen, wenn er groß sei. Manchesmal näherte er sich ihr, hob ihren kleinen blauen Schleier auf und gab ihr einen Kuß; dies fanden die Leute sehr putzig. Alle Vorübergehenden blieben stehen und lachten, Dienstmädchen und Ladenbursche standen auf den Stufen und lachten; junge Damen nickten hinter ihren Gardinen den Kleinen zu.

Nun nahte die Zeit, in welcher Fannys Erziehung begonnen werden mußte und dies verursachte Frau Holmsen nicht wenig Kopfzerbrechen. Die Kleine war widerspenstig und naseweis, hatte allerlei Launen und Eigenheiten; es würde nicht leicht werden, sie zu beugen.

Frau Holmsen fing damit an, sie das Vaterunser zu lehren. Jeden Abend, wenn Fanny in's Bett gegangen war, mußte sie der Mutter die Sätze nachsprechen, die man so schwer im Gedächtniß behielt: „Vater unser, — geheiligt werde —"; sie wurde böse und sagte „nein", erfuhr da aber, daß Gott unartige kleine Mädchen

Nun lebte sie seit drei Jahren als Wittwe. Drei der besten Jahre verschwendet in lauter Nichtigem; nicht einen Tag würde sie davon wieder sehen, niemals in aller Ewigkeit nicht. Und da saß sie. Die Zeit verrann und die Zeit zehrte an ihrer Haut und an ihrer Laune; eins, zwei, drei, und sie war ein altes Weib, das Niemand ansah, dann konnte sie es wieder gut haben.

Ach, er — er, der Schurke! der Verbrecher! — Wäre sie doch wenigstens eine ordentliche Wittwe! Aber wer hatte den Muth, sich mit einer geschiedenen Frau einzulassen? — Einer geschiedenen Frau mit drei Kindern? — Ja, der Buchbinder, allerdings. Aber jemand, von dem bei ihr die Rede sein konnte? . . .

Und gerade sie, welche so gern leben und genießen wollte! War nicht gerade das auch ihr Unglück gewesen, damals als sie heirathete? Sie hatte nicht länger warten können, wie ihr dünkte . . . Und nun sollte es vorbei sein, mitten in den üppigsten Jahren, ohne Hoffnung, ohne Hilfe, ohne Aussicht!

Ach, so wahr sie Gott tröste, die Zeit verging schnell genug. Zu schnell und dabei zu langsam, — ein wunderliches Hexenstück! So langsam, daß man darüber sterben konnte, und dann auf einmal spurlos verschwunden! Der Tag lang wie eine Postille, das Jahr kurz wie ein Athemzug.

Sie langweilte und ärgerte sich, bis sie Kopfschmerzen bekam. Das war nicht jener gewöhnliche Kopfschmerz, den man mit Essig und Wasser wegwäscht; es war ein Kopfschmerz, der sie halbtoll machte, ein Schmerz, der die Hirnschale sprengen wollte und ihren ganzen Körper mit Unruhe und Angst erfüllte; wenn er kam, mußte sie nur ins Bett gehen und die Welt ihren Kurs segeln lassen. Auch sonst war sie nicht gesund; weiß Gott, was — es war wohl vom kalten Fußboden in diesem Winter. Ach dieser Schurke, dieser Schurke, dieser Abschaum . . .

— Nein, nein, man mußte doch einen Ausweg für diese Reise nach Kristiania finden. Und schon um Abwechslung zu haben, mußte sie fort. Konnte Jungfer Henriksen denn nicht Fanny nehmen? Nur für ein paar Monate? Sie, die ja auch die beiden Andern hatte? Pfui! Nein, so schlimm würde es doch nicht mit ihr werden, daß sie die Geliebte ihres Mannes um etwas bäte. Es war bei Gott, arg genug, daß diese Tom und Lea hatte. Allein das kam doch hauptsächlich ihm aufs Kerbholz.

Aber der Gedanke kehrte wieder. Fanny konnte dadurch ja nicht Schaden nehmen, und was die Demüthigung anbetraf, so war die ja auch so vorhanden... Gelangte man nach Christiania, so vermochte man es sich so einzurichten, daß man nachher alle Kinder nach Hause bekam; ging man nicht hin, so blieben höchstwahrscheinlich Lea und Tom, wo sie waren, bis sie vielleicht ganz verdorben worden.

Sie wiederholte sich diese Argumente, bis sie sich eines Tages überwand und an Jungfer Henriksen schrieb.

Der Brief wurde nicht abgesandt, im letzten Augenblicke überlegte sie sich's. Es war ihr nicht möglich, sich so weit herabzulassen, eher wollte sie versuchen zu warten.

— Aber die Langeweile kam wieder, und eines Tages schickte Frau Holmsen den Brief ab.

Wenn man nicht die Mittel hatte, in gerader Haltung zu gehen; so mußte man eben krumm gehen; man sollte eher versuchen, sich späterhin wieder stramm aufzurichten. Sie durfte nicht warten bis zum nächsten Jahr. Jetzt hatte sie das Angebot und jetzt mußte sie es annehmen. Die Gelegenheit ergreifen, so lang sie da war; ein „Andermal" ist ein Schelm.

Schließlich that sie es ja auch nur um der Kinder willen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck von Wilhelm & Brasch. Sämmtlich in Berlin.



27. Berlin, den 6. August 1890. I. Jahrgang.

Die Freie Volksbühne.

Ein weiter, dichtgefüllter Saal, eine tausendköpfige Schaar von Männern und Frauen, ausharrend bis über die Mitternacht in hingebender Aufmerksamkeit, eine enthusiastische Einstimmigkeit in den Zielen — das war das Bild, welches die erste Versammlung zur Begründung einer Freien Volksbühne, Dienstag, den 29. Juli im Böhmischen Brauhaus, gewährte.

Der Gedanke, eine Freie Volksbühne zu errichten, ist ausgegangen von Socialisten. Die Versammlung, welche die Verwirklichung des Planes beschloß, war eine socialistische. Und Socialisten werden unter den Mitgliedern des Vereins die Mehrheit bilden. Art und Bedeutung des neuen Unternehmens bestimmt sich von hier aus.

Zwar das Schlagwort, das die Zeitungen aufgebracht haben, wies der Begründer der Freien Volksbühne, Herr Dr. Bruno Wille, mit Recht zurück: „ein social-demokratisches Theater". So wenig die Modebühnen, welche dem Geschmack breiter Massen des Bürgerthums genug thun, fortschrittliche und nationalliberale Theater sind, so wenig ist ein socialdemokratisches Theater, im strikten Wortsinn, zu denken. Aus dem einfachen Grunde: weil es wohl ein socialistisches Publikum, aber keine socialistischen Dramen geben kann. Wo die Partei siegt, stirbt das Kunstwerk.

Aber wenn auch nicht Parteipolitik den Spielplan der Freien Volksbühne beherrschen soll, und wenn auch auf Lassalle's „Ferdinand von Sickingen" gleich im Anfang verzichtet wurde, so wird doch, wie durch das Publikum so durch die Stücke der Volksbühne, „ein socialkritischer Hauch" gehen, nach Wille's Wort. Ibsen und Tolstoi von den Ausländern, Hauptmann, Holz und Schlaf von den Deutschen stehen auf dem Spielplan obenan: die Dramen socialkritischen Geistes; „Robespierre" von Griepenkerl, „Danton's Tod" von Büchner stellen den Zusammenhang mit den Revolutionsideen dar; und weil von Julius Hart's, Bleibtreu's und Alberti's Dramen

weder dieses noch jenes gilt, darum zeigen sie sich auf dem Spielplan nur aus der Ferne an, nebelhaft.

Der maßvolle Sinn, der aus diesen Entwürfen spricht, weckt für das neue Unternehmen das beste Vorurtheil. Während unter den Socialisten striktester Observanz Ibsen zu den Bourgeois geworfen wird, während man mit vielem Aufwand nachzuweisen sucht, daß Ibsens poetische Weltanschauung und Karl Marx' wissenschaftliche Weltanschauung zweierlei sind, will die Freie Volksbühne breiten Raum geben für den Dichter der „Nora", der „Gespenster", des „Volksfeindes" und der „Stützen der Gesellschaft"; denn sie ist nicht fanatisch genug, um zu verkennen: daß dieser „aristokratische Radikalist", wie man heute sagt, mit seinem trotzigen Glauben an das Individuum, mit seinem tiefen Haß gegen die Lügen der Gesellschaft, dem socialistischen Geist dennoch im Innern nahe steht. Und wenn auf der neuen Bühne der Auler in den „Stützen der Gesellschaft" fragen wird: „Wie darf das Kapital die neuen Erfindungen einführen, ehe die Gesellschaft sich ein Geschlecht erzogen hat, das sie gebrauchen kann?" — so wird mancher erst mit Erstaunen erkennen, wie ein großer Dichter, weil sein Blick alles umfaßt, Pathos des Einzelnen und Leiden der Gesammtheit, auch in die unmittelbaren Interessen der Masse zu treffen weiß.

Aber werden denn die Arbeiterbataillone, deren Tritt man nun auch im Theatersaal hören soll, von diesen in die Tiefe greifenden Kunstwerken anderes als Bruchtheile erfassen können, zufällige Fragmente, die ihrem Sinn grade sich erschließen? Ich wünschte, alle die so fragen, hätten der Versammlung vom Dienstag beigewohnt. Ich selbst, daß ich es nur gestehe, habe zu den Zweifelnden bis an diesen Tag gehört; und ich bin auch jetzt weit entfernt, zu glauben, daß etwa alle Geheimnisse Ibsenscher Kunst den Hörern der Freien Volksbühne sich sogleich aufschließen werden. So wenig wie ich glaube, daß alle Hörer unserer Freien Bühne die Intentionen Ibsens und der anderen Naturalisten verstehen: ich sage verstehen, nicht lieben. Aber das meine ich allerdings, daß diese Freie Volksbühne ein beneidenswerthes frisches, empfängliches und auf kein Vorurtheil verstocktes Publikum haben wird; das sogenannte Kunstverständniß aber, die Geschmacksbildung, die nur Resultate der Schulung, nicht der Anlage sind, werden sie sich schon im Verlauf der Zeiten erwerben, diese Massen mit ihrer „geistigen Begehrlichkeit."

Die Skeptiker hätten es nur sehen sollen, wie lebhaft diese Versammlung von zweitausend Menschen, Arbeitern, jungen Kaufleuten, Frauen, gegen jenen Redner reagirte, der ihnen den Geschmack an Ibsen verleiden wollte. Mit thörichten Phrasen hatte er von den Stücken gesprochen, in denen „meist Gehirnerweichung" das Thema sei, hatte emphatisch gerufen: „Bei uns kommt so was natürlich nicht vor!" und hatte, ein Nichtsocialist, mit Lassalle's „Sickingen" die Gründlinge im Parterre kapern wollen; aber nicht nur, daß ihm der geschulte Parteimann, Herr **Baake**, seinen „Bauernfang" derb verwies — auch aus der Mitte der Arbeiter kam der Widerspruch. Ein Mann trat auf, schlicht und im Werkeltagsrock, wie er aus der Fabrik kam, mit ungestärktem Hemd; Leiden malte sich auf seinen Zügen, und nicht leicht fand er die Worte. Aber rührend war es zu hören, wie nun dieser Arbeiter ein Programm entwickelte, das jeder von uns Naturalisten hätte unterschreiben können: Wir wollen nicht die ewige Lüge auf den Brettern sehen, rief er, wir wollen die Wahrheit erfahren über das Leben, und lieber das Schreckliche sehen, Laster und Krankheit, als daß wir uns einen blauen Dunst vormachen lassen von edlen Grafen, die mit Hundertmarkscheinen um sich werfen, und von Kommerzienräthen. Und dies war das Wort, das wie ein Leitmotiv durch die Versammlung klang: gebt uns Wahrheit! Nicht klassische und romantische Werke, realistische wollen wir haben, in denen der Wahrhaftigkeitsdrang und der feine Wirklichkeitssinn dieser Zeit sich ausdrückt; wir wollen das Leben sehen, wie es ist, nicht, wie es nicht ist!

Und mit der gleichen Einmüthigkeit, mit der die positiven Ziele der Volksbühne umschrieben wurden, verhielt man sich kritisch gegen die bestehenden Theater, gegen die Luxusbühnen, deren Beherrscher nur dieses Eine ist: das Geld. Nicht blos aus dem Gesichtswinkel des Socialismus, welcher Theaterunternehmungen, so gut wie die anderen kapitalistischen Betriebe, perhorrescirt, auch aus rein künstlerischen Gründen kann man den Ausführungen der Herren Wille und Genossen zustimmen, die die Oberherrschaft der Casse mit all ihren Folgen darstellten: rücksichtsloses Exploitiren des Erfolges, Versinken ins Banale, Cultus des Aeußerlichen. Die Geschäftstheater von heute sind mit Nothwendigkeit, wie sie sind, das erkennt jeder; aber die Versuche, die von hier und von dort, bald von literarischen Erwägungen aus, wie in unserer Freien Bühne, bald von socialen Erwägungen aus, wie in der Freien Volksbühne, gemacht werden, zeigen deutlich das allgemeine Bedürfniß nach Reformen, das sich, so oder so, zu Thaten umsetzen wird.

Dieses Bedürfniß ist ein dringendes für uns, erklärte Dr. Wille, seine Erfüllung kann auf die allgemeine politische und wirthschaftliche Entwickelung nicht warten: „da wir Menschen sind mit Bedürfnissen in der Gegenwart, so müssen wir für die Gegenwart sorgen." Und dies war das Bedeutsame in der Versammlung: daß mit einer Entschiedenheit, welche kein Zweifel störte, die künstlerischen Bedürfnisse des Volkes anerkannt wurden. Ganz vereinzelt stand ein Redner da, der — ohne der Sache selbst Feind zu sein — sie mit unklaren Vorstellungen auf die lange Bank schieben wollte; und mit heiterer Einmüthigkeit ward er abgelehnt. Niemand aber trat auf, der gesagt hätte: wir brauchen diese Bühne nicht; was soll uns das Theater — helft erst die näheren Sorgen bannen, die Proletarier haben nichts übrig für den Luxus der Kunst! Sondern die „geistige Begehrlichkeit" bezeugte sich laut, und wenn auch die begabtesten nur unter den Arbeitern Berlins an diesem Verlangen Theil haben mögen — die Versammlung bleibt doch ein überzeugender Beweis für den Drang des Volkes nach geistigem und künstlerischem Genießen. Ein Zug von Idealismus, im weiten Wortsinn, ging durch die Hörer, trotz der realistischen Accente, die der Spielplan aufwies. Und weil es zum ersten Male geschieht, daß in weithin leuchtender Einhelligkeit breite Massen des Volkes nach der Kunst rufen, und daß eine ganze große Partei dies Verlangen stützt, darum erscheint mir dieses Unternehmen als ein kulturhistorisch bedeutsames, und wem politische Scheuklappen nicht den Blick einengen, muß eine ferntragende Mission erkennen.

Nicht vom Standpunkte einer Partei begrüße ich also den Plan freudig (denn ich gehöre keiner an und bin, politisch und ästhetisch, ein geborener Wilder); sondern ich erkenne in einer Freien Volksbühne — nicht in einem „sozialdemokratischen Theater" — ein Unternehmen von der allgemeinsten künstlerischen und sozialen Bedeutung, und meine besten Wünsche begleiten ihr Werden.

Otto Brahm.

Vom Münchener Glaspalast.

II.

Liebermann ist der geborene Revolutionär der Malerei, mehr als Uhde: seine Bilder erwecken stets den Gedanken an das vermodernde Princip einer alten, jetzt schablonenhaft scheinenden Malerei, an den rücksichtslosen Neuerer im Kampf gegen Versumpfung, — wo bei Uhde das Suchen nach einer möglichst prägnanten und lebensfrischen malerischen Sprache zuweilen in den Hintergrund gedrängt wird durch das Dargestellte selbst. Grade hier in München tritt Uhde stiller, ruhiger denn je auf. „Haideprinzeßchen" nennt er das Bild eines lebensgroßen Bauernkindes, das im Grünen steht, zwischen den Zähnen einen Grashalm haltend. Eine gemüthliche Idylle,

harmlos gegeben und in Bezug auf die malerisch-technische Darstellung eher geschickt und etwas schönfarbig — beinahe ein wenig bequem bräunlich im Ton — als um jeden Preis frei in der Farbenanschauung. Man freut sich, daß der Meister, welcher zuweilen in Askese aufzugehen schien, auch einmal so ungezwungen und heiter auftritt, aber den Führenden gesellt er sich mit diesem Bilde nicht zu.

Die „Netzeflickerinnen“ Liebermanns — jenes Gemälde, welches ihm vorm Jahr in Paris die Ehrenmedaille eintrug — zeigen die volle Wucht und Energie seiner Persönlichkeit. Hier giebt er etwas, wo er grade am Platze ist und auch nur er. Der Ernst und die Wildheit der Behandlung mengt sich mit dem schweren Ernst des Vorwurfs. Ein Lied von Mühe und Arbeit, vom Kampf um's Dasein, von Oede und Kummer, von widrigen Winden und dunkelgrauen Regentagen tönt aus dem Bilde. Es ist wie ein geller Aufschrei einer sensitiven, nach Fortschritt und Freiheit dürstenden Kampfnatur unter Philisterseelen. Liebermann haut sich mit der Art einen Weg durch's Dickicht; natürlich ist es nicht jedermanns Sache, ihm darauf zu folgen, aber doch eröffnet sich erst von hier wieder ein freier Ausblick.

Dem deutschen Malakademismus hat Liebermann den tötlichen Stoß versetzt. Er vernichtete radikal die Lebensfähigkeit sowohl der Münchener Eklektikerschulen, wie das Düsseldorfer Zopfphilisteriums einer Maltüchtigkeit. Doch weder hier noch dort scheint man zu fühlen, daß Kräfte wie Liebermann auftraten und neue Welten anregten. Nur Eine deutsche Kunststadt bestrebt sich Schritt zu halten mit den Riesenfortschritten der Moderne: Weimar. Und hier sind zwei Berührungspunkte. Weimar ist derselbe Ort, der Liebermann gebildet hat, derselbe, welcher zuerst auf dem Boden, den hauptsächlich er festigte, weitergebaut hat. Die Vertretung grade dieser Kunststadt in München ist so entschieden, so frappant, daß sie mehr Charakter, mehr nachdrückliche Fortschrittselemente aufweist, als irgend eine andere.

Da ist gleich Graf L. v. Kalckreuth mit drei Bildern ausgezeichnet vertreten. Eine der allerkräftigsten Naturen unter den Modernen. Er steht schon auf den Schultern von Liebermann, er schreitet weiter. Es ist jammerschade, daß sein großes Bild „Sommerszeit“ durch den denkbar ungünstigen Platz im Vorbau nicht zur vollen Wirkung gelangen kann. In abendlich sonniger Sommerluft geht, die Sichel in der einen Hand, die andere auf den schwangeren Leib gelegt, ein Bauernweib am reifenden Korn vorüber. Ihre Züge klagen von schwerer Arbeit und Ermattung . . . Ich kenne kein Bild, wo sich Figur und Landschaft zu einem so vollen, klaren Stimmungseindruck verschmelzen wie hier. Es hat Monumentalität, es hat Stil im besten Sinne des Worts — kein nebensächlicher Zug, der nicht einzig und allein das Ganze stärkte und die Empfindungspointe noch erhöhte. Hier wäre das Wort „Historienbild“ am rechten Platze. Im Wurf halte ich es für bedeutender als irgend ein Bild von Bastien-Lepage. Dort sehe ich immer noch mehr den sich abmühenden Maler — hier eine ungetrübt menschliche, hohe Empfindung, mehr Ahnung von dem, worauf die Kunst in letzter Linie hinzielt. Es ist mehr Religion darin. Vielleicht ist die technische Behandlung der großen Leinwand ein wenig zu dünn-transparent, nicht kompakt, nicht positiv genug; sie scheint für den brutalen Ausstellungseffekt unserer Tage nicht derb genug zu sein, aber trotzdem bleibt das Bild eins der allerbedeutendsten auf der Ausstellung. Ein anderes mit zwei lebensgroßen Ackergäulen, einem Bauernburschen und einer drallen Magd — beim letzten Abendsonnenschimmer dargestellt — ist künstlerisch bei weitem nicht so tief, wie „Sommerszeit“, aber als realistisches Studienstück angesehen hat es kaum seinesgleichen. Ich glaube nicht, daß je ein Stück deutschen Bauernlebens so kraft- und machtvoll künstlerisch verkörpert worden ist.

Ganz eminent ist Kalckreuths Porträt einer Dame. Man sieht nicht Ein Bildniß, bei dem die menschliche Auffassung so innig und tief, die malerische so schlicht, ungekünstelt und frei wäre, wie hier. Der Kopf ist unwiderstehlich anziehend; man fühlt die Freude des Malers an der Darstellung grade dieses Antlitzes deutlich hindurch. Es liegt ein unermeßlicher Ausdruck von Treue darin. Zuweilen kommt es mir wie eine Profanirung vor, daß dieses Bild von soviel goldgefaßten Bilderbogen umgeben und von dem banalen Ausstellungstrubel umwogt wird. —

Kein anderer tritt jetzt so entschieden und machtvoll in Gegensatz zu einer überkommenen Malschablone wie Gleichen-Rußwurm. Es ist der biederen deutschen Malerei wie ein Faust-

schlag in's Gesicht, sieht man seine beiden Bilder an — aber er sitzt. Das hellste, ungebrochenste Tageslicht liegt auf seinen Schilderungen. Die Luft umfließt Alles, hüllt es aber keineswegs in schwindsüchtiges Grau, sondern es leuchtet kraftvolle Farbenglut heraus. Seine Malweise ist so breit und frei und leicht wie die keines andern; dabei spielender wie die eines Liebermann, voller und gesunder. Aengstlich, zaghaft, zimperlich erscheint daneben die Umgebung. Gleichen liebt das freie Feld, wie die Menschen es sich dienstbar machen; er giebt eigenartige Naturausblicke, frei von jedem traditionellen Bildarrangement. Er tritt entschlossen individualistisch auf; mit persönlichen Liebhabereien steht kaum einer so isolirt wie er unter den modernen Realisten Deutschlands, deren vorderster Landschafter er ist.

Th. Hagen, der Lehrer Gleichens, ein unermüdlicher, genialer Anreger im Dienste der Kunst, war wohl noch nie so schlicht, wie hier. Er schildert eine Abendstimmung auf dem Felde. Aecker und Hügel sind in feinen Dunst gehüllt; in röthlichem Farbspiel vibriert die Luft. Aeußerst fein gefühlt: man kann mit dem Bilde träumen. Es hat für mich etwas von dem Eindruck, den ich abends im Bett bei geschlossenen Augen noch von dem Anblick der Abendnatur in mir nachzittern, nachglühen fühle. Nicht wie bei Gleichen, daß die Situation mir auf den Leib rückt. Hagen hat hier einen verhalteneren, diskreteren Zug, Gleichen ist unmittelbarer, derber in der Anschauung.

Sehr eigenartig sind zwei jüngere Schüler von Hagen vertreten: Thierbach und Berkemeier. Letzterer, ein energischer rücksichtsloser Naturalist, giebt in einem großen Strandbilde einen frischen, flotten Eindruck, der seinesgleichen sucht. Vielleicht ist er ein wenig zu photographisch; es sieht beinahe aus, als wenn er Farben und Formen durch ein Verkleinerungsglas zu scharf studiert hätte in ihren perspektivischen Unterschieden, aber ein individueller Klang ist hier ebensowenig unterdrückt worden wie bei seinen beiden anderen Bildern. Bescheidener, und doch rücksichtslos entschlossen, tritt Thierbach auf. Während Berkemeier noch zu malen scheint, um zu studieren, um zu lernen, malt Thierbach unumwunden, was er liebt. Er ist in gewisser Weise unwahrer, aber individualistischer; er neigt ein klein wenig nach Thoma hin. Seine beiden Landschaften vom Südharz tragen sehr viel Lokalkolorit; man glaubt ganz und gar an die Gegend. Ich könnte mir sehr wohl denken, daß ich mich im Harz sehr oft an Thierbachs Bilder erinnern müßte. Sie haben einen stark deutschen Zug und unendlich viel intimes Heimatgefühl. Ihre Erscheinung mit der starkblauen Luft, den weißen Wolken, den grünen Bäumen und ihren fast schwarzen Schatten ist so gesund und kräftig, daß sehr wenig daneben aufkommt. —

Das interessanteste Porträtstück der Ausstellung nächst Kalckreuth hat Max v. Seydewitz geliefert; sein Doppelbildniß hat in der Auffassung und Farbengebung etwas Traditionelles noch, aber es stört nicht, daß es ein wenig altmeisterlich anklingt. Man fühlt ganz genau, daß sich hier eine Natur ungeniert voll ausgesprochen hat, man fühlt sogar ihre Kunstliebhabereien hindurch. Man sieht, mit welcher Verachtung Seydewitz über die Malschablone hinwegblickt. Das wunderbar starke Bild ist im besten Sinne aristokratisch gemalt. Ganz köstlich sind die beiden Damen charakterisiert; man lernt ihre intimsten individuellen Züge kennen. Jeder Gedanke von Modellmalerei schwindet. — „Selbstironie“, das Porträt mit Lorbeerkranz von M. v. Aster wirkt fast wie eine Ironie auf die gesammte Schablonenporträtmalerei mit Rauchfanghintergrund, und der gesunde Humor in diesem lustigen Künstlerpatron weckt die heiterste Stimmung.

Trotzdem diese bezeichnendsten Weimaraner eine starke persönliche Note haben, ist ihnen allen doch ein freier, unbefangener Zug gemeinsam, der nur dort geschlossen, anderswo meist vereinzelt auftritt. — Reiniger ist der Name eines Stuttgarter Malers, der ein großes, matt von der Sonne beschienenes Ackerfeld frisch und breit gemalt hat. Der Name tritt mir hier zum ersten Mal entgegen; diese schlagende, fein poetische — wenn auch etwas nivellierte — Landschaftsdarstellung verleiht ihm aber schon eine nicht geringe Bedeutung. — Julius Exter zeigt sich in seinem „Kinderspielplatz“ als ein vornehmer Moderner. Die hellen Farben der Kleider stehen farbig ausgezeichnet zu dem Sonnenlicht und den Schatten der Allee, pikant und anziehend, aber es ist ein wenig von Farbenkoketterie in dem Bilde, welches nach Ateliermalerei riecht, und die „sincérité“ vermissen läßt. Am reizvollsten ist die Mittelgruppe der spielend um-



herspringenden Mädchen, deren zarte Gestalten sich erst allmählich klar aus dem weichen, duftigen Farbspiel des Hintergrundes herauslösen.

Mit der traditionellen braunen Malsauce, welche Piloty neu aufwärmte (und zwar damals sehr verdienstvoll), hat die jüngere Generation gebrochen, und schon wieder beginnt sich das Bedürfniß nach einer allgemein gangbaren, bequemen Skala im Kreise einer helleren, kompacteren Farbenauftragsweise einzustellen. Das Publikum hat ganz recht, auf eine „Freilichtmalerei“ zu schimpfen, wenn sie nichts weiter bedeutet als die Ablösung einer alten Schablone durch eine neue, wie es leider schon so oft der Fall ist. Das Prototyp der Pleinairschablone ist diesmal ein Bild von Orrin Peck: „Von ihm!“ (Schon der Titel läßt tief blicken). Ein romantisch-süßliches Frauenzimmer an einem Gartenzaun zwischen mannigfaltigem Grün. Es scheint nach einer recht guten Photographie recht fleißig gemalt zu sein, mit möglichster Unterdrückung und Nivellierung des Temperaments. — Schönleber beginnt sich zu verflachen. Er malt jetzt hübsche Landschaften ohne intimes Naturgefühl. Sie sind in hellen, farbenfrischen Tönen eingesetzt, wirken aber porzellanartig glatt, elfenbeinern in der Struktur. Man erkennt den Meister der großen Marine vor zwei Jahren nicht wieder. Auch Baisch ist in seiner eigenen Schablone eingeschlafen.

Eine interessante Erscheinung in der deutschen Malerei ist Skarbina. Er ist hier mit drei Bildern sehr verschieden und doch wieder nach derselben Richtung hin vertreten. Es sind interessante Naturdokumente, nicht sehr individuell gesehen, aber äußerst werthvoll als Reaktion gegen die schwindende, im traditionellen Bann befindliche Naturanschauung. Skarbina malt ein wenig philisterhaft, aber philisterhaft treu, unmittelbar, — mit richtigem Künstlerinstinkt; er umgeht die Klippe des Langweiligen, an der sonst so leicht die Berliner, die Preußischen Naturalisten scheitern. — Hans Herrmann ist meistens interessant in seiner Malerei, aber ziemlich unbeweglich. Seine Bilder erzählen garnichts mehr von ihm, als man schon weiß — im Gegentheil schwächen sie eher den Eindruck von seiner Persönlichkeit ab.

Von den alten Münchener Autoritäten sind fast gar keine vorhanden. Der treffliche Leibl hat sich ein unglaublich mäßiges Bildchen geleistet — die Pinakothek hat's angekauft. Claus Meyers „Spion“ läßt den gewiegten Techniker nicht wiedererkennen, und es fehlen die entsprechenden neuen Qualitäten zum Ersatz für die allbekannten alten.

Paul Höcker giebt sich in seiner „Maria Verkündigung“ als ein feiner Eklektiker: Naivität und Naturanschauung findet man hier nicht, aber sehr viel noblen Geschmack. Auch in seinem „Bei Großmutter“ wird die Ungeschminktheit der Darstellung — wie sie in seinen ersten Interieurbildern so ausgezeichnet zur Geltung kam — getrübt durch ein Zuvielwissen, durch eine Ueberpikanterie in der Wiedergabe. (Seine „Nonne“, welche ihn im Messonier-Salon zu Paris bedeutsam vertrat, ist noch nicht hier angelangt.) — Ein Sittenbild schlimmster Sorte ist „Der verlorene Sohn“ von Josef Block, eins der bewundertsten Bilder der Ausstellung. Der Vater am Schreibtisch schilt nach dem geknickten Sohn hinüber. Auch nicht ein malerischer Zug ist auf diesem Gemälde. Es ist nicht mehr von bildender Kunst darin, als in einer Zeitungsskandalgeschichte von Dichtkunst. Blos der Stoff interessiert.

Gotthard Kühl hat ein und dasselbe Thema als Gouache und als Oelbild gemalt; das eine Mal matter und gleichmäßiger, das andere — dem ausgiebigeren Material entsprechend — effektvoller und klarer. Ein Mädchen, welches in der Kirche sitzt — im weißen Kleide — und spielt. Rasend geschickt gemalt, aber ohne einen Funken von Empfindung. Kühl ist durch und durch Maler, aber kaum ein wenig Künstler. Die Franzosen schätzen ihn sehr, vielleicht ist das bezeichnend für den französischen Geschmack. — Da sah ich ein kleines Interieurbild von Thomas Wolters, einem mir unbekannten Maler, der mit echt künstlerischem Instinkt ein Fischerhaus-Inneres dargestellt hatte. Schlecht gemalt, ein Akademiker würde sagen: der Mann kann nicht zeichnen, nicht malen — und doch ist es mir lieber, als das hervorstechende, renommirende Bravourstück von Kühl. Man fühlt, wie der Sonnenhauch des warmen Tages sich den Leuten da drinnen mittheilt und wie sie mit der netten Räumlichkeit zusammen leben. Das Bild ist aus dem Charakter des Tages und der Stimmung der Hütte herausgefühlt. Hier ist

ursprüngliche Kunst, ungetrübte Naivetät, — eine Kunst, die dem vermaledeiten Wort „können" zum Trotz fesselnd und anregend wirkt. —

Alles in Einem ist Deutschland in München denkbar mannigfaltig vertreten, so mannigfaltig, daß es unmöglich ist, auf alle Einzelpersönlichkeiten, die dem Gesammtcharakter einen neuen Zug zusetzen, hier einzugehen. Erfreulich ist es, daß keine Schule als solche gewirkt hat, nicht einmal im schlechten Sinne; aber bedauern muß man, daß nicht mehr manneskräftige Individualitäten über das leidlich interessante Niveau hinausragen. Die deutsche Kunst befindet sich jetzt mehr denn je auf einem Experimentirstandpunkt; selten tritt einer auf, der voll überzeugt wäre von dem, was er schafft — die meisten Maler probieren. Rücksichtslosen Schaffensdrang aus Bedürfniß (mit dem Ziel: die Kunst als Genuß, als Labsal) findet man kaum; die Kunst als Studium steht noch immer als Schreckgespenst im Hintergrunde. Ein Fortschritt ist, daß jetzt wenigstens mehr Individualitäten auf eigene Hand studieren. —

Von derjenigen Kunst, welche Jahrzehnte hindurch die breite Entwicklung unserer Malerei fast ganz beherrscht hat, von den Franzosen in München das nächste Mal.

Momme Nissen.

Volksthümliche Wissenschaft.

Von zwei Seiten dringt in der Gegenwart das allgemeine Streben nach Nivellirung vor; zwei Parteien ringen mit einander um den Sieg. Die Eine in Angriffsstellung. Sie arbeitet von unten herauf und möchte Alle gleich gescheut machen. Ihre Losung lautet: Wissen ist Macht. Die Andere in Vertheidigungsstellung. Arbeitet von oben herab, mit der Losung: Glauben macht seelig, und möchte Alle gleich dumm machen. Zwei Bestrebungen, die schließlich auf das Gleiche hinauslaufen.

Denn: Wissen ist Macht, gilt sicherlich nur bedingungsweise. Nur dort, wo der Wissende dem Unwissenden gegenübersteht. Wenn zwei Wissende sich begegnen, geht es ihnen wie den beiden römischen Auguren. Sie weichen einander aus, höflich lächelnd, oder, was moderner und unterhaltender ist, sie keifen mit einander um die Augurenherrlichkeit, wie zahnlose Marktweiber um einen Kunden. Aber Macht besitzt Keiner dem Anderen gegenüber.

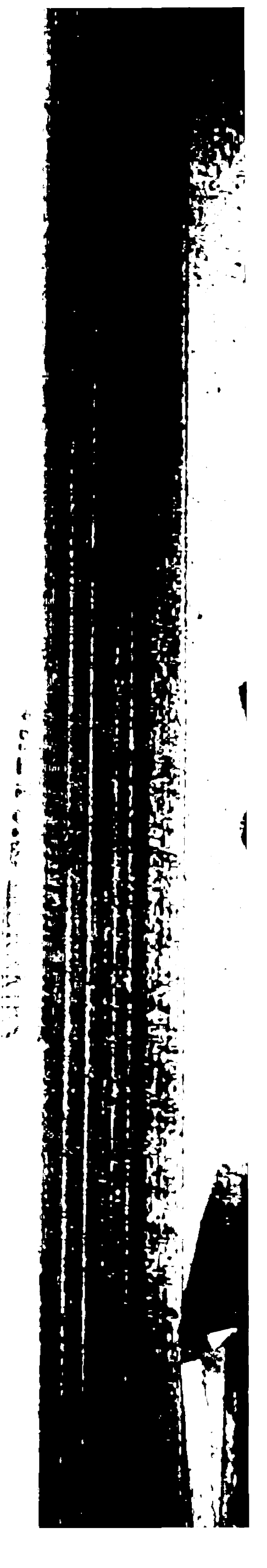
In wohlverstandenem Egoismus sollten deshalb alle Wissenden sich vereinigen, um ihre Machtstellung zu hüten, und allen Unberufenen den Eintritt in den bekannten „Tempel des Wissens" verwehren oder doch mindestens sehr erschweren.

Nicht die Rückkehr zu dem alten unverständlichen Philosophendeutsch will ich damit gefordert haben. Meine Warnung geht nur gegen die sogenannten „populärwissenschaftlichen Bücher".

Wer sein Denken stärken will, um dadurch „Macht" zu gewinnen, möge ihm kräftige Kost vorsetzen, die aber allerdings gut gekaut und gut verdaut sein will. Wessen Denken aber so schwach oder faul ist, daß ihm Alles erst vorgekaut werden muß, der möge dumm bleiben, zumal es sich ja auch so ganz gut leben läßt.

Wem Darwin, Häckel, Helmholtz, Tyndall, Claude Bernard, Wundt u. s. w. nicht klar und verständlich sind, der wird auch in den volksthümlichen Werken von Büchner, Mantegazza und Consorten besten Falles nur die phraseologische Brühe goutiren. Die Werke jener Männer populär umarbeiten, ist, wie die Erfahrung zeigt, gleichbedeutend mit Verballhornen, Verderben und Fälschen.

So oft mir ein sogenanntes „populär-wissenschaftliches Werk" vor Augen kommt, erinnere ich mich an jenen polnischen Winkelscolar, dem einst „Don Carlos" in die Hände gefallen war, und der nun im Schweiße seines Angesichtes die volltönenden Jamben sich verständlich zu machen suchte. Auf die Frage des Meisters, was er denn



mit diesem Buche eigentlich treibe, antwortete das Schülerchen ganz treuherzig: Ich verteutsche mir den Schiller.

So ist jetzt in Deutschland, Jahr aus Jahr ein, eine ganze Heerde von Wissenschaftsscolaren an der Arbeit, um die Wissenschaft zu verteutschen. Aber auch Frankreich thut wacker mit auf diesem Gebiete. Vor nicht langer Zeit erzählte mir einer der einflußreichsten Pariser Gemeinderäthe — er war natürlich ein Moderner, ein Positivist nicht bloß aus Ueberzeugung, sondern aus Wissen — von seinen naturwissenschaftlichen Studien. Ich fand dann in seiner Bibliothek die Werke von Jules Verne, Camille Flammaron und zwei Sachen von Büchner. Ich drückte ihm meine Anerkennung aus für diese vortreffliche Wahl, und sagte, daß ich nun auch das Treiben des Pariser Gemeinderathes erklärlich finde.

In erster Linie erfreuen sich die Naturwissenschaften dieser sonderbaren Popularisirung. Doch auch die humanistischen Wissenschaften weisen eine ganz erkleckliche Zahl verteutschter Werke auf.

Diese ganze Litteratur kann man in zwei Theile scheiden.

Den ersten Theil bildet die Ausschreibelitteratur. Das Recept dafür ist sehr einfach. Man excerpirt eine Anzahl Werke und setzt diese Excerpte als einzelne Kapitel nebeneinander. Zu dieser Gattung gehören die Hellwald, Schweiger-Lerchenfeld e tutti quanti. Die Hauptsache für den Erfolg ist die Inscenesetzung: lockender Titel, lockende Preise.

Der Eine bietet für einige Mark sämmtliche „Wunder der Neuzeit“ aus, und obendrein erhält man noch die gemeinverständliche Erklärung dieser Wunder. Daneben ruft man die „Wunder der Urwelt“ aus, und ein besonders Kluger giebt sogar vor, den lieben Herrgott bei seiner Thätigkeit belauscht zu haben, und reportirt nun über die „Wunder der Schöpfung“. Ueberdies wird wacker getrommelt für das „Zeitalter des Dampfes“, das „Jahrhundert der Electricität“ und Alles was sonst noch gut und neu ist.

Den zweiten Theil — und zugleich auch die Gefährlicheren — bilden die „vornehmeren“ Geister der Nachtretelitteratur. Diese pflegen hie und da die Excerpte auch etwas zu fälschen, und gießen eine große Amalgamirungssauce darüber, um so als selbstständige Gelehrte und originelle Geister gelten zu dürfen.

Einige dieser Nachtretewerke haben breite Erfolge gehabt und sind „populär“ geworden. Ich möchte hier nur drei Namen nennen. Ludwig Büchner, Wilhelm Lübke und Max Nordau.

Seit Jahren beobachte ich die Wirkung, welche die Werke dieser Männer bei den „Gebildeten“ hervorbringen. Das Resultat blieb stets das Gleiche, eines, das in der Geschichte der menschlichen Dummheit ein Hauptcapitel bilden wird.

Zur Erklärung und Begründung müssen wir die Herren einzeln betrachten.

Vorerst Ludwig Büchner, das große Nebelhorn des Materialismus.

Er gab sich als Gelehrter, Freigeist und vor allem als auf wissenschaftlicher Basis stehender Glaubensstürmer. Und was that der gute Mann. Er substituirte dem Dogma des Geistes das Dogma des Stoffes. Mit seinen wissenschaftlichen Beweisen war es aber nicht um ein Haar besser bestellt, als mit allen Beweisen, die es je für Dogma und Glauben gegeben hat.

In seinen späteren Werken ist er wohl schon vorsichtiger in der Wahl der Worte, ihr Wesen bleibt aber dasselbe. Losgelöst von allen Zuthaten und Umhüllen besteht der gesammte Büchner nur in der Umdeutung und Ausdeutung von zwei bis drei Hypothesen.

Darwin's geniale Lehre von dem Ursprung der Arten und von der Specification der Fortentwickelung der Arten hat er im Handumdrehen umgedeutet zu dem bekannten Schlagworte von der Affenabstammung des Menschen.

Und sein Monismus von Geist und Materie — ist das vielleicht etwas Anderes als die groteske Verkuppelung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft mit der bekannten Hypothese Haeckels.

Haeckel bediente sich für seine geistreiche Hypothese von der einheitlichen Abstammung und dem gemeinsamen Stammbaume des Reichs der Organismen des hierfür leider höchst unglücklich gewählten Wortes „Monismus". Die Hypothese des Monismus posaunt Büchner sofort als unumstößlich erwiesenes Gesetz aus, aber durch die oben erwähnte Verkuppelung ist daraus schon der Monismus von Geist und Materie geworden, oder von Kraft und Stoff wie er es nennt.

Mit einem kleinen Taschenspielerkünstchen escamotirt er nun aus dem vereinigten Geist und Materie den Geist und schreit dann in die Welt hinaus, daß das ewige Räthsel gelöst ist. Es giebt gar keinen Geist, sondern nur Materie, nur Stoff.

Als Hypothese gefaßt, also mit der stillschweigenden Aufforderung, ihr weiter nachzuspüren, nachzuforschen, sie aufzuklären, um zu einer endgültigen Bejahung oder Verneinung zu gelangen, lasse ich diese Lehre, so wie jede andere gelten.

Aber wo wäre ein Nachtreter je so bescheiden und zaghaft gewesen, und hätte sich mit Hypothesen begnügt. Für ihn handelt es sich nicht um die Erkenntniß, sondern um die Wirkung. Wirkung erweckt aber nur das Starke, Zuversichtliche, keinen Widerspruch Duldende, mit einem Wort das Dogmatische. Daher auch die außerordentliche Wirkung Büchners auf die Masse der Normalleser: die Frau, den jungen Mann, und den viellesenden Halbwisser. Seine Lehren gehen nicht ins Bewußtsein über, sondern in den Glauben, und sind deshalb ebensolche Hemmnisse für die freie Forschung, wie der Glaube.

Nur Eines zur Entschuldigung für Büchner. Diese hemmende Eigenschaft haben nicht nur die Lehren Büchners. Alle wissenschaftlichen Lehren nehmen in den Köpfen der kritiklosen Menge dogmatische Formen an. So sehen wir es bei den modernen politischen und ökonomischen Lehren. Jede neue Lehre fordert freiesten Weg für alle Forschung; und kaum popularisirt, verhärtet sie und stellt jede neuere Lehre als Ketzerin hin, welcher der Forschungsweg versperrt werden muß.

Darum sollten alle Jene, denen es um den Fortschritt in der Erkenntniß wirklich zu thun ist, sich wohl hüten, die erlangte Erkenntniß zu popularisiren, denn das hieße sie versteinern, unentwickelungsfähig, anorganisch machen.

Büchner ebenwürdig ist das Vorgehen des Professors und Massen-Kunstgeschichtenschreibers Wilhelm Lübke. Ein Beispiel für viele, wie seine Bücher gemacht werden. Die Herren Crowe und Cavalcaselle durchforschen die italienische Kunst und unterziehen fast sämmtliche bekannte italienische Gemälde einer nicht nur eingehenden, sondern durchaus experimentellen Untersuchung. Als Resultat ihrer Arbeit erscheint ihr sechsbändiges Werk über die italienische Malerei. Eine nicht nur quellenmäßige, sondern auch durchaus exact positive Darstellung derselben.

Sofort nach Erscheinen dieses Werkes constituirt sich Herr Lübke als privilegirter Nachtreter. Alles exact Positive wird aus der Darstellung ausgemerzt und durch eine verschwommene Phraseologie ersetzt. An einigen Stellen wird sogar mit Crowe polemisirt. Ueber das Genre gießt er dann eine ebenso geist- als verständnißlose Brühe. Und die Wirkung? Alle Welt hat Lübke gelesen und ist durch ihn kunsthistorisch verbildet worden. Die Kunstwerke sind nicht mehr W e r k e — also etwas das gewirkt wurde und weiter wirken soll — sondern sie gleichen nur mehr einzelnen Daten, bei denen die Hauptsache ist, daß sie richtig eingestellt werden in Reih und Glied. Statt die Kunstwerke zu genießen, statt Formen und Farben unmittelbar wirken zu lassen auf das Auge, wird ü b e r die Kunstgegenstände aesthetisirt, mit Hilfe jener alten Schulprincipien, die uns Lübke — ein echter Nachtreter — als Gesetze und unumstößliche Wahrheiten auftischt.

Als Dritten im Bunde möchte ich noch Max Nordau nennen. Schopenhauer, Nietzsche und Darwin, gut durcheinander gebeutelt, und in pikanter französischer Manier hergerichtet, das war auf weibliche und männliche Hysteriker von außerordentlichster Wirkung.

Doch Nordau ist ja, dem Himmel sei Dank, schon halb vergessen.

Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Darum lasse ich auch Nordau seine wohlverdiente Ruhe und Vergessenheit.

Joseph Piner.

Reklamo-Phil und die Wild-Preß.

Darstellung der Sitten und Gebräuche journalistischer Hinterwäldler.

Und es kam richtig der Julitag, wo sie nicht mehr wußten, was sie schreiben sollten. Die mörderischen Sonnenstrahlen trockneten ihnen das bischen Gehirn aus, das sie ihr eigen nannten. Es schwand zusehends von Tag zu Tag. Es half ihnen nichts, daß sie es des Abends vor dem Schlafengehen gewissenhaft in ein Wasserglas thaten, um es hübsch feucht zu erhalten, und daß sie es auch tagsüber sorgfältig alle zwei Stunden einmal mit feuchten Lappen umwickelten — wenn sie dem selbstquälerischen Drange nachgaben, es zu wägen und immer wieder zu wägen, da mußten sie sich verzweiflungsvoll eingestehen, daß die artige Kleinigkeit immer wieder leichter geworden war und leichter. Und schließlich war es ein ganz schattenhaft leichtes Ding, das man nur noch aus Gewohnheit Gehirn nannte, während die Leser diese Substanz blos für eine Entwicklungsphase der Druckerschwärze ansahen, für eine Art Gas, das sich auf Zeitungspapier niederschlägt und dabei eine schwärzliche Farbe annimmt. Eine Zeitlang hatten sie sich zwar brüderlich ausgeholfen und was dem Einen nicht eingefallen war, damit pflegte der Andere regelmäßig die Spalten zu füllen und seinen Lesern dabei zu sagen: Theurer Leser, das druckt die und die Zeitung blos, weil ihr sonst nichts einfällt. Aber auf die Dauer ging das nicht. Und darum waren sie sehr betrübt, die armen journalistischen Hinterwäldler, an jenem Julitag, da sie im Zoologischen Garten waren und inmitten der andern Raubthiere ihr Frühstück verzehrten. „Seckliche Zeit! Seckliche Zeit!" winselte Pipin der Kleine — r, sch und manche andere Buchstaben machten ihm noch Schwierigkeiten — „Pipintscherl hat keinen Toff!"

„Findet man keinen Stoff, so erfindet man einen," sagte Habakuk Luginsland, indem er großartig den Kopf in den Nacken warf.

„Finder und Erfinder!" höhnte Hans der Säuerliche, der ein viel zu ehrliebender Mensch war, als daß er's hätte ertragen können, wenn ein Anderer mehr zu lügen sich vermaß, als er selbst. „Nun, so erfinde doch etwas, Prahlhans!" fuhr er fort und wurde vor Spannung noch um eine Nuance säuerlicher.

Habakuk Luginsland verstummte zur allgemeinen Ueberraschung. Die Anderen wurden darüber ganz bestürzt, warfen einander verstohlene, besorgte Blicke zu und flüsterten: „Er kann nicht mehr lügen! Der Arme! Er muß krank sein!" Und eine peinliche Pause folgte.

Bartel mit der Saugflasche war der Erste, der wieder das Wort ergriff. Der hatte auf den Beruf als Amme, für den er sich prädestinirt hielt, infolge eines albernen Geburtsfehlers verzichten müssen und führte deshalb, seitdem er sich der Journalistik zugewandt hatte, immer eine Saugflasche mit sich, aus der er die Menschheit Idealismus mit Himbeersaft trinken ließ. Die Menschheit fand das Getränk zu Zeiten etwas fade.

„Ja, ja," sagte er seufzend, „das Wahre, Gute und Schöne wird warm in meiner Flasche und das Spatenbräu findet reißenden Absatz. Da soll ein Mensch Amme ... ich wollte sagen: Journalist sein!" Zwei Thränen rollten ihm langsam und höflich über die feisten Wänglein.

„Bah," warf der Buchstabe F ein — ein schon betagter Mann, der im Bestreben, die Lücken seiner Bildung auszufüllen, erst bis zum Buchstaben F des Meyer'schen Conversations-Lexikons gelangt war — „bah, solche Zeiten hat es immer gegeben!" Und seine wichtigste Miene aufsetzend, die bei ihm immer so viel bedeutete wie: „In maßgebenden Kreisen verlautet" oder: „Wie wir aus bester Quelle erfahren," fügte er hinzu: „Ich kann Dir sagen, am 2. Juli 979 v. Chr. Geb. hatten die Zeitungen in Memphis auch keine Ahnung, was sie vierundzwanzig Stunden mit ihren Lettern anfangen würden!"

Und der Buchstabe F blickte stolz im Kreise umher. Auf seinen Augen malte sich die Befriedigung darüber, daß er bereits in der Lage war, so glücklich an der Fortbildung der Meyer'schen Conversations-Wissenschaft mitzuarbeiten. Was würde er erst Alles leisten, wenn ihm das Glück beschieden sein sollte, bis zum Buchstaben L vorzudringen!

Da fing Pipintscherl plötzlich zu lachen an.

„F dumm sein! Ja, dumm sein. Und Pipintscherl teseit sein, sehr teseit! Edypter tannten noch gar nicht Buchtuckertunst! Buchtuckertunst hat Berthold Swaz erfunden! Ja! Und Duttenberg Pulver! Ja! Pipintscherl das Alles wissen, tanz so wie die Droßen! Erst testern telernt und dafür Tuchen bekommen von Bonne! Und Tolumbus hat Eier telegt ... Ei des Tolumbus ... Und Presse sein, sechste Droßmacht! Und Pipintscherl sein Tleinmacht! .. Etsch ... Etsch!" ...

So sprudelte es aus Pipintscherl heraus. Dem lieben Kleinen bereitete es ein sichtliches Vergnügen, den älteren Kollegen mit der Fülle seiner Kenntnisse grün und gelb zu ärgern. Erst nach fünf Minuten war er damit zu Ende.

Dann folgte eine allgemeine Stille. Mit verzweifelten Mienen brüteten sie vor sich hin. Endlich rief Einer gekränkt: „Zahlen!" Das war der Gipfel der Verzweiflung.

Sie verließen den Garten. Bartel mit der Saugflasche führte Pinpintscherl, dem Luginsland seinen mächtigen Stock überlassen hatte, an der Hand, und Pipintscherl amüsirte sich damit, einmal dem Buchstaben F den Stock unversehends in die schwungvollsten Weichtheile zu stoßen und ein andermal Hans den Säuerlichen am Rocke zu zupfen. Denn er war ein aufgeweckter Junge.

* * *

Fünf Minuten später strahlten die journalistischen Hinterwäldler vor Freude. Reklamo-Phil hatte ihnen Stoff gegeben, Stoff in Hülle und Fülle. Da sie sein Lager betraten, hatten sie darauf gerechnet, Reklamo-Phil im günstigsten Falle 30—40 Zeilen widmen zu können. Und nun ließ sich die Zeilen-, nein die Spaltenzahl gar nicht absehen, die sich ergab — anderer Vortheile zu geschweigen.

Der verstand's.

Gleich die ersten Worte, mit denen er sie empfangen hatte.

„Gentlemen!" hatte er zu ihnen gesagt, „in mir sehen Sie den Gründer des U. S. A." Bei diesen Worten war sofort das übliche Gepränge entfaltet worden, das für Reklamo-Phil's öffentliches Auftreten nach der amerikanischen Staatsverfassung vorgeschrieben ist: ein Paar Sternenbanner waren zum Trocknen aufgehängt worden, die Kapelle hatte Yankee-Doodle intonirt und einige Sioux-Indianer (bewährte Meister in ihrem Fache) hatten sich erboten, die fremden weißen Männer aus Liebe zur Sache gegen ein geringes Aufgeld zu skalpiren.

Die Worte Reklamo-Phil's waren allerdings nicht ohne Widerspruch geblieben.

„Amerika" hatte der Buchstabe F zu sich gesagt, „A bis Asien I. Band ... Richtig! ... Jetzt hab' ich's schon!" Und laut hatte er hinzugefügt: „Bitte sehr, Herr von Colonel, Amerika ..."

„Oh, Sir, ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Aber hier ..."

Damit zog Reklamo-Phil ein Dokument aus der Tasche, das mit fünf Siegeln bedeckt war und das daher sämmtlichen Journalisten besonders verehrungswürdig erschien. Diese Urkunde aber lautete wie folgt:

„Paradies. Ministerium des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten.

An den Colonel Reklamo-Phil.

Mit Vergnügen bescheinigen wir Ihnen hiermit, daß Sie der Gründer der Vereinigten Staaten sind. Sie haben uns diese Gründung in Sub-Entreprise gegeben, wogegen wir die von Ihnen zu diesem Zweck emittirten Aktien mit einem Agio von 10 % übernahmen und uns verpflichteten, die im Betriebe dieses Unternehmens etwa nothwendig werdenden Schlachten, Friedensschlüsse u. s. w. auf eigene Gefahr zu liefern und sie Ihnen zum Selbstkostenpreise in Rechnung zu stellen. Sie selbst konnten sich damals diesem Geschäfte nicht widmen, da Sie an der Spitze Ihrer Cow-Boys die himmlischen Prairien von tückischen Kometen zu säubern hatten, die allen Fixsternen eine seßhafte Lebensweise unmöglich machten. Sie haben damit gründlich aufgeräumt. Die Kometen sind heute eine im Aussterben begriffene Rasse und können wir Ihnen einige noch vorhandene, gut erhaltene Exemplare, die wir auf Lager haben, zur Vorführung dort unten bestens empfehlen. Bei mäßigem Entrée können Sie damit in den Sommermonaten ein brillantes Geschäft machen.

Auch in obgedachter Stellung haben Sie sich als ein höchst kaltblütiger, friedfertiger, tapferer Mann von reinem Lebenswandel erwiesen. Begreiflicherweise aber hatten Sie damals noch nicht die Zeit erfunden, zur Welt zu kommen. Time is money. All right. Yankee Doodle

Franklin m. p. Washington m. p."

Dieses Dokument hatte alle Zweifel zum Schweigen gebracht. Reklamo-Phil gab jedem der fünf Journalisten eine Abschrift und ließ sich die Veröffentlichung zusichern. „Ich selbst", erklärte er, „würde es ja nicht über mich bringen, von der Sache viel Aufsehens zu machen. Denn, wie Sie aus dem Briefe des Generals W. F. Sherman ersehen werden, den ich in der spaltenlangen Ankündigung meines Unternehmens mit veröffentlicht habe, bin ich ein bescheidener Mensch. Ich hab mir's eigens bestätigen lassen. Ein anderer Brief, den ich veröffentlichen ließ — ich meine den Brief des Generals W. Meritt ddo. 11. Januar 1887 — bestätigt, daß meine Rapporte immer frei von Uebertreibung waren. Sie können mir also auf's Wort glauben."

Diese Worte übten auf Bartel mit der Saugflasche eine zündende Wirkung.

„Sie sind zu bescheiden, Colonel!" sagte er emphatisch, „das Schöne, Wahre, Gute . . ."

„Ja, Sir," unterbrach ihn Reklamo-Phil „das ist der tragische Zug in meinem Leben: ich bin zu bescheiden! Wenn ich alle die verschiedenen Eigenschaften, die ich besitze: Kühnheit, Verstand, Würde, Geduld, Ausdauer, Reinheit des Lebenswandels, Friedfertigkeit, Patriotismus, Verständniß für Cognac fin Champagne u. s. w. mir nicht von einem Dutzend Vorgesetzten hätte bestätigen lassen, wenn ich ihre Bestätigungen nicht in Tausenden und Tausenden von Annoncen veröffentlicht hätte und zur äußersten Vorsicht darüber auch noch mein Conterfei hätte anbringen lassen, so daß ich's an jeder Straßenecke sehe — ich würde nie daran glauben, daß ich der berühmte, der unvergleichliche, der heldenkühne Colonel Reklamo-Phil bin. Diesen ganzen Lärm mache ich eben nur, um etwas Vertrauen zu mir selbst zu fassen. — Sie verstehen mich doch?"

„Nicht tanz," erwiderte Pipintscherl. „Aber bei Pipintscherl kommt das ohnehin selten vor. Das macht aber nichts . . . dann schreibt Pipintscherl umso besser!"

„Sehen Sie," sagte der Colonel düster, „mit der Gründung der Vereinigten Staaten ist's mir so ergangen. Ich hatte damals zum Annonciren keine Zeit gehabt . . das Kometengeschäft . . . .! Sie begreifen! Und die Zwischenzeit haben meine Sub-Unternehmer ausgenutzt. . . . Heute gelten sie als die Gründer! . . . Als ich neulich Schlosser's Weltgeschichte aufschlug . . . Dieser Geschäfts-Kalender scheint ja im Uebrigen von einem ziemlich verläßlichen Annoncen-Bureau herausgegeben zu sein . .?" unterbrach sich Reklamo-Phil, indem er seinen Blick fragend auf den Buchstaben F richtete.

„F nichts wissen," antwortete Pipintscherl, indem er wieder sein jugendliches und doch schon ungewaschnes Mäulchen öffnete, „Slosser habe ich bei Herrn Lehrer teseh'n! . . Sehr verläßlich!"

„Danke, Baby," sagte Reklamo-Phil und fuhr dem Kleinen liebkosend über den Scheitel. „Also auch in Schlosser fand ich Franklin, Washington & Co. als Gründer der Vereinigten

Staaten angegeben. Sie können sich denken, wie das schmerzt! Auf mein Andringen konnte mir diese Firma die Bescheinigung, die ich Ihnen vorgelesen habe, nicht vorenthalten und vielleicht können Sie etwas in der Suche thun . . Aber Alle, die inzwischen verstorben sind, haben diesen Wahnglauben mit in's Grab genommen! Oh . . . oh . . . oh . . ." stöhnte Reklamo-Phil, wobei ihm das Blut in's Gesicht schoß.

„Das Wahre, Gute und Schöne steigt Ihnen ja zu Kopf . ." schrie Bartel mit der Saugflasche entsetzt. Und er wollte ihm auf seine Weise zu Hülfe kommen. Aber der Colonel wehrte ab.

„Ich kann doch von Ihnen nichts annehmen, Sir, wirklich nicht!" sagte er mit einem bezaubernden Lächeln. „Sie glauben gar nicht, was für eine hohe Meinung ich von der Presse habe!"

„Welch' ein Gentleman!" flüsterten die Journalisten bewundernd.

„Ich habe übrigens selber ein probates Mittel." Und indem er seinen Gästen mit der Rechten seine Cigarrentasche hinhielt, drehte er mit dem Daumen und Zeigefinger der Rechten einem Büffel, der gerade vorbeiging und sich in Gedanken mit einer neuen Auffassung seiner Rolle beschäftigte, leicht und elegant den Hals ab. „Sehen Sie, Gentlemen, so habe ich mir das Blut vom Kopf abgelenkt und Ihnen ein Büffel-Filet mit Wirsing-Kohl verschafft."

„Wie viel haben Ihnen diese Schaustellungen getragen, Sir?" nahm nun Luginsland das Wort.

„1,052,637½ Dollars, wie ich glaube. Ob der letzte halbe Dollar wirklich schon mir gehört, kann ich Ihnen noch nicht sagen . . . Wenn Sie jedoch wünschen, ich werde sofort meinen Manager . . ."

„Oh, bitte, bitte," meinte Luginsland. „Auf den halben Dollar kommt's mir nicht an . . . Im Gegentheil, ich liebe runde Summen." —

„Rund zehn Millionen," notirte er für sich. „Außer dembaaren Gelde an Liegenschaften?"

„Zwei Häuser, drei Landgüter . . ."

„5 Häuser in New-York jedes drei Stockwerke hoch, 4 Häuser in Chicago zu 7, 8 und 9 Stockwerken, 1 Marmor-Palais im Renaissance Stil, 2 Stockwerke hoch, 50 Fenster Front, mit einem Wintergarten eine halbe englische Meile im Geviert, einen Stall für 36 Pferde . . . 36 Landgüter in allen Größen," fuhr Luginsland in seinen Notizen fort. Bei den Landgütern machte er die Bemerkung: Größe, Lage, Ertrag, Assecuranzquote, Culturen zu specificiren.

Nachdem noch Hans der Säuerliche und der Buchstabe F ihre Fragen gestellt und Pepin der Kleine auf die Frageleistung verzichtet hatte, da erklärte er Alles von selbst zu wissen, kam Bartel zum Wort und Reclamo-Phil erklärte, daß er, gerade wie er aus übertriebener Bescheidenheit so viel Reclame mache, er auch nur wieder aus dem gleichen Grund das viele Geld einstecke, das ihm seine Schaustellungen einbrächten. Immer nur, um sich zu vergewissern, daß er eines innern Werths nicht entbehre. „Alle diese Tickets zu 4, 3, 2 und 1 Mark, die hier im Verlaufe eines Abends gelöst werden, bilden für mich ebensoviele Antworten auf die quälenden Zweifel an meinem Heroismus und meiner Vaterlandsliebe, Antworten, die mir Menschen in den verschiedensten Lebensstellungen und Vermögensumständen ertheilen und die nur besagen: Reclamo-Phil, Du thust Dir Unrecht, wenn Du gering von Dir denkst. Du bist ein Held und ein Patriot! Das ist der tiefere Grund, warum ich mich für Geld sehen lasse: dieser nagende, quälende Zweifel an mir selbst. Und das wird Ihnen auch erklären, warum Ihre Helden und Ihre Staatsmänner sich niemals, so wie ich es mit der berühmten Postkutsche Dead-wood gethan habe, mit den Kanonen, die sie erbeutet oder mit den Denkschriften, die sie geschrieben haben, gegen ein Entrée von 4, 3, 2 und 1 Mark einem verehrten Publico zeigen Sie sind die Selbstgewissen, die Eingebildeten, ich bin der Demüthige — finden Sie nicht, daß dieser Gesichtspunkt nicht ganz uninteressant ist?"

Als Reclamo-Phil am Morgen darauf die Blätter las, schüttelte er verwundert den Kopf: „Sind das nun meine Annoncen" fragte er sich, „oder sind das ihre Berichte? Eine merkwürdige rasche Auffassungsgabe haben diese Leute . . . Oder sollten meine Annoncen ihre Auffassungsgabe so sehr entwickelt haben?"

Heinrich Kana.



Von neuer Kunst.

Freie Bühne und Freie Volksbühne. Wieder einmal stellen sich wohlorientirte Nekrologisten ein und singen dem Verein Freie Bühne das Grablied. Ihre Ungeduld scheint zu meinen, daß wenn sie nun recht eifrig rufen: „Freie Bühne, du bist todt!" — wir es schließlich selber noch glauben werden. Eine Monatsschrift, sowie mehrere Berliner Zeitungen liegen vor uns, die diese Enten in die Welt entlassen; und besonders der Umstand, daß der Herausgeber dieser Blätter in das provisorische Comité der Freien Volksbühne eingetreten ist, giebt zu so leeren Combinationen Anlaß, wie sie der Hundstagszeit nur irgend gemäß sind. Die „Post" schreibt, unsere besondere Gönnerin: „Aus dem Umstande, daß Herr Dr. Otto Brahm in den Vorstand gewählt worden ist, darf man wohl schließen, daß die Freie Volksbühne weiter nichts als ein Ableger der Freien Bühne werden wird, die so gründlich in Verruf gekommen zu sein scheint, daß man nach einem neuen Aushängeschild sich umzusehen gezwungen ist." Und die „Freisinnige Zeitung", aus der andern Ecke der politischen Welt, sekundirt mit wackerer Energie: „Das einzig bemerkenswerthe an der neuen Gründung ist, daß die freie Bühne, die in der vorigen Saison so viel Staub aufwirbelte, in der Freien Volksbühne aufgehen soll. Brahm ist Vorstandsmitglied der Letzteren geworden." Es gehört schon der verhärteste Freisinn dazu, um in taktischen und persönlichen Fragen das „einzig" bemerkenswerthe an dem bedeutsamen Unternehmen zu suchen. Die Herren mögen sich beruhigen: die Freie Bühne wird fortfahren „Staub aufzuwirbeln", und dabei gute Nachbarschaft zu halten wissen mit der Freien Volksbühne. Von einem „Aufgehen", einer Fusion war niemas die Rede: unser Spielplan ist ein anderer, unser Publikum ist ein anderes. Die Freie Bühne will die Entwicklung der Litteratur unmittelbar beeinflussen, die Freie Volksbühne will auf das Volk wirken — so bestimmte Herr Wille treffend den Unterschied. In aller Stille arbeiten wir an der Gestaltung unserer nächsten Spielzeit — darum glauben vielleicht diejenigen, die nur den Schreienden für lebendig halten, die Freie Bühne sei todt. Sie werden eines Bessern bald belehrt werden; mit eifrigen Reklamen aber Tag für Tag auf dem Plan zu erscheinen, verschmäht die Freie Bühne: sie hat eine ausreichende Mitgliederzahl beisammen und kann, auf einen Reservefonds gestützt, in aller Ruhe dem Kommenden entgegensehen. Da Zahlen beweisen, so sei noch angeführt, daß jener Fonds heute 2800 Mark und die Mitgliederzahl 625 beträgt; zu Beginn der vorigen Spielzeit, im September 1889, belief sich die Mitgliederzahl auf 634. Ein starker Zuwachs ist damals noch eingetreten, und er ist auch in diesem Jahr zu erwarten, wenn der Spielplan bekannt und die Vorstellungen fixirt sind; aber auch ohne solchen Zuwachs wird, trotz „Post" und „Freisinnige", die Freie Bühne fortbestehen — die Herren mögen sich beruhigen.

Novitäten. Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus: in den Zeitungen liest man bereits die Namen der neuen Stücke, welche für die herannahende Spielzeit theils geschrieben und theils fabrizirt worden sind. Im Deutschen Theater werden Lindau, Fulda und Wildenbruch mit modernen Schauspielen angekündigt; dazu kommt das Schauspiel eines italienischen Veristen, „Jungfrauen" von Marco Praga. Ein zweites Stück von Wildenbruch, aus der preußischen Geschichte, will das Schauspielhaus aufführen, das Lessing-Theater versorgte sich mit Neuheiten von Blumenthal, Sudermann, Schönthan und Lubliner. Der Letztere, einer der durchgefallensten Theaterschriftsteller Europa's, hat ein Mittel gewählt, „verwegen wie Verzweiflung", um noch einmal Aufmerksamkeit zu erregen: er nennt sein Stück „Die neue Richtung" und wendet sich, laut Börsencourier, „gegen das verderbliche Treiben in unserer jüngsten Kunst und Litteratur, das sich Naturalismus nennt." „In all seiner Häßlichkeit und Schädlichkeit soll uns dieser neueste sogenannte Naturalismus gezeigt werden." Die neue Richtung, erfaßt in ihrer ganzen kulturhistorischen Bedeutung von einem tiefen Denker und feinen Poeten, wie Hugo Lubliner — das kann ja bildhübsch werden. Ich freue mich wie ein Kind darauf.

Lachende Erben. Das altersschwache, litterarische „Magazin" mit dem langen Namen, das nicht leben und nicht sterben kann und das es in Todesahnungen alle Augenblick mit einem anderen redaktionellen Allheilmittel versucht, wünscht sich, bei Gelegenheit der kleinen Palastrevolution in dieser Zeitschrift, als lachender Erbe zu etabliren: es sagt seinen Lesern in fetten Buchstaben, daß ihm „immer" klar gewesen, was ich für ein Kerl bin. Nun muß man wissen, daß diejenigen, die „immer" diese Meinung gehegt haben und die von meinem „aus Despotismus und Schmiegsamkeit, aus Hochmuth und Streberthum seltsam gemischten Character" mit so viel Würde zu berichten wissen, erst seit wenigen Monaten sich das Recht erkauft haben, die Redakteure zu spielen; und daß insbesondere der verantwortliche Redakteur des Magazins, ein Herr von Reiswitz, mich eines Tages, im ersten Rausch des neuen Amtes vermuthlich, höchst dringend um eine Unterredung ersuchte und, als ich sie bewilligte, mich bat, das Berliner Theaterreferat des Blattes zu übernehmen. Ich sollte ihm über die „Freie Bühne" schreiben, meinte er; aber in meiner aus Hochmuth und Streberthum gemischten Art lehnte ich höflich ab, — und nun wollte es der Zufall, daß er in seiner Unschuld an Berichterstatter gerieth, die ihm aus ganz anderer Tonart was pfiffen. Und das ist der Mann, der „immer" gewußt hat: was ich für Einer bin. — Dieses ereignet sich im hinteren Theil des Blattes, im vorderen aber entwickelt Herr Neumann-Hofer mit der ihm eigenen selbstgefälligen Breite meine Psychologie, und klagt bitter über meine „Knochenlosigkeit". „Nacheinander kroch Brahm bei Scherer, den Goethepfaffen, Keller, Ibsen, Hauptmann unter." Erdrückt von dieser Sündenliste muß ich verstummen. Ja, es ist richtig! Ich halte Scherer für einen großen Gelehrten, ich halte Keller und Ibsen für große Dichter, ich halte Hauptmann für die Hoffnung des deutschen Dramas — und ach! Herrn Sudermann, dessen Prophet Herr Neumann ist, halte ich nicht dafür. Thät ich's, so wäre ich vielleicht selbst für die Ansprüche des Herrn Neumann knochig genug; nun aber muß ich sehen, auch so durch's Leben zu kommen, all in meiner Knochenlosigkeit.

Freie Bühnen überall. M. Antoine hat guten Grund, stolz zu sein: sein Théâtre libre reist durch die ganze Welt. Jenseits des Canales, im Nebel der englischen Bühnenkunst, leuchtet es auf von Freienbühnenplänen; hinter den schwarzgelben Grenzpfählen regt es sich, bei den Grazer Pensionären, bei den Wiener Phäaken; und auch in deutschen Städten, in Mannheim, in Hamburg, plant man (Papier ist geduldig) von Freien Bühnen. Inzwischen bereitet in Paris schon die zweite Freie Bühne sich vor: das Théâtre Moderne, das das Unternehmen von Antoine zu copiren sucht, so genau, als wär' es eine Deutsche Bühne: es will den Theatersaal reformiren, es will niedrige Preise nehmen, es will seine Novitäten schnell hinter einander bringen, nicht sie auspressen zu Zugstücken mit hundert Wiederholungen, und es will der jungen Litteratur, der unberühmten, zum Wort helfen. Und um ganz seinen Bruch mit den Conventionen des Lebens zu bezeichnen (deren Macht nirgends größer ist, als bei den Parisern) will es mit einer geheiligten Einrichtung brechen: die service de la claque soll im Théâtre Moderne nicht organisirt worden. Von allen Seiten läuft man so Sturm gegen die Luxustheater, aus der Production, aus dem Publikum, aus der Kritik; kommen mit immer größerer Bestimmtheit die neuen Forderungen, und froh empfinden wir, daß sie, auf welche Weise immer, zu einer Reform des Theaters im modernen Sinne führen werden, zu seiner wahren Erneuerung und Verjüngung.

Pikante Stellen. Heine sagt einmal: Wenn man eine rechte Dummheit gemacht hat, und weiß sich gar nicht anders auszureden, so pflegt man sich mit der Versicherung zu helfen: man habe ja die Sache nur ironisch gemeint! Nach diesem Recept verfuhr Herr Alberti, als ihn jüngst in der Versammlung der Freien Volksbühne Herr Kurt Baake über die viel berufenen „pikanten Stellen" interpellirte: er erklärte, er habe den seltsamen Vorschlag, den er seinem Verleger gethan, nur „ironisch" gemeint; übrigens seien alle Berichte in den Blättern gefälscht, und nur die stenographische Niederschrift könne gelten. Als gewissenhafte Chronisten dieser Zeit haben wir es demnach für Amtspflicht gehalten, jenes Stenogramm aufzuschlagen — finden aber leider nichts anderes, als wir schon wissen. Das document humain, den incriminirten Brief, empfangen wir leider nicht, sondern nur die Paraphrasen des Staatsanwalts, des Ver-

theidigers von W. Friedrich (Alberti's Anwalt geht mit vorsichtigem Schweigen an der Frage vorbei) und die wiederholte Versicherung des Angeklagten: seine Aeußerung sei „halb unwillig, halb ironisch" gethan worden. Der Staatsanwalt sagte: „Wenn Sittenfeld seinem Verleger den Vorschlag macht, auf der Friedrichstraße in Berlin ein Schaufenster zu errichten, die zwanzig neuesten Bände des Friedrich'schen Verlages auszulegen und die pikantesten Stellen darin aufzuschlagen, so muß ich für mich das Recht in Anspruch nehmen, aus dem Briefe heraus lesen zu können, daß es Sittenfeld darum zu thun war, mehr zu erreichen, als lediglich ideale Ziele; er wollte Neugier erregen, Sensation machen." Das Urtheil des Gerichtshofes sagt: „Daß Walloth die Absicht geleitet hat, sinnliche Erregung herbeizuführen, geht aus der Korrespondenz hervor, desgleichen bei Sittenfeld aus dem Korrespondenzmaterial." Und der Vertheidiger Friedrichs sagte: „Herr Alberti hat die Güte gehabt, Herrn Friedrich einen Vorschlag zum besseren Vertrieb zu machen, aber ich darf wohl erwähnen, daß diese Anregung ohne jeden Erfolg geblieben ist! Wenn der Rath Alberti's, in der Friedrichstraße ein Auslegefenster einzurichten ꝛc. Berücksichtigung seitens des Verlegers gefunden hätte, dann würde ich vielleicht dem Staatsanwalt Recht geben, der Herrn Friedrich des Vertriebs unzüchtiger Schriften zeiht." Das sind die aktenmäßigen Aeußerungen über die „pikanten Stellen"; ein Resultat daraus zu ziehen erscheint unnöthig. — In der gleichen Nummer der „Gesellschaft", welche diese stenographischen Aufzeichnungen enthält, finden sich auch zwei Artikel voll der stärksten Invektiven gegen die „Freie Bühne" und ihre ordentlichen Mitglieder; da wir nicht beabsichtigen, diese Zeitschrift auf den Ton der „Gesellschaft" herabzustimmen, so wiederholen wir den Herren hier nur die Worte, mit denen der Vorsitzende in der Leipziger Verhandlung Sittenfeld zur Ordnung rief: „Sie haben die Grenze des Zulässigen überschritten und zwar wiederholt. Das Letzte aber war zu viel! Ich verstehe nicht, wie Sie als Schriftsteller so animos sein können. Wir sind erwachsene Leute und wollen uns nicht zanken. Es ist eine ernste Sache, wegen der wir hier sind, und wir haben den äußeren Anstand dabei zu wahren."

Shocking, most shocking. Die größte Leihbibliothek von London, Mudie, der englische Nicolai, hat beschlossen, Tolstoi's „Kreutzer-Sonate" aus Gründen der öffentlichen Moral nicht auszuleihen; und die Postämter im freien Amerika sind angewiesen, das unmoralische Buch nicht zu befördern. Es ist ein alter Irrthum der Prüderie, diese Verwechselung der Begriffe: wer Unsittliches darstellt, scheint ihr sogleich auch unsittlich darzustellen. Man braucht nicht über das Wasser zu reisen, um auf diese Confusion zu treffen; aber selten hat sie sich gegen ein Werk gewendet, dessen strenger mönchischer Ernst so mit Händen zu greifen ist, und das der „pikanten Stellen" so völlig entbehrt.

Der Mießnick des „Berliner Tageblatts". „Kellner, geben Sie mal das „Berliner Tageblatt". — „Bedauere sehr, das Blatt können wir nicht halten," sagte überlegen der sonst so Dienstbeflissene und sah mich mit ironischem Lächeln von der Seite an. Nämlich, ich hatte nicht aus Gemüthsbedürfniß zum Mittagsessen das Blatt verlangt, sondern weil ich hörte, es beschäftige sich wieder einmal mit meiner Person; alle paar Wochen tritt dies Ereigniß ein, so daß es selbst des Reizes der Neuheit für mich entbehrt. Indessen, ich opferte den Obolus, und fand: daß jener Quartaner, der über Keller und Kainz so hellen Unsinn geschrieben hatte, sich in dem Wahne breit wiegt: ich sei in eine Polemik mit ihm persönlich eingetreten. Der Jüngling irrt: mir war es um den Mießnick-Typus zu thun, der mal hier, mal dort in der deutschen Presse auftaucht und sein Sprüchlein verrichtet; das einzelne Exemplar der Gattung ist mir vollkommen gleichgiltig, und nicht im Traume kann es mir beifallen, mit dem Elendesten unter ihnen zu debattiren, mit einem unwissenden Burschen, welcher Anzengruber für einen Oberbayern und Shakespeare für den Erfinder seiner Stoffe hält. So oft er seine gemeingefährlichen Mießnickiaden aufführt, werd ich ihm, wie man mit Schuljungen zu thun pflegt, hart auf die Finger klopfen — nicht um seinetwillen, sondern weil seine Dummheiten typographisch vervielfältigt werden: allerdings in einer Zeitung nur, von der selbst gebildete Kellner sagen, mit ironischem Seitenblick: „Bedaure sehr, das Blatt können wir nicht halten." O. B.

Der Wahltag.

Eine eidgenössische Geschichte von

Gottfried Keller.[1]

Der achtzigjährige Friedensrichter Berghansli saß an einem schönen ersten Maisonntage lang und schlank, wie er geblieben war, hinter dem Tisch in stiller Stube und studirte etwas. Er hielt, da er schon einen ziemlichen Gang auf seinen hochgelegenen Matten gemacht, ein Stück Brod in der Hand und trank dazu ein Glas von seinem heiteren Wein, der ruhig und kühl war, wie der Mann. Der war so lange schlank und munter geblieben, weil ihm nicht, wie den heutigen Spekulanten und Gelüstlern, kein Wein süß und feurig genug, kein Vergnügen zu theuer und kein Tag wechselvoll genug war.

Was der alte Berghansli studirte, war aber die Proklamation der Regierung, worin diese das gleichgültige Volk gar nöthlich anfang, daß es doch seiner Bürgerpflicht genügen, sein Ehrenrecht gebrauchen und an den Erneuerungswahlen theilnehmen möchte, aus denen abermals ein Großer Rath hervorgehen und das Regiment neu bestellt werden sollte, und zwar am Nachmittage selbigen Maisonntages. Er las alle solche Kundmachungen von oben bis unten sehr aufmerksam und kritisch: wenn sie zu gefühlvoll waren, zu prahlerisch oder zu zierlich, so verzog er etwas spöttisch den Mund; waren sie aber zu trocken, zu amtlich, hölzern und ungesalzen, so ärgerte es ihn wiederum und er meinte, da sei es kein Wunder, wenn alle Wärme und aller Glanz des öffentlichen Lebens dahingegangen; kurz, es war schwer, es ihm recht zu machen.

Denn es war dem Berghansli bei diesen Dingen so feierlich zu Muthe, als ob das Gewissen des Landes selbst redete, und da dünkte es ihn nicht gleichgültig, welche Sprache dasselbe führe. Heute schien er jedoch nicht übel zufrieden zu sein, und als drei wandernde Handwerksburschen zum Fenster hereingereist kamen, nämlich ein ganz neuer weißer Sommervogel, eine lose Apfelblüthe und ein verdorrtes Baumblatt vom vorigen Jahr, welche alle drei sich auf die Wahlproklamation niederließen, da wurde er fast gerührt, und diese Boten des Lebens und Todes gemahnten den Berghansli an den ewigen Wechsel und die Vergänglichkeit irdischer Dinge. Er wunderte sich, daß das Gemeinwesen, welches jene Proklamation aussandte, in diesem Wechsel schon so lange bestand, an die fünfhundert Jahre, mit seinen zweihundert Rathsmännern; und in Betracht, daß auch diese fünfhundert Jahre, selbst wenn sie sich verdoppeln sollten, nur ein Augenblick seien gegenüber der Ewigkeit, nahm er sich vor, heute ebenfalls

---

[1]) Wir entnehmen dem Auerbach'schen Volkskalender von 1866 eine kleine, höchst charakteristische Keller'sche Erzählung, die selbst den vielen Verehrern des Dichters unbekannt sein dürfte. Keller hat die Geschichte in keine Sammlung seiner Werke aufgenommen; und wenn wir sie jetzt ein Vierteljahrhundert nach ihrem Erscheinen, wieder ans Licht ziehen, hoffen wir uns den Dank aller Keller-Freunde zu verdienen. Die Erzählung zeigt den Dichter, stärker als irgend eine andere, den praktisch-politischen Interessen seiner Heimath zugewendet; am nächsten vergleicht sie sich etwa dem „Fähnlein der sieben Aufrechten", ebenfalls einer ursprünglich für Auerbachs Kalender geschriebenen Novelle. Auf die Erfindung hat Keller hier gar keinen Werth gelegt, es überwiegt das pädagogisch-staatliche Moment; aber die echt Keller'sche Sprache und manche feine poetische Wendung geben ihr einen Werth, auch über den ersten politischen Zweck hinaus, und sie wird hoffentlich in der Sammlung kleiner Schriften des Dichters, welche von den Züricher Freunden geplant wird, ihre Stelle finden. Die Redaction.

wieder und vielleicht zum Letztenmal zu den Wahlen zu gehen, um, so viel an ihm lag, den besagten Augenblick benutzen zu helfen und jederzeit seine Pflicht zu thun.

Der alte Berghansli hatte drei Enkel im Hause von einem verstorbenen Sohn, kräftige und hübsche Bursche, welche seinen ziemlich großen Gütergewerb fleißig bebauten und auch sonst zu allerlei nützen und unnützen Dingen pünktlich bei der Hand waren; nur in keine Gemeinds- und Kreisversammlungen waren sie zu bringen und fanden stets etwas zu thun, wenn eine solche im Anzug war. Heute aber wollte der Alte sie beim Zipfel nehmen und mit Gewalt hinführen, eh' er von hinnen müßte; er guckte daher wie ein alter Falk aus dem Fenster über sein Ausgelände und in das Thal hinunter, um die Bursche zu erspähen, als sie eben hinter seinem Rücken in die Stube traten und riefen: „Großvater! wir gehen alle fort und kommen heute nicht zum Mittagessen!"

„So?" sagte der Alte. „Seid ihr so eifrig zu den Wahlen? Ihr werdet mich doch mitnehmen wollen, und wenn wir um 12 Uhr weggehen, so kommen wir noch früh genug!"

Bei dem Worte Wahlen schüttelten jedoch alle drei die Köpfe, wie drei Esel, welchen man eine Bratwurst vorhält, da sie doch lieber Heu fräßen.

„Es wird in Thorlikon ein Schaf ausgekegelt," sagte Heiri, der älteste, „und ich habe abgeredet, dabei zu sein; es giebt einen großen Wettkampf zwischen den Thorli- und Narrlikonern."

„Ich will an die Bubliker Kilbi gehen und ein Mädchen beschauen, von dem man mir gesagt hat. Es ist ja ausgemacht, daß ich heirathen soll," sagte Jakobli, der zweite.

„Und ich," fügte Peterli, der jüngste, hinzu, „will einmal sehen, ob ich den Hirzenwirth zu Bücheliberg antreffe und ihm seinen Stutzen abkaufen. Er wird wohl daheim hocken, da heut die Wahlen sind."

„So, so!" sagte der Alte. „Ihr habt ja Alle zu thun, wie die Braut im Bad! Aber erst hört noch ein Wort von mir an, eh' ihr an eure Geschäfte geht."

Somit ging er über sein Wandschränklein, in dem er seine Papiersachen aufbewahrte und nahm ein Bündelchen vergilbter Druckhefte hervor, mit einem alten weiß und blauen Schnürchen kreuzweis zusammengebunden und mit vielen Ohren und Brüchen versehen. Es waren alle Verfassungen, die der alte Mann seit 1798 beschworen hatte, gewissermaßen die Originalausgaben, wie sie ihrer Zeit als neugebacken dem Volke ausgetheilt wurden. Sie dünkten ihn, als er sie jetzt auseinander legte, wie abgedorrte Blätter vom Baum des Lebens, und er gedachte fast mit einem Seufzer seiner fernen stürmischen Jugendzeit, des fremden Volkes, das er im Vaterland gesehen, des Unfuges, den er an den eigenen Mitbürgern mit erlebt, aber auch der fröhlichen Tage der Befriedigung, die noch immer auf den Unfug, und des neuen Lebens, das noch immer auf das Absterben gefolgt war.

„Seht," sagte er, indem er die Verfassung der helvetischen Republik zur Seite legte, „das ist die erste Verfassung, die ich beschworen habe; fabrizirt aber ist sie in Paris worden und hat uns kein Glück gebracht. Die sie gemacht haben, wußten nicht, was Schweizer sind, und wenn sie es errathen hätten, so würden wir eben keine Schweizer mehr gewesen sein. Doch fort damit! Es giebt auch heut noch Leute genung, die immer Alpenrosen im Munde führen, aber nie gemerkt haben, was schweizerisches Recht und Freiheit eigentlich seien. Sie meinen eben, wenn man nur keinen König über sich habe, so sei der Schweizer fertig. Das ist freilich nun so das Gröbste von der Sache.

„Hier ist die von Anno 1802, die sogenannte Mediationsakte. Das war schon ein besseres Werk und das Beste, das wir bis zur neuen Zeit gehabt haben. Der Bonaparte hat es gemacht und uns gegeben und daher war es immer bitterlich für

ein altes Kriegs- und Freiheitsvolk, wenn ein fremder Kaiser und Kriegsmann ihm das Gesetz machen mußte, das es selber nicht mehr zuweg bringen konnte.

„Das ist die von Anno 1814, das die Bundesverfassung von 1815; es ist Herrenzeug und zwar von kleinen Herren, die immer weniger über ihre Nase hinaussehen als die großen. Folgt die von Anno 1831, die ich eigentlich gesucht habe. Das ist die erste, die so recht unser eigenes Gewächs ist, drum hat sie auch schon bald dreißig Jahre hergehalten. Glaubt aber nicht, daß das ein sehr kühnliches und vollkommenes Werk sei oder war; vielmehr hat es einen ganz bescheidenen Anfang genommen. Seht, was ich da mit Bleistift durchgestrichen habe, da hatte die Stadt Zürich noch 71 Mitglieder in den Großen Rath zu setzen, ohne einen anderen Grund, als denjenigen ihrer früheren Herrschaft. Nachdem wir diese bescheidentliche Form unserer Selbständigkeit sieben Jahre getragen, haben wir endlich Anno 1836 gewagt, ganz aus dem Hühnerkorb herauszugehen und haben das Wahlrecht auf das ganze aufrechte Volk verlegt. Was geschieht? Nun geht je der zehnte Mann in die Wahlen, als ob die übrigen alle Falliten und Bestrafte wären, und dieser zehnte Mann macht ihnen so das Gesetz; das heißt sich freiwillig einer Bevogtigung unterziehen. Und dabei singt ihr, wenn ihr einen Schoppen im Leibe habt, mit euren neumodigen Fistelstimmen noch immer die schönsten Freiheitslieder! Habt ihr noch nie gesehen, wie einen gleichgültigen Mann, der an nichts in der Welt Theil nehmen mochte, als was seinen Bauch anging, diese Theilnahmlosigkeit noch stets zur Selbstverachtung führte? Das heißt, um seine Laster wie er meinte zu beschönigen, sagte er zuletzt: Es ist eben mit Allem nichts und mit mir auch nicht! Geradeso endet die träge Theilnahmlosigkeit eines Volkes immer mit der Mißachtung seiner Einrichtungen und mit dem Verlust seiner Freiheit. Ueberlaßt nur fünfzig Jahre lang die Bestimmung eures Schicksals einigen wenigen fleißigen Männchen, die nicht zu faul sind, in die Gemeinde zu laufen, so werden die euch schon eine Verfassung machen, welche euch der sauren Mühe des Lebens enthebt, ihr Nachtkappen, die ihr euch so davor scheut, als ob man euch in der Kirche die Nase abschneiden wollte!"

„Hoho!" sagte Heiri, „dann sind wir auch noch da! So lang ich aber mit der Sache, wie sie geht, zufrieden bin, so seh' ich nicht ein, warum ich immer laufen soll, wenn der Statthalter pfeift; wenn es mir einmal nicht mehr gefällt, so werde ich schon gehen!"

„So? Meinst Du?" erwiderte der Alte. „Das ist freilich eine besondere Art, seine Befriedigung zu bezeigen, wenn man sich versteckt und stille hält, wie eine erschrockene Maus. Wie sollen die, welche die Sache leiten, denn merken, daß sie es dir recht machen? Und wenn du mit einer Sache zufrieden bist, mußt du nicht trachten, daß sie Bestand habe und auf einen festen Grund gebaut sei? Der festeste Grund für ein Regiment ist aber die lebendige Theilnahme des Volkes. Ein Großrath, der von einer Kirche voll Bürger gewählt ist, hat ein ganz anderes Herz im Leibe, als einer, den einige Dutzend Männlein gewählt haben. Er hat vor diesen gar keinen rechten Respekt und ärgert sich über ihre kleine Zahl statt ihnen dankbar zu sein. Wie? Du bestellst zu jeder Tageszeit, sei die Hoffnung groß oder gering, dein Feld, damit es nicht an dir liege, wenn es fehlen soll, und du bist zu faul, alle vier Jahre einmal den Acker des Landes bestellen zu helfen, damit es nicht an einem kräftigen Erdreich fehle, wenn etwas wachsen will? Du magst nicht eine Stunde lang in die Kirche gehen, weil du ein Schaf auskegeln mußt? Glaubst du, das werde auf die Dauer Rathsmänner mit Haaren auf den Zähnen geben, die von solchen Zufriedenheitsleuten nicht sowohl gewählt, als wählen gelassen worden sind?

„Du pflügst und säest auf deinem Feld, ohne zu wissen, was du erntest, und doch bist du nicht verdrossen, es zu thun; da, wo du aber weißt, was du erntest, wo du dein Schicksal in der Hand hast, da scheust du dich zu säen und glaubst, es wachse

dennoch. Zuletzt aber wird es nicht mehr wachsen oder wenigstens nicht, was dir gefällt."

„Das ist Alles recht," sagte Heiri, „wenn es nur auf mich allein ankäme und wenn ein einzelner Mann die Wahlen machte!"

Der alte Berghansli zuckte die Achseln und erwiderte: „Das ist immer die Rede von deinesgleichen, und es ist eine falsche Bescheidenheit, die Zwillingsschwester deiner unächten Zufriedenheit. Wenn der Feind kommt, wenn Feuer ausbricht, wenn die Wasser austreten, so geht Jeder ungeheißen und Keiner sagt, auf den einzelnen Mann komme es nicht an. Es ist eine Gedankenlosigkeit, wenn du sagst, nicht so verhalte es sich mit der Ausübung stiller Bürgerpflichten, wie die Wahlen zum Beispiel sind. Wenn gleich unbemerkbar und langsam, so trägt im Gegentheil jeder einzelne Mann durch sein Wegbleiben zur allmäligen Abnahme des Allgemeinen bei, und jedenfalls möchte ich nicht immer mit Gewalt der sein, auf welchen nichts ankommt!

„Und wie steht es mit dir, Meister Peterli, du willst einen Stutzen kaufen? Das scheint schon was besseres, als ein Schaf auszukegeln. Aber ist es deine wirkliche Ausrede, oder hast du auch einen höheren oder tieferen Grund, wie dein wackerer Zufriedenheitsbruder?"

„Ich könnte allerdings," antwortete der Jüngste etwas trotzig und finster, „den Stutzen ebensogut an einem anderen Tage kaufen, obgleich ich nicht gern in der Woche im Land herumlaufe. Aber ich will es nur gestehen, daß mich die Wahlen nicht viel kümmern!"

„Und warum nicht?" fragte der Alte.

„Weil," sagte Peterli, „ich nicht so denke, wie mein Bruder, sondern im Gegentheil unzufrieden bin, da Alles am Schnürchen gezogen wird, wie jene Wiege, die eine listige Bauernfrau der Kuh an den Schwanz gebunden hat, damit das Kind einschlafe, während sie Bohnen steckt!"

„Nun," rief der Alte, „so geh' hin, du Schwerenöther und hau' das Schnürchen ab!"

„Wie soll ich es abhauen?"

„Geh' zu den Wahlen, ruf': hoho! hehe! Mach' Lärm und sag': Da fehlt's, dort fehlt's, der gefällt mir nicht, er hat dies und jenes gethan oder nicht gethan, den und den wollen wir wählen! Halte fest auf den und wenn er nicht durchgeht, so unterziehst du dich bis zum nächsten Mal und hast deine Pflicht gethan."

„Das ist eben die Noth," sagte Perli, „ich kenne Niemand, dem ich stimmen könnte, es ist Niemand um den Weg, es geht ja nichts vor, wobei man auf irgend Einen aufmerksam gemacht wird, es streckt Keiner den Kopf hervor, der ein neues Gesicht hat —"

„Der Rathssaal," unterbrach der Alte ernst, „ist kein Schneiderladen, in dem immer neues Zeug ausgehängt zu sein braucht; die neuen Gesichter erweisen sich zuweilen als bloße Gesichter, an welche sich durchaus kein ehrwürdiger Schimmel der Zeit und Erfahrung ansetzen will. Wenn du aber Niemand kennst, dem du deine Stimme geben kannst — wie willst du dazu kommen, einen kennen zu lernen, wenn du allen öffentlichen Verhandlungen, sei es in Angelegenheiten der Gemeinde, des Kantons oder der Eidgenossenschaft aus dem Wege läufst? Nur dort kannst du hauptsächlich beobachten, wie sich der und jener benimmt, und du mußt ein sehr unzugänglicher Gesell sein, wenn nach Verlauf einiger Zeit nicht irgend ein Mann den Eindruck auf dich macht, daß du ihn eher als einen anderen im Rathe sehen möchtest. Denn Einen von den Vorhandenen wirst du am Ende wählen müssen, wenn du überhaupt willst vertreten sein, da du nicht wirst warten wollen, bis gerade in deinem Wahlkreis ein solcher Prophet aufsteht, wie du ihn in deinem Kopfe ausgedacht hast. Darin hast du Recht, daß du Denjenigen so gut als möglich kennen lernen möchtest, dem du stimmen sollst; dazu ist aber nöthig, daß man selbst etwas Menschenkenntniß besitze und sich selbst auch Rechenschaft zu geben verstehe über das, worauf es ankommt.

„Du bist Feldschütz; um so mehr sieh' drauf, daß der Rathsmann, dem du eine Stimme giebst, auch eine Art Feldschütz sei, welcher auf unbestimmte Distanzen ind ohne künstliche Vorrichtungen zu schießen versteht auf dem Platz, auf den er ge- tellt wird, das heißt, daß er sein eigenes Gewissen frei und frank in der Hand trage, vie du deinen Feldstutzen, und es Angesichts der Ereignisse zu brauchen verstehe; urz, daß er seinen Schuß selbst lade und ihn abgebe auf sein eigenes Mannesgewissen md nicht so in das verabredete Haufengewissen hinein, wo Einer sich hinter dem Andern versteckt, und Alle sich gegenseitig mit schreckbaren Reden Muth machen müssen.

„Sieh' zu, ob Einer ein Urtheil über die Dinge habe, eh' er die Zeitung gelesen hat, und wenn es auch schlicht und kunstlos ist, oder ob immer nur nachher.

„Sieh' auch zu, ob Einer in allen Fällen mit seiner Meinung zum Voraus fertig ist, eh' er die Anderen gehört hat, und mit dem Vorsatz in die Berathung geht, auf nichts zu hören und keine Gründe auf sich wirken zu lassen; denn statt eines Solchen könnte man ebenso gut einen hölzernen Mann hinschicken.

„Einem, den man nie einsam sieht, der nie eine freie Stunde für sich lebt und denkt, sondern der jeden müßigen Augenblick hinter den Karten zubringt, gieb deine Stimme nicht, außer es wäre denn ein sehr kluger Mann; denn es giebt allerdings auch Solche, welche in Gottes Namen einmal nicht allein sein können und immer etwas treiben müssen.

„Einem, der bei jeder Gelegenheit mit allen Glocken läutet, seine Gegner im Großen Rath verächtlich und lächerlich macht und ihnen nachher lachend die Hand drückt, stimme bei Leibe nicht, denn ein Solcher wird in den großen Dingen nie etwas ausrichten.

„Stimme Keinem, der um dich herum geht, wie die Katze um den heißen Brei, oder der dir ein Gesicht macht, als ob er dich fressen wolle, wenn du ihm nicht stimmst; und auch Keinem, der dich fürchten würde, nachdem du ihn gewählt hast.

„Einem, der lügt, und wenn es auch für die gute Sache wäre, gieb niemals deine Stimme, und endlich auch keinem Weinfälscher oder Kartoffelbrenner."

„Gut," sagte Peterli, „da kann ich mich nur gleich auf die Beine machen, um alle die Beobachtungen noch bis um zwei Uhr anzustellen."

„Heute wirst du allerdings nicht mehr viel sehen können," erwiderte der Groß- vater, „aber um so nöthiger ist es, daß du den Anfang machst und gleich heute in die Versammlung gehst. Schon die Art, wie die Hervorragenden mit mehr oder weniger offenem Tone sprechen und wie sie drein schauen, wird dir für den Eint' und Andern einen günstigen oder ungünstigen Eindruck machen, welchen du nachher bei anderen Versammlungen und Geschäften weiter verfolgen kannst. Wenn du z. B. Einen siehst, der ruhig und in sich gesammelt auf seinem Platze verharrt und das, was er etwa zu sagen hat, ohne Zögern und mit Sicherheit vorbringt, aber mit wohlwollendem Blicke, so wird er dir besser gefallen, als vielleicht Einer, der beständig umherläuft, von Einem zum Andern, sich geschäftig erweist, die Versammlung mit gierigen Habichtsblicken be- lauert, und fortwährend wie von einem bösen inneren Feuer verzehrt zu sein scheint; obgleich damit nicht gesagt ist, daß dieser nicht vielleicht eine ehrliche, wenn auch ehr- geizige Haut und Jener ein durchtriebener und listiger Patron sein kann. Aber dein Instinkt für Jenen kann dennoch der richtige sein, da die Selbstbeherrschung für einen Rathsmann eine Haupttugend ist und niemals ohne gute Früchte bleibt.

„Doch wie steht es mit dir, Meister Jakob? Du scheinst mir den ernsthaftesten Abhaltungsgrund zu haben, da du eine Frau suchen willst. Aber könnte man nicht sagen, du würdest dazu ein besseres Recht erwerben, wenn du vorher deine Bürger- pflicht erfüllst? Denn wenn du Hausvater wirst, so bist du mit doppelten Banden an das öffentliche Wesen geknüpft, welches lediglich aus den gesammten Familien des Landes besteht und den Bestand desselben schützt."

„Nun," sagte der Brautschauer, „ich glaube, eine Frau könnte ich auch morg und übermorgen noch bekommen. Aber offen gesagt, habe ich auch noch einen ander Grund, mich nicht stark um die Wahlen zu bekümmern, wenn etwas Besseres thun ist."

„Und das wäre?"

„Ei," fuhr Jakobli fort, „man hat mir gesagt und es scheint mir auch s unser kantonales Wesen mit seinem Großen Rathe habe nicht mehr viel zu bedeut Alles dränge jetzt der Einheit zu, der Auflösung der Kantone in ein Ganzes, d Kleinen in das Große, und da muß ich gestehen, daß ich keine Freude habe, leer Stroh dreschen zu helfen!"

„So?" rief der Alte, fast heftig auffahrend, „pfeifst du auch aus dem Loch Was willst du mit deiner Schweiz ohne ihre alten und neuen Kantone? Eine au gefressene Schüssel, ein leeres Faß würde sie sein, ein weggeworfener Bienenkorb oh Waben, ein in ein Haferfeld, auf dem die Rosse weiden, umgearbeiteter Garten würd sie sein! Nein, er ist schön, der rothe schweizerische Bundes- und Waffenrock, aber ei politischer Schmutzfink ist, wer nicht sein reinliches, selbstgewobenes Hemd ehrbare Standeslebens darunter trägt; es ist stattlich, das rothe Ehrenkleid der Helvetia mi dem Kreuz auf der Brust; aber höchst ehrbarlich und von gutem Herkommen zeugen sind die zweiundzwanzig schneeweiße Hemdchen, welche sie im Kasten hat, das Züriche rische mit einem weiß und blauen Schildlein am Herzschlitz. Ohne Bund giebt e keine Eidgenossen, ohne Kantone keinen Bund, ohne Wetteifer im Großen und Guten keine Kantone: das ist der Steinschnitt im Gewölbe unseres Vaterlandes.

„Daß aber unser Kanton in diesem Wetteifer rühmlich vorangehe, das hängt von dem Großen Rath ab, den wir heute zu wählen haben. Er soll eine Leuchte sein unter den Kantonen in Erfüllung der Bundespflicht wie in Verwaltung und Fort-bildung seiner selbst, ein Erhalter der fruchtbringenden Mannigfaltigkeit unseres Schweizerlandes, und hoffentlich wird die Zeit bald kommen, wo die Kantone von ihrer ersten Verblüffung, welche sie über dem lustigen Getümmel der neuen Bundes-einrichtung beschlich, sich erholend, von ihrem Vorschlagsrechte Gebrauch machen und in eidgenössisch-lebendiger Bewegung mit einander wetteifern.

„Also jetzt nur aufgebrochen und mitgekommen, wer ein guter Eidgenosse und ein guter Züricher ist, Keines ohne das Andere, die Hälfte davon wird nicht ange-nommen!"

Die drei Wahlscheuen getrauten sich nicht länger, dem Alten davon zu schleichen, sondern gingen willig mit ihm den Berg hinunter.

Der schöne Maientag und der frische Muth des Greisen weckten auch ihre Züricherherzen auf und sie wurden noch auf dem Wege, nach Art aller Neubekehrten, so eifrig für die Sache, daß sie unter einander verabredeten, für diejenige Gemeinde, aus welcher verhältnißmäßig die wenigsten Mannen werden gekommen sein, einen eigenen Uebernamen zu erfinden und ihn derselben anzuhängen für die nächsten vier Jahre, bis sie von einer anderen Gemeinde abgelöst sei.

Das Ergebniß der beendigten Wahlen war in diesem Kreise eine Art Mittelgut, hausbacken und gewöhnlich in der ruhigen Zeit, trotz einiger Aenderungen, welche statt-gefunden in Folge natürlichen „Hinschiedes" einiger Räthe. In solchen Zeiten ist immer ein sanftes Gras nachgewachsen, das nun zunächst steht und zum Blühen kommt.

Da wurde gewählt ein sogenannter Zehenstrecker, d. h. ein Mann, auf den das Volk nicht aus freien Stücken verfallen, den es nicht „sehen" würde, wenn er sich nicht bei allen Wahlanlässen jedesmal auf die Zehen stellte, bettelnd und schreiend die Hand erhöbe, wie die Kinder unter dem Kirschbaum. Nachdem das Volk sich Jahr-zehende lang erst nach dem Zehenstrecker gar nicht, dann etwas verwundert umgesehen, wird es endlich aufmerksam und giebt ihm versuchsweise und lächelnd die ersehnte Stelle. Denn er ist über seiner ewigen Bewerbung ein geriebener Gesell geworden,

der einen anscheinend ordentlichen Geschäftsdunstkreis um sich her aufgeregt hat. Eine Million Projektchen und Vorschläge hat er gemacht und jedesmal an den Wahlen in Umlauf gesetzt. Ein Kanälchen hat er ausgeheckt, um die Gemeindetreffermühle zu treiben, die Erzielung einer Ziege mit fünf Zitzen hat er erfunden und was dergleichen Dinge mehr sind, aus denen zwar nie etwas wurde, die er aber in hundert Versammlungen und Vereinen besprach, in der Presse künstlich angreifen ließ und nachher vertheidigte. Er handhabt die verdeckte Selbstangreifung wie ein Meister und die Reklame wie ein Künstler.

Da er nur Einen Grundsatz kennt, der lautet: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! so ist er je nach Umständen Jedermanns Freund und Jedermanns Feind. Diese Stellung weiß er dann immer für eine Parteistellung auszugeben, obgleich er politisch so leer ist wie eine taube Nuß.

Ein solcher Zehenstrecker also wurde gewählt; denn das Volk will zuweilen auch solche Käuze haben; es sorgt stets für die Mannigfaltigkeit und Vollzähligkeit der Gestalten auf seinem Schachbrette.

Ferner wurde gewählt, ebenfalls spät, ein Alter, der sich seit dreißig Jahren gegenüber jeder herrschenden Partei die „junge Schule“ nannte, obschon er kein Härlein mehr auf dem von Vorurtheilen des Alters vollgepfropften Schädel trug. Dieser wurde gewählt, weil er unter den Unmündigen und Frischkonfirmirten allerhand Schaden und Thorheiten anrichtete und heimlich versprochen hatte, die jungen Schuljahre nunmehr abzuschließen und die Zeit der männlichen Reife anzutreten, wozu er jetzo in den schönsten Jahren stehe.

Auch wurde ein sogenannter Früh-Gemeinnütziger gewählt, d. h. Einer, der schon vor seinem zwanzigsten Jahre den gemeinnützigen Gesellschaften der Gemeinde, des Bezirkes, des Landes und der Eidgenossenschaft angehört hatte und nun nach wiederum zwanzig Jahren durch seine vielfachen Missionen und Arbeiten einen ganz schätzbaren Vorrath von Kenntnissen und Erfahrungen erworben und ein brauchbarer Redner über Alles war, welcher der Gegend wohl anstand.

Ein stiller Mann, welcher plötzlich eine Million geerbt, wurde sodann gewählt, da man ihn für Steuern und Geschenke fürchterlich zu schröpfen gedachte und hiefür in guter Laune erhalten wollte. Schon hatte er eine neue Feuerspritze, ein Kirchenfenster, eine Orgel, drei Kadettentrommeln und eine Gemeindefahne gestiftet und Mehreres versprechen müssen.

Zum Schluß wurde ein noch stillerer Mann, ein bestandener Parlamentshecht erkürt, als Vogt über diesen ganzen parlamentarischen Nachwuchs, der denselben mit wenig Worten in Ordnung zu halten und zum Nutzen der löblichen Wählerschaft zu verwenden hatte.

Nach beendigter Wahlhandlung aber saßen die drei Brüder in einem Hinterstübchen des Wirthshauses zusammen und ermittelten nach ihren gemachten Erhebungen diejenige Gemeinde, welche am schlechtesten vertreten gewesen, um ihr den besagten Spitznamen zuzumessen und unter die Leute zu bringen. Die Brüder selbst waren zwar bei ihrem Mangel an Erfahrung in der Hast um ihre Stimmen gekommen, sie wußten kaum wie, und ihr gemeinschaftliches, krummgespitztes Bleistiftendchen hatte sich, von einem eigenen Wahlkobold beseelt, fast gegen den Willen der Schreibenden bewegt. Jeder verschwieg den beiden Andern, daß er gar keine rechte Zufriedenheit an seiner Stimmgebung empfinde und sich für übertölpelt halte.

Vielleicht gerade aus Aerger darüber war ihr Eifer nun groß und sie saßen mächtig zu Gericht.

Es ergab sich, daß es die Bürger von Nebenheim waren, von welchen allein ein alter, halbtauber Ehegäumer sich auf dem Platze eingefunden. Jakob, der die Frau hatte besehen wollen und nun der Grimmigste war, eröffnete, nachdem die Namenfinder eine gute Weile fruchtlos gebrütet, seine Meinung dahin, daß „Nebenheimer“

an sich ein guter Spitzname werden könne für solche, die überall daneben kommen; daß zwar der Titel des erschienenen Ehegäumers auch eine ironische Bezeichnung für alle diejenigen geben würde, welche so lässig ihres Rechtes warteten; daß aber endlich gerade die Anwendung des Namens der Nebenheimer auf alle trägen Bürger die empfindlichste und abschreckendste Strafe wäre, da gewiß künftig jede Ortschaft sich hüten würde, ihren erhabenen Namen einer solchen Gefahr auszusetzen.

Die zwei Beisitzer Jakobs, welche von allen den heutigen Verhandlungen ganz erschöpft waren, erklärten sich mit seinem Vorschlage einverstanden und übertrugen ihm auch, den vereinbarten Uebernamen öffentlich zu verkünden „auf ihm geeignet scheinende Weise", auf, worauf sie sich stracks unter das junge Volk machten.

Inzwischen saß Vater Berghaus in einer Laube vor dem Hause, neben dem offenen Fenster des Berathungsstübchens seiner Enkel, weit ab vom Getümmel der Leute, und schaute über die blühenden Felder hinaus. Indem er so in den Sonnenschein blinzelte und dabei ein röthliches junges Dornzweigelchen im Munde hielt, erspähte er den alten Ehegäumer von Nebenheim, der, seinen thurmartigen, schwarzlackirten Strohhut wie ein Staatsmann in der Hand tragend, würdig einherschritt, an der Seite eine schlanke Mädchengestalt. Die Art, wie dieselbe ihre natürliche Raschheit mäßigte und neben dem langsamen Gange des alten Mannes die unnatürlich keck ausholenden Schritte elastisch anhielt, gab einen gar anmuthigen, beinahe feierlichen Anblick.

Berghansli erhob sich und winkte dem Paare, und es näherte sich bald der Laube, während das Mädchen vorsichtig einen schnellen Blick über den Platz warf aus ernsten braunen Augen.

Da man von dem alten Nebenheimer sagte, er wolle sich zu einer verheiratheten Tochter zurückziehen und wünsche nur das gegenwärtige Mägdlein, das Kind einer andern verstorbenen Tochter, das bisher bei ihm gelebt hatte, irgendwo wohl anzubringen, da man nicht minder vom Berghansli wußte, daß er einen seiner Enkel und zwar den Jakob, zu einer wackeren Verehelichung anhalte, um sein häusliches Wesen noch vor seinem Tode fortgesetzt zu sehen, so gewann dieses Zusammentreffen sehr den Anschein einer verabredeten Sache.

Wie dem auch sein mochte, so geschah es jetzt, daß Jakob gerade um die Ecke trat, um dem Großvater die Schlußnahme wegen des Spitznamens und deren Tragweite zu eröffnen, als auch der Nebenheimer mit der Jungfrau anlangte, welche die goldene Kette ihrer Vorfahrinnen wie ein Bürgermeister über den Spitzen und Stickereien ihres Sonntagsstaates und einen grünen spitzigen Roggenhalm gleich einem gestrengen Scepter an der Hand trug.

Jakob ließ den Mund, aus welchem er seine politische Mittheilung hatte wollen ertönen lassen, so lange offen stehen, daß die Fremde volle Zeit gewann, sich von ihrem Erröthen zu erholen und dasjenige Benehmen innezuhalten, welches bei solchen sogenannten ersten Zusammenkünften als ersprießlich erscheint und weder etwas verdirbt noch vergiebt.

Es war allerdings eine solche Zusammenkunft, wie sich immer deutlicher zeigte. Jakob hatte seine Frau auf einer Seite suchen wollen, die dem Alten gefiel, und dieser die Sache ohne Jenes Wissen auf den Wahltag angeordnet.

„Siehst du," sagte er scherzweise, „du hast heute, glaub' ich, eine Mädchenschau abhalten wollen und nun bekommst du unverhofft noch die Allerschönste zu sehen!"

„Sie ist allerdings schön!" erwiderte Jakob immer noch verwundert, daß er diese Entdeckung noch nie gemacht, und ganz unbefangen.

Die Jungfrau aber wiegte ihren Roggenhalm und ließ seine Blattstreifen unverfänglich durch die Finger laufen; die Begebenheit endigte für heute damit, daß Berghansli und sein Enkel, nachdem die kleine Gesellschaft eine Erfrischung zu sich

enommen, den Ehegäumer von Nebenheim und seine Enkelin eine gute Strecke Weges ach Hause geleiteten.

Auf dem Rückwege sagte Berghansli, indem er bei Sternenschein ungesehen twas lächelte:

„Wie steht's denn mit dem Spitznamen für die Nebenheimer, den ihr in der Stube ausgemacht habt? Hast du die Sache besorgt?"

Ganz verblüfft antwortete der Junge: „Diese Teufelei hab' ich bei Gott ganz ergessen! Allein — nun haben wir da die Bekanntschaft der guten Leute gemacht; h glaube, das Mädchen würde mich dauern, auch ist ja ihr Großvater der Einzige, er gekommen ist!"

„Es ist mir recht," sagte der Alte ernster, „wenn dir das Mädchen gefällt und r einig werden könnt. Wenn die Sache mit dem Spitznamen aber nicht eine Thorheit gewesen wäre, da dergleichen nie etwas nützt, so würde ich doch sagen, es soll das rste und letzte Mal sein, daß du wegen eines Weibsbildes eine politische Thathandlung nderst oder unterlässest! Siehst du, Meister Jakob, so kommt es, wenn man von er Kälte in die hitzigen Anläufe hineinfällt. Immer gleich und stets geübt, das macht den Mann!"



Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von **Marie Herzfeld.**

(1. Fortsetzung.)

III.

„Wie heißt Du denn?"

„Fanny Ma'dajethe Holmsen."

„Nein wirklich! Wie alt bist Du eigentlich?"

„Eideutlich werde ich am neunten Janua' fünf."

„Ist das aber merkwürdig! Du bist ja ein gescheites kleines Mädchen!"

„Ja."

„Hehe!"

„Und wenn ich djoß bin, so werde ich noch defeiter."

„Ja, was wirst Du denn da?"

„Dann werde ich Sauspielesin."

Frau Holmsen und Jungfer Henriksen mußten beide lachen.

„Rechtsanwalt Lehmann drüben hat ihr das in den Kopf gesetzt", erklärte Frau Holmsen.

Die Unterhaltung floß träg dahin. Sie lächelten einander zu und redeten süß; aber jeden Augenblick stockte das Gespräch, und so füllte man nur mit Fanny's Hülfe die Pausen aus. Frau Holmsen wartete auf Lea und Tom. Warum kamen sie nicht? War ihnen etwas? Waren sie krank? ausgehungert, so daß sie nicht zu gehen vermochten? Hatten sie nicht genug Kleider, um sich zeigen zu können?

Sie saß und schielte verstohlen nach Jungfer Henriksen und sann darüber nach, was wohl in ihr wohnen möge. Konnte in solch einer Person etwas Gutes stecken? Sie schaute nicht so aus: sie war ein dünnes, mageres Wesen mit steifen Bewegungen, die Augen waren klein und kalt, die Lippen bleich; die Stimme bekam leicht einen scharfen Klang; man konnte sie für ein Geizkragen halten. Allein das war sie ja doch unmöglich, da er es mit ihr aushielt; da mußte sie ja doch schön oder gut sein, sollte man denken, und sintemalen sie nicht schön war — wessen sie Niemand beschuldigen konnte —, so mußte sie es demnach aller Wahrscheinlichkeit im Gemüth haben. Obwohl es ganz unglaublich war, womit die Männer fürlieb nahmen, wenn sie nur unverheirathet bleiben durften! — Oder vielleicht machte er ihr nur des Geldes wegen den Hof? Er war zu allem fähig. Und Geld hatte sie wohl genug. Alles ringsum zeugte von Wohlstand, ihre Kleidung, die Ohrringe und der übrige Goldschmuck —, die Möbel aus Birken- und Walnußholz mit Rips- und Plüschbezug, die feinen Teppiche und die großen prächtigen Oeldruckbilder an den Wänden . . . ach ja, so ein Modehandel muß ein einträgliches Geschäft sein!

— Da kamen die Kinder! frischgewaschen und nett; in einem Satz war sie bei ihnen, beugte sich herab, nahm sie in die Arme, küßte sie, weinte; o Gott sei Lob und Dank! So schlecht sahen sie doch nicht aus.

Sie schauten eher gut aus; etwas knapp gekleidet schienen sie wohl, aber ganz und rein, und was die Hautfarbe betraf, — du lieber Himmel, alle Kinder waren blaß in Kristiania. Sie hatte sich mehr gesorgt, als noth that. Erziehung bekamen sie offenbar auch; sie hatten Mama recht artig begrüßt, und still und brav waren sie, daß Fanny im Vergleich zu ihnen sich ausnahm, wie eine kleine Wildkatze. Genau genommen that ihr wohl gerade ein kurzer Aufenthalt hier gut. Zu Hause, in der Kleinstadt, hatte sie mehr als gebührlich ihren eigenen Willen gehabt, bei Jungfer Henriksen würde es vielleicht etwas Zucht setzen, und das konnte ihr gewiß nicht schaden.

Frau Holmsen brachte die Angelegenheit zur Sprache, und Jungfer Henriksen gab eine gnädige Antwort. Es blieb, wie sie geschrieben, sagte sie. Herr Holmsen war ihr im Geschäfte durch Buchführung und durch Ordnung von allerlei Schwierigkeiten so nützlich gewesen, daß sie auch ihm gegenüber so entgegenkommend wie möglich sein wolle. „Ich weiß zwar, was die Leute reden", fügte sie bei, „jedoch — wenn man auf Geschwätz hören würde, wäre man bald grauharig". Uebrigens sei sie stets eine Kinderfreundin gewesen, und wenn es sich gar um Kinder handelte, welche sozusagen heimathslos dastünden, — und wenn Frau Holmsen keinen anderen Ausweg hatte, — es war immer so schwer, etwas abzuschlagen. Sie glaube wohl, daß sie verstehe, Kinder zu behandeln; in dieser Hinsicht brauche Frau Holmsen sich keine Sorge zu machen, Fanny sollte es haben wie die beiden Anderen; mehr würde Holmsen selbst nicht verlangen. Sie hatte mit ihm persönlich über die Sache gesprochen; und ihm zu Liebe, wie gesagt, . . . und da Frau Holmsen in solcher Lage sei. . . .

Frau Holmsen war verstummt. Sie ließ Fanny zurück und ging mit übereinandergebissenen Zähnen und mit heißen Augen fort. —

— Es stand gut mit Bruder Nils, jedoch mit seiner Gattin Marie stand es minder gut. Sie wanderte träumend und fremd im Hause herum und nahm an gar nichts Theil. Ein halbtoller Theolog hatte ihr eingeredet, sie werde mit ihm und einigen Anderen lebend in den Himmel entrückt werden; so ging denn Marie Petersen und wartete auf diese Begebenheit und hielt sich zu jeder Stunde bereit, damit der Bräutigam, wenn er kam, sie nicht schlafend finde. Das Dienstmädchen führte das Haus und Alles ging so gut, wie es eben möglich war. Bruder Nils hatte Recht gehabt: das war kein Ort für Fanny.

Frau Holmsen dagegen hatte es ganz angenehm und war außerdem so glücklich, ei den Schwestern Mehlum in der Prinzengasse Unterkunft zu finden. Der Mode=alon der Schwestern Mehlum war einer der angesehensten der Stadt.

Hier lernte sie Kleider machen und hörte Geschichten; — die Mädchen, mit elchen sie beisammen saß, wußten mehr, als ihnen eigentlich gut that. Gegenwärtig eschäftigte sie das große Fallissement; die Hauptfrage war, ob die vornehmen Ver=andten des Großhändlers ihn vor dem Zuchthause retten konnten. Seine Liebes=benteuer wurde eingehend und sachkundig erwogen und es ging ganz deutlich daraus ervor, daß der Großhändler auch in dieser Richtung ein Ärger gewesen. Allerdings ab es einige, die behaupteten, er sei durchaus nicht der Aergste. Ein Mensch, wie homas Thronby, habe noch mehr Sünden auf dem Gewissen, — von Henrik Lund ar nicht zu reden. „Aber Henrik Lund, — der hatte dafür wieder diese Frau —; e war ja auch nicht viel besser. Ja, ja, die war schon von der richtigen Sorte; sie atte mehr Geschichten als Frau Grom und Madame Strikkenbach. Es war wirklich hwer zu entscheiden, wer von ihnen die schlimmste sei; man durfte ihnen niemals echt trauen, diesen feinen Damen. Das sahen wir, als damals der große Skandal n's Licht kam; denkt Euch, sie hielten sich ganz gewöhnliche Burschen, die sie ezahlten . . . Und da sie zur Polizei mußten, — denn so weit ging es, daß die olizei einschritt, — ja, denkt Euch: sie wollten sich noch vertheidigen." „Was sollen ir machen?" sagten sie; „unsere Männer haben ihre Mädchen!" —

Es war wohl am klügsten, nicht Alles zu glauben, was man hier hörte, dachte rau Holmsen. Jedoch die Stadt mußte ohne Zweifel sich verschlechtert haben. In hrer Jugendzeit hatte sie wohl von untreuen Männern vernommen, allein von untreuen rauen niemals. Ja, unter ganz simplen Leuten vielleicht . . . und dann ein ver=inzeltesmal unter den allerfeinsten, — wie z. B. die Kammerfrau, die jedesmal auf's chloß mußte, wenn der König da war; aber das war ja ganz etwas Anderes. — un, es würde hübsch aussehen in der Welt, wenn die Frauen nun begönnen mit en Männern um die Wette wild zu leben! —

— Es wurde ein unangenehmer, nasser Herbst, ewiger Regen und Koth, so daß ie Stadt sich nicht gerade gut ausnahm. Natürlich! etwas mußte ja die Freude ören! Und am schlimmsten war es mit den Füßen; der Schuster hatte schon dafür esorgt, daß die Sohlen nicht wasserdicht waren. Jedoch lustig blieb es dennoch in er Stadt.

Es wohnte so viel Lebhaftigkeit in den Leuten; man ging hier nicht und trabte nd troddelte herum, wie unter den Bauern droben; man fühlte ordentlich neuen uth in sich, wenn man blos auf die Straße kam.

Und wie groß die Stadt wurde! Frau Holmsen genoß es wie ein Märchen. itten im Stadttheil, wo sie daheim war, wo sie jeden Stein, jedes Loch, jede füße gekannt hatte, — stand sie fremd und verwirrt in den neuen Straßen, die sie iemals vorher gesehen; sogar der Erdboden hatte sich verändert; Höhen waren ver=hwunden und Senkungen ausgefüllt.

Jedoch Jungfer Henriksen wurde ihr stets antipathischer und ihr Verdacht, daß ie Kinder es im Hause nicht hatten, wie sie sollten, wurde immer stärker. Es eutete gewiß auf nichts Gutes hin, daß Lea und Tom so still geworden. So oft ie einmal mit ihnen allein beisammen war, schmiegten sich die Kinder an sie und aten, mit ihr gehen zu dürfen; „ich möchte mit dir nach Hause, Mama", jammerte om, „ich möchte mit dir! Kam dann Jungfer Henriksen wieder herein, so stahlen ie sich hinweg, jedes in seinen Winkel, ganz verbrechenbewußt anzuschauen. Fanny, ie sich noch nicht zu beherrschen verstand, schrie wie besessen, so oft die Mama sich eigte: „ich will mit! ich will mit!" Und es wurde immer schwieriger ihr zu ntkommen.

Frau Holmsen brachte ihnen gern etwas Gutes mit, besonders am Sonntag und es war traurig anzusehen, mit welcher Gier sie es verzehrten. Und der böse Blick, mit welchem Jungfer Henriksen sie dabei betrachtete! Lea, die am meisten Herrin über sich war, steckte in der Regel das Brödchen in die Tasche, mit der Bemerkung, sie wolle es essen, wenn sie „hungrig würde;" — ja wohl, das redet sie einer Anderen ein! — „Kindern thut es nicht gut, zwischen den Mahlzeiten zu essen," erklärte Jungfer Henriksen.

„Ich denke, es thut ihnen gut, zu essen, wenn sie hungrig sind," meinte Frau Holmsen.

„Sie glauben doch wohl nicht, daß sie bei mir hungern?" fragte Jungfer Henriksen mit gezwungenem Lächeln.

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie so . . . unmenschlich sind," antwortete Frau Holmsen zögernd; „aber ich möchte auch wissen, wie es einem in der Todesstunde zu Muthe wäre, der sich erinnerte, daß er ein Kind habe hungern lassen!"

„Mir ist nicht so zu Muthe," sagte Jungfer Henriksen, „und Sie brauchen der Kinder wegen sich wahrhaftig nicht in Unkosten zu stürzen."

„O, wie ich merke, haben sie noch Platz für das, was sie von mir bekommen," erwiderte Frau Holmsen.

Es gab kleine Scenen. Die beiden Frauen vermochten sich so in Wuth zu bringen, daß sie schließlich um einander herumgingen wie die Katzen; jeden Moment hielten sie sich gegenseitig die Krallen unter die Augen; es zuckte in ihnen vor Lust auf einander loszufahren. Es dünkte Frau Holmsen schrecklich, sich nicht die Zügel schießen zu lassen; jedoch, was war zu thun; sagte man ein Wort, so hieß es gleich „Bitte sehr! nehmen Sie Ihre Kinder nur wieder mit! Ich lege Ihnen nichts in den Weg! Bitte sehr, bitte sehr!" — pfui, welch' eine Person!

Wenn jedoch die Kinder wirklich hungerten, so wollte und mußte sie Mittel und Wege finden. Und wenn sie selbst zu Holmsen müßte, — um der Kinder willen thäte sie auch das. Und wenn sie deswegen kam, so würde er wohl ein Einsehen haben; wie wenig Herz er auch sonst für seine Kinder zeigte, er begriff doch, daß sie essen mußten.

Sie suchte die Bekanntschaft von Dienstmädchen, Scheuerweibern und allen möglichen anderen Leuten aus dem Hause, in welchem Jungfer Henriksen wohnte und da erfuhr sie allerlei. Es war Gott und aller Welt bekannt, daß Jungfer Henriksen mit dem Essen kargte und daß die Kinder Prügel bekamen; das konnte man ja in der ganzen Straße hören. Es war dies überhaupt kein Aufenthaltsort für Kinder. Holmsen saß fast jeden Abend bei der Dame droben und lärmte und zechte, und um welche Zeit er fortging, — „ei, das bemerken wir ja am Morgen. Sie, diese Närrin, bildet sich ein, er wolle sie heirathen; jedoch wir werden schon sehen, was geschieht, wenn er einmal ihr Geld durchgebracht hat — und das dauert gewiß nicht mehr lang. Nein, wäre ich an Ihrer Stelle, so kämen mir die Kinder aus diesem Haus, und zwar lieber heute als morgen."

Frau Holmsen suchte ihren Mann auf; er hatte sich gut verborgen, allein sie fand ihn. Und sie erzählte ihm, daß seine Kinder hungerten. Jedoch er war noch derselbe herzlose Mensch, der er immer gewesen. Er wollte von nichts hören, ging nur im Zimmer auf und ab und wandte sich weg. „Natürlich, ja," knurrte er, „Geklatsch und Geschwätz, das ist etwas für Dich." Sie bettelte und bat, sie weinte zum Schluß, sie machte ihm Vorstellungen, die ihn rühren mußten, und wenn er ein Stein war; nichts verfing bei ihm. Ob er noch immer keine Ruhe haben könne vor ihrem Gejammer, fing er an. Ob sie sich denn vorgenommen, ihn bis in's Grab zu verfolgen? Für die Kinder habe er Alles geordnet, so gut es ihm eben möglich gewesen sei, — „es ist also überflüssig, daß Du wegen dieser Sache den

mtmann droben beschwerlich fällst. — Ja, meinst Du denn, ich wisse nicht, — daß u mich unter Aufsicht stellen willst wie einen Landstreicher? . . . Merkwürdig genug, aß Du mich nicht auch zu Zwangsarbeit willst anhalten lassen!"

„Ach Du, — Du machst Dich von Allem los; Du hast es schon auf die Art nzurichten gewußt!"

„Was soll ich denn eigentlich anfangen, Weib? Von meinem Besitzthum droben ast Du mich zu befreien geholfen und ein anderes habe ich noch nicht erworben . . . erde es wohl auch nie; mir ist das Ganze zuwider, kümmere mich den Kukuk rum . . . pah, was verstehst Du davon!"

„Nun natürlich, ich verstehe gar nichts; aber so viel weiß ich doch, — wenn u mir gäbest, was Du verjubelst . . ."

„Geh' zum Teufel, Madame! nun habe ich genug von Deinem Zeug, verstanden? dieu!"

Er griff nach seinem Hut und verschwand durch die Küche. Da stand sie nun.

Weinend ging sie heim.

Ach Gott, wie hoffnunglos und schlimm und schrecklich Alles schien! Nirgends Jemand, an den man sich wenden kann; er, der der Nächste sein sollte, der Allerärgste!

Er war noch ärger als früher. Und so verkommen! Herrgott, das sollte der Waldkönig sein! — ja wol, ein schöner König! Er besaß nicht einmal ein Zimmer für sich; die Kammer, die er beim Bierhändler Simonsen inne hatte, wurde zugleich ls Herberge für Reisende benutzt. Und wie er aussah! — Kopf und Beine bierschwer, voll Schmutz und Koth, in zerrissenen, schäbigen Kleidern, vom Trinken fett, mit gelbfahlen Wangen, die Haare ungekämmt und feucht in die Stirn hängend, der Bart ungepflegt und ruppig, die Augen noch heiß und rot vom letzten Rausch; über dem Ganzen ein Ausdruck von krankhafter Wildheit; was man vor sich sah, war einfach ein Trunkenbold! — Und mit diesem Menschen war sie verheirathet gewesen. Dieser Mann sollte Vater sein; auf ihn sollten die Kinder sich stützen. Arme Kinder! Arme Kinder!

Etwas Hilfloseres als diese kleinen Kinder gab es doch wahrhaftig nicht. Sie konnten ja nicht einmal auf ihre Eltern bauen, nicht einmal auf die eigenen Eltern.

Sie quälte und sorgte sich wegen der Kleinen, bis der Kopfschmerz kam und sie fast arbeitsunfähig machte. Nun nahte die Zeit, wo sie an die Rückreise denken mußte; wie würde es ihr da ergehen? Sie dachte vor und zurück, zurück und vor; sie kam damit nicht weiter; allein die Gedanken ließen sie nicht los. Manchmal war ihr, als schaute sie hinein in eine endlose Nacht; sie hatte keine Stütze außer Gott, und keine Zuflucht außer Thränen.

Nils redete nach Kräften und Vernunft mit ihr. Die alten Weiber droben hatten geschwätzt; sie waren natürlich in Unfrieden mit Jungfer Henriksen — simple Leute waren mit einander stets in Unfrieden —, und da rächten sie sich nach Weiberart mit der Zunge. Wenn die Kinder menschlich aussahen, so hatten sie es auch wohl menschlich. Natürlich aßen sie gern Weizenbrödchen und natürlich weinten sie und wollten zur Mutter; das bedeutete aber nichts; das thäten alle Kinder.

Von Holmsen müßte sie nicht zu schlimm denken. Er mochte so schlecht sein als er wollte, so war er doch kaum der Mann, seine Kinder mißhandeln zu lassen. Er liebte sie in seiner Weise, meinte Nils; besonders der Knabe war sein Augapfel. Es hätte keinen Sinn zu glauben, daß er sie hungern lasse.

Frau Holmsen hörte dies manchmal an; jedoch plötzlich saß sie dann wieder da und weinte. Und als der Tag der Abreise kam, hätte sie die Kinder fast mit sich genommen.

Es war unerträglich, die armen Verschüchterten in ihrem Winkel stehen und schluchzen zu sehen, als ginge es an ihr Leben. Sie konnte sie nicht verlassen.

Jungfer Henriksen mußte der Sache schließlich ein ernstes Ende bereiten; „es ist doch nicht der Mühe werth, sie länger als nöthig zu quälen“, sagte sie und jagte Lea und Tom hinaus.

Frau Holmsen hätte sie zerreißen mögen. Füglich kam sie aber doch zu Vernunft und reiste ab. Der liebe Gott würde auf die Kinder sehen; Nils hatte auch versprochen, sie nicht aus den Augen zu verlieren; was sich nicht ändern ließ, mußte seinen Lauf haben.

Jedoch die weinenden Kinder verfolgten sie auf der ganzen Heimfahrt. Sie hörte sie durch den Lärm der Eisenbahn hindurch; bei jeder Station mußte sie aussteigen und nachschauen; ihr schien, als kämen sie ihr nach, riefen sie, streckten die Arme nach ihr aus, bäten sie zu warten, zu warten; — besonders deutlich hörte sie das Weinen des kleinen Tom.

Und zu Hause wurde es auch kaum besser. Die zwei Kleinen standen vor ihr, Tag und Nacht, in Gedanken und Träumen und unruhigen Phantasien; sie konnte nicht begreifen, daß sie die Kinder verlassen hatte, sie mußte toll gewesen sein. Es gab keine andere Möglichkeit; — sie mußten wieder heim. Sie konnte nicht leben, ehe sie ihre Kinder in Sicherheit wußte.

Sie bekam ein paar Kleider anzufertigen und rechnete aus, bis Weihnachten müsse sie so und so viel verdient haben; mit Fanny's drei Thalern gab das förmlich eine Summe. Dann miethete sie eine billige Wohnung und schränkte sich ein; man konnte jetzt ebenso wie früher von Mehlkoch und Kartoffeln leben. Also schrieb sie an Holmsen und bat und beschwor ihn, ihr nach Weihnachten mit ein paar Thalern zu helfen; in diesem Fall wolle sie die Kinder stracks nach Hause nehmen und mit Gottes Hilfe selbst für ihren Unterhalt sorgen.

Hierauf wurde sie ruhiger; nur der Kopfschmerz hielt an. Er wurde nach und nach ärger, so daß sie manchmal im Bett bleiben mußte. Und wenn ihr schlecht war, ging es nicht mit Mehlkoch und Häring. Sie mußte sich Speise schaffen, die den Appetit reizte. Fanny aß wie ein Drescher. Da die Wohnung kalt war, verbrannte man eine Menge Holz. Frau Holmsen begann fast zu bereuen, daß sie wegen der Kinder geschrieben hatte. Weihnachten kam näher; einen Theil der Arbeit, welche sie übernommen, mußte sie zurückgeben, da sie deren Fertigstellung nicht zu versprechen wagte. Alt-Kari wanderte eines Tages mit dem goldenen Ring in die Pfandleihanstalt. Nachher ging die Taschenuhr und das Seidenkleid den gleichen Weg. Der Kredit war nicht mehr viel werth; sie war überall schuldig und überall schien man jetzt Bezahlung zu erwarten. Man mußte sich an Hinke-Michel halten; allein die alte Kari gab zu verstehen, daß auch dieser nicht länger bei rechter Laune war. „Nun werden wir sagen, wie der Knabe sagt, der am Christabend die Ruthe kriegte“, lachte Alt-Kari —: „das werden ja nette Weihnachten!“

Von Holmsen vernahm man gar nichts, und darüber mußte Frau Holmsen bei dieser Sachlage sich nur freuen. Wozu würde es dienen, wenn die Kinder jetzt heimkamen? Sie konnten ebenso gut anderswo wie zu Hause hungern. Daß er nichts besaß, um die Kinder zu unterstützen, das hätte sie wissen sollen; er mußte natürlich vor allem Branntwein haben.

Gott weiß, ob auch nicht sie bald zu trinken anfing. Diese ewigen Sorgen brachten sie um. Nicht einmal im Schlafe hatte sie Ruhe. Ja, die Träume waren sogar fast das ärgste. Die Kinder besuchten sie, mit blauen Wangen und fahl, in jeder Nacht; sie weinten und baten um Hilfe, konnten aber von ihr keine erlangen, sie war ganz steif, sie konnte sich nicht rühren; da kam Jungfer Henriksen; si hatte ein langes Messer und wollte die Kleinen zum Mittagessen schlachten; oder es war Holmsen; er kam daher gesprungen wie ein Hund, wie ein toller Hund, mit blut-

then Augen, mit großen Zähnen, wollte beißen, beißen . . . . a—a—ah! Sie erwachte mit einem Schrei, schweißgebadet und bebend.

Nicht viele erinnerten sich ihrer in dieser Zeit; selbst Frau Mühlberg sah man lten. Sie hatten wohl für Weihnachten zu thun. Frau Holmsen wohnte nun aber ich so unheimlich abseits, auf dem Hügel gegenüber der Kirche, wo nicht einmal ehr Straßen waren, sondern blos Steige und Pfützen, da ja nur Arbeiter hier hergen; — ordentliche Leute konnten sie hier wohl nicht auffinden. Sie dachten brigens vielleicht, daß sie nun, nachdem sie in Kristiania gewesen und Kleidermachen lernt habe, wieder obenauf sei.

Der Vortag des Christabend kam herbei. Das Haus war blank und leer und rau Holmsen litt an ihren Kopfschmerzen. Fanny wurde zu Lehmann geschickt; an lag Frau Holmsen und wartete auf die alte Kari.

Da klopfte es leise an der Thür. „Herein! — Herein!" Die Thür ging auf nd in der Oeffnung zeigte sich erst Tom und dann Lea.

Frau Holmsen freute sich dergestallt, daß sie gesund ward. Kamen sie nun, so men sie nicht mit leeren Händen! Und denkt Euch, wie herrlich, seine Kinder i Weihnachten heim zu haben. Sie sprang aus dem Bett, im Hemd, wie sie war, nd empfing sie mit Thränen des Glücks.

Jedoch sie kamen dennoch mit leeren Händen. Papa hatte ihnen nichts zu eben gehabt. Und Jungfer Henriksen war so böse gewesen, so . . . Papa hatte sich it Jungfer Henriksen vollständig zerzankt.

Da setzte Frau Holmsen sich rasch nieder. Sie war grau im Gesicht.

Mit blauen Wangen und fahl standen die Kinder vor ihr, ganz herabgekommen or Kälte. Der kleine Tom fing an zu weinen und bat um etwas zu essen — hren Reisevorrath hätten sie längst aufgezehrt, sagte er.

Frau Holmsen erhob sich und kleidete sich an. Sie steckte ihr Haar auf, rdnete am Hut herum, nahm einen frischen Kragen und machte sich schön. Heute ollte sie selbst zum Hinke-Michel. Es war einerlei; — allerdings würde er dies nd das sich denken; aber die Kinder mußten zu essen haben; da war nun einmal ichts zu machen.

Sie kehrte mit einem vollen Korbe zurück, — Brot, Butter, Kaffee, Zucker. nd die Kinder erhielten zu essen; — großer Gott, wie die Armen hungrig waren! s blieb nicht viel von dem Brotlaib, als sie sich gesättigt hatten.

Hierauf ließ sie die Kinder sich auskleiden und sich niederlegen, und da erärmten sie sich und schliefen ein. Als Kari kam, mußte sie mit dem alten Winterantel in die Pfandleihanstalt; das Bischen, das sie heimbrachte, ging auf Holz uf. Speise für den nächsten Tag mußte der liebe Gott herbeischaffen.

Für sich und Fanny bettete Frau Holmsen auf dem Fußboden; alle Fetzen des hauses dienten zur Unterlage und sämmtliche Kleider als Decke. Fanny, welche von en Lehmann'schen mit einer Flasche Wein als Festgeschenk heimgekommen, war unrtig und schrie; sie schlief nicht eher ein, als bis sie die ganzen Kleiderhaufen über ich gekriegt hatte. Es war übrigens einerlei. Frau Holmsen wußte ja doch ohnehin, aß sie kein Auge schließen würde.

Hier und da stand sie auf und legte ein Holzstück in den Ofen; sonst lag sie nd fröstelte und sann. Sie wurde mit sich darüber einig, daß niemand Kinder aben sollte, der nicht reich sei . . . und auch kein Reicher. Was nütze Reichthum? Norgen konnte der reiche Mann ein Lazarus sein und dann standen die Kinder da. tein Mensch auf Erden brachte es zuwege, Kinder anzusehen, für die man kein Brot atte. Sie fühlte es in ihrem Innern, daß sie ihnen Brot stehlen würde, wenn es icht anders ging; alles, alles würde sie thun, dessen war sie sicher, alles und sogar as schlechteste. Es kam ihr vor, als ob nichts eine Sünde oder Schande sein könnte, was

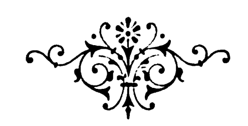
eine Mutter that, um ihren Kindern Brot zu schaffen. Jedoch man müsse auf Gott bauen. Wenn die Noth am größten, da half er wohl . . . hu, der da drunten, dieser abscheuliche Mensch, Michel von der Treppe, der Krumme, der Hinke-Michel, — wie er sie heute abends angeschaut hatte! Ja, unser Herrgott half schon, er mußte helfen. Er sah doch, daß die Noth hier schlimm genug war.

Oder wenn sie sich umbrachte? Das ginge auch; das war auch ein Ausweg. Da würden die Leute merken, in wie schlechten Umständen sie gelebt hatte und würden den Kindern gegenüber gut sein. Also wenn morgen kein Brot kam, so —; sie brauchte ja blos auf's Eis hinauszugehen und sich niederzulegen; das sollte nicht besondern arg sein, nur ein ganz klein wenig . . .

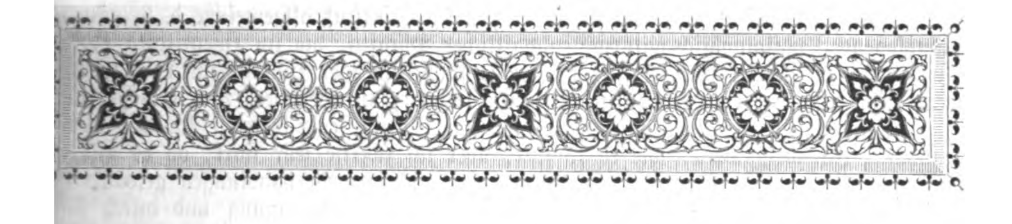
Sie arbeitete sich in solche Angst hinein, daß sie schließlich zu beten anfing. Sie weinte und betete, kämpfte mit der launenhaften Macht da droben wie in Sinnesverwirrung. Da lagen die drei Kleinen; sie waren ruhig; sie hatten ja Mama; — sie war ebenso hilflos wie die Kinder, hilfloser als sie, so mußte sie sich doch auf Gott verlassen dürfen. Sie war der Hilfe unwürdig, das wußte sie wohl; aber sie betete ja auch nicht für sich selbst, — es war ja doch nicht denkbar, daß die armen Kleinen für ihre Unwürdigkeit sollten leiden müssen. Er mußte helfen, er mußte! —

Sie wurde so müde und so wirr im Kopf, daß sie schließlich kaum mehr von sich wußte. Die Zähne klapperten ihr vor Kälte. Sie kroch dicht zu Fanny hin und schloß die Augen. So lag sie in dumpfem, krankhaftem Schlummer bis zum nächsten Morgen.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck: Kroll's Buchdruckerei. Sämtlich in Berlin.



Moderne Medizin.

Betrachtungen zum Congreß.

Nach den Schützen die Mediziner! Nach der meterlangen Fasanenfeder die goldene Schlange des Aeskulap als Maskenabzeichen im Carneval der Großstadt, — auch im äußeren Bilde nur zu viel Verwandtes. Einmal trauert der bunte Fahnenflitter schlaff im Regen, einmal flattert er lustig im Sonnengold, in beiden Fällen aber wird sehr viel getrunken und sehr viel Pomp entfaltet. Und doch ist es ein Jammer, daß sich überhaupt zwischen Dingen, wie Schützenfest und Medizinerkongreß, Vergleichungspunkte auch nur argwöhnen lassen. Welche Staffel die geistige Menschheit **dort** eingenommen hat, will ich nicht zur Diskussion stellen. Ganz gewiß aber steht diese der Idee nach **hier** auf einer ihrer höchsten. Reicht dennoch eine Brücke von dort nach hier und fließen die Farben der großen Skala seltsam aufdringlich ineinander, so trägt die Schuld das Wort „Fest“, in dem beide sich einen, und nicht das Wort bloß, auch der Begriff, auch die Sache.

Daß die Vertreter einer Wissenschaft, deren Einzelwerk sonst ein getrenntes, in gewissem Sinne vereinsamtes ist, zusammentreten zu einer gemeinsamen Einkehr in die Gesammtfülle des Geleisteten, zu einer persönlichen Berührung, die auch in dem kleinsten Kärrner das Gefühl der Collegenschaft mit allen bauenden Königen belebt, zu einer Erhebung über das Rieseln der tausend Sandkörner durch einen Blick auf den großen, Niemand klar bewußten und doch aller Einzelarbeit immanenten Bauplan — das ist gut, das ist groß. Als die Idee der ersten deutschen Naturforscherversammlung bei Oken und Humboldt aufkam, trug sie in sich die Macht eines glanzvoll Neuen, eines Befreienden. Aber man vergaß, daß die seltene Vereinigung von geborenem Festordner und Weltmann und von zusammenfassendem Forschergenius ersten Ranges, wie sie Alexander von Humboldt dargeboten, ziemlich das Gegentheil der Regel war. Die Naturforscherkongresse wurden im Laufe der Jahrzehnte immer bedeutungsloser. Ein späterer Chronist wird die angenehme Aufgabe haben, nachweisen zu müssen, daß unsere angesehensten und auf Spezialgebieten thatsächlich besten Naturforscher ihre unbedingt schlechtesten Reden auf diesen Wanderversammlungen gehalten haben. Wer aber wirklich einmal eine höheren Anforderungen genügende Aussprache suchte und vielleicht sein Bestes brachte, der lernte, daß die Art dieser Sitzungen von selbst nach dem Seichten hinlenkte, bei dem er keinen Platz fand.

Der medizinische Congreß, wie er jetzt zum zehnten Male tagte, ist jünger als die Naturforscherversammlung und deswegen frischer. Er ist international und hat deshalb eine wesentlich größere Berechtigung als wirklich belehrender Congreß für solche, die nur eine Sprache lesen oder chauvinistische Zeitverrücktheiten auch in die Wissenschaft hineinmengen. Er ist endlich in seinem Gebiete auf eine einzige Wissen-

schaft beschränkt, besitzt also eine Mauer gegen die Sintflut allgemeiner d. h. gänzlich nichtssagender philosophisch-naturwissenschaftlicher Phrasen, die im eigentlichen exakten Ausbau keinen Schritt fördern, für das große Publikum aber zumal dann Gift werden, wenn auch noch rhetorische Kunststücke hinzukommen; die Beispiele sind handgreiflich.

Dennoch ist auch hier wenigstens eine starke Dosis jener bitteren Zugaben unverkennbar. Ich weiß wohl, wie es kommt, aber ich zweifle sehr stark, ob es gut ist, daß man die winzige Spanne Zeit, die den hochwichtigen Verhandlungen gewährt ist, halbiert durch äußerst überflüssige „offizielle" Reden zur Begrüßung und durch Festessen, die über Mitternacht hinaus dauern.

Wie es kommt, ist sonnenklar, und es ist in seiner guten Absicht auch nicht ohne Weiteres anzufechten. Man will der Wissenschaft eine Art öffentlichen Dankfestes veranstalten. Und man benutzt eine Gelegenheit, wie sie nicht unpassender gedacht werden kann, einen Moment, der höchste Anspannung aller Auffassungskräfte bei den Betheiligten und strengste sachliche Kühle erfordert. Am wahren Sachverhalt rüttelt nicht, daß viele der versammelten Herren öffentlichen Dank reichlich verdient haben, (die Vertheilung ist nicht immer die gerechteste) und daß es andererseits nicht an Leuten fehlt, die den Congreß gar nicht besuchen würden, wenn die Festessen nicht wären. Ob sich aber nicht andere und würdigere Formen für eine öffentliche Kundgebung dieser Art finden ließen? Der Mediziner in unsern Tagen — und das ist es, was ich im allgemeineren Sinne hier anknüpfen möchte — der moderne Arzt bedarf eines Dankes, der für ihn zum Trost wird, aber dieser Dank schallt nicht aus dem Knallen von Champagnerpfropfen, er fließt auch nur spärlich und sehr nebenbei in dem offiziellen Honig der Begrüßungsreden, und er erschöpft sich bei allem Berechtigten, was darin stecken mag, keineswegs im prunkenden Panegyrikus auf den Fortschritt der Wissenschaft und ihrer Hülfsmittel selbst, wie ihn die Redner reichlich vorgeführt und die Zeitungen gehorsam nachgeblasen haben. Anders und tiefer liegen die Dinge, weniger glanzvoll, aber auch weniger bedürftig der Redeblüthen, unter denen das Ernste versteckt werden muß.

Wohl — die Errungenschaften der neuen Medizin **sind** gewaltige, auch dieser Congreß und die damit verbundene Ausstellung haben es auf Schritt und Tritt dargethan. Dennoch darf der denkende Mediziner gerade in diesen Tagen und Angesichts der Erfolge sich vor gewissen trüben Erwägungen nicht leichtsinnig verschließen. Eine davon drängt sich besonders lebhaft auf in der Ausstellung selbst. Mit Recht heißt es: in der modernen Medizin ist eine Wendung eingetreten, die das Höchste bedeutet. An Stelle der Sorge für den kranken Menschen ist in erster Linie die Sorge für den Gesunden, die Vorsorge getreten. „Sanorum incolumitas" hat Goßler in seiner Begrüßungsrede als das eigentlich moderne Ziel bezeichnet. Die ganze bakteriologische Forschung steht im Dienste dieser Idee, und sie ist es wesentlich, die in der antiseptischen Wundbehandlung, wie sie von Lister selbst diesmal in ihrer Entstehungsgeschichte vorgetragen worden ist, dem noch relativ Gesunden gegenüber ihre glänzendsten Triumphe feiert. Und dennoch, — das alles zugestanden — zerrt das Bestehende unseres öffentlichen Lebens gerade hier in ein Wirrsal von Widersprüchen. Einen Riesenraum beansprucht in der Ausstellung die Lazaretausrüstung für den Kriegsfall. Die Beschäftigung mit diesen Dingen beansprucht im Gebiete der Wissenschaft selbst bildlich gesprochen noch einen weit größeren Platz. Hier ist nicht die Rede vom gesunden, ja nicht einmal vom natürlich kranken Menschen, sondern vom künstlich zerschmetterten, zerfleischten. Mag sein, daß die Noth gerade hier ein Hebel für die öffentliche Anerkennung der Medizin geworden ist, — das ist ein historisches Moment. Die praktische Sachlage der Gegenwart ist, daß hier eine enorme Kraftentziehung statt findet zu Ehren eines Dinges, das gerade der gebildete, auf dem Scheitel unserer Kultur stehende Arzt ideell total überwunden haben muß. Stärker als irgend ein Anderer muß der Arzt den Contrast empfinden: hier die

Wissenschaft ganz Verkörperung des Humanen, jedes Menschenleben ein Heiligthum, und in den Mitteln der Wissenschaft, den großen, täglich verbesserten Mitteln, thatsächlich die Gewähr, daß Menschenkunst Tausende bewahren, Tausende, die schon vom zermalmenden Rade gefaßt sind, dem Leben zurückerobern kann; dort plötzlich eine Barriere quer durch die Omnipotenz des Humanen, der Arzt erst als zweite Linie nachtrottend, die antritt, nachdem die Kugeln ihr Werk gethan, mehr oder minder unheilbare Wunden geschlagen haben. Ich bin überzeugt, daß das Gefühl für diese schreiende Dissonanz sich mehr und mehr Bahn brechen wird und daß es eine Zukunft geben wird, in der man für die verzweifelte Lage der heutigen Medizin rückschauend das größte Mitleid empfinden wird. Man wird ihre Arbeit in gewissem Sinne der des Sisyphus vergleichen.

Der Krieg ist übrigens nicht die einzige Stelle, wo der mühsam emporgerollte Stein beständig wieder herabfällt. Im sozialen Leben sind eine Masse ähnlicher Stellen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Auf dem Congreß selbst ist über Prostitution verhandelt worden. Auch hier kommt der Arzt lediglich hinterher, die Dinge selbst liegen in ganz anderen Händen. Täuschungen laufen massenhaft mitunter, es fehlt durchaus nicht an Stimmen, die meinen, der Arzt sei hier genügend zur Lösung von Knoten, die durchaus auf wirthschaftlichem Gebiet liegen, und an Versuchen, mit allerlei kleinen Mitteln trotz der allgemeinen Sachlage durchzudringen. Um so schlimmer ist für den, der sich diesen Utopien nicht hingibt, das Bewußtsein, nicht helfen zu können und nur berufen zu werden, wenn das Unheil geschehen ist.

Gähnt so in der Praxis eine tiefe Kluft zwischen dem Ideal der „Sanorum incolumitas“, das dem Arzte geradezu den ersten Platz bei allen Angelegenheiten der Menschheit eröffnet, und der wirklichen Machtsphäre der modernen Medizin, so zeigt sich eine andere wunde Stelle mitten in der Erkenntniß, ja recht eigentlich in der Wissenschaft selbst. Die Fortschritte dieser Erkenntniß, das muß auch hier wiederholt werden, sind enorm. Mit der Bakterienlehre allein hat die Kenntniß vom Menschen einen Schritt gemacht, wie er nie zu erwarten war. Dennoch sind die Lücken riesig. Was auch vorläufig an Hypothesenthürmen aufgezimmert werden mag: ein klares Bild des Gesammtmenschen besitzt der moderne Mediziner nicht. Die wichtigsten physiologischen Fragen sind offen. In der scharfen Definierung der Lebenserscheinungen herrscht die größte Begriffsverwirrung allerseits. Die Darwinschen Ideen mit ihrer Verkettung von Mensch und Tier auf genealogischer Grundlage, an sich fruchtbar ohne Gleichen, in den morphologischen Teilen der Gesammtwissenschaft eine Leuchte ersten Ranges, erwarten gerade für das, worauf es dem Mediziner ankommen muß, für das Physiologische, ihren eigentlichen Ausbau, der kommen wird, aber nicht von heute auf morgen sich geben kann. Im Gehirn dehnt sich nach wie vor die terra incognita für alle die Fragen, die der Laie am liebsten stellt, Fragen, die zum Theil auf eine gänzlich verfehlte Fragestellung hinauslaufen, die man aber doch in der Praxis als Macht anerkennen, mit denen man rechnen muß. Und der Arzt steht ja nur mit einem Fuß in der langsam vorrückenden Wissenschaft, mit dem andern steht er in dieser Praxis. Mehr und mehr richten sich an ihn nicht nur Wünsche um körperliche Hülfe, sondern auch um geistige. Unzählige, die früher den Priester oder den Philosophen um Rath gefragt, wenden sich heute an den Arzt.

Ist der Arzt nun ehrlich, so weiß er, daß sein Wissen von der innersten Natur des Menschen lückenhaft ist. Niemand muß so genau wie er Einsicht haben in die eigenthümlichen Zersetzungsphänomene innerhalb der modernen Moral. Und doch legt ihm das Leben täglich mehr die Pflicht auf, gerade hier zu helfen, auch „Arzt der Seele“ zu werden; eine Berglast, die andere Schultern Jahrtausende lang gern getragen, wälzt sich auf seine Schultern, die berechtigte Kritik, die seine und eine verwandte Wissenschaft geübt haben, dringt durch, fordert aber nun auch positiven Ersatz. Auch in diesem Punkte charakterisiert sich unsere Zeit als eine Uebergangszeit, deren

Wissenstriumphe man nicht zu hoch feiern sollte, sobald man mit der Praxis zu thun hat.

Wohlverstanden: es giebt Aerzte genug, die von all' diesen Dingen sehr wenig Mühe haben, weil ihr Empfinden nicht fein genug ist. Sie ziehen keine Consequenzen, handeln nach Schablonen und leben für den Tag. Sie müssen es, das wirthschaftliche Leben reißt sie fort, sie sind Räder einer Maschine, zu deren Studium sie weder Lust noch Zeit haben. Auf diesen lastet folgerichtig nur das Gröbste, die eiserne Konkurrenzfrage. Aber auch das ist schließlich bitter genug, und die Freude am Fortschritt ist hier meist nur eine nachgeplauderte. In Wahrheit führt der Fortschritt dort wie überall zu einer immer bedrohlicheren Verschärfung grade der Konkurrenzkonflikte auf dem praktischen Gebiet.

Man hört heute gelegentlich Klagen über wachsende Verrohung in den Kreisen unserer jungen Mediziner. Betrübte Seelen kommen dann mit liliputanischen Mittelchen, wie Einschränkung der Vivisektion, die an der Sache nichts bessern und höchstens einmal irgend welchem grundehrlichen Forscher eine unberechenbare Falle legen. In Wahrheit trägt der Konkurrenzkampf die ganze Schuld, das Streberthum, das wir überall bekommen, bei den langhaarigen Musenjünglingen, die von der Großstadt in die Schule genommen werden, wie bei dem trockenen klassischen Philologen, der Carriere machen muß, beim Juristen und so nicht minder beim Mediziner. Die Wissenschaft geht inzwischen ihren Weg, bedrängt, aber nicht geknickt. Nur wenn sie allzusehr mit Champagner begossen wird, ist es gut, sich auch der Kehrseite der Medaille flüchtig zu erinnern.

Wilhelm Bölsche.

Vom Münchener Glaspalast.

Franzosen und Schotten.

Besonders gierig sind die deutschen Kunstliebhaber, vor allen andern die Maler, auf den Münchener Ausstellungen stets nach französischen Gemälden gewesen. Es sind einige der besten Bilder aus dem Meissonier-Salon nach dem Glaspalast hergekommen.

Roll ist ein recht charakteristischer französischer Maler; er arbeitet, studirt, probirt sehr gewissenhaft und weiß sich trotz eines gänzlichen Mangels an Spontaneität doch zu einer bedeutenden Erscheinung zu erheben; Hingebung und Sympathien erweckt seine hartherzige Malerei schwerlich, aber einen starken, wenn auch kühlen Achtungserfolg. Besnards Farbenunverschämtheit — diesmal in der vielbesprochenen „vision de femme" auf die Spitze getrieben — erscheint wie die tollkühne Zuflucht eines verzweifelten Experimentators, der sich todesmuthig hinter seiner Extravaganz verschanzt, wie geistvolle Kunstreklame, welche effektvoll mit ihrem affektirt grellen Gewande protzt. Die Portraits von Carolus Duran haben einen für Frankreich seltenen Grad von Gesundheit, der aber durch leere Schönfarbigkeit und gefällig modisch aufgestutzten Bildnisschablonismus süßlich, wenn auch bestechend, überzuckert wird. Es hilft nichts, ich muß bei diesem französischen Modemaler trotz seiner Ueberlegenheit doch immer wieder an den österreichischen Kaisermaler Angeli denken, suche ich nach einer ähnlichen Erscheinung bei uns. Aublet, Gervex, Courtois bringen jeder auf seine Weise eine oberflächliche, kokettirende, tänzelnde Eleganz zur Schau. Einzig Raffaelli, — sein Name läßt zweifeln, ob man ihn überhaupt voll als Franzosen rechnen kann — die tiefkünstlerische Karrikatur eines modern französischen Naturalismus, durchbricht den Damm, welchen langweilige Tüchtigkeit und liberaler Akademismus — aber trotzdem Akademismus schlimmster Art — unter den Franzosen hier aufgeführt haben. Aber ihre Gesammterscheinung nicht allein in München, sondern auch in Paris ist Verquältheit, langweilige Geschicklichkeit und Stagnation geworden.

Die Glanzzeit der französischen Malerei ist entschieden vorüber. Millet und die Fontainebleauer sanken längst in's Grab; sie stehen uns als Künstlertypen jetzt schon fast so fern wie die alten Meister. Auch Bastien-Lepage ist entschwunden, dazu der Hauch von Frische, welcher einst über ihm lag. Nach ihm dort drüben ein seelenloser Scholastizismus. Allein Claude Monet bedeutet noch ein unausgegebenes Anregungselement, aber seine Anschauung scheint zu fein, zu nervös überreizt, um befruchtend auf viele wirken zu können. — Im Keim ist die französische Kunst jetzt erschlafft, getödtet in ihrer Wirkung auf die internationale Kunstentfaltung. Nicht, als ob die Franzosen nun mit einem Mal fertig wären und einpacken könnten — sie schaffen am Ende noch viele Jahre erfolgreich weiter; aber sie sind im Prinzip überwunden.

Vielleicht bedeutet die französische Kunst — einzelne bleibende Individualitäten ausgenommen — nur die gründliche Reaktion gegen die jahrhundertelange Alterthums- und Traditionswirthschaft in der Malerei. Das Streben nach Realismus, Photographismus, Altruismus (in dem Sinne, daß im Naturalismus ein freiwilliges Entäußern des Individualitäts-Egoismus liegt) war nothwendig, um die spiritualistische Epoche eines Cornelius von Grund aus zu tödten, aber nur als Uebergangsstadium. Jetzt ist der Boden fest genug geworden, um einem wirkungsvolleren, produktiv-künstlerischen Prinzip: einem unumschränkten Individualismus Platz zu machen. Eine Kunst ohne rücksichtslos auftretende, menschlich große Persönlichkeiten gewinnt nie erzieherische Wirkung, nie weltgeschichtliche, umwälzende oder auch nur nationale Bedeutung. Die französische Kunst ist eine solche; sie bedeutet ein wesentliches, ein höchst werthvolles Kulturmoment, aber nur nach innen, nicht nach außen: sie ist für die Entwicklung eines Kunsttheilchens, für die Malerei und deren Vertreter sehr werthvoll, für die Menschheit und das Volk bedeutet sie garnichts. Es ist nur eine Kunst für eine nach einer Seite hin übertrieben verfeinerte ganz und gar spezialistische Clique — ihr Wesen ist Unnatur. So sehr sie nach Natur strebt, so sehr sie auf naturwissenschaftlicher Grundlage steht: von Natürlichkeit hat sie keine Spur. Freilich liegt die Rückkehr zur Natur auf dem Wege zur Natürlichkeit, aber diese zu erreichen haben die Franzosen bis jetzt keine Anstalten machen können. Die neugeschaffenen Werthe platzen nicht wie Bomben überraschend, verwogen und unwiderstehlich in unsere Kultur hinein, sondern sie sind das gequälte Resultat von langen Kunstrechnereien und umständlichen Experimenten; sie sind mühsam herausgetiftelt. —

Und nun plötzlich, wo die Franzosen beginnen, ihre durch frische Luft angekränkelte Kunst ganz von selbst ad absurdum zu führen, wo die Deutschen sich noch zu besinnen scheinen, ob sie den Muth und die Jugendkraft haben, mit der Unpersönlichkeit und dem Photographismus zu brechen und auf eigene Faust loszumarschieren, nun, wo die Engländer trocken — oft unangenehm sauber — und zappelig, schwindsüchtig herumexperimentiren (nur im Portraitfach einen leidlich festen Pol gewinnend) — da tauchen plötzlich die weltentrückten Schotten auf. Eine ganze Heerde von rücksichtslosen Persönlichkeiten, welche ohne angezüchtete Aengstlichkeit und ohne grundlose Pietät mit unverhalten anstürmender Wucht daherkommt. Hier ist noch Luft und Freude, Bacchanal und Rythmus, Glut und Sinnlichkeit: die Kunst ist Genuß, ist Spiel, Lustbarkeit, Muthwille, Spleen — steht auf der Schotten Fahne.

Und lustig überpoltern sich darob die griesgrämigen Philisterseelen und dogmatisch ererstarrten Kunstprofessoren, welche jetzt mit strenger Miene und unfehlbar „richtig" sehenden, verglasten Pupillen, aus dem gewöhnlichen Bilderschwall heraus, auf die Schotten starren. Ob solchen Wagnisses steht ihnen der Verstand still: sie sehen ganz steifleinen aus. „Wie kann nur ein Menschenkind sich unterstehen, so ganz und gar mit der Konvention zu brechen — und nun noch gar eine große Anzahl — jeder wieder in anderer Weise frech!" „Die Malerei soll doch — ich verlange von der Malerei" . . . in dieser Tonart reden nicht allein die temperamentlosen Pinselstriche der meisten Continentler gegen die Schotten, sondern auch fast alle Besucher des Glaspalasts jetzt.

Nirgends entbrennt der Tagesstreit so heftig, wie hier. Freilich entbrennt der Streit oft erst garnicht: man einigt sich meistens sehr schnell und friedlich darüber, daß hier Verrücktheit und Unsinn herrscht, daß man nicht begreifen kann, wie solche Bilder überhaupt aufgehängt werden — man könnte sie ja ebensogut auf den Kopf stellen — und dergleichen mehr. Nicht

allein das Massenpublikum, sondern manch' kunstempfängliche Natur spricht so. Gewiß, es ist nicht ganz leicht für uns spießbürgerliche Deutsche, denen der Michel noch immer im Hirn spukt, den sprühenden, spleenigen, extravaganten Schotten gerecht zu werden, wenigstens auf dem nüchternen mathematischen Wege des Denkens, auf welchem man gleich jede neue Kunstäußerung in ein bekanntes Schubfach einkapseln möchte — wer aber intensives Gefühl für Farben- und Formenschöne hat, wird nicht Dogmen aufbauen und verhärtete Doktrinen hervorsuchen, sondern freudig seinen Anschauungskreis durch eine neue, wirkungsvolle Erscheinung erweitern, bereichern.

Ich will versuchen, durch ein paar Gedankenreihen für das Verständniß der Schotten — der sonderbarsten unter ihnen — zu sprechen, so schwer dies auch von ihrer ungewohnten Erscheinung einen Begriff geben kann.

In keiner Kunst verlangt unser stets konservatives Gefühl eine solche Handgreiflichkeit, eine solche lückenlose Deutlichkeit wie in der Malerei (selbst die größten „Idealisten" sind desselben Sinnes, ja diese vielleicht am allermeisten); es will vor allen Dingen sofort die plumpe Täuschung eines Natureindrucks, wie er sich mechanisch auf unserer — auf eines jeden Menschen oder Thieres — Netzhaut spiegeln würde, so daß über seine Verständlichkeit selbst für den Idioten kein Zweifel möglich ist. Daß es auch eine Malerei geben könne, die nicht vom Photographismus — wie unsere „Naturalisten" — und nicht vom abstrakten Gedanken — wie Cornelius und Genossen — sondern von dem Klang, von dem Rythmus der Farben und Formenmassen ausginge und hierin ihre Stärke fände, das scheint dem landläufigen Gefühl doch zu extravagant. Und vielleicht beginnt erst hier die Malerei ihr Kerngebiet zu erobern, indem sie sich dem Kunstprinzip der musikalischen Wirkung nähert.

„Aber was ist denn das, das kann man ja garnicht erkennen," schreit der Beschauer oft (besonders bei zwei Bildern der Schotten). Ja freilich, diese Malerei setzt tiefer ein, wie ihr es gewohnt seid. Ich finde, der Gedanke des Nichterkennenkönnens quält keinen Augenblick; er tritt mir garnicht in den Bereich meiner Empfindungen. Diese Farbenakkorde sind so schwellend, so tief und anziehend, daß sie direkt durch die Sinne eine seelische Stimmung hervorrufen, ohne daß dabei der zersetzende Verstand ins Spiel kommt.

Diese schwermüthige „Galloway-Landschaft", von Georges Henry, wo der sonderbare tiefblaue Fluß in Krümmungen den Abhang hinunterfließt, wo hinter dem Berge mit den buntbelaubten Bäumen weiße Wolken in der grünlichen Luft emporsteigen, ist zauberhaft fesselnd. Wie ein tief symbolisches Lied klingt es, von der unruhvollen, wüthend von Winden, von Wärme und Frost gepeinigten Erde, von dem Wechsel der Jahreszeiten: der Sommer entschwand, bald auch der Herbst, und jetzt kommt der kahle Winter mit Einsamkeit und Schwermuth. Das Wachsthum gefriert — es folgt die Erstarrung ... Hier ist eine verschwenderische Fülle von sprechenden Farben und tollem Formenspiel, aber gebändigt von einem genialen Geschmack. Hat man sich in diese musikalische, rythmische Phantasie hineingeträumt, dann wirkt daneben Alles wie nüchterne Philistrosität und kleinliche Krämerkunst.

Eine ähnliche, tief phantastische Poesie ist in den „Kindern im Walde." Dunkle, räthselhaft unklare, gesättigte Farbentöne. Erst langsam entwickelt sich daraus die Gestalt eines dunklen Abhangs im Walde, auf dem Kinderfiguren erscheinen. Es ist Märchenzauber in der Leinwand. Ein Gefühl von dämmrungsgeschwängerten Abendstimmungen, von alten Sagen und Märchen, wie sie sich dem kindlichen Gemüth in die Seele prägen, und aus dem Grunde unseres Empfindens ahnungsvoll aufsteigen. — Ein Mädchen sammelt im Dunkel noch Pilze in einen Korb. Ihr reizendes Profil hebt sich von dem emporsteigenden, großen Vollmond ab. Ein ganz barocker Vorwurf für unser Gefühl, nicht wahr? Aber nicht im geringsten erscheint hier die Lösung gesucht; die Wirkung des Bildes ist natürlich und ungemein anziehend.

James Paterson lebt und träumt eine tiefpoetische Welt. Seine Bilder können verblüffend genial sein. „Am Abend" ist von ihm. Zackige, rothe, weiße, gelbliche Wolken flattern über dem nächtlichen Horizont. Im Dunkel des niedrigen Thalgrundes ruhen einsame Häuser, flockige Baumgruppen davor und dahinter. Eine Schafheerde — im Dunkel erkennt man sie erst nach und nach — kommt einzeln aus der düsteren Niederung .... Doch die Fabel des Bildes vermag nichts von seiner Schöne zu sagen, von dieser glühenden Farbenlust, dieser

gewaltigen Poesie im Gegensatz von Luft und Erde: im tiefen Schlummer ruht der dunkle Boden, die Herrschaft des Himmels beginnt; ruhlos jagen die Wolken umher, mächtige Gestalten erwachsen aus den von der untergegangenen Sonne gespenstisch bestrahlten Gebilden. Niemals vorher sind mit so zuckenden Pinseln gleich tiefe und schwere, dabei doch klare Stimmungstöne angeschlagen worden. Thomas Grosvenor hat ein anklingendes, gleich volltöniges Dämmerungsbild geschaffen, ein würdiges Pendant zu dem Paterson's. Tod aller Schwächlichkeit, zwingendes Kraftgefühl der Ueberzeugung tönt aus diesen Malereien. Schottisches Leben und schottischer Muth, mit kühnen Wagnissen und tieferlebten Neigungen, bringt hier eine Bereicherung des Naturgefühls, welche wie Offenbarung hervortritt.

Es ist ein lustiger Farbenteppich, aus dem Hornel Leben lockt. Leonardo da Vinci gab schon den Rath, daß man zur Aufreizung seiner Phantasie vortheilhaft den oft so seltsamen Formengebilden in verwittertem Felsgestein nachgehen könnte. Hornel scheint dies Prinzip praktisch befolgt zu haben. Man schwelgt in dieser Fülle von schwellenden Farbenakkorden, man lebt der geistvoll schaffenden Phantasie des Künstlers nach.

Der frierende Knabe, welcher durch den Schnee wandert, nachdem „der gute König Wenzel" mit dem Heiligenschein ihm Fußtapfen hineingetreten hat, von Alexander Roche, ist kostbar humoristisch und dabei trefflich künstlerisch geschaut. Fürwahr das werthvollste Historienbild der Ausstellung!

Weniger ungestüm wie die Henry und Paterson ist Laverz in seinem ausgezeichneten Bilde: Ein Tennis Park. Eine klassische Illustration des modernen englischen Gesellschaftslebens; das englische Temperament, die englische Liebhaberei liegt nicht nur in den Figuren, sondern zugleich in der Landschaft, im Gesammtton. Vornehmste, ein wenig diskrete Auffassung. Hier erkennt man den speziell schottischen Maler eigentlich nicht am Temperament, sondern nur an der guten Malerei; ich wüßte keinen Engländer, welcher gleich vorzüglich zu malen vermöchte. —

Es ist unmöglich, auf die guten schottischen Maler hier auch nur einigermaßen näher einzugehen. Keinen fand ich, der nichtssagend wäre. Eine vielseitige, chamäleontische Natur, die sich jedesmal anders häutet, ist James Guthrie. Er gab farbenfrische, ureigene Landschaftsdarstellungen in Pastell, daneben große Porträtstücke in ganz verschiedenen Auffassungen. Sein lebensgroßes, stattliches Reiterbildniß erreicht einen Anflug von wahrer Monumentalität, es hat etwas von einem Beitrag zu einer Ahnengallerie modernen Stils. Der Vortrag erinnert in seiner Breite an Franz Hals; der dekorative Effekt ist brillant.

Dann möchte ich noch von Crawhall, einem ganz genialen Aquarellisten, sprechen. Er hat Pferde, Papageien, Kameele, Enten, Stiere gemalt. Meistens mit wenigen, energischen Farbtönen. Crawhall ist ein Eindrucksmaler im allergünstigsten Sinne des Worts. Er erzielt eine Unmittelbarkeit der Wirkung, eine Frische der Farbe, welche ganz einzig ist. „Am Ententeich," das ausgeführteste seiner Aquarelle, giebt die Lebendigkeit der auf dem Wasser schnell herschwimmenden Enten ganz vorzüglich. Man meint jeden Augenblick, ihre Bewegung zu sehen. Das Uebrige scheint nur gemalt zu sein der Enten wegen, obgleich diese nur einen geringen Theil des Bildes einnehmen. — David Gauld ist der japanischste unter den schottischen Malern; seine St. Agnes zeigt kühnstes Wagniß, unerhörte Phantasie und Eigenheit des Geschmacks. — Macgregor, Walton, Harry Spence, William Kennedy, Harrington Mann sind noch lauter Namen von schottischen Künstlern hohen Ranges, die in München gut vertreten sind. Jeder, auch von diesen, lebt und malt eigenthümlich individuell.

Man unterscheidet mit Sicherheit im englischen Saal des Glaspalasts die Bilder der Schotten von den englischen. Diese haben nur wenig Gemälde von Interesse geliefert. Herkomer gab ein Familienporträt von größerem Reiz — der alte Herr mit dem weißen Bart und dem kahlen Kopf hat etwas patriarchalisches —, ohne selbst in diesem besten seiner hier ausgestellten Bildnisse eine Langeweile zu überwinden. Zwei Herrenporträts sind herrisch und gewaltsam charakterisirt, will mir scheinen. Als hätte der Maler geschworen, die Bildnisse sollten um jeden Preis „sprechend" wirken. Guthrie tritt doch ernster, positiver, schwerer, ungezwungener auf; er drängt hier den vielberühmten Helden der Miß Catherina Grant in den Hintergrund. Uebrigens

hat Herkomer noch ein hageres, ausdrucksloses — höchstens süßlich sentimentales — Frauenporträt (in gelbem Kleide) ausgestellt.

Wie ist es nur möglich, daß dort oben in dem abgelegenen Glasgow eine so hochbedeutsame Künstlergruppe emporwuchs? Vor zwei Jahren kam (oder irre ich?) kein einziges Bild von dort nach dem Glaspalast, und nun dieser Reichthum! (Dem Münchener Maler Walter Firle gebührt übrigens das Verdienst, die Vertretung der Schotten im Glaspalast in diesem Umfange vermittelt zu haben). Der Engländer Whistler, welcher vor zwei Jahren in München so ausgiebig mit seinen seltsamen, geklügelten, schwindsüchtigen Experimenten vertreten war, wirkt jetzt wie ein „Vorspuk" im Verhältniß zu den Schotten, welche ähnliche Themata gesund und natürlich herauszugestalten vermögen. Kein ähnlicher Klang in der kontinentalen Kunst: der Einzige, Böcklin, freilich könnte im Prinzip des Schaffens ihr Vorbild sein.

Momme Nissen.

Eduard Bauernfeld.

„Eduard von Bauernfeld übersetzte Shakespeare's lyrische Gedichte; geboren 13. Januar 1803 zu Wien; lebte noch im September 1881." Das ist alles, was Karl Goedeke in seinem „Grundriß der deutschen Dichtung" über Bauernfeld zu melden hat; denn nach schlechter deutscher Gelehrtensitte fing erst bei dem Todten die wissenschaftliche Betrachtung Goedeke's an; und Bauernfeld — Goedeke verzeichnet es mit naivem Staunen — lebte noch im September 1881. Ja, er sollte den Verfasser des „Grundrisses" sogar um mehrere Jahre überleben: 88½ Jahr alt ist er am 9. August gestorben. Seine zähe vitale Kraft schien aller medizinischen Regel spotten zu wollen; mit unerhörter Energie wehrte er sich gegen das Sterben, und selbst als die Agonie eingetreten, überraschte die Aerzte ein immer neues Aufflackern des erlöschenden Lebens. Ein Lustspiel mit dem bezeichnenden Titel „Die Hitzköpfe" war das Letzte, was den eifrigen Mann bis an die Schwelle des Todes in Athem hielt.

Bauernfeld's Anfänge fallen in die romantische Epoche noch, und nur allmählig löste sich aus den Idealen der alten Zeit sein auf die Gegenwart gerichteter Sinn. Der „Fortunat" ist für diese romantische Epoche charakteristisch, eine dramatische Erneuerung des alten Volkstypus, wie sie vor Bauernfeld Tieck versucht hatte: dieser wie jener ohne ganzen Erfolg. Jung und blühend und liebesselig, so sieht Bauernfeld seinen Helden vor sich, Fortuna's Schützling mit dem Wunschjäckel:

Ein schöner Jüngling, lieblich, freundlich, lebensfroh,
Rasch, unbekümmert, kecken Handelns, herzenswarm,
Gebildet nicht, doch bildsam, drum den Frauen werth.
Wenn Ihr in Eures eignen Herzens Tiefe forscht,
So habt Ihr Wunderbares auch, gleich ihm, erlebt,
Denn Ihr wart jung, und Jugend ist der Wunder Zeit.

Doch nicht in romantischen Sphären sollte Bauernfeld Fortuna's Schätze heben; erst als er ins gegenwärtige Leben frisch hineingriff, faßte er den Erfolg mit beiden Händen. Ein Schüler des Burgtheaters, wie sein älterer und größerer Landsmann Grillparzer, hat er auch am Burgtheater am festesten Wurzel gefaßt: alle seine Stücke haben hier ihre ersten Aufführungen, ihre ersten Siege erlebt. Die Namen der Wiener Schauspieler, Fichtner und La Roche von der älteren Generation, Sonnenthal und die Hohenfels von der jüngeren, sind mit Bauernfeld'schen Gestalten fest verknüpft: sie haben die ganze Folge dieser reichen Produktion schauspielerisch verkörpert, von dem „Brautwerber" (von 1827) bis zur „Mädchenrache" (von 1887). Die größten Erfolge Bauernfeld's heißen: „Bekenntnisse," „Bürgerlich und romantisch,"

„Tagebuch“ (um 1835), „Krisen“ (1852), „Aus der Gesellschaft“ (1867), „Moderne Jugend“ (1869).

Auf die deutschen Bühnen sind viele dieser Stücke gelangt, nicht alle; sie haben mehr oder weniger freundliche Aufnahme gefunden, aber dauernd hat sich nur „Bürgerlich und romantisch“ behauptet. Im norddeutschen Klima haben diese zarten Wiener Pflanzen sich nicht recht acclimatisiren wollen; man hat ihre Vorzüge geschätzt, aber nur mit kühler Hochachtung, und man hat lieber über die derben Späße der Deutschen gelacht, als über die feinen des Oesterreichers gelächelt. Man empfand stark die Handlungsarmuth Bauernfeld's, und sein kluges Geplaudere und sein anmuthiges Geplausche wollte über diesen Mangel doch nicht hinweghelfen; um so mehr, als die norddeutschen Schauspieler den zwischen Geistreichigkeit und Natürlichkeit schwebenden, individuellen Ton des Dichters, der zugleich der Ton der Wiener Salons ist, nie recht zu fassen vermochten. Hübner in Hamburg war vielleicht der einzige, der diese Accente bei uns zu treffen wußte; in Berlin aber entstellte Liedtke's ostpreußische Breite die Bauernfeld'sche spitze Pointirung gänzlich. So ist es gekommen, daß das deutsche Lustspiel stärker nach Benedix als nach Bauernfeld gravitirt, und daß Moser und die Moseriden mit ihren Zickzackkomödien, ihren Verwechslungen und ihrer „Situationskomik“ den geistreichen Vorgänger fast gänzlich verdrängten.

Wiener Luft athmeten Bauernfeld's Comödien, und in Wien mußte man sie gesehen haben, um ihr Innerstes zu erkennen. Die Aufführung von „Aus der Gesellschaft", mit Sonnenthal und den Andern, die ich im alten Burgtheater einst sah, lebt mir in voller Erinnerung: mit ihrer wahrhaft vornehmen Haltung, mit ihrer feinen aristokratischen Natürlichkeit und dem glänzenden Ineinanderspiel, mit diesem Duft von Salon und guten Manieren, von Etikette und Freiheit, und wiederum socialer Zusammengehörigkeit. Dies Gesellschaftsstück war und ist eine Wiener Besonderheit: nicht ein Abklatsch, sondern eine freie Nachbildung des Pariser Salondrama's, und Bauernfeld zumeist hat es schaffen helfen. Das unterscheidet ihn von den Verfassern der deutschen Gesellschaftsstücke: sie schildern eine Welt, die nicht ist, bei uns nicht ist; er griff ins Wiener Leben kräftig hinein und gestaltete österreichische, nicht französische Zustände. Er hielt es für sein gutes Lustspielrecht, Modelle zu wählen, wo er sie fand, auf der Straße, im Salon, im öffentlichen Leben; und auch in dieser Richtung gilt das Wort, das er unter sein Portrait einst schrieb: „Lieber unvorsichtig als unwahr.“ Hatte er in „Bürgerlich und romantisch“ eine kritische Macht der Zeit, den Saphir, als Lohnlakei Unruh auf die Bühne gestellt, so wagte er, der österreichische Beamte, in den Wirren von 48 politische Mächte auf die Szene zu bringen, in dem Schauspiel „Großjährig“; und er schilderte mit deutlichen Zügen Karl Auersperg, den Ministerpräsidenten, als Fürsten Lübbenau in „Aus der Gesellschaft.“ Mochten die Getroffenen sich denn daneben stellen und ihr Portrait vergleichen!

Modernes großstädtisches Leben darzustellen, ist so Bauernfeld der Erste gewesen: mit klugem Auge hat er gesehen und mit feiner Feder geschildert. Sein Dialog ist an Witz, Zierlichkeit und Eleganz nicht übertroffen; und in der Kühnheit seiner Probleme kommt er den Franzosen nahe. Dennoch verleugnet seine Produktion den Typus der Epoche nicht, in der er groß geworden: der Aera Metternich. Wie in Grillparzer, hat auch in ihm die Reaktionszeit, die Zeit der Erschlaffung nach den großen Kriegen, alles Große und Herbe, allen heroischen Aufschwung und alle satirische Kühnheit niedergehalten. Sie haben etwas weiches, gedrücktes, weibliches, diese österreichischen Dichter des Vormärz; zwar fehlt es ihnen an oppositionellen Tönen, an freiem Wagemuth nicht, und besonders Bauernfeld hat, in der Hingabe an öffentliche Interessen, seine Stellung als Beamter völlig geringgeachtet: „lieber unvorsichtig als unwahr“; aber doch blieben sie auf halbem Wege stehen, ihnen fehlte die revolutionäre Schneid, ihre Wünsche sind „pia desideria,“ wie Bauernfeld sagte, und am liebsten vertrauen sie ihre

satirischen Glossen, über Gott, die Welt und die Censur, dem stillen Tagebuch an. Sie „raunzen" nach altösterreichischer Weise; aber sie handeln nicht. Vor dem Lärm der Revolution entfloh Bauernfeld in die Berge, einer Gehirnkrankheit nahe; und als eine neue Reaktion heraufkam, ballte er die Faust in der Tasche, er spottete mit harmlosem Lächeln, wo er hätte geißeln sollen. Hält man gegen seine zahme Satire etwa seines Landsmanns Anzengrubers herbe Kraft, so wird der große Unterschied deutlich: ein Unterschied nicht nur der Individuen und der Talente, sondern ein Unterschied der Generationen. Jene alte Zeit, sie forderte maßvoll, mit heiterem Spott; die neue Zeit fordert mit Ungestüm, mit Bitterkeit und Pathos. Und vielleicht konservirte sich darum jene alte so lang, und verzehrt sich diese neue früh, in heißem Ringen; vielleicht reichten darum Grillparzer und Bauernfeld an die Neunzig heran, und starb Ludwig Anzengruber ein müder Fünfziger. **Otto Brahm.**

Gedanken eines Einäugigen.

Der medicinische Congreß.

Alle Menschen haben zwei Augen, und ich habe nur eins! Nur eins! Alle Menschen können mit einem einzigen Blick diese ganze große, herrliche Welt umspannen, — ich immer nur eine Hälfte! Nur eine Hälfte! Darum ist mir Vieles so unklar und überraschend, was Andere klar und alltäglich finden. Denn in mein Gesichtsfeld ragen nur Wirkungen herein, ohne Ursachen, oder Ursachen, ohne Wirkungen. Beide zusammen habe ich nie zu sehen vermocht. . . .

Manchmal kann ich dem sehnsüchtigen Drang nicht widerstehen, mir jenes andere Gesichtsfeld zu erobern. — Und dann blitzt der Gedanke in mir auf, daß ich ja ein so einfaches Mittel habe, meine Einäugigkeit zu überlisten: ich brauche blos ein wenig den Kopf zu wenden. Aber ich komme nur zu bald zur Erkenntniß, daß ich ein armer Narr bin, daß im ewigen Wechsel der Dinge inzwischen Alles anders geworden ist, und daß, was ich erschaue, andere Ursachen sind anderer Wirkungen . . . Das ist eine uneinbringliche Verspätung, immer um einen Blick hinterher zu kommen. . . .

Und so malt sich in meinem Kopf eine Welt, die ganz anders ist als die wirkliche. Wo Alle sehen, muß ich schließen; wo Alle beobachten, muß ich rathen. Und da ich andere Vorstellungen habe, denke ich auch anders; und da ich anders denke, fühle ich auch anders. Ich lebe auf meinem eigenen Globus ganz für mich allein, sagen meine Freunde. Und ich muß ihnen glauben. Denn sie haben alle zwei gesunde Augen. Allein auf seinem eigenen Globus zu wohnen — welch' ein Schicksal. Ach, es ist unendlich traurig — ein Einäugiger zu sein . . .! Aber Augenblicke giebt's, tolle, närrische Augenblicke, wo ich steif und fest daran glaube, daß dieser Globus da drinnen hinter meiner Stirn die eigentliche Welt ist; und wo ich lache, grenzenlos hochmüthig lache über diese Andern, die zwei Augen zu haben wähnen und in Wahrheit blind sind, jammervoll blind. . . . Und dann komme ich mir wie ein König vor, ich armer Einäugiger, wie ein König unter diesen Blinden. . . . Das sind Momente des Größenwahns, und sie gehen spurlos vorüber. Und dann sehe ich wieder pflichtschuldig ein, daß ich verdammt bin, mich tief unglücklich zu fühlen, weil ich so ganz anders bin als alle Anderen.

* * *

Mit dem medicinischen Congreß ergeht's mir so. Und während alle Anderen sich freuen, befällt mich immer eine tiefe Trauer, wenn ich einen dieser Berichte zu Ende gelesen habe. Die Bescheidenheit dieser großen Denker preßt mir Thränen aus, ihre Schlichtheit bringt mich zur Verzweiflung. Da bringt Einer sein ganzes Leben damit zu, irgend ein kleinstes Lebewesen zu beobachten, und da er Alles darüber weiß, was ein Mensch darüber wissen kann: die Werdegeschichte dieser Mikrobe, ihre Entwicklung, ihre Idiosyncrasien, ihre Familienverhältnisse, — wer weiß, vielleicht auch ihr bürgerliches Gewerbe und ihre Steuerleistung — dann erhebt er sich, und kaum einen Satz spricht er aus, in dem ich nicht ein „ich glaube" fände, kaum eine Behauptung,

die er nicht mit einem demüthigen „Vielleicht" verunzierte. Und ein Anderer stellt eine geniale Hypothese auf, die auf hundert und hundert Erscheinungen ein neues Licht wirft, und führt ein Experiment nach dem andern vor, die alle ausnahmslos dazu dienen, sie zu einem unumstößlichen Dogma zu erheben, und schließlich bezeichnet er sie doch nur nach wie vor als eine Hypothese. Und so sind hundert und tausend, so sind sie alle, diese Siebentausend! Es ist, als könnten sie nicht einen Augenblick dem Drange widerstehen, um Entschuldigung zu bitten, daß sie sich erkühnen, etwas zu wissen. Nein, es ist anders. Es ist, als ob sie sagen wollten: Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, daß wir, ich, der berühmte Physiolog X., oder ich, der gefeierte Anatom Y., überhaupt etwas wissen oder können. Das ist durchaus nicht der Fall! Ein paar epochemachende Gedanken hatten zufälligerweise die Güte, just durch mein Gehirn zu spazieren. Nur diesem souveränen Zufall also, der sich gerade so gut bei jedem Andern von Euch hätte ereignen können, verdanke ich es, daß gerade ich es bin, der sie Euch mittheilen kann. Oder: nachdem ich zwanzig Jahre mein Auge immer auf denselben Fleck gerichtet hielt, beliebte es einigen Phänomen just diesen Fleck auszusuchen, um in die Erscheinung zu treten. Ihr seht, das Glück hat mich einfach beim Aussuchen meines Laboratoriums begünstigt. Ich bin ein Glückspilz, nichts weiter. Von Talent kann unter solchen Umständen füglich nicht die Rede sein. Ich hatte blos die Hand auszustrecken nach dem Phänomen . . . Das that ich . . . So! . . . Hier habt Ihr's! . . . Seht Euch die Dinge an . . . Kümmert Euch nicht weiter um mich!

Kümmert Euch nicht weiter um mich! Das ist der Refrain, der aus allen diesen Reden heraustönt.

Glaubt nicht mir! Vertraut nicht meinem Genie, meinem Scharfsinn, meiner Beobachtungsgabe! Prüfet selbst von Neuem, als ob ich noch gar nicht geprüft hätte. Das ist die Aufforderung, zu der sie sich zuspitzen. Und dieser Aufforderung wird ohne weiteres entsprochen. Keiner dünkt sich so gering, daß ihm die Muße mangelte, an dem, was der Größte erkundet zu haben glaubt, Kritik zu üben. Und dann erweist es sich, daß jener Refrain auch ernstlich gemeint ist. Denn Keiner dünkt sich so groß, daß er nicht die Kritik des Geringsten ruhig über sich ergehen ließe.

Die Gleichheit aller vor der Thatsache — das ist das Dienstreglement dieser großen Heils-Armee.

Das völlige Zurückdrängen des eigenen Ich's — das ist ihre Ordre de bataille.

Und Dank diesem Dienstreglement und dieser Ordre de bataille werden Siege erfochten, immer und immer Siege und Siege.

Tag für Tag geschieht etwas, um die Krankheiten, diese Erbfeinde der Menschheit, aus allen ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben. Und so rückt mählig jenes herrliche Zeitalter immer näher, wo die ärzliche Kunst jede Krankheit im Keime wird ersticken können.

Dennoch stimmt mich dieser Congreß so traurig.

Warum?

Ich weiß es nicht! Ich bin nur ein dummer Einäugiger. Ich vermag für meine Stimmungen keine Gründe anzugeben, wie es meine Mitmenschen so trefflich verstehen. Ich kann nur fühlen und träumen. Und ein Traum war es, der mich in der Nacht von gestern auf heute so furchtbar gequält hat.

* * *

Das goldene Zeitalter war just angebrochen: es gab keine Krankheiten mehr. Ich kam gerade zurecht, um seiner feierlichen Proklamation beizuwohnen. Kaum war sie erfolgt, als die Ereignisse auch schon einen rasenden Verlauf nahmen. Was krank sein heißt, verstand man sofort nicht mehr. Den kleinen Kindern, die nicht schlafen gehen wollten, denen erzählte man wohl noch, so als eine Art Ammenmärchen: daß es Dinge gäbe, wie Typhus oder Cholera oder Tuberkulose, die die kleinen Kinder holen, wenn sie schlimm seien. In Wahrheit konnten die Menschen fortan nicht einmal auch nur unwohl werden, selbst wenn sie wollten . . . Und die Höflichkeitsfloskel, mit der wir uns heutzutage gegenseitig begrüßen: „Wie geht's?" gerieth darum augenblicklich in vollständige Vergessenheit. Und ich sah sie vor mir, diese Männer und Frauen des 20. Jahrhunderts, die Männer groß und breitschultrig, die Frauen schön und von unvergleichlichem Ebenmaß der Formen. Und mein Blick drang durch Herz und Nieren. Die hunderterlei

Stoffe konnte ich in ihrer Wirkung beobachten, mit denen die Menschen gleich bei ihrer Geburt geimpft wurden und die es selbst der hartgesottensten Bakterie unmöglich machten, im menschlichen Leibe auch nur zu übernachten. Die Magenwände sah ich mit einer Substanz imprägnirt, die in einem Nu selbst aus einer Gänseleber-Pastete die unverdaulichen Bestandtheile auszuscheiden vermochte, und ihnen höflich, aber entschieden zu bedeuten wußte, daß sie die längste Zeit innerhalb der vier Wände des Magens geweilt.

Und mit jener Einfalt, die mich selbst im Traume nicht verläßt — denn ich bin eine harmonische Natur — richtete ich nunmehr meinen Blick auf die Gesichter meiner 1300,000,000 Mitmenschen und erwartete, daß sie schon aus Rücksicht gegen einen so höflichen Träumer ihre glücklichste Miene aufsetzen würden ...

„I wo!" erklärten aber die 1300,000,000 zu meiner größten Ueberraschung, „jetzt beginnt erst die Jagd nach dem Glück!"

Und eine Jagd begann, so toll, so leidenschaftlich, wie sie nie gewesen in jenen Tagen, da die Menschen immer Bedacht nehmen mußten auf ihre körperlichen Kräfte. Ohne Unterlaß schmiedeten die Ehrgeizigen an ihren Plänen, wühlten die Habsüchtigen im Gelde, fröhnten die Wüstlinge ihren Ausschweifungen, schlemmten die Völker. Und all das, was große Forscher ersonnen hatten, um den Leib vor jeglicher Gefahr zu behüten, das gereichte der Seele zum Verderben ... Maßlos tobten die Leidenschaften in diesen Körpern, die keine Erschöpfung kannten, und die Begierden schreckten vor keinem Mittel zurück, so unnatürlich es auch sein mochte.

Und ein Kampf Aller gegen Alle begann, dem keiner zu entrinnen vermochte. Die Erdkugel flog mit Leichen bedeckt durch den Weltraum — einen Augenblick, nachdem die ärztliche Kunst ihren höchsten Triumph gefeiert hatte.

Mit solcher Raschheit passirt derlei nur im Traume! sagte ich zu mir mit jener Selbstkritik, die wir leider nur im Traume besitzen.

Aber der Anblick dieser Erdkugel, die einem Kirchhof glich, erschütterte mich so, daß ich vor Schreck erwachte ...

„Das kommt immer wieder davon," fuhr ich in meinem Selbstgespräch fort, da ich mich in meinem Bett aufrichtete, „daß Du ein Einäugiger bist ... Meine Mitmenschen, die beide Seiten der Dinge zu sehn vermögen, die bleiben vor solchen Träumen bewahrt ... Die denken ganz einfach: mens sana in corpore sano — und das hilft ihnen zu einem gesunden Schlaf ...

Heinrich Kana.

Pleinairseufzer.

Im Gras lieg' ich — in der Sonne. Das Korn ist nun abgeschnitten, was mir sehr leid thut, denn ich liebe es außerordentlich, vor mir wogendes Getreide zu sehen. Darum bleibe ich nun nicht mehr vor dem Hause, in welchem ich mich einmiethete, sondern ging heute weiter, bis zu der Wiese. Darauf stehen vorne weiße kleine Blumen und gelbe gemischt, sehe ich schärfer hin, entdeck' ich auch lilablaue, und einzelne hochstrebende gelbe Halme (die mir ein Botaniker erklären mag) schließen, da ich liege und platt auf dem Boden bin, vor mir eine Villa ab, die im blauen Aether badet. Es ist himmlisch — aber ich habe auch eine Reise machen müssen dazu, und von meinem Hause hingehn.

Immerhin ist diese nur zwanzig Schritt lang gewesen, eine Reise nach Italien, die man macht, um was Schönes zu sehen, dauert länger.

Was sieht aber ein Maler, wenn Italien auch mehr bietet als eine Wiese bieten kann, — was sieht ein Maler, nicht als Kunstfreund, in Italien Besseres?

Und tiefsinnig kuckte ich in den Boden, auf dem ich ausgestreckt lag und dachte über Steffeck nach, den ehemaligen Direktor der Königsberger Akademie, der nun vor einigen Tagen gestorben ist — was hat dem wohl Italien genützt, wo er, laut Nekrolog, zwei Jahre gewesen ist, vermuthlich auf Kosten einer hohen preußischen Regierung?

Was das doch für ein Unsinn ist!

Herr Steffeck ist — jetzt ist er im Himmel — nie ein guter Maler gewesen. Er hatte ein ganz frisches, sehr gerades, preußisches Talent. Gemüth (ich meine in der Kunst, nicht als Familienvater) keine Spur: nur Augen, frische Augen, Beamtenaugen, klar, grell, nüchtern. Er malte Pferde, er war Schüler von Krüger.

Krüger hatte mehr Talent als er. Darum concentrirte er sich auch auf Pferde und was mit ihnen zusammenhängt, Paraden im Sonnenschein u. s. w.

Steffeck war unsicherer, darum mengte er Stoffe untereinander und machte auch Historienbilder aus Pferden. Ich erinnere mich, als ich noch die Nationalgallerie als eine Stätte meiner Heranbildung ansah, in der Nationalgallerie ein großes Bild von Steffeck gesehen zu haben, Vordergrund ein weißes liegendes Pferd, Mittelgrund conventionelles Kampfgewoge, Titel, ich glaube, irgend eine Schlacht „bei Calais".

Sonst hat er (meines Wissens, immer meines Wissens, denn wer kann die Lebensläufe aller Akademieprofessoren verfolgen) keine Historienbilder solcher Größe nach diesem ersten Anstandsbild gearbeitet, immer nur kleineres, für Kunstvereine, für Private, für Pferdewohnungen Einzelporträts von Rennpferden; für Jäger Pferde im Walde; für ihre Töchter Mädchen zu Pferde durch den Wald reitend, von einem jungen Manne begleitet (eine Ballade: sie auf dem Schimmel, er auf dem Rappen, die Bewunderung des Publikums der Berliner Kunstausstellung); und so lebte er weiter, von der Kunst ganz entfernt, und malte Pferdebilder und ernährte sein Haus.

Und warum nun diese zwei Jahre in seiner Jugend in Italien? Lehrten sie ihn die Pferde besser malen oder leiteten sie ihn an, sich auf die Malerei eben dieses Zweiges zu werfen? War er fertig gebildet, eh' er Italien betrat, so daß er unangefochten wieder aus dem Lande herauskam nach Preußen, oder war er unfertig von der Berliner Schule fort nach Rom hingepilgert, — jedenfalls war Italien ganz gleichgiltig für seinen Lebenslauf.

Eine hohe preußische Regierung hatte aber geglaubt, sehr nützlich zu handeln, indem sie das Geld zu einem italienischen Stipendium gewährte. Die gute Regierung, sie hat es gut gemeint. —

Eine Kommission von Räthen der Regierung aber, die aus bebrillten, thatenlosen, nicht einmal zu Beamten tüchtigen, sondern dresdnerisch faulen Aesthetikern mit guten Tantenverbindungen, sonst wären sie nicht Räthe!) bestand, hatte der Regierung vorgeschlagen, solche Stipendien zu machen.

Raffael ist todt, Michel Angelo ist todt, Titian ist todt.

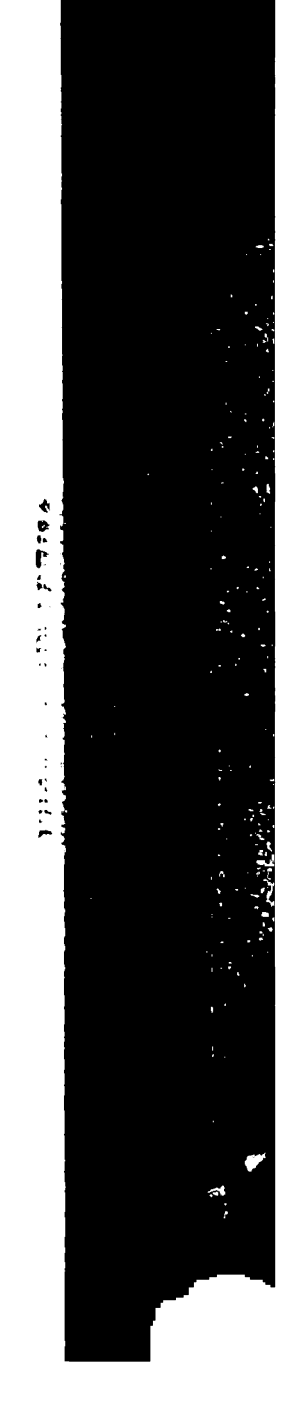
In diesem Zeitalter lebt — die Luft über den Wiesen, das Atmosphärische.

Die schlechteren Maler können noch Pferdebilder malen.

Die guten malen Wiesen.

Nur diejenigen, die gar keine sind, malen die Staatsaufträge und ihnen allein könnten die Italienreisen nützen. Da sie aber keine Maler sind, die Gelder jedoch für Maler bestimmt wurden, so sind sie garnicht als Kandidaten anzusehen; da das Stipendium für Maler also den Kandidaten nichts, vielmehr nur solchen Menschen nützen würde, die keine Maler sind, so ist, nach schlichtem Unterthanenverstande, das Stipendium aufzuheben.

Herr Steffeck hätte die 6000 Mark zur Ernährung seiner Familie empfangen sollen, als Anerkennung für seine ziemliche Begabung — oder er hätte sie empfangen sollen, um nach solchen Ländern zu fahren, wo bessere Pferdemaler, als er, lebten und



von ihnen zu lernen. Dann hätten die 6000 Mark einen Nutzen gehabt — in beiden Fällen. Es hätte mich das erstere für seine Familie gefreut; das letztere würde vielleicht einen Gewinn für die preußische Kunst mit sich gebracht haben. Da Steffeck aber die 6000 Mark nach dem Rathe der Räthe in Italien aufessen mußte, waren sie für die Katze.

Von neuer Kunst.

Kunst und Strafgesetz. Tolstoi und seine „Kreutzersonate" scheinen das neueste Objekt der modernen Sittlichkeitshetze zu werden; nach England und Amerika meldet sich nun Oesterreich zum Worte. Oder vielmehr **Leitmeritz**: das „dasige" k. k. priviligirte Kreisgericht hat die czechische Uebersetzung des Buches konfiszirt. Und die höhere Instanz, das Oberlandesgericht in Prag, hat die Moralanschauung der Leitmeritzer getheilt, und hat entschieden: die czechische Uebersetzung sei in ganz Oesterreich zu verbieten. Einstweilen dürfen also auch die nationalsten Jungczechen die Kreutzersonate nicht in ihrer Landessprache lesen; denn Tolstoi's Anschauungen, sagt das Oberlandesgericht in Prag, „verletzen die öffentliche Moral und das öffentliche Schamgefühl" — so weit die böhmische Zunge und die böhmischen Dalken reichen. — Nicht ohne Interesse ist es übrigens, die Vertreter der öffentlichen Moral in den verschiedenden Ländern mit einander zu vergleichen: in England besorgen's die Leihbibliotheken, in Amerika die Postämter; in Rußland schwärzen schon die Grenzbeamten, was ihnen mißliebig ist; in Oesterreich konfisciren Kreisgerichte und Oberlandesgerichte, und den Zeitungen gegenüber gilt das „objektive Verfahren"; in Deutschland wachen Justiz und Polizei gemeinsam, und die Censur verbietet bald und bald erlaubt sie die „Gespenster". Es hat eben jedes Land sein Gutes; und keines, scheint mir, braucht auf das andere pharisäisch herabzublicken.

Keller's Nachlaß. Bei der Sichtung von Gottfried Keller's Nachlaß hat sich vom zweiten Theil des „Martin Salander" nichts gefunden; und von dramatischen Entwürfen nur die Anfänge. Keller's Zaudern scheint also über den Plan eines „Arnold Salander" nicht mehr hinausgelangt zu sein, so viel er auch davon sprach. Dagegen ist ein unerwarteter Fund, der den Maler Keller und den Poeten zugleich charakterisirt, gethan worden: Skizzen und Zeichnungen aus der Jugendzeit, da Keller sich der Malerei ganz hingeben wollte, sind im Nachlaß aufgetaucht, zahlreiche Gedichte dazwischen, die jene Zeichnungen erläutern, begleiten, umschreiben. Hoffentlich wird die Publikation nicht durch den häßlichen Streit aufgehalten, der sich um das Erbe Keller's entsponnen hat: seine Verwandten fechten das Testament an, das sie leer ausgehen läßt, und das alles gemeinnützigen Zwecken bestimmt. Großes Vertrauen hatte Keller zu seinen Verwandten nie; ich erinnere mich, wie er eines Tages sagte, sein Bild (von Stauffer) solle auf's Museum: „Denn wer weiß, was sonst meine Erben damit anfangen, die thun es am Ende auf's . . . ." Und er nannte einen Ort, den keusche Ohren nicht gern hören, wenn ihn auch Niemand entbehren kann; im Anfang von „Kleider machen Leute" ist er anschaulich beschrieben. (. . . „und führte ihn durch einen langen Gang, der nirgends anders endigte, als an einer schön lackirten Thür, auf welcher eine zierliche Inschrift angebracht war. Also ging der Mantelträger dort hinein und schloß ordentlich hinter sich zu"). — Diese zärtlichen Verwandten also wollen das Testament umstoßen, indem sie nachweisen, daß der Erblasser geistig umnachtet war: aber als er ihre Liebe so derb taxirte, war er jedenfalls noch ganz im Besitz seines gesunden Urtheils.

Claque. Während kühne Reformer in Paris von der Abschaffung der Theaterclaque träumen, scheint sie sich in Berlin einbürgern zu wollen: das Schiedsgericht des Bühnenvereins, welches Herrn Kainz als kontraktbrüchig erklärte, stellte fest, daß Herr Barnay aus besonderer Freundlichkeit für den neu bei ihm auftretenden Künstler, „239 Billets an die Claque vertheilt" habe. Ungefähr ein Viertel des „Publikums" ward also an jenem ersten Kainz-Abend von Claqueuren gebildet. Wie sich zahlende und bezahlte Hörer an anderen Abenden im „Berliner Theater" zu einander ziffernmäßig verhalten, erfahren wir nicht; aber es ist für jeden aufmerksamen Beobachter deutlich gewesen, vom Eröffnungsabend des „Demetrius" an bis zum Tage des dreißigjährigen Barnay-Jubiläums, mit welcher Geschicklichkeit hier Erfolge und Applause in Scene gesetzt werden. Waltete nur oben auf der Scene dieselbe Umsicht und Sachkenntniß! Die stilvolle Accuratesse, mit der der Vorhang heraufhüpft und wiederum hüpft mit Antäuskraft, kaum daß er den Boden berührt hat, ist bewunderungswürdig; die Accuratesse und der Stil der schauspielerischen Leistungen nicht. Und auch 239 Freibillets und 478 emsig klatschende Hände können einen Virtuosen nicht in einen Künstler, und schreiende Massen nicht in ein Ensemble verwandeln.

Skandinavien in Frankreich. Skandinavien wird Mode auf den Boulevards. Man versteht Ibsen noch lange nicht in Paris, das beweisen die Zeitungen immer aufs Neue; aber einige vorgeschrittene Geister haben seine Größe erkannt, und darum sucht die Heerde zu folgen. Natürlich auch die Theaterdirektoren. Allein mit dem ganzen Maaß von Einsicht, welche diese Species des homo sapiens auszeichnet, erfassen sie an Stelle des kraftvollen Genius süßliche Halbtalente: Ibsen ist in die offenen Theater noch nicht gelangt, aber Molbech's „Ambrosius" wird in Odéon vorbereitet, und „Figaro" setzt bereits seinen Lesern auseinander, daß dieser unbekannte Ambrosius „une sorte de Gringoire" sei. Wir haben das schwächliche Werk mit seinen lyrischen Einlagen und seiner altmodischen Verklärung des hungernden Poeten einst im Kgl. Schauspielhaus genossen, und nur mit Schrecken denken wir an Ambrosius-Kahle zurück; daß das Werk Ibsen gewidmet ist, wie die Pariser Zeitungen melden, mag sein, aber keine Spur eines Geistes werden die Besucher des Odéon in diesem ästhetischen Theeaufguß auf Oehlenschläger's „Correggio" und die andern Künstlerdramen erkennen.

Pierrot redivivus. Die Pantomime, die seit einiger Zeit schon in Pariser intimen Cirkeln intime Erfolge erfocht, hat nun ihren ersten, großen öffentlichen Erfolg: „L'enfant prodigue", von Michel Carré und Wormser, geht schon zum fünfzigsten Male über die Bouffes Parisiens. Das ist ein charakteristisches Pänomen, das einmal ausführliche Betrachtung verdient: in dem Kampf zwischen altem und neuem Stil, der jetzt in Paris, wie bei uns, geführt wird, hat auch die Pantomime ihre Stelle. Die alten Worte mag man nicht mehr, diese sentimentalen Betheuerungen, diese konventionellen Lügen von Theaterliebe und Edelmuth, diese geschwätzigen Monologe und Selbstbekenntnisse; aber auf die guten alten Situationen will man noch nicht verzichten, und so läßt man sich, was man nicht mehr hören will, vom Pierrot, dem wirklichen Pierrot im weißen Gewande, und von seiner Colombine durch Zeichen und Gebärden vordemonstriren. Dramen ohne Worte; und darum Dramen ohne Trivialität und ohne Sentimentalität. Das Aushilfsmittel ist wunderlich, und man darf zweifeln, ob es lange vorhält; daß es zu uns nach Deutschland hinüberkommt, ist vollends unwahrscheinlich, wie gern auch sonst der Eifer unserer Theaterleiter Pariser Erfolge ausbeutet.





Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von Marie Herzfeld.

(2. Fortsetzung.)

IV.

Es kam Hilfe. Gutsbesitzer Storm auf Fredheim sandte seinen Knecht mit einer ganzen Fuhre von Lebensmitteln und Holz; ebenso kamen Weihnachtsgeschenke von Frau Wiig auf Vig und von Frau Mühlberg.

Das war Hilfe, die etwas ausgab. Man mußte in der Stadt vernommen haben, daß sie Gäste in's Haus gekriegt.

Bald saß die kleine Familie am Weihnachtstisch und ließ sich's wohl sein, — die Tafel gedeckt, Licht in den Leuchtern, Feuer im Ofen. Und plötzlich ging es Frau Holmsen im Geiste auf, diese große Hilfe zur richtigen Stunde, sie mußte von Gott kommen.

Ihre Gebete von heute Nacht! — sie waren offenbar erhört worden. So mußte sie wenigstens glauben. Und namentlich den Kindern würde es gut thun, es zu glauben.

„Ach ja," sprach sie, „nun haben wir es gut, lasset uns aber nicht vergessen, wer uns das alles gesandt hat! Gestern war das Haus noch leer und alles sah schwarz aus; ich stand ganz hilflos da und hatte Niemand, an den ich mich wenden konnte; jedoch heute Nacht, als ich wach lag und mich herumwälzte und mir den Kopf zerbrach und dennoch keinen Ausweg fand, da fiel mir plötzlich ein, daß doch immer noch einer lebe, an den man stets sich wenden könne, und da betete ich zu Gott. Ja, das that ich, so gut ich es vermochte und verstand. Und nun seht ihr, daß er half! — Ja, ja, wir müssen uns an ihn halten, wir, die wir uns auf keinen anderen in der Welt verlassen können!"

Lea saß mit niedergeschlagenen Augen und sah verlegen aus, Tom aß, Fanny machte große Augen. Sie bekam eine große Idee von Gott.

„Mama," sagte sie nach einer Pause, „ich werde Dott um eine neue Josalie bitten."

„So, Krauskopf, wirst Du?" meinte Mama lächelnd.

„Ja; eine neue, söne Josalie will ich haben, eine viel söne'e als die alte."

„Gut," sprach Frau Holmsen, „bete nur, Kind; wenn Du ein braves Mädchen bist, so erhältst Du es wohl."

Gewiß; Fanny würde ein braves Mädchen sein.

Lea wollte nicht zugeben, daß sie und Tom bei Jungfer Henriksen gehungert hatten, es war nur so sonderbar gewesen, — sie hatten nicht recht gewagt, sich satt zu essen.

Den Grund der Uneinigkeit zwischen Jungfer Henriksen und Papa kannte Lea nicht. Papa war ein paarmal draußen auf dem Land gewesen, unten bei Drammen irgendwo; er sollte dort einen Hof verwalten, glaubte Lea, oder vielleicht war es ein Wald. . . .

„Nun Gott sei Dank!" rief Frau Holmsen, „da kommt doch vielleicht alles in Ordnung!" . . . „Denn sie hat soviel Wald, die Jungfer Aaberg," fuhr Lea fort.

„Aha, die Wälder der Jungfer Aaberg soll er verwalten?" fragte Frau Holmsen und wurde aufmerksam.

„So wird es wohl sein," antwortete Lea, sie schien unsicher.

„Ja, das will ich meinen! — Das ist etwas für ihn! Die Waldnymphe! — Ei, in dem Zusammenhang dürfen wir Gottes Namen nicht aussprechen," meinte Frau Holmsen, „mit dieser Sache hat er nichts zu schaffen! — Ich habe von dieser Jungfer Aaberg in der Schneiderschule reden hören!"

„Und da wurde Jungfer Henriksen ganz rasend," fuhr Lea eilig fort; „Du hättest nur hören sollen, Mama, wie sie ihn ausschalt!"

„Und das habt Ihr Armen alles anhören müssen?"

„Nein, Tom und ich versteckten uns im Schlafzimmer."

„Arme Kinder!"

„Allein Papa hat uns versprochen, wenn er den Verwalterposten erhält, so dürfen wir draußen auf dem Lande sein, wo er ist, und da werden wir es viel besser haben als bei der Jungfer Henriksen."

„So!"

„Er würde Dir bald schreiben, sagte er, ... er glaubte wohl, dies sei ein Ausweg."

„Hm — o ja; er und Jungfer Aaberg einigen sich schon!" —

Ein paar Tage nach Neujahr kam ein Brief von Holmsen. Es sei Platz für die Kinder, schrieb er; Jungfer Aaberg auf Elmerud wolle sie alle drei aufnehmen. „Und da werden sie es gut bekommen. Reisegeld liegt bei. Jedoch damit sind wir auch quitt, — daß Du es nur weißt!" —

Sie schrieb zurück und bat, ob sie die Kinder nicht behalten könne. Nun, da er eine Stellung habe, müsse er ja doch imstande sein, ihr weiterzuhelfen. Sie vermochte nicht zu leben ohne die Kinder. Und diese selbst könnten es doch nirgends so gut bekommen, wie bei ihrer Mutter; das wisse er. Selbst der beste fremde Mensch ersetze eine Mutter nicht, — und Jungfer Aaberg gehöre schwerlich zu den besten.

Er antwortete kurz und klar. „Ich habe keine Stellung," schrieb er. „Das geht Dich übrigens durchaus nichts an. Allein willst Du die Kinder bei Dir haben, so magst Du sie auch selbst versorgen. Wenn Du von mir Unterstützung verlangst, so mußt Du sie nehmen, wie sie Dir geboten wird. Thu' wie Du Lust hast. Auf jeden Fall aber sind wir quitt!" —

Da war nichts anzufangen. Lea und Tom mußten fort. Sie wagte es nicht, sich noch öfter solchen Zeiten auszusetzen, wie es die kürzlich durchgemachten waren; nirgend stand geschrieben, daß Gott und gute Menschen ihr jedesmal helfen würden. Allein Fanny sollte zu Hause bleiben. Genug daß zwei der Kinder ohne Heim aufwuchsen.

— So saß nun Frau Holmsen wieder mit Fanny da und die Tage begannen in alter Weise hinzugleiten.

Jedoch Fanny fiel beschwerlicher als jemals früher. Man konnte glauben, sie fühle sich nicht wohl und langweile sich, weil sie ihre Gefährten verloren.

Sie schmollte und knauerte vom Morgen bis zum Abend; keinen Augenblick fand man Ruhe. Und am Aergsten war es, daß sie Mamas Nachtruhe störte.

Frau Holmsen lag in der Regel bis tief in die Nacht herein wach, konnte oft vor Morgengrauen nicht einschlafen. Fanny, die sich frühzeitig niederlegte, stand mit den Hühnern auf und weckte so die Mutter, die oft erst eingeschlummert war.

So ging denn Frau Holmsen den ganzen Tag über schläfrig und mürrisch herum, mit schwerem Kopf und äußerst reizbar. Sie vertrug nichts; es war rein, als sei ihr die Haut abgezogen. Fanny konnte sie mit ihrer Quälerei halb wahnsinnig machen. Ach Gott, welches Elend, Kinder zu haben. Und wie gebunden man war! Den ganzen Tag war man damit beschäftigt, aufzupassen, daß so ein Ding nicht Schaden stiftete oder sich anschlug oder verbrannte; man befand sich in einer Knechtschaft, wie kein Dienstmädchen sie unerträglicher hatte.



— „Pfui, bist Du schon wieder dabei!“ kam die Mama plötzlich aus der Küche hereingeschossen; „habe ich Dir nicht gesagt, daß Du das nicht thun sollst? Was? Uf, wie Du schlimm bist! Laß das Waschwasser in Frieden, sage ich! Du kannst ja auf den Fetzen spucken, damit wäschst Du gerade so gut. So hab' die Güte! Und nun, wenn ich bitten darf, merke Dir's, sonst giebts die Ruthe; verstehst Du?“

Fanny erschrak und begann zu jammern.

„Nein, Mama, bitte nicht, bitte nicht!“ sagte sie.

„Nun, so sei folgsam!“ antwortete Mama; sie ging wieder in die Küche und setzte ihre Arbeit fort.

Es war doch so schrecklich trocken, meinte Fanny, so den Boden ohne Wasser aufzureiben; nach einiger Zeit schlich sie zum Waschbecken und tauchte ihr Fetzlein nur ein ganz klein wenig ein; das bemerkte Mama wohl nicht.

So ging es gleich besser. Und nun da Mama immer noch draußen mit den Kochtöpfen weiter rasselte, konnte doch keine Gefahr drohen, dünkte ihr; nach kurzer Ueberlegung schlich sie hin und tauchte das Tuch noch einmal ein, — diesmal ein bischen ordentlich.

Und jetzt ging es wirklich gut. Nun sollte der Boden auch hübsch rein werden.

Auf einmal hielt sie inne und wurde ganz roth. Da war Mama.

„Aber nein — Fratz!! Ja, nun sollst Du wahrhaftig —! Einmal muß der Sache doch ein Ende gemacht werden.“

Mama holte die Ruthe von dem Pult; Fanny fühlte schon die brennenden Hiebe und begann laut zu weinen.

„Warte nur, so sollst Du etwas zu weinen bekommen!“ — und schon nahte, ganz bleich vor Raserei, Mama. Mit einem zornigen Ruck wurde Fanny gepackt, vom Boden aufgehoben und auf Mama's Knie herabgedrückt; die richtige Stelle wurde entblößt und die Execution begonnen, mit einem solchen Eifer, daß man Fanny's Geheul bis hinab zur Apotheke vernahm.

„Nun, versprichst Du, daß Du es nicht mehr thust? Was? Versprichst Du es? Willst Du? Oder magst Du noch mehr von dieser Sorte? Was?!“

Fanny war in so heftiges Weinen gerathen, daß sie kein Wort hervorbringen konnte; — „na, so bekommst Du noch ein bischen dazu!“ stieß Mama hervor und peitschte weiter.

„Ja! ja!“ heulte die Kleine in Todesangst.

„Also versprichst Du es?“ fragte Mama und hielt ein; sie war dunkelroth im Gesicht und zitterte am ganzen Leibe.

„Ja! ja!“ pfiff das Kind, dem die Angst die Kehle einschnürte, — und dann mit einem schrecklichen hervorbrechenden Schrei: „ja, ja, ja!“

Es war, als risse der Schmerz sie in Stücke; sie zuckte und zappelte wie ein Fisch; heftige nervöse Stöße durchfuhren ihren Körper, so oft sie glaubte, Mama wolle wieder losschlagen.

„Na“, sagte Mama und gab sie frei, „wir wollen sehen, ob Du es Dir merkst. Denn sonst weißt Du, was es absetzt.“

Fanny versteckte sich beim Bett voll Scham und Zorn; Mama ging wieder zu ihrer Küchenarbeit; sie bebte noch vor Erregung. Fanny heulte. Dies Geheul wurde bald so laut, daß Mama wieder hinein ins Zimmer mußte.

„Jetzt schweigst Du, Fanny“, sagte sie, „oder es giebt sogleich noch etwas! Wirst Du still sein?“

„Ja, ja!“

„Nun, so schweig denn!“

„Ja, ja“, heulte Fanny; sie konnte nicht schweigen, so gerne sie gemocht hätte.

„Ei, da Du so trotzig bist, versuchen wir es mit noch einer Portion“, sagte Mama; sie ging nach der Ruthe.

„Nein! nein! Mama! Mama! Ich werd' son sweiden, ich werd' son sweiden, ich werd' son sweiden! Mama! Mama!"

Jedoch sie schrie weiter, — krampfhaft, unüberwindlich. Mama biß die Zähne zusammen und hob die Kleine wieder auf; dieser schreckliche Trotz mußte gebrochen werden. Wieder fielen die zischenden Schläge und wieder schrie das Kind, als ob es geschlachtet würde. Das ergriff Mama dergestalt, daß sie nicht weiter konnte.

„Nun, wirst Du also brav sein?" fragte sie in nachgiebigem Ton.

„Ja! ja! Ich werd' bjav sein, ich werd' bjav sein", jammerte Fanny.

„Also da schweige und schreie nicht so, daß man vom Hören verrückt werden könnte. Sei schön still und artig, dann wird Mama den Krauskopf nicht mehr schlagen."

„Ja, ja!" Ich werd' son a'tig sein!" versicherte Fanny.

Mama hatte Fanny somit losgelassen, daß diese herabkrabbeln konnte; „nun so schweige also!" sagte sie mit einem schärferen Accent und stand auf.

„Ja! ja!" schrie Fanny. Sie klammerte sich an's Bett und suchte ihr Schluchzen in der Decke zu ersticken. Mama wurde plötzlich gerührt und ging hinaus,

Sie arbeitete lang in der Küche herum; man mußte dem Krausköpfchen Zeit gönnen, um sich zu erholen.

Es nahm jedoch kein Ende und Frau Holmsen wurde wieder böse.

„Ich will a'tig sein, ich will a'tig sein!" brüllte Fanny schreckgelähmt, als sie Mama bei der Thür hörte, und gleich darauf mit flehentlichem Weinen: „ich möchte in's Bett, Mama, ich möchte in's Bett!"

„Ja ja, Du kommst in's Bett. Aber dann mußt Du brav sein und schweigen. Du machst ja die ganze Stadt toll durch Dein ewiges Geheul! — So, Krausköpfchen, — niederlegen und hübsch schlafen! — Aber . . . still sein! Sonst geht es schlecht, das weißt Du!"

Fanny versteckte sich unter der Decke; hier fühlte sie sich geschützt und gab ihren halberstickten Thränen freieren Lauf.

„Fanny —!" ertönte es mit unheildrohender Stimme.

Fanny unterdrückte das Weinen nach bestem Können. Mama ging eine Weile aus und ein, und machte sich allerlei zu thun. Nach einiger Zeit schlief Fanny; tiefe, bebende Seufzer erschütterten noch den kleinen Leib.

„Du armer Krauskopf," murmelte Frau Holmsen, „Gott weiß, wie's mit Dir ergehen wird. Du gleichst allzusehr dem, an welchen ich nun denke, — allzusehr!" —

— Die Puppe, um welche Fanny Gott gebeten hatte, bekam sie am 9. Januar, ihrem Geburtstag, vom Buchbinder Lundström.

Die Puppe war ungemein hübsch, allein Fanny freute sich doch nicht.

Buchbinder Lundström war ein ekliger Mann.

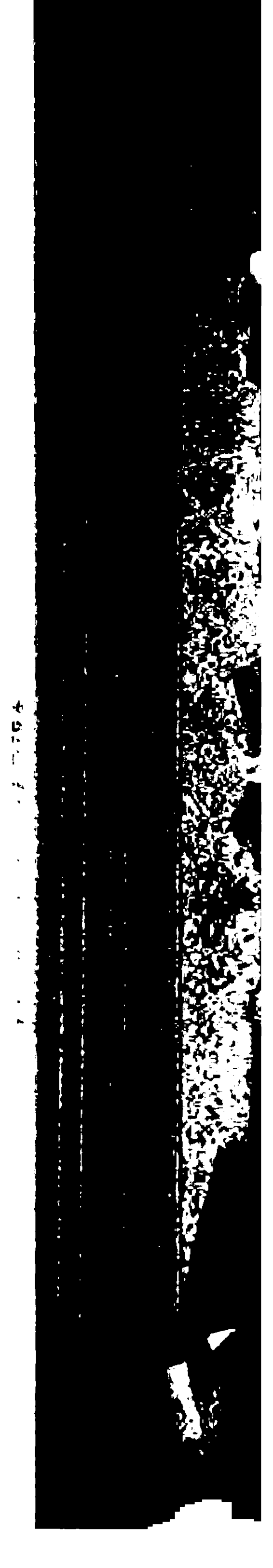
„Nit sei so fjeundlich mit diesem Lund'tjöm, Mama!" sagte Fanny.

„Scheint Dir denn, daß ich mit ihm freundlich bin?" antwortete Mama, „mir scheint, daß ich mich gegen ihn so unfreundlich und mürrisch wie nur möglich benehme."

„Ja, wa'um kommt er denn her?"

„Lieber Krauskopf, wenn ich ihn nicht loswerden kann!"

Schon lang hatte Buchbinder Lundström an der schönen Frau Margarethe Gefallen gehabt und in der letzten Zeit hatte er begonnen, ihr recht ernstlich den Hof zu machen. Erst mit Vorsicht und Zurückhaltung, mit kleinen Geschenken und großer Ehrerbietung, jedoch als er merkte, er werde nicht fortgewiesen, nach und nach immer kühner. Er kam mit Blumen und Gedichten, machte Besuche, plagte Fanny mit Präsenten und durfte gelegentlich, wenn Frau Holmsen nicht ausweichen konnte, förmlich als ihr Beschützer auftreten. In der schwierigen Zeit, während die Kinder daheim waren, hatte er sogar das Zugeständniß erhalten, ihr etwas Geld leihen zu dürfen.



Gewiß war sie launenhaft und oft sonderbar in ihrem Auftreten gegen ihn; jedoch die Frauenzimmer waren nun einmal nicht anders, dachte Lundström, und wenn man nur aushielt, so kam wohl der Tag, wo sie nachgiebig wurden.

Sie gefiel ihm. Er war wirklich verliebt. Die bleiche Frau mit den dunkeln Augen hatte ihn gefesselt. Sie war so schön. „Schön wie der Kummer und schön wie die Nacht.“ Und war sie auch nicht mehr ganz jung, so durfte dagegen er mit seinen vierzig Jahren nicht allzu genau rechnen.

Einen mächtigen Fortschritt machte er eines Abends mit Hilfe der alten Kari.

„Wissen Sie was, Lundström,“ sagte die alte Kari, „mir scheint, Sie, als a feiner Kavalier und Junggesell und Dichter, wie die Leut' erzählen, — Sie könnten a bissel galant sein gegen uns Damen und uns nit dasitzen und hungern und dursten lassen!“

„Was sagst Du, Kari?“ rief Lundström und sprang auf, „sollte es möglich sein —?“ er wendete sich an Frau Holmsen, — „sollten Sie mir in der That gestatten —?“

„Ach was, rücken S' nur mit Ihrem Geld heraus, Sie,“ meinte die alte Kari, „für's Uebrige sorg' schon ich.“

Kurz darauf saß man bei Frau Holmsen's Nähtisch und aß französische Brödchen und trank Bier dazu und Lundström fühlte sich so glücklich als Wirth, daß er heiter wurde und Geschichten erzählte.

„Ha ha ha, sind Sie aber köstlich, Lundström!“ lachte die alte Kari.

Jedoch Lundström wiederholte diese Abendbesuche öfters. Und er sagte sich selbst, es möge kommen, was da wolle: aus der Stellung, die er nun errungen, lasse er sich nimmermehr vertreiben.

Wer nun auch Fanny gewinnen könnte! Jedoch mit ihr kam er nicht von der Stelle. Niemals wollte sie auf seinen Knien sitzen; niemals war von ihr ein Lächeln zu erlangen; aber naseweise war sie, daß es Einem völlig unbehaglich werden konnte.

„Wa'um fäabst Du Dir dein Haa'," Lund'tjöm?“ fragte sie; „wa'um hast Du so swar'ze Zähne, Lundt'jöm?“

„Ha . . . was?“ stammelte der Buchbinder und suchte mit den Augen hilfebittend Frau Holmsen; Frau Holmsen that böse und schalt, aber mußte doch boshaft lachen.

„Ach, was soll ich anfangen, was soll ich anfangen,“ seufzte Lundström mit seinem schwedischen Pathos, „warum will Fanny nicht meine kleine Freundin sein?“

„Weil Du so häßlich bist,“ versetzte Fanny.

„Kümmern Sie sich nur nicht um sie, Lundström,“ tröstete Frau Holmsen; „sie ist nun einmal so; jedoch sie meint nichts damit.“

„Wenn Fanny lieb ist, so bekommt Fanny Kuchen,“ lockte der Buchbinder; er sah die Kleine mit unfreundlichen Augen an.

Jedoch er kam stets wieder. —

Wenn er wenigstens etwas besessen hätte, um daraufhin zu heirathen! dachte Frau Holmsen. Wenn er reich gewesen wäre, so daß er ihre Kinder hätte versorgen können! . . . Das Uebrige wäre dann alles gleichgültig, sowohl sein Stand als seine Dummheit; sie hatte nicht die Mittel, um groß zu thun. Jedoch er besaß wahrscheinlich nichts. Ging nur her wie ein kleiner Bub' und wollte auf „Liebe“ heirathen . . . ha ha ha! — Frau Holmsen lachte mit Alt-Kari's lautem Lachen. —

In „Frau Holmsen's Modesalon“ hatte eine Schülerin sich gemeldet. Es war ein Bauernmädchen, das „nur so für den Hausgebrauch“ ein bischen lernen sollte; ein Verdienst schaute dabei nicht heraus, und ein Vergnügen wahrhaftig ebensowenig. Mit der Gesundheit ging es auch schlecht. Und eines schönen Tages war Frau Holmsen ernstlich krank.

Mehrere Wochen lag sie im Bett und war recht elend. Eine Zeitlang hatte der Arzt sie sogar aufgegeben. „Sie geht drauf,“ sagte er.

Da nahmen die alten Freunde sich noch einmal zusammen. Die Königin von Fredheim schien ihnen noch zu jung, um schon zu sterben.

Man schaffte ihr eine Wohnung unten in der Stadt. Frau Mühlberg überließ ihr Jungfer Thorsen als Krankenpflegerin; man sorgte für gute Kost und stärkendes Getränk; der Apotheker gab die Medizin umsonst; sogar der Doktor war großmüthig und beschloß, ein Menschenleben zu retten, ohne auf Bezahlung zu rechnen. Vom Buchbinder Lundström kamen Blumen und Wein; Pastor Pukstad schickte erbauliche Schriften. Fanny wurde beim Rechtsanwalt Lehmann untergebracht, damit Frau Holmsen Ruhe habe. Und nachdem einige Zeit vergangen, konnte der Doktor erzählen, daß die Krisis überstanden sei.

Frau Holmsen lag da und erholte sich und dachte sich, es sei manchesmal denn doch gut, auf dem Lande draußen bei den Bauern zu wohnen. Die Leute in einer Großstadt hätten sich ihrer gewiß niemals in solcher Weise angenommen, wie diese Menschen hier. In Kristiania war es ohne Zweifel lustiger; wenn man aber dort leben sollte und allein da stand und nicht reich war, — so that man gewiß am klügsten, wenn man gleich seinen Sarg anfertigen ließ. Sie waren so gleichgültig, diese Menschen drinnen; der eine wußte nichts vom anderen; sie wurden ganz herzlos, ging ein Mensch zu Grunde, so schaute um dessenwillen auch nicht einer nach der Seite hin, außer etwa der Glöckner oder der Armenrath, denn diese waren ja verpflichtet, die Namen der Betreffenden in ihre Bücher einzutragen. —

Es wurde ein hübsch Theil Geld für sie gesammelt; für dies Geld wurde eine volle Ausstattung von Bett- und Leibwäsche und eine prächtige Nähmaschine angeschafft. Als der Frühling kam mit seiner milden Luft, wechselten Frau Storm auf Fredheim und Frau Wiig auf Vig damit ab, sie spazieren zu fahren, und nun erholte sie sich rasch. Bald konnte sie dem Doktor erzählen, daß sie sich niemals so wohl gefühlt habe, wie jetzt. „Nein, nein,“ sagte dieser, „kein Mensch wird Ihnen heute ansehen, daß Sie im Begriffe waren, an einem Blutsturz umzukommen.“ —

Sie begann wieder für Fremde Kleider zu nähen. Der „Modesalon“ gerieth in Vergessenheit. Die Toiletten, welche sie herstellte, fanden Beifall, wenn sie nur gesund blieb, würde alles sich wieder machen. Durch strenge Sparsamkeit würde sie versuchen, etwas beiseite zu legen; wenn sie dahin gelangte, für schlechte Zeiten etwas in der Hand zu behalten, vermochte sie doch irgend einmal die Kinder heimzunehmen, dachte sie. —

Zum Theil aus Wirthschaftsgründen wurde Fanny möglichst viel zu Freunden und Bekannten in der Stadt und auf dem Land herumgeschickt. Bei den Storm auf Fredheim war sie oft; dort erhielt sie Eierwaffeln und Sahne und den Auftrag, die Gänse zu hüten. Es war ein Gänserich da, von so böser Art, daß er stets seine Jungen auffressen wollte; Fanny bekam nun das Amt, die Kleinen vor dem herzlosen Vater zu schirmen. Sie sammelte die erschreckten Jungen in ihrer Schürze, setzte sich auf die Treppe des Vorrathshauses und beruhigte sie; sie saß da und tuschelte und summte und wiegte sie, bis sie sich selbst einschläferte und das kleine, piepende, krabbelnde Nest voll dabei sorgsam im Schooße hielt.

V.

Der Sommer war in's Land gezogen, mit Sonnenlicht auf den Hausmauern und gelbem, kräftigem Löwenzahn längs Graben und Wegen und zwischen den Pflastersteinen der stillen Stadt. Fanny und Fritz machten Landpartien.

Sie konnten nicht weiter kommen als bis zum nächsten Hof, denn hier war ein Hund, der allzu gräßlich bellte. Auch andere Gefahren bedrohten sie auf ihrem Pfade; obgleich Fritz ein muthiger Junge war, und besonders in Fanny's Gegenwart, so durfte man mit Pferden und Kühen denn doch nicht scherzen. Allein wenn die Sonne schien und der Himmel blau war, vergaß man alle Gefahren in sommerlichem Leichtsinn, und die Tour wurde gewagt.

Es war so traulich außerhalb der Stadt, so offen und licht und frei und weit. Blau blinkend rollte der Elv seine breite Schaumflut durch alle Ortschaften bis hinaus dorthin, wo Himmel und Bergesrand an einander stießen. Auf den niedrigen Gebirgsrücken gegenüber der Stadt und an dem Fluß entlang blaute dünner, theilweise ausgehauener Nadelwald; dahin durfte man nicht gehen; denn die alte Kari hatte erzählt, es hausten Räuber dort. Allein Papa fürchtete sich dennoch nicht hineinzugehen, erzählte Fritz; allerdings war er so stark, daß nicht der wildeste Räuber auf der Welt mit ihm sich eingelassen hätte.

Draußen vor der Stadt hatte der Elv sein Bett erweitert und bildete einen Fjord; dort ruderten die Leute mit Booten. Zwischen den Fahrzeugen nahm ein kleiner Dampfer seine Bahn und hinterließ eine Wolke von Rauch in der Luft. Mit solch' einem Dampfboot konnte man rund um die Welt, sagte Papa; jedoch es durfte kein so kleines Mistboot sein wie dieses; denn ein solches war zu schlecht, um sehr geschwind zu fahren.

Ein süßer, warmer, einschläfernder Duft erfüllte die Luft, berauschte die Kleinen und machte sie glücklich und träg. Es war herrlich, wenn die Sonne ihnen auf den Rücken brannte und ihnen die Ohren erhitzte; sie gingen und hielten sich an den Händen und fühlten sich pflanzenhaft wohl. Rund um sie flammten der Blumen Vieltausende und wiegten ihre süßen Becher im Sonnenfeuer; das junge Laub hing in Massen da und glitzerte und glänzte. Auf den Wiesen und am Wegesrand wandelten Schafe und fraßen Gras; sie hatten winzig kleine, niedliche Lämmchen, die sie säugten. Und wenn diese sich satt getrunken, spielten sie und sprangen; dabei kamen sie aber von ihren Mamas weg und dabei weinten sie, ganz so wie kleine Kinder. Ach Gott, wie sie herzig waren! Fanny schrie vor Entzücken, und die Thränen traten ihr in's Auge. „Ja, wenn ich groß bin, so kaufe ich dir ein Lamm," sagte Fritz entschlossen.

Am unterhaltendsten war das Spazierengehen, wenn sie Zuckerwerk mithatten, und das war zumeist der Fall. Fritz kaufte es für sein Taschengeld; oft aber spendete auch Fanny. Der Krauskopf war ab und zu bei Kasse; Bekannte der Familie, die sie auf der Straße trafen, schenkten ihr zeitweilig Schillinge, und diese Schillinge welche sie anfangs stets Mama nach Hause gebracht hatte, steckte sie nun, da sie begreifen lernte, wozu man das Geld verwenden könnte, zum Theil in die eigene Tasche. Da lebte sich's manchmal ganz herrlich auf diesen kleinen Spaziergängen.

Es war unglaublich, wie viel Kuchen man für eine kleine Silbermünze erhalten konnte, wenn Bäcker Rustad eben bei guter Laune war.

Allein auf die Länge ging es damit doch nicht gut. Der Bäcker war eines Tages allzu liebenswürdig gewesen. Er hatte ihnen mehr Kuchen und Bonbons gegeben, als sie sich imstande sahen zu verzehren. Daher kam Fanny zur Mittagszeit mit einer ganzen Schürze voll von allerlei süßen Sachen und mit fürchterlichen Magenschmerzen heim. Es gab ein Verhör und alles kam ans Tageslicht. Es endete mit der Ruthe. Und zugleich erfuhr die Kleine etwas, das sie mit Entsetzen erfüllte.

Gott war allgegenwärtig.

Er war überall zugegen. Wo sie ging und stand, da befand auch er sich. Und wenn sie noch so weit davonlief, ja, wenn sie sich in der Erde vergrub, so entschlüpfte sie ihm doch nicht. Und obgleich er selbst unsichtbar war, sah er doch alles. Und wenn es die schwärzeste Nacht war, wo keiner sehen konnte, was sie that, — er sah es. Selbst ihre Gedanken sah er. Wenn sie nur etwas Schlechtes dachte, wurde er schon böse. Also ein braves Mädchen sein, ob nun Mama da war oder nicht; denn wenn Gott einmal böse wurde, dann war es mit dem Krauskopf vorbei.

Dies beklemmte Fanny so sehr das Herz, daß sie den ganzen nächsten Tag umherging und sich an Mamas Röcken festhielt. Sie schien zu glauben, daß sie auf diese Art sicherer sei. Mama konnte nicht umhin zu lächeln.

Im Juli wurde Frau Holmsen mit ihrer Tochter auf vierzehn Tage zu Gutsbesitzer Wiig auf Vig eingeladen.

Das war ein Glück: die Noth hatte sich dieses Jahr wie immer angemeldet.

Es war nicht übertrieben lustig auf Vig; die Frau des Hauses war ein wenig steif und der Proprietär saß zumeist beim „Morgenblatt." Jedoch Fanny unterhielt sich. Mit des Proprietärs Gina tummelte sie sich den ganzen Tag, Gott weiß wo, herum; manchmal fanden die kleinen Mädchen mit knapper Noth die Zeit zum Essen.

Es entstand eine solche Freundschaft zwischen beiden, daß Fanny auf Vig zurückbleiben mußte, als Frau Holmsen zur Stadt zurückfuhr.

Am meisten unterhielten Fanny aber die Kälber, denen sie jedoch nicht nahe zu kommen wagte, die Küchlein, die zwei niedlichen kleinen Hunde und die Gesindestube. Sie hatte das Herz der Kuhmagd gewonnen und lebte mit ihrer Hilfe trefflich von Milch und Sahne; auch die übrige Dienerschaft mochte sie gut leiden. Sie saß den Knechten im Schooß und war ihr Schatz; wenn sie ihre Lieder sang oder predigte oder Vortrag hielt, so lachten sie; sie lernte auch von ihnen hübsche Sachen und man erzählte Geschichten und Märchen, die ihre größte Verwunderung erregten. Da sie so klein und unschuldig war, fanden die Leute in der Gesindestube es lustig, sie alles mögliche zu lehren; die offene Art, wie sie selbst das allergröbste wiedergab, war allzukomisch. Ein älterer Käthner brummte manchesmal und meinte, man solle das artige Mädchen doch nicht dergleichen lehren; allein man nahm dies nur mit Lachen auf. „Du glaubst ja doch nicht, daß die Kleine so etwas versteht, Hans?" — „Nein, nein, aber —"

Die Kuhmagd war die beste Erzählerin. Sie wußte alle Märchen, vom Aschenputtel und den Trollen; sie erzählte auch vom Fuchs und vom Bären, und manchesmal bewogen sie die Knechte, vom dummen Burschen zu erzählen, der Hochzeit machen wollte. Das war aber auch eine lustige Geschichte. Der Geselle war so dumm, daß das Mädchen ihn nicht haben mochte; sie verstand es daher mit Kunst und List so anzuordnen, daß er am Abend eine große langhaarige Gais statt der Braut ins Bett bekam. Ha, ha, ha, ha, das war bei Gott ein gescheidtes Mädchen! — Aber manche von den Geschichten, um welche die Knechte baten, wollte die Kuhmagd nicht erzählen.

Eines Morgens beim Frühstück sagte Proprietär Wiig in sehr ernstem Tone zu den Kleinen, daß sie nicht in die Gesindestube gehen sollten. Sie hätten dort nichts zu schaffen, sagte er.



„Ich begleite nur Fanny," sagte Gina.

„Ja aber Du wußtest, daß Du dies nicht durftest," antwortete der Proprietär.

Fanny schaute ihn überrascht an. Was sollte das wohl bedeuten, daß sie nicht in die Gesindestube durften? Auch Frau Wiig sah sehr ernsthaft aus. Gina, die um ein Jahr älter war, als Fanny, saß da und schwieg mit einer Miene, die vor Gehorsam glänzte.

Die kleinen Mädchen spielten an diesem Tag mit ihren Puppen und Hündchen und waren nicht bei den Leuten drunten.

„Warum dürfen wir nicht in die Gesindestube?" fragte Fanny.

„Papa und Mama wollen nicht, daß ich hineingehe," antwortete Gina.

Eines Abends traf Fanny im Hof die Kuhmagd und halb versteckt hinter ihren Röcken schlich sie gegen das Verbot mit in die Stube.

Sie fühlte sich nicht wohl zumuthe und nach ganz kurzer Weile kam Gina sie zu holen. Fanny ging mit ihr, aber als sie hinauskamen brach sie in Thränen aus.

„Warum weinst Du?" fragte Gina.

„Jetzt sagst Du es Deinem Papa und Deiner Mama!" jammerte Fanny.

„Wenn Du mir erzählst, was sie Dir da drin erzählten, so sage ich nichts," entgegnete Gina.

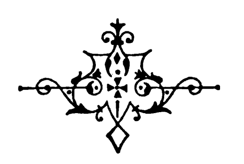
„Sie erzählten nichts, denn Du kamst ja und holtest mich."

„Morgen werde ich Dich nicht holen; dann mußt Du mir aber Alles erzählen, was sie erzählen. Willst Du?"

„Ja, aber dann darfst Du es nicht Deinem Papa und Deiner Mama sagen."

„Nein, ich werde es nicht sagen."

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck: Kroll's Buchdruckerei. Sämtlich in Berlin.



Aus Zola's Jugend.

„Nul, excepté Balzac, parti de si bas, n'est monté si haut."
Louis Desprez.

Der Meister der Rougon=Macquart war von Haus aus so wenig ein Wunderkind wie Flaubert. Erst dem schon viereinhalbjährigen Knaben wollte es nach mancher üh und Noth gelingen, ein erstes deutlich vernehmbares Wort hervorzubringen. ß es „cochon" gelautet habe — „un superbe: cochon!" — hätte uns Paul eris, Zola's Biograph, Freund und Panegyriker, wohl besser verschwiegen; die herz=) uninteressante Mittheilung hat, wie vorauszusehen war, ausschließlich unzwei= itige Gehässigkeiten von Seiten witzelnder Bonmot=Kritikaster zur Folge gehabt ..... chon Zola's erstes Wort — wenn das nicht Prädestination war! Daß der große chter, der „Siegfried des Romans", vollends nicht fix und fertig wie Pallas dem ushaupte entsprungen ist, lehren mit voller Deutlichkeit die Jugendarbeiten bis herauf den ersten Erzeugnissen seiner Mannesjahre.

„Seid Ihr ein Dichter?"
„Wär ich's doch!"

ese Frage und Antwort könnte man als Motto über den ganzen Zeitraum von ben Jahren, der 1855 beginnt, setzen. Und zwar handelt es sich zunächst um einen chter, der in gebundener Redeform schafft. Aeußerst geringe Ausnahmen wie lzac und Flaubert abgerechnet, haben ja die meisten späteren Prosakünstler ihre terarische Laufbahn als Versdichter begonnen. Zahlreiche Episoden des großen Ro= mncyklus, wie die Idyllen von Silvère und Miette, Serge und Albine, Angélique d Felicien und Anderes, verrathen mit ihrem lyrischen Stimmungszauber, ihrem tzückenden Wohllaut, ihrer üppigen Farbenpracht auch später noch immer wieder den rathenen Lyriker, den „poète raté" in Zola. Nur Wenigen aber dürfte bekannt n, daß trotzdem der vierzehnjährige Knabe bereits 1854 auf den Schulbänken des chmals im l'Oeuvre verewigten „collège" zu Aix (im Roman Plassans!) einen um= ıgreichen, im Stoffe der Michaud'schen Histoire des Croisades entlehnten historischen oman vollendet hat. Zu der Jahreszahl sei in Parenthese bemerkt, daß Zola am April 1840 in Paris geboren worden ist, wo sich seine Eltern zufällig bei Ge= genheit einer Reise von ihrem Wohnorte Aix=en=Provence nach der Hauptstadt be= nden, das Geburtshaus liegt in der rue Saint-Joseph unmittelbar bei den Halles ntrales, die nachmals Ventre de Paris verherrlicht und verewigt hat. Der Roman In Episode sous les Croisades" — die liebevoll aufbewahrte Handschrift ist heute r den Autor absolut unleserlich — blieb indessen vorerst ein vereinzelter Versuch ne Nachfolger. Die frühzeitig entwickelte Arbeitslust des Knaben bewährte sich in

der Folge in Uebertragungen seltsamer Art, gewaltsamem Einzwängen großer Pro
bruchstücke aus Chateaubriand in das Prokrustesbett des Rhythmus und des Rein
Es ist das derselbe Chateaubriand, gegen den der reife Meister einen so ausgesprochen
Widerwillen besitzen sollte, wie er ihn denn auch bei den etwa von 1873—79 a
monatlich stattfindenden Freundschaftsmahlen Flaubert gegenüber, der noch immer f
den Abgott seiner Jünglingsjahre schwärmte, stets aufs heftigste anzugreifen pflegte.
tempora mutantur! Jenem eigenthümlichen Experimente des Umformens einer
sich schon so vollendeten Poesie wie der lyrischen Prosa des „auteur des Marty
in wirkliche Verse schloß sich sehr bald — im Jahre 1856 — ein dreiaktiges Lu
spiel in Versen an. Der Titel „Enfoncé le Pion!" wäre etwa mit „Der übertrump
Schulmeister" zu verdeutschen. Der Sechszehnjährige befand sich inzwischen
huitième" im genannten „collège" — „cet ancien couvent moisi qui s'étend
jusqu'aux remparts" (l'Oeuvre) — ein ordentlicher, wenigstens in den Sprach
und Litteraturfächern fleißiger, aber keineswegs irgendwie hervorragender Schüler.
Zwange der Pflicht lernte er ein Musikinstrument spielen und betheiligte sich
Clarinettist ex officio bei den großen Kirchenfesten an den Prozessionen, die m
einem Knabenchor mit Blasinstrumenten eröffnet wurden. Noch weht ein Nach
dieser „tonkünstlerischen" Jugenderlebnisse aus dem Jahre später geschriebenen
mutigen Kapitel Zwei der „Souvenirs" in den Nouveaux contes à Ninon, — stim
mungsvoller, farbenprächtiger, das Oelgemälde zu der Bleistiftskizze, gestaltete sich da
das Ganze noch einmal im achten Kapitel von Le Rêve, einer Perle Zola'scher
sammtkunst.

Ihren Abschluß fand die „Vers-Periode" unseres Dichters in dem April 1
verfaßten Gedichte „A mon dernier Amour". Sein Vater, ein angesehener Ingeni
italienischer Abstammung, war inzwischen gestorben, die Mutter mit ihrem einzig
Sohne nach Paris übergesiedelt. Dort lebte er nun in einer Seitenstraße am Jard
des Plantes, der rue Neuve-Saint-Etienne-du-Mont. Er bewohnte ein Dachstüb
eines thurmhohen Hauses, eine Art gläsernen Käfigs, ohne Ofen und Schornstein
freier Spielplatz aller Winde unter dem Himmel. Und doch umgoldete diese ärmli
Mansarde in den Augen des Jünglings, der ganz und voll im Rausche der Roman
schwelgte, ein poetischer Glorienschein: ging doch die Sage, daß hier der Dichter
Paul und Virginie, Bernardin de St. Pierre, einmal eine Zeit lang gehaust hab

„In dieser Armut, welche Fülle!
In diesem Kerker, welche Seligkeit!"

Hätte unser Poet den Faust gekannt, er würde in den Ausruf eingestimmt habe

Fast ein Vierteljahrhundert mußte hingehen, ehe die Welt Kunde erhielt v
dem, was damals geschaffen wurde. Es geschah in den Tagen, da Nana ihr
lärmenden Siegeszug hielt und Pot-Bouille eben erscheinen sollte. Mit der üb
raschenden Kunde kam auch bereits eine stattliche Blüthenlese der Gedichte selbst,
à titre de curiosité littéraire dem Publikum vorgelegt. Der Lyriker a. D. ha
dem Drängen seines Freundes Alexis nicht widerstehen können, dessen bedeutungsvoll
Buch „Emil Zola. Notes d'un ami" durch eine reichhaltige Anthologie zu ve
vollständigen. In einem 1. Dezember 1881 datirten, ebenso schön geschriebenen w
fein empfundenen Begleitschreiben fügt er für den Herausgeber hinzu: „Sie wünsch
einige Fragmente meiner Jugendarbeiten. Beim Durchstöbern meiner Mappen u
Schubfächer stoße ich nur auf Gedichte. Acht- bis zehntausend Verse schlafen da
seit etwa zwanzig Jahren den schönen Schlaf der Vergessenheit." Vielleicht wäre
vernünftiger gewesen, fährt er fort, sie ihrer wohlverdienten Staubruhe auch fernerh
ungestört zu überlassen; sei doch ihm selber allein der schwermütig-rührende Zaub
ihres Duftes verständlich, jenes eigentümlich anheimelnden, stimmungsvollen, wie a
der Ferne längstvergangener Zeiten herüberwehenden Duftes getrockneter Blume

man nach Jahren zwischen den vergilbten Blättern eines Buches auffindet. brigens habe ich meine Verse nicht ohne Lächeln durchlesen können. Sie sind nach genug und aus zweiter Hand, obwohl nicht schlechter als die Gedichte der nglinge meines damaligen Alters, welche dabei beharren, Reime zu drechseln. teaubriand sagt in seinen Memoiren: „Ich habe lange Zeit Verse geschrieben, ehe Prosa schrieb, Herr de Fontanes behauptete, beide Ausdrucksmittel hätten mir zu ote gestanden.“ Auch ich habe lange Zeit hindurch Gedichte geschrieben, bevor ich sa schrieb; wenn ich aber einerseits nicht weiß, was Herr de Fontanes behauptet e, so weiß ich andererseits ganz genau, daß ich mir selbst das eine Ausdrucksmittel lut absprече und daß es Tage giebt, an denen ich mir sogar das andere nicht zu= nne.“ Bemerkenswerth ist auch noch die Stelle des Briefes: „In jener Zeit ahmten Musset nach; wir kümmerten uns gar nicht um Pracht des Reimes, wir gehorchten den Eingebungen der Leidenschaft.“ Entsprechend heißt es im l'Oeuvre von den kunstbegeisterten Jünglingen aus Plassans: „Musset hatte sie erschüttert, über= tigt durch seine Leidenschaft und seine Thränen; in ihm vernahmen sie ihren eigenen zschlag; ihnen erschloß sich eine in weit höherem Maße rein menschliche Welt, die durch das Mitleid gewann, durch den ewigen Schmerzensschrei, den sie seitdem aus ı Dingen emporsteigen hören sollten.“ Der Gegensatz zu dem „rein menschlich“ vort die Welt Hugo's. Noch sei schließlich hinzugefügt, daß Zola etwa ein Jahr dieser Publikation dem berühmten „Chroniqueur“ Fernand Hau gegenüber seine eifen Jugendversuche kurz und bündig mit den Worten charakterisirt hatte: „Je me nais à mettre sur pied quelques mauvais vers“.

Zwischen die zahlreichen Gedichte schoben sich dann allmälig bereits vereinzelte ensswürdig süßliche, fast von Empfindsamkeit angekränkelte Prosa=Novelettchen, — ersten Beiträge zu Zola's gedrucktem Erstling, den Contes à Ninon von 1864. letzte, für den damaligen Himmelsstürmer so recht charakteristische, großartig schwängliche Konzeption des Jünglings sollte Entwurf im eingeschränktesten ne bleiben. Die Skizze — aus dem 21. Jahre — ist überschrieben: La Genèse. ogie scientifique et philosophique“. Von Pierre Sandoz, — Zola's idealem pelgänger aus l'Oeuvre, in dem er sich mit dem stolzen Selbstbewußtsein des ies gleichsam selbst ein portraitähnliches Denkmal gesetzt hat — hören wir: zuerst e er in seinem unwiderstehlichen Drange nach gigantischen Schöpfungen den Plan inem großen, die Entstehung des Weltalls in drei Abtheilungen darstellenden Epos vorfen. Zunächst die Schöpfung, der modernen Wissenschaft entsprechend dar= llt; dann die Geschichte der Menschheit, welche in der Fülle der Zeit erscheint, die in der langen Kette der lebenden Wesen ihr zuertheilte Aufgabe zu lösen; ich die Zukunft, die unaufhörliche Aufeinanderfolge der Geschöpfe, welche durch die ose Arbeit des Lebens die Schöpfung der Welt gleichsam vollenden und zum Ab= ß bringen. Später sei er indessen vor den etwas zu gewagten Hypothesen dieses ten und letzten Teiles zurückgeschreckt und gänzlich ernüchtert worden. Entsprechend Zola's erster Teil „La Naissance du monde“, der zweite „L'Humanité“ (eine kondensirter Weltgeschichte), der dritte „l'Homme de l'avenir“; hier sollte eine logischen Ergebnisses der voraufgehenden Entwickelung kommen, ein Lobeshymnus den schließlich gottähnlichen Menschen . . . . eritis sicut deus . . . . weiter ts: excusez du peu! Neben dieser Konzeption schmolzen die Gesichte Dante's Milton's zu Liliputanerwerk zusammen! Geschrieben wurden von dem nach nicht langer Zeit endgiltig bei Seite gelegten Epos nur die ersten acht Zeilen:

„Principe créateur, seule Force première,
Qui d'un souffle vivant souleva la matière,
Foi qui vis, ignorant la naissance et la mort,
Du prophète inspiré donne — moi l'aile d'or.

*

Je chanterai ton oeuvre et, sur elle tracée,
Dans l'espace et les temps je lirai ta pensée,
Je monterai vers toi, par ton souffle emporté,
T'offrir ce chant mortel de l'immortalité."

Wird man nicht unwillkürlich an den mehr als zwanzig Jahre später geschrieben
Satz aus „La Joie de vivre" erinnert, wo es von der geplanten „Symphonie de
Douleur" des Lazare Chateau heißt: „Il résumait l'univers dans son plan
Parallel zu diesen lyrisch-epischen Experimenten machte der Dramatiker in Zo
seine Fortschritte. Jenes oben erwähnte Lustspiel „Enfoncé le Pion!" eröffnet die Rei
gon fünf zwischen 56 und 65 geschriebenen, ungedruckt und bis auf Eins auch unaufgefüh
rebliebenen Theaterstücken. Leider ist über diese bisher blutwenig bekannt geworde
Auf Enfoncé le Pion folgt zunächst „Perette," 1858, der Stoff aus Lafontain
Fabel „La laitière et le pot au lait." Der Fabeldichter tritt als wandernder al
Vagabund mit dem Bettelsack höchstselbst darin auf. 1859 entsteht „Il faut hurl
avec les loups," dessen Manuskript verloren gegangen ist. Sechs Jahre später komm
zwei weitere Proben: „La Laide" und das erste Drama „Madeleine." Schnurstra
entgegen dem üblichen Brauch und der von ihm selbst später befolgten Metho
benutzte Zola nachmals dieses letztere Stück für den Roman „Madeleine Féra
Am 2. Mai vorigen Jahres sollte es dann noch im Pariser „Théâtre libre"
der Bühne selbst das Lebenslicht einer Eintagsfliege erblicken. Die übrigen genann
Stücke waren sämmtlich Lustspiel-Einakter in Versen, das letzterwähnte wurde
Versen angefangen, nachher aber in Prosa umgeschrieben und so vollendet. Außerde
aber entwarf der Dichter noch von 58 bis 59 ein hyperromantisches Sensationsdra
in 5 Akten und — selbstverständlich — in Versen: „Rollon l'archer." Die er
mottoartige Zeile voll jugendlicher Aufgeblasenheit lautete: „Ce drame résu
l'humanité," — wieder die „Symphonie de la Douleur"! Alles in allem eine stat
liche Menge Arbeit, so daß „ce superbe bourreau de travail," wie Copée i
nennt, schon damals zu der Devise vollberechtigt gewesen wäre, die nachmals
monumentalen Kamin seines Médaner Arbeitszimmers eingravirt stand: „Nulla d
sine linea."

Was seine äußere Laufbahn in den Jahren anbetrifft, so hat er darüber d
erwähnten Gaulois-Reporter gesprächsweise Mittheilungen gemacht. „Währ
ich in Aix ein guter Schüler gewesen war und gewisse, wenn nicht glänzende, so d
schätzenswerthe Erfolge erzielt hatte, wurde ich in Paris ein schlechter Schüler.
mochte das daher rühren, daß ich mich schon damals an der litterarischen Bewegu
beteiligte und ihr mit Leib und Seele angehörte." Von Sandoz heißt es im l'Oeuv
bereits in jener Zeit sei sein Hirn „hantée de gloire littéraire" gewesen. E
gut verbürgte Anekdote lehrt übrigens, daß auch der Pariser Schüler anfangs wenigste
noch durchaus den bessern Traditionen von Aix entsprochen haben muß. Ein
Tages, als der nunmehr achtzehnjährige Jüngling im Lycée Saint-Louis „
seconde, section des sciences," saß, gefiel sein Aufsatz über das Thema „D
erblindete Milton seiner ältesten Tochter diktirend, während die Jüngste Ha
spielt," dem Lehrer so sehr, daß er denselben vor versammelter Klasse vorlas und
Anlaß nahm, um dem Schüler Emil Zola das günstigste Prognostikon für d
künftigen Litteratenberuf zu stellen. Der Name dieses Sehers verdient es, auf
Nachwelt gebracht zu werden: der Mann hieß Levasseur, in der Folge ist er Mitgl
der Académie des Sciences morales et politiques geworden.

Jedenfalls wird den jungen Poeten dieser Vorfall mehr ermuthigt haben,
eine spätere Geschichte, die ihm im Jahre 63 oder 64 mit dem berühmten Verle
Hachette passirte. Bei diesem war er inzwischen als Buchhändlergehilfe in's Gesch
eingetreten, und er benutzte einen Moment, um das Manuskript seiner bereits
Sommer 1860 vollendeten Trilogie „L'Amoureuse Comédie" („Rodolpho"

„l'Aérienne" — „Paolo") auf den Schreibtisch des Chefs zu legen. Zwei Tage später entbot ihn Hachette zu sich, ließ sich allergnädigst herbei, ihm einen Stuhl anzubieten und ihm einige aufmunternde Worte zu sagen, händigte ihm sein Manuskript aber „sans autre forme de procès" wieder ein.

Eine große Muthlosigkeit bemächtigte sich nach diesem Mißerfolg des Dichters. Er beschloß, der Versdichtung zu entsagen. Zwar machte er noch im 24. Lebensjahre einen Versuch, seine Amoureuse Comédie zum Druck zu bringen. Aber bereits 1862, im Schlußjahre der Vers-Aera, entwarf er sein erstes großes, einheitliches Prosawerk, die psychologisch-physiologische Charakterstudie in Form einer romanhaften Autobiographie: „La Confession de Claude," deren erstes Drittel er unverzüglich niederschrieb. Damit schließt die Zeit der Vorstudien, die Zeit der beginnenden und fortan wachsenden Meisterschaft hebt an, der große Stilist, der geniale Prosadichter treten entscheidend in den Vordergrund.

J. van Santen Kolff.

Vom Münchener Glaspalast.

(Schluß.)

Holländer, Belgier, Skandinavier.

Im Geschwindmarsch geht die Kunstentwicklung unserer Tage. Während vor mehreren Jahren noch die Holländer in der internationalen Malerei durchaus zu den Jüngsten, Frischesten und Ueberraschendsten gehörten, wirken sie jetzt still und geklärt, beinahe schon alt, als Künstler einer bereits hinter uns liegenden, verklingenden Zeit, die gar nicht mehr in den Tageslärm hinübertönt. Sie bilden ein ruhiges Ländchen für sich, in der Kunst wie in der Politik.

Es ist sehr hübsch und passend, daß den Holländern im Glaspalast der Saal mit dem grünumrahmten Springbrunnenquell, wo man sich so angenehm ausruhen kann, eingeräumt ist. —

Jacob Maris vom Haag vertritt mit dem „Holländischen Stadtkanal" seine Landsleute in ihrer besonderen Stärke am forschesten. Das Bild hat eine seltene Vornehmheit in seinem ein wenig bräunlichen Grau, dabei eine Breite geklärter Anschauung, deren ruhig bescheidene Harmonie die Nachbarschaft alter Niederländer keineswegs zu scheuen braucht. Das Ganze ist in einem Guß heruntergemalt: der Pinsel tanzt auf der Leinwand, jeder Philisterhaftigkeit fern. Als wenn bei jedem Pinselstrich der graue Tag mithineingezaubert worden wäre. Kein Bild, welches einheitlicher zur Geltung käme. — Der Altmeister Josef Israels wirkt fast nur noch durch eine Qualität — freilich die gewählteste: durch die feinsinnig intime Anschauung der Menschentypen im Innenraum —, welche aber hier etwas zu Boden gedrückt wird durch die Billigkeit der anderen. Das Farbenspiel ist freilich geschmackvoll, aber oberflächlich kokett; die bräunliche Sauce, welche die Formen umschwimmt, wirkt sehr stark geholländert (im äußerlichen Sinne).

Noch manche Maler Hollands treten hier tüchtig auf; überraschend fesselnd doch im Grunde nur der Eine: Bastert. Mit einer Landschaft von breiten, vollen Massen; ein zauberhaft kerniger Emailglanz breitet sich darüber. Wie kommt es nur, daß dies Bild mit dem Teiche, den alten Bauten, der blauen Luft und den weißen Wolken mir immer wieder Gedanken an die Zeiten trüben, heidnischen Mittelalters weckt? Ich mußte an die Merowinger denken, ehe ich den Titel: „Der alte Palast des Königs Radboud in Medenblik" auch nur hatte nennen hören. Nie ist mir in einer nackten Landschaft eine so seltsam tiefe Sagenstimmung begegnet. Die rein malerische Vollkraft des Bildes ist bewundernswert.

Während die Holländer durchaus eine geschlossene Gruppe bilden, strecken ihre Nachbarn, die Belgier, nach den verschiedensten Seiten ihre Fühlhörner aus. Die Individualitäten stehen hier isolierter. Franz Courtens neigt sich den Holländern zu, aber doch meine ich einen festen Stammesunterschied zwischen ihm und diesen zu fühlen. Er hat keinen einzig niederdeutschen

Zug, keine Spur von Weichheit in der Empfindung. Er steht gewissermaßen zwischen den Franzosen und den Holländern. Technisches Raffinement, Photographismus und Kaltherzigkeit beherrschen als charakteristisch französische Kunstelemente seine Natur, welche aber noch zu viel niederländisch gesundes Blut in sich hat, um nicht fast alle Pariser Maler an persönlicher Kraft zu überragen. Vielleicht weiß kaum ein anderer Künstler das, was er will, so direkt zu erreichen, wie der energische Courtens, aber ich fürchte zuweilen, daß dieser Bravourmaler nur etwas Aeußerliches will. Ihm nähert sich etwas Léon Massaux, ohne jedoch hier in seinen beiden Tierbildern eine so bestimmte Gestalt wie jener zu erreichen.

Alexander Struys, der ehemalige Professor an der Weimarer Kunstschule, hat ein ernst und scharf charakterisiertes, braun, aber ungemein körperhaft gemaltes Figurenbild hergeschickt. Dieser hat vielleicht, mehr als die Belgier sonst, einen bezeichnend vlämischen Zug in seinen Darstellungen. — Der interessante Claus wirkt effektvoll hell und realistisch, aber farbengeschmacklos in seiner „Kartoffelernte“, dagegen vorzüglich gesund in der lebensvollen Studie einer drallen Bauerndirne.

Am liebsten unter den so verschieden gearteten Belgiern ist mir doch noch Verstraëte, ein Maler von selten ungezwungener Frische. Besonders in seinem Sommerbild, dessen hellgrün leuchtende, lockere Grasfläche mit den lustig blühenden, im Lichte tanzenden Obstbäumen hinter den blauweiß gekleideten Mädchengestalten eine unverhaltene Sonnenglut breit, sympathisch, jugendfrisch ausstrahlt. Kaum straff genug und ein wenig haltlos scheinen die Figuren gestaltet im Gegensatz zu der strotzenden Gesundheit im Landschaftsbilde. — Dann ein Nachtstück: „Zur Zeit der Fledermäuse“. Ein bäuerliches Paar steht im Dorfe abends am Zaun — die Luft flimmert von Sternen. Der Zauber nächtlichen Lichtspiels ruht auf der schlicht poetisch empfundenen, ländlichen Idylle. Das fröhliche, spontane Schaffen bei Verstraëte berührt so angenehm; er trägt seine persönlichen Liebhabereien zwanglos in die Dinge hinein und quält einen nicht wie Courtens mit dem Gedanken an all die Mühe und gewissenhafte Arbeit, welche die Fertigstellung einer solchen Leinwand erfordert. Verstraëte leitet zu den Nordländern hinüber, welche sich jetzt langsam, aber massig und unwiderstehlich vorwärts drängen.

Es wird nicht lange dauern, bis in Deutschland mehr von Skandinaviens als von Frankreichs Kunst die Rede sein wird. Meistens in Paris gebildet, sind die modernen Nordländer Deutschland bis jetzt wenig nahe getreten. (Von jenen raccelosen Norwegern wie Nornamm und Ludwig Munthe, welche Düsseldorf zu Bilderfabrikanten hat zustutzen helfen, will ich nicht reden.) Wenn die junge politische Freundschaft Skandinaviens mit Deutschland uns dem Norden auch auf künstlerischem Gebiete näher rücken könnte, wäre beiderseitig viel gewonnen. Es würde eine ganz natürliche Sonderung des germanischen Kulturelements von dem gallo-romanischen bedeuten, welche für uns nur fruchtbar werden könnte und für die Skandinavier ebenfalls, da sie jetzt schon fest auf eigenen Füßen stehen. Als Erziehungsort für das speciell Malerische war Paris einzig das Richtige, aber drüber hinaus vermag Frankreichs ältere, alternde Kultur den jugendfrischen Nordländern wenig Anregung und fruchtbare Reibung zu gewähren.

Weil wir die Skandinavier als Maler nur noch sehr unzureichend kennen, wirken sie für unser Auge unter sich noch sehr verschmolzen und wenig unterschiedlich in ihrer Kunstweise als Dänen, Schweden und Norweger. In Wirklichkeit sind schon stark nationale Unterschiede in der Kunst dort oben. Schweden ist im Großen und Ganzen wenig in den Kampf für werdende Kunst eingetreten — auch jetzt in München zeigt es sich kaum — am kräftigsten entschieden die Norweger. Sie haben mehr Größe, Wucht und Weltblick wie die Dänen, deren Horizont beschränkter ist und näher liegt, aber die einen sehr bezeichnend rassigen, ganz eigenthümlichen Zug tragen.

Viggo Johannsen ist Däne im besten Sinne. Er malt intim und schmucklos empfundene Innenraumbilder, deren drei ihn im Glaspalast ausgezeichnet vertreten. In seiner ungemein malerischen Weichheit, welche vielleicht am bezeichnendsten in der „Abendgesellschaft“ zu Tage tritt, erzählt er von dem Leben der Kopenhagener Bürgerkreise. Kaum ein Deutscher hat es bis jetzt gewagt, eine Darstellung im Lampenlicht zu geben, und wenn es einer wagte, wußte er diese geschickt in die für Alles sich zustutzen lassende Malschablone altbräunlichen Stils grausam effektvoll hineinzuzwängen. Anders der Däne. Diese ungemeine, überraschend eigen gefühlte Farbensensibilität

den Tönen des künstlichen Lichts gegenüber, diese Noblesse der Charakteristik in der Gesellschaft, welche sich erst allmählig aus dem dunstigen Ton des Zimmers herauslöst — es wirkt erlebt und geschaut, nicht gewollt und gemacht. Eine Erzählung von einer dem Deutschen fast fremden Welt liegt in dem Bilde, aber sie wird leicht vertraut. Daß Johannsen nicht der erste Däne ist, welcher ein solches Abendlichtbild giebt, schmälert seine Bedeutung keineswegs, denn diese enthält stark individuelle Züge, welche sich tief in's Gedächtniß graben. Und die „Kinderwäsche in der Dämmerung" und „der Großmutter Krankenstube" sind Charakter- und Stimmungsdarstellungen zugleich, von höchster Feinheit. Unsere deutschen Maler kennen keine solche Verknüpfung von karrikaturloser Charakteristik und intim gefühlter Farbstimmung, wie sie hier Johannsen giebt, und wie sie Ilsted in einem Gartenbilde prächtig zur Schau trägt.

Ein gelungenes Bild ist von Georg Seligmann. Zuerst abstoßend in der unmalerisch harten, dilettantischen Darstellung der Kranken im Fahrstuhl, der Frau dahinter, des brillentragenden Kandidaten — dann nach und nach fesselnd durch die rührend tiefen, typischen Gesichtszüge. „Der Mann muß unbedingt Max heißen" hörte ich einen Beschauer sagen, und wahrhaftig, man ist versucht, auch den Frauen Rufnamen beizulegen, so nahe treten ihre Persönlichkeiten. Dann vor allen Dingen sieht man Dänen vor sich, ich mußte an Jacobsens „Niels Lyhne" denken bei Betrachtung des Bildes.

Neben dem eigenthümlich begabten, vielseitigen Julius Paulsen wirkt der Marinemaler Locher mit seiner großen, starkblauen See unter den Dänen noch sehr hervorragend. Ist es nicht kühn, ein Stück Meer mit „Januar" zu bezeichnen? Doch man fühlt in der That den kalten Wintersonnenschein in dieser stärksten Marine der ganzen Ausstellung.

Wie die Dänen sind auch Norwegens mächtige Persönlichkeiten (deren einige freilich nur gering vertreten sind) arg verstreut hier im Glaspalast. Es ist schade d'rum; aber hier und dort schlagen sie noch ein mächtiges „Loch in die Wand". Besonders Fritz Thaulow, von dem zwei vorzügliche Schneebilder aus dem Salon herkamen, im französischen Saal. Es wirkt wie schneidende Ironie, daß man ihn hier plaziert hat, denn die vollblütige Natur des gesunden Nordländers schlägt die faden Malereien der Franzosen trotz ihrer Thüchtigkeit sammt und sonders zu Boden. Thaulow ist einzig klar und frei und helläugig in seiner robusten, witzlosen Malerei. Ein interessanter Gegensatz zu den Schotten. Bei diesen ein schwärmerisches, tief trunkenes, dionysisches Zechgelage, mit unverhalten glühender Lust und Glut, mit Sinnlichkeit und bald schwermüthiger, bald ausgelassener Mitternachtsstimmung — hier ein heller, einsamer, friedlicher Sonnenschein auf freiem Plan. Bei Thaulow Ruhe, Gesundheit, Kindheit, Stille — bei den Schotten Kampf, Unruhe, Ueberwindung, Wachsthum, Schlachtenlärm. Man könnte sagen: zur Anregung die Schotten, zur Erholung die Norweger. — Thaulows Heimatgefühl blickt bei seiner ganzen Künstlerthätigkeit so freudig hindurch; seine Empfindung, seine Künstlerschaft erhält dadurch den festen Pol. Er liebt den Schnee und die Hütten seiner nordischen Höhen so sehr, daß er sie immer wieder malt, immer neu variiert und seine Darstellungen stets noch lebendiger, wahrer, schöner gestaltet. Er weckt Sehnsucht nach jenen einsamen Feldern des Nordens.

Werenskjolds „Abendstimmung" ist schlicht, aber tief poetisch. Malerisch so einfach wie nur denkbar in den großen Gegensätzen einer breiten, grünen Ebene zur Luft. Kinder gehen auf der Wiese. Eine einsame Hütte liegt im Mittelgrunde. Es kommt mir vor, als wenn in dem Bilde eine eigenthümlich tiefe Treue und Ernsthaftigkeit verkörpert wäre, als wenn jemand, der „daher" wäre, bei Betrachtung dieser Leinwand eine schwermüthige Sehnsucht nach seiner Heimat und der Kinderzeit bekommen müßte.

Das Feierabendbild von dem interessanten Christian Skredsvig klingt an diese Landschaft Werenskjolds an. Vor dem Blockhause spielt der Bauer, die Hände in den Taschen, mit der Katze im Grase, die ihm zu Füßen kauert. Ich glaube, ein guter deutscher Maler würde es gar nicht wagen, diesen Vorwurf darzustellen, aus Furcht, in die Familienblatt-Anekdotenmalerei zu verfallen. Hier bei Skredsvig denkt man keinen Moment an schlechte Malwitze, man hat neben der Befriedigung des Gefühls für malerische Schönheit nur die Empfindung: ein schöner Sommererntetag ist vorüber, ein wenig noch ruht sich der Bauer im Feierabendgefühl draußen vor'm Haus und gleich will er zur Ruhe gehen; volles Wohlgefühl erfüllt ihn. — Skredsvigs

Künstlernatur zeigt eine seltene, hocherfreuliche Beweglichkeit. Seine „Wasserlilien" haben an schlichtester, lyrischer Poesie nicht ihresgleichen. Drei Seerosen auf ruhigem Wasser, bei Abenddämmerung — nichts weiter. Daraus ist ein Stimmungsbild geschaffen worden von einer Empfindungstiefe, wie sie die Alten nicht ahnten. — Die Italien-Malerei ist im Kunsttroß jetzt ganz und gar verpönt; Naturen wie Skredsvig vermögen sie wieder zu Ehren zu bringen. Er gab eine südländische Thallandschaft, so interessant gesehen, so eigenartig ungewohnt im Verhältniß zu unseren alten, biderben Landschaften, daß sie die italienische Natur ganz anders spiegelt, als man es auf jenen unmalerischen, trockenen, bunten Bildern der schwindenden Generation sieht. — Gerhard Munthe ist von den Norwegern dem fesselnden Skredsvig am verwandtesten: auch er hat im Glaspalast zwei Landschaften, deren Eindruck hoffnungsvolle, kraftstrotzende Frische bietet.

Selbst auf die Gefahr hin, den Leser mit leeren, unbekannten Namen — denn wie darf man erwarten, daß Deutschland Männer wie Werenskjold und Thaulow kennt? — zu ermüden, muß ich vornehmlich noch von zwei Norwegern kurz berichten, die hier in München revolutionär auftreten. Eilif Petersens „Wäscherinnen" ist eins der allerforschesten Bilder der Ausstellung. Es wirkt nicht einheitlich — einiges schon frappant unmittelbar, anderes noch als hell strahlende Farbe nur —, aber trefflich im Gegensatz der Massen. Hier ist doch Farbe gesehen, gesundheitstrotzende Farbe greller Sonnenglut. Wieviel ist nicht allein schon solch kühnes Wagnis werth als Reaktion gegen das verblasene, schwindsüchtige Grau unserer jüngsten Kunstmode! Hier tritt zur Farbenkraft eine eminent lebendige Körperhaftigkeit und Gegenständlichkeit hinzu. Aehnlich wie Petersen auf dem Gebiet der Landschaft, schafft Christian Krogh — der zugleich als Schriftsteller zu den Jüngsten rechnet — als Menschenmaler. Vielleicht ist er mehr Anreger als selbst Genuß bereitender Künstler. Kurze Zeit war hier Uhdes „Haideprinzeßchen" unter Krogh's Steuermann, der in der Kajüte die Karte ausbreitet, gehängt. Nie ist mir Uhdes Malerei so kraft- und marklos erschienen. Gewiß fein, und immer wieder fein, Krogh vielleicht brutal dagegen, aber so sehr viel gesunder. Allerdings würde eine geniale Kraft dazu gehören, um so starken, ungestüm hervorquellenden Wirklichkeitssinn zu zwingender Harmonie zu bändigen.

Noch manche Nordländer wären erwähnenswerth, so die Hünengestalt des Nils Gustav Wentzel, Harriet Backer mit einem überzeugenden Interieurbilde, Kitty Kielland — des Dichters Cousine —, der Däne Ashen und der Schwede Oscar Björck, der ein ganz interessantes Kinderporträtstück zu sehen giebt.

„Nach uns die Skandinavier", ein Wort Meissoniers, hat alle Aussicht, sich zu bewahrheiten. Noch sind die Nordländer sozusagen in den Kinderschuhen, aber sie werden sie schon abwerfen. Neben der langsam, stetig, unwiderstehlich vorrückenden Kulturmacht der Skandinavier wirkt die schottische Malerei wie ein hell loderndes, sprühendes Feuerwerk. Im Norden kann und wird am ersten eine Monumentalität in der Kunst wieder einsetzen. Jetzt bietet merkwürdiger — oder vielleicht sehr natürlicher — Weise kein Volk stärkeren Gegensatz zu einer solchen wie die Italiener; es berührt eigenthümlich, daß grade in dem Wunderland der Renaissance eine so kleinliche, gölte, geleckte Porzellanmalerei gepflegt wird. Auch keine Spur von Größe. Die Italiener lieben Farbengeflunker. Wie ein flimmender Tapetenfarbenglanz mit Edelsteingefunkel liegt es über ihren Gemälden. Es ist eine Kaleidoskop-Malerei.

Ganz vereinzelt treten im Glaspalast noch Nationen auf, die als solche der Malerei bis jetzt fast ganz fernblieben. So Nordamerika mit Alexander Harrison — welcher übrigens wohl beinahe zum Franzosen geworden ist. Sein großes Bild — entschieden das beste große Bild der Ausstellung — „In Arkadien" mit den nackten Frauen im grünen Walde hat eine ganz seltsame Tönung. Wie aus dem Schlamm gezogen erscheint alles. Als wenn die Sintflut zurückgetreten wäre und wenige Menschen klammerten sich voll Freude an die Bäume, an die Erde und erfreuten sich des hinüberhuschenden, spielenden Sonnenlichts und der hin und her schwankenden Blätter. Es ist eine Ahnung von unverhalten dionysischer Lust in dem Bilde. — Eine weiche, weite — weite, leere Wasserebene von feinem Gesammtton und ein Abendbild Harrisons lassen ein wenig an die Schotten denken, aber die Originalität ist hier doch billig, oberflächlich im Gegensatz zu jenen, doch hat man noch immer Grund, auch für eine solche in unserer nivellierten Zeit dankbar zu sein, besonders wenn sie so frei auftritt.

Ein stimmungstiefes Nachtbild von Ryskiewicz aus Warschau könnte an eine eigene polnische Malerei gemahnen, welche von den in München lebenden Künstlern Brandt und Kowalski neuerdings etwas rezeptmäßig vertreten wird. —

Nirgends vielleicht sind die mächtigen Gährungen in der Malerei unserer Zeit stärker zum Ausdruck gekommen, wie jetzt in München, und nirgends — sieht man — gährt es stärker wie in deutschen Künstlerkreisen: alle Ursache, der entschwundenen Zeit künstlerischer Stagnation und Spießbürgerlichkeit bei den Deutschen froh zu sein.

Momme Nissen.

Ein Buch vom deutschen Roman.

„Die Geschichte des modernen Romans ist noch zu schreiben. Sie wird ein merkwürdiges Buch werden, lehrreicher und interessanter als viele sogenannte Geschichtswerke und Litteraturschriften." So orakelt Adolf Stahr in einer seiner sonst längst vergessenen breitspurigen Kritiken. Ausgegraben hat das Wort und als Motto an die Spitze seiner Arbeit gestellt Hellmuth Mielke in seinem Buche „Der deutsche Roman des 19. Jahrhunders" (Braunschweig, bei Schwetschke).

Allerdings: die Geschichte des modernen Romans würde ein tüchtiges Stück Kulturgeschichte bedeuten, Geistesgeschichte wie Wirthschaftsgeschichte, deren verschlungene, sich kreuzende und verwirrende Fäden vielleicht als Ganzes einen spannenderen Roman lieferten, als er irgend im neunzehnten Jahrhundert geschrieben ist. Bei allem guten Wollen ist das Mielke'sche Buch indessen kaum etwas Anderes, als ein neuer Beweis für die verzweifelten Schwierigkeiten des Terrains. Es ist, was ich in erster Linie freudig anerkenne, in einem flotteren, einheitlicheren Tone geschrieben, als es sonst bei kritischen Compendien dieser Art zu geschehen pflegt. Einzelne Partieen sind mit Geschick durchgeführt, — wo der Verfasser sich Raum nimmt, ist er sehr wohl im Stande, ein klares Bild zu schaffen, das sich einprägt. Aber diese anziehenden, diese vortrefflichen Seiten dürfen uns nicht dafür blind machen, daß die eigentlichen großen Klippen auch diesmal keineswegs vermieden sind. Ueberall da, wo Mielke Vorgänger im guten Sinne hat, wo einigermaßen erschöpfende, verschiedene Seiten beleuchtende Erörterungen bereits vorlagen, die dann bloß noch mit nüchternem Sinn einzuschränken und gegeneinander abzustimmen waren, trifft er in's Schwarze. So sind die eigentlich geschichtlichen Theile des Buches durchweg klar und gut, die Reflexion dagegen ist schon gleich von Beginn an mehrfach höchst problematisch. Die Schwäche wächst, je mehr der Gang der Untersuchung sich der Gegenwart nähert, und ein dicker Nebel lagert sich über dem Schlußkapitel „Die jüngere realistische Bewegung". Von diesem letzten Kapitel will ich hier in erster Linie reden. Nicht etwa, weil ich bloß ein subjektiv beteiligtes Interesse an dem Urtheil über den realistischen Tagesstreit hätte, und gewiß nicht, weil ich ein Buch schlecht machen will, in dem ich viele Blätter ohne Weiteres unterschreiben könnte. Es handelt sich um ein durchaus typisches Beispiel.

Mielke ist im Ganzen nicht, was man Gegner des modernen Realismus nennt. Er versucht, hier so objektiv zu sein, wie er es den Romantikern gegenüber ist. Sein Buch ist Spielhagen gewidmet, es gönnt Spielhagen einen sehr breiten Raum. Das ist gewiß ein Charakteristikum. Aber von Gehässigkeit gegen die junge, Spielhagen trotz mancher Betheuerungen durch und durch entfremdete Schule findet sich kaum eine Spur. Soweit Realismus „Ausbildung des Wahrheitssinnes" bedeute, will Mielke

sogar eine realistische Betrachtungsweise bei seiner ganzen Entwickelung — wenn au mit Vermeidung des Wortes — zu Grunde gelegt haben.

Durchaus zutreffend leitet er sein Kapitel mit der Bemerkung ein, „daß Dicht wie Auerbach und Spielhagen einst von ihren Zeitgenossen als Realisten gefei wurden, daß die, welche sie selbst (unsere Gegenwart) als ästhetische Idealisten benennen liebt, ehemals sogar den Tadel der Kritik wegen „allzu realistischer Au schreitungen" erregten". Trotzdem ist das ganze Kapitel eine Kette von Verkehrtheit und faßt, sobald nicht die nunmehr doch schon vulgärsten Thatsachen (wie etwa Ei fluß der Großstadt oder Einfluß Zola's) in Betracht kommen, alles andere eher a den Nerv der Sache. Alle Mängel des Verfassers rächen sich hier, alle Mängel sein Programms.

Obwohl das Wort „soziale Verhältnisse" in dem Buche massenhaft vo kommt, ist der Betrachtungsstandpunkt dennoch der alte, einseitig ästhetische. D r Inhalt der Werke ist alles, hier wird wohl gefragt, ob soziale Probleme hineingezog n sind, es wird auch gut und klar gezeigt, wie das mit wachsender Ueberwindung d r Romantik immer mehr geschah. Nicht aber wird der Dichter selbst aus diesem sozial n Boden entwickelt. Der ungeheure Kampf zwischen dichterischem Schaffen aus hoh n Geisteszwecken, aus idealem Drang und dichterischem Kleistern und Klittern zu n Zwecke des Broderwerbs tritt nirgendwo genügend hervor. Und doch liegen hier die Wurzeln absolut wesentlicher Dinge grade für den modernen Roman, den Masse= roman, die Vielschreiberei, den gemein spekulirenden Roman und Streberroman. Wohl sagt der Autor einmal allgemeine Dinge vom Einfluß des Feuilletons, vom der Frau in der Litteratur, — Worte, die gewiß wahr sind. Aber in der Betrachtung der Einzelsachen verliert er diese Leuchte jedesmal wieder vollständig. So hat er kein Wort für den tiefen, ernsten, das Fazit der ganzen deutschen Litteraturentwickelung für die Gegenwart ziehenden Realismus als Gegensatz zu dem Pseudorealismus des Streberthums. Ihm zerfällt der deutsche Realismus wenigstens für den Roman zunächst in feuilletonistischen und tendenziösen. Die Durchführung könnte geistvoll erscheinen, so lange sie allgemein bleibt. Die Beispiele zeigen sofort, wie willkürlich das Schema ist. „Der Feuilletonist," heißt es, „weiß, daß die Wirklichkeit erstaunlicher, lebendiger und interessanter ist, als was seine eigene Phantasie ersinnen könnte. Seine Kraft ist das Auge, das Gedächtniß und bisweilen auch der Bleistift des Notizbuches. Er studirt die Oeffentlichkeit und die Heimlichkeiten des welt= städtischen Getriebes, er sieht Gestalten, die früher nicht da waren, und sucht sie aus den sozialen Verhältnissen zu erklären. Er blickt in die Gerichtssäle und die Ver= handlungen erscheinen ihm interessanter als ein Drama auf der Bühne mit gemalten Coulissen und maskirten Menschen. Ein sensationelles Ereigniß, die tragische Ge= schichte eines Künstlers, ein verwegener Einbruch, ein streitiger Rechtsfall — Alles das bildet für ihn Fußangeln, und von dem rohen Stoff der Wirklichkeit gefesselt, sucht er ihn auf bestimmte psychologische Motive, auf charakteristische soziale Einflüsse zurückzuführen. Daraus wird ein Buch, ein Roman, unter Umständen auch eine Anklage, eine Vertheidigung oder wenn sein Witz stärker ist als seine Beobachtungs= gabe: eine Satire." Wenn das Letztere nicht Tendenz ist, verstehe ich nichts von der Sache, und ich frage mich, was in aller Welt nach diesem noch für den „Tendenz= realismus" übrig bleiben soll. Zum Ueberfluß heißt es sogar noch bei dem ersten Beispiel — Paul Lindau — „Nur ist er eigensinnig genug, nicht bloß mit dem Weltbilde eines Romans sich zu begnügen, sondern auch in ihm eine These verfechten zu wollen, die irgendwie unsere rechtlichen und sozialen Anschauungen berührt." Nun, die Lösung ist, daß der feuilletonische Realismus nach Mielke im Grunde eine opti= mistische, vor allem gesellschaftsfreundliche Tendenz haben soll, während der „andere" eine pessimistisch=revolutionäre in sich trage. Und dieser letztere Realismus soll nun wesentlich unter dem „Einfluß des französischen Naturalismus" stehen. Die jüngste

realistische Richtung der letzteren Art „empfindet in ihren Vertretern den Einfluß sozialer Uebelstände umso stärker, als sie selbst voll Ehrgeiz nach Anerkennung ringt, und indem sie sich der Darstellung dieser Uebelstände bemächtigt, will sie zugleich auch litterarisch und ästhetisch etwas Neues und Unerhörtes bedeuten. Ihre Werke sollen, wie das Schlagwort lautet, eine „wissenschaftliche Analyse von dem komplizirten Mechanismus der Gesellschaft" geben, sie sollen erweisen, wie verrottet und morsch dieser Mechanismus ist, wie nothwendig er einer Reform in allen Theilen bedürfe." Das sind Rattenkönige von Wahrem und Falschem. Wie verzweifelt kurzsichtig ist es, grade die revolutionäre Tendenz im modernen Realismus mit dem Einfluß des Auslandes, nun vor allem gar dem Frankreichs, in Verbindung zu bringen (grade solche Sachen holt man nicht von draußen!), dagegen aber den enormen Einfluß des ausländischen Romans auf die Technik, die Art der Schilderung und Verwandtes ganz nebenbei liegen zu lassen! Die Russen, die Skandinavier hat Mielke überhaupt vergessen, Tolstoi wird im ganzen Buche nicht erwähnt, für den Pessimismus aber „jene beiden ausländischen Genies, auf deren Namen die neue Schule mehr oder weniger eingeschworen ist, Zola und Ibsen" verantwortlich gemacht, Ibsen, der strenggenommen gar nicht für den Roman in Betracht kommt, und Zola, der sobald man den konventionellen Popanz Zola verläßt und die Individualität des Dichters anschaut, bei uns meines Wissens auch nicht einen einzigen wirklichen Schüler im Roman gefunden hat. Schlecht wie das Schema sich selbst bei ziemlich kritikloser Einordnung der Persönlichkeiten (wovon gleich noch ein Wort) erweist, nöthigt es den Autor ganz zuletzt noch zu einem höchst wunderlichen Sprunge: aus allen sonst nicht verwerthbaren Größen oder Nichtgrößen, Friedrich Lange, Theodor Fontane, Marie Ebner-Eschenbach, Karl von Perfall, Hermann Heiberg und Hermann Sudermann konstruirt er eine dritte Rubrik, den „psychologischen Realismus." Diese Leute „nehmen das Leben, wie es ist, in seinen gesunden und in seinen kranken Erscheinungen, in seinen erhebenden und seinen niederdrückenden Zügen, und ihre Kunst besteht darin, zu zeigen, wie sich ein Charakter unter der Einwirkung des Schicksals entwickelt." Ist das nicht das hoffnungsloseste Phrasengerede, das in einer ästhetischen Untersuchung nur denkbar ist?

Vertreter des Feuilleton-Realismus sind für Mielke Paul Lindau, Mauthner, Theophil Zolling und Friedrich Dernburg. Lindau ist mehr Raum gegönnt als irgend einem anderen „Realisten", viel mehr als etwa an anderem Orte Fontane, seine drei Berliner Romane „stellen ein gewissenhaftes Stück künstlerischer Arbeit dar". Mauthners Eigenart ist es „nicht so sehr, die Dinge zu schildern, als ihnen ein Narrenkäpplein oder Schellenglöckchen anzuhängen," was nicht ausschließt, daß er unter den Realisten steht, von denen es oben hieß, ihre Kraft sei „das Auge, das Gedächtniß und bisweilen auch der Bleistift des Notizbuches." Ueber Dernburg aber, den ich mit der größten Verwunderung auch bei den Realisten finde, heißt es gar: „In seinen frischen, flott hingeworfenen und an Dickens erinnernden Skizzenromanen vereinigt er — im guten Sinne genommen — das deutliche Schilderungstalent des Reporters mit der Kombinationsgabe des Detektiven, wie beides etwa seine Lieblingsfigur, den Reporter Schliephake auszeichnet. Im „Oberstolzen" geht es sehr bewegt und lebhaft zu, der Roman ist eine große, figurenreiche Komposition moderner Typen der Weltstadt, unter welchen sogar die anarchistischen Physiognomien nicht fehlen und von denen die volksthümlichen Originale besonders glücklich gelungen sind." Der Dernburg'sche „Oberstolze" hat eine pädagogische Tendenz, die ich achte, obwohl ich mich über ihren praktischen Erfolg keinen Täuschungen hingebe. Damit ist aber auch seine Diskussionsfähigkeit erschöpft. Seine Schilderungen sind kindlich, von Komposition ist gar keine Rede, die psychologische Durchführung kann Angesichts der wahren realistischen Technik etwa im Sinne von Tolstois „Krieg und Frieden" nur ein Lächeln des Mitleids erwecken; Dutzende von Romanen, die Mielke unerwähnt läßt, sind unvergleichlich viel

[illegible] Urtheil, wie dieses, entscheidet für mich [illegible]

[illegible] lege ich auf einen Moment das Buch bei [illegible] mir auf: Nützt diese ganze historische [illegible] Romans überhaupt irgend etwas? Hier ist [illegible] Mann, der [illegible] mit Hülfe zahlreicher guter Vorarbeiten [illegible] falsches Bild der gesammten Roman-entwickelung geschaffen [illegible] Zeiten darüber zu berichten weiß. Dieser Mann meint, [illegible] Meisters Wanderjahre schwächer sind als die Lehrjahre, [illegible] Romantiker, er findet die Irrthümer und [illegible] heraus, er verachtet sehr und [illegible] Roman der Dahn und Ebers und so weiter. [illegible] Mann schreibt [illegible] — über Dernburg. Ist es wirklich [illegible] Sinn für die Gegenwart eher abstumpfen, [illegible] Ich glaube [illegible] doch wohl in solchem Fazit eine Kritik [illegible] Rechnung stecken. Aus einer wahrhaft tiefen, mit originaler Kraft angestellten geschichtlichen Untersuchung dürfte sich, wie ich meine, vielmehr die richtige Stimmung für die realistische Bewegung gerade bei den Einzeltypen wie ein unabwendbarer [illegible] Schluß ergeben. Nie und nimmer könnte es zu Schnitzern solcher Art kommen, daß uns Dernburg als bedeutender Realist dargestellt würde in einem Zusammenhang, wo es unter anderem heißt, die Aufführungen der „Freien Bühne“ hätten nur zu deutlich gezeigt, daß Wirklichkeit und Kunst denn doch zweierlei bedeuten“. Und das Sündenregister ist noch lange nicht voll.

Als Muster des tendenziösen Realismus erhalten wir: Bleibtreu, Conrad, Alberti, Kretzer und als Uebergangstypus Tovote. Bei Bleibtreu richtet sich die ganze Spitze gegen die „Kellnerin“ als wichtigste Frauengestalt, kein Wort erwähnt das in jeder Zeile un-[illegible] der Bleibtreu'schen Technik und das eine ganz besondere Rubrik erfordernde Uebertreten des Romans „Größenwahn“ in das Gebiet des persönlich Angreifenden, wobei die Kunst nur noch Deckmantel ist — wohl der Gegenpol alles echten Realismus. Bei Alberti ist letzterer Punkt erwähnt, hier weiß man aber beim besten Willen nicht, weshalb Alberti, dem der Reihe nach alle echt realistischen Eigenschaften abgesprochen werden, als Typus der Realisten im Buche figurirt. Daß er sich selbst einen Realisten nennt, brauchte doch dem Verfasser einer Litteraturgeschichte nicht maßgebend zu sein, — wie viele Menschenkinder haben sich nicht für Klassiker gehalten, die es nie geworden sind! Das letzte Band scheint schließlich gar nur noch die Tendenz zu sein, und so wären denn alle Tendenzdichter Realisten, von der Hahn-Hahn bis auf Wilhelm Jordan! Den Schluß bildet ein fast uneingeschränkter Triumphgesang auf Max Kretzer (der Verfasser dürfte denn doch sehr im Irrtum sein, wenn er sich denkt, die Nachwelt werde ihre Kenntniß der heutigen Arbeiterverhältnisse aus Kretzer'schen Romanen schöpfen!) und eine lobende Erwähnung des „tendenzlosen“ Heinz Tovote, letzteres in einem Buche, welches sich der „Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts“ nennt und Vischer's „Auch Einer“ mit keiner Silbe berührt!! Ich bin der letzte, der für den Romandichter Konradi eine Lanze einlegt, aber zu verlangen ist, daß auch er wenigstens kurz erwähnt worden wäre. Der Absatz von den Tendenzrealisten schließt mit den tiefsinnigen Worten: „Die naturwissenschaftliche Phrase ist eben Mode geworden, wie es einst die philosophische war; eines Tages wird man beispielsweise über die „Bedeutung des Darwinismus für die ästhetische Anschauung“ ebenso lachen, wie man jetzt über die einstige Bedeutung der Hegel'schen absoluten Idee für die Zusammensetzung des Planetensystems lacht.“ Ueber falsche Anwendungen an sich berechtigter Dinge wird man allerdings in der Folge lachen, man lacht auch heute schon [illegible]. Eine flüchtige Randnote dieser Art aber über eine so ernste Sache verfällt mit vollem Recht der Kritik der „Phrase“. Gerade für Mielke scheint „Dar-

minismus" ein ganz leerer Begriff zu sein. Vielleicht denkt er dabei an irgend eine spezielle Hypothese, an mehr oder minder problematische Einzelheiten, die den Zoologen oder Botaniker angehen. Was er nicht sieht, ist die universale Bedeutung einer Weltanschauung, die wir — nach altem menschlichem Brauch, der einen beliebigen guten Kämpfer aus der ersten Reihe für das Ganze verantwortlich macht — allerdings in dem Namen Darwins verkörpert sehen. Daß diese Weltanschauung, deren Wurzel wesentlich die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise ist, nicht bloß „Bedeutung" gewonnen hat für die ästhetische Anschauung, sondern daß sie einfach auf dem Punkte steht, die ganze wissenschaftliche Aesthetik zu erobern, davon scheint Mielke nicht das Mindeste zu wissen. So wenig er sich offenbar mit den Studien Taine's beschäftigt hat, die für den Zola'schen Begriff des Experimentalromans entscheidend wurden, so fremd scheint ihm die ganze Arbeit Gustav Theodor Fechners zu sein, — nebenbei bemerkt ästhetische Untersuchungen auf naturwissenschaftlicher Grundlage, die durchaus nicht direkt von Darwin beeinflußt worden sind. Das ist natürlich sehr leicht, auf Grund von ein paar unreifen jungdeutschen Broschüren die ganze Richtung als „Phrase" lächerlich zu machen und die wirkliche tiefe Strömung einfach zu ignorieren: der Verfasser kann aber dann auch nicht erwarten, daß seine ganze, sonst gewiß mühevolle Arbeit irgend welchen Nutzen stiften oder auch nur ernsthaft zur Debatte kommen werde. Und schließlich steht selbst die schwächste Anfängerarbeit, die das Ziel wenigstens ahnend erkannt hat, immer noch über der wohlfeilen Skepsis, die das Ganze aus Unkenntniß verwirft.

In Manchem hat, wie ich glaube, Mielke unter der Schwierigkeit gelitten, grade zu Beginn einer neuen, eigenartigen Bewegung das Panorama des Vergangenen entrollen zu wollen. In sehr wesentlichen Punkten aber ist ihm vorzuwerfen, daß er sich nicht eigentlich in das hineingelebt hat, was er zeichnen sollte. Geschadet hat auch die Beschränkung auf den Roman, wenigstens in dieser strengen Durchführung, es mußten Streiflichter auf die ganze Litteratur, ja die ganze Kunst fallen. Dann wären drei Bände entstanden, statt des einen, sagt der Verfasser in der Einleitung. Wie dem abzuhelfen ist, weiß ich nicht. Das aber scheint mir zweifellos: Der alte Adolf Stahr, der sonst sehr still heute geworden ist, redet auch jetzt noch immer aus dem Grabe: „Die Geschichte des modernen Romans ist noch zu schreiben." Und diese Geschichte wird allerdings nicht bloß ein „merkwürdiges" Buch werden, sie wird eine große Lücke füllen. Sie will geschrieben sein vom Standpunkte des modernen Realismus aus und für denselben. Und wenn sie selbst alle vorhandenen Erzeugnisse dieses Realismus als schwache Versuche ansehen und noch viel schärfer kritisiren sollte, als Hellmuth Mielke, so wollen wir ihr dankbar sein, wofern nur der innerste Nerv gepackt und klar gelegt ist.

Wilhelm Bölsche.

Veilchenstöcke.

Von **Karl von Schlieben.**

Wie ich sie damals zum ersten Mal sah, gefiel sie mir auf den ersten Blick.

Wir wohnten beide im ersten Stock; sie bei der Wittwe Berger, rechts von der Treppenflur; ich links beim Briefträger Saupe, dessen Frau an Studenten ein Stübchen vermiethete, — billig, aber es fiel doch etwas dabei ab.

Auf der Treppe begegneten wir einander zuweilen Abends, wenn sie aus dem Geschäft kam.

Sie war damals noch nicht zwanzig.

Das glattgescheitelte, braune Haar umrahmte ein rosig blühendes, einfaches Gesicht; die dunklen, langen Seidenwimpern beschatteten ein freiblickendes, tiefblaues Auge. Den beweglichen, ebenmäßigen Körper umschloß ein putzloses, einfaches Lüsterkleid. Sie redete die Sprache des Volkes, ihre Antworten waren klug und einfach.

Sie gefiel mir auf den ersten Blick.

Ich wagte es nur selten, einige Worte an sie zu richten, und dann brachte ich sie kaum heraus; ich war mir zuweilen ernstlich böse wegen dieser kindischen Schüchternheit. Sie dagegen plauderte, ganz unbefangen, lustig, mit ihrer hellen, klingenden Stimme, mit dem reizenden Lachen, wie mit einem Silberglöckchen dazwischen läutend.

Oh, wie zärtlich liebte ich sie damals; sie wandelte durch alle meine Träume, sie erfüllte mein Denken und Dichten, sie wurde mir zur Muse, zur Madonna, und auf den Knieen lag ich vor ihr und betete und flehte — in Gedanken! Gestanden habe ich ihr meine Liebe nie!

* * *

Seit Jahren sah ich sie heute zum ersten Mal wieder. Ein prägnanter scharfer Parfümgeruch, den sie hinter sich herzog, lenkte meine Aufmerksamkeit auf sie.

Sie ging an der Seite eines Elegants.

Ihr Gesicht war blaß — durchsichtig weiß, würde ich sagen, hätte nicht eine leichte Puderschicht ihren Zügen einen porzellanartigen Charakter verliehen. Ein kostbarer, mächtiger Sammethut mit wallenden riesigen Straußfedern verbarg ihren Haarschmuck; kleine Löckchen zeichneten sich wie sauber getuscht auf der kaum sichtbaren Stirn. Ihr Auge schimmerte feucht, fast gläsern. Die Lippen waren bleich, aber noch immer schön. Ihre Atlasrobe war auffallend verschwenderisch; die Taille unnatürlich knapp, die Büste strotzend; die schmalen Finger fein behandschuht; ihr Gang keck und trotzig.

Soviel konnte mein Blick erspähen.

Dann überholte ich das Paar.

Ich konnte sie nicht grüßen, obgleich sie den Kopf neigte, als sie mich erkannte.

* * *

Gerade sie! Es war mir unheimlich. Deshalb suchte ich die Stille meiner Wohnung auf.

Eine Last von Erinnerungen und Gedanken bedrückte mein Hirn. Ich mußte mich zerstreuen und trat an's Fenster und öffnete.

Der Veilchenstock auf dem Sims duftete berauschend. Er stammte noch von meiner Mutter, ein heiliges Erbstück, „mein alter, treuer Veilchenstock!" Er ist wirklich schon sehr alt, denn auch ich besitze ihn schon viele viele Jahre. Aber in jedem herannahenden Lenze thut er sein Bestes und blüht, wenn auch nur spärlich. Duftet er doch so herrlich!

Daneben stand ein anderer Veilchenstock; ein Freund hatte ihn mir kürzlich verehrt. Er trieb unzählige Blüthen und Blumen, alles überwuchernd; und sie waren noch dazu gefüllt.

Ich bückte mich: sie dufteten nicht!

Das brachte mich in Zorn; ich packte den Topf wüthend und schleuderte ihn hinab, daß er kreischend und gellend auf dem Pflaster der Straße zerschellte. — — —

Kreische nicht so!



Theater.

Lessing-Theater.

Mit Ibsen's „Volksfeind" als Eröffnungs-Vorstellung kam man uns am Sonnabend im Lessingtheater. Im Zuschauerraum saßen nur Wenige von Jenen, die es lieben, selber mit in die Fluth zu tauchen, wenn die Wogen des öffentlichen Lebens hoch gehen. Wie junge Katzen im ermüdenden Einerlei sich um den Schwanz drehen, so pflegen es auch die meisten unserer Theaterbesucher zu machen. Im mechanischen Spiel ihres Tageswerks erschöpfen sie sich, und wenn „draußen in der Welt" das blutigste Stück Ernst, das wildeste, das drohendste, das machtvollste Leben seinen wuchtigen Gang geht, ihnen vermittelt lediglich das dürre Zeitungspapier eine frostige Kunde davon. Sie beherrscht fast insgesammt der verwünschte Rationalismus, und den Gemeinen erscheint jegliche Exaltation, wie sie jede heiße Lebensgeschichte des Einzelnen sowohl, wie der Massen mit Nothwendigkeit gebären muß, als etwas Ungemeines, schwer Faßbares. Ihnen ist es wohl in ihrer Bedachtsamkeit, wie dem braven Buchdrucker Thomsen in Ibsen's Schauspiel auch, der vor den Muth der Erbitterung die schlauere Vorsicht setzt; und dennoch hat der Volksfeind, das Gelegenheitsgedicht, ein Selbstbekenntniß im dramatischen Gewande, dieses Publikum bis zum Schluß interessirt, wenn auch nicht im Innersten gereizt und aufgewühlt. Interessiren konnte der Volksfeind, jetzt zumal, da in unserer nächsten Oeffentlichkeit viele Bande auseinander zu fallen beginnen, die sonst unsere kompakten Majoritäten umklammerten. Man ist gezwungen, und sei man auch ein noch so flüchtiger Geselle, dem herben Lebensernst in's Auge zu schauen, und das wird förderlich für das Erkennen herber Kunstwerke. Als Ibsen's Volksfeind vor drei Jahren auf der Bühne des Ostendtheaters aufgeführt wurde, da blieb man vielfach noch am rein Aeußerlichen haften. Die Zuhörer fragten befremdet, was kümmert uns der politische Kleinkram, was der überspannte Narr, der die kleinliche Brunnengeschichte so furchtbar ernst nimmt wie eine große Staatsaktion? Kritische Zeitungsschreiber stellten sich in bewundernswerther Naivetät auf den robustesten Nützlichkeitsstandpunkt und meinten, im Grunde habe Bürgermeister Stockmann gegen seinen verrückten Bruder vollkommen Recht. Dieser Bürgermeister sei kein Plebejer, sei kein Lump, sondern er habe als leitende Autorität in der That die berechtigten Interessen seiner Vaterstadt vertreten. Nun, dieser moralische und intelektuelle Defekt wagt sich heute nicht mehr hervor; auch das große Publikum fand wohl heraus, wie sich in der Lokalpolitik der norwegischen Badestadt ein Abbild des weitesten Lebensumfanges aufbaue. Die Macht des Heerdenbewußtseins, die Uniformirung der Geisteswelt, der Terrorismus der Menge, die nervöse Empfindlichkeit aller derer, die im Besitz leben und in Wuthkrämpfe verfallen, wenn an der Berechtigung ihres Besitzstandes gerüttelt wird, sind uns in den letzten Jahren zu nahe bekannte geworden, als daß wir ihre lebensvollen Züge nicht erkennen sollten. Aber darüber hinaus versagte der Mehrzahl der Zuhörer die Kraft, der Dichtung Ibsens gerecht zu werden. Man begriff das Toben der Volksversammlung, man begriff die große und kleine Lumperei der bürgerlichen Gerbermeister und Hausbesitzer, aber man begriff nicht die Exaltation des Mannes, die Exaltation des unbekümmerten, des starken, des naiven Naturells. „Wär' ich besonnen, wär' ich nicht der Tell!" In der außerordentlichen Fülle individuell-charakteristischer Züge weist Ibsens Volksfeind die größte Blutsverwandtschaft mit Molières Misanthrop auf. Bezeichnend ist, daß einzelne kritische Stimmen auch vor dem Lebensschicksal des Dr. Stockmann ziemlich rathlos dastehen und es unter die Rubrik „tragikomisch" einschachteln. Der Rationalismus z. B. spricht: Ist es nicht komisch, wenn ein Mann, den seine Liebste betrogen hat, in seinem Gemüth verdüstert wird? Giebt es nicht andere Töchter im Lande genug? Das kommt aber auf den Nerv des Einzelmenschen an. Der Eine hüpft und lacht, dem Anderen wirds vergällt, und die Formel für den gesunden Normal-

menschen ist noch nicht gefunden worden. Wäre Dr. Stockmann ein brutaler Nützlichkeitsmensch, lebte nicht in ihm das hitzige Blut eines pommerschen Seeräubers, wäre er nicht in die Einsamkeit des wüsten Nordens verschlagen worden, wo die Männer steifnackig werden, dann wäre er so gescheit geblieben, wie die anderen auch und hätte die Lokalpotentaten geehrt, wie sich's gebührt und hätte nicht grübeln gelernt und das rebellische Blut zu zügeln verstanden und wäre kein Heide geworden und ihm hätte das Leitseil der Parteiführer nicht wie eine stachlige Dornenkette den Hals wund gerieben, so daß er aufschreien mußte. Herr **Klein**, der den Dr. Stockmann gab, hat darin gleichfalls manches übersehen. Das war ein interessanter Mann, sein Dr. Stockmann, aber Alles in Allem doch mehr ein Denker, als ein Thatenmensch, mehr ein bizarrer Klügler, als eine ungebändigte Kraftnatur; diese Sorte von Menschen neigt zum klugen Compromiß eher, als zur Bethätigung ihres Wollens, eines Wollens, das sich nicht ergiebt und wenn die Wässer über dem Kopf des Mannes zusammenschlagen. Von dieser Sorte einer empfindet kein urkräftiges Behagen, wenn er andere bei Tisch tüchtig zulangen sieht und ihm fiele es nicht ein, dem ewigen Optimisten, zerlumpte Straßenrangen aufzulesen und aus ihnen ein Geschlecht formen zu wollen, das ihm gleich sei. Statt auf die bestimmenden Wesenszüge dieses Mannes hinzublicken, beeilt man sich aber bei der Beurtheilung der Dichtung, jeden Ausspruch dieses Stockmann, gleichgiltig ob er im Fluß der Leidenschaft gethan sei oder nicht, sorgsam zu analysiren, ob er auch den geltenden Gesellschaftstheorien entspreche, ob er der Weltklugheit diene oder der gemeinen Erfahrung gerecht sei. Jeder, der ein Leben lebt, hat seine Offenbarung erfahren, der eine wird zur Entsagung hinneigen, ein zweiter wird vergnüglich mit dem Strom schwimmen und einem dritten wird es ergehen, wie dem Meister Anton in Hebbels Maria Magdalena. Zu Anfang verwundeten die Stacheln der Mitmenschen ihn in seinen Weichtheilen, und da rollte er sich denn zusammen, wie ein Igel. Es ist ein trotzig gewaltsames Wort, in dem Dr. Stockmann seinen Lebensinhalt, seine größte Entdeckung zusammenfaßt: Der ist der stärkste Mann, der allein steht, und es ist eine wohlfeile Weisheit auf das Gleichniß von dem einzelnen Stab und dem Bündel hinzuweisen. Das ist gewiß, daß in der Masse der Menschen der Einzelne geknickt würde, wie ein dünner Stab, daß seine Widerstandskraft nur wächst, wenn er der Gruppe, wenn er der Partei sich anschließt, aber dieser Stockmann ist eben kein Massenmensch und will gerichtet werden nach seinen eigenen Lebensgesetzen. Das hat man nicht geachtet, und so kam es, daß die Dichtung im Lessingtheater interessirte, weil man die Satire gegen die Mehrheitswirthschaft und gegen den Dünkel der leitenden Autoritäten verstand, daß sie aber im Grunde nicht erschütterte, weil sich Vielen der tragische Humor im individuellen Geschick Dr. Stockmanns nicht erschloß. Die kühne soziale Kritik hat der nüchterne Rationalismus erkannt, die heiß-pulsirende Lebensader im Innersten der Dichtung nicht mit gleich zutreffender Entschlossenheit erfaßt. — Der Darstellung im Lessingtheater bleibt jedenfalls das Verdienst, alles, was den sozialkritischen Zug in der Dichtung betrifft, in scharfer Klarheit herausgearbeitet zu haben, und die große Volksversammlung im vierten Aufzug war in der That wie ein lebendiger, reichfluthender Widerhall mancher Szene, die in unseren Tagen, in unseren Mauern in voller, greifbarer Körperlichkeit in Erscheinung tritt. Das ist wohl ein besonderes Verdienst des Regisseurs Anton Anno.

L. Sch.



Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von **Marie Herzfeld.**

(3. Fortsetzung.)

An den folgenden Abenden ging Fanny in die Gesindestube. Sie dachte ein wenig an den Allgegenwärtigen; sie stellte sich vor, daß er in dem finstern Winkel hinter der Bodentreppe auf der Lauer liege; sie ging aber dennoch; sie hatte es ja Gina versprochen. Und als sie hineinkam, versteckte sie sich bei der Kuhmagd und fürchtete sich nicht länger.

„Erzähle, Marit!" bat sie dann, und die Kuhmagd erzählte. Sie erzählte auch die Geschichten, um welche die Knechte sie baten; es schien, als fühle sie sich nun freier als vorher. Aber es war nicht immer so unterhaltend, was sie jetzt erzählte. Die Männer lachten wohl manches Mal, aber Fanny konnte oft nicht verstehen worüber.

Da war z. B. die Geschichte von einem Burschen, der eine Prinzessin gewann, indem er sich die Erlaubniß kaufte, eine Nacht vor ihrem Zimmer zu schlafen, die nächste Nacht in ihrem Zimmer u. s. f.; das Schlußergebniß war, daß ihn der König nothgedrungen sie heirathen lassen mußte; — darüber lachten die Männer tüchtig. Dann war da ein Stockfisch von einem Burschen, der auf's Freien gehen sollte. Auf dem Wege traf er einen lustigen Schelm, der ihm einredete, wenn er mit seiner Verlobten zu Tisch gehe, solle er das und das sagen und so und so thun, „sonst ist es nicht in Ordnung," sagte er. Und der Bursche, der Arme, sagte und that so und so, zum großen Entsetzen der Braut und aller Gäste; — darüber lachten die Knechte noch ärger. Und die Mägde kicherten und benahmen sich wunderlich. Fanny saß und schaute; sie konnte der Sache nicht folgen.

„Thut man so, wenn man verlobt ist?" fragte sie plötzlich.

„Aah!" schrien die Mägde; die Knechte lachten laut auf.

„— nicht wenn man verlobt ist, sondern wenn man verheirathet ist," antwortete Marit auffallend schnell.

„Warum thun sie das?" fragte Fanny.

Noch mehr Lachen, noch mehr Kichern; — „sag's ihr!" tönte es von der Burschenseite.

„Das wirst Du hören, wenn Du groß bist," kicherte die Kuhmagd.

Gina bekam die Geschichten wieder zu hören, so gut sie derselben sich entsinnen konnte; manches Mal kicherte und lachte sie, wie die Mägde in der Gesindestube.

„Weswegen lachst Du?" fragte Fanny.

„Ach, wegen nichts," antwortete Gina; „aber Du darfst das Niemand Anderem erzählen."

„Warum nicht?"

„Weil es etwas Häßliches ist."

„Ist es häßlich?"

„Ja."

„Warum ist es häßlich?"

„Darum."

„Warum aber?"

„Das kannst Du Dir doch denken! — Erzähle noch mehr, Fanny!" —



Jedoch plötzlich wurde Fanny wieder in die Stadt geschickt. Sie erschien vor Mama angstvoll und niedergedrückt; diese las schweigend Frau Wiigs Brief und ging dann nach der Ruthe.

Das wurde eine ernste Geschichte. Nie vorher war der Krauskopf so gründlich durchgepeitscht worden.

Jedoch es war auch eine Züchtigung, welche wirkte.

Sie wurde nicht böse, sie schrie nicht. Allein den ganzen Tag nachher versteckte sie sich gleichsam. Hie und da weinte sie, aber unterdrückt, erwachsen. Mama wurde schließlich ängstlich und begann sich zu fragen, ob sie sie nicht um den Verstand gebracht habe. Als am Abend die Kleine sich in's Bett gelegt hatte, überwältigte sie ein so verzweifeltes Weinen, daß es wirklich unheimlich wurde.

„Nein, aber was giebt's denn, Krausköpfchen? Bist Du nicht bei Trost? Was? Na, was ist's denn, mein kleines Herz?"

„Du — Du — Du . . . bist böse auf mich!" schluchzte Fanny.

„Aber Kind, was bildest Du Dir nur ein? Du solltest doch wissen, daß wir nun so gute Freunde sind, wie früher! Wenn Du es nur nicht wieder thust, so erinnert die Mama sich gar nicht mehr!"

„Nein!" schluchzte Fanny, „Du bist böse auf mich, Mama; alle sind böse auf mich; der liebe Gott ist auch böse auf mich; Ihr seid Alle miteinander böse auf mich!"

„Was für ein Unsinn, Kind; so jetzt schweig' nur hübsch still und bete Dein Vaterunser. Wenn Du brav zu Gott betest, so weißt Du, wird Alles gut. Also: Vater unser —"

„Vater unser — uh, hu, hu . . ."

„— der Du bist im —"

„— der Du — uh, hu, hu, hu!" —

Es dauerte lang, bis Fanny diese Nacht einschlief. Eigenthümliches Kind, dieser Krauskopf. —

Im Mühlberg'schen Hôtel wurde eines Abends Frau Holmsen ein Kristianenser vorgestellt — Agent Solum, der ihr von der „Waldnymphe" zu erzählen wußte.

„Ja wohl," sagte er mit seinem ruhigen Lächeln, — „gewiß ist Alles wahr, was Sie von ihr gehört haben — alles Schlechte, natürlich. — Wie, bitte? Bildung? Sie ist wie ein ganz gewöhnlicher Dienstbote."

Daß so etwas möglich war! Daß man in einem christlichen Lande solches Unwesen duldete!

Der Agent war diesen Abend Frau Mühlberg's Gast; er war „wie ein Kind vom Hause," noch aus der Zeit her, da er als Handelsreisender herumgezogen. Auch Frau Holmsen wurde eingeladen. Es wurde ein wirklich gemüthlicher Abend. Solum war einer der angenehmsten Menschen, die Frau Holmsen jemals getroffen, zugleich heiter und solide, unterhaltend und ernst. Es schien ihr auch, als mache er ihr ein wenig den Hof. Verheirathet war er natürlich. Aber die arme Martha — Solum schüttelte den Kopf und sah ehemannsmäßig betrübt aus — „sie wird wohl nicht alt, fürchte ich!"

„Ist sie leidend?"

„Ja, die Brust."

„Ach, die Arme! Da ist wohl wenig Hoffnung."

„Gewiß; sie macht es schwerlich lang." —

Fast das Allerangenehmste an Solum war sein großes Interesse für Kinder. Man kam auf Fanny zu reden und da mußte Frau Holmsen den ganzen Abend von ihr erzählen. Frau Mühlberg leistete Hülfe. „Erinnern Sie sich an . . . . erinnern Sie sich wie . . . . ?"

Es endete damit, daß Solum um Erlaubniß bat, einmal kommen und sich „den Krauskopf ansehen" zu dürfen.

„Ja", sagte Frau Holmsen, „wenn ich nur in den Verhältnissen wäre, Leute aus der Hauptstadt zu empfangen!"

„Ach, darüber noch zu reden, gnädige Frau!"

— Die ganze Nacht hindurch lag aber Frau Holmsen wach und dachte an die Kinder.

Mit dem Sitzen und Nähen kam man zu nichts. Ein halber Thaler oder drei Mark für das Kleid, was konnte dabei herausschauen? — Die eleganteren Toiletten nahm man gewöhnlich von Kristiania. Welche Dummheit von ihr, zu glauben, daß sie selbst die Kinder je würde versorgen können; es war ja nicht einmal für Fanny genug! Was die Kleine alles brauchte, war ja schrecklich. Kleider und Schuhwerk fielen ihr förmlich vom Leib, kaum daß sie sie hatte, und wenn sie nun nach einem Jahr so weit kam, daß sie in die Schule mußte, da mochte Gott allein wissen, wie es gehen würde. Man konnte es doch nicht verantworten, das Kind in die Freischule zu senden!

Außer allem Anderen hatte Frau Holmsen auch noch an ihre Schulden zu denken. Eine Kleinigkeit da und eine Kleinigkeit dort, das machte zusammen einen ganzen Haufen aus. Diesen ekelhaften Hinke-Michel mußte sie jedenfalls los zu werden suchen. Er war in der letzten Zeit so widerwärtig geworden, daß es durchaus nicht mehr auszuhalten war. Seit damals, um Weihnachten, als sie bei ihm war und mit ihm freundlich sprach, um Brot für ihre Kinder zu bekommen, glaubte er vermuthlich, daß die alte Geschichte vergessen sei und daß die Armuth sie nachgiebiger gemacht habe . . . pfui! Nein, da nahm sie lieber ihre Kinder und ging in's Meer! Solch ein Haubenstock wie er — krumm und krank, mit einer Frau und erwachsenen Kindern . . . es war unerhört!

Ja, wer einen ordentlichen, angenehmen Menschen fände, einen Menschen mit Vermögen und Gemüth, den man für die unglücklichen Kinder zu interessieren vermöchte! Sie suchte unter ihren Bekannten; jedoch sie konnte keinen von ihnen gebrauchen. Einen von ihnen gerade heraus um Hülfe bitten, das war sie nicht imstande; überdies hatten sie ja alle schon vorher hinlänglich geholfen. Diese neue Bekanntschaft von heute Abend, Solum, — an ihn hätte man wohl denken dürfen; er war ja reich, ein Kinderfreund und gewiß in jeder Hinsicht ein braver Mann; allein was nutzte es, da man ihn nicht näher kannte . . .

Plötzlich fiel ihr ein, man vermöchte doch ihn näher kennen zu lernen. Er hatte ja davon gesprochen, sie zu besuchen; jedenfalls würde man ihn wieder treffen. Angenommen, man wäre imstande, ihn zu gewinnen, ein Freundschaftsverhältniß mit ihm einzuleiten . . .

Keine Liebelei! Das war überflüssig. Sie durfte ihm nur nicht gleichgültig sein; ihre Angelegenheiten mußten ihn ein wenig beschäftigen; sie warfen mit dem Geld ja nicht umher, diese Reichen! Weshalb sollte sie ihn nicht gewinnen können? Ihn wie Andere? Und wenn es um der Kinder willen geschah —?

Die Verhältnisse bei Jungfer Aaberg kannte er. Daß es einer Mutter schwer fallen müsse, ihre Kinder in solch einem Hause zu haben, das würde er begreifen; vielleicht blieb ihm da etwas für die Mutter übrig, — was waren ein paar Hundertthalerscheine heutzutage für einen Holzhändler?

Ach, — vielleicht fand sie hier einen Ausweg!

Es mußte möglich sein, ihn zu gewinnen. Sie war noch nicht zu alt, und dann putzte man sich ein wenig heraus und war liebenswürdig. Gefallen hatte sie den Herren von jeher, eher zu viel als zu wenig, und wenn er auch älter und gesetzter war, so glich er doch wohl so ziemlich den Anderen. Nur keine Art von Koketterie, — Verliebtheit und dergleichen, davon hatte sie ihrer Zeit genug gehabt. Gewiß hatte er sie schön gefunden. Und im Grunde war sie es ja auch, wenn sie sich wohl befand; vielleicht hatte sie auf ihn schon Eindruck gemacht, daß er „Fanny

sehen" wollte ... hm! wer weiß; Männer liebten nicht oft Kinder ... Ob es nicht eben so gut sie sein konnte, die er wiederzusehen Lust empfand? Das träfe sich ja ausgezeichnet.

Nach und nach wurden ihre Gedanken müde und gingen in Phantasien über.

Herrgott, und wenn nun das Unglück wollte, daß er sich ein wenig verliebte — er war ja in der Möglichkeit, bald frei zu sein! Und warum ... warum ... konnte es da nicht ebensogut sie sein, wie eine Andere?

Es geschah ja so vielerlei in der Welt, und mancherlei, das wunderlicher war als das. Wenn er sich in sie verliebte, und wenn er eines Tages sagte: „Ich kann nicht leben ohne Sie; wollen Sie mein werden, sobald ich einmal ... in die Lage komme?" — Es wäre nicht zum erstenmal, daß so etwas passierte! Mehr als ein Ehemann hatte sich derartig verlobt. Und nicht blos verlobt ...

Die Leute nahmen dergleichen nicht so hoch auf, wie man glaubte. Es ging so Mancherlei vor, das ärger war. Von den Männern nicht zu reden; diese thaten, wozu sie Lust hatten; aber auch die Frauen; wir brauchten nicht all diesen anständigen Damen zu trauen, die so still herumgingen, ... es ist wahrhaftig nicht alles Gold, was glänzt.

Es machte sich auch niemand etwas daraus, wenn es nur keinen allzu großen Skandal gab.

Pfui, pfui! Hübsche Dinge mußte unser Herrgott manchesmal mit ansehen. Gott sei Dank, so etwas sollte bei der Königin von Fredheim niemals in Frage kommen.

— Denke Dir, wenn das eine Rettung würde! Es ließ sich kaum glauben. Wenn sie es einmal noch dazu brachte, daß sie ruhig sein dürfte! Ruhig über die Kinder! Ruhig über sich selbst! frei von dieser ewigen Hetze, diesen endlosen Sorgen! O, dies hieße neu aufleben, aus einem Kerker kommen, aus dem Grab erstehen! Allein das geschah natürlich nicht; keine Idee, keine Idee ...

Es würde übrigens unterhaltend werden, zu sehen, was Fanny von ihm hielt.

VI.

Fanny's Freundinnen, Gina Wiig und Ebba Lehmann, begannen diesen Herbst Frau Kahrs höhere Töchterschule zu besuchen, und daher wollte auch Fanny hin, obgleich sie noch nicht das richtige Alter hatte.

„Nun, versuche es!" sagte schließlich Mama; „wenn Frau Kahrs es Dir erlaubt, so steht Dir meinerseits gewiß nichts im Weg!"

Eines Morgens begleitete also Fanny ihre beiden Freundinnen in die Schule und wurde von ihnen Frau Kahrs vorgestellt. Vor dieser großen Dame gerieth Fanny aus dem Concept; sie knixte nur und knixte wieder und wieder, mit dem Finger im Mund.

„Sie will in die Schule gehen, sie will in die Schule gehen!" erklärte die kleine schwarzhaarige Ebba eifrig; Gina nickte.

Frau Kahrs hob die sich tief verbeugende Fanny auf ihren Schoß und strich ihr mit der Hand durch die widerspenstigen Locken.

„Mama hat gesagt, daß ich hier bleiben darf," sprach Fanny.

„So, Krausköpfchen," lächelte Frau Kahrs, „sollst Du schon in die Schule? Wenn Du mir nur nicht allzubald die Lust verlierst! Was?"

„Nein."

„Glaubst Du also, daß Du ein braves Mädchen sein kannst?"



„Ja!“

„Hübsch still sitzen und keine Dummheiten machen, hm?“

„Ja.“

„Kannst Du denn lesen?“

„Ja, ich kenne die Buchstaben. Ich habe auch ein Buch!“ — sie zeigte ihr etwas abgenutztes ABC.

„Hier bei uns ist Platz,“ rief Ebba; Gina nickte und rief: „Hier in unserer Bank ist Platz!“

„Nun, so kannst Du hier bleiben, Krausköpflein!“ sagte Frau Kahrs lächelnd, „und lernst mit, solang Du es aushältst; was?“

— Fanny konnte nun sagen, daß sie in Frau Kahrs höhere Töchterschule gehe, und sie sagte es so oft, als es sich anbringen ließ. Sie fühlte sich erwachsen und steckte die Nase in die Luft. Auch Frau Holmsen war zufrieden.

Wenn Fanny ihren Freiplatz bei Frau Kahrs behalten konnte, so brauchte man jedenfalls die Volksschule nicht, und zwar, ohne daß man deshalb irgend jemand in Anspruch nahm. Das wäre eine große Sorge weniger. Und schwerlich wurde Fanny wieder fortgewiesen, nachdem sie einmal hereingekommen. Der kleine Krauskopf hatte etwas an sich, daß man sie lieb haben mußte; das war ihr sicher auch jetzt von Nutzen.

Es gab jedoch ein Aber bei Frau Kahrs' Schule; dieselbe galt nicht für so recht fein. Erstens und vor allem hatte sie den Geistlichen gegen sich.

Pastor Pukstadt konnte den Verdacht nicht loswerden, daß Frau Kahrs, so wie früher ihr Mann, zum Grundvigianismus neigte. Es wäre beklagenswerth, dünkte dem Pastor, wenn eine so ungesunde Geistesrichtung in Kristiansborg Eingang fände, und so arbeitete er Frau Kahrs nach bestem Können entgegen. Doch nur in der Stille, da er leider nichts Bestimmtes hatte, um sich daran zu halten. Und er wollte durchaus, selbst um Gottes Reichs willen, nicht von der strengen Wahrheit abweichen. Er beschränkte sich darauf, von Frau Kahrs in einem Tone der kühlsten Zurückhaltung zu reden, der wohl geeignet war, die Aeltesten in der Gemeinde wachsam zu machen. Es wurde Mode von Frau Kahrs' Schule in einem Ton kühler Zurückhaltung zu sprechen. Wenn dieselbe dennoch sich hielt, so kam es nur daher, weil sie keine Concurrenten hatte.

Frau Holmsen bedauerte, daß die Schule nicht ganz anerkannt war. Allein wer das Beste nicht haben konnte, mußte mit dem Guten sich begnügen; Frau Kahrs' höhere Töchterschule war jedenfalls viel besser als die Volksschule, in welche die Kinder simpler Leute gingen. Und sie stattete Frau Kahrs ihren Besuch ab und dankte aufs wärmste für Fannys Aufnahme; dadurch wurde das Ganze sicherer und gleichsam besiegelt. —

— Fanny saß fast täglich ernsthaft und erwachsen an ihrem Pulte, buchstabirte, schrieb Striche oder hörte Geschichten an.

Die Lehrerinnen erzählten eine Menge; verschiedenes davon unterhielt sie. Allein am besten unterhielt es sie doch, wenn die kleinen Mädchen die Geschichten wieder erzählen sollten. Die meisten der kleinen Mädchen waren nämlich schrecklich dumm. Sie vergaßen fast alles. Da lachte Fanny. Und sie streckte die Hand empor, so hoch sie konnte—: „ich weiß es, Fräulein! Darf ich es sagen, Fräulein?“ Sie durfte es sagen. Die großen Mädchen ärgerten sich schrecklich. Fanny aber steckte die Nase in die Luft. „Schaut einmal!“ sprachen die Lehrerinnen, „sie, die noch so klein ist, sie kann es; aber Du, die Du so groß und lang bist, Du stehst so stumm und dumm da wie ein Fisch.“

Man hatte beabsichtigt, Fanny blos zuhören zu lassen; bald nahm sie aber wie die Andern am Unterricht theil. Besonders geschickt war sie im Erzählen. Was sie gehört hatte, gab sie mit einer Genauigkeit und einem Eifer wieder, welche ihre

Lehrerinnen zum Lachen brachten. Am besten ging es bei Frau Kahrs; die Geschichten, welche sie erzählte, waren so leicht zu merken. „Du bist ja ganz geschickt, Krausköpflein, hm?" sagte Frau Kahrs mit ihrem hübschen Lächeln und strich ihr durchs Haar; seither wollte Fanny sich mit gar niemand mehr einlassen.

Bald lernte sie weinen und Kopfschmerz haben, wenn sie sich zu sehr langweilte; denn dann durfte sie heim. Ihr Versprechen ein braves Mädchen zu sein, hielt sie nicht immer; sie mußte hier und da sich rühren, was nicht ohne Lärm geschehen konnte; sie hatte plötzlich Ebba etwas mitzutheilen, und dann antwortete Ebba, und dann mußte sie wieder antworten; oder sie blinzelte einmal Josefine Evensen zu, die sogleich zu kichern anfing; manchesmal war es auch ein unwiderstehlicher Spaß, Gina mit einer Stecknadel in den Arm zu stechen. So etwas geschah sogar in Frau Kahrs' Stunden. Dann blickte Frau Kahrs sie blos erstaunt an —: „Du bist's, Krauskopf?" fragte sie. Es war gräßlich ärgerlich, immer wurde so etwas entdeckt.

Gina und Ebba bildeten die Aristokratie der Klasse; Fanny wurde gleichfalls hinzugerechnet, theils der Gesellschaft wegen, theils weil ihre Eltern reich gewesen. Die drei Aristokratinnen hielten sich aufs bestimmteste abseits vom Mob und gingen mit einander durch Dick und Dünn, außer wenn sie uneins waren. In der Klasse saßen sie dicht neben einander in der vordersten Bank und zischelten und tuschelten nur untereinander; in den Freiviertelstunden spielten sie nicht mit den anderen, sondern spazierten herum. Gott weiß, worüber sie beständig zu reden hatten und womit sie sich unterhielten; niemand erfuhr es je, aber immer, wenn man sie traf, steckten sie die Köpfe zusammen und lachten. Man haßte sie in der Klasse und verspottete und verhöhnte sie insgeheim; man nannte sie „die Feinen".

Jedoch so oft „die Feinen" sich entzweiten, suchte diejenige, welche beleidigt worden oder die sich beiseite gesetzt wähnte, Ersatz, indem sie sich an eine der Nicht-Feinen anschloß. Und diejenige, welche sich so begünstigt sah, fühlte sich glücklich und ließ die eigene Partei im Stich. Diese rächte sich durch Schimpf und Hohn. „Sie beginnt mit den Feinen umzugehen; möchte wissen, was sie sich jetzt einbildet?"

Besonders Ebba war leicht zu verletzen. Es kam ihr vor, als hätten Gina und Fanny ein Geheimnis, in das sie nicht eingeweiht wurde, und das schien Ebba nicht ehrlich Spiel zu sein.

„Erinnerst Du Dich Fanny?" .... „Das war damals, Gina, Du weißt ja! ...."

„Wovon redet Ihr denn?" fiel Ebba ein.

„Aah", — sagte die ruhige Gina.

„Erzähle mir's, Fanny!"

„Nein, erzähle es nicht, Fanny!"

„Nein, ich erzähle es nicht."

„Pfui, wie abscheulich Ihr seid. Meinetwegen, mir kann es einerlei sein!" schnaubte Ebba.

Und in ihrer Erbitterung ging sie hin und ließ sich mil Thea Jensen, der Höckerstochter, ein.

Oder es entdeckte Fanny, das Gina und Ebba Zusammenkünfte hatten, bei welchen sie nicht dabei war. Dann weinte der Krauskopf. Und sie schloß fürs Leben einen Bund mit des Schneidermeisters Evensen Tochter Josefine. Niemals auf dieser Welt wollte sie mehr etwas mit den „wichtigthuerischen" Mädchen, mit Ebba und Gina zu schaffen haben. Die Feindseligkeiten währten oft bis zu vier Tagen.

Am ärgsten war es, wenn Gina böse wurde; sie vergaß nicht so leicht. Eines Tages beim Heimweg aus der Schule kamen die Feinen in Streit darüber, wer von ihnen wohl die Feinste sei. Ebba behauptete, ihr Vater, der Rechtsanwalt, müsse feiner sein, als Grossirer Holmsen nnd Proprietär Wiig; Fanny verfocht die

Ansicht, ihr Vater sei der feinste, da er nicht blos Grossirer gewesen sei, sondern auch die juristischen Prüfungen abgelegt habe, so daß er hätte Rechtsanwalt sein können, wenn er es gemocht. Gina dagegen betrachtete es als hinlänglich, zu erinnern, daß ihr Vater im Storthing gesessen. Man zankte, bis man böse wurde; die lebhafte Ebba gebrauchte Worte, wie „Bauer" und „Holzhändler;" Fanny brach in Thränen aus und versicherte, daß sie niemals mehr mit Ebba reden werde; Gina verstummte und ging. Diesmal dauerte die Feindschaft mindestens doppelt so lange als sonst.

Um Weihnachten besuchte sie Onkel Solum. Fanny erhielt von ihm eine hübsche graue Wintermütze und außerdem eine prachtvolle Puppe. Diese Puppe bekam den Namen Amanda; Buchbinder Lundström's Rosalie vom Vorjahr war gerade gut genug, Fräulein Amanda als Kammermädchen zu dienen.

Das wurden lustige Weihnachten. Allerlei gute Speisen gab es in Ueberfluß, und Mama war in solcher Laune, daß Fanny hinaus gehen und mit den Knaben Schneeballen werfen durfte, so viel sie wollte. Besonders froh und munter war Mama an jenem Abend, den Onkel Solum bei ihnen zubrachte. Und das war ganz natürlich; denn Onkel Solum war ungemein lieb. Fanny saß fast den ganzen Abend auf seinem Knie und plauderte. Er erzählte von den lustigen Dingen, die er in Kristiania besaß; unter anderem hatte er eine ganze Menge kleiner Mädchen, und dann hatte er einen Knaben, welcher Jens hieß; das war ein merkwürdiger Junge, und genau im gleichen Alter mit Fanny. Diesen Jungen sollte sie haben, wenn sie einmal groß wäre. „Du magst ihn doch?"

„Ja freilich, wenn er lieb ist, so mag ich ihn schon!"

„Aber Du hast ja schon einen Bräutigam?"

„Ja, der ist auch lieb; und denke Dir nur, Mama, dann habe ich zwei Bräutigame!"

„Ha-ha-ha, o Du Krauskopf, Du!" —

Es war einen Tag später; Fanny war bei den Knaben draußen gewesen und hatte Schneeballen geworfen und kam heulend nach Hause; sie war ganz mit Schnee übersäet und hatte einen Schneeball so fest und mitten in's Gesicht gekriegt, daß sie aus der Nase blutete. Da fand sie auch den Onkel Solum daheim. Fanny wurde von Mama ungewöhnlich freundlich empfangen und vom Onkel ebenso; sie erhielt Kaffee und Kuchen, wurde gewaschen, wechselte die Kleider und war bald wieder in Ordnung. Als Onkel Solum gegangen war, sprach Mama:

„Jetzt, hoffe ich, bekommen wir Lea und Tom bald wieder heim; wird das nicht hübsch, Fanny?"

„Ja," sagte Fanny. Gleich darauf fügte sie bei:

„Onkel Solum ist lieb, Mama."

„Meinst Du?"

„Ja."

„Ach ja," sagte Mama mit zufriedenem Lächeln; „er ist einer von Papa's alten Freunden, verstehst Du; darum hilft er uns auch darin. Ja, er ist lieb, wie Du sagst!"

Jedoch nach einiger Zeit bekam Mama ihre schlechte Laune wieder. Sie weinte und hatte Kopfschmerzen und war langweilig.

„Du bekommst Deine Geschwister doch nicht nach Hause," sagte sie zu Fanny.

„Warum nicht Mama?"

„O, schuld daran ist natürlich er —, er —, na, dieser Dein Herr Papa!" — Und da weinte sie wieder. „O, o! Du mein Gott, daß man nichts erreichen kann!"

Nach und nach wurde es indessen besser und Fanny war im Ganzen genommen mit Mama völlig zufrieden. Von Wassergrütze zu Mittag oder von Erdäpfeln mit Salz war niemals mehr die Rede; jedenfalls gab es nebenbei Butterbrot; Brot mit Syrup war übrigens auch nicht schlecht. Ab und zu lebte man ganz nach Herrschafts-

art von Braten, Bier und Süßigkeiten; „sollten wir hungern, wenn wir etwas haben und wenn wir nichts haben, so hieße dies zu viel hungern," meinte Mama. Angenehm war es auch, daß Buchbinder Lundström nicht mehr so oft kam; Mama war strenger gegen ihn, als sie sonst gewesen. Und wenn er kam, war er gewöhnlich voll Demuth; doch konnte er auch, wenn er betrunken war, lästig fallen. Er bildete sich wirklich ein, er könne Mama zur Frau haben. Er lockte sie mit dem Versprechen, nach Kristiania zu ziehen; dort würden sie sich „einen gemüthlichen Winkel" einrichten und es gut haben, „Französischbrot mit Butter und Käse essen und bayerisch Bier trinken." Jedoch Mama kümmerte sich darum natürlich nicht. Manchmal that sie, als glaube sie, er habe Weib und Kind in Schweden, „wollen Sie noch welche, Lundström? Sind Sie denn eine Mormone?" Lundström legte die Hand auf's Herz und schwor auf Ehre; dann begann er aber zu fluchen und zu rasen und erbot sich schließlich, nach Schweden zu reisen und mit reinen „Papieren" wiederzukehren. „Nehmen Sie mich dann, Frau Holmsen?"

Aber Mama wollte ihn unter keinerlei Umständen nehmen.

Sie beschäftigte sich mit Fanny's Erziehung, half ihr bei den kleinen Katechismusaufgaben, erzählte ihr von Jesus, beantwortete ihre mannigfachen Fragen und suchte sie an sich zu knüpfen. Fanny hatte Anfälle kindlicher Zärtlichkeit; die alte Kari konnte, wenn sie gegen Abend lärmend hereinkam, Mutter und Tochter im traulichsten Einverständniß vorfinden.

„Wenn ich groß bin, Mama, kaufe ich Dir einen Schaukelstuhl, Mama, so einen, wie ihn die Großmama Lehmann hat; und da sollst Du drinsitzen und den ganzen Tag Dich schaukeln und Kaffee trinken und Weizenbrot essen. . ."

„Danke, lieber Krauskopf!" sagte Mama und küßte sie.

„Und dann sollst Du nicht mehr nähen, sondern nur sitzen und Dich schaukeln und es gemüthlich haben."

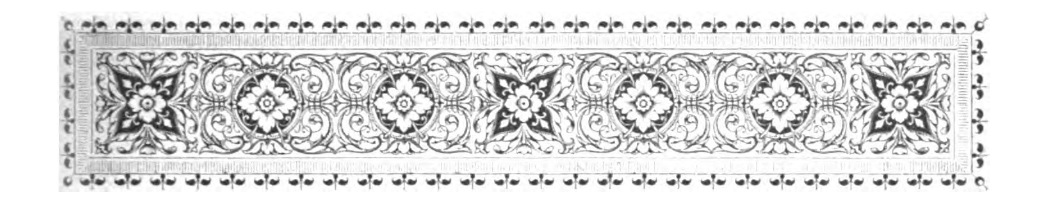
„Dank, mein Hühnchen; Du bist eben stets lieb gegen Mama. Willst Du Mama nicht küssen?"

Fanny nahm ihre Mutter um den Hals und gab ihr einen schallenden Kuß; das wurde der alten Kari doch zu stark. „Pfui," sagte sie, „mich graust." —

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction i. V. Wilhelm Bölsche, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck: Kroll's Buchdruckerei. Sämtlich in Berlin.



Ein Wendepunkt im Darwinismus.

Streiflichter zum Anthropologenkongreß.

Die Sensationsepoche des Darwinismus geht zu Ende. Wer den Fortschritt liebt — nicht den, der mit schmetternden Trompetensignalen ausgeblasen wird, sondern den tiefen, stillen, stäten Erkenntnißfortschritt, dessen Zeichen das schwirrende Rad der Arbeit ist, — der muß diese Thatsache, wo immer sie sich ihm aufdrängt, mit Freude begrüßen. Der Darwinismus als öffentlicher Spektakel ist todt: es lebe der Darwinismus!

Klar und scharf haben sich auch in dieser gigantischen, das letzte Drittel des neunzehnten Jahrhunderts mit einem ungeheuren Glanze erfüllenden Bewegung die drei Phasen jeder großen menschlichen Entdeckerthat ausgeprägt. Zuerst die persönliche. Ein Einzelner tritt vor und schlägt den Funken an. Noch ist das Gewaltige in seiner Hand. Unendlich oft ist diese Spanne eine Tragödie. Der Vorhang kann fallen, ehe die zweite Stufe auch nur annähernd erreicht ist, — so bei Kopernikus, dessen einfaches und rührendes Bild so nahe steht, wenn von Darwin die Rede ist. Die zweite Periode ist dann die öffentliche im weitesten Sinne. Das Neue ist noch wirklich neu, und es ist groß, weil es neu ist, es ist sensationell. In dieser Zeit schwanken die wahren Werthe bis zur Vernichtung, das Gefühlselement, das bei dem einzelnen Urheber noch ein Sporn zur höchsten Geistesthat sein konnte, wird hier mit seinem Gegenspiel von blindem Haß und blinder Begeisterung Quell eines Wirrsals, man sucht mit nervöser Hast nach Konsequenzen, kämpft gegen erträumte Konsequenzen und verliert die Sache selbst. Die dritte Phase, die längste, zieht dann in der That Konsequenzen, aber ohne Lärm. Hatte die Person sich im Stimmengewirre der Masse verloren, so verdichtet sich aus diesem jetzt wieder ein ganz kleiner Extrakt, der endgültig in die Forschung übergeht, völlig Sache ist und nach seinem dauernden Werthe jetzt überhaupt erst in Frage kommt. Für Darwin fiel die persönliche Epoche schließlich noch mit der Hochflut der sensationellen zusammen. Nicht mit seinem Willen, denn seine Manuskripte schliefen Jahrzehnte lang im Schreibtisch, ehe ein Zufall sie weckte. Wortführer der Sensationszeit ist Darwin in keiner Weise geworden. Seine Hauptwerke erschienen programmmäßig, wie die Schläge eines längst aufgezogenen Uhrwerks. Sachliche Einwürfe wurden in neuen Auflagen genau erledigt, — mit einer Geistesruhe und Ueberlegenheit der moralischen Kampfmittel, die selbst in den

Annalen der Wissenschaft einzig dastehen. Ueber Darwin als Charakter gab es nich zwei Meinungen — makellos! Wollte man ihn zum Stoffe einer methodologisch Untersuchung, zu vorbildlichen Zwecken, wählen, er wäre ganz zweifellos geeigneter a etwa Rembrandt, den uns jetzt ein geniales und konfuses Buch aus einem groß Maler in einen kleinen Christus verzaubern will. Ein Märtyrer war Darwin durch sein schlechte Gesundheit, sonst nicht. In den Lärm der öffentlichen Kämpfe brachte sein Tod nichts aufreizendes oder besänftigendes, die persönliche und öffentliche Epoche waren zeitlich einander parallel gewesen, aber sie hatten sich nie geschnitten. Wieder sind viele Jahre hingegangen. Und jetzt scheint es, daß der sensationelle Lärm all mählich auch seinem natürlichen Ende zugeht.

Verfolgt man die Sitzungsberichte der diesjährigen Münsterer Anthropologen vereinigung, so ist evident, daß die dritte Phase, die Zeit der prunklosen Arbeit im Stillen längst begonnen hat. Sie hat nicht begonnen — und das wird die Nachwelt sehr sorgsam verzeichnen müssen — mit jener berühmten Virchow'schen Einschränkungs rede oder den wohlfeilen Witzen Dubois-Reymonds über Häckel'sche Stammbäume: diese Dinge waren noch völlig Produkt der Sensationsperiode selbst, der ja selbstverständlich die Katzenjammerstimmung als Rückschlag gegen den Panegyrikus nicht fehlte. Sie konnte ihrem Wesen nach überhaupt nicht aus öffentlichen Programmreden sich entwickeln, — Programmreden, hinter denen in erster Linie ältere Herren standen, die, sei es negativ oder positiv, doch wesentlich nur ihr eigenes liebes Ich im Lichte der jungen Bewegung, und nicht diese Bewegung als solche zeigen wollten; eine verzeihliche Schwäche, die aus der Natur der menschlichen Dinge sich er giebt, die man aber darum auch nicht umdeuten soll. Die Wurzel der neuen, der endgültig werthvollen Bewegung liegt in der neuen Generation, die seit Darwins Auf treten erwachsen ist. Sie ist erzogen in den Darwin'schen Ideen, und mit der Existenz einer solchen Generation ist das sensationelle Element des Darwinismus von selbst zerstört. Noch hat auf der diesjährigen Anthropologenversammlung einer von den Aelteren das Wort ergriffen zu einer Klarstellung des größten Darwinistischen Problems, der Frage nach dem Ursprung und Alter der Menschenrassen, — Schaaffhausen, der alte Bonner Forscher mit den jovialen Zügen, der Mann der Nüchternheit, aber auch der Versöhnlichkeit. Diese Rede war kein Manifest mehr, es war eine echte Causerie zum Uebergang in die stille, arbeitsame dritte Epoche: die Streitpunkte klar und rund und die große Grundmelodie nur eben anklingend, aber doch mit der Sicher heit des Allbekannten, das keine Pauken mehr braucht.

Wenden wir denn vor diesem scharfen Mal des Umschwungs einen flüchtigen Blick zurück auf das, was die Sensationsepoche geleistet, auf ihre Ideale und auf ihre Irrthümer.

Die jetzt ablaufende Periode hatte eine doppelte Aufgabe: eine negative und eine positive. Die negative hat sie fast spielend gelöst. Es galt den Kampf gegen die Lehre von der Unveränderlichkeit der Species, die Schöpfungstheorie, die starre Typen lehre, das alte künstliche System. Und dieser Kampf war sehr leicht. Zum Theil war er bloß ein Kampf gegen Personen: diese Personen starben aus. Darwin's Material war erdrückend, aber das war es nicht allein, — seine Saatkörner fielen auch auf einen reifen Boden. Wie mit einem Schlage wurde es klar, was die glänzenden Koryphäen des voraufgegangenen Jahrzehnts eigentlich geleistet hatten. Männer wie Lyell oder Johannes Müller hatten nicht die natürliche Entwickelung der Organismen gelehrt, aber sie hatten ein Geschlecht von Schülern herangebildet, in dem tabula rasa gemacht war zu Gunsten der ersten plausibeln Idee dieser Art. Man muß die Haarspalterei und das hochgradige Ungeschick sehen, mit dem ein Gegner aus den Alten, Agassiz, gegen die neuen Zeichen focht, um ein Gefühl dafür zu gewinnen, wie unmöglich die Gegnerschaft von Beginn an gegen die großen Züge des Darwin'schen Evangeliums war, wie hoffnungslos, wie lächerlich gradezu. Häckel hat wohl nach-

mals von sich erzählt, wie er bei seiner ersten öffentlichen Rede für Darwin angestaunt worden sei, als wolle er Klopfgeister oder Od verfechten. Die Thatsache ist richtig, aber es wäre ein Irrthum, um der zufälligen Stimmung einer officiellen „Naturforscherversammlung“ willen die Schwierigkeiten als überwältigend große hinzustellen. Und die Sache wurde noch leichter, als — abgesehen von der „philosophischen“ Debatte, die mehr oder minder nur belangloses Gewäsch zu Tage förderte — der Streit sowohl pro wie contra anfangs fast rein auf dem morphologischen Gebiete und nicht auf dem physiologischen geführt wurde. Man stritt um äußere Formunterschiede, wie ein Gehirndetail, das Mensch und Affe scheiden sollte, man bejubelte eine neue äußerlich verbindende Thierform, wie die eben entdeckte Archäopterix von Sohlenhofen. Hier aber zeigt sich nun auch in Verbindung mit einem gleich zu erwähnenden zweiten und sehr wichtigen Moment die eigenthümliche Schattenseite selbst des besten Theiles der ganzen Sensationsepoche.

Die einseitige Betonung des Morphologischen entsprang nicht etwa einem Zufall wie der privaten Neigung und Bildungsrichtung Häckels. Sie war gegeben in den Verhältnissen. Die Morphologie hatte — zumal in der Zoologie — seit Anfang des Jahrhunderts beständige rapide Fortschritte gemacht. Sie bot bereits riesige Materialien, die nur der verbindenden Idee zu harren schienen. Jählings war die Idee da, die Verknüpfung durch den Stammbaum, das natürliche System, — kaum eine kurze Spanne, und ein besonders kühner Kopf, der zugleich das Material übersah, wie kein zweiter Lebender, Häckel, hatte den ganzen neuen Rohbau aufgerichtet, die Morphologie zur „generellen Morphologie“ gemacht. Die Stammbäume, die er entwarf, wird die Nachwelt nicht taxiren nach den nothwendig mit unterlaufenden Irrthümern, sondern sie im Gegentheil in ihrer relativen Brauchbarkeit gerade als wahre Triumphgesänge auf den Stand der Morphologie zur Zeit von Darwin's Auftreten ansehen.

Ein Zweites aber wurde neben der Materialfülle doch auch entscheidend gerade für dieses einseitige Einlenken in's Morphologische. Niemals in der Geschichte der menschlichen Erkenntniß ist man so eilig damit gewesen, eine fachwissenschaftliche Erörterung zu popularisiren, wie beim Darwinismus. Auch das entsprang nicht aus persönlicher Liebhaberei etwa Karl Vogts oder eines Andern. Darwin, der sich in seinem Reisewerk als Meister anschaulicher, allgemein verständlicher Schilderung erwiesen hatte, geizte in der „Entstehung der Arten“ und ihren drei großen Ergänzungen nicht nach dem Ruhm des eleganten Stilisten, er wollte begrifflich klar werden, im Uebrigen gehörte solche unermeßliche Fülle der Einzelheiten, wie er sie bot, nothwendig vor ein enges Publikum von Fachkennern. In Deutschland aber fielen die ersten Darwinistischen Schriften zusammen mit der Hochfluth volksthümlicher Bestrebungen zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse, die, von Humboldt angeregt, Großes leisten wollte und auch geleistet hat. Das Popularisiren der Fachwissenschaft hatte etwas Frisches, Anreizendes, und der Darwinismus schien wie gemacht, gerade hier ein unerschöpfliches Thema abzugeben. Popularisiren aber bedeutet, sich einem Zwange beugen. Es macht dogmatisch. Es nöthigt zu scharfen Konturen. Der Darwinismus aber war eine zarte Blüthe, die erst feste Umrisse erhalten sollte. Der erste Fleck, wo er annähernd fest wurde, lag in der Morphologie. Und wie der wissenschaftliche Pfadfinder Häckel hier die erste Stätte ersprießlichen Wirkens gefunden, so wandte sich jetzt auch der populäre Redner Häckel hierher. Es kamen die „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ und die „Anthropogenie“, die allerdings populärsten Bücher des ganzen Darwinismus. Diese Werke waren nicht mehr bloß berechtigt einseitig, sie litten auch unter allen Schäden der populären Manier, obwohl es in anderem Sinne geradezu gewaltige Leistungen waren, vor allem die Anthropogenie mit ihrem anschaulichen Bilderschmuck als gemeinverständliche Embryologie, wie sie ähnlich nicht vorhanden war. Das Hypothetische, das der Fachmann erst erörtern sollte, trat in ziemlich apodiktischer Fassung vor den Laien, Vieles stand unbewiesen da. Nicht, weil

*

der Verfasser keine Gründe gehabt hätte, sondern weil die populäre Form das tiefere Eindringen verbot, — aber es stand doch nun einmal da ohne diese Gründe.

Das ist nun Ursache geworden eines gewaltigen Sonderkampfes innerhalb der sensationellen Epoche: des Kampfes um Häckel, um Häckels populäre Bücher. Bisweilen erschien dieser Liliputanerstrauß als die Gipfelwelle des Ganzen. Alles wurde hineingepropft. In seinem Schutze krochen längst mundtodt gemachte Gegner des Darwinismus wieder aus ihren Löchern und eiferten lebhaft mit. Die allmälich erstarkenden Physiologen spielten ihre Fehde gegen das Alleinwalten der Morphologie zum Theil höchst ungeschickt auf dieses Gebiet hinüber. Und das Bitterste kam mit dem Persönlichen. Die schematischen Bilder, die Häckel zu lediglich populärem Zweck seinen Büchern beigefügt, galten jetzt als „Fälschungen," jede kleine Sünde, die der Verfasser im Joche des Popularisirens begangen, kreidete man als „Dogmatismus" an, unschöne Eigenschaften, die sonst die Akten der Wissenschaft sorgsam im Archiv verhüllten, zeigten sich plötzlich auf offener Straße, denn der ganze Streit ging dem sensationellen Geiste der Epoche entsprechend bei offenen Thüren vor sich. Wer diesen Dingen im Einzelnen gefolgt ist, den mußte oft genug Ekel vor der ganzen Sache ergreifen, und die Reaktion ist auch gekommen, eine Reaktion die nur leider selbst wieder grundverkehrt verfuhr und ihren Philosophenmantel aus einem halben Dutzend möglichst unzusammengehöriger Lappen flickte.

Die Omnipotenz morphologischer Forschungen ging im Laufe der Jahre ihrem natürlichen Ende zu. Die Vererbungsfrage, die Varietätenfrage, Unzähliges, was Darwin selbst als Stützen seiner Theorien in erster Linie genannt hatte, führte von selbst und ohne irgend welche Mißhelligkeit hinüber ins physiologische Gebiet. Hier aber gingen und gehen die Dinge ungeheuer langsam. Große Vorarbeiten sind zu thun, bei denen der Name Darwins noch gar nicht direkt vorzukommen braucht. Und was geschehen ist und im Moment geschieht, das ist seiner Natur nach zu allem eher gemacht als zum Popularisiren. Was wird, wenn letzteres sich auch hier in Bund begiebt mit luftiger Spekulation, das haben die Forschungen Gustav Jägers bewiesen, in denen ein klarer Kopf mit mächtigem Wissen von gesunder Grundlage ausging, um vorläufig im Chaos zu enden. Hierher kam nun die Reaktion, sie sah Nebel über Nebel, die Darwins Spruch nicht lösen konnte, (er hatte es ja nie vorgehabt) und sie schrieb in ihr Notizbuch: Der Darwinismus geht zurück, er ist schon fast überwunden. Die Reaktion, diese letzte Phase des sensationellen Darwinismus, ist der Ansicht, der Darwinismus sei todt und es sei gut so, denn sonst dringe er an Stellen, wo er nicht hingehöre, er dringe in's Volk. Wahr ist es, mit der Sensationsepoche geht allerdings auch die Epoche des übereifrigen, begeisterten Popularisirens darwinistischer Gedanken zu Grabe. Aber die zweite, tiefere Wahrheit ist, daß auch hier, wie in der Wissenschaft selbst, dafür jetzt erst die echte, fruchtbringende Keimzeit anbricht. Die zahllosen Schöpfungsgeschichten, die wie Pilze aus dem Boden gesprossen waren, verschwinden ebenso rasch wieder, dafür hält sich ein einzelnes wirklich gutes Buch wie Sternes „Werden und Vergehen" nach dem Gesetz vom Ueberleben des Passendsten in unveränderter Kraft. In's Volk aber sickert, wie in anderer Weise in die nachdarwinistische Wissenschaft, eine Art Extrakt aus Darwin, der noch ganz anders wirkt als die paar populären Bücher. Sind es bei der Wissenschaft mehr gewisse befruchtende Thatsachenreihen, gewisse bestimmt formulirte Hypothesen Darwins, die dauernd ihre Rolle spielen auch ohne Sensationseffekte, so ist es in der Menge des Volkes mehr der Geist Darwins, der zur Geltung kommt, die Methode der Naturergründung, die er nicht erfunden, aber doch an einer besonders leuchtenden Stelle, die Jedem glänzt, in typischer Form zum Ausdruck gebracht hat. Die Mehrzahl der guten Leute, die entweder vom allmälichen Einschlafen des Darwinismus träumen oder doch in Wort und Schrift sehr sinnreich vor dem weiteren Popularisiren warnen, sie wissen nichts davon, wie der Kern der darwinistischen Weltanschauung mit

zäher Kraft in die breitesten Schichten des Volkes eindringt. Man mustere die Themata der Vorträge beispielsweise in den Fach- und Bildungsvereinen der Berliner Arbeiter, man überzeuge sich durch den Augenschein, wie die Ideen dort wirken. Dort handelt es sich nicht um die Richtigkeit irgend einer Etappe in Häckel's Ahnenreihe, es handelt sich um ein Gesammtbild, das man als Macht erkannt hat und schätzt. So steht der Darwinismus auch hier, im Populären, auf dem Punkte, als Sensationsstück zu sterben, dafür erst recht eigentlich seine innerste Mission in Ruhe anzutreten.

Ob die engere, fortschreitende Fachwissenschaft in dem Dezennium, das uns noch von der Jahrhundertwende trennt, ihr neues großes Programm, den physiologischen Ausbau der Darwin'schen Ideen als Basis des morphologischen, auch nur annähernd erfüllen wird, steht dahin. Ungeheure Schwierigkeiten thürmen sich empor, die der zierliche Bau der Häckel'schen Schöpfungsgeschichte kaum ahnen ließ, obwohl der Verfasser sich ihrer zweifellos bewußt war. Auch die begriffliche Verworrenheit feiert noch immer ihre Orgien, — in diesen Dingen muß man mit dem durchschnittlichen Geisteszustand rechnen, den wir nun einmal haben, von den Thatsachen alles erwarten und von der freien Combination möglichst wenig. Umkehr im eigentlichen Sinne gibt es auf alle Fälle nicht mehr. Was Laien im Moment dafür halten, ist Einkehr, berechtigte Einkehr. Uebertriebene Bescheidenheit ist dabei nicht einmal am Platze, denn von dem großen Werke Darwins ist in Wahrheit keine Palme verloren.

Franz Stichling.

Das junge Frankreich.

Eine Schilderung aus der Vogelperspective

von

Ola Hansson.

Als ich im Frühling nach Paris kam, hatte ich während ganzer zwei Jahre so gut wie nichts von der neuesten französischen Litteratur gelesen. Nach einem eingehenden, mehrjährigen Studium alter und neuer gallischer Litteratur war ich allmählig von jenem Widerwillen gegen sie ergriffen worden, der Einen immer überkommt, wenn man zu lange von derselben Kost gelebt; ich hatte mich auf andere Wiesen begeben, wo es meiner Seele besser bekam zu grasen. Aber jetzt, persönlich in den Mittelpunkt moderner französischer Kultur versetzt, machte ich es mir zur Pflicht, das Versäumte nachzuholen. Ich kehrte also auf den alten Weg zurück, nahm meinen Ausgangspunkt gerade da, wo ich vor ein paar Jahren abgeschwenkt war, folgte den bekannten Geleisen bis auf den heutigen Tag — und befand mich plötzlich in einer Sackgasse.

Die Meister.

Der Erste, mit dem ich die Bekanntschaft erneuerte, war Guy de Maupassant. Auf den Büchertischen des Boulevards lagen zwei neue Bücher von ihm aus, die Novellensammlung: „L'inutile Beauté" und der Roman: „Notre Coeur", letzterer nach einigen Wochen in der vierzigsten Auflage.

Es giebt keinen unter den zeitgenössischen, lebenden französischen Schriftstellern, der so französisch wäre, wie Maupassant. Taine hat bekanntlich in seine, im Uebrigen

streng objektive Aesthetik ein Werthbestimmungsprinzip eingemengt: ein Dichtwer
sagt er, ist wie ein geologischer Schichtenkomplex, es kann ganz und allein eine An
schwemmung der Kulturströmungen eines Decenniums sein, es kann aus den tiefer
und breiteren Formationen bestehen, in denen das eigenthümliche Leben eines gan
Volks sich abgelagert hat, es kann schließlich, außer diesen Oberflächebildungen, jen
massive, unveränderliche Granitbett besitzen, auf dem sich die Entwicklung der gan
Menschheit, wie sie auch sonst wechseln mag, aufbaut und ruht; nur den wenig
Dichtwerken, die von dieser letzteren, seltenen Art sind, erkennt Taine den V
rang zu. Maupassant ist als Dichter ein echter Sohn Galliens im Guten und Bö
In Frankreich, diesem alten Kulturland mit einer vielhundertjährigen Lit
ratur, ist in weit geringerem Grade, als anderswo, eine Kluft vorhanden zwischen al
Zeit und neuer. Insbesondere erzählen konnte man vor hundert Jahren ganz a
dieselbe Art wie heute; die französische Novelle ist mit einer Perlenschnur zu v
gleichen, die sich durch Jahrhunderte erstreckt, deren Perlen aber einander gleichen w
Beeren von derselben Gattung und alle im selben, rein gallischen Stil bearbeit
sind. Maupassants Novellistik ist die letzte Perle auf dem Faden. Man kann v
einer deutschen oder skandinavischen Dichtung auf den ersten Blick entscheiden, ob
in diesem Jahrhundert oder in dem vorigen geschrieben ist; eine solche Stufenbildun
in Kunstreife und Formtechnik (letztere Bezeichnung doch mehr für die skandinavi
Litteratur gemeint) ist kaum wahrnehmbar zwischen Werken, die doch ziemlich w
auseinander liegen, wie „Manon Lescaut" von Prévost, „La Réligieuse" von Dide
und eine Novelle von Maupassant.

Wie ist nun diese gallische Art, nach der sich Maupassants Dichtung geform
hat? Taine hat sie unübertrefflich geschildert, und man kann nur wiederholen, was
gesagt hat. Sie ist die begrenzte Auswahl von Gegenständen und Zügen, ihre üb
schauliche Gruppirung, die künstliche Einfachheit der Komposition, die durc
sichtige Klarheit der Sprache. Sie ist weiter, aus demselben Gesichtspunkt geseh
die äußerste Sensibilität des Verstandes, die nuancirte Schärfe der Sinne, die Mischun
von Humor und Obscönität („Gauloiserie"), die Ironie und das skeptische Läche
zu einem Funken im Blick subtilisirt. Sie ist, negativ gesprochen: der Mangel a
Tiefe und Innerlichkeit des Gemüths, die Abwesenheit von Seelenwärme, von Un
bewußtheit, von Träumerei, von zukunftsträchtiger Mystik und intuitivem Sehvermög

Maupassant ist der Novellist in der gegenwärtigen Litteratur. Als Roman
schriftsteller ist er Einer unter den Vielen und Einer von zweitem Rang; als N
vellist ist er der Einzige, der Unübertreffliche. Die unvergleichlich anmuthige Schmie
samkeit, mit der der Stoff sich unter seiner Hand formt, läßt sich nur mit der zähe
köstlichen Geschmeidigkeit vergleichen, mit der der Thon läuft, sich rundet und w
unter den Fingern der Arbeiter in der Porzellanfabrik von Sèvres.

Die neue Novellensammlung zeigte eine unverkennbare Aehnlichkeit mit ihren älter
Geschwistern, aber daneben auch etwas von jener Abschwächung, in der sich verdünnte
Blut verräth. Jetzt, nachdem die Eindrücke einige Wochen lang durch das Sieb d
Zeit gegangen sind, erweisen sich drei der Novellen als in meinem Gedächtniß woh
haft geworden. Die eine, die erste und größte des Buchs, die der Sammlung de
Titel gegeben, handelte von der raffinirt grausamen Rache einer Frau an ihrem Mann
weil er ihre Schönheit unnütz dadurch gemacht, daß er während eines neunjährige
ehelichen Zusammenlebens sie gewissenhaft zu fast ebenso vielen Wochenbetten an
gehalten. Das Motiv selbst war etwas gesucht, halb konstruirt in seiner pikante
Sonderbarkeit, und in der psychologischen Architektur war die gallische Klarheit un
Einfachheit dazu entartet, daß man nicht viel Anderes, als die geometrisch regelrecht
Musterzeichnung des Baumeisters sah. In der anderen Novelle, deren ich mich e
innere, hatte sich die Gauloiserie in's Burleske vulgarisirt: ein Mädchen ist untröstlich
ein todtes Kind geboren zu haben, und findet Ruhe für ihre wunde Seele dadurch

daß die fünf männlichen Individuen, die alle mit gleichem Recht Anspruch an die Vaterschaft erheben können, ihr das feierliche, gemeinsame Versprechen geben, daß sie es alle Fünf als ihre Pflicht betrachteten, jeder nach seinem geringen Vermögen, ihr zu einem zweiten kleinen Gottesengel zu verhelfen. Die dritte schließlich handelt davon, wie ein Möblement in einer Mitternachtsstunde vor den Augen des Eigners höchst wunderlich aus den Räumen des Hauses seinen Weg hinaus in die Nacht tanzt, — ein Ausflug auf ein Dichtungsgebiet, wo Maupassant am allerwenigsten zu Hause ist, nämlich auf das Edgar Poe's.

„Notre Coeur“ bezeichnet das absolut niedrigste Stadium in der langsam sinkenden Serie von Maupassants Romanen. Sein Erstlingsroman: „Une Vie“ wirkte durch die Art seiner Komposition als ein ergreifendes Symbol dieses Lebens, in dem das eine Geschlecht anfängt, wo das andere aufgehört, um dieselbe sinnlose, traurige Geschichte zu wiederholen, deren Inhalt Hefe, deren Verlauf Leiden, deren Resultat das Nichts ist. „Bel-Ami“, der Roman von dem Sieg der rohen Kraft über alle anderen Lebensmächte im pariser Fin-de-siècle-Milieu wirkt auf die gleiche Art und durch die gleichen Mittel; die Kapitel legten sich über einander wie Treppenstufen, auf denen der Leser schließlich das Schlußtableau erreicht, in dem derselbe Bel-Ami, der in der Einleitung nicht Geld genug hatte, um ein Glas Bock zu bezahlen, mit allen Vollkommenheiten des Reichthums, der Macht und der Liebe gekrönt wird, nachdem er durch alle Zwischenkapitel die Herzen Anderer und die eigene Ehre unter seine Füße getreten. Seitdem geht es allmählig abwärts; durch „Mont-Oriol“, „Pierre-Jean“ bis zu „Notre Coeur“, einem Buch über ein Weib, das nicht lieben kann, einer Schilderung, farbenbleich, wie ein Bild von Puvis de Chavannes, einem Portrait, flach, wie bemaltes Papier, einer geistvollen Causerie über das interessanteste aller Zeitphänomene: das Weib, das die Kultur seelisch geschlechtslos gemacht, statt einer physiologischen Schilderung dieses Vorgangs.

Von J. K. Huysmans hatte ich bei: „A Rebours“ Abschied genommen. Es zeigte sich jetzt, nachdem ich seine spätere Produktion kennen gelernt, daß jenes erwähnte Buch das kostbare Kronjuwel war, für das alle seine anderen Werke nur als Einfassung dienten.

Huysmans hatte seine Schriftstellerlaufbahn mit einer Novelle „A vau l'eau“ begonnen, die buchstäblich nichts weiter schilderte, als die fruchtlosen Versuche eines ältlichen Junggesellen, auf Streifzügen durch alle Pariser Restaurants einen leidlichen Mittagstisch für sich ausfindig zu machen, die aber in diesem grotesk simplificirten Lebenskonflikt bedeutend mehr echten, bittern Lebensüberdruß enthielt, als viele dicke Gedichtsammlungen moderner Weltschmerzpoeten. Darauf folgte: „Les soeurs Vatard“, eine Schilderung aus dem Pariser Fabrikleben in Zola'schem Genre mit zwei jungen Arbeiterinnen als Vordergrundsfiguren. Das Leitmotiv in diesem Roman wie in dem folgenden „En Ménage“, der Geschichte von den eitlen Versuchen zweier junger Künstler sich ein erträgliches Verhältniß mit einem Mitglied des anderen Geschlechts zu schaffen, lautet ungefähr folgendermaßen: Poesie des Geschlechtslebens und Glück mit einem Weibe — Unsinn!

Auf „A Rebours“ folgen zwei Bücher: „En Rade“ und „Un Dilemme“. Das erstere wirkt wie ein wahres Höllenkonzert von zwei verschiedenen, gleichzeitig gespielten Melodien. Das Buch ist so komponirt, daß auf ein Kapitel von der plattesten, krassesten Alltäglichkeit immer ein Kapitel von der grandiosesten Phantasie folgt und umgekehrt. Der Dichter springt z. B. ohne Uebergang von der detaillirten Schilderung der Geburt eines Kalbes in die seltsamsten Luftspiegelungen von Dichterträumen über. Ich weiß nichts, was so unbarmherzig und genial die Nichtigkeit des objektiven Naturalismus entblößt, wie dieser Roman. Das Thema selbst ist ganz Nebensache: der gezwungene Aufenthalt eines ruinirten Pariser Haushalt in einem ländlichen Winkel. „Un Dilemme“ zeigt, wie ein gewöhnliches Indignations-

thema der skandinavischen Emancipationsschriftstellerinnen von einen Mann behandelt werden kann, der seinen salzigen Haß gegen die menschliche Stupidität und Gemeinheit künstlerisch zu gestalten versteht.

Als der große strahlende Hauptstern in diesem Sternbild steht „A Rebours" da, kein Roman im gewöhnlichen Sinne, eher ein psycho-physiologisches Experiment, eine Serie Schilderungen von Sinnen-, Gefühls- und Gedankenabnormitäten. Der Held ist das fleischgewordene fin de Siècle, die wahre Incarnation der Decadence. Der wirklichen Welt in sich und um sich müde, der monotonen Naturschauspiele müde, der banalen Menschentypen dieses Geld- und Militärzeitalters, der Idylle, wie der Schweinerei müde, zieht er sich in ein ganz künstliches Leben zurück. Er umgiebt sich mit Pflanzen, die Fleisch, Thierglieder und menschliche Organe nachahmen, er spielt Musikstücke, indem er ganze Reihen Liqueure über seine Zunge gleiten läßt; ein vollkommenes Produkt von Eisenguß ist in seinen Augen schöner, als irgend ein Weib. Seine Sinne sind zu subtilisirt, seine Phantasie ist zu raffinirt, um sich an der Wirklichkeit in ihrer Rohform genügen zu lassen, sein verfeinerter, wähliger Organismus hat sich von aller Verbindung mit der erdgebundenen, langsamen Entwickelung losgemacht. Das Buch ist der Niederschlag einer physiologischen Mystik in dichterischer Form.

Huysmans ist der größte Pessimist unter den modernen französischen Dichtern. Sein Pessimismus ist nicht weinerlich und pathetisch salbungsvoll, wie der Bourget's, er ist ein ranziges, von Ekel, Haß und Verachtung erfülltes Lachen; er ist Pessimist wie ein Mann, Bourget wie ein Weib. Weiter ist Huysmans ein Kunst-„Rasender", er verfällt in Krämpfe, er wird zum Besessenen unter der ruhelosen Arbeit des Kunstbestrebens; er macht den Eindruck — um Hennequin zu citiren — daß sein ganzer Organismus mit allen seinen Fähigkeiten zum Auge geworden, ein Auge, das mehr Farben sieht, als andere Sterbliche, und alle diese Farben intensiver. Er ist schließlich ein robuster Flamländer, dessen brutale Kraft ihn zu dem ehrlichsten und unbestechlichsten, aber auch zu dem unpopulärsten unter den Pariser Schriftstellern macht. Darum ist er auch der einzige, der noch eine Zukunft hat. Sein letztes Buch „Certains" ist das stolzeste Werk, das die französische Litteratur seit vielen Jahren hervorgebracht, — geniale, kunstkritische Skizzen über moderne Maler, die nie ausgestellt haben, oder deren Namen man nie gehört hat. —

Paul Bourget war der am höchsten Gestellte unter den Dreien; er scheint auch am tiefsten fallen zu wollen. Seine historische Bedeutung freilich wird unverändert bleiben. Er hat in „Cruelle Enigme" einen jener Griffe in die Physis der Frauennatur gethan, durch die er als Wegweiser für die Zukunftslitteratur dasteht. Er hat in „Un crime d'amour" den männlichen fin de Siècle-Typus in vollkommener und unübertrefflicher Weise veranschaulicht und erklärt — den Mann, der bis auf den letzten Wurzelfaden seinen unbewußten Gefühlsfond verloren hat und der deshalb nicht leben und nicht lieben kann. Er hat durch die Verschmelzung von Wissenschaft und Kunst, die er in ideellerer Form als irgend ein Anderer bewerkstelligt, den physiologischen Zweig der Litteratur, die kommen wird, vorgezeichnet. Aber seine Flügel waren zu conventionell beschnitten, um ihn auf dem Sonnenflug zu tragen, den er zu versprechen schien. Er hatte die augenblickliche Krise der Menschheit tief aufgefaßt und distinct formulirt als Kampf zwischen Nationalismus und Mystik, zwischen Wissen und unbefriedigter Sehnsucht; aber da er die Brücke nicht finden konnte, die von dem naturwissenschaftlichen Materialismus zu der auf dem Darwinismus ruhenden wissenschaftlichen Mystik hinüberführt, — was ja nichts anderes sagen will, als daß die Grenzen unseres Wissens sich im selben Grade hinausrücken lassen, wie der menschliche Organismus sich differenzirt, und daß dies Gebiet, das heutzutage bloß von der Ahnung, vom Glauben, von der Intuition umspannt werden kann und deshalb wie in Nacht gehüllt erscheint, morgen schon von der Wissenschaft besetzt werden dürfte —

so kehrte er um, eingeschüchtert von dieser Bankerotterklärung der Natur gegenüber den Bedürfnissen und Forderungen der Sinne, des Gefühls und der Intelligenz des modernen Menschen.

In „Le disciple“ machte er sich zum Prädikanten gegen die Wissenschaft, deren nächstes gutes Stadium er über ihren augenblicklichen gefährlichen Konsequenzen vergaß, und warf sich in die Arme der katholischen Geistlichkeit (wie er übrigens schon im Schlußkapitel von „Mensonges“ gethan) und auf den sterilsten und reaktionärsten aller Standpunkte, den der Bourgeoisie, hinüber, wo es gegolten hätte, sich einen Weg durch den Berg zu einer neuen Moral und dadurch zu einer neuen Lebenskraft zu sprengen, wie Nietzsche gethan. Und in seinem letzten eben erschienenen Buch, das den sentimentalen Titel trägt: „Un coeur de femme“ hat er der Schooshundneigung, die übrigens immer in ihm schlummerte, vollkommen nachgegeben und sich gänzlich unter Eva's Rockfalten verkrochen. Ueber dieses Buch ist nichts weiter zu sagen, als daß Bourget mit ihm die Aufgabe erfüllt hat, die sonst seinen Nachfolgern, etwa Herrn Rod, vorbehalten geblieben wäre: nämlich sich selbst zu parodiren.

Max Liebermann.

Mit Carstens wachte, vor hundert Jahren, die deutsche Kunst aus langem Schlafe wieder auf.

Die Epoche, welche Carstens eröffnet, machte Front gegen gedankenlose Routiniers und suchte der Malerei neues Leben vorzuführen, an der Hand der guten Muster der Antike und Renaissance. Cornelius, der Letzte und Größte dieser Zeit, beschließt sie; Alles, was nach ihm folgt und in denselben Bahnen beharrt, ist Epigonenthum bis in die Fingerspitzen.

Carstens glaubte, daß die Kunst vor ihm in den letzten Zügen liege, und auch unsere Neuen glauben, daß die Kunst der letzten Generation im Sterben ist. Das ist ihr gemeinsamer Boden, die Reaktion gegen eine zur Schablone herabgesunkene Kunst. Während aber die Cornelianische Epoche im Sande verlaufen mußte, weil sie nicht ursprünglich war, weil sie ihr Leben aus zweiter Hand nahm und nur trachtete, sich einen Stil aus anderen Stilen zu formen, hat die neue Kunst unser ganzes Vertrauen, weil sie nicht die Antike, noch die Renaissance auferstehen lassen will, sondern, wie jede echte Kunst, Spiegel und Chronik ihres eigenen Zeitalters ist. In ihrer Ursprünglichkeit liegt die unendliche Entwickelungsfähigkeit der modernen Kunst.

Den michelangelesken Styl, in dem Cornelius arbeitete, gaben seine Schüler in verwässerter Auflage wieder und verfielen in einen leeren Schematismus, in welchem die deutsche Kunst zu versumpfen schien. Damals hatte der Zug nach Italien bereits nachgelassen, die Fruchtlosigkeit des Studiums der Alten ließ eine Ernüchterung folgen, die ohne Gleichen in der Kunstgeschichte dasteht. Wie Märchen muthet es uns an, wenn brave, ehrliche Leute erzählen, wie ihnen bei der Betrachtung der ersten Proben französischer Kunst zu Muthe wurde. Eine Revolution trat ein, welche die deutsche Kunst von Grund aus umwandelte. Rom wurde mit Paris vertauscht, es galt dort in die Schule zu gehen; man arbeitete in den Ateliers von Gleyse, Ingres, Coutures. Zunächst wird das technische Können erweitert, und aus Kaulbach wird Piloty, der Typus des Meisters des Geschichtsbildes. Später aber lernt man Courbet, Manet

kennen, die Schule der paysage intime, und Millet. Piloty wird überwunden und Liebermann, der Führer der Naturalisten, tritt an seine Stelle.

Es könnte scheinen, als ob dieser Platz Menzel gebühre, aber er ebenso wenig wie sein Antipode Böcklin haben dauernd ihre Zeit beeinflußt, sie haben wohl in ihr Wurzel geschlagen, sind aber querköpfige Genies geblieben, die ganz auf sich selbst gestellt, nicht rechts und nicht links sahen. Man kann Menzel und Böcklin aus der Geschichte streichen und man wird trotzdem ein klares Bild — obwohl sehr grau und unter sternenlosem Himmel — der aufsteigenden Bewegung der deutschen Kunst gewinnen. Sie stehen abseits, ich möchte sagen über ihrer Zeit, der eine mit seiner Ironie und überlegenem Verstande, der andere mit großem, klarem Weltauge die Dinge betrachtend.

Und sind Schüler Böcklin's ohne die heilloseste Verwirrung überhaupt nicht zu denken, so hat andererseits Menzel wohl Talente nach sich gezogen, aber sie sind entweder ohne nennenswerthe Bedeutung geblieben, oder, wie Liebermann und Skarbina, nur vorübergehend von ihm angeregt und so zu sagen auf den Naturalismus hin vorbereitet worden. Während aber bei Skarbina die Verehrung für Menzel Eindrücke hinterlassen hat, die wohl nie ganz verbleichen werden, hat sich Liebermann frühzeitig emancipirt und geht seit Jahren seinen eigenen Weg.

Max Liebermann wurde den 29. Juli 1849 zu Berlin geboren. Er verlebte hier seine Kindheit, besuchte das Gymnasium und ließ sich auf den Wunsch seines Vaters, der nicht wollte, daß er Maler würde, in die philosophische Fakultät der Universität einschreiben. Nebenbei (oder vielleicht besuchte er das Colleg nur nebenbei) zeichnete und malte er bei Steffek und war nach ein und einem halben Jahr so weit vorgeschritten, daß er an des Meisters großem Bilde „Sadowa" mitarbeiten durfte. Er malte Säbel, Gewehre, Uniformen, selbst Hände zur vollen Zufriedenheit seines Lehrers. Nichtsdestoweniger aber war Liebermann von der Unzulänglichkeit seiner Studien so durchdrungen, daß er 1869 die Kunstschule in Weimar bezog und in der Gypsklasse unter Thumann zu studiren anfing. Hierauf wurde er Schüler von Pauwels, besuchte dessen Malschule vier Jahre lang, fing Bilder in des Meisters Manier an, ohne jedoch Eines zu Stande zu bringen, und stellte 1873 sein erstes Gemälde „Die Gänserupferinnen" aus.

Weimar war damals die Hochburg des Klassizismus. Noch stand Genelli in aller Angedenken. Preller aber lebte, und um ihn schaarten sich die nach klassischer Gracie und antiker Formenschönheit strebenden Genossen. Es ist erklärlich, daß auf diesem geweihten Boden Gänserupferinnen etwas plebejisch wirken mußten und daß sie dem, der die Verwegenheit hatte, weder Götter noch Heroen zu malen, sondern ein Stück simplen, alltäglichen Lebens, viel lärmenden Zuruf, doch nicht allzu viel Verständniß eintrugen. Hier entstanden noch zwei Bilder, „Die Waise" und „Gemüseeinmacherinnen."

Gegen Ende des Jahres 1873 ging Liebermann nach Paris, wo er sich zuerst von Munkacsy sehr angezogen fühlte. Bald aber befreit er sich von diesem Einfluß, er lernt Werke von Troyon, Daubigny, Corot kennen und giebt sich ihnen völlig hin.

Den Sommer 1874 brachte er in Barbizon im Walde von Fontainebleau zu, wo er Millet, der im folgenden Jahre starb, noch sah.

Was für Klinger Böcklin ist: das bewunderte Vorbild, zu dem er aufblickt, ohne doch seine eigene Persönlichkeit preiszugeben, das ist für Liebermann Millet, sein großes und bewundertes Ideal. Hier unter diesem Einfluß entstanden „Die Arbeiter in einem Rübenfelde", und mit diesem Bilde beginnt eine energische Wendung in Liebermann's Kunstanschauung.

Während seine Arbeiten aus der weimaraner Zeit, ohne den Charakter des damals in Deutschland üblichen Genres zu tragen, doch zahm wirkten und noch nicht jene Einfachheit besaßen, welche die Schule der paysage intime erstrebte, klärte sich und verfeinerte sich nun sein Geschmack, und er, als der Erste, streifte das kleinliche Genre und alle überkommenen Conventionen ab und versuchte in künstlerisches Neuland einzudringen.

Nicht weltgeschichtliche Ereignisse, nicht griechische und römische Mythologie geben die Stoffe für die Kunst, die mit Liebermann anhob, sondern die Natur und das Leben, das in seinen einfachsten Aeußerungen so elementar, so historisch ist, wie die Ermordung irgend eines Cäsars. Und hier setzt Liebermann ein, er malt das Volk in allen Bethätigungen, bei seiner Werkeltagsarbeit, bei den einfachsten Verrichtungen. Conserven-Einmacherinnen, Schusterwerkstätten, Spinnerinnen, Wäscherinnen, Hospital-Insassen; alte Männer und Frauen, im greisenhaft beschaulichen Nichtsthun; das Leben der Fischer am Meere, Frauen, die Netze flicken, auf ebener, kahler Erde unter dem feuchten Himmel der holländischen Küsten; Kleinkinderschulen, Hospitalgärten, Biergärten, Licht, Luft, Landschaften — das alles malt er in wenigen Strichen: bloß die Impression, ohne Eingehen auf's Detail. Mit eigenen Augen gesehen, einfach in den Mitteln, ohne mit Geschicklichkeit zu prahlen, ganz Wahrheit. Und er wirkt immer frisch, packt die Natur in einer Stimmung, daß sie aus seinen Bildern zu uns spricht, unmittelbar, ohne Abzug.

Ueber Holland, wo er in Harlem nach den Franz Hals'schen Bildern copirte und in dem Waisenhause Studien zu der Kleinkinderschule machte, kehrte Liebermann nach Berlin zurück; 1878 ging er nach München. Hier entstand sein „zwölfjähriger Christus im Tempel", das einzige religiöse Bild, welches Liebermann gemalt hat. Es erregte, beim ersten Erscheinen, einen heftigen Kampf für und wider, welcher Freund wie Feind zu einer ordentlichen Werthschätzung nicht kommen ließ. Das Bild, obwohl sicherlich keine Kunstleistung ersten Ranges, hat doch den Anstoß zur modernen religiösen Malerei gegeben, und seine Wirkungen laufen nach vielen Richtungen aus. Es ist charakteristisch für die großen Neuerer, für die Pfadfinder, die alte Anschauungen verlassen, daß sie im Verlauf ihres Schaffens, plötzlich an einem Punkte in die Tradition zurückfallen und gegen sich selbst reaktionär werden. Flaubert schrieb nach „Madame Bovary" seinen historischen Roman „Salammbô", und Alle, die einen Uebergang repräsentiren, haben ihr Salammbô.

Während der „Christus im Tempel" mit Hohn und Spott verfolgt wurde, besann sich Liebermann auf sich selbst, und eine neue schaffensreiche Periode begann für ihn. Noch in demselben Jahre malte er die „Kleinkinderschule in Amsterdam" und „Holländische Conservenmacherinnen", 1881 das „Altmännerhaus", das er auf den Pariser Salon schickte und das durch eine Auszeichnung geehrt wurde. Und nun entstanden rasch hintereinander „die Schusterwerkstätte", „Hof des Waisenhauses in Amsterdam", „die Bleiche" und „Bierconcert in München". Inzwischen begann sich sein Ruf zu festigen, er wurde zum Mitglied des „Cercle des XV" ernannt, an dessen Spitze Bastien Lepage und Alfred Stevens standen, und stellte jährlich in der Salle Petit aus. Im Jahr 1884 siedelte Liebermann nach Berlin über, wo er seitdem geblieben ist. Er verheirathete sich, lebt in sehr glücklichen Verhältnissen und schafft nun Jahr um Jahr in freier Muße seine Bilder. Die „Spinnerinnen" und „Netzeflickerinnen" und viele andere entstanden in dieser Zeit. Alljährlich während der Sommermonate geht er in ein kleines holländisches Dorf in der Nähe Hilversums.

Holland mit seinen Bewohnern ist das Ideal der naturalistischen Schule. Ihre Gebräuche, Sitten und Trachten reizen sie und hier empfangen sie ihre Anregungen. Liebermann war der erste, der Holland für die Malerei entdeckte, Uhde, Höcker, Claus Meyer und Firle folgten ihm, und was im Anfang originell wirkte, fängt jetzt schon an, langweilig zu werden. Aber nicht blos insofern durch ihn die holländischen Ziegelböden

und Rohrstühle für die Malerei gangbar wurden, war er der Voranschreitende, auch in den eigentlich künstlerischen Problemen wurden seine Anschauungen die maßgebenden für eine ganze Schule. Seit früher Zeit hat Liebermann das Prinzip, seine Bilder vor der Natur zu malen oder sie wenigstens vor der Natur zu beginnen. Nicht mit vorgefaßten Meinungen, nicht mit einer fertigen Idee geht er an die Wirklichkeit heran, er will nicht die Dinge modelliren nach subjektivem Belieben, sondern pietätvoll, wie ein Schüler vor seinen Meister, tritt er vor sie hin. Er wartet, bis sie ihn ansprechen, und Alles, was dann in ihm zu tönen beginnt, sucht er zu fassen, nicht zu formen. Ihm ist die Natur nicht Material, um seine Ideen auszudrücken, sie ist die große, ewige unveränderliche Idee selbst, die Nährmutter und das Urleben aller Dinge. In ihr zu verschwinden gilt es; in ihr aufzugehen, Eins zu werden mit ihr, daß ein Bild entstehe ihres geheimsten Wesens, daß der Pulsschlag fühlbar werde, der uns das Leben dieses Räthselvollen, Unlösbaren künde.

Böcklin, Menzel, Liebermann — ein jeder dieser anders gearteten Künstler wird auch in der Entwickelungsgeschichte der Malerei anders dastehen. Böcklin und Menzel sind Genies, die auf sich selbst und durch sich selbst groß geworden, sich individualistisch entwickelt haben, und außerhalb der Reihe stehen. Ihr Schaffen war berechnet auf große Zeiträume, sie waren nie bescheiden genug, um nicht für die Unsterblichkeit zu arbeiten, ihre Werke werden Dauer haben und noch neu wirken, auch wenn über die naturalistischen Bestrebungen der Gegenwart die Zeit wird hinweggegangen sein und eine neue Kunstanschauung zur Geltung gekommen sein wird. Und dann wird man Liebermann's culturhistorische Bedeutung erst recht erkennen, man wird sich erinnern, daß er der Erste war, der zurückgriff auf die Natur, und der den Weg wies, auf dem der Kunst neues Leben zuzuführen sei; man wird empfinden, daß er die Brücke schlug von der altersschwachen Kunst des Klassizismus zur Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts und der Begründer einer Schule wurde, welche die Hoffnungen der Vorangeschrittenen ihrer Zeit bildete. Erst dann, wenn die Sterne, die wir am Himmel träumen, auf die Erde herabgefallen sein werden und die wirklichkeitsfrohe Kunst des kommenden Jahrhunderts auferstanden ist, wird die Bedeutung Liebermanns für die deutsche Kunstgeschichte mit voller Sicherheit erkannt werden.

Robert Richter.

Künstlerische Sendungen.

Bei Gelegenheit der Meininger.

In den zahlreichen Nekrologen, welche den verscheidenden Meiningern in deutschen Zeitungen geschrieben wurden, ist dieses Eine als Todesursache übereinstimmend erkannt worden: die Ausbreitung des Meiningerthums von einer deutschen Bühne auf alle; und auf den Leichenstein schrieb man der Truppe des kunstfrohen Herzogs Georg: sie starb am Erfolge. Ihre künstlerische Sendung hatte sie erfüllt, darum schied sie aus dem großen deutschen Theaterleben aus, und aus den reisenden, von Stadt zu Stadt bis an das schwarze Meer ausschwärmenden Aposteln eines Kunstprinzips wurden wiederum die bescheidenen Hofschauspieler, im Städtchen und im Ländchen Sachsen-Meiningen.

Als in jenem Frühjahr 1874 die Meininger nach Berlin gezogen kamen und die Räume des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters von ihrem: Heil Cäsar! Cäsar Heil! zum ersten Male widerhallten, fanden sie die günstigste künstlerische Situation vor: nur ein ernsthaftes Theater in der Hauptstadt — und dieses eine das königliche Schauspielhaus, das in preußischer Nüchternheit

erstarrte und erfror. Wahrheit und farbige Echtheit, das Losungswort, das die Meininger brachten, waren an jenem Gensdarmenmarkt, den man auch Schillerplatz nannte, unbekannte Begriffe: hier herrschte die konventionelle Steifheit von innen und außen, in Geist und Bühnenkörper, und kein Hauch lebendiger Modernität hatte noch denjenigen Theil des Repertoirs getroffen, den man das klassische Drama hieß. Das war ein Präparat aus alten Zeiten vielmehr, das in ewig denselben Gleisen verblieb und festgefahren ward, ein kaltes, eckiges Etwas ohne Schwung und Glanz, das zwar mit königlich preußischer Regelmäßigkeit in wohlbemessenen Abständen vor den Leuten erschien, das aber als ein lebendig Fortwirkendes, Ewiges von Niemandem empfunden ward. Die Meininger kamen und brachten das wirksamste Ferment in diese büreaukratische Stagnation; sie zeigten, daß auch Shakespeare und Schiller unmittelbar fortreißender Wirkungen noch fähig waren, und aus den Uebertreibungen selbst ihrer lärmenden Inscenirungskunst floß eine Fülle theatralischer Anregungen. Ein Streiten erhob sich, hie Hülsen! hie Georg von Meiningen! scholl es durch die Lüfte, und je stärker der Eindruck auf das unbefangene Publikum war, desto lauter ward der Meinungskampf zwischen den befangenen, im Alten festgebannten Kritikern von Amt und den frisch empfindenden Jüngeren.

Heute ist dieser Streit vollkommen überwunden; und man erkennt das Zuviel, das den Leistungen der reisenden Gesellschaft anhaftete, ebenso sicher, wie den breiten, unwiderstehlichen Einfluß, den sie auf das Bühnenleben der letzten fünfzehn Jahre gehabt haben. Die alten Ausstattungen, nachdem Meiningen gesprochen, waren nicht mehr: das ist eine historische Thatsache, die jeder Theaterkassirer bestätigen kann. Eine Neugestaltung des ganzen klassischen Repertoirs ist die Folge gewesen; ein Aufleben nicht nur der Shakespeare und Schiller, auch der Kleist und Grillparzer zu weiter Wirkung. Die beiden Rivalen des Berliner Hoftheaters im klassischen Drama, das Deutsche Theater, das das Meininger Vorbild maßvoll erneute und es mit Resultaten der Wiener Schule fein kombinirte, und das Berliner Theater, das das Meiningerthum zu überbieten strebte in bunter Aeußerlichkeit — beide sind sie ohne das Vorgehen des Herzogs Georg nicht zu denken; und auch bis tief in das moderne Schauspiel hinein, bei uns in Berlin, auch bis in die Inscenirungen der deutschen und außerdeutschen Bühnen hier und dort und überall, reicht die Wirkung jenes ersten, oft wiederholten Feldzugs der Meininger. Sie haben auf der ganzen Linie gesiegt; darum starben sie auch diesen ehrenvollen Tod.

An einem prägnanten Beispiel zeichnet sich so das Wesen künstlerischer Missionen ab; und auch für uns, die wir in einem verwandten, doch weiter greifendem und höher zielendem Kampfe stehen, ergiebt sich gute Lehre. Die Wahrheit, die auf einem beschränkten Gebiete des Theaterlebens Herzog Georg so tapfer erstritt, — die Freie Bühne fordert sie für die gesammte dramatische Kunst; und so mag denn das nämliche Spiel von Widerspruch und Erfolg, von immer gesteigerter Wirkung und zuletzt von siegreichem Verscheiden auch hier gespielt werden. Schon läßt sich an einem, an dem bedeutendsten Objekt des Kampfes die gleiche Entwicklung wahrnehmen: der Streit um Ibsen, vor wenig Jahren so heftig geführt, will verstummen, und unwirsch bedeutet man diejenigen, die ihn zu Gunsten des Dichters einst begonnen haben, daß sie höchst überflüssige Propaganda für eine längst entschiedene Sache machen. Es ist immer der gleiche Verlauf, derselbe erbauliche Kreislauf jetzt und stets: zuerst wird das Neue angefochten, und seine Vertheidiger bewirft man skrupellos mit jeglichem Geschoß, das sich grade darbietet; dann, wider den Willen und hinter dem Rücken der privilegirten Kunstpächter, setzt jenes Neue sich dennoch durch, und nun „will es Keiner gewesen sein": das haben wir schon lange gewußt, daß das Große das Große ist, rufen sie, und verstecken ihr schlechtes Gewissen hinter Angriffen auf die „Entdecker." So, schiebend geschoben, peroriren sie, wie unser Freund, der „Courier," über jene „Apostel die sich für die Entdecker Ibsens halten und die ihre Fahne über seinen Werken hissen, weil sie zu jung sind, um zu wissen, daß wir Andern schon um die Mitte der siebziger Jahre auf diesen Norweger hinwiesen und auf das, was die Welt-Litteratur von ihm zu erwarten hat." O du prophetisches Gemüth! Schon um die Mitte der siebziger Jahre, als noch keines der modernen Ibsen'schen Stücke auf der deutschen Bühne erschienen war, als Ibsen selbst den Weg nur in Umrissen vor sich sah, den sein Fuß schreiten sollte, und als zwei historische Dramen allein, kraftvoll doch konventionell, den Dichter bei uns vertraten — schon damals wußte es Herr Isidor Landau ganz genau, was die Welt-

Litteratur von Ibsen zu erwarten hat; „wir andern" aber, die wir uns zwar niemals als Entdecker Ibsens aufgespielt haben, doch die wir seiner Kunst eine hingebende Bewunderung entgegenbringen, — für uns fing erst mit „Nora" der echte, der moderne Ibsen an, und für ihn haben wir gestritten, bis selbst dem Börsen-Courier ein Lichtlein aufging; nun aber können wir beruhigt schlafen gehen.

Und darum ist vielleicht der Traum nicht zu kühn: daß eines Tages, wie die künstlerische Sendung der Meininger und der „Ibsen-Apostel", auch die Sendung der Freien Bühne erfüllt sein wird; und daß wir vielleicht dann im Blättchen lesen: was wollen denn diese Leute von der Freien Bühne eigentlich, die eine höchst überflüssige Propaganda für eine längst entschiedene Sache machen; glauben sie vielleicht, daß *sie* Hauptmann entdeckt haben? Und an diesem Tage werden wir auch die Freie Bühne lächelnd zu Grabe tragen können und abermals beruhigt schlafen gehen; und auf ihren Leichenstein werden auch wir dann die Worte setzen: sie starb am Erfolge.

Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

Tolstoi bei den Spiritisten. In Tolstois Weltanschauung, Tolstois Ethik lagert sich Schicht auf Schicht und immer gewaltiger wächst der Bau empor, als solle er endlich alle moralische Größe der Menschheit in sich beschließen, ein vollkommenes, organisch gegliedertes Muster aller ihrer Formationen. Nur eins findet keinen Platz: die haltlose Verworrenheit. Der Mann, der das Urchristenthum mit den geistigen und körperlichen Brodfragen der Gegenwart verknüpft, hat doch keinerlei Berührungspunkte mit dem Spiritismus, weder dem alten noch dem allerjüngsten. Aber die Spiritisten verfehlen deshalb nicht, sich eifrig mit ihm zu beschäftigen. Und eine lehrreiche Probe liegt vor in dem aus dem Sphinx-Kreise kommenden Schriftchen „Leo Tolstoi und sein unkirchliches Christenthum von Rafael von Köber, herausgegeben mit einer Nachschrift: *Die Flucht aus dem brennenden Cirkus* von Hübbe-Schleiden (Braunschweig, Schwetschke). Nicht die kurze Studie über Tolstois Christenthum ist das eigentlich köstliche des Büchleins, sondern die Nachschrift. Der Titel ist gewiß sensationell genug. Er knüpft an eines der prachtvollen Gleichnisse Tolstois an, im Text aber wird eingehend nachgewiesen, daß Tolstoi von der wahren Erlösung der Menschheit nur verzweifelt schwache, kindliche Begriffe besitze. Tolstoi predige die Erlösung *in* der Welt, es bedürfe aber der Erlösung *aus* der Welt. Tolstoi habe sehr bedauerlicher Weise vergessen, daß „unsere Persönlichkeit nicht unmittelbar aus dem All-Leben entsprungen" sei und „auch nicht nach dem Tode unmittelbar in dasselbe aufgehen werde." „Die unmittelbare Wurzel unserer Persönlichkeit (unseres Individuums)", heißt es weiter, „ist vielmehr unsere Individualität, die dynamische Wesenheit, welche den kosmischen Entwickelungsprozeß von dem „Atom" bis zu dem „All" durchläuft und dazu sich, beständig wachsend und sich steigernd, in unzähligen Gestaltungen und auch zuletzt in menschlichen Persönlichkeiten verkörpert. Diese unsere Individualität ist es auch, die uns eine individuelle, über die persönliche hinausgehende Unsterblichkeit sichert; und dieses Mittelglied zwischen unserer Persönlichkeit und der „Vernunft des All-Lebens," die Einzelwesenschaft, ist das Geheimniß der Differenziation und Individuation, das Grundprinzip, auf dem sich der Welt-Organismus aufbaut." Wie leicht hätte es Tolstoi haben können, hätte er sich bloß vor Beginn seiner ethischen Studien einmal aus der „Sphinx" gründlich über das Wesen der menschlichen Natur aufklären wollen! Etwas Oberflächlicheres und Werthloseres als Hübbe-Schleidens Polemik ist wohl über Tolstoi kaum noch geschrieben worden. Es ist aber höchst nützlich, unsere Spiritisten einmal auf Streifzügen außerhalb ihres engsten Gebietes zu beobachten. Mit der Logik und der ethischen Bildung, die sich hier verräth, will man eine neue Weltanschauung begründen, die unsere naturwissenschaftliche

Auffassung umstoßen soll! Ich wünsche dem Buche die denkbar weiteste Verbreitung, wie überhaupt allen mit dem Spiritismus zusammenhängenden Erzeugnissen: in dem ungeheuren Wirrwar, in das sich dann Jeder bei der Lektüre verstrickt sieht, wird er bald genug von selbst die richtige Werthschätzung für das Ganze erkennen lernen. Die „Flucht aus dem brennenden Cirkus," die Hübbe-Schleiden und seinen Freunden Noth thut, ist die Flucht aus der eigenen hoffnungslosen Verworrenheit. Tolstoi aber sollen sie in Ruhe lassen, — wenn er so lösen wollte wie sie, wäre er schon in frühester Jugend mit allen Fragen fertig gewesen. **W. B.**

Das moderne Lustspiel. In einer kritischen Erörterung über Bauernfeld lese ich den klagenden und anklagenden Satz: „Wir sehen die ersten Keime eines modernen Trauerspiels, aber wir haben kein modernes deutsches Lustspiel." Die Selbstverständlichkeit, mit der hier die beiden Begriffe, Trauerspiel auf der einen Seite, Lustspiel auf der anderen Seite, gegen einander abgewogen werden, reizt mich zum Widerspruch: keine Ahnung scheint jener ästhetischen Unschuld aufzugehen, daß nur willkürliche, nicht nothwendige Formen durch die landläufigen Marken: Trauerspiel, Lustspiel bezeichnet werden; und daß gerade die moderne Entwicklung darauf hinzudrängen scheint, sie aufzulösen und zu einem Neuen wiederum zu vereinigen. Das ließe sich aus der Sache selbst erschließen, auch wenn nicht der typische Repräsentant des neuen Dramas, Ibsen, es bekannt hätte: wie der Menschheit Tragödie und Komödie zugleich ihn am lebhaftesten anzieht. In der That, wie will man Werke von Shakespeare'scher Tiefe, den „Volksfeind", die „Wildente", in den Begriff der Tragödie und des Lustspiels einzwängen? Beides miteinander sind sie vielmehr — weil sie das Leben nicht durch die so oder so geschliffenen Gläser einer conventionellen Kunstbetrachtung anschauen, sondern es erfassen in seiner Breite und Weite: mit seinen ewigen und seinen zufälligen Formen, in seinen tragischen und seinen komischen Verkettungen zugleich. Die modernen Witzbolde mögen Lustspiele schreiben, die Rührbolde Schauspiele; aber Ibsen und Hauptmann schreiben Dramen.

Freie Liebe. Modernes Drama von Max Halbe (Guben, F. Krollmann, 1890). Dem herausfordernden Titel entspricht der Inhalt nicht: eine kleine Fabel bewegt sich mit leisen, schläfrigen Schritten unsicher nach vorwärts. Der Dichter Ernst Winter steht im Mittelpunkt, der zwischen zwei Frauen hin und her schwankt, und zuletzt mit der ihm in freier Liebe vereinten Luise nach jenem Amerika auszieht, das es besser hat. Ein Stück der halben, gebrochenen Töne, der Andeutungen und verhaltenen Empfindungen: „ein novellistisches Stück" würde die landläufige Kritik sagen. Sie auch würde die Intentionen des Verfassers verkennen, die ich zu schätzen weiß, ohne ihnen zuzustimmen: diesen Verzicht auf alle zusammengehaltene Wirkung, diese geflissentliche Dekomposition, die im Namen der Wahrheit jede Rücksicht auf die Bühne verleugnet. Ich brauche mich in diesen Blättern nicht gegen die Meinung zu wehren, als ob ich konventionellen Verfälschungen des Lebens das Wort redete; aber wer die Bühne, auch die freieste, gewinnen will, muß ihre Existenzbedingungen — ich sage nicht: ihre Gesetze — achten, oder er wird untergehen. Ob ich eine Statuette für den Schreibtisch oder eine Statue für den Dachsims bilde, das bleibt ewig zweierlei; auf den Standort des Beschauers muß ich Rücksicht nehmen — oder ich verfehle jeden Kunstzweck. Die unnatürlich hohe Scheidewand zwischen Erzählung und Drama, welche die Entwicklung der letzten Jahrzehnte errichtet hatte, mußte freilich fallen, und die Bühne mußte suchen, die entscheidenden Resultate der modernen Poesie sich zu gewinnen: das ist die Aufgabe unserer jüngsten Entwicklung gewesen; aber nun jeden Unterschied zwischen Bühne und Buch verwischen wollen, das ist graue Theorie so gut, wie ihr ästhetischer Widerpart, und nicht aus ihr kann das Heil kommen. Der Grundfehler des Halbe'schen Dramas liegt nach meiner Einsicht hier; und es ist schade um die gut beobachteten Einzelheiten und manchen feineren Zug des Lebens, daß jene schiefe Theorie und der Mangel an theatralischer Kenntniß sie um ihre Wirkung bringt. **O. B.**

Fromme Frechheit. Die „Freie Bühne“ unterzieht sich zuweilen der lohnenden Aufgabe, typisches Preßgelichter einem richtenden Publico vorzuführen. Bisher hat meist die „liberale“ Journalistik herhalten müssen. Es ist an der Zeit, auch der konservativen ein Plätzchen zu gönnen. In einer Besprechung von Ibsen's Volksfeind, deren Thäter sich als M. F. bezichtigt, schreibt der Reichsbote vom 19. August: „Dies echteste Ibsendrama, in dem der Verfasser selbst als Dr. Stockmann zu uns redet, ist für die Ibsenverehrer die reinste Quelle ihres Kunstevangeliums. Nicht wegen seiner positiven Vorzüge, die es mit tausend anderen Dramen uralter, alter und neuer Bühnenschriftsteller gemeinsam hat, sondern wegen seiner positiven Dummheiten, die dem Leser und Zuschauer fast aus jedem Auftritt gleich grinsenden Affen ins Gesicht springen. Das Charakteristische der modernsten „Dichter“schule ist ja gerade dies, daß sie den Muth hat, dumm zu sein; in diesem Muthe ist Ibsen ein wahrer Heros, daher seine Autorität. Die schöne Litteratur befindet sich in Deutschland fast ganz in den Händen von Menschen, die keinen bürgerlichen Beruf auszufüllen vermögen, weil es ihnen an dem nöthigen Verstande gebricht. Ihr Glück ist, daß alle klügeren Mitmenschen von ihren Berufspflichten zu sehr in Anspruch genommen sind, um für den Hexensabbath auf dem deutschen Parnaß, mehr als einen ganz oberflächlichen Blick übrig zu haben“ . . . So weit der fromme Herr. Eigentlich ist der Mann ja nur zu bemitleiden. Ein tragisches Mißgeschick für einen bissig veranlagten Köter, wenn er keine Zähne hat! Ibsen's Stiefel werden durch das impotente Verlangen besagten Köters nicht zu leiden und sein Münchener Schuhmacher wird nichts zu verdienen haben. Der letzte Passus aus der erwähnten M. F.-Kritik verdient aber doch wohl eine ernsthafte Beachtung als typisch für die Art, in welcher ein gewisses Christenthum die nationale Ehre hoch hält. Noch giebt es keinen Strafgesetzbuch-Paragraphen, der die Schändung deutschen Geisteslebens nach Gebühr ahndet; so bleibt also nichts anderes übrig, als gemeine Verhöhnungen der genießenden, künstlerisch strebenden Nation von Zeit zu Zeit ein wenig niedriger zu hängen . . . „Siehst du nicht die Seelen hängen wie schlaffe schmutzige Lumpen? — Und sie machen noch Zeitungen aus diesen Lumpen“ — also spricht Zarathustra.

K. E.



Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von Marie Herzfeld.

(4. Fortsetzung.)

Gegen den Frühling zu begann Jungfer Thorsen in's Haus zu kommen; sie hatte sich ein Delikatessengeschäft eingerichtet und behielt Zeit übrig. Jungfer Thorsen war einstens auf Fredheim Frau Holmsens Stubenmädchen gewesen; sie brachte also die alten Fredheimer Geschichten wieder auf's Tapet. Jungfer Thorsen benahm sich darin als eine wahre Autorität; war sie doch persönlich Holmsens Nachstellungen ausgesetzt gewesen.

„Ja, dieser Lump!“ wiederholte sie immerfort in ihrem harten Dialekt; „ist es nicht merkwürdig, daß solche Menschen auch existiren dürfen!“ — ihre R knarrten wie neue Stiefel, dünkte es Fanny.

Das Gespräch endete zumeist mit den Kindern. Und Mama sagte so häufig, wenn sie nur jene hätte retten können, so würde sie ihr verpfuschtes Leben nicht beklagen. „Und nun hätte ich die Kinder nach Hause nehmen können,“ erzählte sie. „Mein Bruder Nils, der Lehrer an der Handelsschule in Kristiania, bot mir seine Hülfe an; er kennt die Jungfer Aaberg ein wenig; aber wollen Sie mir glauben, daß diese Bestie sich frech weigert, die Kinder auszuliefern! Sie will ihnen Mutterstelle vertreten, sagt sie . . . und so lange der Vater damit zufrieden sei, hätte ich nichts zu reden. Gerade als ob ich eine Fremde wäre! — Natürlich steht er hinter ihr. O, wenn Gott ihm nur nicht einmal all das Böse heimzahlt, das er mir angethan!“ —

Nach und nach schien es aber, als geriethen die Kinder mehr in Vergessenheit. Lea begann Briefe nach Hause zu schreiben, und nach diesen Briefen war alles in Ordnung draußen auf Elmerud.

An einem strahlenden Morgen erwachte Fanny allein im großen Bett und nicht Mama, sondern die alte Kari trank dort beim Tische Kaffee.

„Na, bist Du endlich wach, Zwiebelschwanz?“ fragte die Alte.

„Für Dich bin ich kein Zwiebelschwanz,“ protestirte Fanny. „Wo ist Mama?“

„Mama ist fortgefahren.“

„Wohin ist sie denn gefahren?“

„Nun, erinnerst Du Dich denn nicht mehr, Struwelkopf; sie sollte ja auf's Land, zum Lehnsmann Berg und ein neues Kleid nähen!“

„Du lügst, Kari!“

„Ach, diese Kinder, wenn sie schon wieder alles vergessen hat! O ja, sie mußte zum Lehnsmann Berg und ein neues Kleid nähen!“

„Wo wohnt denn der Lehnsmann Berg?“

„O, so ein fünf, sechs Meilen von hier; was geht das Dich an? Jetzt aber auf und schauen wir, daß wir fertig werden!“

„Nein, Du sollst mir sagen, wann Mama heimkommt, hörst Du, — Kari, Haubenstock!“

„Nun, sie kommt, wenn das Kleid fertig ist, morgen oder übermorgen oder einen anderen Tag; kann Dir das nicht einerlei sein, wenn Du mich hast? — Du wirst nicht Noth leiden, Struwelpeter!“

„Reiste Mama den ganzen langen Weg allein, alte Kari?"

„Ich denke, es fuhr sie jemand."

„Wer fuhr sie, Du?"

„Das kann ich doch nicht wissen?"

„Warum reiste sie denn so früh ab?"

„Damit Du 'was zu fragen hast, kleine Hex' Du? Nun geschwind, Mütterchen, daß wir in die Kleider kommen!"

Jedoch Fanny wollte sich allein ankleiden. Sie ging und zögerte und zauderte bis spät in den Vormittag herum, fragte nach Mama und suchte nach ihren Sachen; was Alt-Kari ihr davon brachte, war niemals das richtige; denn sie vermochte es nicht anzuziehen. Kari probierte es schließlich mit Gewalt; allein Fanny war so stark, daß Alt-Kari nach einer Reihe von Versuchen es aufgeben mußte. Fanny kam an diesem Tage nicht in die Schule.

Mama blieb lange aus. Erst am vierten Tage gegen die Mittagsstunde kehrte sie sonnverbrannt und frisch wieder heim; sie trug einen neuen Sommerhut und einen eleganten Sonnenschirm, so daß Fanny sie kaum erkannte.

„O, wie schön Du bist Mama!" jubelte sie auf und lief ihr entgegen; Mama nahm sie in ihre Arme empor und küßte sie: „Ach, mein kleines Hühnchen, mein lieber Engel, Du, wie ist es Dir ergangen?"

Am nächsten Tage kam Solum. Es gab Freude und Herrlichkeit, gutes Essen und gute Laune; Mama und Onkel Solum waren ordentlich lustig. Sie redeten eine Menge Sachen, die Fanny nicht verstand; man sprach von einer Eisenbahn, einem Wasserfall, entzweigeschlagenen Flaschen, einem Hotel, von betrunkenen Handlungsreisenden, von einer Maschine, welche Thaler legte; so oft sie tranken, sagten sie: „accurat mein Branntwein!" Noch eine ganze Reihe anderer sonderbarer Redensarten hatten sie mitgebracht. Fanny konnte nicht auf den Zusammenhang kommen, und am ärgerlichsten war, daß sie ein paar Mal, mitten im besten Gespräch, mit Aufträgen in die Stadt gesendet wurde. Jedoch so viel glaubte sie zu verstehen, daß Mama und Onkel Solum eine Zeit lang auf dem Lande draußen beisammen gewesen sein mußten.

Nachdem Onkel Solum sich entfernt hatte, fragte sie: „Du, Mama, hat Lehnsmann Berg eine Maschine, welche Thaler legt?"

„Was . . . was schwätzest Du da?" fragte Mama verwirrt.

„Onkel Solum sagte, Ihr hättet eine Maschine gesehen, welche Thaler legte."

Mama faßte sich.

„Ah", versetzte sie, „das, was er von seiner Kongsberger Reise erzählt? Ja, dort giebt es eine Maschine, welche Thaler legt. Dort macht man nämlich das Geld, mußt Du wissen. Ich habe es nicht gesehen . . . nicht jetzt gesehen . . . früher einmal . . . ich war mit Deinem Papa droben . . . Du wirst auch einmal die Maschine sehen, Krauskopf, . . . sobald du groß wirst . . . wenn Du ein artiges Mädchen bist. So, und nun kleiden wir uns aus . . . Wie war's zu Hause, kleines Närrchen? Ist die alte Kari mit Dir gut gewesen? War Lundström da? Warst Du in der Schule?"

Sie gingen zu Bett; Fanny fand ihr gewohntes Plätzchen in Mama's Arm und seufzte vor Glückseligkeit. „Ach wie gut ist's, bei Dir liegen, Mama!" Sie lag eine Weile und plauderte, streichelte Mama die Wangen, liebkoste Nacken und Brust, kroch dicht, dicht heran an sie, bat sie, nie mehr von ihr wegzufahren, phantasirte von dem großen Schaukelstuhl, den Mama einmal bekommen sollte; plötzlich fragte sie: „Soll ich denn heute abend nicht das Vaterunser beten, Mama?"

„Ja, ja," fuhr Mama empor, „vergiß es nicht, Krausköpfchen! — Du mußt selbst daran denken, wenn Mama Dich nicht erinnert; — bete fleißig zum lieben Gott, Du, die Du so klein und unschuldig ist!"



VII.

Fritz und Fanny waren noch immer ein Liebespaar. Sobald die Ferien kamen, nahmen sie ihre Landpartien und ihre Spiele wieder auf, und besonders in der Zeit, während welcher Mama zu Besuch in Kristiania weilte, waren sie beständig beisammen.

Allein dann brach der Herbst an.

Fritz, welcher sich schon dem neunten Jahre näherte, begann in die Bürgerschule zu gehen. Dort wurde er mit Gelächter und Hohn aufgenommen. Die langen Bursche in den Oberklassen schnitten ihm Grimassen und deuteten mit den Fingern nach ihm.

„Ha! ha! ha! er treibt sich mit einem Mädchen herum, der da! ha! ha! ha!"

„Fritz Johannesen, Stockfisch-Geschau,
„Sie, die Fanny Holmsen, wird Deine Frau!"
„ha! ha! ha! — „O—oh!" — „Mä—äh!" —
„Fritz Pantoffelheld!" — „Fritz Schürzenband!" — „Bä—äh!"

Fritz hörte all' dies mit finsterem Schweigen an. Als er jedoch das nächste Mal Fanny traf, prügelte er sie durch.

Fanny verstand nicht sogleich die Situation. Sie glaubte, das müsse Spaß sein. Allein bald merkte sie, daß die Sache ernst genug sei, und so riß sie sich los und rettete sich durch die Flucht. Heulend kam sie zu ihrer Mutter heim, und hier bekam sie die Ruthe, weil Fritz ihr Kleid zerfetzt hatte.

Damit war Fannys Verlobung vorbei. Und eigentlich hatte sie garnichts dagegen. Es hatte keinen Sinn, mit so einem kleinen Jungen verlobt zu sein; sie wollte lieber warten, bis sie confirmiert war; dann konnte sie sich einen ordentlichen Bräutigam nehmen.

Aber vor Fritz Johannesen mußte sie von nun an auf der Hut sein. Er geriet in Berserkerwuth, schon wenn er sie sah. „Du Bettelding!" rief er, „häßlich bist Du und zerfetzt bist Du und sollst Schläge kriegen, hei!" — Und sich knabenhaft kühn aufbäumend, fiel er seine vormalige Braut mit geballten Fäusten an.

Nach und nach wurde er eine Gefahr und eine Plage, nicht blos für Fanny, sondern auch für deren Freundinnen, ja, für die kleinen Mädchen der Stadt im Allgemeinen. Es bildete sich um Fritz, welcher der Führer war, in der Bürgerschule eine Bande von kleinen Burschen, die sich Indianer nannten; diese Bande zog verheerend in der Stadt herum und prügelte und ärgerte die kleinen Mädchen überall, wo sie sie treffen konnte. Als der Winter kam, wurde es für die Kinder fast gefährlich, hinauszugehen; heimtückische indianische Schneebälle kamen von den Straßenecken geflogen, sobald sie sich zeigten, und diese Schneebälle waren oft recht solider Art. Bei den Eisbahnen gab es auch keine Ruhe für sie. Heulende Indianer warfen sie und ihre Schlitten in den Schnee, so oft sich Gelegenheit bot.

Die drei Feinen aus der Kahrs'schen Schule hatten schließlich den Einfall, sich, wenn sie Frieden haben wollten, auf den Lehmann'schen Heuboden zu flüchten; Niemand kam auf den Gedanken, sie hier oben zu suchen. Allmählig begannen sie sich da wohl zu fühlen. Sie waren hier so ungeniert, wie Gina sagte; sie zogen mit ihren Puppen und ihren Spielen herauf und richteten sich daselbst für eine längere Zeit ein. Der Boden wurde ihre beständige Zuflucht und feste Burg; sie huschten und wisperten hier oben im Halbdunkel, wie drei kleine Mäuse, die sich vor der Katze versteckt halten.

Außerhalb des Bodens wurde es nur immer langweiliger, schien es ihnen.

Besonders mit der Schule sah es trostlos aus. So oft sie in eine neue Klasse emporrückten, wurden die Lektionen bloß größer und die Aufsicht stets strenger.

Gott mochte wissen, wozu man eigentlich so viele „fade" Sachen zu lernen brauchte; Fanny begriff es jedenfalls nicht.

„Wir müssen es lernen, weil es alle Damen lernen," sagte Gina, — „denn sonst wären wir nicht besser, als die ordinären Mädchen, die in die Volksschule gehen," fügte Ebba hinzu.

„Ja, das weiß ich wohl," sprach Fanny. Aber dadurch wurde es nicht minder langweilig.

Fanny lernte ihre Lektionen fast niemals zu Hause. Sie war nicht im Stande lang still zu sitzen; sobald sie auf irgend welche Art von Mama los kam, ließ sie die Bücher liegen und ging ihres Weges. Sie half sich, indem sie in den Pausen die Aufgaben überlas oder indem sie schwindelte; es geschah nicht selten, daß sie nachsitzen mußte, besonders in Fräulein Malthes Geographiestunden.

Dies Fräulein Malthe konnte Fanny nicht leiden, und einmal geschah etwas, was sie wirklich mit ihr verfeindete.

Fanny mußte eines Tages da bleiben. Als die Schulzeit vorbei war, schloß Fräulein Malthe die Thür ab und ging zum Mittagessen nach Hause. Fanny aber vergaß sie. Der Krauskopf saß und brütete Stunde um Stunde im abgesperrten Klassenzimmer; der Hunger kam und die Dunkelheit kam, jedoch das Fräulein war und blieb fort. Frau Kahrs, die im oberen Stockwerk wohnte, hörte schließlich Fannys Schluchzen und befreite sie; jedoch da war die Kleine ganz verwirrt vor Angst und Schrecken.

Am nächsten Tage erhielt Fräulein Malthe in Fannys Beisein einen Verweis und mußte um Verzeihung bitten.

„Das ist eine sehr ernste Geschichte, Fräulein," sagte die Vorsteherin; „Sie begreifen?"

Fanny war so entzückt von Frau Kahrs, daß sie sie hätte küssen mögen. Auf Fräulein Malthe jedoch machte sie denselben Tag noch ein Spottvers: „Fräulein Malthe, der arme Tropf, — ist ein wenig schwach im Kopf," — und war von nun an so unartig wie möglich in ihren Stunden.

Ohne Frau Kahrs wäre die Schule absolut nicht auszuhalten gewesen. Jedoch Frau Kahrs war beständig liebenswürdig, und das that gut. Ihr Gegenstand war auch leichter, als der der Anderen. Sie lehrte in den unteren Klassen biblische Geschichte und erzählte dabei unaufhörlich; merkte man es sich nicht, so wurde sie nicht böse, sondern erzählte es noch einmal. Es war so angenehm, bei Frau Kahrs brav zu sein; ein wenig Lob von ihr war angenehmer, als eine ganze Eins in's Klassenbuch. Gegen Fanny war sie besonders freundlich. Oft, wenn das in die Schule mitgebrachte Frühstück etwas knapp aussah, nahm sie die Kleine in ihr Zimmer hinauf und gab ihr zu essen, und da war sie besonders gütig mit ihr und redete so schön mit ihr, sagte, sie sei brav und sie müsse ihrer Mutter Freude machen; „denn dieselbe hat niemand Anders als Dich, Krausköpfchen." Frau Kahrs war viel angenehmer als Mama, meinte Fanny; jedenfalls war Mama nicht zu jeder Zeit so angenehm, wie Frau Kahrs.

In der dritten Klasse erhielten sie zum Rechenlehrer einen Adjunkten Brun von der Bürgerschule; auch er war angenehm, jedoch in anderer Art. Er war so, daß man beständig über ihn lachen mußte. Er war ein kleiner, dünner, unruhiger Mensch mit feurig rotem, kurzgeschnittenem Haar, das von seinem Kopf wegstand und sich sträubte wie Borsten; ein kleines galliges Gesicht hatte er, und seine Augen tanzten wie verrückt in allen Winkeln herum. Und dann war er so nervös — „uh! Kinder, bin ich nervös!" — er konnte niemals ruhig sein, immerfort war er in Bewegung, herab vom Katheder und hinauf auf's Katheder, zur Thür hinab und zur Landkarte von Europa hinauf, überall hin und her, den Staub von den Pulten, dem Ofen, den Wänden blasend — puh! puh! — sich die Hände reibend, sich die

Rockärmel bürstend, sich hinter den Ohren kratzend, — „so—o, so—o; nun werden wir still sein, Kinder, und werden wir st . . . still sein;“ — er stammelte auch, der Adjunkt. Es war schrecklich lustig, ihn zu ärgern. Wegen Nichts und wieder Nichts ward er böse, und wenn er böse war, stotterte er, daß er kein Wort hervorbrachte. Er rollte nur mit den Augen und pfauchte: „L . . . L . . . Lumpen!“ sagte er. Es war auch sehr komisch, daß er Mädchen Lumpen nannte. Jedoch gleich war er wieder freundlich, sobald er sah, daß er mit Schelten nichts erreichte. Ebba und Fanny waren im Allgemeinen seine Lieblinge; aber manchmal erzürnte ihn Fanny, weil sie nicht a—a—artig war. Er nahm es nicht sehr genau mit seinen Stunden. Manchmal redete er vom Kochen anstatt von der Multiplikation, oder er verwendete eine Kopfrechenstunde zu einem Vortrag über Damenkleidung. Diese fand er fürchterlich lächerlich; besonders unerträglich schien es ihm, eine Dame mit einem Sonnenschirm zu sehen. „Könnt Ihr Euch etwas A—a—a—affektirteres denken, als eine Dame mit einem S—S—Sonnenschirm?“ eiferte er. Jede Veränderung in der Mode brachte ihn in Harnisch und verschaffte den Mädchen eine Freistunde. Er konnte sich arg vergessen.

„Es endet, Gott steh’ mir bei, noch damit, daß sie nackt einhergehen,“ meinte er eines Tages, . . „mit einer großen Straußfeder rückwärts! — Ah, hm! Pardon, hm, hm, hm! — Nun also, sechs mal sechs, — Fanny —?“ —

Die kleinen Mädchen lachten über ihn und hatten ihn lieb; er war im Grunde so gut. Allein sie hatten ihn nur ganz wenige Stunden in der Woche und Frau Kahrs auch; diese unterrichtete zumeist in den Oberklassen. In der Regel mußten die Mädchen in Fanny’s Jahrgang sich mit den gewöhnlichen Fräulein begnügen, welche die Lektionen abfrugen und mürrisch waren, und da wurden die Stunden so lang, daß man sie kaum aushielt.

Sie waren nicht blos langweilig, diese Fräulein; sie waren auch dumm. Es war in der That keine Kunst, um alles Bescheid zu wissen, wenn sie die ganze Stunde über das Buch aufgeschlagen vor sich liegen hatten; man sollte dasselbe ihnen wegnehmen und sehen, wie es da ginge; es würde Fanny unterhalten, das zu wissen. Da wären die Fräulein vielleicht auch nicht viel klüger als wir.

Manchmal kamen sie auch mit Dingen, welche Fanny wenig glaubwürdig schienen. So z. B. wenn Fräulein Malthe ihnen einreden wollte, die Erde sei rund wie ein Ball; wie leichtgläubig sie sein mußte, dies Fräulein Malthe! Eine ganze Stunde stand sie und predigte, die Erde sei rund; wir könnten es an dem und dem sehen; aber es war lauter Unsinn; Fanny glaubte kein Wort davon. Auf das Fräulein Strandbu konnte man sich auch nicht immer verlassen. Woher war sie imstande zu wissen, wer vor 800 Jahren in Norwegen König gewesen, und was er gesagt und gethan?

„Ja, Du kannst Dir doch vorstellen, daß sie das weiß,“ sagte Ebba.

„Ja, Du kannst Dir doch denken, daß sie es weiß,“ sagte Gina. „Meinst Du, Frau Kahrs würde jemand als Lehrerin an ihrer Schule halten, wenn dieselbe es nicht wüßte?“

Nein, das meinte Fanny nicht. Damit war aber noch nicht gesagt, daß Frau Kahrs ahnte, wie dumm in Wirklichkeit diese Fräulein waren.

„Nein, das ist wahr,“ sprach Ebba.

„O, sie hat sie wohl erst vorher ausgefragt, wieviel sie wissen,“ warf Gina ein.

„Ja, davon kannst Du überzeugt sein!“ sagte Ebba.

„Ja, natürlich,“ aber — in ihrem Innersten besaß Fanny sehr wenig Zutrauen zu diesen Fräulein.

— Eines schönen Tages trug in der kleinen Stadt sich etwas zu, das auch den Mädchen auf den Heuboden viel zu sprechen gab!

Jette Enger hatte sich verlobt.

Jette Enger hatte erst kürzlich Frau Kahrs Schule absolvirt; die kleinen Mädchen betrachteten sie nahezu als Kollegin. Und denkt Euch! — nun war sie verlobt.

In aller Form verlobt. Jeden Abend ging sie mit ihrem Bräutigam auf der Landstraße spazieren und hatte nicht die mindeste Angst davor, daß jemand sie sähe.

„Ja, ja! Jetzt hat sie ihn wohl schon geküßt!“ sagte Gina eines Morgens auf dem Weg nach der Schule.

„Ah, pfui, bist Du toll!“ fiel ihr Ebba in's Wort, „sie werden sich doch nicht küssen, ehe sie verheirathet sind?“

„O Gott, wie Du dumm bist, Ebba,“ sagte nun Fanny, „dazu haben sie sich ja verlobt, damit sie sich den ganzen Tag küssen können.“

„O Gott, bist Du verrückt? Ach, ich würde sterben vor Scham; denke Dir! — einen fremden Herrn küssen!“

„Pah, das ist kein solcher Gegenstand,“ meinte Fanny sachkundig; „nein, wenn sie verheirathet sind, da thun sie ganz etwas Anderes.“

„Bist Du toll? was thun sie da?“

Fanny begegnete Gina's entschlossenem Blick und zog sich plötzlich in ihre Schale zurück. „Ich sage es nicht.“

Ebba wurde unruhig. Schon wieder etwas, was man vor ihr verbergen wollte. Sie versuchte einen Umweg: —

„Wer hat es denn Dir erzählt?“

Fanny saß tief in ihrer Schale — „Ich mag es nicht sagen!“

„Uf, bist Du abscheulich!“ begann Ebba, jedoch die Sache interessirte sie, und sie versuchte wieder einen Umweg.

„Ah pah, Du weißt nichts!“

„Ist es nicht wahr? — weiß ich es nicht, Gina?“ appellierte Fanny.

Gina nickte.

„O, das ist nicht schön von Euch,“ begann Ebba aufs Neue, „beständig habt Ihr Geheimnisse vor mir! Pfui! Ich rede gar nicht mehr mit Euch!“ —

„Ja, was kann ich dafür?“ fragte Gina.

„Gar nichts; nur Fanny thut so wichtig und ist so ekelhaft“ . . .

„Hast nicht etwa Du mir gesagt, Gina, daß ich es nicht erzählen soll, was?“

„Du kannst Dir doch denken, daß ich damit nicht Ebba meinte; denn sie ist gerade so groß wie wir.“

„Ach was, Du darfst es mir ganz gut sagen,“ ermunterte Ebba.

„Nein, nein, ich sage es nicht.“

„Warum nicht?“ fragte Ebba. „Wenn Ihr es wißt, so kann ich es wohl auch hören.“

„Nein, nein; auf der Straße ist es zu unangenehm; hier ist es so licht.“

„Kannst Du nicht am Nachmittag mit Gina zu mir kommen? So gehen wir dann auf den Heuboden!“

„Nun ja. — Gut, auf dem Heuboden.“

Sie einigten sich darüber.

„Und so giebst Du mir Deine Hand darauf, daß Du es erzählst,“ sprach Ebba.

Fanny blickte Gina an; Gina nickte.

„Ja, ich verspreche es,“ sagte Fanny mit vorgestreckter Hand.

„Versprich es „bei Gott!““

„Bei Gott! — Glaubst Du mir nun?“

Ebba war beruhigt. —

Sie trafen sich am Nachmittag mit etwas beklommenen Gefühlen auf dem Heuboden.

Wie sie verabredet, krochen sie in den innersten Winkel des Raumes, wo es so dunkel war, daß sie einander gar nicht sahen.

Sie sprachen lebhaft von allem Möglichen, an das sie nicht dachten; sie lachten mit gekünsteltem Lachen und machten sich viel mit dem Niedersetzen zu schaffen. Endlich saßen sie. Sie saßen so dicht neben einander, daß jedes fast das Herz des Anderen schlagen fühlte. Und da wurden sie mäuschenstill. Die Geschichte war so schrecklich unangenehm, schien ihnen plötzlich.

Besonders Fanny kam es so vor. Sie hatte zwar auch Lust, es zu erzählen; aber Gott, wie unangenehm es war! Am liebsten erzählte sie nichts.

„Erinnerst Du Dich, Gina, was wir für morgen in Geographie aufhaben?“ fragte sie.

Gina erinnerte sich, und Ebba erinnerte sich auch. Dann wurde wieder Alles still.

„Ach, wie langweilig sie ist, dieses Fräulein Malthe!“ sagte Fanny.

„Ja.“

„Warum haben wir nicht Adjunkt Bryn in Geographie? Er ist so unterhaltend . . .“

„Ja, er wirklich!“

„Wer?“

„Adjunkt Bryn, natürlich!“

„Ach so! Ja, er ist unterhaltend.“

Es wurde wieder still.

„Worüber lachst Du?“ fragte Ebba, nach Luft schnappend; man hörte, wie ihre Brust arbeitete.

„Ich lache über den Adjunkten; er ist komisch, wenn er stottert: S — s — spitzbübinnen! V — v — vagabundinnen!“

„Haha!“

„Hehe!“

„Und wenn er uns Lumpen nennt! Ein Mädchen Lump nennen! Haha! D — du kannst schon, wenn Du willst, Du Lump!' Hahaha!“

„Ja.“

„Hahaha!“

Wieder Stille.

Es wurde förmlich warm im Winkel drinnen. Sie hörten einander pusten, Alle hatten solche Lust, von dem Eigentlichen zu reden; es war nur so gräulich unangenehm, anzufangen.

Endlich hielt Ebba es nicht länger aus.

„Jetzt bin ich ganz sicher, daß Ihr mich nur foppen wollt,“ sagte sie, „oder vielleicht nicht?“

Zwei außerordentlich überrascht klingende Stimmen riefen zu gleicher Zeit:

„Dich foppen? Ja, wie so denn?“

„Erinnerst Du Dich denn nicht, daß Du erzählen solltest, Fanny, — das, was auch Gina weiß?“

„Ach ja, das?“

„Sagtest Du nicht dazu ‚bei Gott?‘ That sie es nicht, Gina?“

„Ja wohl.“

„Gut, aber dann mußt Du mir auch die Hand darauf geben, daß Du es Niemand weiter sagst.“

„Bei Gott!“ schwor Ebba und reichte die Hand.

Und so begann Fanny, von Gina unmerkbar unterstützt, mit flüsternder Stimme die Geschichten der Gesindestube auf Vig zu erzählen.

„O je! Pfui!“ riefen die kleinen Mädchen, so oft etwas Arges kam; „oh, ich sterbe!“ „oh weh, sag' das nicht!“ Jedoch, wenn eine Geschichte zu Ende war, ver=

langten sie noch eine, und Ebba zeigte sich ganz schrecklich eifrig, Alles erklärt zu erhalten.

Fanny sagte, was sie wußte, und Gina half nach. Fanny hatte sich von verschiedenen Dingen falsche Vorstellungen gebildet; Gina korrigirte dieselben. So wurde das Ganze auch für Fanny neu. Je mehr sie begriffen, desto mehr entsetzte es sie, und desto heißer wurde ihr Interesse. Wie in aller Welt konnte das zugehen; wie in aller Welt hing das zusammen? Eifriger und eifriger flüsterten und wisperten sie; wenn Worte zu brutal wurden, halfen sie sich mit Andeutungen, Gebärden, des gefährlichen Wortes ersten Buchstaben. Ebba wußte bald Alles, was die Anderen wußten, und ach! — pfui! — daß Jemand so etwas that! — Und sie flüsterten und stöhnten und waren ganz flammend heiß.

„Hui, ich stürbe vor Scham!“ — „Ach, wenn Jemand — oh pfui! Denkt Euch, wenn Jemand so etwas mit Einer von uns thäte!“ — „Aber pfui!!“ „Oh je!!“ — „Ich stürbe vor Scham!“ — „stürbe vor —“ „Uf pfui; nein, niemals auf der Welt!“ —

— Seither geschah es aber oft, daß die drei kleinen Mädchen im dunkelsten Winkel des dunklen Bodens zusammengekrochen saßen und sich in die Gesindestubengeschichten vertieften.

Das war so eigenthümlich interessant. Das war ganz etwas Anderes, als das was man gewöhnlich Unterhaltung nannte.

Sie sprachen sich in Aufregung, bis sie glühten, bebten, wie im Fieber brannten. Sie vergaßen alles, Zeit, Nachtmahl, Mama, Papa: einerlei, ob sie gescholten wurden, wenn sie heim kamen. Sie mußten durchaus noch eine Geschichte hören; sie mußten durchaus noch ein bischen mehr erklärt haben, wie verheirathete Leute lebten.

Uf, — o pfui! Daß jemand so etwas that! Daß sie vor Scham nicht starben! O Gott! o pfui! Niemals sollte so etwas Ekelhaftes ihnen geschehen, niemals um keinen Preis.

Jeden Tag schieden sie mit Handschlag und Versicherung, niemals, weder jetzt noch später — gegen keinen Menschen, und wäre es die beste Freundin, — ein Wort davon verlauten zu lassen, was sie nun beschäftigte. „Bei Gott! Bei Gott!“ — Verlegen und voll Scham, mit schlechtem Gewissen ging jede dann heim; doch mußte Ebba gewöhnlich Fanny begleiten, denn diese fürchtete sich im Dunkeln vor dem Allgegenwärtigen. Es gab zwischen ihnen nichts mehr, was Uneinigkeit verursachen konnte. Sie fühlten sich miteinander verknüpft wie durch ein gemeinsames Verbrechen.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler
Druck: Kroll's Buchdruckerei. Sämtlich in Berlin.



Sittliche Entrüstung.

Zum Fall Lindau.

Ueber die Felder, durch die Straßen geht ein prasselnd Sausen und Brausen. Der Wind heult. Er reißt die Aeste von den Bäumen und den Schiefer von den Dächern; es will Herbst werden.

Auch durch die Zeitungen, durch Blätter und Blättchen fegt ein herbstlicher Orkan; sittliche Entrüstung erhebt sich, wie eine Windhose, und reißt in wirbelnden Uebertreibungen mit fort, was schwach und widerstandlos ist. Der Bacillus des moralischen Pharisäerthums liegt wieder einmal in der Luft; und lehrreich ist, für jeden Seuchenfesten, anzuschauen, wie schnell und rettungslos die Ansteckung fortschreitet.

Als die Berliner „Volkszeitung" eines schönen Sommertages ihren Feldzug gegen Paul Lindau begann — man kehrte eben aus den Bädern heim, zu neuen Thaten gerüstet, und emotionsbedürftig, wie je — da war der Eindruck zunächst ein geringer: zu deutlich lag die Sensationsmacherei zu Tage und der unreinliche Ursprung einer Publikation, die vertraulichste Mittheilungen lärmend auf den Markt trug. Wenn ich im fremden Zimmer einen offenen Brief daliegen sehe — darf ich ihn lesen? Das einfachste Anstandsgefühl verbietet es; und wenn meine Augen dennoch, mechanisch, willenlos, auf das Blatt fallen, und grade die Worte „Lieber Schatz" lesen — werd' ich nicht doppelt schnell inne halten?

Aber nicht lange blieb man bei Tactfragen stehen: allzu pikant waren die Enthüllungen eines zweiten Artikels, die ein tapferer Anonymus, mit so viel edler Entrüstung wie sophistischer Geschicklichkeit, ausgebreitet hatte; und so kamen denn in die kleineren Berliner und die großen auswärtigen Zeitungen Berichte über Berichte: der „Fall Lindau" ward zu einer stehenden Nummer des Zeitungsrepertoirs. Heute sind wir bereits so weit gelangt, daß des Breitesten erörtert wird: ob Lindau die feindliche Freundin, welche seine discretesten Geständnisse ohne Scrupel vor die Leute trägt, mit „fürstlicher Freigebigkeit" unterstützt hat, oder nicht; und ernsthafte politische Blätter, wie die „Freisinnige Zeitung", treten in die Debatte darüber ein — immer im Namen der höheren Sittlichkeit, nämlich.

Verlangt aber wird von jedem deutschen Manne: daß er Stellung nehme zu so hochpeinlichem Falle; er macht sich der Todsünde des „Todschweigens" schuldig, er gehört der „weitverzweigten Lindauclique" an, wenn seine Neigung nicht ist, an einem

Racheakt theilzuhaben.[1]) Heran schreite Jeder, der sich noch sittlich entrüsten kann: Gesinnungstüchtigkeit wird verlangt, nicht Kenntniß der Dinge und eigenes Urtheil. Das ganze deutsche Attatrollthum wird mobil gemacht: „sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung tragend in der zott'gen Hochbrust" sammelt es sich, und spricht dem Angeklagten feierlich das Todesurtheil: „Ein Talent, doch kein Charakter!"

Es ist nicht leicht, in diesem Durcheinander der Stimmen, aus diesem Chaos der Entrüstung, das Wesentliche herauszuhören. Sociale Unterdrückung, Corruption, verletzte Standesehre, Mißbrauch der kritischen Amtsgewalt, so schallt es durch die Lüfte. Bleibend ist in dieser Fülle der Schlagworte nur eines: nach abstracten Maaßstäben urtheilt man, statt psychologisch und individuell zu urtheilen, man kommt mit kahlen, altbackenen Allgemeinheiten gezogen, statt die Dinge, wie es dem Modernen ziemt, real und realistisch anzusehen. Ueber das ewige Bemoralisiren! Immer noch thut man, als ob die Welt durch ethische Begriffe und nicht durch menschliche Nothwendigkeiten regiert würde; und man will, trotz Nietzsche, nicht lernen, sie zu betrachten „jenseits von gut und böse".

Individuell soll man urtheilen, sagt ich. Man soll sich die Persönlichkeit des peinlich Angeklagten ansehen, und auch die Klägerin soll man entschlossen ins Auge fassen. „Aus einem unreinen Gefäß kann kein reiner Tropfen kommen"; und aus dem Racheterzett, zu dem sich die thränenvolle Elvira dieses Don Juan (eine Elvira, die verließ, nicht verlassen wurde), ihr ungenannter Berather und die entrüstete Volkszeitung vereinigt haben, hör ich viel falsche Töne heraus. Das confuse, wirbelnde Denken der Dame zu kennzeichnen, genügen einige Sätze aus ihrer umständlichen Erklärung in der „Neuen Stettiner Zeitung". „Von mir ist niemals der Versuch gemacht worden," heißt es da, „Herrn Lindau aus seiner Stellung beim Berliner Tageblatt zu verdrängen. Ich habe nur den Bruder des Besitzers des Tageblatts in seiner Eigenschaft als Rechtsanwalt unter Vorlegung der betreffenden Papiere um Rath gebeten ... Ich habe ferner dem Verleger des Tageblatts den Thatbestand mitgetheilt, weil ich hoffte, er werde gegen den Mißbrauch ... mit Entschiedenheit vorgehen ... Ob Herr Lindau Theaterkritiker des Tageblatts bleibt, das ist mir völlig gleichgiltig." Kann man sich lächerlicher widersprechen, in einem Athemzuge? Sie will Lindau nicht verdrängen vom Tageblatt: darum legt sie „nur" dem Bruder des Verlegers die Sache vor; als das nicht hilft, geht sie an den Verleger selbst — aber ob Lindau beim Tageblatt bleibt, das ist ihr natürlich nach wie vor „völlig gleichgiltig." Und einer solchen Confusionsräthin (des Aergeren zu geschweigen) glaubt man, man nimmt ihre willkürlichen Gruppirungen der Thatsachen kritiklos hin und errichtet ihr Ehrenmäler als einer Künstlerin und Dichterin, als einer verfolgten Unschuld, einem Opfer socialer Bedrückung.

Kommt Herr Lindau, der Bedrücker. Wenn man alles in allem rechnet — was hat er gethan? Er hat in der capriciösen Russin eine gefällige Freundin und eine willige Beratherin zugleich gefunden: nicht nur Romeo und Julia, auch Numa und Egeria wurden agirt. Die Nymphe hat Stücke lesen müssen, welche Herrn L'Arronge für das Deutsche Theater eingereicht waren, und von diesem Paul

---

[1]) In Bezug auf eine der Briefstellen ist auch mir persönlich dieser Vorwurf gemacht worden. Die Volkszeitung berichtet: „Als Fräulein von Schabelsky über ungenügende Beschäftigung klagt, schreibt Herr Lindau: „Da muß etwas geschehen — wenn nicht direkt durch mich, dann durch ..... Brahm .... oder sonst Jemand." Ich hielt es zunächst für unangebracht, die selbstverständliche Erklärung, zu der die Volkszeitung mich provociren wollte, abzugeben: erst als ein Blatt von der Bedeutung der „Frankfurter Zeitung" die Aeußerung weiter trug, theilte ich beiden Blättern mit: daß der Wunsch, ich solle zu Gunsten der fraglichen Schauspielerin an irgend einer Stelle interveniren, mir niemals von Herrn Lindau ausgesprochen worden. Zu allem Ueberfluß aber (wie die ganz Moralischen verlangen) auch noch die Frage — wenn es eine Frage ist — klarzustellen: was ich gethan haben würde, wenn solcher Wunsch an mich herangetreten — das geht mir denn doch gegen den guten Geschmack.

Lindau zur Beurtheilung überliefert wurden: wer, außer L'Arronge, hätte ein Recht darüber zu klagen? Das Deutsche Theater ist ein Privatinstitut, und Niemand hat in die Interna seiner Verwaltung hineinzureden. Dann hat Lindau, als der Bruch vollzogen war, den lebhaften Wunsch gehegt: seine ehemalige Freundin möge fern von Madrid über das Geschehene nachdenken; und er hat diesen Wunsch allerdings in die recht unvorsichtige Form eines Ultimatums gekleidet und gefordert: daß Fräulein von Schabelsky Berlin „binnen 24, höchstens 48 Stunden" verlasse. Aber abgesehen davon, daß er seine Forderung nicht durchsetzte, und also die Gefahr der socialen Unterdrückung lächelnd überwunden ward — ist sein Unterfangen so unbegreiflich, so unverzeihlich? In einer leidenschaftlichen Erregung handelte er, die die Worte nicht wägt; es war unklug, was er gethan, aber ich muß es gestehen: daß Jemand mit funfzig Jahren, aus einer starken Empfindung heraus, noch eine so saftige Thorheit begeht, das macht den Mann mir nicht schlechter, nur sympathischer.

Aber die kritische Corruption, die gekränkte Standesehre? Ich glaube, auch hier wird manches abzudingen sein. Daß Lindau das Talent der Freundin späterhin bedrängt habe, dafür ist keinerlei Beweis erbracht; ich lese aus den Anklagen nur den Verfolgungswahn der Dame und ihres Beschützers heraus, die Thatsachen fehlen mir. Und was braucht es weiter für Erklärung, wenn eine kleine Schauspielerin, mit schlechter Aussprache, dilettantischem Gebahren, keine Stellung mehr findet, nachdem sie ihren Protektor verloren: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Auch was Lindau zu Gunsten der Freundin gethan, ist so ungeheuerlich nicht: er hat seinen Untercollegen „gut instruirt", er hat sie an Herrn Barnay empfohlen und an andere Direktoren empfehlen wollen. Das zu erfahren, kann nur den überraschen, der mit geschlossenen Augen durch die Zeitungswelt geht: schlimmere Dinge, wir wissen es wohl alle, bringt jeder Tag, und es ist die pure Heuchelei, nun Einen als Sündenbock zu nehmen, der zufällig das Pech gehabt hat, vertrauensselige Briefe an eine gefährliche Adresse zu schreiben. Als ob man nicht aus jeder Lindau'schen Kritik es hätte herauslesen können, daß er ein fröhliches Weltkind ist, und nicht der selige Cato von Utika. Gewiß, ich kann mir eine andere Lebensanschauung denken, andere ethische und ästhetische Ideale, als die Natur sie Herrn Lindau in die Wiege gelegt; und wenn wir denn in Zukunft die kritische Welt auf eine andere, eine strengere Basis stellen wollen — ich bin dabei, ich zuerst. Aber bis dahin lasse man denjenigen ungeschoren, der in der That ein „Kleiner von den Seinen" ist, und den von den gemeingefährlichen Preßbanditen eine Welt trennt.

Und das Ansehen der Kritik, die Geltung unseres Standes? Du lieber Gott, wenn wirklich aus dieser häßlichen Publikation das Publikum lernen würde, den Kritikern zu mißtrauen und gedrucktem Salbadern nicht mehr zu glauben, als ungedrucktem — das wäre doch ein redlicher Gewinn. Möchte es doch anfangen, sich seine Leute anzusehen, sie zu kontrolliren in ihren leicht durchschauten Lobesanstalten auf Gegenseitigkeit, in ihren kleinen Gefälligkeiten, die die Freundschaft erhalten, und in ihren großen Gemeinheiten, die die Feindschaft konserviren; möchte es anfangen, den Fälschern auf die Finger zu kucken, welche Mißerfolge für Erfolge ausschreien, Gunst für Ungunst, und die durch tausend Nebenrücksichten bestochene Richter werden. Nur aus dem Publikum kann die Reaktion gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt kommen, das bleibt freilich wahr; aber nicht durch Denunziation und klatschende Rachsucht soll es sich anführen lassen: nur seine Augen braucht es zu öffnen, und alles andere folgt von selbst, nach Naturgesetz — ohne sittliche Entrüstung . . .

Das Sprüchlein, das ich hiermit aufgesagt, wird, ich weiß es, Vielen mißfallen. Aber es spricht meine Ueberzeugung aus, und ich gebe es frei, Niemandem zu Liebe und Niemandem zu Leide. Populären Vorurtheilen zu schmeicheln, ist die Aufgabe dieser Zeitschrift nicht. Würd' ich persönlichen Empfindungen gar folgen, so müßte etwas wie Schadenfreude mich erfüllen, und ich könnte von tragikomischer Vergeltung

sprechen: denn eifrig hat im letzten Jahr eben derjenige, von dem es jetzt heißt: Philister über Dir! den Philisterstandpunkt vertreten, und laut schallte seine sittliche Entrüstung über die Häupter von Zola, Hauptmann und selbst Sardou hin: Paul Lindau war auf das Niveau des Berliner Tageblatts herabgesunken. Aber grade weil ich weiß, daß Herr Lindau weder Tolstoi noch Ibsen ist, lächert mich diese ethische Mobilmachung; und widerlicher als alle naive Laxheit bleibt mir das hochnasige Pharisäerthum, das sich an die breite Biedermannsbrust schlägt, augenverdrehend: Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jener!

Otto Brahm.

Naturforschende Aesthetiker und ästhetisirende Naturforscher.

Eine „unlustige" Betrachtung.

Die Aesthetik der Gegenwart befindet sich in einer Lage, wie sie im Geschäftstreiben unserer Tage schon nicht mehr zu den ungewöhnlichen gehört. Sie hat Bankerott gemacht, wissenschaftlich sowohl, wie in der öffentlichen Meinung, mit unglaublich winzigen Prozenten für die Gläubiger. Und sie befindet sich zum ersten Mal seit langer Zeit wohl, sie reibt sich vergnügt die Hände: „Wartet nur, wie mich das emporbringt, Bankerottwerden ist die erste Staffel zum Millionär." Mit Eifer wird gerechnet, wird gezimmert, wird Stoff aufgefahren, — gutes Erdreich und loser Sand, wenn nur die Arbeit nicht rastet. Junge Kräfte sind da. Ihr Ruf ist: Anschluß an die Naturwissenschaft. Die alten Meister haben sich zurückgezogen, die einen in's Grab, müde, lorbeernsatt, mit einer Ahnung, daß der große Krach da sei, — die andern auf das neutrale Gebiet greisenhafter Bücher von öder Langeweile, die kein Mensch mehr liest. Mit klingendem Spiel tritt das Häufchen der Getreuen an, die sich im Stillen um Fechner geschaart hatten. Die Realisten ändern ihre Kampfeslinie: „Innerhalb der alten Systeme ist keine Verständigung mehr möglich; dieser Streit ist umsonst, werft die Schranken um, gründet eine neue Arena!" Staubwolken, Lärm überall . . . aber Frische.

Wer wollte diesem Gang der Dinge gram sein? Aber es ist doch bitter, wenn man nun die neuen Bücher zur Hand nimmt und es sind vorläufig Nester von allen Sorten blind tappender Wegunkenntniß, dürre Blätter und Stroh in Wagenladungen, die dem gesunden Gewitter voransausen, wohlgemeinte Papierdrachen, die sich als Luftschiffe gebärden. Sind die Menschen, die da die ersten Streiche in's Blaue thun, Winkelriede oder Tolpatsche, in's Vordertreffen versprengte Schlachtenbummler oder Heilige von Thermopylä?

Da sind zwei neue Schriften, „Aesthetik der Natur" von Ernst Hallier (Stuttgart, Enke) und „Die Anfänge der Poesie" von Ludwig Jakobowski (Dresden, Pierson). Beide Bücher rufen nach einem Bunde zwischen Aesthetik und Naturwissenschaft. Sie rufen mit Recht. Verfasser des ersten ist Naturforscher und versteht etwas von Dingen der exakten Naturwissenschaft. Von Aesthetik versteht er nichts, er meint überhaupt mit dem Worte gar nicht die Aesthetik, die für die modernen Einigungsversuche in Betracht kommen kann. Verfasser des zweiten Werkes ist ein junger begabter Lyriker, der mit der alten Aesthetik bewußt gebrochen hat, dessen Naturwissenschaft aber vorläufig noch eine Art von „Möblement auf Abzahlung"

ist, der mit Material wirthschaftet, das er vorerst noch in keiner Weise beherrscht, obwohl die Vorsätze und offenbar auch der Fleiß die denkbar besten sind. Das zweite Buch ist wenigstens anregend, das erste ist für die großen Probleme nahezu werthlos, obwohl es ein Band von vierhundert Seiten ist. Erbaulich sind solche Frühlingsboten mit lahmen Flügeln ganz gewiß nicht, aber man muß von ihnen Notiz nehmen. Der Autor der einen Schrift hat einen allgemein bekannten Namen, dem man entgegentreten muß, wo er unter einem viel verheißenden Titel das Problematischste bringt, der Autor der andern hat vielleicht das Zeug in sich, eine Kraft zu werden, man achtet ihn am besten, wenn man auf seine Irrthümer hinweist.

Hallier ist ein Beispiel dafür, daß man nicht einseitig die Aesthetik der Verzopfung und chinesischen Abgeschlossenheit anklagen soll. Auch die Naturwissenschaft — trotz Humboldt und Helmholtz — hat ihre Schuld, daß der vermittelnde Schritt nicht längst geschehen ist. Die alte Aesthetik hatte das Naturschöne vernachlässigt oder in Schablonen gepreßt. Da will nun Hallier in die Lücke treten. Und er schafft ein naturgeschichtliches Lesebuch, eine Sammlung ausgewählter Citate, Schilderungen aus der Physik, der Physiologie, der Botanik und Zoologie, lose verknüpft, öfters belebt auch durch lange Gedichte nicht grade des unbekanntesten Inhalts, die zum Theil meines Wissens auch in Schullesebüchern sich finden. Nun, man kennt ja diese Art in harmloserer Form aus Carrieres dicken Bänden, und schließlich ist ein Kapitel aus Humboldt's Kosmos oder Brehm's Thierleben, ja selbst ein wörtliches Citat von Schiller's „Göttern Griechenlands" noch erträglicher, als die sattsam bekannten idealen Schemata gewisser Bücher etwa wie: „§ 11. Häßlich sind folgende Thiere: das Schwein, der Esel &c. Abscheulich ist das Schnabelthier. Erhaben ist der Walfisch u. s. f". Aber wenn das über ein paar hundert Seiten so weiter geht, so hört doch schließlich alles auf, zumal wenn alle alten Sünden, die sonst grade der Naturforscher dem Aesthetiker vorwarf, sich nun bei diesem Naturforscher selbst äußern: merkwürdige philosophische Anwandlungen, die aus Kant'scher Erkenntnißtheorie eine wunderliche freireligiöse Naturphilosophie herauszaubern, und Aehnliches. Erst ganz gegen Ende finden sich ein paar Kapitel wirkliche Aesthetik angehängt. Es ist alte Schablonenästhetik, durch und durch mit Metaphysik versetzt (In der Schönheit ahnen wir das Absolute der Welt, das unserer Erkenntniß ewig verschlossen u. s. w.), und recht damit alles beisammen sei, zum Schlusse noch eine Blüthenlese galliger Bemerkungen aus der Nachfolge (nicht dem Geiste!) des Modeverächters Vischer, wo sich, um an einem Beispiel genug zu zeigen, Sätze finden wie die folgenden: „Es giebt eine große Anzahl von Unschicklichkeiten, welche weit im Volk verbreitet sind ... Besonders verbreitet sind bei uns: Das laute Wesen in Wirthshäusern, das Pfeifen, Singen oder Lärmen auf der Straße oder gar in geschlossenen Räumen, das Trommeln mit dem Finger an Fenstern oder auf Tischen, das Rauchen in Gegenwart anderer Menschen u. s. w. Auf der Eisenbahn erfährt man oft, daß ein anderer Mensch sich vor einen in's Fenster legt. Es giebt zahllose derartige Ungezogenheiten, an denen leider unsere Nation ganz besonders reich ist. Alle diese Dinge sind höchst unästhetisch und sichere Zeichen eines unfeinen Menschen. Höchst unschicklich ist auch das Kartenspiel, insbesondere das Skatspiel an öffentlichen Orten .... Vom Würfeln will ich gar nicht reden. Schon der Ausdruck „knobeln" ist höchst gemein." Nahe bei diesen Ergüssen steht ein Exkurs, nach welchem Hagestolze zu „zehnfach erhöhten" Steuern heranzuziehen sind, und dergleichen mehr. Und solche Bücher gehen nun in's Ausland, in die Länder, wo Spencer, Taine und Brandes forschen, sie sollen den Ruhm deutscher Gründlichkeit aufrecht erhalten! Solche Bücher besprechen, loben oder tadeln unsere Zeitungen im naiven Glauben, endlich einmal vor einem Manifest der neuen, exakten Aesthetik zu stehen!

Ludwig Jakobowski ist eine unvergleichlich viel sympathischere Erscheinung als Hallier. Er wirft sich kühn in die Brandung und ficht mit Händen und Füßen. Schwimmen kann er allerdings noch nicht, er versinkt in den Wellen, aber es ist doch

ein Versuch. Er hat, wahrscheinlich recht rasch hintereinander, alles mögliche gele[illegible] Fechner, Darwin, Preyer, Müller's Ethnographie und sonst noch einiges. Er schwe[illegible] in naturwissenschaftlichen Fachausdrücken. Die großen Ziele hat er klar erkannt, a[illegible] die Art, die er willig aufgegriffen hat, ist ihm noch viel zu schwer, er schwingt [illegible] und schlägt Purzelbäume mit ihr, ohne den Baum im Urwald auch nur zu berühre[illegible]

Das Buch will die „Ur-Lyrik" feststellen. Jakobowski's Herzensfreude [illegible] Ausdrücke wie „der primitive Mensch", wobei man sich denn verzweifelt wenig den[illegible] kann. Die erste These lautet „Urpoesie ist Urlyrik". Die Beweisführung ist charakte[illegible] ristisch für den ganzen Stand der Dinge. Sie beginnt mit Häckel's biogenetischen Grundgesetz. Nach ihm besitzen wir „ein Miniaturabbild des primitiven Mensch[illegible] in der Entwickelung des Kindes." Die erste Lautäußerung des Kindes ist kein epis[illegible] Abspiegeln der Umgebung, kein objektives Erzählen, sondern ein subjektiver Sch[illegible] direkt der Empfindung entspringend, eine erste lyrische Kundgebung. Phylogenetis[illegible] gewendet heißt dieses ontogenetische Resultat: die erste poetische Aeußerung [illegible] primitiven Menschen war Lyrik: Urpoesie ist Urlyrik. Da der Schrei ein Schmerzens[illegible] schrei ist, so könnte man wohl auch folgern: pessimistische Lyrik. Das Resultat [illegible] ist nun durchaus nicht neu. Jeder Mensch, der einen Hund hat, weiß, daß der Hun[illegible] nicht episch erzählen kann, wohl aber die deutlichsten Interjektionen als Ausdruck sein[illegible] Lust- und Unlustempfindungen besitzt. Man könnte also auch sagen: Hundepoesie [illegible] Hundelyrik. Damit ist aber nun leider entsetzlich wenig gesagt. Und der Schluß a[illegible] dem biogenetischen Grundgesetz ist sogar weniger werth als der einfache Analogieschlu[illegible] vom Thier auf den thierähnlichen Urmenschen. Jakobowski hat sich durch den Häck[illegible] schen Ausdruck „Gesetz" fangen lassen. Häckel gebraucht aber Gesetz in einem ungemein weiten Sinne. Das biogenetische Grundgesetz erleidet grade in den Häckel'sch[illegible] Definitionen die gewaltigsten Einschränkungen. Gewiß wiederholt jede Keimesgeschich[illegible] Züge aus der Stammesgeschichte. Aber embryonale Anpassung hat die kolossal[illegible] Verschiebungen veranlaßt (Cenogenesis und Palingenesis Häckels), — wenn alles [illegible] glatt nach der Schablone ginge, so müßte der primitive Mensch unfähig zur Fort[illegible] pflanzung gewesen sein wie sein ontogenetisches Gegenbild, der Säugling. Das al[illegible] läßt Jakobowski aus. Wenn er sagt: Das Kind hat anfangs, in seiner gewis[illegible] maßen „urlyrischen" Zeit noch gar keine Vorstellung von objektiven Elementen, [illegible] erstaunt, wenn seine Händchen zum ersten Mal auf Widerstand stoßen, so trifft [illegible] eben den erwachsenen Urmenschen ganz und gar nicht, und dessen Poesie könnte a[illegible] wenn das Häckel'sche Gesetz allein maßgebend wäre, genau ebensogut von Beginn [illegible] auch epische gewesen sein. Wie hier bei Häckel's schönen und in richtiger Verwerthun[illegible] gewiß fruchtbringenden Ideen, ist auch an andern Stellen Jakobowski durch[illegible] nicht tief genug in seine Quellen eingedrungen. Nach ihm hätte Darwin nach[illegible] gewiesen, daß „die Organismen einem Spezialisirungs- und Differenzirungsinstinkt folgen, demzufolge eine Organismenart im Stande ist, durch Differenzirung zahllo[illegible] Spezies, Gattungen 2c. hervorzubringen." Da muß aber unser Autor doch sein[illegible] Darwin unbedingt noch einmal lesen! Auf eine Masse kleiner Sachen will ich h[illegible] nicht eingehen. Nur noch ein paar Hauptwunder.

Die großen Fragen nach der Quelle des Rhythmischen werden ganz oberfläch[illegible] abgemacht. Von tieferen Studien ist noch gar keine Rede. Die prachtvollen Gesich[illegible] punkte aus Darwin's „Abstammung des Menschen" sind gar nicht berührt, alle di[illegible] Seiten hindurch regnet es mehr oder minder glänzende Aperçus, aber das haben w[illegible] in den alten Aesthetiken zum Ueberdruß. Von einer erstaunlichen Naivetät ist d[illegible] achte Kapitel: „Anfänge der Fortentwickelung der Urpoesie." Die Urpoesie (Urlyrik) des primitiven Menschen sei „ohne Publikum" gewesen. Als dieses zuerst sich fand, begann die epische und dramatische Poesie. Wer war nun dieses erste Publikum? Das Weib, die zweite Person überhaupt im Geschlechtsleben. Aber dann ist ja je[illegible] lockende Nachtigall bereits endlos lange vor dem „primitiven Menschen" über d[illegible]

„Urpoesie“ weg zur epischen und dramatischen Stufe vorgeschritten! Jakobowski schlage doch einmal Brehm's Thierleben nach. Es ist ein wahrer Jammer, wie solche Confusion von Anfang an jede Debatte verdirbt. Aber so lange nicht diese ganz groben Verstöße heraus sind, kann gar keine ersprießliche Meinungserörterung stattfinden. Ein noch erstaunlicheres Beispiel: die Analyse von Hunger und Durst in Kapitel Sechs. Das Nahrungsgefühl wird, gelegentlich einer Feststellung über den Inhalt der Urpoesie, in Hungergefühl und Durstgefühl getrennt. Da zeige sich nun die „eigentümliche Erscheinung“, daß „die Momente nach der Stillung des Hungergefühls lyrisch unproduktiv, die nach der Stillung des Durstgefühls lyrisch produktiv sind.“ Und tiefsinnig wird über mehrere Seiten weg das „Warum?“ erörtert. Es wird eine riesige schematische Zeichnung entworfen, man erwartet zum Wenigsten ein neues Gesetz der Psychophysik von durchschlagender Bedeutung. Und die grandiose Lösung? Essen erzeugt dem Menschen Unlust, weil er über den Hunger hinaus ißt, es entstehen „eine Ausdehnung der Magen- und Darmwandungen und abnorme Gährungsprozesse“, die ein „lokalisirtes Unlustgefühl“ erzeugen. Das Trinken dagegen bewirkt Hebung des Kraft- und Lebensgefühls, denn Getränke sind „gewöhnlich alkohol- oder kohlensäurehaltig“! Die Zeichnung erläutert das: die Trinkerlust steigt bis + 5 an, die Uebersättigungsunlust sinkt auf — 6 herunter. Eine Parodie auf alle derartigen Untersuchungen, wie sie allerdings nicht lustiger gedacht werden kann!

Mitten zwischen allerlei mehr oder minder unwichtigen Aussprüchen Jakobowski's findet sich einmal bei einer Frage der Satz: „Um freilich dafür eine empirische Grundlage zu gewinnen, hätte die Zoologie zu untersuchen u. s. w.“ Das ist der entscheidende Punkt. Anstatt sich in die eigentlichen Untersuchungen, die wir brauchen, einzulassen und selbst wirklich Details auszuarbeiten, macht man es nach wie vor — trotz des Rufs: Anschluß an die Naturwissenschaft! — in der alten Weise. Ich, der Aesthetiker, sitze hier. Der Zoologe hat zu forschen. Wenn er etwas gefunden hat, soll er es mir bringen, ich werde dann meinen Paragraphen davorsetzen, mein A.a. *a. aa.* Und solange er noch nicht kommt, werde ich mir die Freiheit nehmen, zwei Folianten Aperçus über sämmtliche Unbekannten zu veröffentlichen, — wetten, daß ich ein berühmter Mann bin, wenn er noch irgendwo unbekannt im Schlamm seine Würmer gräbt!

Und so lange es so bleibt, ist aller Fortschritt bloß eine Phrase. Was wir brauchen, sind Aesthetiker, die selbstständig ethnologische, zoologische, psychologische Untersuchungen machen. Sie werden sie — als Aesthetiker — unter gewissen Gesichtspunkten machen, aber mit der Vorbildung des Fachmanns. Ist die Forderung zu schwer, so werden eben nur Wenige sich anbieten, der Fortschritt wird langsam sein. Das ist kein Verlust. Es ist himmelweit besser als die Luftsprünge ohne Ordnung, ohne Zusammenhang. Statt über die Ur-Lyrik zu phantasiren, studire man Schritt für Schritt den wirklichen Thatbestand bei den Naturvölkern, bei den mit Tönen begabten Thieren und das Weitere, was sich da von selbst ergibt. Die empirische Grundlage erörtere man nicht wie einen Zukunfts-Traum, sondern man fange mit ihr an. Gewiß, dann wird es etwas schwerer werden, das Broschürenschreiben, und Bände von der Dicke des Hallier'schen wird man vollends nicht alltäglich zu Gesicht bekommen. Aber wem schadet das? Unser Durchschnittspublikum liest doch keine Aesthetiken, und die Wissenschaft kann warten.

Wilhelm Bölsche.

**

Sachsengänger.

Von O. Manders.

„Gelobt sei Jesus Christ". Mit diesen Worten trat ein gebückter alter Mann über die Schwelle einer armseligen Hütte. „Mütterchen, gut, daß ich daheim bin, draußen ist es grimmig kalt, wie dankbar kann der Mensch sein, den noch ein helles Feuer und ein Teller warme Suppe erwartet." Das Mütterchen stand am Heerde und drehte sich bei den letzten Worten um; es war ein unschönes Gesicht mit roth geränderten, verweinten Augen, aber die Güte lag auf dem runzligen Antlitz und sprach aus der Stimme, mit der sie jetzt antwortete:

„Stephan, Alterchen, komm, setz' Dich hierher, nimm ein Schlückchen aus der Flasche und zünde Dir ein Pfeifchen an, gleich ist Dein Abendbrot fertig und dann kannst Du mir erzählen."

„Was soll ich erzählen, Sonja, der Sandor ist ein Prachtbursch, er wartet auf die Susanna und wünscht, das sie bald heimkommt, damit er ein Weib in der Wirthschaft hat. Wenn ich ihn so treu und ehrlich reden höre, dann bereue ich fast, daß ich so bitter und feindselig gegen ihn war, damals, als wir zuerst erfuhren, wie es mit der Susanna stand. O Du Herr des Himmels, war das ein Tag! Weine nicht, Mutter; Du hast genug geweint. Wir waren zu stolz auf unsere Kinder, und darum hat uns der Himmel gestraft und grade da, wo es am wehesten that." —

Die Frau hatte inzwischen die Suppenschüssel auf den Tisch gestellt, und nachdem der Alte ein Tischgebet gesprochen, langten sie zu.

„Ach, Stephan," sagte plötzlich die Frau, „ich habe heute böse Ahnungen gehabt, als ich allein war, es muß was geschehen sein; wenn es nur den Kindern gut geht. Wie lange haben sie nicht geschrieben; ob Susanna wohl aufpaßt; wenn nur die Marianna gut bleibt; ich überlebe es nicht zum zweiten Male."

„Aber, Mütterchen, der Joseph ist doch auch da, und das ist ein braver Junge, der paßt schon mit auf."

„Warum sind sie so weit fort, meine armen Kinder, es gab doch Arbeit genug hier." — So klagte und jammerte die alte Frau.

„Aber Du weißt doch, Sonja, Susanna wollte fort, damit man ihr Unglück vergißt. Damals wußte sie doch nicht, daß es der Sandor ehrlich meint, und das Kind hielt sie auch nicht. Lieber Gott, das arme Wurm starb ja so bald. Dann gingen die Kinder mit, weil es viel zu verdienen gab und sie uns unterstützen wollten. Doch sei ruhig, ich will an sie schreiben, sie sollen zurückkommen."

Langsam suchte er Dinte und Feder, einen Bogen graues Papier, und schwerfällig, krumm und schief kamen die Buchstaben auf den Bogen.

Meine lieben Kinder.

Gelobt sei Jesus Christus, unser Herr, der mit Euch sein möge auf allen Wegen — Wir hoffen, daß es Euch gut geht. Mutter hat Furcht und meint, ob Du, liebe Susanna, auch gut auf die Marianna paßt. Thue es, Du weißt, wie schlimm es ist, wenn ein Mädchen sich nicht behütet. Und den Joseph halte auch streng; Du hast ihm zu befehlen, und er soll Dir gehorchen. Hörst Du, Joseph. Der Keller ist gefüllt, denn unsere Kartoffel sind sehr gut in diesem Jahre, und Eure Mutter und ich können den Segen nicht allein verzehren. Drum möchten wir gern, daß Ihr heimkommt und zwar recht bald; das Fremdenbrot bleibt bitter, meine Kinder. Der Sandor bittet Dich auch, Susanna, daß Du kommst, er will gern heirathen, meine Tochter. Er ist ein braver Mensch und wird ein christliches Leben mit Dir führen. Unsere rothe Kuh hat ein Kalb, und auf dem Ententeich sind neun Enten. So, nun lebt wohl, bleibt so, daß Ihr Eurer Mutter in die Augen sehen könnt.

Euer treuer Vater

* * *



In einer deutschen Fabrikstadt des Westens steht der Gefängnißaufseher vor dem Richter und überreicht ihm einen schmutzigen Brief mit schlecht geschriebener Adresse.

„Hier ist ein Brief, den ich bei der Susanna Ratkow gefunden habe, Herr Amtsrichter."

Der Richter sieht von den Akten auf.

„Ratkow, wer ist das gleich; ach so, das Mädchen, das unter dem Verdacht des Kindesmordes steht. Geben Sie her, ich werde ihn zu den Akten nehmen."

Er liest ihn, steht auf und läßt sich in die Zelle der Gefangenen führen; vielleicht, daß sie jetzt gesteht. Aus dem Winkel erhebt sich ein Mädchen mit rohem stumpfsinnigem Gesichte.

„Susanna, hast Du diesen Brief gelesen?" Sie nickt. „Warte, ich will ihn Dir jetzt vorlesen, am Ende hast Du ihn nicht begriffen. Hör zu, und dann will ich Dich im Namen Deines unglücklichen Vaters fragen, ob Du noch weiter leugnen willst."

Der Richter liest langsam, ruhig die Zeilen ab. Ueber das Blatt weg sieht er nach dem Mädchen, und als er das letzte Wort gelesen hat, blickt er sie forschend an. Da füllen sich die Augen mit heißen Tropfen, sie sinkt auf die Steine nieder und schluchzt:

„Erbarmen! Ja, ich habe es gethan; ich habe das Kind getötet."

Kolbotten.

Als ich diesen Winter, gelegentlich eines Besuches, den ich Arne Garborg in München abstattete, zu einem Feste in dem dortigen Künstler- und Schriftstellerverein eingeladen war, fühlte ich mich, in meines großen Landsmanns Namen, sehr geschmeichelt von der Ehrerbietung, die ihm die anwesenden Deutschen erwiesen und dem außerordentlichen Interesse, das sie seiner Wirksamkeit entgegenbrachten. Ola Hansson hatte grade damals eine Biographie Garborgs in der „Neuen freien Presse" veröffentlicht, worin auch von Garborgs Heim, Kolbotten in Oesterdalen, die Rede war, und nun benutzten unsere Wirthe die günstige Gelegenheit, ihre Neugierde, die durch jenen Aufsatz erregt worden, zu befriedigen. Sie waren meist geneigt, sich dieses eigenthümliche Dichterheim als eine Sennhütte vorzustellen, wildromantisch über einem Abgrunde hängend, rings von Gletschern und jähen Felsklüften umgeben. Das Wort „Nordisches Hochgebirge", welches in Hanssons Artikel vorkam, hatte sie darauf gebracht, an diese Art Naturwildheit zu denken. In Wahrheit sieht es aber in Kolbotten ein wenig anders aus.

Kolbotten liegt zwar 2—3000 Fuß über dem Meeresspiegel, aber die Vegetation ist viel reicher und das Klima bedeutend milder als im westlichen Norwegen bei gleicher Höhe. Der Ort liegt bei Savalen, einem großen Wasser, tausend Fuß über dem herrlichen Thalgrunde von Tönset, von dichtem Nadelwald umgeben soweit das Auge reicht. Mitten im Walde, ein wenig bergauf stehen Garborgs zwei Balkenhäuschen.

„Kolbotten" werden in jener Gegend die Lichtungen genannt, welche dadurch entstanden, daß man die Fichtenstämme und Wurzeln zu Holzkohle brannte, die dann nach Hüttenwerken gefahren wurde.

Garborg gelangte in den Besitz seines Tuskulums durch seinen Freund, den Theologen Ivar Mortensen. Dieser hatte dort oben eine Blockhütte, wo er seine Ferien zubrachte, und bei einem Besuche bekam Garborg Lust, auch eine solche Hütte zu besitzen. Er erhielt den Grund und Boden zu einem Spottpreise und ließ sich darauf den bescheidenen Bau errichten. Dort hauste er im Sommer und schrieb, oder ruhte sich von der anstrengenden Winterarbeit im Dienste des Staates und der Presse aus.

Vor einigen Jahren heirathete er. Aber grade in jenen Tagen nahm ihm die Regierung ganz plötzlich, ohne jede Warnung, seinen Revisorposten. Der Mann, welcher „Aus der Männerwelt" verfaßt hatte, mußte zu Tode gehungert werden! Unser Landtag hat ja bei mehreren Gelegenheiten solche Auffassungen des Geisteslebens an den Tag gelegt. Es war nicht gar lange nachdem man Kielland seinen „Dichtergehalt" verweigert. In jenen Tagen schien alle Rohheit in unserem Staatsleben ihren Gipfelpunkt erreicht zu haben — und Garborg zog sich, von Gram und Sorge erfüllt, in seine Klause hoch oben in Oesterdalen zurück. Da wohnte er mit seinem jungen Weibe den ganzen Winter. Der Schnee lag hoch über den Fenstern, und die Kälte war so stark, daß man dicht am Heerde Tag aus, Tag ein sitzen mußte, um nicht zu frieren. Das Thermometer wollte nicht über den Nullpunkt steigen, so viele Fichtenklötze man auch ins Feuer warf. Da saß Garborg und schrieb sein „Unversöhnlich", ein Schauspiel, da wohl technische Fehler hat, weil seine Fähigkeit als Dramatiker noch ungeübt war, aber da an dichterischer Kraft und edlem Zorne seines Gleichen in der Litteratur sucht[1]).

Ein Mal wöchentlich schnallte er seine Schneeschuhe an, (ohne welche man in dem hohen Schnee der Gefahr des Versinkens ausgesetzt ist) und lief die zwei Meilen nach der nächsten Ortschaft, Aumа, um Postsachen und Lebensmittel zu holen. Auf dem Rücken trug er einen flachen Korb. Und war das Wetter besonders günstig, machte seine junge hübsche Frau die Schneeschuhtour mit; die Frauen des Ostlands sind in dieser Art Sport sehr ausdauernd.

Jetzt wohnt Garborg nur noch im Sommer dort, und mitten zwischen den Fichten ist noch ein zweites Balkenhäuschen errichtet. Da hält er sich auf, wenn er Ruhe zu seiner Arbeit braucht. Denn die Familie ist um einen etwa drei Jahr alten, schönen wilden Knaben vermehrt, der alles mögliche Unheil anstiftet und so viel Lärm macht, als er nur kann. Der kleine Bursche hat in den Kindern eines Malers, eines Freundes von Garborg, Gesellschaft bekommen, welcher von Deutschland aus heraufgereist ist und sich in einem Gebirgshofe bei Savalen, ein Stückchen von Kolbotten entfernt, aufhält. Auch ein anderer Deutscher besuchte ihn diesen Sommer, welcher durchaus die „Sennhütte", wie er es nannte, kennen lernen wollte.

Bei schönem Wetter hat man die herrlichste Aussicht von der Veranda des neuen Hauses aus. Die Sonne malt gelbe Flecke auf den röthlich und braun gefärbten Waldgrund nach dem Wasser zu, und dieses liegt ruhig und blank glänzend, die fichtenbekleideten Firste wiederspiegelnd.

Ganz unten, am Rande des Wassers, streckt der mächtige Trondberg seine blauenden Wände und seine weiße schneebedeckte Spitze über das Thal, und im Osten wölben die Rundarne ihre Kuppeln gegen den Himmel. — Der Trondberg dient als Barometer. Liegt er am Abend blank und klar, so weiß man, daß der nächste Tag Sonne und Wärme bringt; hat die Bergspitze dagegen eine Nebelkappe aufgesetzt, giebt's Regen, und zwar sehr schnell. Ich war dieses Jahr, um Mitte Juni, mit Garborg nach der Eisenbahnstation hinuntergegangen, um die Post zu holen. Plötzlich verhüllte sich Trondens Gipfel, und eilends machten wir uns auf den Rückweg. Aber kaum hatten wir eine kurze Strecke zurückgelegt, als ein so heftiger Schnee, mit Regen vermischt, herunterstürzte, daß wir in einer der Erdhöhlen, in welchen die Kohlenbrenner im Winter zu hausen pflegen, Obdach suchen mußten.

Die erste Zeit, als Garborg nach all dem Aufsehen, welches „Aus der Männerwelt" gemacht hatte, hier oben wohnte, wurde er von den Honoratioren des Bezirks sowohl, wie von den Bauern mit Mißtrauen aufgenommen. Sie betrachteten ihn als den leibhaftigen Gottseibeiuns, den unter sich wohnen zu haben ihnen nichts weniger als gemüthlich erschien. Aber seit sie ihn aus der Nähe kennen gelernt und gefunden haben, daß er ein friedlicher, umgänglicher Mann ist, fürchten sie ihn nicht länger; sie wagen sich immer näher heran und das Verhältniß ist das Beste. Und seit sie gelesen haben, welche Aufmerksamkeit er im Auslande geweckt, sind sie sogar ein wenig stolz auf „ihren Garborg".

Gabriel Finne.

[1]) Das Drama ist bisher deutsch nicht erschienen.





Orientmaler.

Wilhelm Gentz ist todt.

Er war ein recht guter Maler, obgleich er in Berlin wohnte. Und wiewohl er Mitglied des Senats der Akademie war, konnte er malen.

Er malte Orientbilder als Realist. Er sah in der That schon in die Natur. Doch riskirte er dies erst im Orient. Die Orientmaler sterben aus, denn man fühlt sich nicht mehr verpflichtet, fort zu gehen, wenn man den Wunsch hat, was man sieht, zu malen. Da also die Orientmaler aussterben, sehen wir ihre Classe im Ganzen durch.

W. Gentz war ein Orientmaler aus demselben Grunde wie jeder andere: ein Nachklang des Romantismus beseelte Alle. Wie Decamps mit der Palette, Delacroix mit seinem Feuer (wenn Sie französische Kunstgeschichte nachlesen, werden Sie sehen, wie hübsch meine beiden Vocabeln sind) nach Algier gegangen waren, folgte ihnen, nur realistischer geworden, ein jüngeres Geschlecht. Der Orient ist so groß, daß er vier Arten Platz gab, seine Eigenschaften zu enthüllen. Seine Eleganz gab er Fromentin, seinen Berolinismus Gentz, seine Wollust Benjamin Constant, und seinen Charme dem Guillaumet.

Madame, als Fromentin lebte, wirkte Napoleon III. Und man bewunderte damals im Salon die formvollendeten Bilder des Gérôme. Nun trat Fromentin, weit geschmeidiger in der Malerei als Gérôme, und mehr als dieser im „Stil" des Malens alter kleiner Holländer (les maîtres d'autrefois), in die weißen Nächte Algiers hinaus und schilderte mit unnachahmlicher Grazie die galoppirenden Araber auf ihren schönen Schimmeln. Seine Natur war parfümirt. Kein Mißton trübte die Bilder. Sie waren die elegantesten Lügen der Zeit, wenn Sie wollen, — vorgetragen jedoch von einem so überlegenen und überlegten Manne, daß es auch den demokratischsten Realisten schwer wird, von ihnen zu sagen: dies und das ist gelogen, wenn es ihm auch wohl leicht wird, zu sagen: dies und das, und eigentlich überall etwas, ist nicht wahr. Denn er ermangelt der Schroffheit, der Marke der Natur; es war ein Grad Schmiegsamkeit in Fromentin, der die Natur ihrer Knochen beraubte und nur ihre Epidermis gab.

Man kann dahin kommen, Fromentin zu süß zu finden. Bei Gentz kann man zu dem Urtheil gelangen, daß er zu viele Stücke (und nicht einmal immer Zucker) in sein Bild hineinthut, welche nicht aufgelöst worden sind.

Doch ich bin vielleicht grausam. Er ist nicht süß, auch weil er es nicht **kann**: jedoch er hat einen anderen Vorzug ganz, das Markige. In seinen Bildern fehlt das Knochengerüste nicht; es fehlen nicht die Kanten und Ecken. Vielmehr sind ihrer vielleicht eher etwas zu viel; er trägt **Vorliebe** für sie in seine Bilder hinein, er giebt ihnen Typen der Häßlichkeit mit, mit Vorliebe für die Häßlichkeit; er läßt ihre Figuren schreien, die bei Fromentin keinen Laut von sich gaben. Er trägt Berlin,

Madame, in den Orient, Unruhe, Madame, in das Reich der Ruhe. Sein Orient kennt nicht die Würde. Sein Orient ist drapirtes Judenthum; da er das Stammland ist, können Sie ihn das Judenthum **direkt** nennen.

Ah, welch ein anderer Maler ist Guillaumet. Er ist der erste Orientmaler der beinahe Verhältniß zum Orient an sich hat. Decamps (Vergebung, daß ich auf ihn zurückkomme) hatte Verhältniß nicht so sehr zum Orient, als zu seiner Farbe, Delacroix nicht so sehr zu der Provinz, als zu ihrer Wildheit, in der er die seine wiederfand. Gentz suchte hier das Interessante, das Episodische, Bunte, Zufällige, Fromentin die Eleganz der Pferde, das gute Reiten der Beduinen. Aber Guillaumet, Madame, der Fromentins Schüler war, ging in den Orient mit jener Liebe zum Orient, die der Vicomte Melchior de Vogüé in der Revue des deux Mondes hatte.

Ein Flüchten aus dem Occident in die Ruhe. Ein Ferienaufenthalt mehrerer Jahre. Eine Rückkehr in das Land unseres Traumes. Weichheit. Wasserpfeife rauchen, nachdem man in Paris gewesen war. Schachspielen und die Politik vergessen. Den Glanz der Luft sehen, nachdem man genug vom grauen Himmel der Boulevards des Italiens bekommen; und aus der westeuropäischen Geschmacksarmuth von unsern Schneidern fort, in die weiten Hosen des Orients schlüpfen, behaglich in der Sonne liegend . . . Ja, es ist der Orient bei Guillaumet; aber, es ist der Orient wie man entzückt ihn sieht, nachdem man Europa den Rücken gekehrt, jedoch in dieses Welttheils Centrum die Augen verfeinert hatte, um seine Schönheit zu genießen.

Von dem Orient Benjamin Constants möchte ich Ihnen kaum etwas mittheilen. Er ist, als ob Sie nach einer raffinirten Musik den Tamtam und die Pauke hören. Der Orient Benjamin Constants ist durch und durch ordinär. Ein ordinärer Schüler des Henri Regnault, der im Kriege als Letzter fiel und vielleicht auch diesem Umstand etwas von dem Zuviel an Ruhme dankt, der ihm in Frankreich zu theil wird. Allerdings ist Frankreich solchen Dingen geneigt, wie Grausamkeit oder was dasselbe ist Wollust. Constant malt Paschas, welche Frauen hinrichten, ein dicker Sonnenstrahl fällt in den verdunkelten Harem und weiße Leiber, purpurne Blutbäche und braunschwarze Hintergründe bilden seinen Orient, der allerdings auch wahr ist; Allah ist groß.

Uns modernen Europäern kann der Orient objektivirt nicht gefallen (er ist auch noch niemals gemalt worden), für die Grausamkeit ist er uns zu schade, für Eleganz sind wir ihm nicht dankbar genug, für den Witz in ihm und über ihn sind wir schon wieder zu classisch, und nur seine Gegensatz-Eigenschaften zum Occident machen ihn uns, indem sie ihn uns als eine liebliche Fata Morgana nähern, noch überhaupt möglich. Guillaumet, Madame, ist ebenfalls todt, gleich Gentz. Und wir müssen ihn betrauern.

Theater.

Lessing-Theater: „Neue Zeiten". Schauspiel in drei Aufzügen von Adolph Wilbrandt.

. . . Doch darunter lebt ein Glühen
Seltenster Begebenheiten,
Und man fühlt ein still Bemühen,
Als ob Zeiten sich bereiten.

Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Adolf Wilbrandt, der „Gast vom Abendstern", der mit träumenden Augen auf dieser Erde umherging, „Meister Amor" preisend und die Sorgen verlachend mit Burschenhumor — Wilbrandt schreibt einen dramatischen Beitrag zur sozialen Frage.

Vorm Jahr noch brachte der Dichter uns zwei Novitäten von altem Stil: ein historisches Trauerspiel aus dem deutschen Mittelalter und ein Lustspiel in Benedix' Geiste. Heute erzählt er, mit ernstem Bemühen, von „Neuen Zeiten", und legt so Zeugniß ab, selbst er, von der fortreißenden Gewalt dieser Tage: auch die Besten der alten Generation widerstreben nicht länger dem Gebot der Stunde; und wenn auch die moderne Welt ihr Werben nicht erhört, wenn sie auch zwischen gestern und morgen noch rathlos stehen — sie versuchen doch immer von Neuem an dem Preise theilzuhaben, nach dem kräftigere, jugendlichere Hände sich verlangend strecken; und wenn sie fallen, fallen sie tapfer, die betrübten Opfer einer Uebergangsepoche.

Als ein Vermittlungsversuch zwischen alt und neu, arm und reich, zwischen Drama und Benedixiade stellt Wilbrandt's Schauspiel sich dar. Der Dichter will nicht, wie man ihm mit billigem Spott vorgeworfen, die „soziale Frage lösen"; aber sein Beitrag zu dem bewegenden Problem der Zeit ist allerdings ein verzweifelt naiver: „Selbstbesteuerung des Luxus" so heißt das Schlagwort, mit dem sein Fabrikant Eckart auf reiche Frauen und arme Arbeiter verblüffend, verführend wirkt. Er hat zwar das Empfinden, der Grobian, dem der feine Dichter seine Tendenzen leiht, daß „Zeiten sich bereiten"; aber die Mittel, durch die er sie in die Wege leiten will, gesprochene Leitartikel und Nachmittagspredigten, haben nur Schwung, keine Tiefe, haben Wärme, doch keine Wahrheit. Zwischen einer dramatisirten Abhandlung, in welcher die Philanthropie recht stark, aber die Nationalökonomie herzlich schwach ist, und zwischen den unentbehrlichen Liebesscenen: Paar eins die Ernsten, Gesetzten, Paar zwei die jungen Springinsfelde, schwankt der Dichter; und so sind seine „Neuen Zeiten" wohl der merkwürdige Beweis der sich wandelnden poetisch-theatralischen Anschauungen, aber weder ein starkes, noch ein lebensfähiges Stück geworden. All der liebenswürdige Humor, der Wilbrandt auch diesmal treu geblieben, seine bewegliche, scenische Laune und sein feiner, geputzter Dialog haben das Schauspiel nicht halten können: aus der günstigsten Premierenstimmung geriethen die Hörer zuletzt bis dicht an den bedrohlichen Ulk heran. Die Darstellung hat Beides, Vorzüge und Schwächen des Stückes, deutlich erkennen lassen: Frau Wilbrandt, Frau von Pöllnitz, Herr Schönfeld haben den Dichter wo er lebendig oder auch nur lustig ist, kräftig unterstützt; wo er aber pathetisch und theatralisch wird, da haben ihn Fräulein Detschy, Herr Klein und die Anderen durch ein schleppendes Tempo und ein übertriebenes Phrasiren begraben helfen.



Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von **Marie Herzfeld.**

(5. Fortsetzung.)

VIII.

Mama war nun jeden Sommer eine Zeit lang in Kristiania. Sie führte ihrem Bruder Nils die Wirthschaft, während Marie sich ihrer Nerven wegen auf dem Lande befand, oder sie besuchte Lea und Tom, die es Gott sei Dank bei der Jungfer Aaberg auf Elmerud recht gut hatten.

Fanny durfte nicht mit. Sie wurde in Kristiansborg oder in dessen Umgebung bei einer oder der anderen Bekannten zurückgelassen, und so vertrieb sie sich die Zeit mit den Kameraden, welche sie an den verschiedenen Orten gerade fand, so gut sie es vermochte.

— Diesen Sommer wurde es in Kristiansborg unterhaltend; es kamen Schauspieler in die Stadt.

So etwas hatte Fanny vorher niemals noch gesehen. Schon bei der ersten Vorstellung bettelte sie, bis man sie mit nahm, und erlebte da einen Abend, welcher alles übertraf, was sie sich bisher je vorgestellt.

Sie wußte nicht, wo sie war. Frau Mühlbergs großer Saal mit den vielen Menschen verschwand vor ihr. Das Einzige, was noch existirte, war der kleine helle Raum, wo die Komödie spielte; der Rest der Welt war nur ein großer summender Abgrund, der sie Nichts anging.

Ach, war das merkwürdig! Ach, war das lustig! Wenn es nur anhielte, wenn es nur kein Ende nähme! Es zitterte und hüpfte in ihr vor Seligkeit; arme Mama, die nicht hier war und das nicht sehen konnte!

Welche Zwei einander kriegen sollten, errieth sie sogleich: der Marineoffizier und die im lichtrothen Seidenkleid. Nein! wer einmal so ein Kleid bekommen könnte! — Niemals in ihren Tagen hatte sie solche Menschen gesehen. Sie waren hübscher als Puppen und dennoch ganz lebendig. Nein, dieser Marineoffizier! Nein, die Uniform! Und der niedliche Bart; und wie kühn er war. Und so stattlich! und so zierlich! Sie saß da und verliebte sich in ihn, daß ihr das Herz in der kleinen flachen Kinderbrust klopfte.

Und dann sangen sie. Oh, wie sie sangen! Die im Seidenkleid konnte so hübsch mit der Stimme zittern, und dann hatte sie einige Armbewegungen, wie Fanny Aehnliches nie gesehen —:

„Sanfte Hügel, grüne A—u—en,
„Heiß geliebtes kleines Tha—al,
„Soll ich nimmer Dich mehr scha—u—en,
„Dein gedenk' ich tausendma—al."

Allein wenn sie und der Marineoffizier zusammen sangen, so wurde es so herrlich, daß man hätte weinen mögen. Ach Du mein . . . „Frau Mühlberg, haben Sie je schon etwas so Schönes gehört? Singt man so schön in Kristiania, Frau Mühlberg?" — „Pst, pst" . . .

Und denkt Euch, im zweiten Akt war die Scene ein förmliches Schiff. Da gab es Tauwerk und Matrosen und allerlei anderes Zeug, ungefähr wie auf dem



Quick" oder auf der „Prinzessin Louise." Und nun wurde es erst unterhaltend. hahaha, nein, dieser alte Matrose!

„Unser Kapitän ist ein stolzer Held,
„Ein stolzer Held,
„Dem nicht der nächst beste Laffe gefällt,
„Laffe gefällt."

Und dann der alte Kerl mit der Nase, jener mit den vielen Stecknadeln! hahaha! . . . „Frau Mühlberg, Frau Mühlberg, sehen Sie? Das ist der Hinke-Michel!" —; „Pst, pst!" . . . „Er ist ja ein reines Nadelkissen," sagten sie; ha, ha, a! Hahaha!" — „Pst, pst" . . . — und nun begann sie auch zu verstehen, was e redeten. „Nein, schauen Sie diesen Gecken an, der anfangs so eingebildet war; un ist er seekrank; hahaha, welch' ein Dummrian! Sehen Sie, nun muß er wieder ingehen und den h. Ulrich anrufen, hahaha! hahaha!" — „Pst, pst, pst doch!" . . .

Es war ein alter langweiliger Bursche da, gewiß der Vater der Rosenrothen, r war fürchterlich dumm, er wollte nicht, daß seine Tochter den Marineoffizier ehme. Als ob sie einen bessern Mann bekommen könnte! Aber nun würden wir hen; nun erschien der Marineoffizier. Und hier an Bord war er der Herr!

Ach! Oh! Gott tröste uns! Sie hängen ihn auf! Oh! — „Still doch, pst! st! Hahaha!" — Fanny fühlte sich an der Schulter gepackt und geschüttelt; man üsterte ihr etwas ins Ohr von „Still sein," „hinaus geworfen werden" . . Still? Saß sie etwa nicht still?

O Gottlob; ah, dieser prächtige Kapitän; — natürlich war das Ganze blos ine List gewesen, um den Alten zu erschrecken. Und nun gab er auch nach. Ah, tzt fielen sie einander in die Arme! — Uf, denkt Euch, sie küßten einander . . weimal, dreimal, viermal! . . . Es wurde Fanny ganz heiß. Aber das war ja ichts Schlechtes, nachdem sie verlobt waren . . . und nun sangen sie und freuten ch. Ja, sie durften wohl froh sein, besonders sie, besonders sie . . . Ach, dieser übsche Kapitän!

O weh, der abscheuliche Vorhang; nun wurde derselbe wieder vorgezogen. Wenn es nur nicht zu lange dauerte; denn nun sollten wir natürlich Hochz. . . . m ganzen Saal brach ein lautes Getöse aus; als sie sich umschauen konnte, standen lle Leute und klatschten in die Hände. Auch die Damen hatten sich erhoben. Was ar denn das; wollte man gehen? Ein neues Tosen durchbrauste den Saal; nun ffnete der Vorhang sich; nun begann es von Neuem . . . Wie —? Sie verbeugten ch blos und dann zog man den Vorhang wieder vor?

„Komm nun, Fanny," sagte Frau Mühlberg.

Verzweiflung ergriff Fanny; war vielleicht schon alles aus? Die Leute zogen en Thüren zu. Gott sei Dank, da begann wieder jemand zu klatschen. „Da capo!" Da capo!" riefen sie; — ach diese guten Menschen! Nun konnten die Schau-pieler wohl nicht länger widerstehen.

„Frau Mühlberg! Frau Mühlberg! Es kommt noch etwas! Es kommt noch twas!"

Der Vorhang öffnete sich; die Dame im rothen Kleid trat an der Hand des Kapitäns heraus; nun fing es wieder an, nun fing es an . . o weh! Sie verneigten nd verneigten sich nur! Dann schloß der Vorhang sich wieder.

„Also komm jetzt, Fanny!" sagte Frau Mühlberg.

Fanny erstickte mit Mühe ihre bitteren Thränen; alle Leute gingen; es war ichts mehr zu machen.

Fanny bettelte sich in alle vier Vorstellungen hinein; außer der „Reise nach China," die aber nur wiederholt, nicht fortgesetzt wurde, sah sie „Die schwache Seite" nd drei komische kleine Stücke. Den Rest des Sommers verlebte sie in einem ollständigen Theaterrausch. Ueberall, wo sie jemand bewegen konnte, zuzuhören,

stellte sie ganze Scenen dar und trug Couplets vor; besonders Frau Hedwig, die im rosenrothen Seidenkleid, suchte sie nachzuahmen. Ach, wer nur einmal solch' ein Kleid bekäme! Ein lichtrothes Seidenkleid mit Schleppe! Das wäre etwas anderes als dieser Sack von grauem Zeug, in welchem sie herumspazieren mußte, und welcher obendrein nicht weiter reichte, als bis zu ihren Knieen . . . und sie hatte doch so fürchterlich große Füße hatte . . . Ach! wer nur einmal konfirmiert wäre!

Mama kehrte aus Kristiania zurück und war schlecht gelaunt. Fanny konnte nicht herauskriegen, was denn los sei; es wußte darum wohl auch niemand anders als die alte Kari; wenn sie und Mama jedoch sprachen, so verstand Fanny nicht, wovon sie sprachen.

„Ich glaubte fast, unser Herrgott wolle mir nun wieder helfen,“ sagte Mama eines Abends; „der Ausspruch des einen Doktors lautete ja, daß es nicht lange mehr dauern könne.“

„Eines Doktors Ausspruch, ha, ha, ha! Setz' Dich drauf, so fliegt's nicht fort!“ versetzte Alt-Kari.

„Nun giebt es aber einen anderen Arzt, der etwas anderes sagt; es ist gar nicht die Lunge, sagte er; es ist nur Schwäche; sie verträgt diese vielen Geburten nicht . . .“

„Ja, ja; ein Kind jedes Jahr, das ist gerade so gut wie eine gewöhnliche Auszehrung.“

„Nicht deshalb . . . ; es mißgönnt ihr gewiß niemand das Leben; es ist aber doch merkwürdig, daß man dabei immer schlecht wegkommt; natürlich geht nie etwas so, wie man es sich denkt!“

Fanny aß Butterbrot und machte große Augen; „Von wem redet ihr denn?“ fragte sie.

„Ja—a, das ist's ja eben,“ antwortete Alt-Kari.

„Ach du, Haubenstock; — von wem redet Ihr, Mama!“

„Von jemand, den Du nicht kennst, und nun schweige und kümmere Dich um Dich selbst!“

„Uf, seid Ihr langweilig!“

Die alte Kari hielt Mama eine Ermunterungsrede; ihre Kiefer arbeiteten wie die Blasebälge.

„Trink' jetzt nur Dein Bier und nimm es kaltblütig, Margarethe,“ sprach sie, „am Ende giebt es sich, wie der Seiler sagte, und man soll den Mund nicht auf machen, ehe man kaut und nicht den Hut abnehmen, ehe man den Herrn sieht; Du hast ja doch nichts zu weinen? es ist doch nichts los, denk' ich?“

Mama schien ein wenig verwirrt; „bist Du toll,“ sagte sie; „Du glaubst doch nicht, . . .“

„Nein, nein, nein, nein; sei nur gut, sei nur gut; Du mußt es nicht gleich so hitzig nehmen, Margarethe. Ho, ho, diese Jugend; wegen jeder Kleinigkeit fährt sie in die Höh'!“

Sie geriethen in alte Geschichten und kamen für den einen Abend in gute Laune. Allein am nächsten Tag war Mama wieder mißmuthig und geradeso unangenehm und brummig wie vorher. —

Onkel Solum langte zu seinem gewöhnlichen Herbstbesuch an; er war auch nicht recht bei Humor. Und auch ihn begriff Fanny durchaus nicht. Er sprach von verschlimmerten Zeiten und großen Verlusten; „wenn es so weiter geht, so kommt jeder zweite Mann um,“ sagte er; überhaupt sagte er vielerlei, was Fanny nicht verstand. Und dann wurde sie, wenn er hier war, beständig mit einer Menge von Aufträgen in die Stadt geschickt. Er hatte diesmal nicht viele Geschenke gebracht. Es schien ihr schlecht von ihm, daß es ihm nicht einfiel, ihr ein Kleid zu geben; das er

ze, was sie bekam, war Geld für ein Paar neue Schuhe. „Und passe auf, daß sie
id werden, Margarethe!“ sagte Onkel Solum.

Er blieb diesmal ziemlich lange in Kristiansborg; es war wegen dieser „ver=
nmten Wald=Geschäfte.“ Für Mama wurde es eine etwas schwierige Zeit; sie
llte um keinen Preis, daß Onkel Solum mit dem Buchbinder zusammen treffe.
nkel Solum liebt diese Art Leute nicht,“ sagte sie. Es war fast komisch, auf wie
lerlei Schliche sie kam, um Lundström vom Hause fern zu halten. Die alte Kari
f mit. Fanny wurde gleichfalls instruirt; es war eine förmliche kleine Komödie.
d Lundström ließ sich täuschen, obgleich er schließlich Mißtrauen schöpfte. „Was
ukel ist dieser Bruder Nils für eine Person?“ sagte er in seinem von Tag zu Tag
nder sicheren Schwedisch=Norwegisch. —

— Auf dem Heuboden war von Gesindestubengeschichten nun keine Rede mehr;
n führte Stücke auf.

Fanny und Ebba erinnerten sich an den größten Theil der „Reise nach China“;
Rest improvisirte man. Gina hatte besonders die Melodien behalten, sie sang
h hübsch; jedoch die lustigen Weisen gab Fanny am besten wieder. Um die
llen einigermaßen besetzen zu können, ließ man die Puppen mitwirken. Die
chzeit, um welche die Schauspielergesellschaft sie betrogen hatte, fügten sie auf
ene Faust hinzu; Fanny war der Pastor Pukstad und nahm die Trauung vor und
n fuhr in einer schiffbrüchigen Kalesche standesgemäß zu der Kirche und dann heim.

Die drei kleinen Mädchen waren nicht länger in Zweifel über ihren Beruf; sie
llten Schauspielerinnen werden. Ließ sich etwas langweiligeres und dümmeres
nken, als zu Hause herumzugehen und schließlich einen Kaufmann oder einen
ntoristen zu heirathen? Es war merkwürdig, daß irgend jemand sich mit so
as dürftigem begnügte. Gleich nach ihrer Konfirmation wollten sie in die Haupt=
dt, um sich auszubilden. Von hier ging die Reise nach Kopenhagen, wo die
en Theater sind, und zuletzt wollten sie dann nach Italien. Alle Künstler mußten
einige Zeit in Italien aufhalten, erzählte Ebba; Mama hatte es gesagt. Schließ=
wollten sie nach Hause kommen und debütiren. Da wollten sie alle drei licht=
he Seidenkleider mit langen Schleppen tragen und sie wollten alle zugleich und in
selben Stück auftreten. Allein es mußte ein Stück mit drei Marineoffizieren
, so daß jede von ihnen einen kriegen konnte.

Sie redeten sich in die Sache so hinein, daß sie kaum imstande waren, die
nfirmation zu erwarten. Es tauchten allerlei Entweichungspläne auf; o, wenn sie
aus dieser langweiligen Kleinstadt fortkommen könnten! Natürlich würde die
e beschwerlich werden; gewiß würde sie aber auch interessant. Sich nur vor=
ellen, wie drei hübsche kleine Mädchen vor fremder Leute Thüre sangen; dann gelangten
an ein Schloß; in demselben wohnte ein General oder vielleicht ein Prinz; er
heraus und erblickte sie: „ei, wohin wollen denn diese Kinder?“ — „Wir
len nach Italien und Künstlerinnen werden.“ — „Nein, wirklich!“ — Der hohe
r fühlte lebhaftes Interesse. Und Gott weiß, was noch daraus weiter entstand;
hohe Herr hatte zufällig accurat drei Söhne und sie waren zufällig alle drei
rineoffiziere. . . .

Es endete damit, daß sie vorläufig sich zufrieden gaben. Gina meinte, sie
ten Deutsch lernen, ehe sie sich in die Welt hinauswagten. Mittlerweile konnten
Unterricht im Klavierspielen nehmen; das war auch etwas, worauf man sich ver=
en mußte. —

— Die Komödie kam auf dem Heuboden nach und nach in Verfall. Sie
ten so lang Hochzeiten auf, bis sie „Verheirathetsein“ zu spielen anfingen, und
gewannen bald wieder die Geschichten vom vorigen Jahre Macht über ihre Ge=
en.

Sie suchten wieder die dunkelsten Winkel des dunklen Bodens auf. Da

drängten sie sich zusammen und gaben sich ihren Phantasien hin. Es war so gr…
lich viel, was sie nicht verstanden. Und all das war so entsetzlich ekelhaft. Wie
aller Welt war es z. B. nur möglich, Kinder zu bekommen? Denkt Euch, so gr…
Kinder, die viel größer waren als unsere Puppen; wie ging das eigentlich zu? …
suchten es sich vorzustellen; allein es war und blieb unfaßbar.

Und warum bekommen nur verheirathete Leute Kinder? Wir wußten ja, …
Gott die Kinder schuf; wozu brauchte man also da erst zu heirathen? Allerd…
hatte die Zofe bei Andreassen ein Kind bekommen, ohne daß sie verheirathet …
jedoch da wurde Andreassen als der Vater des Kindes bezeichnet; — was hie…
denn eigentlich, der Vater eines Kindes sein; und wie konnte Andreassen der V…
des Kindes der Zofe sein, wenn er doch zu gleicher Zeit mit seiner Frau …
heirathet war?

Schrecklich, wie unklar das war. Eines war sonderbarer als das andere …
in nichts fand sich ein Zusammenhang. Sie mochten reden und sinnen, so vi…
wollten: die Sache blieb immer gleich unverständlich und der Gegenstand im…
gleich unerschöpflich.

Ihre Gedanken prägten sich in ihren Spielen ab. Von Verlobung und …
zeit gingen sie zur Wohnstube über. Sie stopften sich aus und waren schwan…
Dann kamen die Hebeamme und der Arzt, und nach langwierigen Wehen war …
Puppe geboren. Sonderbare, unschöne Dinge erfanden sie im Halbdunkel des …
bodens, und ihre Phantasien plagten sie wie ein böser Zauber.

Alles übrige auf der Welt wurde immer unerträglicher und langweiliger. …
einmal die Ferien waren mehr unterhaltend, soweit sie sie nicht mit einander verbra…
Besonders mit Fanny war es übel bestellt. In der Einsamkeit fürchtete sie …
schrecklich vor dem lieben Gott.

Sie fühlte seine spähenden Augen auf ihrem Rücken ruhen, überall hatt…
ihn, lauernd und lauschend, hinter sich. Ach, wozu existirte denn solch' ein . . …
nein, so meinte sie es nicht; natürlich mußte ein Gott existiren; sie liebte ihn, …
liebte ihn; ja freilich liebte sie ihn; er gab ihr ja Kleider, Schuhe, Essen, Tri…
diese Zimmer . . . ach, wenn nur wieder Schule wäre! Sie langweilte sich …
ermeßlich in diesem Sommer; es war schrecklich traurig auf Fredheim bei Pro…
Storm. —

In der fünften Klasse gab es noch mehr zu thun, als in der vierten, und …
Unterrichtsstunden waren lang wie die Ewigkeit! Ach, wer durchgehen könnte! …
in Frau Kahrs' Stunden waren sie schlaff und zerstreut. Sie unterhielten sich …
einander Zettel zuzusenden, welche durch mystische Buchstaben oder Zeichen irge…
auf das hindeuteten, was sie gerade beschäftigte: „F. M. hat nie einen K. bekom…
Fräulein Malthe hat nie einen Kuß bekommen; — „F. S. wünscht sich schreckl…
h." — Fräulein Strandby wünscht sich schrecklich zu heirathen." In den …
pausen gebrauchten sie eine ähnliche Sprache und amüsierten sich damit, …
derbe Dinge auf solche Art zu sagen, daß man sie nicht verstand.

Sie hatten Anfälle von wilder Lustigkeit, hüpften, tanzten, liefen, …
Eine beliebte Uebung wurde plötzlich das Schwören und Fluchen. „Was Henk…
das?" — „wo zum Kuckuck willst Du hin?" Von Jungfer Thorsen hatte …
ein kleines Fluchwort gelernt, „Potz Element," das sie in der Schule einführte; …
sagte „bei Gott", wie sie es von ihrem Vater und ihren Brüdern gehört.

In dem Lesebuch, das in der Schule verwendet wurde, stand ein Volksmä…
in welchem der Satan erwähnt war. Der heilige Schneider Evensen hatte die…
deckt und es wenig erbaulich gefunden. Er hatte das Märchen mit Bleistift …
umklammert und auf den Rand geschrieben: „paßt für Kinder nicht." Die…
merkte Fanny eines Tages und unter Lärm und Lachen that sie die Sache …
ganzen Klasse kund. Die kleine, freundliche Josefine starb fast vor Verlegenheit …

Fanny, thu's nicht, Fanny; pfui, das ist häßlich von Dir, Fanny;" aber ihre Bitten verhallten in dem allgemeinen Hallo. „Paßt für Kinder nicht, paßt für Kinder nicht! hahaha, hihihi!" Dies „paßt für Kinder nicht" wurde von da an in der Klasse zum Sprichwort. Der Name Satan, welcher zur ganzen Geschichte Anlaß gegeben, wurde von den Feinen als Fluch acceptirt; doch sprachen sie blos den ersten Buchstaben aus, den Rest fügten sie in ihren Gedanken zu.

Schneider Evensen war einer der wachsamsten in der Gemeinde; als er im Lesebuch seiner Tochter den Satan entdeckte, unterrichtete er den Pastor Pukstad davon. Leider mußte der Pastor erklären, daß das Lesebuch, welches man bei Frau Kahrs gebrauchte, auch in der Bürgerschule in Verwendung stand; man konnte also aus diesem Anlaß gegen Frau Kahrs nichts vornehmen.

Jedoch in der Stadt redete man bald viel von Frau Kahrs und ihrem Lesebuch. Denken Sie sich, Frau Kahrs hatte in ihrem Institut ein Buch eingeführt, in welchem man fluchte! Es schickte sich nicht für einen anständigen Menschen, zu sagen, was drin stand; jedoch es war ein schrecklich ordinärer Fluch und mehrere kleine Mädchen hatten sich denselben schon angewöhnt. Dürften ernste Leute unter solchen Umständen ihre Töchter noch in die Schule senden?

Ein aus füherer Zeit stammendes Gerücht, daß Frau Kahrs in den obersten Klassen eine Bekehrung nach dem Tode lehrte, wurde nun wieder aufgefrischt. Einige Personen waren auch in Zweifel, in wie weit Frau Kahrs die Bibel als das Wort Gottes ansah. Sicher war es jedenfalls, daß sie allzu großes Gewicht auf die drei Glaubensartikel legte.

Frau Kahrs bemerkte, daß man murmelte und murrte. Jedoch, sie wußte, was es war, und kümmerte sich nicht darum. Ihre Schule hatte solche Ungewitter schon öfter durchgemacht. Vorsichtiger als sie konnte man auch nicht leicht sein. Es war unmöglich, sich strenger an die autorisierten Lehrbücher zu halten, als sie es gethan, und sie erinnerte sich nicht, jemals über irgend einen Punkt, dessen Auslegung zweifelhaft war, eine persönliche Meinung ausgesprochen zu haben.

Allein zu Weihnachten erhielt sie eine Reihe Austrittserklärungen. Man gab keinen Grund an; man theilte ihr nur in aller Kürze mit, daß Thea, Jensine, Sophie nicht mehr die Schule besuchen würden. Das wurde Frau Kahrs bedenklich.

Ohnehin erhielt sich die Schule knapp über Wasser. Noch einige Abmeldungen und es ging nicht weiter. Jedoch diese Schule war das einzige, was Frau Kahrs auf der Welt hatte; vertrieb man sie auch da, so blieb ihr nichts, womit sie ihr Dasein ausfüllen konnte.

Sie ergriff den Ausweg, den Religionslehrer der Bürgerschule für die Katechismusstunden anzustellen; sie selbst wollte sich mit der biblischen Geschichte und einer oder der anderen Bibelstunde in der Oberklasse begnügen. Dann würden die Gemüther sich wohl beruhigen. Allein es half nicht viel. Die einmal fort waren, blieben fort.

Pastor Pukstad sagte, es komme nicht so sehr auf den einzelnen Gegenstand an; das Ganze durchwehe immer noch Frau Kahrs' Geist und dieser Geist sei keineswegs lutherisch.

Gegen den Frühling zu verlautete, Frau Kahrs führe falsche Lehren über den heiligen Ehestand ein.

Sie hätte den Apostel Paulus in der letzten Klasse erklärt und dabei den jungen Mädchen die Ansicht beigebracht, die Frau brauche nicht länger dem Manne unterthan zu sein.

Die Frauen in Kristiansborg entsetzten sich. Und die eine Mutter um die andere kam zu Frau Kahrs gelaufen und fragte, ob sie wirklich etwas Aehnliches gesagt habe. In diesem Falle müßten sie ihre Töchter sogleich aus der Schule nehmen.

Frau Kahrs sah, daß es das Leben galt. Sie berief die Eltern der Schülerinnen

zu einer Versammlung ein, und hier setzte sie in einem Vortrag genau auseinander, was sie gemeint und gesagt habe.

Sie ging davon aus, daß das Christenthum das Weib aus seiner früheren Stellung als Sklavin und Spielzeug emporgehoben und es als Schwester und Helferin dem Mann an die Seite gestellt habe. Von diesem Standpunkt aus habe sie das Wort Pauli von der Unterthänigkeit der Frau dahin erklärt, daß nicht länger mehr die Rede sein solle von sklavischer Unterwerfung, sondern allein vom freien Gehorsam der Liebe. Sie brachte Autoritäten vor, citierte Luther und Bischof Martensen, sprach sich warm und glaubte wirklich auf den finstern Gesichtern ringsherum einen Umschlag in der Stimmung zu lesen. Als sie fertig war, trat Pastor Pukstad vor.

Er wisse nicht, sagte er, ob Frau Kahrs es mit der Lehre Pauli in Uebereinstimmung finde, daß ein Weib in solch einer Versammlung rede; allein er wolle sich für den Augenblick nicht bei dieser Seite der Sache aufhalten. Er werde nur in Kürze die Hohlheit und Haltlosigkeit der Auslegung, welche man hier vom Worte Pauli vernommen, nachweisen. Und er wies umständlich nach, was Paulus eigentlich mit den Stellen, welche Frau Kahrs angeführt hatte, zu sagen die Absicht gehabt. Was die anderen von Frau Kahrs verwendeten Autoritäten betraf, so legte er Aussprüche vor, welche bewiesen, daß sie auch nicht konnten gemeint haben, was Frau Kahrs sie meinen ließ. Allerdings sei es wahr, daß unter Christenmenschen nur von einem freien Gehorsam die Rede sein könne; jedoch andererseits war es nicht minder wahr, daß der Mann das Haupt der Frau sein solle, ebenso wie auch Christus das Haupt der Gemeinde war, — die von Gott seit Anfang her festgesetzte Ordnung, welche auch ferner Geltung behalte. Er schloß mit einer eindringlichen Ermahnung an die Eltern von Kristiansborg, hinsichtlich der Verantwortung, die auf ihnen ruhte; in diesen Zeiten, wo allerlei unreife Anschauungen sich geltend machten, konnte man nicht wachsam und aufmerksam genug sein, namentlich, wenn es sich um die Jugend handelte, welche sich nur allzu leicht von dieser lockenden Rede der Gegenwart, der Phrase vom „freien Gehorsam,“ bethören lasse.

Frau Kahrs erhob sich wieder. Sie war sehr bleich; ihre Stimme klang unsicher und bebend. Die Gesichter rings im Saal hatten sich wieder verfinstert und Pastor Pukstads lange, kalte Entwicklungen und Citate standen vor ihr wie eine Mauer, über welche sie nicht hinwegkommen konnte. Der Pastor selbst saß dort unten, mit seinen Brillen, steif und stark, siegesgewiß und unbeweglich. Sie fühlte, daß sie unterlag. Die Schlacht war verloren. Eine schreckliche Muthlosigkeit ergriff sie, allein, wie sie dastand; dann packte sie aber eine plötzliche Erbitterung. Ihre Worte wurden heftig; sie kam mit Behauptungen und Anschuldigungen, die zu beweisen gar nicht die Rede sein konnte, gebrauchte Ausdrücke wie Verleumdung, Verfolgung, pfäffische Lüge; zum Schluß verließ sie die Sache ganz und erging sich in allen möglichen Redensarten über das Gute und Wahre im Allgemeinen; sie deklamierte vom Recht der Unterdrückten, von der Zukunft der Frau, vom Siege des Herzens und des Glaubens über den kalten, männlichen Verstand, welcher einerseits die Theologie mit ihrer Eiskälte und andererseits den Rationalismus mit seiner Todeskälte hervorgebracht; sie wurde warm, beredt, schön; was Pastor Pukstad nicht zu zerstören vermocht, das zerstörte sie in einem Augenblick der Begeisterung nun selbst.

Zitternd vor Erregung stieg sie vom Katheder herab und verbarg sich in einem Winkel zwischen zweien ihrer Lehrerinnen. Was weiter gesprochen wurde in der Versammlung, das hörte sie nicht. Sie fühlte sich eigenthümlich hingerissen; mitten in ihrer Verzweiflung fühlte sie sich gewissermaßen glücklich, geredet zu haben. Vielleicht hatte dennoch Einer oder der Andere sie verstanden und für sie und ihre Schule ein Herz gefaßt.

Pastor Pukstad gewann einen leichten Sieg. Glöckner Eilertsen sagte Amen, wie immer, und Schneider Evensen wiederholte von gemeindewegen des Pastors und des Glöckners Worte, worauf die Versammlung auseinander ging.

IX.

Fanny war eine Kristianenserin geworden.

Mama hatte sie nicht länger in der Kahrs'schen Schule lassen mögen; niemand aus den besseren Kreisen wollte ferner seine Tochter in die Schule schicken. Warum sollte man also da ferner auf dem Lande unter Bauern leben und sich zu Tode langweilen? Näherei konnte sie in Kristiania ebensogut bekommen wie hier. Eine Schule für Fanny mußte man wohl auch finden können. Fast jede Schule war nun mehr werth, als die der Frau Kahrs. Fanny war mit Allem zufrieden gewesen, wenn sie nur nach Kristiania kam. Und so hatten sie ihre Koffer gepackt und waren abgereist.

Arme Gina und arme Ebba; sie mußten auch ferner daheim bleiben. Da droben in dem langweiligen Nest herumzugehen und mit einer Gouvernante zu lernen, und dabei zu denken, daß Fanny — nun lebte Fanny in der Hauptstadt und unterhielt sich!

Aber Briefe sollten sie bekommen; so hatten sie doch immerhin etwas, um sich zu trösten. Sie würde ihnen Alles erzählen, wie sie es ihnen versprochen. Ach, wenn sie erfuhren, wie sie lebte, — sie starben vor Neid.

Erst mußte sie erzählen, daß sie in Klingenberg gewesen und das schwedische Theater gesehen. Ja, das war etwas Anderes, als Frau Mühlberg's Saal! Und dann mußte sie von den Kaufläden erzählen. O du mein, welche großartigen Läden! Irgendwo hatte sie sogar ein lichtrothes Seidenkleid ausgestellt gefunden, ein solches, wie sie es haben wollten, wenn sie von Italien heimkehrten. Es war kein Ende zu finden vor all den hübschen Kleidern und Mänteln; Pelzwerk gab es auch; und wenn sie erst all den Schmuck und die Armbänder sehen könnten, welche die Goldschmiede in der Königstraße zur Schau legten, sie würden nicht schlafen können, dessen war Fanny sicher.

Von sich und von Mama brauchte sie nicht viel zu schreiben. Sie konnte erzählen, daß sie in der Nähe eines großen Gartens wohnten, der Töjenhaven hieß, und daß das Haus, welches sie bewohnten, drei Stockwerke besaß. Und dann konnte sie sagen, daß sie im ersten Stocke wohnten; denn selbstverständlich war der erste der feinste. — —

Im Uebrigen dünkte es Fanny dort, wo sie nun wohnten, nicht sehr fein. Das Haus lag einsam und traurig in einer neuregulierten Gasse, die noch nicht einmal gepflastert war; es fand sich viel Koth da und die Straßenreinigung ließ zu wünschen übrig. Sie hatten ein Zimmer mit Küche; alles war dunkel und eng. Und dann herrschte drin ein so eigener Geruch, alter Küchengeruch, sagte Mama; Fanny glaubte nicht, daß sie jemals sich an denselben gewöhnen werde. Allein sie mußten dennoch sich an ihn gewöhnen, weil es hier billig war. Und dann hatten sie es hier ungenirt und angenehm, hatten einen besondern Eingang vom Thorweg aus.

Die Anderen, die im Hause wohnten, waren einfache Leute, um die man sich nicht zu scheeren brauchte. Jedoch im zweiten Stockwerk wohnte eine Frau Holter, welche der besseren Gesellschaft angehörte; sie war übrigens Lehrerin an einer städtischen Volksschule. Aber man sah sie fast nie.

Dagegen fiel ihr Sohn Fanny auf; es war das ein zwölf- oder dreizehnjähriger Knabe, welcher William hieß. Er war ungemein hübsch. So ein bleiches, feines Gesicht! Und wie hübsch er gekleidet ging! Eine kleine, niedliche, blaue Kravatte trug

er, der nicht zu widerstehen war. Gewiß war er auch sehr lieb; er glich den „Indianern" gar nicht. Fanny begann ihren Briefwechsel zu vernachlässigen. Sie war verliebt und befand sich den ganzen Tag auf Ausguck nach William.

Sie bekam viel freie Zeit. Mama bekam plötzlich einen Anfall von ihrer alten Krankheit und mußte sich in's Spital legen; daher blieb Fanny volle drei Wochen so gut wie allein. Eine alte halbtaube Frau, die auf der andern Seite des Thorweges wohnte, sorgte für ihr Essen; sie hatte nichts anderes zu thun, als die Mahlzeiten innezuhalten.

In jenen Tagen machte sie die Bekanntschaft einiger Mädchen aus dem dritten Stock, die auch gern draußen waren, wenn William kam; sie hießen Ingeborg und Anna. Es waren zwei liebe Mädchen, und außerdem kannten sie William. Bald kannte ihn auch Fanny. William und die drei kleinen wurden Spielkameraden, und Fanny hörte ganz auf nach Kristiansborg zu schreiben. — — —

Diesen Herbst wurde Lea konfirmiert; nach der Konfirmation besuchte sie Mama. Das war fürchterlich lustig; denkt Euch, Lea war erwachsen und fast heirathsfähig. Sie hatte Mama's Größe und begann schon Gestalt zu bekommen, und hübsch, wie sie war, würden sich gewiß bald Freier melden. Ein so schönes Mädchen hatte Fanny noch niemals gesehen. Sie glich der italienischen Hirtin, welche beim Rechtsanwalt Lehmann daheim an der Wand hing, — genau dieselbe blasse Hautfarbe und genau die gleichen herzigen, braunen Augen. Auch das Haar war ähnlich, gelockt, dicht und schwarz. Fanny hatte in der letzten Zeit sich selbst hübsch zu finden begonnen; aber sie war garnichts gegen Lea. Ach, wer einmal solche Haare hätte! Dieses dumme, lichte Gekräusel, welches über der Stirn wie ein hoher Hügel emporstand und bei welchem kein Kamm half, — sie würde niemals anständig aussehen mit diesem da. Nicht umsonst hatte Alt-Kari sie Struwelpeter genannt. Gottlob, im Nacken fing's sich's zu glätten an; ihre Flechte war schon ziemlich lang; vielleicht kam alles in Ordnung, bis sie so alt war, wie Lea. Vielleicht erhielt sie auch Lea's Gestalt. Es war angenehm, eine so hübsche Schwester zu haben; man wußte dann, daß man auch hübsch würde.

Uebrigens war Lea langweilig. Es war keine Spur von Jux mit ihr; sie war so erwachsen und still und vernünftig, daß sie kaum den Mund zu einem Lächeln verzog. „Aber Du," sagte sie nur, wenn Fanny mit ihr sprach; sie fand sich natürlich zu gut, um nunmehr mit einem Schulmädchen zu reden. Möchte nur wissen, ob Lea auch je . . . . so einen Heuboden gehabt? — Ach, keine Idee; sie war gewiß nie anders als brav gewesen. Die ganze Zeit über saß sie und sprach verständig über ernste Dinge mit Mama; sie sollte bei einer Familie in Drammen einen Platz bekommen, sagte sie, und aus diesem Anlaß ließ sie sich von Mama eine Menge erklären. Und dann erzählte sie von Papa. Er befand sich nicht wohl, sagte sie, und war nicht immer vernünftig; allein sie wollte ihn die ganze Zeit über entschuldigen. Im Grunde war er ja doch gut. Zur Konfirmation hatte er ihr ein hübsches Goldkreuz geschenkt, und ein solches sollte auch Fanny kriegen, hatte er gesagt.

Auch Tom hatte von Papa viele schöne Sachen bekommen, und er hatte denselben außerordentlich gerne; aber Tom setzte sich in den Kopf, daß er zur See wollte, und das war Papa nicht recht. Ein einzigesmal hörte Fanny ihre Schwester einen starken Ausdruck gebrauchen; es war über die Waldnymphe.

„Gott sei Dank," sagte Mama, „daß Du aus diesem Hause fort bist!"

„Ja," antwortete Lea, „ich freue mich wirklich darüber. Diese Jungfer Aabel ist eine ekelhafte Person!" —

„Ja, ja, an den Kindern sehen wir, wie alt wir werden," seufzte Mama, nachdem Lea abgereist war. Mama sprach überhaupt viel von ihrem Alter.

„Du, Mama, bist ja doch nicht alt!" meinte Fanny.

„Findest Du wirklich?"

„Gewiß nicht. Ja vielleicht des Morgens, ehe Du angekleidet bist; aber wenn Du Dich angezogen und schön gemacht hast, so bist Du gleich wieder jung!"

„Es ist doch gut, daß ich in Deinen Augen wenigstens jung bin, Krauskopf," versetzte Mama mißmuthig. —

Der Herbst schritt vor; noch war für Fanny keine Schule gefunden worden. Aber endlich theilte man ihr einen Entschluß mit.

„Es hilft nichts, Fanny; Du mußt in die Volksschule!"

„In die Volksschule? Ich?" fragte Fanny; sie glaubte es nicht. Jedoch als sie merkte, daß es ernst war, begann sie zu weinen.

„Hast Du etwa nicht selbst gesagt, daß .... nur solche, die Dienstboten werden, in die ... in die Volksschule gehen?"

„Es ist nicht die gewöhnliche Volksschule, versteht sich," entgegnete Mama; „Du kommst in die Zahlabtheilung. Die gewöhnlichen Leute gehen in die Freischule; sie haben nicht die Mittel zu bezahlen... Frau Holter sagt, daß die Zahlabtheilung ganz ordentlich ist; sie hat selbst einen Knaben dort!"

„William?"

„Ja, vielleicht heißt er William."

Fanny hörte auf zu weinen. Nach kurzer Pause sagte sie: „In Kristiansborg brauchen sie das doch nicht zu wissen."

„Nein, gewiß nicht," tröstete Mama.

Das große Volksschulgebäude mit seinen Hunderten von Kindern, seinen kalten Mauern und seinen eingesperrten Spielplätzen war gräßlich unheimlich. In den langen grauen Korridoren konnte man sich förmlich verirren und auf den breiten Steintreppen glaubte Fanny zu erfrieren. Die Schulzimmer waren groß und viereckig; die getünchten Kalkmauern glotzten leer herab. Und die Fußböden waren schmutzig von all den kotigen Schuhen, obgleich sie jeden Tag gescheuert wurden.

Die Zahlabtheilung befand sich im dritten Stockwerk, die Freischule unter ihr. Es war Gott sei Dank ein großer Unterschied. Die Mädchen in der Zahlabtheilung sahen ungefähr aus wie die in der Kahrs'schen Schule; aber die Mädchen der Freischule waren fürchterlich ordinär. Denkt Euch, die meisten von ihnen hatten nicht einmal ordentliche Wäsche an. Oft fehlten ihnen sowohl die Beinkleider als die Unterröcke; die dünnen, magern, blauen Körper hatten nichts auf ihrer Nacktheit, als dieses elende geflickte Kleid, das kaum mehr zusammenhielt. Man konnte durch und durch sehen. Uf, so gingen sie herum; Husten und Schnupfen hatten sie in einem fort, so daß es ordentlich grauslich war; überhaupt plagten sie alle möglichen Uebel; sie hatten Ausschläge, Wunden um die Lippen, Schmerzen in den Ohren, Skropheln. Die Mädchen in der Zahlabtheilung mieden sie so viel als möglich; aber in den Schulpausen mußten sie mit ihnen beisammen sein, da es nur einen einzigen Spielplatz gab.

Die Zahlabtheilung war nicht blos feiner: man lernte da auch mehr. Man hatte Geographie-, Geschichts-, Aufsatz- und Zeichenstunden. Merkwürdig genug bekamen sie auch Handarbeitsunterricht. Wozu brauchten sie flicken und stopfen zu lernen? Betrachtete man sie etwa dennoch als ordinär? Redete man sich vielleicht ein, sie würden Dienstboten? — Sechs Stunden in der Woche hatten sie Handarbeit, und zwar immer zwei Stunden auf einmal. Zwei geschlagene fade Stunden mußten sie bei dieser Flickerei sitzen. Sie starben vor Langeweile. Fanny stimmte mit mit der kleinen, gescheiten Emilie Lund überein —: „Ehe ich bei solch einer Arbeit sitze, werde ich Aufwärterin in einer Matrosenschenke!"

Allein hier half kein Murren. War man unartig, so wurde es dem Oberlehrer erzählt. Sie waren hier fürchterlich streng. Nicht einmal in den Pausen war man sein eigener Herr. Man mußte auf dem Spielplatz sein, ob man wollte oder

nicht, und zwei Lehrerinnen gingen umher, und gaben auf sie Acht. Beständig und überall waren sie unter Aufsicht.

Der Spielplatz der Mädchen war auf einer Seite von einem hohen Plank-werk begrenzt; dahinter lag der Spielplatz der Knaben. Die Burschen machten einen gräulichen Lärm, und es mußte schrecklich lustig sein, zu sehen, was sie trieben. Es gab auch Sprünge in dem Plankwerk, so daß man durchschauen konnte; jedoch da es verboten war, dazustehen und zu glotzen, mußte man sich begnügen, hie und da zu gucken, wenn die Lehrerinnen gerade den Rücken kehrten. Es schien, als wollten die Knaben ihrerseits auch gern wissen, was die Mädchen trieben; jeden Augenblick steckten sie ihre Köpfe über die Planke und tauchten wieder hinab; natürlich hielt man drüben gleichfalls Wache. Manchesmal entdeckte Fanny William. Da wurde ihr ganz warm vor Hoffnung, daß er etwa nach ihr ausschaute.

Als besserer Leute Kind und vormaliger Instituts-Zögling genoß Fanny in ihrer Klasse großes Ansehen; besonders in Emilie Lund bekam sie eine feurige Be-wunderin. Die beiden Mädchen begannen zusammenzuhalten. Emilie sah kindlicher aus als sie war; in Wirklichkeit verstand sie sich gut auf Schelmenstreiche. Dieselben galten den Kolleginnen, welche sie nicht mochten, und den Lehrerinnen.

Emilie war über Theaterangelegenheiten merkwürdig genau unterrichtet. Sie hatte ein paar Freundinnen, welche das Theater auch gut kannten; es war recht unterhaltend, die Mädchen reden zu hören. Sie wußten um alles, was mit dem Theater in Verbindung stand. Sie erzählten, wie es hinter der Scene aussah, sprachen von Frau Gundersen, Frau Juell, Johannes Brun wie von guten Bekannten, wußten wer liebenswürdig und wer nicht liebenswürdig war, wer mit einander befreundet oder verfeindet war, wer mit dem Direktor gut oder minder gut stand, und gaben eine Menge Coulissenanekdoten zum besten. Fanny lauschte mit angespannten Nerven. „Aber woher in aller Welt habt Ihr das?" fragte sie. — „O, von Karoline," sagte Emilie lachend; „die ist nämlich auf dem Theater geboren!"

Karoline war die Tochter einer schwedischen Schauspielerin von Tivoli. Ihren Vater kannte man nicht, aber Karoline gab zu verstehen, daß er den „höheren" Ständen angehörte. Wenn die Mädchen entzweit waren, stichelten sie an diesem Punkt auf einander los.

„Ach geh," sagte Emilie, „wir können gerade so gut Schwestern sein!"

„Ei, meinst Du, meine Mutter hätte sich in eine Bekanntschaft mit solch einem Menschen wie dieser Thomas Throndby eingelassen?" fragte Karoline.

Da wurde Emilie böse.

„Ah, über Thomas Throndby brauchst Du wirklich nicht die Nase zu rümpfen, Mütterchen; der Mann hat Geld! Und ich denke mir, er wird wohl auch in Tivoli seine Geliebten gehabt haben."

„Unter den Choristinnen, ja wohl!"

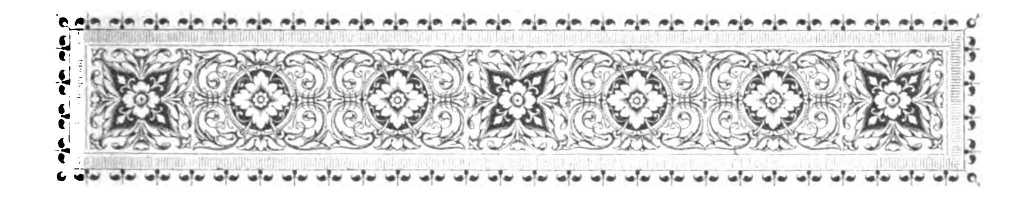
Es war wunderlich, solche Gespräche anzuhören; nein, es ging nicht fein zu hier in der Volksschule.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck: Kroll's Buchdruckerei. Sämtlich in Berlin.





Das junge Frankreich.

Eine Schilderung aus der Vogelperspective

von

Ola Hansson.

Die Nachfolger.

Edouard Rod läßt sich erschöpfend als der verholzte und verwässerte Bourget charakterisiren. Alle Dichtereigenschaften des Meisters findet man bei Rod wieder, aber was an Bourget Eigenart und Verdienst war, wurde am Schüler zu Schlendrian und Gebrechen. Bourget's Stil ist wie ein kostbar geschliffenes Glas und erinnert in seinen malenden Partien an bleiche, discrete Aquarelle; er vereinigt als Stilist die Treffsicherheit des wissenschaftlichen Analytikers mit dem Feingefühl des wählerischen Künstlers. Bei Rod sind die vornehm-blassen Farben zu einem tonlosen Grau in Grau geworden und die distincte Einfachheit ist pedantisch rechtwinklig. Bourget ist ein wirklicher Frauenkenner, was oft mit seiner kindischen Parvenubewunderung der Weltdame versöhnt. Rod hat gar keine Kenntniß der Frauen, und was er von den Männern weiß, beschränkt sich auf sein eigenes durchaus nicht interessantes Ich. Bourget ist weiblichen Sphinxen, die es ihn lockte anzubeten oder zu seciren, im wirklichen Leben begegnet; Rod ist von dem Gelüst, eine Sphinx zu besitzen, ausgegangen und hat das erste beste gute Kind in seiner Phantasie zu einer solchen umgewandelt. Er ist der durch und durch spießbürgerlich und correct fühlende Genfer Professor, der den blasirten Don Juan spielen will. Bourget ist ein feiner Kenner und vielleicht etwas dilettantisch-enthusiastischer Bewunderer Englands, der englischen Natur und des englischen Volks; Rod spaziert gewissenhaft in seines Vorbildes Fußspuren und zeichnet ebenfalls gewissenhaft die englische Miß, aber als ein naiver Pedant, der sich von dem allerinhaltlosesten aller Mißköpfe hat dupiren lassen („Scènes de la vie contemporaine").

Rod hat mit seinen Romanen eine ganz bedeutende Aufmerksamkeit in weiten Kreisen gefunden, jenes sympathische Entgegenkommen der gebildeten Gesellschaft, das die moralische Respectabilität der dichtenden Professorenplattheit in allen Ländern findet. Er hat in der beruhigendsten Weise in der Vorrede zu „Les trois coeurs" Zola den Gehorsam gekündigt und Bourget halb liebkosend auf die Finger geschlagen, um die allerneueste neue Schule und sich selbst als ihr Haupt zu proclamiren. Diese, unter dem Einfluß Wagnerscher Musik, Schopenhauerscher Philosophie, des französischen

Malerimpressionismus, der neuenglischen Poesie und des russischen Romans entstanden, sollte eine aristokratische, symbolistische, spiritualistische u. s. w., aber keine geschlossene Schule sein, und Rod schlägt vor, diese Richtung „Intuitivismus" zu taufen. „Ein Intuitivist", erklärt er, „ist eine Person, die in sich selbst blickt, und diese innere Beobachtung soll die äußere Beobachtung der Naturalisten ablösen." Das macht eine neue litterarische Technik nothwendig, z. B. die Beschreibungen zu streichen, den konkreten Fakten und allzu deutlichen Personen auszuweichen, zum Symbol zurückzukehren; aber er weiß nicht, ob nicht vielleicht der Roman überhaupt eine allzubrutale Form für diesen Zweck ist.

Das ist ja nun nicht so besonders tiefsinnig und auch nicht so überwältigend neu. Dies litterarische Ideal war vor Zola z. B. schon in der „Madame Gervaisais" der Brüder Goncourt realisirt und nach Zola von Bourget. Als eine Reaktion gegen die Zolaisten konnte es ja auf's Neue formulirt werden, und soweit kann man Herrn Rod willig auf seiner vermeintlichen Entdeckerreise folgen. Wenn er uns aber durch seine eigene Produktion als Anschauungsmaterial schulmeisterlich unterrichten will, enthüllt er blos seine absolute litterarische Impotenz.

Richard Noral, der Held in „Trois Coeurs", liegt, wie es einem ächten Intuitivisten ansteht, in seinen Freistunden in horizontaler Stellung, vertieft in Meditationen über sich selbst. Er sieht seine kleine Tochter mit dem Papierkorb spielen und macht dabei folgende Reflexion: „O, wie arm ist nicht unsere Epoche, wie mittelmäßig, blutleer und bleich. Eine Epoche individueller Ohnmacht und sinnloser Gehässigkeit, — eine Epoche von Eisen, eine Epoche ohne Glück, eine Epoche ohne Liebe. Eine Epoche für Politiker, Mechaniker und Corporale! — O unglücklicher moderner Geist" u. s. w.

Richard Noral ist von Natur ein Durchschnitts-Stubenmensch, aber die großen Dichter haben ihn verdorben. Er hat sich lauter sterile Träumereien angelesen, die ihn gleichgültig gegen Frau und Kind machen. Während seine Frau nach gut bürgerlicher Sitte mit ihrem Nähzeug oder Buch hinter seinem Rücken sitzt und in ihrer idealen Unschuld nichts Böses ahnt, schreibt er seinen tiefen Ueberdruß an den häuslichen Freuden auf's Papier nieder, seine Klagen, daß er nichts anderes als „l'affection", diesen „ombre amical de l'amour" kennen gelernt, und seine Sehnsucht nach hitzigeren Empfindungen, die die großen Zeiten gekannt. Und schließlich hat er wirklich seine heimliche, romantische, uneheliche Liebesgeschichte. Sie heißt Rose-Mary, ist von unbestimmbarem Alter, unbestimmbarer Nationalität, unbestimmbarer Herkunft, extravagant gekleidet, kosmopolitisch in ihrem Verkehr, trivial interessant; und obgleich der Verfasser sich die größte Mühe giebt, sie so mystisch wie möglich zu schildern, sieht man überall den internationalen bürgerlichen galanten-Wittwen-Typus hervorstechen. Noral hat sie nach ihrer ersten Abreise geliebt; als sie plötzlich wiederkommt, fragt er sich: liebe ich sie? und antwortet sich: Ich weiß nicht. Denn er ist im Grunde ein ganz unerotisches Temperament, das sich lange mit sechs dämonischen Frauenbüsten als Reizmittel an seinen Wänden begnügt, und jetzt — in ihrem Bilde — „sa fantaisie et sa perversité" haben will. Ihre erste intimste Intimität wird ein vollständiges Fiasko, und er fragt sich, ob ein so unbefriedigendes Resultat wirklich die Ungelegenheiten werth ist, die ihm all' das Verheimlichen verursacht. Rose-Mary gleicht nicht im Geringsten der Cleopatra und Königin Tahia an seinen Wänden, aber er will nun einmal seine Maitresse und ein Erlebniß mit einer Weltdame haben. Darauf kommen die Gewissensqualen und er landet seiner Frau und seiner Geliebten gegenüber, die beide seine Opfer sind, aber beide haben, was ihm fehlt „la puissance d'aimer" — in der obligaten Bourget'schen „réligion de la souffrance humaine." Er kann keinen entscheidenden Entschluß — hier folgt ein Kapitel aus Ribots „les maladies de la volonté" — zwischen seiner Frau und seiner Geliebten fassen, da giebt ein guter Freund ihm den Rath, sich aus dieser Scylla und Charybdis — durch eine dritte

Dame zu retten. Er führt ihn bei Madame d'Hays ein, die eleganter ist als seine Frau und vornehmer als Rose-Mary, und er ruft sofort aus: das ist Sie! Rose-Mary ist edel und reist ab — aber kaum ist sie weg, so hängt die ersehnte „Liebe" zu Madame d'Hays wie eine welke Knospe. Sein Kind stirbt — verschmachtet an der constanten häuslichen Verdrossenheit des Vaters, Madame d'Hays erscheint ihm auf einmal wie eine Fremde, auf die er sich nur noch schwer besinnen kann, und plötzlich tritt das unerwartete Glücksphänomen ein, daß er und seine Frau von dem absolutesten Verständniß für einander ergriffen werden. Darauf macht er folgende richtige Bemerkung: „Leidenschaft, Phantasie, Extase: betrübende Worte, Worte, leer an Sinn, die meine Anstrengung schuf, um ihnen einen solchen zu geben. Für die Leidenschaft ist unser Blut zu schwach, für die Phantasie haben unsere Träume keine Flügel mehr; für die Extase ist unser Verstand zu klarblickend. Und ohne Leidenschaft, ohne Phantasie, ohne Extase kann man doch lieben! O, die Dichter sind große Verbrecher. Sie blenden uns mit Worten!" Das Ehepaar beeilt sich nun, ein zweites kleines Mädchen zu bekommen, und Herr Rod, als wahrer Symbolist, unterläßt nicht darauf hinzuweisen, wie dieses Kind, schwächlich und traurig gleich einer Herbstblume, ein Bild vom bürgerlich stillen Leben der wunderbar geretteten Eheleute ist.

Man kann aber doch dieses Meisterstück von Konstruktionspsychologie nicht hinreichend würdigen, wenn man nicht auf die Composition Acht gegeben, durch die der Verfasser die Seelenevolutionsphasen des Helden nachhelfend unterstrichen. Der Prozeß ist sehr einfach, kennt man ihn einmal, so kann man sich ausschließlich an die Kapitelüberschriften halten und sich das Uebrige, ohne fehlzugreifen, aus eigener Phantasie ergänzen: I. Kap. z. B. Richard Noral. II. Kap. Hélène und Richard (Mann und Frau). III. Kap. Rose-Mary (die große Leidenschaft). IV. Kap. Hélène und Rose-Mary (eheliche und uneheliche Liebe). V. Kap. Madame d'Hays (der Ausweg aus dem Conflict). VI. Kap. Madame d'Hays und Rose-Mary. VII. Kap. Mad. d'Hays und Hélène. VIII. Kap. Hélène und Richard (die Versöhnung). Dasselbe Verfahren in dem Roman: „Le sens de la vie". Herr Rod will hier die Seelenevolution schildern, durch die ein Mann von einer Junggesellen-Lebensauffassung durch die Stadien der Ehe, Vaterschaft und allgemeinen Menschenliebe zum Christenthum geleitet wird, und zu diesem Zweck theilt er das Buch in vier Theile mit den Ueberschriften: „Ehe", „Vater", „Altruismus", „Religion", unter denen er dann so intuitivistische Meditationen zu Markt bringt, daß ein deutscher Dutzend-Socialdemokrat sich ihrer schämen würde. Das ist Mathematik in der Litteratur und der ohnmächtige Versuch eines kurzsichtigen und mattfühlenden Stubengelehrten, mit der Intuition des Dichters die Herzen und Nieren der Menschen zu durchforschen.

Wie war es möglich, daß dieser durch und durch unfranzösische Schriftsteller sich als einen litterarischen Messias aufspielen durfte? Warum hat der gallische Geist, der sich sonst chinesisch gegen fremde Kultureinflüsse abzusperren pflegt, diesen Genfer Professor sympathisch und respektvoll empfangen, der so dürr, so eng, so doktrinär und steril, so naiv ohne Frische, so sentimental ohne Innerlichkeit, so schwerfällig in seinem Stil, wie in seinem Denken ist? Ist es das äußerste Raffinement einer raffinirten fin-de-siècle-Gesellschaft, mitten in ihrer Auflösung einen Ehrenmann anzuhören, der in einem Uebermaß von Pessimismus und Lebensimpotenz sie in Bann thut und Reaktion auf der ganzen Linie predigt? Vor mehr als hundert Jahren schenkte Genf der sterbenden ancien-régime-Welt einen Züchtiger ihrer Sünden und Verkündiger der Natur, den die verwöhnte apathische Gesellschaft wie eine ländliche Mahlzeit nach einer allzu königlichen Tafel genoß; aber Rousseau war ein Genie, während Herr Rod — ein Professor ist. Ist vielleicht Rod's Erfolg in Frankreich der Ausdruck dafür, daß der gallische Geist seine litterarischen Resourcen erschöpft und das Faktum seiner eigenen Unfruchtbarkeit acceptirt hat?

Wir kommen zu J. H. Rosny, dem Verfasser von „Le Thermite, roman

des moeurs littéraires." Der Held und Schriftsteller Noël Servaise ist von Paria-Abkunft, mit einem unglücklichen Aeußeren und einem peinigenden körperlichen Gebrechen beschwert. Sein Eintritt in die Litteratur fällt mit der Blüthe des objektiven Naturalismus zusammen; aus beiden Gründen wird er ein treuer Bekenner der schwarzen Weltanschauung und des minutiösen Wirklichkeitsevangeliums. Aber es sind in ihm innere Forderungen vorhanden, die in Streit mit der Lehre stehn, zu der er geschworen: seine feine gestaltende Eigenart, eine gewandte Ordnerin der aufgespeicherten Details, Wort- und Eindrucksharmonien, die die Wirklichkeit metamorphosiren. Und wie der Dichter seine Richtung in diesem subjektiven Element findet, ist es natürlich einem Weibe bescheert, den Menschen aufrecht zu erhalten. Noël ist im Grunde verliebter Natur, hat sich aber im Mißtrauen auf seine äußere Erscheinung einer Schwarzmalerei des anderen Geschlechts ergeben. Da aber der Dichter Stoff für seine Produktion braucht, treibt er den Menschen auf die Jagd nach der Eva hinaus. Als sie nun einander wirklich begegnen, können sie sich nicht mehr trennen, sondern metamorphosiren sich allmählig gegenseitig vollständig im intimen Verkehr auf dem Lande. Er verwandelt sich aus einem schwarzen Pessimisten in einen Priester der „religion de la souffrance humaine"; der alte Naturalist stirbt, — was tritt an die Stelle?

Der neue Mensch manifestirt sich zunächst durch ein sehr gründliches Zerkratzen seiner berühmt gewordenen Berufsgenossen und ehemaligen Seelenverwandten; das Buch ist eine ganze Portraitgallerie bekannter französischer Schriftsteller mit angehängten Pamphleten. Als er darauf seine neue Substanz hervorzukehren anfängt, zeigt sich wenig Anderes außer chargirten Ausdrücken für das absolute Nichts.

Ein paar dieser Eigenheiten erwähne ich, reine Kuriositäten. — Rosny liebt es die allerkleinwinzigsten Erscheinungen mit den kolossalsten Bildern zu belegen. Es heißt von einem „Danke!" das der Geliebten entfährt, „daß das Wort in ihn hineindrang, wie Assar Addons Siege den Granitwänden Khorsabads eingegraben wurden;" und von ihrem Eintreten in ein Zimmer: „Elle entra lente, taciturne. Avec elle vint le brisement de la solitude, la sensation, qui a dicté le verset antique de la Genèse."

Die gewissenhafte Beschreibung der einzelnen Momente eines Erbrechens, in die der alte Noël seinen Stolz setzte, war nicht geschmackloser als diese Manier des neuen.

Eine andere krampfhafte Aeußerungsform litterarischer Ohnmacht sind Rosny's Versuche, allgemeine Seelenzustände durch geometrische Figuren zu veranschaulichen. Er schildert die Evolution eines Liebesverhältnisses durch drei Stadien auf folgende Art: „Au bien de l'idée de surface partout des creusements, des infinis de lignes étroites fouillant des infinis de profondeur." — — — „Le balancement morbide entre les obsessions alternatives de surface et de creusement se refondit dans la notion moyenne des trois dimensions." Mir fällt bei der Betrachtung dieser verfehlten artistischen Kunstgriffe der ebenso verfehlte Versuch des französischen Malers Raffaëlli ein, in einer bisher ungesehenen Art Skulptur und Malerei zu vereinigen: auf einer Separatausstellung auf dem Boulevard Montmartre sah man gegen einen Hintergrund von auf einen Blendrahmen gespannter, bemalter Seide sich Reliefffiguren aus Metall abheben — auch einer jener Nothwege, durch die die Kunst ihr Ziel zu erreichen sucht, wenn sie das Vermögen, auf natürliche und einfache Weise Illusion zu erwecken, verloren. —

Einer der ausgeprägtesten und durchgängigsten Züge an den leitenden Repräsentanten der modernen französischen Litteratur war die Richtung in's Mystische der Menschennatur, in das Räthselhafte und Sphinxartige. Bourgets ganze Psychologie bewegte sich mit Vorliebe auf dem Grenzgebiet des Unbewußten, das die Nornen des Lebens beherrschen („Cruelle enigme," „L'irréparable," „Profils perdus"); Huysmans hatte in „A Rebours" seine kühne Sonde in die Schleichwege der Sinne gesenkt,

Maupassant hatte in einer Novelle wie „Le Horla" jenem Unbekannten, das wie nächtliche Fledermäuse um das Haupt der Menschen kreist, einen unwirklichen, schreckenden Körper verliehen. Die Nachfolger, die dieses Element guter Mystik aufnehmen, treiben es in's parodische Extrem; sie führen in die Litteratur die hypnotische Charlatanerie, Frau Blavatsky's Theosophie und Herrn Papus Spiritismus ein. Als Typus dieser Irrwegsadepten kann Herr Josephin Péladan mit einem Roman „La victoire du mari" aufgestellt werden. Der tragische Conflikt dieser Geschichte, die aus einer äußerst geschmacklosen Mischung schlechter, verlegener, altdeutscher Romantik, spiritistischen Aberglaubens, liderlicher Phantasie und Wagnerianismus besteht, wird dadurch hervorgerufen, daß eine verheirathete Frau von dem — Astralleib eines Nürnberger Magiers vergewaltigt wird. „Der Sieg des Gatten" besteht darin, daß er den zudringlichen Don-Juan-Astralleib tödtet und so die Abneigung, die seine Frau gegen ihn gefaßt hat, weil er sie nicht vertheidigen konnte, siegreich bekämpft und sie in seine ehelichen Arme zurückführt.

Schließlich noch ein paar Worte über ein Buch mit dem Titel „Les lauriers sont coupés" von E. Dujardin. Das Buch ist nicht ganz frisch — es kam, glaube ich, 1886 heraus, und der Verfasser ist, soweit mir bekannt, seitdem nicht wieder in der Litteratur aufgetaucht. Ich erwähne seiner nur, weil dieses Buch, meiner Meinung nach, das einzige Produkt dieser letzten, extravaganten oder erschöpften Dichtergeneration ist, das, absolut originell und ersten Ranges, einen Fortschritt bedeutet. „Wohl, halten wir uns auf dem aller trivialsten Gemeinweg des Lebens," meint der Verfasser, und er wählt einen jungen Dutzendmann zu seinem Helden und schildert die Erlebnisse dieses jungen Mannes während einer jener Nachmittage, von denen 365 auf's Jahr gehen. Er folgt ihm auf die Straße, in's Mittagsrestaurant, in's Café, auf die Boulevards, zu dem Mädchen, dem er den Hof macht, nach Hause in's Bett. Das ist Alles. Das Buch hat 130 Seiten und schildert den idealsten Werkeltag in seiner absoluten Ereignißlosigkeit. Und doch — auf diesem abgetretenen Asphalttrottoir wachsen die schönsten und seltensten Blumen. Denn dieser Dutzendmensch hat neben dem Leben, das er im objektiven Milieu der Straße führt, ein anderes, inneres, das sich neben jenem und von ihm uneingenommen entwickelt, unsichtbar für alle Anderen, zum geringsten Theil seinem Eigner selbst bewußt, ein Leben in Gedanken, Träumen, Phantasien, Erinnerung, Sehnsucht.

Und — entwickelte Herr Dujardin weiter — wollen wir die Sprache als gehorsamen Diener unserer Empfindungen und Seelenregungen benutzen, so laßt uns das vollens thun, ohne Furcht vor den äußersten Consequenzen. Kommt beim Anblick einer dunklen Straße der Begriff „dunkel" vor dem Begriff „Straße", so schreiben wir dementsprechend: „dunkel war die Straße". Und entstehen beim Eintreten in eine Restauration die Wahrnehmungen nackt und unter einander verwickelt in uns, so laßt die Sprache das verdolmetschen; also: „Der Tisch. Der Kellner. Meine Handschuhe in meinen Hut" u. s. w. Das war ein halsbrechendes sprachliches Wagstück; aber es wurde mit einem so ausgesuchten Takt, einer so überlegenen Gewandtheit ausgeführt, daß der Leser sich willig und ohne in seinem Geschmack verletzt zu werden in Alles fügt.

Das Evangelium des Spiritismus.

Zum Berliner Schul-Spuk.

In jedem Menschen auf der Höhe unserer Zeit steckt ein Spiritist. Bewußt oder nicht, fördert er täglich die Sache des Spiritismus. Und nur eine einzige Sorte von Leuten giebt es, die eine Ausnahme bilden, den Spiritismus bedrohen, untergraben: die Spiritisten. Die nämlich, die sich so nennen, die Theoretiker, die Vereinsbrüder, die berufenen Kenner beider Welten, die Dozenten und Propheten des Spiritismus.

Neunzehntel aller Leser fühlten eine eigenartige Beklemmung, als sie die Berichte von der Gespensterpanik in den Berliner Gemeindeschulen lasen: als aber der Doktor Egbert Müller auftrat und die spiritistische Natur der Vorgänge nach dem Buchstaben der grauen Theorie erläuterte, löste sich der Gehirnkrampf wohlthätig zu Gunsten der Lachmuskeln, — die mystische Anwandlung hatte die Waffen gestreckt vor dem unbezweifelbaren Unsinn der spiritistischen Doktrin. Und so geht es überall. In tausend und abertausend Herzen regt sich ein stilles Gewissen, — vielwurzelig in seiner Genesis, aber gleich in seiner aktuellen Macht — das mit „innerer Stimme" spricht: „Es muß, es muß doch etwas Wahres an diesen mystischen Dingen sein." Dem Manne aber, der so fühlt, kann wunderbar geholfen werden durch eingehendes Studium spiritistischer Bücher, spiritistischer Zeitschriften. Wie es Frauen giebt, die man heirathen muß, um von ihnen per Radikalkur kurirt zu werden, so braucht man bloß ständiger Leser der spiritistischen Manifeste zu werden, um alsbald wieder den nöthigen kühlen Kopf zu bekommen.

Aber ist das eine echte Heilung, — die Heilung durch die Erkenntniß, daß der approbirte Arzt ein unwissender Quacksalber war? Und wird die neue „Wissenschaft" immer so jammervoll bleiben? Wird nicht „kommen der Tag," da die zweifelhaften Reden anrüchiger Sybillen ein großer Prophet kraft seines Geistes zu einem demantenen Schwert umschmieden wird? Warum findet ein Bedürfniß der Zeit keinen Sprecher, der es würdig vertritt? Und wenn nun die Aera der Müller, Cyriax und Hübbe-Schleiden und selbst die der Zöllner, Wallace und Du Prel zu Ende ist, hebt dann nicht vielleicht das große Jahr an, die eigentliche Aera, da ein heller Geist, der seine Stunde und ihre Leute kennt, den dunklen Drang der Millionen zum befreienden Worte verschmilzt und den Kryptospiritismus als die geheime Religion des Fin-de-siècle enthüllt? Wird nicht der Spiritismus vielleicht eine ungeheure Rolle erhalten in dem großen Weltkuddelmuddel, auf den wir nach Ansicht vieler Gegner und einiger Freunde des Sozialismus lostreiben? Friedrich Albert Lange, der Mann der verkörperten Logik, hat es doch schon geweissagt: wenn die Kultur zusammenbricht, dann kommt es aus irgend einem Winkel gekrochen, „das Buch Mormon oder der Spiritismus, mit dem sich dann die berechtigten Zeitgedanken verschmelzen, um einen wahren Mittelpunkt der allgemeinen Denkweise vielleicht auf Jahrtausende hinaus zu begründen."

Ein Narr kann bekanntlich mehr fragen, als u. s. w. Aber im Grunde ist die Menschheit seit der Zeit ihrer urältesten Weisen dieser Narr, und all' ihre Weisheit ist letzten Endes Frucht dieser ihrer Narrheit. Suchen wir lieber ein paar Fragen mehr zu beantworten.

Quellen für einen mystischen Drang inmitten unserer scheinbar elektrisch hellen Welt sprudeln zahlreich aus den verschiedensten Schichten unseres geistigen und wirthschaftlichen Lebens. Er ist der Kobold, der für die Kultur aus jedem brennenden Hause übrig bleibt.

Das achtzehnte und mehr noch das neunzehnte Jahrhundert mit ihrem ungeheuren religiösen Zersetzungsproceß haben eine Unsumme früher gebundener Mystik frei gegeben. Einseitig, wie der Kampf gegen die Religion geführt werden mußte, als Verstandessache, mit harter Vernachlässigung der Gemüthsseite, ließ er gleichsam an markantester Stelle ein ungeheures leeres Blatt zurück, das die Mystik als herrenloses Gut fand. Tausende und Abertausende haben sich in der Erkenntniß scheinbar völlig losgerungen von der Religion. Sie sind der Bibel und dem biblischen Wunder entfremdet, sie schwören auf die Genesis des Naturforschers. Aber ihre Ethik, gerade das Direkte, Praktische, dessen sie alltäglich bedürfen, steht im Innersten nach wie vor auf mystischen Grundlagen: einer mystischen Willensfreiheit, mystischen Begriffen vom Gewissen und Aehnlichem. Die große, befreiende Lehre von der Möglichkeit einer ganz menschlichen, ganz und gar unmystisch hellen Begründung der Ethik hat in keiner Weise Schritt gehalten mit dem Zerfall einer äußerlichen metaphysischen Weltanschauung, mit dem Siege der realen Thatsachen der Naturwissenschaft. Große Arbeit ist hier noch zu thun, und so lange sie nicht gethan ist, wird die Hälfte aller unserer Freidenker Thür und Thor offen haben für jede Art von Mystik, trotz und wegen ihres Freidenkerthums.

In dichten blauen Wolken dampft aber auch Mystik gerade aus unserer Naturforschung hervor. Die erschreckende Begriffsverwirrung, die bei Laien wie auch bei nur allzu vielen Naturforschern herrscht, hat es glücklich zu Stande gebracht, daß man total vergessen hat, was die Naturwissenschaft der Menschheit eigentlich geben sollte. Sie sollte ihr eine Methode geben, sie beobachten lehren, sie schulen auf ihre Art zu sehen, zu fragen und zu experimentiren. Lag in dieser Methode eine vernichtende Kritik der Art, wie das vorhandene Weltbild der meisten Religionen und Philosophiesysteme gewonnen war, — gut, so hatten diese zu weichen. Das aber war ganz und gar nicht in der „Methode“ enthalten, was man als das Erste und Allbeherrschende des Neuen ausposaunte: ein exakt nachgewiesenes, in alle Winkel hinein erhelltes Weltbild, das der Naturforscher zu geben hätte. Was man dafür hielt, waren wesentlich spekulirende Versuche einzelner schlauerer Philosophen, die sich wohl mit Thatsachen der Naturforschung bereichert, aber gerade das Wesentliche, die Methode, die da lehrte, nun aber auch bei den Thatsachen als einzigen menschlichen Größen stehen zu bleiben, sehr lau behandelt hatten. Die Folge des Trugschlusses war ein neuer Dogmatismus, ein schwaches materialistisch gefärbtes Evangelium, — sehr bald Widerspruch aus den Reihen der Forscher selbst — Gefühl für bedrohliche Lücken bei den Laien — das erstere gesteigert bis zum ebenso werthlosen Extrem des pomphaft-leeren „Ignorabimus“, das letztere parallel aufgegipfelt bis zum äußersten Mißtrauen — „die Naturforschung kommt selbst nicht durch, sie giebt uns keine Stützen, sie ist wohl selbst auf dem Holzwege“ — Reaktion, Bankerott ...... und vollkommener Triumph der Mystik. Hätte man sich auch nur annähernd in die Methode eingelebt, so wäre die Mystik wenigstens in allen vorliegenden Formen endgültig todt gewesen, denn ihr ärgster, sieghaftester Gegner ist die scharfe Beobachtung, die exakte Thatsachenbeschreibung und Thatsachenkritik.

Noch weiter dehnt sich der Kreis bei einer dritten Quelle. Er begreift in sich den tiefsten Gegensatz unserer Zeit, den eigentlichen, der die Wende des Jahrhunderts beherrscht. Es ist der Gegensatz zwischen dem Ideal und einer schlechten Wirklichkeit. Metaphysisch wird er zum Widerspiel von Pessimismus und Optimismus. Wo die naturwissenschaftliche Methode stark ist, das Metaphysische zu beseitigen, entwickelt er sich zum akutesten Problem des Tages, dem sozialen, mit seinen Gegensätzen von Kapitalismus und Sozialismus, von Forderung der Menschlichkeit und Mauern eines historisch gewordenen Systems. Auch bei diesem Kampfe regt sich eine große Begriffsunklarheit, vor allem in Kreisen, die durch Geburtszufall die sogenannten gebildeten geworden sind. Man ficht für Ideale und glaubt im Dienste dieses Fechtens das

Anwachsen des Sozialismus als Vorzeichen einer unermeßlichen Weltverrohung beklagen zu müssen. Man macht die Naturforschung verantwortlich dafür, daß die neuen Generationen immer kälter, immer herzloser, immer mehr Streber würden, und verkennt, daß dieser Zug der Zeit eben aus dem Gegenpol sozialer Bewegung entspringt. Mit allen Hausmittelchen sucht dieser Idealismus im Irrgarten zu retten. Und da ruft auch er im unglaublichsten Wahn die Mystik herbei. Oder er resignirt voreilig, er erklärt das Ringen für hoffnungslos: auch dieser Phase bietet sich die Mystik als willkommener Genosse, als Lethe, als Opium, als grober oder feiner Rausch.

Im letztern Falle ist schon stark eine Begleiterscheinung merkbar: alle, die zu schwach sind, die großen Gegensätze zum Grunde auszukosten, die Abfallenden, die Blasirten, die Faulen im recht eigentlichen Sinne, sie kommen sämmtlich auf die Liste der großen Spekulantin Mystik. Das ist evident beispielsweise im künstlerischen Realismus des Moments. Die echte realistische Kleinarbeit ist verzweifelt schwer, sie ist echte Arbeit. Mit Mystik hat sie nicht das Geringste zu schaffen. Wie wenige bleiben ihr treu, wirken an ihr mit von den Vielen, die in's Horn des Realismus blasen! Schon mehren sich die, welche es kurze Zeit versucht, etwa so wie man ein neues Bonmot mitspricht, die aber jetzt bereits abschwenken. Wo gehen sie hin? Die ältere Romantik ist ihnen verschlossen, sie haben zu viel auf sie geschmäht. Das echte Neue ist ihnen zu schwer. Auch ihnen öffnet die moderne pikant zugestutzte Mystik Thür und Thor. Sie fabeln wohl etwas von nothwendigem Umschlag des übersättigten Realismus in Mystik. In Wahrheit ist der Realismus gar nicht übersättigt, sondern sie sind es. Der Realismus braucht wie der Sozialismus, wie der Darwinismus die jüngste, beste Kraft. Davon aber haben sie nichts zu vergeben, und so verfallen sie dem Mystizismus, an dem in der Form, wie er sich ihnen gibt, jedes alte Weib „mitforschen“ kann.

Angesichts aller dieser Möglichkeiten eminenter Erfolge ist es nun allerdings ein komisches Schauspiel, die thatsächliche Ohnmacht des spiritistischen Evangeliums auf seiner Missionsreise zu verfolgen. Der offizielle Spiritismus hat einen kolossalen Schnitzer gemacht, der sich genetisch wohl erklären läßt, ihm aber möglicherweise den Todesstoß gegeben hat. Anstatt sich an das hoffende und gequälte Gemüth der Menschheit zu wenden, buhlt er um die Gunst desselben Verstandes, der die Naturwissenschaft geschaffen hat. Er tritt selbst auf als „Wissenschaft“. Anstatt eine neue Religion zu verkünden, mit bewußt-mystischer Grundlage der Ethik, mit Unsterblichkeit der Seele und dergleichen, müht er sich wunderlich mit der Methode des Forschers. Die übersinnliche Weltanschauung soll „bewiesen“ werden mit „Experimenten“. So entsteht ein betrübliches Wirrwar. Ehrliche, aber methodologisch jammervoll ungeschulte Männer werden durch ihr seltsames Programm genöthigt, unendlich schwierige Einzelfälle zu enträthseln und nur zu bald merkt man die Rache des Instruments, das sie nicht zu handhaben wissen. Wo ja einmal ein Besserer unter die Blinden kommt, da verschieben sich mit unglaublicher Geschwindigkeit die Grenzen zwischen Naturwissenschaft und Spiritismus zu Ungunsten des letzteren. Ganze Gebiete werden losgerissen, wie der Hypnotismus. Ohne es zu wollen, hat dann der Spiritismus seinem schärfsten Gegner in die Hände gearbeitet. Schließlich lebt er überall bloß von dem, was die Wissenschaft vorläufig als unwesentlich oder unwegsam links liegen läßt. Das kontrastirt aber bitter zu den pomphaften Programms, den großen Versprechungen, der ungeheuerlichen Vereinsmacherei, den zahllosen Büchern, Broschüren und Zeitschriften. Aus dicken Jahrgängen solcher Litteratur heben sich die winzigen Funde wie Grashälmchen aus dem Scheitel eines Bergriesen. Neben solchem Grundfehler zum Erfolge zeigt sich dann als schlimmes Zeichen, was ich oben bereits angedeutet: in den modernen Mystizismus drängt sich das Gros der Bankerotten, der Faulen, der Blasirten, die anderswo nicht mitthun wollten. Fast alle diese Leute hätten sich begeistern müssen für Begründung einer natürlichen Ethik, für Verbreitung

der naturwissenschaftlichen Methode, für Stellungnahme im sozialen Konflikt, für realistische Poesie und noch vielerlei dergleichen, falls sie reif gewesen wären, bei einem einzigen unserer großen Probleme bis auf den Grund zu kommen. Nicht mit Ueberreife, sondern mit Unreife kommen sie jetzt in den Spiritismus.

Daß der Spiritismus noch im Wachsen begriffen ist, glaube ich sehr gern. Daß er größer, freier, nothwendiger wird, glaube ich nicht mehr. So wie er ist hat er sich zu sehr verfahren. Mögen die wenigen besseren Anhänger sich bekreuzigen vor den Meinungen und Thaten ihres Egbert Müller: so, wie es um ihre Doktrin steht, muß es nothwendig dahin kommen, daß ein solcher Mann in der öffentlichen Meinung ihr Typus wird. Er ist es, denn er ist die Regel, nicht die Ausnahme. Daß ein paar geistvolle Leute in spiritistischen Blättern schreiben, ändert nichts an der Sache. Auch ein abenteuerlicher Roman wie die geistige Odyssee Zöllners ist bei allem psychologischen Interesse belanglos für den Kern. Die letzten paar Blüthen, die der große Dornbusch getrieben, wird über kurz oder lang die Naturwissenschaft auch noch abpflücken, wie sie es mit dem Hypnotismus gemacht: dann mit dem Rest in's Feuer!

Fritz Küster.

Die Wildente.

Ein Märchen.

Von **Lou Andreas-Salomé.** [1])

— Es war einmal eine Bodenkammer.

Niedrig zogen sich die abgeschrägten Wände zu den Bretterdielen herab, und das Tageslicht mußte sich seinen Weg mühsam durch spinnwebbedeckte Dachluken und Ritzen suchen.

Aber über die Dielen war sorgfältig frisches Stroh gebreitet und eine mit Wasser gefüllte Tonne stand darauf. Denn in der Bodenkammer hielten die Menschen allerlei Thiere gefangen und entwöhnten sie durch ihre Zucht und Pflege dem freien Naturleben. Da gackerte es von Hühnern jeglicher Art, Kropftauben girrten vom Messingrande der Tonne und Tummler flatterten zwischen ihren Brutstätten unter dem Dachwerk umher. Tief unten aber, im Stroh, verkrochen sich furchtsame Kaninchen hinter das dürre Nadelholz mehrerer Christtannen, die einen Wald vorzustellen hatten, obschon noch die letzten, bunten Flitterfäden von der vorigen Weihenacht an ihren Zweigen kleben mochten.

In einem der halbdunklen Winkel stand ein neugeflochtener Korb, der mit ganz besonderer Sorgfalt weich ausgepolstert war. Denn er barg das Vornehmste unter all diesen der Freiheit beraubten Geschöpfen, — nämlich eine Wildente, also einen „wirklich wilden" Vogel. Doch nicht nur die Vornehmste, sondern auch die am meisten Bedauernswerthe von Allen schien sie zu sein. Denn, mochten sich ihre Genossen noch so willig in dieses künstliche Idyll hineinbequemen, — ein Wildvogel in einer Bodenkammer: das ist doch wohl nothwendig eine Tragödie?

Darauf giebt es fünf Antworten und fünf Geschichten.

[1]) Aus einer uns vorliegenden größeren Ibsen-Studie entnehmen wir heute das obenstehende **Märchen**, welches, wie der Leser sogleich ahnen wird, von den Hauptgestalten der fünf Ibsen'schen Familiendramen handelt: Nora, Frau Alving in den „Gespenstern", Hjalmar und Hedwig in der „Wildente", Rebecca in „Rosmersholm" und Ellida in der „Frau vom **Meere**".



Vielleicht ist sie, als ganz kleines hülfloses Vögelchen von den Menschen dem mütterlichen Nest entnommen und unter die Hausthiere gesteckt worden. In völliger Unkenntniß ihrer wahren Natur und Heimath, von beständiger Verwöhnung und Bevorzugung umgeben, vergnügt sie sich harmlos in ihrer Bodenkammer wie in einer großen, lustigen Spielstube. Was sie dort sieht und findet, macht ihren kleinen Wildvogelaugen freilich nicht den Eindruck der wirklichen Welt, aber in der künstlichen Nachahmung einer solchen dient es ihren kindlichen Kräften als ein willkommener Tummelplatz voll bunten Spielzeugs. So wird sie langsam flügge. Doch wehe, wenn die Jahreszeit herangekommen ist, wo Stürme an den Dachluken rütteln, ja, wo sie endlich ein Windstoß mit jäher Gewalt aufreißt und plötzlich der kleinen Wildente sich der Blick erschließt über Erde und Himmel. Mit den ersten, fluthenden Lichtwellen, die jenseits über ihr aufgehen, geht's auch in ihr auf wie ein Erinnern und Erkennen. Mit dem ersten, vollen Luftstrom, der hereinbricht in die dumpfe Bretterkammer, bricht's auch über sie herein, wie Gruß und Wehen aus geahnter Ferne, wie der Hauch und Duft einer Heimath, die weit hinaus liegt über allen Dächern der Stadt mit ihrem Rauch dunst, — hoch hinweg über allen Bodenkammern und Gefängnissen. Noch weiß sie nicht, wo ihre Heimath ist, doch daß sie hier nicht sein kann, das sagt ihr ein unwiderstehlicher Instinkt, das sagt ihr die tiefe, mächtige Sehnsucht, die ihr die jungen Schwingen gebieterisch auseinandertreibt. Und alsdann fragt sie nicht mehr, ob die ungeübten Schwingen sie auch zu tragen vermögen und ob auch ein Weg führe durch die leuchtende, winkende Ferne vor ihr, — dann fragt sie nicht mehr, was hinter ihr zurückbleiben mag an Groll oder Gram, an Zorn oder Zahmheit der Andern, — sie breitet nur noch schweigend die Flügel aus und schwebt hinaus, in das Unbekannte, Unermeßliche, — die große Spielstube einzutauschen für ein All —.

* * *

Vielleicht aber ist der kleinen Wildente ein solcher Glücksfall nicht beschieden. Kein Sturm kommt, die Pforten ihres Gefängnisses aufzureißen, kein Windstoß drückt sie ein mit seiner jähen Wucht. Sie wächst heran, lebt, altert, stirbt endlich hin, — immer in der nämlichen Bodenkammer. In sorgfältiger Dressur hat man sie gelehrt, die wurmstichigen Holzwände als unübersteigliche Schranken, — Zucht und Ordnung der Hausthierwelt als unabänderliche Naturgesetze anzusehen. Man lehrt sie, Alles was da, einer Koulisse gleich, um sie herum aufgebaut ist, für die große und einzige Wirklichkeit zu halten, neben welcher es keine andere mehr giebt. Allmählich daran gewöhnt, sich zu fügen und unterzuordnen, bemüht sich die arme Wildente sehr, es den zahmen Geschöpfen an Gehorsam und zufriedenem Behagen gleichzuthun, — den starken, eifrigen Flügeln zu gebieten, die des Nachts, in wundersamen Träumen, sich jäh ausbreiten und ungeduldig schlagen gegen die morschen Bretterschranken. Aber wie sie sich auch mühe und mühe, es bleibt vergeblich. Denn die Kunde aus der Heimath, aus Wildniß und Freiheit, dringt dennoch bis zu ihr. Darf sie auch nicht laut und plötzlich kommen, mit der befreienden Gewalt des Sturmes, so schleicht sie sich doch verstohlen hinein, durch einen immer wiederkehrenden stillen Boten. Es ist der Sonnenstrahl, der ihr die Kunde bringt. Auch von den Hausthieren wird er täglich sehnsüchtig erwartet, wenn nicht als Sendbote einer schönern Ferne, so doch als willkommene Verklärung ihrer Bodenkammerwelt. Vermag er es doch allein, einen täuschenden Schimmer über das alte Gerümpel zu werfen, dem trüben Tonnenwasser leuchtende Reflexe zu entlocken, sogar in den grauen Spinnweben und Staubwellen aufzublitzen und zu flimmern, wie in lautern Goldfäden, und geht es doch in seinem warmen Licht selbst über die vertrockneten Christbäume wie der sanfte Wiederschein eines Frühlings.

Mit ganz anderer Sendung aber kommt er zur Wildente. Ihr bringt er keine Verschönerung dessen, was sie umgiebt, ihr wird er im Gegentheil zu einer großen,

scharfen Helle, welche die ganze coulissenhafte Scheinwelt in ihrem wahren Wesen enthüllt, zu einem unerbittlichen Licht, das rücksichtslos und grell über die nackte Armseligkeit der Bodenkammer hingleitet und seine traurige Aufklärung bis in den verborgensten Winkel trägt, um den bisher die Dämmerung schonend ihren Schleier gewoben. Und an dem tiefen Entsetzen und an dem tiefen Verlangen, mit welchem die arme Gefangene dem Lichtstrahl folgt, der ihr Erkenntniß und Enttäuschung gebracht, begreift sie langsam, daß es Wildvogelaugen seien, die so zornig und schmerzlich um sich blicken, — helle, unbestechliche, zur Sonne und zur Höhe geborene Augen. Und sie begreift, daß sie in einer Scheinwelt lebt und die wahre, die wirkliche Welt dort fern, hinter den blinden Scheiben liegen muß, von wo der Strahl der großen Sonne kommt.

Und traumhaft, in unklaren, zitternden Umrissen, steigt es vor ihr auf wie ein Bild dieser Wirklichkeit, wie ein Rauschen und Flüstern aus fernen Wassern und Wäldern, wie schwebender Flug unter einem weiten, stillen Himmel. Und allmählich gewinnt es Klang und Farbe und Duft und Licht, heraufbeschworen durch die wilde Energie der Verzweiflung und Sehnsucht, — bis es endlich fast greifbar nahe vor ihr steht und sich so warm und stark erhebt zu athmendem Leben, daß die Coulissenwelt um sie herum sich davor zu einem wesenlosen Gespensterdasein zu verflüchtigen scheint. Mitten unter dem Gegacker und Geschnatter ihrer Hausgenossen, mitten in dem Staub und der dürftigen Enge des Bretterverschlages, träumt sie sich im Innersten vereint mit den Tausenden glückseliger Freigeborener, die in heimathlicher Ferne, fessellos über der Erde dahinschweben, entgegen dem Lichte der Sonne.

Und wer wollte sagen, ob nicht in diesem Traum und diesem Erkennen in Wahrheit eine Befreiung liege für den wilden Vogel, — eine Erlösung, die ihn hinaushebt über die zwingenden Schranken, während er langsam dahinstirbt, die dürstenden Augen suchend zur Sonne emporgerichtet, in stummem Gram, mit gesenkten Schwingen einsam hockend zwischen den traurigen Gespenstern der dürren Christtannen.

* * *

Vielleicht aber ist es eine Wildente gewesen, die ihre lebenslange Gefangenschaft garnicht ungern ertrug. Sie mag auf der Jagd eine Ladung Schrot unter die Flügel bekommen haben, mag auf den Grund des Wassers gesunken sein und dort, in Seetang und Algen verbissen, ließ sie sich vom klugen Jagdhund aufspüren und zu seinem Herrn bringen. Anfangs befremdet sie wohl die Bodenkammer mit allen ihren Haustieren, bald jedoch findet sich mitten unter ihnen ein kleiner Kamerad aus der großen Welt draußen, — ein junges Singvögelchen, welches sich willig und wehrlos hatte einfangen lassen, denn es war blind. Wohl blieb seinen blinden Augen die Armseligkeit und Enge des Bretterverschlages unbekannt; dennoch schloß es sich mit instinktiver Neigung an den Wildvogel an, der aus Sonnenschein und Freiheit kommt gleich ihm, und, in den Tannenzweigen kauernd, singt es ihm alle seine süßesten Lieder.

Doch auch die Hausthiere beeifern sich sehr, dem weitgereisten Fremdling ihre Bewunderung zu zeigen, und sie fühlen sich geehrt, wenn er sich zu ihnen herabläßt. Er erhält die beste Pflege und die saftigsten Bissen, und sicherlich war das weit angenehmer, als draußen in der Wildniß gelegentlich selbst von den Raubvögeln zu einem guten Bissen ausersehen zu werden. Flügellahm und eingeschüchtert durch die eben überstandenen Gefahren der Freiheit, gewöhnt man sich überdies leicht an ein bequemes Gefängniß. Die reichliche Kost und mangelnde Bewegung macht fett und träge, und das träge Fett legt sich allmählich lähmend und einschläfernd auf Sehnsucht, Unruhe und Thatendrang. In der dumpfen Luft wird die Lunge kurzathmig, die einst, in raschem Fluge, gegen den Sturm geathmet, ja, bald sinkt der Flug selbst zu einem hühnerartigen Flattern herab. Nichts mahnt mehr an das freie, wilde Naturleben als der süße Ton, mit dem der kleine Vogel in das Geschnatter der

Hausthiere hinein lockt und singt. Wohl steigen auch jedesmal mit diesem Ton die alten Erinnerungsbilder empor, aber längst sind sie unmerklich aus einem Schmerz und einem Gram zum Vergnügen, zum Zeitvertreib der umschmeichelten Eitelkeit geworden, die mit ihnen spielen, mit ihnen prahlen kann. So brüstet sich der gefangene Wildvogel, indem er seine lahmgeschossenen Schwingen gegen die staubigen Scheiben ausbreitet und es den Andern vormacht, wie er einst, muthvoll, Stürmen trotzend, unter ziehenden Wetterwolken dahinschwebte. Und mit Behagen empfindet er dabei, daß er in Wahrheit geborgen im Kreise der gutmüthigen Tauben und Hühner sitzt, daß keine Wolke mehr über ihn hinzieht, als der hereinschlagende Rauchqualm eines freistehenden Schornsteins und kein Blitz mehr über ihm aufzuckt, als die stiebenden Funken vom Heerdfeuer der Nachbarküche, die im grauen Rauche emporsprühen.

Nur Eines unter ihnen Allen, die sich an den Schaustellungen der Wildente ergötzen, hält den vorgespiegelten Freiheitsdrang für echt. Der kleine blinde Singvogel nimmt es für Ernst, daß sein armer, gefangener Kamerad sich vergebens müht, die zerschossenen Flügel noch einmal zu freiem Fluge zu entfalten. Und im Wunsch und im Sehnen ihm beizustehen, es ihn wieder zu lehren, wie man die Schwingen regt und die Freiheit erobert, vergißt er sich, — vergißt er seine eigene hülflose Blindheit, vergißt er die ihn selbst umgebenden, nie geschauten Schranken: tastend breitet er sein Gefieder aus, steigt empor, verfängt sich im dichten Dunkel, welches das alte, tückische Gerümpel für ihn umgiebt, — und stürzt mit zerbrochenen Flügeln zu Boden.

(Schluß folgt.)

Die Lindau-Hetze.

„Das Sprüchlein, das ich hiermit aufgesagt, wird, ich weiß es, Vielen mißfallen. Aber es spricht meine Ueberzeugung aus, und ich gebe es frei, Niemandem zu Liebe und Niemandem zu Leide. Populären Vorurtheilen zu schmeicheln, ist die Aufgabe dieser Zeitschrift nicht.“

Die Erwartung, die ich in der Betrachtung des Falles Lindau jüngst ausgesprochen, ist im weitesten Umfange erfüllt worden; ich habe den Vorzug, auf der ganzen journalistischen Linie neue Quantitäten von sittlicher Entrüstung flüssig gemacht zu haben, und von den Unfläthigkeiten der „Volkszeitung“ bis zu den Fälschungen der ultramontanen Blätter reicht die erbauliche Polemik. Mit welchen Waffen gekämpft wird, zeigt am grellsten die Darstellung des „Westfälischen Merkurs“, in welchem wörtlich zu lesen ist: „Deutsches Reich. — g. Berlin 3. Sept. Der Herausgeber der Zeitschrift „Freie Bühne“, Herr Dr. Otto Brahm, erklärt heute: „Sehen wir doch alle in den Spiegel und greifen wir an unsere eigene Brust; wer sich über den Fall Lindau noch wundert, der kennt unser Berliner Zeitungswesen nicht. Was Lindau gethan hat — du lieber Gott, — das kommt unter uns Brüdern alle Tage vor; es ist höchstens das Pech des Herrn Lindau, daß er an eine gefährliche Adresse vertrauensselige Briefe geschrieben hat.““ Mit Ausnahme des letzten halben Satzes ist, wie jeder Leser leicht controlliren kann, die ganze Stelle eine höchst willkürliche, verzerrte Wiedergabe meiner Ausführungen: und dergleichen wagen die frommen Schildträger sittlicher Entrüstung in Anführungszeichen, als ein wörtliches Citat, zu geben! Nicht ganz so — dreist, aber kaum sachlicher gehen „Germania“ und „Volkszeitung“ vor, und nur schwer, man wird es mir glauben, entschließe ich mich, in die Erörterung dieser Dinge, solchen Gegnern gegenüber, nochmals einzutreten. Zu aller Deutlichkeit aber wieder-

hole ich zuvor die entscheidenden Sätze des ersten Artikels, über welche man geflissentlich hinwegzugehen sucht, um mich als einen Zugehörigen des fabelhaften „Lindauringes“ denunciren zu können: „Gewiß, ich kann mir eine andere Lebensanschauung denken, andere ethische und ästhetische Ideale, als die Natur sie Herrn Lindau in die Wiege gelegt. ... Als ob man nicht aus jeder Lindau'schen Kritik es hätte herauslesen können, daß er ein fröhliches Weltkind ist und nicht der selige Cato von Utika. ... Paul Lindau war auf das Niveau des Berliner Tageblatts herabgesunken.“ Das nennt die „Volkszeitung“ (Nr. 206, 1. Blatt): „Herrn Lindau feierliche Ehrenerklärungen machen.“ Ein Commentar ist überflüssig.

Punkt für Punkt will ich nun die Fragen durchnehmen, die in diesem seltsamsten aller „Fälle“ von Neuem sind aufgeworfen worden. Da ist zunächst Lindau, der „bezahlte Beamte“ L'Arronge's, welcher, wie es in einer der Zuschriften heißt, die ich erhielt, „in seiner Eigenschaft als Dramaturg am Deutschen Theater spaltenlange Lobartikel über dasselbe schreibe.“ Die Sicherheit, mit der diese Behauptung immer von Neuem auftritt, steht im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Richtigkeit: L'Arronge hat dem Verein „Berliner Presse“ die bündige Erklärung gegeben, daß Lindau dieses Dramaturgen-Amt nicht mehr bekleidet, seitdem er Theaterkritiker des „Tageblatts“ ist; er hat nur, ohne jedes Entgelt, dem ihn seit vielen Jahren nah Befreundeten zu Liebe, eine Anzahl Stücke mit gelesen. Weil ich aber diese auf purem Klatsch beruhende „Dramaturgen-Frage“ das vorige Mal nicht berührt hatte, wollte ich mich, nach einer anderen freundlichen Zuschrift, „um den gravirendsten Punkt herum drücken.“

Märchenhafter noch als der Dramaturg Lindau ist der „soziale Bedrücker.“ Nicht eine Thatsache ist angeführt, welche beweist, daß Lindau der ehemaligen Freundin hemmend in den Weg getreten ist, nicht eine; nur die möglichen, die aus den Verhältnissen selbst fließenden Folgen ihres Bruches hat er ihr dargelegt, nichts weiter. (Denn daß er die Frau, die ihn verlassen, nicht in einer Hauptrolle seines Schauspiels „Gräfin Lea“ sehen wollte — dieses bescheidene Autorrecht wird man ihm wohl noch zugestehen, und es nicht als „Boykottirung“ brandmarken, wenn er seine Stücke zu sehen wünschte, ohne an Gewesenes peinlich erinnert zu werden.) Nun muß man aber lesen, wie, mit welcher Sicherheit eine durch nichts bewiesene Behauptung zur unerschütterlichen Thatsache umgewandelt wird: „Aus Rache sollte die Schauspielerin mit den Mitteln der Kritik und unter dem Schein des Kunstinteresses unmöglich gemacht werden. Daß dieser nette Anschlag an den Tag kommt, nennen die zartfühlenden Leute — Pech“, sagt der wackere „Westfälische Merkur“; „daß eine schwache Frau geboykottet, gemißhandelt, in Elend und Hunger gejagt wurde“, behauptet tapfer die „Volkszeitung.“ [1])

Die „schwache Frau“ aber, das muß selbst die Volkszeitung jetzt zugestehen, hat zu Mitteln gegriffen, für die es keine Beschönigung mehr giebt: sie hat einen „Drohbrief“ (Volkszeitung Nr. 207, 1. Blatt) an den Verleger des Berliner Tageblatts gerichtet und ihn dringend um Aufnahme eines ihrer Artikels gebeten, unter Beifügung eines für die Stöckersche Zeitung „Das Volk“ bestimmten antisemitischen Aufsatzes über Paul Lindau, den sie, sehr gegen ihr Interesse, aus Hochachtung für Herrn Mosse, angab, zurückgezogen zu haben. Auch dieser mit dem Zaunpfahl des Skandals winkende Brief liegt bei den Akten im „Verein Presse“; der Volkszeitung davon Mittheilung zu machen, „wie es ihre Pflicht gewesen wäre“, ist der „schwachen Frau“ nicht eingefallen. Daraufhin ist allerdings ihr Credit selbst bei der Volkszeitung sehr gesunken; aus der verfolgten Unschuld, der „Dame“, der „Künstlerin“ ist sie, die Urheberin der ganzen Aktion, die vertrauenswürdige Kronzeugin der Volkszeitung, plötzlich, in einer Art von demokratischer Gerichtssprache, „die Schabelsky“ geworden. Aber nun den Rückzug offen anzutreten und zu bekennen: daß man von der „schwachen Frau“ getäuscht worden, das verbietet natürlich die berühmte journalistische Taktik, deren oberstes Gebot ist: niemals einen Irrthum einzugestehen, um keinen Preis. So will es die herrliche Moral moralisch Entrüsteter; und darum wird weiter gefabelt von dem über „die Schabelsky verhängtem grausamen und boshaften Boykott“.

---

[1]) Ich spreche hier und öfter von der Volkszeitung als der verantwortlicher Urheberin der Lindau-Hetze, weil das Blatt den Unfug mit seinem ehrlichen Namen deckt; im Uebrigen ist mir gut bekannt, daß grade die ältesten und ehrenwertesten Redacteure der Volkszeitung diesem Treiben jede Billigung versagen.

Ich habe in die Einzelheiten des Falles hinabsteigen müssen, um die Haltlosigkeit der ganzen Polemik zu kennzeichnen; die Lügen und Denunziationen der Volkszeitung, welche mich ganz persönlich treffen, zu widerlegen, verzichte ich. Und wenn mich die Volkszeitung in ihrer drastischen Ausdrucksweise auffordert, falls ich „noch einen Funken Ehre in meinem Heldenleibe entdecke", den ungenannten Berather der Schabelsky bekannt zu geben, so lehne ich entschieden ab, dem Herrn das Stichwort zu bringen, auf das er nach Schauspielerart wartet; aber als die pure Heuchelei bezeichne ich es, daß die Volkzeitung den Schein erweckt, als ob sie diesen Mann nicht kennte: er hat die ganze Affaire geleitet von Anfang an, er geht in ihrer Redaction ein und aus, er ist ihr Mitarbeiter und der Verfasser ihrer „Wochen Arabesken."

Die Volkszeitung schließt ihren letzten fulminanten Artikel mit der Ankündigung einer Broschüre, welche nun erst den wahren Lindau enthüllen werde; und sie deutet an, daß wir nicht am Ende, sondern erst am Beginn einer Lindau-Hetze stehen. Daß diese edle Absicht zu Schanden werden möge, an ihrer eigenen Nichtigkeit so gut, wie an der Uebersättigung des Publikums mit Klatsch und Tratsch, das ist mein aufrichtiger Wunsch; wird doch ohnedies das journalistische Kesseltreiben der letzten Wochen als ein trauriges Zeichen der Zeit dastehen: traurig für das Opfer, das um geringer Schuld willen furchtbar büßt, und betrüblich für den unbefangenen Zuschauer, der aus Rachsucht und aus Wahnideen, aus menschlicher Gemeinheit, Dummheit und Leichtfertigkeit das verderblichste Netz sich weben sieht.

Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

Lessing-Theater: Margot, Lustspiel in drei Akten von Henri Meilhac. Nach Wilbrandt Meilhac: nach dem alternden Deutschen der alternde Franzose. Der gleiche Prozeß, der bei uns sich vollzieht, scheint auch in Frankreich zu spielen: wie gezwitschert die Jungen, so die Alten jetzt sungen. Allein es will ihr Bemühen nicht glücken: die schnell ausschreitende Bewegung einzuholen. In Deutschland wird Wilbrandt, der Dichter der „Maler", zum Sozialpolitiker; in Frankreich wird Meilhac, Offenbachs lustiger Kumpan aus alten Tagen, nicht nur zum Akademiker, sondern auch zum Psychologen, der Bourget'sche Wege unsicher wandelt. Seine gallische Heiterkeit ist dabei in alle Winde gegangen, und seine Psychologie ist tifteliger und geschraubter worden, als jegliches Decadententhum. Er schildert Margot, die Tochter der Halbwelt, die zwischen gefährlichem Wissen und gefährdeter Unschuld noch mitten inne steht, und die durch einen onkelhaften Beschützer, vom Scheidewege fort, aufs Land und zur Tugend gelockt wird. Doch der Onkel hat einen Neffen: und zwei Liebesblicke genügen, um Margot in ihn verschossen zu machen. Musset's Gedichte schüren den Brand, aber die Verlobung des Angebeteten mit einer Andern bringt den kalten Wasserstrahl; darauf großer Kummer, Tirade, Aktschluß — aber gleich darauf, nach wenig Stunden, männliche (d. h. weibliche) Fassung und Festigung: den reichen Onkel weist Margot ab und heirathet kurz entschlossen einen rauhen Förstersmann, der sie lieben und vermuthlich prügeln wird.

Das ist das Stück, dessen Breiten und dessen verzwickte Psychologie nur durch die Grazie einiger Hauptscenen Margots erträglich werden: die ingénu bleibt die Stärke des französischen Schauspiels, und Meilhac hat hier eine fein individualisirte Wiederholung des bekannten Typus gegeben, die jeder Schauspielerin die dankbarste Aufgabe stellt. In Paris hat man Mademoiselle Reichemberg's Margot in allen Tonarten gerühmt; ich stelle mir aber vor, daß neben ihrer altjüngferlichen Feinheit Frl. Petri's derbe, doch frischere Art sehr wohl bestehen kann



Die Freie Bühne wird in ihrem zweiten Vereinsjahr im Residenz-Theater leben: soeben ist der Vertrag perfekt geworden, durch welchen Herr Director Lautenburg sein Theater und seine Mitglieder für sechs bis acht Mittags-Vorstellungen dem Verein Freie Bühne zur Verfügung stellt. Die Aufführungen im Theaterjahr 1890/91 werden sich also an ein festes Ensemble anlehnen können; auch die Schauspieler des Residenz-Theaters haben ihr Einverständniß mit dieser Vereinbarung ausgesprochen. Doch wird die Freie Bühne bemüht bleiben, auch Mitglieder Berliner und fremder Bühnen dem Ensemble des Residenz-Theaters einzufügen. Unter den zur Aufführung bestimmten Novitäten nennen wir heute Strindberg's „Vater", vermuthlich das Eröffnungsstück der Saison, dann ein zweiaktiges Schauspiel von Otto Erich „Angela", und das neueste Werk von Gerhart Hauptmann, „Das Wunderkind", ein Trauerspiel in fünf Akten.

Henrik Ibsen legt eben die Hand an ein neues Drama. Noch in diesem Monat hofft der Dichter das Werk zu beenden, das gleichzeitig dänisch, bei Gyldendal in Kopenhagen, und in autorisirter deutscher Uebersetzung, bei S. Fischer in Berlin, erscheinen soll.

Die Deutsche Bühne kündigt für den 28. September die Eröffnung ihrer Vorstellungen im Thomas-Theater an; ein Werk des Vorsitzenden der „Deutschen Bühne" soll zuerst zur Aufführung gelangen: „Schicksal" von Karl Bleibtreu. Dann sollen Werke zweier anderer Gründer folgen, nach dem Prinzip der Anciennität: „der Leutnant muß vor dem Fähnrich selig werden", sagt der gute Cassio, und so muß auch der Präsident selig werden vor seinen Genossen im Vorstand. Hoffentlich wird das Unternehmen zu Stande kommen, obgleich die in den Blättern verbreiteten Notizen wiederum an — sagen wir Correktheit zu wünschen übrig lassen: „Mitglieder des Deutschen Theaters und des Residenz Theaters", so wird verkündigt, wirken in der ersten Vorstellung mit, und doch weiß, wie wir autorisirt sind mitzutheilen, Herr Director Lautenburg von solcher Mitwirkung überhaupt nichts, und vom Deutschen Theater hat nur ein Mitglied, mit Zustimmung seines Directors, zugesagt, nämlich Herr Wirth. Bekanntlich enthielt gleich die erste Kundgebung der Deutschen Bühne eine ähnliche Tartarennachricht: die in positivster Form gegebene Mittheilung, daß das Wallner Theater gemiethet sei, welche sich nicht bewahrheitete; und so können wir heute, vor diesen erneuten unvorsichtigen Versuchen des Mitgliederfanges, nur die Bemerkung wiederholen, welche Paul Schlenther (in Heft 20 dieser Zeitschrift) aussprach: daß es schade wäre, wenn das Zustandekommen der Deutschen Bühne durch die Ungeschicklichkeiten ihrer Gründer vereitelt würde.



Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von Marie Herzfeld.

(6. Fortsetzung.)

Da war es gemüthlicher, mit Ingeborg und Anna zusammen zu sein. Sobald die Schule aus und das Mittagsmahl verzehrt war, hastete sie hinaus auf den Hügel vor dem Hause, wo sie ihren Zusammenkunftsort hatten; hier traf sie die Beiden, und da redeten sie von William, bis er selbst kam, und wenn er kam, war die Welt eitel Freude.

Sie war verliebt in ihn wie die Ratte in einen Käselaib, und schwärmte um ihn herum wie die Fliege um das Licht. Sie umstrahlte ihn mit leuchtenden Blicken und lächelte ihn mit weißen Zähnen an, und das Süßeste auf Erden war, ihn anzurühren, seine Hand zu halten und zu stolpern, auf ihn zu fallen und sich mit ihm Körper an Körper zu fühlen. Ingeborg und Anna umhuldeten ihn auf die gleiche Weise. Und sie lachten mädchenhaft und schrien mit kleinen lüsternen Schreien auf, als ob man sie kitzelte.

Sie hatten einander anvertraut, daß sie ihn liebten, und seither waren sie die besten Freundinnen. Fanny drückte ihre Empfindungen mit Hülfe von Romanphrasen aus Buchhändler Andreassen's Leihbibliothek aus, und Ingeborg und Anna sagten „Ja" und seufzten. „Ach! solch ein kühner Junge! So nobel und elegant! So stolz und so edel! Ja, edel! Gott weiß, wen er liebte." Jedoch sie einigten sich darüber, daß Diejenige, welche die Glückliche war, die beiden Andern zu sich in's Haus nehmen solle, und so hätten sie ihn dann alle zusammen.

„Denn natürlich thun wir nie etwas so Ekelhaftes, wie manche Andere," warf Fanny hin; „Ach pfui! nein!" flüsterten die Beiden; als die kleinen Mädchen gleich darauf sich wieder in die Augen sahen, merkten sie im Moment, daß sie alle Drei es wußten.

Fanny hegte den Verdacht, daß sie selbst die Glückliche sei, und sie entschloß sich, ihn dazu zu bringen, daß er es ihr sage. Diese schreckliche Ungewißheit konnte sie nicht aushalten. Wenn er sie nicht liebte, — o, sie würde für ihr ganzes Leben unglücklich; sie hätte niemals mehr einen frohen Tag; ah, es wäre schrecklich; aber sie zog es vor: dann starb sie an gebrochenem Herzen und dann bereute er, was er gethan und Mama weinte um sie und alle Freundinnen sandten Blumen . . ! Ja, sie mußte es erfahren. Die Ungewißheit war ärger als alles Andere. —

Eines Morgens in der Freistunde kamen Emilie und Karoline mit geheimnißvollen und feierlichen Mienen zu Fanny und fragten, ob sie Lust habe, Komödie zu spielen.

„Was? Komödie?"

„Pst! Rede nicht so laut." . . .

„Spielt Ihr denn Komödie?" flüsterte Fanny.

„Wir sind beim Theater," sagte Karoline.

Fanny sperrte die Augen auf: „bei was für einem Theater?"

„Beim Kristiania-Theater, natürlich!"

„Ihr?"

„Ja, wir!"

Emilie blähte sich wie ein kleiner Vogel; Karoline that groß und vornehm wie eine Künstlerin.

Fanny wurde abwechselnd roth und blaß; „Ihr wollt mich zum Narren halten," sagte sie. Aber nein, das wollten sie nicht. Sie durfte ihnen auf's Wort glauben; es hatte alles seine Richtigkeit. Und nun sollte vor dem König ein großes lebendes Bild mit Engeln und so weiter dargestellt werden, und da hatte man nicht genug kleine Mädchen . . .

„Was macht Ihr denn beim Theater?" unterbrach sie Fanny.

„Wir sind Statistinnen," antwortete Emilie.

„Was ist das eigentlich?"

„Wir sind so dabei . . . wir bekommen Kostüme und stehen unter dem Volk, oder sind Engel oder dergleichen . . . und dann erhalten wir für jeden Abend zwölf Schilling; aber da müssen wir für unsere Wäsche selbst sorgen."

„Ja, reine Wäsche ist dazu nothwendig!" sagte Karoline.

„Natürlich, wenn Ihr Engel seid!"

„Ach, ob wir nun Engel sind oder sonst etwas. Das feine Publikum im Kristiania-Theater mag nichts anderes als reine Wäsche sehen."

„Und Du hast ja doch Wäsche, Fanny?" —

Schließlich wagte Fanny zu glauben. Sie wurde fast verrückt. Wenn es nur kein Traum war, nur kein Traum! Sie log sich in der letzten Pause von der Schule los, quälte Mama mit Bitten und Thränen, bis sie die Erlaubniß erhielt, suchte dann wieder Emilie auf und bewog sie, zur Oberchoristin mitzugehen. Uf, wenn sie nur nicht zu spät kam. Wenn sie nur nicht zu spät kam. Ach, wenn sie nur zu rechter Zeit kam.

Sie kam zu rechter Zeit. Es war noch Platz. O, Gott sei Dank. Ach, Du lieber Himmel! Sie hüpfte im Zimmer rund herum wie eine Besessene: „Danke, gnädige Frau, danke, Fräulein! o, ich bin so froh, o, ich bin so froh! —" „Adieu, Fräulein; nein, bin ich froh!" . . . . Sie setzte ihren Tanz noch auf der Straße fort.

An der Ecke von der Kirch- und der Karl-Johann Straße trennte sie sich von Emilie. Sie war feierlich ernst geworden.

„Ich danke Dir, Emilie," sagte sie und drückte der Freundin die Hand; „nun ist das Schicksal meines Lebens besiegelt!"

X.

Es war ein frischer, klarer Februarnachmittag und über Greffen und Egeberg sammelten sich kalte, winterblaue Abendwolken. In den Straßen lag schmutziger Schnee, der um Mittag halb geschmolzen war, und gefror.

Fanny und William gingen mit einander durch die Storgade und schienen verlegen. Sie war neugierig, ob er es heute abend sagen wollte.

Ach, wenn er es nur sagte! Er wußte ja, daß sie ihn gern hatte; er brauchte sich also nicht zu fürchten; ohne Zweifel hatte er es errathen; wenn er also plötzlich ihre Hand ergriff und flüsterte: „Ich liebe Dich!" Hui, würde sie sich schämen!

Fanny kam vom Theater. Es gab nun viel zu thun mit den Proben. Sie erzählte, und erzählte nervös und ohne Zusammenhang — nein, wie komisch es hinter den Koulissen aussah! Wir meinten, es seien dort ganze Seitenwände; aber keine Spur davon; es standen eine Reihe von Koulissen mit Zwischenhängen da. Nein, war er lieb, dieser Johannes Brun! Das Engelsein war etwas höchst Unsicheres; die alte

gebrechliche Aufziehmaschine mit den Pappendeckelwolken, auf welchen sie liegen sollten, knarrte und krachte, als wollte sie zusammenfallen. Aber sie hielt wohl noch. Frau Gundersen sollte ein großartiges Gedicht aufsagen, und dann sollte der innere Vorhang aufgehen; denn das Tableau stand ganz innen, hinter dem hintersten Vorhang.

Frau Gundersen war außerordentlich angenehm und gewinnend. Sie war die gescheiteste unter allen Damen des Kristiania-Theaters; sie deklamierte ungemein schön. . . Fräulein Nielsen gab den großen Posaunenengel; oh, sah sie herzig aus in ihrem langen weißen Kleid. Emilie und ein paar andere kleine Engel sollten von oben herabgelassen werden und dann bemerkte man nichts als Engel vom Fußboden bis zum Dach hinauf. Es wurde großartig. Alle sollten den Kopf der königlichen Loge zuwenden und freundlich ausschauen.

Aber nun befanden sie sich schon weit in der Brogade und noch hatte William kein Wort gesagt. Wenn er nur nicht zu furchtsam war . . .

Er ging und schwieg und seufzte. Manchesmal fragte er nach etwas vom Theater, aber nur, weil ihm schien, er müsse etwas sagen. Oh, wenn diese gute Gelegenheit auch versäumt ward! So sollte denn auch fernerhin diese Ungewißheit sie quälen!

Sie würde ihm fürchterlich gern geholfen haben; allein sie vermochte es nicht. Sie kam nur in schamvolle Verwirrung. Es war so schrecklich unangenehm. Es schickte sich für ein Mädchen natürlich nicht; aber er, der ein Knabe war — er wußte ja doch, daß die Herren den Anang machen müßten.

Jedoch er machte keinen Anfang. Und nun waren sie schon auf dem Grönlands-Torv . . .

O je, war er dumm! Vielleicht merkte er noch nicht einmal, daß sie in ihn verliebt war.

O doch, er mußte es merken. Sie hatte es ihm so oft zu verstehen gegeben. Er mußte es an ihren sehnsuchtsvollen Blicken, an ihrem schmerzlichen Lächeln gesehen haben. Vorgestern hatte sie es ihm fast gesagt. „Ach, ich werde gewiß niemals meinen Wunsch erreichen," hatte sie gesagt und ihm dabei einen Blick zugesandt, der, wie sie meinte, sein Eis schmelzen mußte. Aber Gott weiß, ob er es verstanden hatte. Mama sprach sicherlich die Wahrheit —: die Herren waren dumm. —

„Ja, Du bist glücklich!" seufzte William.

„Ich?" — wo wollte er damit hinaus?

„Ja, Du!"

„Wieso?"

„Bist Du nicht glücklich, daß Du zum Theater darfst und alles mögliche sonst?"

„Möchtest Du denn zum Theater gehen?" — hui, nun konnte er sagen: „ja, zugleich mit Dir . . ."

„Nein, die Mutter will, daß ich studieren soll."

„Ah so!"

Hierauf schwieg er wieder.

Nun bogen sie um die Ecke. Nun waren sie sogleich daheim . . .

Fanny nahm den Gegenstand wieder auf. „Ich bin nicht so glücklich, wie Du glaubst," sagte sie mit etwas zusammengepreßter Kehle.

„Was meinst Du damit?" fragte William unsicher.

„Das sage ich nicht."

„Ja, sag' mir's, Fanny!" Er flüsterte fast.

„Ich kann nicht."

„O doch, fürchtest Du Dich vor mir?"

„Nein, aber . . . ach, niemals!"

„Geh, sei nicht langweilig, Fanny!"

„Weshalb willst Du es wissen? Kann es Dir nicht ganz egal sein?"
„Nein, ich möchte es gern wissen."
„Ja warum denn?"
„Sag' es nur!"
„Ist es Dir nicht einerlei, ob ich nun glücklich bin oder nicht?"
„Nein. Wenn Du das glaubst, so glaubst Du etwas Falsches."
„Glaube ich etwas Falsches?" Ihre Stimme wurde fast zärtlich.
„Ja . . . Sag' mir, was Du gemeint hast, Fanny."
„Nein, ich kann es nicht."
„O, so sage ich Dir auch niemals etwas."
„Was hast Du mir denn sagen wollen?"
„Ich werde es Dir niemals sagen, wenn Du so abscheulich bist."
„Wenn Du es zuerst sagst, so sage ich es nachher."
„Nein," antwortete er, „ich getraue mich nicht."
„O, sag' es nur! Mir kannst Du es schon sagen, nicht?"
„Nein, Du lachst mich nur aus."
„Bei Gott! ich werde nicht lachen."
„Nein, ich kann nicht."
„Glaubst Du vielleicht, ich erzähle es?"
„Nein, aber —"
„Ja natürlich glaubst Du, ich sei geschwätzig und dumm und alles mögliche Schlechte; ich bin nur neugierig, was Du eigentlich von mir denkst."
„Nur lauter Gutes," sprach William; seine Stimme klang gezwungen.
„Nein, das thust Du nicht."
„Ja, das thu' ich."
„Warum kannst Du mir es dann nicht sagen?" fragte Fanny.
„Sag' Du es früher!"
„Nein, Du früher. Du solltest doch wissen, Du, ein Knabe . . . und was soll ich Dir denn eigentlich sagen?"
„Du sollst mir sagen, was Du eigentlich damit meintest, daß Du unglücklich seiest."
„Das sage ich um keinen Preis."
„Nun, so sage ich auch nichts."
Sie waren daheim; er wollte hineingehen.
„Es ist noch nicht spät . . ." bemerkte sie.
Er blieb stehen. „Willst Du mir es also sagen?"
„Mm . . . . . . Du zuerst."
„Nein. Gute Nacht, also."
„O, ich weiß schon, was es ist!" neckte Fanny.
„Weißt Du es wirklich?" Er näherte sich ihr.
„Ja wohl!"
„Nun, was also?"
„Ich sage es nicht!"
„O ja, Fanny; geh, sei gescheit!"
„Nein, ich kann nicht." . . .
„Das ist schlecht von Dir, Fanny."
„Ich werde Dir den ersten Buchstaben sagen!"
„Ja, ja!"
Sie wandte sich halb ab.
„Du bist v . !" sagte sie.
„V . ?"
„V . . . e . . ."

„Noch einen Buchstaben!“
„V—e—r . . . mehr sag' ich nicht!“
„V—e—r . . . ah, meinst Du . . . verliebt?“
Williams Stimme kippte um.
„Ja, oder ist's vielleicht nicht wahr?“
„Ich begreife nicht, wie Dir das einfallen kann . . . Bist Du vielleicht verliebt?“
„Ich?! Oh! keine Idee!“
„Ja, ja, Du bist's! Du bist's!“
„Ich? In wen sollte ich denn verliebt sein?“
„Kannst Du mir denn das nicht sagen?“ — Er wisperte es nahezu.
„Oh! niemals!
„Ja, sei gut und sag' es!“
„Freilich! Bildest Du Dir etwa ein —“
„Sag' also den ersten Buchstaben!“
„Nein, um keinen Preis; — aber Du mußt mir sagen, in wen Du verliebt bist.“
„Ich getraue mich nicht. Ja, wenn Du den ersten Buchstaben sagst, so sage auch ich den ersten.“
„Gut, aber Du zuerst!“
„Nein, Du!“
„Hui, bist Du abscheulich, William!“
„Können wir es nicht aufschreiben?“
„Aufschreiben?“
„Ja . . . Jeder schreibt es auf ein Stück Papier und dann tauschen wir die Zettel, so erfahren wir es zugleich!“
„Ja,“ sprach Fanny. „Geh hinauf und schreibe es und komme dann wieder in den Thorweg; ich komme auch gleich.“
„Und da bringst Du Deinen Zettel mit?“
„Ja“ . . .
Sie tappte sich durch den Flur ihrer Wohnung, er ging nach der anderen Seite und eilte über die Treppe hinauf.
Fanny war sogleich wieder draußen. „Bist Du hier?“ flüsterte sie; der Thorweg war dunkel wie ein Keller.
Keine Antwort.
Hui; natürlich kam er nicht. Ach, sie ging lieber wieder hinein. Das war doch schrecklich dumm; er hielt sie nur zum Narren; das hätte sie im voraus wissen können.
Selbstverständlich war es gar nicht sie, die er liebte, sondern die tolpatschige Ingeborg. Allerdings zählte sie nicht mehr als zehn Jahre; aber was kümmerte sich ein Herr um das; er war vielleicht auch in Anna verliebt, obwohl diese noch jünger war . . .
Nein, da kam er. Herrgott, wie still er einherging; sie hörte ihn kaum, weder bei der Thür noch auf der Treppe. Da war er.
„Hm! — Bist Du es?“ — „Ja.“ — „Wo bist Du?“ — „Hier. Nein, hier!“ — „Wo?“ — „Da!“ — „Pst!“
Sie tappten gegenseitig nach ihren Händen, tauschten die Zettel und liefen dann, jedes nach seiner Seite, davon, — sie lärmend und stolpernd, er ganz still und sachte.
Als sie in ihre Wohnung gekommen, empfand sie völlig klar: nicht ihr Name konnte auf dem Zettel stehen.
Es konnte der ihrige nicht sein. O Gott! war sie doch dumm! Sie mit ihren langen Füßen und ihrer blassen Farbe, und dann dies abscheuliche zerraufte Haar, und nun fiel ihr plötzlich etwas ein, was er von Ingeborg gesagt: daß sie so hübsche kastanienbraune Zöpfe habe . . .

Uf, daß sie so thöricht gewesen! O weh! Ihr wurde ganz heiß und plötzlich dann wieder kalt; und sie, die W. H. auf den Zettel geschrieben hatte!

Gab es denn nicht vielleicht einen anderen Knaben, dessen Name auf W. H. auslief? Ach, welche Gans sie gewesen war; weshalb hatte sie nicht blos W. geschrieben? oder nur H.? Nun saß er droben und lachte sie aus; sie hätte sich die Zunge abbeißen mögen!

Den Zettel wagte sie gar nicht anzusehen; es stand Ingeborg darauf, sie wußte es ohnehin. Und es war ja so: Ingeborg hatte in der That schöne Flechten. Jedenfalls waren sie schöner als ihr Kraushaar. O dieser lichte wirre Krauskopf; — und wie sie abscheulich und wild war, und er, so brav und so still! Und dann dies Kleid; hui, sah sie häßlich aus, und da hatte sie sich eingebildet — oh! oh!!

Ja, nun war sie also unglücklich. Gottlob, daß sie Mama nicht daheim fand. Sie warf sich über das Bett hin und begrub das Gesicht in den Kissen. Nun war alles vorbei. Nun wollte sie nur mehr an's Theater denken. Aber beim Theater schien es auch keine Unterhaltung mehr; nichts war mehr unterhaltend; ach, sie fühlte sich so schrecklich unglücklich; nun würde sie nur mehr hinwelken und sterben. Hinwelken wie eine geknickte Lilie. Schon morgen würde sie viel blässer sein. Still und seltsam würde sie werden, so daß man sie nicht wieder erkennen konnte. „Nein, was geht denn nur mit Fanny vor?" sagten sie dann, „Fanny, die sonst so lebhaft und munter war?" Mama würde ängstlich werden und sie ernstlich ausfragen. Jedoch sie würde nur ihr Haupt neigen und eine Thräne zerdrücken . . . „o Mama, ich bin so schrecklich unglücklich! . . . ich, hu, hu" . . . Ach, nun weinte sie schon; oh . . . oh . . .

Nein, nie mehr auf Erden würde sie froh. Es würde Ihr gehen, wie der schönen Irene . . . unglückliche Liebe verzehrte sie in ihrer Jugend Lenz; niemand wußte was ihr fehlte, ehe sie auf ihrem Sterbebette lag und von ihrem theuren Carlos phantasierte; jedoch da war es schon zu spät. O, nun kamen sie bald alle insgesammt, Emilie an der Spitze, und begriffen nicht und fragten: „was ist Dir, Fanny? was ist's denn? nun will ich es wissen! Du mußt es mir sagen, Fanny! ja, Du mußt!" — aber da würde sie mit stillem Lächeln antworten: „mögest Du glücklich sein, Emilie!" Und man fragte bis nach Kristiansborg hin. Und es kamen Nina und Ebba, vielleicht auch Frau Kahrs; Frau Lehmann und Frau Storm und Frau Mühlberg und alle anderen sorgten sich und schrieben Briefe; „nein, denkt Euch blos, — der Krauskopf, der so munter und lebhaft war!" — Aber niemand sollte etwas erfahren; sie würde ihr Geheimniß mit in's Grab nehmen; jedoch auf ihrem Herzen würde man einen Brief finden . . . hu, hu, hu —!

Fanny lag eine ganze Weile im Bett und weinte; dann hörte sie ihre Mama im Vorzimmer; sie fuhr empor und wusch sich; den Zettel verbarg sie unter ihrem Kopfkissen. Heute abend konnte sie ihr Unglück nicht ertragen; aber morgen, da würde sie stark seien und da sollte ihr Schicksal sich entscheiden. Sie betrachtete sich im Spiegel; vielleicht begann sie schon bleich zu werden. Aber nein, sie war roth, allzu roth. O, das kam vom Weinen; wartet nur bis morgen . . .

Sie fühlte Hunger und aß tüchtig zu Abend, und das ärgerte sie. Jedoch morgen, wenn ihr Schicksal besiegelt war, morgen würde sie nichts essen. Nur welken und hinschwinden. Ganz wie Irene; sie merkte es ganz deutlich.

Man fragte sie nach dem Theater und plötzlich ertappte sich Fanny, wie sie da saß und lachte und erzählte und munter war. „Nein, Mama, dieser Johannes Brun! Du kannst Dir nicht vorstellen, wie komisch er ist!" Mama schien keine Ahnung zu haben, daß ihre Tochter unglücklich war. Aber hui, wartet nur, morgen . . .

Sie ging früh in's Bett; sie hatte Kopfschmerzen.

„Wenn Du Dich nur nicht dort im Theater verkühlt hast," sagte Mama; natürlich begriff sie gar nichts davon. Fanny schmiegte sich in die Dunen; sie ver-

ſuchte zu weinen, allein es ging nicht; hierauf ſchlief ſie ein und war in Wirklichkeit
ziemlich überzeugt, daß ihr eigener Name auf dem Zettel ſtand.

Am nächſten Morgen erwachte ſie voll guten Muthes. Der Zettel war der
allererſte Gedanke, der ihr einfiel; ſie zog ihn hervor und öffnete ihn. Sie las:
„Dich ſelbſt, ſag' es aber nicht weiter!"

„Dich ſelbſt! Dich ſelbſt!" Oh, dieſer prächtige Burſch! Sie hüpfte aus dem
Bett heraus, lachte, tanzte, rieb ſich die Hände; mich ſelbſt, mich ſelbſt! Nein, wie
luſtig! Denkt Euch, verlobt! Und denkt Euch nur, mit ihm! — O Du mein, wie
würden ſie ſie beneiden, Ingeborg und Anna! Ja, denn wenn ſie Dir einredeten, ſie
werde William mit ihnen theilen, ſo irrten ſie ſich! Natürlich würde ſie nicht der-
artig mit ihm leben, pfui, nein! aber allein haben wollte ſie ihn doch — oh! A
wie angenehm ſollte das werden! Sie ſchrie vor Glück und Seligkeit; ſie war ſo
froh, daß es ſie förmlich kitzelte. Und dann vielleicht hie und da, wenn es recht
finſter war, — hui nein! Das ging nicht; ſie ſtürbe vor Verlegenheit; aber . .
wenn er ſo an einem dunkeln Abend mit ihr auf einem Sofa ſaß und da ohne
weiteres . . uf, es müßte eigentlich angenehm ſein, einen Burſchen zu küſſen. Und
ſchon gar wenn er es war, dieſer ſüße, hübſche William . . und nachdem ſie verlobt
waren . . Wenn er nur nicht zu ſchüchtern war; obſchon natürlich, jetzt, als
Bräutigam . . .

— Das wurde ein langer Tag. Die Schule war ſchrecklicher denn je; ſie ſehnte
ſich ſo nach dem Mittageſſen und nach der Freiheit, daß ſie ſich ganz krank fühlte.
Uf, wie wunderlich, ihn nun zu treffen. Was würde er ſagen; was würde er thun
Wenn nur keiner es merkte! Nimm an, daß er ihr ohne weiteres um den Hals fiel
und ſie küßte . . . aber das wagte er natürlich nicht, ſo mitten auf der Schlitten-
bahn . . .

Schließlich wurde es dennoch Mittag. Fanny hoffte ihn auf dem Heimweg zu
treffen, konnte ihn aber nirgends erblicken. Sie ging nach Hauſe und verſchlang das
Eſſen ſo ſchnell als möglich. Auf dem gewöhnlichen Stelldichein-Platze, der nun in
eine Schlittenbahn verwandelt war, befand ſie ſich als erſte. Kurz darauf kamen
Ingeborg und Anna. Arme Mädchen, ſie begannen von William zu reden, verliebt
wie ſonſt. Wenn ſie wüßten —!

„Warum biſt Du heute ſo ſtill, Fanny? Magſt Du ihn vielleicht nicht mehr?"
fragte Ingeborg.

„O doch, er iſt ein lieber Burſche, aber —"

„Warum ſagſt Du „aber", Fanny?"

„O wegen gar nichts. Ich habe William noch ebenſo lieb wie ſonſt; aber von
uns kriegt ihn eben keine!"

„Was —?"

„Was —?"

„Ich bin nun dahintergekommen."

„Ja, wer iſt es denn?"

„Ich will es Euch ſagen: er hat eine ſchöne Couſine, die in das Niſſen'ſche
Inſtitut geht; ſie iſt's."

„So"! —

Ah ſo! Nun . . . im Grunde genommen war das ja ſelbſtverſtändlich. Oder
nicht? — Gewiß. — Und übrigens, — unſertwegen konnte er thun, was er wollte
— — „ja wohl!" „ja freilich!" — denn uns war es ziemlich einerlei, . .
„natürlich!" „ja ja!" Eigentlich war er ja nicht einmal ſo außerordentlich hübſch;
es gab viele Knaben, die ebenſo hübſch wie William Holter waren. Und daß er der
Erſte in ſeiner Klaſſe — ja, das war doch für ihn keine ſo große Sache, für ihn,
der der Sohn des Fräuleins war; es befanden ſich gewiß in der Klaſſe andere ebenſo ge-

cheite Burschen. Fanny half ihnen, William herabzusetzen, und bemitleidete und verachtete sie dabei in ihrem Herzen.

Aber es dauerte lang, bis er erschien. Er bereute es doch wohl nicht? Die Schittenbahn war schon ziemlich voll, als er kam. Fanny wurde schrecklich verlegen. Sie wagte nicht ihn anzusehen, und sie fühlte, daß auch er sie nicht ansah. Sie itterte in Erwartung. Nun trat er wohl zu ihr, drückte ihr die Hand, blickte sie mit Wärme an, sagte etwas . . . was er sagen würde? — Jedoch er trat nicht zu hr. Er blieb ein Stück weit von ihr stehen und bot guten Abend. „Guten Abend!" rwiderten Ingeborg und Anna kurz. — „Seid Ihr schon . . . hier?" fragte er. — „Aber freilich," antwortete man. Fanny schielte nach ihm; er stand da und schaute nach den Anderen. Und die Anderen waren lustig. Sie lärmten und schrieen und die Schlitten flogen; die Bahn war fast gefährlich glatt und man glitt und rollte unter Heulen und Lachen dahin. William stand und starrte. Kein glühender Blick, ein verliebtes Lächeln, kein warmes Wort — er war nur verlegen. Uf, war sie nttäuscht! Am Ende that es ihm leid. Das würde sie wirklich unglücklich machen!

„Gute Bahn heute;" — „heute sind viele auf dem Hügel," — das und ähnliches war alles, was er sagte. Schließlich fragte er, ob Fanny seinen Schlitten möge. „Ich fahre heute abends nicht," sprach er. „Das war's, was ich sagen wollte" — nun wendete er sich zu Fanny, — „ich wollte nur sagen, daß ich nun nicht mehr wie sonst mitspiele; denn jetzt, — jetzt muß ich — studieren und fleißig sein." — „Nun also adieu!" sagte Ingeborg. — „Also adieu!" rief Anna. Fanny agte nichts; sie begriff ihn nicht. Er stand ein wenig, als ob er auf Antwort warte: a keine kam, so ging er. Mit eigenthümlicher Betonung grüßte er hinauf; Fanny ühlte, daß es ihr galt —: „also guten Abend!" — „Guten Abend!" sagte Fanny ast weinend. Er blieb stehen; aber ein schrilles „Guten Abend!" von Ingeborg nd Anna vertrieb ihn wieder. Langsam, mit zögerndem Schritt ging er hinab; den Schlitten zog er nach sich. Dann hielt er wieder —: „magst Du den Schlitten icht, Fanny?" — „Danke, nein," lautete die Antwort. Er zog wieder weiter, noch angsamer, noch unsicherer. — „Das war recht, Fanny!" sagte Ingeborg; „wir önnen uns heute auch mit meinem Schlitten behelfen; wir brauchen ihn nicht anubetteln. Laß ihn nur laufen, — diesen Wichtigthuer!"

Ingeborg und Anna begannen über ihn zu schimpfen; Fanny blieb stumm. Es ab heute auf der Schlittenbahn keine Unterhaltung. Sie fuhren ein paarmal hinab; ann glitt Anna aus und schlug sich an und hierauf gingen sie heim.

Später am Abend hielt sich Fanny so viel als möglich im Thorweg auf. Er mußte kommen, dünkte ihr; er mußte ahnen, daß sie hier sei, und hier, wo es finster war, brauchte er nicht schüchtern zu sein. Hui, was für ein Klotz er war! So ein Gerede, wie, daß er „fleißig sein müsse!" Hatte man je dergleichen vernommen! — Ach nein, er wollte sie nur loswerden! Er wollte lieber Ingeborg mit den hübschen lechten. Die Zähne klapperten ihr im Munde vor Kälte und die Lippen verzogen ch vor unterdrücktem Weinen . . . sie, die geglaubt hatte, nun werde alles gut sein. ch, wie schrecklich, wenn er sie betrog!

Sie mußte eine Weile hinein, um Mama zu beruhigen; als sie wieder herausm, lauschend und voll Herzensangst, war er da.

„Hm!" machte er im Dunkeln; ach, Gott sei Dank! — „Hm!" antwortete anny. — „Bist Du's?" flüsterte er. — „Ja." — „Ich habe einen Brief für Dich . . wo bist Du?" — „Hier!" . . . Sie tappten und faßten sich bei den Händen. r gab ihr den Brief, behielt aber ihre Hand. So standen sie eine Weile ganz still. anny schmolz hin in einem innigen, weichen Gefühl und wurde warm; ach, daß sie wig so stehen bleiben könnten! — Ach, wenn er sie küßte — ! — Da ging eine hür. Er fuhr zusammen und ließ sie los. „Gute Nacht!" flüsterte er. Ueber die reppe herab ertönte Frau Holter's scharfe Stimme: „William!" — Er hatte sich

in den Hofraum geschlichen und that nun, als käme er von dort herein; — … Mama!" — „Wo steckst Du denn? Der Thee wird kalt!" — „Ich komme sch… — Sie hörte ihn die Treppe hinaufeilen und er war verschwunden.

Fanny barg ihren Brief in der Tasche und ging hinein. Die langweilige F… Holter! Uebrigens hätte er es gut thun können, ehe dieselbe kam . . . Im Zim… drinnen begann auch ihre Mama zu schelten.

Mit dem Brief mußte sie bis morgen warten. Sie hatte anfangs daran … dacht, sich wach zu halten, bis Mama einschlief, dann ein Licht anzuzünden und … da zu lesen. Allein sie schlief vor Mama ein. Williams weiche warme Hand gl… in der ihrigen und machte sie glücklich und froh; sie mußte von nichts, bis man … aufweckte, um in die Schule zu gehen.

Auf dem Wege dahin, in einem Hausthor, las sie den Brief. Derselbe war l…

Er sei der glücklichste Mensch auf Erden, schrieb er. Und sein einziger Wu… sei, sobald wie möglich mit ihr, der Königin seines Herzens, vereinigt zu wer… Darum wolle er nicht mehr hinaus und am Nachmittag spielen. Er wolle lernen … arbeiten. Tag und Nacht wolle er arbeiten, damit er nur recht tüchtig und nur … schnell fertig werde; sonst müßten sie so schrecklich lang warten. Es war ihm … großer Schmerz, daß er nicht mehr so viel mit ihr beisammen sein und nicht so … ihr Kavalier sein könne, als er sollte und wollte; aber sie müsse bedenken, warum … es thue und in ihrer Liebe verharren. Denn er arbeite blos für sie und da sei … angenehm zu arbeiten. Und sobald er seine Prüfungen gemacht habe, würden sie … verloben und heirathen und da würden sie für immer beisammen sein und er w… sie sein ganz Lebelang auf den Händen tragen. „Und dann wirst Du eine große Künst… und den Tag verbringen wir miteinander; aber des Abends begleite ich Dich … Theater. Und dann werden wir reich und reisen in die Welt hinaus und schauen … um. Jedoch Du mußt Treue halten und mich nicht vergessen und ich thue es … nicht. Denn Du bist das herzigste Mädchen, das ich jemals gesehen und ich will D… nie vergessen, mein geliebtes Kind. Dein ewig getreuer William."

Ja, das war ein lieber Brief. Es war ungeheuer hübsch von ihm, daß er … so ernst nahm. Sie hatte es ja immer gewußt, daß er ein braver Bursche sei. … wollte sie ihn natürlich noch lieber haben. Denkt Euch, wie nett —: Tag und N… wollte er sitzen und arbeiten, um ihretwillen, um mit ihr vereint zu werden … Es dauerte schrecklich lang; sie hatte gemeint, daß sie jetzt schon verlobt seien und … sie gleich anfangen dürften, Brautleute zu sein. Im Beginn hätte sie es wohl … unangenehm gefunden — einen Knaben küssen! — aber wenn er ein muthiger Bur… gewesen wäre — uf, er benahm sich im Grunde wie ein Mädchen. Warum hatt… sie gestern abend nicht im Thorweg küssen können, finster wie es dort war . . . … pfui; es war ja viel anständiger von ihm, daß er es nicht gethan. Er war ein … Junge; er war ritterlich. Gott, wie dumm es von ihr gewesen, zu glauben, da… sich verloben könnten, nun, da sie noch in die Schule gingen; sie war ja ebenso ver… wie Emilie . . . Wie hübsch würde es werden, so herumzugehen und sich zu lie… und an einander so viele Jahre zu denken, und standhaft und treu zu sein. Und … nach kamen die Freier, der eine stolzer als der andere, der eine reicher und feiner … der andere; aber ihr Nein bekamen sie, Einer nach dem Anderen; die Leute began… zu reden von der stolzen Jungfrau, die so gute Anträge zurückwies; jedoch e… kam es zu Tage —: sie war eben ihrer ersten, einzigen Liebe treu. —

Ach, er hätte sie dennoch vorher einmal küssen können! . . .

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Sämtlich in Berlin.



Der Mensch als Massenglied.

In jüngster Zeit treibt sich in Berlin ein neues geflügeltes Wort herum; es heißt „Heerdenthier“. Ganz besonders in Arbeiterkreisen spielt es eine Rolle. Wenn ein Arbeiter dem andern gedankenlose Folgsamkeit und Blindgläubigkeit vorwerfen will, so sagt er wohl: Du bist auch ein solches Heerdenthier, wie es Bruno Wille gemeint hat.“ Und der andere pflegt sich dann sehr zu entrüsten und über den Urheber des Ausdruckes zu schmähen. Und wenn gar in einer socialdemokratischen Volksversammlung, wo der Kampf der „Jungen“ und „Alten“ tobt, ein Redner zu der Masse spricht: „Wendet euch ab von jenem Menschen, welcher euch, die ihr doch denkende Männer seid, — „Heerdenthiere“ genannt hat!“ — dann bricht ein wuthvolles Toben, untermischt mit Pfuirufen, aus. Doch merkwürdig, in stiller Stunde, wenn die Parteilichkeit ein wenig schlummert, dann murmelt mancher, der zuvor sich über das „Heerdenthier“ entrüstete: „Etwas Wahres ist freilich daran!“ Und Leute, welche früher „Pfui“! riefen, sagen vertraulich zu Bruno Wille: „Sie haben eigentlich vollkommen Recht.“

Wie kommt es nun, daß derselbe Mensch sich derart widerspricht? „Erkläret mir, Graf Orindur, diesen Zwiespalt der Natur!“ — Ich möchte erwidern: Ein Naturgesetz bedingt diesen Zwiespalt, ein Gesetz, welches in das Gebiet der Sociologie gehört, und das ich folgendermaßen formuliren möchte: Der Mensch als Massenglied benimmt sich anders wie der Mensch als Einzelwesen. Freilich, nach Adam Riese sollte man erwarten, eine Menschenmasse sei die Summe ihrer Theile, der Einzelmenschen. Das ist aber nicht so. Die Masse ist vielmehr etwas anderes. Kein mathematisches Wesen, sondern ein organischer Körper. Sie ähnelt dem menschlichen Körper, der sich freilich aus Zellen zusammensetzt, aber doch etwas anderes, als die Summe der Zellen ist. Der Einzelmensch hat nämlich eine Eigenschaft, welche zuweilen latent ist, zuweilen aber sich stark äußert: das ist seine Heerdennatur. Wenn nun der Mensch in Masse auftritt, geräth diese Eigenschaft in hervorragende Wirksamkeit. Das ist die Lösung des Räthsels. So kommt es, daß eine Masse den Ausdruck „Heerdenthier“ als eine schwere Beleidigung betrachtet, während doch die Einzelnen diesem Begriffe sehr zugänglich sind.

Der Mensch ist gar nicht verständlich, wenn man unterläßt, seine Heerdennatur, seine Massengliedschaft, ins Auge zu fassen. Drum wurde er treffend schon in alter Zeit ein „ζῶον πολιτικόν“ genannt. Und auf ganz richtigem Wege ist die moderne Psychologie, wenn sie, anstatt einseitig die Einzelseele zu seciren, vielmehr auch den Zusammenhang des Individuums mit seiner Umgebung, seinen Mitmenschen, bedenkt

und also sociologisch und völkerpsychologisch verfährt. Wer diese Methode nicht be-
folgt, ist kein „moderner“ Mensch; ihm ist das moderne Leben ein Buch mit sieben
Siegeln. Insbesondere haben Redner, Politiker, Strategen und „Seelsorger“ mit der
Massengliedschaft zu rechnen.

Die Heerdennatur des Menschen ist vielfach gepriesen worden, und mit Recht.
Denn wäre der Mensch kein geselliges Wesen, so würde er — falls er überhaupt
existiren könnte und nicht im Kampfe ums Dasein ausgerottet wäre — jedenfalls
nicht durch Vernunft ausgezeichnet sein und nicht eine hochausgebildete Sprache,
Wissenschaft, Kunst, Technik, Sittlichkeit besitzen. Indessen darf die Heerdennatur
des Menschen nicht einseitig gelobt werden. Sie trägt nämlich nicht bloß zum Wohle,
zur Vernünftigkeit und Sittlichkeit der Menschheit bei, sondern wirkt andererseits auch
hemmend und unterdrückend auf das höhere Geistesleben ein; der Mensch ist als
Massenglied nicht bloß Mensch, sondern auch echtes Thier; er geberdet sich, wenn er
in Zusammenhang, in innigem Kontakte mit einer Menge sich befindet, oft gerade
als unvernünftiges Tier.

Um das, was ich meine, anschaulich zu machen, weise ich auf die Thatsache hin,
daß ein zahmes Pferd durch den Anblick einer Heerde wilder Pferde derart hingerissen
werden kann, daß es sich derselben fest anschließt und nun mitmacht, was die Heerde
unternimmt. Und das Schaaf hält bekanntlich derart zu seiner Heerde, daß es mit
derselben, blind gegen die Gefahr, in Abgründe, Feuer und Wasser läuft. Solch eine
unvernünftige Folgsamkeit, wenigstens ein Zug dazu, ist auch dem Menschen eingeboren
und wenige Menschen vermögen diese Naturanlage durch Vernunftenergie zu über-
winden. Fühlt sich der Einzelmensch als Glied einer Masse, so macht er gewöhnlich
die seelischen, gedanklichen oder körperlichen Bewegungen der Masse mit, indem er
seine Selbständigkeit und Individualität fallen läßt. Wer eine Probe hierauf machen
will, versetze einen etwa zehnjährigen Knaben in eine Menschenmenge. Befindet sich
die Menge in gespannter Erwartung, so ist auch der Knabe gespannt, jubelt die
Menge „Hurrah!“, so schreit der Knabe mit, stürzt die Menge furchtsam von dannen,
so wird auch das Kind von dem allgemeinen Entsetzen gepackt. Leider wird die
Heerdennatur, welche im Kinde besonders ausgeprägt ist, von unserer üblichen Pädagogik
nicht bekämpft, sondern sogar bestärkt.

Beispiele, welche über die Massengliedschaft des Menschen unterrichten, finden
sich im modernen Leben so zahlreich, daß wir gar nicht nöthig haben, auf entlegene
Zeiten zurückzugreifen, obwohl die Massenwanderungen alter Völker, die Kreuzzüge,
die mittelalterliche Tanzwuth, die Hexenverfolgungen, der religiöse Fanatismus gute
Illustrationen sind.

Jüngst machte ein Vorgang des Berliner Schullebens Aufsehen, in dem die
Heerdennatur die erste Rolle spielt. Ich meine die bekannte Spukgeschichte von der
„Todtenhand“.

Gerade im Glauben an solche „übernatürlichen“ Vorgänge zeigt sich die Heerden-
natur mit Vorliebe. Vor Kurzem las ich in der Zeitung, daß ein einsames Licht in
einem Weinberge zuerst einem alten Weibe und schließlich — durch Uebertragung ver-
möge der Heerdennatur — der Bevölkerung des ganzen Städtchens als eine spukende
„arme Seele“ erschienen sei. Wer Gelegenheit hatte, einer spiritistischen Sitzung
beizuwohnen, wird vielleicht bemerkt haben, wie ansteckend Phantastik, Aberglaube und
Unvernunft wirken. Es ist bezeichnend, daß die „Geister“ gewöhnlich eine „Kette“,
d. h. eine Mehrheit von Personen zur Bedingung ihres Erscheinens machen.

Als einen Typus der wunderbaren Erscheinungen, an dem wohl ersichtlich ist,
welche Rolle die Massengliedschaft des Menschen spielt, möchte ich folgende Geschichte
vorführen. An einem Sommerabend, während die Kirchenglocke melancholisch über
die Felder klingt, gehen ein junges Mädchen, das geistig wohl etwas verkümmert
ist, und ein Kind — beide einem katholischen, vom Culturtreiben wenig berührten

Dorfe angehörig — an einem Walde vorbei. Plötzlich bleibt das Kind stehen und heftet überrascht sein Auge auf einen Eichenstamm, in dessen verworrenen Linien seine aufgeregte, von Heiligenbildern erfüllte Phantasie eine „Muttergottes" zu erkennen glaubt. Die Begleiterin des Kindes wird zunächst durch den schreckhaft starrenden Blick des Kindes in Aufregung versetzt. Und als nun das Kind „Die Muttergottes!" stammelt, wird das Mädchen von dieser packenden Vorstellung, in welcher sich all seine von Priestern, Eltern, Lehrern und Büchern erzeugten religiösen Gefühle vereinigen, auf die Knie geworfen, und nun, in seinem heiligen Entsetzen, glaubt es die Muttergottes gleichfalls gesehen zu haben. Bestürzt, doch zugleich stolz, einer göttlichen Erscheinung gewürdigt zu sein und nun eine Rolle im Dorfe spielen zu können, eilen die Beiden heim und verkünden allenthalben: „Die Muttergottes ist uns am Walde in einer Eiche erschienen". Dies Wort findet eine Anzahl gläubiger Gemüther, welche nun unter Führung der „Begnadeten" zum Walde ziehen. Während es bereits dämmert, nähern sich die einfältigen Leute dem verschwommenen Baume, indem sie beten und daselbst eine Erscheinung erwarten. Plötzlich kreischt ein altes Weib auf, alles erschrickt, schreit mit, stürzt auf die Knie und plärrt Gebete. Nun ist es ausgemacht, daß die Muttergottes erschien. Im Fluge verbreitet sich die Mähr nach den umliegenden Ortschaften. Und nun beginnen die Wallfahrten. Mit elementarer Gewalt strömen die Menschen zusammen, Kopf an Kopf umgeben sie, freilich in ehrerbietiger Zurückgezogenheit, den Gnadenort. Jede Aeußerung der Phantasie pflanzt sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Masse fort. Und wie sehr neigt diese Masse zu solch phantastischen Ausgeburten! Brauen doch Aberglaube, körperliche und geistige Erschöpfung, Sensationsbedürfniß, Eitelkeit und Verlogenheit zusammen. Ist erst eine auf das „Wunder" bezügliche Einbildung oder Lüge geäußert, so findet sie auch Glauben, Boden in der ganzen Masse. Denn der Einzelne hat, wofern er nicht gar selber etwas zu sehen glaubt, jedenfalls die Meinung, die anderen sehen etwas; und hinterher glaubt er vielleicht sogar, selber etwas gesehen zu haben. — So läßt der Mensch als Massenglied sich fortreißen von den Stimmungen und Meinungen seiner Mitmenschen.

Mit großer Lebendigkeit tritt die Heerdennatur des Menschen im Kriege hervor. Außerhalb des Heeres ist der Mensch noch ein Individuum, ein vielfach freies, im Fühlen, Denken und Handeln selbständiges Wesen. Ist er aber in das Heer eingestellt und durch die Disziplin dem Riesenkörper als Glied eingefügt, so hat er seine Selbständigkeit verloren. Sogar die unsoldatische Natur lernt da soldatisch fühlen und denken. In der Schlacht, wenn die Kugeln drohend pfeifen, das Bataillon aber vorwärts stürmt, ist es keineswegs nur die Furcht vor dem Kriegsgericht, was den Einzelnen treibt, die Bewegungen der Gesammtheit mitzumachen, sondern auch seine Heerdennatur, die sich gerade in Momenten der Gefahr stark offenbart. Trefflich schildert Tolstoi in „Krieg und Frieden" diese Massengliedschaft.

Wer hätte nicht schon diese Kraft der Masse, den Einzelnen ihrem Fühlen, Denken und Wollen zu unterwerfen, an sich selbst erfahren? Manch ein Rationalist zog vor dem „Allerheiligsten" der Katholiken, das in feierlicher Prozession vorübergetragen wurde, seinen Hut, als er die Menge in Verehrung auf die Kniee stürzen sah, — und that dies nicht etwa blos „aus Anstand", sondern zugleich deswegen, weil er als Massenglied sich ein wenig von der allgemeinen Stimmung angesteckt fühlte. Und manch politischer Heißsporn empfand in einer gegnerischen Versammlung, während die Masse ihrem Führer — seinem Gegner — stürmisch zujubelte, gleichfalls etwas wie Zustimmung in seinem Innern und erkannte, daß daselbst etwas Unberechenbares, ein Antipode der Vernunft, wohnt.

Damit der Mensch sich als Massenglied benimmt, ist keineswegs nöthig, daß er im sinnlichen Zusammenhang mit der Masse steht. Der Zusammenhang kann vielmehr auch ein blos gedachter sein. So empfindet wohl Jedermann beim An-

blick des Domes zu Köln eine gewisse Massengliedschaft. Ueber die Kolossalität die..
Monumentes staunend, gedenkt er dunkel jener Masse von Gläubigkeit, durch wel..
ein derartiges Bauwerk bedingt wurde, und fühlt sich nunmehr, wenn auch zuweil..
nur ein wenig, hingerissen von jener gläubigen Masse. In dieser Weise wirken wo..
alle imposanten Kirchen etwas glaubenstärkend, nämlich als Demonstrationen ein..
Menschenmasse, welche, obgleich verstorben, doch die Nachlebenden durch die Spur..
ihrer Kraft mit sich fortreißt. Wer einen großstädtischen Riesenkirchhof betritt, füh..
sich gleichfalls, mehr oder minder, fortgerissen beim Anblick des Gewimmels von Gr..
kreuzen, welche zum „ewigen Leben" deuten, als Demonstration einer gläubigen Ma..
Und im politischen Leben ist es oft vorwiegend die Vorstellung des großen Umfan..
einer Partei, wodurch „denkende Menschen" zum Anschluß an diese Partei bewo..
werden.

Von Beispielen gesättigt, bemühen wir uns nunmehr, den seelischen Vorga..
zu erkennen, dessen Wirkung wir Massengliedschaft genannt haben! Spüren wir al..
wenigstens einigermaßen, den Wurzeln der Heerdennatur nach!

Es ist möglich, daß eine dieser Wurzeln durch das sogenannte Unbewußte hi..
durch bis in die rohthierische Vergangenheit des Menschengeschlechtes reicht. Vielleich..
wird der Geist Darwins, durch das Auge des Thierpsychologen scharf blickend, di..
Wurzel erkennen. — Mit einer andern Wurzel der Massengliedschaft hat sich vielleic..
jener Forscher zu beschäftigen, welcher den Hypnotismus und die Suggestion studi..
Wenn durch Energie einem empfänglichen Geiste fixe Ideen eingeredet werden, warum..
sollte alsdann nicht auch eine Menschenmasse, welche einen überwältigenden Eindru..
macht, die Rolle des Suggerenten spielen und den Einzelnen geistig beherrsch..
können? — Kaum zweifelhaft dürfte es sein, daß eine Wurzel der Massengliedsch..
Nachahmung heißt; man könnte wohl auch Sympathie oder Mitleidenschaft sage..
Es ist allgemein bekannt, daß Gähnen ansteckend wirkt, daß der Anblick ein..
herzlich lachenden Gesichtes auch die Umgebung erheitert, daß wir mit Weinend..
trauern und vor einem Bilde, welches den Zorn recht lebendig darstellt, unwillkürl..
die Zähne zusammenpressen und die Hände ballen. Das rührt wohl daher, weil un..
Lebenserfahrungen eine feste Ideenassociation zwischen den Aeußerungen von Gefühl..
und diesen Gefühlen selbst gebildet haben, derart, daß die Wahrnehmung die..
Aeußerung in uns das Gefühl erzeugt. — Endlich liegt der Massengliedschaft wo..
auch die Autorität der Mehrheit zu Grunde. Jedenfalls ist es eine weit ve..
breitete, wenn auch ganz falsche, Meinung, daß viele Köpfe zusammen stets klüger ..
und mehr Recht haben, als ein Kopf. Sieht nun der Einzelmensch gar eine Ma..
in gleicher Weise fühlen oder denken oder handeln, so folgt er ihr in blind..
Autoritätsgläubigkeit.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die menschliche Heerdennatur Gefahr..
für die Menschheit insofern in sich birgt, als doch Unbesonnenheit und blinde Fol..
samkeit gefährlich sind. Vorübergehend kann die Heerdennatur freilich vortheilhaft wirk..
wenn nämlich gute und kluge Führer sich ihrer bemächtigt haben, oder wenn ei..
„moralische" Kraft die Masse bewegt. Sobald aber die Führer schlecht oder unklu..
oder die Bewegungen der Masse unvernünftig sind, geht die Sache schief. Jedenfal..
lassen sich die besten Resultate der Heerdennatur auch ohne diese, nämlich durc..
selbständig denkende und fühlende Menschen, erreichen, und jedenfalls bringen selbst d..
günstigsten Fälle von Heerdennatur doch den schweren Nachtheil mit sich, daß die Heerden..
natur überhaupt bestärkt, gefristet und in die Folgezeit propagirt wird, während d..
Entwickelung des Menschen zur Selbständigkeit abermals den Hemmschuh spürt.

Wenn wir demgemäß die Ueberwindung der Heerdennatur, die Unabhängigk..
von unseren Brüdern, die innere Freiheit, die Selbständigkeit im Fühlen und Denken
als ein hohes Ziel der Menschheit bezeichnen, so muß uns doch tiefe Betrübniß be..
fallen, wenn wir sehen, wie selbst in der „modernen" Zeit wo wir es doch „so herrlic..

weit gebracht" haben, im öffentlichen Leben zahlreiche und gewaltige Bollwerke der Heerdennatur bestehen, und wie vielfach die Massengliedschaft sogar als sittlich bezeichnet wird. Vielleicht finde ich ein andermal Gelegenheit, mich über diesen Mißstand zu verbreiten. Die Kritik desselben wirkt freilich etwas verblüffend, weil sie mit allerlei Heerden-Vorurtheilen aufräumt. Vorläufig sage ich nur dies:

Individuum, sei gepriesen! Selbstherrlichkeit, Du bist die erhabenste Krone! „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit." Möge dieser Goethische Gedanke jener Schablone und Uniform entgegenarbeiten, welche der Erziehung durch Eltern, Lehrer, Vorgesetzte, Bücher, Beruf und Oeffentlichkeit eigen ist. Auch dich, Mephisto, rühme ich, dich „Geist, der stets verneint", dich Geist des Widerspruches. Denn nur durch scharfe Kritik und energischen Widerspruch kann die Aufdringlichkeit überwunden werden, mit welcher die „Gespenster" in Sittlichkeit, Gesetz und Gewohnheit uns zu knechten suchen. Und endlich verherrliche ich dich, o Einsamkeit! Denn wiewohl die Geselligkeit gepriesen wird, und auch vielfach mit Recht gepriesen wird, muß ich doch fast gestehen: ein Kopf ist desto unvernünftiger, je mehr Gesellschaft er hat; die Menge verschüttet die Gedanken und Gefühle des Einzelnen; das kann man so ziemlich an jeder Kneiptafel, an jeder „Gesellschaft", an jeder Versammlung beobachten. Die Einsamkeit dagegen ist die Mutter großer Gedanken.

Bruno Wille.

Das junge Frankreich.

Eine Schilderung aus der Vogelperspective

von

Ola Hansson.

Die Kritiker.

In den neufranzösischen Romanen giebt es eine gewisse Persönlichkeit, die so oft wiederkehrt, daß man versucht ist anzunehmen, dieselbe sei der dominirende Typus in der modernen französischen Gesellschaft: es ist der Mensch, an dem der spontan wachsende Lebensembryo wurmzerfressen ist und seine Triebkraft verloren hat, aber in dem als Entgelt das Vermögen kritischer Einsicht eine solche Entwicklung erhalten, daß es alles umfaßt, auch die eigene unglückliche Disposition in ihrem Wesen und ihren Ursachen. Man könnte eine Parallele dazu auf dem Gebiet des litterarischen Schaffens in Frankreich unserer Tage ziehen: während die Dichtung zu versiechen scheint, steht die Kritik noch in voller Lebenskraft.

Als Paul Bourget mit seinen „Essays de psychologie contemporaine" hervortrat, wurde er allgemein als der zum Nachfolger Taines Auserseheue begrüßt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er eine neue Betrachtungsart in die litterarische Kritik brachte und daß er noch heutzutage der Erste unter den vielen guten Kritikern Frankreichs ist. Bourget vertiefte sich in das Labyrinth einer Dichterindividualität nicht wie Sainte-Beuve blos aus Neugierde für dies einzelne Phänomen, das ein Interesse isolirt in sich selber hatte; er studirte auch nicht, wie Taine, die Mannigfaltigkeit der Repräsentanten einer Litteratur blos um die große, allgemeine Race-

phyſiognomie feſtſtellen zu können, von der jeder eine Nüance darſtellt. Die ſch
Dichter, die er in der „Pſychologie contemporaine“ zum Gegenſtand ſeiner Behandlu
erwählt, erweckten ſein Intereſſe erſt dadurch, daß ſie in ihrer Produktion dieſen od
jenen weſentlichen Characterzug der Gegenwart bekunden. Die allgemeine ſeeliſ
Dispoſition der gegenwärtigen Generation, die er in ſeinen Romanen analyſirt un
veranſchaulicht, ſtellt er in ihrer Geneſis in ſeinen kritiſchen Eſſays dar. Es gib
z. B. einen Zug an ſeinen eigenen Zeitgenoſſen, der dieſen mehr als alles andere d
Gepräge verleiht, der Zug nämlich, den Bourget „Dilettantismus“ nennt. De
Gedanke, daß dieſer Zug bei einem Dichter einer früheren Zeitepoche vorgezeichnet
finden ſei, lockt ihn dazu, dieſen Dichter zu behandeln. Im Vorbeigehen kann es d
eine intereſſante Parallele erwähnt werden, daß es gerade dieſer Dilettantismus i
gegen den Nietzſche längſt zu Felde gezogen, ehe Bourgets Name noch bekannt wa
nämlich in einer ſeiner früheſten Arbeiten: „Vom Nutzen und Nachtheil der Hiſto
für das Leben“. Unter Dilettantismus verſteht Bourget den intellectuellen Epikur
ismus, mit dem ſeine Zeit unter einander weit verſchiedene Schönheitsideale un
Kulturformen genießt — gerade dasjenige alſo, was Nietzſche als Mangel an einhe
licher Kultur formulirt und von einem übertriebenen und einſeitig **kritiſchen** Studiu
der Geſchichte herleitet.

Wie alſo Bourget ein- und daſſelbe Ziel mit ſeiner kritiſchen und ſeiner Roma
produktion verfolgte, ſo ſind dieſe beiden auch in ihrer Art innerlich zuſammengehör
Bourget iſt als Kritiker Poet, wie er als Romandichter Gelehrter iſt. Auf die
Art, wie er in ſeinen Romanen allgemeine pſychologiſche Geſetze und kulturhiſtori
Aperçus vermiſcht, macht er die zarten Fäden der Dichtung zum Einſchlag im ei
farbigen Gewebe der kritiſchen Unterſuchung.

Der Repräſentant der Kritik in der jüngeren Generation, die im Roman d
Rod vertreten wird, war der jung verſtorbene **Emile Hennequin**. Er behauptet ſi
auf ſeinem Gebiet mit größerer Ueberlegenheit, als Rod auf dem ſeinigen. Sei
Bedeutung dürfte ſich ausſchließlich an ſeine philoſophiſch-äſthetiſche Arbeit: „L
critique ſcientifique“ knüpfen; die Eſſayſammlung: „**Ecrivains franciſé**
die er als Illuſtration zu ſeiner Theorie herausgab, und die „**Etudes de critiq
ſcientifique**“, die nach ſeinem Tode geſammelt wurden, ſind von geringere
Intereſſe.

Die Hauptlinien in Hennequins Syſtem ſind folgende: ein Kunſtwerk iſt zue
und vor allem eine Einheit von äſthetiſchen Mitteln und Wirkungen mit der Aufgab
Seelenregungen hervorzurufen, deren Merkmal es iſt, nicht direct von Handlung b
gleitet zu werden, „d'être formées d'un maximum d'exitation et d'un minimum
de peine et de plaisir, c'est à dire en somme d'être fin en soi et disinteressées
Ein Kunſtwerk iſt weiter ein Ganzes aus Zeichen, die ihres Hervorbringers pſych
logiſche Bildung offenbaren. Ein Kunſtwerk iſt ſchließlich ein Ganzes von Zeich
die die ſeeliſche Beſchaffenheit ſeiner Bewunderer offenbaren. Die wiſſenſchaftli
Kritik, — oder die **Aeſthopſychologie**, um den von Hennequin eingeführten Terminu
zu gebrauchen — hat ſolchermaßen eine dreifältige Analyſe zu bewerkſtelligen: ein
äſthetiſche, eine pſychologiſche und eine ſociologiſche. Was Hennequin von de
äſthetiſchen Gefühlen ſagt, daß ihr Kennzeichen darin beſteht, „desinteressées“ zu ſei
kann wohl nicht neu genannt werden, da dieſe Definition ſich noch von Kants Aeſthe
her datirt. Die pſychologiſche Analyſe als Element der Kritik iſt bekanntlich eben
wenig Hennequins Entdeckung. Das Intereſſanteſte und Bedeutungsvollſte an ſeinem
Werk fällt unter das Gebiet der ſociologiſchen Analyſe. Er macht hier Front gege
Taines einſeitige und übertriebene Theorie von der Race, der Zeitepoche und de
Klima als den einzig beſtimmenden Faktoren bei der Entſtehung eines Kunſtwerks
Er betont, daß das eigentliche centrale Organ, aus dem ein Kunſtwerk hervorgeht
das durchaus eigenartige und unzuſammengeſetzte Etwas iſt, was man Individualit

nennt, und daß diese es ist, die dem Kunstwerk das Gepräge giebt, das ihm allein angehört und seine Vitalkraft ausmacht. Hennequin geräth hier auf die actuelle Streitfrage von der Masse und dem großen Individuum und versucht eine Verschmelzung von Taine und Nietzsche. — Die Aesthopsychologie ist indessen nach Hennequins Theorie nicht blos Analyse; sie hat daneben und wenn die Analyse bewerkstelligt ist auch synthetische Aufgaben. Sie hat zuerst und vor allem die ästhetische Synthese zu geben, d. h. das Kunstwerk als ein organisches, lebendiges Ganzes und in seiner künstlerischen Eigenthümlichkeit darzustellen; demnächst, im Anschluß an die psychologische Analyse, die biographische Synthese zu geben; endlich die Synthese des ganzen Zeitmilieus, die kulturhistorische Synthese, das große Gemälde der Menschen, Sitten, des äußeren und inneren Lebens, das den Dichter umgab, zu liefern.

Von Hennequins schwerfälligem Systematisiren geht man gern zu dem leichten und spirituellen Geplauder in Jules Lemaîtres': „Les contemporains" über. Lemaître ist in der Kritik, was Maupassant in der Novelle ist: der Gallier par préférence. Bourget ist bedeutend anglisirt, eine Art Seitenstück in der Litteratur zu den Parisern, die ihre Kleidung, ihre Manieren und Lebensgewohnheiten von jenseits des Canals holen; und Hennequin verräth eine Verwandtschaft mit dem deutschen Wesen in seinem pedantischen Systematisiren. Lemaître dagegen ist voll und ganz Franzose, auch in dem, was damit an Bornirtheit unterläuft; er fühlt sich als solcher und ist sich dessen vollbewußt. Darum polemisirt er auch direct gegen Bourgets Anglomanie, und indem er einräumt, nur einmal in seinem Leben außerhab des französischen Milieus gewesen zu sein, mit dem er allzu fest verwachsen ist, behauptet er, daß ein Pariser in seiner und der „Welthauptstadt" Alles hat und daß außerhalb derselben nichts zu finden ist. Es ist auch nur zur Hälfte Scherz, wenn er seine Meinung damit vertheidigt, daß, wenn man auch um die ganze Erde reise, doch die andern Himmelskörper Einem unbekannt verblieben, und daß unter einer so überwältigenden Relativität ein bischen mehr oder weniger nicht viel verschlüge. Eine solche Meinung auf eine solche Art zu äußern oder mit anderen Worten eine große Dummheit in einen mittelmäßigen Witz zu verkleiden, das ist auch echt französisch. Lemaître kennt blos die französische Litteratur und hält sich an diese. Er ist Impressionist in seiner kritischen Kunst. Er wählt zwei, drei Eigenschaften an seinen Dichterpersönlichkeiten aus, wie die kassischen Dramatiker es mit ihren Personen thaten, wie Maupassant es noch heute thut; und mit diesen zwei, drei Eigenschaften stellt er die Persönlichkeit auf die Beine. Das ist simplificirtes Leben, aber zugleich ist es doppelt anschauliches Leben, wir sehen nicht den ganzen Menschen in seinem verwirrenden Reichthum an Widersprüchen, aber wir sehen um soviel deutlicher, was der Künstler vorzeigt, und behalten die Illusion, das lebendige Ganze zu kennen. Und zuweilen, sei es nun deshalb, weil der Kritiker eine so wesentliche und alles beherrschende Eigenthümlichkeit an ihr erfaßt, oder weil die geschilderte Persönlichkeit so einfach ist, — zuweilen erweist sich diese Methode als überraschend wirkungsvoll. So z. B. im Essay über Zola; ich habe nie etwas über Zola gelesen, was diesen so verständlich, so umrißklar, so übersichtlich für mich gemacht hätte. Lemaître reducirt Zola's ganze Produktion unter die Bezeichnung Symbolismus und läßt die ganze Serie seiner Romane nach einander an dieser Bezeichnung vorbeipassiren, und es wirkt, wie wenn man eine nächtliche Landschaft sich während eines Blitzes in ihrer geringsten, verborgensten Einzelheit enthüllen sieht. Lemaître ist unter den Kritikern der gute französische Causeur: mit leichter Hand thut er sichere Griffe, er ist durchsichtig, ohne allzu seicht zu sein, unterhaltend, ohne banal, vielseitig verständnißvoll ohne gallertweich, beurtheilend, ohne doctrinär zu werden.

Gerade während ich mich in Paris aufhielt, kam der erste Theil eines großangelegten litterarhistorischen Werks: „L'evolution des genres dans l'histoire de la litterature" von Ferdinand Brunetière heraus. Der erschienene erste

Band trug den Titel: „Introduction: L'evolution de la critique depuis la rénaiss... jusqu'a nos jours." Brunetière ist ein strenger Doctrinär und ein entschieden... Beurtheiler mit einem etwas engen Kodex und einem ziemlich exclusiven Geschmac... Er hat ein einziges Ideal, nach dem er alle litterarischen Schöpfungen mißt u... richtet: die französische Klassik. Es giebt zwei Generalfehler, die er einem Buche ... vergiebt: von einem jungen Mann geschrieben und aus dem sechszehnten Jahrhund... zu sein. Er kann Diderot nicht vertragen, weil dieser „mächtige und unklare Gei... mehr unklar als mächtig ist. Was er in der Kritik mehr als Alles verabscheut, ... der Individualismus. Es ist immer zu befürchten, sagt er, daß der Genuß, ... darin liegt, Alles zu verstehen, zu jener Art von intellectuellem Epicureismus ausar... den man Dilettantismus nennt — und daß die systematische Kritik des Schönen ... auf die Geständnisse des Kritikers von dem, was er persönlich vorzüglich find... reduciren wird. Er bewundert Sainte-Beuve vor allem deswegen, weil d... sich aus einem überlegenen Dilettanten zu einem nach Grundsätzen urtheilen... Kritiker entwickelte. Er hebt auch triumphirend hervor, daß sogar Taine ... gezwungen fühlte, ein Werthschätzungs- und Klassificirungsprincip für Kunstw... aufzustellen. Man hat nun so lange, meint er, die Dichtwerke als Dokumente ... trachtet und die Relativitäten proclamirt, daß es an der Zeit sein kann, in die ... trachtungsart derselben von Neuem den Begriff des Absoluten unter dem Name... Schönheit einzuführen. Er faßt an einer Stelle seine Auffassung der Kritik ein... polemisch in folgende Worte zusammen: „Die Kritik muß beurtheilen, ganz ein... deswegen, weil sie blos zu diesem Zweck erfunden worden, nämlich Motive für un... Eindrücke zu finden, die allgemeiner sind, als diese selbst, Begründungen, die sich ... sie hinausstrecken, Ursachen, die ihnen vorangehen, außer ihnen liegen, über ih... stehen, zu entdecken. Das für die Dilettanten. Und weiter muß die Kritik kla... ficiren, insofern, als unsere Eindrücke, verschieden an Quantität, wie hinreichend b... kannt, es nicht weniger an Qualität sind. Das für die Individualisten. ... giebt eine Hierarchie unter den Geistern, es giebt eine Hierarchie unter den Ding... es giebt auch eine solche unter den Eindrücken, die die Dinge auf die Geister ausüben...

Das ist Brunetières allgemeine Auffassung der Litteratur und besonders ... Kritik. Kehren wir zu seiner vorliegenden neuen Arbeit zurück. Die französi... Litteratur ist, zufolge Brunetière, die einzige unter allen modernen, in der die Kr... eine ununterbrochene Geschichte, eine ununterbrochene Entwicklung von ihrer E... stehung an besitzt. Während dreihundert Jahren hat die Kritik die Seele in ... französischen Litteratur gebildet. Diese Geschichte der französischen Kritik will er in ... Einleitung zu einer großen Arbeit unter dem Gesichtspunkte ihrer Evolution d... eine fortlaufende Reihe verschiedener Genres zu schildern. Die litterari... „Genres" haben ein historisches Leben, eine individuelle Existenz; sie haben, ... jedes Glied in der organischen Entwicklungskette einen Anfang (Entwick... aus einer anderen Form), eine Mitte (der Höhepunkt von Stabilität) und ... Schluß (Auflösung und Uebergang in eine andere Form). Die einzelnen ... scheinungen haben für ihn blos als ein Glied in der Entwicklung Interesse. ... Persönlichkeit hat an und für sich kein Interesse, sondern blos als Trägerin einer ... blos die Persönlichkeit hat eine Bedeutung, die ein lebendiges Entwicklungsstad... repräsentirt. Ein Schriftsteller kann daher sehr wohl seinen Platz in der „Geschi... der Kritik" einnehmen, ohne einen solchen in der Evolution des Genres zu besi... und Brunetière geht in Uebereinstimmung hiermit an allen denen vorbei, die ... auf der Marginale der Geschichte von der Evolution der Kritik stehen. ... ästhetischer Evolutionist — das ist wohl das passendste Epitheton zu dem Nam... Brunetière.

Die Wildente.

Ein Märchen.

Von **Lou Andreas-Salomé.**

(Schluß.)

— Vielleicht aber ist es auch die Wildente selbst, welche sich im engen Gefängniß zu Tode stürzt. Vielleicht nützt es ihr garnichts, daß sie sich in demselben vollkommen eingelebt hat, ja, daß sie sich sogar freiwillig in dies Gefängniß verflog. Diese Wildente ist ein kecker, muthwilliger Vogel, dem es verlockend erschien, unter den schwachen, gezähmten Geschöpfen zu herrschen, sein Glück zu versuchen. Um sich alsdann nach Belieben wieder in die Freiheit zu helfen, dazu verläßt er sich auf die erprobte, geübte Kraft seines Schnabels, seiner Glieder. Und über alles Erwarten gelingt ihm sein Vorhaben. Die überlegene Kraft schüchtert die Hausthiere so ein, sie drängt so rücksichtslos jedes Hinderniß, jeden Widerspruch bei Seite, daß sich ihr bald Alles fügt und beugt. Um die Verwirrung und Zerstörung der hergebrachten Ordnung, die sie damit anrichten muß, kümmert die Wildente sich nicht sonderlich. Bringt sie doch mit ihrer bloßen Anwesenheit ein ganz neues Gesetz und Recht an Stelle der bisher geltenden Zucht, — das Recht und Gesetz des Stärkern. Die schwächern Genossen können sich ja an ihr nicht rächen!

Aber sie rächen sich dennoch.

Freilich nicht mit den Mitteln der Gegengewalt und Feindschaft, darin bleibt sie ihnen überlegen. Vielmehr ziehen sie den wilden Vogel in Liebe und Freundschaft immer fester an sich. Und grade hierin lassen sie die verborgene Gefahr zur Wirkung gelangen: die Gefahr der Beeinflussung des Wilden durch das Zahme, der Ansteckung des Starken durch das Geschwächte, die Gefahr der G e w ö h n u n g. Denn ist er auch in der Freiheit geboren, so ist er doch nicht der Raubvögel Einer, der sich die Hausthiere zur Beute sucht. Dort draußen lebte er selbst im Kampfe mit Jenen, — näher steht er allen Denen, die des Anschlusses an die Welt der Menschen fähig sind. Allzu nah steht er ihnen, — er ist der Verwandtschaft mit ihnen verfallen. Sicherer und unwiderstehlicher, als ihn ein Schuß niederzustrecken vermöchte, besiegt ihn das Band, welches ihn den zahmen Geschöpfen verbindet, — es gleicht einer Schlinge um seinen eigenen Hals, die seine Kraft langsam zu erwürgen droht. Schon zu lange weilt er in der beklommenen Enge, in welcher menschliche Zucht und Herrschaft zu befehlen hat, in welcher alle wilden Triebe ausgerottet, alle Ausschreitungen bestraft werden müssen. Der Gedanke an Strafe und Aufsicht wird ihm mit der Zeit geläufig; er verknüpft nachträglich ein beunruhigendes Gefühl mit den Erinnerungen an überschrittene Verbote, begangene Unthaten. Leise und heimlich, wie ein Dieb in der Nacht, beginnt sich ein Hausthiergewissen in ihn einzuschleichen. Es stiehlt sich als ein sanfter Zug in den räuberischen Muth, als eine schüchterne Furcht in die kecke Stärke. Aus der dumpfen Dämmerung erhebt es sich langsam, gleich einem wesenlosen, grauen Gespenst, ballt es sich schattenhaft zusammen, — ein unheimlicher Spuk, der zittern macht und entnervt.

Die Wildente hat sich „veredelt“, wie es die Menschen nennen; ihr selbst aber, dem freigeborenen, wilden Geschöpf, ist es, als sei sie nur krank und traurig, wehrlos und elend geworden.

So kann es denn geschehen, daß sie eines Tages sieht, wie ihr die Menschen lächelnd, gleichsam zum Hohn, ein Dachfenster öffnen, ohne daß sie hinauszufliegen

wagt. Sie wissen es, daß ihr Gefängniß offen bleiben kann, denn stärker als durch äußere Bande, — innerlich ist sie von der Macht des Zahmen gefangen genommen worden. Und so mögen sie sich wohl, gleich eitlen Göttern, an der Abhängigkeit ihrer Geschöpfe gefreut haben. Doch freuten sie sich zu früh, denn ein Wildvogel nimmt sich doch schließlich die Freiheit, wenn es auch eine andere ist, als er sich selbst geträumt hat. Wie er so dasitzt, dicht und sehnsüchtig in's offene Fenster geschmiegt, bald aufschauend zur leuchtenden, winkenden Höhe, bald schaudernd um sich blickend nach dem Gespensterspuk der Bodenkammer, — da überkommt es ihn mit einem wirren Taumel. Aus der Tiefe unter ihm scheint es heraufzusteigen und greift langsam nach ihm, unwiderstehlich faßt ihn der Schwindel, — tiefer beugt er sich nieder und stürzt herab auf das Steinpflaster des Hofes.

Für ihn giebt es in dem furchtbaren Widerspruch und Kampf zwischen wild und zahm, frei und gebunden, Naturwelt und der Bodenkammer, keine Lösung, keine Versöhnung:

„— Will er auf zum Lichte dringen
Aus der Angst der Nachtgespenster
Stürzt er mit zerbroch'nen Schwingen
Von dem trügerischen Fenster."

(Ibsen.)

* * *

Vielleicht aber giebt es dennoch eine Lösung, wenn nur die Wildente sich die zahmen Genossen nicht entfremdet, den Geist der Bodenkammer nicht zu listiger Rache gegen sich aufgereizt hat. Wenn sie, selbst sanft und scheu, sich nicht in keckem Uebermuth, sondern vielleicht nur von Noth und Unkenntniß getrieben unter das bergende Dach verflog. Sie wußte nicht, daß sie mit diesem einmaligen Abirren von der freien Flugrichtung sich unwiderruflich und für immer in Gefangenschaft begab. Kaum aber wird ihr dies klar, als auch der große Schmerz um ihre verlorene Freiheit sie ergreift, — wild und mächtig. Rastlos flattert sie von Bretterwand zu Bretterwand, angstvoll umherirrend und mit den zitternden Flügeln schlagend, oder sie hockt in düsterer Schwermuth in irgend einem der halbdunklen Winkel, in so schreckhaftem Zusammenzucken und Auffahren, als drohten die engen Schranken jeden Augenblick auf sie niederzustürzen, um sie in ihrem Schutt zu begraben. Vergebens suchen Menschen und Thiere ihr Heimweh zu mildern, ihr Alles zu bieten, zu gewähren, was sie mit ihrem Aufenthalt bei ihnen aussöhnen könnte, — sie merkt es kaum, sie weiß kaum davon, daß sie von ihnen versorgt, gepflegt, geliebt ist, — denn sie bleibt trotzdem fremd und einsam unter ihnen. Die Vorstellung gefangen zu sein, beherrscht sie ausschließlich und scheidet sie in ihrer großen Verlassenheit und Trauer ab von Allem, was außer ihr vorgeht. Trotzdem lassen sich ihre Herrn und Genossen dadurch nicht kränken noch abschrecken, gar zu sehr hat der wilde Vogel mit seiner Schwermuth es ihnen angethan. Der fremdartige Reiz, die Poesie der Wildniß und Freiheit, die über ihm liegt wie ein Zauber, erhält ihm die Herzen, weckt in ihnen eine mitfühlende Ahnung der Heimath draußen, die er entbehrt und die ja einst, von Urbeginn an, ihrer Aller Heimath gewesen ist, — ein vergessenes, fernes Wunderland. In zerrissenen, lockenden Bildern beschwört er sie immer wieder vor ihnen herauf, gefoltert vom verzehrenden Zug nach dem Unerreichbaren, Unermeßlichen, von dem Grauen und Schrecken vor Gefangenschaft und Enge. Ihn unheilbar hinsterben zu sehen an seiner rastlosen Sehnsucht, das vermögen die Menschen und Thiere nicht; größer noch als das Verlangen ihn zu eigen zu behalten, ihn sich zu verschwistern, wuchs ihre Liebe zum armen Gefangenen. So beschließen sie denn, Abschied von ihm zu nehmen und öffnen ihm, betrübt und willig, das Fenster. Doch da geschieht noch einmal das Wundersame, Unbegreifliche, — daß ihnen die befreite Wildente nicht entflieht.

Aber auch in die Tiefe hinab stürzt sie nicht.

Gleich einem bösen Zauberbann sinkt es von ihr, sobald sie frei die Schwingen regen darf, um ihm zu folgen. Denn nur die Furcht, gefangen zu sein, trieb sie fort. Ihre Fluchtgedanken waren nichts anderes, als die dunkle Angst vor der Fessel, die Angst des freigeborenen Geschöpfes, welches niemals heimisch werden kann in Zwang und Knechtschaft. Indem ihr die Liebe die Freiheit wiedergab, zerstreute sie dies Wahngebilde und bewies ihr durch die selbstlose That solcher Liebe, wie fest sie ihrerseits schon die zahmen Genossen gefangen genommen, wie innig sie ihnen zugehörig sei. Und froh und staunend erkennt der wilde Vogel, daß er es ist, der sich die zahme Welt erobert hat, sich warm in ihrer Liebe eingenistet mit dem siegenden Zauber der Freiheit und Wildniß. Er erkennt, daß er sie also nicht länger zu scheuen braucht und frei entgegennehmen darf, was sie ihm so lange vergebens schenkte und anbot, ohne daß er es beachtet: Schutz, Gemeinsamkeit und Freundschaft. Nicht mehr fort in das Grenzenlose will er nun, sondern nur, daß die freiwillig anerkannten Grenzen keine zwingenden Schranken seien; nicht mißbrauchen seine Schwingen will er, nur sie frei entfalten und regen dürfen; nicht fort von den Genossen, nur frei in Liebe unter ihnen weilen.

Als die Menschen dieses beschämt und glücklich erleben, da schließen sie ihre Dachluken nie wieder; neue, große Fenster lassen sie in die Wände brechen, damit Luft und Licht ungehemmt hineindringe und die Vögel aus- und einflattern können nach freiem Gefallen. Und da wird die Bodenkammer aus einem Gefängniß ein Asyl der Freiheit, — eine Stätte des Schutzes für Alles, was obdachlos unter dem weiten Himmel irrt und sich nicht heimfindet. Einem großen, warmen Neste vergleichbar, liegt sie auf dem Dache im Sonnenschein da wie auf hoher Warte, Allen offenstehend und sichtbar, verschwistert mit all' den unzähligen kleinen, wilden Nestern, welche sich die Geschöpfe draußen in der Natur in Fleiß und Freiheit selbst schaffen. Denn Eines giebt es, worin auch der unruhigste Wandertrieb und Ferndrang sich beschwichtigt, freiwillig beschränkt und ausruht von seiner strebenden Rastlosigkeit, — das ist der nesterbauende Frühling der Liebe, — das Heim.

Lombroso.

Stellt man die großen Namen zusammen, deren Liste das Stenogramm unserer Kulturepoche bildet, so gehört dazu Lombroso. Wir alle zehren von ihm. Sein großes Schlagwort „Genie und Wahnsinn" hat unter uns geschafft, gearbeitet, wie wenige. Nicht daß es wie ein Fremdling aus neuer Welt zu uns kam. Gewaltig war ihm vorgearbeitet, vorgearbeitet im Denkergemach des Forschers, des Philosophen und vorgearbeitet draußen in der Menge. Man wartete nur auf das Stichwort, auf den Muthigen, der es sprechen würde. Und es kam als die echte That des Genies selbst ersehnt und vorbereitet von Tausenden, von Generationen und doch im Moment des Erklingens wie ein blendender Lichtfunke, der keinen Zusammenhang mit Anderem zu haben schien, aus dem Nichts trat, um die Nacht zu erhellen. Sehr bald wuchsen dem Worte Flügel, es begann seinen Siegeslauf durch die Welt. Heute gebraucht es jeder kleine Zeitungsreporter. Den Dichtern des Realismus ist es in Fleisch und Blut übergegangen. Es war ein letztes Bollwerk der Metaphysik, gegen das dieses Wort mit seinen Consequenzen Sturm lief. Das Gottesgnadenthum des Genies. Das Genie eine rein natürliche Erscheinung und, als anomale, wahrscheinlich eine krankhafte Erscheinung, eng verwandt dem Wahnsinn — nichts weiter. Mechanisch und intuitiv: in diesen Gegensätzen hatte man noch so recht das letzte Henkers-

mahl des metaphysischen Psychologie aufschmausen können. Man muß unsere deutsche Katheder-ästhetik darauf ansehen, um einen Begriff davon zu erhalten, wie hier noch vor Thorschluß geschwelgt worden ist. Im Genie zerbrach die meßbare Welt, die Welt der Erkenntniß. Da kam Kraft ohne Umsatz aus dem Absoluten, da griff der Urgrund der Dinge mit zehn Fingern herauf in's Relative, Menschliche. Das Genie war frei, war überirdisch und als solches war es die letzte, scheinbar unbezwingbare Feste der beiden Begriffe, die hinter diesen Beiwörtern standen und die man so offen gar nicht mehr in's System zu setzen wagte. Und da nun auf einmal der eiserne Naturforscher, der auch diese Schleier zerriß. Genie eine Krankheit . . . es war ein uraltes Scherzwort gewesen, man hatte den Philister damit verspottet. Aber zu gewaltig war schon überhaupt die Wage zu Gunsten der naturwissenschaftlichen Weltanschauung. Kaum gesprochen, geschweige denn unanfechtbar bewiesen, hatte das Wort einen Bann gelöst — und Lombroso war ein großer Mann.

Niemand wird ihm diesen Ruf streitig machen. Hämmert am Bilde Newtons herum, räumt auf mit der Weisheit des Columbus . . . ihr werdet die weltgeschichtliche Gestalt dieser Männer nicht kleiner machen. So ist Lombroso nicht im Ganzen zu erschüttern durch eine Kritik seiner Wurzeln im Einzelnen. Er ist der Pfadfinder und das bleibt er. Nicht nach seinen Kritikern wird sich die neue Epoche der Psychologie nennen, sie werden alle nur Zeitgenossen sein — von Lombroso.

Dennoch glaube ich, daß man grade im Moment über gewisse Punkte nicht schweigen darf. Lombroso's Hauptwerk tritt in neuer Gestalt vor uns. Nachdem es in billigster Volksausgabe auch in Deutschland schon Besitzthum Tausender geworden, kommt es jetzt nachträglich noch einmal als Prachtband (Hamburg, Richter), mit neuem Titel „Der geniale Mensch", neu übersetzt nach einer Neubearbeitung, die so umgestaltet ist, daß der Verfasser sich genöthigt sieht „die früheren Auflagen nicht mehr gelten zu lassen". Das ist wohl die Stunde, wo man mit dem Schmerz, den Flecken in so hellem Bilde nothwendig erzeugen müssen, den Finger legen darf in die Wunde des „Buches Lombroso". Wiederum werden Zahllose nach dieser gedankenreichen Bibel greifen. Einigen wenigstens sei es dabei an's Herz gelegt, daß der schwere Band voll ist von allerbedenklichsten Untiefen.

Lombroso ist ein guter Beobachter vor den Thatsachen des Lebens. Lombroso ist geschulter Irrenarzt. Lombroso hat den Mut und auch das Glück des genialen Combinators ersten Ranges, er ist unerschrocken vor jeglicher Consequenz und nie verlegen um eine glückliche Idee.

Lombroso hat nicht den schwächsten Schatten dessen, was man kritische Methode der Ueberlieferung gegenüber nennt. Es ist das die Methode, deren Auswüchse bisweilen den deutschen Philologen und Historiker zum Gespött machen. Was wird, wenn sie fehlt, studirt man bei Lombroso. Zweidrittel seiner Arbeit besteht in Belegen aus der Geschichte, den Biographien einzelner Genies. Und ich stehe nicht an, diese zweidrittel für einfach werthlos zu erklären, da Lombroso im Bezug auf kritische Methode im philologischen Sinne ungefähr den Standpunkt des Plinius oder der Autoren der römischen Historia Augusta einnimmt.

Von Seite zu Seite hagelt es Irrthümer, zweifellose Unrichtigkeiten über biographische Einzelheiten vor allem aus der Litteraturgeschichte, die jedem Anfänger im Fach, der so etwas drucken ließe, die ganze Carriere kosten müßten. Und von solchem Material werden dann kühne und weitgehende Schlüsse abhängig gemacht! Geradezu unerfindlich ist, wo Lombroso die Biographie Schopenhauers oder Heines oder zahlreicher anderer studiert hat. Von Schopenhauer heißt es, daß sich der Wahnsinn bei ihm unter anderem entwickelt habe, als er „den Bankerott seines Bankhauses" erfuhr, der ihn nöthigte, von nun an „von der Philosophie zu leben, für die zu leben sein Ehrgeiz war." Sollte Schopenhauer schwer geworden sein! Nicht Thatsachen, sondern unbegründete Anklagen gegen den großen, im Grunde so leicht verständlichen Philosophen häuft Lombroso in dem ganzen Kapitel, ein wilder Haß diktirt und verzerrt die ganze Charakteristik. Das ist ja nur zu leicht, Schopenhauer für geisteskrank zu erklären, wenn man sogar seine bittere Kritik über Hegel als „fixe Idee" hinstellt. Es thäte aber doch sehr noth, daß der Naturforscher, der über diese Fragen mitreden will, von den sachlichen Gegensätzen der damaligen deutschen Philosophie eine wenigstens leise Ahnung hätte. Und dabei handelt es sich um denselben

Schopenhauer, der eingestandenermaßen Lombroso's klar schauender Vorgänger in der Geniefrage war! Wie Schopenhauers tiefster und heiligster Ernst, so ist Heines Witz für Lombroso ein Degenerationszeichen, ein verkappter Wahnsinn. Die Beispiele zieht er an den Haaren herbei. Und der Italiener, dessen Landsleute sich grade in neuerer Zeit so schöne Verdienste um Uebertragung und Würdigung Heines erworben, findet kein besseres Urtheil über das Leben des Dichters als daß es „ein Leben cynischer Aesthetik, wie unsere Zeit kein zweites kennt" gewesen sei.

Einmal will Lombroso beweisen, daß ein Degenerationszeichen beim Genie das unstäte Leben sei. Auch da wird Heine erwähnt, aber gänzlich (wie bei allen andern Beispielen) der politische und wirthschaftliche Zwang verschwiegen, der den häufigen Ortswechsel Jahre lang (später in der Pariser Zeit hörte er auf und mit ihm der Ortswechsel) verschuldete. „Hölderlin" heißt es dann ganz harmlos weiter, „irrte vierzig Jahre lang umher, ohne irgendwo Ruhe zu finden, nachdem seine Geliebte ins Kloster gegangen war". „Meyerbeer reiste dreißig Jahre lang". „Wagner ging zu Fuß von Riga nach Paris". „Bekanntlich haben auch bisweilen berühmte Universitätsprofessoren die Sucht ihre Stellen zu wechseln und vergessen dabei ihr persönliches Interesse". Ist das nicht unglaublich?

Von Carlyle zeichnet Lombroso eine Karrikatur, die an allen Ecken und Enden gegen die Wahrheit verstößt. Ueberall hat man das Gefühl, daß Lombroso den schlimmsten aller Fehler begeht: aus dem Gedächtniß zu citiren. So giebt er auch, wo er (spärlich genug) Quellen nennt, meist bloß den Titel, nicht die Seite. Ganz apodiktisch werden Dinge behauptet, die ein Kind widerlegen kann, — so einmal bei Gelegenheit des angeblichen Phänomens, daß Genies im Gesichtstypus vom Rassentypus abweichen, die mehr als kühne Aufstellung, die Gesichtsbildung von Humboldt und Bismarck sei „nicht deutsch".

Das Schlimmste im ganzen Buche aber ist wohl die Art, wie Darwin behandelt wird. Gleich im zweiten Kapitel heißt es, seine „Gesichtszüge waren die eines Blödsinnigen". Unter der Rubrik „Scheu vor Neuerungen" (natürlich auch ein Degenerationszeichen!) erfährt man, daß Darwin „nicht an ein Steinzeitalter glaubte". Darwin glaubte sehr zum Segen der Wissenschaft an mehreres nicht, aber daß man seine Anlage zum Wahnsinn gerade aus der „Scheu vor Neuerungen" erkennen könnte, ist ebenso neu wie — nun, sagen wir im Lombroso'schen Sinne genial. Es kommt aber noch ärger. Darwins schlimme Anzeichen äußern sich darin, daß er „seltsame Gewohnheiten" hatte, er ging mit dem Papier „ganz eigenthümlich knauserig um; er schrieb nämlich die Conzepte seiner Briefe auf die Rückseite seiner wichtigsten Manuskripte, die davon gänzlich bedeckt blieben". Ferner „er stellte oft Experimente an, Experimente eines Schwachsinnigen, wie er sie selbst nannte, z. B. ließ er einen Baß auf Pflanzen-Kotyledonen wirken". Es sei Lombroso verrathen, daß auch die Entdeckung des Gesetzes von der Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl aus der Hexenküche dieses „Schwachsinnigen" hervorging. Die ganze Wissenschaft sollte einmüthig aufstehen gegen solchen Mißbrauch der Worte eines Mannes, von dem wir alle wissen, daß er ebenso groß wie bescheiden war.

Ich breche hier ab mit meiner Musterkarte. Es ist nach solchen Proben nichts besonderes mehr, wenn Lombroso statistische Tabellen über Einfluß der Jahreszeit auf geniale Entdeckungen aufstellt und ganz friedlich auch astronomische Funde mitrechnet, die der Natur des Objekts nach eben nur in einem bestimmten Monat gemacht werden konnten, oder wenn er alle Widersprüche, die sich (mit Vernachlässigung der individuellen Fortentwicklung und wüst aus dem Zusammenhang gerissen) in den sämmtlichen Werken eines genialen Mannes nachweisen lassen, als Zeugnisse der Krankheit hinnimmt. Diese Dinge sind ganz und gar nicht geistreich, sie sind platt und angethan, den Werth eines von edlem Wollen durchglühten, groß angelegten Buches in den Staub zu ziehen Und es ist sehr bitter zu sehen, daß die Kritik, die doch den früheren Auflagen sicherlich nicht gefehlt hat, nicht soviel Energie bewiesen hat, um einen weltbekannten Naturforscher, dessen Ruhm von den Ergebnissen kritischer Methode zehrt, zum Ausmerzen und Ersetzen einer solchen Unzahl gröbster Verkehrtheiten im einfachen Thatsachenbestand zu zwingen.

Wilhelm Bölsche.



Frühlingszeit.

Von O. Manders.

„Frühlingszeit", bah, diese ewigen banalen Bilder, warum hieß es nur „Frühlingszeit", dieses Bild mit dem dummen Mädchen in der dummen Landschaft? — Man langweilte und ärgerte sie wirklich zu viel. Die schöne Frau machte ein ganz unglückliches Gesicht. —

Oede und grau sah in der Wirklichkeit alles aus, und in den Büchern und auf den Bildern log man den Glanz und den Schimmer.

Nein, nicht doch, sie schaute sich um, er umgab sie selbst auch, das Zimmer war schön, jedes Geräth kostbar, nirgends sah es trostlos aus. Nur in ihr. Ja, aber das war doch wohl die Hauptsache. Von innen mußte es hell sein, sonst nützte Alles nichts. — — Vielleicht war es interessant zu erfahren, ob sie für ihre Stimmung Gründe hatte, ob ihr in der That etwas fehlte.

Ihr Gatte liebte sie, sie ihn. Also? — —

Aber dennoch. —

Ihr Haus war glänzend, ihre Equipage elegant, ihre Freundinnen, pfui — sie mußte lächeln — neidisch.

Was war's denn nur, was fehlte?

„Frühlingszeit"! Sie hatte wieder das Bild ergriffen, sie betrachtete die träumenden Augen, den sehnenden Mund, kurz das ganze sentimentale Ding, wie es da stand, in altdeutscher Tracht, den Hund zur Seite, und in's Blaue starrte.

Und plötzlich fiel ihr ein, wie oft sie selbst so gestarrt hatte, und wie glücklich, wie schauervoll glücklich sie sich dann allezeit gefühlt.

Das war's: sie konnte nicht mehr träumen.

Du lieber Gott, was sollte sie, — kein Wind erzählte ihr wie früher geheimnißvolle Geschichten, das Wasser rauschte ihr keine Märchen mehr und selbst die Blumen verschmähten es, sich mit ihr in eine Unterhaltung einzulassen. Ja früher, da war das anders, eigentlich war damals das ganze Leben ein langer Traum. Ob die Ehe das Erwachen war?

Der Frau blieb nichts mehr, da war Alles so furchtbar deutlich und real, die Zukunft so klar, denn um von einer geheimnißvollen Zukunft zu träumen, dazu war sie zu verständig, und ihrem Manne auch zu gut.

Warum ließ man ihr nichts, warum gab man alles den jungen Mädchen? —

Sie war noch so jung, so schön, so hoffnungsvoll! — Sie hatte Heimweh, Heimweh nach etwas Verlorenen; jetzt wußte sie, warum sie jede Erinnerung daran haßte.

„Frühlingszeit" — bah, für sie war es Sommer, wohlan sie mußte ihn nutzen, — wie bald kam der Herbst, ihr fröstelte, und dann wurde es bitterkalt.



Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von Marie Herzfeld.

—— 7. Fortsetzung.

XI.

Mama war nun im Ernst Wittwe geworden. An einem nebligen Märzmorgen hatte man Papa, die bösen, hellen Augen weit aufgerissen, vor der Palaisbrygge steif und todt gefunden.

Von Elmerud herein meldete man telegraphisch, daß Holmsen „verunglückt" sei. Jedoch Bruder Nils hatte darüber seine eigenen Gedanken, und er saß bei Mama und erzählte von Papa's Ende, daß es in Fanny vor Grauen kribbelte.

Es hatte in letzter Zeit schlimm gestanden um Holmsen. Er hatte bei Jungfer Aalberg gelebt als . . . reden wir nicht davon; aber manchmal wurde es ihm wohl zu bunt und da zog er nach Kristiania und betäubte sich. Solch einen Zechraptus hatte er wohl auch jetzt gehabt. Aber diesmal war es mit ihm ungewöhnlich arg bestellt gewesen. Er hatte, nach allem, was der Bierhändler Simonsen in Waterland drüben erzählte, förmliche Deliriumsanfälle. Die ganze Zeit über hatte er immer behauptet, er müsse seinem Leben ein Ende machen. „Ich will zur H—ölle fahren!" hatte er gesagt . . . „Um Jesu willen" . . . „Leih' mir ein Messer, Simonsen!" . . . „Um Jesu Christi willen" . . . „Pfui, pfui! Ratten und Mäuse, Wanzen und Läuse; nun habe ich die Welt auf und ab durchsucht, nichts als Dreck; nichts als Dreck; ein Messer her; ein Messer her; bist Du mein Freund, Simonsen?" — „O, Gott bewahre uns, Gott bewahre uns!" — Simonsen hatte ihn die ganze Zeit über nicht aus den Augen gelassen; aber dann war es mit ihm besser geworden. Sein Geld ging zur Neige; er erhielt nicht mehr zu trinken und wurde nüchtern und ordentlich. „Ich will trachten, nun nach Hause zu kommen," hatte er gesagt. Doch mit einmal war er dann verschwunden. Um fünf Uhr nachmittags hatte man ihn zum letzten Mal gesehen. Gott weiß, wo er sich nachher herumgetrieben; den Morgen darauf fand man ihn vor der Palaisbrygge todt. Seine Uhr war auf acht Minuten über eins stehen geblieben. —

Auch Onkel Solum glaubte, daß Papa sich selbst getödtet. Mama weinte. „Der arme Mensch!" sagte sie, „im Grunde war er ja doch lieb und gut! Wenn er nur nicht diesen trotzigen Sinn gehabt hätte!" — „Er war in einem schlechten Heim aufgewachsen," sagte Onkel Solum. Mama weinte noch mehr. O Gott, welche Verantwortung hatte man für seine Kinder! — Onkel Solum schwieg. Sein ruhiges, dickes Antlitz war schrecklich ernst.

Fanny war so entsetzt, daß sie nicht mehr allein zu bleiben wagte. Der todte Mann mit den weit aufgerissenen Augen verfolgte sie überall. Des Nachts träumte sie so schwer, daß Mama sie wecken mußte. Ihr dünkte, sie sehe Papa als Leiche; er ging mit steifen Bewegungen in einer niedrigen Stube herum und fluchte. Oder sie hörte ihn in einem glutheißen Backofen fürchterlich stöhnen. —

— Diesen Frühling zogen sie aus; die Dunkelheit und der Speisengeruch in der alten Wohnung waren nicht auszuhalten, fand Mama.

Aber stets mußten sie in einem Vororte leben. Die neue Wohnung lag ganz oben auf Hägdehougen, gegenüber Uranienborg; es war eigentlich schon auf dem Lande; Uranienborg mit seinem Kieferwald machte, daß sie Kristiania nicht einmal sahen.

Friedlich und hübsch war es hier. Das kleine, einstöckige Holzhaus lag in einem Garten versteckt. Von diesem führte eine Treppe außen hinauf in die Dachwohnung, die sie gemiethet hatten; sie brauchten also niemand zu geniren.

Sie hatten zwei kleine Zimmer und einen Alkoven. Das kleinere Gemach besaß einen Heerd und sollte als Küche dienen, das größere, ein langer Raum mit Fenstern auf einer Seite, wurde Wohnstube und zugleich Schlaf-, Speise- und Arbeitszimmer.

Hier wurde das Bett, der Nähtisch und die Kommode untergebracht. Außerdem die drei Holzstühle. Die Wand über der Kommode wurde mit Photographien dekorirt, darunter eine, die bisher versteckt gelegen: — Papa und Mama als Verlobte. Die Kommode selbst wurde durch allerlei Nippsachen belebt: Papa's altes Schreibzeug aus Porzellan, ein schadhaftes Liqueurservice aus der Fredheimer Zeit; ein großer, vergoldeter Eau-de-Cologne-Flacon; Fanny's Puppen-Theegeschirr; eine Schäferscene in Gips, welche Onkel Solum geschenkt. Diese Sachen wurden um den alten kostbaren Toilettentisch gruppirt und nahmen sich gut aus. Ein paar kahle Wandflächen wurden mit Hilfe einer Lithographie und einer alten Zeitungsmappe zugedeckt. Schließlich war es blos der Fußboden, der etwas leer aussah; die drei Holzstühle füllten nicht recht. „Wenn Du nun mit dem Schaukelstuhl herausrücktest, den Du Mama einmal schenken wolltest, Fanny!“ — Jedoch es wurde besser, als Mama sich von Bruder Nils ein altes Sopha auslieh. Es war abgenutzt und häßlich, allein es that dennoch gute Wirkung. Und nun sah es hier wirklich hübsch aus; Mama wünschte blos, sie könnte sich jetzt endlich Ruhe gönnen. „Ich bin alt genug dazu“, sagte sie, „und seitdem ich von Fredheim fortging, habe ich nichts gethan als ausziehen.“ —

— Es war schlimm, so weit von William fortgekommen zu sein. Sie, die früher mit ihm unter einem Dach gewohnt hatte, — und nun lag eine ganze Hauptstadt zwischen ihnen. Aber Gott sei Dank, sie hatte seine Briefe. Ach, wie herzig er schrieb! „Mein schönes Kind“, „mein blauäugiger Engel“, „ich bin für ewig Dein“, „nie kann ich Dein vergessen“, „mein Herz gehört Dir, und niemand außer Dir soll es haben, nein, und wäre es auch eine Prinzessin“, — oh, der süße Junge! Und dann sah sie ihn täglich bei der Schule. Manchmal auch während der Pausen; plötzlich hob er den Kopf über die Planke. Die wahre Liebe kann übrigens durch Trennung nicht erlöschen, sondern nur wachsen; das hatte Fanny in verschiedenen Büchern gelesen.

Mama besaß in dieser Gegend viele Kunden oder Freundinnen, wie sie sie nannte; — sie war ja keine gewöhnliche Näherin. Einzelne dieser Freundinnen waren sehr fein; die Frau Assessorin konnte Mama sogar mit eigenem Pferde holen. Fanny durfte hie und da in ihrem neuen Kleid Mama in die guten Familien begleiten. Da bekam sie auch Freundinnen. Mit Grethe Magnesen wurde sie besonders vertraut. Es war ausgemacht, daß auch Grethe zum Theater sollte.

Bald waren Fanny und Grethe tagtäglich beisammen. Fanny unterhielt Grethe mit Geschichten aus den Coulissen, und Grethe erzählte Fanny von ihren vornehmen Verwandten. Sie hatte einen Onkel, der Oberstleutnant war; außerdem hatte sie einen Vetter, der Oberstleutnant werden sollte; vorderhand war er Kadett und machte ihrer Schwester den Hof. Er hieß Horn. „Er ist übrigens auch gegen mich ungeheuer liebenswürdig“, fügte Grethe bei.

In einem benachbarten Laden standen zwei hübsche Kommis; Fanny und Grethe verliebten sich jede in einen und waren von da an die besten Freundinnen. Alle Tage gingen sie in den Laden und kauften sich Zuckerwerk; Grethe bezahlte, erhielt den Schilling aber stets zurück und die Kommis benahmen sich ungeheuer liebenswürdig. Fanny begann William zu vergessen; zwei so edle junge Männer wie Thorwald und Henrik gab es auf der ganzen Welt nicht wieder.

Als es Frühling und trocken wurde, gingen die zwei Mädchen in den Frognerwald. Hier sei es so romantisch, sagte Grethe; auch Fanny fand es da nett. Es glich so sehr dem, was sie sonst in Abbildungen gesehen: dichtes Gehölz; ein übermüthiger Bach in einer baumbewachsenen Vertiefung; ein stiller Teich; ein alter Herrenhof mit Thürmen. Menschen sah man auch, Studenten und allerlei andere; einmal überraschten sie ein Brautpaar, das hinter einem Busch lag und sich küßte. Fanny erröthete; „uf, wie ordinär!" sagte Grethe. Sie redeten nicht weiter darüber; Grethe war ohne Zweifel schrecklich fein. Jedoch sie gingen seither oft in den Frognerwald, und zufälliger Weise kamen sie immer an jenem Busch vorbei; aber sie kriegten nie mehr etwas Aehnliches zu sehen.

Am unterhaltendsten war es jedoch, im Schloßpark zu sitzen und Romane zu lesen. Grethe schaffte Bücher in Menge herbei; sie entlehne sie ihren Schwestern, sagte sie, oder erhalte sie von Kadett Horn. Es waren Werke von Dumas, Ingemann, Paul de Kock, Björnson; amüsant und merkwürdig waren sie alle. Denkt Euch, wenn die Welt so aussähe! O, wären die jungen Männer doch Ritter und die Bauern alle wie Arne und Synnöve! „Ja, sie sind auch wirklich so im Westland", sagte Grethe. „Uf, warum können wir da nicht nach dem Westland ziehen?" fragte Fanny.

„Und Thorwald und Henrik sind ebenso edel, wie die Ritter waren," meinte Grethe.

„Ja, nur allein die Rüstung fehlt," räumte Fanny ein. „Denke Dir, wenn sie eine Rüstung hätten! Und Zelter und Pagen; dann könnten wir auch Edelfräulein sein; stelle Dir vor, wenn wir in einer Ritterburg wohnten und einen fürchterlich strengen Vater besäßen; — dann kämen sie geritten auf ihren gewaltigen Rossen, mit Lanzen und Spießen und Wappnern und Knappen, und wenn Papa uns ihnen da nicht geben wollte, so würden sie die Burg stürmen und sie einnehmen und uns entführen . . ."

„Ueber Entführung solltest Du nicht reden, Fanny."

„Warum nicht?"

„Es ist nicht anständig."

„Ah, wirklich?"

„Nein." Grethe sah fürchterlich fein aus; Fanny wagte nicht fortzufahren. Uf, manchmal war Grethe so fein, daß es schon langweilig wurde. —

— Im Ganzen genommen war es nicht blos unterhaltend mit den feinen Bekanntschaften. Fanny hatte sich über so viel zu geniren. Wenn sie nur gestehen sollte, daß sie in die Volksschule ging; — sie sagte natürlich „in die Zahlabtheilung der Volksschule," — jedoch das half nicht viel; Volksschule blieb Volksschule. Auch wurde es unangenehm, in diesem häßlichen grauen Kleid in die Stadt zu gehen. Denkt Euch, wenn sie jemand traf! — Manchesmal sandte Mama sie mit Aufträgen fort; wie ein Dienstmädchen, den Korb auf dem Arm, mußte sie gehen und sich mit Petroleumflaschen und Brodlaiben abschleppen; ach, wenn Kadett Horn sie einmal in solchem Aufzug erblickte, — sie würde ohnmächtig werden, sie fühlte es. Jedoch am schrecklichsten war ihr, wenn sie auf die Polizeistation mußte.

Da legte sie den ganzen Weg mit Thränen in der Kehle zurück. Das war unerträglich; wenn jemand sie sah, so war sie verloren. Sie schlich sich durch die einsamsten Gassen, die sie kannte. Bei jeder Ecke blieb sie stehen und spähte. Bemerkte sie etwas, das einem Bekannten glich, so lief sie davon und verbarg sich. Die Station lag in einer abscheulichen Gegend des Pipervika. Auf der Treppe standen Konstabler; allerlei Leute gingen aus und ein, darunter auch elegante Herren; Fanny wagte nicht aufzuschauen; den Kopf auf die Brust gesenkt, rannte sie vorwärts; es galt das Leben; da war alles egal. Im Büreau befanden sich auch Leute. Ordinäre, gräßliche Leute; zerlumpte, verhungerte Kinder, alte, zornige Weiber, kranke, zu Grunde

gerichtete Männer; wer weiß, vielleicht war unter ihnen jemand, der sie von der Töjengasse her kannte. Und dann hörten es wohl auch Andere. Wie ein Lauffeuer würde es die Zahlabtheilung durchlaufen: „Fanny war auf . . . Fanny hat . . . —“ sie wagte den Satz nicht zu Ende zu denken. Es war schrecklich, hier in diesem öden, gefängnißdüsteren Raum zu sein. Diese Menschen machten ihr bange. Sie kam sich ordinär und abscheulich vor unter ihnen; ihr war, als sei sie in einen Abgrund hinabgezogen, in den keine Sonne kam, hinab unter hoffnungsloses, verdammtes Gewürm, welches das Licht nicht sehen durfte. Sie wagte nicht auf diesen Bänken zu sitzen; es dünkte ihr wie ein böses Omen, in Gesellschaft dieses Gesindels zu sein; sie wurde förmlich krank vom Anblick, wie sie alle da saßen und sich längs der Wände verkrochen und vor Elend stöhnten. Jedoch drin beim graugelben Pult saß er mit den Hornbrillen, er, der kleine flachsgraue, spitznasige Armenvorstand und rief die Auserwählten bei den Namen und theilte seine Gaben aus, knapp und genau, auf daß niemand zu viel bekomme. Die nicht in den Büchern standen, wurden abgewiesen, sie möchten da oder dort hingehen, aber nicht mehr hierher kommen, denn hier erhielten sie nichts. Das nächste Mal waren sie von neuem da; sie hatten auch anderwärts nichts gekriegt. Und sie bettelten und fluchten, und baten und weinten; sie schilderten ihre Noth, daß Einem vom Anhören ganz übel ward; jedoch der Herr war streng; sie wurden wieder abgewiesen, beständig abgewiesen. Oder er drohte ihnen zu „kommen und ein wenig zu untersuchen.“ O Gott, war es hier schrecklich!

Fanny gegenüber machte er nie viel Gerede; „Kristiansborg . . . amtliche Refution“ murmelte er und gab ihr ihre drei Thaler. Sie schnappte danach und lief, als ob sie das Geld gestohlen habe. Sie wußte, was für Geld es war, — der Beitrag der Armenkasse für ihre Erziehung. —

Während der Zeit, in welcher Onkel Solum auf Reisen war, mußte Fanny auch manchmal zum Pfandverleiher. Mama's Bekannte in der Stadt sollten nicht wissen, wie dürftig sie es hatte; gerieth sie also in Verlegenheit, so trug Fanny die goldene Uhr fort. Wenn es sich thun ließ, so ging sie am Abend, wenn es finster war. Allein auch das schützte sie noch nicht. Es konnte geschehen, daß sie bei einer Gaslaterne von irgend einer Kollegin überfallen wurde —! „Nein, Liebe, bist Du es? Wo sollst Du denn hin?“ — „Ich . . . ich —“ Fanny wurde flammendroth — „ich soll zur Wäscherin.“ — „So! Wo wohnt sie denn?“ — „Sie wohnt . . . in . . . Grönland.“ — „Da begleite ich Dich. Komm, gehen wir! Ich möchte mit Dir ein wenig plaudern . . .“ — „Ja richtig, Du kannst nicht mit; ich muß auch noch anderswo hin.“ — „Wohin?“ — „Ich muß . . . zu . . . nein, ich habe keine Zeit, adieu!“ — Fanny rettete sich durch die Flucht.

— In den Ferien wurde es traurig. Grethe und die Magnesen'schen waren im Bad; Frau Holter und William waren in den Fjelden; Onkel Solum war in Schweden und Mama war „brummig.“ Fanny trieb sich in der Stadt herum und studirte die Auslagen. Abends, wenn es kühl wurde, ging sie längs des Drammensvejs, um Abenteuer zu erleben. Da mußte ja Merkwürdigs zu finden sein, dünchte ihr. Die großartigen Landhäuser konnten doch nicht leer stehen; reiche, flotte Leute mußten hier wohnen, und da mußte es Feste und Bälle und allerlei Herrlichkeiten geben und in den dufterfüllten Gärten mußte mancherlei geheimnißvolle Geschichte vor sich gehen. Vielleicht traf sie einen jungen, eleganten Herrn, der entdeckte, daß sie eine Schönheit sei; er nahm sie mit sich heim in seine Villa, ließ sie sich in Rosenwasser baden und sich in Spitzen und in rothe Seide hüllen; da zeigte es sich, daß sie das hübscheste Mädchen der Erde war und da drückte der elegante Herr auf einen Knopf, — eine geheime Thür sprang auf und William stand da, William oder Thorvald. Er war auch zierlich gekleidet und er war nicht mehr schüchtern, sondern ging auf sie zu und nahm sie in seine Arme. Und da sagte der feine Herr: „Ja, ich wollte nichts anderes, als daß Ihr miteinander glücklich seiet!“ Und dann klatschte er in

die Hände und es kamen Diener und Mägde und deckten einen schönen Tisch; und es gab Wein und Früchte und massenhaft Kuchen; und dann ging jeder seines Wegs und sie beide blieben allein, und sie aßen und ließen sich's wohl sein; nachhar führte er sie zum Sopha; hier setzten sie sich und dann wurden die Lichter ausgelöscht; und dann nahm er sie um den Hals und küßte sie . . .

Ach, immer mußte sie an so etwas denken, wenn sie herumging! Grethe that dies gewiß nicht. Es war auch nicht fein. Man sollte an dergleichen gar nicht denken; nicht ehe man verlobt war. Und nicht einmal da . . . Es war nicht lustig, so allein umherzuwandern. Und dann war es unsicher; nirgends konnte sie ausruhen. Sie wagte nicht einmal sich auf eine Bank zu setzen; wer weiß, ob das nicht irgend jemand mißfiel. Fast alles, was zu thun wir Lust hatten, war ja verkehrt. Wenn William hier gewesen wäre und sie hätte küssen wollen, so hätte sie sich nicht getraut; es war schlecht, es war nicht recht . . . Ach, in welchem Zwang wir lebten. Aber nach der Konfirmation, da wurde es besser. Da hatte man nicht gar so viele über sich; man war erwachsen und so ziemlich Herr seiner selbst . . . o je, da war dann wieder unser Herrgott. Es war so schwierig, so zu handeln, daß der liebe Gott zufrieden war. Hm! — Nein, es war kein Vergnügen, allein spazieren zu gehen. Zu schauen gab es auch nichts. Die Villen sahen recht leer aus. Ein paarmal kamen Herren und redeten sie an; aber dieselben waren nicht so, wie Fanny sie sich gedacht hatte; das eine Mal erschrak sie und ergriff die Flucht. Der Mensch war so eigenthümlich; er mochte vielleicht einer von jenen ekelhaften Gesellen sei, von welchen Karoline erzählte . . . Fanny begann zu zittern. Es war schon etwas spät am Abend; als sie heimkam, war Mama böse. „Das fehlte mir gerade," sagte sie, „daß Du nun anfingest am Abend herumzuvagabondieren! — Wir wollen hoffen, daß niemand Dich gesehen hat . . . von unsern Bekannten nämlich . . . Ach, ist das eine ewige Plage mit diesen Kindern! Du solltest nun schon einmal beginnen, ein Mensch zu werden; aber nein; wenn Du nicht Mama auf den Fersen hast, bist Du imstande Dich aufzuführen wie eine Dirne. Schäme Dich doch! — So, und nun lege Dich nieder und bitte Gott, Dich zu bewahren!" — Fanny gab ihre Abendspaziergänge auf dem Drammensvej auf.

Eines Tages, als sie in der Karl-Johanns-Straße herumschlenderte und Auslagefenster studirte, traf sie Anna und Ingeborg. Sie wollten auf die Universität und ausgestopfte Thiere anschauen. Fanny begleitete sie. Es wurde ein außerordentlich unterhaltender Vormittag. So viel Schönes hatte Fanny niemals gesehen, und besonders rührte es sie, wenn sie ihre alten Bekannten aus der Naturgeschichte traf. Ein ungemein lieber alter Mann führte sie herum und erklärte ihnen; es sei ein Professor, sagte Ingeborg. Er wußte schrecklich viel, und als sie fortgingen, bat er sie wiederzukommen. Sie besuchte mehrere Male die zoologische Sammlung. Und der Professor wurde immer gemüthlicher. Er ließ sie schließlich in sein eigenes Kabinet treten; da hatte er die allermerkwürdigsten Dinge und da erzählte er ihnen alles Mögliche, sowohl von der inneren Einrichtung als von der Lebensweise der Thiere. Er war so genau, daß sie manchmal ganz verlegen wurden; aber es schien, als mache es ihm Spaß, sie in Verlegenheit zu bringen. Eines Tages, als sie die Sammlung verließen, begegneten ihnen ein paar Studenten, welche sie „Professor Borchgrevinck's kleine Schätzchen" nannten; das dünkte sie lustig. Fanny ging nach Hause und erzählte es. Da wurde Mama ernst. „Du gehst nicht mehr in die Sammlung," sagte sie. — „Warum nicht?" fragte Fanny. — „Das ist nichts für junge Mädchen," versetzte Mama. „Dieser Professor Borchgrevinck ist ein abscheulicher Kerl. Ach, beständig bist Du auch, wo Du nicht hingehörst! Hast Du vielleicht schon feine junge Mädchen dort gesehen?" —

Das nächstemal blieb Fanny daheim. Aber das nächstnächstemal wurde die Lust in ihr zu stark. Sie schlich davon; Mama brauchte davon nichts zu wissen.

Diesmal war sie allein in Professor Borchgrevinck's Kabinet. Weder Ingeborg noch Anna zeigten sich. Fanny fühlte sich ein wenig unbehaglich. Allein, nachdem sie schon gekommen, mußte sie doch eine Weile bleiben, es würde sonderbar aussehen, wenn sie sogleich ginge, meinte sie; der Professor war freundlich und lieb wie immer.

Er zeigte ihr Bilder und erzählte ihr Geschichten; als sie endlich Miene machte zu gehen, sagte er ihr: „Warte noch ein bischen; dann bekommst Du etwas sehr Komisches zu sehen.“ Er brachte eine Figur herbei, die einer großen Puppe glich. Dieser Figur öffnete er den Leib.

Plötzlich begann er allerlei fürchterliches zu erwähnen . . . hui! . . . Fanny riß sich los; sie war dem Weinen nah; „ich muß nach Hause, ich muß nach Hause!“ stöhnte sie; eilends und dennoch zögernd näherte sie sich der Thür. „Nun, gehst Du jetzt?“ fragte der Professor mit seiner freundlichen Stimme. „Also dann lebe wohl, und komme bald wieder . . . Wie gesagt, wenn Du mich dort, wo ich wohne, aufsuchst, so lehre ich Dich die Vögel ausstopfen. Du mußt durch diese Thür hinaus; die Sammlung ist nun zugesperrt. Adieu, adieu, mein Kind; Du bist mir stets willkommen!“

Verwirrt und aufgeregt stürzte Fanny fort. Eine sinnlose Angst trieb und jagte sie; sie lief und lief; auf Umwegen gerieth sie in den Park; da sank sie nieder auf eine Bank; Thränen und Mattigkeit überwältigten sie. O pfui, o pfui! Pfui, welch' ein ordinäres Mädchen sie war! Niemals wagte sie mehr einem Menschen in die Augen zu sehen. Denkt Euch, wenn Grethe wüßte .. . und wenn alle die anderen der wohlerzogenen Mädchen wüßten . . und Mama . . . und Lea, ah; pfui . . . und dann er, der alles wußte; o, sie war für ewig unglücklich. O pfui, wie ordinär! O pfui, o pfui . . . Nicht vor ihm hatte sie sich gefürchtet, nein, nicht vor ihm . . . oh, sie war schlechter als Emilie und Karoline. Denkt Euch, so etwas anzuhören und . . . es fast . . . unterhaltend zu finden, uf! Gott, o Gott, einmal kam es wohl an den Tag, wie sie war; sie hätte sich die Zunge abbeißen mögen; ach, sie wagte keinem Menschen in die Augen zu sehen, niemals wagte sie mehr jemand in die Augen zu sehen; wie in aller Welt sollte sie da zu Mama nach Hause kommen! —

Den ganzen Nachmittag lag sie daheim auf dem Sopha und weinte.

— Endlich wurde das Theater wieder eröffnet; Fanny meldete sich sogleich zum Dienste.

Es machte keine Schwierigkeiten; sie durfte sich nun als Statistin betrachten. Gottlob, daß sie die Bühne hatte. Hier war ihre Heimath und ihre Welt, hier war ihre Hoffnung und ihr Trost. Keine Macht der Erde sollte sie vom Theater vertreiben. Das Schicksal selbst hatte ihr den Weg hierher gewiesen, und diesen Weg wollte sie getreulich verfolgen. Wenn sie nur endlich konfirmiert wäre! Alle Plage und alle Noth hätte da ein Ende; wenn sie nur schon einmal konfirmiert wäre! —

— Eines Tages gegen Weihnachten erhielt Mama einen Brief, der sie froh machte. „Gott sei Dank,“ seufzte sie, „ach, Gott sei Dank . . . O Gott sei Dank, Krausköpfchen. Denke Dir nur, Deine Schwester Lea hat sich verlobt; kannst Du Dir das vorstellen?“

„So, — doch hoffentlich mit einem feinen Herrn?“ fragte Fanny.

„Ja freilich, fein genug; und dann hat er Geld . . . Es ist ein sehr braver Mensch. Er ist Baumeister und besitzt eine Menge Häuser; er kann von der Miethe leben, die er einnimmt . . . Denke Dir nur, Fanny! Er hat Häuser, da und dort, rund in der Stadt — ja, ja, — Lea ist immer ein vernünftiges Mädchen gewesen! . . . Nun, gottlob, gottlob! Du wirst schon sehen, nun wird es besser, — auch für uns. Ach, ich hoffe, die ärgste Zeit ist nun vorbei. Gott sei Dank, Gott sei Dank! Es kam übrigens nicht zu früh!“

Mama war ordentlich gerührt. Aber Fanny versank in allerhand Grübeleien. Hui, man war kaum konfirmiert, so erschienen natürlich all diese Freier . . .

XII.

Fanny besuchte den Konfirmationsunterricht; das Theater mußte bis auf weiteres aufgegeben werden.

In diesem Halbjahr sollte man nur an Gott denken. Grethe, die sich auch vorbereitete, wollte nicht einmal privat Theater spielen. Das war übrigens häßlich von Grethe. Erstens war sie es, die die Sache in Gang gebracht und zweitens war das Stück nun schon fast einstudiert. Und Fanny war sicher, daß sie es gut machte. Ihr naseweises Kammermädchen erwarb schon bei den Proben Beifall. Allein da zog Grethe sich zurück Sie ging zu Pastor Löchen in die Dreifaltigkeitskirche und war sogleich gottesfürchtig geworden. Außerdem gönnte sie Fanny das Kammermädchen nicht. Das hatte Fanny längst bemerkt. So ging das Ganze wegen Grethe in die Brüche; — das war gräßlich abscheulich von Grethe Magnesen. —

Fanny ging zu Kaplan Holck von der Vestre Akers-Kirche. Dieser Holck war auch ein tüchtiger Priester, wenngleich lang nicht so gescheit wie Pastor Löchen. Er war auch nicht so schön. Er war fast häßlich; sein Antlitz war lang und wie schief, die Nase dünn und mit einem leichten Buckel, der Mund schmal und traurig, die Hautfarbe schusterbleich; die Augen sahen aus wie ein Paar Schlitze unter den Brauen. Die ganze Gestalt war hager und die Art der Bewegungen langsam und steif. Er schaute fürchterlich betrübt aus. Auch seine Stimme erschien betrübt; sie klang still und schmerzlich, als spräche er in einer Krankenstube. Er lachte fast niemals. Allein lächelte er dennoch, so wurde er plötzlich fast hübsch.

Er war außerordentlich geschickt im Erklären des Katechismus. Die zehn Gebote wurden Fanny ordentlich neu; sie hatte vorher nicht gewußt, was in denselben lag. Sie erschien sich fürchterlich sündig. Wie viele fremde Götter hatte sie gehabt und wie oft hatte sie den Namen Gottes zu Eitlem angerufen! Es durchzuckte sie wie eine Schamröthe, daß sie sogar geflucht hatte, o! . . . Am schlimmsten war es beim vierten Gebot. Still und gedämpft, wie seine Worte von den Lippen fielen, weckten sie ihr Gewissen gleich einem anhaltenden Flüstern; sie wurde festgehalten und gezwungen, sich selbst zu betrachten, und durch den schmerzlichen Kummer seiner Stimme hindurch empfand sie auf eigenthümliche Art den Zorn Gottes über sich. Welch' ein böses schlechtes Kind sie gewesen! Gott helfe ihr so oft, wie sie ihre Mutter geärgert hatte! Düster tönten die Richtsprüche des alten Testaments vor ihren Ohren; es konnte ihr nicht wohlergehen und sie konnte nicht lange leben auf Erden. Wer seinen Vater oder seine Mutter verwünschte, mußte gewiß sterben. Wer seine Mutter erzürnte, war vom Herrn verflucht.

Ach, wenn Gott sie doch verschonte, und sie noch eine Weile leben ließ, so würde es wohl anders. Sie wollte ein anderer Mensch werden. Sie wollte nichts als gut sein gegen ihre Mutter. Brennend vor edlen Vorsätzen ging sie heim. Arme Mama; sie hatte schrecklich viel gelitten. Nichts als Schlimmes hatte sie gehabt. Nur Mühe und Plage, nur Kummer und Elend. Und dann machten ihr nicht einmal die Kinder Freude. Sogar Lea war nicht wie sie sein sollte gegen Mama. Denkt Euch, seine Mutter im Elend lassen, wenn man selbst reich geworden! Es war schändlich von Lea; schändlich war es; Mama hatte guten Grund, mißvergnügt zu sein. Und dann die gräßliche Geschichte mit Tom. Es schien, als wollte sich alles Uebel gegen Mama verschwören. Die Arme, sie hatte begonnen, ein wenig auf Tom zu hoffen; — „es sind keine Erben auf Elmerud“, hatte sie gesagt; „wer weiß . . . Jungfer Aaberg hat den Burschen lieb; wenn er vernünftig ist und sich das zu nütze macht . . .“ — Und da geht der kleine Junge ein halbes Jahr nach seiner Konfirmation auf einmal mit Jungfer Aaberg's Kuhmagd nach Amerika durch! —

Arme Mama! Wenn Tom wüßte, wie Mama sich geärgert und geweint hatte, er fände keinen frohen Tag mehr. Und das geschähe ihm recht, diesem ab-schenlichen Kerl!

Es begannen nun für Mama Zeiten, wo sie sich auf niemand Anderen verlassen konnte als auf ihre Kinder. Onkel Solum war selten zu sehen, Bruder Nils gleich-falls; sie hatten auch wenig um zu helfen, jetzt, in diesen schlechten Zeiten; es blieben Mama ganz allein die Kinder, und von diesen sollte sie nur Verdruß und Kummer haben? Nein, das mußte anders werden. Es sollte auch anders werden. Mama sollte wenigstens vom Krauskopf Freude haben. Nur Freude sollte sie haben. Nie mehr sollte sie zu zanken und zu schelten brauchen. Alles Unangenehme und Zuwidere wollte Fanny für sie thun, und ohne Murren. Alles, was ihr auferlegt wurde, wollte sie thun. Und sobald sie reich geworden, sollte Mama es für immer gut bekommen. Keinen Stich sollte sie mehr nähen müssen. Eine hübsche Wohnung sollte sie kriegen, und gutes Essen, nur gutes Essen, und elegante Kleider und Möbel. Dann würde auch Gott am Krauskopf Gefallen finden. Er würde ihr vergeben, daß sie schlimm gewesen, und er würde es ihr wohlergehn und sie lange leben lassen auf Erden.

Sie war still und sanft, als sie heim kam, und besorgte einen Auftrag in der Stadt, ohne zu murren. Abends, als sie gespeist hatten, zündete Mama die Lampe an und setzte sich wieder an den Nähtisch; Fanny schlich sich von rückwärts zu ihr hin und küßte sie.

„Nein, aber doch," rief Mama, „Liebe .... stehen wir denn heute gar so gut?"

„Du, Mama", flüsterte Fanny ...

„Na? — Willst Du am Ende wieder ein neues Kleid?"

Fanny versteckte sich an ihrer Mutter Hals.

„Ich bin gewiß fürchtlich schlecht gegen Dich gewesen, Mama!"

„Du? Nein, wahrhaftig, Kind, wie kannst Du darauf verfallen?"

„Ja, ich war schlecht gegen Dich, Mama."

„Nein, nein, Du bist brav, Krauskopf; — ist denn wieder etwas nicht in Ordnung? — Du bist so seltsam!"

„Ich will immer gut sein gegen Dich, Mama", flüsterte Fanny an Mama's Hals. Mama nahm sie in ihre Arme und küßte sie.

„Willst Du das, mein Kind? Ja, ich weiß es ja, Du bist brav ... Und nun ist es am besten, Du legst Dich nieder und siehst, daß Du schlafen kannst ... Ja ja, mein Kind, Du bist brav, das weiß ich, Gott sei Dank, daß ich Dich habe; ich bin überzeugt, daß Du mir mehr Freude machen wirst als —. So, schon recht, wir sind gute Freunde, wir zwei; und nun geh' und leg' Dich nieder."

„Ich werde immer gut sein gegen Dich, Mama," versicherte Fanny; ihre Stimme klang wie von Thränen warm. Plötzlich zog sie sich in den Winkel hinter das Bett zurück und begann sich auszukleiden; sie fühlte sich verlegen. Mama war über ihre Bekehrung nicht im mindesten gerührt gewesen. —

— Beim sechsten Gebot war Holck furchtbar. Er sprach von der Reinheit der Gedanken, so daß Fanny bebte. Ach, wenn er es nur kurz machte, ach, wenn er es nur kurz machte! O, dieser Heuboden ... obwohl darüber nun gar nicht mehr zu reden war ... Kinderstreiche; über dergleichen war sie nun hinaus, darüber war sie hinaus; sie würde fortab nie mehr an so etwas denken ... O, nun mußte er endlich fertig sein. Jedoch Pastor Holck machte diese Sache nicht so in aller Kürze ab. Leise und entsetzlich klangen seine Worte, leise und leiser und immer schrecklicher. Unser Körper sollte ein Tempel sein für den Geist Gottes; wir konnten uns denken, welch' eine Schändung des Allerheiligsten es war, diesen Tempel des göttlichen Geistes zu beschmutzen und zu besudeln und ihn zur Wohnstätte eines unreinen Geistes zu gestalten. Weh dem Geschöpfe, von welchem der Geist der Reinheit Gottes

wich! Solch ein Mensch verlor seine Menschenhoheit; er wurde wie einer der Besessenen im Evangelium. Er war der Gewalt des unreinen Geistes verfallen, und der unreine Geist plagte ihn über die Maßen. Er lief auf wüsten Stätten um und war friedlos; es bedrückte ihn wie eine Zaubermacht; er vermochte sich nicht loszureißen; selbst Gott war kaum im Stande, ihm zu helfen. Wenn er sich zu bessern suchte und Gott stand ihm bei und trieb den unreinen Geist aus ihm heraus, so begann er sich gleich wieder zu sehnen nach seiner Sklaverei, und der unreine Geist kam und nahm ihn wieder in Besitz. Und derselbe nahm sieben andere böse Geister mit sich, die noch unreiner waren als er selbst, und es wurde nun ärger mit diesem Menschen als vorher. Pastor Holck sprach fort und sprach fort.

Die jungen Mädchen saßen aufgelöst in Schluchzen und beteten mit. O, von nun an nie, nie mehr, — nie, nie, nie . . .

— Lea fühlte sich all' diese Zeit über nicht wohl; es quälten sie Kopfschmerzen und üble Laune. Ihr Mann Thorseng kam zu Mama und sagte, er glaube, es würde Lea ein wenig zerstreuen, wenn sie Fanny zu sich bekäme; — „sie ist so allein, die Arme," sagte Thorseng.

„Will Lea denn Fanny zu sich haben?" fragte Mama ein wenig erstaunt.

„Ich habe mir so gedacht," versetzte Thorseng; er war trotz seiner vierzig Jahre und seines kleinen gemüthlichen Küsterbauchs fast verlegen. „Du weißt ja, Lea ist so ein bischen . . . eigen in gewisser Hinsicht; das kommt daher, weil sie noch so jung ist; aber nun wollen wir es einmal damit versuchen, wenn Du nämlich nichts dagegen hast . . ."

„Nimm Fanny in Gottes Namen," sagte Mama; „wenn Lea sie nur nicht wieder heimschickt!"

„O nein," sagte Thorseng, „ich meine, sie freut sich darüber . . . sie war ja wirklich allzu allein."

„Ja, sie ist wunderlich, diese Lea; aber einen Versuch ist die Sache jedenfalls werth!" —

— Fanny war Lea als Ueberraschung zugedacht, und wie es schien, überraschte es sie in der That.

„Hast Du . . . sollen wir Fanny ins Haus nehmen?" fragte die junge Frau.

„Ich hoffe, Du hast nichts dagegen, Lea . . . ich bildete mir ein, Du würdest es so gemüthlicher finden; Du gehst ja im Hause so allein herum —"

„Aber nein, Thorseng, welche Idee! Ich bin gar nicht allein. Ich habe Gesellschaft genug. Ich habe es ja so gut als ich es haben kann! Meinetwegen mußt Du es nicht thun!"

Thorsengs rundes, sanftes Gesicht färbte sich röthlich. „Nein, nein; ich soll ja nie etwas für Dich thun, ich weiß schon; aber . . . Nun, wie Du willst, Lea! Ich habe Fanny hierhergenommen und hier bleibt sie!"

Plötzlich ganz weiß im Gesicht machte er Kehrtum und ging hinaus; er schlug die Thür hinter sich laut zu.

Lea wanderte im Zimmer auf und ab und sah rathlos aus; dann entdeckte sie Fanny.

„Ah so . . . Du bleibst hier . . . das ist sehr freundlich."

Sie schellte dem Mädchen und gebot ihr, Kaffee zu bringen. „Du bist Doch wohl nicht hungrig?" fragte sie Fanny.

„Nein, — ja, doch!" versetzte diese.

„Bist Du hungrig? Ja, hast Du denn nicht zu Hause Kaffee und zu essen bekommen?"

„Ja . . ."

„Nun also . . . Ja, Mally; bringe meinetwegen auch eine Butterbemme. Eine Bemme, verstehst Du?"

„Ja, gnädige Frau.“

Und hierauf begann Lea wieder auf und ab zu gehen und die Hände zu ringen.

Der Kaffee kam und nur ein Stück Butterbrod. Fanny nahm beim Tisch vor dem Sopha Platz und fing an zu essen. Lea setzte sich ihr gegenüber auf's Sopha.

„Du, Du wächst stark,“ sagte sie

„O ja. Mama behauptet, ich werde eine Riesin.“

„Hm . . . ißt auch wohl wie eine Riesin, was?“ Lea lächelte ein wenig, Fanny biß kräftig in ihr Butterbrod. „Nun, wir werden sehen . . .“

Lea begann ohne Uebergang von Thorseng zu sprechen. Er war so gut. Er war allzu gut; er vermochte nicht nein zu sagen; er war im Stande sich zu ruiniren, wenn er glaubte, er könne . . . jemand . . . eine Freude damit machen. „Ich sage Dir das, damit es Dir nicht einfällt, hinzugehen und ihn um etwas zu bitten; — wenn Du glaubst, daß Dir etwas mangelt, so kommst Du zu mir, hörst Du?“

„Ja.“

„Er hat genug mit —. Du begreifst, er soll nicht . . . Er könnte bald finden, daß wir ihm zur Last fallen . . . Ich besaß ja nichts; ich verursachte ihm bedeutende Auslagen . . . weißt Du, das könnte ihm bald zu viel werden . . . Er ist nicht reich, wie Ihr meint . . . Ich gehe nur so herum und bin kränklich, brauche Köchin und Stubenmädchen, und auch noch das dazu; — es wird wahrscheinlich zu viel . . .“

Lea saß und sprach mit sich selbst; Fanny war mit ihrem Butterbrod fertig.

„Ja, ja,“ fuhr Lea fort, „wir werden sehen; — Du bist ja groß und stark, Du bist förmlich erwachsen; Du kannst Dich schon nützlich machen . . . Dabei lernst Du etwas; das kommt mit in den Kauf . . . Mama hat Dich wohl auch allerlei gelehrt, nehme ich an?“

„O, ein wenig.“

„Du kannst doch nähen?“

„Ach ja, . . . ein bischen.“

„Hat sie es Dich nicht ordentlich gelehrt?“

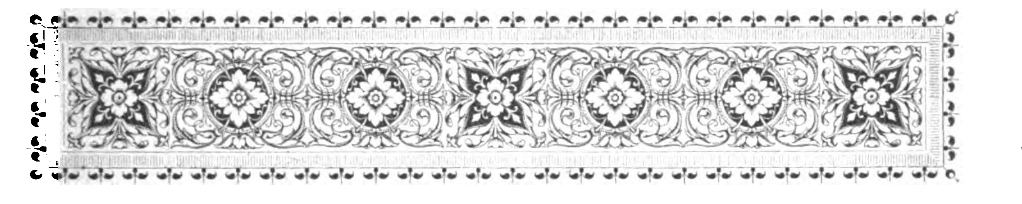
„Nein . . . Es liegt Mama nicht so viel dran, daß ich dergleichen kann. Eine so schlechte Partie werde ich wohl nicht machen, sagt sie.“

„Par . . .“ — Lea sperrte die Augen auf. „Hm, hört mir einmal diesen Grasaffen an! . . . Ja, das scheint mir aber merkwürdig von Mama! Nun, so wird es Dir nicht schaden, wenn Du hier etwas lernst. Du kannst mit der Küche anfangen; da giebt es Allerlei zu thun; ich werde mit der Köchin darüber reden; und dann kannst Du auch dem Stubenmädchen in diesem oder jenem helfen; Du bist doch rasch und willig? nun; — und hernach wollen wir sehen. Es thut Dir gewiß gut, ein bischen fort zu kommen; es taugt nicht für so ein Mädchen, wie Du es bist, immer bei der Mama zu stecken!“ —

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction i. V. Wilhelm Bölsche, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck: Kroll's Buchdruckerei. Sämtlich in Berlin.



„Widerstrebe nicht dem Uebel“ in der Litteratur.

Eine Vorrede zur Winterkampagne.

„Widerstrebe nicht dem Uebel!“ Denkt man sich die imposante Gedankenwelt Tolstois hinter dieses Wort, denkt man sich den großen, einzigen Menschen, so ist es zu hoch, um in diesen Zusammenhang gebracht zu werden. Und doch drängt es sich mir in die Feder als ein geflügeltes Wort, als ein Wort der Zeit, abgeschliffen, wie die Umwertung in Scheidemünze es mit sich bringt, aber immer noch mit einem Sinn.

Gerüchtweise kommt die Mär zu mir, es solle sich in Berlin ein neues Blatt aufthun, welches das Leibblatt der absoluten litterarischen Versöhnung und der personificierten Milde sein werde. Die Löwen werden sich an die Lämmer schmiegen. Alle Gegnerschaft der Parteien wird enden. Idealismus und Realismus . . . wie konnten das bloß Anno Tobak einmal erbitterte Gegensätze sein!

Ich weiß nicht, ob das Blatt wirklich zu Stande kommt, ich weiß auch nicht, ob sein Programm ganz genau dem entspricht, was ich von Hörensagen habe.

Aber das weiß ich, daß eine Strömung nach dieser Richtung vorhanden ist, die ein Blatt der Art schaffen wird, einerlei, wann nun gerade die Idee auf Kapital stößt und sich zur That verdichtet.

Und es wird ein fauler Friede sein, der da geschlossen wird, wir wollen uns mit ganzer Energie dagegen verwahren, als hätten wir ihn mit unterzeichnet.

Ein neuer Litteratur-Winter steht vor der Thür. Vor allem auf dramatischem Gebiet soll er uns die tollste Campagne zeigen: in der Volksbühne ein ganz neues Publikum, in der Freien Bühne erneute herzhafte Axtschläge nach einer schon angebahnten Richtung, in der Deutschen endlich die interessante öffentliche Probe auf manch im Stillen längst berechnetes Exempel. Aus allen Lagern sammeln sich die Kräfte. Der Kampf wird toben und er soll toben. Und das ganze Jahrzehnt, das dieser erste Winter einleitet, wird sein wie sein erster Akt: ein Jahrzehnt unerbittlicher Zuspitzung aller litterarischen Probleme zum mörderischen Bruderzwist. Wir wissen nicht, ob der große Sturm eine reiche Saat kostbarer Muscheln auf das Gestade einer beruhigteren Nachwelt streuen wird. Aber wir fühlen und begreifen aus allem heraus, was die Geschichte lehrt, was die Psychologie zeigt, was alle Parallelen seit Menschengedenken verkünden: nicht der macht die langsam emporschwellenden Schaumwogen

„Ja, gnädige Frau."
Und hierauf begann Lea wieder auf und ab …
Der Kaffee kam und nur ein Stück B…
vor dem Sopha Platz und fing an zu essen …
Sopha.
„Du, Du wächst stark," sagte si…
„O ja. Mama behauptet, ich …
„Hm . . . ißt auch wohl …
biß kräftig in ihr Butterbrod.
Lea begann ohne Ue…
war allzu gut; er verm…
wenn er glaubte, er …
Dir das, damit …
wenn Du glau…
„Ja."
„Er…
finden, …
Auslan…
reich …
und …
vi…

Wasser … Feldern…
… unmotivierter Friedens…
… einen Seite … sie an…
… eine Ahnung von der …
… sie ein Bändchen …
… ton, ganz Romantik. …
wenigen Monaten haben …
… ben sie in die Kritik, in die …
… natürlich eine ganze Weile …
… Lebensmark. Von der echt…
… nsicht, der Selbstkritik, die …
… sie die paar Sätze, in denen …
… wurde. Natürlich ist …
… Das Streiten ohne …
… Sehnsucht nach …
… densphrase auf. Idealismus …
… Man leugnet die Gegen…
… dieser Principienreiter!" …
… man nach dem Leichteren …

… Credit wankt. Sie predigen …
… Unfähigkeit. Sie predigen …
… verlieren müßten, sie schließen …
… und sie hinauswirft.
… vom echten Dichter im stillen …
… wenn wir das nicht wüßten …
… ist, daß der Baum, der …
… soll, im dunkeln Erdreich …
… Dichter als Kämpfer jeder …
… das Ganze. Und aus der …
… Kritik des Stillstandes, …
… Besserung ist. Im sozialen …
… scheint. In der Litteratur …
… bibliotheken fährt. Und …
… vor dem Streit, wie …
… Geplänkel schon wieder …

… nicht, jede Form billigen …
… schlechtesten Mitteln …
… geradezu unsinniger Weise …
… Goethe heran haben sich …
… über Schiller, über Heine …
… verkündet, das wahrhaftig …
… brauchte. Wüst hat man …
… Teil überwunden ist, ohne …
… fenster" des Alten in unsere…
… ik, unseres Romans, …
… deren Geist hundert Jahre …
… Leben und Tod. Die …
… ist kein Gespenst dieser …

…venst die Unwissenheit in historischen Dingen, eins der schlimmsten.
…dammt, wo sie früher blind verhimmelt hat, ist zur Sache
…Modekrankheit in dieser widersinnigen Kritik. Dieselbe, die
…: klassische oder moderne Schulbildung, Blüthen treiben
…rieelen, die dort die besten Gründe zur Beseitigung des
…ödsinniger Herabwürdigung Homers, meinen hier den
…hmähungen auf Goethe. Wo diese dummen Jungen
…ist es unsere Pflicht, die Kampfeslinie etwas zu ver-
… etwas zu säubern.

… Zeit, wo wir gleichsam Zwischenkämpfe auszufechten haben, das
…ur einen Moment verlassen müssen, ist die Stellungnahme zur Streberei,
unablässige Kritik des offenen, poesieverderbenden Streberthums der Gegenwart.
… ist ein Triumph des Realismus, ein Zeugniß für seine Macht eben in der Bedeutung, die man ihm zumißt, daß das kalt berechnende Streberthum sich ihm zuwendet und mit ihm Geld und Ruhm verdienen will. Es ist ja auch ein Zeugniß für den Werth eines Juwels, wenn es die Diebe lockt. Aber wir wollen trotzdem nicht, daß an uns die Probe gemacht wird. Faul, wie der Boden des modernen Litteratenthums durch und durch ist, können wir ihn nicht hindern, immerzu solche Giftblüthen zu treiben. Aber wir können Front gegen sie machen. Die endgültige Entscheidung liegt dann auf wirthschaftlichem Gebiete.

Widerholt habe ich in letzter Zeit, wenn die Nothwendigkeit lebhafter Kämpfe in der Litteratur erörtert wurde, betonen gehört: Ihr übertreibt; der Kampf tobt nicht zwischen Alt und Neu, nicht zwischen dem hohlen Schema Idealismus und dem noch hohleren Schema Realismus; er tobt zwischen Gut und Schlecht, den ältesten Gegensätzen. Mancher kam auch auf diesem Wege zu seinem sanften: „Widerstrebe nicht dem Uebel! Das Schlechte weicht von selbst, es stirbt an der natürlichen Auslese." Das klingt alles ganz gut. Und doch ist grade dieser Standpunkt unhaltbar in der Kritik. Es gibt eine ganze Anzahl angesehener Dichtertypen der Gegenwart, denen man verzweifelt wenig gerecht wird, wenn man sie „schlechte" Poeten nennt. Sehr tief muß man hinabgesunken sein zu der berechnenden Revolverkritik unserer Streberrealisten, wenn man einen Mann etwa wie Wilbrandt einseitig einen unbedeutenden oder überhaupt keinen Dichter nennen wollte. Wer seinen letzten Roman „Adams Söhne" mit seinem naiven Schönheitsspiel ohne jeden Anflug des Modernen, des Realistischen, mit seinen wunderschönen Jünglingen und seinen hübschen Salonkauserien über die soziale Frage ohne jede Clausel schlecht nennen wollte, hätte herzlich wenig zur Sache gethan. Man muß die Gegensätze ganz anders formuliren, nur dann ist Ersprießliches möglich, nur dann hat man ein gewaltiges Recht, das die Wage des Romantikers innerhalb der Moderne, des Poeten, der fabuliert ohne sich die Dinge vorher angesehen zu haben, federleicht emporschnellen läßt. Und jenes verschwommene „Gut und Schlecht" leugnet denn doch allzu sorglos die gewichtigsten historischen Thatsachen. Man betrachte die Entwickelungsphasen einzelner tüchtigster Dichter, die sich heraufgearbeitet haben vom Idealismus zum Realismus. Der Dichter blieb innerlich derselbe, auf ihn hätte das „Gut-Schlecht" immer so oder so passen müssen. Und doch ist die Differenz mächtig. Man vergleiche „Martin Salander" mit den romantischen Partieen des „grünen Heinrich", um eine der merkwürdigsten Proben zu nennen.

Ja, widerstreben wir dem Uebel, kämpfen wir! Eigenthümliche Anzeichen weisen darauf hin, daß sich grade im Augenblick ein höchst bedeutsamer Prozeß zu vollziehen beginnt, probend, tastend, unsicher, aber doch merkbar. Die realistische Dichtung dringt ins Volk, in den eigentlichen Kern des Volkes. Das will etwas ganz anderes sagen, als: der Realismus findet Publikum, findet Käufer. Wenn die Berliner

„Freie Volksbühne“ auch noch jetzt in Folge irgend welcher äußerlicher Construktionsfehler zu Nichts zerfiele, — die Theilnahme an der modernen Dichtung in Kreisen, die kein Verleger realistischer Schriften bisher als Publikum sich dachte, die aber trotzdem nach Tausenden und Abertausenden zählt, hat sie über jeden Zweifel erhaben nachgewiesen. Für den Dichter wie für den Kritiker wächst vor solchen Thatsachen die Verantwortung. Die Trompete des Realismus lockt nicht mehr bloß einen kleinen Kreis zum fröhlichen Waldpiknik, es wogt und wälzt sich heran auf ihr Schmettern in einer ungeahnten Weise. Und diese Bewegung, einmal eingeleitet, wird nicht sobald sterben. Der Realismus müßte gewaltige, tief einschneidende Fehler machen, wenn er die Gunst der Massen, die sich ihm zuzuwenden beginnen, wieder verscherzen sollte. Was das für Fehler sein sollten, sehe ich vorläufig nicht ein.

Wilhelm Bölsche.

Moderne Jugendschriftstellerei[1]).

Wir leben im Zeitalter der Naturwissenschaft; Naturwissenschaft aber hat kein direkt moralisches Ziel. Entsprechend schwindet dieses Ziel bei den von ihr beeinflußten künstlerischen Bestrebungen. Die schöne Litteratur wird moralisch indifferent und setzt sich als einzige Aufgabe die Naturwahrheit.

Wenn aber die Kunst nicht mehr den ausgesprochenen Zweck haben soll, die Moral, und zwar da wir in Europa leben: die christliche Moral, zu fördern, also auch nicht mehr zur moralischen Begriffsbildung der Jugend verwerthet werden kann, welches wird dann der Ersatz sein?

Daß dem Kunstwerk unbedingt ein erzieherischer Zweck innewohnen müsse, ist ein durch die theosophische Aesthetik erzeugter, durch bequeme Gymnasiallehrerweisheit fortgezeugter Irrthum. Wer wollte Romeo und Julie oder ein jugendfrisches Goethesches Stück oder eine Kleist'sche Novelle einer heranreifenden Jungfrau geben, deren naturgemäße erste Sinnlichkeit zu knospen beginnt! Wer könnte es verantworten, dergleichen einem eben den Knabenschuhen entwachsenen Menschenkinde vorzuführen? Und doch schrieben Goethe und Kleist unter dem Eindruck einer moralischen Aesthetik, welche zu ihrer Zeit mehr als früher oder später gang und gäbe war! Das Genie hat sich von jeher über die moralischen Bedenken einer patentirten Religion hinweggesetzt, aber wenn erst die naturwissenschaftliche Erkenntniß Platz gegriffen, wird auch das Talent ein gleiches thun.

Wenn nun die Litteratur immer mehr sich aus den Fesseln des Moralisirens befreit, wenn jene naturwissenschaftliche Epoche hereingebrochen ist, dann muß, da man zur Erziehung ein gewisses Maaß moralischer Begriffe, welche jedoch nicht außerhalb des Rahmens der Naturwissenschaft zu fallen brauchen, nöthig hat, ein Ersatz gefunden werden. In jene Lücke eintreten soll eine moderne Jugendschriftstellerei, deren Normen ich im weiteren zu entwickeln gedenke.

Die älteste Methode, das kindliche Geistesvermögen in irgend einer Richtung zu beeinflussen, war und bleibt wohl die, hinter bunter Aeußerlichkeit schwerwiegende Lebens-

[1]) Wir geben den obenstehenden Aufsatz als einen Beitrag zu einer interessanten Frage, mehr als die Lösung, und werden auch gegenseitigen Meinungen gern das Wort lassen.

Die Redaction.

grundsätze zu verstecken, die jugendzarte Auffassungskraft durch Beschäftigung mit nach moralischen Normen verarbeiteten Phantasiegebilden zu erweitern. Dazu dienen jene traditionell fortgeerbten Erzählungen, welche mythologischen Ursprungs sind und eine lehrhafte Moral in sich tragen, die Märchen.

Das Märchen beruht psychologisch auf der alten Wahrnehmung, daß die Fassungskraft des Kindes die Kategorie des Abstracten noch nicht zu bewältigen vermag. Um also eine moralische Sentenz dem Kinde verständlich zu machen, muß die früh-erstarkende Einbildungskraft Mithilfe leisten. Wie uns der Dichter durch seine Persönlichkeiten gewisse Anschauungen anerziehen will und je nach seiner Bedeutung auch anzuerziehen vermag, während ihm die Fabel nur als Beiwerk dient, so verzuckerte man die trocknen Mandeln der Pädagogik mit poetischen Zuthaten, um sie dem Kinde mundgerecht zu machen.

Gewiegte Erzieher wollen nun gefunden haben, daß die modernen Kinder an den Märchen nicht mehr das finden, was einst die älteren Generationen daran gehabt haben. Es scheint, als ob heute ein anderes Geschlecht geboren werde als vor Jahrzehnten, und wer die Erscheinungen prüft, wird sich davon überzeugen. Die jähe „Modernisirung", welche die zwei letzten Jahrzehnte in allen Lebensbeziehungen bewirkt haben, griff vor allem tief in den empfindlichsten Theil des Volkslebens, in das kindliche und jugendliche Geistesspiel, ein. In der Welt der „Moderne" ist dem Kinde ein gutes Stück von dem Recht auf naive Fröhlichkeit entrissen und durch eine krankhafte Nützlichkeitssucht verbaut worden. Die Alten, welche die ganze Wandlung mit durcherlebt, vermissen das vormalige Naive, Bescheidene, Demüthige, Kindlich-übermüthige und finden Qualitäten, welche sie als Altklugheit, frühreife Selbstsucht, hebräische Unverblümtheit und Frivolität verdammen. Mit Bedauern sehen sie, wie dieses neue Geschlecht sich noch in den Kinderschuhen in die Krittelsucht und Blasiertheit der Alten hineinlebt und allerdings schon in den Jahren, wo es die Märchen empfänglich aufnehmen soll, anfängt, sie einfältig zu finden.

Wir „Jungen" sehen in diesen beanstandeten Qualitäten nur vollgültige Fahrkarten für die moderne Welt. Für uns ist Altklugheit — frühe Urtheilsfähigkeit; Selbstsucht — Selbstständigkeit; Unverblümtheit — nothwendige Rücksichtslosigkeit; Frivolität — Gedanken- und Witzfreiheit gegenüber jeder Institution. Wir fast alle fassen diese Wandlung als anerkennenswerthen Fortschrittt auf, sehr im Gegensatz zu der kleinen Schaar zäher Geister, welche unaufhörlich von unserer Zeit als dem Zeitalter der wahnwitzigen Erfinderei, der raffinirten Schlemmerei predigen und in alle dem nur die Verkehrtheiten einer kranken Weltepoche sehen, welche sie verächtlich die des „Americanismus" nennen.

Es sind nun auch von der jungen, naturwissenschaftlichen Pädagogik, welche zugleich mit der jungen Aesthetik und Dichtung einsetzte, vereinzelte Thesen aufgestellt worden, welche zusammengehalten für eine moderne Jugendschriftstellerei maßgebend ein werden.

Seit aber so die Naturwissenschaft das Recht in Anspruch nimmt, eine Pädagogik nach eigenen Normen zu haben und diese Frage mit einer, ihrer Macht angemessenen Ausschließlichkeit zur Geltung bringt, entbehrt die Märchen- und Fabeldichtung sogar theoretisch jeder Fürsorge. Während sie vormals bei der vorwiegend litterarisch-logischen Bildung die denkbar beste Propädeutik war, wird sie von nun an mehr ein berauschendes Gift, denn durch sie bekommt die kindliche Phantasie Bedarf nach poetischen Genüssen, den ihm die spätere Bildung nur sehr mangelhaft befriedigen kann. Wer sich später an den Gesetzen der Schwere, der Anziehungskraft, der chemischen Affinität, oder den trockenen Formeln und Deductionen der Algebra, Trigonometrie und Sphärometrie, oder den entsetzlich langweiligen Kniffen der höheren Mathematik logisch bilden soll, bedarf wohl kaum jener Macht, welcher man seit 100 Jahren den vordersten Platz in der Geistesbildung eingeräumt, der Phantasie!

Phantasie ist nach naturwissenschaftlicher Anschauung nichts Positives; es ist das durch unbestimmte Gefühlsregung bewirkte nebelartige Band zwischen zwei gedanklich nicht zu vereinigenden Bewußtseinsmomenten. Selbst in der Dichtung verlangen die jungen Geister, daß an Stelle der Phantasie das einzig Positive trete, die Beobachtungsgabe. Wie man nun das Hauptgewicht auf gedankliche Geistesarbeit legt, welche nichts vom freigewollten Auffluge in den blauen Aether der Phantasie weiß, sondern hübsch bedächtig hinter dem Pfluge des Experimentes und der Demonstration gehen muß, so sucht jetzt die Propädeutik Ersatz in einer Jugendschriftstellerei, welche dem Denkkreis, den Gefühlen und Empfindungen unserer Jugend angepaßt ist und zugleich vorbereitet für die spätere Bildung.

Unmöglich kann diese Schriftstellerei ihre Motive in der Mythologie suchen, welche als ein Flickwerk von subjectivem Gefühl, aufgespeicherter Einbildungskraft und festgefrorener Moral ist. Da aber bei ihr die Vorbereitung auf die anschaulich-zergliedernde Denkausbildung loszielt, sind ihr drei Bedingungen gegeben:

Sie muß gänzlich in der Weltanschauung der Naturwissenschaft wurzeln.

Sie darf sich keiner Religionsanschauung zuneigen oder unterstellen.

Es ist ihre vornehmste Pflicht, die ideellen Erscheinungen und Errungenschaften der fortschreitenden Cultur der Jugend zum Verständniß zu bringen.

Die ersten zwei Bedingungen sind füglich klar, die letztere bedarf der Erläuterung. Das moderne Staatswesen stellt dem jungen Weltbürger, welcher eben die ersten Begriffsunterscheidungen zu machen gelernt, monumentale Organisationsunternehmen entgegen, in deren Organismus er früher eintreten muß, als er sie begreift. So, um einiges herauszugreifen, das Dampfmaschinenwesen im öffentlichen Verkehr, die Electricität, der tief eingreifende Militarismus, Zweck und Verwerthung der Wissenschaften u. s. w. Ferner sind es Ideen, welche wir in der Welt der Antike überhaupt vermissen, wie z. B. das Princip der Arbeitstheilung, die Anschauung, daß nur Arbeit, welcher Art sie auch sei, adelt u. s. w. Die Basis zum Verständniß für solche Ideen und Anschauungen muß frühe gelegt werden, so frühe, wie vormals der Geschmack für die Sprache und Kunst der Alten durch die Einführung in die Sagenwelt anerzogen wurde. Diese Aufgabe kann nur durch eine auf modernen Principien beruhende Jugendschriftstellerei gelöst werden, welche es unternimmt, die springenden Punkte eines geistigen und gesellschaftlichen Unternehmens zusammenzufassen und an einem concreten Gegenstande darzustellen.

Dazu ist es nothwendig, daß man ein Individuum herausgreift, welches in schöpferischer Arbeit alle Beziehungen zu einem solchen Unternehmen durchgemacht und so Gelegenheit giebt, von verschiedenem Standpunkt aus interessante Streiflichter zu werfen.

Solche Individuen waren und sind zu allen Zeiten die Genies und Talente, welche immer zugleich typisch sind und die Fortschrittsstufen erkennen lassen. So wären z. B. Napoleon I., Moltke u. s. w. als Genies die typischen Charactere zur Erklärung des modernen Militarismus, Stein, Bismark der Typus der Staatsmänner, Windthorst, Eugen Richter, Lasker Typen für die Idee des modernen Parlamentarismus, Stephan und andere für das moderne Verkehrswesen, Darwin, Virchow, Dubois-Reymond u. a. für die Naturwissenschaft, Edison, Krupp, Armstrong, Eiffel, Siemens für die Technik, Nordenskjold, Livingsstone für Erdforschung u. s. w. u. s. w.

Solche Arbeiten stellen geistig hohe Anforderungen an den Jugendschriftsteller, nicht nur, daß er über den Parteien stehen soll, nicht nur, daß er Wichtigkeit oder Unbedeutenheit jedes Unternehmens sofort richtig abschätzen soll, er muß auch bei dem heutigen, rapiden Gedankenfortschritt mit der Zeit weitergehen. Welch weites Feld unbegrenzter Arbeitsbethätigung öffnet sich dem Blick! Ist nicht schon heute ein starker Bedarf nach biographischer Jugendlitteratur zu fühlen? Und doch enthalten

diese Arbeiten nicht viel mehr als die dürftige Aneinanderreihung biographischer Notizen. Gießen wir nun Gedanken in die leere Schaale, geben wir den bedeutsamen, culturgeschichtlich-naturwissenschaftlichen Untergrund, und es bildet sich eine Jugendschriftstellerei heraus, welche ebensoviel Beobachtungsgabe und Geistesschärfe erfordert, wie jede andere, und welche im Stande ist, mehr denn ein Genie zu erzeugen. Bedenkt man noch, daß durch Beseitigung der sogenannten „Moralischen Poesie" die Grenze zwischen dem Schriftthum für die Jugend und dem für die Erwachsenen schärfer geworden, so hat man einen anderen, äußeren Umstand, welcher der Jugendschriftstellerei Selbständigkeit und Ansehen zu geben vermag.

Wir haben bisher einzig die gedankliche Seite ausgeführt, wichtiger fast erscheint mir die technische und formelle. Jeder Schriftsteller, welcher sich für eine Darstellungsform entschieden, erkürt sich damit ein Lesepublicum resp. eine Zuhörerschaft, deren geistige, wie formelle Bedürfnisse auf's genaueste zu kennen ihm Lebensbedingung ist. Wie viel mehr muß dies bei der Jugendschriftstellerei der Fall sein, da doch dieses Lesepublicum doppelt heikel ist. Der Erwachsene verzeiht seinem Schriftsteller leicht eine langweilige Stelle, eine vorübergehend platte, geistlose oder widerwärtige Schilderung; nicht so die Jugend. Sie will behandelt sein, wie ein rohes Ei; eine langstielige Ungereimtheit oder gelehrte Verschachtelung — und das Buch fliegt in die Ecke. Man hat es als den größten Vorzug Heines gepriesen, daß er mit barometerartiger Feinheit wußte, wann er mit einer Schilderung, einer Deduction, einer Satire abzubrechen hatte, um auf etwas anderes überzuspringen, was psychologisch das Interesse des Lesers wachhalten mußte.

Vor allem erforderlich ist: genaue Kenntniß des kindlichen Geistes und seiner intimsten Regungen. Wer aber kennt das Kind besser, als die, welche es unter dem Herzen getragen, es die ersten Schritte und Worte gelehrt, welche all die kleinen Sünden und Lüste, großen und kleinen Regungen des Kindergeistes mit den Augen des liebevollen Forschers angeschaut, wer anders als die Mutter, das Weib! Und sie ist es auch, die für das Kind und die erste Jugend schreiben muß. In einer Zeit, in welcher die Beobachtung der Phantasie vorgezogen, das nützlich-praktische dem moralisch-idealen vorangestellt wird, in welcher infolge dessen die Arbeitstheilung so weit, als möglich getrieben wird, gehört das Gebiet der Jugendschriftstellerei vor allem dem Weibe. In dem Wettbewerb männlicher und weiblicher Kraft wird hier unbedingt die letztere siegen, denn auch die trefflichste Begabung des Mannes muß vor der Beobachtungsunmittelbarkeit des Weibes erliegen.

Gedenken wir noch der stilistischen Wandlungen, welche ebenso unabweislich eintreten müssen. Es ist mehr wie vage Lustspielphrase, wenn wir behaupten, im Zeitalter der Nervosität zu leben. Jede Epoche großer gesellschaftlicher oder technischer Umwälzungen giebt den Völkern, wie dem Einzelwesen jene unruhvolle Lebensart, welche verräth, daß der Ausgleich zwischen Ruhe und Arbeit in der veränderten Sachlage noch keine befriedigende Lösung gefunden.

Diese Unruhe prägt sich naturgemäß im Stil der Schriftsteller ab. Kurze, abgebrochene Sätze, Häufigkeit der Interjectionen, ängstliche Vermeidung breitgegliederter Satzgefüge, vorwiegende Anwendung typischer Relativsätze bei gehäuften Subjecten, äußerlich die kurzen Kapitel sind die characteristischen Wahrzeichen solcher Krisis. Wer diesen Abstand deutlich beobachten will, dem rathe ich eine Prosaschrift Lessings oder Goethes stilistisch zusammenzuhalten mit der eines modernen Schriftstellers. Dort eine bequeme Ruhe, Sätze massiv, wie die Quadern griechischer Tempel, hier die stürmische Flucht des Electricitätzeitalters, die luftige Durchsichtigkeit moderner Eisenconstructionen.

Schon unsere Kindheit trägt den Stempel dieser Zeiterscheinung. Kann er daher ihrer Geistesnahrung vorenthalten werden?

Heinrich Schupp.

**

Gedanken eines Einäugigen.

An der Ostsee.

Sechs Wochen hab' ich am Strande der Ostsee verbracht, sechs köstliche Wochen. Stundenlang hab' ich Tag für Tag in diesem weißen Sand der Düne gelegen und hab' hinausgestarrt in dieses geheimnißvoll großartige Etwas, das sich hinausweitet in unermeßliche Ferne, immer weiter und weiter, als suchte es seine Grenze und könnte sie nimmer erreichen.

Aber daß ich's nur gleich gestehe: verstanden hab' ich das Meer nicht! Nein, nein! Zum Unterschied von meinen Mitmenschen — wie gewöhnlich! Ihnen — diesmal waren es lauter Herren und Damen der guten Gesellschaft — war das Verständniß des Meeres sofort aufgegangen. — Keine fünf Minuten brauchten sie dazu und sie waren in sein Wesen so tief eingedrungen, daß sie ohne jede sichtliche Anstrengung die Folgerung zogen, es sei zu dem Zweck erschaffen, um ihnen die saisongemäße Verwendung von reinen Strandmützen und Schuhen aus Segeltuch zu ermöglichen. Die Bedachtnahme auf die Menschheit der besseren Stände — man begegnet ihr ja überall in der Schöpfung. Man denke nur an die Austern zu 6 Mk. das Dutzend. Das ist also ein großes Naturgesetz, das die Meistbegünstigten der menschlichen Gesellschaft immer und überall verständnißinnig zu würdigen wissen. Und so saßen sie auch hier in den verschiedenen Seeblicken und Seeschlössern, deren Besitzer das Strandrecht auf eine allen Anforderungen der Neuzeit entsprechende Weise auszuüben gelernt haben, verzehrten behaglich ihr Diner und ließen ab und zu ihre Blicke über die Ostsee dahingleiten, und anerkannten es gnädig, daß sie den besten Willen an den Tag legte, die p. t. Herrschaften durch die Fülle und Mannichfaltigkeit ihrer Productionen zu amüsiren.

„Etwas Wellenschlag gefällig?“ fragte sie zum Beispiel wenn sie daran ging, ihr Tagesprogramm festzustellen.

„Wellenschlag ..?“ erwiderte ein etwas beleibter Herr, den man unter Berücksichtigung aller mildernden Umstände zum lebenslänglichen Commerzienrath verurtheilt hatte, „Wellenschlag?“ wiederholte er und zog seine Stirn in nachdenkliche Falten. „Hm ..!“

„Wellenschlag,“ mischte sich sein zehnjähriges Söhnchen Erich, ein Commerzienrath des zwanzigsten Jahrhunderts, in's Gespräch, „haben wir schon gestern gehabt ...“

„Sehr wahr, mein Junge!“ meinte Mama Commerzienräthin, „ich sag' es ja immer, Du bist weit über Dein Alter hinaus entwickelt. — Wenn man 30 Mk. Curtaxe zahlt“ — damit wandte sie ihr Gesicht der Ostsee zu — „kann man doch erwarten, daß Sie mehr für Abwechslung sorgen ...“

„O, bitte,“ erwiderte die Ostsee ganz bestürzt „bitte nur zu befehlen! Soll ich vielleicht meine Wogen friedlich kräuseln? Oder ...?“

„Gut!“ unterbrach sie die Commerzienräthin wieder begütigt „kräuseln Sie friedlich!“

„Aber zum Braten möchte ich doch etwas Sturm haben —!“ erklärte Jung-Erich.

„Ganz wie Sie befehlen, junger Herr! Werde nicht ermangeln!“ —

So sprach die Ostsee mit Commerzienraths und ihren Mitschuldigen. Nach ihrer Behauptung natürlich. Ich brauche Ihnen doch nicht erst zu sagen, daß ich dieses Gespräch nicht mit eigenen Ohren gehört habe. Sie wissen ja: so wie ich nur die Hälfte sehe, so höre ich auch nur die Hälfte von dem, was vorgeht. Aber ich bin unendlich dankbar, wenn man sich meiner annimmt und meine lückenhafte Weltkenntniß ergänzt. Zwar hab' ich Momente, wo ich glaube, daß meine Mitmenschen ihr zweites Auge bloß dazu verwenden, um in dem, was sie wirklich gesehen, das zu erblicken, was sie gesehen haben möchten, und ihr zweites Ohr dazu, um aus dem, was sie wirkich gehört haben, das herauszuhören, was sie gern gehört hätten, — Momente, wo ich glaube, in dem ewigen, verzweifelten Kampfe der Wahrheit des rechten Auges mit der

Richtung des linken Auges bestünde wohl das, was Leute, die die Klugheit des Wortes besitzen, so fein die Tragikomödie des Lebens zu nennen pflegen. Aber diese Momente werden seltner und seltner dank meiner energischen Selbsterziehung. Und so nehme ich eine Aufklärung selbst von Commerzienraths dankbar entgegen, mag mir dabei auch bänglich zu Muthe werden. Denn da ich hörte, wie sich die Ostsee Commerzienraths gegenüber benommen hat, da hätte ich weinen mögen …

Mit mir hat die Ostsee natürlich nicht so gesprochen. Vielleicht, weil ich ihr nicht genug Trinkgelder gegeben habe. Für die sie bei ihrer zeitweiligen Trockenheit Verwendung haben dürfte. Vielleicht . . . Doch das ist ja gleichgiltig! Was sie mit mir gesprochen hat? Gar nichts! Sie hat sich um mich gar nicht gekümmert. Aber, soll ich's Ihnen gestehen? Gerade daß sie mich so en canaille behandelte, weiß Gott, das hat mich wider einigermaßen getröstet. Die Wellen kamen und gingen und die ganze grandiose Nonchalance der Natur sprach aus der grenzenlosen Gleichgiltigkeit, mit der sie des Einfaltspinsels nicht achteten, der dort im Sande lag . . . Und dieser Einfaltspinsel, statt beleidigt zu sein, jubelte darob: Gott sei Dank, ist doch dem Willen des Menschen entrückt! Sie kamen und gingen und gingen und kamen, wie protzig sich ihnen auch das feste Land entgegen stellte. Und der Einfaltspinsel wurde nachdenklich und sagte: Sollte das vielleicht den Zweck haben, dem starren Festland das unveränderliche Naturrecht der Bewegung in Erinnerung zu bringen?

Das Naturrecht der Bewegung . . ! Unversehens waren meine Gedanken ganz wo anders . . . Auch dort glaubte ich Festland zu sehen, starres, erstarrtes Festland und auch dort ein geheimnißvoll grosartiges Etwas, das sich hinausweitet in unermeßliche Ferne, immer weiter und weiter, als suchte es seine Grenzen und könnte sie nimmer erreichen, und das in ewig bewegten Wogen an das Festland schlägt, so prozig es sich ihm auch immer entgegenstellen mag . . . Und auch dort glaubte ich Commerzienraths und ihre Mitschuldigen sitzen zu sehen von der Ueberzeugung durchdrungen, daß auch jenes Meer nach ihren Wünschen frage und kein höheres Ziel kenne, als ihr Wohlgefallen zu erringen . . . Und auch dort war ich wie so oft andrer Ansicht als Commerzienraths und ihre Mitschuldigen . . .

Welches Gebiet ich meine? fragen Sie, nicht mehr im Stande, Ihre Neugier zu bemeistern. Schalkhaft, wie ich bin, habe ich es bisher unterlassen, es Ihnen zu sagen. Aber nun sollen Sie es erfahren: die Literatur!

Ja, die Literatur! Nicht wahr, das hätten Sie nie errathen?

Und nun frage ich Sie: Wie sich die Ostsee Commerzienraths gegenüber benommen hat, das können Sie nicht entscheiden. Denn Sie waren nicht dabei. Aber in puncto Literatur haben Sie doch auch einiges Urtheil. Sagen Sie mir also: wird die Literatur ihren Weg gehen, ohne sich um Commerzienraths und ihre Mitschuldigen zu kümmern oder nicht?

Das aber möchte ich von Ihnen wissen.

Was für ein Interesse hätte ich sonst gehabt, Ihnen über meine Gedanken an der Ostsee Rechenschaft zu geben?

Heinrich Hana.



Theater.

Lessing-Theater: Das zweite Gesicht. Lustspiel in vier Akten von Oskar Blumenthal.

Deutsches Theater: Die Haubenlerche. Schauspiel in vier Akten von Ernst von Wildenbruch.

Oscar Blumenthal und Ernst von Wildenbruch, der Theaterdirector und der Le[illegible]tionsrath, haben wohl wenig mit einander gemein, aber das äußere Schicksal ihrer Stücke wa[illegible] ein verwandtes: zuerst lebhafte Zustimmung dankbarer Hörer, dann Schütteln des Kopfes; [illegible] ein herzhafter Applaus, dann nur ein lauter; zuerst ein echter Erfolg, dann ein gemach[illegible]

Wieviel Verbeugungen die beiden Autoren vollführten, habe ich nicht gezählt; aber daß trotz unverminderter Hervorrufe genau in der Hälfte des Stückes — „die größere Pause findet nach dem zweiten Akte statt" — das Interesse erlahmte, dessen bin ich gewiß und — froh. Denn es zeigt, daß wohl eine Weile gewandte Mache und naives Draufgehen das Publikum anziehen können, daß aber auf unkünstlerischen Wegen künstlerische Ziele niemals erreicht werden: je näher dem Schlußpunkt, desto deutlicher wird jedes Verfehlen. Oder, um in der Sprache der „Haubenlerche" zu verbleiben, „das dicke Ende kommt nach".

Und auch das haben die beiden Dramen gemein: daß eine willkürliche Etikette die zweifelhafte Waare deckt. Ein echter Wein trägt auch den echten Namen; Wildenbruch's aber wie Blumenthal's Stück mache ich mich anheischig, haarklein nachzuerzählen, ohne auch nur mit einer Silbe den Titel zu treffen: so willkürlich, so lose ist er aufgeklebt. Nicht von Visionen und Ahnungen will das „zweite Gesicht" erzählen, es bezeichnet nur eine triviale Wahrheit: daß unter der Miene, welche wir Menschen zur Schau tragen, oft ein zweites Gesicht sich verbirgt, das ein das wahre, das rechte ist. „Auch die Thaten der Menschen haben ihr zweites Gesicht" — mit diesem Weisheitsspruch schließt der Schwank. Und mit dem Trällern der „Haubenlerche" schließt das Drama: „aber verjnügt". Die Fabrikarbeiterin Lene singt und trägt eine Haube: darum nennt man sie — was wäre natürlicher — die Haubenlerche. Treffender jedoch hieße das Werk: „Volksbeglückung und warme Bäder"; und als Gegenstück empföhle sich dann für Blumenthal: „Kalte Bäder und Edelmuth".

In beiden Werken nämlich handelt es sich um ein Liebesopfer, so verschroben wie unglaubhaft: nimmt man diese schiefe Construction heraus, so fällt der ganze Bau zusammen. Die Gouvernante Charlotte Koch liebt zwar einen Rechtsanwalt, aber sie heirathet einen nicht blos steinalten, sondern auch steinreichen Grafen: denn der Graf ist ins Wasser gesprungen, um ein Kind zu retten, hat kalte Füße bekommen und braucht nun nothwendig eine liebende Pflegerin. Und die Arbeiterin Lene Schmalenbach liebt zwar einen Büttgesellen, aber sie verlobt sich einem reichen Fabrikanten mit Volksbeglückungsplänen, dem „Marquis Posa in Grün", Herrn Aujust: denn ihrr Mutter hat steife Füße bekommen, und wenn die Tochter sich opfert, wird Wittwe Schmalenbach nach Wiesbaden reisen können. Daß die treue Lene dem guten Aujust nur zu sagen brauchte: „Lieber Herr Aujust, ich liebe einen Andern, einen Büttgesellen sogar; geben Sie mir meinen Ilefeld und schicken Sie Muttern doch nach Wiesbaden", — das sieht, außer dem Dichter, ein Jeder ein: der aber will es nicht sehen, denn sonst wäre das Stück gleich aus, und wir sind doch erst im zweiten Akt. Also wird Verwirrung gestiftet, Verlobung gefeiert, Erziehung der Haubenlerche probirt: aus der Untertasse trinken, so erfährt die erstaunte Lene, ist de rigueur, und auch den Zucker in den Mund, statt in den Kaffee zu nehmen, empfiehlt sich nicht. Des guten Aujust böser Stiefbruder verwickelt dann die Situation vollends; ihm gelingt das Unglaubliche, unter öden Vorwänden das gute Ding nächtlicher Weile in sein Zimmer zu locken, und aus der Lerche möchte der Suitier einen anderen Vogel machen: theils aus Bosheit, theils zum Zeitvertreib. Ein bewegter vierter Akt, ein echter Wildenbruch, ist die Folge: drohende Verführung, erbrochene Thür, Revolver, Rettung, Schluß. Und über der aufgehenden Sonne geht der Vorhang gerührt unter.

Es hat nicht an Beurtheilern gefehlt, welche diesen Uebergang des „Quitzow"-Dichters zur Papierfabrik als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit nachdenklich angestaunt haben; und ich muß mich nun selber des mangelnden Ernstes vor so wichtigem Ereigniß anklagen. In der That ist mit Händen zu greifen, wie stark der Einfluß der realistischen Bewegung sein muß, wenn Herr von Wildenbruch, der „letzte Pathetiker", ihr erliegt; aber nur ein äußerliches Anpassen kann ich in dieser „Haubenlerche" erblicken, kein innerliches Erfassen moderner Probleme, und die construirte, auf Schrauben gestellte Entwicklung reizt zum Spott. Meine Achtung vor dem Dichter ist nicht gering; aber meine Achtung vor seinem realistischen Experiment ist nicht groß: naiv und gewaltsam wie nur er in Rittersticfeln, bleibt er vor den Büttgesellen und Lumpen-Faktoren. Wohl greift er Beobachtungen aus dem Leben des Tages munter auf, mischt keck Wahres und Erdachtes, Geschautes und Geträumtes durcheinander und fesselt durch temperamentvoll-theatralische Führung zuerst auch den Widerstrebenden; aber

bald entdeckt sich die mangelnde Consequenz in Charakteren und Handlungen, und wo zuerst die Wahrheit, wenn auch versetzt mit Posseneffekten und chargirten Uebertreibungen, herrschte, da herrscht nun die pure Willkür eines Bühnendichters, der nicht Menschen will, sondern Effekte.

Die deutsche Kritik müßte nicht die deutsche Kritik sein, wenn Ein Schlagwort nicht stets wiederkehren sollte, an allen Orten: das Wort von dem photographischen Abklatsch der Natur, der keine Kunst giebt. Die bösen Naturalisten haben nun auch den guten Wildenbruch verführt zu solchem photographischen Amateurthum, heißt es. Ich neige dazu, den Herren diesmal Recht zu geben: wirklich sehe ich bei Wildenbruch mehr eine Abschrift kleiner Wirklichkeitszüge, als ein organisches Gestalten. Aber das grade ist der Unterschied zwischen echtem Naturalismus und nachgemachtem: dieser greift Einzelnes aus der Natur auf, ein paar effektvolle Sachen, die möglichst breit und kräftig wiederholt werden, jener sucht Gestalten, nicht Wirkungen. Man halte einmal neben die Possenfigur des Lumpen-Faktors bei Wildenbruch Charaktere wie den Kahl-Willem bei Hauptmann, den alten Kopelke bei Holz und Schlaf, und man wird den ganzen Gegensatz erkennen.

Sind bei Wildenbruch wenigstens Ansätze zur selbstständigen Beobachtung und giebt der natürliche, derbe Humor den ersten Akten frische Beweglichkeit, so ist bei Blumenthal weder von Charakteristik noch von Handlung, weder von Erfindung, noch von Beobachtung im Ernst die Rede: er macht Witze, Witze, Witze. Gute und schlechte, saftige und frivole, eigene und fremde. Die Edelmuthsgeschichte rückt er in die Vergangenheit und komprimirt sie zu einem großen Deklamationsstück; den Mittelpunkt der Handlung aber läßt er von dem verlumpten Cavalier Graf Balduin einnehmen, der halb von Kotzebue, halb von Lindau's Grafen Erich Fregge abstammt: die „protestantische Gräfin Lea" taufte darum der Foxerwitz das Stück. Ueber die Gemeinheiten dieses Grafen frei zu lachen, ist nicht nach Jedermann's Geschmack; und mit grellem Schein fällt in diese lustspielmäßige Verklärung nobler Verkommenheit das Mene Tekel von aristokratischer Brutalität, Degeneration und freiwilligem Sterben, das Tag um Tag nun die Stadt durchläuft. Wir aber machen Witze und Reime auf Graf Balduin . . .

Die Aufführung beider Stücke bot viel Gutes; im Lessing-Theater stand Herr Klein in der Mitte der Ereignisse, der den Grafen Balduin mit der ganzen Kunst der Haase-Schule gestaltete, doch ohne die Grimassen der Eitelkeit; am Deutschen Theater trat zu den ausgezeichneten Leistungen Kadelburg's (des bösen Hermann), Nissen's (des guten Aujust) Engels (des drolligsten Faktors) die liebliche, blonde Debutantin des Abends, Frl. Elsa Lehmann: die Freie Bühne darf sich rühmen, diese Künstlerin aus der Posse zum Drama zuerst geführt zu haben, und sie hat nun den Platz gefunden, wo ihr anmuthiges, echtes Talent sich frei und reich entfalten mag.

Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

Freie Volksbühne. Die Freie Volksbühne hat ein weites Programm. Sie will nicht blos dramatische Sachen vorführen, sondern auch durch Rezitationen und Vorträge ihr Publikum bilden. Das „Bilden" steht ja hier ganz und gar im Vordergrunde, das „Unterhalten" im gewöhnlichen Sinne erst in zweiter Linie, das „Veranstalten zum Zwecke einer vollen Theaterkasse" in gar keiner. So sollte es am letzten Mittwoch zu einer öffentlichen Rezitation ausgewählter lyrischer und epischer Stücke kommen. Eine kolossale Volksmenge füllte den Riesensaal des Restaurants Sanssouci in der Kottbuser Straße, ein Prachtpublikum, ernst, mit einer wahren Heiligkeit bei

der Sache, voll des besten Willens und von eiserner Ausdauer. Aber ein böser Zufall trieb sein Spiel. Der Vorstand hatte einen Deklamator gewonnen, dessen Leistungsfähigkeit vor den enormen Raumverhältnissen in einer betrüblichen Weise versagte. Anstatt Worte zu hören, Stimmung einzuathmen, sah man den hoffnungslosen Kampf eines ehrwürdigen Greises mit akustischen Unmöglichkeiten. Es kann kein rechtes Urtheil darüber gefällt werden, ob die ins Programm gewählten Stücke für dieses Publikum geeignet waren oder nicht, denn der von diesem besten aller Publika gespendete jedesmalige Schlußbeifall war bei Neunzehnteln der Zuhörer ein „Achtungserfolg“ im verwegensten Sinne. Man verstand schon in bedeutender Nähe nichts deutlich. Ein ganz hervorragend schönes Gedicht wie Julius Hart's „Anna“ verlor sich, es verloren sich Freiligrath und Chamisso, — umsonst, umsonst. Einen halben Erfolg rettete sich noch Heines „Frieden“ aus den Nordseebildern, die Meisten kannten es und ergänzten, was Herr Hütter verschwieg. Einzelnes war auch wirklich langweilig und ungehörig, wie Kiellands „Siesta“ mit ihren albernen Spitzen gegen das Deutschthum und der Dunkelheit der Pointe, die auch der beste Vorleser nicht hätte erhellen können. Und, noch einmal muß ich es betonen, bei all dieser Tragikomik eine Ruhe in der tausendköpfigen Menge wie in der Kirche. Das ist ein Publikum, wie wir noch keins besitzen, nirgendwo, in keinem Theater Berlins. Aber jetzt ist es auch ernstlich an der Zeit, daß dieses Publikum belohnt werde. Ein Zufall hat gewaltet, ein Mißgriff ist geschehen, — nun, er kann noch gut gemacht werden. Nichts ist ernstlich verloren. Es handelte sich ja um etwas wirklich Aeußerliches. Man hatte einen besseren Deklamator gewonnen, — im letzten Moment hatte er abgesagt. So verfiel der Betreffende, der den Mann suchen sollte, in äußerster Drangsal auf einen, dessen Geist willig und dessen Zunge schwach war. Ich will nicht leugnen, daß sich so etwas vermeiden ließe. Nun es einmal geschehen und sogar ohne größeres Aergerniß vorübergegangen ist, wollen wir aber die Akten schließen, — um des Publikums willen, das sich so standhaft bewährt hat. Die nächste Leistung der Volksbühne, vor allem die erste dramatische Aufführung (Ibsen's Stützen der Gesellschaft), muß die Scharte mit Macht auszuwetzen suchen. Wir vertrauen auch nach diesem Fiasko dem Unternehmen, denn wir wissen jetzt, daß seine Hörer und Hörerinnen Muster sind. Kommt in der Folge auch von der Bühne Gutes, so wird der Zug schon rollen, — trotz der kleinen Entgleisung bei der Probefahrt.

W. B.

Jung-Dänemark und Jung-Norwegen. Den deutschen Lesern wurde es und wird bis heute schwer, die Skandinaven unter einander zu scheiden: daß starke, litterarische Gegensätze zwischen Dänemark und Norwegen bestehen, stärkere zwischen Norwegen und Schweden sehen die meisten nicht, sie nennen Strindberg einen Landsmann Ibsens und begehen geographisch-litterarische Schnitzer, wie wir sie an den Franzosen vornehm zu belächeln gelernt haben. Gerade im Augenblick aber ist der Kampf dort oben ein heftiger: zwischen der literarischen Welt Dänemarks und Norwegens ist offener Krieg entbrannt. Er hatte schon längere Zeit unter der Asche geglimmt, d. h. einige jüngere dänische Schriftsteller fühlten sich zurückgesetzt, weil Verleger und Theater die Norweger bevorzugten; nun entfachte ein Artikel des dänischen Kritikers und Essayisten Erik Scram die Flamme zu heller Gluth. Scram war am Schluß seiner Besprechung zu dem Resultat gekommen, daß die jungen Schriftsteller Dänemarks augenblicklich nichts Bedeutendes leisteten und nicht auf der Höhe ihrer norwegischen Genossen stünden. Er empfiehlt ihnen einige Werke als Muster zur Nachahmung, namentlich Garborgs Schriften und die beiden Romane „Die Kinder des Dr. Wang“ und „Der Philosoph“ von Gabriel Finne. Er lobt Finne begeistert, stellt ihn über Zola und meint zum Schluß, daß, während diese Werke in ihrer künstlerischen Kraft nicht nur in ihrer Heimath wirken, sondern über den Kattegat gehen und sowohl in Dänemark, wie in einem großen Theile des übrigen Europas Nutzen stiften werden, die dänischen Verfasser all dieses mit Kunstverstand genießen — aber unthätig zusehen.

Dieser Aufsatz machte in Dänemark viel böses Blut und die Presse brachte Entgegnungen, die mit Angriffen auf die Norweger endeten. Wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, blieb man nicht bei dem ursprünglichen Anlasse stehen. In der Hitze des Kampfes wurden alle möglichen Argumente in's Gefecht geführt, und so wurde auch die Verlegerfrage hineingezogen — der Umstand, daß fast alle Norweger, von Björnson und Ibsen an, ihre Werke in Kopenhagen verlegen und sich da das Geld holen. Dann warfen die Dänen ihren norwegischen Collegen vor, daß diese es sehr gern sehen, wenn ihre Bücher besprochen und empfohlen werden, aber dafür keine Gegenleistung bieten, indem sie für Verbreitung der dänischen Werke in Norwegen sorgen. Sie sagen ferner, daß die eigene Tagespresse es sich nicht genug sein lassen kann mit der Vergötterung und Verhätschelei der „bergesfrischen“ nordischen Talente. Auch das Theater stehe nicht zurück: im königlichen Theater in Kopenhagen wurden im Laufe der Wintersaison zwei Novitäten gegeben — und beide waren norwegisch: „König Midas“ von Gunnar Heiberg und ein Drama von Björnson.

Der Aufsatz Sirams erbitterte besonders Edvard Brandes, welcher sich mit Recht übergangen fühlte; er veröffentlichte einen geharnischten Artikel. Dadurch gereizt schrieb Arne Garborg einen offnen Brief, welcher Oel in's Feuer goß. Nun folgten Erwiederungen über Erwiederungen, seitenlange Aufsätze in allen norwegischen und dänischen Zeitungen. Georg Brandes und Alexander Kielland ergriffen das Wort und suchten versöhnlich zu wirken; doch wird es wohl noch einige Zeit dauern, bis sich die Gemüther beruhigen.

N. B.

Nachdruck verboten. Die Frankfurter Zeitung führte dem Börsen-Courier jüngst eindringlich zu Gemüthe, daß journalistischer Raubbau nicht schön ist; der Sünder aber bleibt verstockt und will nicht Besserung geloben. Auch uns hat er eine kleine Notiz entführt, ohne den Ursprung anzugeben: die Nachricht von Ibsens neuem Drama ging aus der Freien Bühne in den Börsen-Courier über, und alle Blätter erzählten nun: „Wie der Börsen-Courier meldet, legt eben Henrik Ibsen“ u. s. w. Aber wir sind nicht so; wir gönnen unserer freundlichen Collegin gern den Raub, den sie in Frieden verzehren mag und erfreuen uns nur ein wenig an einem kleinen Widerspruch: mit maßlosem Erstaunen nur, von außen her, erfuhr der Börsen-Courier vor einiger Zeit, daß die Freie Bühne überhaupt noch am Leben sei — und heute, da es was zu naschen giebt, weiß er uns nur zu gut zu finden. Wo Honig ist, kommen die Bienen.



Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von Marie Herzfeld.

8. Fortsetzung.

— Fanny wurde Dienstmagd. Sie wusch der Köchin das Geschirr ab und fegte dem Stubenmädchen das Zimmer; man verwendete sie auch zu Botengängen und zum Holztragen. Ueber ihr Alltagskleid bekam sie eine steife, grobe Küchenschürze. Ihre Hände und ihre Arme wurden roth und sprangen auf. Jetzt hätte Kadett Hou sie sehen sollen! Alles, was sie beim vierten Gebot gelernt hatte, brauchte sie, um sich in ihre neue Stellung zu finden. Lea versuchte ihr auch am Essen abzukargen. Allein das that nicht viel; zu Mittag hatte Fanny ja Thorseng, an den sie sich halten konnte, und so speiste sie sich denn unter der Nase der Schwester gründlich satt. Das war ein Hauptspaß; Gott, wie ärgerte sich Lea.

„Iß, Fanny!" sagte Thorseng.

„Ja, danke!" sagte Fanny; sie nahm sich, als ob sie daheim wäre.

„Hm hm!" räusperte sich Lea.

„Hm hm!" machte Fanny und nahm noch mehr.

„So ist's recht!" sprach Thorseng; „aus Dir kann einmal etwas werden!"

Lea sandte Fanny einen Blick zu, als wollte sie sie verzehren. Aber vor Thorseng konnte sie nichts sagen, und es war fürchterlich lustig anzusehen, wie hübsch sie den Aerger in sich hineinessen mußte. Nach Tisch machte Fanny ihrer Schwester einen außerordentlich tiefen Knix. — „Dank für die Mahlzeit, Lea!" — Ah! — Natürlich schalt Lea dann später; aber das hatte nichts zu bedeuten. Gegen Mama's Schelte war all das Freundschaftsversicherung und Schmeichelwort; arme Lea, sie hatte keine Idee vom Schelten.

— Im Hause verkehrten Thorsengs Bekannte mit ihren Damen; es waren langweilige Leute. Keine Künstler, keine Kadetten, nichts Feines, nur Kaufleute, Maurermeister und dergleichen. Unter allen schenkte sie nur zweien Aufmerksamkeit; der eine davon war schrecklich zuwider, der andere außerordentlich lieb. Der „Liebe" war ein Vetter Thorsengs und hieß Kristian; der „Zuwidere" hieß Ryen und war Zollbeamter.

Er war wirklich unausstehlich. Immer mußte er hier stecken. „Ihr habt da drunten in der Zollbude wohl nicht sehr viel zu thun?" bemerkte Fanny vorlaut.

„Versteht sich Fanny schon auf Staatssachen?" lachte der Zollbeamte ein schmeichelnd; er mußte immer so schrecklich galant thun.

„Pah, Staatssachen!" blies Fanny vor sich hin; so Einer wie er sollte vielleicht gar mit Staatssachen zu thun haben; nein, nein, sie war nicht so dumm. Er verstand sich gewiß auf nichts Anderes als auf's Essen. Er ging in die Küche und mischte sich in alles Mögliche, wollte besser Bescheid wissen als die Köchin und als Lea und steckte seine lange Nase in alle Schüsseln und Schalen. Bei Tisch war er ekelhaft; pfui, ihn sitzen und über einem guten Gericht schmatzen und schnalzen zu sehen! — Und ihn vom Essen reden hören; da und da speiste man gut, dort und dort speiste man schlecht; dies oder das Gericht war vorzüglich, dies oder das Gericht war elend; im Viktoria aß man am besten; mujam, mujam, ein Ragout beim Viktoria, mujam, mujam . . . Das Wasser lief ihm um die Zähne zusammen, er geiferte förmlich; pfui, — pfui! —

Er war abscheulich. Lang und mager wie ein Gespenst, und kahlköpfig und blank; merkwürdig, daß er nur um ein Jahr älter war als Thorseng. Und dann hatte er ein Lächeln, welches an Speisenfett erinnerte — hu! Gegen Lea war er abscheulich; er that, als ob sie eine Dienstmagd wäre. „Du — Lea," sagte er; — „Du Lea, sei so gut und gieb mir noch ein wenig Suppe;" — „ah, höre, Lea, sorge dafür, daß Caro ein paar gute Knochen kriegt;" — sein Hund Caro war auch zuwider und wählerisch. Lea mußte sich in all das finden; der Zolleinnehmer war Thorsengs Freund seit dessen Knabenjahren. Am ärgsten war es jedoch, sich seine Komplimente gefallen zu lassen. „Nein, seht einmal, Frau Lea sieht ja aus wie eine in der Morgensonne frisch aufgesprungene Lilie!" — „Nein, schaut mir doch Frau Lea an; dieses Kleid verräth ja wirklich Geschmack!" — Lea hatte Geduld. Allein sie wendete sich gewöhnlich ab, wenn er dergleichen sagte, und Fanny fühlte, daß in ihr die Lust aufflammte, mit den Zähnen zu knirschen.

Niemals hätte Fanny es hier ausgehalten, ohne Kristian. Das war aber ein herrlicher Mann. Allerdings kein Künstler, sondern Miteigenthümer einer Nagelfabrik; aber er hatte viele Jahre im Ausland gelebt und war ein sehr feiner Herr. Er trug immer schwarze Handschuhe und seine Beinkleider bestanden aus so feinem gestreiften Stoff, wie sich gewiß Aehnliches im ganzen Land nicht vorfand. Er hatte eine spanische Hautfarbe, rabenschwarzes Haar, einen gewaltigen Schnurrbart und tiefe Augen. Er war ein ritterlicher Charakter. Fanny verliebte sich zum Sterben in ihn.

Bald bestand ihr ganzes Leben nur darin, herumzugehen und auf ihn zu warten. Wenn sie ihn läuten hörte, — sie hörte genau, daß er läutete — war sie augenblicklich beim Eingang, um ihm zu öffnen. Sie vergaß ihr Kleid, sie vergaß ihre Küchenschürze; sie mußte ihn, ihn sehen und sterben. Vielleicht, daß auch er in einer glücklichen Stunde sie entdeckte. Ein Mann wie Kristian Thorseng schaute nicht auf ein Kleid, auf eine Schürze, nicht einmal auf rothe Hände, und diese konnte sie übrigens ja verstecken; er würde auf sie selbst schauen; er würde errathen, daß unter diesen Lumpenhüllen sich ein Schatz barg; auf den ersten Blick würde es ihm klar werden, daß dieses Mädchen nicht in die Küche gehörte.

„Guten Tag. Ist man zu Hause?" fragte er in seiner wortknappen Art und ging hinein. Sie stand da mit glänzenden Augen und heißen Wangen; ihr Herz bäumte sich; sie brachte kaum einen Laut hervor; „bitte einzutreten," flüsterte sie; — o Gott, ob er sie wohl gesehen hatte!

Am Sonntag kam er zu Mittag; da hatte Fanny ihr hübsches Kleid an und versuchte, sich geltend zu machen. Auf die einnehmendste Art stand sie vor ihm, mit geschlossenen Füßen, die Arme unter der Brust, in der zierlichsten Damenstellung; die großen runden Augen blickten flehend und selbstbewußt zu ihm hinauf; sie legte Anmuth und Verstand in ihre Mienen; „Guten Tag," nickte er; — aber du großer Gott, ob er sie eigentlich auch gesehen hatte? —

— Ja, nun war sie verliebt. Alles andere war Kinderei gewesen. William Holter, der Commis, der Sänger Arlberg, Kadett Horn, Gott weiß wer noch, — alle erblichen sie in ihrem Sinne, wie die Sterne vor dem Morgen. Denn nun war die Sonne gekommen, die siegende Sonne. Nun liebte sie Kristian Thorseng.

Ach, so stand es also doch in den Sternen geschrieben, daß sie unglücklich werden sollte. Ja, das hatte sie von jeher geahnt. Natürlich ging der reiche Kristian Thorseng nicht hin und nahm sich ein armes Mädchen, das zerlumpt und häßlich in der Küche stand und abwusch . . . obwohl, wer weiß; geschehen war dergleichen schon; Kristian war edel; sein tiefer Blick sah tief . . . Wenn kein Anderer einen Schatz nahm, der sich unter schlechten Hüllen barg, so that doch er es. Ja, das würde dann ein anderer Tanz, als hier die Dienstmagd spielen; er nahm sie mit sich nach Hause und

kleidete sie in Gold und Seide, und da zeigte es sich, daß sie das hübscheste Mädchen von der Welt war, viel hübscher als Lea; sagar ihre Füße waren hübsch, wenn sie ordentliche Seidenschuhe bekam . . . klatsch! pladatsch! — — da lag wieder eine von Lea's Theeschalen auf dem Boden. Hui, nein, das hielt sie nicht mehr aus; nein, sie hielt es nicht aus . . . .

— Plötzlich war es aus: Kristian Thorseng hatte sich mit einer seiner Cousinen verlobt.

Fanny versuchte sich zu trösten. Pah; einen Mann wie Kristian kriegte sie immer noch. Außerdem wollte sie gar nicht heirathen. Die Kunst sollte ihr Bräutigam sein. Wenn er gekommen wäre und um sie geworben hätte, sie hätte ihn nicht einmal gemocht. Allein das half nichts. Sie fand keinen Frieden. Es war ein solches Drücken und Arbeiten vor der Brust. Das einzige, woran sie denken wollte, war er; sie konnte nicht aufhören an ihn zu denken; es war fast, als ob sie sich schneide. Hie und da versteckte sie sich und weinte. Das half ein wenig, aber nur für den Moment. O Gott, was sollte sie mit sich anfangen! Hui, wenn es so war, das Unglücklichsein, so war es nicht im mindesten angenehm.

— Ach, wie er Recht hatte, der Pastor Holck —: daß die Welt nur Betrug und Eitelkeit sei!

Fanny begann einen neuen Lebenswandel. Sie betete fleißig und lernte ihre Lektionen und wurde eine sehr tüchtige Konfirmandin; — ob es Pastor Holck wohl auffiel? Sie beschloß, hie und da an ihn Fragen zu richten; allein, wenn es dazu kam, fehlte ihr der Muth. Sie erhielt auch in der Regel eine Erklärung, ohne daß sie fragte. Was sollten wir thun, um Kinder Gottes zu werden? — Uns bekehren und glauben. — Konnten wir ganz von selbst glauben? — Nein. — Was sollten wir da thun? — Zu Gott beten. — Konnten wir von selbst beten? — Nein. — Was sollten wir da thun? — Um den Geist des Gebetes bitten. — Fanny bat um den Geist des Gebetes. Und wenn in ihrem Gebet nicht die richtige Wärme war, so suchte sie Hülfe, indem sie an den Pastor dachte. — —

— Der Konfirmationstag erschien.

Das Konfirmationskleid hatte so viel Mühe gekostet, daß Fanny darüber fast wieder weltlich geworden wäre. Am Konfirmationsmorgen selbst mußte der liebe Gott ihr auch allerlei verzeihen; eine ganze Weile beschäftigte sie nur das Ankleiden.

Es war so fürchterlich, fürchterlich lustig; es zappelte und zuckte in ihrem ganzen Körper; sie konnte kaum still stehen; sie wollte nur hüpfen, tanzen, lachen —: denkt Euch, heute war sie erwachsen und eine Dame!

Mit den alten, ekelhaften Kleiderfetzen legte sie ihr ganzes Kinderdasein ab. Ach gottlob, damit war sie nun fertig. Adieu mit der Armuth, adieu mit der Schulplage, adieu mit aller Müh' und Noth; und mit der Polizeistation war sie gleichfalls fertig. Hui, gar nicht mehr an all' das denken; adieu, adieu; weg, weg damit; nun sollte Alles anders werden. O, war das herrlich, ach, erleichterte das!

Unter Mama's kundiger Hand fühlte sie sich stufenweise in eine Dame verwandelt. Sie wurde erwachsen frisiert; — ei, wie das wirkte! Sie mußte lachen, als sie sich im Spiegel anschaute; denkt Euch, erwachsene Frisur! Und das Kraushaar war nicht länger unbändig; wir würden schon sehen, mit der Zeit wurden noch Locken daraus. Viel dunkler schien es auch schon. Sogar mit ihren Füßen war Fanny zufrieden; die neuen Stiefel mit den hohen Absätzen mitten auf der Ferse machten sie förmlich elegant. Dann bekam sie einen gestickten weißen Unterrock, drüber einen Hohlfaltenrock mit Schleppe und denkt Euch nur, — ein Mieder! hihi' denkt Euch: ein Mieder, zum erstenmal in ihrem Leben ein Mieder; ach, war das schön, o, wie wurde sie Dame!

— Dann das Kleid.

Mama hatte sich ausgezeichnet. Es war ein reizendes schwarzes Kleid, rein

Wolle, mit einer breiten Seidenschleife auf der Seite und Passementerie auf der Taille; es saß wirklich elegant. Fanny war nahezu gerührt. Erröthend schaukelte sie sich vor dem Spiegel hin und her und übte sich, mit einer Schleppe zu gehen; — konnte das wirklich sie sein, die so schön war! Die weißen Blonden um den Hals und um die Hände gaben ihr ein festliches Aussehen; sie erinnerte fast an eine junge Braut. Dann kam das, was nahezu das wichtigste von allem war: — die Handschuhe. Neue, feine, schwarze Handschuhe. Sie richtete sich in elegantem Selbstgefühl hoch auf und war Dame. Mit der ruhigen Geschäftigkeit einer Dame knöpfte sie ihre Handschuhe zu. Knopf um Knopf, Knopf um Knopf . . . . es gefiel ihr, daß sie eng waren. Nun durfte man sie Fräulein nennen. Hihi, hihi, denkt Euch, heute nachmittag nannte man sie Fräulein. In allem Ernst Fräulein; Fräulein, Fräulein Holmsen . . .

Schließlich wurde der Hut aufgesetzt. Es war ein schwarzer, eleganter Sammthut, auf einer Seite aufgekrämpt, mit weißer Feder. Ach, wie er sie kleidete! Sie stand vor dem Spiegel und wagte kaum sich recht anzuschauen. O du mein, wenn sie einmal in solchem Kostüm auf die Bühne kam . . .

Keine Spur mehr vom Schulmädchen. Keine Spur von etwas Anderem als der Tochter des reichen Mannes. I ja, die rothen Hände; aber das verging bald . . . Wie sonderbar leicht und fein sie geworden, wie „nobel“ und frei und einnehmend; — „ah, Fräulein Holmsen? . . . es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Fräulein Holmsen!“ . . . An das Schulmädchen von gestern erinnerte sie sich nicht mehr; das war gar nicht sie, — dieses zerfetzte Ding mit dem Kleid bis ans Knie sich nur vorzustellen, daß jemand so herumgehen konnte . . .

Mama saß und betrachtete ihr Werk mit stillem Lächeln. „Ja, nun bist Du fein, Krausköpfchen!“ — Fanny fühlte eine überwältigende Lust, Mama zu küssen und ihr für alles Gute zu danken; die Thränen wollten hervor; sie hatten ihr die ganze Zeit über auf der Brust gelegen. Sie küßte auch ihre Mutter und dankte ihr für alles Gute; aber sie mußte es vorsichtig thun, damit das Kleid nicht verknittert werde, und mit Ruhe, denn sie wollte jetzt nicht weinen. Sie wollte heute hübsch sein, wenigstens bis sie in die Kirche kam. —

Thorseng kam mit seinem Wagen und holte sie. Ja, nun mochte ihretwegen Kadett Horn sie sehen . . . . Plötzlich fiel ihr Grethe ein. Denkt Euch, wie fein erst Grethe heute sein würde. Denkt Euch: ein Seidenkleid. Denkt Euch: eine wirkliche Friseurin! Und am Abend hatte sie einen Ball, während Fanny sich mit einem Diner bei Lea begnügen mußte. Nicht daran denken, nicht daran denken! Jetzt nicht. Nur froh heute, nur froh heute; es war ja der Konfirmationstag! Denkt Euch, nun war er gekommen. — An Gott sollten wir heute denken, an Gott und Jesus; es war gar nicht ausgemacht — . . ja, und dann an den h. Geist . . . es war gar nicht ausgemacht, daß Grethe hübscher aussehen mußte als sie, weil sie hübschere Kleider hatte; darauf kam es nicht an; nein, durchaus nicht . . .

— Die Glocken auf dem Kirchthurm zu Vestre Akers begannen zu läuten.

XIII.

„Na, will das Fräulein vielleicht auch heute den Konfirmationsstaat anziehen?“ sagte Mama; sie war in ihrer Morgenlaune.

Fanny starrte Mama voll Entsetzen an.

„Soll ich vielleicht wieder mein Kinderkleid hernehmen?!“

„Jesus nein, ach nein; — nun hast Du das eine Kleid, das ein bischen ordentlich ist, und nun soll das auch gleich verschlumpt werden, so daß eines wie das

andere ausschaut. Willst Du nicht auch den Schlepprock? So könnte der Magi
gleich die Straße gekehrt kriegen? Hm?"

Es entstand eine Scene. Mama war unerträglich, Fanny wurde heftig; Ma
schalt, Fanny gab Antworten. Zum Schluß stand sie mitten im Zimmer und heu
wie ein kleines Mädchen. Sie war so zornig, daß sie ihrer Mutter eins um d
Ohren hätte geben können. „Hu —! ach, immer mußt Du so zuwider sein!
hu, hu — uh!!"

Mama wollte von nichts hören. „Das gnädige Fräulein kann natürlich thun
was sie will; das Kleid aber wird nicht angezogen, so lang ich etwas zu reden hab
Vergiß nicht, daß es nun eine hübsche Weile dauern mag, ehe Du wieder ein ne
erhältst. Du, Du verläßt Dich natürlich auf die Mama; Du bist gewöhnt, daß
alles herschafft; wenn Du ein Kleid Dir vom Leib fetzest, so brauchst Du nur
Mama zu gehen und kriegst gleich ein anderes. Daß ich es dem gnädigen Fräul
nur sage: von nun an wird das anders! Nun bist Du erwachsen, nun mußt D
versuchen, Dir selbst etwas zu verdienen. Dann wirst Du schon merken, was d
heißt. Du wirst etwas vorsichtiger, denke ich, wenn Du einmal zu fühlen bekomm
wie es schmeckt, beständig neue Sachen herzuschaffen." — Kurz und gut, ke
Dummheiten! Wir haben nicht die Mittel, ein Kleid wegzuwerfen, ehe es abgenü
war. Man müßte den Schuh nach dem Fuß zuschneiden und nicht vornehmer thu
als der Beutel reichte. „So! Verstanden?" —

Fanny schleuderte das Konfirmationskleid Mama vor die Füße. Außerordentl
langsam, mit Ungehorsam in jeder Bewegung, begann sie dann die alten Flicken
vorzusuchen; wie glücklich war sie noch vor kurzem gewesen, sie wegwerfen zu könne
So, das nannte man also confirmirt sein.

War dies die Herrlichkeit, auf welche sie sich ihr Lebelang gefreut hatte?
Pfui! — Zähneknirschend fuhr sie in die widerlichen Lumpen. Das war nicht au
aushalten. Das war eine Herabwürdigung; sie fühlte sich beschämt, verhöhnt,
niedrigt. Ihr Gesicht verzerrte sich in Verzweiflungsthränen; sie pfauchte wie ei
Katze vor Wuth.

Ja, nun schaute sie niedlich aus! Nun war sie wohl so, wie Mama sie hab
wollte! Nie hatte sie gemerkt, wie abscheulich dies alte Lappenwerk aussah. Sa
ähnlich, ohne Façon, kurz bis zur Unanständigkeit hu!, . . und sie mit ihren lang
dünnen Waden und diesen grauslichen, unschönen Füßen . . . Das einzige, was
retten konnte, war ein langes Kleid; hu, hu, hu — uh! — und dieser schrecklich
plumpe Blousenleib, abgetragen und fleckig, absichtlich viel zu groß gemacht und re
häßlich . . . Mit ihrer aufgeschossenen unfertigen Gestalt, die so sehr der Stütze u
der Verhüllung bedurfte, sah sie aus wie eine Vogelscheuche.

Mama kam mit dem Korbe. Keine Dummheiten; Fanny sollte die G
haben und die Einkäufe für Mittag machen. Da stürzte sich Fanny aufs So
und verzweifelte. „Nein, ich gehe nicht!" schrie sie. „Willst Du mich fort hab
so mußt Du mich tragen!" Sie klammerte sich an den Arm des Sophas; D
durchzuckte ihren ganzen Körper.

Da verlor Mama ihre Geduld. Sie wurde rasend und machte ihrer Rai
Luft. Sie gebrauchte eine Sprache, welche Fanny nun plötzlich ordinär fand.
letzt fiel ein Wort, ein unerträgliches Wort . . . Fanny sprang auf, als ob man
gebissen hätte. Mit einem wüthenden Ruck riß sie das Kindergewand von sich;
ein paar Minuten stand sie vor Mama im Konfirmationskleid und mit de
Konfirmationshut und schaute ihr voll Erbitterung mitten in die Augen. „Woh
willst Du? . . . Was fällt Dir ein?"

„Adieu, Mama," sagte Fanny. „Ich gehe fort, mir einen Posten suchen.
werden sich schon Mittel finden, daß Du mich los kriegst, hoffe ich."

In der Thür wendete sie sich halb um: „Zu Mittag komme ich nicht heim. Ich esse bei Thorseng. Adieu!" —

— Um die Mittagszeit trafen Mutter und Tochter sich bei Thorseng wieder. Mama nahm eine süße Miene an. „Na, Du hast wohl schon einen Posten, wie?" fragte sie spöttisch.

„Sei ruhig, Mama," antwortete Fanny. „Ich gehe herum, bis ich einen Platz finde, und sollte ich gehen, bis mir die Schuhe abfallen."

Lea vermittelte. Es war vernünftig von Fanny, daß sie aus dem Hause wollte. Natürlich konnte sie auch hier bleiben, wenn sie es wünschte; jedoch da Lea für sie momentan keine Verwendung habe . . . Fanny's Absicht dabei sei doch, daß sie beginnen wolle, etwas für sich selbst zu verdienen. „Ja, etwas für mich selbst zu verdienen," nickte Fanny. Nun und das war sehr vernünftig. Thorseng meinte auch, es sei sehr vernünftig. Er wollte sich gleichfalls nach einem Posten für sie umsehen, und dann werde es schon gehen, hoffte er. „Ja, tüchtig wie Fanny ist," spottete Mama. — „Gewiß; wenn die Mutter geschickt ist, pflegen auch die Töchter es zu sein," bemerkte Thorseng in aller Unschuld. —

Fanny erhielt an diesem Tage keinen Platz. Und am nächsten Tage auch nicht. Allein sie blieb bei ihrem Vorsatz. Jeden Tag im grauen Morgenlichte stand sie mit Dienstmägden, Bauersknechten, Studenten u. A. m. bei den Anschlagstafeln der „Intelligentsjedler" und der „Morgenpost" und las und notirte; dann wanderte sie rund um die Stadt herum, von Oslo nach Homansby, von St. Hanshaugen bis zu den Landungsbrücken, hin und zurück, treppauf und treppab, wurde von mißtrauischen Augen gemustert, von mißtrauischen Stimmen ausgefragt, mit unerbittlichem, mitleidigem Lächeln abgewiesen: „glaube nicht, daß Sie dafür taugen, Jungfer" . . . kam dann abends todmüde, halb verhungert, mit verschluckten Thränen, heim, hörte spitzige Worte von Mama, fühlte, daß sie nun nichts essen könne, vergrub sich im Sopha und weinte und betete; — ach, morgen, morgen, ach, Du lieber Gott, um Jesu willen, doch morgen! . . .

— Als der Sonntag kam, mußte sie zur Kommunion, obschon sie sich schlecht vorbereitet fühlte . . . Zu Mittag, bei Lea, bemerkte sie, daß der Zolleinnehmer Mama den Hof machte; wie wenn die Beiden einig würden! — Das wäre ausgezeichnet. Mama kochte gut, wenn sie etwas zu kochen hatte, und er aß gut, und so kam Mama vielleicht noch aus ihrem Elend heraus und kriegte es still und behaglich, und Fanny brauchte keinen Platz zu suchen und konnte zu Frau Gundersen gehen und sofort Rollen studiren. Ach, wenn der liebe Gott es so schön einrichten wollte! — Ja, der Zolleinnehmer scherwenzelte wirklich um Mama herum.

Auch gegen Fanny war er freundlich, wie sich von selbst verstand; wollte er ihr Papa werden, so durfte er sich das wohl nicht schenken. Und obwohl sie ihn nicht gern hatte, wollte sie doch seine Sache führen. Die arme Mama; es war Zeit, daß sie einmal angenehmere Tage erlebte. Schrecklich, wie sie in dem letzten Jahre runzelig geworden; es war nicht mehr ohne Grund, wenn sie so viel von ihrem Alter sprach. —

— Die Wochentage kamen wieder und Fanny mußte auf's Neue fort und Posten suchen.

Es war zum Verzweifeln. Erzieherin konnte sie nicht werden, da sie nicht Sprachen und Musik gelernt; eine Telegraphistin bedurfte auch aller möglichen Kenntnisse, und um alle andern Plätze war ein so heftiger Bewerb. Zum Nutzen und Komfort des Hauses wollten die Damen sie außerdem nicht haben, weil sie so jung war; übrigens mochte Gott wissen, was ihr Jungsein schaden konnte. Es blieb also nichts übrig, als an eine Stelle in einem Geschäft zu denken. Uf, sobald man hinter einen Ladentisch kam, verlor man seinen „Fräulein"-Titel und wurde eine „Jungfer"; allein das machte nichts; Fanny suchte dennoch. Aber auch dazu war sie zu jung.

An ein paar Orten hätte sie bleiben können, wenn sie sich nur auf ein halbes Jahr ohne Lohn hätte verstehen wollen; jedoch gerade ohne Lohn konnte Fanny jetzt nicht gehen.

Sie stieg noch tiefer herab, suchte sogar einen Kindermädchenposten. Einerlei, was es war; wenn sie nur nicht länger irgend jemand zur Last fallen mußte. Aber es wagte eben niemand, ihr die Wartung von Kindern anzuvertrauen. Wenigstens wollte man sie dafür nicht bezahlen. Tag um Tag verfloß; die Aussichten wurden stets geringer. Ihr Eifer erschlaffte, ihr Muth nahm ab; tagelang lag sie daheim auf dem Sopha und weinte und verzweifelte. Gott und Menschen hatten sie verlassen, schien ihr. Niemand bedurfte ihrer, niemand wollte von ihr wissen; was sollte sie thun, was sollte sie anfangen; wozu war sie auf die Welt gekommen, wenn für sie hier gar kein Platz war?

Nur einer erinnerte sich ihrer noch, und das war William. Mama kam eines Morgens mit einem offenen Briefe ins Küchengemach — „bitte, schau her, Fanny; weißt Du etwas davon?"

Fanny sah den Brief an und erröthete.

„Theure Fanny! . . . Wenn Du mich vergessen hast, so habe ich Dich nicht vergessen . . . Triff mich heute um halb acht Uhr abends bei der Dreifaltigkeitskirche . . . Dein William." . . .

„Was bedeutet das?" fragte Mama scharf.

„Nichts," versetzte Fanny.

„Nichts? Den Eindruck macht es auf mich nicht!"

„Es sind nur Dummheiten von der Schule her," sagte Fanny.

„So," erwiderte Mama; „aber diese Art Dummheiten können wir nicht brauchen, verstehst Du? Von nun an öffne ich alle Briefe, die an Dich kommen, und was diesen Jungen angeht . . . er soll heute abend jemand treffen, der ihm Bescheid zu geben weiß, dafür bürge ich ihm!"

„Nein, nein, Mama; kann es denn nicht sein . . . er meint gewiß nichts Schlimmes damit."

„Bittest Du noch gar für ihn? — da ist es wohl am besten, ich nehme Dich ordentlich unter Aufsicht, . . . Es geht nicht so gerade aus in der Welt, wie Du wohl glaubst; denke an Tom . . . Ja, der soll eins auf die Nase kriegen, daß er nicht mehr wieder kommt! So ein grüner Junge!"

Fanny wagte nichts mehr zu sagen. Abends ging Mama in die Stadt. Sie kehrte mit einem Ausdruck von Befriedigung zurück —: „Nun bist Du vor ihm sicher, hoffe ich!"

— Mit Thorsengs Hilfe bekam Fanny für die Weihnachtssaison einen Platz im Vollmann'schen Bazar. Sie sollte anderthalb Monate da bleiben und für diese Zeit sechs Speciesthaler bekommen.

Fanny vermochte nicht ihren Stolz zu verbergen, als sie diese Summe nannte. Sechs Speciesthaler, — und das für eine so kurze Zeit wie sechs Wochen! Sie hatte nicht gedacht, daß es so leicht sei, Geld zu verdienen, sagte sie. Sie ärgerte sich, daß Mama nicht auch erstaunt war. Aber natürlich —; es war ja nie etwas gut genug für sie.

Sechs Speciesthaler . . . alles, was sie brauchte, erhielt sie dafür und es blieb ihr noch etwas übrig. O du mein! — Sobald sie bei Vollmann fertig war, ging sie zu Frau Gundersen. Augenblicklich. Nicht einen Tag wollte sie verlieren. Auf dem Theater war gottlob für sie Raum; auf der Bühne war ihr Platz; Direktor Josephson hatte sie ausdrücklich „immer willkommen" geheißen. Gottlob, gottlob; alles ebnete sich mit der Zeit; es war dumm von ihr, daß sie immer so leicht den Muth verlor.

— Im Bazar Vollmann blieb sie von 8 Uhr früh bis spät abends.

Im Geschäfte fand man viel zu thun und stets schlechte Laune. Fanny war fremd und verstand nichts; fast alles, was sie anrührte, war verkehrt und so gab es beständiges Nergeln. Sie waren fürchterlich unausstehlich, diese Ladenfräulein. Die üble Laune guckte ihnen überall heraus; sie spielten die Beleidigten mit dem Rücken, mit dem Nacken, mit der Tournüre; die Ellbogen schalten mit ruckweisen Bewegungen fast laut. Oder Fanny kriegte etwas ab in Form eines Seitenblicks, eines Zuckens der Mundwinkel, eines Rümpfens der Nase, so oft sie an ihnen vorbeiging, fielen von schief gezogenen Lippen unangenehme Worte: „O je!“ — „Dummes Ding!“ — „Blöde Person!“ — „Was treiben Sie denn; Sie sind ja gar nicht zu brauchen!“ — Keinen Moment war man sicher.

Die Magazine erstreckten sich durch zwei Stockwerke. Die kleinen Oefen waren nicht im Stande, die weitläufigen Räume zu erwärmen und es zog stark, da sich alle Thüren nach der Straße zu öffneten. Fanny trug dünne Unterkleidung; von einem Mantel, einer Jacke konnte nicht die Rede sein, da ein Ladenmädchen nett erscheinen muß; sie fröstelte also den ganzen Tag über. Zum Speisen konnte sie nicht nach Hause gehen. Sie mußte sich's an ein paar Butterbemmen genügen lassen, die Mama ihr des Morgens mitgab; diese verzehrte sie auf der Treppe der Erlöserkirche. Es war Novemberwetter, halb geschmolzener Schnee, halb gefrorener Regen; der Nebel hing bis tief über die Häusermauern hinab; bitterkalt blies der Wind; Fanny fror da noch mehr und mußte sich beeilen, nur wieder ins Geschäft zu kommen. Sie verkühlte sich und begann zu husten.

— Ach, wenn nur etwas draus würde, zwischen Mama und dem Zolleinnehmer; es machte wirklich den Eindruck.

Zu Weihnachten lud er Mama zu Gast; natürlich war auch Fanny mit gebeten. Und ein angenehmer Wirth war der Zolleinnehmer. Man aß Gänsebraten und trank Wein; nachher spendierte Ryen einen Wagen nach Tyskestranden, und am Abend gingen sie alle in's Theater. Gänsebraten, Spazierenfahren, Theater, — das waren die drei schönsten Dinge der Erde. Wenn nicht der Zolleinnehmer mit gewesen wäre, so hätte sich Fanny glückselig gefühlt. Allein die ganze Zeit über war der Zolleinnehmer da. Die ganze Zeit über ging er und verbeugte sich mit seinem blanken Kahlkopf und lächelte mit seinem fetten Lächeln, und je mehr er sich zur Geltung bringen wollte, desto unausstehlicher wurde er. Als sie nach Hause kamen, war Mama schrecklich begeistert für ihn. So gemüthlich; so fesch; solch ein Kavalier; und welch' ein Ehemann! „Ja, da kannst Du Dein Glück machen, Mama!“ meinte Fanny. Mama sah sie an. „Ja, wenn ich Dein Alter hätte,“ antwortete sie, „würde ich mir's überlegen!“ — „Pah, Alter . . . Wäre ich wie Du, so würde ich mich kein Grau drum scheeren. Uebrigens,“ fügte sie mit kurzem Lachen bei, „er sieht ja aus wie der schwarze Tod von Lübeck!“ — „Schäme Dich doch!“ schalt Mama. —

— Am nächsten Abend kehrte Fanny ausgehungert und todtmüde vom Bazar heim; es sei nicht mehr auszuhalten, klagte sie; gottlob, daß nun bald Neujahr kam.

„Das Aergste ist,“ sagte Mama, „daß ich auch nichts Ordentliches zu essen habe; Du solltest Wein und Kuchen kriegen, wenn Du Dich so geplagt hast; aber schaust Du, wenn man arm ist . . . . Mein armer Krauskopf, Du hast wohl mehr als einmal hungrig zu Bett gehen müssen. Das merkt man Dir auch an. Hättest Du ein ordentliches und gutes Leben, so würdest Du eine wahre Schönheit; so aber kränkelst Du und siehst aus wie armer Leute Kind; Du hast blaue Lippen und Ringe um die Augen . . . . es schneidet mir förmlich ins Herz, wenn ich Dich betrachte. Du bist nicht geschaffen, hinter einen Ladentisch zu stehen oder aller Welt den Diener zu machen, und etwas anderes bleibt Dir doch nicht übrig bei dem bischen, das Du gelernt hast. Aber nun, mein Kind, nun könntest Du all dies Elend los werden.“

„Ich?“

„Ja, ja, Du! Du kannst es wie eine Prinzessin kriegen, das kannst Du, und

[illegible] als Du willst. Und dann hilfst Du ja auch zugleich Deiner Mutter aus der [illegible]. Ich hoffe nur, Du erinnerst Dich, was Du mir versprochen hast, mein Kind . . . . und dann mögen Andere hinter dem Ladentisch stehen und für Dich den Diener machen! — Bitte, Krauskopf, lies einmal diesen Brief . . . und dann [illegible], bist Du vernünftig!"

Es war eine Werbung. Der Tod von Lübeck hielt in zierlichen Worten um Fräulein Holmiens Hand an.

Fanny brach in helles Gelächter aus. Aber Du mein Gott, Mama, er hat ja Dir den Hof gemacht! — Nimm ihn Du, nimm ihn Du; hahahaha, ich will Dir wirklich nicht im Wege stehen!" —

Mama bezwang sich. Sie fing mit Vorstellungen an und endete mit Bitten.

Jedoch Fanny war heiter geworden. Zolleinnehmer Ryen und sie! Hahaha, „aber Mama, was soll der Zolleinnehmer denn mit einer Frau, die nicht einmal ein ordentliches Gericht Stockfisch kochen kann!"

Schließlich erwachte in Mama der Ernst.

Sie wurde dunkelroth bis hinauf an die Haarwurzeln; die Augen sprühten Funken; ihre Stimme ward scharf und roh. Was sie früher gesagt, kam wieder, nur häßlicher. Glaubte Fanny vielleicht, sie sei eine Prinzessin? Vergaß sie, daß nicht einmal die Kleider ihr gehörten, die sie auf dem Leibe trug? Bis wann, redete sie sich ein, es mit ihrer Tüchtigkeit so weit zu bringen, daß sie sich ihre schmutzigen Fetzen und Lumpen selbst schaffen konnte? Sie rechnete auf Mama; ja natürlich, Mama sollte für sie arbeiten; Mama sollte sitzen und sich die Augen aus dem Kopf nähen; Mama sollte ihr die Strümpfe stopfen und die Wäsche waschen; ja wohl, dazu war Mama gut genug; nur auf ihr liegen und sie ausnützen, so lange sie es aushielt; das wußten wir schon; Mama war immer nur ausgenützt worden und [illegible] meinten sie denn, es müsse so sein. Also, das Fräulein wollte wahrscheinlich nicht heirathen, ehe ein Prinz kam? Sie glaubte wohl, die ganze Welt stehe nur da und warte auf sie? Jesus, — eine so glänzende Partie, wie sie es war? — Und [illegible] sollte Mama sich denn rackern, bis das Fräulein einen Milchbart fände, wie er ihr recht war? Es war natürlich einerlei, ob Mama sich zu Tode plagte; wenn das Fräulein nur einen Menschen mit einem gutem Kußwerkzeug kriegte! . . . .

Fanny kroch schließlich ins Bett. Unter der alten Federdecke versteckt weinte sie, bis sie einschlief.

Am nächsten Morgen erhielt sie keinen Kaffee. „Du mußt Dich üben, nur mehr Brod zu essen," meinte Mama.

Als sie mittags heimkam, wurde ihr ein Teller Grütze vorgesetzt. „Das Haus ist leer," sagte Mama; „aber Du hast wohl selbst Vorräthe, Du, die Du so stolz bist?" —

Am nächsten Morgen bekam sie Brod ohne Butter; „Du hast es, wie Du selbst gewollt," sprach Mama. Fanny stand auf und ging fort; die Thränen drohten sie zu überwältigen. Allein sie mußte sich bezwingen, des Ladens wegen; sie konnte nicht mit rothgeweinten Augen erscheinen. Im Lauf des Vormittags war ihr, als sollte sie ohnmächtig werden vor Hunger; sie bat, für eine Stunde sich entfernen zu dürfen, und schwankte auf den Uevoldvej zu Lea hinauf. Hier bat sie um etwas zu essen. „Ich weiß nicht, wie es kommt," sagte sie, „aber ich wurde auf einmal so seltsam hungrig!" Lea schaute sie an, schien etwas sagen zu wollen, gab es aber auf; dann befahl sie in der Küche ein Glas Milch und drei Stück Butterbemmen. Fanny verschlang das Essen mit der Gier eines wilden Thiers und sah sich nach mehr um. „Na," sagte Lea, „wie ich höre, geht es Dir gut?" — „Gut?" fragte Fanny — „Nun ja, nachdem Dir geholfen werden könnte und Du auf Lebenszeit versorgt sein könntest und Du findest, daß Du die Mittel hast, das Angebot zurückzuweisen"

Oder ist's vielleicht die Familie, auf die Du rechnest?" — Fanny erhob sich. „Dank für die Mahlzeit, Lea," sagte sie in der Thür mit halberstickter Stimme.

Die Tage, die noch übrig waren, hielt sie im Laden aus. Sie wollte ihre sechs Speciesthaler unbeschnitten haben. Dann konnte ja Mama sie kriegen. Hungrig und verstimmt ging sie herum und schleppte sich hin; der Husten verschlimmerte sich; sie hatte Fieberschauer und Kopfschmerz; man nergelte und zankte, sie machte sich aber nichts mehr daraus. Hier wollte sie keinenfalls bleiben. Sie wollte nachgeben. Heute abend, wenn sie sie heimkam, wollte sie Mama bitten, dem Zolleinnehmer zu schreiben; es konnte schwerlich ärger werden, als es nun schien. Er war wohl unausstehlich. Aber besser mußte sie es bei ihm doch haben, als nun bei Mama. Jedoch als sie abends heimkam, fehlte ihr der Muth, es zu sagen. Sogar die Kraft. Sie sank auf dem Sopha zusammen und fror; sie war nur krank; alles war ihr sonst gleichgültig. Hätte Mama sie gefragt, so hätte sie gewiß ja gesagt; allein gottlob, Mama fragte nicht. Sie war nur zuwider. „Ja, das Fräulein muß entschuldigen, daß wir nicht Braten und Wein haben;" — „Du hast Dir's selbst zu danken, daß wir nur Syrup auf dem Brod haben" .... Pfui, pfui! wer doch sterben könnte! Ja, vielleicht starb sie nun. Dann würden sie es bereuen, diejenigen, die sie zutode peinigten; aber da war es zu spät ... Ja, sie wollte, sie könnte sterben. Ach, Herr Jesuchrist, komm und nimm mich, komm und nimm mich ...

— Am Neujahrsabend brachte sie ihre sechs Thaler heim. Sie schwankte mit denselben zum Tisch und legte sie nieder. „Da hast Du," stöhnte sie. Dann taumelte sie aufs Sopha hin.

Heute abend mußte sie es sagen. Nun war es einerlei; sie konnte doch Mama diese Freude zum neuen Jahr gönnen. Denn nun starb sie ja doch. Es durchglühte und durcheiste ihren Körper. Und der Kopf schwindelte ihr und sie hatte in den letzten Tagen Stiche im Herzen gefühlt. Ach, wenn sie nur starb! Heute war sie kaum mehr imstande gewesen, etwas zu thun; merkwürdig genug, wie sie nach Hause gekrochen war. Nun entfloh sie doch diesem Jammerthal. Jesus ... Jesus sollte ihr Bräutigam sein. Ach, war sie müde! Die Engel würden sie in Prozession begleiten ... mit langen Palmenzweigen ... durch die ganze Erlöserkirche ... hübsche Brautjungfern. Hu, war es kalt; hu, wie sie fror! Warum hatten sie denn nicht ordentliche Oefen in diesen Läden? — „Was? Essen? Sogleich, Mama!" ... Gänsebraten und Wein ... Der Tod von Lübeck saß zu Tisch und schnitt vor ... Brrr! „Du — Lea;" — „schaut mir einmal die Frau Lea an; dies Kleid verräth ja wirklich Geschmack!" ... Brrr, nein; niemals ... „Nein, nein; ich will nicht, Mama; ich will nicht, Mama! ich will nicht, ich will nicht!"

„Was ist denn, mein Kind? Ist Dir schlecht?"

„Aber nein, Mama ... Sag' mir, wer ist denn dieser dort, der Andere —?"

„Welcher Andere?"

„Der bei Tisch ... der Andere ... der mit dem Haar über den Augen" ....

XIV.

Als sich Fanny ein paar Wochen später von der Lungenentzündung wieder erholt hatte, war es, als ob alles vergessen sei.

Nicht mit einem Wort erwähnte man des Zolleinnehmers. Nur einen Brief empfing sie von ihm; in diesem suchte er selbst alles auszugleichen. Er hoffe, er sei nicht mißverstanden worden. Seine Freundschaft für sie sei aufrichtig, wage er zu behaupten, und es würde ihn gefreut haben, wenn er für ihre Zukunft hätte sorgen

dürfen; allein selbstverständlich achte er ihren Beschluß, selbst wenn derselbe sich ge-
ihn richte. Für ihn sei es ein Unglück, das er tragen müsse, wie er könne. W
sie nur glücklich würde auf der Welt, so wünschte er sich nichts mehr. Er ho
daß wieder alles zwischen ihnen werden könne wie bisher, indem er sie doch bi
wolle, zu bedenken, daß sie an ihm einen Freund besitze, auf den sie bauen kö
wie immer es ihr auch auf Erden gehen möchte.

Gottlob, so war denn diese Geschichte vorbei. Nun galt es nur wieder ei
Posten finden. Und Mama war vernünftig und half ihr suchen. Durch ihre B
kannten erfrug sie einen Posten mit vollen zwei Thalern monatlich, den Fanny e
reichen konnte; es war eine Stelle beim Bäcker Schulze in der Karl-Johann-Str
Fanny griff danach mit beiden Händen. Was that's, wenn sie im Bäckerladen st
In einem Jahr besaß sie vier und zwanzig Speciesthaler. Dann ging sie zu F
Gundersen und hernach an's Theater; wenn sie sich einmal dort befand, war da
frühere rasch vergessen.

Fanny sollte in der Konditorei helfen, im Uebrigen, wenn dazu Zeit blieb, d
Frau an die Hand gehen. Sie wurde halb Ladenmädchen, halb Dienstmagd, h
viel zu thun, aber auch gute Behandlung. Zimmer und Bett theilte sie mit Jun
Bold, ihrer Gefährtin in der Konditorei.

Um sechs Uhr morgens mußte man aufstehen; war man im Lauf von f
Minuten nicht auf den Beinen, so kam der dicke Schulze im bloßen Hemd wü
herein und fluchte auf deutsch und norwegisch, daß es nur wetterte. „Verdamm
Zeug! Zum Teufel hinein, wie lange wollt Ihr noch liegen und Euch herumwä
die Glocke hat ja Mittag geschlagen!“ Die Arbeitszeit dauerte lang; jedoch, w
that's; es war so lustig dabei. Jungfer Bold war gemüthlich und lieb; sie le
Fanny Kuchen stehlen. „Wir dürfen es,“ sagte Jungfer Bold, und natürlich h
man sich da an die allerfeinsten. Fanny lebte auf großem Fuß von Nußtört
Rhumschnitten, gebrannten Mandeln; blieben keine übrig, so bestellte man sie sich
den Gesellen. Von ihnen hörte man nie ein Nein; „ja wohl, ja wohl, Jungf
blinzelte der Altgeselle, „warum sollen wir einander das Leben nicht versüßen;

hier auf Erden muß man oft
das eine Auge schließen!“ —

Fanny nährte sich überhaupt gut. Frau Schulze, eine kleine, beleibte, bra
äugige Süddeutsche, im Zorn ein wahres Pulverfaß, dabei aber seelengut, schalt
daß sie „so schrecklich viel esse,“ reichte ihr jedoch beständig die Schüssel hin:
mein Kind, iß, mein Kind!“ — Der alte Schulze half ihr. „Wenn die Ma
sagt, „iß, mein Kind,“ so kannst Du ruhig essen!“ behauptete er. Fanny aß. I
sie blühte und rundete sich und bekam förmlich ein Doppelkinn. Mit der F
fand sie auch ihre Laune wieder; der letzte Rest ihrer Konfirmationsgottesf
verdampfte. Sie vergaß sogar ihr Abendgebet. Sie brauchte Gott nicht
mindesten.

Sie wurde übermüthig. Eine unbändige Lust, sich zu unterhalten und zu
lustigen überkam sie; auch Jungfer Bold verführte sie. So manche Nacht, wenn
Schulze'schen meinten, sie schliefen, saßen die Beiden unten in der Backstube bei
Gesellen und trieben Unsinn.

(Fortsetzung fo



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchh
Druck: Kroll's Buchdruckerei. Sämtlich in Berlin.



Berliner Arbeiter-Bildung.

Das helle Jahrhundert . . . wie schön das klingt! Und wie düster dieses Jahrhundert in Wahrheit noch ist. Man sagt wohl, wir schritten auf eine Nachtwolke zu, eine große schwarze Gewitterwolke, deren Blitze in den Beginn der Aera nach Neunzehnhundert fallen würden. Und dabei wandeln wir doch selbst unausgesetzt im faustdicken Nebel, Wolken rechts und links und über uns, unsere weisen Häupter wackeln in Tarnkappen, unser Weltbild ist grau wie die weltbildenden Denkzellen unserer Gehirnrinde.

Das klingt, als wollte ich eine Philippika gegen die moderne Bildung vorbringen. Nichts liegt mir ferner. Ich möchte von unserer Bildung ein hohes Lied singen, nur mit etwas erweiterter Melodie, gespielt auf einer tieferen Saite. Blindheit, Finsterniß nicht *in* der Bildung meine ich, sondern *über* die Bildung, über die Verbreitung, den Umsatz in Kleingeld innerhalb unserer großen und erfreulichen Menschheitsbildung. „Wir" sind blind. Nicht die Gesammtheit „Mensch", sondern jene Wir, die David Strauß zuerst zum typischen Begriff erhoben hat. Wir, die das Geld haben, Beethoven zu hören und Goethe wenigstens in einem sehr guten Einbande zu besitzen. Wir, die den Naturforscher feiern müssen, weil wir ihn in unserm praktischen Erwerbsleben gar nicht mehr entbehren können. Wir, die wir Zeit haben, jede ästhetische, ethische, philosophische Mode mitzumachen, Zola'schen Realismus und Julius Wolff, Schopenhauer, Nietzsche, Tolstoi und den Spiritismus, eins nach und neben dem andern. Wir, von denen derselbe große Historiker und Stilist in seiner unbewußt ironischsten Stunde gesagt hat, daß dazu gehörten „nicht bloß Gelehrte und Künstler, sondern Beamte und Militärs, Gewerbetreibende und Gutsbesitzer." Wir sind blind, behaupte ich, weil wir uns nicht darüber unterrichten, wie eigentlich die Bildung sich ausbreitet, wo sie Wurzel schlägt, wo sie als siegreicher oder geschlagener Eroberer auftritt. Wir popularisieren — und meinen uns. Wir schelten auf das Popularisieren, das Halbbildung erzeuge — und schelten auf uns. Wir vertheidigen die moderne freie Weltanschauung gegen Gespenster, gegen widersinnige Anachronismen — und fechten bei uns. Wir erklären diesen Vertheidigungskampf im Strauß'schen Sinne für erledigt — und rechnen nach uns, ja in diesem Falle noch nicht einmal nach uns allen.

Ein markantes Beispiel soll zeigen, wie wahr das ist. Ich will etwas erzählen aus dem geistigen Leben der Berliner Arbeiterwelt. Ganz und gar nichts irgendwie politisch gefärbtes, sondern bloß etwas, was Bildungsprobleme betrifft. Aus den so-

genannten Fachvereinen und Arbeiter=Bildungsvereinen, Vereinen, wo Arbeiter sich zu-
sammenfinden zum Anhören von Vorträgen, zu Debatten über diese Vorträge, zu einer
rein geistigen Thätigkeit während langer Stunden bis tief in die Nacht hinein. Nicht
ein paar Arbeiter, sondern tausende. Und entsprechend ist die Zahl dieser Vereine
eine unerhört große. Der Beweis kann mit Leichtigkeit erbracht werden, daß der große
Theil der „Wir" von der Existenz dieser Vereine kaum eine geringe, von ihrer
Thätigkeit absolut gar keine Kenntniß hat. Man treibt dort Politik, Arbeiterpolitik,
so viel weiß man. Es sind die berüchtigten Orte, wo der „Arbeiter die kurzen
Stunden, die ihm zur eigenen Fortbildung gelassen sind, mit Biertrinken und Schimpfen
vergeudet, wo er sich an das nächtliche Wirthshausleben gewöhnt, der Frau und den
Kindern das Geld verbraucht." So habe ich nicht nur aus böswilligem, sondern
auch aus höchst wohlmeinendem Munde gehört, es sprach nicht die Absicht, sondern
die einfache, nackte Unwissenheit. In unsern Zeitungen (die Arbeiterparteiblätter natürlich
ausgenommen, die indessen aus allerlei Gründen größeren Schilderungen wenig Raum
geben) sucht man vergebens treue Bilder. Wir schicken zu jeder Hundeausstellung einen
Reporter und zum Schützenfest mehrere, wir haben Raum für eine Portraitgallerie
beispielsweise aller Berliner Kanzelredner bis zur freireligösen Gemeinde herab aus der
Feder eines feines Zeichners: aber wir gehen an diesem Riesengebiet achtlos vorbei,
das, wohlverstanden, durchaus nicht bloß politisch zu beleuchten ist, sondern
überreichen Stoff bietet auch von den denkbar allgemeinsten Gesichtspunkten der Ver-
breitungsgeschichte moderner Bildung aus.

Nichts eigenartiger, als der Gesammttypus einer solchen Versammlung, seien es
nun die Schuhmacher oder die Bildhauer, die Gärtner oder die Tischler, oder auch
das aus den verschiedensten Gewerben gemischte Publikum eines der großen allgemeinen
Bildungsvereine. Die Sitzung beginnt spät, angesagt ist sie meist auf halb neun,
aber es wird halb zehn, bis die Leute vollzählig sind. Erfreulich ist dieses Aufbleiben
in die tiefe Nacht hinein nicht, es ist aber der letzte Ausweg unter den heutigen
Arbeitsverhältnissen. Langsam füllt sich der Saal. Die Besucher kommen im Arbeits-
rock, mit allen Spuren der harten Arbeit. Der gewöhnliche Reporter würde jetzt fort-
fahren von den „herkulischen Gestalten, den trotzig flammenden Augen, der in der Tasche
geballten Faust" und wie die Phrasen alle lauten. Von alledem ist in Wahrheit nicht
die Rede. Die Natur der Mehrzahl der Gewerbe und die ganze aufgezwungene un-
gesunde Lebensweise des Großstadtarbeiters ist nur zu wenig dazu angethan, herkulische
Gestalten zu schaffen. Flammende Augen und geballte Fäuste gehören nicht hierher,
denn ein wissenschaftlicher Vortrag ist angesagt, vielleicht ein ganz abgelegenes Thema,
aber jedenfalls etwas, dem man Interesse entgegenbringt, weil es „Bildung" schafft.
Fehlen aber die Theaterflammen, so herrscht dafür etwas anderes: ein stäter Ernst,
eine Antheilnahme an dem Gebotenen, wie sie mir aus andern Kreisen in der That
nicht bekannt ist. Lautlose Stille, so lange der Vortrag dauert. Nach dem Vortrag
eine oft stundenlange, gut geregelte Debatte, in der einzelne Punkte, welche das
Entlegene mit den brennenden Problemen verknüpfen, oft wunderbar scharf heraus-
gearbeitet werden. Der Referent ist, wie erklärlich, in den meisten Fällen kein Arbeiter,
obwohl einzelne Mitglieder der Vereine vortrefflich reden; in der Debatte aber herrscht ganz
und nur der Arbeiter, mit improvisirter Rede; natürlich fehlen die wohlmeinenden
Schwätzer nicht, die kein Ende finden können; aber sie sind überall, und das Be-
zeichnende ist unbedingt das Gegentheil: die verhältnißmäßig große Anzahl der wirklich
guten naturwüchsigen Redner. Die Geschäftsordnung wickelt sich meist glatt ab, hier
zeigt sich die politische Schule, der organisatorische Geist, dem diese Vereine ursprünglich
entwachsen sind. Getrunken wird in der Regel unglaublich wenig, es ist nicht der
Rede werth. Daß dieses allgemeine Bild Ausnahmen erleidet, ist klar. Aber ich
habe zu viele Versammlungen mitgemacht, um nicht die Regel davon trennen zu
lernen. Vor allem darf man auf die gewöhnliche stille Vereinsthätigkeit niemals

beziehen, was öffentliche Versammlungen, die das Politische beherrscht, vorführen. Nur offen klare Böswilligkeit wirft das alles in einen Topf. —

Nun von der geistigen Nahrung selbst, die in den Vorträgen geboten, in den Debatten verarbeitet wird. Ich persönlich habe Vorträge gehört, über geschichtliche, nationalökonomische, ästhetische, naturwissenschaftliche und schließlich ethische und freireligiöse Gegenstände — ein sehr weiter Kreis. Ein paar Punkte, die mir so oft aufgefallen sind, daß ich sie für entscheidend halte, will ich erwähnen. Ein sehr großes Interesse wird naturwissenschaftlichen Stoffen entgegengebracht. Vor allem ist es hier die Forschung Darwin's, die man nicht müde wird, sich vortragen zu lassen, so wenig erschöpfend auch die Behandlung der Spezialfragen naturgemäß sein kann. Die Entwicklung des menschlichen Embryo, die Gestaltung des organischen Lebens auf der Erde im Lichte der modernen paläontologischen Forschung, die allgemeinen Umrisse der physiologischen Enträthselung des Gehirns, und Verwandtes habe ich nicht nur als Vortragsstoff behandelt gesehen, sondern ich habe auch improvisierten Diskussionen darüber beigewohnt, die unzweideutig bewiesen, daß die Zuhörer jedem Satze gefolgt waren.

Auf ästhetischem Gebiete ist der moderne Realismus entscheidend. Jene Schreier, welche sich gegen den realistischen Zug der projektirten Berliner Volksbühne wandten und sehr eindringlich betonten, daß der Arbeiter von dieser nur für litterarische Feinschmecker erfundenen Richtung keine Ahnung habe, fehlte selbst jede Ahnung davon, daß seit geraumer Zeit Vorträge über Ibsen, Tolstoi, Zola zum beständigen Repertoir unserer Fach- und Bildungsvereine gehören, und daß die Werke dieser Männer bereits eine Macht unter den Arbeitern geworden sind, die mit unsern Klassikern ringt. Bekreuzige man sich je nach Geschmack vor dieser Thatsache, aber belüge man sich nicht, indem man sie leugnet! Eine unerschütterliche Stelle im Herzen unserer Arbeiter und entsprechende Bedeutung für die Vereinsreferate besitzt Heinrich Heine, dessen Judenthum hier belanglos wird neben dem Gefühl der Anhänglichkeit an den Mitkämpfer für Geistesfreiheit; denn man liest die Werke des Mannes, nicht die Schmähartikel der Zeitungen und Geschichtsbücher über ihn.

Sehr eigenartig ist die Stellungnahme der Berliner Arbeiterschaft zur freireligiösen Bewegung. Während theoretisch vielfach Front gemacht wird gegen jede Betheiligung am religiösen Kampfe der Gegenwart, lebt und webt man praktisch in diesen Fragen. Arbeiter bilden die Masse in den speziell dieser Bewegung gewidmeten „Gemeinden" und Gesellschaften. Unaufhörlich, bei den verschiedensten Gelegenheiten drängt die Debatte in den Vereinen der Religionsfrage zu. Hier ist das letzte Wort noch lange nicht gesprochen. Tüchtige Kräfte bemühen sich inzwischen, das Negative nicht einseitig ausarten zu lassen und suchen Gehör für eine neue, natürliche Begründung der Ethik.

Die Redner sind von sehr verschiedener Güte. So groß Berlin auch ist, so reiche Kräfte es in sich schließt: die Zahl derer, die in diesen Arbeitervereinen nicht politische, sondern rein wissenschaftliche Vorträge halten wollen, ist im Verhältniß merkwürdig gering. Mißtrauen herrscht auf beiden Seiten. Der Arbeiter hat Angst vor verkrachten Litteraten, vor jungem Streberthum, das nichts zu verlieren, aber auch nichts zu bringen hat. Und es ist nur zu wahr, daß es sich hier um die verantwortlichste Sache handelt. An diesen Posten gehört alles andere eher als grünes Dilettantenthum. Auf der andern Seite fehlt wohl weniger die gute Absicht, als die Fühlung überhaupt mit der Arbeiterschaft. Wie viele möchten ihre Wissenschaft in populärer Fassung dem Volke vortragen. Aber wo ist das Volk? Sie kennen es nicht. Wo sind in einer Stadt mit so viel Aerzten die Männer, die in ernster, gewissenhafter Weise populäre Medizin zum Thema von Arbeitervorträgen machen? Ganz vereinzelt kommt es einmal vor, aber ganz anderes thäte noth. Wie viel Berliner Aerzte überhaupt wohl einmal in einem Fachverein einer Sitzung beigewohnt haben? Man geht überall hin, bis zu der Heilsarmee und den Spiritisten, nur hierher nicht.

Vielleicht nirgendwo im öffentlichen Leben der Gegenwart erscheint die Bild[ung] so sehr als selbstthätig weiterwühlende Naturmacht, wie in diesen Bildungsversuch[en] der Berliner Arbeiterschaft. Ihre Geschichte, schwer zu schreiben, aber werth, da[ß sie] geschrieben wird, wäre eins der interessantesten kulturgeschichtlichen Dokumente. [Die,] die uns die Weltgeschichte aus Parallelen verdeutlichen, haben auf Aehnlichkeiten hi[n]gewiesen, die zwischen den Vereinigungen moderner Arbeiter und den ersten Anfän[gen] christlicher Gemeinden vor Constantin merkbar seien. Es läuft immer viel h[ohle] Analogiephrase bei solchen Parallelen mit unter. Aber gewiß ist ein fundamenta[ler] Unterschied vorhanden in der Stellung zur Bildung, zur Kunst, zur Wissensch[aft]. Das Urchristenthum stand feindlich zu den Anfängen naturforschenden Geistes, der [sich] in der Zeit regte, wie zu dem hellenischen Schönheitskultus. Der moderne Arbe[iter] hat Sinn für unsere moderne Kunst, Sinn für unsere aufklärende Wissenschaft, [und] wo seine Ethik eine neue und freie ist, da steht sie in erster Linie im Bunde mit [der] Bildung.

Ernst Seiffarth.

Tolstoi's „Früchte der Civilisation".[1]

Am 15. April dieses Jahres erlebte Tolstoi's neue Komödie ihre erste Vorstellung: die Prem[iere] fand in Tula statt, zu wohlthätigem Zweck. Der Erfolg war der lebhafteste; Tol[stoi's] anmuthige Tochter, die Comtesse F. J. Tolstoi, wirkte in der Rolle der „Betsey" unter a[llge]meinem Beifall mit. Das Stück ist sehr personenreich; es enthält 33 Figuren, unter denen [die] wichtigsten die folgenden sind:

Leonid Feodorowitsch Swedinzew, verabschiedeter Gardeleutnant.
Anna Pawlowna Swedinzew, seine Frau.
Betsey, ihre Tochter.
Wassili Leonidowitsch, ihr Sohn, Candidat der Jurisprudenz; ohne besondere Beschäftig[ung].
Grigorij, ein Diener.
Tanja, Stubenmädchen.
Semjon, Tafeldiener.
Drei Bauern.
Sergei Jvanowitsch Sachatow, ein vornehmer Herr.
Alexei Wladimirowitsch Krugoswetow, Professor.
Ein Doctor.
Petrischtschew, Kamerad des jungen Swedinzew.

Die Handlung geht in der Hauptstadt vor; die ersten drei Acte an einem Tage; der [vierte] Act an dem folgenden Tage.

Das Theater stellt das Vorzimmer in einem reichen, vornehmen Hause vor. Grigorij, [der] Diener, putzt sich vor einem Spiegel; er macht dem Stubenmädchen Tanja den Hof, die [seine] Liebe aber nicht erwiedert, sondern den Tafeldiener Semjon liebt. Zwischen Grigorij und Ta[nja] findet eine Erklärung statt. Grigorij schäkert mit ihr und ist eifersüchtig auf Semjon. Auf [der] Bühne erscheinen verschiedene Personen, welche in dem Stücke Typen vorstellen, jedoch gar [keine] Rolle in der Fabel spielen. Sie laufen oft geschäftig durch einander, um anschaulich zu mach[en,] welch ein Chaos in dem Hause Swedinzews herrscht.

---

[1] Bei dem lebhaften Interesse, welches jede künstlerische Aeußerung des Grafen [L.] Tolstoi erweckt, wird es unsern Lesern willkommen sein, eine ausführliche Analyse seines jün[gsten] Lustspiels zu empfangen, aus der Feder eines berufenen russischen Kritikers und Schriftstellers.

Herr L. F. Swedinzew ist dem Spiritismus leidenschaftlich, bis zum Fanatismus ergeben. Das Veranstalten von spiritistischen Seancen und Versuche mit einem Medium sind für ihn die ernstesten und wichtigsten Lebensfragen. Um ihretwillen vergißt er Alles. Er hat einen unerschütterlichen Glauben an die Macht der Geister.

Seine Gemahlin, Anna Pawlowna ist auch nicht normal. Sie hat fortwährend mit Aerzten zu thun, hat eine krankhafte Furcht vor Ansteckung, desinficirt unausgesetzt die Luft und stellt jeden Tag in ihren Appartements einen Kartentisch für das „Went"-Spiel auf.

Wassili Leonodowitsch Swedinzew ist ein Hohlkopf, der sich nur mit seinen Hunden beschäftigt, welche den Dienern im Leutezimmer das Leben verleiden. Er hat sich einen Freund zugelegt, einen ebenso unbedeutenden Menschen, wie er selbst es ist. Zu den Trinkgelagen mit ihm dringt er bald dem Vater und bald der Mutter Geld ab.

Seine Schwester Betsey ist ein leeres, seelenloses Geschöpf.

Wir machen die Bekanntschaft der Swedinzews in dem Augenblicke, wo die Bauern soeben aus dem „Kursk"schen Gouvernement angekommen sind, um von dem Herrn Land zu kaufen, über dessen Preis sie schon übereingekommen sind. Sie sind von dem Friedensgericht zum Abschluß des Kaufes bevollmächtigt. Sie wollen die erste Einzahlung machen und die Angelegenheit abschließen, indem sie die Unterschrift des Herrn erbitten. Einer der Bauern ist der Vater des Tafeldieners Semjon. Er ist nicht zufrieden mit der Absicht des Sohnes, das Stubenmädchen Tanja zu heirathen, — sie sei zu sehr „Mamsell".

Die Bauern stehen an der Thür, verbeugen sich tief, und bereiten sich, dem Herrn ihre Geschenke darzubringen, als Leonid Feodorowitsch mit seinem Freunde Sachatow eintritt. Er demonstrirt ihm eben eifrig die unzweifelhafte Existenz von Geistern, und ist ganz eingenommen von diesem seinem Lieblingsthema.

Die Bauern treten näher.

Leonid Feodorowitsch weist die Bauern unwillig mit den Worten zurück: „Gleich, gleich! Wartet!" — Er fährt fort, Sachatow die Macht der Geister zu demonstriren, und vergißt die Bauern völlig. Er ladet seinen Freund auf den Abend zu einer spiritistischen Seance ein; dieser verspricht zu kommen, und nun erst wendet sich Leonid Feodorowitsch den Bauern zu.

Diese bringen ihm ihre Geschenke dar und schlagen ihm den Verkauf des Landes vor.

— „Der Friedensrichter hat uns bevollmächtigt, den Kauf, wie es vorgeschrieben ist, durch die Staatsbank, mit Beifügung der Marken, abzuschließen".

Sie haben die erste Einzahlung von 4000 Rubeln mitgebracht, und bitten ihn, mit den übrigen 28000 Rubeln zu warten.

Swedinzew ist nicht abgeneigt, die Bitte der Bauern zu erfüllen, zumal sie sich sehr über ihre traurige Lage beklagen. Sie hätten so wenig Land, sagen sie, daß sie kein Huhn hinaustreiben könnten, geschweige denn ein Stück Vieh. Swedinzew will sich zuvor mit den Geistern berathen und verspricht, ihnen in einer Stunde Antwort zu geben.

Jetzt erscheint der Sohn, Wassili Leonidowitsch, und erfährt, daß die Bauern Land von seinem Vater kaufen wollen. Er ist stets in Geldnoth, überredet sie, nicht zu „geizen", und giebt ihnen allerlei absurde Rathschläge in Bezug auf die Landwirthschaft, von der er gar Nichts versteht.

— „Wißt ihr was Erde bedeutet? — Ich sage Euch, Weizen könnt ihr aussäen, — 300 Pud könnt ihr ernten à 1 Rbl. das Pud — 300 Rubel. Wie? Was sagt ihr dazu? Oder Ihr besäet die Felder mit Krausemünze. Da könnt Ihr 1000 Rbl. von der Dessjatine erhalten? Wie?"

— „Jawohl", sagt einer der Bauern. — „Sie haben Recht. Alle Produkte können in Wirksamkeit gesetzt werden."

— „Also Krausemünze! Auf jeden Fall Krausemünze! Ich habe das ja gelernt. Das steht in Büchern gedruckt, sage ich euch."

— „Das ist wahr. Sie wissen das am Besten; — kluge Köpfe!"

Da stürmt ein neues Unglück auf die Bauern ein: die Gemahlin Swedinzews tritt ins Vorzimmer.

Anna Pawlowna ist im Begriff auszufahren. Sie hat eben den Doktor verabschiedet, der ihr die letzten Verhaltungsmaßregeln giebt, als sie zu ihrem Entsetzen die Bauern gewahr wird.

— „Was sind das für Leute?" schreit sie. — „Wer hat sie eingelassen? Wie kann man Leute von der Straße hereinlassen? — Man kann doch nicht Leute ins Haus lassen, von denen man nicht weiß, wo sie genächtigt haben. In ihren Kleider ist vielleicht jede Falte voll Mikroben, Mikroben des Scharlachs, Mikroben des Diphteritis! Sie sind aus Kursk! Im Kursk'schen Gouvernement herrscht die Diphteritis epidemisch! Doctor! . . . Ruft den Doctor zurück! . . ."

Der Doctor kommt, sucht Anna Pawlowna zu beruhigen und bittet sie, sich nicht aufzuregen. Sie aber will ihn nicht anhören und ordnet eine General-Desinfection an.

— „Nein", sagt der Doctor, „warum eine General-Desinfection? Die ist zu theuer; sie würde 300 Rbl. oder mehr kosten. Ich werde es Ihnen billig und kräftig machen. Nehmen Sie eine Flasche Wasser . . . ."

„Gekochtes?"

— „Gleichviel. Lieber abgekochtes; nehmen Sie auf eine Flasche Wasser einen Eßlöffel Salicilsäure und lassen Sie Alles, was die Bauern berührt haben, ja, die Burschen selbst damit abwaschen. Sprengen Sie von dieser Mischung mit einem Pulverisator etwa ein Bierglas voll in die Luft, und Sie werden sehen, wie gut es ist. Jede Gefahr wird beseitigt sein."

Anna Pawlowna giebt dem Stubenmädchen den Auftrag, diese Desinfection vorzunehmen, die Bauern aber läßt sie hinausjagen: „Hinaus! Hinaus mit ihnen! Daß sie mir nicht mehr unter die Augen kommen!" —

Da beschließt die durchtriebene Tanja den Bauern zu Hilfe zu kommen: hoch erfreut versprechen diese, sie auf Gemeindekosten zu verheirathen, wenn ihr Geschäft einen glücklichen Ausgang nimmt.

Tanja, die sich damit amüsirt ihre Herrschaft bei den spiritistischen Sitzung zu täuschen, hat den Plan ersonnen: alle Anwesenden bei der heutigen Seance irre zu führen, indem sie dem Herrn das Papier der Bauern, sowie Dinte und Feder für die Unterschrift heimlicherweise unterschiebt, als wenn es auf der Geister Geheiß geschähe. Dazu braucht sie aber einen Mitwisser. Sie macht den Tafeldiener Semjon zum Theilnehmer ihrer Intrigue und giebt ihn dem Herrn für ein Medium aus.

Zu diesem Zwecke läßt Tanja den Herrn heraus rufen. Sie gesteht ihm offenherzig ihre Liebe für Semjon, der ihr einen Heirathsantrag gemacht hat, sagt aber, sie fürchte sich ihn anzunehmen, da es zuweilen mit Semjon nicht richtig sei; es käme oft Etwas wie Spiritismus über ihn. Sobald er an einem Tische einschlummert, erzittere der Tisch, knarre, und mache: tuck! tu — tuck! — und dann, — wann war es? — ja, am Mittwoch, als wir uns eben zu Tische setzten — sprang ihm der Löffel von selbst in die Hand! — daher fürchte ich mich und wollte Sie fragen ob daraus nicht Unheil entstehen kann?

Swedinzew beruhigt Tanja vollständig. Er erklärt ihr, daß dies eine besondere Kraft sei, die allen Menschen inne wohnt, daß die Einen sie aber in geringerem, die Anderen in höherem Maße besitzen. Er beschließt, das neue Medium gleich heute in der spiritistischen Seance zu prüfen.

Hierauf bittet Tanja den Haushofmeister, ihr bei ihrer Heirath behülflich zu sein, was er würdevoll zu sagt. Er nimmt ein Zeitungsblatt zur Hand, setzt sich so bequem wie möglich in einen Sessel, und spricht die letzten Worte des ersten Actes: „Nun wollen wir doch sehen was der Ferdinand macht und wie er sich heraus windet." —

Der zweite Act spielt in der Leuteküche des Swedinzew'schen Hauses. Tanja hat die Bauern dorthingeführt. Sie trinken Thee, unterhalten sich mit dem Haushofmeister über Tanja, beloben ihren Entschluß Semjon zu heirathen, klagen über ihren geringen Landsitz und sind voll Sorge über den Ausgang ihrer Angelegenheit.

Unterdeß geht oben ein vorläufiges Experiment mit Semjon vor sich. Die Köchin kommt herein und erzählt es den Anwesenden. Verschiedene Personen kommen und gehen. Bald klagt der Kutscher dem Haushofmeister, wie die Hunde des jungen Herrn ihn plagen, bald verlangt

ein Diener allerlei, z. B. Sauerkraut für das junge Fräulein Betsey. Ein Diener, der auf die Apotheke geschickt wird, läuft durch u. s. w.

Auf dem Ofen liegt krächzend ein Koch, der früher im Dienste der Herrschaft gestanden hat, jetzt aber ein elender Trunkenbold ist.

Das Gespräch dreht sich um die Herrschaft, und ihr Leben und Treiben. Zuerst führt die Köchin das große Wort und dann der Diener Jacob. Die Köchin erzählt, was für „Vielfresser" die Herrschaften seien.

— „Wie viel sie essen können ist unglaublich! Sie haben es ja nicht wie wir, die wir uns hinsetzen, essen, uns bekreuzigen und aufstehen, — sie essen unaufhörlich."

— „Wie die Schweine, die mit den Füßen in den Trog steigen," bemerkt einer der Bauern.

— „Gott weiß es! — es nimmt kein Ende! Sie essen noch, wenn sie schon im Bette liegen!"

— „Wann machen sie denn ihre Geschäfte?

— „Was haben die wohl für Geschäfte? Kartenspiel und Klavierspiel — das sind ihre Geschäfte!"

Der Diener Jacob hechelt am Liebsten die Frau durch, weil sie sich vor den Makrowen (**Mikroben**) fürchtet.

— „Sie sagen, es giebt solche Käferchen, von denen alle Krankheiten kommen. Und auf Euch sollen diese Käfer sein," wandte er sich an die Bauern. — „Da haben sie, sobald Ihr fort wart, gewaschen, gewaschen und gespritzt, überall wo Ihr gestanden habt. Es giebt solch eine Specie, woran sie krepiren, diese Käferchen."

— „Wo sind diese Käfer denn auf uns?" fragt verwundert einer der Bauern.

— „Wie kann sie wissen, daß diese Käfer auf mir sind? Vielleicht ist auf ihr noch viel mehr von diesem garstigen Zeug, als auf mir." —

Endlich kommt Tanja in die Küche und erzählt, wie sie die Frau „schnürt". Sie erklärt, daß sie es macht wie man ein Pferd anspannt, und dabei in die Hand spuckt. — „Du ziehst sie also wie mit dem Kummetriemen zusammen," sagt einer der Bauern.

„Ganz so," sagt Tanja lachend, — „aber mit dem Fuße kann ich mich nicht anstemmen."

Dieses interessante Gespräch wird durch den Eintritt des jungen Swedinzew und Sachatows unterbrochen, der einen silbernen Löffel in der Hand hält. Sie wollen den Löffel verstecken, damit das oben wirkende „Medium" Großmann ihn aufsucht, und dadurch Allen seine Kraft beweist. Die Herren lachen und stecken den Löffel, ohne daß die Bauern es merken, in einen auf dem Boden liegenden Quersack.

Endlich bereitet sich Alles in der Küche ein Lager für die Nacht. Die Bauern legen sich seufzend auf die Bänke nieder. Da öffnet sich die Thüre, man hört die Tritte von einer Menge Menschen, und ein ganzer Schwarm von vornehmen Herren und Damen dringt lärmend in die Küche ein. Allen voran geht das „Medium" mit verbundenen Augen, von Sachatow geführt. Das Medium tastet hastig an den Wänden, an dem Ofen herum, und kommt mit den Bauern in Berührung. Diese sind verwundert von ihren Plätzen aufgesprungen; sie sind erschreckt, und verstehen Nichts von dem was vorgeht. Zum größten Entsetzen des einen Bauern fängt das „Medium" an, an ihm herum zu tasten und findet zur allgemeinen Freude den Löffel in dem Quersack.

In der Küche ist großer Wirrwarr. Der Professor erklärt die wissenschaftliche Seite des Erfolges; der Doktor fühlt den Puls und mißt die Temperatur; Großmann wird übel; Anna Pawlowna fällt über ihren Mann her und verlangt kategorisch die Entfernung der Bauern, die selbst nur zu gerne diesem unverständlichen Wirrwarr entfliehen möchten. Tanja giebt den Bauern Hoffnung auf Erfolg — und über all dem Durcheinander fällt der Vorhang.

(Schluß folgt.) **J. Nikolajew.**



Der Freien Bühne zweites Kriegsjahr.

I.

Mit dem Beginn der neuen Theaterzeit fängt auch die „Freie Bühne" an, aus ihrem Sommerschlafe zu erwachen. Dazwischen fehlte es nicht an Unken und Eulen, die ihr bereits das Todtenlied sangen. Aber noch lebt sie und sie wird genau denselben Weg weiter verfolgen, den sie vor einem Jahre betreten hatte. Wo irgend ein Versuch gewagt ist, mit künstlerischer Hand Geheimnisse der modernen Menschenseele zu entschleiern, wird sie zur Stelle sein und die fragliche Dichtung aufs Theater führen. Nach wie vor wird sie nicht erschrecken, wenn sich Abgründe des Herzens und der Sitten auftun; und wenn die Kunst des Dichters als Sucherin der psychologischen Wahrheit auf Dinge stößt, die den gesellschaftlichen Anstand verletzen oder die Gemüthsruhe des Hörers stören, so wird die Freie Bühne sich darauf berufen, daß die höchsten und tiefsten Fragen der Menschlichkeit weder durch Conventionen des geselligen Verkehrs noch durch Rücksichten auf die Gemüthlichkeit des Einzelnen gelöst werden können. Wo man irgend dem Leben tiefer auf den Grund zu kommen sucht, müssen solche Rücksichten schwinden, solche Conventionen fallen. Das weiß der Arzt am Krankenbett so gut wie der Richter beim Verhör, der Priester im Beichtstuhl so gut wie der Soldat in der Schlacht. Ueberall wo das Leben Ernst macht, fällt in eitlen Tand zusammen, was den Tag vergnüglich und gemächlich machte. Und überall dort, wo die dramatische Kunst, diese ernsteste Spieglerin des Lebens, nicht in eitlem Tand aufgehen will, muß auch sie ohne Scheu in die Gründe und Abgründe des Daseins hinein. Und wenn sie aus diesen Abgründen ein Stück neuer Erkenntniß des Menschlichen hervorhebt, so hat sie sich dadurch schon zur Höhe ihrer Bestimmung erhoben. In diesem Sinne sind auch wir dafür, daß die Kunst erheben soll. Und wenn man von ihr zuweit verlangt, sie solle läutern, so sind wir der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß den Menschen nichts so sehr zu läutern vermag, wie die Erkenntniß seines Wesens. Wenn er auch nie in den Besitz der absoluten Wahrheit über sich wie über das Weltganze gelangen wird, so macht ihn schon das treue und ernste Ringen nach Wahrheit klüger, besser, glücklicher. So verstehen wir Lessings berühmten Ausspruch. So verstehen wir die Mission der Freien Bühne, die auf ihr Programm solche dramatischen Kunstwerke setzt, welche sich der modernen Lebensauffassung gemäß um Räthsel der menschlichen Psyche mühen und daher bald mit Ibsen die Gespenster eingewurzelten Mißbrauchs aufstöbern, bald mit Tolstoi die verderbliche Macht socialer Finsterniß entfalten, bald mit Anzengruber an dogmatisch erstarrten Moralformeln Kritik üben. Jede klärende Einsicht ins Dunkle hat etwas Befreiendes. Was aber befreit, das beglückt. Und in solchem Sinne stimmen wir auch Denen bei, die von der Kunst verlangen, daß sie erfreue.

Das Freudige oder Peinliche, das Erquickliche oder Unerquickliche eines Kunstwerks liegt niemals im Stoff, den sich der Künstler wählte, sondern in der Beschaffenheit seines Zwecks, seines Plans und seiner Gestaltung. Von manchem Theaterproduct, das sich als heiteren Schwank anbot, bin ich äußerst kopfhängerisch fortgegangen, weil der Verkehr mit strohgestopften Puppenbälgern mich nicht mehr belustigt. Einem so trostlosen Vorwurf, wie ihn Goethe in der „Stella", Ibsen in „Gespenstern", Strindberg in „Comtesse Julie" verarbeitet hat, danke ich Stunden reinster und tiefster Ergriffenheit, weil ich in ihnen den Puls der Menschheit zittern fühlte.

Man hat das vorjährige Repertoir der Freien Bühne einer starken Einseitigkeit ... Man sah es zu eintönig von einem pessimistisch-vulgaristischen Zuge be-

herrscht. Andererseits wurde den Leitern der Freien Bühne der wunderliche Vorwurf gemacht, daß sie so verschiedenartige Geister wie Tolstoi und Ibsen, Anzengruber und Hauptmann in einen Topf werfen. Nun ja, wenn man die Freie Bühne mit einem Topf vergleichen will, so haben sich jene Geister in diesem Topfe zusammen gefunden; daß aber dieses Zusammentreffen sie in ihrer persönlichen, künstlerischen und nationalen Wesenheit verwandter machte, hat Niemand jemals behauptet.

Etwas allerdings ist all jenen Dichtern gemeinsam und unterscheidet sie als echte Kinder ihrer Zeit von früherer Generation. Es ist der socialkritische Zug, der ihre Dramen beherrscht. Das Denken aller dieser Dichter richtet sich auf das große Räthsel der Zeit, auf das Eine was noth thut, auf die sociale Frage. Und da es weder Aufgabe noch Kraft des Dichters ist, diese Frage zu lösen, so wird er sich an die bestehenden Verhältnisse halten und sie in ihrer Fragwürdigkeit darstellen. Dieses Beginnen aber wird ihn naturgemäß auf die Schäden der Zeit, auf die Schattenseite des Lebens führen. Das große Umwandlungsbedürfniß, das so ungeduldig unsere Mitwelt erfüllt, wird auch den Dichter leiten, und wenn er kein Utopist sein will, der die Welt zeigt, wie er sie sich wünscht, so wird er ein Realist werden, der die Welt zeigt, wie sie nicht sein sollte. Und wenn er daneben ein großer Künstler ist, so wird er sein parteiisches Pathos, seine agitatorische Leidenschaft hinter dem freien Bild der Dinge verbergen. Mag er aber die Sache anfangen wie er will, der socialkritische Grundzug der Zeit wird ihn bald in die Bauernhütte, bald in die Dachkammer führen. Nimmermehr aber führt ihn dieser Weg, wie Karl Frenzel wünscht, ins Märchenschloß. Märchenschlösser darf man auch fürderhin auf der Freien Bühne nicht erwarten.

II.

Die diesmaligen Vorstellungen werden nächsten Sonntag im Residenz-Theater mit August Strindberg's dreiactigem Trauerspiel „Der Vater“ beginnen, einem Drama, das mit dem Eröffnungswerk der vorigen Spielzeit, Ibsen's „Gespenstern“ manchen Vergleich aushält. Der schwedische Dichter scheint sein Stück selbst in die Nachbarschaft der „Gespenster“ gerückt zu wünschen, da er sie ausdrücklich im Dialog citirt. Und besonders in technischer Hinsicht dienten sie ihm zum Muster. Hier wie dort nur wenig Personen, hier wie dort strengste Einheit des Orts und der Zeit, — fast könnte man sagen: der Nacht. Hier wie dort ein nordischer Landsitz in trüber Gegend und bei trübem Wetter; hier wie dort entwickelt sich in streng realistischer Kunstform ohne die üblichen Eselsbrücken hilfsbedürftiger Coulissenschreiber in eherner Knappheit des Worts und der Vorgänge die Krankengeschichte eines gestörten Geistes bis zur Katastrophe. Auch sonst noch werden sich litterarische Fäden von einer Dichtung zur andern ziehen lassen, denn wie der Norweger Ibsen der vornehmste Repräsentant der älteren nordischen Dichtergeneration ist, so der Schwede Strindberg der der jüngeren; und wie viele Beziehungen dort oben sich aus der Litteratur ins Leben und aus dem Leben wieder in die Litteratur erstreckt haben, brauche ich gerade den Lesern dieser Zeitschrift nicht nachzuweisen. Frau Marholm hat darüber hier Vortreffliches geäußert, und in ihren Betrachtungen über die Frauen der skandinavischen Dichtung mußte sie auch auf den Strindberg'schen Lauratypus ganz besondere Rücksicht nehmen.

Ich verweise hier einfach auf diese ausgezeichneten Darlegungen, aus denen hervorgeht, daß Strindbergs „Vater“ Glied einer langen Entwicklungsreihe ist. Uns soll hier nur das Stück selbst beschäftigen, das kein Kunstwerk wäre, wenn es nicht auch für sich allein etwas bedeutete und durch sich selbst verständlich würde.

„Der Vater“ ist ein Ehedrama. Laura und ihr Gatte sind seit etwa zwanzig Jahren verheirathet und haben eine heranwachsende Tochter. Die Ehe ist unglücklich, man zankt sich. Jeder kleine häusliche Anlaß ruft die Parteien zum Streit auf, und als

ein großer Anlaß da ist, wird es sehr ernst. Diesen großen Anlaß bietet die Erziehung des Kindes. Der Vater ist Freidenker, die Mutter steht unter frommen Altweiber-Einflüssen. Doch all das ist nur Vorwand und Schein. Der Grund zum Zwist liegt nicht in der Liebe zum Kinde, sondern in der Eigenthümlichkeit der elterlichen Charactere. Man könnte das Stück die Tragödie der Nerven nennen; Mann und Weib machen einander nervös, und beim Mann steigert sich diese Nervosität zum Aeußersten: das Weib macht den Mann verrückt. In dieser Laura arbeitet ohn' Unterlaß ein naiver Dämon, der an der Seele des Mannes schabt und klaubt, wie Kinder gern an einer schadhaften Stelle im Kleid oder im Spielzeug weiter kratzen und nägeln, bis der Schaden groß und sichtbar ist. Jener naive weibliche Dämon hätte vielleicht durch die Macht einer leidenschaftlichen Liebe überwunden werden können, aber leidenschaftliche Liebe für ihren wesentlich ältern, halb ausgelebten, von der Schwere des Daseins gedrückten Gatten hatte Laura niemals besessen. Das beste Gefühl, das sie für dieses „leidende Riesenkind" empfand, war mütterlicher, d. h. für sie herrischer Art. Seine Geliebte, d. h. die ihm Unterworfene war sie nur mit Widerstreben.

Und je länger sie beisammen sind, desto rauher reibt sie sich an ihm. Es ist kein ehrlicher Widerwille gegen ihn; es ist ein diabolischer Zerstörungstrieb, der sich gegen ihn richtet. Sein Gemüth zu ärgern, zu sticheln, zu zwicken wird ihren Nerven Bedürfniß. Und da sie merkt, daß das Erfolg hat, da ihn ihr Vorgehen sichtlich verwirrt und verstört, erwacht in ihr ein rohes Machtgefühl und nun ruht sie nicht eher, bis er ganz gebrochen zu Boden liegt. Ohne recht zu wissen, was Zweck und was Ende, arbeitet sie mit „instinktmäßiger Schurkerei" am Verfall seiner geistigen Kräfte. Sie braucht Gelegenheiten dazu nicht zu suchen. Jeder Moment bringt sie; jedes Wort, das er hinwirft, jeder Gedanke, der ihn bewegt, kann die Gelegenheit bieten. Und das ist das Naturalistische, das absolut Unstilisirte in dem Drama: daß Laura nicht, wie Jago, Richard III., Franz Moor und andere Bösewichter früherer Poesie, nach vorgefaßtem, wohlüberlegtem Plane handelt. Nein, auch sie läßt sich von ihren Nerven, ihrem Blute, unfreien Willens treiben. Sie setzt ihrem Gatten einen auszehrenden Wahn in's Gehirn, den Zweifel an seiner Vaterschaft. Aber er selbst ist es, der sie gerade auf diesen und keinen anderen teuflischen Einfall geführt hat. Er selbst hatte aus einem beobachteten Fall den allgemeinen Grundsatz abgezogen, daß kein Mann wissen könne, ob er der Vater seiner Kinder sei.

Und hieraus macht Laura sofort die grausame Nutzanwendung auf sein eigenes Eheschicksal. Mit dämonischer Wollust weckt und nährt sie seinen Zweifel. Und aus dem Zweifel wird Verzweiflung. Sein letzter Versuch, ihren kalt überlegenen Hohn, ihr Machtgefühl zu brechen, ist bereits die Gewaltthat eines Wahnwitzigen, er wirft nach ihr mit der brennenden Lampe. Nun hat sie gesiegt und er ist reif für die Zwangsjacke, ohne welche sich diese Frau ihren Gatten niemals denken mochte. Ein nachgiebiger Arzt und ein wimmeriges altes Weib thun ihr den Gefallen. Nunmehr wird ihm die Zwangsjacke, dieses Sinnbild seines ganzen Ehedaseins, angethan; an ihr und in ihr geht er zu Grunde,

Wie in einem späteren und reiferen dramatischen Duett Strindbergs, in „Comtesse Julie" der Mann über das Weib obsiegt, so siegt im „Vater" das Weib über den Mann ob, oder wie der Wahnsinnige sich allgemeiner ausdrückt, „die rohe Stärke ist der hinterlistigen Schwachheit erlegen" im Streite um die Macht. Der eine Wille ist durch den andern gebrochen, der Wille aber ist „das Rückgrat der Seele". Und gerade darin besteht das Tragische dieses Kampfes, daß im beiderseitigen Ringen nach Willensfreiheit ein Wille so unfrei bleibt wie der andere und doch einer den anderen besiegt. So ist es auch mit den Kämpfern um die Wahrheit, wo eine Wahrheit die andre schlägt, ohne daß die Wahrheit an den Tag kommt. Und wie es nur subjective Wahrheiten giebt, so giebt es nur individuelle Willensäußerungen, und das

Bedeutende am Strindberg'schen Drama liegt darin, daß der Wille gebunden ist ans Individuum und daher der Dichter uns das Individuum in seinen natürlichen Regungen darstellt. Zwar konnte Frau Marholm aus dieser Laura einen Weibertypus herausbugsiren. Daneben aber bleibt Laura doch als Persönlichkeit für sich bestehen, ebenso ihr Gatte; und in einer nachempfindenden Darstellung würden die mancherlei Einzelzüge sich zu vollen Porträts zusammenschließen. Laura wird sich in ihrer echt weiblichen ethischen Blindheit, in ihrer „Dummheit des Herzens", wie Frau Marholm sagt, und der Vater wird sich in der Prädisposition eines reichen und warmen Geistes zum Wahn enthüllen, und ebenso wird das Milieu hervortreten, dessen düstere Färbung ein Schimmer von Humor insofern durchzieht, als das enervirend nervöse Weib doch Bundesgenossen ihres Geschlechts braucht, um zu ihrer siegreichen Niederlage zu gelangen.

Hat unser Publicum den „Vater" recht verstanden und gewürdigt, so wird es vielleicht am besten vorbereitet sein, diejenige Dichtung Stindbergs zu verstehen, welche am reinsten und am freisten die Lebens- und Kunstanschauung des Dichters darstellt und am deutlichsten menschliche Handlungen nicht nach vorgefaßten Grundsätzen der Schulästhetik sondern nach den Ermittelungen der modernen Naturforschung motivirt. Ich meine „Comtesse Julie".

Paul Schlenther.

Der Fall Brahm.

Von Franz Mehring d. J.[1])

Nicht mit Vergnügen ergreife ich die Feder. Es ist mir peinlich, man weiß es: Skandal zu erregen. Schwatzschweifiges Maulheldentum liegt mir fern. Aber weil meine Gesinnungstüchtigkeit bekannt ist und weil meine Zugehörigkeit zu den verschiedensten Parteien mich zu einer Vertrauensperson nach rechts und links gemacht hat, so geschieht es immer von Neuem, daß man mir merkwürdige Dokumente, Briefe, Papiere anvertraut — Papiere, welche nur die Corruption private zu nennen die Stirn hat — und daß man von mir, von mir! die Veröffentlichung dieser Dokumente verlangt. Kann ich mich dieser Pflicht entziehen, als Mensch und Volkstribun? (Ich spreche ungern von mir, darum schweige ich von meinen sonstigen Eigenschaften). Soll ich auf eiternde Wunden weiße Salbe thun? (Schurken nennen es Diskretion und Anstand.) Nein, Höllenstein sei's Panier; und gerade weil ich freudig bekennen darf, von der Sache nichts, nichts, nichts zu verstehen, fühle ich in mir den Beruf, mit jenem alten Römer zu sprechen: Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Ich hoffe, daß es mir gelungen ist!

Uebrigens mußte ich diese Zeilen in spärlichen Mußestunden schreiben; aber die Absicht war gut und meine Thaten mögen für mich sprechen, — mir selbst ist es peinlich.

Zur Sache denn!

In Berlin, in einem fürstlichen Hause der Wilhelmstraße, lebt ein — wie soll ich sagen, nun meinetwegen: ein Mensch, Namens Brahm, ein baumlanger Geselle, mit einem Vollbart, von blühender Gesichtsfarbe. Seiner Nase sieht man es an, daß er den Rothwein liebt, und zwar den von schwerer Sorte; zumal wenn es ein geschenkter Gaul ist: dem sieht er gar zu gern in's Maul (oder auch im Maul, nämlich im eigenen!) Vergebens, daß seine gute, brave Frau und seine sieben unmündigen Kinder ihn tagtäglich beschwören, das Lotterleben mit einer geregelteren

---

[1]) In der Broschüre: Der Fall Lindau von Dr. Franz Mehring (Berlin, Kurt Brachvogel) findet sich der folgende Satz (S. 59): „Hätte es in meiner Macht gestanden, ich hätte diese Schrift lieber . . . „Der Fall Brahm" betitelt, als „Der Fall Lindau"." Wir sind in der angenehmen Lage, unsern Lesern jenen ungeschriebenen Fall hiermit vorlegen zu können, und versichern sie auf das Bestimmteste, daß die tatsächlichen Angaben unseres Mitarbeiters Mehring d. J. genau so zuverlässig sind, wie die Deduktionen Mehrings d. A.



Thätigkeit zu vertauschen: er bleibt ein Lindau'scher Spießgeselle. Verpraßte Nächte, schwelgerische Gastereien, Hiller, Uhl und Dressel in wildem Durcheinander — man kann ermessen, in welchem Zustand ein Familienvater am Morgen nach solchen Excessen daliegt! Wenn er dann seinem Lotterbette endlich entstiegen ist und auf seinem Lotterstuhle Platz genommen hat, ist er in der richtigen Stimmung für den Naturalismus von Gründeutschland: und dieser chronischen Verkaterung des Herrn Brahm also — das ist meine erste Enthüllung — verdankt die Freie Bühne jene Schnapsstücke, die das deutsche Volk vergiften. Abends Hiller, Morgens Hauptmann, — der Zusammenhang ist klar.

Ich komme zur Enthüllung Nummer Zwei: Brahm's Briefwechsel mit Fräulein Lucinde vom Theater.

Es erschien in unserer Redaktion, an einem schönen Septembermorgen, Frl. Lucinde, ein unschuldsvolles junges Wesen, von auffallender Magerkeit: ob es die Magerkeit des großen Talentes war (Sarah Bernhardt) oder die Magerkeit der verfolgten Tugend, ließ sich zunächst nicht unterscheiden. Frl. Lucinde setzte mir ihr Schicksal, das sie ja am besten kennen mußte, selber auseinander; außerdem legte sie Briefe vor, welche einen tiefen Einblick in die Korruption der kritischen Welt eröffneten und in mir den Entschluß erweckten: das muß anders werden! Je weniger ich bisher von diesen Dingen gewußt hatte, desto größer war meine sittliche Entrüstung: Schmach und Brahm, daß ich zur Welt sie einzurenken kam! Indem ich mir für einen zweiten Artikel, für eine Broschüre zu wohlthätigem Zwecke, für eine Gerichtsverhandlung, eine Petition an den Reichstag, ein mehrbändiges Werk und ein Immediatgesuch das weitere Material zurücklege (gute Eintheilung, Ordnung und Pünktlichkeit ist bei der Polemik die Hauptsache), theile ich für heute aus der reichen Fülle der Brahm-Correspondenz nur ein Schriftstück mit: seine Echtheit bin ich jederzeit bereit, vor den Schranken des Gerichts oder vor sachverständigen Schreiblehrern zu erhärten. Der Brief lautet wörtlich wie folgt:

Berlin W., 14. December 1890.

Liebe Maus!

In Deinem eigenen Interesse mache ich Dich darauf aufmerksam, daß der beste Zug nach Pasewalk Morgens um 7 Uhr 13 geht: Du mußt also Donnerstag spätestens um 6 aufstehen! Deine Sachen schickst Du am Besten schon Mittwoch auf die Bahn. Ich hoffe bestimmt, daß Du den Zug nicht versäumst, und werde mich sehr freuen, Donnerstag Abend oder spätestens Freitag früh von Dir zu hören, daß Du richtig angekommen bist!

Die Idee mit meinem Kaffeebesuch macht Dir alle Ehre: ganz du! Nein, kleiner Wuschelkopf, so geht es nicht, die Trennung muß eine vollständige sein, da hilft nun nichts. Aber ich gewiß, daß ich jede Nacht in Gedanken in Pasewalk sein werde, und bedaure Deinen armen

Kater

Ich würde mit dem Leser auf die scheinbare Harmlosigkeit dieses Briefes vielleicht hereingefallen sein, wenn mir nicht Frl. Lucinde erläutert hätte, wie harmvoll er vielmehr für sie war: es ist ein Bannbrief in des Wortes verwegenster Bedeutung, und mit unglaublicher Raffinirtheit sind die schwerwiegendsten Dinge, die mit dem Aermel das Zuchthaus streifen, hinter wohlwollenden Redensarten verborgen. Frl. Lucinde nämlich war des Lotterlebens satt geworden und wußte nun nicht: wie satt werden? Sie mußte, um ihrem Beruf nachzugehen, nothwendig in Berlin bleiben — und dieser Mensch schickt sie in der Dezemberkälte nach Pasewalk. Er bestimmt ihr den Zug, einen grausam frühen Bummelzug (vgl. das Reichskursbuch) und verhüllt die Nötigung mit der Redensart: „In Deinem eigenem Interesse mache ich Dich darauf aufmerksam". Im eigenen Interesse — man kennt das!! Liest man mit dieser Einsicht den Brief noch einmal, so gewinnt alles eine veränderte Bedeutung: die freundschaftliche Fürsorge wird brutale — was sage ich, brutale, nein: Brahm'sche — Bedrohung. Von der Anmaßung an, das Aufstehen der Dame zu bestimmen, als ob sie ein Dienstmädchen wäre! („Du mußt" u. s. w.) bis zu der cynischen Offenheit am Schluß — es ist eine Kette von Beleidigungen und Schmähungen; und wenn man erst die ganze Correspondenz kennen wird (meine Broschüre erscheint bestimmt nächsten Freitag bei Rauhbein und Compagnie, Perlebergerstraße), werden auch die Angehörigen des Brahm-Ringes erkennen: daß niemals eine edle Frau grausamer verfolgt worden ist, gemißhandelt, geboykottet, als unsere Lucinde vom Theater.

Uebrigens bin ich bereit, vor den Schranken des Gerichts dies alles zu wiederholen. Da
werde ich auch erhärten, wie es mit der berüchtigten Wallner-Theater-Affaire des p. p. Brahm
steht: seine Freunde verbreiten, daß er sich heimlich in das ihm verschlossene Haus geschlichen
habe, aber wie mir der wohlorientierte Berater des Frl. Lucinde mitteilt, war die Sache viel
schlimmer: mit Gewalt hat er sich, auf seine Löwenstärke vertrauend, den Eintritt in das Haus
erzwungen, zwei würdige alte Logenschließer haben bei dieser Gelegenheit zusammen 13 Zähne
verloren, und der Anklage auf Hausfriedensbruch ist Brahm nur durch den Hinweis auf seine,
man weiß nicht ob simulirte oder wirkliche, Trunkenheit entgangen. Außerdem gab er vor, geglaubt zu haben: er befände sich in der Freien Bühne!

Damit schließe ich für heute, denn die Redaktion schneidet mir das Wort ab. Ich habe
meine Pflicht gethan, als Pamphletist und Winkeladvokat a. D., das weiß ich; ich habe in ein
Wespennest gestochen und bin bereit, den gerichtlichen Beweis dafür zu erbringen; aber wer auch
nur mit einem Worte mir widerspricht, dem werde ich zwischen die Beine fahren, wie das Lama
im Zoologischen Garten: „Achtung, ich beiße und spucke!" Und somit wasche ich meine Hände
und meinen Mund — was ich bereit bin, jederzeit vor den Schranken des Gerichtes in einem
contradistorischen Verfahren zu erhärten.

Ich habe gesprochen!

Die „Deutsche Bühne" und ihr Schicksal.

Unsere Befürchtung, das Unternehmen der „Deutschen Bühne" würde nicht zu Stande kommen,
ist glücklicher Weise unrichtig gewesen. Der Anfang wenigstens ist am vorigen Sonntag
im Thomastheater gemacht worden, wo sich etwa 500–600 Personen beiderlei Geschlechts
zusammenfanden, um ein fünfaktiges Schauspiel des Vereinsvorsitzenden Karl Bleibtreu an
sich vorbeigehen zu lassen. Es erhielt, besonders nach den ersten Akten, unbeschadet einer provinzmäßigen Darstellung aufmunternden Beifall, und der ehrbegierige Autor wird nach langen Jahren
des Grams und des Grolls einen vergnügten Abend gehabt haben, der ihm zu gönnen.

Auch einige Schauspieldirektoren harrten im Publikum aus: Herr Devrient von der Hofbühne und Herr L'Arronge vom Deutschen Theater. Beiden wäre das Stück schon seit Geraumem
zugänglich gewesen, wenn sie seiner Bühnenkraft vertraut hätten. Polizeiliche Bedenken, wie
so manchem auf der „Freien Bühne" vorgewagten Drama, stehen ihm nicht entgegen. Das Auge
des Gesetzes kann ruhig drüber einschlafen. Ebenso ruhig wird aber auch das Gewissen jener
Schauspieldirektoren geblieben sein. Sie haben am heiligen Geiste der Poesie keine Unterlassungssünde begangen, wenn sie Bleibtreu's „Schicksal" zu den tauben Nüssen legten. Zwar ist sowohl
auf der Hofbühne als auch im Deutschen Theater manches herausgebracht worden, was nicht gescheiter war, als Bleibtreu's „Schicksal". Ich erinnere nur an Girndt's „König Erich" hier und
an Wolff's „Herzog Ernst" dort; aber warum sollte ein Mißgriff den andern nach sich ziehen?

Dabei soll nicht bestritten sein, daß Bleibtreus Schicksal Momente hat, die es zu einigem
Vortheil von alle dem unterscheiden, was der Heroenkult oder die patriotische Begeisterung deutscher
Gymnasiasten sonst auszugebären pflegt. Das Stück wird von einer Grundidee geleitet und hat
zwei wirksame Scenen. Was die Grundidee betrifft, so will der junge Autor (jedenfalls war er
jung, als er sein Werk schrieb) seinen Helden Napoleon den Ersten als Fatalisten zeigen.
Darum der Titel. Napoleons drittes Wort ist Schicksal. Wo der große Mann in der Geschichte
Politik oder Kriegskunst treibt, reflectirt er im Drama über sein Schicksal. Seit alter Zeit
stellt man sich das Schicksal unter dem Bilde eines Sternes vor; so vertraut auch Bleibtreus
Held seinem Sterne, d. h. unverblümt: er vertraut sich selbst; und Selbstvertrauen war allerdings
Napoleons wie jedes großen Mannes Sache. Bleibtreu sucht nun aber — und hier greift er
willkürlich und gewaltthätig in die Speichen der Geschichte ein — den Stern oder das Schicksal
des großen Napoleon auch in Fleisch und Blut umzusetzen. Man weiß, daß Napoleon auf den

Brautring seiner Josephine die Inschrift setzen ließ: „Au destin". Hieran knüpft Bleibtreu an und sucht den Glauben zu erwecken, als sei Josephine Beauharnais der gute Engel Napoleons. Mit ihr kommt sein Glanz, und da er sie verstößt, kommt sein Sturz. Das Drama verläßt seinen Helden am Grabe Josephinens, wo Napoleon sentimental wird. „Alles was gut ist, kam nur von ihr." „Mein Stern ging unter — ich folge." „Und wie dem schicksallosesten Sterblichen dort ein Schicksal seines Herzens erscheint in Gestalt einer Frau, so ward auch meine Liebe mein Schicksal. In ihr lag alles Erhabene meiner Natur beschlossen." Ich weiß nicht genau, ob diese Worte am Sonntag von Herrn Kober, dem eifrigen Darsteller des Napoleon, gesprochen wurden; aber sie stehn in der Buchausgabe, von der das Souffleurbuch der Deutschen Bühne freilich stark abweicht. Betreffs dieses Josephinenschicksals mögen Herr August Fournier und andere Napoleonforscher entscheiden, ob das historisch richtig ist. Und wenn es zum geschichtlichen Charakter des Welteroberers nicht paßt, so könnte es immer noch zu dem subjektiven Bilde passen, das der Dichter sich von seinem Helden schafft, denn im Drama kommt es nicht auf die dichterische Wirklichkeit, sondern auf psychologische Richtigkeit an. Dies zu entscheiden, dürfte jedoch den Lesern und Hörern Bleibtreu's schwer halten, und nicht ohne Neid werden sie auf jene Geschichtsforscher sehen, die ihren Napoleon in greifbarer Leibhaftigkeit vor sich haben. Dieser greifbaren Leibhaftigkeit ist Bleibtreu's Napoleon gänzlich baar. Er ist nicht einmal, wie Josephine ihn nennt, „ein merkwürdiger Kauz". Man muß sich immer wieder auf seinen historischen Namen verlassen um auf Treu und Glauben das anzunehmen, was von ihm gesagt wird. Würde man statt Napoleon irgend einen Cajus und statt Talleyrand irgend einen Quintus setzen, so schwände Alles in Nebel. Und wenn Bleibtreu's Napoleon in etwas kindlicher Ueberhebung zu sich sagt: „Ich wollt' daß ich, die Nachwelt vorempfindend, mitanhören könnte, wie ein Dichter, der so groß sein müßte wie Corneille, mich dereinst empfinden, denken, und sprechen lassen wird" — so ist es leicht möglich, daß Herr Bleibtreu diesen neuen Corneille in sich selber gekommen sieht. Aber wir können ihm darin nicht beistimmen und Napoleon selbst, der kein unfeiner Kenner der Litteratur war, thäte es höchstwahrscheinlich auch nicht. Schade, daß man ihn nicht mehr darum befragen kann.

Höchstens in zwei Scenen tritt bei Bleibtreu etwas wie eine Persönlichkeit hervor. Die eine will Napoleon von seiner feldherrlichen, die andere von seiner staatsmännischen Seite zeigen. Die eine Scene liegt im 2., die andere im 3. Akt. Dort ist Bonaparte soeben vom Convent mitten in der Noth des Straßenaufruhr zum Commandanten von Paris ernannt worden, und in einem wildenbruchisch bewegten Auftritt übernimmt er nun mit barscher Energie den Oberbefehl und disponirt kalten Bluts und finsteren Blicks seine Taktik.

Giebt es hier einen theatralisch brauchbaren Effect, so ist in der anderen Scene die Confrontirung des rauhen und doch schlauen Kriegers mit dem listig schleichenden Diplomaten, der freilich kein Talleyrand, aus einer gewissen dichterischen Empfindung heraus geplant.

Alles andere bleibt kalt und kahl, ein Buchdrama unter vielen. Und am wenigsten begreift man, wie der Verfasser dieses Stückes dazu kommt, sich als litterarischen Revolutionär auszuposaunen. Ganz conventionell beginnt das Stück mit jener Ballscene, die seit Schillers Fiesko oder noch früher her für ein Verschwörungs-Drama unvermeidlich ist und schon in Laube's „Struensee" parodistisch wirkte. Ebenso unvermittelt wie Brachvogels Narziß in den Salon der Encyklopädisten, so tritt Bleibtreus Napoleon in den sterblich langweiligen Salon der Conventsmitglieder. Dann kommen, untermischt mit allerlei Ueberflüssigkeiten, z. B. einer Kinderei des kleinen Eugen Beauharnais, jene beiden Effectscenen und dann legt Herr Bleibtreu nach altem gutem, deutschem Theaterbrauch jene ungeheuer bequemen Siebenmeilenstiefel an, und im Sausen fliegen sie an uns vorüber, die Länder und die Völker und die Zeiten, und es giebt nur noch einen Stillstand am Kaiserthrone des Jahres 1809, wo Napoleon seine unfruchtbare Ehe löst, und dann 1815 am Grabe zu Malmaison. Eine dunkle, geheimnißvolle Kluft liegt zwischen damals und nun; und bloß der ehrliche Joachim Murat trägt, wie ein aufmerksamer Beobachter wahrgenommen haben will, Anno 1809 noch dieselbe stramme Lederhose, die er schon 1796 getragen hatte. Möge Bleibtreus Schicksal so dauerhaft sein wie Murats Hose.

Mit solch' frommem Wunsche könnten wir vom „Schicksal" der Deutschen Bühne Abschied

hmen; aber noch eine Frage ist zu lösen. Da Herr Bleibtreu sich für einen litterarischen Revolu- när hielt, so mußte er sich naturgemäß auch für einen realistischen Dichter halten, denn in listischer Zeit kann eine litterarische Revolution nur den Weg des Realismus gehen. In r That hat Bleibtreu diese Consequenz richtig gezogen. Sein und seiner Freunde ödes himpfen auf Dichter der älteren Generation, wie Heyse und Spielhagen gipfelte in dem chmähwort „Blauer Dunst". Auch der große Realphantast Gottfried Keller wurde verächtlich den blauen Dunstmachern geworfen, und wer sich erdreistete, Goethe zu studiren, ward mit n Ehrennamen Goethepfaff bedacht. Nun weiß ich nicht, was sich die Bleibtreupfaffen unter iem Realisten vorstellen, wenn sie Bleibtreus „Schicksal" für realistisch halten. Zwar fehlt das nbische Versmaß, und Napoleon und Talleyrand reden wie ein Supernumerar. Seit wann er ist schlechte Prosa im Munde geistvoller und mächtiger Männer realistisch? Aus Goethes ,mont und Kellers Martin Salander kann Herr Bleibtreu sehen, was ein realistischer Dialog ist.

Aber freilich, seitdem in Deutschland eine wirkliche realistische Dichtung, eine Dichtung, nicht bloß Richtnng ist, auftaucht, ist ein Schrecken in die Pseudorealisten gefahren und sie reiben jetzt das Schlagwort des gemäßigten Realismus auf ihre Fähnchen. Dieser gemäßigte alismus ist jedoch nur ein mäßiger Realismus und lockt keinen Hund vom alten Ofen.

P. S.

Von neuer Kunst.

Freie Volksbühne. Am 24. September fand wiederum eine öffentliche Versammlung ses Vereins statt, und zwar in Berlin W., Bülowstraße, mit der Tagesordnung: Vortrag des rn Dr. Konrad Schmidt über „Der Naturalismus und die Arbeiter" sowie Dis- sion. Der nicht besonders große Saal war überfüllt. Das Publikum zeigte diesmal weniger sonst eine proletarische Physiognomie. Wohl ein Drittel desselben mochte aus Schriftstellern, denten und litterarisch strebsamen Kaufleuten bestehen. Der Vortragende suchte zu entwickeln, ch eine Stellungsnahme zum Naturalismus sich für das klassenbewußte Proletariat natur- näß ergebe. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Abhängigkeit der Litteratur vom alen Boden überhaupt schilderte er in Kürze diesen Boden und seine Früchte zunächst im ttelalter und darauf im Anfang der Neuzeit. Wichtige Eigenthümlichkeiten der neuzeitlichen htung seien die Abwesenheit der im Mittelalter so bedeutsamen „Tradition" und der solcherart ründete „Individualismus", sowie die „Massenhaftigkeit der Produktion". Aus diesen ge- nsamen Eigenthümlichkeiten wüchsen nun unterschiedene Zweige hervor. Einer der letzteren der bürgerliche Familienroman. Er pflege in der Gegenwart zu spielen und idealisire nschen und Zustände in einer dem Bürgerthum entsprechenden Weise. Er beherrsche die Massen, e den echten Kunstwerth zu besitzen. Diesem platten Idealismus sei entgegengearbeitet worden ch zwei andere Arten von Idealismus, nämlich durch die „klassische" und die „romantische" htung. Beide Kunstrichtungen hätten eine Vorliebe für das Erhabene und suchten dieses ganz nders in fremden Zeiten und Völkern, in einzelnen hochgestellten Menschen, in großen Schick- n und Leidenschaften. Und solche Stoffe würden vom derartigen Idealismus in einer eigen- mlichen, „idealistischen" Sprache behandelt, welche sich nicht bemühe, einfach und deutlich ab- ilden und die Menschen natürlich reden zu lassen, sondern höchst vernehmlich aus dem subjek- n Munde des Dichters komme und also im Grunde nur darthue, wie dem von seinen poetischen ffen erfüllten Dichter zu Muthe sei. Neben diesem Idealismus sei nun eine „naturalistische" htung aufgetaucht aus dem rüstigen Geiste des nach Aufklärung strebenden, naturwissenschaftlich kenden und dem Spiritualismus abholden Bürgerthums Ein Hauptzug des Naturalismus ehe darin, daß er die Menschen so gebe, wie sie sind, nämlich als Charaktere, denen der strenge

Typus fehlt, die weder gut noch böse, weder dumm noch klug, vielmehr höchst kom...
Mischungen derartig extremer Elemente sind. Ein weiterer Hauptzug des Naturalismus ...
Betonung der socialen Lage seiner Figuren, die klar verständliche Schilderung ihres ...
wachsens aus den sie umgebenden, insbesondere den wirthschaftlichen, Zuständen. Indessen ...
es dem bürgerlichen Naturalismus noch am rechten „weltgeschichtlichen Accent". Diesen ...
habe der Naturalismus erst dadurch angenommen, daß er mit seiner Betrachtungsweise ...
Gesellschaftskörper herangetreten sei und diesen zu seinem „Helden" gemacht habe, insbeso...
die Klassenkämpfe, die Bedrückung und das Emporringen des Proletariats schildere. Wenn ...
Art von Naturalismus den Arbeitern bekannt werde, so müsse hierdurch nicht bloß ...
allgemeines Geisterleben veredelt, sondern auch ihr Klassenbewußtsein gestärkt und ...
werden. —

Reicher Beifall wurde dem Vortragenden gespendet. In der Diskussion wurde ...
Zustimmung zu seinen Ausführungen geäußert. Mit Heiterkeit wurde ein Redner — ein „Verla...
buchhändler und Redacteur" — aufgenommen, welcher ungefähr folgendes sagte: Er habe ...
ganze Versammlung gegen sich, weil er Idealist, die Freie Volksbühne aber realistisch ...
wolle seine Kinder zu Idealisten erziehen. Seine Ideale seien Christenthum und staatliche ...
Diese Ideale aber verneine die Freie Bühne mit ihrem Naturalismus, und darum müsse ...
den allerdings harten Vorwurf machen, daß sie nur zur Demoralisation führe. — Ein leb...
Meinungsaustausch entspann sich um das Repertoire der Freien Volksbühne. Gerhart H...
manns „Vor Sonnenaufgang" wurde theils angegriffen (weil es schwach und fruchtlos ...
Alkoholismus zu bekämpfen versuche und einige krass-naturalistische Episoden an den Haa...
herbeiziehe) theils vertheidigt, letzteres unter starker Zustimmung der Versammlung. Ein ...
wünschte, das Repertoire möchte doch das heitere Genre betonen. Das Leben des Volke...
so einseitig düster, daß wenigstens von der Bühne aus eine heitere Sonne strahlen solle. ...
Redner wurde aus der Versammlung erwidert, daß er als Realist sich widerspreche; denn ...
das Leben des Volkes düster sei, die Bühne aber dieses Leben wahrheitsgemäß darstelle, ...
selbstverständlich das ernste Genre auf der Bühne überwiegen. Nicht auf heitere Täusc...
solle die heutige Kunst ausgehen, sondern auf Wahrheit. Von Seiten des Vorstandes ...
Freien Volksbühne wurde bemerkt, daß vorläufig das Repertoire, mit Ausnahme des ...
Stückes, noch unbestimmt sei, daß übrigens auch vom Ausschuß nach heiteren Stücken ...
werde, daß aber leider noch außerordentlich wenig echt-realistische Lustspiele vorhanden ...
Die Versammlung schloß mit begeisterten Hochrufen auf die Freie Volksbühne.

B. W.



Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von **Marie Herzfeld.**

---

9. Fortsetzung.

Die Konditorei besuchten zumeist Damen; dieselben hatten aber oft ihre Herren mit. Fanny lauschte gespannt; vielleicht ließ sich da ein bischen feine Konservation ernen. Jedoch sie vernahm nichts Besonderes. Man redete von „ihr" und „ihm", bekannten Leuten; ältere Damen sprachen von Pastor Löchen; die Frauen unter- lten einander über die Preise, Stoffe, Dienstmädchen; es war ungefähr wie in iorseng's Gesellschaften. Manchmal kamen Bekannte; Fanny wünschte sich in den :dboden hinein, mußte aber dennoch zu ihnen und aufwarten. Ach, wenn sie sie r nicht bemerkten! „Die Damen wünschen —?" stotterte sie ängstlich und ver- ,en. — „Bitte, Jungfer, etwas Milch; und dann können Sie vielleicht . . . aber gütiger Himmel . . . das ist ja doch Fanny!"

Die meisten wurden herablassend und unangenehm; nur einzelne be- hmen sich wie sonst. Grethe Magnesen gerieth in nicht geringe Verlegenheit, im denmädchen des Bäckers ihre Freundin widerzufinden. Sie erholte sich aber, als die nähere Aufklärung hörte. — „Ich möchte wahrhaftig auch gern ein Zeit hin- rch in einem Bäckerladen dienen," sagte sie; „da fände ich doch Gelegenheit, das ben zu studiren." — „Ja, das ist zum größten Theil auch die Ursache, warum ich :r bin," setzte Fanny auseinander; „Du kannst Dir denken . . . wenn man sich r Künstlerin ausbildet, muß man natürlich Alles und Jedes gesehen haben!" — Ja, da hast Du ganz Recht. Ich habe zwar das Theater aufgegeben; allein eine chriftstellerin muß auch etwas vom Leben kennen.." — „Was? — Schrifst . . . . :illst Du —?" Fanny mußte falsch gehört haben. — „Schriftstellerin?" „Ja wohl,) denke daran. Und mit der Zeit vielleicht auch ein wenig Dichterin." —

„Ei!" Fanny war fast erschrocken. Durfte ein gewöhnlicher Mensch seine Ge- nken so hoch erheben? —

Eines Tages kam Frau Kahrs in die Konditorei. Sie wohnte nun auch in ristiania. Fanny hatte sie seit der Schulzeit nicht gesehen, und es ergriff sie eine ltsame Freude und Rührung. Allein, arme, arme Frau Kahrs, wie alt war sie ge- orden! Ihr Haar ganz grau und das lange, feine Antlitz mager und kränklich! Bitte, mein Kind," sagte sie, — ach, wie gut kannte Fanny diese leise Stimme! - „bitte, mein Kind, . . . wollen Sie mir ein Glas Milch und ein paar Weizen- :ode geben." Ehrerbietig und erröthend setzte Fanny das Verlangte vor sie hin; : hatte vom Backwerk die besten Stücke die sie finden konnte, gewählt. „Bitte, ,eine Liebe, sagen Sie mir . . . aber ach! ist das nicht Fanny?" — „Ja, gnädige rau, erkennen Sie mich denn wirklich wieder?" — „Nein, nein, nein, ist das Fanny! :ein, daß Fanny so groß geworden! Nein, nein, nein . . . Krausköpfchen, was? icht wahr, so nannten wir Dich? — Nein, nein, nein! — Ja, damals! — Nein, ıß Du so groß geworden bist! Und Du bist gesund? — Na, das sehe ich Dir ja ı. — Und wie ist's Dir immer ergangen in diesen vielen Jahren? — Nur gut, ı, das merke ich. Du hast noch Deine großen, klaren Kinderaugen; gottlob da hast :u wohl auch noch Deinen Kindersinn. Nun, jetzt mußt Du mir aber wirklich erzählen, ıas Du immer getrieben hast. Nein, wie unterhaltend, daß ich Dich traf!" —

Frau Kahrs kam von da an oft in die Konditorei. Sie beschäftigte sich
Fanny, als ob sie gar nichts anderes zu thun hätte, und sie habe in der That n
anderes zu thun, sagte sie. Sie wohnte oben in der Professorenstadt bei ihrer
heiratheten Schwester, und die Kinder derselben waren schon erwachsen; überdies
ja, ja, es ging so verschieden zu in dieser Welt. Wollte Fanny nicht einmal a
hinaufschauen, am Sonntag z. B.; da könnte sie mit ihr etwas lernen? Ein
Deutsch —? Und vielleicht ein bischen Klavier spielen? „Ja, thue das mit mein
Es wird so angenehm sein, wieder jemand zu haben, mit dem man sich ab
kann!" —

Also besuchte Fanny Frau Kahrs fast jeden Sonntag; Frau Schulze wa
gut und gab sie frei. Besonders freute es Fanny, Unterricht in Musik zu erhal
das Wenige, das sie in Kristiansborg gelernt, hatte sie nahezu vergessen. Manch
war Frau Kahrs unwohl; dann lag sie nur auf dem Sopha und plauderte.
liebsten von Kristiansborg und alten Tagen, und von ihren Zöglingen. Den me
ging es gottlob gut. Gina Wiig war musikalisch und sollte zur Ausbildung
Leipzig gehen; sie spielte schon merkwürdig gut. Ebba war daheim; ein eigenth
liches, aber muthiges kleines Mädchen, das sich wohl noch seinen Weg brach. „
sie zum Theater?" fragte Fanny. — „Ja, sie möchte sich gern dort versuchen;
sie erhält dazu nicht die Erlaubniß." — Thea Hansen war schon verheirathet. Jo
Svensen, die Arme, . . . oh, ein so gutes, liebes Mädchen, aber schwach . . .
war durch diesen Fritz Johannesen ins Gerede gekommen. Ja, dieser arme F
er begann nun geradezu auszuschweifen. Man hatte ihn so verzärtelt. Seine M
war eine prächtige Dame; sie war aber von ihm zu entzückt gewesen, und sein V
— derselbe war übrigens nun todt. Man erzählte sich eine böse Geschichte um
andere von Fritz; aber diese letzte mit Josefine war fast die traurigste; Josefine h
aber auch einen so strengen Vater; er wollte von ihr nichts mehr wissen.
konnte sich wirklich gar nicht vorstellen, wie das enden sollte. Frau Kahrs bem
sich um Josefine. So ein prächtiges, angenehmes Mädchen, — ihr Unglück war
wiß wieder diese allzu strenge Erziehung gewesen. Wenn solch ein Kind endlich d
harten Zwang entschlüpft, versteht es gleichsam seine Freiheit nicht zu gebrauchen.

— Als das Jahr abgelaufen, war von den vierundzwanzig Thalern nicht
Schilling übrig und doch brauchte Fanny neue Kleider. Es war klar, daß sie wi
einen Posten annehmen mußte; weiter war es klar, daß sie mehr verdienen mu
als vierundzwanzig Thaler; aber wo sollte sie hin? Frau Schulze bot ihr
undzwanzig; auch dies war nicht genug. Ueberdies hatte sie keine Lust zu blei
Der Altgeselle begann ihr so viele Geschenke zu machen; dem guten Kerl nein
sagen, war nicht angenehm; es würde aber schließlich peinlich, alles anzunehm
Der alte Schulze war auch nicht ganz nach ihrem Sinn. Er war allzu gemüthli
Er kniff sie öfter in die Wangen, als nach ihrer Ansicht gerade nothwendig war.

Jedoch wo sollte sie hin!

Sie war zu jung und wußte zu wenig. Hätte sie nur Bekanntschaften gehab
jedoch der einzige, den sie plagen konnte, war Thorseng. Und er wurde dessen we
auch bald müde. Mit Onkel Nils ging es gleichfalls mehr und mehr abwärts;
begann selbst einen Posten zu suchen; er vermochte ihr schwerlich zu helfen.
Onkel Solum war fast nie zu sehen. Er reiste immer; auch er hielt nur m
gerade sein Boot über Wasser, sagte Mama. Geld ausleihen — hu; lieber ster
als Schulden machen. Und von wem sollte sie borgen? Von Thorseng? Lea wü
explodieren. Bei Thorseng konnte sie nicht einmal sagen, wozu sie das Geld brauch
man durfte dort nicht wissen, daß sie an's Theater dachte.

— Ein lang erwartetes Ereigniß trug sich diesen Sommer zu; Fann
wurde Tante.

Es war ein Knabe. Thorseng fühlte sich glücklich, fast ein wenig verlegen; Mama schien gleichfalls stolz, obschon es ihr nicht zusagte, Großmutter zu heißen.

Da Fanny für den Augenblick keine andere Anstellung hatte, so wurde bestimmt, daß sie Kindermädchen sein solle. Zum Entgelt wollte ihr Thorseng so bald als möglich einen Posten schaffen. Es war ja klar, — Fräulein Holmsen konnte nicht immer in einem Bäckerladen stehen.

Lea's kleiner Junge war niedlich. Nein, solch ein kleines süßes Ding, oh, wie verständig er Einen anschauen konnte; oooh, seht einmal! Fanny drückte ihn an die Brust und schrie vor Entzücken. „Oh! Ich wollte, er gehörte mir! oh! wenn er nur mein wäre!" Plötzlich wurde sie jämmerlich verlegen. Die kleine geschäftige, freundliche Hebamme vertuschte so gut als sie konnte: „Ja, ja, es dauert ja wohl nicht mehr lang, bis das Fräulein heirathet!" — „Brr, ich heirathe niemals," sagte Fanny. — „Nein, nein, nein, nein; das ist schon möglich," lächelte die Hebamme. — Hui, war das grauslich! Brr; uf, wie Lea das nur aushielt. Schon der Gedanke: wirklich ein Kind geboren zu haben; Und alle Menschen wußten es, daß sie es geboren! — Uf! Fanny würde dies nicht ertragen. Fanny fühlte sich schon als Kindsmädchen genirt. Wenn Thorseng einmal zu seinem Sohne hereinsah, erröthete sie. Geschah es zufällig, daß sie mit einer Saugflasche in der Hand irgend einem Manne begegnete, schrie sie auf und lief davon.

Mama führte die Oberaufsicht beim kleinen Knaben; Lea und Fanny waren beide ungefähr gleich dumm. Es war schwieriger, Kindermädchen zu sein, als Fanny sich vorgestellt hatte. Der Kleine litt an Magenbeschwerden; der Arzt hatte Lea abgerathen, das Kind selbst zu säugen.

Das war ein ewiges Gefrette mit Saugflaschen, mit Milch, die gewärmt und gemischt werden sollte, mit Milch, die sauer geworden, mit Mundstücken, die nicht taugen. Manchmal mochte der Kleine die Flasche nicht, wie gut der Inhalt auch bereitet war; da wußte sich Fanny keinen Rath. Sie wiegte ihn so, daß er Gehirnerschütterung hätte kriegen können, trug ihn und schaukelte ihn, bis sie ihre Arme spürte. Gott Vater mochte wissen, was dem Jungen fehlte. Nach und nach lernte sie, daß es wohl helfen konnte, ihm Pulver zu geben, ihm den Bauch mit grünem Öl einzuschmieren, ihm die Windeln, die er naß gemacht, gegen trockene umzutauschen; aber all das war so beschwerlich, daß sie es so lange als möglich unterließ. Als Lea gesund wurde, kam sie oft ins Kinderzimmer. War der Knabe brav, so spielte sie mit ihm und liebkoste ihn; war er schlimm, so schalt sie Fanny aus. Sie konnte gleichfalls ihn warten. Wenn sie abends nicht zu müde war, kleidete sie ihn selbst um; er schrie, aber sie hielt es aus, oft mehr als eine halbe Stunde lang. Es schien ihr unfaßbar, daß Mütter ihre Kleinen der Hand unkundiger Kindermädchen überlassen mochten; sie wäre nie im Stande gewesen, ruhig zu sein, wenn sie ihre Mutterpflichten nicht erfüllt hatte.

Halb schlummernd und stumpf ging Fanny in den Speisedünsten der Küche und der süßlichdumpfen, eingesperrten Luft der Kinderstube herum; hinaus kam sie fast gar nicht, außer wenn sie in der Stadt etwas zu besorgen hatte. Sie erhielt nicht einen Schilling, nicht einmal so viel, um sich einen Knopf für ihr Kleid oder Schnürriemen für ihre Schuhe zu kaufen; Lea vermochte nicht zu begreifen, was Fanny mit Geld anfangen wollte. „Armer Thorseng", jammerte sie, als Fanny ein einzigesmal ihrer schlechten Beschuhung erwähnte, „er hat so viele Ausgaben, daß ich nicht begreife, wie er dafür aufkommen soll; und da ist er nun in eine Familie gerathen, welche —. Es genügt natürlich nicht, daß er für Dich und Mama die Hausmiethe bezahlt; er soll Dich wohl auch mit Kleidern versehen?" —

Fanny wurde blutroth. Sie redete nie mehr von ihrer Beschuhung. —

Als Schwester der Hausfrau mußte sie zugegen sein, wenn man Gesellschaft empfing; es war dies gerade nicht lustig, däuchte ihr. Der Zolleinnehmer kam immer

noch; anfangs hatte er sich zurückgehalten, jedoch nun war er ganz wie früher. trug sein „Unglück" sehr leichtherzig. Neue Gesichter erschienen selten; jedoch manch lud man den Studenten Uchermann ein, welcher der Sohn eines Freundes von Th sengs Vater war. Uchermann sollte ein wenig auf Abwege gerathen sein, hie er war in schlechte Gesellschaft gekommen und schwebte in Gefahr, ein Anhänger freisinnigen Opposition, ein „Venstremand" zu werden. Doch konnte er noch gere werden, glaubte man, wenn er den Einfluß gesunder, guter Ansichten erfuhr, diesem Einfluß sollte er hier unterworfen werden. Er war ein kleiner schnurr Geselle, mager, blond, nicht ganz jung, fürchterlich eingebildet; er trug die Nase und sagte gewiß accurat das, was zu sagen er Lust hatte, und vielleicht hieß Venstremand sein" gerade nicht so höflich und artig sein wie die anderen das war übrigens noch nichts so Arges. Jedoch daß er schäbig gekleidet ging, arg; besonders seine halbreinen Kragen konnte Fanny nicht ausstehen, und es schrecklich von ihm, daß er keine Manschetten trug. Aber vielleicht gehörte auch zum Venstremand. Eines schien ihr gewiß: es konnte nichts an ihm sein, wenn sich von dem Geschwätz, das er hier zu hören bekam, beeinflussen ließ.

Es war wohl besonders der Zolleinnehmer, welcher auf ihn wirken sollte; je falls konnte der Zolleinnehmer ihn nicht sehen, ohne gleich auf die „Venstrema zu sticheln. Allein der kleine Student war durchaus nicht so leicht zu fassen; er zurück und zwar ganz ordentlich. Mit seiner dünnen, schwachen Stimme antwor er, so daß die Hiebe klatschten. Einmal war er besonders boshaft gegen den von Lübeck. Dieser rückte mit allerlei Redensarten heraus von „kleinen Leuten, emporkommen wollten" und von etwas, was er „Parvenüs" nannte; er sagte daß Uchermann es auf sich bezog. „Nein, nein," antwortete Uchermann; „mein war weder Olafsritter noch sonst etwas Großes; aber seinen Sohn beim Zoll unterzubringen, das hat er, Gott sei Dank, dennoch nicht nöthig gehabt!" —

Der Zolleinnehmer wurde ganz still. Lea schaute mit großen Augen den deuten an; Thorseng begann von etwas Anderem zu reden.

An Gesellschaftsabenden, wenn die Damen und die Herren getrennt saßen, Uchermann bei den Damen Platz, denn er spielte nicht Karten. Da wurde er unterhaltend. Man disputirte. Die Damen wagten nicht mit Uchermann über einen Gegenstand einig zu sein, denn sie wußten, daß man ihm „Ansichten" muthete; sie widersprachen ihm, wenn er auch noch so vernünftig war. Das ihn böse, und er sagte ihnen dann prächtige Dinge. Eines Abends nannte er „Hausthiere"; da lachte Fanny laut auf. „Nein, aber Uchermann!" bat Lea. „Ja, ist das denn vielleicht ein Menschenleben," fuhr er eifrig fort, „so all' Tage in der Küche herumzugehen und Grütze zu kochen und dann hie und da Herrn und Gemahl ein Kind zur Welt zu bringen . . . ist das etwa ein Mensch leben? Ihr müßt ja verdummen!" — Die Damen erschraken darüber so sehr, sie kein Wort mehr erwiderten.

Eines Tages richtete Fanny es so ein, daß sie ihn in einer Ecke allein für kriegte. „Nicht ergeben Sie sich, Uchermann!" sprach sie. Er gerieth in ungeheu Erstaunen; „Mich ergeben? Wie meinen Sie das?" — Sie erröthete, sie wußte was sie meinte. „Ja, ich glaubte . . sind Sie nicht Venstremand?" — „Ja, leugbar!" — „Nun, ist das nicht viel lustiger als . . . diese Anderen sind so weilig, wie mir scheint . . . ergeben Sie sich nicht!" — Sie lief weg und biß die Lippen vor Verlegenheit. Uf! Wie dumm sie war! Was ging sie das an? mußte ja glauben, sie sei nicht ganz just im Oberstübchen.

Aber den ganzen Abend nachher war er entsetzlich unverschämt. Er behaup die Damen taugten nicht einmal dazu, Kinder zu erziehen. „Wo sollten sie es gelernt haben? — Seit Erschaffung der Welt hat man ihren Geist brach lie lassen, weil den Männern das Kindische an ihnen so gut gefiel; — glaubt viel

rgend jemand, Kinder verstünden sich auf Kindererziehung?" — Das war riesig unterhaltend. Die Damen wurden so zornig, daß es von ihnen förmlich sprühte.

Von da an kam Uchermann öfter zu Thorseng. Und zu Weihnachten erhielt ;anny ein Geschenk von ihm. Es war ein Buch; „Die Komödie der Liebe von ;enrik Ibsen" hieß es. Vorn ins Buch war mit kleinen, zarten, dünnen Buchstaben eschrieben: „Meiner Walküre". — „Oho, was ist das?" sagte Fanny lachend.

XV.

Endlich.

Die Probezeit hatte lang gewährt. Sie hatte schon die Hoffnung aufgegeben. ;er alte Houen war Monate hindurch herumgegangen und hatte geschwiegen wie eine ;and. Ihre Kleider platzten in allen Näthen, und die Schuhe fielen ihr, Fleck um leck, von den Füßen; er schwieg. Sie hatte sich nicht getraut zu fragen. Natürlich onnte er sie nicht brauchen. Sie taugte wohl nicht. Sie taugte ja für gar nichts. rüher hatten die Leute ihr eingeredet, sie sei geschickt; nun existierte Niemand, der e verwenden konnte. So oft sie fragen wollte, verlor sie den Muth dazu. Wurde e diesmal abgewiesen, so verschlossen sich ihr alle Aussichten.

Daheim begann Mama zu brummen und zu spotten.

„Du mit Deiner Tüchtigkeit —;" „Du mit Deinem Stolz —;" „merkwürdig, aß es Dir, die Du so ein Kabinetsstück bist, nicht leichter geht!" — Es quälte sie ewiß schrecklich, daß sie arm war. Handelte es sich um Geld oder Geldeswerth, so ar Mama fast allzu gierig, wie es Fanny dünkte. Der Altgeselle von Schulze erehrte ihr noch manchesmal etwas; Fanny erschien das lästig und sie sprach davon, ch es zu verbitten; — „sei nicht toll; nimm es an!" rieth Mama. Eines Abends atte Fanny bei Schulze den Thee genommen. Der alte Schulze war galant und egleitete sie heim; beim Abschied schlug er ihr vor, sie solle ihm „ein Busserl" geben, ; wolle er ihr zur Belohnung einen Muff schenken. Fanny kam lachend nach Hause nd erzählte es. Mama lachte auch. Dann aber sagte sie: „pah, hättest Du ihm den ;uß nicht geben können?" — Es war halb und halb im Scherz . . . Fanny versteckte ch ins alte Sopha und begann zu weinen.

Mama ging es auch nicht gut. Die Augen thaten ihr weh von dem ewigen ;ähen, und der Kopfschmerz plagte sie fast wie in alten Tagen. Sie konnte nicht ıehr so flink sein, wie früher; die eine und die andere Freundin verließ sie. Sie atte in der letzten Zeit zum Arbeiten für Geschäfte ihre Zuflucht nehmen müssen; as hieß sich rein zu Grunde richten. Wenn sie den ganzen Tag dabei saß und die albe Nacht noch dazu, konnte sie nicht mehr Geld verdienen, als eine Mark oder ;ne Mark sechs, wenn es hoch kam, eine „Krone"; wenn sie aber derart an einem ;ag eine Krone verdient hatte, geschah es, daß sie am nächsten Tag das Bett hüten ıußte. Nein, das ging nicht. Da mußte Rath geschafft werden. Ließ es sich nicht nders ordnen, so wollte sie . . . in Gottes Namen . . . eine Stelle als Dienstmagd ıchen. —

— — Und da hatte der alte Houen sie blos gefragt, ob sie mit 25 Kronen ıonatlich zufrieden sei. Ob sie zufrieden sei?!

Fünfundzwanzig Kronen, d. h. sechs Thaler, eine Mark und sechs, . . . 0 Thaler im Quartal, . . . dreihundert Kronen im Jahr, — ob sie zufrieden war!!

Sie hätte dem alten Graubart um den Hals fallen und ihn küssen mögen. ;ar nicht zu erwähnen, daß er obendrein gesagt hatte „vorläufig" . . .

Ihr Glück war nicht zu ertragen. Nun vermochte sie nicht allein sich selbst

im Fahrwasser zu halten; sie konnte überdies auch Mama helfen. Ihre Schu... bezahlen; frei werden, frei! Niemals jemand Anderem zur Last fallen. Und da... endlich einmal Mama ein wenig froh machen. Die Arme, lang genug hatte sie ... geplagt; jetzt war es an der Zeit, daß man es ihr erleichterte. Gott! wie wu... die Welt so frei und hell; Gott, wie kriegte man nun Ellbogenraum und ... Zuversicht. Geschäftsmüde, wie sie war, tanzte sie diesen Abend nach Haegdehau... heim, und als Mama ihr die Wangen klopfte und sagte, sie sei ja dennoch ein ... Mädchen, da mußte Fanny wieder einmal zum alten Sopha hin . . . es war ... wie leicht sie weinte. —

— Aber lustig fand sie den Laden nicht. Sie war siebzehn Jahre alt; ... junges Blut durchwogte unruhig ihren Leib. Es drängte sie, frei zu sein, mitzuth... sich herumzutummeln, sich herumzudrehen; es drängte sie, zu sehen und gesehen ... werden, zu bewundern und bewundert zu werden, aufzutreten und gute Figur ... machen; ihr Platz war unter Menschen, welche lachen konnten, in strahlenden Sä... wo man zur Geltung kam; es drängte sie nach Sonne, Licht und Luft und ... — und da sollte sie versteckt hinter einem Ladentisch stehen, in Dämmerniß ... Staub, an einen Fleck gebunden, gebunden wie eine Sklavin, vom Morgen bis ... Abend, mit einer Stunde Zeit zum Mittagessen. Sie hatte gemeint, ein Jahr ... so bei Houen auszuhalten; aber hoffnungslos lang, wie die Stunden wurden, kon... sie sich nicht vorstellen, wie ihr das gelingen sollte.

Wer nur ein Buch bei der Hand gehabt hätte oder wenigstens ein Strickzeu... eine Stickerei, etwas, um sich in den langen Freistunden zu beschäftigen, irgend etwa... das sie die Uhr vergessen ließe. Aber nein. Man durfte sich nicht einmal setzen. Hatte man nichts zu thun, so mußte man sich zu thun schaffen, jedenfalls aber imme... fort stehen; der Chef konnte ja jeden Augenblick kommen, und dann mußte Je... der den Laden betrat, den bestimmten Eindruck empfangen, daß man in diesem Geschä... nicht Zeit behielt, um träg zu werden.

Also in den Fächern ordnen, rücken, klassificieren, Staub abputzen, den Be... aufnehmen; in Bewegung sein, so lange man's konnte, und hernach stehen; ste... und stehen, aber dabei ausschauen, als ob man eben sich eine Pause gönne; ... halbe Stunde auf dem einen Bein, hierauf eine halbe Stunde auf dem anderen Be... und dann wieder wechseln; vielleicht eine Lade aus dem Zahltisch ziehen, um d... Bein darauf zu stützen, aber stehen; stehen, bis die Glieder auseinander glitten ... der Kopf ganz sausend leer ward, wie ein leeres Holzfaß. Die Zeit von acht ... Morgens bis um Mittag schien absolut unendlich.

Nein, hier war es nicht lustig. Allein ein Jahr lang mußte man es ja ... aushalten können; Jungfer Stang, ihre Vorgängerin, die hatte es dreizehn Jah... lang ausgehalten. Denkt Euch, dreizehn Jahre! Aber dann war sie auch ... gewesen. Es war von ihr nichts anderes übrig als ein Skelett — „und ein ... Nasenbrillen", wie der Junior sagte —, und dann hatte sie ein altes Scheusal ... 68 Jahren geheirathet, welches Fanny nicht einmal mit einer Feuerzange hätte anrühr... mögen. „Ich würde sogar einen Watsack nehmen," hatte sie geäußert, „wenn ich nur aus der Bude herauskomme!" —

Die andere Dame, Dorthe Baltzersen, hielt es schon zwei Jahre aus. Si... war ein angenehmes Mädchen; jedoch sie war gottselig. Deshalb konnte Fanny ... nicht ganz an sie anschließen; sie hätte selbst gottselig werden müssen. Und das ... mochte sie nun einmal nicht; sie wollte wenigstens das Theater nicht aufgeben. Glücklicherweise redete Dorthe nicht viel von ihrer Gottesfürchtigkeit, so daß Fann... dennoch mit ihr ziemlich viel umgehen konnte.

Das männliche Personal bot wenig Interesse. Ilsnaes, der oberste Buchhalter, war mehr als dreißig Jahre alt und verheirathet; der Lageraufseher Moe war jünger,

aber still und zurückhaltend. Er stammte vom Lande her. Der Junior beschuldigte ihn, ein Liberaler zu sein.

Sie konnte den Junior nicht ausstehen, obgleich er der Sohn des Chefs war. Fürchterlich elegant sah er allerdings aus, dabei aber ekelhaft und schlaff. Er sollte das Geschäft verstehen lernen, lehnte und lungerte aber zumeist beim Ladentisch herum und fühlte sich nicht wohl. „Ich bin zugrunde gerichtet," sagte er; das sollte interessant sein. Er versäumte niemals einen Anlaß zu einer Zweideutigkeit; es schien, als glaubte er, es gefalle uns das. Natürlich mußte man uns wie ordinäre Mädchen behandeln, weil wir nicht die Mittel hatten, im Staat daheim zu sitzen . . . „Wenn man sich in untergeordneter Stellung befindet," sagte Dorthe sanftmüthig, „so giebt es viel dergleichen . . . Es ist eine Prüfung; wir sollen geläutert werden wie durch ein Feuer . . . Die Frage ist nur, ob wir die Geduld dazu haben!" —

Fanny redete mit ihm nicht. Sie war eines Tages im Warenmagazin gewesen, um allerlei Nähsachen zu ordnen; er war ihr nachgekommen und hatte sich niedergesetzt, um zuzuschauen. Als sie wieder in den Laden zurück wollte, lispelte Junior: „Kommen Sie und setzen Sie sich auf meinen Schoß, Fräulein!" — Fanny ging stolz an ihm vorbei und that, als habe sie nichts gehört. Und von dieser Zeit herrschte Feindschaft zwischen ihr und dem Sohn des Chefs. —

Houens Garn- und Leinwandhandlung lag an der Ecke, bei welcher die Akersgade und die zwei Grenzstraßen zusammenstoßen. Hier machten kleine Leute und Bauern von der Westküste ihre Einkäufe. Auf der Straße gab es, trotz winterlichen Kothes, ein ziemlich geschäftiges Treiben: man konnte es durch die Glasscheiben der Ladenthür gut wahrnehmen. Ach, die glücklichen Menschen draußen, welche frei waren! Denkt Euch, gehen zu dürfen, wohin man wollte und wann man wollte; keine Uhr über sich zu wissen, die Einen an denselben Fleck schraubte; — Gott, wie glücklich sie eigentlich vorher gewesen! Nun mußte sie sich begnügen, die Glücklichen zu sehen. Ei schau, das war Grethe. Natürlich, ein Buch unter dem Arm; nun war sie wieder in der Bibliothek gewesen. Hier kamen Fräulein Bull und Fräulein Borch; sie gingen Einkäufe zu machen. Glückliche Menschen . . . Wer war das? Bei Gott, Pastor Holck mit Frau; denkt Euch, er trug Pelzmantel und hohe Stiefel, bei dieser Temperatur! Ja, man konnte sich's behagiich machen! Einmal fuhr Kristian Thorseng in seinem Schlitten vorbei . . . Denkt Euch, in diesen Dickwanst war sie verliebt gewesen! — Manchmal sah sie auch William. Er war nun Student, bleich und überstudiert; die Troddelmütze kleidete ihn übrigens. Ach, all'diese alten Kindereien! Möchte doch wissen, wie oft sie in ihrem Leben verliebt gewesen. Nun, da es vielleicht einen Sinn hätte, war sie gerade in keinen Menschen verliebt. — Nein, wer war denn das . . . die hübsche niedliche Dame in schwarzem, pelzbesetztem Mantel und Kosakenmütze . . . „Ei, sieh da, die kleine Emilie Lund," lispelte Junior. „Nein, wie herzig sie ist! Ist es nicht zu dumm, daß dieser abscheuliche Anwalt so eine Maitresse haben soll?" — „Der Anwalt?" fragte Ilsnaes. „Ich meinte, es sei ein Kapitän." — „Beide, beide," antwortete Junior; „Emilie denkt wohl, vom Guten habe man nie genug!" — „Ja, aber geht das?" — „Wieso gehen?" — „Fahren der Anwalt und der Kapitän sich nicht manchesmal in die Haare?" — „Aber Sie guter Ilsnaes, das ist eine ganz freundschaftliche Uebereinkunft . . . Emilie Lund kam dem Anwalt zu theuer, verstehen Sie, und so überließ er sie zur Hälfte dem Kapitän . . . ja . . . so wurden alle drei zufrieden, ach, ging' es immer so hinieden!" —

„Was redet Ihr da?" fragte Fanny ganz starr. — „Zu dienen, Jungf — Fräulein; Emilie Lund hat zwei Männer; ist das so merkwürdig? Kennen Sie Emilie Lund?" — Fanny machte sich bei einem der Fächer etwas zu thun. „Woher sollte ich?" fragte sie. — „Verzeihung, Jungf — räulein; Sie erkundigten sich mit so viel Interesse, dünkte mir; aber vielleicht ist's einer der Herren, den Sie kennen?

[illegible] in welcher [illegible]

[illegible] wie mit Emilie? [illegible] war ja ebenfalls [illegible] Menschen. Papa war [illegible] innerlich [illegible]

Wenn [illegible] sie sich damit, daß sie eine brav[e] Mutter habe. [illegible] Mutter, auf die es ankam, besonders b[ei] den Töchtern. [illegible] hatte. Tom war auc[h] nicht der schlimmste; [illegible] geheirathet und lebte an[]ständig; arbeitete bei [illegible] emporzukommen; es war dumm von ihr, herumzugehen und sich mit [illegible]. Eine andere Sache war e[s] mit Emilie; sie war auch einer [illegible] Mutter nachgerathen. — (Fortsetzung folgt.)

[illegible] die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck: Kroll's Buchdruckerei. Sämtlich in Berlin.



Der Naturforscherblick.

Eine Zukunftsträumerei.

Mich beherrscht ein Erinnerungbild. Junge Leute, Berliner Poeten, am Biertisch, in vorgerückter Nachtstunde. Alle mit dem Zeichen der Weltstadt: nervös. Die Debatte schon seit Stunden so heftig, daß stille Spätgäste, die an benachbarten Tischen noch ihre Zeitung in Frieden zu lesen gedachten, mit Entrüstung das vulkanische Terrain geräumt haben. Auf allen Gebieten der Aesthetik ist verwüstet, politische Systeme sind (für diese Nacht) gestürzt, Weltanschauungen bis in das Extrem getrieben, wo nach dem Wortlaut des Münchener Bilderbogens „die Wurst in der Luft sich selbst verschlingt.“ Zuletzt, da die Gegenwart abgewirthschaftet ist, taumelt das Gefecht der Zukunft zu, in die sie alle so gern möchten! Sie ist das himmlische Jerusalem für alles, ein heller Ausschnitt von reinem Sauerstoff im Tabaksqualm, ganz Lorbeerduft und Bellamy. Aber einer wirft eine gallige Kritik dazwischen. Meint Ihr denn, in ein paar Jahren könnte irgend wer noch lesen, was wir schaffen, unsere Schilderungen, unsere Vergleiche, unsere ganze Redeweise? Schafft Ihr nur und plagt Euch, windet Kränze oder „arbeitet“ im Sinne Zola's: es wächst etwas heran in uns, schon jetzt fühlbar, schon hier in dieser Generation als Embryo durch die Schale schimmernd, das Euch alle todtschlägt. Der Naturforscherblick! Wir lernen anders *sehen*. Immer hat der Geist, hat die Summe des geistig Verdauten das Auge beherrscht. Unzähliges, was wir für direkt hielten, war assoziativ. Nun macht der Geist einen Ruck, — das Auge muß mit. Und es wird mitthun. Und dann, wenn man erst einmal anders sieht, anderes in geistigem Zwang hineinsieht in die Welt, dann werden Eure Beschreibungen albern, kindisch, unmöglich sein.

Wir hatten ein Wort: der Naturforscherblick. Ein Wort ist stark, Keiner wußte gleich eine Antwort. Da verlangte Einer ein Beispiel. Wir hatten vorher von der Sonne gesprochen, von der Art, wie Poeten verschiedener Zeiten den Sonnenaufgang malten. Nun da habt Ihr's: Sonnenaufgang! In kurzer Spanne wird es der Menschheit, zumal einer sozial verbesserten Bellamy-Menschheit, an die ja doch viele von Euch glauben, gar nicht mehr möglich sein, die Sonne „aufgehend“ zu sehen. Der Geist, der weiß: die Erde dreht sich und die Sonne steht, wird das Auge corrigiren. Wir werden das Gefühl haben, der Horizont sinke, die Erdoberfläche fließe der Sonne zu oder so etwas. Das Alte wird unverständlich, atavistisch, albern sein, alle

Schilderungen, die ohne diesen Naturforscherblick geschaffen sind, werden Makulatur sein, für Mäuse und Archäologen.

Das Beispiel wirkte mit unwiderstehlicher Komik. Man lachte und die Sache war todt. Als wir nach Hause gingen, war der „sinkende Horizont" ein Scherzwort, mit dem wir uns hänselten. Ein verrücktes Paradoxon, das Ganze, nichts weiter, das Beispiel hatte genügt.

Aber in stillen Stunden ist mir doch ein eigenthümlich prickelnder Gehirnreiz wiedergekehrt, der an das Erinnerungswort „Naturforscherblick" anknüpfte. Wenn nun bloß das Beispiel ein unsinniges war? Es giebt Dinge, zumal in unserer toll gährenden Zeit, die man noch nicht in klaren Beispielen verkörpern kann und die doch da sind. Eine Art Gedanken-Horla im Sinne der spiritistischen Novelle Maupassants, der uns innerlich besitzt, ohne daß wir ihn sehen, der uns seinen Namen in's Ohr raunt, ohne ein Gesicht, eine Zunge zu haben, der unser Bild im Spiegel auslöscht, so daß wir fühlen, es ist etwas dazwischen getreten, ohne daß wir deshalb dieses „was" selbst fassen oder schauen könnten. Es giebt nicht blos Gespenster der Vergangenheit von der Spezies der Ibsen'schen: es giebt auch Zukunftsgespenster. Dereinst werden es vielleicht einmal gute Engel der Menschheit sein, wie es so mancher Zug in Moral und Wissen einmal war, der heute ein abgelebtes und doch noch sich regendes „Gespenst" ist. Die Hand der Zukunft preßt in solchem Falle schwer auf die Gegenwart. Es ist, wie wenn man zwangsweise unreifes Obst essen müßte. Und die großen Magenbeschwerden, an denen unsere Zeit der Jahrhundertwende krankt, danken wir diesen unreifen Aepfeln aus dem himmlischen Jerusalem der Nachwelt ebenso, wie den wurstgiftigen Würsten und verschimmelten Käserinden der abgetafelten Kulturmahlzeiten.

Nur ein Narr kann bezweifeln, daß die Menschheit in verhältnißmäßig kurzer Zeit enorme Veränderungen in der Sehschärfe durchgemacht hat. Ich meine jetzt nicht die Fortschritte durch mechanische Hülfsmittel, die gleichsam das Auge verbessert haben. Die Brille ist ein Nothbehelf der Kultur für Augen, die eben mit dem Heraufgang dieser Kultur hochgradig verschlechtert worden waren, kein Fortschritt, sondern ein Surrogat zur mühsamen Wiederherstellung eines verlorenen Normalzustandes. Fernrohr und Mikroskop dienen nur Einzelfällen, die hier nicht in Betracht kommen. Ich sehe auch ab von besonderen Fällen, von den ihrer Zeit berühmten und dann wieder ganz problematisch gewordenen Hypothesen über fortschreitende Entwicklung des Farbensinns, wonach die Menschheit noch in historischer Zeit relativ farbenblind gewesen sei, und ähnlichen Sachen, für die es vorläufig gar keine Beweise giebt. Ich meine die Vergrößerung des Sehfeldes, die rein durch geistige Zuthaten, durch eine enorme Vermehrung der assoziativen Vorstellungen mit der Vermehrung und wachsenden innern Verarbeitung des menschlichen Wissens gekommen ist. Ein Mensch mit Geschichtskenntnissen sieht im Colosseum das Hundertfache von dem, was ein Laie sieht. Natürlich muß er seine Kenntnisse so in Fleisch und Blut haben, daß die sämmtlichen assoziativen Hülfsfaktoren unmittelbar mit dem Aufblitzen des direkten Eindrucks aktiv werden. Ein Naturforscher, der eine Berglandschaft ansieht, sieht da, wo der Laie nur eckige oder glatte Formen und ein paar Farbkleckse hat, ein Stück seines Naturganzen mit seiner ganzen Geschichte, mit seinen Verknüpfungen, mit seiner Bedeutung. Und auch der Künstler sieht (man vergißt das gern) als Wissender, als Fachmann in seiner Art unendlich viel mehr als der Nichtkünstler. Er sieht Form- und Farbabstufungen, Harmonieen, Contraste, das Rhythmische oder Unrhythmische der Natur und Verwandtes, Charaktertypen, Ethisches, Tausenderlei, was man erst durch strengste Schulung und besondere Anlagen und Glücksumstände erlangen kann.

Jeder dieser „Mehrwissenden" und deshalb „Mehrsehenden" sucht aber nun eine Gemeinde für sich zu erziehen, sucht grade seine Verbesserung zur möglichst ausschließlichen Geltung zu bringen. Der Archäologenblick mit seinen Geschichtszuthaten streitet vor einer Tempelruine mit dem Geologenblick, der den Marmor der Säulen zum

Ansatzpunkt nimmt, und dem Malerblick, der das Formale in den Linien und Farben faßt. Vermischt erweitern die verschiedenen Betrachtungsarten den Horizont in's Kolossalste. Aber das ist die seltene Ausnahme. Wir haben ein paar Proben. Goethe. Alexander von Humboldt. Es sind verschwindend wenige. Meist herrscht Zwist von Rivalen. Fast jeder Zwist ist aber Ursache eines einseitigen Sieges. Wer siegt in der Gegenwart oder wer beginnt wenigstens zu siegen?

Mir scheint es nicht zweifelhaft, daß es der Naturforscherblick ist. Und zwar in einem engen Sinne der Naturforscherblick. Denn man kann dem Begriff Naturwissenschaft eine universale Bedeutung geben, die allerdings jede Rivalität oberflächlich vernichten würde. Auch das, was der Maler „mehr" sieht, ist schließlich in einem ganz gut definierbaren Sinne eine Bereicherung unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Aber mit solcher Universal-Verwässerung kommen wir nicht durch. Der Naturforscherblick im engeren Sinne muß siegen, nicht in Folge einer Laune, sondern durch ein ziemlich handgreifliches Gesetz. Die Naturwissenschaft beginnt unsere erste und größte Glücksquelle zu werden. Nicht die ästhetische Freude an der Natur, sondern die Naturbeherrschung, die uns Maschinen baut. Wenn ein ungeheures soziales Wirrsal den ersten Schöpfungstag des Maschinenzeitalters, das neunzehnte Jahrhundert, zur Hölle statt zum Paradies gemacht hat, so darf uns das den Blick nicht trüben für das gute Ende, das nachkommt.

Der Begriff des Unterdrückers ist auf's Engste verschmolzen mit dem des Siegers. Auch der Naturforscherblick siegt und unterdrückt, beides. Am Schwersten leidet unter seiner Herrschaft der Künstlerblick, soweit dieser am Formalen haftet. Evident ist der Sieg sowohl wie die Unterdrückung besonders da, wo beide nicht bloß sehen, sondern auch Sichtbares schaffen, innerlich Geschautes nach Außen setzen. Der Künstlerblick hatte das Parthenon und den Kölner Dom geschaffen. Der Naturforscherblick baut Bahnhofshallen und Tunnels. Wenn er Launen hat, reckt er einen Eiffelthurm in die Wolken. Und wer zweifelt, das die nächste Generation mehr Drahtseilbahnen und Telephonnetze gründen wird als Kölner Dome? Könnte ein Ohr über den Sternen den großen Melodieen unserer Zeit als unbefangener Hörer lauschen: es würde allenthalben einen durchdringenden Klagelaut hören: die Klage der mit eiserner (in des Wortes wahrster Bedeutung eiserner) Faust niedergebeugten Formalbetrachtung, des reinen Künstlerblickes, des schauenden wie des schaffenden. An diesen Thatsachen ändert keine Kaffeeweisheit ein Titelchen. Nicht Rembrandts Blick ist oder wird Erzieher unserer Zeit und der absehbaren nächsten, sondern sein striktes Gegentheil: der Naturforscherblick. Fromme Wünsche sind da machtlos, auch wenn sie zwölf Auflagen erleben.

Dem archäologischen Blick, dem wir noch Götzen um Götzen bauen, wird ein sehr ähnliches Loos beschieden sein wie dem formalästhetischen. Man sehe im modernen Rom die Pferdebahnwagen einer der neuen Prachtstraßen an den bemoosten Brocken der Servius Tullius-Mauer vorbeisausen: wie lange wird dieser Reliquienkultus dauern? Ungeheure Institutionen der Gegenwart fußen noch durchaus nur auf diesem Kultus, den wir dem archäologischen Blick verdanken . . . . . sie werden fallen.

Sieger, Unterdrückte, — dazu gehört als Drittes noch der Begriff der Compromisse. Auch sie blühen, und was blüht, sind doch nur Vorboten, die geschlossene Phalanx kommt erst noch. Unser künstlerischer Realismus ist ein solcher Compromiß, einer der triebkräftigsten.

Der Naturforscherblick ist unsere Zukunft. Der Schmerz der Gegenwart ist zum Theil der Schmerz, daß diese Zukunft noch nicht da ist. In solchem Moment ist es verzweifelt schwer, die Frage weiter zu treiben, zu fragen: wird die Herrschaft des Naturforscherblicks noch später wieder abgelöst werden durch eine andere Betrachtungsart? Eine Phase ist er gewiß, so allgemein läßt sich schon aus Analogiegründen eine Antwort finden. Aber was kommt dann? Billig und oberflächlich wäre es, zu sagen: wieder eine Aera des formalen Künstlerblicks. Gewiß nicht dessen, was wir jetzt so

nennen. Die formale Auffassung, die den Naturforscherblick in einer späten Stunde, nachdem er sein Glückswerk gethan, ablösen könnte, würde unbedingt eine ganz andere, unendlich vertiefte sein. Denn der Naturforscherblick wird bis dahin unerbittlich angeräumt haben. Mir ist der Gedanke vertraut, daß eine Brücke sich spannen werde durch das Mathematische. Ich träume dann von einer unendlich befriedigenden Formanschauung auf Grund erkannter mathematischer Verhältnisse. Auf dem Erkannt müßte der Nachdruck liegen, denn die ungeheure Herrschaftsepoche des Naturforscherblicks wäre ja zwischen jetzt und dann und sie wäre nicht verloren. Aber im Grunde sind das noch Träumereien, ohne Umrisse, ohne Ueberzeugungsmacht für Andere. Andere glauben, die Epoche der sich abrundenden Naturerkenntniß, in die wir hineinsteuern, werde gipfeln in der tollsten aller Entdeckungen: in der Mystik, in einer Mystik der Thatsachen. Darüber will ich hier nicht streiten. Schäfer Thomas zu sein hat jeder das Recht. Obwohl man an einem ehrlichen Spukwort eigentlich nicht deuteln soll, möchte ich hier doch den tiefsinnigen Denkspruch des Berliner Schulgespenstes anwenden: „Ich bin dumm und du bist dumm, dreh'n wir uns beide die Hälse um.“

Wilhelm Bölsche.

Das gescholtene Märchen.*)

Es thut mir wirklich leid, das arme Märchen! Und ich glaube auch, man hat es ungerecht behandelt. Das kleine Aschenbrödel macht sich doch gewiß nicht breit im modernen Leben. Im Gegentheil, es ist mehr denn genug verschüchtert. Aber eher verdienen die übrigen, lauten und oft unbescheidenen Gespielen unserer Kinder, die „Erzählungen“, ein derbes Wort — sowohl die für die Kinderstube als auch die „für die reifere Jugend.“ Da wenden sie doch einmal die Ruthe an, Herr Heinrich Schupp! Dies garstige Gesindel ist wirklich erziehungsbedürftig. Aber das Märchen! Das steht fürwahr so bescheiden abseits von den „modernen“ Kindern und wartet ganz verlegen, bis ein oder zwei es bemerken und zu ihm kommen. Und da stürmen Sie Protektor Ihrer modern-naturwissenschaftlich-geschichtlich-moralischen Erzählungen auf das arme Märchen los und schelten: „Pack dich! Wir können dich nicht gebrauchen! Wir leben im Zeitalter der Naturwissenschaft! Da bist du unmodern! Denn wer ist deine Mutter? He? — Phantasie? Da haben wir's! Phantasie ist nichts Positives, sondern ein Nebel! Wir wollen nicht phantasiren, sondern beobachten! Drum mach, daß du fort kommst; du darfst mit modernen Kindern nicht spielen!“

Nein, wirklich, Herr Schupp, Sie sind ungerecht. Zunächst beurtheilen Sie die Herkunft des Märchens ganz falsch. Sie sagen:

„Das Märchen beruht psychologisch auf der alten Wahrnehmung, daß die Fassungskraft des Kindes die Kategorie des Abstracten noch nicht zu bewältigen vermag. Um also eine moralische Sentenz dem Kinde verständlich zu machen, muß die früher erstarkende Einbildungskraft Mithilfe leisten. Wie uns der Dichter durch seine Persönlichkeiten gewisse Anschauungen anerziehen will und je nach seiner Bedeutung auch anzuerziehen vermag, während ihm die Fabel nur als Beiwerk dient, so verzuckerte man die trocknen Mandeln der Pädagogik mit poetischen Zuthaten, um sie dem Kinde mundgerecht zu machen.“

---

*) Vergl. den Aufsatz „Moderne Jugendschriftstellerei“ von Heinrich Schupp in Heft 34.

Zunächst können derartige pädagogische Zweckvorstellungen doch nicht für die psychologischen Wurzeln des Märchens ausgegeben werden. Die angeführte Erklärung kann allenfalls für die Fabel — ich meine jene Gattung der „didaktischen Poesie" — sowie für gewisse Machwerke der pädagogischen Schriftstellerei gelten, nicht aber für all die ergreifenden Märchen aus dem Volksmunde sowie für die eines Hauff, Andersen, Bechstein und Leander, welch letztere Gruppe sicherlich derselben Grundquelle entströmt ist, wie jegliche echte Poesie überhaupt, d. h. einem Drange, ergreifenden Erlebnissen des Innenlebens dauernde Gestalt zu verleihen, nicht aber „die trockenen Mandeln der Pädagogik zu überzuckern und mundgerecht zu machen." — Doch selbst angenommen, solchen pädagogische Erwägungen seien die Quelle des Märchens, so ist doch aus der von Schupp gegebenen Erklärung keineswegs ersichtlich, inwiefern aus solch pädagogischen Erwägungen gerade das Märchen entsteht. Pädagogische Mandeln, überzuckert mit „poetischen Zuthaten" machen doch nicht speciell das Märchen aus, sondern bilden überhaupt eine pädagogische Erzählung. Werden nicht auch die „modernen" Erzählungen, für welche Herr Schupp schwärmt, „poetische Zuthaten" mit ihrem pädagogischen Gehalte verbinden? Die Folgerungen, welche von Herrn Schupp an seine genetische Definition des Märchens geknüpft werden, müßten also — falls es überhaupt Folgerungen sind — auch jene modernen Erzählungen treffen.

Eine Stelle des Aufsatzes richtet sich gegen die Phantasie; Herr Schupp scheint also unter demjenigen Bestandtheile des Märchens, welchen er die „poetische Zuthat" nannte, eine Geburt der Phantasie zu verstehen und gerade wegen dieses Phantasiegehaltes das Märchen als unmodern zu verwerfen. Indessen ist dieser Phantasiegehalt ebensowenig wie die „poetische Zuthat" eine Eigenthümlichkeit des Märchens. Wendet sich Herr Schupp gegen die Phantasie, so muß er der gesammten Dichtung feindlich gegenüber stehen oder dieselbe wenigstens aus dem Bereiche der modernen Erziehungsmittel überhaupt ausschließen. Er scheint auch in der That dieser Tendenz zu huldigen; denn er sagt: „Seit die Naturwissenschaft das Recht in Anspruch nimmt, eine Pädagogik nach eigenen Normen zu haben und diese Frage mit einer, ihrer Macht angemessenen Ausschließlichkeit zur Geltung bringt, entbehrt die Märchen- und Fabeldichtung sogar theoretisch jeder Fürsorge. Während sie vormals bei der vorwiegend litterarisch-logischen Bildung die denkbar beste Propädeutik war, wird sie von nun an mehr ein berauschendes Gift, denn durch sie bekommt die kindliche Phantasie Bedarf nach poetischen Genüssen, den ihm die spätere Bildung nur sehr mangelhaft befriedigen kann. Wer sich später an den Gesetzen der Schwere, der Anziehungskraft, der chemischen Affinität, oder den trockenen Formeln und Deductionen der Algebra, Trigonometrie und Sphärometrie, oder den entsetzlich langweiligen Kniffen der höheren Mathematik logisch bilden soll, bedarf wohl kaum jener Macht, welcher man seit 2000 Jahren den vordersten Platz in der Geistesbildung eingeräumt, der Phantasie."

Was zunächst diese letzte Deduction betrifft, so vermag ich sie nicht mitzumachen. Ich möchte sogar das Gegentheil folgern, nämlich sagen: gerade die einseitig mathematische und begriffliche Bildung macht für die Erziehung nothwendig, ein Gegengewicht zu bieten. Oder ist es etwa wünschenswerth, daß die Uniform der geistigen Persönlichkeiten, welche heutzutage durch Schulbildung und Berufsthätigkeit bereits eine übermäßige Ausbreitung erhalten hat, auch noch durch die Jugendschriften befördert werde? Soll der moderne Mensch etwa schon in den Kinderschuhen für die mathematische Schulamtskandidatur oder den Maschinenbau vorbereitet werden? Nein, ich bin heutzutage mehr als je für humanistische Jugendbildung, wenn ich auch darunter etwas anderes verstehe als die Schwärmer für unser Gymnasium. Und die Pflege der Phantasie sowie des poetischen Gemüths gehört zur humanistischen Bildung. Denn erstens giebt es Berufe, für welche Phantasie und Gemüth nöthig sind. Und zweitens wollen wir doch die Kinder nicht zu bloßen Berufsmenschen, zu Arbeitsmaschinen erziehen, sondern auch zu Menschen überhaupt, zu genußfähigen Menschen,

zu human empfindenden, für Freuden und Leiden ihrer Mitwesen verständnißvollen Menschen. Die Genußfähigkeit aber soll sich ganz besonders auf die Künste erstrecken, setzt also Phantasie voraus, und auch das ethische Empfinden wird theilweise durch die Phantasie bedingt. Doch selbst wenn wir im Menschen einseitig den Berufsarbeiter sehen, müssen wir ihm Phantasie wünschen. Schopenhauer, der scharfblickende Beobachter des geistigen Lebens, hat überzeugend nachgewiesen, daß in jeder Wissenschaft, auch in der scheinbar ganz phantasielosen, der phantasiebegabte Kopf dem trocken-begrifflichen ebenso überlegen ist, wie das über Land und Meer dahinschwebende Flügelthier dem am Felsen klebenden Schalthiere, und daß die größten wissenschaftlichen Hypothesen und die daraus hervorgegangenen Entdeckungen durch Phantasie bedingt wurden.

Aber vielleicht versteht Herr Schupp unter Phantasie etwas Anderes als ich. Hören wir ihn. Er sagt:

„Phantasie ist nach naturwissenschaftlicher Anschauung nichts Positives; es ist das durch unbestimmte Gefühlsregung bewirkte nebelartige Band zwischen zwei gedanklich nicht zu vereinigenden Bewußtseinsmomenten.“

Es ist zwar schwer, aus diesen Ausdrücken, „nichts Positives“, „unbestimmte Gefühlserregung“, „nebelartiges Band“, „gedanklich nicht zu vereinigende Bewußtseinsmomente“, etwas „Positives“ zu entnehmen; indessen scheint mir die Psychologie des Herrn Schupp unter Phantasie den Inbegriff derjenigen Vorstellungs-Verknüpfungen zu verstehen, welche nicht der äußern Wirklichkeit entsprechen, sondern subjektiv komponirt sind. Ein Krokodil, welches Flügel hat und Feuer speit, würde als Beispiel gelten können. Nun scheint Herr Schupp zu kalkuliren: Drachen, Tischlein-deck-dich und Hexen kommen in der Wirklichkeit nicht vor, sind „nichts Positives“; drum fort mit solchem Humbug, das alles ist — wie die Kinder zu sagen pflegen — gelogen!

Ich möchte diese Anschauung einen platten Rationalismus in der Poesie nennen. Ich habe diesen Rationalismus zuweilen bei Kindern gefunden, welche einfach nicht die Fähigkeit hatten, der Märchenphantasie zu folgen, und denen dieses Nicht-Können als ein Nicht-Wollen erschien, indem sie wähnten, sie wollten deshalb nicht, weil solche Märchen „gelogen“ seien. Ich gebe nun zu, daß die trockene, für Märchen nicht empfängliche Vernünftigkeit in der „modernen“ Zeit überwiegt, glaube aber nicht, daß dieser Zug des Zeitgeistes von unserm hohen Stande der Naturwissenschaft bedingt ist. Vielmehr verträgt sich nach meiner Meinung die Märchenphantasie sogar mit dem höchsten Stande der Naturwissenschaft, genau so, wie sich Poesie und Vernünftigkeit wohl vertragen können. Wenn ich beispielsweise den Mond anschaue, weiß ich sehr wohl, daß er ein kalter Planet mit ausgebrannten Kratern ist, stehe aber trotzdem unter dem mystischen Eindrucke dieses kühlen, keuschen, sanftschwermüthigen, träumerischen Gesichtes. Und wenn ich das Grimm'sche Volksmärchen vom „Machandelboom“ lese, stört es mich gar nicht, daß ich nebenbei weiß, ein todter Mensch kann sich nicht in einen Vogel, und ein Vogel nicht in einen lebendigen Menschen verwandeln. Wen das stört, dessen poetische Phantasie ist nicht genügend entwickelt. Aber die Wissenschaft ist nicht das Störende. Wäre sie es, dann freilich wäre es wohl Zeit, dem Märchen das Grab zu graben. Aber mir scheint, das hat gute Weile. Auch im vorigen Jahrhundert glaubten Rationalisten, die hohe Kraft der Wissenschaft habe das Märchen endgültig beseitigt, und siehe, die darauf folgende Romantik brachte einen großartigen Märchenkindersegen, während die Wissenschaft sowohl an Inhalt wie an Verbreitung nicht etwa rückwärts, sondern vorwärts gegangen war.

Unverwüstlich wie die Poesie, die ja erst mit dem letzten Menschen ausstirbt, scheint mir auch das Märchen zu sein. Denn es entspringt einem dauernden Bestandtheile des Menschengeistes, nämlich der Traumphantasie. Jeder Mensch träumt. Der Traum hat einen vielfach andern Inhalt als die Wirklichkeit. Das ist nicht so

zu verstehen, als fehle dem Traum-Inhalt die Causalität: der Traum hat sogar eine bewunderungswerth feine Causalität. Die Form des Naturgesetzes waltet auch im Traumleben strengstens. Insofern wird der naturwissenschaftliche Geist durch den Traum nicht verletzt, sondern sogar bestärkt. Es giebt keinen mehr logischen Kombinator seiner Naturgesetze und bekanntermaßen keinen größeren Psychologen als es der Traum ist. Nur materiell sind die Vorgänge im Traum von denen der Wirklichkeit verschieden. So überwinden wir im Traume unsere Schwere durch ein bloßes flügelartiges Schlagen mit den Armen. Die freie (phantastische) Kombination von Vorstellungen wird eben im Schlaf durch die Sinne nicht korrigirt, und infolgedessen schwindet die Kritik von Seiten unseres Wirklichkeitsbewußtseins. Aber nicht bloß der Schlaf hat diese Wirkung. Auch im Wachen kann diese Phantastik überwuchern, falls nur die Thätigkeit der äußeren Sinne vermindert wird. So im Dunkeln, wo wir nicht sehen. So auch im Wachträumen, wobei die Aufmerksamkeit weniger auf Auge und Ohr trifft, als auf unser Innenleben gerichtet ist. Solches Wachträumen ist die eigentliche Quelle des Märchens. Nicht etwa — wie Herr Schupp meint — um die Kinder artig zu machen, ersinnt der Dichter ein Märchen, sondern das Märchen entspinnt sich „von selber" dem Wachträumenden. Jüngst saß ich am schilfumwogten, fichtenummauerten Karuzsee und starrte träumend auf eine Schilfmasse. Das Schilf bewegte sich, schien sich zu theilen, als werde es von einem Arm zur Seite gebogen, und plötzlich sah ich eine Nixe, ein schelmisch lauerndes Wasserweib. Süßerstaunend wollte ich sprechen, da war die Erscheinung verschwunden. — Ich erzähle dies Erlebniß, um zu zeigen, wie Ansätze zu Märchen entstehen. Ich brauchte nur in der angeregten wundervollen Stimmung weiter zu schwelgen, indem ich solchen Traumvorstellungen fürder nachgab — und das Märchen wäre fertig gewesen. Zu derartigen Phantastereien bin ich fähig und glaube dennoch nicht viel weniger aufgeklärt zu sein als Herr Schupp.

Solange nun die Menschen träumen werden, sei es im Wachen oder auch nur im Schlafen, und so lange dieses Träumen durch irgendwelche schöngefärbte (und seien es auch nebenbei grausige) Stimmungen begleitet ist, wird es Märchendichter geben wie auch Gemüther, die gerne den Märchen lauschen, und letztere werden sich ganz besonders aus der Kindheit rekrutiren, weil eben in der Kindheit die Traumphantasie und die Wachträumerei die größte Stärke zu haben pflegt. Und dagegen richtet keinerlei Aufklärung etwas aus, mag sie sich auch „modern" und „realistisch" nennen. Verwirft der „Amerikanismus" das Märchen, so zeigt er hiermit nur, daß er insofern eine unnatürliche Erscheinung ist, als er nicht mit der dauernden Menschennatur rechnet.

Inwiefern der Realismus das Märchen negirt, ist mir unverständlich. Ich denke ganz im Gegentheil, daß Märchen sehr realistisch sein können. Ich kann mich wiederum nicht Herrn Schupp anschließen, wenn er sagt:

„Selbst in der Dichtung verlangen die jungen Geister, daß an Stelle der Phantasie das einzige Positive trete, die Beobachtungsgabe. Wie man nun das Hauptgewicht auf gedankliche Geistesarbeit legt, welche nichts vom freigewollten Aufsluge in den blauen Aether der Phantasie weiß, sondern hübsch bedächtig hinter dem Pfluge des Experimentes und der Demonstration gehen muß, so sucht jetzt die Propädeutik Ersatz in einer Jugendschriftstellerei, welche dem Denkkreis, den Gefühlen und Empfindungen unserer Jugend angepaßt ist und zugleich vorbereitet für die spätere Bildung." —

Herr Schupp scheint also in den Märchen Beobachtungsgabe zu vermissen. Ich meine aber, daß es wenig Erzähler giebt, welche so fein beobachten und so realistisch schildern, wie es beispielsweise Andersen in seinen Märchen gethan hat. Wer sieht nicht, wenn er „das häßliche junge Entlein" liest, den Bauernhof in größter Anschaulichkeit vor sich, wer verfolgt nicht fast mit Auge und Ohr das Watscheln, Federputzen, Fressen, Schwimmen und Quaken der Enten sowie das Gebahren der

jungen Entlein? Ich kenne keine feiner beobachtete Schilderung des Geflügelhofes, als sie dies Märchen enthält. Aber vielleicht nennt es Herr Schupp deswegen „schlecht beobachtet", weil darin Enten sprechen. „Wie unrealistisch, ja unsinnig! Enten können doch unmöglich sprechen! Solch ein Unsinn ist keine Geistesnahrung für unsere Kinder. Diese müssen vielmehr Geschichten von Dampfmaschinen und Elektricität, von Bismarck, Windhorst und Richter, von Napoleon und Moltke, von Virchow, Krupp und Siemens lesen".

Glück auf zu dieser „Moderne"! Vielleich werden derart erzogene Kinder in der That Musterberufsmenschen und „nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft" sans phrase. Doch „Eines schickt sich nicht für Alle". Es muß auch andere Käuze geben, Träumer, Phantasten, „Gemüthsmenschen". Ja, wenn es nach mir ginge, müßte sogar jedes Temperament wenigstens etwas von diesem letzteren Seelenelemente haben. Und für diesen Zweck ist das Märchen, überhaupt die Poesie ein geeignetes Erziehungsmittel. Drum lassen Sie, ohne zu schelten, das Märchen auch bei den modernen Kindern stehen und mit ihm spielen, wer sich zu ihm hingezogen fühlt. Ich bin völlig ausgewachsen und werde sogar ein radicaler Realist und ein gefährlich moderner Mensch gescholten; aber mit dem Märchen spiele ich stets gern und bin dabei jedesmal so froh, wie es gewöhnlich nur ein Kind sein kann — —

„Einmal laßt mich athmen wieder
In dem gold'nen Märchenwald".

Wer die Kindergeschichten schreiben soll? Auch diese Frage wirft Herr Schupp auf und antwortet: „Wer kennt das Kind besser, als die, welche es unter dem Herzen getragen, es die ersten Schritte und Worte gelehrt, welche all die kleinen Sünden und Lüste, großen und kleinen Regungen des Kindergeistes mit den Augen des liebevollen Forschers angeschaut, wer anders als die Mutter, das Weib! Und sie ist es auch, die für das Kind und die erste Jugend schreiben muß." — Merkwürdig, daß Herr Schupp plötzlich Werth legt auf die Beachtung der kleinen Sünden und Lüste, großen und kleinen Regungen des Kindergeistes, obwohl solche Beachtung doch sicherlich auch nicht gerade nützlich ist für den, „der sich später an den Gesetzen der Schwere u. s. w., den trockenen Formeln der Algebra u. s. w. logisch bilden will." Jedenfalls beachtete Herr Schupp, als er das Märchen verwarf, allzu wenig die „kleinen Lüste." Was nun endlich jene betrifft, welche das Kind unter dem Herzen getragen u. s. w., so glaube ich, daß solche Erfahrungen weniger hinreichen, um zur Jugendschriftstellerei zu befähigen, als die dichterische Gabe. Besonders das heutige Weib scheint mir nicht gerade die Berufenste zu sein, um für die Jugend zu schreiben. Ich würde nicht nach dem Geschlechte diesen Beruf bemessen, sondern nach der Gabe zu erzählen. Was das von mir vertheidigte Märchen betrifft, so ist hierzu einfach der Dichter am besten befähigt, ob Mann, ob Weib, ob Andersen oder Annette von Droste-Hülshoff. Und ich denke, auch für die „moderne Jugendschriftstellerei" wird das gelten.

Bruno Wille.

Tolstoi's „Früchte der Civilisation".

(Schluß.)

Im dritten Akte gehen auf der Scene die Vorbereitungen zu der Seance und diese selbst vor sich, und zwar mit dem neuen „Medium" Semjon. Tanja hat ihn schon instruirt; er weiß, was er zu thun hat, um diesen Betrug der Herrschaft ins Werk zu setzen.

„Stelle Dich schlafend an, und wenn ich mit der Glocke klingele, so greife und presse Alle, die Dir nahe kommen, stark, recht stark, bis der Herr das Papier aufnimmt, das ich im Dunkeln auf den Tisch werfen werde. Sieh' nur zu, daß Du nicht wirklich einschläfst!"

Der einfache Mushik im Bauernkittel begreift Alles vortrefflich. Tanja hat Fäden vorbereitet, die sie an verschiedenen Stellen des Zimmers angebunden hat, um damit die Köpfe der Anwesenden im Dunkeln zu streifen. Auf dem Tisch liegt eine Guitarre, eine Glocke und eine Harmonika. Betsey faßt sie bei dieser Beschäftigung ab. Tanja gesteht ihr den muthwilligen Streich ein, den sie beabsichtigt, und Betsey ist entzückt darüber, denn die gesammte Jugend hat keine Sympathie für die Seance.

Die Gäste sind versammelt. Zuerst erscheint Leonid Feodorowitsch auf der Scene mit dem Professor, den er eingeladen hat, der Sitzung beizuwohnen, um sie wissenschaftlich zu verfolgen.

Der Professor hält einen langen, gelehrten Vortrag über „mediumistische Erscheinungen" und ihre wissenschaftliche Bedeutung, über verschiedene „Materien," über den „Aether", die „Energien", u. s. w. Niemand versteht Etwas von dem was er sagt; die Jugend flüstert und lacht mit einander. Sachatow macht einen Versuch mit dem Professor zu disputiren; dieser läßt sich indessen nicht in Verlegenheit bringen, und fährt in seinem Unsinn über die „mediumistischen Energien" fort. Eine starke Dame allein ermuthigt den Professor mit den Worten: „Ja, jetzt verstehe ich! wie bin ich Ihnen dankbar!"

Diese ganze Scene ist sehr gelungen und voll feinen Humors.

Endlich wird Semjon eingeschläfert. Die Lichter sind gelöscht und Tanja arbeitet sehr geschickt. Sie berührt ganz leise den Kopf des Einen oder des Anderen der Anwesenden mit einem Faden, den sie im Zimmer umherzieht und läutet mit der Glocke. Auf den Tisch fallen Papier, Dinte und Feder herab. Denjenigen, deren Köpfe von den Fäden gestreift sind, wird bange zu Muthe; Sachatow behält einen zerrissenen Faden in der Hand.

Die Jugend lacht fortwährend. Semjon fährt mit brennenden Schwefelhölzern in der Luft herum, um seine Leuchtkraft zu zeigen. Wassili Leonidowitsch schreit unter der starken Hand Semjons wie ein Ferkel und bringt dadurch die Damen in Verwirrung. Sachatow, mit dem Faden in der Hand, und den Professor, der fest an den Tisch gedrückt ist, werden ängstlich. In dieser unbequemen Lage verlangen sie endlich nach Licht.

Leonid Feodorowitsch zündet die Lichter an und sieht das Papier vor sich liegen, das er den Bauern zurückgegeben hat. Er ist betroffen, sieht darin eine übernatürliche Erscheinung und unterschreibt ohne sich weiter zu besinnen das Papier, welches der Haushofmeister den Kursk'schen Bauern auslieferte.

Der Act endigt mit einer Scene zwischen Tanja und Grigorij, der ihr droht all' ihr Thun den Herrschaften zu entdecken, wenn sie ihm nicht folgen will.

— „Ich werde Ihnen nicht folgen, und Sie werden mir Nichts anthun," antwortet ihm Tanja. —

Im letzten Acte stellt die Scene wieder das Dienerzimmer vor.

Es scheinen Gäste im Hause zu sein, denn im Vorzimmer sitzen der Haushofmeister und fremde Diener. Ueber die Scene laufen Lakaien mit Imbiß und Früchten. Gäste kommen an und fahren fort. Es werden uns verschiedene Bilder vorgeführt, welche uns einige Feinheiten aus der großen Welt und einige Formen der „Früchte der Civilisation" anschaulich machen.

Gleich nachdem die Gesellschaft sich entfernt hat, stürmen die Bauern herein. Jetzt, wo sie das unterschriebene Dokument in Händen haben, wollen sie das Geld abgeben. Unterdessen geht im Vorzimmer ein häuslicher Skandal vor sich. Semjon hat sich mit Grigorij geprügelt, der Tanja belästigt. Anna Pawlowna kommt dazu, und der erzürnte Grigorij erzählt ihr den Streich Tanja's, und wie sie eigentlich die Veranlassung des Landverkaufs an die Bauern ist.

Anna Powlowna ist außer sich vor Zorn und macht ihrem Manne heftige Vorwürfe.

— „Ich habe Ihnen doch gesagt, daß Land nicht auf Schuld verkauft werden kann. — Alle haben es Ihnen gesagt; Sie aber lassen sich betrügen wie der einfältigste Mensch!"

Es endigt damit, daß Anna Pawlowna ihren Mann einen Narren nennt und ihn den ganzen Hergang auseinandersetzt.

Die Bauern bitten, das Geld abgeben zu dürfen und in Gnaden entlassen zu werden.

Tanja, die Alles eingesteht, bittet ebenfalls um ihre Entlassung und Anna Pawlowna befiehlt auch noch einen der allereifrigsten Diener für nichts und wieder nichts fort zu schicken.

Der faule verwöhnte Diener Grigorij aber, der Liebling der Frau, lacht sich in's Fäustchen.

Jetzt erscheint der Professor!

Anna Pawlowna theilt ihm schadenfroh mit, wie er gestern von dem Stubenmädchen mystificirt worden ist.

Der Professor läßt sich aber gar nicht irre machen.

— „Es ist sehr möglich," sagt er, „daß das Mädchen mich hat betrügen wollen. Das kommt sehr oft vor. Was sie that — hat *sie* gethan; das aber, was eine Erscheinung der „mediumistischen Energie" war, — das war *mediumistische Energie!*

Swedinzew hört ebenfalls nicht auf an den Spiritismus zu glauben, und zieht den Professor in sein Kabinet, um den Bericht über die XII. Spiritistenversammlung in Chicago zu lesen.

Anna Pawlowna fällt wieder über die Bauern her.

— „Seht doch!" ruft sie, und betrachtet den Einen von ihnen aufmerksam, „er hat einen Ausschlag auf der Nase . . . Er ist krank! . . . Er ist ein Reservoir der Ansteckung . . . Ich befahl doch gestern, sie nicht in's Haus zu lassen . . . und da sind sie wieder! . . . Treibt sie hinaus!"

— „Befehlen Sie das Geld von ihnen in Empfang zu nehmen?" fragt der Kammerdiener.

— „Das Geld? . . . Nehmt das Geld. Aber sie selbst, und besonders diesen Kranken. . . Hinaus mit ihnen, den Augenblick! Er ist ganz faul!"

— „Das ist nicht wahr, Mütterchen! Es ist nicht wahr!" sagte der gekränkte Bauer, — „frag' meine Alte ob ich faul bin. Sie wird es Dir sagen."

— „Er spricht noch! Hinaus, hinaus mit ihnen, sage ich! — Ich kann nicht! — Ich kann nicht mehr!

Anna Pawlowna läuft in einem hysterischen Anfall hinaus, und Tanja und die Bauern verlassen freudig dieses unheimliche Haus, das sich durch so eigenthümliche Früchte der Civilisation auszeichnet. —

Dies ist der Inhalt der neuen Komödie des Grafen Tolstoi; ein paar kritische Bemerkungen mögen die sachliche Analyse ergänzen.

Tolstoi hatte den Einfall zu scherzen, er schrieb diesmal eine leichte Komödie welche an das Vaudeville grenzt — und hat sie vortrefflich geschrieben, lebhaft, heiter witzig, und — geistreich. Da sie auch große scenische Vorzüge besitzt, gewinnt sie auf der Bühne außerordentlich.

Es ist die Eigenschaft großer Talente, in dem leichtesten Scherze wichtige Fragen zu berühren und in ein besonderes Licht stellen zu können. Ohne lange Betrachtungen, durch die geschaffenen Gebilde allein, verstehen sie den Grund einer krankhaften Erscheinung in der Gesellschaft besser aufzudecken, als durch weitläufige Raisonnements.

Die Erscheinungen welche der Graf Tolstoi in seiner Komödie berührt, hat er schon ernster in „Anna Karenin" besprochen. Er hat dort die Leere und den Müßiggang hervor gehoben und auf die unnormalen Erscheinungen hingewiesen, welche aus ihnen hervorgehen. Dort schon hat er gezeigt, aus welchem Boden der Redstockismus, der Paschkowismus und der Spiritismus entsprangen.

Solch ein, aus Leere und Müßiggang hervorgegangener, mißgestalteter Typus ist die Gräfin Lydia Iwanowna in „Anna Karenina". Es ist begreiflich wie der Charlatan Landau sie zu einer Spiritistin, und der englische Missionär sie zu einer Pietistin macht. Aber diese Gräfin unterwirft sich Karenin, einen höheren Beamten, dessen Zeit in Stunden und Minuten eingetheilt ist, und der dennoch der „Leere des Lebens" zum Opfer fällt, zu der er auf anderem Wege gekommen ist, als die Gräfin Lydia Iwanowna.

Gleich wie in der Komödie des Grafen Tolstoi Swedinzew die Frage von dem Verkauf des Landes an die Bauern die Geister entscheiden läßt, was sehr komisch wirkt, so überläßt

Karenin die Entscheidung des Schicksals seiner Frau und seines Sohnes dem Charlatan Landau — was schrecklich ist.

Hier sehen wir, daß diese Leere der Seele und des Lebens das Resultat einer falschen Civilisation ist, daß unsere russische Gesellschaft die europäische Civilisation im Dunkeln, ohne das Licht eigener Aufklärung in sich aufgenommen hat.

Der interessanteste Typus der Komödie ist der gelehrte Dunkelmann Krugoswelow. Er ist lebhaft aufgefaßt und sehr gut geschildert. Diese „Gelehrten“ mit äußerst beschränktem Geiste, die ganz untauglich für die Wissenschaft sind, kommen in unserer Zeit häufig vor. Puschkin schon giebt eine scharfe Characteristik solcher Gelehrten, indem er sagt: „Ein Gelehrter ohne Begabung ist jenem Mullah gleich, welcher den Koran zerschnitt und verschluckte, um von dem Geiste des Propheten durchdrungen zu werden.“

Ein solcher ist Krugoswelow. Er hat den Koran zerschnitten und verschluckt, hat aber die Wissenschaft nicht in sich aufgenommen. Er ist natürlich Materialist, und steht so fest und selbstzufrieden da, daß Niemand ihn von der Stelle rücken kann. Er ist wie jener Doctor Molières, welcher Herz und Leber verwechselte, aber eher gesagt hätte „nous avons changé tout cela,“ — als daß er seinen Irrthum und das Fehlerhafte seiner Theorie eingestanden hätte.

Und wirklich, als alle spiritistischen Erscheinungen, die er vermittelst eines von ihm erfundenen Aethers als „mechanisch“ erklärte, — sich als das Resultat von Tanja's Schelmerei erwiesen — bringt ihn das durchaus nicht in Verlegenheit. Die Scene in welchem er Anna Pawlowna mit selbstzufriedener Herablassung erklärt, daß die Wissenschaft niemals irren könne, ist voll tiefer Komik. Ebenso athmet der Vortrag, den er vor der Seance hält, eine außerordentliche Lustigkeit.

Der Graf Tolstoi hat in „Anna Karenina“ einen ähnlichen Typus eines „Gelehrten“ in der Person des Professors Kartowanow geschildert, der aber nicht „Spiritist“ ist, wie Krugoswelow. Sie haben sich aber Beide festgerannt in Atome, Moleküle, in Biologie und Sociologie, und werfen wie der Dickens'sche Held die verwickelsten Fragen über die Welt und das Leben mit größter Leichtigkeit und stumpfer Selbstzufriedenheit mit der rechten Hand über die linke Schulter.

Um die „gebildete“ Gesellschaft stärker zu schattiren, stellt Tolstoi seinen „intelligenten“ Personen aus dem Volke Dienstboten und Bauern gegenüber. Wenn man den Diener Grigorij ausnimmt, der, wie ihn der Autor schildert, ein schöner, liederlicher, neidischer, frecher, von der Civilisation angekränkelter Mensch ist, — so ist das moralische, wie das geistige Uebergewicht entschieden auf Seiten der Vertreter des Volkes.

Das Stubenmädchen Tanja, die drei Bauern und der Kammerdiener Feodor Iwanowitsch erweisen sich vernünftiger, klüger und scharfsichtiger als ihre Herrschaft. Das Stubenmädchen, wenn es den Tafeldiener heirathet, will das „Gesetz“ auf sich nehmen; sie betrachtet die Ehe als ein Sacrament. Das herrschaftliche Fräulein Betsey hingegen angelt nach einem reichen Bräutigam und sieht in der Ehe nur die Befriedigung der Sinnlichkeit und des in „ewiger Festfreude dahineilenden Lebens,“ das sie noch froher und freier zu gestalten hofft. Jetzt verbietet ihr die Mutter ein allzufreies Kostüm, in welchem sie in einer Charade als Wilde erscheinen will, — ist sie aber erst eine Dame, so hat ihr Niemand mehr etwas zu verbieten.

Das ist ein schroffer Contrast.

Es handelt sich hier aber nicht um Fehler oder Tugenden einzelner Persönlichkeiten aus dem Volke oder aus der gebildeten Gesellschaft, sondern um die allgemeine Richtung der Gedankenim Volke sowohl, als in der Gesellschaft. Ich spreche von Typen und nicht vom Einzelnen.

Es hat sich aber unser Volk im Allgemeinen (ohne der Ausnahmen zu erwähnen) nicht von der Kirche getrennt, und seine Weltanschauung ist eine kirchliche, in so weit es sich in seiner Dunkelheit diese Weltanschauung aneignen konnte. Umgekehrt, hat sich unsere gebildete Gesellschaft, ich sage wieder im Allgemeinen, von der Kirche losgetrennt, und sich die Weltanschauung der europäischen Civilisation angeeignet so weit sie sich diese mit ihren unklaren Begriffen aneignen konnte.

Wenn auch die Weltanschauung unserer gebildeten Gesellschaft der Stufe der Entwicklung nach höher steht, als die des Volkes, so steht sie, was den Typus anbetrifft, doch unvergleichlich viel niedriger.

Diese Verschiedenheit der Richtungen ist Schuld daran, daß alle Versuche der „Intelligenz", sich mit dem Volke zu amalgamiren, fruchtlos geblieben sind. Das Volk und die Intelligenz sprechen verschiedene Sprachen — wie sollten sie sich da verständigen können?

Auch Graf Tolstoi sieht ohne Zweifel den Grund der Trennung des Volkes von der Intelligenz in ihrer verschiedenen Weltanschauung. Er glaubt aber, daß mit der veränderten Lebensweise auch die Weltanschauung eine andere würde: das ist der zutiefst ruhende Gedanke auf den die „Früchte der Civilisation" sich gründen.

J. Nikolajew.

Eine Unterredung mit dem König von Dahomey.

Abomeh, 7. October 1890, 4 Uhr 7 Minuten Nachm.

Ich wurde soeben von Sr. Majestät dem König von Dahomey empfangen. Sr. Majestät würdigten mich einer längeren Unterhaltung. Da ich weiß, wie sehr man sich bei Ihnen für den Herrscher von Dahomey interessirt, seitdem die 1. Compagnie des Kgl. Dahomey'schen Amazonen-Garde-Regiments z. F. in Berlin eingerückt ist, habe ich sofort nach meiner Heimkehr unser Gespräch niedergeschrieben, so daß ich mich für die wortgetreue Wiedergabe desselben verbürgen kann.

Der König empfing mich mit der ihm eigenen Würde auf dem Throne sitzend im vollen Krönungsornat. Als Thron von Dahomey dient einer jener Stühle mit drei Füßen und ohne Rücklehne, wie sie bei uns besonders die Schuhbekleidungskünstler lieben. Die Kron-Insignien bestehen aus der Krone, einer gut erhaltenen Bratpfanne aus Dressel's Restaurant, die dem König ausnehmend gut zu Gesicht steht, und einem Pfeifenrohr als Scepter. Will der König einem Besucher besonders Ehre erweisen, so zieht er noch eine Schwimmhose an, welche Auszeichnung auch Ihrem Correspondenten zutheil wurde. Dieser so außergewöhnliche Beweis der allerhöchsten Huld machte auf mich den tiefsten Eindruck, und es gelang mir nur mit Mühe, meiner Rührung Herr zu werden. Schließlich habe ich's doch mit Zuhilfenahme meines Taschentuches fertig gebracht, das sich der König sofort erbat und in höchst anmuthiger Weise um den allerhöchsten Hals zu knüpfen geruhte. Hierauf überreichte ich mein Beglaubigungsschreiben, da ohne ein solches nach dem in diesem Punkte sehr strengen dahomey'schen Hofceremoniell keinem Gesandten eine Unterredung mit Sr. Majestät gewährt wird. Da wir für diese Formalität keine Vorsorge getroffen hatten, glaubte ich mich am passendsten einer alten Hotel-Rechnung bedienen zu sollen. Der der Audienz beiwohnende Geheime Legations-Rath Manakumbo unterzog mein Beglaubiguns-schreiben anscheinend einer genauen Prüfung; stieß jedoch bereits nach fünf Minuten zum Zeichen der Approbation ein Geheul aus, das ungefähr wie: Talana klang und von Sr. Majestät in gleich präciser Weise erwidert wurde. Sodann wurde das Beglaubigungsschreiben im Königlich dahomeyschen geheimen Hof- und Staats-Archiv deponirt. Das Hof- und Staatsarchiv ist derzeit im Lederschurz Manakumbo's untergebracht.

Erst nach Erledigung dieser Formalität wurde mir von Manakumbo der übliche Fußtritt applicirt; womit mir die Erlaubniß ertheilt wurde in aufrechter Haltung Seiner Majestät gegenüberzutreten. Bis dahin hatte ich auf allen Vieren auf dem Boden gelegen. Nunmehr war ich erst in der Lage, Sr. Majestät Gesichtszüge näher in's Auge zu fassen. Das Antlitz des Herrschers von Dahomey kann man nicht besser charakterisiren, als indem man es colossal schneidig nennt. Das Gebiß Sr. Majestät würde nämlich einem gut entwickelten Vorstehhund alle Ehre machen. Ob Se Majestät auch apportiren kann, dürfte ich jedoch erst im Laufe des heutigen Tages in Erfahrung bringen. In der Conversation erwies sich Se. Majestät als ein Mann von beträchtlicher Auffassungsgabe. Es kostete mich allerdings einige Mühe bis es mir gelang ihm die dem

europäischen Culturleben eigentümlichen Vorstellungen einigermaßen verständlich zu machen. Die Abschweifungen, zu denen ich infolge dessen genöthigt war, lasse ich aus Ersparnißrücksichten weg.

Unsere Unterredung nahm folgenden Verlauf:

„Die Redaction der „Freien Bühne für modernes Leben"," begann ich, „hat in Erfahrung gebracht, daß Ew. Majestät ein unfehlbares Recept besitzen, um das Glück der unter Ihrem erhabenen Pfeifenrohr . . . Scepter wollte ich sagen . . . lebenden Völker zu sichern. Da nun das moderne Leben sich durchaus nicht durch Ueberfluß an Glück auszeichnet, hat mich meine Redaction beauftragt, von Ew. Majestät die abschriftliche Mittheilung Allerhöchst ihres Recepts zu erbitten."

„Umsonst?" antwortete der König mit seltener Schlagfertigkeit. „Nicht übel!"

„Oh bitte," bemerkte ich, „wir sind gerne zu einem größeren Opfer bereit!"

„Also heraus damit!" rief mir der König zu, indem er mir sein Scepter an den Kopf warf.

Da ich sah, daß es Majestät mit seiner Aufforderung ernst war, entnahm ich meiner Westentasche einen kleinen Handspiegel, welchen ich dem König mit ehrerbietiger Verbeugung überreichte. Der König steckte den Spiegel, wie das nun einmal seine Gewohnheit ist, zuerst in den Mund, nahm ihn aber alsbald wieder heraus, da er der Sache offenbar keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte, und blickte mich mit einem drohenden Gesicht an. Um einem nochmaligen Ausbruch der allerhöchsten Ungnade zuvor zu kommen, näherte ich mich Sr. Majestät und unterwies ihn in dem Gebrauche des Spiegels. Der König verweilte nun längere Zeit bei der Betrachtung seiner Gesichtszüge, was ihm großes Wohlgefallen zu bereiten schien. Er gab ab und zu ein Freudengeheul von sich, grinste mich an und stieß mich dabei vertraulich in die Seite. Diese gnädige Stimmung benutzte ich, um meine Frage zu wiederholen.

„Wie König von Dahomey seine Sklaven glücklich macht, (Alle Bürger von Dahomey führen den Ehrentitel: Sklaven. Anm. d. R.) willst Du wissen? König spuckt — Sklaven zufrieden! König niest — Sklaven selig! König trinkt — Sklaven toll vor Freude!"

„So wenig brauchen Ihre Sklaven zu ihrem Glück?" erwiderte ich verwundert.

„Wenig?" erwiderte der König „Wenig? Ist das nicht genug für Sklaven? Oder . . .?"

Das Antlitz des Königs begann sich wieder zu verfinstern. Ich glaubte daher, nicht widersprechen zu sollen.

„Gewiß!" fiel ich ein. „Ich glaube aber, daß die Unterthanen Eurer Majestät von Haus aus, möchte ich sagen, einen sehr genügsamen Charakter haben müssen . . .

„O, Sklaven ungenügsam!" erwiderte der König, „aber König sie genügsam machen . . ."

„Wodurch?" fragte ich frappirt.

„König besitzen Mittel dazu!" fuhr der Herrscher von Dahomey selbstgefällig lächelnd fort.

„Und dieses Mittel . . . ? Das möchte ich ja gerade wissen . . !"

„Umsonst?" fragte der König wieder mit einer Schlagfertigkeit, die mich allerdings nun nicht mehr in Erstaunen setzte.

„Ew. Majestät wissen," erwiderte ich mit einem verbindlichem Lächeln „daß die Redaction der „Freien Bühne" es sich jederzeit zur Ehre anrechnen wird, Eure Majestät mit den Segnungen unserer Cultur bekannt zu machen!" Mit diesen Worten überreichte ich dem König eine hübsche kleine, mit einem elfenbeinernen Griff versehene Zahnbürste.

Der Wahrheit gemäß muß ich gestehen, daß der Gesichtsausdruck Sr. Majestät sich nicht durch besondere Intelligenz auszeichnete, als er die Zahnbürste von uns in Empfang nahm. Er blickte auf das kleine Ding in seinen Händen, schüttelte den Kopf, sah mir mehrere Male forschend ins Gesicht, glaubte es aber offenbar seiner königlichen Würde schuldig zu sein, eine Frage zu unterlassen, um nicht eine gar zu weitgehende Unkenntniß europäischer Sitten zu verrathen. Endlich steckte er auch die Zahnbürste, wie alle Dinge, über deren Gebrauch er sich nicht klar werden kann, halb mechanisch in den Mund. Aber kaum hatte er das gethan, als die Röthe der Scham seine kaffeebraunen Wangen überzog. Mit einer hastigen Bewegung nahm er die Zahnbürste wieder aus dem Munde und blickte hilflos vor sich hin . . . Plötzlich bemerkte ich, wie es in seinem Gesicht aufleuchtete . . Nun war er auf der richtigen Fährte . . . Er schob beide Hände zum

Kopfe, betastete seine Kopfbedeckung und als er darin eine kleine Lücke entdeckte, schob er mit einer geschickten Handbewegung die Zahnbürste hinein. Ein Blick in den Handspiegel mußte dem König offenbar die Ueberzeugung beigebracht haben, daß dieser neuartige Kopfschmuck seiner äußeren Erscheinung ungemein zum Vortheil gereiche .... Denn der König erhob sich gleich darauf und begann, ohne von meiner Anwesenheit weiter Notiz zu nehmen, mit großer Lebhaftigkeit einen dahomey'schen Nationaltanz ... Der gesammte Ausdruck meines Gesichtes muß ihn aber denn doch schließlich daran erinnert haben, daß er mir noch eine Antwort schuldig sei.

„Weißgesicht wollen wissen," wandte er sich zu mir, „wie König Sklaven genügsam machen: Dort ....!"

Bei diesen Worten deutete der König auf einen in der Nähe seines Thrones aufgestellten Behälter. Ich trat näher und bemerkte, daß er zur Aufbewahrung von allerlei altem Gerümpel diente. Da lag eine zerbrochene Kaffeemaschine freundnachbarlich neben einem altersschwach. Regenschirm und den Scherben eines Waschbeckens.

„Nun?" fragte der König, „Weißgesicht verstehen?"

„Nein!" gab ich ganz kleinlaut zur Antwort.

„Das sein Götter!" erklärte der König überlegen.

„Götter!"

„Ja. König sie von Engländern kaufen für Elfenbein!"

„Ah so!"

„Ja! Und wenn Sklaven nicht zufrieden sein mit allem, was König thun, so ..."

„So ..." fiel ich unwillkürlich ein.

„So Götter sie strafen!" endigte der König mit Stentorstimme.

„Und wenn die Götter die Sklaven nicht strafen!" wagte ich schüchtern einzuwenden.

„Dann König alte Götter absetzen und neue einsetzen!"

„Uebrigens" fuhr der König von Dahomey mit den Augen zwinkernd fort: „König nicht warten, bis Götter strafen! Selber Sklaven Kopf abhauen. Das hat noch Jeden curirt!"

„Das begreife ich!" pflichtete ich bei und mein Entzücken über dieses ebenso einfache, als geniale Regierungssystem war so groß, daß ich nicht umhin konnte, dem König von Dahomey auf eigene Rechnung ein Stück Mandelseife zu überreichen, das ihm auch trefflich gemundet hat. Und nun eine Frage. Die europäischen Staatsrechtslehrer, Staatsmänner, Parlamentariers u. s. w. haben sich bisher vergeblich bemüht eine Organisation der Gesellschaft ausfindig zu machen, die die Wohlfahrt aller ihrer Mitglieder garantirt. Wäre es darum nicht passender gewesen, wenn die Gebrüder Castan statt seiner weiblichen Leibgarde, deren Schaustellung doch nur eine müßige Neugierde zu befriedigen vermag, den König von Dahomey selbst, der jenes erhabene Ziel glücklich erreicht hat, nach Europa gebracht hätten, damit er für seine Staatskunst persönlich Propaganda mache? Und nachdem die Gebrüder Kastan es nun einmal verabsäumt haben, dieses welthistorische Verdienst zu erwerben, haben Sie nicht vielleicht Lust dazu? Drahtantwort bezahlt.

Heinrich Kana.



Von neuer Kunst.

Der Naturalismus im Kgl. Schauspielhaus. Herr Director Devrient hat Goethes „Götz von Berlichingen“ in einer neuen Textform dem Publicum vorgelegt, die im Wesentlichen auf die erste Fassung des Dramas, von 1771, zurückgeht: Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Er hat damit eine Bühneneinrichtung verbunden, die nach dem allgemeinen Urtheil so wenig gelungen ist, wie die künstlerische Darstellung, welche das Werk im Schauspielhaus fand: die Bühne ist zweigetheilt, während auf der einen Seite gespielt wird, wird auf der andern verwandelt. Uns interessirt hier weniger dieses technische, an die Bemühungen der Münchener Shakespearebühne anzuknüpfende Experiment, als das Rückgreifen auf eine vom Dichter selbst als zu kühn verworfene Form; wir wollen den Dramaturgen Devrient nicht dafür tadeln (wie Karl Frenzel), aber wir nehmen erstaunt den Widerspruch des Geschmackes wahr, dem Vergangenen und dem Gegenwärtigen gegenüber: jenes kann Herr Director Devrient nicht wild genug haben, — und dieses nicht zahm genug. Man höre nur, wie der Leiter unseres Hoftheaters Goethes Erstling rühmt und preist (in seiner bei Breitkopf und Härtel gedruckten Ausgabe der neuen Einrichtung), und wie er dem naturalistischen Stürmer und Dränger Goethe den Classizisten und directorialen Collegen gegenüberstellt: „Was Lessing im bürgerlichen Schauspiel siegreich errungen: „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten“, das erwirkte nun voll und ganz Goethes realistische Historie. . . Der gereifte Geheimrath und Hoftheaterintendant von Goethe mähte leider die wilden Blüten der Jugendarbeit hinweg und züchtete bühneneffectvolle Parquetbeete . . . . Mag jene Umarbeitung geläuterter, besonnener, sauberer und sanfter erscheinen: jene erste Dramatisirung hatte sich unmittelbar und unwiderstehlichst in die überquellende Feder (? o, o, das giebt ja Tintenflecke!) gedrängt. Diese jugendkraftstrotzende Brutalität der Leidenschaft, die Wunderkühnheit der Charakteristik in den derbsten und feinsten Zügen — das ist der junge Goethe, der die Jugend hinriß — und das Alter wieder jung macht. . . Das mündig geworden Publicum unserer Tage wird gern mit uns einen Blick in das Werden des Genies werfen, dessen Dämmerung dieser sein erster Versuch „mit Donnerhall“ verkündet.“ Wirklich ist es kein Irrthum: der Name „Dr. Otto Devrient“ steht deutlich unter diesen Sätzen zu lesen. Derselbe Mann spricht sie aus, der Ibsen aus dem Hoftheater hinausbugsirt hat, der den schon angenommenen „Volksfeind“ wieder aus den heiligen Hallen des Gensdarmenmarkt entfernte, und den ödesten und blödesten Schwächen namenloser Nichtskönner die Thüren des Schauspielhauses weit und festlich öffnete. Das „mündig gewordene Publicum unserer Tage“ hat sich darum „mit Donnerhall“ aus dem Schauspielhaus entfernt, und es wird erst wiederkehren, wenn sein Leiter aufhören wird; alt und neu mit zweierlei Maß zu messen, und wenn er lernen wird: nicht nur dem Geschmack „gereifter Geheimräthe“ genug zu thun, sondern auch den Forderungen der Jugend und des jung gebliebenen Alters. Und da wir „realistische Historien“ im Augenblick nicht vorzuzeigen haben, so mag er nur dreist jenen das Wort lassen, welche dem Ideal nachstreben, das einst „im bürgerlichen Schauspiel Lessing siegreich“ erfüllt: der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten. Auf die Namen Heinemann und Günther hören diese Männer nicht, und sie laufen auch nicht „auf glatter Bahn“.

Gottfried Keller's Realismus. Einen vorschreitenden Realismus haben wir in Gottfried Keller's Entwicklung aufzuweisen gesucht, beim Tode des Meisters, und dieser Versuch hat, wie billig, als eine „leere Construction“ den Widerspruch der Gutgesinnten gefunden. Nun kommt von Keller selbst ein Zeugniß dafür, wie der Realismus der Zeit, ihm selber unbewußt, von Werk zu Werk den Dichter stärker festhielt. In einer Reihe von Briefen Kellers an Berthold

Auerbach, die die Münchener Allgemeine Zeitung veröffentlicht, lernen wir die Entstehungsgeschichte des „Fähnleins der sieben Aufrechten" kennen, jener Novelle im Volkston, die zuerst in Auerbachs Kalender, dann in den „Züricher Novellen" abgedruckt wurde, und es findet sich darin der kurze characteristische Satz: „Ich habe vor, wenn der Herr will, wie die Mucker sagen, nach und nach eine Reihe Zürcher Novellen zu schreiben, welche, im Gegensatz zu den Leuten von Seldwyla, mehr positives Leben enthalten sollen." Schlagend ist hier der Unterschied zwischen dem Märchenton der Seldwyler und dem Historienton der „Züricher Novellen" bezeichnet: mehr „positives Leben" enthalten sie, das heißt sie sind, nach heutigem Sprachgebrauch, realistischer; und ebenso ist wiederum der „Martin Salander" ein gut Theil realistischer, ebenso enthält auch er im Vergleich zu den älteren Werken „mehr positives Leben".

Neue Kunst in Wien. Langsam, ganz langsam finden auch die Wiener den Anschluß an die Strömungen moderner Kunst. Als vor zwei Jahren ein norddeutscher Apostel, Paul Schlenther, den Wienern das Ibsen-Evangelium predigte, stieß er nicht nur auf das Kopfschütteln der Verneinung, sondern mehr noch auf das Erstaunen der Unwissenheit. Inzwischen aber hat man diesen unbekannten Ibsen wohl doch ein wenig kennen gelernt, und es scheint, daß auch die Wiener hinter dem großen Rattenfänger aus Skandinavien werden drein schreiten müssen: Ibsen wird gegenwärtig in Wien gelesen, gekauft, gespielt. Auf die „Stützen der Gesellschaft" soll der „Volksfeind" folgen und zwar gleich an zwei Bühnen: am Volkstheater und am Burgtheater. Das ist auch so ein Zeichen der Zeit, dieser plötzliche Concurrenzkampf: zuerst wollte niemand von der seltsamen Erscheinung aus dem Norden wissen, nun aber, da sie Mode wird, streitet man um die Beute, und das Burgtheater läßt sich seine eigene, k. k. privilegirte Uebersetzung von Herrn Poestion anfertigen. Sonnenthal soll den „Volksfeind" spielen, so sagt man; und selbst von dem kühneren Experimente der „Wildente" im Burgtheater munkelt man, und in Gedanken streiten schon die Hartmann und Thimig um die wundervolle Aufgabe, den Hjalmar Ekdal darzustellen. — Auch der große Erfolg, den Anzengrubers „Viertes Gebot" jüngst (mit Martinelli als Martin und Tyrolt als Schalanter) im Wiener Volkstheater davon getragen, gehört in die nämliche Reihe mit diesen Ibsen-Bestrebungen; zwanzig Jahre zuvor hat das Werk am kleinen Josephstädtischen Theater, wo die Possen im Stile unseres Adolf Ernst zu Hause sind, sich nicht erhalten können, und erst jetzt sind die Wiener, scheint es, reif geworden für diese herbe moderne Tragik. Anzengruber hat den Triumph seines Lieblingswerkes nicht mehr erleben sollen; die „Freie Bühne" aber, die es zum Bühnendasein erst erweckt hat, darf stolz sein, aus dem engen Bezirk ihrer Bestrebungen heraus selbst auf die Heimath des Dichters hinübergewirkt zu haben.

H. B.



Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von Marie Herzfeld.

———

(10. Fortsetzung.)

Um diese Zeit kam Jungfer Thorsen zur Stadt. Sie hatte mit ihrem Delikatessenhandel schlechte Erfahrungen gemacht; sie wollte nun versuchen in Kristiania zu wohnen und Zimmer zu vermiethen. Sie suchte Mama auf und brachte Grüße aus Kristiansborg. Es war an einem Sonntagvormittag im März; sie aß und trank Kaffee und schnarrte eine ganze Stunde lang ihr R hervor.

Während sie so saßen, kam Onkel Solum. „Ah, guten Tag!" rief Fanny und sprang auf; „das nenne ich wahrhaftig eine frohe Ueberraschung!" — „Guten Tag, Fanny; guten Tag, Max — Frau Holmsen . . ." Onkel Solum war etwas verlegen. „Guten Tag, Herr Solum! Das ist ein seltener Besuch!" — Mama war auch ein bischen verlegen. Sie stellte Onkel Solum vor: „Agent Solum, einer von Holmsen's alten Freunden . . ." — „Aber potztausend, ist das nicht Solum! Ja, ich kenne Sie ja; ich habe Ihnen mehr als einmal bei mir aufgewartet; allein was ich sagen wollte . . . Sie waren ja doch kein Freund von diesem Lumpen, Solum?" — „Oh, ich kannte ihn ein wenig . . . Na, und wie lebt man jetzt in Kristiansborg, Jungfer Thorsen?"

Fanny starrte Mama an und Onkel Solum, als sähe sie Gespenster. War er nicht Papa's alter Freund? Weshalb hatte Mama ihr dann eingeredet —? — Um Himmelswillen, es steckte doch wohl nichts dahinter?

Sie stahl sich hinaus. Wie Hagelschauer auf Fensterscheiben stürzten die Erinnerungen auf ihr Bewußtsein ein. Solum's häufige Besuche; Mamas Freude, wenn er kam; die Fahrt nach Kongsberg; die vielen mystischen Gespräche, bei denen man sie so oft fortgeschickt; Mama's Bedürfniß, ungeniert zu wohnen; die vielen Geschenke; die beständige Hilfe ... und Papa's alter Freund war er nicht ... Was in Jesu Namen —; du ewiger Gott —; war wirklich so etwas möglich!

Ein kaltes Schamgefühl verbreitete sich langsam durch ihre Glieder. Ihr Mund wurde trocken; ihr Antlitz verzog sich. Ein krampfhafter Schmerz zog ihr die Brust zusammen; Thränen waren es, allein heraus brachte sie dieselben nicht.

Nein, es war nicht möglich; es konnte nicht möglich sein; niemals, in aller Ewigkeit nicht. Mama liebte es, ein wenig flott zu sein; eigentlich fein war sie nicht; das mit Lundström z. B. . . . oder das mit dem Hinkemichel . . . nein, nein; fein war sie nicht; denkt Euch, mit solch Einer wie Alt-Kari befreundet zu sein . . . Deshalb konnte auch das Eine oder Andere sich sonderbar ausnehmen; aber es war sonst nichts, als daß sie ein wenig flott war . . .

— Nirgends schien es ihr heute einsam genug; überall gab es Menschen. Fanny ging ihnen aus dem Weg, flüchtete sich vor ihnen; sie sollten sie nicht sehen. Sie würden es merken. Sie würden es errathen. Alles war um sie dunkel geworden; hoch droben saß Gott und zürnte; sie fühlte seine Augen wie eine Kälte auf ihrem Rücken. Die Gedanken drängten sich auf und wollten sie toll machen; sie wagte nicht zu denken und konnte es nicht lassen; Mama, Solum; Mama, Solum . . . Sie mußte Menschen aufsuchen. Aber sie hatte niemand. Nicht Einen, zu dem sie nun zu gehen vermocht hätte. Und Gott hatte sie verlassen; Gott war ihr Gegner.

Ach, wohin sollte sie; wohin auf Erden sollte sie; nun war sie hifloser als der Geringste auf Erden.

Die Kirche! In die Kirche gehen und sich verstecken, in einem Winkel, wo niemand sie sah; auf die Knie fallen und zu Gott beten; beten, weinen, sich an ihn klammern, ihm Alles sagen; nun war sie in Noth, nun mußte er helfen . . . o Gott, laß es nicht wahr sein! O Gott, laß es nicht wahr sein! Und nun wollte sie ihn niemals mehr verlassen, niemals, niemals . . .

Sie wagte auch nicht in die Kirche zu gehen. Die Leute würden sie anglotzen, sehen, daß etwas los war, glauben sie sei toll, sie im Auge behalten; nein, auch in der Kirche war nicht Frieden zu finden. Aber sie konnte nicht allein sein. Plötzlich kam eine feste Richtung in ihren Gang. Sie steuerte der Stadt zu. Die einsamsten Wege, die sie wußte, schlug sie ein und so rasch ging sie, daß es fast ein Laufen ward. Nach einer Weile klopfte sie bei ihrer Freundin aus dem Laden, bei Dorthe Baltzersen an.

XVI.

Am Abend folgte sie Dorthe in die Erbauungsstunde.

Ein reisender Missionär redete zur freien Gemeinde; der Geist war in ihm in wunderbarem Grade lebendig. Er sprach den ganzen Abend nur zu Fanny.

Fanny saß und weinte den ganzen Abend. Sie weinte, bis sie sich müde geweint und sie ging vom Meeting fort wie eine Begnadigte.

Seither gingen sie und Dorthe jeden Abend zur Erbauungsstunde. Sie gingen zu den Methodisten, den Herrenhutern, den Neu-Evangelischen; sie waren bei den Adventisten, den Irwingianern, sogar bei den Mormonen; schließlich setzten sie sich in der kleinen Ausgarmission zur Ruhe, in der ein gesegneter Gottesmann namens Andersson predigte; hier fühlten sie sich doch am wohlsten.

Die Ausgarmission war schwedisch und Andersson ihr eigentlicher Apostel. Er war ursprünglich Sattler; sein Aeußeres war unansehnlich und seine Stimme heiser. Allein wenn er redete, vergaß man all das. Es lag eine Gluth in seinen Worten, welche fesselte, fast verwirrte, und er hatte eine Kenntniß des menschlichen Herzens, die niemand haben konnte, außer er besaß in hohem Grade die Erleuchtung des Geistes. Die Frauen insbesondere fanden, er gebe ihnen so viel. Jeden Abend, nachdem er gesprochen, strömten sie in hellen Haufen zum Katheder, um seine Hände zu drücken.

Fanny konnte nicht mehr leben außer in Gemeinschaft mit Gott und den Kindern Gottes. Sie betete, nicht blos morgens, wenn sie aufstand, und abends, wenn sie sich legte; sie betete, so oft sie Zeit fand und fand sie keine Zeit, so verschmachtete sie vor Sehnsucht nach den theueren Gebetsstunden. War es still im Laden, so stahl sie sich in den innersten Lagerraum, in's „Restemagazin", und betete, betete, so lang sie es vermochte, schwelgte im Gebet; betete für alle Menschen, für den Chef, für Isnaes, für Moe, selbst für Junior; nicht einmal des Sackträgers im Engros-Lager vergaß sie; jedoch am allermeisten betete sie für Mama.

Ihr gegenüber fühlte sie sich als Verbrecherin. Stellt Euch vor, sie hatte einen Moment gewagt, gegen ihre eigene Mutter Verdacht zu hegen. Welche Macht mußte Satan nicht über sie besessen haben! Darum wollte sie nun versuchen, Mama zu retten; denn daß Mama nicht bekehrt war, dies schien ihr leider nur allzu gewiß.

— — Und sogar wenn —?

Eine voll Begnadete war Fanny aber doch noch nicht; es mangelte noch Eines:

das freimüthige Bekenntniß. Es war ihr unmöglich, in der Versammlung aufzustehen und für Jesus Zeugenschaft abzulegen. Nicht einmal vor Mama wagte sie zu zeugen; Mama hätte sie nur ausgelacht. Mama lachte sie übrigens schon jetzt aus. „Das ist doch ein gräßliches Gerenne; dünkt es Dir, daß Du jetzt auf einmal zu gut geworden bist für diese Welt?“ — „Immer diese Uebertriebenheit; da sitzt sie und läßt die Ohren hängen und ist so ergeben, daß sie nicht einmal den Mund aufmacht!“ — Sogar im Laden suchte Fanny ihre Gottesfurcht geheim zu halten. Bei Thorseng getraute sie sich nicht ein Wort zu äußern, obschon sie von Herzen gern Lea gerettet hätte. Ach, welch' ein schlechtes und niedriges Geschöpf sie war! Zu wissen, daß die eigenen Verwandten am Rande des Untergangs wandelten, und dennoch schweigen; schweigen aus Furcht vor dem Spotte der Welt; o, noch hatte sie einen weiten Weg, ehe sie in Wahrheit ein Kind Gottes wurde. — —

— Mama konnte sich doch nicht zur Ruhe setzen; noch einmal mußte sie ausziehen. Die Schuld trug Lea. Thorseng sollte von jeder Baarauslage verschont werden; außerdem konnten sie auf andere Weise die Dachwohnung in ihrem Hause auf Throndhjemsvejen doch wohl nicht loskriegen. Für Mama aber war alles gut genug. Sie fand sich in den Umzug um Fanny willen; diese bekam nun einen kürzeren Weg ins Geschäft. Allein über Lea ärgerte sie sich fürchterlich. „Alle Leute glauben, ich habe es nun flott, nachdem ich so einen Schwiegersohn gekriegt; ja freilich; ‚Butter wollte ich' sagte das Weib, als sie statt dessen Fett aufs Brod bekam. Ah nein; so eine alte Mutter steht einem nur im Weg.“ —

Als Andersson abreiste, wurde es öder in der Ansgarmission. Die norwegischen Verkünder ahmten ihm nach, konnten ihn aber nicht erreichen. Sie sagten dasselbe wie er, und sagten es auf schwedisch wie er; allein es war dennoch nicht dasselbe. Und dann kam der Frühling und der Sommer. Es wurde angenehmer, im Freien zu sein. In der That konnte man ja den Herrn auch dort anbeten.

Jedoch die Sonne, das Licht und die Blumen waren gefährlich; mit ihnen schlich viel Weltlichkeit in Fannys Herz ein. Und dann geschah etwas, das ihr fast allzu viel von ihrem alten Lebensmuthe wieder gab.

Grethe Magnesen begann sie wieder aufzusuchen; dieselbe brauchte ein verständiges Wesen, dem sie ihre Erzählungen vorlesen konnte, sagte sie. An einem sonnenheißen strahlenden Julisonntag gingen sie zum Ladegaardsee, um Ruhe zu haben; als sie hinausgelangt waren, packte sie die Lust zu baden. Auf der Südseite der Insel, wo der Strand hoch und der Wald dicht ist, fanden sie einen einsamen Winkel; da kleideten sie sich aus und stiegen ins Wasser. Sie konnten nicht schwimmen, standen nur und plätscherten und wuschen sich; dann wurden sie munter, bespritzten einander mit Wasser und lachten. Bald waren sie wieder droben, und während sie sich ankleideten, ließen sie die Zunge laufen. Sie fühlten sich gut aufgelegt und behaglich und plauderten von allem Erdenklichen; zum Schluß geriethen sie auf die Verliebeleien ihrer Kinderzeit. Es war, als ob sie sich minder scheuten, nun, da sie einander nackt gesehen, und hier, in der freien Natur, unter der Sommersonne, wurden ihre fürchterlichsten Geheimnisse nicht mehr so groß. Sie amüsierten sich über die beiden edlen Kommis; dann löste eine Geschichte die andere ab, und schließlich war es ziemlich schwierig zu entscheiden, welche von beiden in ihren Kindertagen am meisten verliebt gewesen. Grethe erzählte von einer ihrer Freundinnen, die während der Schulzeit sogar verlobt gewesen. Ordentlich verlobt. Sie hatte mit ihm Briefe gewechselt und ihn geküßt; „ja, ich versichere Dir!“ — „Ihn auch geküßt!?“ — Ja wohl! Nun war sie eine der feinsten Damen in der Stadt und wollte gewiß von der Geschichte nichts mehr hören; aber wahr blieb es doch. „Hihihi, denk' Dir nur, ich hatte auch einmal so schreckliche Lust, einen Knaben zu küssen,“ fuhr Grethe fort, „ja, damals war ich noch ganz klein, versteht sich . . . Gott, was so kleinen Mädchen alles ein=

fallen kann; keiner von den Erwachsenen würde es glauben!" — Fanny fiel Grethe plötzlich um den Hals. Sie war so froh, daß sie laut hätte heulen mögen.

Also war sie nicht ordinär! Sie war wie die Anderen. Vielleicht hatten die meisten ebenso gefühlt wie sie! — O Gott, welches Glück! Ihre Beängstigung verflog wie Sonnenrauch in der weißen Luft, und sie athmete voll und frei wie in alten Tagen. Alles war in Ordnung. Sie war eine Dame; sie war gesund; sie konnte jedermann in die Augen sehen; sie brauchte vor nichts zu schaudern. Denkt Euch, sie, die herumgegangen war und sich eingebildet hatte, sie sei verloren! Daß selbst Gott kaum sie retten könne! Und nun war es nur etwas, womit auch andere Menschen sich herumschleppten, etwas, das vielleicht die meisten zu überwinden hatten — O Gott, wie wollte sie es überwinden! Wie wollte sie bis in jede Fingerspitze hinab Dame werden! Jeder kleinste Rest Schulmädchen sollte in ihr ausgerottet werden; nicht einmal in Träumen sollte es ihr einfallen, etwas anderes zu denken als Damengedanken, — mit Gottes Hilfe, natürlich.

Sie vermochte kaum still zu sitzen, während Grethe vorlas, und ohne ein Wort von der Geschichte aufgefaßt zu haben, lobte sie dieselbe frisch darauf los. Auf dem Heimweg war sie so lustig, daß sich Grethe genirte; „aber, benimm Dich doch nicht so verrückt!" — „Ui, weißt Du denn nicht, daß eine Dame nie laut auflacht?" — Allein Fanny ging heim zu den Thorseng'schen und fing in ihres Herzens Glückseligkeit an mit Lea's kleinen Jungen zu spielen und zu lärmen, daß sie das Kinderzimmer von oberst zu unterst stürzte.

Die innere Gnade in Fanny wurde eine Zeitlang schwach; es gab Momente, wo sie fast bereute, das Theater aufgegeben zu haben. Aber nein; selbstverständlich war sie nun glücklicher, da sie Frieden mit Gott geschlossen; das war ja doch das höchste; und die Bühne würde sie wohl kaum erreicht huben. Fünf und zwanzig Thaler monatlich, das genügte für gar nichts; das Geschäft nützte eine solche Menge Kleider ab. Und was übrig blieb, brauchte Mama so nothwendig zum Haushalt. Selbst wenn Fanny fünfzig Kronen verdient hätte, wäre schwerlich etwas übrig geblieben; Mama war natürlich gezwungen, das Nähen mehr und mehr aufzugeben. Gottlob, daß sie auf das Theater verzichtet hatte. —

Als Andersson im September wieder nach Kristiania kam, that es schon fast noth. Es half auch. Fanny wurde auf's neue warm im Glauben, und nicht genug damit; sie gewann sogar die Gnade zu zeugen. Bei einer Privatversammlung in Dorthe's Wohnung öffnete sich zum erstenmal ihr Mund. Alle Anderen legten Zeugenschaft ab; es war beschämend, als eine Ausnahme da zu sitzen; Fanny empfahl sich Gott und stand auf. Und es ging gut. Sie fand bald den Ton und die richtigen Worte kamen von selbst. Es war lieblich, dem Herrn Jesus anzugehören; möchten wir nur nicht vergessen, ihm zu danken für seine große Liebe, daß er uns gerettet habe wie einen Brand aus dem Feuer . . . Dorthe und die Anderen dankten ihr auf's wärmste für ihre Zeugenschaft, und das nächstemal wagte sie auch in der öffentlichen Versammlung, sich zu erheben.

Hier ging es auch besser; es war, als spanne es ihre Kräfte an und ermuthige sie, daß so viele zuhörten. Gegen Schluß des Meetings beglückwünschten sie mehrere der Freunde; Andersson drückte ihr die Hand. Sie trat von da an mehreremale auf und mußte mit Dank gegen Gott anerkennen, daß sie sich gut durchhalf; es gab welche, die geringere Gnadengaben hatten. Sie erregte auch Aufmerksamkeit; einer der Brüder wollte durchaus die liebe Schwester heimbegleiten und Andersson sagte ihr eines Abends ein paar aufmunternde Worte, was eine ganz einzig dastehende Auszeichnung war.

Sein Besuch in der Stadt fiel diesmal nur kurz aus. Acht Tage nach seiner Abreise erhielt Fanny einen Brief von ihm. Sie wurde fast unerlaubt stolz; doch war der Brief ein bischen wunderlich. „Geliebte Fanny" — na, das hieß im Herrn

geliebt; dann kam eine ganze Menge von Dingen, die ganz nett klangen; aber plötzlich schlug er ihr vor, sie sollten einander Du schreiben . . . Das war fast zu viel. Einander Du schreiben . . . Damit wir über würdigere Gegenstände correspondiren können?“ Was in aller Welt meinte er damit? Gab es würdigere Gegenstände als den einen großen: Erlösung durch Jesum?

Je mehr sie an den Brief dachte, desto wunderlicher fand sie ihn. Zweifel erwachten in ihr; sollte irdische Liebe dahinter stecken? Konnte es sein, daß man nicht einmal Andersson trauen durfte? Abscheuliche, unerträgliche Gedanken kamen ihr; sie mußte Hilfe haben; sie ging zu Dorthe mit dem Brief.

Dorthe las ihn und begann zu lachen. „Du . . . bildest Dir doch nichts ein . . . wegen dieses Briefes?“ sagte sie; aber das Lachen klang etwas angestrengt. — „Nein, aber —“ — „Zeige ihn nur niemand!“ unterbrach sie Dorthe kalt; „sie würden glauben, Du seiest närrisch.“ — „Nein, Du kannst Dir vorstellen, ich habe nie daran gedacht,“ versetzte sie ganz roth; „aber dünkt Dir nicht —.“ — „Er schreibt allen Menschen; er kann nicht jedes Wort so genau abwägen . . . Bitte, da hast Du. Sei nur nicht so verrückt!“ —

Fanny fühlte sich bestärkt in ihrem Zweifel und verlor den Glauben an Andersson.

Sie verlor zugleich damit das Interesse für die Ansgarmission. Nach und nach hörte sie ganz auf, die Erbauungsstunden zu besuchen. Sie konnte nicht länger ruhig den Männern des Geistes trauen, welche dort sprachen. Es war durchaus nicht ausgemacht, daß sie blos daran dachten, die Seele zu retten. Man konnte sich auf niemand anderen verlassen als auf Gott selbst. An ihn wollte sie sich halten. Dorthe war ohne Zweifel gleichfalls lauer als vorher; sie war auch gegen Fanny kühler geworden. —

— Allein nach und nach, sowie der Glaubenseifer erkaltete, kam die Leere. Fanny langweilte sich. Sie hatte es so gut gehabt; nun wußte sie nicht, was sie an Stelle des Verlorenen setzen solle.

Die Langweiligkeit des Ladens senkte sich mit verdoppeltem Gewicht auf sie herab; sie hatte keine Mittel zu widerstehen. Was in aller Welt sollte sie anfangen! Dasjenige, wovon sie sonst geträumt, war weggeschleudert und aufgegeben. Mitten in ihrer Jugend stand sie da wie ein blattloser Baum. Nicht einmal die Freier waren gekommen; sie hatte eine Zeitlang gefürchtet, es würden deren zu viele kommen. Nicht einer war gekommen außer dem Tod von Lübeck, und es würde auch keiner kommen. Keiner, um den sie sich scheerte. Sie würde wahrscheinlich so lang hinter dem Ladentisch stehen, bis sie der Geschichte überdrüssig ward und einen Watsack heirathete. So endete wohl das Lied und ihr großer Muth.

Wer kümmerte sich aber um ein armes Mädchen, welches dastand und Garn und Leinwand verkaufte! Ihre Pläne würden Enttäuschungen werden, ihre Hoffnungen würden in Rauch aufgehen. Wenn die Liebe einmal in ihrem Herzen Einzug halten wollte, so würde auch diese sie betrügen. Sie wußte es. Sie sah es. Gottlob, daß sie an Gott sich halten konnte; er verließ sie nicht. Aber nun war sie so einsam geworden.

Sie las dies und das, unter Anderem Ibsens „Komödie der Liebe“. Das war ein sonderbares Buch. Falk und Swanhild, die einander mochten und von denen jeder seines Weges ging, ohne auch nur einen Versuch zu wagen, waren fürchterlich großartig. So sollten die Menschen sein! — Swanhild war geradezu wunderbar. Und dann so prachtvolle Verse! Sie verliebte sich in Swanhild und ihre Verse, so daß sie um deretwillen doch bereute, das Theater aufgegeben zu haben. Swanhild wurde zuletzt Fanny selbst. „In meiner Mutter Hause war ich heimlos . . . und heimlos war ich in dem eig'nen Innern . . .“ O Gott, wie wahr! Und dann die Schlußworte —: „Es fällt das Laub; nun mag die Welt mich haben“ . . .

Guldstad war der Zolleinnehmer, und Falk, er kam wohl eines Tages; —

„. . . zum erstenmal auf Erden
„Fand ich mein Ich in eines Andern Wort . . . .
„Bald schlugest Du durch Mildheit mich in Bande,
„Bald stieß mich ab Dein Geist so scharf und kalt,
„Wie Meerfluth, angelockt von hellem Strande,
„Vor starrer Felsenbrust zurücke prallt“ . . . .

Es endete natürlich damit, daß sie ihn aufgeben mußte, dann wollte sie sich trösten wie Swanhild —:

„Nun hab' ich Dich verloren für dies Leben,
„Gewonnen aber für die Ewigkeit.“

Die Verse waren so schön, daß sie über dieselben weinte; die festen Rhythmen gingen ihr wie ein Pulsschlag durch die Seele und der Reimworte siegreicher Klang machte sie froh. Sie begann selbst Verse zu schreiben. Wenn sie sich nun in das Restenlager schlich, war es nicht um zu beten, sondern um zu dichten. Sie schrieb über unglückliche Liebe, so daß das Papier, welches sie beschrieb, thränendurchnäßt ward. Sie sang von der bleichen Rose, welche einsam verwelkte, weil niemand sie fand und sich an den Busen steckte; vom jungen Ritterfräulein, das von seinem Pagen betrogen wurde und ins Wasser ging; vom kleinen Vögelein, das einsam auf dem Zweige der Birke über dem stillen Bache saß und vor unglücklicher Liebe starb.

Von Grethe borgte sie Ibsens Gedichte; diese lernte sie auswendig. Besonders liebte sie die ganz kleinen, die nichts anderes waren als ein Schimmer, ein Klang, ein Bild; das Mädchen in der Gallerie, die ihr Lebelang saß und Murillo kopierte, wurde ihr ein Ideal.

Es begann ihr aufzudämmern, daß sie selbst Malerin werden sollte. Unglücklich würde sie ja doch jedenfalls; da war es gerade etwas für sie, mit schimmernden Augen da zu sitzen und ihr ganzes Lebelang flimmernde Traumschönheitsreiche zu bauen. Swanhild hatte ja auch Malerin werden wollen. Ob es wohl sehr viel kostete, das Bischen Malerei zu erlernen?

— Gegen den Frühling zu fand bei Magnesen ein Ball statt; Fanny wurde eingeladen und ging hin. Sie konnte nicht anders. Zum erstenmal sollte sie auf einen ordentlichen, erwachsenen Ball kommen; bisher hatte sie noch niemals ein Ballkleid gehabt. Und sie wollte nicht tanzen, sie wollte nur zusehen. Jedenfalls konnte sie nachher Buße thun. Freilich wurde nun das Kleid nicht wie es sollte; aber es ging doch an —: weißer Spitzenstoff auf einem Grund von blauem Alpakka. Ueber den Schultern ein weißes Fichu; es stand ihr hinreißend. Auf der einen Schulter eine rothe Rose; im reichen glanzbraunen Haar ebenfalls ein rothe Rose; dies war all ihr Schmuck. Sie kam auf den Ball und strahlte. Es ging von ihr aus, wie ein Fest von Jugend und Glückseligkeit; ihre Augen blitzten, ihre Wangen glühten; die Herren strengten sich aufs Aeußerste an, Komplimente zu finden; besonders den Vergleich mit einer frischen Rose versuchten sie. Fanny's Beschluß, nicht zu tanzen, wurde bei der ersten Aufforderung hinfällig; sie vergaß Gott mit glücklichem Lächeln und stürzte sich freudeberauscht ins Gewimmel.

Der heitere, elegante Mediziner Aas machte ihr den ganzen Abend den Hof. Er war der feinste Herr, den sie jemals gesehen. Er war so zutrauenswürdig und treuherzig. Sein offenes, helles Antlitz kannte keinen Hinterhalt. Sie glaubte ihm aus vollem Herzen.

Es ängstigte sie ein wenig, daß sie so dumm war; schrecklich, wie wenig sie wußte. Sie durfte weniger sagen, als sie Lust hatte; sich kompromittieren, das wäre zu schnell geschehen. Zum Glück redete er für sie beide. Er unterhielt sie die ganze Zeit, leicht, gemüthlich und behaglich; — dies nannte man also Konversation. Er

sprach langsam, ein wenig schleppend, außerordentlich weich; „das ist gejadezu meak-wüadich, Fjäulein;" „wüaden Sie mia das glauben; mia scheint das doch zu fjech;" — so redeten die eleganten Herren wohl heutzutage.

Ach, es war zum Verzweifeln, wie dumm sie war. Jeden Augenblick nannte er Dinge, die sie nicht kannte. Er fand es untahaltend, am Sonntachvoamittag auf der Kaal-Johann-Stjaße herumzugehen und Physiognomien zu studieaen; — was das nun hieß. Sein Freund Gabjiel war ein eifriges Bacchusknecht; — was dies wieder war. Der gleiche Gabjiel war auch ein ächtj norwegischer Principienreiter; er schwäamte für modeane Ideen und trieb eine zeitlang jealistische Kunst . . . hu; bei Gott! sie mußte ein bischen zu studieren anfangen. Aber wann sollte sie dazu die Muße finden; wo sollte sie dafür die Bücher suchen . . . Sie wagte nicht einmal um Erklärung der schwierigen Worte zu bitten; all' dies mußten gebildete Menschen wohl wissen, ein Mädchen aus einer höheren Töchterschule würde dies alles verstehen. „O ja," „ei," war alles, was sie antworten konnte; ach, wie mußte er sie langweilig finden.

Aas ließ sich Mama vorstellen und war auch gegen sie liebenswürdig. Das bezauberte Mama. „Schau, das ist einmal ein wirklicher Herr!" sagte sie. Fanny antwortete mit einem glücklichen Lächeln; das Herz klopfte ihr unter dem blauen Alpakka.

Am nächsten Sonntag traf ihn Fanny auf der Karl-Johann-Straße wieder. Sie traf ihn öfters wieder. Er begann ihr regelrecht den Hof zu machen.

Er nahm sie ins Theater und in die Konditorei, in Konzerte und auf Spaziergänge mit. Manchmal begleitete Mama sie; zumeist aber waren sie allein. Er erwartete sie abends vor dem Laden und führte sie nach hause; zeitweilig begleitete er sie auch zu Mittag. Es machte ihm nichts, daß sie ein Ladenmädchen war; er war wirklich fein. O Gott, sie hatte ihn gewiß lieb. Denkt Euch, wenn sie ihn retten könnte! Leider war er ein fürchterliches Weltkind.

Er durfte um alles in der Welt nicht merken, daß sie gottesfürchtig war; so niedrig war sie, so elend war sie; aber sie betete für ihn. Sie wurde eifriger im Gebet als jemals vorher, und ihre Gebete wurden so herzlich, daß sie meinte, Gott müsse sie erhören. So oft sie Aas wieder traf, sah sie nach, ob er noch nicht ein bischen ernster geworden. Aber nein, er war das gleiche frohe Weltkind wie vorher. So versuchte sie, dem lieben Gott nachzuhelfen. Sonntag, wenn sie spazieren gingen, brachte sie ihn auf den Kirchhof; vielleicht daß die Nähe des Todes weckend auf ihn wirkte. „Bien, why not?" sagte er und folgte ihr; dann schlenderte er zwischen den Gräbern herum und sprach von Lustbarkeit und Musik, genau wie sonst. Bei ihm biß nichts an. Schließlich wurde er des Kirchhofs müde. „Herrgott, können wir nicht minder trübselige Orte zum Spazierengehen finden," sagte er. Sie lachte und gab ihn auf. Im Grunde war er ein großes Kind. Der liebe Gott würde ihm beistehen, wenn seine Zeit kam. Er war prächtig, auch so wie er war.

XVII.

Der alte Houen sagte niemals ein Wort; Fanny war überzeugt, daß er unzufrieden sei. Sie that allerdings ihr Bestes. Versäumte niemals einen Augenblick, war auf ihrem Posten, selbst wenn sie krank war, leistete mehr, als sie verpflichtet war, bediente mit einer Lebhaftigkeit, welche die Kunden verlockte, mehr zu kaufen, als sie Lust hatten, log sich in die Gunst des Chefs hinein, so daß sie darüber selbst erstaunt war, — aber nein; niemals ein Wort. Er war unzufrieden. Jungfer Stange mußte geschickter gewesen sein. Sie wagte von einer Lohnerhöhung nichts verlauten zu lassen; man mußte Gott danken, wenn ihr nicht gekündigt wurde. Welch' ein

hoffnungslos unbrauchbares Wesen sie war; wenn sie ihre volle Kraft aufbot, kau
sie nicht einmal zum Leinwandverkaufen.

Eines Tages jedoch sagte der Chef ihr ein Wort, das so gut war wie tau
Worte; er erhöhte ihren Lohn. Sie sollte von nun an vierzig Kronen mona
haben. Fanny lief heim und erzählte es lachend und weinend zugleich; der ga
Ekeberg sei ihr vom Herzen gefallen, sagte sie. Sie begann vor sich ordentlich Ach
zu kriegen. Mama ging aus und holte eine Flasche Bockbier. „Wahrhaftig, n
dürfen wir uns schon erlauben, es uns heute abend ein bischen gemüthlich zu mach
mein Mädchen," sagte sie.

Jetzt gab Mama alle Kunden auf, — mit Ausnahme der Assessorin. Sie
hielt sie aus Freundschaft. Sie fand es wohl auch höchst unterhaltend, mit d
Wagen abgeholt zu werden; — „stehen sie jetzt bei Larsen am Fenster?" flüsterte
gern, während sie wegfuhr.

Fanny wurde nicht reicher als bisher. Allein sie gestattete sich, ein Klavier
miethen.

Es war ein altes viereckiges Hackbrett, das sie für anderthalb Kronen monat
bekam. Eine ganze Menge leichter Musikstücke lieh ihr Frau Kahrs, die n
übrigens im Bett lag. So saß denn Fanny und klimperte und spielte, so oft
eine freie Stunde hatte. Es war nicht viel Ton im Kasten. Allein der Klang w
schön. Es war etwas Zartes, Nachdenkliches darin, etwas Sanftes, Träumeri
Harfenähnliches; es sang vom Frieden alter Stuben, von den Erinnerungen a
Frauen. Da konnte es denn geschehen, daß an einem Sonntag Vormittag Aas
Fanny heraufkam; er sang und sie begleitete.

Und dann machten die Beiden Spaziergänge. Er plauderte, sie hörte zu.
erzählte vom Studentenverein und vom Gesellschaftsleben, vom Hörsal und v
Krankenhaus; er schwatzte von seinem Schneider und seinen Kostümen und befra
sie um Rath hinsichtlich seiner Manschetten und Kragen. Sie erfuhr alle
Zukunftspläne. Er erzählte, in welchem Stil er seine Zimmer einrichten, in wel
Fabrik er seinen Flügel kaufen wollte, welche Maler auf seinen Wänden vertre
sein sollten; er beschrieb seine künftigen Visitenkarten und erklärte, wie er es an
würde, um seine Patienten zu bekommen. Er war gottgesegnet kindisch, der g
Junge. Hatte er einen neuen Anzug oder einen neuen Hut bekommen, so war er
radezu köstlich. Er drehte sich vor Fanny rund herum und fragte, ob er nicht h
sei: „sagen Sie aufsichtig, Fräulein, finden Sie diesen Hut hübsch?" — Er w
ungeheuer vergnügt, wenn sie ihn einen Gecken nannte. „Wissen Sie, was Sie
Aas?" — „Nein". — „Sie sind ein Geck!" — Er lächelte, pfiff leise vor sich h
machte sich stramm; — „wissen Sie aber, was Sie sind?" — „Nein!"
„Hübsch!" —

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler
Druck: Kroll's Buchdruckerei. Sämtlich in Berlin.





Zum „Massenaustritt aus der Landeskirche“.

Ein großes Haus steht in Brand. Langsam hat die Flamme sich irgendwo herausgefressen. Im obersten Stock wird sie zuerst grell sichtbar. Eine Weile sind die Fenster dort blutroth von innen bestrahlt; unten alles schwarz und todt. Aber die Vorräthe oben verzehren sich, die Flammen scheinen zu versiegen, aus Mangel an Stoff. Plötzlich ein Ruck, ein Krachen — und die untere Etage leuchtet auf: die Decken sind eingestürzt, das Element beleckt neue Nahrung. Jetzt ist es oben düster, leergebrannte Kraterhöhlen. Unten aber schwirrt es und pufft es und die Scheiben glühen roth und röther bis sie platzen . . . .

Im Sinne dieses Gleichnisses hat der Kampf zwischen Freidenkerthum und religiöser Ueberlieferung gegenwärtig eine tiefere Schicht erreicht. Ob zum Segen oder Unsegen untersuche ich hier nicht. Ich möchte nur eine Thatsachenverknüpfung vorführen, die zu kennen Pflicht jedes Denkenden in der Gegenwart ist. Es ist Pflicht, aber nicht selbst Thatsache. In Wahrheit lesen Unzählige, denen ihre Zeitung sonst die geistige Nabelschnur ist, mit der sie an dem großen Leben des Tages haften, grade über diese Phänomene hinweg. Oft hat die Zeitung die Schuld. Oft, und öfter noch, steckt sie in der Angewohnheit, nach dem Einzelnen zu fragen, der etwas angeregt hat, und nicht nach statistischen Angaben über das Publikum; man beachtet es, wenn ein bekannter Redner in irgend einem Kreise das religiöse Problem behandelt hat, wenn eine bekannnte Größe ein Buch zum Zwist geschrieben hat: man kümmert sich aber wenig darum, ob eine Versammlung von zwei tausend namenlosen Menschen einem Unbekannten gelauscht und beigestimmt hat, ob ein unbekanntes Flugschriftchen ein Publikum von tausend und abertausend Ungenannten gefunden hat. Und es bedarf starker Reizmittel, um den Blick willig zu machen für solche Strömungen im Breiten, die man sachlich ansehen muß und nicht persönlich. Es könnte sein, daß die jetzt angeregte Frage des Massenaustritts aus der Landeskirche ein solches Reizmittel wäre.

Die Anregung zu diesem Massenaustritt ist in Berlin gegeben. Große Versammlungen haben sich mit ihm beschäftigt. In den unteren Volksschichten ist das Interesse an der Sache ein sehr lebhaftes. Eine Reihe zum wenigsten wortgewandter Redner ist da, die sie vertheidigen. Die Bewegung zu Gunsten freier Gemeinden, die, mit nicht recht treffendem Ausdruck, so genannte „freireligiöse“ Bewegung ist in Berlin und seinen Vororten in zweifellosem Wachsthum begriffen. Sie hat aber nicht nur in Berlin seit Langem gewühlt und sich gefestigt: mit

mehr oder minder verwandtem Programm schafft und ringt sie in England, in Amerika, schließlich in der ganzen civilisirten Welt. Offenes Problem ist, in wie weit sich Anschluß an die allgemeine soziale Arbeiterbewegung vollziehen soll. Neben erklärter Feindschaft steht — in weit größerem Umfang — eine gewisse abwartende Lauheit, dann auch wieder engster Freundesanschluß und noch wieder an andern Ecken, besonders in der englisch-amerikanischen Bewegung, direkte Unbekanntschaft der Parteien miteinander, die aber jeden Tag einem besseren Wissen weichen kann. Auf alle Fälle ist ein böswilliges oder blindes Zusammenwerfen des Sozialpolitischen mit dem Freireligiösen sans phrase vorläufig eine energisch zu verurtheilende Fahrlässigkeit.

Die Anregung ist natürlich nicht die Strömung, die latente Kraft selbst. Diese ist Produkt einer langen Arbeit, und diese Arbeit war in verschiedenen Kreisen eine sehr verschiedene. Wer will die tausend Wege enthüllen, deren sich die moderne freie Weltanschauung bedient hat, um in die Herzen Zahlloser einzudringen? Wer will nachträglich enträthseln, was Reaktion gegen Autoritätsglauben schlechthin, was Mißtrauen und Unzufriedenheit vor den Früchten der metaphysischen Ideenkreise, was Ergebniß ernsten logischen Denkens und naturwissenschaftlicher Thatsachenbeherrschung und was endlich nur Neuerungssucht und Katzenjammer gewesen ist? Einerlei: ein großes Pulverfaß hat sich gefüllt, und es kann sein, daß die gegenwärtig gegebene Anregung der Funke ist, der die gebundene Energie auslöst und aktiv macht.

Befassen wir uns — das „kann" vorgreifend einmal als „ist" genommen — für einen Moment mit den Consequenzen eines solchen Massenaustritts aus den bestehenden Kirchen.

Unsere großen deutschen Denker, die durch ihr ehrliches Denkergewissen genöthigt wurden, Kritik an die herrschenden Religionsformen anzulegen, haben alle das gefühlt: mit der reinen Negation ist es nicht gethan, wir brauchen, wenn wir zerstören, Positives zur Ausfüllung der Lücke. Man muß schon sehr albern sein, um nicht mehr daran zu glauben, daß irgend eine Religion je Anhänger gewonnen habe ohne so viel Innerlichkeit, so viel Macht im Gemüthe, daß nach ihrem Wegfall kein klaffender Spalt entstände. So denken heißt nicht aufgeklärt, sondern historisch und moralisch unwissend sein. Die weitere Frage ist nur: worin soll dieses ergänzende Positive bestehen? Daß es nicht eine „neue Religion" im alten Sinne sein kann, darüber herrscht Klarheit. Aber im weiteren spalten sich die Meinungen.

Strauß findet neben dem Anschluß an das nationale Leben und die wachsende Naturerkenntniß den wesentlichsten Ersatz für das Positive der Kirche in „den Schriften unserer großen Dichter, bei den Aufführungen der Werke unserer großen Musiker." Kann das maßgebend sein für die Massen, die jetzt zum Austritt drängen? Ich antworte mit dem bestimmtesten Nein. Nicht daß ich den Gemüthswerth, das Erhebende und Läuternde in der Dichtung und — wenn schon mit einer starken Reserve — selbst in der Musik antasten will. Strauß dachte sich bekanntlich in einer für seine Zeit schon hochgradig naiven Weise die Aufklärung nicht als Gemeingut der Menschheit, sondern als Privilegium eines kleinen Kreises von begüterten Bildungsaristokraten, die sich gegen die geistigen Gelüste der Menge durch den esoterischen Charakter dieser Bildung ebenso verschanzen sollten, wie gegen jede Gesellschaftskritik durch Kanonen. Daraus entsprang sein Irrthum. Die Menge, die sich jetzt zum öffentlichen Bekenntniß ihrer Unzusammengehörigkeit mit der Kirche drängt, ist nicht etwa ein plötzlicher Riesennachwuchs der Strauß'schen „Wir", — sie ist vielmehr ein Theil dessen, was Strauß energisch ausschließen wollte. Sie ist vorwärts gedrängt worden durch eine elementare Macht, deren weitreichendste Bezeichnung „Aufklärung" ist. Alles Mögliche steckt darin, — nur gerade nicht die ästhetische Vorbildung, die Strauß voraussetzt. In der kleinen Schaar der Strauß'schen „Wir" sind die meisten frei geworden durch die Ideen, die unsere großen Dichter ihnen einflößten, sie können sich zur Noth mit

diesen Dichtern weiterhelfen. Davon ist hier keine Rede. Nicht durch das zarte Medium des Aesthetischen ist hier die neue Wahrheit verbreitet worden. In nacktester und schärfster Form ist sie eingedrungen, als reine Verstandsarbeit auf der einen, als eine gewisse grobe, nüchterne Moralbefreiung auf der andern Seite. Die guten wie die schlechten Eigenschaften des geraden, ehrlichen Volkssinnes stecken darin, mit der Gewalt und der Intoleranz des Kampfes auf Leben und Tod, des geistigen Brodkampfes. Gewiß muß das Positive, das nun auf diesem Schlachtfelde auferstehen soll, eine mildernde, veredelnde Hand haben. Aber Dichtung und Musik machen das nicht. Nun vollzieht sich auch noch gar in der modernen Dichtung ein Umschwung. Davon wußte Strauß nichts. Gerade dieser Umschwung wirft aber seine Wellen in den Theil des Volkes, der hier in Betracht kommt. Ein durchaus richtiger Instinkt — nicht die Mache Einzelner, die gegenstandlos wäre, wenn die Resonanz nicht bestände — wird die intelligenteren Volksschichten aller Vermuthung nach in die realistische Dichtung hineintreiben. Damit ist ganz gewiß schon der Strauß'sche Begriff „Dichtung" verschoben. Aber in absehbarer Zeit kann auch das, was wir jetzt „realistische Dichtung" nennen, nicht Religionsersatz werden. Wir stehen noch in einer negativen Phase des Realismus, darüber ist kein Zweifel. Die realistische Dichtung, die wir haben, jung wie sie ist, ist eine Waffe in dem Kampf für die Aufklärung, aber sie kommt über das Verneinende noch wenig hinaus. Ehe diese Phase sich aber überlebt hat, sind wahrscheinlich ganze Generationen vorgedrängt, die nach positivem Kirchenersatz lechzen. Wir können sie nicht stehen und warten lassen. Niemand baut mehr auf den Sand, als wer in einseitiger Ueberschätzung eines an sich gewiß Großen das Heil der Welt durch die Poeten erwartet. Die Kunst ist ein Spiegel der Zeit und zwar einer der veränderlichsten. Sie spielt eine Rolle für Zersetzung der Moral, sie opponirt jedem Dogma und jeder Autorität, sie ist der große Experimentirkessel aller Ideen von jeher gewesen. Aber einseitig stützen kann sich das Bedürfniß nach Ausfüllung der fundamentalsten Gemüthsseite einer riesigen Volksmasse niemals auf sie. Jeder Versuch derart schädigt sie ohnehin selbst, giebt ihr selbst sofort etwas Autoritäres, Dogmatisches, also das, womit sie im grundsätzlichsten Widerspruch steht. Erhebt die Kunst zur Religion und sie ist lahm gelegt, ihre Jünger werden Pfaffen! Zum Ueberfluß drücken auch gerade im Moment die socialen Verhältnisse so schwer auf die Kunst, daß ihre Reinheit und Lauterkeit, die sie zum wenigsten als Priesterin brauchte, vielleicht nie ärger befleckt gewesen ist als in diesen Schlußjahrzehnten des Jahrhunderts. Das Hohepriesterthum ist bei der gegenwärtigen wirthschaftlichen Stellung des Künstlers in neunundneunzig Fällen ein Phrase, und der hundertste, wirklich reine Fall unterliegt dann womöglich noch einem Mißverständniß, das berechtigte Anklage selbst für Schmutz hält oder Experimente, die nothwendige Producte des Zersetzungskampfes in der modernen Moraltheorie sind, für unmoralisch erklärt. Der Strauß'sche Satz ist dreifach falsch, falsch für das Volk, falsch in dem, was unter Dichtung verstanden wird, und falsch für die Dichtung, selbst wenn der Begriff verschoben wird. Die kitzliche Frage nach dem Erbauungs- und Moralwerth der Musik will ich dabei garnicht streifen, wo sich Gegensätze aufthun von der kampflustigen Wagnergemeinde bis zu Tolstois Kreutzersonate.

Strauß weist schon nebensächlich auf die Naturwissenschaft als Ersatzquelle hin. Von Andern ist das in den Vordergrund geschoben worden. In der deutschen freireligiösen Bewegung ist der Zug nach dieser Seite wesentlich schärfer entwickelt als in der englisch-amerikanischen. Kaum ein Punkt ist so interessant wie diese Frage nach der Omnipotenz der Naturwissenschaft. Die Mißverständnisse bei Freunden wie Gegnern sind haarsträubend, sobald die Frage nur anklingt. Darüber kann kein Zweifel sein, daß die Naturwissenschaft ihre Rolle als Aufklärerin gewaltig und nachhaltig gespielt hat und spielt. Aber ebenso wahr ist es, daß auch die Naturwissenschaft als reines Ersatzmittel in den Händen ungeschickter Vermittler das denkbar größte

Urtheil anzustiften im Stande ist. Und wenn sich behaupten läßt, daß der enge Kreis der Strauß'schen „Gebildeten" auf ästhetischem Boden einen gewissen Anhalt hatte, so muß an der rechten naturwissenschaftlichen Durchbildung selbst da vorerst noch gezweifelt werden. Ich meine jetzt nicht die vom Einen oder Andern erworbenen naturwissenschaftlichen Spezialkenntnisse. Ich meine die eigentliche auf Naturwissenschaft gegründete *positive* Weltanschauung. Man muß die Schriften von Fachmännern der Wissenschaft da, wo sie allgemeine Gesichtspunkte aufstellen, prüfen, um ein Urtheil zu bekommen, wie groß das Wirrsal ist. Es ist eben etwas ganz anderes, Detail aufhäufen und logisch durchgebildete Gedanken daraus ziehen. Da wird ein philosophisches System, der konsequente Materialismus, verwechselt mit dem Ergebniß empirischer Forschung. Da wird das wundervolle Thatsachengebäude Darwins mißbraucht zur Abrundung einer Kosmologie, die jeder nächste Tag umwerfen kann. Da werden voreilige Schranken gezogen und apodiktische Urtheile gefällt, die in nichts besser sind als die alte Metaphysik, ja die eben diese Metaphysik, nur in neuem Gewande, wieder zurückführen. Eine Methode wird mit einer absoluten Offenbarung verwechselt, eine erste Leuchte in der Nacht mit endgültiger Erhellung alles Vorhandenen. Wohlverstanden: alle diese Verwirrungen entspringen der leidigen Confusion, der Verwechslung der Begriffe und der Unklarheit begrifflichen Denkens überhaupt. Sie entspringen nicht etwa der Naturwissenschaft selbst. Aber es fragt sich eben sehr, ob bei der Thatsache solcher Confusion mit dem einfachen Wort „Naturwissenschaft" in unserm positiven Sinne irgend etwas geleistet ist, ob es nicht eben wegen der Unklarheit, die noch über seinen wahren Werth herrscht, im Kampfe des Tages zur Phrase wird. Gewisse Punkte sind allerdings Jedem klar. Wenn es sich um die Thatsachen der Geologie im Gegensatz zu der mosaischen Schöpfungslehre handelt, so sieht jeder Freidenker sofort, wo für ihn das Positive steckt, — hier ist es indentisch mit dem Naturwissenschaftlichen. Aber die Anschlußstelle ist verzweifelt schwer zu finden schon vor sehr einfachen moralischen Problemen. Man durchtränke den Geist eines Menschen ganz mit den entsetzlichen Einzelheiten des Daseinkampfes in der Natur, mit der Fülle raffinirter Naturgrausamkeiten — und man lasse ihn sich seinen Trost finden, sich das einordnen in ein erfreuliches Weltbild . . . er wird ein Grauen empfinden vor diesem Positiven, und sobald er das empfindet, ist er reif für jede Reaktion, die beim Pessimismus einsetzt und im Mystischen endigt, womit dann dem Alten wieder Thür und Thor offen ist.

So scheint es denn, daß man zum Wenigsten aus dem unfaßbar weiten Begriff etwas Engeres herauslösen muß, wenn man Boden gewinnen will. Naturwissenschaft als solche ist es auch nicht, was rettet. Man wird hinübergedrängt zu etwas wenigstens praktisch zu Sonderndem, — zu einer auf Naturwissenschaft gegründeten neuen *Ethik*. Die neue Frage ist: besitzen wir diese und dürfen wir auf sie rechnen bei dem Massenaustritt. Die Frage wird noch brennender, wenn wir uns eingestehen, was denn dieser Austritt für pädagogische Konsequenzen hat, wenn wir ihn als ein Bekenntniß fassen, das die Eltern machen, dessen Folgen aber die Kinder zu tragen haben. Ich will versuchen, auch das wenigstens aphoristisch zu beantworten.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Ernst Seiffarth.



An August Strindberg.

Ihr Drama „Der Vater" hat mich lebhaft interessirt. Die zu Grunde liegende philosophische Idee ist sehr kühn, die Gestalten sind mit großem Wagemuthe hingeworfen. Aus dem Zweifel an der Vaterschaft haben Sie mächtige, ergreifende Wirkungen gezogen. Ihre Laura ist wirklich das Weib in seinem Stolz, seiner Unbewußtheit und dem Mysterium seiner Anlagen und Fehler. Sie wird mir unverlöschlich in der Erinnerung stehen. Alles in Allem genommen haben Sie ein merkwürdiges und fesselndes Werk gegeben, das zumal gegen Ende Prachtstellen birgt. Um aber ganz offen zu sein: eine gewisse Beschränkung in der Analyse stört mich etwas. Sie wissen vielleicht, daß ich nicht für die Abstraktion bin. Ich sehe gern, wenn die Personen ihren Platz im bürgerlichen Leben ausfüllen, so daß man sie zu greifen meint, daß sie einem in's Gesicht springen. Ihr Rittmeister aber, der nicht einmal einen Namen hat, und Ihre andern Gestalten, die nahezu reine Vernunftgeburten sind, erzeugen mir nicht die vollkommene Empfindung des Lebens, die ich verlange. Mag sein, daß das auf eine Rassenfrage zwischen Ihnen und mir hinausläuft. So wie Ihr Stück ist, das sage ich noch einmal, ist es eine der seltenen dramatischen Leistungen, die mich im Innersten bewegt haben.

Emile Zola.

Weib oder Vase?

Das ist ein großes Kulturproblem, mit dem Siemiradzki in Farben spielt, dieser Mann dort in der Toga, der nicht weiß, ob er das Weib kaufen soll oder die Vase, das ist die Frage, die in anderer Form den modernen Großstädter Tag für Tag erfüllt, Stunde um Stunde, die eine Altersstufe weitergiebt an die andere, die alle Strebungen der Millionenstadt durchsetzt, sich in allen Stimmungen wiederspiegelt, die hundert geschäftskundigen Maklern des Vergnügens zu Glanz und Reichthum verhilft und Tausende ihrer Opfer hinunterstürzt in Jammer und Schande, das ist diese wühlende, schmerzenreiche Frage nach dem höchsten Genuß, das Kainszeichen des Großstädters unserer Tage. Ihm gewährt die Arbeit keine Freude mehr und das rauhe Gebot der Nothwendigkeit, das ihn in ihr Joch zwingt, übertönt jene verheißungsvolle Stimme, die sie nur als ein Mittel zum Zweck nennt, eine Anweisung, eine Vorbereitung zu etwas Anderem, Süßerem. Und so beugt er sich ihrem Frohndienst, da er nicht anders kann Aber hinter dem Ladentisch und mitten im betäubenden Lärm der Straße, halb begraben in dem Duster des Contors und an allen Nerven zitternd in dem aufregenden Gewühl der Börse spinnt er rastlos, unablässig an seiner Sehnsucht nach jenem tödtlich-süßen Genuß, der Alles in ihm zum Schweigen bringt, nach jenem fast erhabenen, fast heiligen Genuß, der ihm das schafft, wofür sein allzu straff gespannter Egoismus überhaupt noch empfänglich ist: Selbstvergessen ... Und wenn der Abend kommt, die Stunde der Erlösung schlägt, dann stürzt er hinaus auf die Straße taumelig vor Uebermüdung und vor Uebermüdung um so tiefer erregt und hastet dem nach, was er sein Vergnügen nennt, der Liebe, der Kunst, dem Trunk, dem Spiel ... Und dann beginnt

jenes große Gesetz zu walten, das Naturgesetz des großstädtischen Genusses, das ihn anreizt, den Exceß der Arbeit durch den Exceß der Lust wettzumachen, Liebe und Kunst und Trunk und Spiel zu einen, zu mischen, Alles in Allem zu genießen, dann regt sich in ihm jener dämonische Drang den Genuß bis zur Orgie zu treiben, der so widerlich scheint und so erbarmungswürdig ist. Denn das ist nichts Anderes, als die Explosion des Selbsterhaltungstriebes, das ist die Individualität, die unter der übermächtigen Zwangsgewalt der Tagesarbeit an ihrer Willensfreiheit, ihrer Daseinsberechtigung irre geworden und die durch hundert unvernünftige, aber willkürliche, rohe, cynische, aber spontane Lebensänderungen sich selbst den Beweis zu erbringen sucht, daß sie ein Recht hat zu wollen, ein Recht zu leben ... Und mit dem Sanguinismus, der den Tiefen der Lebenskraft entquillt, der die Lebenskraft selbst ist, hofft sie an jedem folgenden Tag, daß ihr der Abend diesen Beweis bringen wird, so bitterlich sie auch an jedem vorhergehenden Abend enttäuscht sein mag .. hofft und fürchtet zugleich ...

* * *

Denn sie finden ja nie, was sie suchen — und sie wollen auch nicht finden ... Siemiradzki hat blos mit dem Problem gespielt. Der verschmitzte Genüßling auf seinem Bilde, der freilich findet, was er sucht: er findet immer sich selbst. Alles was thörichte Menschen die Genüsse des Daseins heißen, ist ihm ja nur Reizmittel für den einzigen wirklichen, nie versiegenden Genuß: den Genuß der eigenen Persönlichkeit. Dieser große Reif, der das Lebensglück ist, er hat ihn inne. Es ist darum auch gleichgiltig, wofür er sich entscheidet. Ob er das Weib da wählen mag oder die Vase — seine Ich-Freude wird er aus beiden zu saugen vermögen. Und wie aus dem Weib und der Vase, so aus hundert anderen Dingen ...

Aber eben darum erscheint auch dieser so scharf beobachtete Kopf, der den antiken Lebemann bis auf die lüsternen Aeuglein, bis auf den leberkranken Teint so glücklich charakterisirt, fast uninteressant, da hinter ihm jenes andere Gesicht mit dem blassen anämischen Teint, mit dem unsteten Blick, mit den nervös zuckenden Lippen auftaucht, das Gesicht des modernen Menschen, der sich selbst zu suchen glaubt und sich selbst nicht finden mag, der hinter sich selbst herzujagen scheint und in Wahrheit vor sich selber davonläuft.

Diesen Menschen hätte Siemiradzki malen müssen, da er nun einmal den Muth hatte, an dieses große Problem zu rühren. Im Qualm der Kneipe, im frechen Licht des Tingel-Tangels, im unheimlichen Bannkreis der Spielhölle hätte er ihn studiren und diesen Ausdruck hätte er fixiren sollen, wie er mit dem Cynismus, dem Bodensatz der Enttäuschung von gestern und dem Ueberdruß vor der Arbeit von morgen gierig das Heute genießt. Und statt des selbstgefälligen Römers hatte er dann einen Kopf gemalt eines Egoisten, dem sein Egoismus zur Qual geworden ...

* * *

Es ist das grauenhafte Phänomen der Zeit, daß dieser mörderische Kampf um's Dasein die Selbsucht so riesengroß hat anwachsen lassen und die Selbstfreude so völlig vernichtet hat. Und gerade, weil wir uns dessen bewußt sind, stürzen wir uns so toll, so unsinnig dem, was die Welt an Vergnügungen bietet, in die Arme — in der Hoffnung, irgend einmal einen Genuß zu finden, der uns wieder die Freude gibt an dem eigenen Ich. Eine wahnwitzige Hoffnung. Denn die muß man mitbringen, um genießen zu können. Uns aber treibt der Haß gegen das eigene Ich mit seinem Dornenstachel vor sich her ...

Weshalb leben wir also noch?

Will die Zeit an uns ein Exempel statuiren und dieses unselige Geschlecht die Qual des Daseins auskosten lassen bis zur Hefe, um uns dann zu vernichten? Oder wird plötzlich ein Gestirn mit strahlendem Glanze das düstere Gewölk durchbrechen und uns, die wir so unsäglich verzweifeln, mit neuer süßer Lebensfreude erfüllen ... ?

Heinrich Kana.



Theater.

Freie Bühne: Der Vater. Trauerspiel in drei Aufzügen von A. Strindberg.

Das Residenztheater vereinigte am Sonntag Vormittag eine erlesene Gesellschaft von etwa 400 Personen, welche August Strindberg's viele Zweifel aufwerfendes Trauerspiel „Der Vater“, man kann sagen: erlebte. Denn ein solches Drama, von dem viele bestreiten, daß es ein Genuß sei, wirkt wie ein Erlebniß. Obwohl einige von den Damen, die ja schon zu Zettel's des Webers Zeit manches nicht vertragen konnten, ihrem Mißfallen Ausdruck gaben, stieß doch das Drama auf jenes Verständniß, welches dem Publikum der vorjährigen Aufführungen nicht immer zu Gebote stand. Der meisterhaft emporgeführte erste Akt, die sichere Art mit der hier der Dichter die Zustände einer Familie entwickelt, nahm Jeden gefangen und für den weiteren Verlauf ein. Gegen Ende des Aktes ist der Fall klar gelegt, dessen Analyse ich vor 14 Tagen hier versucht habe. Nun sollen sich die schweren Folgen zeigen. Der Rittmeister von seiner Frau zum Aeußersten gebracht, hält ihr all' ihre Sünden gegen ihn vor. Das wirkt ermüdend, da wir diese Sünden schon kennen. Die Frau antwortet kalt und siegessicher und zeigt ihm das Dokument seiner Entmündigung. Da begeht er mit dem Wurf der brennenden Lampe die That eines Wahnsinnigen, der allerdings für die Zwangsjacke reif ist. Das Interesse am psychologischen Vorgang ist damit so gut wie aufgebraucht. Ibsen, dessen Schüler in der Kunst, dessen Gegner im Urtheil über Frauen der Dichter des „Vaters“ ist — Ibsen hätte hier vielleicht schon mit seinem berühmten Fragezeichen das Drama geschlossen; Strindberg erspart uns die Zwangsjacke nicht und erkauft sie, was das einzig Bedenkliche dabei ist, mit mancher psychologischen Undeutlichkeit Offenbar wünschte er für seinen, mit scharfer persönlichen Tendenz, in diesem Drama verirtretenen Misogynismus ein sichtbares Symbol. Der Vater sollte sich nicht nur fühlen, „wie ein alter Römer, die Hände über der Brust gekreuzt,“ sondern er sollte auch thatsächlich in diese Situation hineingezwängt werden. Das bloße Wort, noch dazu eine tropische Wendung, kann verhallen. Das Bild dieses völlig bezwungenen Mannes bleibt jedem, der es sah, unvergeßlich. Die Tendenz wollte hier der Kunst voranleuchten und hat sie dadurch beschattet. Der Weg zur Zwangsjacke ist selbst nicht zwingend genug, um den symbolischen Vorgang als naturnothwendiges Ereignis wirken zu lassen. Die Zwangsjacke erscheint daher nicht als unentrinnbares Ergebniß der Umstände, sondern als eine quälende Privatgrausamkeit des weiberfeindlichen Dichters. Und wenn Herr Ola Hansson von seinem Schwedenstandpunkt aus, der uns wenig angeht, behauptet, Ibsen habe mehr Mache, Strindberg mehr Leben, so kann die Aufführung des „Vaters“ davon überzeugen, daß durch mehr Ibsen'sche Mache mehr Leben auch in die letzte Hälfte des Stückes gekommen wäre; denn die echte „Mache“ erreicht immer nur den Zweck, Leben in die Kunst zu bringen. Und wenn Herr Ola Hansson ferner behauptet, Ibsen sei lauter simplificirter Zusammenhang, Strindberg dagegen lauter fruchtbares Chaos, so zweifle auch ich nicht, daß dieser „Vater“ seinem Vorwurf nach überaus fruchtbar ist. Denn er wühlt ein Ehe-Problem auf, welches klärende Einblicke gewährt in das Verhältniß von zwei Menschen, die für's Leben aufeinander gewiesen sind. Aber das Chaotische im „Vater“ bringt gleichzeitig künstlerische Unklarheiten mit, die vor allem das Durchdringen des Frauencharakters erschweren. —

Fräulein Bertens hat das sichere Machtgefühl des siegenden Weibes schärfer betont als das Machtverlangen, das diese Grausamkeit weniger aus einem Moralbegriff, als aus dem Temperament motivirt Würde Laura mehr aus ihrem Naturell erklärt werden, so würde der Charakter abwechslungsreicher sich gestalten und nicht nur wahrer, sondern auch interessanter werden. Denn uns interessirt der Sieger so lange er kämpft mehr, als wenn er vor überwundenem Feinde steht. Besser als das Wesen hatte Fräulein Bertens die äußere Gestalt des männermordenden Weibes getroffen, das ohne je sich im Spiegel zu sehen, ein Musterbild äußerer Correctheit und prosaischer Ordnungsliebe ist. Diese schwarze ascetische Haarwelle über der Stirn, dieser unerbittlich verschlossene Mund, der kaum eines Kusses fähig scheint, dieser strenge Wuchs, dieser Blick von Eis!

**

Herr Reicher, heutzutage der bewährteste Schauspieler für realistisch moderne Charaktere, rief als dieser langbärtige früh ergraute Soldat, mit den ernsten in die Herzen und die Sterne blickenden Kummeraugen, Eindrücke hervor, als sähe man einen herrlichen Baumstamm entwurzelt sinken.

Frau Berg hatte die schwierige Aufgabe der alten Amme, die ihrem großen Kinde die Zwangsjacke sanft und unmerklich, im scheinbar harmlosen Geplauder, anlegt, insofern gelöst, als sie die vom Dichter nicht streng motivirte Scene auch Widerstrebenden plausibel machte. Nur hätte sie ihr trostloses Geschäft mehr trostlos als geschäftsmäßig betreiben können.

Vortrefflich spielte Herr Pagay den Pastor in seinem naiven Egoismus und seinem unthätigem Mitgefühl, ebenso Herr Brandt den Arzt, den ich nicht zum Hausarzt wollte. Fräulein Zipser hatte als kleine Bertha endlich wieder einmal Gelegenheit ihre natürliche Begabung für mädchenhafte Halbwüchsigkeit characteristisch zu entfalten. Wie in diesem Kind sich bald des Vaters, bald der Mutter Blut regt, kam der Dichtung gemäß wahr zum Ausdruck.

Die ganze Aufführung war ein Ruhmestitel des Residenztheaters, aber auch des feinfühligen Regisseurs der Freien Bühne, Herrn Hachmann, dem die beginnende Saison noch häufiger Gelegenheit bieten wird, ähnliche Bühnprobleme ihrer Lösung näher zu führen.

Paul Schlenther.

Lessing-Theater: Im Spiegel. Schauspiel in drei Akten von Hugo Lubliner.

Auch wer nicht zu weichherziger Betrachtung der Dinge neigt, wird sich eines gewissen Mitleids nicht entschlagen können, wenn er die Poetenlaufbahn des Herrn Lubliner verfolgt. Einst der tantiemengesegnete Dichter des kgl. Schauspielhauses, der in Ehren genannte Verfasser der „Frau ohne Geist“, schreitet er heute, mit tödtlicher Sicherheit, von Mißerfolg zu Mißerfolg, und nichts will gelingen, nichts ihm glücken. Wer ist Schuld daran? Die eigene Talentlosigkeit? Die neue Richtung? Herr Lubliner hat sich für die zweite Alternative entschieden und dem Naturalismus den Krieg bis auf's Messer erklärt. Das fehlte dem absterbenden Alten gerade noch, daß ihm ein solcher Siegfried Lubliner erstand, und daß wohlwollende Freunde des Verfassers, planvoll vertheilt durch das ganze Haus, die Premiere lärmend beklatschten: wenn die alte Kunst aus so geistlosen Augen schaut, wenn solch graue Langeweile und Confusion ihr die anmuthigen Begleiter sind, dann empfehle sie ihre Seele Gott zu Gnaden! Noch ein solcher Sieg, und sie ist verloren.

Nicht als ob ich fanatisch genug wäre, den Spott des Satirikers, dem die ganze Welt gehört, vor dem Naturalismus ein Halt! zurufen zu wollen: er komme nur, der überlegene Geist, der mit festem Griff und scharfen Hieb, mit Witz und mit Hohn der neuen Richtung zu Leibe geht; wir wollen uns daneben stellen, wir, die sein Sinn meint, und wollen lachen mit den Anderen. Wie alles Neue, scharfen Profiles, dem Lustspieldichter sich anbietet, wie Euripides und Sokrates ihren Aristophanes fanden, so mögt ihr den Naturalismus auch mit billigen oder theuren Witzen bedenken; man hat Wagner parodirt, man mag Ibsen und Tolstoi parodiren, „nur daß der Spaß gefällig sei.“ Aber selbst die Scherze unserer Tageblätter über Trunksucht und Cochonnerie, über Vererbung und Freie Bühne stehen noch, an Schlagkraft wie an Verständnißinnigkeit, über dem Niveau Lubliner: gottverlassen, geistverlassen sitzt er da, am grünen Tisch seines Spottes, und alle Hiebe prasseln in die Luft, keiner trifft und faßt. Wie bereit auch die Hörer waren, die kleinste Regung eines Einfalles, den leisesten Windhauch eines Witzes zu fangen — sie saßen und warteten umsonst, hoffnungslos, und immer fragt der Seufzer: Wo? Ein leeres Gerede von Atavismus, Naturalismus und allerlei anderem — ismus, ein Wiederkäuen schlechtverstandener, halbverdauter Schlagworte, vor allem aber: Worte, Worte, nichts als Worte — das ist die Lubliner'sche Satire auf die neue Richtung: da, seht euch „im Spiegel.“

Rathlos, erbarmungswürdig rathlos, wie im „geistigen“ Theil seines Stückes, ist der Verfasser auch in der Führung seiner Handlung; Menschen kommen und Menschen gehen, doch was sie sprechen, kann keiner verstehen. Reden hält Herr Klein und Reden hält Frl. Groß, Reden hält Frl. Detschy und Herr Ranzenberg, über das Gute, über das Schöne, über die

Ehe, über die Welt. Sie erzürnen sich und vertragen sich, sie sehen sich in's Gesicht und im Spiegel, und erst wenn die zehnte Stunde näher rückt und das abendfüllende Stück sich formirt hat, hören die Puppen zu springen und zu plappern auf. Nur ein Steeple-Chase der Rede kann über diese Hürden von Impotenz hinwegkommen, das empfand Herr Klein zumal, der die Hindernisse Lubliner'schen Geistes, hurre hurre hop hop hop, muthig nahm, und der diese Perlen deutscher Prosa zu Boden fallen ließ, als wären es naturalistische Kieselsteine. Verstanden hat seine große Rede wohl Niemand; aber da er sie laut und mit einem beinahe echten Brustton sprach, und da der Vorhang effectvoll fiel, so schallten Hände applaudirend zusammen, und der beglückte Autor zeigt sich lächelnd.

Otto Brahm.



Nach fünfzig Jahren.

Von **Wolfgang Brachvogel.**

Das Wetter war meist trocken gewesen und man hatte die Ernte gut hereingebracht; es begann zu herbsteln, die schimmernden Sommerfäden flogen über die Stoppelfelder im Thalgrunde, die Heerden waren schon auf die unteren Almen zurückgekehrt, die Georginen blühten.

Trotz aller Klagen im Frühjahr und trotz der verregneten Heuzeit war es ein gutes Jahr — „es sind alles gute Jahre gewesen," dachte der Stallerbauer, der eben aus der niedrigen Hausthür trat und einen zufriedenen Blick auf seinen Hof warf, „funfzig gute Jahre, trotzdem manche Ernte vom Schauer zerschlagen, manches Heu verregnet ist," ja, wenn er heut zurückschaute, waren's gute Jahre gewesen, obwohl er seinerzeit bitter geklagt hatte; er richtete sich hoch auf und sah selbstbewußt umher: ihm waren's gute Jahre gewesen, denn er hatte geschafft und gehauft, seine Arbeit aber hatte Gott gesegnet.

Da schlürften schwere Tritte hinter ihm und eine Frau, gebückt von der Last der Jahre trat neben ihn; sie hatte dünnes, weißes Haar, das platt auf der Stirn gestrichen und in einem kleinen Knoten auf dem Wirbel befestigt war; ihr Gesicht war gelb und bestand eigentlich nur aus einer Unzahl von Falten und Fältchen, aus denen Nase und Kinn weit vorsprangen. Als der Bauer sie sah, lächelte er und streckte ihr die Hand entgegen:

„Gelt, Alte, fuf'zg gute Jahre?"

Und sie lächelte auch und nickte beistimmend mit dem Kopfe.

Als jüngerer Sohn hatte er bei seines Vaters Tode auf den Stallerhof keinen Anspruch gehabt und war, da er sich mit seinem Bruder nicht vertragen, als Knecht bei einem reichen Viehhändler im Nachbardorfe eingetreten. Seines Dienstherrn Tochter hatte sich in ihn verliebt und halb blind geweint bis sie den hübschen Burschen bekommen — es war eine ganz stille und kleine Hochzeit gewesen ohne Tanz, ohne Musik und ohne Gäste, denn für einen solchen Schwiegersohn machte der Alte keine Extraausgaben — und das waren heut fünfzig Jahre her.

„S'war do net fein von deinem Vater, uns're Hochzeit damals," sagte der Bauer, dem diese Erinnerungen durch den Kopf flogen.

„Na," meinte sie, „s'war net fein."

Margret hatte aber, trotzdem sie nur ihrer Liebe gefolgt war und einen armen Knecht geheirathet hatte, ein großes Glück gemacht, wie die Leute das nennen, denn bald nach ihrer Hochzeit starb unerwartet und ohne andere Erben ihr Schwager, der junge Stallerbauer, und schon ihr erster Bub war auf dem Stallerhof geboren worden. Aber auch der Bauer hatte ein großes

Glück gemacht, denn Margret war nicht nur hübsch und reich, sondern auch wirthschaftlich wie e selbst; so lange sie jung war, hatte sie für zwei gearbeitet, und wenn sie ihn auch stets mit ihr Eifersucht verfolgt und geplagt 'hatte, so hatten sie doch die fünfzig Jahre gut mit einande verlebt. Ja die Eifersucht, das war ihr einziger Fehler gewesen: „Wenn d'falsch bist, i' thä net überleben," hatte sie oft gesagt — na, jetzt war's vorbei, die Margret war eigentlich kindis geworden, recht klug war sie freilich nie gewesen und ein halbes Jahrhundert unablässiger, harte Arbeit hatten ihren Geist abgestumpft und ihren Körper verbraucht.

Und heut war der goldene Hochzeitstag.

Das sollte ein Fest werden, wie es das Dorf noch nicht gesehen; schon in aller Frü hatten die Pöller auf dem Kirchberge soviel Pulver verknallt, wie sonst am Frohnleichnam kaum der Stallerbauer wollte nachholen, was er vor 50 Jahren hatte versäumen müssen, zwei Musi kapellen sollten spielen, das ganze Dorf sollte tanzen und vor dem Rathhaus lagen schon ein Fasseln Freiwein, mit deren Inhalt sich die ganze Gegend betrinken sollte. Ueberall sah ma Gewinde von Taxen und bunten Blumen, und der Weg vom Stallerhof bis zur Kirche war mi grünen Zweigen und Astern bestreut.

„Mutter", rief da eine hübsche junge Frau „s'ist Zeit, mußt Dich anziehen," und d Bäuerin folgte gehorsam, während ihr der Bauer lächelnd und den Kopf schüttelnd nachblick „Bin wohl auch nimmer jung," dachte er, „aber die Margret wird doch höllisch wacklig." Wirkl sah er, obwohl mehrere Jahre älter, noch viel besser aus, er war ein großer, starkknochiger Ma mit mächtigem, kahlem Schädel und breitem, rothem Gesicht.

Eine Stunde später ging's im Stallerhof zu wie in einem Bienenschwarm; vor dem Tho unter dem breitwipfligen Apfelbaum spielte die Musik und am Gartenzaun drängte sich die Dor jugend, schreiend und streitend, da Jedes den besten Platz zum Schauen erobern wollte Al Kinder und Enkel des Jubelpaars waren erschienen, der jüngste Sohn in dem ernsten Gewand eines geistlichen Herrn, der älteste Enkel in der schmucken Uniform eines Kaiserjägers, — ja, de Stallerbauer hatte Alles erreicht, was einem Manne seines Standes erreichenswerth scheint. Di Frauen umstanden bewundernd die alte Margret, die, so grade sie konnte, auf einem Stuhle vo der Hausthür saß, denn in der großen Stube im Erdgeschoß war bereits die Festtafel hergericht Die Bäuerin hätte gern die Tracht ihres Thales angelegt, aber der Bauer hatte ihr ein städtisches Kleid machen lassen, lila Seide mit großen gelben Blumen, und auf den weißen Haaren saß d Brautkrone, welche aus steifen Myrthenzweigen von Goldpapier gefertigt war. Margret sprac nichts, sondern lachte nur immer leise vor sich hin. Dann schlug es elf Uhr, und unter Glocken geläute und Pöllerknallen setzte sich der festliche Zug, voraus die Musik, zur Kirche in Bewegung

Der eigene Sohn las die Messe und segnete die greisen Eltern nach einer kurzen Predi von Neuem ein, o! er redete so schön, „fünfzig Jahre in ehelicher Liebe und Treue", sagt er, und alle Frauen weinten, Margret schluchzte sogar bitterlich und selbst der Bauer ward gan weich und gerührt. — Dann ging's heim und die Schmauserei begann; da machten die gute Freunde Augen, denn so viel hatte es nicht einmal zur Primiz des jüngsten Stallersohnes gegeben und von dem Essen hatten nicht nur die Bewohner des Thales lange gesprochen, nein sämmtlic tirolischen Blätter hatten das unglaubliche Menu als Zeugniß für die Leistungsfähigkeit eine echten tiroler Magens mitgetheilt. Etschländer Wein und Magdalener gab's so viel Einer trinke wollte. Und sie ließen sich's wohl schmecken. Aber statt draußen im Obstgarten unter den alte Nußbäumen auf dem grünen Rasen zu sitzen, waren die vielen Gäste in das niedrige Zimmer gedrängt worden und man konnte vor Speisendunst und Qualm kaum mehr athmen. Dazu da unaufhörliche Gekicher der erhitzen Mädchen und das wüste Lärmen der halbtrunkenen Burschen Der Bauer saß neben seiner Frau, die allein von allen Anwesenden keinen rechten Antheil a dem Jubel zu nehmen schien; sie trank nichts und aß wenig; sie träumte von der Vergangenheit von ihrer Hochzeit, vom ersten Buben, von der Wallfahrt nach Weißenstein, die ihr Mann während ihres zweiten, sehr schweren Kindbettes gelobt hatte, von ihres Jüngsten Primiz, vom ersten Enke — „fünfzig Jahre in ehelicher Liebe und Treue", hatte ihr Luis heut gesagt, es war das einzige, was sie sich gemerkt hatte, und es war auch so, freilich war sie die fünfzig Jahre mehr als Last thier, denn als Gefährtin neben ihrem Gatten hergetrottet „aber do all'm in ehelicher Lieb und

Treu" — die Worte hatten ihr zu gut gefallen — „und i hab sov'l Guts in derer langen Zeit g'habt," schloß sie ihren mehr empfundenen als gedachten Rückblick.

Als der Bauer jetzt gar nahe zu ihr rückte und seinen Arm um ihren gekrümmten Rücken legte, quoll ihr altes Herz über:

„Gelt," fragte sie mit ihrer sonderbar klingenden Stimme, „hast mi all'm gern g'habt?"

„Na freili," gab der Bauer zurück.

„Und bist all'm treu gewesen?" forschte sie weiter.

Der Bauer grinste sie an Der Wein war ihm wohl schon zu Kopfe gestiegen, denn er sah ganz braunroth im Gesichte aus.

„Du sag', bist net all'm treu gewesen?" fragte sie noch einmal.

Er lachte, sich zurücklegend, laut auf.

„Grad heut möcht i ka Lüg sagen und jetzt hat's ja oh ka G'fahr mehr," meinte er dann. Da horchte Margreth auf.

„Was sagst?"

„I mein, mit der schwarzen Mena" —

„Was is mit der?" fragte die Bäuerin und ihre eingesunkenen schwarzen Augen begannen sich zu beleben.

„Was wird sein? die hat mer halt amal g'fallen und i ihr — s'is lang her."

Margret stierte vor sich hin, als habe sie ihn nicht verstanden; ihr war ganz wirr im Kopfe und erst nach mehreren Minuten sagte sie mit kicherndem Lachen: „O Du, bist halt all'm so Aaner gewesen". Dabei tätschelte sie seine Hand.

Und dann saß sie wieder schweigend da, hörte nichts mehr von dem Lärm ringsumher und dachte nach; sie hatte das lange nicht gethan, und es wurde ihr herzlich sauer. Wann konnte das mit der schwarzen Mena gewesen sein; die Mena war die Bötin, jetzt selbst schon weit über sechzig Jahr, eine häßliche Alte mit pockenzerrissenem Gesicht, ja das mußte wohl lange her sein, vor den Pocken, und Margreth wühlte in ihrem schwach gewordenen Gedächtniß nach, wann die Pocken im Thal gewesen, ja richtig, gerade wie sie mit ihrem zweiten Kinde in Hoffnung war. Und plötzlich richtete sie sich auf und fragte ihre Tochter, die ihr gegenüber saß:

„Wie alt is denn jetzt der Mundl?"

„47 mein i," entgegnete die Frau mit ungewisser Stimme, „gelt Mundl, wirst 47 auf Allerheiligen?" rief sie durch den Lärm ihrem Bruder zu.

47 auf Allerheiligen, dachte Margret und versank wieder in ihr Brüten — 47 und heut ist's 50 Jahre her, also muß es in der ersten Zeit ihrer Ehe gewesen sein. Bei dieser Erkenntniß war's der Alten plötzlich, als hörte ihr Herz zu schlagen auf, sie griff mit beiden Händen vor sich und hielt sich am Tisch fest. Also hatte sie doch Recht gehabt — er hatte sie betrogen und angelogen: und es war nicht wahr, was der Luis heute gepredigt: „fünfzig Jahre in eheliche Liebe und Treue". Als der Mundl zur Welt gekommen ist, da war's schon gewesen und sie hatte nichts gewußt, und wie sie die große Wallfahrt nach Weißenstein gemacht, die der Bauer „aus Lieb zu ihr" gelobt, wie sie in Lebensgefahr geschwebt, wars auch schon gewesen, und sie hatte nichts geahnt. Diese Wallfahrt und die Primiz ihres Jüngsten waren die schönsten Erinnerungen ihres Lebens, die Brennpunkte ihres Glücks, und nun stürzte das ganze Gebäude auf einmal zusammen — Alles, Alles war aus.

Sie konnte es nicht mehr aushalten, der Lärm wurde immer toller, der Qualm immer betäubender, sie rückte den Stuhl zurück und stand auf; ihr Schwiegersohn wollte ihr helfen, aber sie wehrte ihn ab — „Laß mi, laß" — und schlich langsam, von Stuhllehne zu Stuhllehne tappend, hinaus.

Um Mitternacht verstummte endlich die Musik und die letzten Gäste wankten bald darauf zum Hofthor hinaus. Der Bauer stieg mit schwerem Kopf und schleppenden Füßen in die Schlafkammer hinauf — sie war leer, Margrets Bett unberührt. Der Bauer machte Lärm und sie suchten mit Kändeln den ganzen Hof und den Garten aus, aber die Bäuerin war nirgends zu finden; am andern Morgen zog der Knecht, der die Pferde tränkte, ihre Leiche aus einem kleinen vom Stauwasser des Bachs gebildeten Weiher hinter dem Garten, die goldene Myrthenkrone war aufgeweicht und in den starren Falten des seidenen Kleides hatte sich der Schlamm festgesetzt. — —

Es war am Abend nach der Beerdigung. Die Sonne war schon hinter dem westlichen Bergrücken hinabgesunken, schwarz lagen die Wälder des Mittelgebirges da, aber noch glühten die darüber emporstrebenden kahlen Felsschroffen, ein rother Schein ruhte auf dem Thale, überall war's still, nur der Bach murmelte in seinem breiten, zum größten Theile trockenen Wildbette und in den Kronen der Lärchen rauschte es geheimnißvoll.

Der Bauer war seit dem Betläuten am Weiher gestanden und dann kopfschüttelnd weiter gegangen, durch die Felder hinauf zu der am Bergeshang gelegenen Kapelle, von der aus er sein Besitzthum übersehen konnte.

Er setzte sich auf die Holzbank am Fuße des hochragenden Kreuzes und ließ das Haupt auf die Brust sinken; er mochte es nicht begreifen, daß Margret wegen der schwarzen Mena — „ach, wegen derer Bagatell," meinte er halblaut, „und s' is ja eh schon 50 Jahrln her" — er sollte womöglich Schuld an ihrem Tode sein? — „na, na," rief er fast heftig und hob den Kopf empor: vor ihm lagen die goldenen Stoppelfelder, zwischen denen sich die fetten Wiesen ausbreiteten; dahinter erhob sich der Hof, ein Herrengut wie die adligen Ansitze mitten im Dorfe; das Läuten seiner Heerden klang vom Berge hernieder und auf der Weide wieherten die Pferde — überall Wohlhabenheit, Segen und Glück. „Verunglückt" hatte der Gendarmerieposten an die Bezirkshauptmannschaft berichtet, „verunglückt" hatte der Pfarrer an das Fürstbischöfliche Ordinariat gemeldet, damit die Todte ihr ehrliches Begräbniß erhalten konnte, ihm aber hatte der geistliche Herr zum Trost gesagt: „Vor Glück hat sie den Verstand verloren." Und als jetzt sein ältester Sohn mit dem Kaiserjäger zu ihm herauf kam, schloß er seine Gedanken mit den Worten ab: „Der Herr Pfarrer hat wohl Recht gehabt." Und die Leute im Dorfe meinten: „Die Margret ist vor Glück damisch worden," und das erzählen sie noch heut Jedem, der danach fragt.

Der Vater.

Vierter Act.*)

(Dieselbe Decoration.)

(Die Lampe brennt auf dem Tisch. Es ist tiefe Nacht. Der Rittmeister liegt tot auf dem Sopha links. Am Mitteltisch sitzt Bertha und schreibt einen Schulaufsatz über das Individualitätsbewußtsein der Frau.)

Die Schwiegermutter (kommt von rechts. Sie macht einen unheimlichen Eindruck und nähert sich Bertha, ohne von dieser bemerkt zu werden. Sie berührt ihre Schulter.)

Bertha (aufschreiend): Hu! Großmama! Nein, wie ich mich erschrocken habe! Was wünschst Du denn Großmama?

Die Schwiegermutter (düster): Ich finde es sehr unrecht, daß ich bisher noch garnicht vorgekommen bin! Nicht mal, wie mein Schwiegersohn starb, habe ich dabei sein dürfen.

Bertha: Dein Schwiegersohn? War Papa Dein Schwiegersohn?

Die Schwiegermutter: Wer weiß! Wir Weiber haben keine Schwiegersöhne — glaub ich — nur die Männer haben — Schwiegermütter!

Bertha (schluchzend:) Mein armer —

Die Schwiegermutter (mißtrauisch:) Hm?

Bertha: Vater hätt' ich beinah gesagt, aber — (weinerlich:) wir Kinder haben ja keine Väter, wir haben nur Mütter.

Die Schwiegermutter: Und Großmütter. (Sie schraubt die Lampe herab.) So. Nun

*) In Anbetracht des Erfolges, den schon die drei ersten Acte des „Vater" von Strindberg bei ihrer Aufführung am vorigen Sonntag erzielten, glaubte der Vorstand des Vereins „Freie Bühne" davon absehen zu können, auch noch den vierten und letzten Act des genannten Dramas spielen zu lassen. Inzwischen ist jedoch seitens der Vereinsmitglieder sowohl, wie seitens einer erleuchteten Kritik vielfach das Bedauern wegen des fragezeichenartigen Schlusses des dritten Actes sowie der Wunsch nach einer befriedigenderen Lösung laut geworden. Unter solchen Umständen hält es die Redaction für geboten, die Leser der freien Bühne wenigstens durch den Abdruck des vierten Actes vom „Vater" nachträglich mit dem definitiven Schluß des Werkes bekannt zu machen. Die Uebertragung ins Deutsche hat Herr Otto Erich besorgt.

komm. Es kann losgehn. Nimm die Feder, diese — und einen reinen Bogen. So — so . . . und nun schließe die Augen

Bertha (ängstlich:) Großmutter . . . mir ist so bange . . .

Die Schwiegermutter: Pst! Störe die Geister nicht. Schon schreibt deine Hand. So — pst. (Berthas Hand schreibt. Beide starren in die Höhe. Plötzlich wendet sich die Großmutter nach links. Ganz leise flüsternd:) Du, du — Bertha — ich, ich glaube: der Tote rührt sich.

Bertha (aufschreiend:) Großmuther, was sagst Du?

Die Schwiegermutter: Sieh! Sieh! Er — kaut — an — seiner — Zwangsjacke. Siehst du's nicht auch? Jetzt! Jetzt!

Bertha: Ja! — Oh!

Der Rittmeister (springt plötzlich auf und brüllt fürchterlich:) O diese Weiber! Eine ganz verfluchte Nation. Macht mal Licht! Was ist das hier für 'ne miserable Beleuchtung. Und du, Bertha, ruf mir mal deine Mutter. (Bertha ab.) Wer hat sich denn eigentlich diesen dummen Scherz mit mir erlaubt? Schwiegermamachen, komm, mach mir mal die Jacke los, ja?

Die Schwiegermutter (nähert sich ihm:) Aber unter einer Bedingung, Adolf!

Der Rittmeister: Na?

Die Schwiegermutter: Laß Bertha bei mir und . . .

Rittmeister: Nich in die Hand! Lieber ins Irrenhaus!

Laura und Bertha (von rechts).

Laura: Na, hast Du Dich erholt?

Rittmeister: Danke Dir, meine Liebe. Ich fühle mich wieder ganz wohl. Wenn Du nun die Liebenswürdigkeit haben wolltest und mir dieses lästige Kleidungsstück abnehmen . . .

Laura: Willst Du auch wieder ganz artig sein?

Rittmeister: Ganz gewiß!

Laura: Und nicht wieder thun?

Rittmeister: Nie wieder!

Laura: Na denn komm. (Sie bindet ihn los.)

Rittmeister (die Arme schlenkernd): Gottseidank! Das war ja scheußlich? Na, und Bertha?

Laura: Herrgot nun laß doch mal endlich die Sache ruhn. Fang doch nicht immer wieder davon an: das wird nun allmählich langweilig! Bertha bleibt eben hier und wird hübsch konfirmirt und Du magst ihr dann immerhin die Unterschiede zwischen Mikroscop und Spectroscop und Manometer und Barometer auseinandersetzen.

Rittmeister: Na meinetwegen. Du lieber Gott es ist ja eigentlich gar nicht so schlimm und wirklich nicht den Verstand werth, den man verlieren könnte. Also bon! Aber noch eins: wie ist das mit der Vaterschaft?

Laura: Na selbstverständlich bist Du der Vater. Was denkst Du denn eigentlich von mir!

Rittmeister: Siehst Du: Das hab' ich mir doch gleich gedacht. Du Racker! — Bertha, mein Kind, komm mal her! (Küßt sie auf die Stirn): Damit Du nun weißt, woran Du Dich definitiv zu halten hast, sag' ich Dir also hiermit, daß ich — ich Dein Vater bin.

Die Schwiegermutter (hält das Papier mit der Geisterschrift, auf welches sie schon lange gestarrt, plötzlich in die Höhe. Begeistert): Und hier: hier steht es geschrieben! (Alle treten heran): Seht hier! Lest und staunt!

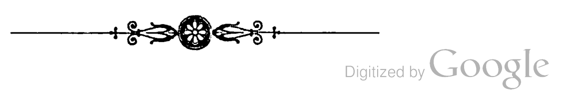
Laura (liest): „Und er ist der Vater, er sagt es ja selbst.“(Figaro.)

Die Schwiegermutter (prophetisch): Die Geister lügen nie!

Rittmeister (gedankenvoll): Die Geister lügen nie! Du hast recht Schwiegermutter: auch hierin liegt eine Kraft der Umwandlung! Komm an mein Herz, Laura, geliebtes Weib! Siehst Du: jetzt erst — jetzt erst fühl' ich mich ganz geheilt, ganz glücklich — (Er schließt sie in seine Arme) Und Du Bertha: komm auch Du an meine Brust — mein Kind — unser Kind!

Die Schwiegermutter: Amen!

(Definitives Ende.)



Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von **Marie Herzfeld.**

(11. Fortsetzung.)

Durch schlau ausgesonnene Fragen veranlaßte Fanny Aas zu erklären, was sie nicht v... stand; er wurde ihr Lehrer. Den ganzen Sommer und Herbst trieben sie sich m... einander herum und konnten schließlich mitsammen von Allem reden. Aber gew... Dinge gab es doch, über die sie keinen ordentlichen Bescheid erhielt.

Bei Thorsens las sie jeden Sonntag „Aftenposten" (die Abendpost); eine gan... Menge Sachen begriff sie nicht. Es schien, als lebten wir in einer großen Gefa... Alles, was gut und heilig, war von Untergang bedroht, ein paar abscheuliche Gesel... im Storthing wollten Revolution machen; wenn sie Aas um dergleichen frag... antwortete er nur mit Witzen.

Er ließ sich auf ernste Dinge nicht ein, und that er es doch, so wurde a... das Ernste lustig. Es ging das oft fast zu weit. Einmal erzählte er ganz gemü... lich, daß sein Freund Gabriel Freidenker sei . . .

Ab und zu traf sie ihn mit diesem Gabriel, und nun, da sie das Schreckl... vernommen hatte, beobachtete sie ihn. Es war doch sonderbar, daß ein Freiden... derartig aussehen konnte, fand sie. Natürlich war ein bischen Unheimliches an ih... man sah ihm an, daß er keinen Frieden in der Seele hatte; im Uebrigen schaute ... aber aus wie andere Leute, ja er war fast schön. Die braunen Augen hatten ein... guten Ausdruck; das Antlitz war ernst und fein; der seidenweiche, kohlschwarze B... stand hübsch zu seiner tiefen Blässe. Er ging nett gekleidet und machte in jed... Hinsicht den Eindruck der Bildung. Der Bergenser Dialekt klang prächtig in sein... Mund, singend, weich, manchesmal kindlich. Das einzige Unangenehme an ihm wa... daß er fluchte; allein das thaten ja Viele, ohne Freidenker zu sein. Eines Tag... sagte er etwas, was sie nahezu in ihn verliebt machte. Es war ein Sonntagsmorge... sie begegneten ihm außerhalb Grand; da stand er und sprach mit einem kleine... schäbigen Menschen, der ihn gerade in diesem Augenblick verließ. „Na, guten T... Gabriel," sagte Aas, „kennst Du diesen Rittersmann auch?" — „Nein, kennst D... ihn?" — „Der liebe Gott weiß es; er ist der ärgste Schlingel und Schuldenmach... in Kristiania." — „Ah Teufel," sprach Gram, „und ich, der ich ihm zwei Kron... gab!" — „Stockfisch; und diese zwei Kronen hast Du natürlich Dir selbst au... geliehen?" — „Nein, im Anfang des Monats borge ich mir kein Geld aus . Donnerwetter, wie dumm! Ich hätte die zwei Kronen heute eigentlich gebraucht! — Na," tröstete er sich, „der Schlingel brauchte sie wohl auch; Schlingel müssen ... gleichfalls leben, zum Teufel hinein . . . adieu! — Adieu Fräulein!" — Gott, w... leichtsinnig er war! Aber — „Schlingel müssen gleichfalls leben!" — das war i... Grunde schön. Möchte wissen, ob Aas nicht ein wenig auf Kosten seines gu... Freundes gelogen hatte? —

Einmal kam sie in's Gespräch mit ihm; da merkte sie, daß er dennoch e... schlimmer Geselle war.

Sie sagte, daß sie nicht heirathen wolle; er nahm es ernst und wurde bö... Wie sie doch mit dergleichen kommen mochte, da sie es ja gar nicht meinte? — Na... das wäre nicht übel, wenn ihr der Drang dazu fehlte! — Es gab nichts so Arge...

wie ein junges Mädchen, welches kein Bedürfniß fühlte zu heirathen; und überdies, man sollte auf jeden Fall heirathen; es war geschmacklos, ledig zu bleiben!

„Sie sind ja selbst ledig,“ sagte sie, obschon sie eigentlich auf so ein Gerede nicht hätte antworten sollen.

Ja allerdings; bis dato hatte es sich einfach nicht ausführen lassen; und dann hatte die Sache natürlich ihre Bedenklichkeit. Ein Wesen, mit dem man ein ganzes Leben hindurch umgehen sollte, fand man nicht so auf einmal . . . Verliebt? Ja, so dächten die Frauenzimmer eben; wenn man nur verliebt ist, so ist Alles in Ordnung . . . In der Wirklichkeit war das aber das Wenigste! Die Hauptsache war, daß man einander verstand; also mußte man ungefähr auf gleicher Bildungsstufe stehen und im Ganzen und Großen die gleichen geistigen Neigungen haben; überdies waren da alle möglichen Kleinigkeiten; „ich zum Beispiel, ich könnte nie mit einer Dame verheirathet sein, die nicht den Sinn besäße, sich hübsch zu kleiden! — Denken Sie sich nur!“

Fanny sah auf ihren Anzug herab; sehr hübsch war derselbe nicht; sie fand Gabriel abscheulich. „Sie sind ein recht anspruchsvoller Herr,“ sagte sie.

Anspruchsvoll? Er war ganz einfach so! — „Ebenso wenig könnte ich mit einer Dame verheirathet sein, die einen häßlichen Gang hat, oder mit einer, die mit dem Messer ißt, oder mit einer, die viel lacht . . . Es giebt, sehen Sie, gewisse Dinge, die auf eine ganz bestimmte Art auf ein bestimmtes Nervensystem wirken; es nützt nichts, daß man sich darüber hinaussetzt; man muß darauf Rücksicht nehmen, wenn man wählt.“

„Sie werden sich also gut vorsehen, wie?“

„Ja. Sie wollen mir natürlich sagen, man könne sich wieder trennen,“ sang er in traurigem Tone weiter; „aber so etwas thut ein gebildeter Mensch einfach nicht. Wenn man ein wenig Nerven hat, so vermeidet man dergleichen; man will, zum Teufel hinein, seine Privatissima nicht im Pöbelmund haben . . . Oder jedenfalls nicht früher, als bis man so demoralisirt ist, daß es bei Gott schon alles eins ist. Nur etwas so Simples, wie jemand, mit dem man gute Tage verlebt, zu sagen: nun mag ich nicht mehr . . . . man schiebt es aber auch hinaus, bis es fast zu spät ist. Ich kenne das von solch einem leichtsinnigen Verhältniß, das ich einmal gehabt habe,“ — „hm!“ machte Aas; Gram merkte es nicht; — „es war gerade kein rares Verhältniß; aber dennoch, hinzugehen und dem guten Kind, von dem ich wußte, das es in mich ein bischen verliebt war, zu sagen: jetzt muß es aus sein . . . na, ich bin nicht sentimental; aber ich will verdammt sein, wenn ich je etwas gethan, das mir gleich unangenehm war . . .“

„Hm! — Sag' mir, Gram, hast Du nicht eine Uhr, die richtig geht?“ sprach Aas genirt; Fanny sah verletzt aus; Gram ärgerte sich und nahm Abschied. „Ja, er kann taktlos sein,“ sagte Aas; — „bitte, haben Sie schon gehört, was gestern im Arbeiterverein passirte? Es ist eben doch eine schofle Bude, dieser Arbeiterverein . . .“ Jedenfalls aber konnte Fanny Gram nicht so zürnen, wie sie es hätte sollen. Er war doch ein wunderlicher Mensch; denkt Euch nur, wirklich Rücksicht zu nehmen auf ein Mädchen von dieser Sorte! Eigentlich steckte auch darin etwas Nobles; allein pfui, von dergleichen so zu reden, als wäre es eine ganz gewöhnliche Sache; ja, er mußte doch ein Freidenker sein. Aas schwatzte fort: „ . . . gjäßlich lustich, füachtalich unvaschämt, gejade jecht füa diesen ekelhaften Aamenjatsvoastand“ . . . Beim Worte Armenrathsvorstand zuckte Fanny zusammen und begann wieder zuzuhören.

Einmal traf sie Aas bei Magnesen; er sang, und Grethe begleitete, und Fanny war eifersüchtig, so daß sie es kaum verbergen konnte. Seither geschah es öfter, daß sie mit Grethe zusammen kamen; es war, als paßte diese ihnen auf, wenn sie spazieren gingen. Und sie kokettirte mit Aas so, daß es schon ekelhaft wurde. Fanny schien es, als müsse Aas errathen, wie ordinär Grethe im Grunde war; allein er

merkte es nicht im Geringsten, plauderte mit Grethe genau so wie mit Fanny und und von den gleichen Gegenständen; sie wurde ein ums anderemal rasend und rächte sich, indem sie mit Moe, dem Lageraufseher, Partien machte. An einem Sonntagmorgen unterhielt sich Aas fast nur mit Grethe; es handelte sich um allerlei musikalische Sachen, die Fanny nicht verstand; schließlich lud er beide Damen ein, mit ihm ins Theater zu gehen. Grethe sagte dankbar ja, aber Fanny antwortete nein. Sie war so wütend, daß sie sich kaum zu beherrschen vermochte. „Uf, wie dumm," sprach Aas; gehen Sie denn anderswo hin?" — „Ja," versetzte Fanny; „ich will mit Moe den Arbeiterverein besuchen." — „Den Arb —?!" Aas riß die Augen auf. — „Ja. Viel Vergnügen im Theater. Adieu!" — Sie ging. Es gelang ihr nur eben noch, das Weinen zu unterdrücken. —

Sie ging wirklich in den Arbeiterverein. Und Moe, dienstwillig wie ein Stadtbote, ging mit; er war so herzensgut. Sie fand es nicht so übel dort drunten. Es war eine sogenannte gesellige Zusammenkunft: Vorlesung, Musik, Gesang; zum Schluß sollte sogar getanzt werden; sie traf Bekannte aus der Volksschule und machte neue Bekanntschaften; es war gemüthlich und sie kam in gute Laune. Sie wurde einem jungen, lebhaften, verständigen Mädchen vorgestellt, welches Helga Thorsen hieß, und einem munteren Menschen, namens Markusen; — Markus Olivarius Markusen; mit diesen beiden und mit Moe saß sie im Speisesaal und unterhielt sich eine ganze Weile lang. Markussen war fürchterlich amüsant. Am meisten vielleicht, wenn er lachte; er lachte, daß sich das Dach fast von den Wänden hob. Er prüfte Fanny in allen möglichen Gegenständen; in Geographie erhielt sie die Frage: „Welches sind die größten Inseln von Schweden?" Sie wußte es nicht. In der Linguistik mußte Fanny erklären, was sie unter norwegisch verstehe; als sie fertig war und alles gut gemacht zu haben glaubte, sagte Markussen: „Vollkommen richtig, aber nur gerade umgekehrt!" Ha! hahaha! — Ei, also Fräulein Holmsen war keine gute Norwegerin? — wußte nicht einmal Bescheid um ihr norwegisches Idiom? — Sie konnte aber vielleicht russisch? — Nicht? Russisch war doch auch eine edle Sprache. Durfte er fragen — (auf schwedisch) turvte han fraga —, welche Stellung Fräulein Holmsen im politischen Streite einnahm? Gar keine? Das war schlecht! — Markussen hielt einen politischen Vortrag, welcher Helga Thorsen dazu brachte, zu erklären, er selbst gehöre zu den Schaukelmännern. „Du bist so ekelhaft unparteiisch!" schalt sie. — „Ich, ich bin ein Regierungsmann!" sagte Markussen. — „Ach, Unsinn," versetzte Helga Thorsen. Es entspann sich eine Diskussion; Fanny begann dies und das zu verstehen; Politik schien eine ernste Sache zu sein; es galt das Wohl des Volkes, und Markussen hatte Recht: wir sollten uns wirklich dafür interessiren. Und da ging jener Geck herum und trieb Narreteien . . . Ein kleiner graugekleideter, magerer Mensch kam und grüßte und wurde von Helga und Markussen als Bekannter empfangen; sein scharfes trauriges Antlitz belebte sich, als er Fanny erblickte. Wie in aller Welt, das war ja Student Uchermann! „Ist das nicht Fräulein Holmsen?" Er grüßte herzlich und dankte mit eigenthümlicher Betonung für „das letztemal." „Wußte ich nicht, daß ich Sie wiedertreffen würde?" sagte er lächelnd. Sein Lächeln war ein wenig schief, aber in diesem Moment wirklich vergnügt.

Er setzte sich zu Fanny, bekam sein Glas Bier und begann von alten Tagen zu reden. Seine Stimme war dünn und kippte leicht um; sie endete gern mit einer kleinen Erbärmlichkeit in den obersten Fisteltönen. „Sie, Fräulein, Sie erinnern sich meiner wohl kaum," sagte er, „und doch mögen die Götter wissen, was aus mir geworden wäre, wenn Sie nicht existirt hätten." „Ich?" rief Fanny mit verlegenem Lachen. — „Ja, es ist Ihnen wohl ganz unbewußt," fuhr er mit seinem gemüthlich schiefen Lächeln fort, „aber damals, als meine große Lebensillusion zerbrach . . . . mein Vater selig, der Organist, hatte mir eingeredet, ich würde ein Händel oder ein Beethoven werden . . . hätte ich da nicht die Erinnerung an die junge Walkyre

gehabt . . . welche jung und frisch mir einstens entgegentrat und sagte: Ergeben sie sich nicht! . . . ich hätte, bei Gott, mich ergeben!" — „Uf, ich war leider keine sehr rare Walkyre . . ." — „Für mich wurden Sie es! Nun lebe ich von dem Reste meiner Illusion; aber ich lebe doch; ich habe etwas, wofür mich interessiren, und etwas, wofür arbeiten; und was macht es, wenn das bischen eigenes Dasein zum Kukuk geht; das einzelne Wesen thut nichts hinzu und nichts hinweg; des Volkes Fortschritt, darum handelt es sich."

Das war eine andere Sorte Menschen, diese hier; sie lebten in einer Welt, welche Fanny gar nicht kannte. Sie mußte da auch hinein, sie wollte hinein. Das Alltagsgeschwätz war ja nicht zu ertragen, besonders wenn man wußte, es existire etwas höheres. Allein, wie sehr bedurfte sie der Hilfe; „Gott, wenn Sie wüßten, wie dumm ich bin!" rief sie plötzlich aus. — „Ach, das glaube ich schon," sagte er, „in den Mädchenschulen lernt man ja nichts anderes als sich verlieben!" — Sie wurde ein wenig roth; „das können Sie doch nicht ernst behaupten," meinte sie. — „Ah doch," nickte er; „sie lernen es durch die systematische Absperrung. Sie werden so ausdrücklich aufmerksam gemacht auf diesen gottgesegneten Geschlechtsunterschied . . . Sie müssen ja dann doch endlich darüber nachdenken, was denn eigentlich so Besonderes an den Knaben ist, daß sie mit ihnen nicht beisammen sein sollen. Und die Verwunderung erzeugt Interesse, und das Interesse erzeugt Träume. Ebenso steht es bei den Knaben. Und der Unterricht wird in der Regel ihnen nicht viel helfen." — „Das ist wahr." — „Das erste, was man thun muß," fuhr er fort, „ist, daß man das ganze Schulwesen abschafft. Haben Sie jemals etwas so Idiotisches gehört —: durch ein Gesetz vorschreiben, daß alle das und das zu lernen haben, und so und so viel von dem und dem, und gerade in der und der Zeit, und auf die und die Art . . . es ist wie die alten Wunderdoktoren, welche die gleiche Medizin für alle Krankheiten und das gleiche Quantum für jeden Patienten verschrieben . . . probatum est! sagten sie; ja freilich war es probat!" — „Ja, aber wenn es frei stünde, so gäbe es gewiß viele, die nichts lernen wollten." — „Ja wohl, alle, die keinen Drang danach fühlen; aber diese sollen auch nichts lernen! Sie sollen warten, bis der Drang kommt; derselbe wird schon kommen, und da schaffen sie sich die nothwendigen Kenntnisse selbst. Das Einzige, was ich wirklich weiß, habe ich lange nachdem ich aus der Schule trat allein gelernt." — O gottlob, da konnte vielleicht auch sie —! — „Und niemand soll sich mit Unterweisung befassen, außer wer den Beruf dazu fühlt. Ich habe zu meiner Zeit nur einen einzigen Lehrer gekannt, der sich auf die Sache verstand." — „Im Grunde habe ich wohl auch nur eine solche Person gekannt . . . eine Frau Kahrs in Kristiansborg; vielleicht kennen Sie sie?" — „Ja, sie wurde ja abgeschafft!" — „Sie kam mit dem dortigen Geistlichen überquer, glaube ich." — „Natürlich!" sagte er mit seinem allerschiefsten Lächeln; „giebt es im Lande etwas Hoffnungsvolles, ohne daß dessen Geschichte mit den kurzen Worten endet: — dann aber kam der Pastor!?" — Seine Stimme verlor sich hoch oben in der Fistel.

Er gerieth in Begeisterung darüber, daß sie in einem Laden stand; es sei unsere größte Zukunftshoffnung, daß das Weib nun beginne, selbständig zu werden. Und all die herrliche Kraft, welche da brach lag. Edle, große Kraft, die man nicht anders anzuwenden gewußt, als zum Kochen und zum Strümpfestopfen . . . Und dann uns Männern „das Leben zu verschönern," uns, die wir uns ja doch das Leben uns selbst schön machen könnten . . . Nie war jemandem größere Herabwürdigung zugefügt worden, als sie dem Weibe gegenüber in Uebung stand. Man hatte die Frau beschmutzt, unterdrückt, verdorben; man hatte sie von Grund aus demoralisirt, sie als Spielzeug, als Lastthier, als Maitresse benützt, sie immerfort nur benützt, sie niemals selbst leben lassen, ihr nie gestattet, selber Mensch zu sein . . Uchermann redete sich heiß, Helga Thorsen mischte sich mit energischen Worten ein; neue Aus-

sichten öffneten sich von allen Seiten vor Fanny. Gott, war sie beschränkt gewese
Hatte sie armselige, elende Begriffe von allem gehabt! Wie eine Gans und eine
Thörin hatte sie gelebt; sie hatte von gar nichts irgend eine Idee gehabt, nicht ei
mal von der eigenen Würde. Es bedeutete wohl mehr, ein Mensch zu sein, als
bisher gewußt. Ach, wie glücklich war sie, endlich Menschen gefunden zu haben; b
ihnen wollte sie in die Schule gehen; nun stand sie vor dem Höchsten: das fühlte sie. –

Am nächsten Abend traf sie Aas; er war nicht im mindesten beleidigt. Den
Euch, — nicht einmal eifersüchtig konnte sie ihn machen! — Er begann sein g
wöhnliches Gerede; Fanny dünkte es fast langweilig. Sie hörte nicht mehr z
Natürlich! Da kam Grethe. Er winkte ihr wie gewöhnlich; Fanny wurde rasen
auf dem ganzen Heimweg sprach sie kein Wort. „Sagen Sie, Fräulein Holmer
sind sie heute abend frei?" fragte Aas. — „Nein, ich gehe in den Arbeiterverein"
versetzte Fanny. — „Brr! Sind Sie langweilig geworden . . . und dann die
ekelhafte Arbeiterverein!" —

Sie war nun oft böse auf Aas und steckte daher beständig bei ihren neu
Freunden. Sie wurde zu Helga Thorsens „Junggesellenabend" geladen, den au
Uchermann besuchte; das waren die ausgezeichnetsten Menschen, die sie jemals kenn
gelernt, und man unterhielt sich, obgleich sich im Streit Ernst barg. Traf sie da
Aas wieder, so konnte sie ihn fast nicht leiden. Sein Reden war abgeschmackt, sei
Geckenhaftigkeit unangenehm. Lieb war er und blieb er; sie konnte ihn nicht au
geben; — sie sollte es gewiß thun; Gott, wie würde Helga Thorsen sie verachte
wenn sie wüßte, daß Fanny sich von solch' einem Laffen den Hof machen ließ; ab
sie konnte nicht; sie wollte lieber probiren, ihn zu bessern. „Aber kannst Du den
garnicht ein bischen ernsthaft sein, Aas? Warum mußt Du beständig über all
spotten?" — Er antwortete mit Scherzen. Sie versuchte ihn zu belehren, versuc
mit ihm zu disputieren.

Es sah desparat aus. Was für eine Ehe sollte das werden, wenn sie keine g
meinsamen Interessen hatten; Helga Thorsen würde für solch' ein Verhältniß wo
den richtigen Namen zu finden wissen. Sie plagte ihn mit ernsten Fragen, so d
er ganz verzweifelte, sprach von Volkserziehung, von der Macht veredelnder Kreis
von der Bureaukratie, die wie ein Drache auf dem Lande lag . . . „Nein, a
Fräulein," bat er, „sagen Sie, daß Sie all' das nicht verstehen, Fräulein!" — S
wurde eifrig, heftig; er sollte hören, begreifen . . . „ach nein, ach nein, sagen S
daß Sie das nicht verstehen; sagen Sie doch, Sie verstehen es nicht. — Und n
muß ich Ihnen etwas erzählen, eine kleine, komische Geschichte, die mir bei mein
Schneider passierte; er weiß nämlich auch, daß ich eine so hübsche kleine Flam
habe . . ." — „Adieu!" sagte Fanny und ging; er blieb mitten im Satz, dum
vor Erstaunen, stehen.

Es währte ein bischen lang, ehe er wiederkehrte; sie begann ängstlich zu werde
Als er eines Abends erschien, ließ sie die großen Fragen beiseite und er durfte a
Herzenslust schwätzen. Als sie zum Thor gelangt waren, bat er sie, noch ein St
zu gehen; sie war totmüde, begleitete ihn aber doch. Er plauderte. Zum Schl
erzählte er eine etwas lose Geschichte; sie fertigte ihn spitz ab; er sagte, sie sei gezie
das schien ihr abscheulich von ihm und sie brach in Thränen aus. Da schlug er d
Arme um sie und wollte sie küssen. Sie riß sich los und weinte noch mehr; „D
hätte ich von Ihnen nicht erwartet, Aas!" — Sie gingen schweigend nachha
Beim Thor fragte er sie sehr ernsten Tones: „Sollen wir also wirklich in Unfried
scheiden, Fanny? — Herrgott, es war dumm von mir; aber ich wußte wirklich nic
was ich thun sollte, um Sie wieder gut zu machen . . . Herrgott, lassen Sie
nun vergessen sein; trennen wir uns als Freunde; wie?"

Sie zog ihn in den Thorgang, schlang die Arme um seinen Hals und ga
ihm einen langen, langen Kuß. Dann riß sie sich los und entfloh. O, nun, nun

. . . nun war ihr Schicksal entschieden. Nun mochte es kommen, wie es konnte; o Gott, wie würde es ihr ergehen . . .

Sie erwartete ihn mit Beben den ganzen folgenden Tag; er kam nicht. Tag um Tag harrte sie; nein; Weinachten kam; Weihnachten ging; er mußte verreist sein. Daß er aber nicht wenigstens schrieb —?

Eines Abends als sie heimkehrte, sagte Mama: „Ja, Du bist mir Eine, die's versteht . . . Jetzt hat sich Aas mit Grethe Magnesen verlobt! — Ja ja! Es konnte natürlich nichts daraus werden zwischen Dir und solch' einem wirklichen Gentleman . . .“ —

XVIII.

Fanny kränkte sich nicht; keine Spur, wenn sie in einsamen Stunden weinte wie eine Verzweifelte, geschah es nur aus Aerger.

Ein großes, erwachsenes Mädchen von bald zwanzig Jahren und sich so erbärmlich anführen lassen! Und das obendrein von einem ganz gewähnlichen Laffen! Sie hätte sich die Haare vom Kopfe reißen mögen.

Auch das, auch das vorbei! Nicht daran denken, sich nicht daran erinnern! Kinderstreiche, eine Ballverliebelei —; sie begann nun erwachsen zu sein; es war bei Gott nicht zu früh.

Sie warf sich mit Raserei mitten unter ihre neuen Freunde vom Arbeiterverein, suchte sich Interessen, etwas wofür sie leben konnte; begeisterte sich für die Staatsrathsache, das Stimmrecht, das Landsmaal, hörte politische Vorträge und las „Verdens Gang“; jedoch am meisten ergriff die Frauenfrage sie; diese war und blieb der größte Gedanke des neunzehnten Jahrhunderts.

Sonderbar genug hatte sich Helga Thorsen verheirathet. Markus Olivarius und sie waren einig geworden. Die Freundinnen fanden sich darein. Mark Oliv war eine Ausnahme unter den Männern, und Helga Thorsen hatte keinen anderen Ausweg mehr gehabt. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß sie keinen Posten erhalten konnte; wohl hatte sie eine gute Prüfung abgelegt; allein sie war Freidenkerin und gehörte zur Opposition; das wußte man in der Schulkommission. Aber wenn auch Helga fort war, so blieb doch Dagmar Dyring und die Junggesellenabende bestanden fort und das heilige Feuer losch nicht aus.

Dagmar war herrlich. Obwohl noch ganz jung und sehr hübsch, hatte sie keine Spur von all' der Thorheit, welche sonst junge Mädchen kennzeichnet; sie war ganz erwachsen, ganz fertig, sicher, komplet. Man konnte sich verlassen auf Dyring; wenn sie sagte, sie wolle nicht heirathen, so meinte sie es auch. Niemals gab sie von ihrer Selbständigkeit etwas auf; niemals beugte sie den Nacken unter das Joch.

Die Männer wollten, das Weib solle „weiblich“ sein. Nicht menschlich; das Menschliche behielten die Herrn für sich. Gestattete ein Weib sich, eine eigene Meinung zu haben, so wurde der Mann galant und grob. „Fräulein haben immer recht!“ . . . fängt der Spinnrockenkopf zu räsonniren an? — Unter solchen Umständen konnte man nicht heirathen; von der Weiblichkeit hatten wir Frauen nun endlich genug.

— Als ob es etwas speziell Weibliches gäbe! Als ob wir nicht Menschen wären, ebenso wie sie! — Sie waren eine begabte Rasse, die Männer. Sie erzogen uns zu Küchenmägden oder Putzdocken, zu Unsinn und zu Geschwätz,und dann sagten sie: So ist das Weib! Und dann sollte das Weib sich natürlich innerhalb ihrer „natürlichen Begrenzung“ halten!

Die Herren fürchteten für ihre Ueberlegenheit; das war die Sache. Es war durchaus nicht ausgemacht, ob wir dümmer wären als sie, wenn wir die gleiche Erziehung bekämen; das wußten sie recht gut; darum sollten wir auch an nichts Anderes

denken dürfen, als an Kinderpflege und an Küchenarbeit. Sie wußten, was si
wollten. Wir bekamen nun andere Dinge zu bedenken, als Speisenbereitung und
Kinderwartung.

Die jetzige Ehe war beschämend für das Weib. Vom Augenblick der Trauu
an war die Frau nicht länger Individuum; sie war das Anhängsel und die ers
Dienstmagd des Mannes . . . wenn überhaupt die erste. Sie verlor sogar das Rech
Eigenthum zu besitzen. Sie werde nach dem Gesetze unmündig. Wenn sie vor de
Trauung eine Million besaß: — nach der Trauung konnte sie ohne Erlaubniß d
Mannes nicht über eine Krone verfügen. Sie mußte ihn um jeden Schilling bitt
den sie brauchte; war der Pascha schlecht gelaunt, so mußte sie kokettieren, Kniffe an
wenden, sich mit Lügen durchschwindeln oder einfach stehlen. Sogar ihren Nam
verlor sie, — bezeichnend genug! Sie war nichts mehr und brauchte daher auch ni
irgendwie zu heißen. Sie war nur mehr Frau der und der, Ingeborg die Dac
deckerin, Else die Schulmeisterin, die Frau „Pastor" Löchen, die Frau „Redakte
Klem. Namenlos und rechtlos wurde sie dann in ihren „weiblichen" Verschlag g
steckt und ging bald unter in Eßsorgen und Strümpfestopfen; er hatte das gan
Dasein für sich; sie sollte auf die Suppe achten. Als Draufgabe waren die Her
jedoch galant; sie nannten uns Engel und verglichen uns mit Blumen; wenn sie b
trunken wurden, hielten sie Reden auf uns —: „wenn wir so bei festlichen Gela
beisammen sind, dürfen wir auch der Frauen nicht vergessen" . . . ungemein gnäd
— „denn was wären wir wohl ohne das Weib?" — Ja, was „wir" wären, ja!
das war eben die Frage!

„Eine gesicherte Zukunft," dies sollten wir als Erstattung bekommen, wenn w
derartig unser selbständiges Dasein geopfert hatten . . . sie sagten es. Mit de
täglichen Brot bezahlten sie Leib und Seele des Weibes; diese Roheit spuckten sie un
ins Gesicht. Und erhielten wir wenigstens unsere „gesicherte Zukunft?" — Ja; ein
schönen Tages fallierte der Mann. Oder er ging durch, oder er wurde krank; od
nimm an, er starb . . . dann saß die Frau da mit ihren unversorgten Kinder
Die Armuth kam, Noth und Elend meldeten sich; was war aus der Zusicherung ge
worden? — Sie soll auf Gott bauen, sagte der Pastor; sie soll zur Armenta
gehen, sagte der Advokat; so war das Gesetz; die Herren selbst hatten es gegeben; ac
freilich! —

Was für Männer wir kriegten, hing vom Zufall ab; selbst durften wir natü
lich nicht freien; die Männer wollten nicht geniert werden. Wir, wir sollten weiblic
sein; schamhaft; wir sollten Maiglöckchen sein, den Kopf hängen lassen und duften
des Mannes Schritt zu uns locken durch diesen Duft . . . brr, das war ekelhaft bi
zum Uebelwerden; pfui! — Vielleicht war es ein anständiger Mensch, der, welch
kam; es konnte sich ja auch glücklich treffen. Aber vielleicht war er ein elender, ve
dorbener Geselle, der alle seine besseren Gefühle in einem rohen, widerlichen Jun
gesellenleben zugesetzt hatte; was dann? — Nun, wir sollten ihn dennoch nehmen
wenn er uns nur jene gebenedeite Versorgung bot. Ob wir ihn gleich verabscheute
— einerlei; ein junges Mädchen mußte versorgt werden; es war ja nicht ausgemacht
ob sie das nächste Mal einen eben so vortheilhaften Antrag bekam . . .

Alles war abscheulich. Ihre Art uns zu beurtheilen, zu würdigen; — wir
konnten ja ihre Bücher lesen und da sehen; wovon redeten sie? — Von der Rundu
der Wangen, von den Augen, Lippen, der Hautfarbe, was für eine Brust wir hatten
ob die Arme fest und rund waren, ob wir hübsch gingen, ganz wie ein Roßkam
ein Pferd beurtheilt . . . und dann mußten wir weiblich sein, selbstverständlich, un
gefähr so, wie das Pferd seine Pferdequalitäten haben muß . . . ah, es war das ein
unbeschreibliche Rohheit; man hätte seine unsterbliche Seele ausspeien mögen, sei
ganzes Selbst, bis auf die Schuhsohlen herab, erbrechen!

Rohheit, Rohheit war des Mannes Charakter, Rohheit und Selbstsucht. —

Das heiligste im Leben würdigten sie zum Allergemeinsten herab; Mitmenschen gebrauchten sie sie zu ihrem Vergnügen und Zeitvertreib; wurden sie eine Maitresse müde, so gingen sie zur anderen; was kümmerte es sie, ob jene unglücklich wurde? Was die Ehe für die Frau war und sein mußte, begriffen sie niemals; es war ihnen auch gleichgiltig. Sie kauften und glaubten, daß wir verkauften; bezahlten mit ihrer „Versorgung“ und waren damit fertig; bezahlten vielleicht mehr als sie gezwungen waren, hielten uns zwei Mägde und ließen uns in Seide gehen; mein Liebchen, was willst Du mehr? Das mußte doch ein „verflixtes“ Weib sein, das sich da nicht zufrieden gab!

Nein, die Frauen sollten es sich aus dem Sinne schlagen zu heirathen, — als Regel nämlich. Unsere Arbeit mußte darauf hinausgehen, den Frauen Zugang zu so vielen selbständigen Lebensstellungen als nur möglich zu schaffen, auf daß sie der Gnade der Herren entbehren konnten; die jetzige Lebensordnung war unerträglich. Die wenigen selbständigen Positionen, welche das Weib erreichen konnte, waren so schlecht bezahlt, daß es davon nicht zu leben vermochte; die Männer hatten es so eingerichtet; man konnte sich also denken, wie es war; die Männer wollten Frauen haben, und daher sollte das Weib es nicht anders kriegen, auf daß es dann mit Dank den ersten besten Mann annehme, der sich mit einer Versorgung meldete; und so lang die Männer herrschten, wurde es auch nicht anders. Nein, nun mußte das Weib anfangen, seine Sache in die eigene Hand zu nehmen. —

Ihre Bibel war „die Hörigkeit der Frau“ von John Stuart Mill; der Kunst Letztes und Höchstes war Ibsens „Puppenheim“. Helmer verkörperte den Mann, den Mann in seiner schmuckſten Form; Nora war das Weib in realistischer Treue —; das mit sanfter Schändlichkeit unterdrückte Weib, das zwar Fehler hatte, jedoch keine anderen als solche, welche der Mann verschuldet, und wohl sündigen konnte, aber nicht anders denn aus Liebe.

Die einzig würdige und mögliche Ehe war die freie Vereinigung zweier freier, selbständiger Menschen auf der Grundlage gegenseitiger Liebe und gegenseitigen Verstehens, mit der inneren Entwickelung dieser beiden Menschen als Zweck und Resultat. Solche ideale Ehen ließen heutzutage sich wohl kaum verwirklichen, die Männer waren zu roh und die Vorurtheile zu mächtig. Allein in Zukunft würde die Ehe frei werden, dies verstand sich von selbst. Sollte Nora etwa verpflichtet sein, mit Helmer zu leben, wenn sie sah, daß sie dadurch geistig zu Grunde ging? — Fanny wollte es dünken, als wagten sie sich hier zu weit. Aber es war klar, daß sie recht hatten, und dann sprach man ja blos von der Zukunft . . .

Sie rauchten Cigaretten und übten sich Toddy zu trinken und eine männliche Sprache zu führen; einzelne von ihnen, darunter Fanny, begannen mit kurzgeschnittenen Haaren herumzugehen. Leider fehlte ihnen der Muth, Herrenkleider zu tragen; doch setzten sie Herrenhüte auf, welche sie mit Hülfe von Band oder Federn weiblich machten, und widerstanden der neuen Mode der Stirnlocken so lange wie möglich. Gegen die Tournüre protestierten sie als gegen eine Lächerlichkeit und Unwürdigkeit; mußte man dieselbe durchaus haben, so durfte sie nicht größer als faustgroß gebunden sein. —

Fanny's einziger männlicher Umgang wurde nun Uchermann; er war so angenehm ungeckenhaft! Es fiel ihm nie ein, den Hof zu machen; bei ihm war sie sicher, wie bei einer Freundin. Er behandelte sie gerade heraus, wie einen Gleichgestellten und Kameraden. Er weihte sie in alle Fragen des Tages ein und ließ sie nicht los, ehe er nicht sicher war, daß sie ihn verstand. Nun erst begann sie zu lernen und zu begreifen. Gott, wie hatte er vor ihr gelogen und geschwefelt, dieser Mediziner; ach, wie glücklich sie sich fühlte, daß sie ihn losgeworden. —

Endlich war sie unter gebildete Menschen gekommen; das war wunderbar schön und so frei und beruhigend. Hier ging man nicht herum und war Herr und Dame,

Freier und Angebetete, Kokette und Kurmacher; sie waren ganz einfach Freunde
Menschen, welche auf gleicher Interessengrundlage lebten. Auch die Liebe wurde a
ernste Angelegenheit behandelt; man konnte mit ihr scherzen, allein man spotte
nicht. Man verlachte Ida nicht, weil sie immer mit Student Frigstad ging, un
niemand kam der Gedanke, in ihrem Verhältniß könnte etwas nicht korrekt sein
„Sind sie verlobt?" fragte Fanny eines Tages; — „nein", antwortete Uchermann
— „Sie sind sehr viel zusammen, wie es scheint?" — „Ja; ich glaube fast, d
Beiden finden sich einmal, das wäre auch hübsch; sie sind ein paar prächtige Menschen
diese Zwei." — Ja, dies war Bildung. O pfui, wie war alles Andere gemein —
hingehen und Wolf und Lamm spielen, auf die Gelegenheit bauen, einen Kuß z
stehlen und dann zum Narren halten und Zweideutigkeit sagen; — nein, lebe wohl
Aas; wohl bekomm' es, Fräulein Magnesen . . .

Uchermann borgte Fanny die „Hauptströmungen" von Georg Brandes; „hat
man dies Buch gelesen, so versteht man seine Zeit!" Sie las, und Uchermann e
klärte. Es öffneten sich neue Gesichtspunkte von allen Seiten; der Streit, in welch
wir selbst standen, war blos ein Glied im großen Kampfe, und gottlob, alles, w
groß und edel, hatten wir mit uns; und dann ging es beständig vorwärts; selb
wenn Reaktion herrschte, ging es vorwärts; ja, Brandes war herrlich, und dann w
er so vernünftig in der Frauenfrage.

Natürlich schimpften sie auf ihn im „Morgenbladet" und verfolgten ihn u
verschlossen ihm die Universität; er sei ein „Freidenker" sagten sie . . . Herrgott
wäre nicht fast alle anständigen Leute Freidenker? Björnson, Ibsen, Johann Sverdrup
alles, was da taugte . . . und ihre neuen Freunde, die besten Menschen, die
jemals gekannt; ganze oder halbe Freidenker fast jeder einzelne; Fanny fürchtete
nicht im geringsten mehr vor Freidenkern, sie wurde so muthig, daß sie schließlich
Uchermann bat, ihr zu erklären, was die „Freidenkerei" eigentlich sei.

Uchermann erklärte. Sie kannte sich nicht recht aus; er war so unbestimmt
man brachte ihn so schwer dazu, ja oder nein zu sagen; er antwortete nicht einmal
gerade heraus, als sie ihn fragte, ob er glaube, daß ein Gott existire. „Es ist mög-
lich, daß ein Gott existirt," sagte er; „jedenfalls aber ist er nicht so, wie die Priester
ihn schildern!" — „Wir dürfen also an einen Gott glauben?" — „Ja dürfen
Wenn man nur kann! —" „Warum sollten wir nicht können?" — „Versuchen Sie
doch selbst, ob Sie an einen guten und gerechten Gott glauben können in einer Welt
die von Ungerechtigkeit überfließt!" — „Ja aber . . . das ist doch nicht seine Schuld"
— „Glauben Sie nicht, daß viel Böses geschieht, das zu verhindern wäre, wenn
wirklich jemand existierte, der allwissend und gut ist?" — Sie konnte im Momen
nicht antworten und leitete das Gespräch auf andere Gegenstände über. Seither aber
quälte es sie, daß Gott so viel Böses geschehen ließ, obgleich er allwissend und all-
mächtig war. —

Der friedliche Isnaes, der erste Kommis des Ladens, begleitete eines Abends
Fanny nachhause und sprach ernsthaft mit ihr. Er wollte sie bitten, sich ein wenig
in acht zu nehmen. Der alte Houen hatte vernommen, daß sie den Arbeiterverein
besuche und er sah nicht gern, daß seine Untergebenen sich mit Politik befaßten. E
war ja ein Conservativer und . . . „nun, Sie verstehen ja . . ." Wohl war Houen
selbst ein billiger Mann; allein die Kunden . . . sie würde es vielleicht gar nicht
glauben; jedoch der Arbeiterverein war eine öffentliche Stätte; es war bekannt worden
daß Houen's Ladenmamsell sich unter die radikalen Damen dort drunten mische und
mehrere von Houen's Kunden, alte Kunden, die er nicht vor den Kopf stoßen konnte
noch wollte, hatten ihm zu verstehen gegeben, sie duldeten so etwas nicht; wenn e
Personen dieses Schlages noch ferner in seinem Geschäft stehen lasse, so wollten sie
mit ihm nichts mehr zu schaffen haben . . . „Lachen Sie nicht, Fräulein; was ich
Ihnen sage, ist wahr; es herrscht hier eine politische Erhitzung, die zu kennen

chrecklich ist; und der Arbeiterverein . . . die Leute glauben, man arbeite dort für die Republik und die freie Liebe . . ." — „Ha, ha, ha, ha!" — „Ja, ich weiß davon nichts; aber die Leute haben nun diese Meinung . . . Bitte, Fräulein, um Ihrer selbst willen —: gehen Sie nicht mehr in den Arbeiterverein!" — Fanny geriet in Empörung; sie wollte ihre Ueberzeugung nicht im Stiche lassen aus Rücksicht für das tägliche Brod; als Bürgerin eines freien Landes wollte sie das Recht haben, zu meinen, was ihr beliebte . . . „Entschuldigen Sie, Fräulein; es spricht Niemand von Ihrer Ueberzeugung; allein um des Geschäftes wegen sollten Sie jedenfalls diese „Ueberzeugung" nicht so stark an den Tag legen . . ." — „Habe ich eine Ueberzeugung, so bekenne ich mich auch zu ihr! Sie glauben, sie dürfen mir bieten, was Sie wollen, weil ich nur ein wehrloses Weib bin; aber wenn Houen ein solcher . . . so ist, daß er mir wegen meiner Ueberzeugung die Stelle nimmt, so mag er es thun; ich kann ja nach Amerika gehen, denn ehe ich mich zwingen lasse, meine Ueberzeugung zu verleugnen, bringe ich mich selbst um!" — „Ich glaube, Sie sollten sich bedenken, Fräulein," sprach Ilsnaes ruhig; „Sie stehen ja nicht allein; Sie haben eine Mutter; wenn Sie auf sich selbst nicht Rücksicht nehmen wollen, so . . . Aber natürlich hängt das ganz von Ihnen ab; mir dünkte nur, ich müsse Sie warnen; Sie nehmen mir das doch nicht übel? — Guten Abend Fräulein!" — Er ging; im nächsten Augenblick hörte er halb unterdrücktes Schluchzen. Er wandte sich zurück; Fanny stand mit dem Taschentuch vor dem Gesicht und weinte, daß ihr ganzer Körper erschüttert wurde. „Ich . . . werde nicht mehr den Arbeiterverein besuchen," sagte sie. — „ Das freut mich wirklich," antwortete Ilsnaes. —

Später jedoch fühlte sie sich als eine Verrätherin und wagte nicht, sich in Dagmar Dyrigs Junggesellen-Abend zu zeigen. Auch Uchermann mied sie, so weit es sich thun ließ. Er sprach so höhnisch von all diesen Kleinbürgern, die mit den Freisinnigen sympathisierten, allein ihre Ueberzeugung aus elenden Geldrücksichten verbargen; das hielt sie nicht aus. „Gemeines, schäbiges Pack; feige, verdammte Krummbuckel . . . wollten alle solche Rücksichten kennen, so würde ja gar nichts ausgerichtet! Ich z. B., der ich vom Unterrichtgeben lebe, ich verliere natürlich eine ganze Menge Schüler, weil ich Venstremand bin; aber ich müßte mir selbst ins Gesicht spucken, wenn es mir einen Augenblick einfiele, an so etwas mich zu kehren!" — Uf; alle Menschen waren so vollkommen! —

Sie versuchte, ihr Selbstgefühl aufzurichten, indem sie bei Thorseng fürchterlich radikal war. Sie stritt mit Thorseng, daß die Funken stoben, predigte freisinnige Politik und Frauenemanzipation in einem Athem, brachte Thorseng zur Verzweiflung und Mama zur Raserei und befand sich wohl dabei, der Familie verlorenes Schaf zu sein. Aber es war unmöglich, den Zolleinnehmer böse zu machen; er war nur verlegen und zuwider. „Laßt die Weiber schwätzen, das ist mein Grundsatz; je mehr sie reden, desto weniger wird daraus," sagte er und schnalzte über seinem Braten; — „ich meine die modernen Weiber, meine Damen!" —

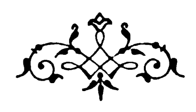
Im Sommer befanden die Thorseng'schen sich auf dem Lande; sie besaßen draußen, irgendwo auf einer Insel eine Villa. Mama begleitete sie wie gewöhnlich; man bedurfte ihrer besonders jetzt, seitdem die kleine Prinzessin hinzugekommen. Fanny blieb allein und die Einsamkeit war ungemüthlich. Es begleitete diese eine Beängstigung, die sie nicht loskriegte; es war, als hätte sie etwas Verkehrtes gethan und als sei jemand darüber mißvergnügt. Sie wurde muthlos, kraflos, elend und verzagt. Alle Art von Plagen erschienen auch schlimmer, nun, da sie allein war, — die Verstimmung und das Andere —, ach, dieses Andere, das noch nicht vorbei war . . Ja, es war vorbei; — sie war ja ein erwachsenes Wesen, es war vorbei — mit der Energie der Verzweiflung verleugnete sie es vor sich selbst, während der junge, reife Leib schauerte und bebte in seinen fieberheißen Empfindungen. Es war abscheulich, grausam, demütigend; es konnte sie peinigen, bis sie weinte, und ging oft

in jene Anfälle von Verstimmung über, in welchen sie tagelang unglücklich herum-schlich, sich von Gott und Menschen verlassen und verstoßen fühlte, elend und unmöglich, zu Thränen bereit, sobald Ihr Jemand nur ein gutes Wort gönnte. —

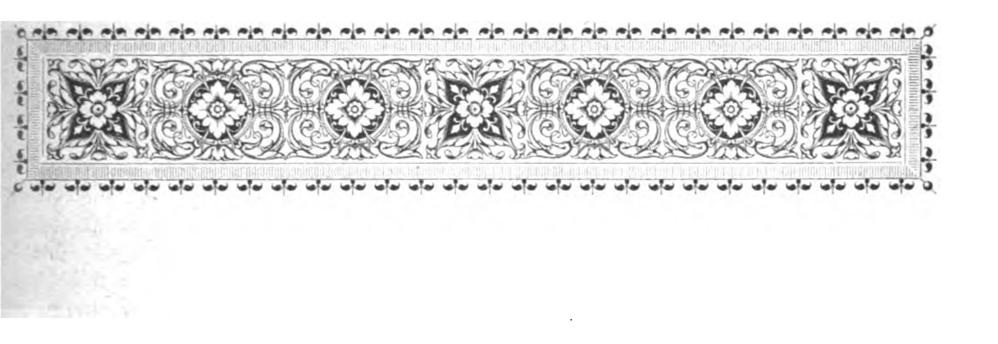
Eines Tages mußte sie Uchermann erklären, warum sie aus dem Arbeiterverein ausgeblieben war; da schalt er und verfluchte den alten Houen und die Hunde von der Rechten so entsetzlich, daß sie fast Angst bekam. Sie selbst entschuldigte er; wenn man Eltern und dergleichen hatte, so war man ja kein freier Mensch. Ja, die Familienrücksichten. Wie viele tausende von Menschen existierten nicht, die ihres Lebens Ziel niemals erreichten, die ihre tiefste Sehnsucht verleugnen, ihre heiligsten Interessen aufgeben mußten, weil sie auf einen idiotischen Vater oder auf eine Mutter Rücksicht zu nehmen hatten! Eigentlich lag etwas recht Vernünftiges in dem Brauch, den man bei den Südsee-Insulanern hatte; — wurden deren Eltern beschwerlich, so schlachteten sie die Kinder und fraßen sie auf; es lag dieser Sitte jedenfalls ein vernünftiger Gedanke zu Grunde, wenn man auch gegen die Art der Ausführung eins oder das Andere zu bemerken haben mochte. Fanny lachte; überhaupt erleichterte es für seine Sünden-Absolution zu bekommen. Allein die Demütigung blieb doch zurück; sie war freien Menschen nicht gleichgestellt; sie konnte nicht einstehen für ihr Wort; sie war und blieb unselbständig. —

Sie traf täglich mit Uchermann zusammen; dies war immerhin ein Trost. Und dann bedurfte sie seiner als „Mittagskavalier". Sie mußte in dieser Zeit außer dem Hause speisen, und allein konnte sie nicht gehen, außer in Damenrestaurants; diese Restaurants aber hatten ihren Namen davon, daß man Herren die Kost nicht anzubieten wagte, welche dort servirt wurde; sie bedurfte des begleitenden Kavaliers einfach, um nicht zu verhungern. Im Arbeiterverein erhielt man zu den Damen-restaurants-Preisen wirklich gutes Essen, — und im Arbeiterverein speisen mußte sie doch dürfen. Ganz behaglich war es ihr übrigens dort nicht, selbst wenn sie Begleitung hatte. Um in den Speisesaal zu gelangen, mußte man durchs Kaffeehaus; da saßen Bekannte vom politischen Kommers und tranken Bier; sie starrten sie an, so daß sie ganz verlegen wurde. Jeden Tag saßen sie da, und jeden Tag starrten sie sie an, mit größerem und größerem Interesse. Natürlich setzte sie sich darüber hinweg; aber dennoch. —

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler.
Druck: Kroll's Buchdruckerei. Sämtlich in Berlin.



Die freie Volksbühne.

Eben recht kommt zur Eröffnung der Freien Volksbühne uns ein kleines Schriftchen ins Haus: Die Frage der Volksbühnen von Dr. Hugo Kaatz (Dresden bei Pierson). Die Pläne, welche der Drang nach dramaturgischer Reform gebildet hat, trägt es übersichtlich zusammen und zählt beides auf, Anläufe und Resultate: von den Passionsspielen zu Oberammergau und Brixlegg bis hin zu den Projekten der Großstädte, Petersburg, Wien und Berlin. Zwei Strömungen unterscheidet es scharf, die in der Frage der Volksbühnen fluthen: die eine, an altes Mysterienspiel angelehnt, will der Schaubühne einen festlichen Stil wahren, will die Stimmung des Feiertages dem Theater aufgeprägt wissen; die andere, dem modernen Leben näher verwandt, will nicht Volksfestspiele schaffen: aus der Mitte der Zeit heraus will sie das Drama holen, das Drama von dem Volk und für das Volk. Auf den großen Neubildner der Oper, auf Richard Wagner's Anregung geht jene erste Strömung zurück; und was auf seinen Pfaden die Herrig und Schön, mit ihren Lutherspielen und Festspielhäusern, erreicht haben, legte Herr Kaatz anschaulich dar. Graue Theorie eines lebensfremden Sonderlings wie Herrig hat hier, von einer rückläufigen Flut im deutschen Leben begünstigt, interessante Experimente angestellt, eine künstliche Erneuerung mittelalterlicher Spiele ist versucht, nicht ohne augenblicklichen Erfolg; aber für das große geistige Vorwärtsstreben der Zeit kann dieses Retorten-Festspiel, mit seinen „Ehrenholden“ und atavistischen Spielereien, dennoch nichts wollen und nichts bedeuten, der Strom einer neuen Epoche spült es hinweg, auf Nimmerwiedersehen.

Drei Pläne stellt Herr Kaatz zusammen, die in Berlin zur Verwirklichung gestrebt haben: von Maltzahn, Adler, Wille. Den „Verein zur Begründung deutscher Volksbühnen“ hat der erste gestiftet, aber das physiognomielose Projekt ist über bloße Anläufe nicht hinweggekommen. An Physiognomie nun fehlt es dem zweiten Vorschlag, von Professor Adler, nicht: der junge Nationalökonom will das Volk beim deutschen Kaiser zu Gast laden: weit sieht er im Geiste die Pforten des königlichen Schauspielhauses sich aufthun, die Arbeiter sonntäglich zu empfangen. Panem et circenses will er: kaiserliche Sozialreform, aufs Drama hingewendet. Aber seinem keck strebenden Gedanken hat kein Echo bis heute geantwortet; und die Frage möchte sein: ob das arbeitende Volk von Berlin, gleich jenem römischen, sich seine Spiele von einem Imperator will schenken lassen. Daß es aus eigener Kraft sich zu einer künstlerischen That aufrafft, daß es in sein Theater, in das Theater des freien Volkes eintrat — der Gedanke erfüllte die froh bewegte Menge, die am Sonntag

Nachmittag, um zwei ein halb Uhr, in das Ostend-Theater gezogen kam; und die Tausend von Menschen, das sich zu so ernster Unternehmung zusammenschloß, das um die Urnen gedrängt den Platz sich erlooste, durfte seines Thuns wahrlich froh sein: ein Versuch von culturhistorischer Bedeutung ward hier gewagt, dessen weite Tragkraft nur die Stumpfheit verkennen kann und das Philisterium der Parteien.

Es berührt wundersam, angesichts der zur Thatsache gewordenen Freien Volksbühne, all die Prophezeihungen der Besserwisser zu lesen, die das noch ungeborene Unternehmen schon klagend zu Grabe leiteten. Da wußte der eine auszurechnen, wie jede finanzielle Stütze fehlen würde, da hielt der andere es für ganz gewiß und gab es schwarz auf weiß von sich, wie das Volk weder für die alte noch für die neue Kunst, weder für „litteraturgeschichtliche Experimente“, noch für den Naturalismus sich erwärmen werde. Auch Herrn Kaatz verläßt die leider bewahrte Objektivität vor Willes klugem Projekt: der Plan der Freien Volksbühne, sagt er, „ist mit einer gewissen souveränen Verachtung der praktischen Erfahrung aufgestellt und kaum in Betracht zu ziehen.“ Ueberall in deutschen Landen (oder doch in deutschen Zeitschriften) hat man so billige Weisheit hören können: willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei Doktrinären an! Gegenüber so fertigen Alleswissern bekenne ich mich gern als einen unverbesserlichen Empiriker: ich möchte es ganz einfach, ausprobirt sehen, was denn dem Volke ziemt; und wenn Männer, die ihm nahe stehen, wie Wille und Wildberger, einen Spielplan festlegen aus ihrer Kenntniß heraus, so warte ich mit guter Zuversicht ab, was die Erfahrung uns weiter lehren wird. Daß aber von all jenen Projekten das ihre zur Wirklichkeit ward, das, welches das modernste, aus dem Leben frei geschöpfte ist, das nehme ich einstweilen für kein schlechtes Zeichen.

In Wille's Spielplan hatte von vorn herein Ibsen den ersten Platz erhalten und ihm hat das erste Wort der Freien Volksbühne nun gegolten: nach einem allzu landesüblichen Prolog, von Herrn Dehmel verfaßt und vorgetragen, gingen die „Stützen der Gesellschaft“, in Emma Klingenfeld's vortrefflicher Verdeutschung, in Scene. Unter rauschendem Beifall. Eine echte Aufmerksamkeit, sehr viel von der Andacht der Kirche und sehr wenig von Berliner „Premièrenstimmung“, lag über dem Hause; und die dichtgedrängten Hörer, die ein klarer Vortrag von Bölsche zwei Tage zuvor über das Wesen des Stückes und des Dichters unterrichtet hatte, folgten mit ganzem Verständniß den spannend bewegten Vorgängen des Dramas. Und schon hier ließ sich wahrnehmen, wie leicht und wie fein jener sozialkritische Hauch vernommen ward, den der Begründer der Freien Volksbühne aus den Werken der Moderne heraushörte: als Schiffsbaumeister Auner, von dem harten Willen des Herrn gebeugt, sein Selbst verliert, als jene morschen Pfeiler der Gesellschaft blosgelegt werden, die die Convention verhüllt, ward die Aufmerksamkeit noch gespannter, die Stille noch stiller. Aber kein vordringlicher Applaus, kein tendenziöses Lärmen unterbrach die künstlerische Wirkung; und so blieb man bis zuletzt gefesselt vom Wort eines echten Dichters, festtäglich gestimmt, auch ohne Festspielhaus und künstliche Feiertagsweihe.

Herr Cord Hachmann hat das große Verdienst, aus einem spröden und diffusen Material die vortrefflich gerundete Vorstellung zusammengebracht zu haben, welche die Freie Volksbühne auch schauspielerisch so erfolgreich eröffnete. Er kann nicht Seelen in Lehmklöße blasen und nicht haarbuschige Gesellen in Psychologen verwandeln; aber was künstlerische Leitung zu geben vermag, Stil und Ensemble, hat er gegeben, und aus dem glatten Ganzen hoben sich tüchtige Leistungen der Einzelnen (wie Frau Becker-Nelidoff's Lona Hessel) kräftig heraus. Ein glücklicher Anfang ist gemacht: nun gilt es mit kühnerem Schritte auszuschreiten und ehrlich zu erproben: wie weit die Freie Volksbühne Kraft und künstlerisches Mühen führen mögen.

Otto Brahm.



Zum „Massenaustritt aus der Landeskirche.“

(Schluß.)

Eine landläufige Meinung, die man gern predigt, besagt: die römische Kaiserzeit bedeutete ein Maximum von Verfall der Gemüthsbildung und des Gemüthsbedürfnisses; und das Christenthum war die siegreiche Reaktion Weniger gegen diesen Verfall. Diese Behauptung ist historisch unhaltbar. Die römische Kaiserzeit war ein Höhepunkt menschlicher Gemüthsbethätigung. Die gewaltigen socialen Conflicte, die sie durchzogen, schufen moralische Kämpfe, gegen die gehalten das Philosophieren der sogenannten hellenischen Glanzzeit matt und farblos erscheint. Und das Urchristenthum war die Blüthe, die diesen Kämpfen entsproß.

Dieselbe Betrachtungsweise, mit demselben Fehler, liebt man, auf unsere Zeit anzuwenden. Gemüthsöde, Gemüthsverrohung soll die Signatur der Gegenwart sein. Man findet sie in den socialen Strömungen. Man liest sie heraus aus der Allmacht der Naturwissenschaft. Man deutet als ihr Zeichen die Kritik der Kirche, der bestehenden Religionen, der metaphysischen Moral. Und auch hier unterliegt man dem dunkelsten Mißverständniß. Gewaltig, tief einschneidend, ein Grundton in all' den tausend Melodieen, geht durch unsere Tage gerade eine Gemüthsbewegung. Ein ungeheures Erwachen, ein Posaunenruf, eine moralische Auferstehung. Nur daß grade sie bisher arbeitet ohne Schlagworte — es seien denn negative. „Massenaustritt“ ist eines dieser negativen Schlagworte. Das Positive dazu soll erst in Worte gefaßt werden. Ist das einmal geschehen, so wird es vor uns stehen wie „ein Fremdling aus der anderen Welt“, — und doch ist es nur unser innerstes Selbst, was die Sprache dann äußerlich erobert hat.

Die neue Ethik, die wir brauchen und auf die ich in meinem vorigen Aufsatze als auf eine letzte Hoffnung verwies, — sie ist in ihren Grundzügen vorhanden. Wenn ich sage „wir“, so meine ich jetzt diejenigen, die zum Massenaustritt drängen; ich habe erwähnt, daß das nicht die Strauß'sche Gemeinde ist, und ich habe auch betont, daß ich mit dieser Menge hier vorgreifend als einer Thatsache rechne, ohne Kritik der Gegner, ohne eigene Zustimmung oder Verneinung; ich fragte, ob Wasser vorhanden sei für die Durstenden; den Durst nahm ich als Gegebenes, dessen Ursache und Berechtigung ich nicht zur Diskussion ziehe.

Man kann das allmäliche Heranwachsen der neuen, natürlichen Ethik beobachten, wo man nur will. Man kann sie verfolgen in der Litteratur, die sich an die Erfolge der Naturwissenschaft anschließt, in der Geschichtsschreibung, in der engeren Litteraturgeschichte, in der Poesie. Sie wächst in der Philosophie so gut aus dem konsequenten Materialismus, wie aus der scharfsinnigen Kritik dieses Materialismus, wie sie Albert Lange geübt hat. Sie kommt aus dem Socialismus, wie aus dem extremsten Individualismus. Sie ringt und gährt bei Tolstoi wie bei Friedrich Nietzsche, sie beherrscht die tollsten Köpfe der Zeit und die besonnensten. Ihre Fäden spinnen sich von energischen Thatmenschen, an denen das Banausentum und die Reaktionsseligkeit eines halben Jahrhunderts sich bis zu Funkensprühen und Blitz und Donner reibt, hinüber zum stillsten Professor, zum einsamsten Forscher im Kämmerlein. Und wenn eine Anzahl scheinbar größter Namen der Zeit ganz außerhalb ihres Netzes geblieben sind, so darf dem Zweifel vielleicht gerade deshalb Raum gegeben werden, ob das wirklich „größte“ Männer waren und nicht blos Popanze einer unklaren Welt vor Sonnenaufgang.

*

Ueberall tritt in den zahllosen Varianten dieser Ethik die bleibende Grundform hervor: die Verneinung des Uebernatürlichen, die Rücksichtnahme auf allmähliche Entwickelung der Moral im Sinne Darwins, die durchaus und nur irdische Glückstheorie; wo noch in irgend einem Sinne (etwa bei Tolstoi) Anschluß gesucht wird an das Christenthum, da ist dieses Christenthum bis auf den letzten Rest gesäubert von allem Mythologischen; der geschichtliche Christus ist unbedingte Voraussetzung, die Basis der naturwissenschaftlichen Weltanschauung ist rückhaltlos angenommen, wie sehr dann auch im Engeren die Glückstheorie ihre eigenen Wege gehen mag.

Das diese befreiende ethische Strömung da ist, darüber ist auch eigentlich gar kein Zweifel. Die Gegner bekommen viel zu viel Kopfnüsse von ihr, um sie leugnen zu können, sie müssen sie wohl oder übel schon „beklagen". Man beklagt aber dann Vorhandenes. Die eigentliche Frage ist nur folgende, allerdings sehr verwickelte.

Hat diese an so viel entschieden unter sich höchst ungleichen Orten aufsprossende natürliche Ethik bereits eine so gleichmäßige Garbe gebildet, daß man sie nun einheimsen und in ein ausdauerndes Brod für jene Tausende verwandeln kann, die jetzt im „Massenaustritt" ihr Negatives rund ausgesprochen und den alten Bäckern den Abschied gegeben haben? Ich habe persönlich eine Periode hinter mir, in der ich das mit derselben Bestimmtheit verneinen zu müssen glaubte, wie ich jetzt etwa ein allgemeines Wort wie „Naturwissenschaft" im vulgären, durch und durch phrasenhaften Sinne als alleinseligmachendes Evangelium verneine. Meine Ansichten mußten sich aber nothwendig ändern durch allmähliche Kenntnißnahme von Büchern und von Persönlichkeiten, die zweifellos das Gegentheil bewiesen. Und jedem ehrlichen Menschen, der das Material prüft, muß es ebenso gehen.

Es ist noch nicht lange her, als mir eine höchst langweilige, jeden Verständnisses bare Kritik der trefflichen „Moralphilosophie" von Georg v. Gizycki in die Hände kam. Ich stieß auf den Satz, es „rieche" in diesem Buche „nach armen Leuten." Das sollte ein boshafter Witz sein. Mir war es das Entscheidende. Dies war die Staffel, zu der wir empor mußten. Wenn eine moderne, freie Ethik (und die Gizycki'sche ist eine solche im besten Sinne, eine ganz freie!) endlich einmal nach armen Leuten roch, so waren wir ein Riesenstück weiter. Dann war Aussicht da, daß diese Ethik wirklich etwas leisten konnte für jene Tausende, die ein solcher „Massenaustritt" über die alte Grenze trieb und die in der That diesmal „arme Leute" waren, arm an Habe und geistig arm im edeln Sinne von Jesus Christus. Nun ist das genannte Buch aber keineswegs das einzige seiner Art, wenn schon wahrscheinlich das beste. Von den Sprechern englischer und amerikanischer Gemeinden sind ähnliche Versuche gemacht worden. In einzelnen Vorträgen der Berliner „freireligiösen Gemeinde" hat sich eine nachhaltige Bethätigung derselben Richtung gezeigt, ein Popularisieren des besten Extraktes aus der neuen Ethik, das der vollen Beherrschung aller Probleme entspringt und doch volksthümlich im eigentlichen Sinne ist. An derselben Gemeinde wird seit einem Jahre ein Jugendunterricht ertheilt, der in vieler Hinsicht gradezu einzig ist und das Interesse aller Parteien wecken sollte, da er eine unzweideutige praktische Probe der Brauchbarkeit der natürlichen Ethik für dieses schwierigste pädagogische Gebiet, die Erziehung des Kindergemüths im Sinne der neuen Ideen, liefert. Nur oberflächlich bekannt ist mir die gegenwärtige Fortentwickelung der Schweizer Reform-Bewegung, ich zweifle aber nicht, daß auch dort die Keime im guten Sinne aufgegangen sind. Und es ist bezeichnend, wie diese verschiedenen Brücken unabhängig voneinander gebaut werden. Es muß da ein ähnlicher Zwang bestehen wie er bei den Massen von unten besteht. Mehr und mehr werden junge Leute dahin gedrängt werden, sich der Ausbreitung der natürlichen Ethik zu widmen. Schon jetzt fließt ein ununterbrochener Strom von Studenten der Theologie, die eben durch das Studium dem metaphysischen Denken entfremdet sind, aus den engen Banden der Wissenschft ins freie Leben hinaus. In diesen Leuten steckt Drang nach Lehren, nach Bethätigung ihrer Kraft. Und der wirthschaftliche Zwang nöthigt

sie, auf alle Fälle irgend etwas Praktisches zu ergreifen. Mancher wird ins politische Treiben hinübergejagt, vielleicht nie zu seinem Besten, so klar auch die Verbindung grade dieser freien, irdischen Ethik in ihrer Glückslehre und ihrem Allgemeinheitsideal mit den sozialen Befreiungshypothesen zu Tage tritt. Andere vergeuden ihre Kraft im nutzlosen Brod-Journalismus oder wollen von Streifzügen ins poetische Gebiet leben, dem sie nur zu oft nicht angehören. Für alle diese ist ein Arbeitsfeld geschaffen in der andrängenden Masse, die nach Positivem sucht. Allerdings bedarf es lauterer Charaktere. Aber wer überhaupt auf dieses Gebiet sich wagt, der bewährt schon einen gewissen Charakter. Es ist nicht die Auslese der Umpassendsten, die der innere Gewissenskonflikt aus der Theologie treibt. Und fette Pfründe, die gemeine Speculation und Streberei erzeugen könnten, erwachsen vorläufig dem freien Moralprediger noch nicht, wohl aber verzweifelt viel Kampf. Noch ist die neue Ethik kein Dogma, auf dem man sich schlafen legen kann. Mit immer neuer Gedankenarbeit muß sie immer wieder gewonnen werden. Sie muß vertheidigt werden nicht bloß, wie selbstverständlich, gegen die alte metaphysische Moral, — für diesen Kampf ist stark vorgearbeitet, — sie muß vor allem auch in schärfsten Conflikt treten mit jener unsinnigen moralischen Blasiertheit, die den tiefen und fördernden Ideen der „materialistischen Geschichtsauffassung" den lügnerischen Sinn unterschieben will, als sei die Moral überhaupt eine werthlose Plunderkiste aus phrasenreicher Vergangenheit, als brauchten wir keine Moralphilosophie mehr. In Parenthese will ich bemerken, daß ein werthvoller Beitrag zu diesem Zwist gegeben ist in einer Publikation der Berliner Ethischen Gesellschaft „Die Sozialdemokratie und die freien Gemeinden"; wer sich für die Ausbreitung der Moralphilosophie im Volke interessirt, lasse sich nicht durch den scheinbar politischen Titel von der Lektüre dieses höchst merkwürdigen Schriftchens (im Verlage von Adolf Adler, Berlin, Metzerstraße 33) abschrecken. Im Allgemeinen müssen allerdings für diesen letzteren Theil des Streites die rechten Waffen erst noch geschmiedet werden, — und es ist nicht leicht, das Schmieden mitten im Kampf. Wenn von den Aelteren der einzige Albert Lange grade diesen Dingen schon sehr nahe kam, so ist in den Büchern der jungen englisch-amerikanischen Schule (man vergleiche beispielsweise Coit's „Ethische Bewegung in der Religion") bis dahin noch ein weiter Weg, das Verständniß der sozialen Probleme und der Verschlingungen der wirthschaftlichen und moralischen Entwickelung der Menschheit ist hier noch nicht völlig zur Klarheit durchgedrungen. Deutschland, wo die wirthschaftlichen Fragen sich haarscharf zugespitzt haben und gleichzeitig das Erbe tiefen sittlichen Ernstes und unbeirrter Ehrlichkeit des Denkens wohl bewahrt ist, hat vielleicht eben dadurch die zukünftige Führerrolle auch für diesen Kampf erhalten, — falls überhaupt bei so allgemein menschlichen Dingen noch der Name einer einzelnen Nation erklingen darf.

Nur mit Rücksicht auf die vielleicht noch kleine, aber immerhin bereits merkbar entgegen kommende Welle der freien ethischen Bewegung kann der drohende Massenaustritt ein tröstliches Antlitz gewinnen. Im anderen Falle wäre er ein Schritt in's Leere, und kein rhythmischer Wohllaut aus Poetenmund, keine süß einschmeichelnde Flötenweise und auch nicht die Thatsache, daß der Mond so und so viel Meilen von der Erde entfernt sei oder daß der thierische Stammbaum des Menschen aus so und so viel Stufen bestehe, könnte allein diese Leere füllen. Daß jeder Mensch allerdings im weitesten Sinne an diesen Genüssen wie an diesem Wissen theil nehme, nicht bloß „wir," sondern möglichst viele, — das wünschen wir, aber es deckt sich nicht mit dem andern. Damit der Mann aus dem Volke mehr Theaterstücke sehen, öfter von den besten Vertretern der Wissenschaft Belehrung erhalten, eine Sternwarte oder ein Museum besuchen könne, dazu bedarf er der Zeit, eines unendlich vergrößerten Maßes von freier Zeit. Daß er diese erlange, ist ein soziales Problem, kein direkt ethisches, und es kommen Dinge dabei in Betracht, die ich hier nicht zu erörtern habe. Hätte er selbst diese freie Zeit, so bliebe das Bedürfniß nach ethischem Halt nicht nur dasselbe, sondern es wüchse noch. Jene Massen, die da jetzt austreten, haben ja doch —

einerlei wie sie sie nun ihrem kärglichen Dasein abgerungen haben — so viel ...
Zeit gehabt, um über die bestehenden Kirchen nachzudenken und sich die negativ...
Kritik wenigstens einigermaßen anzueignen. Sie werden auch Zeit haben zur An...
nahme der neuen Ethik. Und wenn sie nicht, so doch ihre Kinder. Im Jugend...
unterricht muß die freie Morallehre vor allem ihr Feld finden. Für sie ist sogar de...
Zwang (ein Begriff, den ich sonst in Moralfragen sicherlich nicht preisen will) de...
Zwang von Nutzen, der auch bei Dissidentenkindern irgend eine Kinderlehre, ein...
einmaligen kurzen Moralkursus fordert. Lehrbücher für diesen freien Jugendunterri...
sind hier im Engeren wieder, was in nächster Zeit noth thut. Es steht zu hoff...
daß auch hier die Berliner freireligiöse Gemeinde ein bahnbrechendes Werk anreg...
wird, das die Gegner, die so gern das Mittel des Todschweigens anwenden, zu frucht...
bringender Debatte zwingen muß.

Möchte man diese praktischen Fragen überhaupt möglichst an die Stelle de...
leeren Klagen und Anklagen setzen. Man kann Leuten Vorstellungen über das möglich...
weise Thörichte ihres Unterfangens machen, ehe sie auswandern. Sind sie aber ei...
mal drüben und sind die Schiffe hinter ihnen verbrannt, so ist ein schwaches Zünd...
hölzchen, das einer frierenden Familie Feuer schafft, mehr werth als ein stundenlan...
Vortrag über die Steinkohlenlager der verlassenen Heimat.

Ernst Seiffarth.

Hauptmann und Bulthaupt.

Paul Nathan hat jüngst in einem Aufsatz der „Nation" den Unterschied der jungen u...
alten Geschlechter dahin zu präcisiren gesucht, daß er einige Alte, Manteuffel u...
Abeken, Olmütz entgegenreitend die soeben aufgehende Sonne in griechischen Lau...
begrüßen läßt, während er die Jungen zeigt, in Bismarck, dem Manne der Re...
politik, und Busch, um ein Frühstück versammelt, bestehend aus „Thee, Cognac u...
Rothwein". Jedenfalls steht fest, daß es auf das Gefühl der Befriedigung ankomm...
und man kann sagen, daß sowohl die Manteuffel und Abeken, wenngleich sie nichts a...
den Chorgesang aus Antigone genossen, satt geworden sind, wie Graf Bismarck u...
das „Büschchen." Das Problem ist: satt zu werden, und Jeder hat recht, wenn ...
satt geworden ist, und es ist ein ganz hübsches Sinnbild dafür, daß es verschiede...
Methoden, gleichberechtigt, der Befriedigung giebt. Es giebt überhaupt nicht Methode...
von denen man sagen kann, sie wären nicht berechtigt. Es sei denn, daß es ei...
Material sich zu sättigen wäre, das man durch Diebstahl erlangt. Sonst ist de...
Ausdruck „berechtigt" nur ein gedankenloses Wort, zur künstlerischen Befriedigung ...
alles berechtigt, was dazu führt. Sehe daher jeder, wie er's treibe, sehe jeder, wo ...
bleibe, und wo er steht, daß er nicht falle.

Das sind Dinge, die so bekannt sind und so selbstverständlich, daß sie nic...
erörtert zu werden brauchen. Der individuelle Geschmack an profaner Nahrung i...
freilich allgemeiner gestattet, als der individuelle an künstlerischer. Hier sagt manch...
nicht: sehe jeder, wie er's treibe, sondern spricht von ewigen Gesetzen, welche binde...
sind, wie Gesetze es zu sein pflegen. Er erörtert aber seltener die Frage: welch...
Importanz diesen Gesetzen inne wohne, von welchen Köpfen sie so enggefaßt wurde...
in welchem heiligen Buche sie als Zehngebote niedergelegt sind? Will man das an...
geben? Will man die Lessing, Goethe, Schiller, Kant, Hegel als Gottheiten, od...
einen von ihnen als göttlich ansehen, so göttlich, daß seine Gedanken unfehlba...
selbst für die Zeit nach ihm wären? Der Individualismus ist zweischneidig; er ve...

bietet, jenen ein böses Wort zu sagen, die solche Götzendiener sind. Mögen sie, da es ihnen gefällt, sich nach alten Autoritäten oder jener einen, die sie lieben, ganz besonders richten; sie können hingegen den Nachweis der Legalität ihrer Gesetze für's Allgemeine nicht antreten, es ist absurd, Gesetze zu bestimmen für ein Gebiet, das der Lust wegen da ist, und dessen tollste Ausschreitungen, d. h. Zweige, die einige für solche halten, — unberechtigt niemals dann sind, sobald es Menschen giebt, die an ihnen Gefallen finden. Das Gebiet der Kunst stellen sich Philister vielfach wie ein Museumsgebäude vor, in griechischem Stiel; es giebt ewige Gesetze dafür: so sind die Säulen, nicht anders . . . jonisch! Aber das ist ein Aberglaube, mit den griechischen Säulen. Jeder Streit, ob ein Neues recht habe zu sein, muß als Schwerpunkt der Angreifer des Neuen den Nachweis erhalten, wozu das Alte das ewig Rechte sei, diesen Beweisversuch nicht antreten heißt die Voraussetzung der Anklage nicht begründen, denn selbstverständlich ist es nicht, daß es „Berechtigtes und nicht Berechtigtes“ gäbe.

Von einem Vortrage, den Heinrich Bulthaupt gehalten hat, finde ich ein Referat in der Zeitung, in welchem nicht allein dem Naturalismus in der Kunst eine ganz bestimmte Mission — und über die er nicht hinaus soll — umrissen wird, ihm ein Gesetz gemacht wird, ohne daß man sieht, warum, denn der Naturalismus ist eine Kunstart, an der auch über diese Grenzen hinaus von gewissen Leuten Vergnügen gefunden wird, — sondern es wird auch als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Kunst ewige Grundbedingungen habe, daß der Geschmack eines wie der aller Menschen sei und daß von einem Stück, das Herrn Bulthaupt nicht gefällt, dem „Sonnenaufgang“, es auch die Frage sei, ob das Stück noch in Einklang zu bringen mit den Forderungen der Schönheit der Kunst. Ich verweise auf das über die Unbewiesenheit der Forderungen der Schönheit Gesagte, und nachdem diese Behauptung abgestreift ist, stehen Herrn Bulthaupts Aussage, ihm habe die Liebesscene in Gerhart Hauptmann's „Sonnenaufgang“ nicht gefallen, und die meine, mir habe sie gefallen, als coordinirt gegenüber. Ich werde mit möglichster Unbefangenheit unsere beiden Eindrücke prüfen. Herr Bulthaupt schildert das Wesentliche in Hauptmanns Liebesscene ganz richtig; das ist nicht Kunstverarbeitung eines Rohstoffs, sagt er ungefähr, das ist der Rohstoff selbst. Sie küssen sich, anstatt zu sprechen. Man küßt sich, anstatt zu sprechen, auch in Wirklichkeit. Es ist folglich Naturalismus in Hauptmanns Kunst, aber es ist keine Kunst — sagt Bulthaupt: — fragt sich also, ob es Kunst ist. (Die Stelle lautet „Unversehens giebt sie ihm zuerst einen Kuß und zwar einen Kuß auf den Mund; Beide erröthen, dann erwidert Lot den Kuß und nun beginnt ein Spiel mit Küssen, das erst nach längerer Zeit mehr durch gestammelte Laute als durch Worte zunächst unterbrochen, dann beendet wird.“) Ich genieße das, ich finde das charmant; folglich ist es für mich ein Kunstwerk auch der Sprache, da es einen Eindruck bei mir hervorrief. Herr Bulthaupt findet sich hingegen in der Lage zu erklären, er müsse dem Spiel in Hauptmanns Dichtung ruhigen Herzens zuschauen. Die Frage ist: ob ich einige mehr fände, die von Hauptmanns Darstellung einen künstlerischen Genuß hatten, oder Bulthaupt mehr von denen, die keinen davon hatten. Künstlerische Wirkungen lassen sich für unbefangene Leute nicht beweisen. Man fühlt's oder fühlt's nicht, kann auf den Charme höchstens hinweisen. Nach meinem Gefühl spricht hier ein Dichter. Ich will hoffen, es werde eine Generation kommen, in der von solchen Schilderungen entzückt zu sein so allgemein ist, wie bei vergangenen Generationen der Genuß alter Klassiker. Ich halte es für eine Bereicherung unseres Repertoriums des Genusses, und begrüße die Wirkungen, die der Naturalismus macht, als etwas, was von keiner alten Kunst geboten wurde.

Herr Bulthaupt vergleicht die Liebesscene hier mit der in „Romeo und Julia“ und er sagt mit Recht, das Prinzip der letzteren ist anders. Es wird dort in ein Sonett übersetzt, was hier, im Stammeln, als Rohstoff gegeben wird, und es ist vielleicht

ein Unterschied der Zeiten, daß ich an dem Rohstoff ebensoviel Vergnügen habe, ... ich historisches an dem Sonett Shakespeares empfinde. Der „Naturforscher“ ... unserer Zeiten kündet sich vielleicht schon hier an, von dem ein Mitarbeiter dieser ... schrift jüngst sprach . . . Herr Bulthaupt sagt, daß bei Hauptmann die Dar... schweigen, bei Shakespeare aber in einer Sprache zu einander reden, welche die in ... Extase sich erzeugenden Gedanken vollständig wiedergiebt: gewiß müssen diese Gedank... in der Brust des Lesers oder Hörers vollständig oder nahezu vollständig wieder erzeugt werden, Hauptmann vertraut jedoch: durch seine Textworte bringe er ... die Vorstellung der Gedanken heran, die in der Brust der Liebenden beim Küssen ...

Es giebt auch eine andere Methode in der neueren Schriftstellerei, die, ... lediglich die Gedanken ausmalt und die Handlungen fortläßt: man könnte sagen, es ist bei ihr der Rohstoff der Gedanken, bei Hauptmann der der Handlungen mitgetheilt, und je aus dem einen Mitgetheilten erwachen oder sollen im Leser erwachen die Instinkte, die andere Hälfte zu fühlen. Es wird soviel Phantasie vorausgesetzt. Shakespeare ist weniger eingehend, und er setzt zugleich weniger voraus. Er giebt eine Synthese der Gedanken und Handlungen in einem Sprachstil, der nichts von der Natur, weder der Handlung noch der Worte im Einzelnen, hat, sondern das Komplete in einer ungefähren grandiosen Uebersetzung giebt. Ich genieße ihn; doch genieß' ich die meiner Zeit angehörigen Versuche, das menschliche Herz zu zeigen, mit jener Freude, vollständig den Wunsch zu begreifen, der in den Autoren vertreten war: genauer zu sein, subtiler und intimer, wenn auch nur porträtirend, was auf der einen Seite zu porträtiren ist. Ich glaube, es ist ein Bildungsgrad, der neuen Kunst sympathisch gegenüber zu stehen: sie verlangt mehr Sehen, Denken, Mitwirken zu ihrem Genusse, als je eine alte verlangt hat; wieviel Vorurtheile aber außerdem, daß der Sinn und Intellekt der Hörer größer werde, noch zu fallen haben, schreckt mich weniger. Denn eben sie können, wenn auch nicht so leicht, als sie eingeführt wurden, weggeräumt werden. Was ich wirklich fürchte, ist mehr die Frage: werden, nach dieser Wegräumung, Köpfe vorhanden sein, feine, müßige Köpfe . . . . ? Vielleicht ist unsere subtile neue Kunst, von welcher keinen Genuß zu empfangen, nach meiner Meinung ein Zeichen nicht eben von feiner Empfindungsfähigkeit ist, die letzte Hervorbringung einer dem Tode schon geweihten Kultur gewesen, und dann würde sie allerdings auch in später Ferne nicht ein Publikum wie jenes finden, das man heute die „Mittelschicht“ nennt.

Herman Helferich.

Kein Geld.

Ein Weib muß ich haben, das mich küßt, und eine Blume an der ich rieche, und die Sonne muß scheinen. Die Sonne muß vom Himmel herableuchten in goldnem Glanze, ... die feinen heißen Strahlen müssen die Luft schmiegsam machen, daß sie sich weich und ... ans Gesicht legt wie eine Frauenwange, und Einen umfängt ganz und gar und nicht ... lassen und eins werden will mit dem andern wie ein luftbebender Frauenleib ...

Eine Blume, ein Weib — es muß just nicht blos eins sein — ... hab' ich diese Lebensmittel, dann gehe ich seelenruhig spazieren in den Str... Freilich, ein Diner in vier Gängen, wenn's ... Aber ... Tage sein. Ich hab' mir's erst von meinen Mitm... ...hnt, die ei... an dieser Sitte festhalten, und hab' mir's bishe... abgewö... ganz aufrichtig zu sein: ich wollt's auch gar nicht so ... Denn ... mich nicht gern in Kleinigkeiten von meinen ...genoss...

Also meinetwegen auch ein Diner . .! Aber Geld . . .?

Ja, Geld!

Nein, kein Geld!

Geld brauch' ich nicht! Geld mag ich nicht! Geld, das bringt etwas Schwerflüssiges in mein Wesen hinein. Wenn ich Geld habe, dann liegt's mir wie ein Alp auf der Brust. Dann ist's mir, als wären alle Poren meines Gehirns verstopft. Dann fühl' ich einen zähen Brei sich durch die Adern wälzen. Dann bin ich plump, klobig, stumpfer, dummer Thon, und die Erde hält meine Sohlen fest, wenn ich ausschreiten will. Meine Nerven fibriren nicht mehr. Und alle die köstlichen Sensationen, die meinen Lebensgenuß bilden, sie hören mit einem Schlage ganz auf. Ich erschaure nicht mehr in jenem grauenhaft süßen Schauder, wenn ich Hamlet lese, und bei „Sein oder Nichtsein" packt's mich nicht mehr mit einer Riesenfaust und schleudert mich hinab zu den Abgründen des Lebens . . . Es treibt mich nicht mehr . . . plötzlich . . . ohne jede eigentliche Veranlassung, wenn ich im Kaffeehaus sitze in meiner Lieblingsecke . . . die Augen zu schließen, um ein kreißendes gährendes Chaos auftauchen zu sehen, grenzenlos . . . endlos . . . unförmlich, . . das ich Zukunft nenne . . . Und des Nachts, wenn der Sternenhimmel über mir erglänzt und ich hinausstarre in den finsteren Weltraum, dann sehe ich nicht mehr hohe Gestalten . . . in weißen, faltigen, lang nachwallenden Gewändern dahinschweben . . stehen bleiben . . . hinunter starren auf diese blinde Welt, die sie nicht sieht . . . und kopfschüttelnd, lautlos weiter ziehen durch die schweigende Finsterniß. Dann sind meine Gedanken feige und meine Gefühle wohlerzogen und bedeutungsvolle Stimmen in meinem Innern flüstern mir zu, daß es kein höheres Ziel gebe, als von den Herrn und Damen der guten Gesellschaft für einen netten Menschen gehalten zu werden. Dann zahle ich pünktlich meine Miethe, halte regelmäßig mein Mittagschläfchen, studire aufmerksam den Kurszettel und blicke mit einem blöden satten Lächeln auf diese räthselhaft hungrige Welt.

Nein, nein, ich will kein Geld haben!

Und wie das Schicksal es manchmal so weise zu fügen weiß: meistens habe ich auch keins. An einem der letzten sonnigen Tage des Octobers erging es mir so. Und ein Veilchenbouquet im Knopfloch, das Bild meiner Herrin im Herzen und so viel Sonnengold bei uns, als ich zur Bestreitung der nothwendigen Auslagen bedurfte, machte ich mich seelenvergnügt auf zu einem Spaziergang durch die herbstliche Stadt . . .

* * *

Aber meine Laune schwand und eine Beklemmung befiel mich auf dem Potsdamerplatz, da ich die weite Flucht der Leipzigerstraße hinabblickte. Da geht's mir immer so, wenn der Lärm mir wirr und tosend entgegenschlägt und ich diese langen Menschenzüge sehe, die sich den Bürgersteig hinauf- und hinabbewegen. Damals aber schien's mir, als sähe ich dort mitten drinnen in der Stadt eine riesengroße Bestie gelagert, als wäre dieser Lärm ihr Wuthgeheul, das drohend herüberdröhnte, als schöbe sie ihre ungeheure Tatze langsam hin und wieder, um alle diese Menschen zu umkrallen und an sich zu ziehn und dann wider loszulassen, gelangweilt, gesättigt, an ihrem Herzblut gesättigt . . . Und nur zagend schritt ich weiter.

Das Sonnenlicht floß in breiten goldnen Strömen durch die Leipzigerstraße und legte sich in jeden Schauladen und umwob jedes Schaustück mit eitel Glanz und Pracht. In der Niederlage der Königlichen Porzellan-Manufactur machten auf grotesk geschwungenen Vasen wundervoll gepuderte Herren angenehm decolletirten Damen schmeichelhaft verschnörkelte Liebeserklärungen. Auf der andern Seite der Straße gleißten hinter mächtigen Spiegelscheiben Atlas und Seide, und goldbrauner Sammt, der Stoff der Liebe, breitete sich in reichen Falten aus, die die Leidenschaft selbst geworfen zu haben schien, träumerisch, geh[illegible]voll, den Wonnen nachsinnend, die er zu bedecken bestimm[illegible] . . . Nicht weit dav[illegible]hrläufe, Säbelklingen, Dolche und scharfsinnig erda[illegible]e, kleine Revolver, [illegible]orden zu einer leicht faßlichen kleinen [illegible] Zei[illegible]dernden Nachm[illegible] machten . . . Und exotische Blumen [illegible]nd funkelnd[illegible]nd Damenhüte und farbenprächtig[illegible] Bücher un[illegible]chiffen. — Laden auf Laden

lockte und lockte, und diese ganze große Straße muthete mich an wie ein Heldengedicht des mensch-
lichen Erfindungsgeistes . . .

Aber stumpf und blind drängten die Leute vorüber und hatten kein Auge für alle di
Herrlichkeiten. Hin und wieder warf wohl Einer einen Blick darauf, aber ein rasches Besinne
und er schämte sich fast und eilte weiter. Viele wiesen noch auf Stirne und Wange das kräft
Braun, das Wald und See ihnen verliehen. Doch von jenem erhabenen Gleichmuth, mit de
die Natur ihre Gläubigen bedenkt, war in ihren Zügen nichts zu merken. Denn selbst in
Heiligthum hinein hatte sie die nimmer rastende Unruhe verfolgt, die sie heute erfüllte. Ur
einen Sommermonat lang hatten sie nur deshalb dem Rauschen des Waldes und dem Brau
des Meeres gelauscht, um neue Kräfte zu sammeln und wieder begehrenswerth zu werden
den leckeren Gaumen der riesengroßen Bestie da drinnen, die Tag für Tag ihre ungeheure T
nach ihnen ausstreckte, sie umkrallte, an sich zog, um sie wieder von sich zu lassen, gelangwei
gesättigt, an ihrem Herzblut gesättigt . . . .

* * *

Ja, das war die große Bestie Erwerb, die da drinnen ihre Lager hatte. Sie war
die an diesen Menschen sog und sog Tag für Tag und ihnen kaum so viel Kraft übrig ließ,
sie nöthig hatten, um ihr Leben weiter zu fristen. Sie war es, die diesen Gesichtern den le
Ausdruck aufdrückte . . . Sie war es, die diese Leute öde und stumpf machte für Alles,
sich nicht auf ihren Frohndienst bezog.

Erwerben! Verdienen! Geld machen! Heute erwerben und verdienen, um morgen e
zu können, und morgen erwerben und verdienen, um übermorgen essen zu können! Erwer
um essen zu können! Essen, um erwerben zu können! Und mit diesem insipiden Kreisla
Jahre, Jahrzehnte erfüllen!

Erwerben! Verdienen! Geld machen! Gegen Alles, was Einen davon abhalten könn
sich hermetisch verschließen. Und vom Schaustück im Laden, wenn man's nicht sucht, nic
dringend braucht, bis zu den erhabensten Errungenschaften der Wissenschaft — sich um nic
kümmern, was Einem unnütze Zeit kosten könnte.

Erwerben! Verdienen! Geld machen! Nichts als das! Erwerben, um essen zu könn
Ein Lebensinhalt, der ein Inbegriff ist von so und viel Pfund Rindfleisch, die man verschlung
von so und so viel Liter Bier, die man getrunken, von so und so viel Kleidern, die man
genutzt, von so und so viel Centner Kohlen, die man verbrannt. Und mit diesem Lebensinh
sich hin legen und sterben und von seinen Kindern beweint werden, als sei ein Mensch g
storben . . !

Das — ein Mensch!

Und mich überkam das entsetzliche Gefühl, daß das, was ich hier gesehen nur ein Abb
dessen sei, was stets und überall gewesen und stets und überall so bleiben würde . . Und d
Leipzigerstraße weitet und weitet sich und würde zum Weltall und der Augenblick dehnt u
dehnt sich und würde zur Ewigkeit . . Und aller Orten, zu allen Zeiten sah ich das gleiche e
schütternde Schauspiel. An der Küste des Meeres und an der Grenze des ewigen Schnees, i
Gewühl und in der Einsamkeit des Gebirgsdorfs, im grauesten Alterthum und in der fernst
Zukunft — immer überall dasselbe, dasselbe! Immer und überall war der ungeheuren Mehr
ihr Dasein nur ein großes Nahrungsquantum, das sie zu erarbeiten hatte, ihr Leben —
Summe ihrer Lebensmittel. Und von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang sah ich ihr
Blick auf diesen Berg gerichtet und sah sie ewig schaffen, um ihn zu erhöhen, zu erhöhen. U
was auch Einer immer schaffen möchte, keinem Anderen ging es innerlich nahe. Nur in sofe
es dazu diente, ihn in seiner eigenen Arbeit zu fördern, würdigte er die der Anderen ein
Blickes. Und in dieser tödlichen Gleichgiltigkeit Aller gegen Alle sah ich die Menschheit ihre B
vollenden. Freilich abseits von jener ungeheuren Mehrheit stand ein kleines Häuflein anders g
arteter Menschenkinder. Phantastisch gekleidete Narren waren es, die mit verklärten Blicken un
wichtigen Mienen einer dem andern behutsam ein sonderbares Ding in die Hand gaben, das

Kultur oder Civilisation nannten, und von dem sie behaupteten, daß die Menschen es als ihr höchstes Gut ansähen. Und unter diesen Narren sah ich mich selbst.

* * *

Du selbst bist ein solcher Narr, rief es in mir! Ein Narr! Ein einfältiger, selbstgefälliger, verbohrter Narr! Sprichst von Fortschritt und Erkenntniß als den Zielen des Lebens und die Ziele des Lebens sind Gänsebraten und Blutwurst, dummer, quatschköpfiger, staarblinder Narr! Hexe doch, wenn Du kannst! Grab' du Gänsebraten aus dem Asphaltpflaster heraus und die Blutwürste aus den Mauern der Häuser! Nun, kannst Du's? Nein? Also warum faselst Du von Cultur und Civilisation, von Fortschritten der Menschheit und anderen Dingen, mit denen man keine Brodschnitte mit Butter beschmieren kann .... Fortschritte der Menschheit! Haha! Schaff' die Nothwendigkeit des Erwerbs ab ... Dann vielleicht ... Sonst aber — merk' Dir das, breitgestirnter, aufgeblasener Narr, — sonst bleibt die Menschheit immer dieselbe ... Die Menschheit, die dreizehnhundert Millionen, wir sind Deinesgleichen, die Evolutionen Eurer Narrheit sind natürlich nicht vorauszusehen, aber darum gehörst Du auch nicht unter Menschen, fort mit Dir, Narr! Geh' in die Wüste, Narr! Verkriech Dich, Narr! Haus' mit einer Kröte ein paar Jahrhunderte lang in einem Stein da wirst Du in der angenehmen Lage sein, Dir die schädliche Gewohnheit der Diners gründlich abgewöhnen zu können, Prosit Mahlzeit!

Ja, ich gehörte nicht unter Menschen, ich fühlte es. Einer, den der Besitz des Geldes nicht froh macht und Mangel an Geld nicht trübe stimmt, das ist ein Ausgestoßener, ein Aussätziger! Und die Blicke der Vorübergehenden schienen sich einzubohren in mein Gesicht und mir die vermessenen Gedanken abzulesen, die ich im Grunde der Seele gehegt.

Was suchte ich unter ihnen?

Und mit wankenden Knieen bog ich in eine Seitenstraße und lief und lief und erreichte endlich den Thiergarten und warf mich auf eine Bank und zerriß die Veilchen in tausend Stücke und fluchte dem Weibe, das mich geküßt.

Und während ein Strom von Thränen mir aus den Augen stürzte, rauschten über mir ruhig und feierlich uralte Bäume ...

Xaver.

Der Fall Blumenthal.

In der Brochüre „Der Fall Lindau“ wird als der „einzige Lichtblick in dem traurigen Gemälde“ Berliner Theaterzustände das „Verhalten“ der Herren Direktoren Oskar Blumenthal und Otto Devrient gepriesen: „sie haben ein mustergiltiges Beispiel gegeben, wie Männer von Ehre in der öffentlichen Stellung eines Bühnenleiters handeln. Wir empfehlen den nach Corruption streng ausschauenden Herren von links und rechts, welche von Boycott und Preß-Ring so viel zu erzählen haben, den neuesten „Fall“ zu eindringlicher Betrachtung: hier können sie wahrnehmen, hier in der That, wie ein Mann von Ehre das öffentliche Urtheil zu beeinflussen sucht. Leider ist dabei von pikantem Skandal keine Rede, und zu frommem Augenverdrehen bietet sich kein Vorwand dar; es läßt sich auch keine sociale Seite dem Unfug abgewinnen (es sei denn die Formel: capitalistischer Uebermuth) — und so werden wohl die streng ausschauenden Herren, von links und rechts, noch eine Weile beim Fall Lindau behaglich verweilen, und dem Fall Blumenthal ihre werthvolle sittliche Entrüstung, leider, leider, vorenthalten.

Oskar Blumenthal ist, wie Jedermann weiß, als Kritiker zuerst in die Oeffentlichkeit eingetreten: als ein scharfer und überscharfer Beurtheiler, als der „blutige“ Mann, der zum Witz den Hohn, das beißende und vernichtende Wort kalt lächelnd fügte. Er hat die Freiheit der Kritik in weitestem Maaße vertheidigt — für sich selber; anderen aber hat er ein freies Wort niemals gestatten mögen, und je mehr er sich zum „Dichter“ entwickelte, desto übler ward er zu sprechen auf die „unproductive“ Kritik.

Eine seiner ersten Amtshandlungen als neugebackener Direktor ist denn auch der Versuch gewesen, öffentliches Urtheil zu beeinflussen, ein Versuch, der zufällig auch mich traf: auf das Ersuchen der Wochenschrift „Die Nation“, mir einen Platz zur Eröffnungsvorstellung des Lessing-Theaters zu reserviren, antwortete seiner Zeit Herr Blumenthal, nach einigen künstlichen Ver-

zögerungen, daß er einem anderen Schriftsteller bereits das Billet habe zugehen lassen, — nun aber sei das Haus ausverkauft; und er deutete also verschämt, oder auch nicht verschämt, an: nicht der X, euer ständiger Referent, sondern der Y, dessen Nase mir besser gefällt, mag schreiben! Natürlich hatten Redaction und Berichterstatter nur ein stilles Lächeln für solche Zumuthung; es ward der Weg des Billethandels beschritten, nicht ohne fröhliches Gedenken an den Kritiker Blumenthal, welcher einst, vom Schauspielhaus gemaßregelt, triumphirend ausgerufen: es lebe der Billethandel! — aber unser Erstaunen, im Uebrigen, war nicht groß: man hatte sich von dem Mann, seiner blutigen Vergangenheit zum Trotz, „der That versehen“.

Inzwischen ließ der Mißerfolg der ersten Vorstellungen, diese allgemeine Unbeliebtheit des Directors, die in den Anfängen des Lessingtheaters so rührend hervortrat, das Hochgefühl des Herrn Blumenthal im Preise etwas sinken; Billethändler flohen schaudernd das Friedrich-Karl-Ufer, und so fand sich auch für mich ein Plätzchen im Hause vor, — notabene gegen „Kassenpreis und Vorkaufsgebühr“. Ein principieller Gegner des Freibillet-Wesens, habe ich auch im Lessing-Theater niemals die übliche Referentenkarte acceptirt; als deshalb neuerdings eine Maßregelung im Großen versucht werden sollte, als Herr Blumenthal beschloß, unter uns zu treten und fürchterlich Musterung zu halten, mußte bei den verschiedenen unverständigen Beurtheilern des „zweiten Gesichts“ eine weislich abgestufte Methode der Behandlung eintreten: dem Einen (so dem Berichterstatter der „Täglichen Rundschau“) ward die Freikarte entzogen, und seinem Blatte ward das Inserat genommen; der Andere (so ich) mußte aus den vorderen Reihen des Saales in des Waldes tiefste Gründe wandern und erhielt auf Reclamation den Bescheid: daß fürder kein Anlaß sei, ihn „vor anderen Theaterbesuchern“, vor Müller und Levy zu bevorzugen; der Dritte empfing sein schon angenommenes Stück (die Blätter wenigstens hatten die Annahme ohne Widerspruch gemeldet), in zwölfter Stunde aus „geschäftlichen Gründen“ zurück. Noch einen vierten und fünften könnte ich nennen, einen Autor, der im Privatgespräch das „zweite Gesicht“ nicht nach Gebühr gepriesen und der deshalb strafversetzt wurde, von einem Platz mit guter Aussicht fort nach einer Art von Stallupönen hin, — und einen Kritiker, der seinem Verleger als „geschäftlich befangen“ denuncirt wurde — doch man wird es auch so glauben: es liegt Methode in der Sache und Herr Blumenthal versteht es, wie wenige, gründliche Arbeit zu thun. Daß er sodann in einer öffentlichen Erklärung noch die Courage hat, sich zu stellen, als wäre garnichts geschehen, vollendet erst das Bild des Mannes: wirklich, sein „Verhalten ist der einzige Lichtblick in dem traurigen Gemälde“ Berliner Theaterzustände.

Nun muß man aber sehen, wie zu diesen offenbaren Versuchen, die Kritik zu corrumpiren, ihr den Mund zu verbieten, ihr den Brodkorb höher zu hängen, ein Theil der Berliner Presse sich stellt: der Anklage giebt sie, — ich nenne den „Führer in Theater-Angelegenheiten“, den Berliner Courier als Beispiel — nur zögernd, der schiefen Vertheidigung Blumenthals aber bereitwilligst mit wohlwollendem Schmunzeln Raum, die vervollständigte Abwehr der Betroffenen schweigt sie todt. Von Einstehen für eine gemeinsame Sache, für so ein Ding, das man die Ehre des Kritikers nennen möchte, ist nicht die Rede: das erst macht einen Versuch gemeingefährlich, der an sich nur die anmaßende Thorheit eines Theaterdirectors wäre, dem es zu gut geht. Noch einmal, hier ist die Corruption, hier der Ring: heran denn, ihr Sittenrichter, von rechts und links, Kreuzzeitung und Reichsbote und Volksblatt!

Blinder Eifer schadet nur; und so werden die kleinlichen Mittel des Herrn Blumenthal zuletzt nichts ausrichten. Wir werden uns auch künftig nicht entschließen, wir anderen, Oskar Blumenthal, und wenn er noch so erfolgreiche Stücke — Anderer aufführt, für einen Molière, und das „zweite Gesicht“ für etwas besseres als einen forcirten Nonsens zu halten; und wenn denn die Plätze des Lessing-Theaters in Zukunft nach der Festigkeit im Blumenthal-Glauben sollen vertheilt werden, so werden wir uns in Gottesnamen mit einem der allerletzten begnügen müssen, — in dem Hause, das auf den Namen Lessings getauft ist. Armer Gotthold Ephraim, zu welchem Kleinsinn ward dein Freimuth als Schutzpatron geladen! An dem Tage, da dein Denkmal enthüllt wird, spielt man hier — Lubliner; und unter deinem Zeichen wagt man den Versuch, öffentliches Urtheil zu knebeln. Lucus a non lucendo: in diesem Hause werden die Kritiker gemaßregelt — daher der Name Lessing-Theater.

O. B.



Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von Marie Herzfeld.

(12. Fortsetzung.)

Dorthe Baltzersen war nach Amerika gegangen. Fanny rückte auf ihrem Posten empor und hatte von nun an ein Monatsgehalt von sechzig Kronen. Sie konnte es brauchen; Mama und sie hatten so schlecht gelebt in der letzten Zeit, daß sie es nur gerade mit knapper Noth ertrugen.

In der Wohnstube auf Thronhjemsvejen war es fürchterlich leer und traurig, besonders seitdem das Klavier verschwunden war; Fanny ging zu Möbelauctionen und kaufte allerlei um das Zimmer zu füllen. Sie war schließlich so glücklich, einen Schaukelstuhl zu billigem Preis zu erlangen; so elegant wie jener der Großmama Lehmann war er nicht; aber er war bequem. So hatte sie doch Mama gegenüber einigermaßen ihr kindliches Versprechen eingelöst. Im nächsten Jahr oder so herum durfte sie vielleicht an's Theater denken. Sie würde wohl nicht ruhig sterben, wenn sie nicht vorher mindestens einen Versuch gewagt. Uchermann ermunterte sie nach Kräften. Sie sei wie geschaffen zur Darstellung von Ibsens Frauengestalten, sagte er; und wollte sie seinem Rathe folgen, so debütirte sie als Swanhild in der „Komödie der Liebe“. —

Ja, sie würde es wohl versuchen. Ihre Freundin aus Kindertagen Gina Wiig stand schon in den Zeitungen; sie hatte in Leipzig und anderwärts gespielt und man schrieb von ihr als der „jungen begabten Pianistin“. Nun sollte sie in Kristiania ihr erstes selbstständiges Konzert geben; Fanny borgte sich von Moe Geld für ein Galleriebillet und saß und weinte zwei Stunden über den Erfolg, den ihre Freundin hatte. Ach, das war herrlich! So mußte auch Fanny einmal siegen. Am nächsten Tage sandte sie Gina einen Blumenstrauß mit einem Gruß; das würde die Künstlerin freuen. Vielleicht lud sie sie dann für einen Abend ein und erzählte ihr vom Ausland. Das glückliche Wesen, wirklich das Ausland gesehen! — Sie wartete ein paar Tage lang auf Antwort. Endlich erhielt sie eine Visitkarte; auf der Rückseite dieser Karte stand:

„Herzlichen Dank für den Strauß und den freundlichen Gruß. Ich hätte schon früher gedankt, konnte aber Ihre Adresse nicht erfragen; ich sende dies an Herrn Houen. Nochmals Dank.

Freundschaftlichst Ihre
Gina Wiig.“

— — Uf, dumm . . . beständig dumm . . . was redete sie sich ein; was scheerte die talentirte Künstlerin sich um ein Ladenmädchen . . . Und dann „Sie“ . . . „Ihre“ . . . o Gott, wie dumm sie war, Gott, wie dumm sie war . . . . Ja, sie mußte aus dem Laden fort. —

— Aber sie blieb drin stehen, Woche um Woche. Auf dem gleichen Fleck, in der gleichen Verzweiflung; bediente die gleichen Kunden auf die gleiche Art, sagte jeden Tag die gleichen Phrasen mit der gleichen süßen Stimme und dem gleichen gekünstelten Lächeln. Schleppte sich jeden Abend den gleichen Weg heim, am Zuchthaus vorbei; am Armenhaus vorbei; an der Totenkammer vorbei, totmüde, stumpf, halbblöde; heim nach der gleich hoffnungslosen Dachkammer, zu dem gleichen alten

Weibe, das sie stets mit der gleichen bösen Miene oder dem gleichen Geschwätz empfin... dann hinein in das kleine gebrechliche Feldbett . . . das einzige Gute auf der ... aaah! . . . um am nächsten Morgen wieder von Anfang an zu beginnen; um ... sieben Uhr auf, schläfrig und zuwider; die gleichen langweiligen Kleider abzutra... und das gleiche langweilige Butterbrod zu nagen; den gleichen hoffnungslosen ... zum gleichen hoffnungslosen Geschäfte mit den gleichen hoffnungslosen Fächern ... Laden und den gleichen müden, mißmuthigen Collegen! Und das sollte so fortwähr... Jahr um Jahr, Monat um Monat, Stunde um Stunde; die Langeweile zehrte ... der Brust wie eine Krankheit, drückte auf der Schulter wie ein hölzerner Marterpf... beklemmte und nahm den Athem mit einem Druck von hundert Atmosphären.

Und dann kam der Frühling; der Himmel schien hoch und die Sonne ... es regnete; der ferne Duft von Gräsern und Blumen und knospenden Laub durch... ahnungsvoll die Luft; Frühlingskleider und Sommerhüte wagten sich hervor; ... Zeitungen annoncirten Vergnügungszüge, Touristenränzel, Sommerwohnungen, Ba... orte; Möbelwagen rumpelten durch die Straßen; die Leute wollten aufs Land, hin... ins luftblaue, seeglitzernde Freie; Fanny weinte vor Sehnsucht, rang die Hände ... Verzweiflung; hier stand sie und hier blieb sie stehen; und das sollte ein Leben ... das hieß ein Leben, ein Menschenleben . . .

Sie kam nicht zu Frau Gundersen. Sie hatte kein Geld und keinen Ma... sie hatte nur Mama . . . Mama, die immer im Weg war. Die Tage schli... dahin, wie Schnecken auf einer Landstraße; die Stunden waren Ewigkeiten, ... Minuten tropften ab, eine nach der andern, wie Thränen aus müden Augen; ... Sommer kam mit seiner Hitze und seiner Qual; man stand bei der offenen ... und kriegte doch keine Luft; es war nicht einmal ein Glas frisches Wasser zu ha... es schmeckte lau und nach dem Rohr. „Uf, Moe, erbarmen Sie sich einer Sterbe... . . . spendiren Sie eine halbe Bier . . . es hilft nichts anderes . . . wir mü... uns auf die Flasche verlegen!“ —

Im Laufe des Herbstes begann sie zu kränkeln. Es war kein gewöhnli... Uebelbefinden; es war eine Plage ganz eigener Art, aufreibende, schreckliche Schm... im Unterleib, wahrscheinlich dasselbe, was Dorthe Baltzersen manchesmal ge... Am Aergsten war es an Tagen, wo man viel zu thun, wo man die Leitern un... hörlich auf und ab zu laufen hatte; am Abend, wenn man todmüde und elend ... Laden für den nächsten Tag ordnen sollte, konnte es so schlimm werden, daß sie ... geradeswegs niedersetzte, überwältigt, halb ohnmächtig vor Schmerz, und stöhnte ... in Kindes- oder Todesnöthen. Die Weihnachtssaison gab ihr den letzten Stoß; ... einem Januarabend mußte man sie in einer Droschke heimschicken; Mama fiel ... um vor Schreck, als zwei Männer sie über die Treppe hinaufgeschleppt brachten.

XIX.

Es war nicht gefährlich; es bedurfte keiner eigentlichen Operation. „... Kleinigkeit; es ist gleich vorüber,“ sagte der Arzt. Aber als es vorbei war, ver... sie nicht, daß sie es hatte können geschehen lassen.

Tage und Nächte lang lag sie und kämpfte mit der Empfindung, da... herabgewürdigt, fast entehrt sei. Pfui, welches Elend, ein Weib zu sein! Ab... keine Rücksicht, absolut keine Menschlichkeit. Beschämung und Demüthigung bis ... letzten Stunde.

Und das wurde nicht anders; kein Weib auf Erden hatte den Muth aufzuste...

und von so peinlichen Dingen zu reden. Fanny wollte kein Weib sein! Sie wollte nicht, sie wollte nicht! . . .

— Mama begann vom Zolleinnehmer zu reden. „Siehst Du, so geht's; Du hättest in Deiner warmen Stube sitzen können, mit Teppichen auf dem Fußboden und zwei Mädchen, um Dich zu bedienen; aber stolz muß man sein, und wenn Einem die Zunge heraushängt . . . nun liegst Du da! Jetzt thut's Dir wohl leid, was —?" — Fanny mochte nicht antworten.

Etwas später kam Lea. Sie war lieb und freundlich. „Thorseng hätte sehr gern, wenn Du nun zu uns kämest," sagte sie. „Ich brauche Gesellschaft, meint er, und Du könntest Dich uns nützlich und angenehm machen; natürlich erhieltest Du einen fixen Lohn und wärst Deine eigene Herrin . . ." — „Bitte, grüße mir Thorseng; ich lasse ihm schön danken. . ." — „Ich hätte auch gern, daß Du kämest," sagte sie und wandte den Blick zum Fenster hinaus; „Liebe, kannst Du es denn nicht thun? Du siehst ja, Du verträgst das Ladenstehen nicht." Fanny merkte, daß Lea es gut meinte; es traten ihr fast die Thränen in die Augen. „Danke, Lea; es ist außerordentlich hübsch von Dir; aber ich habe nun einmal Geschmack an der Selbstständigkeit."

Der Arzt riet ihr ab, wieder ins Geschäft zu gehen. „Können Sie mich von der Eßlust kuriren?" fragte Fanny. Der Doktor wurde heiter —; „Da müßte es keine Männer geben," sagte er, „wenn ein Mädchen wie Sie deshalb im Laden zu stehen brauchte!" — „So," sagte sie und wendete sich ab. Der Arzt fügte mit einem gewissen Nachdruck hinzu: „Es würde Ihnen nicht schlecht thun, wenn Sie heiratheten, Fräulein!" —

Ilsnaes hatte einen Posten in der Creditbank erhalten; statt seiner rückte Moe zum ersten Buchhalter empor. Er war hilfreich und gutmüthig; sie durfte ins Waarenlager und sich niedersetzen, so oft sie wollte. Der neue Magazinbeamte, ein fixer, kommiseleganter, knabenhaft aussehender Mensch, war galant und übernahm „mit Vergnügen" ihre Arbeit im Laden. Er machte pflichtschuldig den Hof und freite nach acht Tagen. Fanny konnte nicht anders als lachen. „Nein, meinen Sie denn, daß wir an das denken sollen, Rasmussen?" — „Ja, ich liebe Sie, Fräulein!" versicherte er. — „Aber sollten wir es uns nicht erst ein paar Jahre überlegen?" — „Wie Fräulein befehlen . . . Sie sind doch nicht beleidigt, hoffe ich?"

Schlimmer kam es, als Moe freite; denn ihm war es Ernst. Es überraschte sie und that ihr schrecklich leid. Sie tröstete ihn, so gut sie es vermochte; sie war nichts für ihn; er brauchte eine tüchtige, verständige Person, keine solche Thörin, wie sie . . . „Sie können mir also nicht die geringste Hoffnung geben?" fragte er, es zitterte um seine Lippen und seine Stimme klang angestrengt. — „Nein, lieber Moe; lassen Sie uns davon nicht mehr reden; seien Sie doch vernünftig; Sie irren sich so völlig . . ." — Es war im Restenmagazin; Moe stand und lehnte sich, halb abgewandt, an eine leere Kiste; plötzlich warf er sich platt nieder auf die Kiste und schluchzte auf. Das war schrecklich; sie weinte in ihrer Hilflosigkeit mit. „Nehmen Sie es doch nicht so schwer, Moe, . . . Sie begreifen doch . . . Das überwinden Sie schon . . ." — „Ich überwinde es nie," schluchzte er. „Die ganze Zeit über habe ich Sie lieb gehabt . . . nun kann ich Ihnen eine . . . halbwegs . . . erträgliche . . . Stellung bieten; . . . ach, Fanny, ich würde Sie auf den Händen tragen!" — O Gott, wie traurig das war; aber was sollte sie thun! Es half nichts; sie waren zu verschieden . . . „Ei, Sie müssen sich zusammen nehmen, Moe!" — Er nahm sich zusammen. „Seien Sie nicht böse auf mich," sprach er mit sich kämpfend; — „ich mußte es sagen." — „Seien Sie nur auf mich nicht böse, Moe!" — „Ich?" Er lächelte mit bebenden Lippen und verschluckte die Thränen; „ich könnte auf Sie nicht böse werden, und thäten Sie mir noch so wehe!" — —

— Nun wurde Fanny nervös; wollte denn alle Welt freien? — sie begann

selbst Uchermann zu mißtrauen. Eines Abends, als sie bei Markussen waren, sagte Helga zu ihm: „Du verjüngst Dich ja geradezu, Uchermann!" — „Das kommt von der jungen Gesellschaft!" versetzte er. — „Recht so," rief Markussen; — „nur nicht Trübsal blasen; — nimm's kaltblütig und laß Dir's schmecken; ah!! ha! ha! ha!" — Uchermann sah Fanny mit lächelndem Blick in die die Augen und citirte Wergeland —: „Klag' niemals unter den Sternen über Mangel an lichten Punkten in Deinem Leben!" — Ihr wurde unsicher zumuthe: „Sie sinken doch wohl nicht so tief, Komplimente zu machen, Uchermann?" — „Komplimente? Nein, aber Sie wissen, von seinen Freunden muß man's vertragen, die Wahrheit zu hören . . ." — „Himmel," rief Helga aus, „Uchermann macht den Hof!" — „Er muß betrunken sein," meinte Fanny. — „Ah!? ha — ha!" — „Ja, aber einen Schluck vertrage ich schon noch . . . wollen wir nicht Brüderschaft trinken, Fräulein?" — „Mit Vergnügen. . . Aber ehrliche Kameradschaft, und keine Komplimente, hörst Du?" — „Nein, nur Wahrheiten . . . Du!" — Er trank; dann faßte er ihre Hand und drückte dieselbe feierlich.

Es wäre entsetzlich, wenn dieser ausgezeichnete, prächtige Junge —! Sie hatte ihn lieb, sie hatte ihn sehr lieb, allein nicht auf diese Art; — warum? Gott weiß es. . . . Sie begann sich zu wehren. Sie erzählte ihm, sie sei ein schlechtes Geschöpf; ihre Familie sei schlecht; sie habe keine Erziehung, keine Manieren, keinen Verstand; das einzige, was ihre Selbstachtung noch aufrecht erhalten, sei ihr heiliger Entschluß, nicht zu heirathen; so wurde doch wenigstens kein Anderer durch sie unglücklich; kein Mensch konnte sich vorstellen, wie schlecht sie sei! — Er antwortete mit Lobreden. Er pries ihre Natürlichkeit, ihre Frische. „Das ist gerade das Herrliche an Dir, daß Du so unerzogen bist! Keine Formen, kein Vorurteile, keine Schranken, ein freies, offenes Naturkind . . . Weißt Du, wie die Griechen ihre Liebesgöttin nannten? — Anadyomene . . . die aus dem Meer aufgetauchte . . . Du bist jung und frisch aus dem Volksmeer selbst entsprossen. Dein Vater ein wilder, zügelloser Räuber, ein Waldtroll, ein Nix aus den Hochland-Wasserläufen, und deine Mutter — eine Näherin, eine Freundin der alten Kari; sie konnte Dich nicht Damenmanieren lehren oder Deinen trotzigen Sinn zähmen! — Und bei all dem bist Du begierig aufwärts strebend, gejagt und getrieben von inneren Drang, das Höchste zu erreichen. Du bist soviel vom Weib der Zukunft, als die Gegenwart leisten kann! — Sag mir, weißt Du . . . für mich liegt Dein ganzes Wesen drin . . . weißt Du, daß Du so ein kurzes, komisches, trotziges, knabenhaftes Zurückwerfen des Nackens hast . . . ich würde Dich unter Hunderttausenden erkennen, sobald ich nur diesen kühn, graziösen, freigebornen Nacken sähe . . ."—

„Ich, ich habe gewiß nur allzuviele Ungezogenheiten, von welchen ich nichts weiß. Uf, ich bin ja so unmöglich, so unmöglich; ich bin gar kein Mensch; das sag' Dir nur . . ja eigentlich ist es ein Glück; aber trotzdem . . . Denke Dir, ich habe sogar die Fähigkeit zu lieben verloren!" — Sie blickte ihn von der Seite verstohlen an; der Ausdruck seines Gesichts veränderte sich. Dann sagte er: „Ach, Unsinn! Du gehörst nur nicht zu Denjenigen, die man durch ein Kompliment erobert. Wer die Walkyre gewinnen will, muß durch Flammen reiten können!" —

Ach, er war verliebt; o Gott, wie zum Verzweifeln! . . . Uf, so ein elendes Frauenzimmer konnte doch nichts anderes stiften als Unheil. Warum vermochte sie nicht einen ausgezeichneten Menschen zu lieben, wie er es war? Fand sie ihn vielleicht nicht hübsch genug? Nicht jung genug? Konnte sie vielleicht nichts anderes lieben als glattgebügelte, milchbärtige Laffen . . . pfui, am Ende ging sie noch herum und seufzte in aller Stille um ihren Mediziner? Ach nein, so schlecht stand es nicht um sie.

Sie fuhr fort mit Uchermann herumzugehen, immer unsicher, immer in der Abwehr. „Wie glücklich trifft sich's, daß ich einen Kameraden wie Dich gefunden habe! Wir Frauen können fast nie etwas Vernünftiges reden; unsere Mitschwester

sind in der Regel ebenso dumm wie wir selbst, und die Männer . . . wenn wir einen Mann bitten, uns zu erklären, was Mathematik ist, so meint er gleich, wir seien verliebt; warum würden wir uns sonst mit ihm einlassen? Natürlich kann man sich nicht denken, daß eine Frau den Drang hat zu lernen . . . Und dann kommt er mit seiner ewigen Freierei, und Gott! wie erstaunt ist er, wenn er einen Korb erhält! „Warum kokettirten Sie denn da mit mir?“ fragt er . . . Nein, Du bist ein gottgesegneter Mensch, Uchermann, eine seltene Erscheinung unter den Männern; bei Dir braucht man sich doch nicht zu fürchten, daß man mißverstanden wird!“ — Er antwortete nichts weiter.

Aber plötzlich konnte er ganz unmäßig verstimmt werden. Er klagte über das Leben und die Existenz, begriff nicht, wozu er eigentlich herumging und delirirte; er taugte zu nichts; er besaß keinen Lebensmuth. „Ich stachle mich auf, ihn zu haben, weil ich auch keinen Todesmuth habe; es ist allzu schrecklich, der schwarzen Verzweiflung in die leeren Augen zu sehen; allein ich hänge mit dem Leben auf gar keinem Punkte zusammen; ich gehe eigentlich nur herum wie ein Spuk.“ Sie tröstete ihn mit Politik und großen Fragen; nun kriegten wir ja ein Reichsgericht; dann war die Reaction gebrochen und nichts mehr vermochte das Volk aufzuhalten auf dessen Weg in die Zukunft . . . . „Ich kümmere mich den Teufel um Politik,“ sagte er.

Wenn er mit „Ich“ klagte und jammerte, so besserte sie es in ein „Wir“ um; „wir haben es alle so;“ „das Leben ist uns allen unerträglich;“ „Gott weiß, wofür wir eigentlich existiren!“ — „Du verstehst mich nicht,“ seufzte er. Uf, wenn sie ihn nur nicht allzu gut verstand; o, wie war das doch verzweifelt! —

Ihre alte Freundin Ebba Lehmann kam nach Kristiania; sie war Lehrerin und hatte einen Platz an der Volksschule erhalten. — „Ja wohl, als Papa gestorben war, ohne etwas zu hinterlassen und ich ein häßlicher Kobold war, den niemand heirathen wollte, da erlangte ich die Erlaubniß, die Lehrerinnenschule zu besuchen!“ — Ebba war immer noch die Gleiche, schwarzhaarig und leidenschaftlich; ihr Gesicht war schmal und scharf, ihre Nase etwas zu groß; eigentlich war sie aber schön. Fanny brachte sie mit Uchermann zusammen und die beiden stimmten gut überein. Denkt Euch, wenn er sich in sie verliebte! —

Ebba war Anhängerin der Rechten, aber ziemlich freigeisterisch; das hätte sie von ihrem Vater, sagte sie. Sie war auch emanzipirt. Sie hatte Mill's „Hörigkeit der Frau“ gelesen und Brandes' „Hauptströmungen“ und glaubte an nichts anderes als an die freie Liebe . . . . „einmal in der Zukunft natürlich!“ — „Ja; jetzt taugen wir nicht dazu.“ — „Nein, gewiß nicht; ach, wie sind wir feige!“ —

Als sie hörte, daß Fanny das Theater noch nicht aufgegeben hatte, — „nicht ganz!“ so rief sie: „Dann will ich, bei Gott, im Leben doch ein gutes Werk thun!“ — Am nächsten Tag führte sie einen jungen Mann herbei, welcher gerade beim Schauspieler Isachsen studierte; der junge Mann „wollte mit Vergnügen seine Stunden mit dem Fräulein theilen“, und auf diese Art würde sie gratis studieren können; „sage dann, daß ich nicht Dein gutes Schicksal bin, Fanny!“ — Fanny wiederholte „Die Komödie der Liebe“, lernte auch eine kleine leichtere Rolle, begleitete ihn dann zu Isachsen und ließ sich prüfen; so hörte sie wenigstens ein sachkundiges Urtheil. Isachsen prüfte sie lang und mit Interesse. Er ließ sie fast alle größeren Reden Swanhilds deklamiren; eine derselben ließ er sich sogar wiederholen —: „Im Hause meiner Mutter war ich heimlos . . .“; dann verbeugte er sich und sprach: „Es soll mir ein Vergnügen sein, mit Ihnen zu studieren, Fräulein. Jedoch auf Eines möchte ich Sie aufmerksam machen. Wenn man zum Theater will, muß man sehr jung sein; die ersten Schwierigkeiten sind so mannigfaltig und das Theaterleben bietet so viele Enttäuschungen, daß man die ganze Begeisterung und Vertrauensseligkeit der ersten Jugend braucht, um auszuharren. Sie kommen zur Bühne in ziemlich reifem Alter; doch wie gesagt, — wenn Sie Muth haben, stehe ich Ihnen gerne zu Diensten!“

[illegible] hatte der [illegible]denkende Mann ihr in [illegible] [illegible] was sie [illegible] hatte wissen müssen —: sie war zu alt. —

[illegible] weinte über ihren zerstörten Traum. Nun war [illegible] [illegible]. Sie hatte keinen [illegible], nur Bedenken. Sie wäre nicht im[illegible] [illegible], Mama auch nur zu er[illegible], daß sie beabsichtigte, ihre Stelle auf[illegible] [illegible] ins Ungewisse hinaus[illegible]: — sie war wohl keine rechte Künstlerin. [illegible] wohl, fahre wohl! Sie taugte zu nichts. Sie mußte stehen bleiben, [illegible] [illegible], im Laden stehen und welken, bis sie eines Tages gezwungen war, einen Mann zu heirathen; das war ihr Schicksal; sie wußte es im Vorhinein.

Um sie herum wurde es Nacht; Finsterniß vor ihr und Finsterniß hinter [illegible] Nichts, woran sich freuen, nichts, worauf hoffen. Ihre Anfälle von übler Laune [illegible] begannen regelmäßig zu werden. Sie kamen mit oder ohne Anlaß, oft in Verbindung mit gewissen körperlichen Qualen, welche sie dazu brachten, ihr Geschlecht zu fluchen; sie weinte manchmal tagelang, blos aus Entmuthigung, aus unbestimmter idiotischer Angst, aus allgemeiner grenzenloser Verzweiflung.

Alle Menschen schienen ihr langweilig; nicht einmal Dagmar Dyring [illegible] sie mehr. Dagmar war lästig mit ihrem ewigen Gerede. Immer „diese Män[illegible] diese Männer" . . . was hatten sie ihr eigentlich zugefügt, die Männer? — [illegible] war sie nicht ganz frei von Herablassung. Sie fand wahrscheinlich, daß so ein [illegible] mädchen nicht recht unter „uns Frauen" gehörte; sie selbst wollte nun ihr Abiturientenexamen machen.

Man gründete einen Frauenverein; da lebte Fanny wieder ein bischen. Endlich sollte etwas anderes zustande kommen als Geschwätz; endlich sollten [illegible] beiten dürfen für unsere Interessen. Sie meldete ihren Beitritt an. [illegible] letzten Augenblick konnte sie doch nicht; der Verein hielt seine Zusammenkünfte [illegible] sechs Uhr ab, während ihrer heißesten Arbeitszeit. Uchermann war auch [illegible] mitglied; sie veranlaßte ihn, sich über die Stunde lustig zu machen. Der Vor[illegible] antwortete, dieselbe sei mit Rücksicht auf die Damen so früh angesetzt. „[illegible] kannt," sagte er mit einem höflichen Lächeln für die gnädigen Frauen [illegible] Bank, „wie bekannt, sind die Damen nicht gern spät Abends auf der Straße."

Fanny meldete sogleich ihren Austritt. Es sollte also nur so [illegible] ein Erbauungs- oder Unterhaltungsverein für Damen, die nichts zu thun [illegible] fahre wohl, Humbug, fahre wohl! —

Es kam ein kalter regnerischer Frühling. Fanny's [illegible] Ingeborg, heirathete; Fanny blieb eine Weile die einzige Dame [illegible] kündigte seinen Posten und ging weg; an seine Stelle kam ein [illegible] Mensch, ein bankerott gewordener Manufakturist, der [illegible] Anderen überließ. Fanny kriegte wieder ihren Anfall. Und [illegible] Sache ernst.

Mama begann wieder vom Zolleinnehmer zu reden. [illegible] alte Wattack lauerte [illegible]: daß sie müde wurde. Sie mußte [illegible] er wußte es.

Sie lag daheim, krank und [illegible], und [illegible] Warum nicht [illegible] ganz [illegible] an [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Warum nicht [illegible]

Sie [illegible]

un er so Jahr um Jahr ging und auf sie lauerte; sie konnte sagen: Ja, wenn reisen dürfe . . . Italien sehen, Neapel, Venedig; die Alpen sehen, die Welt en. Wenn alle anderen Träume zerflossen, so mußte sie wenigstens ein Stückchen elt kennen lernen; sie konnte nicht vorher sterben; wofür hätte sie sonst gelebt! eb mir Geld für eine Fahrt ins Ausland, und dann . . . warum nicht . . ich wie ıdere . . .

Sie mußte schließlich über sich lachen. So war es recht; Klarheit im Handel: ıleich den Preis sagen: ich koste eine Reise nach Italien; Sie bekommen mich für und so viel Kronen baar; ha, ha, ha! — Sie bat Mama, mit ihrem Zoll-ınehmergerede zu schweigen und ging wieder ins Geschäft.

Als aber Lea eines Tages kam und sagte, Thorseng bitte Fanny, ihr Geld hen zu dürfen, damit sie den Lehrerinnenkurs durchmachen könne, da fiel sie der chwester um den Hals und nahm dankend an. — —

— — Vom Herbste an besuchte Fanny die Lehrerinnen-Bildungsanstalt.

Es war ein neuer Anfang, der neue Hoffnung schenkte.

Sie saß auf der Schulbank, voll Begier zu lernen, verschlang die Einzelheiten r Geographie und Geschichte wie Gesundheitspillen und merkte besonders in dem eligionsunterricht auf. In der letzten Zeit hatten sie eine Menge Fragen gequält; ıf diese sollte sie nun endlich Antwort bekommen; der Lehrer war ja kein geringerer s Pastor Löchen selbst.

Er bestärkte sie auch in ihrem Glauben. Es stand ewig fest, daß wir Sünder aren; allzugut fühlte sie selbst das Gebot der Sünde in ihren Gliedern; Erlösung :auchten wir, und die Hoffnung auf ein Leben nach diesem vermochte sie durchaus :cht aufzugeben. Aber weshalb ließ Gott doch so viel Böses geschehen —?

Das Böse sollte gleichfalls Gottes weisen Absichten dienen, sagte Löchen. Wenn ɔer Fanny dann Emilie Lund durch die Straßen fegen sah, mit einem immer ɥäbigeren Damenkostüm und mit immer gezwungenerem Freimuthe in den ver-elkten Zügen . . . Nun war auch Karoline auf die Gasse gekommen. Und wenn anny an sich selbst dachte —; hätte Gott sie nicht beschützt und die Versucher von ɟr fern gehalten in den schlimmen, muthlosen Stunden, wie leicht wäre sie da nicht lbst —? Warum hatte Gott die Versucher nicht auch von Emilie fern gehalten?

Noth und Leiden wurden uns gesendet, auf daß wir uns besserten; — ja, aber e besserten sich nicht! Im Gegentheil; diejenigen, welche im tiefsten Elend lebten, ıaren gerade die Verworfensten. Woher kamen die meisten Verbrechen? Wo fand ch die ärgste Trunkenheit; wo war die Roheit am größten; waren es die Töchter er Reichen, die im Rinnstein endeten? —

Ach nein, nicht denken! Gott half ihr wohl: er saß dort oben und sah ihr ɔerz . . . uf, wie würde sie das Leben ertragen, wenn sie die Hoffnung verliere, es ɔäter besser zu kriegen? — Allein warum sollten nicht auch die Anderen es später ut haben? — nein, nein: nicht denken, nicht denken . . .

Ihre Mitschülerinnen waren hoffnungslos weiblich. Unmöglich mit ihnen u reden.

Ebba Lehmann blieb nahezu ihr einziger Trost. Wenn das Dasein zu un-rträglich ward, rettete sie sich zu Ebba hinauf und trank Bockbier. Und die beiden reundinnen halfen einander sich langweilen. Denn Ebba langweilte sich auch. Grausam, entsetzlich langweilte sie sich; ihre Verzweiflung konnte so heftig werden, aß Fanny darüber erschrak. Das Leben war eitel Lüge. Es gab absolut kein Glück. ür uns Frauen existierten nicht einmal Surrogate; die Männer behielten sogar die Kaffeehäuser für sich selbst, ganz abgerechnet davon, daß sie das Alleinrecht hatten, zu okettiren. — Bessere Stellungen? — Weitaus nicht. Was wir brauchten, war mehr Freiheit im Leben; aber wenn wir sie erhielten, so wagten wir feigen, elenden Unter-ockwesen nicht einmal sie zu gebrauchen; wir waren eben unmöglich! Drum war das

ganze Emanzipationsgewäsch ein schrecklicher Fehler; eine Frau vermochte das ... absolut nicht auszuhalten, außer sie war dumm, erz=, grund=, stockdumm; des... sollte sie lieber garnichts lernen; sie sollte nur zum Hausthier und zur Männin ... zogen werden, und um sich wohl zu fühlen in all der Grauslichkeit, welche mit dem Verheirathetsein zusammenhing; brrr! — O, welche Ungerechtigkeit von Gott, das ... einige Menschen zu Weibern machte! — Eines Abends nahm Ebba aus ihrer Ko... mode einen kleinen stahlblanken Gegenstand . . . um Gotteswillen . . . einen Revol... — „Uf!! Gott steh Dir bei, Kind; er ist doch wohl nicht geladen?!" — ... prächtiger, lieber Freund," schmeichelte Ebba, „Du einzig treuer, Du einziger, der ... weiß . ." — „Ist er geladen, frage ich?" — „Pst doch, Fanny . . schau Dir ihn ... ist er nicht herzig?" — Sie legte ihn wieder weg. „Ja natürlich ist er geladen; ... ist ja gerade das Gute an ihm!" —

Doch zu anderen Zeiten konnte Ebba überströmend lustig sein. Und wenn ... zwei Freundinnen bei guter Laune waren, so sagten sie einander, das Aergerlichste ... gerade, daß sie nicht lebensüberdrüssig waren; nur etwas mehr Unterhaltung; et... mehr Freiheit . . ein paar recht gemüthliche Menschen, mit denen sie sich belusti... konnten, tanzen konnten, schwätzen konnten; nur ein bischen mehr über die S... hauen, ein bischen mehr Bockbier trinken dürfen, nicht so entsetzlich gebunden sein d... Feigheit und Vorurtheile . . .

„Und wenn nur hie und da etwas vorginge" sagte Fanny. „Weißt Du, ... wünschte fast, wir kriegten Revolution; da geschähe doch etwas!" —

— Es geschah Fanny etwas, früher, als sie sich's vorgestellt hatte. E... Abends kehrte sie heim und war glücklich.

XX.

Gabriel Gram hatte Fanny all diese Jahre hindurch geplagt, erst als ein Kär... dann als ein böses Gewissen.

Sie hatte ihm Unrecht gethan und sie war dumm gewesen. Natürlich galt ... in seinen Augen für eine der dümmsten Gänse von Kristiania. Wenn er sie auf ... Straße traf, grüßte er höflich, allein halb abwehrend. „Die schuldige Achtu... Fräulein; aber ich bin mit Ihnen fertig!" — O, und er, der gerade ein so sehr ... teressanter Mensch war!

Das Gespräch, welches durch ihre Dummheit damals abgebrochen worden, h... sie nun Lust verspürt, fortzusetzen. Er hatte etwas gesagt, was sie damals n... einmal anzuhören wagte; nun hätte sie viel darum gegeben, wenn sie es wüßte. ... so sollte er denn sein ganzes Lebelang glauben, daß sie dieselbe Gans noch immer ... eine gewöhnliche „Aftenpost"=Leserin, bei welcher Vernunft nicht angriff; uf, sie h... sich zutode ärgern mögen. —

— Da hatte sie ihn an einem Märzabend bei Markussen getroffen. Sie w... ganz verwirrt, als sie ihn erblickte; zum Glück hatte sie heute das schwarze Kleid ... das dichtanschließende, welches ihr so gut stand . . . Markussen stellte vor: „Ga... Gram, mein Kollege im Ministerium; Fräulein Holmsen, eine der Freigewordenen ... — — „Ah!" —

„Mein Kompliment!" sagte Gram; sein guter brauner Blick lächelte ihr ... Bewunderung entgegen. „Nicht wahr, Sie sind es, Fräulein, die sich mit mein... Freund Aas nicht verlobte, wie? Wo haben sie nur die ganze Zeit über gesteckt? ... Aas erzählte, Sie seien ihm zu gescheidt geworden, und da dachte ich mir, ob ich ... nicht probieren sollte; aber weg waren Sie!" — Sie lachte vor Glück; „ich meine...

ie hätten schon beim erstenmal genug von meiner Dummheit!" — „Gott mag issen, wer von uns beiden damals der Dümmere war!" sagte er und zuckte die Achseln.

Er sah nun erwachsener aus; seine Züge waren bestimmter, seine Gestalt gelungener. Sein Wesen war beherrscht, etwas müde; an den Augenwinkeln zeigten ch ein paar kleine, intelligente Falten. Der Blick hatte etwas Resignirtes und innendes bekommen; nur ab und zu blitzte es darin auf wie in früheren Tagen. Sie haben sich verändert!" sprach sie. — „Ja," versetzte er, „ich bin alt geworden. Wissen Sie, das macht das verdammte lustige Leben." — „Haben Sie denn so arg stig gelebt?" fragte sie.

— „Ich habe so lustig gelebt wie eine Bestie", sagte er. — Es fiel ihr ein, ß ihm Damen nicht gefielen, welche lachten; trotzdem lachte sie; er war zu komisch. Sie erkannte sie ihn wieder! Immer die gleiche unbedachte Aufrichtigkeit. . . .

Markus Olivarius hegte den Wunsch, von Politik zu reden; was hielt Fräulein olmsen vom Urtheil des Reichsgerichts? — „Es war eine Enttäuschung", sprach anny; „denken Sie sich, diesen Schlingel mit einfacher Absetzung durchschlüpfen zu ssen!" — „Sie hätten ihn wohl Todesstrafe gewünscht?" — „O, zum mindesten!" - „Aah!! ha! ha! ha!" — „Was meinen Sie damit?" fragte Gram ein wenig ugierig; er kümmerte sich übrigens nicht viel um Politik; Fanny errötete; uf! das nnte sie gewiß nicht erklären! — „Ich meine nicht gerade für das absolute Veto", gte sie; „das müßt ihr Juristen ja besser verstehen; aber mir dünkt, sie müßten straft werden, sie wie alle, die an dem Bestehenden festhalten!" — „Ah! ha! ha! - Gram betrachtete sie aufmerksam — „Ja, auf diese Prämissen hin wäre ich bereit, f Minister zum Tode zu verurtheilen!" —

Stud. phil. Dagmar Dyring kam; nach dem Essen setzte man sich an den oddytisch. Dagmar und Gram gerieten gleich in Disput; Dagmar wurde von Helge terstützt; Markussen war Mittelpartei; Fanny saß in einem Schaukelstuhl, zurückelehnt, mit halbgeschlossenen Augen und schaute Gram an; es war merkwürdig, wie t sie ihn kannte! — Ein Gefühl der Sicherheit überkam sie; sie wollte hier sein. ie wollte hier bleiben. Ueberall sonst war es langweilig; hier aber fand sie Ruhe. ie wollte nirgend anderswo hin; das war eine merkwürdige Empfindung.

Gott, wie war er überlegen! Dagmar machte die äußersten Anstrengungen; sie m aber nicht auf. Sie rückte mit all ihrem alten Gerede in's Feld; Fanny wußte s schon lang auswendig; er that ihr Einhalt, indem er etwas Neues, Unerwartetes gte, etwas, das die Sache größer und tiefer gestaltete und das vielleicht ihr Recht ıb, jedoch auf andere Art, als sie es wollte; nur manchesmal stachelten ihre Worte n auf und er wurde zornig. Dann klang sein Dialekt so kindisch und lächerlich.

Er verstand alles und entschuldigte alles; er stellte keine Forderungen, sondern klärte. „Die Menschen können sich nicht wie Münchhausen am eigenen Haar aus m Sumpf ziehen." — „Aber Herrgott, Fräulein, man muß doch nicht gleich zu runde gehen, weil man mit den Dingen sich einrichtet, welche man nicht ändern nn . . . . Was that das Weib, welches in die Wolfsstube geriet? Sie nahm es rnünftig, zum Kuckuck hinein, und arrangirte sich mit den Bestien; aber darum urde sie ja doch kein Wolf! All ihr modernen Moralisten seid so ganz ohne Humor! as ist dieser schottische Pfaffe, der immer noch umgeht und spukt, dieser Satansrsche, der eher seinen Rücken opferte, als sich ergab . . . na, der da droben zwischen n Gletschern endete und unter einer Lawine einen so dramatischen Tod fand . . . . Brand", ja! Keine Spur von Ironie; pu—h! blos Irrenhaus—Heroismus; sehr oßartig, ohne Zweifel, aber höllisch schwachköpfig . . . Man wird ja doch die Welt rstehen, in der man lebt! Wer selbst fünfzehn Steckenpferde geritten hat, kann darer mitreden. Vor ein Paar Jahren z. B. wollte ich nicht heiraten, weil ich einen hwachsinnigen Onkel hatte; das neueste Dogma ist nämlich die Erblichkeit; wenn ein

Mann mit Brillen herumgeht, so wird sein Sohn mit einer Lorgnette geboren; also mochten zwei junge verliebte Menschen zwischen den Eisgletschen sterben, wenn's beliebt, weil der mögliche Erbe möglicherweise verrückt werden konnte; Gott behüte! Diesen Satze vertheidigte ich ebenso eifrig, wie Sie ihn nun vertheidigen . . . . Ich war ein trefflicher Erasmus Montanus. Aber im Lauf der Jahre habe ich mich durch dies und jenes hindurch disputirt, und nun sage ich so: es ist wahrhaftig ganz möglich, daß die Erde rund sei; wenn aber irgend eine Lisbeth existirte, die mir einen Kuß geben wollte, wenn ich schwüre, die Erde sei flach, so würde ich schwören: sie ist, hol' mich der Teufel, so flach wie ein Pfannkuchen!" — „Ah!! ha! ha! ha!" — Allgemeines Gelächter.

Fanny fühlte eine Bürde von ihren Schultern genommen und Steine von ihrer Brust gewälzt; sie war also selbst „ohne Humor" und übertrieben gewesen. Eine schöne Illusion barst hie und da; es that weh; aber nachher wurde es um so mehr heller. Gram imponirte ihr durch seine Ironie; aber diese Ironie löste sich in ein wehmuthsvolles Verstehen auf, das sie gefangen nahm. Zum ersten Mal auf Erden fand sie ihr Ich in eines Andern Wort . . . bald schlug er durch Mildheit sie in Bande, bald stieß sie sein Geist ab so scharf und kalt, wie Meerflut, angelockt von hellem Strande, von starrer Felsenbrust zurückgeprallt . . .

Dagmar konnte eingehen auf die naturalistische Dichtung, sofern sie schön blieb. Gram fragte, ob sie Kapitän Alving als etwas Schönes dargestellt sehen möchte. Nein, natürlich . . . . das war etwas Anderes. Im Ganzen liebte sie unsere norwegische Dichtung. Dieselbe war realistisch, verleugnete aber das Schöne nicht; ermuthigte uns also nicht; stellte Ideale auf, denen nachzutrachten wir Lust bekamen. „Weibliche Ideale, was?" sagte Gram. „Ja, galant ist unsere Kunst; allein ich glaubte, gerade für Frauen müßte das sehr anstrengend sein? — Arme Mädchen; sie gehen in ihrer Herzensangst umher und möchten Agnes und Aagot und Swanhild und Svava sein; sie können aber nicht; die Sache ist nämlich die, daß jene Buchdamen frei sind von einer Menge Menschlichkeiten, von welchen wirkliche Frauen eben nicht frei sind . . . Dadurch verlieren sie den Muth, denke ich mir, und sagen zu sich selbst: ich kann also keine Swanhild sein; dann mag ich gerade so gut wie eines der anderen Hühner im Hühnerhof werden! — Ein junges Mädchen, welches nicht dumm ist, müßte eher Muth schöpfen, wenn es Bücher in die Hand bekäme, die ihm sagten, wie das Weib wirklich ist und was das Weib unter den und den gegebenen Umständen wirklich zu erreichen vermag . . . . Aber behüte, es ist klar, daß die Damen galante Dichter den ungalanten vorziehen! Wenn solch' ein gewöhnliches Hühnergehirn unsere berühmte norwegische Literatur liest und diese Frauen sieht, die nichts sind als Blumenduft und Vogelgesang und feine Empfindungen, da begistert es sich; Herrgott, seufzt's Hühnergehirn, sind wir in der That so bezaubernd, wenn wir realistisch geschildert werden!" — Fanny lachte. Dagmar sandte Fanny einen verächtlichen Seitenblick zu und sagte: „es giebt wohl mehr Swanhilden und Noras im wirklichen Leben, als Herr Gram sich träumen läßt!" — „Behüte, ja", antwortete er gleichgiltig.

Die ganze Frauensache wurde affektirt und langweilig, behauptete er, weil sie auf dieser schönen Litteratur mit den vielen Idealen sich aufbaute. Es konnte doch kein sterblicher Mensch sich für eine Sammlung Noras u. dgl. m. interessiren! — Dagmar meinte, daß vermuthlich auch andere Dinge Herrn Grams Unwillen gegen die Frauensache weckten; „Herr Gram wird z. B. wohl nur ungern unsere Gleichgestelltheit anerkennen?" — „Nein, zum Henker; die anerkenne ich nicht!" — Alle lachten; nur Fanny saß still; sie war betrübt. Er erklärte seine Worte; was man auch vom Gehirn des Weibes sagen wollte, so hatte der Schöpfer es doch so geordnet, daß die Frau drei Tage in jedem Monat abnorm war, was wir nicht waren, und jedes zweite Jahr neun Monate lang abnorm, was wir auch nicht waren; wenn also selbst Männer und Frauen zu gleicher Zeit starteten, so würden wir Männer doch immer

den Vorsprung gewinnen. — „Warum sind die Herren dann so ängstlich, uns Freiheit zu gönnen, damit wir es versuchen!" — „Aengstlich?" sagte Gram. „Alle Thüren auf und alle Schranken weg; das ist nicht gefährlich; die weiblichen Studenten heirathen lang, ehe sie die Beamtenprüfung machen!" — Dagmar erröthete; Fanny erinnerte sich eines Gerüchtes, welches sie nicht hatte glauben mögen —: daß Dagmar nämlich in der Stille verlobt sei. „Ueberdies," fuhr Gram fort, „wenn es wirklich ein Weib geben sollte, die mehr dazu taugt, Professor als verheirathet zu sein, so lasset sie in Gottes Namen Professor werden! Allein die Frauenbewegung geht von dem Standpunkt aus, daß das Weib überhaupt Professor sein soll, und das ist Litteratur . . . Nicht genug davon, daß wir Männer zu Junggesellen und Egoisten erzogen werden und uns selbst genug sind und zum Teufel gehen; nun soll das Weib den gleichen Weg! Die Ehe gilt im „Frauenverein" für eine Versorgungsanstalt; das Weib hat keinen anderen Grund zum Heirathen; also — nur eine Fräuleinversorgung schaffen für so viele als möglich . . . Hätten die Dichter die Wahrheit gesagt, nämlich, daß das Weib so gut als der Mann nicht blos eine Versorgung braucht, sondern auch Liebe, und zwar nicht blos die feine Liebe, die in den Büchern gestattet ist . . . . Aber das ist eine der Menschlichkeiten, von denen die Poeten schweigen! Natürlich glauben dann die jungen Mädchen, es sei etwas Abscheuliches und Unweibliches, dieser gesunde, heiße Drang im Blut nach der Umarmung eines Mannes." . . .

Dagmar hatte sich ganz zu Helga hingerückt und sprach mit ihr halblaut über das letzte Buch von Björnson. Fanny hatte die Augen ganz geschlossen. Das war's also —! So hing es zusammen! Dies Entsetzliche, das sie gequält hatte wie ein Schandmal, der böse Geist, den sie mit Angst und Thränen zu vertreiben gesucht, — es war kein böser Geist und kein Schandmal; es war etwas ganz Natürliches und Menschliches; die ärgste Frage ihres Lebens war nun gelöst. — Und das sollte man nicht erfahren, ehe man vierundzwanzig Jahre alt war. —

Dagmar brach frühzeitig auf; Fanny hatte beschlossen, so lang als möglich sitzen zu bleiben. „Dieses idiotische weibliche Geschöpf machte mich alten Cavalier ordentlich böse," sprach Gram; „sagen Sie mir, Fräulein Holmsen, war ich wirklich unanständig?" — „Sie waren arg", erwiderte Fanny, „und Sie thun nicht recht, auf Dagmar böse zu sein." — „Eine solche Affektation macht mich böse," sagte er. — „Ich glaube nicht, daß es Affektation war," versetzte Fanny. „Ueber das, was Sie heute abend sprachen, weiß kein junges Mädchen Bescheid; es mag sonderbar klingen, allein es ist so." — Gram schüttelte den Kopf. „Wenn es so ist, so habe ich manchem jungen Mädchen Unrecht gethan." —

Als es gegen zwölf Uhr war, sagte Gram: „Beim lebenden Gott, ich glaube, Fräulein Holmsen kann kneipen!" — Sie erröthete ein wenig; „warum nicht?" meinte sie. — „In diesem Fall verlobe ich mich mit Ihnen auf der Stelle," sagte er, „jedoch unter der Bedingung, daß Sie sich nicht verlieben!" — „Ah!! ha! ha! ha!" — „Ich selbst bin nämlich fertig mit diesem Kapitel," fuhr Gram fort, „und wissen Sie, einseitige Liebe ist kein Vergnügen . . . Also, nur kneipen —? Ich bin aller meiner Zechkumpane bis zum Tode überdrüssig, und dieser Markussen ist so tugendhaft geworden, seitdem er verheirathet ist . . . Jawohl, ich meine es im Ernst! Gehen Sie darauf ein, Fräulein?" — Sie reichte ihm die Hand: „Ja!" — „Topp! Sie können also Bier trinken?" — „Ja, Gott weiß es!" — „Und Sie werden einen lebensmüden Hagestolz nicht verachten, der im Lauf von zwanzig Minuten bis zu zwei Flaschen hinter die Halsbinde gießt?" — „Wenn Sie nur ein bischen reden, während Sie trinken, so mögen es meinetwegen — drei Flaschen sein!" — Es ist doch wirklich dumm, daß ich Sie nicht früher getroffen habe, Fräulein; hätte ich mit einem verständigen Weibe kneipen können, so wäre die Kneiperei keinenfalls so unsinnig ausgefallen. Aber nun dürfen Sie mich nicht in Stich lassen, Fräulein; Frau

Markussen kann es bezeugen, daß ich nun ein anständiger Mensch bin; ich habe mi die Hörner schon lange abgelaufen. . . . —"

— — Fanny machte mit Gram lange Spaziergänge und das Leben war ga nicht mehr langweilig.

In der Schule hatte der praktische Kursus begonnen; alle die Anderen fand das unleidlich; Fanny war in glänzender Laune. Sie katechisirte ihre kleine Zöglin mit Vergnügen, sogar aus Religion; ihre Zweifel an Gott waren verschwunden; hatte ihr ja doch etwas Gutes aufgehoben und bewahrte gewiß auch für alle Ander etwas Gutes auf. Daheim ertrug sie die Humoranfälle ihrer Mutter mit großartig Geduld. Arme Mama, sie hatte nichts, woran sich erfreuen, es ließ sich also b greifen, daß sie das Leben unerträglich fand. Nichts und niemand hatte sie. On Solum zeigte sich so gut wie nie, Bruder Nils war aufs Land gezogen, wo er di Fabrik leiten sollte; Mama's einziger Trost waren Lea's zwei kleine Kinder, die verzärteln half; und dann hatte sie noch Jungfer Thorsen, ihr ehemaliges Stube mädchen. Mit ihr saß Mama und schwelgte in Kaffee und vertrieb sich die Zeit n Wiederholung alter Fredheimer Geschichten. Es war unglaublich, daß sie das au halten konnten; sie mußten alle beide Papa geliebt haben, die Frau und die Die magd. Wenn aber Mama von ihrem Leben als Näherin erzählte, da verstand Fan sie in solchem Grad, daß sie meinte ihr alles verzeihen zu können, selbst d Schlimmste. Arme, alte, gemarterte Haut; Gott, und wenn sie sich in ihrem Ue druß und ihrer Verzweiflung auch versündigt hätte! Man durfte unmöglich dar etwas sagen. Fanny wußte selbst, was Langweile hieß, und sie wußte, daß ohne Si das Dasein nichts Anderes war; — ach, sie konnte alles verzeihen, alles; es mu doch seine Grenzen haben, was man von einem Menschen zu verlangen berechtigt war. —

— Fanny geleitete Frau Kahrs zu Grabe; das war viel schlimmer, als we sie Mama verloren hätte. Aber trostlos machte es sie nicht; nichts machte sie je trostlos; sie hatte etwas, sich zu erfreuen. Wenn es nur dauerte. Sie wollte unendlich genügsam sein, wenn Gott nur so gut war und es blos eine Weile daue ließ . . .

Sie fühlte Lust, gemüthlich und umgänglich zu sein; im Grunde waren d Menschen ja interessant. Sie lernte Lea, ihre Schwester, kennen; wer hätte geda daß soviel Gutes in derselben steckte?

Der Zolleinnehmer kam ins Haus, nach wie vor; er begann zu altern. E wurde immer kahler und immer magerer; er war nicht mehr so offen, wie früher u schwadronierte lang nicht mehr so viel. Fanny hatte sich an den alten Schwät so gewöhnt, daß sie ihn kaum mehr sah; doch war Etwas an ihm, was sie plag sie hatte die Empfindung, immerfort von zwei lauernden, hungrigen Augen verfo zu werden. Aber der Stümper war ja vollkommen unschädlich. —

(Schluß folgt.)



Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm, Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändle
Druck: Kroll's Buchdruckerei. Sämtlich in Berlin.



Zweites Nachwort zur „Kreutzersonate“.

Was soll der Mann, und was soll die Frau arbeiten?

Zwei Fragmente

von

Graf Leo Tolstoi.

Was ich vor Allem in Bezug auf die ehelichen Beziehungen zu sagen habe, ist dieses: wenn ich davon rede, wie Eheleute leben sollten, so verstehe ich darunter nicht, daß ich selbst so gelebt oder noch so lebe, wie es sein muß; sondern daß ich im Gegentheil nur deshalb sicher weiß, wie es sein muß, weil ich selbst gelebt wie es nicht sein sollte.

Ich nehme Nichts von dem zurück, was ich gesagt habe; im Gegentheil werde ich nur bestätigen was ich gesagt; es ist aber immerhin nothwendig, mich genauer auszusprechen. Dies ist deshalb nothwendig, weil wir in unserem Leben so weit von dem entfernt sind, wie es nach unserem Gewissen und nach Christi Lehre sein sollte, daß die Wahrheit uns so empfindlich trifft — und das weiß ich aus eigener Erfahrung — wie es einen sich bereichernden Krämer aus der Provinz empfindlich treffen würde, wenn man ihm sagte, er solle nicht mehr Geld für seine Familie und für den Guß einer Kirchenglocke zusammen scharren, sondern Alles fortgeben was er hat, einzig und allein damit er dem Uebel entrinne.

Ihr fragt: „Sollen denn die Ehegatten keinen ehelichen Verkehr miteinander haben?“ Natürlich nicht! Ich habe selbst schon solches gedacht, und wir wissen dies ja Alle im Grunde unserer Seele, weil es immer das Schamgefühl verletzt.

Ich werde, wie es mir gerade einfällt, hierüber schreiben, so wie ich es mir vorstelle.

Es giebt in jedem Menschen eine mächtige Neigung zur Verliebtheit, welche sofort zu Tage tritt, sobald Leute verschiedenen Geschlechts sich im Umgange näher treten, und welche zur Ehe führt. Es beginnt die Schwangerschaft, welche zur Folge hat, daß der Umgang der Ehegatten in ein Stadium der Erkaltung tritt, welches die geschlechtlichen Beziehungen gänzlich unterbrechen würde, wie dies bei den Thieren ja der Fall ist, wenn die Menschen diesen Umgang nicht für einen erlaubten, durch das Gesetz geheiligten Genuß hielten. Diese Erkaltung, noch beeinflußt durch die Sorge um die Geburt und das Nähren des Kindes, dauert bis zur Entwöhnung des Kindes

fort, und in einer guten Ehe — und hierin besteht der Unterschied zwischen Mensch und Tier — fängt erst nach der Entwöhnung des Kindes das Verliebtsein zwischen den Gatten wieder an.

Wie weit sind wir von solchen Verhältnissen entfernt! Und doch ist es klar, daß es so sein muß und zwar aus folgenden Gründen:

Erstens. Ein Umgang mit dem Manne ist in dem Falle, wo die Frau nicht die Möglichkeit des Kindergebärens hat, etwas Unsinniges; es ist weiter nichts als ein das Schamgefühl beleidigender Genuß, wie es jeder gewissenhafte Mensch weiß, ähnlich anderen widerwärtigen Verirrungen, und der Mensch, der sich denselben hingiebt, erniedrigt sich unter das Tier, d. h. er wendet seine Vernunft an, um den Gesetzen der Vernunft zuwider zu handeln.

Zweitens. Ein Jeder weiß und Alle sind darüber einverstanden, daß dieser Umgang den Menschen schwächt und erschöpft, ja, ihn gerade in der wesentlichen menschlichen Thätigkeit, in der geistigen Thätigkeit schwächt.

„Mäßigung!" sagen die Vertheidiger der jetzigen Ordnung der Dinge. Aber von Mäßigung kann nicht die Rede sein da, wo die von der Vernunft diktirten Gesetze überschritten werden. Aber der Schaden der Ausschweifung — denn der Umgang außerhalb der freien Periode ist eine Ausschweifung — wird beim Manne innerhalb der Grenzen der Mäßigung (es ist ekelhaft, sich dieses Wortes in Bezug auf einen solchen Gegenstand zu bedienen) am Ende kein großer sein, wenn er nur ein Weib kennt; aber was bei dem Manne Mäßigung wäre, würde eine Unmäßigkeit für ein Weib im Stadium der Schwangerschaft oder des Nährens.

Ich glaube, daß die Nervosität und die Hysterie der Frauen zum größten Theil nur darin ihren Grund haben, und davon sollte die Frau befreit werden, damit sie ein Leib und eine Seele mit dem Manne sei und nicht eine Dienerin des Satans, wie sie es jetzt ist, sondern eine Magd Gottes.

Dies Ideal ist weit entfernt, aber erhaben. Weshalb sollten wir nicht streben, es zu erreichen?

Mir scheint es, daß eine Ehe sich folgendermaßen gestalten solle. Das Ehepaar vereinigt sich unter dem unwiderstehlichen Drange des Verliebtseins, die Frau wird schwanger, und die Ehegatten leben, Alles vermeidend was der Geburt und dem Nähren des Kindes nachtheilig sein könnte, und jede geschlechtliche Versuchung unterdrückend und sie nicht, wie es jetzt geschieht, erweckend, wie Bruder und Schwester.

Der gewöhnliche Mann aber, der früher ein ausschweifendes Leben geführt, überträgt seine Dosis Sittenverderbniß auf die Frau, steckt sie mit seiner eigenen Sinnlichkeit an und bürdet ihr die unerträgliche Last auf, zu gleicher Zeit Maitresse, Mutter und Mensch zu sein, und aus ihr wird auch eine vortreffliche Maitresse, eine gequälte Mutter und ein kranker, nervöser, hysterischer Mensch. Und der Mann liebt sie als seine Maitresse, ignorirt sie als Mutter und haßt sie ihrer Nervosität und ihrer Hysterie wegen, die er selbst verschuldet.

Mir scheint es, daß hierin der Grund aller Leiden liegt, welche fast jede Familie in sich birgt.

Nach meiner Ansicht soll der Mann mit der schwangeren Frau wie Bruder und Schwester leben; sie trägt das Kind in Ruhe aus und stillt es, wobei sie sittlich gedeiht, und erst in der freien Periode geben sich die Gatten auf's Neue auf einige Wochen der Verliebtheit hin, worauf wieder eine Periode der Ruhe folgt.

Mir erscheint diese Verliebtheit wie jene Spannung des Dampfes, durch welche eine Lokomotive explodiren würde, wenn diese Spannung nicht das Sicherheitsventil öffnete. Das Ventil öffnet sich nur bei starker Spannung, sonst ist es stets geschlossen und sorgfältig geschlossen, und unser Ziel muß es sein, daß es mit Bewußtsein fest verschlossen sei und noch dazu durch möglichst schwere Gewichte belastet, damit es sich nicht öffnen kann.

In diesem Sinne verstehe ich auch die Worte der Bibel: „Wer es fassen kann, er fasse es“, d. h. möge ein Jeder dahin streben, nicht zu ehelichen, hat er aber ein Weib genommen, so lebe er mit ihm wie Bruder und Schwester.

Das Ehepaar vereinigt sich und öffnet das Ventil; wir sollen aber nicht öffnen, ie wir es thun, weil wir den geschlechtlichen Umgang als einen erlaubten Genuß etrachten.

Erlaubt ist er nur dann, wenn wir ihm nicht widerstehen können und wenn er rotz unseres gegentheiligen Wunsches zum Durchbruch kommt. Wie soll man ihn ber einschränken, wenn wir ihm nicht widerstehen können?

Wie viel solcher Fragen giebt es und wie unlöslich scheinen sie zu sein, und och wie einfach sind sie zu beantworten, wenn wir sie nur uns selbst und nicht Anderen zu beantworten haben! Jeder reine Jüngling und jede reine Jungfrau hat as, vielfach durch lügenhafte Meinung umnebelte, Bewußtsein, daß es ihnen geziemt, hre Reinheit zu bewahren; sie haben auch den Wunsch, sie zu bewahren und erkennen as Elend und die Schande, die ihr Verlust, unter was für einer Bedingung es auch ei, mit sich führt. Es giebt eine Stimme des Gewissens, welche immer klar und eutlich spricht und uns stets mahnt, vorher und nachher, daß es sündhaft, daß es chimpflich sei.

Alles hängt von der Erkenntniß, vom Verständniß ab.

Die Welt meint, daß es nicht unsittlich sei, der Liebe zu pflegen, einerlei ob nan es für sittlich befunden, das Sicherheitsventil zu öffnen und den Dampf heraus-ulassen; aber nach göttlichen Gesetzen ist es nur sittlich, ein wahrhaftes Leben zu ühren, nach seinen Kräften für Gott zu arbeiten, d. h. seinen Nächsten und dessen Seele zu lieben und vor Allem das uns am nächsten Stehende: die eigene Frau, und hr behülflich zu sein, die Wahrheit zu erfassen und nicht ihre Empfänglichkeit für iese Wahrheit zu betäuben, indem man sie zum Werkzeuge der eigenen Lust macht.

„Aber dabei“, sagt Ihr, „stirbt ja das Menschengeschlecht aus.“

Erstens. So lange wir uns nicht ernstlich bemühen, keinen geschlechtlichen Um-gang zu pflegen, bleibt das Sicherheitsventil vorhanden und es wird Kinder geben.

Aber warum denn lügen? Denken wir etwa beim geschlechtlichen Umgange daran, em Untergange des Menschengeschlechtes entgegenzuarbeiten? Oder denken wir nur aran, zu genießen? Heraus mit der Wahrheit! Ihr sagt, das Menschengeschlecht wird uf den Aussterbeetat gesetzt. Allerdings, der thierische Mensch. Und ist das etwa in Unglück? Die antediluvianischen Thiere sind ausgestorben, auch der thierische Mensch wird aussterben — wenn man nach dem Aeußeren, nach Raum und Zeit rtheilt. Laßt ihn doch aussterben. Ich gräme mich um dieses zweibeinige Thier icht mehr als um den Ichthyosaurus und dergleichen Gethier — wenn nur das wahrhafte Leben, die Liebe der Wesen, welche der Liebe fähig sind, nicht aufhört. Und dieses hört nie und nimmer auf, wenn das Menschengeschlecht sich vermindert, weil es sich aus Liebe des fleischlichen Genusses enthält; sondern es wird unendlich ntensiver werden, ja, es wird sich so steigern, daß ein Fortbestehen des Menschen-geschlechtes für die ein wahrhaftes Leben Lebenden nicht mehr nöthig sein wird.

Die fleischliche Liebe ist deshalb nur noch nothwendig, damit die Möglichkeit estehe, aus den jetzigen Menschen solche Wesen zu bilden.

. . . . . .

Was soll der Mann, und was soll die Frau arbeiten?

Der Beruf eines jeden Menschen, Mann oder Frau, besteht darin, den Menschen u dienen.

Diesem allgemeinen Grundsatze, glaube ich, werden alle gesitteten Menschen bei-timmen.

Der Unterschied zwischen Mann und Frau in der Ausführung dieser Bestimmung liegt allein in den Mitteln, durch welche sie dieselbe erfüllen, d. h. wodurch sie den Menschen dienen.

Der Mann dient den Menschen sowohl durch physische Arbeit, Anschaffung von Nahrungsmitteln, geistige Arbeit, Erlernung der Gesetze der Natur, um sie zu beherrschen, wie auch durch gesellschaftliche Arbeit, Einrichtung der Lebensformen und Festsetzung der Beziehungen zwischen den Menschen. Die Mittel der Dienstleistungen sind bei den Manen sehr vielfältig Das ganze menschliche Schaffen mit Ausnahme des Gebärens und der Nährung der Kinder bildet das Feld seiner Dienste für die Menschheit.

Die Frau aber ist außer der ihr durch ihre ganze Existenz verliehenen Möglichkeit, den Menschen wie der Mann zu dienen, durch ihre Organisation unvermeidlich zu jenem Dienste berufen und herangezogen, welcher allein aus dem Gebiete des Dienstes des Mannes ausgeschlossen ist.

Der Dienst für die Menschheit zerfällt von selbst in zwei Theile:

1) Verbesserung des Wohles der lebenden Menschen.
2) Fortdauer der Menschheit selbst.

Zu dem ersteren sind vorzugsweise die Männer berufen, da denselben die Möglichkeit des anderen Dienstes versagt ist. Zu dem zweiten sind die Frauen berufen, da dieselben ausschließlich dazu befähigt sind.

Diesen Unterschied darf und muß man nicht — es wäre sogar sündhaft und irrig) — vergessen oder verwischen. Aus diesem Unterschiede gehen die Pflichten der Einen wie der Anderen hervor, Pflichten, die nicht vom Menschen ersonnen sind, sondern in der Natur der Sache liegen. Aus diesem Unterschiede nimmt die Würdigung der Tugend und des Lasters wie der Frau, so auch des Mannes ihren Ursprung, eine Würdigung, welche zu allen Zeiten und gegenwärtig existirt und niemals aufhören wird zu existiren, so lange bei den Menschen eine Vernunft war, ist und sein wird.

Immer war es und wird es sein, daß der Mann, welcher den größten Theil seines Lebens bei der ihm eigenen vielfältigen physischen, geistigen und gesellschaftlichen Arbeit zubringt, und die Frau, welche den größten Theil ihres Lebens bei der ihr ausschließlich eigenen Arbeit des Gebärens, der Nährung und Erziehung der Kinder zubringt, gleich fühlen werden, daß sie das verrichten, was sich gehört, und gleich die Achtung und Liebe anderer Menschen hervorrufen werden, denn beide erfüllen das Ihrige, was ihnen aus ihrer Natur vorherbestimmt ist.

Der Beruf des Mannes ist vielseitiger und weiter, derjenige der Frau einförmiger und beschränkter, aber tiefer, und daher war es und wird es stets sein, daß der Mann, der Hunderte von Pflichten hat, deshalb nicht ein schlechter und schädlicher Mensch wird, weil er einem Zehntel derselben untreu geworden ist, da er doch den größten Theil seines Berufes erfüllt hat. Die Frau aber, welche eine kleine Anzahl von Pflichten hat, sinkt, nachdem sie einer derselben untreu geworden ist, sofort tief unter den Mann, welcher mehreren von den Hunderten seiner Pflichten untreu geworden ist. So war immer die allgemeine Meinung und so wird sie stets bleiben, denn so ist das Wesen der Sache.

Der Mann muß zur Erfüllung des Willen Gottes ihm auf dem Gebiete der physischen Arbeit, des Gedankens und der Sittlichkeit dienen; er kann durch alle diese Verrichtungen seine Bestimmung erfüllen. Für die Frau sind die Mittel zum Gottesdienste vorzugsweise und beinahe ausschließlich (weil außer ihr es niemand verrichten kann) die Kinder.

Nur durch seine Werke ist der Mann berufen, Gott zu dienen.

Nur durch ihre Kinder ist die Frau berufen, Gott zu dienen.

Daher wird und muß die Liebe zu ihren Kindern der Frau als Mutter nur eigen sein, eine ausnahmsweise Liebe, gegen welche vernünftig anzukämpfen gar

:rgebens ist. Diese Liebe zum Kinde in der Jugend ist durchaus kein Egoismus, ondern es ist die Liebe des Arbeiters zu seiner Arbeit, welche er verrichtet, während e in seinen Händen ist. Nehmt diese Liebe zu dem Gegenstande seiner Arbeit weg, o wird die Arbeit unmöglich. So lange ich einen Stiefel mache, liebe ich denselben m meisten. Hätte ich ihn nicht geliebt, so hätte ich ihn auch nicht machen können. Sollte man ihn mir verderben, so würde ich in Verzweiflung gerathen. Ich liebe yn so, so lange ich arbeite. Wenn ich die Arbeit vollendet habe, bleibt eine Anhänglichkeit, eine schwache und ungesetzliche Bevorzugung nach.

Ebenso ist es bei der Mutter. Der Mann ist berufen, den Menschen durch ielfältige Arbeiten zu dienen, und er liebt diese Arbeiten, so lange er sie verrichtet. Die Frau ist berufen, den Menschen durch ihre Kinder zu dienen, so lange sie sie flegt, bis zum 3ten, 7ten, 10ten Jahre.

Mann und Frau sind einander in dem Berufe, Gott und den Menschen zu ienen, ganz gleich, ungeachtet des Unterschiedes in der Form des Dienstes. Die Gleichheit besteht darin, daß der eine Dienst eben so wichtig ist wie der andere, daß er eine ohne den anderen undenkbar ist, daß der eine den anderen bedingt, und daß um wirklichen Dienste dem Manne wie der Frau die Kenntniß der Wahrheit gleich unentbehrlich ist, ohne welche die Thätigkeit des Mannes wie der Frau nicht nützlich, ondern schädlich für die Menschheit wird.

Der Mann ist berufen, seine vielfältige Arbeit zu erfüllen, aber seine Arbeit t nur dann nützlich, und seine Leistung, physisch, geistig und gesellschaftlich, ist nur ann fruchtbringend, wenn sie im Namen der Wahrheit und zum Wohle anderer Menschen vollzogen wird. Wie eifrig sich der Mann auch durch Vermehrung seiner Vergnügen, durch vernünftiges Nachdenken und durch gesellschaftliche Thätigkeit zu einem Vortheil beschäftigen mag, so wird doch seine Arbeit nicht fruchtbringend sein. Sie wird nur dann fruchtbringend sein, wenn sie darauf gerichtet wird, die Uebel der Menschen aus Noth, Unwissenheit und falscher gesellschaftlicher Einrichtung zu mindern.

So ist es mit dem Berufe der Frau. Das Gebären, die Nährung und Erziehung der Kinder wird nur dann der Menschheit nützlich sein, wenn sie nicht einfach Kinder zu ihrer Freude, sondern zu künftigen Dienern der Menschheit erzieht, wenn ie Erziehung dieser Kinder im Namen der Wahrheit und zum Wohle der Menschen ollzogen wird, d. h. sie wird die Kinder so erziehen, daß sie die besten Menschen nd Arbeiter für andere Menschen werden.

Eine ideale Frau wird nach meiner Ansicht diejenige sein, welche, nachdem sie ich die höchste Lebensanschauung der Zeit, in welcher sie lebt, angeeignet hat, sich hrem Dienste als Frau, dem ihr unüberwindlich eingelegten Berufe, eine möglichst roße Anzahl von Kindern, welche nach der von ihr angeeigneten Weltanschauung für ie Menschen zu arbeiten befähigt sind, zu gebären, zu nähren und zu erziehen, ingiebt.

Um sich aber die höchste Weltanschauung anzueignen, hat man nicht nöthig, nach meiner Ansicht, Kurse zu besuchen, man muß nur das Evangelium durchlesen und die Augen, Ohren und hauptsächlich das Herz nicht verschließen.

Nun aber diejenigen, die keine Kinder haben, die nicht in den Ehestand getreten ind und die Wittwen? Die werden gut thun, wenn sie an der vielfältigen Männerarbeit Theil nehmen. Man wird aber bedauern müssen, daß ein solch kostbares Werkzeug wie die Frau der Möglichkeit, die ihr allein eigene große That zu erfüllen, verlustig geworden ist, um so mehr, da jede Frau, nachdem sie gezeugt hat, wenn sie noch Kräfte besitzt, dem Manne bei seiner Arbeit Hülfe leisten wird. Die Hülfe der Frau bei dieser Arbeit ist sehr kostbar.

Aber eine junge Frau zu sehen, die zum Kindergebären befähigt ist und die doch mit Männerarbeit beschäftigt ist, wird stets bedauerlich sein. Eine solche Frau

zu sehen ist dem Anblicke von kostbarem Humus gleich, der mit Steinschutt zu einem Platze oder einer Promenade überschüttet ist. Noch bedauerlicher ist es, da diese Erde nur Getreide erzeugen konnte, die Frau aber dasjenige hätte erzeugen können, wofür keine Würdigung vorhanden und dem gegenüber es nichts Höheres giebt — den Menschen.

Und nur sie allein kann dieses verrichten. . . . . .

Humboldt frei!

Gedanken zur volksthümlichen Wissenschaft.

Wann ist ein Werk „klassisch" geworden, eingegangen in den eisernen Bestand der Litteratur?

Sicherlich nicht, wenn sein Titel zum ersten Male Platz gefunden hat in einer Litteraturgeschichte. Denn dann wäre manches grünste Heldchen der jungen pseudo-naturalistischen Schule, dem die Gutmüthigkeit oder auch die noch ganz unberechtigte Aengstlichkeit irgend eines alten Herrn zu einer Entreekarte verholfen hat, ehrwürdiger „Klassiker". Auch nicht, wenn Meyer oder Brockhaus ihre Spalten öffnen, von Kürschner gar nicht zu reden; unglaubliche Proben haben mich wiederholt darüber belehrt, wer von den uns Näheren im Lexikon steht und wer nicht. Aber ein wirkliches Kriterium ist das Erlöschen des Verlagsrechts, dreißig Jahre nach dem Tode des Autors, das Freiwerden der Werke. Dreißig Sonnenläufe sind auf Erden und im Parnaß eine lange Zeit. Sind sie um und wird der Käfig geöffnet und fliegen die eingeschlossenen Vögel dann noch fröhlich hinaus und singen vom frischen Zweig ihre Lieder — weniger bildlich: drängen sich die billigen Neudrucke im Moment, da die Uhr schlägt, — dann ist der Mann auf lange hinaus gerettet. Der Komet ist in ungetrübter Helligkeit zurückgekehrt, er wird noch oft so kommen. In letzter Zeit hat sich das Schauspiel wiederholt dargeboten, und es war lehrreicher als die „hundertjährigen Geburtstage," die nur zu oft blos erfunden wurden, um irgend einen bedürftigen Reporterspeicher mit etwas Mumienwaizen zu füllen. Vor allem waren es Dichter, und ein unruhiger Geist wie Heine „auferstand" mit einem Spektakel, der nichts zu wünschen übrig ließ, während mancher andere sich kaum einmal im Litteraturfarg auf die andere Seite drehte.

Jetzt steht uns ein ähnlicher Moment bevor auf dem Gebiete naturwissenschaftlicher Litteratur. Und der Name, um den es sich handelt, ist kein geringerer als der von Alexander von Humboldt. Schon ist der Vorbote, die Klassicitäts-Schwalbe gleichsam, gekommen: die billigere Ausgabe, die durch die vorläufig noch besitzkräftige Cotta'sche Buchhandlung von der ihr unterthanen Auswahl der Humboldt'schen Werke gemacht worden ist. Ist der Bann erst gebrochen, so werden wir ganz gewiß Humboldte über Humboldte haben, vor allem einen Reklam-Humboldt, der überhaupt erst den Moment bezeichnet, wo Humboldt im eigentlichen Sinne Gemeingut und dem Volke zugänglich wird. Reklam ist der Stangen der Litteratur, er wird auch diesen Atlas, der den Globus nach Kaulbachs schöner Interpretation neunzig Jahre trug, dem kleinen Fußwanderer erreichbar machen.

In solcher Stunde ist es geboten, einen Blick zu werfen auf Humboldts gewaltige Leistung für die Eroberung der trockenen Naturwissenschaft für den

ganzen Menschen, für das Gemüth wie den Verstand, für die ästhetische Anschauung wie für die verstandesmäßige Durchdringung, und vor allem für die eigentliche Erfüllung des naturwissenschaftlichen Evangeliums, die Ausbreitung im Volk, die Ausstrahlung bis in's innerste Mark der Zeit, das prometheische Kraft daraus schöpfen sollte. Mehr als je bedürfen wir grade heute der Humboldt'schen Auffassung dessen, was sich in dem proteischen Worte „Naturwissenschaft" birgt. Die ungeheure Zersplitterung, die bei Humboldts Werken gleich zu seinen Lebzeiten eingerissen ist, wird dieses Aufleben nicht bannen können. Viel ist hier verloren, was nur gerade mit dem Gegentheil von dem, was jetzt in Betracht kommt, mit gewaltigem Kostenaufwande, zurückgebracht werden könnte. Es ist um so bedauerlicher, als Humboldt, ähnlich wie Darwin, nur sehr wenig geschrieben hat, was nicht das volle Siegel seiner Meisterschaft trug und schon des stilistischen Reizes wegen in seiner Art populär gehalten war. Aber die Sünde ist geschehen, das Produzieren in zwei Sprachen und das unglückselige Niederlegen in idealen Prachtwerken, denen keine Realität, weder der Ausführung noch des kaufenden Geldbeutels, nachkommen konnte, haben sich zu schwer gerächt, und wir müssen wohl oder übel zufrieden sein, wenigstens die zwei Hauptstationen, ein kleines Tempelchen und den Koloß einer Pyramide, gerettet zu haben: die „Ansichten der Natur" und den „Kosmos".

Noch nicht ganz ein halbes Jahrhundert trennt uns von den Anfängen des „Kosmos". Und mit dem Blick auf dieses Buch bekommt die ganze Arbeit der Naturwissenschaft innerhalb dieses halben Jahrhunderts eine Einheitlichkeit, die einzig dasteht in der Geschichte menschlicher Fortschritte. Auch nicht um eine Linie hat sich das allgemeine Programm verschoben, das Humboldt vor allem in den beiden ersten Bänden aufstellt. Wer heute eindringen will in den Geist, in das Wesen der Forschung, für den giebt es noch immer keinen zweiten Führer, der so klar alle einschneidenden Punkte gefaßt hat. Humboldts „Kosmos" war eine messerscharfe Trennung des, wenn das Wort erlaubt ist, empirischen Denkens von der damals blühenden Naturphilosophie. Jeder Tag der Zwischenzeit ist ein Triumph dieses Denkens geworden, eine Niederlage dieser Naturphilosophie. Wohl hatte Humboldt, der größte stilistische Diplomat aller Zeiten, die Bahn offen gelassen auch für eine letzte Verknüpfung der Dinge, wie sie das Innerste jener philosophischen Spekulation ausmachte. „Ich bezeichne nur den empirischen Weg" sagt er an markanter Stelle des ersten Bandes, „auf dem ich und viele mir Gleichgesinnte fortschreiten, erwartungsvoll, daß man uns, wie einst, nach Platos Ausspruch, Sokrates es forderte, „die Natur nach der Vernunft auslege". Auch wir schreiten und warten. Das Schreiten hat uns goldene Früchte gezeitigt, dem Warten ist auch nicht ein Fünkchen Erfüllung geworden. Daß der Darwinismus eine Erfüllung in diesem Sinne sei, war nichts als ein Thorenrausch, den keiner seiner großen Vertreter theilte. Er gehörte durchaus der andern Seite an. Er gab nichts als eine jener weittragenden Thatsachenverknüpfungen, auf die Humboldt gerade die Möglichkeit eines geschlossenen empirischen Bildes gebaut hatte. Mühelos, wie etwas selbstverständliches fügt er sich dem „Naturgemälde" ein. Kein Zweifel, daß Humboldt auch bereits ahnend gleichsam auf ihm fußte. Zahlreiche Aperçus zeugen dafür. Und die hohe Werthschätzung, die er Darwin's Persönlichkeit zollte, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, den Schleier von der reifenden Großthat des Mannes noch zu Lebzeiten gelüftet zu sehen, beweist zu genüge, daß hier wie dort die gleiche Methode arbeitete.

Das ist aber nur der eine Punkt, in dem Humboldt dreißig Jahre nach seinem Tode lebendig ist wie der Jüngsten einer, lebendig und fruchtbringend gerade bis in den Buchstaben hinein, um dessen Erneuerung es sich handelt. Zwei andere Gesichtspunkte sind eben so wichtig, und beide berühren brennende Fragen der Gegenwart, in denen „modernes Leben" sich kennzeichnet.

Humboldt ist von einziger Bedeutung für die Erkenntniß der Verknüpfung von

Naturwissenschaft und Kunst, ja geradezu für die allmähliche Machtentwicklung des künstlerischen Realismus. Der ganze zweite Band des Kosmos ist ästhetisch ebenso werthvoll wie naturwissenschaftlich. Und von allen älteren Aesthetiken ist hier die einzige, die im letzten Schluß vor unser Bewegendstes, den Realismus, führt. In machtvollen Zügen ist geschildert — geschildert mit Vorliebe gerade an den dichterischen Erzeugnissen der Menschheit — wie sich in den Anschauungen der Kulturvölker langsam aber stetig wachsend ein *Wirklichkeitsbild* an Stelle der Phantasiebilder schob, wie die „kosmischen Mythen" vor dem „Kosmos" schwanden, wie das Vorhandene von außen her den Geist immer mehr eroberte und bezwang. Die Nutzanwendung auf die Gegenwart liegt auf der Hand: wir schreiten auf einen Gipfel dieser Naturanschauung zu, das Bild des Kosmos ist von Stufe zu Stufe so in's Gigantische gewachsen, daß es anfängt, unser ganzes Gesichtsfeld einzunehmen, und in der Dichtung, die ja nicht aus der Zeit herausfällt, sondern der krystallklarste Extrakt derselben sein soll, spiegelt sich das in voller Größe. Ich muß es als überraschend bezeichnen, daß dieser Schluß, der sich mit zwingender Gewalt aus Humboldts thatsachenreicher Darstellung ergiebt, bisheran geradezu nirgendwo gezogen worden ist. Selbst solche, die sonst die Anschlußstelle von künstlerischem Realismus und empirischer Naturerkenntniß zu treffen gewußt haben, scheinen vollständig die unerschöpflichen Vorarbeiten übersehen zu haben, die Humboldt ihnen gegeben hat. Es gehört aber allerdings zum Charakteristischen des grauen Theoriestreits über den Realismus die bodenlose historische Unkenntniß, die allenthalben zur Schau tritt, und leider bei den Freunden reichlich so stark wie bei den Gegnern. Mit wundervollem Nachdruck hat Humboldt gezeigt, wie die Wirklichkeit die Menschheit gepackt hat, wie sie sie umklammert hat mit Riesenarmen, bald einmal leise sie berückend unter tausend Lichtbildern des Mythus, dann, bei großen Wendepunkten, bei der Erfindung des Fernrohrs, bei der Entdeckung Amerikas, mit der vollen Wucht der überwältigenden Thatsache. Wohl hat Humboldt — scheinbar — den Nachdruck gelegt auf das Landschaftliche, die „Ansicht der Natur" im Sinne des Landschaftsmalers. Aber die Umwandlung des schauenden Geistes wird doch auch klar für alles andere, schließlich auch für die Anschauung des Geistes selbst, die „Landschaft des Seelischen", die das große Hauptfeld des Realismus in der Dichtung werden sollte, oder im gewissen Sinne schon lange war. Denn der Seelen-Landschafter, der Seelen-Empirist im Gegensatz zum psychologischen Mythus-Vertheidiger, zum Phantasten ohne die Correktur des Wirklichkeitssinnes steckte schon in der ganzen Epoche von Weimar, und wenn die Unterschiede zwischen dem Dichter und dem dilettirenden Naturforscher Goethe und dem in jedes exakte Forschungs-Werkzeug eingeschulten Humboldt auch deutlich hervorspringen, so sind es im Wesentlichen nur mehr Unterschiede des Grades und nicht der Art.

Allgemeiner betont und öfter bekannt ist Humboldts Rolle in dem „Kampf um's Volk", bei der populären Verarbeitung der Naturwissenschaft. Daß Humboldt hier im *Ganzen* anregend gewirkt hat, steht ja fest, anregender als irgend ein zweiter. Die „Ansichten der Natur" wie der „Kosmos" sollten in gewissem Sinne auch volksthümliche Bücher sein. Aber wir wollen uns in dieser Hinsicht gerade jetzt, wo der Preis wahrscheinlich kein volkshemmendes Hinderniß mehr sein wird, keinen Täuschungen hingeben. Malt man sich in Gedanken ein Volk aus, das dem Ideengange des „Kosmos" folgen soll, so denkt man sich Anforderungen vor allem an den öffentlichen Unterricht in den Naturwissenschaften erfüllt, von denen bei uns kein Gedanke ist. Die dreißig Jahre seit Humboldts Tod haben hier kaum irgendwie merkbar gebessert. Maschinengeist ist vielleicht mehr in uns gefahren, aber nichts von dem Geiste, der letzten Endes diese Maschinen gebaut hat und Segensreiches damit bezweckte, der sie baute, um die Menschheit zu befreien, zu entlasten, zu den edelsten Genüssen heranzuziehen, den Genüssen der Erkenntniß. Kein Contrast ist bitterer als dieser: der große Denker und Forscher, der sein Riesengemälde öffentlich aufstellt, geduldig, das

…s Publikum sich finde — und dreißig Jahre — und das Bild noch immer in …nzer Größe, aber ohne Publikum, weil wir keins dazu erzogen haben. Und das in …itten einer Zeit, die eigentlich lebt und webt in Naturwissenschaft, deren beste Quellen …le von der einen Seite fließen, ja die sich im Prinzip größtentheils einig darüber …, was Noth thut . . . . . .

Ich erinnere mich eines Maimorgens im Berliner Humboldthain. Es war kurz …r Mittag. Ueber den weiten grünen Rasenflächen mildes Sonnengold, weich, wie …dämpft von dem feuchten Athem der tausend blühenden Sträucher und Gewächse …ngsum. Die ganze Schöpfung so recht in ihrer Vegetationspracht, wie sie den …eister entzückt hätte, mit all' den Abstufungen, die er in der Physiognomik der Ge…ächse zuerst ergründet, Fliederduft, lärmende Vögel in dem breiten Zackendach der …hönen Ahornkronen, auf den Nadelholzgruppen bläulicher Duft, und überall die …anken Schilder mit den langen lateinischen Namen, — ein Paradies, dessen Seraph …n geschulter Botaniker war, der den „Kosmos“ gelesen. In der Mitte das Denk…al, röthliche erratische Blöcke mit lichtgrünem Kranz, rieselndes Wasser, tiefblauer …immel: „Dem Andenken Alexander von Humboldts die Stadt Berlin“.

Da auf einmal ein schrilles Pfeifen. Fern, wie antwortend, ein zweites, …n drittes. Mittagsstunde . . . die Fabriken gaben ihr Zeichen. Der Hain lag ja …itten im russigen Fabrik-Norden der Stadt. Nun zeigten sich Arbeitergruppen. …üde, schmutzige Züge. Hier eine Reihe vornübergebückt auf einer Bank bei kärg…chem Mittagsmahl. Dort, dicht neben dem Denkmal, rohes Lachen, ein Paar junge …urschen, die mit ein paar Fabrikmädchen schäkern, denen das struppige Ponyhaar in …ie wachsgelbe Stirn fällt.

Und wieder das ferne Pfeifen.

Ich hatte den Blick verloren für die Herrlichkeit des grünen Paradieses rings…m. Mein Stock hatte vorhin die griechischen Lettern des Wortes „Kosmos“ in den …and gegraben. Wie hülflos starrten mich die fremden Züge auf einmal vom …oden an . . . . !

Es war eine weite Reise, die in dem Contrast lag. Und ich fühlte, daß wir …erzweifelt wenig gethan hatten, sie zu verkürzen.

Wilhelm Bölsche.

Berlins neues Lessing-Denkmal.

Das Kunstereigniß der letzten Wochen war für Berlin die Enthüllung des Lessing-Denkmals. War es ein Ereigniß? — Für Berlins dürren Denkmal-Boden gewiß, der nur durchschnittlich alle Jahrzehnt ein Standbild für einen Nichtsoldaten hervorbringt und dem nun doch dieser unbequemste aller Klassiker noch eher entsprossen, als das Standbild für Schlüter, die Büsten für Tieck, Chodowiecki, Gontard, E. T. A. Hoffmann und Felix Mendelssohn, auf welche wir zu warten berechtigt sind. Und auch in künstlerischer Beziehung ist es in gewissem Sinne ein Ereigniß — in gutem wie in schlechtem Sinne. Es ist nicht nur ein Denkmal Gotthold Ephraim Lessings und Otto Lessings: es ist ein Denkmal des Kunststandpunktes der Berliner Bildhauerei von 1890. Das bedeutet einen erfreulichen Schritt vorwärts in der Betonung des Farbigen, in der Plastik und in der Abkehr vom Süßlichen, Weibischen, das uns beim Schaperschen Goethesockel immer verdrießlicher wird; aber es bedeutet leider zugleich auch ein höchst befremdliches Befangensein in der Mode des Tages, den Mangel wirklichen Stilverständnisses und rechter Monumentalität.

Man kann unmöglich im Ernste behaupten, daß der wunderbare Hintergrund des De[illegible] males, das Grün des Thiergartens, eine genrehafte Behandlung des Denkmales erforder[t] hätte. Und es muß geradezu als eine Beleidigung des Lessingschen Geistes bezeichnet werden, wenn man ihn zu einem Geistgenossen des Rokoks macht, der zierlichen, sinnenkitzelnden, [ver]logenen, höfischen Nippeskunst, welcher Lessing mit monumentaler Faust die Perrücke gezaust h[at]. Welch eine sinnlose „Realistik" ist es daher, wenn man den urdeutschen kraftvollen Wahrh[eits]kämpfer auf einen Sockel stellt, der die Schnurrpfeifereien des Rokoks zeigt, nur weil Le[ssing] zeitlich mit ihnen in Verbindung gebracht werden kann und weil — diese Schnurrpfeifereien [j]etzt wieder wie zu seiner Zeit die Mode einer blasirten Gesellschaft waren!

Ich spreche nicht von dem eigentlichen Granitsockel mit seinen geschweiften, reiche [Licht]wirkungen erzeugenden Formen: der schwerzubearbeitende Werkstoff verbietet von selbst [das] kleinliche Schnörkelwerk. Aber ich spreche von den Bronzeschildern an diesem Sockel, deren [an] Wirthshausschmuck erinnernde Rahmen alles andere als monumental sind, deren vordere [in] unleserlichsten schwabacher Lettern die Inschrift trägt:

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING

und deren andere die Reliefbilder von Ewald v. Kleist, Nikolai und Moses Mendelssohn zei[gen], denen sinnig der Name groß auf ihr eigenes Kleid geschrieben ist. — Die Bildnisse geben übrig[ens] in steigender Reihenfolge, physiognomisch eine treffende, ich weiß nicht, ob beabsichtigte Symbo[lik], wie hoch Lessing selbst über seinen berühmten Zeitgenossen stand. — Und ich spreche von [den] seitlichen Wasserbecken mit den breitgedrückten Delphinköpfen darüber und von der Schnurre [der] in Granit dargestellten gefrorenen Kuchenteigzapfen darunter, und vor allem von dem Gitter, [das] trotz seiner drei Ringe ebensogut jeden modernen Miethshausbalkon als das Lessingdenkm[al] schützen könnte. Dabei ist bezeichnenderweise von diesem Gitter in den Zeitungen beinahe [am] meisten geredet worden! Obwohl also das Gefühl vorhanden ist, daß auch noch das Gitter [mit] dem Denkmal zusammenhängen müsse, überwiegt das ganz banausische Behagen an dem „Al[ler]neuesten" vollständig jedes Gefühl für monumentale Gestaltung und sinnvolle Beziehung [der] Formen auf den Geist des Gesammtkunstwerkes. Von rein malerischem Standpunkte dag[egen] kann das Zusammenstimmen des warmen Granittones mit den goldbronzenen Schildern, [den] stumpfbronzenen Sockelfiguren an Vorder- und Rückseite und des in Schwarz und Mattgold [ge]haltenen Gitters nur als ein sehr günstiges bezeichnet werden, das sowohl dem Hintergru[nde] sich prächtig einfügt als auch das Standbild selbst um so wirkungsvoller hervorhebt. Freilich [ist] die Weiße des karrarischen Marmors zu kalt und es wäre wirkungsvoller gewesen, ihm die [mehr]mehrfach verwandte gelbliche Tönung zu geben, während jetzt nur auf den bläulichen Schimm[er] der bald zu erwartenden Staubschicht zu rechnen ist — und der wird auch noch immer [hart] gegen die warmen Sockeltöne stehen. —

Auch das reine Bildhauerwerk des Denkmals, das glücklicherweise vom Rokoko nic[ht] angekränkelt ist, vermag doch nicht derartig zu fesseln, daß vor dem Werke des Genius [die] Kritik verstummte. Die beiden Genien, vorn die Begeisterung, hinten die Kritik, leiden augen[]scheinlich an dem schwersten Fehler, der ihnen beschieden sein kann: sie wissen ihre Flügel nic[ht] recht zu brauchen. Dekorative Flederwische sind aber sicherlich für Lessing am wenigst[en] bezeichnend.

Die Begeisterung, ein sehr schön modellirter Jüngling, bei dem nur Kopf und Hals etwas feiner hätten ciselirt werden können, ist in der Bewegung lebhaft und natürlich empfunden. Sitzend und mit dem linken Arm auf eine Tafel gestützt, welche den Schluß der Erzählun[g] Nathans von den drei Ringen enthält, hebt er mit der rechten eine brennende Opferschale zu dem Dichter empor. Im weit zurückgebeugten Haupte liegt freilich fast ein Ausdruck des Hinsterbens, nicht der willensstarken Zuversicht, die Lessing stets emporgetragen hat.

Die Aufgabe einer Personifikation der Kritik war jedenfalls eine höchst schwierige und doch neue, reizvolle. Sie ist originell, aber doch nicht treffend gelöst worden, und ich fürchte sehr, daß sich der berliner Spott dem etwas boshaft lächelnden Jüngling anhängen wird, der mit einer Soldatenklopfpeitsche soeben ein Löwenfell bearbeitet zu haben scheint, und in die Ferne

droht, damit die Motten nun nicht den unglückseligen Uhu anfallen. O, der Uhu! Ist denn dieser antike Weisheitsvogel noch nicht abgeschmackt? Diese ganze konventionelle Symbolik, namentlich die des Löwenfelles, ist eine zu weit hergeholte und wird daher nie volksthümlich werden, mag man auch immer den Wunsch hegen, daß jeder, der sie nicht versteht, sich als den Esel betrachte, dem die Löwenhaut abgezogen worden ist. Die ganze Bewegung ist außerdem als die eines Sitzenden zu lebhaft und unnatürlich. Vor allem aber ist es mehr blumenthalsche als lessingsche Kritik, welche mit hämischem Lächeln die Geißel schwingt. Und das Lächeln ist hier, bei aller feinen und frischen Klugheit im Ausdruck, etwas hämisch. Zugegeben, daß Lessing gegen Goeze zuweilen über das Ziel hinausschoß und persönlich gallig wurde: das Denkmal hatte seine schöpferische, von reiner Begeisterung getragene Kritik, sein heiliges Eifern zu verewigen.

Ob es ihn nun selbst ganz dem Bilde getreu verewigt hat, das in uns allen lebt? Auch hier wage ich kein volles Ja. Die Gestalt — „in der Tracht seiner Zeit", wie die geschmackvolle Zeitungswendung lautet — in der freien selbstbewußten Haltung und im frischen Vorwärtsschreiten ist durchaus lebensvoll, ohne das Buch in der Linken wäre sie noch unmittelbarer natürlich; und auch der Kopf mit der prächtigen Stirn und dem offenen klaren Blick giebt uns fast das, was uns vorschwebt. Nur der Mund scheint mir zu versagen. Auch hier etwas Spöttisches, Galliges in den starken Zügen von der Nasenwurzel zu den eingekniffenen Mundwinkeln, das mehr den Kritiker als den großen Menschen zum Ausdruck kommen läßt. Es ist wohl zweifellos, daß Otto Lessing die sämmtlichen Bilder seines großen Ahnen eingehend studirt hat, ehe er an die Schöpfung seiner Züge ging. Aber es handelte sich dabei doch immer eben um eine Schöpfung. Glücklicherweise, möchte ich sagen, gab es in unserer Klassikerzeit keine Photographie; wir kennen das Antlitz unserer Heroen nur durch das Mittel verschied.ner Künstlerauffassungen hindurch. Wir haben daher das Recht, auch intuitiv an ihre Züge heranzutreten und die Auffassung herauszubilden, welche der schönste Ausdruck ihres Wesens ist. Deßhalb hätte, meine ich, ein wenig mehr Blut von jenem jugendlichen Lessing Tischbeins in der Nationalgalerie in das männliche Gesicht gerettet werden können, von jener kecken Frische und Lebenskraft, die sich in dem leise nach hintenüber getragenen Haupte so glücklich kennzeichnet, daß man die tönende helle Stimme aus dem wundervoll geformten Munde glaubt hervorgehen zu hören. Nun ist bei dem Standbilde in dem herben Zuge, der freilich oft genug diesen klassischen Mund des einsamen Denkers umspielt haben mag, die Glaubensfülle verloren gegangen, die ihn trotz alledem immer wieder emporgetragen hat zu einer Begeisterung, die, nicht dithyrambisch verzückt wie die Sockelfigur, doch in höchster Manneswürde und Ueberzeugungstreue alles Bleibende aus seinem Geiste geboren hat.

Nach alle diesem ist das Berliner Lessingdenkmal kein Markstein in der Kunstgeschichte. Es zeigt den Fleiß, die ehrliche Tüchtigkeit, das technische Können der Berliner Schule in einer Abwandlung zum Männlichen, die wohlthätig auffällt, und mit einem unverkennbaren Streben ins einfach Große — wenigstens im Figürlichen. Aber es zeigt Berliner Geist; der ist klug, sorgfältig, empfänglich für alles Neue, nur zu empfänglich; aber er dringt nicht in die tiefsten Tiefen des Gemüthes, die Flügel seines Genius sind drapirt, nicht angewachsen, und wirklich zu fliegen käme ihm „komisch" vor. Gotthold Ephraim Lessing aber war kein Berliner.

Hans Schliepmann.



Contraste.

Ich liebe es leidenschaftlich, dieses ungeheure Neben- und Nacheinander des großstädtischen Lebens. Nachzuspüren grotesk verschlungenen Wegen, auf denen große Strebungen und kleine Schwächen einander begegnen; sich durchschauern zu lassen von jener Tragik, die der Egoismus eines Einzelnen für hundert Andere zur Folge hat, langsam, bedächtig, genußfreudig dem fingerfertigen Spiel der Eitelkeit zu folgen, die im Salon oder in der Kneipe irgend ein großes

[illegible] oder literarisches Ereigniß zu kleinen persönlichen Erfolgen einzuprägen versucht; [illegible] dem Trubel des Stadt-Centrums weg, plötzlich, unvermittelt nach einem entlegenen Punkt der [illegible] zu eilen, in den kleinen Laden eines Krämers, eines Handwerkers zu treten und einen Blick zu thun in ein Menschendasein, das fast unberührt von Allem, was Alle zu bewegen scheint, [illegible], fast pflanzenhaft dahinlebt und seine beleidigend kleinen Bedürfnisse auch als [illegible] Lebenszweck ansieht; das ehrbare Wohnzimmer der gut bürgerlichen Familie, wo die Moral noch als Naturnothwendigkeit empfunden und geübt wird, zu verlassen, das Nachtcafé aufzusuchen und mich in ein Gespräch einzulassen mit einem jener verlorenen Geschöpfe, das seine Unmoralität nur als eine Art national-ökonomisches Fatum betrachtet, — das sind Genüsse feiner, [illegible] Art, weil das Behagen, das sie mir gewähren, von der zitterigen Gloriole der Resignation umflossen ist. Sie schaffen mir den Ausblick auf diese unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens, der gegenüber der Einzelne und sein Schicksal fast bedeutungslos erscheint. Mir ist dann immer, als ob ich in mir selbst fiele und fiele, abgrundtief. Mir ist's, als sei plötzlich in meinem Inneren eine Todtenstille eingetreten, als sei darin das verstummt, was mich sonst immer quält, foltert, vorwärts treibt, nicht rasten läßt Tag und Nacht, dieser klagende durchdringende Schrei meines Ichs. . . .

In der verflossenen Woche hab' ich mit großer Vorliebe den Gesprächen gelauscht, die Sodom's Ende zum Gegenstand hatten. Sudermann selbst mag ja in diesen letzten Tagen alle Qualen einer grausamen Selbstkritik erduldet haben. Jener phänomenale Erfolg, den er mit der „Ehre" errungen, muß rastlos wie ein Gespenst hinter ihm hergeschritten und vor seinem Anhauch mag jede Figur seines neuen Stückes, jede Wendung der Handlung, jedes Wort der hundert und hundert mal in Nichts zerfallen sein. Aber dieses selbe Werk, in dem ein [illegible] fender Geist unsicher und zweifelnd sich selbst zu erreichen bemüht gewesen sein mag, es bedeutet für zahllose Andere nichts als einen interessanten Gesprächsstoff. Ach, und welch' ein Gesprächsstoff! Welch' ein unvergleichlicher Gesprächsstoff . . ! Gleich nach der beispiellos glänzenden Aufnahme seines ersten Stückes im vorigen Jahre, ward die Frage angeregt: Wie wird das zweite Stück sein, das man voraussichtlich von ihm zu erwarten hat? — und namentlich Damen der guten Gesellschaft hatten mit gespanntem Interesse alle die gelegentlichen Notizen verfolgt, die die Zeitungen über dieses zweite Stück zu bringen pflegten. Ein ganzes Jahr lang hat Sudermann so die Phantasie dieser einjährig freiwilligen Suderweibchen auf das angenehmste beschäftigt. Jetzt aber, da die Aufführung seines Stückes unmittelbar bevorstand, jetzt hatte es plötzlich einen neuen, ganz unerhörten Reiz gewonnen: kein Mensch wußte etwas Genaueres über das Sujet . . ! — Man denke: kein Mensch wußte etwas Genaueres über das Sujet des Stückes, für das sich alle Welt interessirte! Das war doch zu nett! Das war einfach himmlisch! Mehr, — es war ganz pariserisch, klipp und klar pariserisch! Endlich . . . ein paar Tage vor der Erstaufführung begannen Gerüchte in's Publikum zu dringen . . . unbestimmte, vage Gerüchte, die aber doch eine vage Vorstellung gaben, wovon das Stück eigentlich handle . . . Eine Wasserleiche sollte darin vorkommen, hörte man. Eine Wasserleiche! Die Suderweibchen bekamen Herzklopfen vor Neugierde. Kainz sollte diese Wasserleiche mit hinreißender Lebenswahrheit spielen. Ein Stiefvater sollte in dem Stück seine Stieftochter verführen . . . Der Stiefvater . . Die Stieftochter . . ? Die Suderweibchen wurden ein wenig unsicher . . . Was war in einem solchen Falle die schicklichste Empfindung? Hm . . ? Verletztes Schamgefühl . . ? Aber das war ja gar nicht mehr modern . . . Also die Ruhe der weltkundigen Frau . . ? Das ging wieder zu weit . . . Die Suderweibchen entschlossen sich schließlich für einen Mittelweg . . . Sie waren über dieses Sujet angenehm empört. Angenehm empört — das war das Richtige . . . .

Eine Wasserleiche . . . Ein Stiefvater . . eine Stieftochter . . . Verführung . . . Das genügte . . . Man begann diese Elemente zu combiniren, zu permutiren, zu variiren . . . Der Stiefvater war die Wasserleiche! Nein, der Stiefvater war eine trockene Leiche, wogegen die Stieftochter die Leiche im feuchten Zustand war, der Stiefvater verführte die Stieftochter? Lächerlich! Die Stieftochter erwies dem Stiefvater diesen Liebesdienst, frühstückte dann Hering mit Kartoffeln und ging unmittelbar darauf an einer Stelle der Spree, wo das Baden behördlich verboten war, in's Wasser . . . Eine Wasserleiche! Hm, ja . . . Aber diese Wasserleiche äußert

den bei der herrschenden kühlen Witterung psychologisch begreiflichen Wunsch nach sofortiger Feuerbestattung, dem auch auf offener Scene entsprochen wird. Nicht lange und diese Gespräche wurden nach Ollendorf's unsterblicher Anweisung geführt: Der Stiefvater trägt die Stiefel meines Onkels, aber der Regenschirm meiner Tante liegt neben der Wasserleiche ihrer Stieftochter. — Lieben Sie die Wasserleiche Ihrer Schwiegermutter? — Ja, ich liebe die Wasserleiche meiner Schwiegermutter, aber der Stiefvater meines Vetters bläst im Wohnzimmer meiner Base die Trompete in Gesellschaft seiner Stieftochter. Schließlich wandten die Suderweibchen ihr Interesse auch den Ascendenten, Descendenten und Seitenverwandten des Stiefvaters und der Stieftochter zu, statteten sie mit einigen auch dem Minderbemittelten zugänglichen Lastern aus, und vierundzwanzig Stunden, nachdem die ersten Gerüchte über den Inhalt des Stückes ihren Weg ins Publikum gefunden hatten, vernichteten sich nach den übereinstimmenden Angaben der Suderweibchen bereits ganze Generationen in „Sodom's Ende“, erwürgten sich, warfen sich vom vierten Stockwerk auf das Straßenpflaster, sprengten sich gegenseitig in die Luft, kurz, machten so gut es ging, ein wenig Bewegung da sie ja nach Absolvirung sämmtlicher im allgemeinen Strafgesetzbuch erwähnten Schandthaten begreiflicherweise unter einem empfindlichen Mangel an passender Beschäftigung zu klagen hatten. „Ganz Berlin“ dichtete an dem Stück. An Stelle des einen Sodom, dem Sudermann ein Ende gemacht hatte, erbauten die Suderweibchen unabläßig neue Sodoms ohne Ende. Und in diese Beschäftigung haben sie sich so verliebt, daß ihnen das polizeiliche Verbot des Stückes fast erwünscht kam. Schließlich wird es doch wieder freigegeben werden, denken sie. Und bis dahin bleibt ihnen noch dieser Gesprächsstoff. . . . Und durch dieses polizeiliche Verbot hat er erst einen Hautgout bekommen . . . einen Hautgout. . . . Aah . . .!

* * *

Ja, es war ein Genuß, diesen Gesprächen zu lauschen, so nahe auch der Schlag, von dem Hermann Sudermann getroffen wurde, jedem Schriftsteller gehen mag, es war ein schmerzlicher Genuß, zu beobachten, daß das Streben aller höher gearteten Geister für den Pöbel — und für den in Sammt und Seide vor Allem — fast nur den Werth eines Zeitvertreibs hat, diesem demüthigenden Werthwechsel zu folgen, dem alle geistigen Güter unterworfen sind, sobald sie in Umlauf gesetzt werden. Aber genußvoll war auch jener andere Contrast: das Bild des eleganten Salons und der eleganten Damen, die so furchtbar viel nichts zu thun haben, noch klar und deutlich vor seinem geistigen Auge, nur ein paar Häuser weiter in einen niederen, langgestreckten, Schulsaal einzutreten, wo gerade ein Frauenverein seine Versammlung abhielt. Es waren nicht die schönsten Vertreterinnen des schönen Geschlechtes, die ich da zu sehen bekam. Und von vielen, ach von den meisten dieser verkümmerten, verdrossenen, verbitterten Gesichter konnte ich den Schmerz ablesen, der ihnen einst in vergangener Zeit das vergebliche Warten auf jenen einzigen Erlöser werbliche Herzen bereitet. . . . Aber diesen Mann, den sie in der Vergangenheit vergeblich gesucht, sie bekämpften ihn in der Zukunft. Sie bekämpften ihn? Nein! Sie verwahrten sich ausdrücklich dagegen. Sie wollten nichts weiter als Gleichberechtigung mit dem Mann. Nicht einmal das, Sie wollten bloß das Recht auf alle Arbeit, zu der sie als Frauen fähig waren. Wie friedfertig das klang, wie maaßvoll, wie natürlich. — Aber wenn das Wort Mann in diesem Saale ausgesprochen wurde, dann ging eine merkwürdige Bewegung durch diese Versammlung und auf allen diesen verkümmerten, verdrossenen, verbitterten Gesichtern ward der Ausdruck unauslöschlichen Hasses sichtbar, den das Schicksal, das jede einzelne dieser Frauen getroffen haben mag, allein nicht zu erklären im Stande ist. Sollte das mehr sein? Vielleicht jener tief eingewurzelte Haß des Weibes gegen den Mann, von dem jetzt so viel die Rede ist? Und sollte wirklich unsere Gesellschaftsordnung, deren typischste Erscheinung die zeitlebens müßig gehende Dame ist, dermaleinst von einer anderen abgelöst werden, in der dieses Wesen, das neben uns hergeht, unbegriffen, unberechenbar, das uns immer aufs Neue enttäuscht, wenn wir es ganz zu kennen glauben — in der es Fähigkeiten, Neigungen, Energien zu entfallen berufen ist, von denen wir bisher kaum eine Ahnung haben? Eine Gesellschaftsordnung, in der das arbeitende Weib mit seinen unverbrauchten Kräften den durch die Jahrtausende lange Kulturarbeit abgemühten, entnervten Mann in die zweite Reihe zurückdrängt?

Hier die zeitlebens müßig gehende Dame, die nur für den Mann, durch ihn, in ihm lebt, deren Dasein sich in lauter Momenten erschöpft; und dort das Weib, das den Mann haßt und rastlos, unermüdlich für seine Mitschwestern eines fernen Jahrtausends Waffen auf Waffen sammelt, um ihn zu bekämpfen . . . Contraste! **Heinrich Kana.**

Tolstoi in der Malerei.

Der Tolstoi-Maler ist die neueste künstlerische Merkwürdigkeit Berlins. In den großen Lügenkarneval der Friedrichstraße hinein rufen riesige schwarze Lettern: „Was ist Wahrheit?“ Das Wort bezeichnet das Sujet eines Bildes. Der Maler ist Professor Gué, ein Russe. Gué ist Tolstojaner. Seine Photographie zeigt einen weißen Apostelkopf. Wie der Meister, führt er das einfache Leben eines Bauern. Mit Staunen sieht man in eine weite Perspektive: das Aufblühen einer Tolstoi-Gemeinde, wie es in Amerika jetzt eine Bellamy-Gemeinde giebt. Und auch dieser Jünger, der dem Ansehen nach älter scheint als der Meister selbst, ist wie der Evangelist der Kreutzersonate ein großer Künstler, ein packender Techniker, der kein raffiniertes Mittel verschmäht, um seinem Glauben Gestalt zu geben. Das Gemälde, überlebensgroß, füllt eine grell beleuchtete Ecke in einem sonst künstlich verdunkelten Kabinet. Zwei Gestalten: Pilatus und Christus. Pilatus, groß, dick, eine Vitelliusgestalt mit einem Muränenbauch, hebt im Abgehen die Hand hohnlachend zu der Frage: „Was ist Wahrheit“? Christus steht starr, klein, gefesselt, zerzaust, nur noch das Fragment eines Menschen, ein letztes qualvolles Phantom irdischen Daseins, das körperlich verzweifelt nach dem Ende ringt, nach dem Zerreißen des Bandes, das die zuckenden Nerven noch zusammenhält. Nur eins lebt in ihm: das Auge, der Blick. Je länger man sich ihm hingiebt, desto magischer wirkt er. Es ist nicht der feuchte Siegesblick Gebhardts, nicht das Nirwanaauge des Gabriel Max, nicht die Himmelsgüte des Fiesole und nicht die Heiligkeit der Armuth und Bescheidenheit Uhde's. Dieser Blick ist der absolute kategorische Imperativ. Er sieht nicht Pilatus an und nicht auf den Beschauer. Er starrt unverwandt auf einen idealen Punkt: seine Mission, sein „Du sollst“. In diesem Auge ist alle Gedankenarbeit längst abgeschlossen. Es hat, vielleicht in tausend Kämpfen, einen nicht mehr verrückbaren Punkt gefunden. Jetzt, in der nahenden Todesqual, unter den Schmerzen der schon vollzogenen Geißelung, gilt ihm nur noch das eine einzige: den Punkt festzuhalten. An ihn klammert sich das Auge mit aller Energie. Dabei ist dieses Anklammern aber noch nichts Mystisches, kein „Hexenschlaf“, der Befriedigung mitten in den Flammen giebt. Es ist ein Anklammern durch gewaltigste Bewußtseinsarbeit, unter gleichzeitigem Fühlen aller Schmerzen. Man glaubt den kalten Angstschweiß auf der Stirn zu sehen, der ganze gebrochene Leib ist Scheu, Entsetzen, Zittern, die schwirrende Nervosität des abgehetzten Wildes: nur das Auge allein saugt immerzu aus seinem Starren Kraft, es verliert seinen Punkt nicht; das Gehin hinter diesem Auge wird nicht bezwungen werden, auch vom Aergsten nicht. Dieser Christus ist sicherlich nicht der Tolstoi'sche etwa im Sinne der rührenden kleinen „Volkserzählungen.“ Aber es lebt allerdings Geist darin von der Stimmung der „Kreutzersonate“, ein Stück Tolstoi, das unverkennbar ist. Wenn mich etwas an dem Bilde im Ganzen stört, so ist es nicht die Auffassung grade des Christus. Ueber diese läßt sich streiten, aber es steckt ein berechtigter und in hohem Grade bedeutsamer Individualismus darin. Was mich stört, ist das schon berührte technische Raffinement des Bildes. Die strahlende Goldlichtwelle, die über Pilatus fällt, die ganze Anordnung der Gestalten hat etwas Theatralisches, das für mich erst mühsam überwunden werden muß, ehe ich den Christus genießen kann. Betrachtet man die beiden Figuren im gegenüberstehenden Spiegel, so glaubt man in die Nische eines Wachsfigurenkabinets zu sehen, so grell sind die beiden Körper herausgearbeitet. Es ist seltsam, dieses Gemisch von Pomp und Askese, es führt auch das zum Nachdenken. Ich füge noch hinzu, daß Professor Gué gegenwärtig an einer Büste Tolstois arbeitet und die Lieblingstochter des Dichters portraitirt, das schöne zwanzigjährige Mädchen, das allein in der Familie begeistert an den Lehren des Vaters hängt. **W. B.**



Bei Mama.

Von

Arne Garborg.

Deutsch von **Marie Herzfeld.**

(Schluß)

XXI.

ihrem Schicksal entgehen sollte Fanny aber nicht; Uchermann warb dennoch um sie.
Sie jammerte, als sie seinen Brief las: es wirkte so fremd und peinlich. Und
war es schön und ergreifend . . . ach, warum mußte sie so viel Uebel verursachen!
rum hatte sie nicht geheirathet, als sie noch jung war; wäre sie nicht so dumm
esen, als sie Gabriel zum erstenmal traf, so hätte sie sich in ihn damals verliebt
vielleicht ihn gewonnen.

Armer, prächtiger Uchermann! Der beste Mensch, dem sie jemals begegnet, der
ste, ehrlichste Freund! Ihr Lehrer, ihr Wohlthäter! Durch seine Hilfe war sie so
hinauf gekommen, daß sie Gram verstehen konnte, und nun stieß sie ihn mit
en weg . . . wie eine gebrauchte Leiter . . .

— Ach, das war entsetzlich! Jedes Wort ein Stöhnen, jeder Satz ein
luchzen; die sanfte Weichheit der Ausdrücke, das Liebkosende des Tones, so oft er
n" sagte, verrieth in ergreifender Art seine schmerzvolle Liebe. Und da sollte sie
ts anderes erwidern können, als dies verlegene, leere, das von Freundschaft; es
de klingen wie Spott und in seine Seele dringen wie eisiger Frost; sie fühlte
sie sah sein Lächeln, dies bittere, schiefe Lächeln, ein hohnvolles, blutiges Lächeln;
hier saß sie, kalt und hart, fremd und fern, und eigentlich ganz froh, daß er
hier wegging. — —

Es wurde ein herrlicher Frühling.

Sie hatte ihren Kursus beendigt und war bis auf weiteres ein freier Mensch.
sie war so glückselig jung geworden.

Ein süßer Friede erfüllte sie, neue Fähigkeiten zu leben. In frohen Gedanken
ef sie ein und erwachte mit der Empfindung überwältigenden Glücks; — denke
, vielleicht sah sie ihn heute. Sie ängstigte sich um nichts und sehnte sich nach
ts; weder Vergangenheit noch Zukunft quälten sie; sie lebte jetzt, gerade jetzt;
eigenthümliche glückverlorene Stille kam über sie; ihre Seele war süßen Weines
ken; sie freute sich mehr über den schönen Sonnscheintag als sogar über die Be-
nheit, daß Johann Sverdrup Staatsminister geworden.

Sie war so glücklich, daß sie theilen mußte; sie nahm hie und da Mama auf
Ausflüge mit. Und Mama war dankbar. Sie packte die Proianttasche und
de lebhaft und liebenswürdig wie in alten Tagen. Oben auf der Gressen-Halde
ein kleiner Teich; da lagerten sie sich gern und koch[illegible]n Kaffee. Und Mama
derte, erzählte und lachte.

— Und dann waren diese gebenedeiten Abende, a[illegible]nen Fanny die schöne
t gemeinsam mit ihrem Freunde Gabriel ansehen konnte

Er war müde. „Ekel vor dem Amtsgeschwätz und der Staatsdummheit."
ren sie weit genug aus der Stadt, nahm er ihren Arm, schöpfte tief Athem und
ch: „So! Nun existiert all das für mich nicht mehr!" Und er athmete noch

einmal —: „ah! das ist doch etwas Anderes!" — Ihr wurde warm [illegible] also fühlte er sich nun wohl und fand nicht, daß sie auf ihn störend [illegible]

Es war eine eigene Empfindung das; — sie war nicht eigentlich [illegible] sie wollte ihn nicht „haben"; es war nichts anderes, als daß sie endlich einen [illegible] gefunden, den sie vollkommen verstand. Mehr bedurfte es nicht. Ueberhaupt die Wahrheit gesagt —: das einzige Unglück im Leben war das Gefühl der [illegible] samkeit; und nun fühlte sie sich nicht länger einsam.

Er veranlaßte sie gern, von ihrem Leben zu erzählen, und obwohl es [illegible] verständlich nur allgemeine Höflichkeit von ihm war, freute es sie doch unendlich sie erzählte. Leider war da nichts zu erzählen, wenigstens nichts Interessantes, vielleicht unterhielt es ihn, die Geschichte ihrer Eltern zu hören, und so erzählte diese. Er hörte sie geduldig an, sagte aber, dies sei höchst gewöhnlich. „Das passirt jeden Tag," meinte er; „das einzig Merkwürdige an der Geschichte sind [illegible] lich Sie selbst." — „Ich? Wieso?" — „Nach allen möglichen Theorien hätten [illegible] nämlich dem Teufel in die Klauen fallen sollen! Schlechte Erbschaft, [illegible] ziehung, beides . . . wie zum Henker, geht es zu, daß Sie . . . nach allem, [illegible] merken kann . . . ein sehr braves Mädchen geworden sind?" — Sie fühlte sich [illegible] diese Anerkennung belohnt für den Kampf ihres ganzen Lebens. Kaum daß [illegible] antworten vermochte —: „Ich weiß es wirklich nicht recht!" — „Sind Sie [illegible] gewesen?" — „Ja, auch." — „Vielleicht hat das Ihnen geholfen?" — „[illegible] zum Theil vielleicht, obschon . . . es hat die ganze Zeit mir vorgeschwebt, [illegible] die Achtung vor mir selbst nicht verlieren wolle; das ist es eigentlich, glaube ich." „Und dann waren Sie hie und da verliebt?" — „Nein. Oder doch, in Ihren [illegible] Alas wohl . . . einigermaßen; aber seither nicht." — „Was? Sind Sie [illegible] Jahre herumgegangen und —; nein, das ist unmöglich, verstehen Sie. Das [illegible] allzu sehr gegen alle Erfahrung." — „Ja, aber es ist so." — „Keiner, für den [illegible] sich speziell interessiert haben? Keiner, von dem Sie phantasierten?" — [illegible] Ich glaube, ich hatte zu viel Anderes zu denken. Ach, das war ein trauriges [illegible] Ich vermag gar nicht daran zu denken; es ist allzu schrecklich." — „Haben [illegible] etwas, woran Sie ungern wollen erinnert sein?" fragte er scherzend. — [illegible] nichts Spezielles; aber das Ganze, das Ganze . . . Nur Unsinn, nur Leere; [illegible] Einen zum Anderen, in wilder Jagd; das Eine nur ärger und blöder als [illegible] Andere . . . ach, ist's nicht merkwürdig, daß ein Mensch es so aushielt?" — [illegible] der Mensch hält alles aus!" — Er ging eine Weile; dann sagte er, wie für [illegible] „Nicht verliebt? — Das wäre des Teufels! — Sie sind vielleicht nicht ei[illegible] erotisch veranlagt?" fügte er in einem schonenden Ton bei. — „Vie[illegible] murmelte sie.

— Im Laufe des Sommers kam Gram unregelmäßiger als früher und [illegible] Ferien reiste er heim nach Bergen. Er wollte sich um alte Liebchen umsehen, [illegible] er; es war Scherz, allein es that ihr dennoch weh; es peinigte sie von nun an Eifersucht.

Er wollte nicht heiraten, das wußte sie. Aber angenommen, er fand eine [illegible] telligente Dame, die sein Kamerad sein wollte —? Sie machte sich ein Bild dieser intelligenten Dame und begann in der Stille sie zu hassen.

Er hatte drei Wochen frei; niemals hatte sie eine so langsam verschleichende Zeit durchlebt. Schließlich war's vorbei und in bebender Spannung begab sie [illegible] die alten Stelldicheinplätze. Er war nicht da. Tag um Tag wartete sie; er ließ [illegible] nicht blicken.

Ernstlich bange wagte sie sich eines Morgens während der Amtsstunden in [illegible] Wohnung und fragte nach ihm; ja, er war zurückgekehrt. Gott sei Dank, so [illegible] doch nicht die Kokette in Bergen. Es muß ihm irgend ein Bedenken aufgegangen sein, z. B. wegen ihres „Rufs", wovon er hier und da etwas gemurmelt hatte

Als ob es nicht einerlei war, was gewöhnliche Leute meinten! Und gebildete Menschen dachten nicht so niedrig; trieb sich Ebba Lehmann nicht Tag und Nacht mit diesem jungen Schauspieltalente herum, und es krähte doch kein Hahn danach? Ueberdies, ihr Leben ihrem „Rufe" opfern . . . niemals konnte jemand dies von ihr verlangen, die es all ihre Tage so traurig gehabt hatte; jedenfalls würde er nicht so grausam sein; und wenn er dazu imstande war, so würde er ihr wenigstens Gelegenheit bieten, selbst zu wählen; er würde sich nicht für berechtigt ansehen, über ihr Dasein nach eigenem Gutdünken zu verfügen . . . O Gott, sei barmherzig gegen mich, o Gott! sei barmherzig . . . nur dies einemal. . . .

Sie traf ihn schließlich eines Tages auf der Straße. Er grüßte hurtig, etwas verwirrt, sagte eine Menge Dinge, die sie in ihrer Aufregung kaum verstand und ging dann wieder mit der Bemerkung, er habe Eile. Ach, was sollte sie glauben; ach, was sollte sie denken . . .

Als er sie das nächstemal traf, schlug er ihr vor, ein Glas Wein bei Schulze zu trinken; bald war die alte Bummelei wieder im Gang. Aber es wurde doch nicht mehr wie sonst. Er war nervös und launisch. Er konnte wochenlang ganz wegbleiben; zu anderen Zeiten suchte er sie fast täglich auf; manchesmal war er liebenswürdig bis zur Kurmacherei, während er anderemale wieder so kalt und ironisch schien, daß er fast unangenehm wurde. Er frug sie über ihre Vergangenheit aus, kam wieder und wieder auf das „Sonderbare" zurück, daß sie nicht verliebt gewesen, und auf das „Merkwürdige," daß sie „trotz schlechter Erbschaft" und „keiner Erziehung" sich „ganz aufrecht" gehalten; ja er sagte ihr oft Dinge, wie „alles sei zu verzeihen, außer Mangel an Aufrichtigkeit" . . . Es kam so weit, daß sie ganz verstummte und nur neben ihm ging und mit Thränen kämpfte.

An einem kothigen Novemberabend hatten sie in Winterkleidern und Galoschen einen so langen Spaziergang gemacht, daß Fanny ganz übermüdet war. Sie fühlte sogar Anzeichen ihres Unterleibsübels. Sie befanden sich in Haegdehougsvejen, nicht weit von seiner Wohnung; sie sagte, sie müsse sich nun ausruhen. „Kommen Sie herauf zu mir, und trinken Sie ein Glas Wein," sagte er, „das ist ebenso gemüthlich wie sich bei Grand oder Gravensen anglotzen zu lassen." Sie that es. Nachdem sie eine Weile ausgeruht, gingen sie wieder fort, und da begann er über ihren Ruf zu reden. „Dergleichen sollten sie aber eigentlich nicht thun," sagte er. — „Ei," antwortete sie, „ich habe aber dergleichen schon vorher gethan." — „Sie sind ein bischen unvorsichtig." — „In der Gesellschaft gebildeter Menschen habe ich mich immer sicher gefühlt." — „Ja freilich; man ist auch sicher . . . Aber nehmen Sie an, Sie verliebten sich einmal, heiratheten . . . Ihr Mann kennt sie nicht; er kann es nicht unterlassen, zu untersuchen, sich zu erkundigen, und da findet sich dann ein Herr, der zugeben muß, Sie seien einmal allein mit ihm in seinem Zimmer gewesen." — „Nun?" — „Dann könnten Sie ihren Mann niemals mehr glücklich machen. Es genügt nämlich nicht, daß eine Dame schuldfrei ist und daß alle Menschen sie für schuldfrei halten; es darf nicht einmal die schwächste Möglichkeit für einen Verdacht vorhanden sein . . . Der Mann, welcher sie liebte würde unerbittlich anfangen zu zweifeln: hat sie diesen Herrn geküßt? Und selbst, wenn nicht, hätte sie ihn nicht geküßt, sobald der Bursche frech genug gewesen wäre? — Und dann ist's vorbei!" — „So lassen Sie es vorbei sein!" rief sie erzürnt aus; „das ist eine Denkweise von solcher Roheit, daß —; ein Mann, der mich für eine so elende Kreatur hält, daß er im Augenblick, wo ich nicht unter Aufsicht stehe, Grund vorhanden glaubt, von mir das Schlimmste zu denken, . . . er sollte nur kommen und noch von Liebe reden!" — Sie zitterte. Es regte ihn auf, daß sie es so leidenschaftlich nahm. „Es ist so, zum Teufel hinein," sagte er, „hoffentlich wird es anders; aber noch darf eine Dame sich nicht ungestraft gegen die Etikette empören." Sie gingen schweigend

weiter; Fanny schwor bei sich selbst, sie wolle ihn nie mehr treffen, es war ja klar, daß er ihr Benehmen nicht damenhaft fand. — Sie hielt ihren Schwur zwei Tage lang.

Er wollte ihren Umgang kennen und ließ sich sowohl Ebba Lehmann, als dem Lehrer Opthun vorstellen; das freute sie; von Menschen, welche sie kannten, würde er doch gottlob nichts Schlechtes hören.

Später im Winter sagte er eines Abends plötzlich: „Sie, Fräulein, Sie müssen sich vor Ihren Freunden in Acht nehmen." — „Ich habe keine Freunde," erwiderte sie; „was meinen Sie damit übrigens?" — „Ach, es ist nicht der Mühe werth, sich dran zu kehren; es ist nur dieser mystische Schullehrer, Opthun oder wie er heißt... er begann mir kürzlich von Ihnen zu erzählen." — „So, und was sagte er?" — „Das heißt, er erzählte nichts; er ist der geschickteste Verläumder, dem ich jemals begegnet bin; er sagte nur, es kenne sie eigentlich niemand; kein Einziger wisse z. B. in welchem Verhältniß Sie zu Uchermann gestanden hätten; ebenso wenig wisse jemand, wie Sie mit vierzig Kronen im Monat haben leben können, Sie, die Sie obendrein eine Mutter zu versorgen hatten; . . . ferner sei es unbekannt, in wie weit die Erklärung dafür vielleicht bei einem gewissen jungen Springinsfeld, einem Herrn Houen, dem Sohne ihres früheren Chefs, gesucht werden könne . . ." — „Was?!" — sie schrie auf; der Schrecken fuhr ihr eiskalt durch den Rücken, hinab in die Beine, die Knie . . „An das brauchte man sich absolut nicht zu kehren," sagte Gram; „der Mensch erklärte selbst, er wisse nichts; er zog blos seine Schlüsse aus dem, was er vernommen; unter seinen Quellen nannte er einen gewissen Isnaes . . ." —

„So etwas hat Isnaes nie gesagt," erklärte Fanny. — „Nein, das sagte er ja selbst auch . . . ein ausgesuchter Verläumder; sie sollten mit ihm nicht mehr umgehen, nicht einmal ihn grüßen!" — „Das finde ich auch." — Sie gingen eine Zeitlang stumm einher; er schien zu erwarten, daß sie etwas sage. Sie fühlte sich elend; ihr einziger Gedanke war, nach Hause zu kommen, um sich auszuweinen. — „Sie waren also überhaupt nicht sehr vorsichtig?" fragte er. „Eine Dame in Ihrer Stellung muß dafür sorgen, daß die Leute wissen, wie sie lebt. Sagen Sie, ist es wahr, daß Sie im Monat nicht mehr hatten, als vierzig Kronen?" — „Ich bekam in der letzten Zeit sechzig; anfangs kriegte ich nur fünfundzwanzig. . ." — „Ja, aber davon konnten Sie ja doch nicht existieren?" — Sie erstickte ihr Schluchzen. — „Nein." — Er hielt inne. Mehr zu fragen ging einfach nicht an. Bald begann er wider: „Sie haben überhaupt nicht Lust, von sich zu erzählen, Fräulein?" — Der Ton war ironisch; ihr wurde eiskalt. „Ich glaube nicht, daß es Sie interessieren könnte," antwortete sie kurz. — „Na . . . bei dem — mildest gesprochen — sonderbaren Verhältniß, in das wir zu einander gerathen sind — man muß sich doch bis zu einem gewissen Grade kennen, begreifen Sie!" — „Mir scheint, ich kenne Sie recht gut!" — „Das thun Sie nicht, Fräulein; und in jedem Fall kenne ich Sie nicht." — „Nein!" — „Kennt Sie überhaupt Jemand, Fräulein?" — „Ich hoffe doch." — „Zum Beispiel?" — „Na, . . . Helga Markussen." — „Nein, Frau Markussen kennt Sie nicht." — „Wie mei . . .?" — „Sie traf Sie einmal im Arbeiterverein, sagte sie, in Gesellschaft eines Handlungsbeflissenen; der Handlungsbeflissene verschwand und sein Nachfolger wurde dieser Uchermann . . ." — „Das sagt sie nicht!!" — „Na, wenn auch nicht gerade in dieser Form . . . Lassen Sie mich hören: war jener Handlungsbeflissene vielleicht identisch mit dem jungen Springinsfeld, von welchem Opthum erzählte?" — „Nein." Nach einer Pause fuhr sie fort: „Uebrigens kennt Ebba mich besser." — „Fräulein Lehmann weiß nichts anderes als Gutes von Ihnen," sprach er, „aber nach dem, was Opthun erzählt, will sie sich nächstens von Ihnen zurückziehen, weil sie glaubt, daß Sie gegenwärtig mit dem Unterzeichneten in freier Ehe leben." — „O Gott, wie er lügt! — lügt!" — „Uf, schreien Sie nicht so. . . . Aber Sie sehen, daß ich mich rücksichtlich Ihrer nicht an sehr viel halten kann."

Sie verstummte völlig. Armes Mädchen, hatte sie ein sehr hohes Spiel gespielt
ıd merkte sie, daß sie verlor? — Sie näherten sich ihrem Hausthor; er begann davon
reden, daß sie heiraten solle. „Werden Sie keine alte Jungfer; suchen Sie sich
ien braven Mann, der Sie kennt und auf den Sie sich verlassen können" . . .
lötzlich eilte sie an ihm vorbei und verschwand; es kam ihm vor, als höre er unterdrücktes
chluchzen von der finsteren Treppe herab.

— — Fanny hatte um eine Stelle an der Volksschule nachgesucht; sie erhielt
elbe nicht. Dagegen supplirte sie ein paar Monate lang einer anderen Lehrerin,
lche ein Stipendium bekommen hatte, um in Stockholm die schwedische „Folkes-
ola" zu studiren.

Zum Glück erhielt sie eine Knabenklasse; die kleinen Buben waren weniger bös-
tig als die Mädchen. Und wie herrlich, wieder etwas zu thun zu haben; es wurde
ch gewiß eine ganz angenehme Arbeit, — wäre nur dieser Religionsunterricht nicht
wesen. —

Und noch obendrein diese hoffnungslose Liebe . . . denn es nützte nicht länger,
vor sich zu verleugnen: es war Liebe. Ganz gewöhnliche, verzweifelte Liebe. Und
, die genügsam sein wollte. So unendlich genügsam. Nur ihn hie und da sehen,
seiner Seite gehen, ein wenig mit ihm reden, seine Hand drücken . . . Allein nicht
ımal das sollte sie dürfen. Es war vorbei. Es blieb vorbei. Sie konnte nie
hr ihn aufsuchen. Es verflossen Tage und Wochen; ihr ganzes Wesen war nichts
zehrende Sehnsucht; — ihn, ihn, ihn, nur ihn; jedoch er kam nicht. Und sie
. sie war abgewiesen. Sie wendete ihre Tage und ihre Nächte an, auf Auswege zu
nken, Mittel und Maßregeln auszusinnen, durch welche sie seiner habhaft werden
ınnte, ohne daß der Schatten eines Verdachtes möglich war, daß sie an der Intrigue
ıtheil habe; aber ach, solche Mittel gab es nicht. Plötzlich traf sie ihn dennoch.
ıd es war wirklich Zufall. Es schwindelte ihr das Herz vor Glück; er mußte sie
ucht haben. Sie kam geradenwegs aus der Schule.

„Aber um alles in der Welt, warum sieht man Sie nie?" fragte er; sie ant-
ortete: „Und Sie desgleichen?" — Er lud sie zu einem Spaziergang ein; nachher
ollten sie bei Gravesen ein vernünftiges Mittagessen verzehren; sie vergaß ihren
unger und begleitete ihn. „Es steht schlecht um mich, wie gewöhnlich," sprach er;
s höllische Junggesellentreiben, diese verdammte Schweinerei . . . warum verschwinden
ie so auf einmal; Sie sehen doch, daß Sie mein guter Engel sind; bummle ich
it Ihnen herum, so bin ich ganz einfach ein Heiliger . . ."

Sie speisten bei Gravesen, gingen dann in ein Kaffeehaus und tranken Kaffee.
r nahm außerdem ein paar Gläser Pjolter, um sich normal zu trinken, wie er
gte. Uf, dies hoffnungslose Dasein; abscheulich, daß man nicht so viel Energie
saß, um sich so eine kleine Kugel vor den Kopf zu jagen; es endete wohl schließlich
mit, daß er eines Tages verrückt wurde; er hatte ja auch einen Onkel, der verrückt
ır. —

Seine Stimmung wurde nach und nach heller, weicher; endlich war er „normal,"
d da begleitete er sie heim.

Am Thor fühlte sie plötzlich seine Arme um ihren Leib; er preßte sie dicht an
h und ein nervöses Beben ging durch seinen ganzen Körper —: „Ach, wenn Sie
ch alle Rücksicht beiseite setzten und mein würden! ganz mein, Kamerad! Zusammen-
lten, so lang wir's könnten; ganz . . . alles teilen!" Es war, als saugte es sie
nab in einen taumelnden Wirbel. Ihr Haupt sank zurück, die Augen schlossen sich;
kam zu sich, als sie seine Lippen die ihrigen suchen fühlte . . .

Alles, was in ihr von Anständigkeit vorhanden war, wachte auf, erhob sich, kam
rangewälzt, überflutend gleich einer Meereswoge, riß sie aus seinen Armen und
leuderte sie in wilder Hast über alle Stufen hinauf, bis sie bebend und entsetzt in
ama's Ofenecke saß. —

— Mama lehnte in ihrem Schaukelstuhl und strickte. Die gewöhnliche ... dinenpredigt ließ nicht auf sich warten.

„Ich soll Dich übrigens von Ebba Lehmann grüßen," kam zum Schluß. ... war gerade hier und erzählte, daß sie von ihrem Posten abgesetzt werde. Der ... besuchte sie und redete ihr zu; sie aber ist halbverrückt und steifnackig wie Du ... will natürlich klüger sein als Priester und Propheten." — Keine Antwort. — „... dann habe ich Dir noch etwas zu sagen." — Keine Antwort. — „Du fliegst ja ... mit einem neuen Kerl herum, natürlich irgend einem Taugenichts, einem verschu... Studenten oder . . ." — „Mama!" — „Na, ich weiß ja nicht, was er ist; ... Ebba hat es herausgekriegt. Er gilt für den ärgsten Lumpen von Kristiania; er ... gewiß in jeder Hinsicht zugrundegerichtet; allein nun soll er sich mit einer ... Dame aus Bergen verheirathen und Ebba bat mich, Dich ernstlich zu warnen, ... Du Dich vor ihm in Acht nimmst; mag er etwas von Dir, so ist es gewiß ... Gutes; ich versprach, es Dir zu sagen; aber Du bist ja nicht wie andere Leute; ... ein geachteter, wohlhabender Mann Dich zur Frau, so giebt es ein Nein, kommt ... so ein verschuldeter Student, so bist Du imstande Dich . . ."

Fanny saß vornübergebeugt, stützte die Ellbogen aufs Knie und verbarg ... Gesicht in den Händen. Plötzlich brach ein langer, dumpfer Schrei aus ihrer ... aber der Schrei wurde zu Weinen, einem Schluchzen, so entsetzlich und durchdrin... daß Mama das Strickzeug fallen ließ und ganz erschrocken, mit offenem Mund ... starrenden Augen sitzen blieb.

Das war kein Weinen, das war wilder Jammer. Sie hatte sich abgew... Mama sah nichts als ihren Rücken; aber dieser Rücken wand sich in Konvul... „Nein, aber Fanny, aber Fanny doch . . ." Mama ging zu ihrer Tochter und ... sie zu beruhigen; „nein, aber Krauskopf, mein armes Kind . . . so nimm es ... nicht so schwer; es war nicht böse gemeint, gar nicht so . . . nein, aber liebes ... Krausköpfel . . . es ist doch nicht am Ende etwas passirt?" —

Plötzlich kriegte Mama einen Stoß, daß sie weit zurücktaumelte: „Him... — Das starke, gräßliche Schluchzen hörte auf.

Fanny richtete sich empor; mit halblautem Weinen ging sie durch das Zim... warf sich aber wieder in Mama's Lehnstuhl. Sie sah schrecklich aus; das ... war blau, die Augen waren geschwollen; Zuckungen verzerrten die Mundwinkel, ... Hände bewegten sich nervös. „Das bist Du! Alles Du!" rief sie schreiend, ... nur Du! wärst Du eine andere Frau gewesen, so würde alles anders sein! all... sie überschrie sich. „Du hast mich zu einer Thörin gemacht! zu einer Thörin! ... Thörin hast Du aus mir gemacht! Eine Thörin! Sie fürchten sich vor mir! ... verstehen mich nicht! Ich bin keine Dame, ich bin keine Dame; alles Mögliche glau... sie, alles Mögliche trauen sie mir zu; verstehst Du das? Begreifst Du, daß Du ... schuld bist; begreifst Du es? — Ach, keine Spur, keine Spur; nichts begreifst ... nichts begreifst Du; nie hast Du mich verstanden; nie bist Du eine Mutter gew... allein bin ich herumgegangen mein Lebelang, nie hast Du mich verstanden; Du ... eine Thörin selbst; eine Thörin bist Du, eine Thörin! Darum hast Du auch mich ... einer Thörin gemacht! Komm mir nicht nah, komm mir nicht nah! Ich will ... nicht sehen! Ich will nicht! Nie hast Du mich verstanden, nie mich lieb gehabt; ... hättest Du mich lieb gehabt, so hättest Du mich verstanden; Du kümmertest Dich ... garnichts; Dir war alles gleichgültig; Du wolltest mich nur, um Dir durch ... einen reichen Schwiegersohn zu kaufen; und da ich hübsch genug war, was bra... es da mehr . . . oh, oh, Mama, Mama —!" die schreiende Stimme dämpfte ... zu einem langen, jammernden Weinen ab; Fanny hielt sich an der Lehne des St... fest und schien zusammensinken zu wollen. Mama nahm sie in die Arme, ... halb tragend, halb stützend, brachte sie sie hinaus in den Alkoven, sie dabei begüti... wie ein kleines Kind: — „ja, ja, mein Kind; na ja, Krausköpferl; beruhige Dich ...

un legen wir uns nieder und schlafen; jetzt kriegst Du etwas Gutes und dann wirst Du schön schlafen . . . Mein armes Kind, mein armes Kind . . .“ — Fanny kam ins Bett; das Weinen dauerte fort, wimmernd und verzweifelt.

Mama wusch ihr die Schläfe mit Essig und gab ihr Wasser mit Naphta. Fanny weinte nicht mehr. Mit heftigen Bewegungen warf sie sich im Bett herum; es bebte um ihren Mund; die Augen hatten etwas Irres; sie zog Mama an sich wie in Angst; „geh' nicht von mir! geh' nicht von mir!“ — Aber bald begann das Schreien wieder und die wirre Rede. Sie überschüttete Mama mit Beschuldigungen; Mama war abscheulich gegen sie gewesen, abscheulich, ordinär; sie war niemals eine Mutter gewesen, nie, nie; sie hatte sie nie verstanden, nie Rücksicht auf sie genommen, nie versucht, ihr Zutrauen zu gewinnen . . . „geh' nicht von mir!! geh' nicht von mir!!“ nie, nie, hatte Krauskopf eine Mutter gehabt, und nie einen Vater, und nie einen Freund; nicht einmal Gott kümmerte sich um sie; nicht einmal Gott gönnte ihr etwas Gutes, nicht einmal Gott, nicht einmal Gott. . . .

Frau Holmsen saß auf der Bettkante, über die Kranke gebeugt, und starrte mit leeren Augen, rathlos und verzweifelt vor sich hin. Sie verstand keine Silbe von alledem. Aber eine unbestimmte Angst hatte sich ihr unter der Herzgrube angesammelt, und die müden, dunklen Augen stierten hilflos hinaus wie in tiefe Nacht.

Fanny lag und wand und zog sich in langen, wellenähnlichen Bewegungen. Die Augen standen voll dumpfer Angst, die Nase war lang und spitz geworden, und um den Mund und dessen ungleichmäßige schreckliche Zuckungen breitete sich etwas Leichenartiges.

Und hierauf kam der Krampf.

Es war um einige Tage später. Fanny saß gelblich bleich und schlaff, von einem grünen Schlafrock umhüllt in Mamas Lehnstuhl, und Mama huschte eilfertig ein und aus und wartete ihr auf.

Auf dem Tisch stand der alte Toilettenspiegel, eine Theetasse, ein Wasserglas und eine geleerte Bierflasche. Eine Menge vergilbter Papiere lag ringsum verstreut. Mama hatte aus diesem oder jenem Grunde durchaus gewünscht, daß Fanny diese alten Sachen durchsehe, und Fanny hatte es gethan. Uf, was Mama alles mitgemacht, all die Enttäuschungen, Beiseitesetzungen; alle Menschen gegen sich, den Pastor, die Obrigkeit; merkwürdig, daß sie nicht ganz zugrunde gegangen. Es war grausam zu lesen, dies Dokument des Amtmanns; wie hatten sie ihr Spiel getrieben mit der hilflosen Wittwe, hatten gethan, als nähmen sie sich ihrer Sache ernstlich an; hatten dieselbe hin und her, her und hingeschickt, ihre Namen schockweise darauf geschrieben und fürchterliche Umschweife gemacht, und hatten doch die ganze Zeit über gewußt, daß sie die arme Frau und ihre Kinder ebenso gern zum Kukuk fahren ließen . . . Und dieser Brief vom Pastor Brandt . . . „Es ist Ihre eigene Sache, dagegen Anstalten zu treffen!“ —

Arme Mama; arme, alte, gequälte Frau . . . Unter den Papieren lag auch ein Brief vom gestrigen oder heutigen Tag; derselbe war von Gram; armer Junge; er fühlte sich wohl auch unglücklich. „Es ist etwas Altes an mir,“ schrieb er; „ich kann nicht mit meinem ganzen Wesen lieben; Sie waren mir vielleicht mehr als irgend jemand, den ich bisher gekannt; aber ich sah die ganze Zeit über es vollkommen genau, daß ich Sie nicht heirathen könne; und dann kam noch dieser idiotische Einfall, für den ich Sie nun um Verzeihung bitte . . . Ich bin glücklich, daß Sie in jenem Augenblick mehr Verstand hatten als ich; wir zwei könnten ein solches Verhältniß nicht aushalten . . . Aber da ich ganz einfach allein nicht leben kann, so will ich es jetzt mit einer Vernunftpartie probieren; das ist das einzige, was für ältere Individuen taugt. Sie ist gebildet, hat nichts besonderes Abstoßendes, verlangt nichts

und sie weiß, was für ein Mensch ich bin . . . Leben Sie wohl. Dank für Alles. Zum Glück wird dies Ihnen wohl schwerlich viel machen . . ." — —

„Du, Mama," sagte Fanny plötzlich.

„Ja, mein Kind?"

„Möchtest Du sehr gern, daß ich den Watsack heirathe? —

„Wen, sagst Du?"

„Na doch, ihn . . . den Tod von Lübeck, den Zolleinnehmer, wie heißt er denn nur?" . . .

„Nyen, meinst Du?" Mamas Hände begannen zu zittern.

„Nyen, ja?"

„Nein, Liebe, Du weißt, meinetwegen kannst Du thun, was Du willst . . Allerdings, wie Du weißt, ist er avancirt, hat größeres Gehalt und . . ." —

„Glaubst Du, daß er mich noch haben will?"

„Ob er Dich will? Armer Mann, er fragt beständig nach Dir. Während Du nun krank lagst, hat er Dir Bouquets geschickt; ich wagte aber nicht . . ." —

„Glaubst Du, daß er im Stande ist, mich auf eine Reise ins Ausland zu schicken? — Ich kann es hier in der Stadt nicht aushalten. — — Nein, nein, Mama; es ist nichts derartiges; Du magst ganz ruhig sein. . . . Allein ihn will ich nicht mit haben, verstehst Du; nur Dich!" —

„Ja, o ja, — ach, das läßt sich schon einrichten . . . Aber . . . meinst Du es wirklich im Ernst, Kind? — Es steht doch nicht schlimm um Dich?" —

„Schreibe dem Zolleinnehmer, Mama. Will er die elenden Reste haben, die von mir noch übrig sind, so soll er sie bekommen; allein sie kosten eine Reise nach Italien." —

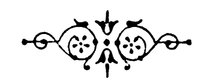
Mama wurde ganz verwirrt. Sie wollte schon in Pantoffeln nach der Stadt laufen; sie vergaß nahezu ihre Handschuhe . . . „Ich muß nun doch fort . . . und für meinen Krauskopf etwas Gutes zu Mittag kaufen; und da ist's möglich, daß ich ihn treffe . . ."

„Das wirst Du gewiß, Mama. Adieu." — —

— — Fanny sank in den Stuhl zurück und schloß die Augen: „Man kann ja immerhin vom Dampfschiff über Bord springen," murmelte sie. —

Plötzlich ergriff sie den alten Toilettespiegel. Ach ja, nun sah sie schön aus. „Es fällt das Laub; nun mag die Welt mich haben!" — Ganz richtig, gelb . . Was in Himmels Namen war aber das? Ein Strich? — ein kleiner, feiner, scharfer Strich, — eine Ahnung von einem Strich . . . vom Nasenflügel herab zum Mundwinkel . . . Ach keine Spur! — Doch! Doch! Bei Gott! — Er war da und man konnte sich nicht täuschen über den Strich! — —

— Da hatte das Krausköpfchen seine erste Falte.



Hunger.

Von

Knut Hamsun.

Deutsch von **M. v. Borch.**

Erster Abschnitt.

Es war damals, als ich in Kristiania herumging und hungerte, in jener seltsamen Stadt, die Keiner verläßt, ehe sie ihn nicht gezeichnet hat — — — — — — — — — — — — — — — — — — — Ich lag wach in meiner Dachstube und hörte unter mir eine Uhr sechs schlagen; es war schon ziemlich hell, und die Leute fingen an, auf den Treppen auf und ab zu laufen. Unten neben der Thür, wo mein Zimmer mit alten „Morgenblatt"-Nummern tapeziert war, konnte ich deutlich eine Bekanntmachung des Leuchtturminspektors und eine fettstrotzende Ankündigung frischen Brotes von Bäcker Fabian Olsen lesen.

Sobald ich die Augen aufschlug, begann ich aus alter Gewohnheit nachzusinnen, ob ich heute etwas habe, worauf ich mich freuen könne. In der letzten Zeit war es mir ziemlich knapp ergangen; meine Habseligkeiten waren Stück für Stück zum „Onkel" gewandert, ich war nervös und ungeduldig geworden, ein paar Mal hatte ich schon wegen Schwindelgefühls einen ganzen Tag das Bett hüten müssen. Hier und da, wenn das Glück gut war, hatte ich von irgend einem Blatte fünf Kronen für ein Feuilleton bekommen.

Es wurde immer heller, und ich fing an, die Annoncen unten neben der Thür zu lesen; ich konnte sogar die mageren, grinsenden Buchstaben „Leichenwäsche bei Jungfer Andersen, rechts im Thorweg" unterscheiden. Das beschäftigte mich lange; unten hörte ich die Uhr acht schlagen, bevor ich aufstand und mich ankleidete.

Dann öffnete ich das Fenster und sah hinaus. Von da, wo ich stand, konnte ich eine Waschleine und freies Feld sehen; weit hinaus lag der Schutt einer abgebrannten Schmiede, den ein paar Arbeiter wegräumten. Ich stützte mich mit den Ellbogen auf das Fensterbrett und starrte in die Luft hinaus. Es wurde gewiß ein klarer Tag; der Herbst war gekommen, die zarte kühle Jahreszeit, in der alles die Farbe wechselt und dann vergeht. Der Lärm, der in den Straßen bereits begonnen hatte, lockte mich hinaus; diese leere Kammer, deren Fußboden bei jedem Schritt, den ich machte, auf und ab schwankte, war wie ein unheimlicher Sarg; kein ordentliches Schloß an der Thür, kein Ofen; Nachts pflegte ich meine Strümpfe anzubehalten, um sie des Morgens etwas trockner zu haben. Das einzige, woran ich Freude hatte, war ein kleiner, rother Schaukelstuhl, in dem ich Abends saß und träumte und an allerhand Dinge dachte. Wenn ein scharfer Wind blies, und die Thüren unten offen standen, drangen durch den Fußboden und die Wände allerlei seltsam stöhnende Laute, und das „Morgenblatt" da unten neben der Thür bekam Risse so lang wie eine Hand.

Ich erhob mich und durchsuchte ein Bündel, das dort hinten im Winkel neben meinem Bette lag, ob ich vielleicht etwas zum Frühstück darin fände; aber umsonst; dann ging ich wieder an's Fenster.

Gott mag wissen, dachte ich, ob es mir nicht mehr gelingen wird, irgend ein Anstellung zu finden. Die vielen abschlägigen Antworten, die halben Zusagen, ein offenes Nein, gehegte und getäuschte Hoffnungen, neue Versuche, die jedesmal in nichts endigten: das alles hatte meinen Muth vernichtet. Zuletzt hatte ich eine Stelle als Kassenbote gesucht, war aber zu spät gekommen, außerdem konnte ich die Kaution von 50 Kronen nicht herbeischaffen. Immer gab es irgend ein Hinderniß. Ich hatte mich auch bei der Feuerwehr gemeldet. Wir standen gegen fünfzig Mann in der Vorhalle und warfen uns in die Brust, um den Eindruck großer Kraft und Verwegenheit zu machen. Ein Bevollmächtigter ging umher und besah sich die Bewerber, befühlte ihre Arme und richtete diese und jene Frage an sie; an mir ging er vorüber, schüttelte nur den Kopf und sagte, ich könne meiner Brille wegen nicht in Betracht kommen. Ich ging noch einmal hin, ohne Brille, und stand da mit gerunzelten Brauen und machte meinen Blick so scharf wie ein Messer, und der Mann ging an mir vorüber und lächelte — er hatte mich wieder erkannt! Das allerschlimmste war, daß mein Anzug anfing so schlecht zu werden, daß ich mich kaum mehr als anständig aussehender Mensch um irgend eine Stelle bewerben konnte.

Wie regelmäßig und eben war es fortwährend mit mir bergab gegangen. Zuletzt war ich aller möglichen Dinge entblößt; ich hatte nicht einmal mehr einen Kamm, oder ein Buch zum lesen, wenn es mir zu trübselig wurde. Während des ganzen Sommers war ich nach den Friedhöfen gegangen oder nach dem Schloßpark, wo ich dann saß und Artikel für die Zeitungen schrieb, Spalte um Spalte, über die verschiedensten Dinge, wunderliche Einfälle, Launen, Erfindungen meines unruhigen Hirns; in meiner Verzweiflung hatte ich oft die seltsamsten Themata gewählt, mit denen ich mich lange abmühte, und die nachher nicht angenommen wurden. War eins fertig war, fing ich ein zweites an; das Nein des Redakteurs machte mich selten niedergeschlagen; ich sagte mir immer, einmal müße es doch glücken! Und wirklich manchmal wenn ich etwas rechtes zusammen brachte, trug mir die Arbeit eines einzigen Nachmittags 5 Kronen ein.

Wieder ging ich fort vom Fenster, trat an das Waschbecken und sprengte etwas Wasser auf meine Hosenknie, um sie schwarz und neuer aussehen zu machen. Nachdem das gethan, steckte ich wie gewöhnlich Papier und Bleifeder in die Tasche und ging aus. Leise schlich ich die Treppe hinunter, um die Aufmerksamkeit meiner Wirthin nicht zu wecken; schon vor ein paar Tagen war meine Miethe fällig gewesen, und ich hatte nichts mehr, womit sie zahlen.

Es war 9 Uhr. Wagengerassel und Stimmen erfüllten die Luft, ein ungeheurer Morgenchor, in den sich die Schritte der Fußgänger und das Knallen der Miethskutscherpeitschen mischten. Dieses lärmende Treiben ermunterte mich sofort und ich begann, mich wieder zufriedener zu fühlen. Nichts lag mir ferner, als einen Morgenspaziergang in der frischen Luft machen zu wollen. Was brauchten meine Lungen Luft! Ich war stark wie ein Riese und vermochte einen Wagen mit meinen Schultern aufzuhalten. Eine zarte, seltsame Stimmung, das Gefühl fröhlicher Unbekümmertheit hatte sich meiner bemächtigt. Ich fing an die Menschen zu beobachten, denen ich begegnete; las die Plakate an den Mauern; fing irgend einen Blick auf, der mir von einem vorüberfahrenden Pferdebahnwagen herab zugeworfen wurde, ließ jede Kleinigkeit auf mich wirken, alle kleinen Zufälligkeiten, die meinen Weg kreuzten und verschwanden.

Wenn man an solch einem herrlichen Tage doch nur etwas zu essen hätte! Der Eindruck des klaren Morgens überwältigte mich, ich wurde ganz unbändig vergnügt und fing vor Freude ohne jeden Grund an zu trällern. Vor einem Schlächterladen stand eine Frau mit einem Korb am Arm und spekulierte auf Würste zum Mittag; als ich vorüberging, sah sie mich an. Sie hatte nur noch einen Vorderzahn. Nervös und leicht empfänglich wie ich während der letzten Tage geworden, mach

ıs Gesicht des Weibes sofort einen widerlichen Eindruck auf mich; der lange, gelbe ahn sah aus wie ein kleiner Finger, der aus dem Kiefer ragte, und aus dem Blick, it dem sie mich ansah, lugte lauter Wurst. Sofort verlor ich den Appetit und mir urde übel. Als ich zum Bazar kam, ging ich an den Brunnen und trank ein enig Wasser; ich sah auf — am Erlöserthurm war es 10 Uhr.

Weiter ging ich durch die Straßen und trieb mich unbekümmert umher, ieb an einer Ecke stehen, ohne daß es nöthig war, bog ab und ging in eine Seiten= sse, ohne dort etwas zu thun zu haben —; ich ließ mich an diesem fröhlichen Morgen ziellos treiben und wiegte mich sorglos unter andern glücklichen Menschen n und her; die Luft war leicht und klar, und auf meinem Gemüth lastete kein chatten.

Seit 10 Minuten hinkte ununterbrochen ein alter Mann vor mir her. r trug ein Bündel in der einen Hand und ging mit seinem ganzen Körper und beitete mit aller Macht, um vorwärts zu kommen. Ich hörte, wie er vor An= rengung pustete, und mir fiel ein, daß ich ihm sein Bündel tragen könne; aber ich rsuchte nicht, ihn einzuholen. Oben an der „Grenze" begegnete mir Hans Pauli, r grüßte und vorüber hastete. Weshalb hatte er so große Eile? Ich hatte durch= ıs nicht im Sinn, ihn um eine Krone zu bitten, und mit allernächstem wollte ich m auch die Bettdecke zurückschicken, die ich vor ein paar Wochen von ihm geliehen ıtte. Sobald ich nur erst wieder ein wenig gewonnenes Spiel haben würde, wollte) nicht der Mensch sein, der Jemandem eine Decke schuldig blieb; vielleicht konnte) heute noch einen Artikel über „die Verbrechen der Zukunft" oder die „Freiheit s Willens" oder sonst irgend etwas anfangen, etwas Lesenswerthes, wofür man ir mindestens 10 Kronen geben würde ... Und beim Gedanken an diesen Artikel hlte ich mich plötzlich von dem Drange erfaßt, sofort anzufangen und aus meinem ıllen Hirn zu schöpfen; oben im Schloßpark wollte ich mir einen passenden Sitz= atz suchen und nicht eher ruhen, als bis der Artikel fertig.

Aber der alte Krüppel vor mir auf der Straße machte noch immer seine ppelnden Bewegungen. Schließlich begann es mich zu ärgern, daß ich diesen ge= echlichen Menschen die ganze Zeit vor mir hatte. Seine Reise schien gar kein Ende hmen zu wollen; vielleicht wollte er genau nach derselben Richtung wie ich, und ich irde ihn den ganzen Weg vor mir haben. In meinem Aerger kam es mir vor als er an jeder Querstraße seinen Schritt mäßige und gleichsam warte, um zu sehen, lchen Weg ich nehmen würde, worauf er dann wieder sein Bündel empor= ıwenkte und mit aller Macht weiterging, um einen Vorsprung zu gewinnen. Wie ı dies verkrüppelte Geschöpf so vor mir sah, erfüllte es mich mehr und mehr mit bitterung; ich fühlte, wie es meine glückliche Stimmung nach und nach zerriß, und n reinen, schönen Morgen in Häßlichkeit zu sich herabzog. Er sah aus wie ein oßes, humpelndes Insekt, das sich mit aller Gewalt auf einen Platz auf Erden ederlassen und das Trottoir für sich allein behalten wollte. Auf der Höhe angekommen, ollte ich es nicht länger dulden; ich blieb vor einem Ladenfenster stehen, um ihm elegenheit zu geben, weiter zu kommen. Als ich nach ein paar Minuten wieder an= ıg zu gehen, war der Mann abermals vor mir, auch er war still gestanden. Ohne ch zu bedenken, machte ich drei, vier rasende Schritte, holte ihn ein und schlug ihn f die Schulter.

Er blieb augenblicklich stehen. Wir starrten uns beide an.

„Einen Schilling zu Milch!" sagte er endlich und legte den Kopf auf die eite.

So; nun erging es mir gut! Ich suchte in meinen Taschen und sagte:

„Zu Milch, ja. Hm! Geld ist heutzutage knapp, und ich weiß nicht, ob ie sehr bedürftig sind."

„Seit gestern in Drammen habe ich nichts gegessen," sagte der Mann.
habe nicht einen Heller, und Arbeit hab ich auch noch nicht gefunden."

„Sind Sie Handwerker?"

„Ja, ich bin Nadler."

„Was?"

„Nadler. Uebrigens kann ich auch Schuhe machen."

„Das ändert die Sache," sagte ich. „Warten Sie hier ein paar Min
ich hole Ihnen etwas Geld, ein paar Oere."

In größter Eile ging ich die Pilestraede hinunter, wo ich von einem P
leiher im zweiten Stock wußte; übrigens war ich noch nie bei ihm gewesen.
im Thorweg war, zog ich schnell meine Weste aus, rollte sie zusammen und
sie unter den Arm; dann ging ich die Treppe hinauf und klopfte an die Bude.
grüßte und warf die Weste auf den Ladentisch.

„Anderthalb Kronen," sagte der Mann.

„Schon gut," entgegnete ich. „Wenn sie mir nicht ein bischen zu eng
gäbe ich sie natürlich nicht weg."

Er gab mir das Geld und den Pfandschein, und ich begab mich
Diese Sache mit der Weste war eigentlich ein ausgezeichneter Einfall; mir blieb
Geld zu einem reichlichen Frühstück übrig, und vor Abend war meine Abhan
über die Verbrechen der Zukunft fertig. Auf der Stelle begann ich das Dasein
licher zu finden und eilte zurück zu dem Manne, um ihn los zu werden.

„Bitte!" sagte ich. „Freut mich, daß Sie sich zuerst an mich gew
haben."

Der Mann nahm das Geld und begann mich zu mustern. Was star
mich denn an? Mir schien es, als ob er besonders meine Hosenkniee betrachte
ich bekam seine Unverschämtheit satt. Glaubte der Schlingel etwa, daß ich w
so arm sei wie ich aussah? Hatte ich nicht einen Artikel für 10 Kronen so gu
angefangen? Ueberhaupt fürchtete ich nichts von der Zukunft; ich kochte in
Töpfen. Was kümmerte es also einen fremden Menschen, wenn ich an solch
herrlichen Tage ein Trinkgeld weg gab? Der Blick dieses Menschen ärgerte mich
ich beschloß ihm eine Zurechtweisung zu geben, bevor ich weiterging. Ich zuck
Achseln und sagte:

„Mein guter Mann, Sie haben die häßliche Unart, Leuten auf die
zu glotzen, wenn sie Ihnen eine Krone geben."

Er lehnte den Kopf ganz an die Mauer zurück und sperrte den Mund
Hinter seiner Bettlerstirn arbeitete etwas, er glaubte sicher, daß ich ihn an
wolle und gab das Geld zurück.

Ich stampfte mit dem Fuß und fluchte, er müsse es behalten. Glaubt
vielleicht, daß ich all die Scheererei umsonst gehabt haben wolle? Möglicherwe
ich ihm diese Krone sogar schuldig; ich erinnerte mich alter Schulden; er steh
einem Menschen, der bis in die Fingerspitzen hinein ehrlich sei. Kurzum, das
gehöre ihm . . . Oh, nichts zu danken! Es war mir eine Freude. Adieu.

Ich ging. Endlich war ich diesen verkrüppelten Plagegeist los und war
ungestört. Wieder ging ich die Pilestraede hinab und blieb vor einem Vikt
geschäft stehen. Im Fenster lagen Speisen vollauf, und ich beschloß hinein zu
und mir etwas mit auf den Weg zu nehmen.

„Ein Stück Käse und ein Franzbrot!" sagte ich und warf meine
Krone auf den Ladentisch.

„Brot und Käse für das Ganze?" fragte die Frau ironisch, ohne mich
zusehen.

„Ja, für die ganzen 50 Oere," antwortete ich.

Ich erhielt das Verlangte, sagte der alten, dicken Frau äußerst höflich

Morgen und begab mich spornstreichs den Schloßberg hinauf nach dem Park. Ich suchte mir eine Bank für mich allein und begann gierig von meinem Proviant zu zehren. Wie wol das that! Es war lange her, daß ich eine so reichliche Mahlzeit gehabt hatte, und nach und nach überkam mich dieselbe gesättigte Ruhe, die man nach langem Weinen empfindet. Mein Muth wuchs mächtig; es genügte mir nicht mehr, einen Artikel über etwas so einfaches und selbstverständliches zu schreiben wie „die Verbrechen der Zukunft," die übrigens Jeder errathen konnte, ja, nur aus der Weltgeschichte herauszulesen brauchte; ich fühlte mich einer größeren Anstrengung gewachsen, ich war in der Stimmung, Schwierigkeiten überwinden zu können, und bestimmte mich für eine Abhandlung in drei Abschnitten über „die philosophische Erkenntniß." Natürlich würde ich Gelegenheit finden, einige Sophismen Kant's elendiglich zu zermalmen . . . Als ich meine Schreibsachen hervorholen und mit meiner Arbeit beginnen wollte, entdeckte ich, daß ich meinen Bleistift nicht mehr hatte; der war beim Pfandleiher vergessen; er steckte in der Westentasche.

Herrgott, wie doch alles verkehrt ging! Ich fluchte ein paar Mal, erhob mich von der Bank und ging auf den Wegen hin und her. Ueberall war es still; weit fort am Lusthaus der Königin schoben ein paar Kindermädchen die kleinen Wagen umher, sonst war nirgend ein Mensch zu sehen. Ich war sehr erbittert und lief wie ein Rasender vor meiner Bank auf und ab. Wie schief es doch an allen Ecken und Kanten ging! Ein Artikel in drei Abschnitten mußte geradezu an dem einfachen Umstand scheitern, daß ich nicht einmal einen Bleistift für 10 Oere in der Tasche hatte! Wie, wenn ich nun nach der Pilestraede zurückging und mir meinen Bleistift wiedergeben ließ? Dann war immer noch Zeit, ein tüchtiges Stück fertig zu bekommen, bevor die Spaziergänger den Park überfüllten. Es konnte ja auch so viel von dieser Abhandlung über die „philosophische Erkenntniß" abhängen; vielleicht das Glück mehrerer Menschen — wer konnte das wissen! Ich sagte mir, daß sie vielleicht vielen jungen Menschen Hülfe bringen könne. Wenn ich mir's recht überlegte, wollte ich mich nicht an Kant vergreifen; das ließ sich ja vermeiden, ich brauchte nur eine ganz unmerkliche Schwenkung zu machen, wenn ich zur Frage von Zeit und Raum gelangte; für Renan wollte ich aber nicht einstehen, für den alten Pfarrer Renan . . . Unter allen Umständen galt es, einen Artikel von so und so vielen Spalten zu schreiben; die unbezahlte Wohnungsmiethe, der lange Blick der Wirthin, als ich ihr Morgens auf der Treppe begegnet war, quälten mich den ganzen Tag und tauchten sogar in meinen fröhlichen Stunden auf, wenn ich sonst gar keinen trüben Gedanken hatte. Dem mußte ich ein Ende machen. Eilig verließ ich den Park, um meinen Bleistift vom Pfandleiher zu holen.

Als ich den Schloßberg hinunter kam, holte ich zwei Damen ein. Indem ich an ihnen vorbei ging, streifte ich den Aermel der Einen; ich sah auf, sie hatte ein volles, etwas bleiches Gesicht. Plötzlich erröthet sie und wird eigenthümlich schön; ich weiß nicht weshalb, — vielleicht ein Wort, das sie von einem Vorübergehenden gehört, vielleicht nur ein stiller Gedanke. Oder sollte es etwa sein, weil ich ihren Arm berührt? Ihre gewölbte Brust hebt und senkt sich ein paar Mal und krampfhaft umschließt ihre Hand den Sonnenschirm. Was war ihr?

Ich blieb stehen und ließ sie wieder vorgehen; ich konnte in diesem Augenblick nicht weiter gehen, das Ganze kam mir so seltsam vor. Ich war in der reizbarsten Laune, ärgerlich über mich selbst wegen der Geschichte mit dem Bleistift, und im höchsten Grade erregt durch all die Nahrung, die ich auf leeren Magen zu mir genommen hatte. Mit einem Mal nehmen meine Gedanken durch irgend einen launenhaften Einfall eine merkwürde Richtung; mich überkommt eine seltsame Lust, diese Dame in Angst zu versetzen, sie zu verfolgen und auf irgend eine Weise zu belästigen. Wieder hole ich sie ein, gehe vorbei, drehe mich plötzlich um und stehe ihr von Angesicht zu Angesicht gegenüber, um sie zu beobachten. Ich stehe und sehe ihr in die

Augen und erfinde im Nu einen Namen, den ich nie zuvor gehört, ein gezogene
nervöser Laut: Majali! Als sie dicht vor mir steht, richte ich mich empor und sa
eindringlich:

„Sie verlieren Ihr Buch, Fräulein."

Ich hörte, wie mein Herz bei diesen Worten laut schlug.

„Mein Buch?" fragt sie ihre Begleiterin und geht weiter.

Meine Bosheit wuchs, und ich folgte den Damen. In diesem Augenblick wa
ich mir klar bewußt, daß ich einen verrückten Streich machte ohne etwas dafür z
können; meine wirre Stimmung ging mit mir durch und gab mir die wahnsinnigste
Einflüsterungen, denen ich der Reihe nach Gehör schenkte. Es nützte nichts, daß ich mi
noch soviel sagte, mein Betragen sei blödsinnig; ich machte die dümmsten Grimas
hinter dem Rücken der Dame und hustete ein paar Mal wie rasend, wenn ich wied
an ihr vorbei kam. Wie ich so ganz sachte weiter ging, immer mit einigen Schritt
Vorsprung, fühlte ich ihren Blick auf meinem Rücken, und ich duckte mich unwillkürl
nieder vor Scham, weil ich sie auf so unerhörte Weise belästigt hatte. Nach un
nach kam eine wunderliche Empfindung über mich, als wäre ich weit fort, andersw
ich hatte ein unklares Gefühl, — als wenn ich es garnicht sei, der hier so gebückt a
den Steinfliesen ging.

Ein paar Minuten später ist die Dame vor Pascha's Buchhandlung angekomme
ich bin schon vor dem ersten Fenster stehen geblieben, und als sie vorübergeht, tr
ich wieder vor und sage:

„Sie verlieren Ihr Buch, Fräulein."

„Aber nein, welches Buch?" sagt sie ängstlich. „Begreifst Du, von welche
Buch er eigentlich spricht?"

Und sie bleibt stehen. Ich ergötze mich grausam an ihrer Verwirrung, di
Ratlosigkeit in ihrem Blick entzückt mich. Ihr Gedanke vermag meine kleine, de
perate Ansprache nicht zu fassen; sie hat gar kein Buch mitgehabt, nicht mal da
Blatt eines Buches, und doch sucht sie in ihren Taschen, sieht wiederholt ihre Hän
an, wendet den Kopf, blickt auf das Straßenflaster hinter sich, und strengt ihr klein
zartes Gehirn an, um zu ergründen, von welchem Buch ich eigentlich spreche. I
Antlitz verändert die Farbe, es nimmt bald diesen, bald jenen Ausdruck an, und sie athm
fast hörbar; selbst die Knöpfe an ihrem Kleide scheinen mich anzustarren wie ei
Reihe erschrockener Augen.

„Beachte ihn doch garnicht," sagt ihre Begleiterin und zieht sie fort, „e
ist ja betrunken; siehst Du denn nicht, daß der Mensch betrunken ist?!"

So fremd, wie ich mir selbst in diesem Augenblick war, eine vollständi
Beute eigenthümlicher und unsichtbarer Einflüsse, — so ging doch nichts um mi
her vor, ohne daß ich es bemerkte. Ein großer, brauner Hund lief quer über d
Straße nach Tivoli hinunter, er trug ein schmales Halsband aus Neusilber. Wei
hinauf in der Straße wurde in einem zweiten Stockwerk ein Fenster geöffnet, ei
Mädchen lehnte sich hinaus und begann die Scheiben von außen zu putzen. Nich
entging meiner Aufmerksamkeit, ich war ganz klar und bei Besinnung, alles ström
mit einer so leuchtenden Deutlichkeit auf mich ein, als würde plötzlich ein starkes Lich
um mich her verbreitet. Die Damen vor mir hatten beide einen blauen Vogelflüg
am Hut und ein schottisches Seidenband um den Hals. Ich hielt sie für Schwestern.

Sie bogen ab und blieben dann vor Cisler's Musikalienhandlung stehe
wo sie mit einander sprachen. Auch ich blieb stehen. Dann kamen sie zurück, ginge
denselben Weg, den sie gekommen waren, kamen an mir vorüber und gingen direk
hinauf nach dem St. Olaf's Platz. Ich blieb ihnen während der ganzen Zeit so dich
auf den Fersen, wie ich nur konnte. Einmal drehten sie sich um und warfen mi
einen halb ängstlichen, halb neugierigen Blick zu; ich entdeckte weder Zorn in ihre
Mienen, noch gerunzelte Brauen. Diese Geduld mit meiner Plackerei machte mic

ganz beschämt, und ich schlug die Augen nieder. Ich wollte sie nicht länger belästigen, sie aus reiner Dankbarkeit nur mit den Blicken verfolgen, sie nicht aus den Augen verlieren, bis sie irgendwo verschwinden würden.

Vor Nummer 2, einem großem, vierstöckigen Hause, wandten sie sich noch einmal um und traten dann in die Thür. Ich lehnte mich an eine Gaslaterne neben der Fontaine und lauschte dann auf ihre Fußtritte auf der Treppe; in der zweiten Etage verhallten sie. Ich trete von der Laterne fort und sehe an dem Hause hinauf. Da geschieht etwas sonderbares. Die Vorhänge bewegen sich hoch oben, gleich darauf wird ein Fenster geöffnet, ein Kopf wird heraus gesteckt und zwei scharfblickende Augen ruhen auf mir. Majali! sagte ich halblaut und fühlte, wie ich roth wurde. Weshalb rief sie nicht um Hülfe? Weshalb stieß sie nicht einen Blumentopf herunter, mir auf den Kopf, oder schickte Jemand herab, um mich fortzujagen? Wir sehen einander in die Augen ohne uns zu rühren; das dauert eine Minute; Gedanken fliegen zwischen Straße und Fenster hin und her, aber kein Wort wird gesprochen. Sie wendet sich ab, ich zucke zusammen, ein leiser Ruck geht durch meine Sinne; ich sehe eine Schulter, einen Rücken, der im Zimmer verschwindet. Dieses langsame Sichentfernen vom Fenster, die Betonung, die in dieser Bewegung mit der Schulter lag, es war wie ein Herabnicken zu mir; mein Blut empfand diesen zarten Gruß, und im selben Augenblick wurde ich wundersam froh. Dann ging ich die Straße hinab.

Ich wagte nicht, mich umzusehen und wußte nicht, ob sie noch einmal an's Fenster getreten war; je mehr ich diese Frage erwog, desto unruhiger und nervöser wurde ich. Vermuthlich stand sie in diesem Augenblick da oben und verfolgte genau alle meine Bewegungen, und es ward ganz unerträglich, sich auf diese Weise von hinten beobachtet zu wissen. Ich nahm mich zusammen, so gut ich es vermochte und ging weiter; meine Beine begannen zu zittern, mein Gang wurde schwankend, weil ich ihn absichtlich schön machen wollte. Um ruhig und gleichgültig zu erscheinen, schlenkerte ich mit den Armen, spuckte aus und warf den Kopf zurück, aber es half alles nichts. Ich fühlte beständig die verfolgenden Augen im Nacken, und es überlief mich eiskalt. Endlich floh ich in eine Seitengasse in die Pilestraede um meinen Bleistift zu holen.

Es machte mir keine Schwierigkeit, ihn wieder zu bekommen. Der Mann brachte mir die Weste selbst und bat mich, alle Taschen zu untersuchen; ich fand auch ein paar Pfandzettel, die ich zu mir steckte, und dankte dem freundlichen Manne für sein Entgegenkommen. Er gefiel mir mehr und mehr, und plötzlich lag mir viel daran, einen guten Eindruck auf ihn zu machen. Ich that einen Schritt nach der Thür zu und wandte mich dann wieder gegen den Ladentisch, als ob ich etwas vergessen hätte; ich glaubte, ihm eine Erklärung schuldig zu sein und begann leise zu trällern, um ihn aufmerksam zu machen. Dann nahm ich den Bleistift in die Hand und hielt ihn empor.

Es wäre mir ja nicht eingefallen, einen langen Weg wegen irgend eines beliebigen Bleistifts zu machen, sagte ich; aber mit diesem sei es was anderes, eine ganz eigene Sache. Wie unscheinbar er auch aussah — dieser Stumpf hatte mich einfach zu dem gemacht, was ich war, hatte mich so zu sagen auf meinen Platz im Leben gestellt . . .

Mehr sagte ich nicht. Der Mann trat dicht an den Ladentisch.

„So?“ sagte er und blickte mich neugierig an.

Mit diesem Bleistift habe ich meine Abhandlung über die philosophische Erkenntniß in drei Bänden geschrieben, fuhr ich kaltblütig fort. Ob er nicht davon reden gehört habe?

Der Mann glaubte, er habe den Namen gehört, den Titel.

Ja, die sei von mir! Es dürfe ihn also eigentlich nicht wundern, daß ich den Bleistift wider haben wolle; er hatte einen zu großen Werth für mich, er war fast wie ein kleiner Mensch! Ich sei ihm übrigens aufrichtig dankbar für sein Wohl-

wollen und würde ihm das nicht vergessen — gewiß, gewiß, ich würde es ihm nicht vergessen; ein Mann ein Wort; so sei ich nun einmal, und er verdiene es. Adieu.

Ich ging an die Thür mit einer Haltung, als ob ich dem Manne eine hohe Stellung bei der Feuerwehr verschaffen könne. Der freundliche Pfandleiher verbeugte sich zwei Mal, ehe ich zur Thür hinaus war, und ich drehte mich noch einmal um und sagte Adieu.

Auf der Treppe begegnete mir eine Frau, die eine Reisetasche in der Hand trug. Sie drückte sich ängstlich auf die Seite, um mir Platz zu machen, und ich griff unwillkürlich in die Tasche, um ihr etwas zu geben; da ich nichts fand, wurde ich verstimmt und ging mit gesenktem Kopf an ihr vorüber. Kurz darauf hörte ich, daß auch sie an die Bude klopfte; es war ein Eisendrahtgitter davor, und ich erkannte sofort den klirrenden Laut wieder, wenn Jemand es mit den Fingern berührte.

Die Sonne stand im Süden, es war ungefähr 12 Uhr. Die Stadt fing an auf die Füße zu kommen, die Promenadenzeit rückte heran, und grüßende, lachende Menschen begannen in der Karl-Johann-Straße auf und ab zu wogen. Ich drückte die Ellbogen an mich, machte mich ganz klein und schlüpfte unbemerkt an einigen Bekannten vorüber, die an einer Ecke der Universität Posto gefaßt hatten, um die Passanten zu mustern. So ging ich in Gedanken versunken den Schloßberg hinauf.

All diese Menschen, denen ich begegnete, wie leicht und lustig wiegten sie die Köpfe und schlenderten durch das Leben wie durch einen Ballsaal! In keinem einzigen Auge Kummer, auf keiner Schulter eine Bürde; vielleicht nicht einmal ein trüber Gedanke, nicht einmal eine heimliche Qual in einer dieser fröhlichen Seelen. Und ich ging dicht neben diesen Menschen, jung und kaum erschlossen, und ich hatte bereits vergessen, wie das Glück aussah! Ich koste mit diesem Gedanken und fand, daß mir ein grausames Unrecht geschehen sei. Weshalb waren die letzten Monate so furchtbar hart mit mir verfahren? Ich kannte meinen Sinn nicht wieder, und von allen Seiten kamen mir die wunderlichsten Plagen. Ich konnte mich nicht allein auf eine Bank setzen oder irgendwo hin gehen, ohne daß ich von kleinen, bedeutungslosen Zufälligkeiten, jämmerlichen Kleinigkeiten überfallen wurde, die sich in meine Vorstellungen drängten und meine Kräfte in alle Winde zerstreuten. Ein Hund, der an mir vorüber streifte, eine gelbe Rose im Knopfloch eines Herrn, konnten meine Gedanken vibrieren machen und mich lange beschäftigen. Was fehlte mir denn? Hatte der Finger des Herrn auf mich gedeutet? Aber weshalb grade auf mich? Weshalb nicht ebenso gut auf einen Mann in Südamerika? Wenn ich mir's überlegte, wurde es mir immer unbegreiflicher, weshalb grade ich zum Probierstein für die Launen des Schicksals ausersehen worden. Es war doch ein ziemlich eigenthümliches Verfahren, eine ganze Welt zu überspringen, um grade mich zu erreichen; der Antiquar Pascha und der Dampfschiffsexpediteur Hennechen waren doch auch noch da.

Ich ging umher und sann über die Sache nach und konnte sie nicht los werden und fand die gewichtigsten Einwände gegen diese Willkür des Herrn, grade mich für die Schuld aller Andern büßen zu lassen. Noch nachdem ich eine Bank gefunden und mich gesetzt hatte, fuhr diese Frage fort, mich zu beschäftigen und mich am Nachdenken über andere Dinge zu hindern. Von jenem Maitage an, wo meine Widerwärtigkeiten begonnen hatten, konnte ich so deutlich eine nach und nach zunehmende Schwäche spüren; ich wurde gleichsam zu matt, um mich selbst dorthin zu steuern und zu führen, wohin ich wollte; ein Schwarm kleiner schädlicher Insekten war in mein Inneres gedrungen und hatte mich gleichsam ausgehöhlt. Wie, wenn es Gottes Absicht war, mich gänzlich zu vernichten?! Ich stand wieder auf und ging vor der Bank auf und nieder.

Mein ganzes Wesen befand sich in diesem Augenblick in einem Zustande höchster

mal; ich hatte sogar Schmerzen in den Armen und vermochte sie kaum zu halten
e gewöhnlich. Nach meiner letzten schweren Malzeit fühlte ich auch ein starkes
ibehagen, ich war übersättigt und erhitzt und spazierte hin und her ohne aufzublicken,
Menschen, die kamen und gingen, glitten wie Schatten vorüber. Endlich wurde
eine Bank von zwei Herren besetzt, die ihre Cigarren anzündeten und sich laut
terhielten; ich wurde ärgerlich und wollte sie anreden, besann mich aber und ging
das andere Ende des Parks, wo ich mir wieder eine Bank suchte. Hier setzte
mich.

Der Gedanke an Gott begann mich von neuem zu beschäftigen. Es dünkte
ir unverantwortlich, daß Er jedesmal, wenn ich eine Stelle suchte, dazwischen trat
id alles störte — denn es war doch nur das tägliche Brod, um das ich bat. Ich
tte bemerkt, daß, wenn ich längere Zeit Hunger gehabt, mein Gehirn gleichsam
nz still aussickerte und meinen Kopf leer ließ. Er wurde dann ganz leicht und ab-
eiend, ich fühlte sein Gewicht nicht mehr auf den Schultern, und mir war, als
otzte ich Jeden, den ich anblickte, mit allzu weit aufgerissenen Augen an.

Ich saß auf der Bank und dachte nach und wurde immer erbitterter gegen Gott
id die anhaltenden Qualen, die er mir auferlegte. Wenn Er glaubte, mich zu sich
naufziehen und mich besser machen zu können, indem Er mich zu Tode peinigte und
ir Mißgeschick auf Mißgeschick in den Weg legte, so war das ein Irrthum; das
ar sicher. Und fast weinend vor Trotz blickte ich empor und sagte ihm das ein für
le Mal in meinem stillen Sinn.

Stücke dessen, was ich als Kind gelernt, fielen mir wieder ein. Der Bibelton
klang vor meinem Ohr, und ich sprach ganz leise mit mir selbst und legte spöttisch
en Kopf auf die Seite. Weshalb sorgte ich mich um das, was ich essen, was ich
inken würde, in was ich meinen elenden Körper hüllen sollte? Hatte mein himm-
cher Vater nicht für mich gesorgt, wie für die Spatzen auf dem Dache und mir die
nade erwiesen, auf seinen geringen Diener zu deuten? Gott hatte mein Nervennetz
it seinem Finger berührt und langsam die Fäden in Unordnung gebracht. Und Gott
atte seinen Finger zurückgezogen, und Fasern und zarte Würzelchen meiner Nerven-
den waren daran hängen geblieben. Und Gottes Finger hatte ein Loch gebohrt
id eine Wunde in mein Gehirn. Aber da Gott mich mit dem Finger seiner Hand
rührt hatte, ließ er mich und berührte mich nicht mehr und ließ mir Böses nicht
iderfahren. Sondern er ließ mich in Frieden ziehen, und ließ mich gehen mit
ner Wunde. Und nichts Böses widerfährt mir von Gott, der der Herr ist in alle
wigkeit . . .

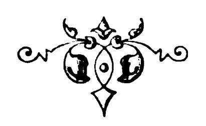
Aus dem Studentenhain trug der Wind Musik zu mir herauf; es war also
ach 2 Uhr. Ich holte mein Papier hervor, um zu versuchen, ob ich schreiben könne,
n selben Augenblick fiel mir mein Barbierabonnementsbuch aus der Tasche. Ich
ffnete es und zählte die Blätter, es waren noch 6 Karten. Gott sei Dank! sagte
h unwillkürlich, ich konnte mich doch noch ein paar Wochen rasieren lassen und ein
enig schmuck aussehen! Dieser kleine Besitz, der mir noch geblieben, versetzte mich
leich in eine bessere Stimmung; fürsorglich glättete ich die Karten und steckte das
Buch wieder in die Tasche.

Schreiben konnte ich jedoch nicht. Nach ein paar Reihen fiel mir nichts
iehr ein; meine Gedanken waren anderswo, und ich vermochte mich nicht zu einer
estimmten Anstrengung aufzuraffen. Alles und jedes wirkte auf mich ein und zer-
reute mich. Fliegen und kleine Mücken setzten sich auf das Papier und störten mich;
h blies, um sie zu verjagen, blies und blies immer stärker, aber umsonst. Die kleinen
Thiere legen sich hintenüber, machen sich schwer und widersetzen sich, sodaß ihre dünnen
Beinchen sich krümmen. Sie sind nicht von der Stelle zu bringen. Sie finden
twas, woran sie sich festhalten können, stemmen die Beine gegen ein Komma oder

eine Unebenheit im Papier und bleiben so lange unbeweglich, bis sie es selbst für [illegible] befinden, sich zu entfernen. —

Eine Zeit lang beschäftigten diese kleinen Untiere mich, ich kreuzte [illegible] Beine und ließ mir Zeit, sie zu beobachten. Plötzlich zitterten ein paar [illegible] Clarinettentöne aus dem Hain zu mir herauf und gaben meinen Gedanken einen [illegible] Stoß. Mißmuthig, weil ich meinen Artikel nicht fertig bringen konnte, steckte [illegible] die Papiere wieder in die Tasche und lehnte mich zurück. In diesem Augenblick [illegible] mein Kopf so klar, daß ich die feinsten Gedanken denken kann, ohne zu erm[illegible] Wie ich so in dieser Stellung liege und den Blick über meine Brust fort die [illegible] entlang schweifen lasse, gewahre ich die zuckende Bewegung, die mein Fuß bei [illegible] Pulsschlag macht. Ich richte mich halb empor und sehe auf meine Füße, und [illegible] diesem Augenblick überkommt mich eine phantastische, fremdartige Stimmung, di[illegible] nie zuvor empfunden; ein leiser, seltsamer Stoß durchfährt meine Nerven, wie [illegible] Schauer kalten Lichts sie durchzuckten. Als ich meine Schuhe ansah, war mir, [illegible] hätte ich einen guten Freund getroffen und einen losgerissenen Theil meines [illegible] wiederbekommen; ein Wiedererkennungsgefühl durchzittert meine Sinne, Thränen [illegible] mir in die Augen, und mir ist, als seien meine Schuhe ein leise rauschender [illegible] der mir entgegenschlägt. Schwäche! sagte ich hart und ballte die Fäuste und [illegible] noch einmal: Schwäche! Ich verspottete mich selbst wegen dieser lächerlichen [illegible] pfindungen, machte mich mit vollem Bewußtsein zum Narren, redete streng [illegible] verständig mit mir und kniff die Augen mit Gewalt zusammen, um die Th[illegible] zurückzudrängen. Wie wenn ich meine Schuhe nie zuvor gesehen hätte, fange ich [illegible] ihr Aussehen zu studieren; ihre Mimik, wenn ich den Fuß bewege; ihre Form, [illegible] abgenützte Oberleder, und dabei entdecke ich, daß ihre Falten und weißen Näthe i[illegible] Ausdruck verleihen, ihnen Physiognomie geben. Etwas von meinem eigenen [illegible] war in diese Schuhe übergegangen, sie wirkten auf mich wie ein Hauch gegen [illegible] eigenes Ich, ein atmender Theil von mir selbst . . .

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction i. V. Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen, Verlag von S. Fischer, Kgl. Sch[illegible] Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide in Berlin.



Tolstoi und das Keuschheitsproblem.

Von

Arne Garborg.

Man liest die Kreutzersonate und wird ergriffen. Ein ernstes Werk, ein mächtiges Werk, das Werk eines Dichterfürsten, eines Geistesfürsten. Darauf liest man as Nachwort. Und man wird wieder kalt.

Die vielen wunderlichen Ideen des Helden der Kreutzersonate sind also ohne ˌeiteres die des Verfassers?

Mühsam arbeitet man sich durch schwerfällig gedachte und schwerfällig geformte ˌedanken und sitzt schließlich da und hat die Hände voller Zweifel und den Kopf oller Widersprüche. Tolstoi ist ein Fürst, allerdings. Aber gleicht er nicht allzu ehr jenem alten Barbarenfürsten, der das Meer mit Peitschen und Ketten bezwingen ollte?

Eins gefällt mir an ihm: er hat Muth. Er fürchtet sich nicht vor Konsequenzen. iebe? — Fort mit der Liebe! Ehe? — Fort mit der Ehe! Aber die Wissenschaft ehauptet doch, daß die Ehe nothwendig ist?! — Fort mit der Wissenschaft! lber die Kunst? Die Dichtung, die Musik, die Bildhauerkunst . . . was soll us der Kunst werden? Wovon soll sie sich nähren, wenn sie nicht die Liebe erherrlichen soll? — Fort mit der Kunst! — Aber die Kirche, die da lehrt, daß die Ehe in der und der Form christlich ist? Fort mit der Kirche! „Eine christliche Ehe at nie existiert und kann nicht existieren, ebenso wenig wie jemals ein christlicher Gottesdienst existiert hat oder existieren kann, (Ev. Matth. 6, v. 5—12. Ev. Joh. 4, . 21) oder christliche Lehrer oder Väter (Ev. Matth. 23, v. 8—10) oder christliches Besitzthum, oder ein christliches Heer oder eine christliche Rechtspflege oder ein hristlicher Staat.“ . . . .

Aber, bester Herr, das Menschengeschlecht wird ja ganz einfach zu Grunde gehen, enn Ihre Idee in's Werk gesetzt wird? — Gut, mag es zu Grunde gehen. Das st nicht unsere Sache. Wir haben für unsere moralische Vollkommenheit Sorge zu ragen; alles andere mag gehen wie es will.

Es liegt Stil darin, Größe, Energie; es gefällt mir. Im Vergleich hierzu verden unsere nordischen Moralisten so jämmerlich klein, so bürgerlich zahm. Reinheit! ewiß, bis man 25 Jahre alt ist; Keuschheit! ja, bis man nach Philistermanier eine frau genommen hat. Das ist die Stillosigkeit, die hier herrscht. Dann ist mir der

russische Aristokrat doch lieber, der gründlich will, was er will: Keuschheit über ..., Keuschheit bis zum Tode. Fiat moralitas pereat mundus.

Weshalb wollen wir uns durch den Gedanken an den Untergang der Mensch... abschrecken lassen? „Die Vernichtung des Menschengeschlechts ist kein neuer Gedanke", sagt Tolstoi. Im Gegentheil. „Er ist eine Glaubenssatzung für die Gläubigen, ... für die wissenschaftlich Denkenden das logische Resultat ihrer Beobachtungen über ... Abkühlung der Sonne." Folglich: das Menschengeschlecht muß auf jeden Fall unter-gehen. Weshalb kann es da nicht ebenso gut durch Keuschheit zu Grunde gehen?

Das heißt räsonnieren wie ein Held.

Allein schon hier beginnen die Einwendungen.

Wir müssen also auf jeden Fall zu Grunde gehen. Durch Keuschheit oder ... Eis. Weshalb dann nicht ebenso gut auf das Eis warten? Mit der Keuschheit ... es auf jeden Fall eine schwierige Sache. Wir wissen nicht einmal, ob sie möglich ... Wenn es sich so verhielte, daß sie das Menschengeschlecht vom Untergang erret... könnte gleichwie Noah durch seine Gerechtigkeit aus der Sündflut errettet wurde, dann würde die Sache sich ganz anders machen, dann müßte man den Vorschlag ... Grafen Tolstoi in Erwägung ziehen; wenn wir aber unter allen Umständen zu Gru... gehen müssen — ist es dann nicht vernünftiger, daß wir unser Leben gemüth... nehmen, essen, trinken, uns verheirathen, bis das Eis kommt und uns Alle ... holt ......?

Diese leichtsinnigen Betrachtungen werden von Tolstoi durch die Erklärung ... gebrochen, daß geschlechtlicher Umgang Sünde ist. Daß Kinderzeugen, in oder au... der Ehe, Sünde ist. Sinnliche Liebe ist des Menschen unwürdig. Und jede ... zwischen Mann und Weib ist sinnlich, folglich ist die Liebe überhaupt des Mensch... unwürdig. Es nützt nichts, hier mit Zweckmäßigkeitsbetrachtungen zu kommen ... ein Prophet hat gesprochen, und sein Wort ist ein ernstes Wort.

In unserem verblüfften Gehirn erwachen neue Einwendungen....

Sünde?

Gegen wen? Gegen Gott? Glaubt Graf Tolstoi an Gott?

Und wenn er glaubt — wäre es dann nicht ein wenig unehrerbietig gegen ... in diesem Zusammenhang von Sünde zu sprechen?

Gott schuf den Menschen als Mann und Weib; als Mann und Weib schuf ... ihn. Und er sprach: Seid fruchtbar und mehret euch!

Das heißt: er richtete es so ein, daß die Menschen sich weder durch Theil... noch durch Selbstbefruchtung vermehren sollten, ebensowenig sollten die Kinder ... Menschen auf den Bäumen wachsen. Er machte den Menschen zu einem höheren ..., das sich wie die andere höheren Thiere in selbstständige Er-Individuen und Sie-Individu... theilte, durch Vereinigung beider Individuenarten sollten wieder neue Individu... entstehen. Und er legte einen ganz bestimmten Trieb zu fleischiger Vereinigung ... diese Individuen, auf daß nicht allzu viele von ihnen aus intelligentem Pessimis... oder übertriebener Individual-Selbstsucht sich ihren Verpflichtungen der Race gegen... entzögen. Denn Gott wollte, daß das Menschengeschlecht bestehen sollte; er ... mußte wissen weshalb.

Nun kommt da ein Graf aus Nischni-Nowgorod und sagt: „Geschlechtliche Verkehr zwischen einem Manne und einem Weibe ist Sünde!"

Der Graf predigt gegen unsere Damenschneider, die in dem Leichtsinn ih... Herzens Tricottaillen und enganschließende Kleidertaillen ersinnen, durch welche ... weiblichen Körperformen in gefährlicher und aufreizender Weise hervorgehoben werde... Was soll man dann aber von dem sagen, der die Körperformen schuf? Sollte ... sie wirklich zu dem Zweck erschaffen haben, daß geschmacklose Damenschneider sie ver-hüllten? Weshalb hat er denn aber zugleich auch Damenschneider erschaffen, die nicht so geschmacklos sind?

Der Gott des alten Testaments, der seiner Zeit alles betrachtete, was er geschaffen, nd sah, daß es gut war, könnte mit Recht den russischen Grafen fragen wie seiner eit seinen Knecht Hiob: „Wer ist der, der so fehlet in der Weisheit und redet so it Unverstand?"

Wir müssen beinahe hoffen, daß Graf Tolstoi nicht an Gott glaubt. Mit einem „Gott" meint er vielleicht das, was wir mit einem minder christlichen Ausdruck latur zu nennen pflegen. Aber auch vor Mutter Natur sollte ein gebildeter Mann in wenig Ehrfurcht haben!

Mich dünkt, das Wort „Sünde" ist hier nicht richtig angewandt. So soll nnliche Liebe des Menschen unwürdig sein."

Weshalb?

Weil sie thierisch ist, heißt es.

Thierisch? — Das besagt so wenig. Schlafen ist auch thierisch; trotzdem bin ich berzeugt, daß Tolstoi gern schläft. Jeden Augenblick machen wir uns thierischer Dinge huldig, nur eine Verrichtung soll nach dem Wort des Philosophen rein menschlich in, nämlich das Spucken! Allerdings, auch die Thiere zeugen Junge durch die Vereinigung zweier Individuen verschiedenen Geschlechts, und das müßte unser Zartgefühl igentlich verletzen. Aber können wir uns damit nicht abfinden, indem wir sagen, daß ie Thiere, insofern sie sich auf die angedeutete Weise fortpflanzen — sich in dieser Beziehung „menschlich" verhalten? „Thierisch" ist doch eigentlich auch nur ein Wort.

Aber die Liebe hindert junge Männer und Frauen daran, ihre eigentliche Menschenaufgabe zu erfüllen, sagt Tolstoi, nämlich diejenige, alle ihre Gedanken dem Dienste Gottes und der Menschen zu weihen. Deshalb ist die Liebe der Menschen unwürdig.

Das klingt besser.

Aber der heilige Antonius, der von den heißen Phantasien eines unnatürlichen Cölibats verzehrt wurde .... ob er Gott und den Menschen wirklich besser diente ls der kräftige Familienvater Martin Luther? Wäre es nicht sicherer, mit dem Apostel Paulus zu sprechen: „Ein Jeglicher hat seine eigene Gabe von Gott, Einer so, er Andere so," — und „Es ist besser freien, denn Brunst leiden?" —

Ja, aber Christus! — sagt Tolstoi. Christus lehrte die Enthaltsamkeit. Und aher ist Enthaltsamkeit Pflicht.

Wahr ist, was Tolstoi an einer Stelle bemerkt: „Christus hat die Ehe wirklich icht gestiftet".

Aber das kam vielleicht daher, daß die Ehe schon früher gestiftet war. Christus and bei seinem Erscheinen die Ehe und das Kindererzeugen bereits als etwas Bestehendes vor. Wenn er mit diesem Bestehenden nicht einverstanden gewesen wäre, so würde er wahrscheinlich Opposition dagegen gemacht haben, gleichwie er gegen so manche andere bestehenden Dinge, die ihm nicht gefielen, Opposition machte. Aber obgleich Tolstoi das neue Testament sehr genau durchsucht hat, konnte er doch keinen bestimmten Ausspruch aus Christi Munde gegen die Ehe anführen. Wie andere Theologen muß er seine Zuflucht zur Deutung nehmen. Aber für das Wort: Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren u. s. w., giebt es auch noch andere gute Auslegungen als die Tolstoi's. Ich z. B. erkläre es folgendermaßen: Wer ein Weib ansieht, nur um ihrer zu begehren (ohne Liebe), der u. s. w., — oder so: nicht auf die äußere Handlung kommt es an (wie „die Alten" meinten), sondern auf den Geist; man kann rein sein und ein Kind haben, und man kann kein Kind haben und unrein sein; es handelt sich um den sittlichen Geist, also um die Liebe. . . .

Kurzum, Jeder erklärt das Schriftwort auf seine Weise. Was Christus meinte, wissen wir nicht. Wir wissen nicht einmal, ob der Evangelist Matthäus so und so viele Jahre nach Christi Tod im Stande gewesen ist, seine Worte genau zu wiederholen.

Christus soll nach Tolstoi irgendwo gesagt haben: „Verlaß Dein Weib und

*

folge mir". Es wird aber auch berichtet, daß er mit all seinen Jüngern ohne Prote[illegible] an der Hochzeit zu Kana theilnahm, obgleich diese Hochzeit wie alle anderen Hoch[illegible]zeiten selbstverständlich die Einleitung zu einem ehelichen Zusammenleben war. [illegible] spricht sich gegen die sinnliche Begierde aus; was aber die Kinder anbetrifft, so [illegible] er: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Reich Gottes!" — [illegible] duldete den Ehebruch nicht. Aber vor der Ehebrecherin, die nach dem Gesetz [illegible] steinigt werden sollte, sprach er mit dem tiefen Verständniß des Menschenkummer[illegible] „Wer unter Euch rein ist, werfe den ersten Stein auf sie." Womit er wieder sa[illegible] zu wollen schien, daß es auf die Reinheit der Seele und nicht auf die des Lei[illegible] ankommt. Und da Niemand rein genug war, um mit der Steinigung zu beginn[illegible] (wenn die Steinwerfer anderer Zeiten doch die gleiche Selbstkritik üben möchten!), sprach Christus zu dem Weibe: „Gehe hin und sündige nicht mehr," — ohne [illegible] es möglich wäre zu entscheiden, ob er mit diesem „Sündige nicht mehr", „Liebe ni[illegible] mehr", gemeint hätte!

Wenn Tolstoi in dieser Sache auf Christus baut, hat er also auf keinen [illegible] gebaut. Er baut auf seine eigene Auslegung Christi, und die kann unrichtig [illegible] Christi eigene Lehre kann Modifikationen verschiedener Art in jener dunklen Zeit [illegible] litten haben, während Petrus, Johannes und Paulus ihren unterirdischen Kampf [illegible] die Führerschaft jener Sekte führten, die sich in Christi Namen gebildet hatte; [illegible] Matthäi Gedächtniß mag wohl gut gewesen sein, unfehlbar war es aber kaum.

Und für alle Fälle: — selbst wenn Tolstoi Recht haben sollte? Und [illegible] wenn wir den von Matthäus und Anderen angeführten und von Tolstoi gedeute[illegible] Christus als echt anerkennen wollten?

War Christus denn größer als Gott, sein Vater?

Ich komme also zu dem Resultat, daß Tolstoi in seinem „Nachwort" kei[illegible] gültigen, objektiven Grund als Stütze für seine Lehre von der Enthaltsamkeit hat [illegible] führen können.

(Ein zweiter Aufsatz fol[illegible]

Ohne Moral.

Paradoxe.

Von **Dr. med. Thomas Stockmann.**

> „Ich beabsichtige Revolution zu machen gegen [illegible] Lüge, daß die Mehrheit im Besitze der Wahrhe[illegible] Was für Wahrheiten sind es, um welche die Mehr[illegible] sich zu schaaren pflegt? Jene Wahrheiten, die so [illegible] geworden, daß sie auf dem Wege sind, hinfällig zu wer[illegible] Wenn eine Wahrheit aber erst so alt geworden, [illegible] auf dem besten Wege, zur Lüge zu werden, meine Her[illegible] . . . All diese Mehrheits-Wahrheiten sind mit [illegible] jährigem Rauchfleisch zu vergleichen: sie sind glei[illegible] ranzige, verdorbene, frischgesalzene Schinken. Und dara[illegible] entsteht all der moralische Skorbut, der ringsum [illegible] allen Gesellschaftsschichten grassirt." Ibsen[illegible]

Es ist schon lange her, seit Heraklit gesagt hat: „Alles fließt" und „In demsel[illegible] Flusse kannst Du nicht zum zweitenmal schwimmen". Indessen hat sich die[illegible] Wahrheit noch lange nicht durchgerungen. Und doch ist sie eigentlich so handgreifli[illegible] Denn im weiten Weltenraume ist noch kein Stern entdeckt, der nicht in beständig[illegible] Wirksamkeit und Veränderung wäre. Und auf Erden ist kein Stein, der nicht [illegible] jedem Momente irgend einen Wechsel erführe; wird er doch von allen Schwankung[illegible]

er Temperatur, des Lichtes und der Luft beeinflußt, und ist er doch schon als ein Theil der beständig rollenden und kreisenden Erde in unausgesetzter Bewegung. Auch ein Kopf hat jemals existirt, welcher nicht dem beständigen Flusse des Daseins unterworfen gewesen wäre. Brauche ich noch hinzuzufügen, daß die wirthschaftlichen, politischen und socialen Zustände der menschlichen Gesellschaften stündlich Aenderungen erfahren und daß der Bestand der Menschheit von Tag zu Tag ein anderer wird?

Und trotz solcher Handgreiflichkeit ist die Wahrheit „Alles fließt“ doch nicht in ihrem vollen Umfange anerkannt worden. So wird beispielsweise der Moral Ewigkeit nachgerühmt. „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht“. Und doch zeigt die Geschichte ganz deutlich, wie auch in der Moral „Alles fließt“. Und wenn man sich auf die Bedingungen der Sittlichkeit besinnt, findet man lauter Wandelbares, — dessen Wirkungen folglich ebenso wandelbar sein müssen.

Indessen, ich habe keine Interesse daran, hier in dem Gedanken zu schwelgen, daß innerhalb der Moral „Alles fließt“. Denn wenn dieser Gedanke auch noch nicht allgemein anerkannt wird, so ist er doch fast schon bis zur Trivialität bekannt. Die Anwendung des Heraklitischen Wortes auf die Moral sollte vielmehr einen anderen Gedanken erzeugen. Ich wollte sagen, daß nicht bloß dieser oder jener Satz der Moral, sondern auch die Moral überhaupt vergehen wird. Bei dieser These denke ich nicht etwa an die Vernichtung der Erde oder des Menschengeschlechtes; denn unter solcher Voraussetzung ist die Zerstörung aller Beziehungen von Mensch zu Mensch, also auch der Moral, ganz selbstverständlich. Ich denke vielmehr daran, daß eine Zeit kommen wird, wo das Menschengeschlecht ohne Moral existirt. Ja ich ersteige mich — zum Entsetzen aller Moralisten — zu der Meinung, daß alsdann die menschliche Gesellschaft weit glücklicher sein wird, als in dem allermoralischsten Zeitalter zuvor, und auf die Moral als auf einen überwundenen Standpunkt zurückschauen wird, ähnlich wie wir auf das Affenmenschenthum zurückschauen. Freilich, eine Voraussetzung hat diese Meinung, welche vom Standpunkte des Kosmologen bedenklich ist, nämlich die, daß die Menschheit eine genügend lange Zeit am Leben bleibt, um sich zu dieser Höhe einer moralfreien Gesellschaft zu entwickeln.

Moralfreie Gesellschaft! Das scheint ein widerspruchsvoller Begriff zu sein. Ja freilich, wenn man unter Moral den Inbegriff aller derjenigen Willenstendenzen versteht, deren die Gesellschaft zu ihrem Bestande und ihrer Wohlfahrt bedarf, — dann bedeutet der Ausdruck „moralfreie Gesellschaft“ einen Widerspruch. Indessen ich meine hier mit „Moral“ den Inbegriff der Satzungen, welche theils echte Menschheitsliebe zum Zwecke einer allgemeinen Wohlfahrt ersann, theils der Eigennutz einzelner socialer Mächte schuf und zur Geltung brachte, gewöhnlich unter der Deck-Phrase der allgemeinen Wohlfahrt. Derartige Moralsatzungen halte ich keineswegs unter allen Umständen für unentbehrlich, meine vielmehr, daß die Gesellschaft dereinst ihrer entrathen kann und alsdann glücklicher sein wird, als zuvor.

Allerdings weiß ich, daß diese Meinung sehr vielen Köpfen als etwas ganz Unerhörtes, ja Wahnsinniges erscheint. Diese Köpfe aber muß ich als vorurtheilsvoll bezeichnen; sie sind verdorben durch die Amme Gewohnheit, sowie durch jene Theologen und Philosophen, welche die Moral für eine metaphysische Kraft ausgeben und gar dem Weltall eine moralische Tendenz, eine sittliche Weltordnung zuschreiben. Sittliche Weltordnung und moralfreie Menschheit! Das sind fürwahr zwei himmelweite Extreme! Darum ist es bei all der umherspukenden Moral-Metaphysik wohl begreiflich, daß meine Idee einer morallosen Gesellschaft den heftigsten Widerstand findet. —

Ich will versuchen, diesen Widerstand zu mildern, zunächst durch ein Gleichniß. Eine Dame wollte ausgehen. Sie hatte aber einen kleinen Knaben, den sie nicht mitnehmen wollte. So brachte sie ihn denn in ihren Salon, indem sie sprach:

„Hier bleibe, bis ich wiederkomme: sei aber artig und beschädige nichts; hüte Di
besonders, zu spielen; denn beim Spielen kannst Du leicht etwas von meinen ko
baren Sachen beschädigen." Als nun die Mutter fort war, begann der Knabe s
zu langweilen und bekam Lust, mit den Nippfiguren auf dem Schranke zu spiel
Aber das Verbot der Mutter war noch allzu lebendig in ihm. Schließlich ab
reizten ihn die Porzellanfiguren so sehr, daß er sie anfaßte, betrachtete und in ver
schiedene Stellungen setzte. Hierbei ließ er sie fallen, sodaß sie zerbrachen. Als n
die Mutter kam und sah, was der Knabe angerichtet hatte, schalt und schlug sie i
Da kam der Vater hinzu und fragte seine Frau, was es gebe. Sie entgegne
„Der Junge ist unartig gewesen, ich habe ihm verboten, mit den Nippfiguren
spielen, und er hat es doch gethan." — „Warum aber hast Du ihm das verbote
fragte der Vater; „hättest Du ihm nichts verboten, hätte er auch nicht unartig
können." — „Aber das mußte ich ihm doch verbieten", erwiderte die Frau; „denn we
ein Kind im Salon spielt, kann es ja den größten Schaden anrichten." „Ge
recht", meinte der Vater; „darum hättest Du überhaupt vermeiden sollen, das Kin
den Salon zu sperren. Hättest Du es lieber in den Garten gebracht; da konnt
seine volle Freiheit haben, ohne in die Lage zu kommen, etwas Werthvolles zu
schädigen." —

Wer ist diese Mutter? — Die Moral! Sie gebietet und verbietet.
warum? Weil solche Satzungen durch die Mangelhaftigkeit der Zustände, welch
Menschen umgeben, sowie der Menschen selbst herausgefordert werden.

Beispielsweise sagt der Moralist: „Du sollst nicht stehlen!" offenbar nur deswegen,
bei den bestehenden wirthschaftlichen Zuständen, bei der großen Armuth einerseits und
Reichthum andererseits, die Gefahr des Diebstahls vorliegt. Würde Jedermann
Nöthigste besitzen und das Wünschenswerthe ohne Diebstahl erreichen können,
brauchte den Menschen gar nicht eingeschärft zu werden, daß sie nicht stehlen
Ich kann mir Zustände denken, in denen alle ähnlichen moralischen Uebel
keinen Boden zum Gedeihen und Wuchern finden. Und wenn Vernunft und
fahrung der Menschen stärker wären, so daß diese die Folgen ihrer Neigungen
Handlungen besser überschauen könnten, so würden wieder viele Moralsatzungen
flüssig sein, weil alsdann die Menschen das aus freier Neigung und Ver
thäten, was sie sonst nur aus Gehorsam thuen. Macht die Menschen vernün
und ihre wirthschaftlichen Zustände besser, so braucht ihr weniger Moral zu predigen
so lautet das Evangelium der modernen Zeit. Ja es giebt Kenner unseres Gesellsch
körpers und des menschlichen Herzens, welche sagen: Die Moralsatzungen sind
gesammt nur elende Palliativmittelchen; die sittliche Heilung wird nicht ausgehen
dem einzelnen Herzen, sondern einzig von dem Gesellschaftskörper.

Ich gebe nun zu, daß die letzten Sätze eine agitatorische Uebertreibung enthalten.
gebe zu daß die Moralsatzung allerdings ein wenig den Uebeln steuern kann, welche
vernunft und Mangelhaftigkeit der sozialen Zustände anrichten. Doch ich vermag nic
lassen von der These: Die Moralsatzungen sind nur Lückenbüßer, gewissermaßen
theerte Werkstrophen, welche die zahlreichen Lecke des Fahrzeuges verstopfen sollen,
diesen Zweck nur mangelhaft erfüllen.

Besser wär's, wir brauchten solch elende Flickerei gar nicht, dann wären wir
gefährdet.

Darum bauet eine Menschheit, welche so gesund ist, daß sie Moralsatzungen
nicht nöthig hat! Und erzieht die Menschen zu höchster Selbständigkeit! Leitet
schon in frühester Jugend dazu an, die Folgen ihrer Handlungen für die Allgemein
zu ermessen.

Hat ein Mensch das gelernt, so kann er das „Du sollst" entbehren.
nun sagt ihm sein eigener Kopf, was seinen Mitmenschen förderlich und was
schädlich ist. Liebt er seine Mitmenschen, so wird er das ihnen Förderliche thun

„Wenn er sie nun aber nicht liebt —?“ wird eingewendet. — Ja, wenn er ie nicht liebt, dann vermag auch Eure Moral mit ihrem „Du sollst“ nicht diese 'iebe zu erzeugen. Die Satzung: „Du sollst lieben!“ bedeutet einen Widerspruch. „Du sollst“ verträgt sich nicht mit Liebe; denn ersteres ist ein Zwang, letztere aber twas Freies. Oder läßt sich Liebe etwa gebieten? Nein; sondern die Moral „Du ollst lieben“ ist eigentlich geradezu komisch in ihrer Unbegreiflichkeit.

Die Leute singen und sagen viel von „Freiheit, die ich meine“. Einst ver-tanden sie darunter nur die Freiheit in der äußeren Politik, alsdann auch die Frei-jeit in der inneren Politik, schließlich auch die soziale Freiheit. Aber es giebt noch ındere Freiheitsideale, von denen freilich die Menge nach keine Ahnung hat. Und ins dieser neuen Ideale ist die moralische Freiheit in meinem Sinne, ist der Mensch ohne Moral, die Gesellschaft, welche der Moralsatzung gar nicht bedarf. Man mag iese These für eine Uebertrumpfung der kühnsten Utopisterei eines Bellamy halten. Indessen die Hoheit des Menschen ohne Moral in Abrede zu stellen, halte ich für rrthümlich. Wenn eingewendet wird, daß die Autonomie des Individuums Zerrüttung er Gesellschaft bedeutet, und wenn vielleicht gar vom Standpunkte des Christenthums ieser Einwand gemacht wird, so erwidere ich: Von allen Genien der Sittlichkeit steht erade Jesus dem Ideale des morallosen Menschen nahe. Denn seine ethische Be-vegung wendet sich ab von der Satzung und erklärt nicht nur die altjüdische Legalität, ondern die Legalität überhaupt für einen sittlich niedrigen Standpunkt; da-egen betont er die Liebe, d. h. die freie sittliche That und ist der Meinung, daß erade hierdurch der Zweck des „Gesetzes“ nicht „aufgehört“, sondern „erfüllt“ und as „Reich Gottes“, d. h. der Liebe Reich begründet werde.

„Hinaus über den Realismus!“

Ein Wort an die Siebenmeilenstiefler in der Kunst.

Hinaus über den Realismus! Ueber ihn, nicht mit ihm. Der Ruf kommt von den verschiedensten Seiten. Auch aus den Reihen von Verständigen. Und wenn ?arren, Modenarren, die ihr parfümiertes Röcklein alle Jahr nach einem andern ;chnitt zu tragen gewohnt sind und jetzt die Stunde der alten Saison gekommen auben, mit einstimmen, so ist das belanglos. Es ist auch belanglos, wenn die raven Friedensapostel glauben, gerade hier ihre Rechnung zu finden und deshalb zu-ıbeln. Mich bedrückt, ich bekenne es, eigentlich nur das Urtheil von einigen Wenigen, ɔer Gewichtigen. Ich höre auch sie sagen, der Realismus habe seine Bedeutung habt, er habe sein gutes Werk vollbracht, nun aber ebbe er bereits zurück. Es achse ein Neues aus ihm hervor. Was, weiß eigentlich Niemand. Nur auf alle älle etwas, was Lücken ausfüllt, die er gelassen Etwas, was ihn ergänzt, mit :nem Blut auffrischt. Ich habe seit einiger Zeit mir schriftliche und vor allem ündliche Aussprüche über dieses Phänomen gesammelt, eine ganze Musterkarte, von hr geistvollen Dichtern und Kritikern, die sämmtlich in keiner Weise zu den Gegnern rechnet werden wollen. Mein vorläufiges Resultat ist, daß ich auch nicht einen unkt entdecken kann, wo eine Fortentwicklung über den Realismus hinaus auch ır ahnungsweise vorläge. Wohl aber finde ich eine kleine Reihe von Mißverständnissen

mit einer Regelmäßigkeit wiederkehren, die etwas typisches hat und auf eine [illegible] gemeinsame Fehlerquelle weist.

Man berufe ein Collegium von zwölf deutschen Realisten, Verehrern, [illegible] führern, kritischen Vertheidigern des Realismus, und lasse sie definieren, was [illegible] lismus ist und welche Schäden sie bei aller Hochachtung doch in ganz ehrl[illegible] Stunden an ihm bemerken. Sofort wird eine erste Ursache des Fehlgrei[illegible] evident werden. Es werden sich Gruppen sondern, von denen jede bei dem [illegible] „Realismus“ eine andere Beispielklasse vor Augen hat. Die Einen den[illegible] an Zola. Die Andern an Tolstoi. Noch Andere an die Schweden, an [illegible] Norweger. Dieser an Romane, dieser an Schauspiele. Jeder hat einen Liebli[illegible] dichter, für den er geschwärmt hat, in dem sich ihm die realistische Meth[illegible] verkörpert hat, dessen Methode er vielleicht selbst nachgeahmt hat — [illegible] dessen Schwächen er allmälich genau eingesehen hat. Und jeder schafft seinen Realis[illegible] nach diesem Einen. Ein paar Urtheile, die so zu Stande kommen. Ein er[illegible] Zola ist der Vertreter des Realismus; der Realismus hat ein herrliches Auge [illegible] die Wirklichkeit; aber eigentlich bloß für Szenerie, Stimmungsmalerei, große [illegible] schaftliche Panoramen; für das Psychologische ist er steril, er faßt es mecha[illegible] äußerlich, er konstruiert, und er verfällt, um anderswo etwas zuzugeben, in Hyper[illegible] und Symbolik, die schließlich müde machen; dabei ist er pessimistisch, kalt, unbefriedig[illegible] Ein zweites: Tolstoi ist der Vertreter des Realismus; der Realismus hat ein [illegible] liches Auge für die Wirklichkeit; aber eigentlich bloß für Psychologisches, Innerli[illegible] Seelenstimmung, tiefe seelische Conflicte; für den Hintergrund, die Naturschilder[illegible] ist er viel steriler; was hätte ein Anderer aus dem Brande Moskau's in „Krieg [illegible] Frieden“ gemacht; es fehlt die hyperbolische, symbolisch fassende Größe, die [illegible] packende Compositionen bringt, alles ist, sowie man das Psychologische verläßt, fa[illegible] und formlos; dabei ist er allerdings durchdrungen von hohen sittlichen Ideen [illegible] einem im Irdischen erfüllten Optimismus, der über vieles weghilft. Der erste [illegible] diesen guten Leuten wird folgern: wir müssen über den Realismus hinaus in [illegible] Gegensatz des Symbolischen, zu einer ganz erneuten Psychologie, zu einer viell[illegible] nicht so wahren, aber dafür weniger pessimistischen Weltauffassung; das Neue [illegible] einfacher, nüchterner, weniger raffiniert, aber doch belebter, weniger kolossales [illegible] leben, aber mehr uns verwandte Seele sein. Der Andere wird kommen: wir mü[illegible] über das Realistische hinaus in eine lebhaftere, farbigere Welt, in eine Welt, [illegible] nicht mehr bloß Seelen hat, sondern auch Gesichter, die mit weit mehr künstleri[illegible] Raffinement gebaut ist, sei es auch etwas auf Kosten der nüchternen Wirkl[illegible] in der allerdings Scene auf Scene folgt ohne dramatischen Faden. Und dabei [illegible] beide glücklich übersehen, daß sie bloß das Halbe hatten und die fehlende Hälfte, [illegible] den Realismus erst ganz machte, für etwas Neues, darüber hinaus Wachsendes hi[illegible] das „da kommen sollte.“ Daß sie individuelle Schranken für Schranken des Prin[illegible] hielten. Hätten sie ihre Definition auf Tolstoi und Zola gebaut, so wäre wenig[illegible] annähernd das Richtige gekommen und mit ihm ein geradezu überwältigender Reicht[illegible] von ästhetischem Plus, das vorläufig jeden Wunsch nach Ueberbieten und Fortentwic[illegible] ausschließt. Denn ohne sehr plausibelen Grund soll man am allerwenigsten in [illegible] Aesthetik für Fortentwicklung schwärmen; es giebt ebenso gut Entwicklung abw[illegible] wie aufwärts.

Nun ist mit dem Berührten die Fülle der Mißverständnisse aber noch [illegible] angedeutet. Die Technik, die sich beispielsweise im Roman aus ganz besond[illegible] Gründen in den verschiedenen hier in Betracht kommenden Litteraturen völlig [illegible] schieden entwickelt hat, wird mit Liebhaberei als Charakteristikum für den Realism[illegible] mißbraucht. Leute, die sich jahrelang in die Skandinavier und Russen eingelebt ha[illegible] und deren Roman-Technik mit ihrem eigenthümlichen Mangel an großen, selbstän[illegible] aufgegipfelten und abgestimmten Szenen in Fleisch und Blut haben, klagen [illegible]

ealismus der eintönig weiterrieselnden Formlosigkeit, des absichtlichen Verzichts auf ie Kunst der Composition an. Dabei genügt der einzige Daudet, um alles um-uwerfen. Er ist der gewaltigste Techniker gerade in dem Punkte; man nehme ein Buch wie die „Könige im Exil“ — jedes Kapitel ein selbständig abgestimmtes Gemälde. Umgekehrt jammern wieder solche, die blos von Zola ausgehen, wie im ealistischen Roman der Dialog zurücktrete hinter den endlosen Stimmungsbildern des odten, den unermeßlichen Schilderungen, in denen bloß die Compositionskunst des lutors brilliire. Diese Sache wird speziell noch verwickelter dadurch, daß es sich nicht inmal bloß um Rassenunterschiede bei dieser technischen Frage handelt. Es kommt i hinzu, daß die skandinavisch-russische Manier des mehr oder minder raschen Vor-värtserzählens ohne viel Tiefe im Hintergrund und ohne viel lange Einzelszenen für en realistischen Roman wesentlich leichter, also beliebter ist, als die andere. Tolstois „Krieg und Frieden“ in Daudet's Manier verfaßt, wäre eine Leistung, die lle Kräfte überschritte. Bequemer ist jene Art auch der Kürze wegen. Aber der Realismus nun hat im Prinzip mit alle dem gar nichts zu schaffen, und alle Argumente aus der Technik treffen ihn nicht. Er steht und fällt mit der Wahrheit. Wie diese Wahrheit zum Ausdruck gebracht wird, — ob in zehn Bänden oder einem, b durch nüchternes Referat, durch Dialog oder durch sorgsam componirte und auf-inander berechnete Einzelszenen: das ist eine ganz andere, formale Frage. Und im ngsten Anschluß an dieses Letztere steht auch die bisweilen zum Mittelpunkt des anzen Problems gemachte Frage nach Vers und Prosa. So lange es sich um Episches ohne direkte Rede handelt, ist es für die Dichtung vom realistischen Stand-unkte überhaupt ganz gleich, ob die Verssprache oder die Prosasprache bei der Er-ählung verwerthet ist, und es müssen ganz andere Gründe beim Bevorzugen der inen oder anderen mitsprechen. Anders, — etwas anders wenigstens, — liegen die Dinge beim Dialog. Hier ist der Vers immer eine Uebersetzung, mit den nöthigen Konzessionen einer solchen. Aber im Innersten ist auch das bloß etwas Formales. Bleibt der Inhalt der Versrede wahrheitstreu, so ist das Wesen des Realismus gerettet. Es fragt sich ja nun wohl, ob man nicht statt der Uebersetzung lieber den Urtext liest. Aber wenn es Völker gäbe, die bloß in Alexandrinern sprächen, so müßte man denen wohl schließlich auch die „Familie Selicke“ in Alexandriner übersetzen müssen für ihre Freien Bühnen!“ Und es fragt sich ebenso, ob ein Stück von diesen Völkern nicht in uns steckt in Gestalt einer unvertilgbaren, ewig wieder hervorbrechenden Neigung für die Verssprache, — aus rhythmischen Gründen, die unser konsequentester Realismus so wenig aus der Welt schafft wie er die Fechner'schen Gesetze in unserem Geiste aufhebt, die uns beispielsweise müde und mißmuthig machen, wenn wir zwei Stunden lang ohne Abwechselung denselben Ton hören, dieselbe Farbe sehen sollen, mag das auch noch so sehr „Wirklichkeit“ sein, — grade deswegen. Die konfuse Sachlage bei uns ist aber ie, daß auf der einen Seite tüchtige Poeten glauben, sie müßten sich lossagen vom Realismus und die Nadel nach einem neuen Pol stellen, weil sie Drang nach Vers-ichtung an sich verspüren, und daß auf der andern Seite große realistisch sein wollende Jäger vor dem Herrn sich aufthun, die ihr Wild gestellt glauben, wenn sie sagen: Der Mann schreibt ja Verse, also . . . .

Was von der Technik und vom Vers gilt, gilt von zahllosen Kleinigkeiten. Hier strampelt Einer mit Armen und Beinen, um den Realismus los zu werden, weil er an die These glaubt „Der Realismus vernichtet die historische Dichtung“ und doch einen Stoff grade dieser Art hat, dem all' seinen Können und Vertrauen zu-auchzt. Das ist denn eben eine Thorheit, wie alle die andern. Das Einzige, was man noch ehrlicher Weise mit Thatsachen belegen kann, ist, daß der Realismus den historischen Roman so schwer macht, daß es sich ernstlich fragt, wer sich noch solcher Arbeit gewachsen fühlt. Das ist aber auch alles, und die These in jener Form ist glatter Unsinn.

Ueber die groben sonstigen Sachen gehe ich hier rasch weg. Wer noch gla...
daß der Realismus im Ganzen Roheit und Unzucht predige, der ist überhaupt k...
Antwort werth. Unter den halbwegs Mitstreitenden ist dieser Vorwurf glücklich...
weise schon seltener, und es darf billig Sacher=Masoch überlassen bleiben, ...
nach wie vor als den Apostel der Sittenlosigkeit und Frivolität zu bezeichnen ...
die Mißverständnisse, sonst peinlich und angethan, an den Besten der Zeit irre...
machen, bringen bei diesem Punkte wenigstens niedliche Proben unfreiwilliger K...
an denen man sich mit dem ruhigen Bewußtsein ergötzen darf, daß die, welche ...
bei dem Unzuchts=Pharagraphen, stolpern, wirklich im Kampfe entbehrlich sind. Rein...
haftig: wegen der Sittenverrohung, die er bringt, brauchen wir ganz gewiß nicht ...
den Realismus hinaus." Der Fall Sudermann, den wir eben überstanden haben, b...
dieser Hinsicht eine Einmüthigkeit aller besten Elemente unserer Litteratur ge...
wie sie schöner, lehrreicher und hoffentlich konsequenzenreicher kaum gedacht werden k...
Im Ganzen wollen wir aber deswegen noch nicht zu früh jubeln. Denn gleich h...
dem Moral=Mißverständniß dämmern wieder neue Klippen. Es dämmern die na...
wissenschaftlichen Probleme, die in den Realismus hineinragen, und vor ...
ich gestehe, im Moment selbst keinen Rath überall zu wissen. Wir wollen ...
Wahrheit geben, im Drama, im Roman; gut! Sind aber nun beispielsweise ...
Vererbungsphänomene, die große Pioniere des Realismus aufgegriffen haben, ...
Wahrheit? Sind sie in der Form, die man ihnen gegeben hat, Wahrheit? ...
Poesie liest sich schon die Augen halbblind an Stellen, wo die Schrift auf ...
Tafeln der Wissenschaft noch gar nicht deutlich vorhanden ist. Wenn irgendwo ...
ist hier die höchste Besonnenheit Aller erforderlich, ein schrittweises Tasten, bi...
heller wird. Hier tappt Jeder noch im Nebel, der Edelste, Beste, Vorurtheilsfr...
muß gewärtig sein, zu allererst von bösen Geistern genasführt zu werden, und K...
weiß, wie viele Pioniere morgen im Sumpfe stecken werden, den Kopf mit der ...
frühten Lorbeerkrone nach unten ....

Ein Gebiet, auf welchem noch in solcher Weise Alles täglich durcheinand...
worfen wird und über die einfachsten, auf der Hand liegenden Mißverständnisse ...
Aufklärung herrscht, ja schlimmer Weise nicht einmal überall herrschen kann, ist ...
ästhetisch kein abgewirthschafteter Boden. Im Gegentheil: die Dinge beginnen ü...
haupt erst zu werden. Der Realismus als Praxis ist noch fragmentarisch, in tau...
unvollkommene Ansätze zersplittert. Der Realismus als ästhetische Theorie ist ...
jetzt überhaupt eigentlich noch gar nicht da, er buchstabiert noch, ohne die e...
Lesebuchsätze klar zu verstehen. Unter solchen Umständen hat es mit dem „dar...
hinaus", denke ich, gute Weile. Grade weil uns das Einzelne noch so schatten...
ist, weil wir noch gar keine „Realisten" des Realismus selbst sind, spielen wir ...
dem Umrißbilde des Ganzen und malen uns eine phantastische Fata Morgana ...
Neuem, Besserem darüber. Wird unser Blick erst mehr durch die reihenweise ...
erdrückend massenhaft anrückenden Einzelheiten selbst gefesselt werden, so werden ...
— als Künstler — soviel zu thun und — als Aesthetiker — so viel zu sehen ...
kommen, daß wir wohl genau so wenig Sehnsucht nach Mehr verspüren wer...
wie der Astronom, der etwa den Planeten Mars enträthselt und Wunder ...
Wunder schaut, Sehnsucht fühlt nach irgend einem neuen unendlich fernen N...
fleckchen, von dem er nichts weiß, als das: er wird es nicht mehr erleben, daß ...
Instrumente erfindet, um dort auch nur ein Weniges mehr zu sehen als das win...
Pünktchen Licht.

Wilhelm Bölsche.

Der Sonnabend der Premièren.

Zwei, drei Premièren hat es am verflossenen Sonnabend in Berlin gegeben. Außerdem gingen ein paar neu einstudirte Stücke in Scene. Ein furchtbarer Tag für jene echt großstädtische Bevölkerungsklasse, für die Leute, die überall dabei sein müssen. Das ist bekanntlich eine gar erlauchte Aristokratie. Ihre Mitglieder verzieren zwar ihren Namen durch kein volltönendes Prädikat und tragen keinerlei besonderes Abzeichen. Dennoch sind sie sofort und überall kenntlich, schon äußerlich. Und wenn sie den Mund aufthun, dann verräth sie sogleich der charakteristische Adel ihrer Weltanschauung. Ihre ahnungslose Mitwelt erführte dann binnen fünf Minuten den geheimen Daseinszweck aller guten Dinge hienieden. Die sind alle ihretwegen da, ihretwegen ausschließlich. Die feinen englischen Kammgarnstoffe zum Beispiel sind dazu da, um sich um ihren Oberleib zu schmiegen, und die niedlichen kleinen Ballerinen sind eigens zu dem Zweck erschaffen worden, um ihnen ihre wohlgeformten Beine zu zeigen. Die Raubmorde kann man vernünftigerweise nicht anders erklären, als daß sie ihnen Gelegenheit bieten sollen, ab und zu einer sensationellen Gerichtsverhandlung beizuwohnen, und den Vollblutpferden bliebe nichts übrig, als sich um eine Anstellung als Droschkengaule zweiter Güte zu bewerben, wenn nicht diese Menschen erster Güte zufällig ein solches Faible für das Derby-Rennen besäßen. So ist alles auf's Beste für sie eingerichtet und wohlgemuth legen sie sich jeden Abend um 6 Uhr Morgens schlafen und erwachen jeden Morgen gegen Mittag in der sicheren Erwartung, daß die Welt ihre Schuldigkeit thun und es so einrichten wird, daß ihnen die Erfüllung ihres Lebensplanes nach Möglichkeit erleichtert werde. Und mit dem unerschütterlichen Selbstbewußtsein, mit dem sie ihre hohe Mission erfüllt, wandeln sie in der Großstadt umher, mustern mit einem eigenthümlich blasirt-erwartungsvollen Blick Menschen und Dinge, wohlgenährte Gestalten, diskret in der Kleidung, extravagant in hundert Nebendingen, in ihren Hüten, ihren Stöcken, ihren Cravatten, ihren Handschuhen, manchmal freilich vor der Zeit gealtert, vornüber gebeugt, Lastthiere des Genusses . . .

Das Theater betrachten sie als ihre vornehmste Domäne. Denn was wäre das Theater ohne sie? Daß es Leute giebt, die es für eine Bildungsanstalt halten, davon haben sie keine Ahnung. Und wenn sie's hörten, so würden sie's nicht verstehen. Das mag für die Gallerie seine Richtigkeit haben, allenfalls für die hinteren Reihen des Parquet. Aber daß Theaterbesucher, die —5 Mark für das Billet bezahlen, mangelhaft gebildet sein könnten, das würde ihnen nie einleuchten. Nein, für die 1.—10. Parquet-Reihe ist das Theater keine Bildungs-, sondern eine Verdauungsanstalt. So lange es Theater giebt, haben sie da am besten verdaut. Und ihre Verdauung ist ihnen heilig. . . .

Darum sind sie empört über die Theaterdirektoren Berlin's. Und ihrem Vorgehen vom letzten Sonnabend legen sie die frevelhaftesten Motive unter. Denn nichts vermag ihre Verdauung so entschieden zu fördern, wie die Emotionen einer Première. Diese Handlungsweise der Berliner Theaterdirektoren, die sie mit einem Schlage um ein paar Premièren gebracht hat, betrachten sie daher als ein unsühnbares Verbrechen, als eine Verletzung ihrer zartesten Empfindungen, als eine bewußte und beabsichtigte Verdauungsstörung!

Als eine bewußte und beabsichtigte Verdauungsstörung! Nach den leider auch für sie geltenden Naturgesetzen konnten sie ja nur einer Première vom Anfang bis zum Ende beiwohnen. Das war den Theaterdirektoren wohl bekannt! Und dennoch setzten sechs von ihnen die Aufführung ihrer neuen oder neueinstudirten Stücke für einen und denselben Tag fest! Ist da noch ein Zweifel an ihrer bösen Absicht zulässig? O, was haben sie gelitten, diese armen Lastthiere des Genusses an diesem fürchterlichen Sonnabend!

Für welches Theater auch immer sie sich entschieden haben mochten, immer erfüllte sie der fürchterliche Gedanke: in den fünf anderen kannst du ja nicht sein! Jetzt wird in fünf anderen

Theatern gezischt und du zischest nicht mit! Jetzt wird in fünf anderen Theatern der unverm-
liche Foyer-Witz gemacht und du kolportirst ihn nicht!

O, sie boten einen erschütternden Anblick dar, die armen Lastthiere des Genusses! M
sah ihnen die Revolutionen an, die in ihrem Innern stattfanden. Man konnte ganz gena
merken, wie jenes erhabene Gefühl ihrer Menschenwürde, das sich auf dem Bewußtsein auf
soeben eine zarte Hammelkotelette gegessen und dazu Rüdesheimer getrunken zu haben,
schwand und einer Depression Platz machte, wie sie der Genuß von Sauerkohl mit Bratw
allen feiner organisirten Naturen zur Folge hat! Sie waren zu zerstreut, um den Vor
auf der Bühne zu folgen. So kamen sie auch noch um die einzige Première, der beizu
sie sich entschlossen hatten. . . .

Gebrochen verließen sie das Haus. Gebrochen eilten sie zu Uhl oder Dressel. Geb
tranken sie ein paar Flaschen Sekt. Gebrochen umarmten sie die nach der ewigen Ordnu
Dinge immer in ihrer Nähe befindlichen weiblichen Wesen. Gebrochen legten sie sich
Gebrochen schliefen sie ununterbrochen zehn Stunden.

Seither ist in ihrem seelischen Zustand keine Wendung zum Besseren eingetreten. S
beunruhigt und empört. Sie protestiren gegen die Vergewaltigung ihrer altehrwürdigen P
legien. Und sie erwarten eine Erklärung. . . .

Heinrich Kana

Theater.

Deutsches Theater. „Das verlorene Paradies".
Schauspiel in drei Aufzügen von Ludwig Fulda.

Ludwig Fulda hat uns eine Ueberraschung bereitet. Er hat innerhalb zweier Jah
so bedeutenden Fortschritt gemacht, daß er kaum mehr wiederzuerkennen ist. Noch „Di
Jagd" vermochte sich, trotz mancherlei hoffnungsvoller Ansätze, von der schlechten deutschen
spielüberlieferung keineswegs ganz freizumachen. Diesmal aber hat Fulda den Götzen de
gangenheit den Weihrauch verweigert und opfert fromm und frei den neuen Gottheiten
Zeitalters.

Wie die meisten unserer jungen Dramatiker hat auch ihn ein soziales Problem
Berlin W und Berlin O, Geldaristokratie und Proletarierthum, werden mit einander cont
Ein Arbeiterstreik bildet die Achse des Dramas. Um ihr dreht sich das Wohl und Wehe
licher handelnden Personen. Sein Ausbruch kann unabsehbares Unheil, und nicht blo
materiellem Gebiete, herbeiführen. Seine glückliche Vermeidung bedeutet mehr als die A
dung einer momentanen Gefahr, sie bedeutet einen Akt der Selbstbefreiung für alle, die
mitarbeiten. Das Paradies geht verloren, aber die Erde wird gewonnen.

Edith, die Tochter des reichen Fabrikanten Bernardi, erhält zur Feier ihres
zwanzigsten Geburtstages ungemessene Blumenspenden, Schopenhauers Werke und einen B
gam. Sie ist ein nüchternes, verstandesklares, aber auch verwöhntes und schon etwas bl
Berliner Kind, jene nicht gar zu seltene Mischung von Weltdame und Philosophin. Bei
schwärmt sie für den großen Naturfoscher Ottendorf, und als daher der Sohn dieses ge
Gelehrten, schön wie ein Husarenoffizier, vor ihr erscheint, da sind Auge und Ehrgeiz g
maßen befriedigt und sie reicht dem schneidigen Bewerber ihre jungfräuliche Rechte. Leider
ist Herr von Ottendorf blos ein Namenträger und kein Mensch — obschon „ein forscher
Kerl". Er ist gewohnt, als junger Gott behandelt zu werden, und wird widrigenfalls verdr
eklig. Nach diesem Grundsatz beträgt er sich den streikenden Arbeitern gegenüber, die er al

ıfgenommener Fabrik=Theilhaber zur Raison bringen soll. Natürlicherweise schürt er die Ver=
ımmung auf's höchste, der herbeigeeilte Schwiegervater verliert den Kopf und macht die Sache
ıch schlimmer, und mit stummem Entsetzen blickt die anwesende Edith aus ihrer Salon= und
ücherwelt in die rohe Wirklichkeit des Lebens. Sie muß hören, daß die Forderung der Arbeiter
ır deshalb nicht bewilligt werden kann, weil ihre Aussteuer zu viel Geld kostet, und sie muß
hen, wie die Tochter eines dieser Arbeiter der Schwindsucht und Abzehrung verfällt, weil bei
r Kargheit des Lohnes der Gesundheit keine Rechnung getragen werden kann. Ihr zum Mit=
id gestimmtes Herz findet aber bei dem vom brutalsten Egoismus beherrschten Bräutigam keinen
Widerhall, die Verlobten gerathen hart aneinander, und als sie ihre Verbindung lösen, taumelt
r in sein altes Dasein zurück, während für Sie das neue Leben jetzt erst beginnen soll. Sie
t eine Nora geworden.

Fulda, der Versöhnliche, ist aber nicht der Mann, uns eine Entlobung vorzuführen, ohne
e Hoffnung auf eine Verlobung in uns rege zu machen. Neben Herrn von Ottendorf geht
ıch noch ein anderer junger Mann durchs Stück: ein Schüler des alten Ottendorf, und der
chnische Leiter der Bernardischen Fabrik. Er ist ein bärbeißiger Biedermann mit schwieligen
änden, und er hat der verweichlichten Edith gelegentlich mit etwas unbequemer Wahrheit auf=
:wartet. Hierdurch ist er ihr als Sonderling interessant geworden. Als er aber durch sein
annhaftes Eintreten für die Rechte der Arbeiter seine Stellung einbüßt und sich von dem Gimpel
ttendorf muß herunterkanzeln lassen, gewinnt er auch ihr Mitleid und ihre Sympathie.
achdem der Bräutigam verabschiedet ist, wird er von seinem alten Brotherrn zu Gnaden
ieder angenommen, und wenn das Stück um einen Akt länger wäre, wer weiß, was dann
ɔch geschähe?

Dem kühn ins neue Fahrwasser steuernden Dichter drohten also doch hier und da die
:andbänke der Konvention, und man glaubt die angestrengte Aufmerksamkeit zu durchschauen,
.it der er ihnen zu entgehen suchte. Am meisten ans Conventionelle streift die parteiische
harakterisirung der beiden jungen Männer: alles Licht bei dem Einen, alle Schatten bei dem
ıderen. Es muß aber anerkannt werden, daß innerhalb der etwas eng gesteckten Charakter=
renzen die Ausmalung im Einzelnen eine überaus fleißige und feinsinnige ist. Fulda wird
icht müde, für ein und dieselbe Sache immer neue Ausdrucksmittel zu finden, und was die
auptsache ist, er wird niemals langweilig dabei, sondern bleibt stets anregend und unterhaltend.
r bleibt es sogar dann, wenn er durchaus entbehrliche Episodenfiguren wie Schriftsteller Heideck
nd Frau auf die Bühne bringt und die unstete Rastlosigkeit des modernen Großstadtlebens in
ossierlich=ärgerlichem Tone beklagen läßt. Man sieht sogar darüber hinweg, daß es sich hier
m einige verspätete Ableger aus der „Wilden Jagd“ zu handeln scheint und freut sich immer
ufs neue über die vollendete Behandlung des modernen Conversationstones. Die Schule der
ranzosen und Ibsens, auch wohl diejenige Lindaus und Heyses wird dem Kenner öfters be=
ıerkbar; da dies aber der Charakteristik und Technik zu gute kommt, so ist es nicht zu bedauern.
im Gegentheil, es sollte uns freuen, wenn sich Fulda auch heute noch als Schüler betrachtete;
enn dies würde beweisen, daß er uns noch Besseres zu leisten beabsichtigt.

Franz Servaes.

Der Deutschen Bühne zweiter Streich.

Die Deutsche Bühne hält, was sie versprach. Sie fährt fort eine Freistätte des echten,
esunden, wenn auch sogenannten unfreiwilligen Humors zu sein. Das „Schicksal“ der ersten
Aufführung war das der zweiten und es scheint damit die Gewähr einer fröhlichen Zukunft
gegeben.

Vielleicht gelangen wir auf diesem Wege zu einem neuen Kunstgenre. Die bisherige ab=
ichtliche Bühnenhumoristik besitzt in ihrer monotonen Aufdringlichkeit für den modernen Menschen
weifellos etwas Ermüdendes. Wenn wir auch in der Madame Bonivard kaum aus dem Lachen

herauskommen, so haben wir doch dabei in lichten Momenten ein schlechtes Gewissen, weil man uns in brutaler Weise vergewaltigt, gewissermaßen physisch zum Lachen gezwungen fühlen.

Wie anders, wie viel feiner ist dagegen die Komik eines Kunstwerks wie Irma. Nicht aufgezwungen mit verletzender Deutlichkeit treten die humoristischen Wirkungen eines solchen Dramas an uns heran — wir selber sind es, die in nachschaffender Geistesarbeit jene Wirkungen aufspüren und uns erbeuten müssen.

Und je intensiver bekanntlich unsere eigene innerliche Mitarbeit bei der Perception einer Kunstschöpfung ist, desto größer und feiner wird der ästhetische Genuß, den wir von derselben haben, desto höher steht also auch eine Dichtung, welche wie die des deutschen Bühnenvereins Adam Müller-Guttenbrunn uns die freudige Gelegenheit zum eigenen Herausgestalten komischer Wirkung bietet. Wahrlich: „eine späte und reife Kunst", wie Nietzsche sagt. —

Das schwer nüchterne Stück beginnt mit einem Kater. Ich halte dies für einen sehr netten Zug: die Thiersymbolik, welche sich voreinst schon einmal als fruchtbar für unsere Litteratur erwiesen, tritt damit in ein neues Stadium. Zugleich verräth es ein kluges Verständniß für die Effekte des Kontrastes, daß der Dichter jene schwere Nüchternheit als Grundton für das ganze Stück festgehalten hat.

Was den Inhalt des Dramas betrifft, so glaube ich allerdings nach Zuhülfenahme des bei Pierson in Dresden und Leipzig gedruckten und für nur 1 M. käuflichen Textbuches einigermaßen hinter die Schicksale der armen Irma gekommen zu sein: ich kann aber nicht annehmen, daß die Wiedererzählung derselben irgend Jemanden interessiren würde, und verzichte daher um so lieber auf eine solche, als die „Handlung" im vorliegenden Kunstwerk ja nur das Sekundäre, das Material ist, aus dem sich der Hörer das eigentliche Kunstwerk in der oben bezeichneten Weise selber erst erschafft.

Es giebt eben eine Kraft der Umwandlung im Menschen, und ich halte die Bezeichnung des durch dieselbe erzeugten Humors als des unfreiwilligen für eine sehr unglückliche. Thatsächlich ist es doch gerade das köstlich Spontane, also das göttlich Freiwillige, was diesen Humor für den modernen Genußmenschen so hinreißend macht.

Ich habe wenigstens selten oder nie einen so starken und liebenswürdigen Eindruck von der Bühne herab erhalten, als an der Stelle, wo der Backfisch des Stückes der guten Irma, natürlich seiner Nebenbuhlerin, auf deren freundliche Anrede: „Sie sind ein Kind" antwortet: „Sagen Sie das nicht. (Mit einem Blick auf Wernhardt) Seit heute fühle ich, daß ich ein Weib bin."

Man hatte sich bis dahin ziemlich gebernhardinert, weil man die geheime Kunstabsicht des Dichters noch nicht klar erkannt hatte — von diesem Augenblicke an aber verbreitete sich eine warme Heiterkeit im Hause ... es war ordentlich als ob die Sonne aufging.

Und nun jagte ein Scherz den andern. Mit liebevollem, dankbarem Verständniß folgte das Publikum von nun an willig dem Dichter. Als unsere Irma einige etwas heikle Schnurren aus ihrem Leben zum Besten gab — die der Dichter sie in glücklich parodistischer Weise à la Lady Milford in der seitdem bekannten geheimnißvollen dritten Person erzählen läßt — konnte sich der liebe Backfisch den Ausruf nicht verkneifen: „Ach, wie lehrreich für ein junges Mädchen!" —

Publikum und Dichter waren jetzt Eins. Dem Ersteren entging keine Nüance mehr, und der Morgen gestaltete sich zu einem sehr gemüthlichen und täuschte in angenehmer Weise über den verlorenen Sonntagsfrühschoppen hinweg.

Man denke nur an das graziöse Spiel Irma's mit ihrem aus den Haaren herbeigezogenen Dolch und an ihr offenbar schon in der Mitte des dritten Aktes ernst gemeintes „Tödte mich" und was der reizenden Einzelheiten mehr sind. Es war wirklich bildschön. —

„Warum wurde dies Stück nicht vor acht Jahren aufgeführt?" fragt Adam Müller-Guttenbrunn in seinem Vorwort zu dem Zukunftskunstwerk. Ja, warum denn nicht?

Und er fährt fort: „Die Geschichte seines — eben des Stückes — Martyriums ist ein kleiner Beitrag zur Geschichte des modernen Theaters. Sie erzählt uns, wie die deutschen Schriftsteller dahin gelangen, sich das Stückeschreiben abzugewöhnen."

Der Herr hat Recht. **Otto Erich Hartleben.**



Von neuer Kunst.

Ein neues Talent. Nichts ist billiger als der Vorwurf der Ausländerei in der esthetik. Er findet besonders bei uns immer Publikum, das sich an seine patriotische Brust lägt und aus tiefem deutschem Herzen aufseufzt. Es ist das nämlich dasselbe Publikum, welches sere großen deutschen Lyriker der Gegenwart wie Liliencron und Julius Hart, gegen die that-chlich kein fremder aufkommt, weder kennt noch kauft und für die tüchtigen Anfänge unseres ngdeutschen Dramas bloß wohlfeilen Spott hat. Daß neben dieser großen deutschen Leistung r Roman vorläufig bei den Franzosen, Russen und Skandinaviern im Allgemeinen besser ist, als bei s, dafür können wir nichts, die Thatsache aber zu leugnen, haben wir keine Ursache und keine ust. Weder das Schilderungstalent Zola's noch die schlichte Natürlichkeit etwa Arne Gaborg's aben sich bei uns bisheran ernstlich gezeigt. Es liegen da Verknüpfungen zu Grunde, die zu er-ünden lehrreich ist, die man aber niemals mit frommen Wünschen — und kämen sie aus noch witzigem und geistreichem Munde — tilgt. Wo Schritte zum Guten auch für dieses Gebiet rliegen, begrüßen wir sie mit herzlichster Freude. Und ich finde eine Probe ersten Ranges in m Romane „Tino Moralt". Kampf und Ende eines Künstlers. Von Walther Siegfried ena, bei Costenoble 1890). Der Verfasser, Schweizer von Geburt, hat sich offenbar an den anzösischen Realisten gebildet. Als Künstlerroman — Münchener Malerleben, ein untergehendes alent, Genie, das im Wahnsinn endet — lehnt das Buch sich vor allem im ersten Theile eng Zola's „l'Oeuvre" an. Aber es ist die gute, fruchtbringende Anlehnung: Siegfried hat wirk-ch selbst das schöne Malerauge Zola's, in seinen Bildern lebt München und nicht Paris. Es t auch ein gut Theil Gottfried Keller in ihm. Sehr viel helle Malerfreude, die vom engen hema abschweift und Zug an Zug reiht, ein farbenkräftiges Ganzes der Kreise zu geben, in e der Held hineinragt. Ein ungemein feiner Sinn für Naturschilderung. Der zweite Theil, r den langsamen, grausigen Geistesschiffbruch des Künstlers mit wunderbarer Wahrheit malt, ermeidet das im Stoffe gegebene Peinliche bei großer Treue mit merkwürdigem Geschick, esentlich eben durch die ausgleichende Gesundheit des Naturhintergrundes. Gesund ist das Buch otz des kranken Helden vom Wirbel bis zur Zehe. Das verräth sich bei allem Gefunkel male-ischer Arabesken vor Allem auch in einer gewissen Straffheit und Energie der Gesammtkompo-tion, die über alle Längen reißt, in dem einfachen, geraden Stil, der jede formalistische Firle-nzerei verschmäht. Nur selten wird man daran erinnert, daß es sich (wie die Einleitung betont) m eine Erstlingsarbeit handelt. Und ganz gewiß ist es auch nicht der erste Versuch eines An-ngers im eigentlichen Sinne, dieser Dichter hat an sich gefeilt, gelernt, mit sich gerungen, kurz as gethan, was vor die erste Druckarbeit ein Menschenleben legt, mögen auch die Jahre kurz sein. eller ist todt: das wäre nun also die junge Schweizer Schule. Wir begrüßen sie mit Freude. nd ist es nur ein einzelner Vorposten ohne Nachfolger, so sei er uns auch als solcher willkommen. offentlich ist Siegfried's Buch für ihn selbst auf alle Fälle mehr als ein isolirter Posten. Von er Reife und Kraft, die „Moralt" verräth, muß die Literatur unbedingt noch mehr Nutzen ehen. Und wie sollte es um die Sache des dichterischen Realismus nicht gut stehen, wenn ihm lche Kämpfer über Nacht erwachsen, mit solchem Ernst, mit solchem Können und solcher — das t das wesentliche — künstlerischen wie sittlichen Gesundheit!

W. B.



In der Ausstellung des Künstlervereins — und in ungünstigem Licht — ist augenblickli Marr's große Tafel: „Die Flaggellanten“ der Magnet der Kunstfreunde, der Tr für die an Langeweile hingesiechte letzte „Akademische“. Die Zeitungen, deren einige das Gemälde als das moderne Geschichtsbild schlechtweg bezeichneten, und die Photographieen übe heben mich an dieser Stelle einer Beschreibung, die ebensowenig als die Photographie die Vor des Bildes genügend wiederzugeben vermöchte. Diese Vorzüge sind bedeutende. Schon der B zu dieser riesigen Composition, die nirgend ein Erlahmen der Phantasie, einen Verlegenheits-compro erkennen läßt, ist zu bewundern. Und alles Technische, alles specifisch Malerische: Farb composition, Licht Luft, Stimmung, ist so groß, daß man es wie selbstverständlich, die Natur selbst, hinnimmt, ohne sich der Kunstarbeit bewußt zu werden. Aber ein Anderen bin ich mir nie so bewußt geworden, wie vor diesem zweifellos bedeutende Gemälde der letzten zehn Jahre: nur ein Tauber kann es voll empfinden! mehr als in unseren Schlachtenpanoramen vermißt man hier das Kyrie der Zerknirschu das Klatschen der Geißeln, das Rufen der Verzückten, das Brausen der Menge — und das al im Fortissimo italischer Lebendigkeit. Das ist schließlich ein Lob für den Maler, denn es bew seine starke Realistik; aber ist es nicht auch eine Folge davon, daß das Bild nicht recht ein Thatmittelpunkt hat, daß nicht der Gipfelpunkt eines einzigen Vorganges festgehalten ist, der Phantasie während der langsamen Durchmusterung des handlungsreichen Bildes stets in einen Momente festhält, sondern daß der Vorwurf des Bildes ideell eigentlich eine Verkörperu einer ganzen Zeitstimmung ist? Das wäre ja nun gerade die erreichte Absicht unseres Realismus Wohl; auch bin ich gewiß fern davon, dem Künstler einen Vorwurf machen zu wollen; wirklich bedeutende Werke kann man ja nur ganz persönlich, beschränkt persönlich herantre Aber es giebt, meine ich, reichlichsten Stoff zum Nachdenken über die Grenzen von Malerei u Dichtung, wenn man sich selbst über der angedeuteten Empfindung überrascht und findet, daß d vollste Eindruck eben durch den alles wiedergeben wollenden Realismus gerade nicht imm erzeugt wird . . . .

Auch will mir scheinen, daß der „unparteiische“ Realismus das naturwissenschaftli Geschichtsbild schließlich doch durch das Medium eines sehr starken Temperamentes gesehen Die Geißler, die religiöse Verzücktheit, Tollheit, der Fanatismus scheinen mir nicht so zu ihr Recht gekommen zu sein, wie deren Gegensätze, trotz des herrlichen schwärmenden kleinen Mädche trotz der Gruppe um den stigmatisirten Knaben. Es wirkt wenigstens wie Tendenz, daß beiden Vertreter des Clerus ganz im Vordergrunde die höchste Beseelung des Bildes besitzen aber Seelen zeigen, die dem Innerlichsten des ganzen Vorganges weltenfremd bleiben. Die beiden Gestalten, der ungläubige Herrschsüchtige, der die Bewegung nur seiner Kirche zu Nu macht, und der verdrossene Pharisäer mit dieser wunderbaren Mischung von Beschränktheit, blö Staunen, spöttischer Selbstzufriedenheit und ekelerfüllter Schnuppigkeit sind an sich ganz gewalt Meisterwerke. Zur Vervollständigung des Zeitbildes — mag es immerhin eine Beweg religiösen Wahnsinns gewesen sein — hätten aber thränenüberströmte Reue, glaubensv Sichselbstwiederfinden, fortreißende Begeisterung zur Selbstentäußerung auch noch nachdrückli mitsprechen können. Der Vorwurf wäre dann seelisch noch gewaltiger ergreifend, minder natu wissenschaftlich kühl zur Wirkung gekommen. Dennoch: Gottlob, daß noch solch ein B gemalt werden konnte.

H. Schliepmann.

Freie Volksbühne. Voraussichtlich wird am kommenden Sonntag bei der „Frei Volksbühne“ Gerhard Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ zur Aufführung gelang Bruno Wille wird vor Mitgliedern und Gästen an einem der letzten Tage der Woche einen e läuternden Vortrag über das Stück halten. Man darf gerade dieser Aufführung mit besondern

Spannung entgegensehen. Wenn nur angesichts so merkwürdiger und nach jeder Richtung lehrreicher Experimente — Freund wie Gegner könnte ja hier seine wichtigsten Folgerungen ziehen — ein wenig mehr Verlaß auf unsere Presse wäre. Es ist eine ernstlich betrübliche Erscheinung, wie bei Gelegenheit der letzten Vorstellung (Ibsen's Stützen der Gesellschaft) in Kritiken die Thatsachen bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden sind. Vor allem der Vorwurf ist mit Energie ausgespielt worden: es seien überhaupt keine Arbeiter im Theater gewesen. In ganzer Nacktheit enthüllte sich die Unkenntniß und die auf Unkenntniß basirende Beobachterschwäche angesehener Kritiker. Sie kamen mit einem Phantasiebilde des Berliner Arbeiters an die Loosurne, in die Räume des Ostendtheaters: ihr Auge suchte den romanhaften, possenhaften „Proletarier," wie ihre idealistische Dichterkraft ihn sich im Kaffee Kaiserhof ausgemalt hatte — und seltsam: dieser Proletarier fand sich allerdings nicht. Sofort großer Trommellärm: das sind ja gar keine Arbeiter. Man fand es wohl höchst „unrealistisch" von den Herren Wille und Wildberger insceniert, daß keine Schnapsflasche kreiste, man besann sich auf unsere neuesten „sozialen" und „Berliner" Romane und entdeckte Lücken über Lücken in der Wirklichkeit. Da half eben nur eins: das konnten keine Arbeiter sein. Vivat poeta, pereat mundus! Wo waren denn die Herkulesse, die mit dem Schurzfell oder der Blouse und donnernden „Arbeiter-Bataillon-" Trittes die Halle der Kunst betraten, die bei jeder Pointe mit eiserner Faust auf den Tisch schlugen . . . das ging ja her wie bei einer regelrechten Premiere — ja am Ende gar besser, als wenn „wir" unter uns waren! Nie, niemals waren das Arbeiter! Es ist eine billige Kampfesweise. Ob sie in der Folge noch vorhalten wird? Wir werden ja sehen. Gewiß thut Kritik, unerbittliche Kritik noth, die das Gebotene prüft. Aber nicht solche!

Auch einen neuen Deklamationsabend plant die Volks-Bühne. In Aussicht genommen ist eine größere Vorlesung aus dem „Liede der Menschheit von Heinrich Hart. Der erste Theil, „Tul und Nahila" soll fast ganz, mit unerheblichen Kürzungen, zum Vortrag gelangen. Glückt es, zu diesem Versuche auf epischem Gebiet eine wirklich ausreichende deklamatorische Kraft zu gewinnen, so dürfte es sich nicht nur um einen schönen Fortschritt in den volksthümlichen Bestrebungen des Vereins handeln, sondern auch um eine eigenartige litterarische That. Denn das große, hochbedeutende Epos Hart's ist als Buch nur Stückwerk: erst die Rezitation kann ihm die volle, die verdiente Wirkung sichern. Es ist in jeder Faser auf Rezitation gebaut, nicht auf die eilige Lektüre, die man heute meist Versdichtungen zu Theil werden läßt. So wirkt die „Freie Volksbühne" anregend nach den verschiedensten Seiten, litterarisch und volksbildend, eine tüchtige und ernste Pionierarbeit, die nicht so bald an Kleinlichem, jedem nicht ganz schablonenmäßigen Unternehmen Zustoßendem zu Falle kommen möge.

E. H.



Hunger.

Von

Knut Hamsun.

Deutsch von **M. v. Borch.**

(1. Fortsetzung.)

Mit diesen Empfindungen fabulierte ich lange, vielleicht eine ganze Stunde. Ein kleiner, alter Mann nahm das andere Ende meiner Bank ein; als er sich setzte, pustete er heftig nach dem Marsche und sagte: „Ja, ja, ja, ja, ja, ja, ja, je, ja, wirklich!"

Wie ein Sturmwind fegte es durch meinen Kopf, als ich seine Stimme hörte; ich ließ Schuhe Schuhe sein, und schon war es, als ob die wirre Seelenstimmung, deren Beute ich soeben noch gewesen, sich aus längst entschwundener Zeit herschrieb, vielleicht schon ein oder zwei Jahre zurück lag und bereits begann, in meinem Gedächtniß zu verlöschen. Ich fing an, den Alten zu betrachten. —

Was kümmerte mich dieser kleine Mann? Garnicht! Nicht im geringsten. Nur daß er eine Zeitung in der Hand hatte, eine alte Nummer, die Annoncenseite nach außen; es schien etwas darin eingewickelt zu sein. Ich wurde neugierig und vermochte nicht, den Blick von der Zeitung abzuwenden; die wahnwitzige Idee bemächtigte sich meiner, es könne eine ganz merkwürdige Zeitung sein, einzig in ihrer Art; meine Neugierde wuchs, und ich begann auf der Bank hin und her zu rutschen. Es konnten Dokumente sein, gefährliche Aktenstücke, die er aus einem Archiv gestohlen. Mir schwebte etwas vor von heimlichen Traktaten, Verschwörungen. —

Der Mann saß still und dachte nach. Weshalb trug er seine Zeitung denn nicht, wie jeder andere Mensch eine Zeitung trägt, den Titel nach außen? Was waren das für Ränke? Er schien sein Packet nicht aus der Hand lassen zu wollen, um keinen Preis der Welt; er wagte vielleicht nicht einmal, es seiner eigenen Tasche anzuvertrauen. Ich hätte mein Leben wetten mögen, daß etwas dahinter steckte. —

Ich sah vor mich hin. Grade die Unmöglichkeit, in diese mystische Angelegenheit einzudringen, machte mich halb verrückt vor Neugierde. Ich durchsuchte meine Taschen nach etwas, was ich dem Manne hätte geben können, um mit ihm in's Gespräch zu kommen; ich faßte mein Barbierabonnement, ließ es aber wieder los. Plötzlich verfiel ich auf eine unerhörte Frechheit, ich schlug auf meine leere Brusttasche und sagte: —

„Darf ich Ihnen ein Zigarrette anbieten?" —

Danke; der Mann rauchte nicht; er hatte aufhören müssen, um seine Augen zu schonen, er war beinahe blind. Besten Dank übrigens! —

Ob er schon lange an den Augen leide? Dann könne er auch wohl nicht lesen? Nicht einmal die Zeitung? —

Leider nicht mal die Zeitung. —

Der Mann sah mich an. Die kranken Augen waren von einer Haut überzogen und sahen verglast aus; sein Blick war stumpf und machte einen widerlichen Eindruck. —

„Sind Sie hier fremd?" fragte er. —

Ja. — Ob er nicht einmal den Titel der Zeitung lesen könne, die er in der Hand hielt? —

Kaum. Uebrigens habe er gleich gehört, daß ich fremd sei; etwas in meinem Tonfall habe es verrathen. Sein Gehör sei so fein; Nachts, wenn alle schliefen, hörte er die Leute im Nebenzimmer athmen .... „Was ich sagen wollte, wo wohnen Sie?" —

Ich hatte sofort eine Lüge bereit. Ich log unfreiwillig, ohne Vorbedacht und ohne Hintergedanken: —

„St. Olafs-Platz Nummer 2." —

Wirklich? Er kenne jeden Stein auf dem St. Olafs-Platz. Dort sei eine Fontaine, ein paar Gaskandelaber, einige Bäume, er könne sich sehr gut darauf besinnen .... „Welche Nummer wohnen Sie? —"

Ich wollte der Sache ein Ende machen und stand auf, von meiner fixen Idee in Bezug auf die Zeitung zum äußersten getrieben. Das Geheimniß mußte aufgeklärt werden, koste es was es wolle. —

„Wenn Sie die Zeitung doch nicht lesen können, weshalb ..." —

„In Nummer 2, meint ich hätten Sie gesagt?" fuhr der Mann fort, ohne meine Unruhe zu beachten. „Seiner Zeit kannte ich alle Leute in Nummer 2. Wie heißt Ihr Wirth?" —

In aller Eile erfand ich einen Namen, um ihn los zu werden; machte ihn mir im Augenblick zurecht und schleuderte ihn hin, um meinem Plagegeist Einhalt zu thun. —

„Happolati," sagte ich.

„Happolati, ja," nickte der Mann; ihm entging auch nicht eine Sylbe dieses schwierigen Namens. —

Erstaunt sah ich ihn an; er saß sehr ernst mit nachdenklicher Miene da. Kaum hatte ich diesen dummen Namen ausgesprochen, der mir so plötzlich eingefallen war, als der Mann sich auch schon damit zurecht fand und that, als ob er ihn bereits früher gehört habe. Inzwischen hatte er sein Packet neben sich auf die Bank gelegt, und ich fühlte, wie meine Neugierde all meine Nerven durchzitterte. Jetzt bemerkte ich, daß ein paar Fettflecke auf der Zeitung waren. —

„Ist Ihr Wirth nicht Seemann?" fragte der Mann ohne die geringste Spur von Ironie in der Stimme. „Ich glaube, ich erinnere mich, daß er Seemann war?" —

„Seemann? Entschuldigen Sie, das muß der Bruder sein, den Sie kennen; dies ist nämlich J. A. Happolati, Agent." —

Ich glaubte, dies würde der Sache ein Ende machen; aber der Mann ging willig auf alles ein; wenn ich einen Namen wie Barabas Rosenknospe erfunden hätte, so würde das seinen Argwohn wahrscheinlich auch nicht geweckt haben. —

„Er soll ein tüchtiger Mann sein, wie ich gehört habe," sagte er und versuchte sich weiter. —

„Oh, ein schlauer Kerl," antwortete ich, „ein tüchtiger Geschäftsmann, Agent für alles mögliche, Preiselbeeren aus China, Federn und Daunen aus Rußland, Felle, Holzmasse, Schreibtinte ...."

„He-he, zum Teufel noch mal!" unterbrach mich der Alte im höchsten Grade belustigt. —

Dies fing an, interessant zu werden. Die Situation ging mit mir durch, und eine Lüge nach der andern entsprang meinem Hirn. Ich setzte mich wieder, vergaß die Zeitung, die wichtigen Dokumente, gerieth in Eifer und fiel dem andern in's Wort. Die Leichtgläubigkeit des alten Zwergs machte mich dummdreist; ich wollte ihn rücksichtslos anlügen, ihn großartig aus dem Felde schlagen und ihn vor Erstaunen zum Schweigen bringen. —

Ob er von dem elektrischen Gesangbuch gehört habe, das Happolati erfunden hatte? —

— Wie, — elek . . . . .

Mit elektrischen Buchstaben, die im Dunkeln leuchten! Ein ganz großartiges Unternehmen, ungezählte Millionen von Kronen im Umlauf, Gießereien und Druckereien im Betrieb, Schaaren von fest besoldeten Mechanikern beschäftigt, wie ich gehört, gegen 700 Menschen.

„Ja, sag ich's nicht!" sprach der Mann vor sich hin. Mehr sagte er nicht; er glaubte jedes Wort von dem, was ich erzählte, und gerieth dennoch nicht in Erstaunen. Ich war ein wenig enttäuscht darüber, denn ich hatte erwartet, ihn durch meine Erdichtungen außer sich gerathen zu sehen.

Ich ersann noch ein paar desperate Lügen, ging auf's Geratewohl drauf los, sprach davon, daß Happolati 9 Jahre Minister in Persien gewesen sei. „Sie ahnen wohl garnicht, was es heißt, Minister in Persien sein?" fragte ich. Das sei viel mehr als König hier zu Lande, ungefähr so viel wie Sultan, wenn er wisse, was das sei. Happolati sei aber mit allem fertig geworden und nicht ein Mal auf Grund gerathen. Und dann erzählte ich von Ylajati, seiner Tochter, einer Fee, einer Prinzessin, die dreihundert Sklavinnen hatte und auf einem Lager von gelben Rosen ruhte, das schönste Wesen, das ich je gesehen, bei Gott ich hatte in meinem ganzen Leben nichts ähnliches gesehen!

„Wirklich? So hübsch?" sagte der Alte mit abwesendem Gesichtsausdruck und starrte zu Boden.

Hübsch? Sie war schön, sündhaft reizend! Augen wie Rohseide, Arme wie Bernstein! Ein einziger Blick von ihr war verführerisch wie ein Kuß, und wenn sie mich rief, traf ihre Stimme wie ein Weinstrahl in den Phosphor meiner Seele. Weshalb sollte sie nicht schön sein? Hielt er sie etwa für einen Kassenboten oder für irgend etwas bei der Feuerwehr? Sie sei ganz einfach eine Himmelspracht, könne ich ihm sagen, ein Märchen.

„Ja, ja!" sagte der Mann ein wenig verdutzt.

Seine Ruhe ärgerte mich; meine eigene Stimme hatte mich aufgeregt, und ich sprach in vollkommenem Ernst. Die gestohlenen Archivsachen, der Traktat mit dieser oder jener fremden Macht waren vergessen; das kleine, flache Paquet lag zwischen uns auf der Bank, und ich hatte nicht mehr die geringste Lust, es auf seinen Inhalt zu untersuchen. Ich war ganz mit meinen eigenen Geschichten beschäftigt, die seltsame Bilder an meinem Blick vorüber trieben; das Blut stieg mir zu Kopf, und ich lachte aus vollem Hals.

Jetzt schien der Mann gehen zu wollen. Er erhob sich, und um nicht allzu kurz abzubrechen, sagte er:

„Er soll ja wohl kolossale Besitzungen haben, dieser Happolati?"

Wie durfte dieser blinde, widerliche Greis mit jenem fremden Namen, den ich erfunden, umgehen, als sei es ein ganz gewöhnlicher Name, der auf jedem Krämerschild der Stadt zu lesen stand? Er stolperte über keinen einzigen Buchstaben und vergaß auch nicht eine Silbe; dieser Name hatte sich in seinem Gehirn festgebissen und sofort Wurzel geschlagen. Ich wurde ärgerlich; eine Erbitterung bemächtigte sich meiner gegen diesen Mann, den nichts in Verlegenheit zu bringen und mißtrauisch zu machen vermochte.

„Das weiß ich nicht," entgegnete ich daher rasch, „das weiß ich absolut nicht. Ich sage Ihnen übrigens ein für alle Mal, daß der Mann nach seinen Anfangsbuchstaben zu urtheilen Johann Arendt Happolati heißt."

„Johann Arendt Happolati," wiederholt der Mann ein wenig erstaunt über meine Heftigkeit. Dann schwieg er.

„Seine Frau hätten Sie sehen sollen," sagte ich fast rasend, „eine dickere Person . . . Na, Sie glauben am Ende wohl garnicht, daß sie besonders dick war?"

Doch, das wolle er durchaus nicht bestreiten, so ein Mann konnte vielleicht eine ziemlich dicke Frau haben.

Sanftmüthig und ruhig antwortete der Alte auf all meine Ausfälle und suchte dabei nach Worten, als fürchte er, sich zu vergehen und mich zu reizen.

„Zum Teufel nochmal, Mensch, glauben Sie denn, daß ich Ihnen hier die Haut voll lüge?“ rief ich außer mir. „Glauben Sie am Ende garnicht mal, daß es einen Mann Namens Happolati giebt? In meinem Leben habe ich nicht so viel Trotz und Bosheit bei einem alten Mann gesehen. Was Teufel fällt Ihnen ein? Sie haben vielleicht obendrein noch gedacht, ich sei ein ganz armer Mensch, der hier in seinem besten Staat sitzt und kein Etui mit Cigarretten in der Tasche hat? An solche Behandlung bin ich nicht gewöhnt, will ich Ihnen sagen, und ich lasse sie mir bei Gott auch nicht gefallen, weder von Ihnen, noch von sonst Jemand! Damit Sie's nur wissen!“

Der Mann war aufgestanden. Stumm und mit offenem Munde stand er da und hörte meinen Ausbruch mit an bis er zu Ende war, dann nahm er hastig sein Paquet von der Bank und ging oder lief vielmehr mit trippelnden, greisenhaften Schritten den Weg hinunter.

Ich blieb zurück und sah seinen Rücken an, der nach und nach verschwand und sich immer mehr zu krümmen schien. Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich war mir's, als hätte ich nie einen unehrlicheren, lasterhafteren Rücken gesehen als diesen, und ich bereute durchaus nicht, daß ich den Menschen ausgescholten, bevor er mich verließ . . . .

Der Tag ging zur Neige, die Sonne sank, der Wind fuhr leise durch die Bäume, und die Kindermädchen, die weiter unten haufenweise an der Balancierstange saßen, fingen an, ihre Wagen nach Hause zu schieben. Mir war wohl und ruhig zu Muthe. Die Erregung, in der ich mich soeben noch befunden, legte sich nach und nach, ich wurde matt und begann schläfrig zu werden; die Unmenge Brod, die ich verzehrt, blieb auch nicht ohne Wirkung auf mich. In der behaglichsten Stimmung lehnte ich mich zurück, schloß die Augen und wurde immer schläfriger; ich schlummerte und war nahe daran, in festen Schlaf zu fallen, als ein Parkaufseher mir die Hand auf die Schulter legte und sagte:

„Sie dürfen hier nicht schlafen.“

„Nein,“ sagte ich und erhob mich augenblicklich. Und mit einem Schlage stand mir meine traurige Stellung wieder lebendig vor Augen. Ich mußte irgend etwas thun, auf dies oder jenes verfallen! Eine Stellung zu finden war mir nicht geglückt; die Empfehlungen, die ich vorzeigte, waren alt geworden und stammten von allzu wenig bekannten Personen, um kräftig zu wirken; außerdem hatten mich diese fortwährenden abschlägigen Bescheide während des ganzen Sommers etwas verzagt gemacht. Nun — unter allen Umständen war meine Miethe fällig, und ich mußte irgend einen Ausweg finden, um sie zu beschaffen. Mit allem übrigen hatte es noch Zeit.

Unwillkürlich hatte ich wieder Papier und Bleifeder zur Hand genommen und schrieb ganz mechanisch die Jahreszahl 1848 in alle Ecken. Wenn doch nur ein einziger brausender Gedanke mich gewaltig packen und mir die Worte in den Mund legen wollte! Es war früher schon passiert — es war wirklich passiert, daß Momente über mich gekommen waren, wo ich ohne Anstrengung lange Abschnitte und obendrein noch außerordentlich gelungene geschrieben hatte.

Da sitze ich nun auf der Bank und schreibe dutzende von Malen 1848, schreibe diese Zahl kreuz und quer in allen möglichen Façons und warte, daß mir eine brauchbare Idee einfällt. Ein Schwarm loser Gedanken flattert mir im Kopf umher, die Stimmung des sinkenden Tages macht mich mißmuthig und sentimental. Der Herbst ist gekommen und fängt an, alles in tiefen Schlaf zu legen. Fliegen und Insekten haben schon den ersten Schlag bekommen, in den Bäumen und auf der

Erde vernimmt man die Laute kämpfenden Lebens, geschäftig, unruhig, schwirrend, arbeitend, um nicht zu vergehen! Alle zertretenen Gewürmexistenzen rühren sich noch einmal, strecken ihre gelben Köpfe aus dem Moose heror, heben die Beine, tasten sich mit langen Fäden vorwärts, sinken dann plötzlich zusammen, drehen sich um und wenden den Bauch nach oben. Jedes Gewächs hat sein besonderes Gepräge, einen zarten flüchtigen Hauch der ersten Kälte; die Halme streben bleich der Sonne entgegen und das fallende Laub fällt raschelnd zu Boden mit einem Laut wie von wandernden Seidenraupen. Es ist der Herbst, mitten im Karneval der Vergänglichkeit; das Roth der Rosen ist krankhaft, ein hektischer, seltsamer Glanz auf der blutrothen Farbe.

Erfaßt vom Zerstörungswerk inmitten dieses entschlummernden Weltalls, fühlte ich selbst mich wie ein Kriechthier im Vergehen, ich stand auf, von heftiger Angst ergriffen und that ein paar Schritte auf dem Fußwege. Nein! rief ich und ballte die beiden Fäuste, dies muß ein Ende haben! Und ich setzte mich wieder, nahm den Bleistift zur Hand und wollte Ernst machen mit einem Artikel; die Verzweiflung nützte zu nichts, wenn man die unbezahlte Hausmiethe vor sich hatte.

Langsam, ganz langsam begannen meine Gedanken sich zu sammeln. Das benutzte ich und schrieb ruhig und wohl überlegt ein paar Seiten als Einleitung zu irgend etwas; das konnte ein ganz vortrefflicher Anfang zu allem möglichen werden.

Dann begann ich, über eine bestimmte Frage nachzusinnen, die ich behandeln, ein Mensch, eine Sache, auf die ich mich werfen konnte — aber ich fand nichts. Während dieser fruchtlosen Anstrengungen geriethen meine Gedanken wieder in Unordnung; ich fühlte, wie mein Gehirn förmlich versagte, wie mein Kopf leerer und leerer wurde, bis er mir zuletzt ganz leicht und inhaltlos auf den Schultern saß. Ich empfand diese glotzende Leere in meinem Kopfe mit dem ganzen Körper, ich selbst kam mir vor wie von Kopf bis zu Füßen ausgehöhlt.

„Herr, mein Gott und Vater!" rief ich schmerzlich aus und wiederholte diesen Schrei viele, viele Male hintereinander ohne etwas hinzuzufügen.

Der Wind rauschte im Laub, ein Unwetter zog herauf. Einen Augenblick saß ich noch da und starrte verloren auf meine Papiere, legte sie dann zusammen und schob sie langsam in die Tasche. Es wurde kühl, und ich hatte keine Weste mehr an; ich knöpfte den Rock bis an den Hals zu und steckte die Hände in die Taschen. Dann erhob ich mich und ging.

Wenn es mir doch nur dies eine Mal geglückt wäre, — dies eine Mal! Zwei Mal schon hatte meine Wirthin mit den Augen nach Bezahlung gefragt, und ich hatte mich ducken und mit verlegenem Gruß an ihr vorüber schleichen müssen. Das konnte ich nicht noch einmal thun; wenn ich diesen Augen das nächste Mal begegnete, wollte ich mein Zimmer kündigen und mir ehrlich Rechenschaft ablegen; in dieser Weise konnte es ja doch nicht auf die Dauer fortgehen.

Als ich an den Ausgang des Parks gelangte, sah ich den alten Zwerg wieder, den ich in meiner Raserei in die Flucht gejagt hatte. Das mystische Zeitungspapier lag offen neben ihm auf der Bank; es enthielt Eßwaaren der verschiedensten Art, von denen er jetzt aß. Ich wollte zu ihm treten und mich entschuldigen, um Verzeihung für mein Betragen bitten, aber sein Essen stieß mich ab; die alten Finger, die wie zehn gekrümmte Krallen widerlich das fette Butterbrod gepackt hielten, verursachten mir Uebelkeit, und ich ging an ihm vorüber, ohne ihn anzureden. Er kannte mich nicht; trocken wie Holz starrten seine Augen mich an, und er veränderte nicht eine Miene.

Ich setzte meinen Weg fort.

Aus Gewohnheit blieb ich vor jeder ausgehängten Zeitung stehen, an der ich vorüber kam, um die Bekanntmachung der ledigen Stellen zu studieren, und war so glücklich eine zu finden, die ich wohl übernehmen konnte: ein Kaufmann in Grönlandsleret suchte allabendlich für ein paar Stunden einen Mann zur Führung

der Bücher; Lohn nach Uebereinkommen. Ich notierte mir die Adresse des Mannes und flehte leise zu Gott um diesen Platz; ich wollte weniger als jeder Andere für die Arbeit verlangen, 50 Öre war reichlich, oder vielleicht nur 40 Öre, das überließ ich ihm.

Als ich nach Hause kam, lag auf dem Tische ein Zettel von meiner Wirthin, in dem sie mich ersuchte, meine Miethe entweder im Voraus zu bezahlen oder so bald wie möglich auszuziehen. Ich möge es ihr nicht übelnehmen, allein sie sei gezwungen, dies zu verlangen. Freundschaftlichst Madame Gundersen.

Ich schrieb meine Bewerbung an Kaufmann Christie, Grönlandsleret No. 31, steckte sie in ein Kouvert und trug sie hinunter in den Briefkasten an der Ecke. Dann ging ich wieder auf mein Zimmer und setzte mich in den Schaukelstuhl. Es wurde dunkler und dunkler. Jetzt wurde es schwer sich auf den Füßen zu halten. —

Am andern Morgen erwachte ich sehr früh. Es war noch ganz dunkel, als ich die Augen aufschlug, und erst lange nachher hörte ich die Uhr in der Wohnung unter mir fünf schlagen. Ich wollte wieder einschlafen, aber es gelang mir nicht; ich wurde immer munterer und lag und dachte an tausend Sachen.

Plötzlich fallen mir ein paar gute Sätze zur Verwendung für eine Skizze ein, oder ein Feuilleton, feine sprachliche Glückstreffer, wie ich noch nie etwas ähnliches erfunden. Ich liege da und wiederhole mir diese Worte und finde, daß sie ausgezeichnet sind. Nach und nach fügen sich andere hinzu; plötzlich bin ich ganz munter und stehe auf und greife hinter mein Bett nach Papier und Bleifeder. Es ist, als sei eine Ader in mir geborsten, ein Wort folgt auf das andere, ordnet sich zum Zusammenhang, fügt sich zur Situation, Scene häuft sich auf Scene, Handlung und Repliken quellen aus meinem Gehirn und ein wunderbares Behagen faßt mich. Ich schreibe wie besessen und fülle ohne Pause einen Bogen nach dem andern. Die Gedanken kommen so plötzlich über mich und strömen so reichlich, daß mir eine Menge feiner Nebensachen entgehen, die ich nicht schnell genug niederschreiben kann, obgleich ich aus aller Kraft arbeite. Es drängt immer noch auf mich ein; ich bin ganz erfüllt von meinem Stoff, und jedes Wort, das ich schreibe, wird mir in den Mund gelegt.

Es dauert, dauert so herrlich lange, ehe dieser seltsame Augenblick aufhört; fünfzehn, zwanzig beschriebene Seiten liegen vor mir auf meinen Knieen, als ich endlich fertig bin und den Bleistift bei Seite lege. Hatten nun diese Papiere wirklich einen Werth, so war ich gerettet! Ich springe aus dem Bett und kleide mich an. Es wird immer heller, ich kann die Bekanntmachung des Leuchtturminspectors unten an der Stubenthür schon unterscheiden, und am Fenster ist es bereits so hell, daß ich zur Noth zum schreiben sehen kann. Ich mache mich also gleich daran, meine Papiere in's Reine zu schreiben.

Ein seltsam dichter Dunst von Licht und Farben steigt aus diesen Phantasien auf; ich stutze vor einem guten Einfall nach dem andern, und sage mir, daß es das beste ist, was ich je gelesen. Ich werde trunken vor Behagen, die Freude bläht mich auf, und ich komme mir ganz großartig vor; ich wäge meine Schrift in der Hand und taxiere sie nach flüchtigem Ueberschlag auf fünf Kronen. Es würde ja keinem Menschen einfallen wegen 5 Kronen zu feilschen; im Gegentheil, 10 Kronen war noch ein Spottpreis, wenn man die Beschaffenheit des Inhalts in Betracht zog. Ich hatte nicht im Sinn, eine so eigenthümliche Arbeit gratis zu liefern; so viel ich wußte, fand man derartige Romane nicht auf der Straße. Und ich entschied mich für 10 Kronen.

Es wurde immer heller im Zimmer; ich warf einen Blick unten an die Thür und konnte die dünnen, skelettartigen Buchstaben von Jungfer Andersens Leichenwäsche rechts im Thorweg ohne Mühe unterscheiden; es hatte aber auch schon vor einer ganzen Weile sieben geschlagen.

Ich stand auf und stellte mich mitten in's Zimmer. Wenn ich mir's recht überlegte, kam Frau Gundersen's Kündigung ziemlich gelegen. Dies war eigentlich kein Zimmer für mich; sehr ordinäre grüne Gardinen vor den Fenstern, und besonders viel Nägel an den Wänden um seine Garderobe aufzuhängen waren auch nicht da. Der armselige Schaukelstuhl da hinten im Winkel war eigentlich nur ein Witz von einem Schaukelstuhl, über den man sich krank lachen könnte. Er war viel zu niedrig für einen erwachsenen Menschen; außerdem war er so eng, daß man so zu sagen einen Stiefelknecht brauchte, um wieder aus ihm heraus zu kommen. Kurzum, das Zimmer war nicht eingerichtet, um sich darin mit geistigen Dingen zu beschäftigen, und ich würde es nicht weiter behalten. Unter keinen Umständen! Ich hatte nur allzulange schon geschwiegen und geduldet und ausgehalten in diesem Schuppen.

Von Hoffnung und Zufriedenheit aufgeblasen und immer noch mit meiner merkwürdigen Skizze beschäftigt, die ich jeden Augenblick aus der Tasche zog und durchlas, wollte ich sofort Ernst machen und mit dem Umzug beginnen. Ich holte mein Bündel hervor, ein rothes Taschentuch, das ein paar reine Halskragen und etwas zerknittertes Zeitungspapier, in dem ich Brod nach Hause gebracht hatte, enthielt, rollte meine Bettdecke zusammen und steckte meinen Rest weißen Schreibpapiers zu mir. Dann durchsuchte ich der Sicherheit wegen alle Ecken, um mich zu vergewissern, daß ich nichts vergessen, und als ich nichts mehr fand, ging ich an's Fenster und sah hinaus. Ein düsterer, feuchter Morgen; an der abgebrannten Schmiede war kein Mensch, und die Wäscheleine im Hof zog sich, von der Nässe zusammengepreßt, stramm von Mauer zu Mauer. Das alles kannte ich von früher; deshalb trat ich vom Fenster fort, nahm mein Bündel unter den Arm, verbeugte mich vor der Bekanntmachung des Leuchtturminspektors und Jungfer Andersens Leichenwäsche und öffnete die Thür.

Plötzlich fiel mir meine Wirthin ein; ich mußte sie doch von meinem Umzug in Kenntniß setzen, damit sie sah, daß sie mit einem ordentlichen Menschen zu thun hatte. Ich wollte ihr auch schriftlich für die paar Tage danken, die ich das Zimmer über die Zeit benutzt hatte. Die Gewißheit, daß ich jetzt wieder für längere Zeit gerettet sei, drängte sich mir so mächtig auf, daß ich der Frau sogar 5 Kronen versprach, wenn ich nächster Tage einmal wieder vorüberkommen würde; ich wollte ihr noch zum Uebermaaß beweisen, welchen honetten Menschen sie unter ihrem Dache gehabt.

Den Zettel ließ ich auf dem Tische zurück.

Noch einmal blieb ich an der Thür stehen und drehte mich um. Das strahlende Bewußtsein, wieder emporgekommen zu sein, entzückte mich und machte mich dankbar gegen Gott und das Weltall, und ich kniete am Bette nieder und dankte Gott mit lauter Stimme für seine große Güte an diesem Morgen. Ich wußte, oh, ich wußte es, daß dieser Raptus von Inspiration, den ich soeben durchlebt und niedergeschrieben hatte, ein wundersames Werk des Himmels an meinem Geiste sei, eine Antwort auf meinen Nothschrei von gestern. Das ist Gott! das ist Gott! rief ich mir zu und weinte vor Begeisterung über meine eigenen Worte; dann und wann mußte ich mich unterbrechen und lauschen, ob Jemand auf der Treppe sei. Endlich stand ich auf und ging; lautlos glitt ich alle Stiegen hinunter und erreichte ungesehen die Hausthür.

Die Straßen waren blank von dem Regen, der in den Morgenstunden gefallen war, der Himmel hing rauh und niedrig über der Stadt, und nirgend schimmerte ein Sonnenstrahl. Wie spät mochte es sein? Wie gewöhnlich schlug ich die Richtung nach dem Rathhause ein und sah dort, daß es halb neun sei. Mir blieben also noch ein paar Stunden; es war zwecklos vor zehn, vielleicht elf, in die Redaktion zu kommen; ich mußte also bis dahin umherschlendern und inzwischen spekulieren, wie ich zu einem kleinen Frühstück gelangen könne. Ich fürchtete übrigens nicht, heute hungrig zu Bett gehen zu müssen; die Zeiten waren Gott sei Dank vorüber! Ein überwundenes Stadium, ein böser Traum; von jetzt an ging es wieder aufwärts!

Inzwischen wurde mir die grüne Bettdecke lästig; ich konnte mich ja auch nicht so vor allen Leuten damit zeigen. Was sollten sie von mir denken? Ich überlegte also, wo ich sie bis auf weiteres zur Aufbewahrung lassen könne. Da fiel mir ein, daß ich zu Semb gehen und sie in Papier einpacken lassen könne. Das sah dann gleich besser aus und es war keine Schande mehr, sie zu tragen. Ich trat in den Laden und trug einem der Commis mein Anliegen vor.

Erst sah er sich die Decke an, dann mich; mir kam es vor, als ob er in seinem Sinn ein wenig geringschätzend mit den Achseln zuckte, als er den Packen entgegen nahm. Das beleidigte mich.

„Potztausend! Sein Sie doch vorsichtig!" rief ich. „Es liegen zwei theure Glasvasen drin; das Packet geht nach Smyrna."

Das half, — das half großartig. Mit jeder Bewegung, die er machte, bat der Mann um Entschuldigung dafür, daß er nicht gleich so wichtige Dinge in der Decke geahnt hatte. Als er mit dem Verpacken fertig war, dankte ich ihm für die Hülfe wie ein Mann, der schon öfter kostbare Sachen nach Smyrna verschickt hatte; er öffnete mir die Thür und verbeugte sich zwei Mal, als ich hinausging.

Ich wanderte unter den Leuten am Stortorv umher und hielt mich meist in der Nähe der Weiber, die Topfpflanzen zu verkaufen hatten. Die schweren rothen Rosen, deren Blätter blutig und roh in dem feuchten Morgen schimmerten, machten mich begehrlich, führten mich in die sündhafte Versuchung, eine zu stehlen, und ich fragte nach dem Preise, nur um den Blumen so nahe wie möglich kommen zu können. Wenn mir Geld übrig blieb, wollte ich sie kaufen, komme was da wolle; ich konnte ja hie und da etwas von meiner Lebensweise absparen, um dann wieder in's Gleichgewicht zu kommen.

Es war zehn Uhr, und ich ging hinauf in die Redaktion. Der Mann mit der Scheere durchwühlt einen Haufen alter Zeitungen; der Redakteur ist noch nicht da. Auf seine Aufforderung gebe ich mein großes Manuskript ab, lasse den Mann ahnen, daß es von mehr als gewöhnlicher Bedeutung ist und binde es ihm dringend auf die Seele, es dem Redakteur persönlich zu übergeben sobald er kommt. Später am Tage würde ich mir selbst Bescheid holen.

„Gut!" sagte der Scheerenmann und fing wieder mit seinen Zeitungen an. — Mir kam es vor, als ob er die Sache zu gleichgültig nehme; aber ich sagte nichts, nickte ihm nur gleichgültig zu und ging.

Jetzt hatte ich wieder Zeit. Wenn es sich doch nur aufklären wollte! Es war ein elendes Wetter, ohne Wind und ohne Frische, der Sicherheit wegen hatten die Damen Regenschirme aufgespannt, und die Wollmützen der Herren sahen flach und trübselig aus. Ich ging noch einmal über den Markt und sah mir den Grünkram und die Rosen an. Plötzlich fühle ich eine Hand auf meiner Schulter und drehe mich um. Die „Jungfer" sagt mir Gutenmorgen.

„Gutenmorgen", antwortete ich ein wenig fragend, um sofort sein Begehr zu erfahren. Die „Jungfer" gefiel mir nicht sehr.

Er blickt neugierig auf das große nagelneue Paquet unter meinem Arm und fragt:

„Was tragen Sie da?"

„Ich war bei Semb und habe mir Stoff zum Anzug gekauft," antwortete ich in blasirtem Ton, „ich mag nicht länger so schäbig umhergehen; man kann auch zu knauserig gegen seinen äußeren Menschen sein."

Er sieht mich an und stutzt.

„Wie geht es übrigens?" fragt er langsam.

„Ueber Erwarten gut."

„Haben sie jetzt also eine Beschäftigung?"

„Beschäftigung?" entgegne ich sehr verwundert, „ich bin ja Buchhalter bei der Großhändlerfirma Christie."

„Ach so!" sagt er und tritt ein wenig zurück. „Gott, wie ich Ihnen das gönne! Wenn man Ihnen jetzt nur nicht das Geld, das Sie verdienen, abbettelt! Gutenmorgen!"

Gleich darauf kehrt er wieder um und kommt zurück; er deutet mit dem Stock auf mein Paquet und sagt:

„Ich kann Ihnen meinen Schneider empfehlen. Sie bekommen keinen besseren Schneider als Isaksen. Sagen Sie nur, daß ich Sie schicke."

Dies war mir denn doch zuviel. Was hatte er seine Nase in meine Angelegenheiten zu stecken? Was ging es ihn an, welchen Schneider ich nahm? Ich wurde wütend; der Anblick dieses leeren, aufgeputzten Menschen erbitterte mich, und ich erinnerte ihn ziemlich brutal an zehn Kronen, die er mir abgeborgt hatte. Aber bevor er antworten konnte, bereute ich, ihn gemahnt zu haben; ich wurde verlegen und sah ihm nicht in die Augen; als in demselben Augenblick eine Dame vorüber kam, trat ich schnell zuück, um sie passieren zu lassen, und benutze dann die Gelegenheit, um mich davon zu machen.

Wohin nun, während ich wartete? Mit leeren Taschen konnte ich nicht ins Café gehen, und ich wußte auch keinen Bekannten, zu dem ich mich um diese Tageszeit hätte begeben können. Instinktmäßig schlenderte ich die Stadt hinauf, verbrachte ziemlich viel Zeit auf dem Wege vom Markt bis an die „Grenze," las die „Abendpost," die soeben ausgehängt war, ging die Karl Johann-Straße hinunter, kehrte dann um und ging gradenwegs nach dem Erlöserfriedhof, wo ich eine ruhige Stelle auf einem Hügel neben der Kapelle fand.

Dort saß ich in Frieden und träumte in der feuchten Luft, schlummerte und fror. Und die Zeit verging. War es denn auch ganz sicher, daß mein Feuilleton ein kleines Meisterwerk inspirierter Kunst war? Weiß Gott, ob es nicht hie und da einen Fehler hatte! Wenn 's dazu kam, wurde es am Ende nicht einmal angenommen, ganz einfach nicht angenommen! Es war vieleicht mittelmäßig oder geradezu schlecht; was bürgte mir dafür, daß es in diesem Augenblick nicht schon im Papierkorb lag? . . . Meine Zuversicht war erschüttert, ich sprang auf und stürmte vom Friedhof herunter.

Unten in Akersgaden guckte ich durch ein Ladenfenster und sah, daß es ein wenig über 12 war. Das machte mich noch verzweifelter, ich hatte so sicher gehofft, daß es weit über Mittag sei, und vor 4 Uhr war es zwecklos, den Redakteur aufzusuchen. Das Schicksal meines Feuilletons erfüllte mich mit düsteren Ahnungen; je mehr ich daran dachte, desto ungaublicher schien es mir, daß ich so ganz plötzlich etwas brauchbares geschrieben haben sollte, beinahe im Schlaf, das Hirn voll von Fieber und Träumen. Natürlich hatte ich mich getäuscht und war während des ganzen Morgens wegen nichts und wieder nichts vergnügt gewesen! Natürlich! . . . Ich ging schnell den Ullevoldvejen hinauf am St. Hanshaugen vorüber, kam auf offene Felder, dann in die engen, wunderlichen Gassen an den Sägemühlen, über Bauplätze und Äcker, und geriet zuletzt auf einen Landweg, dessen Ende ich nicht absehen konnte.

Hier blieb ich stehen und beschloß umzukehren. Ich war erhitzt vom Marsch und ging langsam und sehr niedergeschlagen zurück. Mir begegneten zwei Heuwagen; die Führer lagen oben platt auf der Fuhre und sangen; beide waren baarhäuptig, beide hatten runde, sorglose Gesichter. Ich vermuthete, daß sie mich ansprechen, mir irgend eine Bemerkung zuschleudern oder einen Scherz machen würden, und als ich nahe genug war, rief der eine mich an und fragte, was ich unterm Arm trage.

„Eine Bettdecke," sagte ich.

„Wie spät ist es?" fragte er.

„Ich weiß es nicht genau, ungefähr drei, glaube ich."

Da lachten Beide und fuhren vorüber. Im selben Augenblick fühlte ich den Schmerz eines Peitschenhiebs auf dem einen Ohr und mein Hut wurde mir vom

Kopf gerissen; die jungen Kerle konnten mich nicht vorüber gelassen, ohne mir einen Streich zu spielen. Ein wenig betäubt griff ich nach dem Kopf, suchte dann meinen Hut von der Grabenkante auf und setzte meinen Weg fort. Unten am St. Hanshaugen begegnete mir ein Mann, von dem ich erfuhr daß es über vier Uhr sei.

Ueber vier! Die Uhr war schon über vier! Ich schritt aus, lief beinahe zur Stadt hinunter, bog ab und eilte nach der Redaktion. Der Redakteur war vielleicht schon lange dort gewesen und hatte das Bureau wieder verlassen? Ich ging und lief abwechselnd, stolperte, rannte gegen Wagen, ließ alle Spaziergänger hinter mir, nahm's mit den Pferden auf, mühte mich ab wie ein Wahnsinniger, um zur rechten Zeit zu kommen. Ich stürzte zur Hausthür hinein, die Treppen in vier Sätzen hinan und klopfte an.

Keine Antwort.

Er ist fort! Er ist fort! denke ich. Ich fasse die Klinke, die Thür ist offen, ich klopfe noch einmal und trete ein.

Der Redakteur sitzt an seinem Tische, das Gesicht dem Fenster zugekehrt, die Feder in der Hand, zum Schreiben bereit. Als er meinen keuchenden Gruß vernimmt, dreht er sich halb um, sieht mich an, schüttelt den Kopf und sagt:

„Ich habe noch nicht Zeit gehabt, Ihre Skizze zu lesen.“

Ich freue mich so sehr, daß er sie wenigstens nicht kassiert hat, daß ich sage:

„Nein, bester Herr, das kann ich mir denken. Es eilt ja auch nicht so. In ein paar Tagen vielleicht, oder . . . . .“

„Ja, ich werde sehen. Uebrigens habe ich ja Ihre Adresse.“

Und ich vergaß, ihn drüber aufzuklären, daß ich gar keine Adresse mehr hatte.

Die Audienz ist zu Ende, ich verbeuge mich, trete zurück und gehe. Die Hoffnung lodert wieder in mir auf, noch war nichts verloren, im Gegentheil, es war noch alles zu gewinnen. Und mein Hirn begann von einem großen Rat im Himmel zu fabeln, in dem soeben beschlossen worden, daß ich verdienen solle, zehn Kronen verdienen für ein Feuilleton . . . .

Wenn ich jetzt nur ein Unterkommen für die Nacht hätte! Ich überlege, wo ich am besten einkriechen könnte, und diese Frage beschäftigt mich so stark, daß ich mitten auf der Straße stehen bleibe. Ich vergesse, wo ich bin und stehe wie ein einsames Warnungszeichen mitten im Meer, während die Wellen rund um dasselbe her tosen und lärmen. Ein Zeitungsjunge reicht mir den „Wiking“. Zu komisch ist er, zu komisch! — Ich blicke auf und schrecke zusammen — ich stehe wieder vor Semb's Magazin.

Schnell mache ich kehrt, verdecke das Paquet so gut es geht und eile die Kirchengasse hinunter, verlegen und ängstlich, daß man mich möglicherweise durch die Ladenfenster gesehen haben könnte. Ich gehe an Ingebret und am Theater vorüber, biege bei der Loge ab und gehe an der Festung hinunter nach der See. Ich suche mir wieder eine Bank und beginne von neuem zu grübeln.

Wo in aller Welt sollte ich über Nacht Unterkommen finden? Gab es denn nirgend ein Loch, wo ich mich einschleichen und bis zum Morgen verstecken konnte? Mein Stolz verbot mir, in meine alte Wohnung zurückzugehen; es konnte mir garnicht einfallen, mein Wort zurückzunehmen; ich wies den Gedanken empört von mir und lächelte in meinem Sinn sehr überlegen über den kleinen rothen Schaukelstuhl. Durch Ideenassociation befand ich mich plötzlich in einem zweifenstrigen Zimmer, das ich einmal am Haegdehügel bewohnt hatte; auf dem Tisch sah ich eine Schüssel voll dicker Butterbröde, die dann ihr Aussehen veränderten und zum Beefsteak wurden, zum verführerischen Beefsteak, zur schneeweißen Serviette, zu Brod in Masse, und zum Silberbesteck. Dann öffnete sich die Thür: meine Wirthin trat ein und bot mir noch mehr Thee an . . . . .

Visionen und dumme Träume! Ich sagte mir, daß, wenn ich jetzt Speise zu

mir nähme, mein Kopf wieder verwirrt würde, Fieber würde sich meines Gehirns bemächtigen und ich hatte dann wieder dieselben wahnsinnigen Einfälle zu bekämpfen. Ich vertrug kein Essen, ich war nun einmal so, das war eine Eigenthümlichkeit von mir, eine Sonderbarkeit.

Vielleicht fand sich doch noch ein Rath wegen Unterkunft bevor es Abend wurde. Es hatte ja keine Eile; im schlimmsten Fall konnte ich mir einen Platz im Walde aufsuchen, die ganze Umgebung der Stadt stand mir ja frei, und wir hatten ja noch keine Kältegrade.

Draußen lag die See in schwerer Ruhe, Schiffe und plumpe, breitschnablige Prahme gruben Furchen in ihre bleiartige Fläche, sprengten Streifen nach rechts und links und glitten dann weiter, während der Rauch sich wie dicke Polster aus den Schornsteinen wälzte, und der Stempelschlag der Maschinen matt durch die feuchte Luft drang. Keine Sonne und kein Wind, die Bäume hinter mir waren naß, und die Bank, auf der ich saß, war kalt und schlüpfrig. Die Zeit verging, ich träumte vor mich hin, wurde müde, und mein Rücken wurde kalt; bald darauf merkte ich, daß mir die Augen zufielen. Und ich ließ sie fallen . . .

Als ich wieder erwachte, war es rund umher dunkel, halb betäubt und erfroren griff ich nach meinem Paquet und fing an zu laufen. Ich ging schneller und schneller, um warm zu werden, schlug die Arme zusammen, rieb mir die Beine, aus denen schon fast jede Empfindung gewichen war, und kam hinauf nach der Feuerwache. Es war 9 Uhr, ich hatte mehrere Stunden geschlafen.

Was sollte ich mit mir anfangen? Irgendwo mußte ich doch sein. Ich stehe und blicke an der Feuerwache empor und grüble, ob es nicht gelingen könnte, in einen der Gänge zu gelangen, einen Augenblick abzupassen, da die Patrouille den Rücken wandte. Ich steige die Stufen hinan und will mich mit dem Manne in ein Gespräch einlassen; er macht sofort Honneur mit seiner Art und wartet auf das, was ich ihm zu sagen habe. Diese erhobene Art, die mir ihre Schneide zuwendet, fährt mir wie ein kalter Hieb durch die Nerven; ich werde stumm vor Angst diesem bewaffneten Manne gegenüber und ziehe mich unwillkürlich zurück. Ich sage nichts, schleiche mich immer weiter von ihm fort; um den Schein zu wahren, fahre ich mir mit der Hand über die Stirn, als hätte ich irgend etwas vergessen und gehe davon. Als ich wieder unten auf dem Trottoir stand, fühlte ich mich erlöst, wie wenn ich soeben einer großen Gefahr entgangen wäre. Dann eilte ich fort.

Mich fror und hungerte, mir wurde immer unbehaglicher zu Muthe und ich ging ich die Karl-Johann-Straße hinauf; ich fluchte ganz laut, und es kümmerte mich garnicht, daß alle Leute es hörten. Unten am Stortingsgebäude, gleich am ersten Löwen, fällt mir plötzlich durch eine neue Gedankenassociation ein Maler ein, den ich kannte, ein junger Mensch, den ich einmal draußen in Tivoli vor einer Ohrfeige gerettet und dann später besucht hatte. Ich knipse mit den Fingern und begebe mich hinunter nach der Tordenskjoldsstraße, finde eine Thür, an der auf einer Karte C. Zacharis Bartel steht, und klopfe an.

Er kam selbst heraus, er roch nach Bier und Tabak, daß es ein Entsetzen war.

„Guten Abend,“ sagte ich.

Guten Abend! Ach, Sie sind's? Aber zum Teufel, weshalb kommen Sie so spät? Bei Licht macht es sich gar nicht. Seit damals habe ich noch einen Heuschober dazu gemalt und ein paar Veränderungen vorgenommen. Sie müssen es bei Tage sehen, es nützt nichts, daß wir es jetzt versuchen.“

„Zeigen Sie mir's trotzdem,“ sagte ich; übrigens wußte ich gar nicht, von welchem Bilde er sprach.

„Geradezu unmöglich!“ entgegnete er. „Das ganze wird gelb! Und dann noch

etwas." — Dabei trat er flüsternd dicht an mich heran — „ich habe heute Abend ein Mädchen bei mir, es ist also ganz unthunlich."

„Nun ja, wenn es sich so verhält, kann ja gar keine Rede davon sein."

Ich sagte Gutenacht und ging.

Es blieb also kein anderer Ausweg, als mir im Walde eine Stelle zu suchen. Wenn der Boden nur nicht so feucht gewesen wäre! Ich klopfte auf meine Bettdecke und machte mich immer vertrauter mit dem Gedanken, draußen nächtigen zu müssen. Ich hatte mich so lange geplagt, ein Logis in der Stadt zu finden, daß ich des ganzen müde und überdrüssig geworden war, es war mir ein Genuß, zur Ruhe zu kommen, mich meinem Schicksale zu überlassen und die Straßen ohne einen einzigen Gedanken im Kopf hinunter zu schlendern. Ich ging nach der Universitätsuhr, sah, daß es über 10 Uhr war, und nahm von dort den Weg in die Stadt hinauf. Irgendwo am Haegdehügel blieb ich vor einem Eßwaarenmagazin stehen, wo einige Speisen im Fenster standen. Neben einem runden Franzbrod lag eine Katze und schlief, dicht hinter ihr standen eine Kruke mit Schmalz und mehrere Gläser mit Grütze. Ich stand einen Augenblick und sah mir diese Eßwaaren an, da ich aber nichts zu kaufen hatte, wandte ich mich rasch wieder ab und setzte meinen Marsch fort. Ich ging langsam, immer weiter und weiter, Stunde auf Stunde, bis ich endlich in den Stadtbuchenwald gelangte. —

Hier verließ ich den Weg und setzte mich hin, um auszuruhen. Dann fing ich an, mir einen passenden Platz zu suchen, trug ein wenig Haidekraut und Wachholder zusammen und bereitete mir auf einer kleinen Halde, wo es einigermaßen trocken war, ein Lager, öffnete dann mein Packet und nahm meine Decke heraus. Ich war ganz müde und zerschlagen von dem weiten Weg und legte mich sofort schlafen. Lange warf und wandte ich mich hin und her, bevor ich die richtige Lage gefunden hatte, mein Ohr schmerzte ein wenig, es war angeschwollen durch den Hieb, und ich konnte nicht darauf liegen. Meine Schuhe zog ich aus und legte sie mir unter den Kopf und oben drauf das Papier von Semb.

Die erhabene Stimmung der Dunkelheit ruhte rund umher; alles war still, alles. Aber oben auf der Höhe rauschte der ewige Sang, das Windeswehen, das ferne, tonlose Summen, das niemals schweigt. Ich lauschte so lange auf dies endlose, kranke Sausen, daß es anfing, mich zu verwirren. Das waren gewiß die Symphonien der rollenden Welten über mir, die Sterne, die einen Gesang intonierten . . . . .

„Zum Teufel auch!" sagte ich und lachte laut, um mir Muth zu machen, „die Nachteulen sind's drüben in Kanaan!"

Und ich stand auf und legte mich wieder, zog die Stiefel an und ging im Dunkeln umher und legte mich wieder, kämpfte und litt unter Angst und Zorn bis zum Morgengrauen, und fiel dann endlich in Schlaf.

Es war heller Tag, als ich die Augen aufschlug, und ich hatte das Gefühl, als müsse es bald Mittag sein. Ich zog die Stiefel an, packte meine Decke wieder ein und ging nach der Stadt zurück. Auch heute war keine Sonne zu sehen, und mich fror wie einen Hund; meine Beine waren wie abgestorben, und meine Augen begannen zu thränen, als ob sie das Tageslicht nicht vertrügen.

Es war 3 Uhr. Der Hunger begann sich schlimm bemerkbar zu machen, ich wurde matt und dann und wann wurde mir übel. Ich schwenkte ab nach der Dampfküche, las die ausgehängte Tafel und zuckte auffallend mit den Schultern, als ob Pökelfleisch kein Essen für mich sei; von dort ging ich hinunter nach dem Eisenbahnmarkt. —

Plötzlich fuhr mir ein eigenthümlicher Schwindel durch den Kopf; ich ging weiter und wollte es nicht beachten, aber es wurde immer schlimmer, und zuletzt

mußte ich mich auf eine Treppe setzen. Mein ganzer Sinn erlitt eine Veränderung, wie wenn in meinem Innern etwas zur Seite glitte oder ein Vorhang, ein Gewebe in meinem Gehirn zerrisse. Ich schnappte ein paar Mal nach Luft. Ich war nicht bewußtlos, denn ich fühlte deutlich den Schmerz am Ohr, und als ein Bekannter vorüber kam, erkannte ich ihn sofort, stand auf und grüßte ihn.

Was war das für ein neues qualvolles Gefühl, das jetzt zu dem übrigen kam? War es die Folge davon, daß ich auf dem kahlen Erdboden geschlafen hatte? Oder lag es daran, daß ich noch kein Frühstück gegessen hatte? Im ganzen genommen war es einfach sinnlos, so zu leben; bei Christi heiligen Wunden! Ich begriff nicht, durch was ich diese Verfolgung vom Schicksal verdient hatte! Und plötzlich fiel mir ein, daß ich lieber gleich zum Gauner werden und mit der Bettdecke in „Onkels" Keller gehen könne. Ich konnte sie für eine Krone versetzen, drei reichliche Mahlzeiten dafür bekommen und mich über Wasser halten bis sich etwas anderes fand, Hans Pauli mußte ich dann etwas vorschwindeln. Ich war schon auf dem Wege nach dem Keller, blieb aber vor dem Eingang stehen, schüttelte unentschieden den Kopf und drehte wieder um.

Je weiter ich mich entfernte, desto froher wurde ich darüber, daß ich in dieser schweren Versuchung Sieger geblieben war. Das Bewußtsein, daß ich noch rein und ehrlich sei, stieg mir zu Kopfe, erfüllte mich mit dem herrlichen Gefühl, ein Charakter zu sein, ein weißer Leuchtthurm inmitten eines trüben Menschenmeers, auf dem Wracks umhertrieben. Das Eigenthum eines Anderen für eine Mahlzeit versetzen, sich selbst das Urtheil essen und trinken, seine Seele durch den ersten, kleinen Streich brandmarken, den ersten schwarzen Fleck auf seine Ehrenhaftigkeit setzen, sich Gauner nennen und den Blick vor sich selbst zu Boden senken müssen — nimmermehr! Nimmermehr! Es war nicht im Ernst meine Absicht gewesen, es war mir eigentlich nicht einmal eingefallen, für lose, jagende Gedanken war man nicht verantwortlich, besonders wenn man fürchterliche Kopfschmerzen hatte und sich beinahe todt trug an einer Bettdecke, die einem Anderen gehörte.

Mit der Zeit würde sich ganz gewiß ein Ausweg finden! Da war ja noch der Kaufmann auf Grönlandsleret. Hatte ich ihn etwa jede Stunde des Tages überlaufen, seitdem ich ihm mein Gesuch geschickt hatte? Etwa früh und spät an seiner Thürglocke gerissen, um endlich abgewiesen zu werden? Ich hatte mich nicht einmal persönlich bei ihm gemeldet. Es brauchte ja kein ganz vergeblicher Versuch gewesen zu sein, das Glück war mir diesmal vielleicht günstig gewesen; es hatte oft so seltsame verschlungene Wege. Ich machte mich also auf den Weg nach Grönlandsleret.

Der letzte Ruck, der mir durch den Kopf ging, hatte mich ein wenig matt gemacht; ich ging äußerst langsam und überlegte, was ich dem Kaufmann sagen wollte. Vielleicht war er eine gute Seele; kam die Laune über ihn, so gab er mir wohl eine Krone Vorschuß auf meine Arbeit, ohne daß ich ihn darum bat; solche Leute hatten oft ganz vortreffliche Einfälle.

Ich schlich mich in einen Thorweg und schwärzte meine Hosenknie mit Speichel, um ein bischen ordentlich auszusehen, legte meine Decke hinter eine Kiste in einem dunklen Winkel, ging schräg über die Straße und trat in den kleinen Laden.

Ein Mann ist drinnen und kleistert Düten aus alten Zeitungen.

„Ich möchte mit Herrn Christie sprechen," sagte ich.

„Der bin ich selbst," entgegnete der Mann.

Nun, mein Name sei der und der, ich hatte mir erlaubt, ihm mein Gesuch zuzuschicken; ich wisse nun nicht, ob es von Erfolg gewesen.

Er wiederholte meinen Namen ein paar Mal und fing an zu lachen. „Jetzt sollen Sie mal was sehen!" sagte er und zog meinen Brief aus der Brusttasche. „Wollen Sie gefälligst sehen, wie Sie mit Zahlen umgehen, mein Herr. Sie haben Ihren Brief mit der Jahreszahl 1848 datirt." Und der Mann lachte aus vollem Halse.

Das sei allerdings nicht ganz richtig, sagte ich verzagt, eine Gedankenlosigkeit, ine Zerstreuung, — daß müsse ich zugeben. —

„Sehen Sie, ich muß einen Menschen haben, der sich nicht irrt bei Zahlen," agte er. „Es thut mir leid. Ihre Handschrift ist so deutlich, Ihr Brief gefällt iir auch sonst . . ."

Ich wartete einen Augenblick. Dies konnte unmöglich sein letztes Wort sein. Dann fing er wieder mit seinen Düten an.

Es thäte mir leid, sagte ich dann, ganz furchtbar leid; aber das würde sich ja icht wiederholen, und dieser kleine Schreibfehler könne mich doch nicht total unfähig ir die Buchführung überhaupt machen.

„Das behauptete ich auch nicht," antwortete er; „bei mir wog es aber so viel, aß ich mich sofort für einen andern Menschen entschied."

„Die Stelle ist also besetzt?" fragte ich.

„Ja."

„Lieber Gott, dann ist also weiter nichts dabei zu thun!"

„Nein. Es thut mir leid, aber . . ."

„Adieu!" sagte ich.

Jetzt bemächtigte sich meiner eine glühende, brutale Wuth. Ich holte mein Packet aus dem Thorweg, biß die Zähne zusammen, rannte friedliche Leute auf dem Bürgersteig an und bat nicht um Entschuldigung. Als ein Herr stehen blieb und iich ein wenig scharf für mein Betragen zurecht setzte, drehte ich mich um und schrie m ein einzelnes sinnloses Wort in's Ohr, hielt ihm die geballten Fäuste unter die lase und ging weiter; eine blinde Raserei, die ich nicht zu zügeln vermochte, hatte iich gepackt. Er rief einen Constabler, und ich wünschte mir nichts besseres, als nen Augenblick einen Konstabler zwischen den Händen zu haben; absichtlich ging ich ıngsamer, um mich von ihm einholen zu lassen; aber er kam nicht. Lag denn irgend elche Vernunft drin, daß die angestrengtesten, ernsthaftesten Versuche eines Menschen ißglückten? Weshalb hatte ich 1848 geschrieben? Was kümmerte mich diese ver= ammte Jahreszahl? Nun mußte ich hungern, so daß meine Eingeweide sich wie Würmer in mir krümmten, und nirgend stand geschrieben, daß ich auch nur das eringste zu essen haben würde, wenn der Tag zu Ende ging. Und je später es urde, desto ausgehöhlter fühlte ich mich geistig und körperlich; jeden Tag ließ ich iich zu minder ehrenhaften Handlungen herbei. Ich log mich durch ohne zu erörtern, etrog arme Leute um ihre Miethe, kämpfte sogar mit den lumpigen Gelüsten, mich n anderer Leute Bettdecken zu vergreifen — alles ohne Reue, ohne böses Gewissen. Mein Inneres fing an zu faulen, schwarze Pilze, die sich immer weiter ausbreiteten. Und dort oben im Himmel saß Gott und hatte ein waches Auge auf mich und sah anach, daß mein Untergang nach allen Regeln der Kunst vor sich ging, gleichmäßig nd langsam, ohne aus dem Takt zu kommen. Und im Abgrund der Hölle liefen ie argen Teufel umher und erbosten sich, daß es so lange dauerte bis ich ein Kapital= erbrechen beging, eine unverzeihliche Sünde, für die Gott mich in seiner Gerechtigkeit n den Höllenpfuhl hinabstoßen mußte. . . .

Ich ging schneller, immer schneller, kehrte plötzlich links um und gerieth erhitzt nd zornig in eine hell erleuchtete, schön dekorirte Einfahrt. Ich blieb nicht stehen, ıachte nicht eine Sekunde Aufenthalt, während die ganze eigenthümliche Ausstattung es Eingangs sich meinem Bewußtsein sofort aufdrängte, jede Kleinigkeit an den Thüren, den Dekorationen, der Pflasterung, alles stand klar vor meinem inneren Blick, ndem ich die Treppen hinauf rannte. In der 2 Etage riß ich heftig an der Glocke. Weshalb blieb ich gerade in der zweiten Etage stehen? Und weshalb gerade diesen Glockenzug fassen, der doch am weitesten von der Treppe entfernt war?

Eine junge Dame in grauem Kleide mit schwarzem Besatz öffnete die Thür; e sah mich einen kurzen Moment erstaunt an, dann schüttelte sie den Kopf und sagte:

„Nein, heute haben wir nichts." Und dann machte sie Miene, die Thür wieder zu schließen.

Weshalb hatte ich mich denn auch auf so etwas mit dieser Person eingelassen? Sie hielt mich ohne weiteres für einen Bettler, und plötzlich wurde ich kalt und ruhig. Ich nahm den Hut ab, machte eine ehrerbietige Verbeugung, und als ob ich ihre Worte nicht gehört hätte, sagte ich äußerst höflich:

„Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich so heftig geläutet habe; aber ich kannte die Glocke nicht. Hier soll ein kranker Herr wohnen, der wegen eines Mannes annoncirt hat, der seinen Rollstuhl fahren soll."

Sie stand einen Augenblick und ließ sich diese lügenhafte Erfindung durch den Kopf gehen; ihre Ansicht über meine Person schien erschüttert.

„Nein," sagte sie endlich, „nein, hier wohnt kein kranker Herr."

„Nicht? Ein älterer Herr? Zwei Stunden täglich zu fahren, die Stunde 40 Öre?"

„Nein."

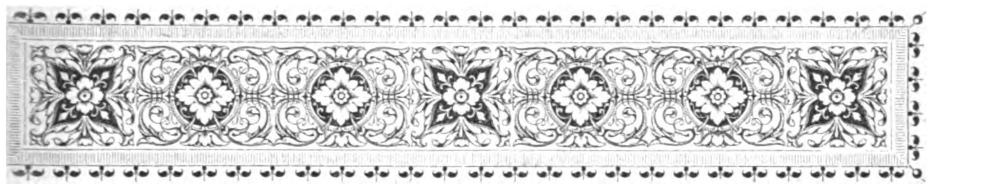
„Dann bitte ich noch einmal um Entschuldigung," sagte ich, „es ist vielleicht in der ersten Etage. Ich wollte bei Gelegenheit nur einen Mann empfehlen, den ich kenne und für den ich mich interessire. Mein Name ist Wedel-Jarlsberg." Ich verbeugte mich noch einmal und trat zurück; die junge Dame wurde feuerroth, in ihrer Verlegenheit konnte sie nicht von der Stelle kommen, sondern blieb stehen und starrte mir nach, als ich die Treppe hinunter ging.

Meine Ruhe war zurückgekehrt, und mein Kopf war klar. Die Worte der Dame, daß sie mir heute nichts geben könne, hatten auf mich gewirkt, wie ein Sturzbad. So weit war es also schon gekommen, daß jeder Beliebige in Gedanken auf mich deuten und sich sagen durfte: Da geht ein Bettler, einer von Jenen, denen man ihr Essen durch die Corridorthür hinauslangt.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction i. V. Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen, Verlag von S. Fischer, Kgl. Schwed. Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide in Berlin.



Sudermann und die „neue“ Richtung.

Als der Berliner Polizeipräsident das merkwürdige Verbot über Sudermann's neues Drama „Sodoms Ende“ verhängt hatte, und der Direktor des Lessing-Theaters n nach den Gründen dieser Gewaltsmaßregel fragte, soll er geantwortet haben: „Es uß mit dieser ganzen Richtung aufgeräumt werden.“ Als dann nach Einsicht in das erk der Minister des Innern die Polizeiverfügung aufhob, konnte man sich billig ragen, ob Herr Herrfurth zu jener litterarischen Richtung einen anderen Standpunkt nnehme als sein Untergebener, der Freiherr von Richthofen. Oder kam der Minister twa zu der Ueberzeugung, daß „Sodoms Ende“ garnicht zu jener litterarischen Richtung ehört, auf deren Verderben die Berliner Behörde sinnt? Wir wollen heute die Frage ahingestellt sein lassen, ob es im Recht und in der Macht eines Staatsbeamten liegt, emmend oder fördernd in geistige Entwickelungen einzugreifen. Wir wollen nur ragen, was für eine litterarische Richtung gemeint sein kann, und wie sich zu dieser as neue Schauspiel Sudermann's stellt, das am 5. November nun doch im Lessing-heater zur Aufführung gekommen ist.

Eine litterarische Richtung wird durch Dichter bezeichnet, und wir gehen wohl icht irre, wenn im Großen und Ganzen vom Polizeipräsidenten diejenigen Dichter emeint sind, die sich während des letzten Jahres auf der „Freien Bühne“ zusammen-anden: also Ibsen mit seinen in Berlin verbotenen, in Breslau, Stettin und Königs-erg erlaubten „Gespenstern“, Tolstoi mit seiner „Macht der Finsterniß“, Strindberg it seinem „Vater“, Holz und Schlaf mit der „Familie Selike“, Gerhart Haupt-nann mit seinem in der Urform für Berlin verbotenen sozialen Drama „Vor Sonnen-ufgang“ und seinem genialen „Friedensfest“. Bei aller individuellen Verschiedenheit ieser Dichter ist ihren Stücken Eines gemeinsam, und dieses Eine wäre wohl ge-ignet, sie zu einer und derselben litterarischen Richtung zusammenzuführen. Alle diese Stücke sind bestrebt, ein soziales Bild aus der gegenwärtigen Zeit und einen Aus-chnitt aus derjenigen Welt zu liefern, in welcher der Dichter lebt. Aber nicht nur in er Wahl des Stoffes sondern auch in der Art, wie dieser Stoff künstlerisch behandelt ird, haben sie etwas Gemeinsames. Sie sind bestrebt, das in der Wirklichkeit Beobachtete uf der Bühne genau so wiederzugeben, wie es in der Wirklichkeit geschieht: ohne Schön-ärberei, ohne Idealisirungsbedürfniß, ohne die zufälligen Lebenserscheinungen in eine on der Schulästhetik hergebrachte Regel zu zwängen. Sie alle suchen für natürliche rscheinungen natürliche Ursachen, und ihre zum Theil außerordentliche Kunst besteht arin, aus den Erscheinungen die Ursachen erkennen zu lassen. So werden seelische Zustände auf körperliche zurückgeführt und soziale Mißstände auf die allgemeine

Gebrechlichkeit der Welt. Das Wahrheitsbestreben in der Form führt zu einer pe-
mistischen Anschauung vom Leben, und der Wunsch, diesen Pessimismus zu ü-
winden, führt zu einer scharfen Kritik des Bestehenden, die sich zum Theil gegen
soziale Lage im allgemeinen, zum Theil gegen das Verhältniß der Einzelmen-
unter einander richtet. Hier kann eine Aufsichtsbehörde Grund finden zur Erre-
von Unzufriedenheit in den Massen und zur Erregung sittlicher Zweifel in der See-
Einzelnen. Und wenn man überhaupt der Aufsichtsbehörde noch ein Recht zuerk-
über Erzeugnisse der freien Kunst gebietend zu wachen, so darf man sich nicht wun-
daß sie von Zeit zu Zeit hier oder dort von diesem Rechte Gebrauch macht.

Wie verhält sich nun „Sodom's Ende" zu jener oben charakterisirten Richtu-
Kurz gesagt, so: In der Stoffwahl mit jenen Stücken nahe verwandt, weicht e-
der Kunstform nahezu vollständig von ihnen ab. Im Stoff ein Bestreben, mod-
zeitgenössisches Leben, das uns alle dicht umdrängt, aufzugreifen, in der Form
der Wille, aber nicht die Kraft, dieses Leben lebenswahr zu zeichnen.

Der Dichter führt uns nach Berlin W. Wir kommen in den Salon e-
Börsianers, dessen üppige Frau sich ihren Hausfreund hält, dessen Haus durchsch-
und durchtändelt wird von frivolem Witz und blasirter Flachheit. Wir komm-
die Wohnung eines ärmlichen Kleinbürgers, wo ein unschuldiges Kind der S-
verfällt. Wir kommen in das prunkhafte Atelier eines mehr von der Gesellschaft
von seiner Kunst verwöhnten jungen Mannes, wo eine junge Dame aus der Gesell-
im Begriff ist, der Sünde zu verfallen. Ueberall bewegen sich Menschen in mod-
Toilette, deren Namen im Berliner Adreßbuch stehen könnten. Hin und w-
sprechen diese Menschen ein Wort, begehen sie eine Handlung, die der Wirklichkeit
Lebens entsprießt. Zumeist aber sind sie vom Dichter in Situationen zusammenge-
und in Phrasen verwickelt, deren Schwulst und Ueberschrobenheit an Herrn v. Sen-
„Rothen Baschlick" und ähnliche Romane erinnert, wie man sie schon vor 25 Ja-
in „Ueber Land und Meer" und anderen Lesefutterstellen zu verkosten bekommen

Daß der hochbegabte Dichter den Maßstab der Lebensbeobachtung verliert, da-
das Thun und Leiden seiner erdichteten Figuren nicht an lebendigen Beispielen kontr-
hat, ist überall im Stück zu spüren, und wenn in den einst mit Unrecht so bel-
Erzählungen alter Gartenlaubenmamsells die Leute umhergingen und sich selbe-
auf den Grund ihrer vermeintlichen Seele nicht nur erkannten, sondern auch vor
Welt offenbarten, so geschieht dasselbe auch beim Realisten Sudermann. Nu-
jene Marlittpuppen in alle Welt hinausschrieen: seht uns an, wie schön und gut
rein wir sind. So schreien jetzt die Sudermann'schen Geschöpfe: seht uns an,
schlecht und faul und frech wir sind. Das große Kunstmittel der indir-
Charakteristik, das naive Hervortreten der menschlichen Seele aus menschlichen Ha-
lungen, alles das ist dem jungen Sudermann, sobald er sich in den Salon o-
ums in seinem eigensten Deutsch zu sagen, in's Vorderhaus wagt, ebenso fremd
der alten Marlitt. Aus diesem Grunde hat sein Stück vielmehr ermüdet al-
schreckt, vielmehr ein kühles Schütteln des Kopfes als ein heißes Beben des He-
und Zittern der Nerven bei den Zuschauern hervorgerufen. Und wenn in der verleg-
Situation, wo die vornehme Buhlerin des Sohnes seiner ehrwürdigen Mutter z-
fällig die Hand küßt, jemand aus dem kritischen Publikum empfunden hat, da-
das Blut erstarrte, so würde ich das als einen Sieg der dramatischen Kunst Su-
manns anerkennen, sobald es meinem Blute ebenso ergangen wäre. Aber ach, m-
Blut blieb kalt, denn ich konnte mich von der Wahrheit der Situation nicht ü-
zeugen. Und wenn ein anderer Kritiker des Stücks (ich brauche nicht zu sagen,
es Karl Frenzel ist) die gesellschaftlichen Zerrbilder, die Sudermann uns aufbin-
wollte, bei der Première in den Logen sitzen sah, so begreife ich nicht, wie K.
Frenzel mit diesem Eindruck das Stück verwerfen und zugleich seine Glaubwürdigk-
bestreiten kann. Wenn dieses Ehepaar Barczinowski, dieser dreifache Doctor Süßki-

:ser Salonskeptiker und dieser Salonaffe wirklich so auf die Bühne kamen, wie sie im
ischauerraum saßen und nach Frenzels Meinung ihren Ebenbildern Beifall klatschten,
hätte Sudermann das Ziel erreicht, nach dem er strebte, und das er nach meiner,
tsamerweise auch nach Frenzels Meinung so weit verfehlte.

Alle seine Salonscenen sind ein wüstes Gewirr zusammenhangloser Flocken, aus
nen sich kein Gewebe ausspinnen läßt. Und wie wirr, wie wüst, wie fad und flach
d unersprießlich all' dieses Salongetriebe ist, lehrt am deutlichsten im Stücke selbst
: Gegensatz. Unter den fünf Aufzügen giebt es einen Halbact, der trotz alledem
d alledem beweist, daß in Hermann Sudermann ein Stück vom dramatischen Poeten
ckt. Es ist die Scene in einer Wohnung, die vermuthlich wiederum wie die liebe
:inecke-Wohnung in der „Ehre" in einem Hinterhause liegt. Und auf die entsetzliche
:fahr hin, daß Sudermanns provinzjournalistische Pflegemutter mich nicht bloß zu
ı Neunmalweisen sondern sogar zu den Neunzigmalweisen verwirft, muß ich laut
d furchtlos bekennen: auch in „Sodoms Ende" ist er nur ein Hinterhausdichter.
ım Vorderhausdichter muß er erst noch werden.

Ich will die Szene nacherzählen, die in zuständlicher Stimmung und An-
auung dem Besten gleichkommt, was ich in Ibsens „Wildente" und bei Gerhart
ıuptmann finde. Der Vorhang geht auf, es ist stockfinstere Nacht, das bescheidene
ohnzimmer leer. Die Uhr schlägt vier. Rechts nebenan regt sich etwas. Ein
ıger Schulamtskandidat paukt sich eine Rede ein. Bald regt sich auch links etwas.
er alte Janikow muß in sein Geschäft. Er ist bei Bolle Milch-Inspektor. Mutter,
Nachtjacke und Nachtmütze, kommt mit dem Lichtstumpf heraus und gießt ihm
ıen warmen Kaffee auf. Sie laden den Nachbar Kandidat ein, sich mit ihnen zu
:rken. Fröstelnd von der Nachtwache kommt er heraus, und der alte Janikow, der
ch um 4 Uhr Morgens seinen guten Humor nicht verliert, begrüßt ihn mit den
orten: Sie Nachtbummler. Dann begleitet Mutter ihren Alten, nachdem sie ihn
chtig eingemummt hat, zur Treppe und leuchtet ihm sorgfältig herab, damit er ja
cht in der Dunkelheit Schaden nehme. Dann geht sie mit dem Seufzer der
:üdigkeit wieder in ihr Bett. Wenige Minuten darauf rührt sich etwas auf der
:eppe. Vater Janikow bringt seinen Sohn, den wirklichen Nachtbummler, den
feierten Maler, die Treppe herauf und tröstet den Angetrunkenen: so was kann ja
rkommen. Nur ja nicht Matter wecken. Dann tastet sich der Alte im Stockfinstern
:selbe Treppe herunter, über die ihm kurz vorher seine Frau so fürsorglich geleuchtet.
er Maler aber, in dessen berauschtem Gehirn sich wüste Vorstellungen kreuzen,
ıwankt in das Schlafstübchen der kleinen Pflegeschwester, die sein giftiger Kuß wenige
tunden vorher wehrlos gemacht hatte. In seiner Sehnsucht nach Reinheit wird er
s Reine vernichten.

Diese Szene wurde von der Polizei beanstandet, sie ist dichterisch die schönste,
: einzig schöne im Stück, und von hier aus hätte sich das Drama weiter entwickeln
llen. Wie uns Shakespeare die Ophelia im Wahnsinn, Goethe das Gretchen in
eue zeigt, so durfte auch Sudermann sein Klärchen nicht im Stich lassen, um sie
ıs nur noch als theatralische Wasserleiche vorzulegen. Wir mußten in die Verwir-
ıng dieses befleckten Kinderherzens blicken. Wir mußten den Eindruck miterleben,
n die finstere That des finsteren Morgens auf die wachsame Mutter der beiden
inder, auf den treuherzigen Vater ausübt. Diese That ist die eigentliche Schuld
s Helden, zu welcher er durch sein wüstes Leben wie zu einer scheinbaren Rettung
führt wird. Diese Schuld muß er durchkosten und büßen. Sobald er diese
chuld begangen hat, kümmern uns nur noch ihre Folgen, nicht ihre Ursachen. Und
ırum beleidigt es unser künstlerisches Gefühl, wenn wir noch einmal in das Sodom
ırückgeführt werden, dessen Ende nichts anderes sein kann als Klärchens Reue und
uße; wenn uns noch einmal derselbe Sumpf im wahren Sinne des Wortes
ıfgeschwätzt wird, den wir uns schon vor der That nicht recht wollten einreden

lassen. Denn vorher wie nachher läuft alles, was uns diesen Traum [illegible] soll, auf leeres Gerede hinaus. Unseren Ohren wird viel weis gemacht, [illegible] Augen sehen nichts. Und wenn man gar mit einem Gewaltstreich [illegible] aus dem Krankenhaus in den Salon gezerrt worden, wo Vater [illegible] liche Posse aufführt und Mutter Sanftow am unpassendsten Ort und [illegible] seit Aufklärungen über ihren Sohn giebt, wenn ein cholerischer [illegible] verschwundenes Kärtchen da sucht, wo es am wenigsten zu finden [illegible] Sicherheit ist, so sind das alles keine Erzeugnisse einer dichterischen [illegible] ihrem Stoff überwältigt nicht mehr ein noch aus weiß und, vom [illegible] immer weiter abschweifend, immer tiefer in alten Romanschwulst [illegible] endlich bei der lächerlich unwahren Situation anlangt, in der ein [illegible] Maler unmittelbar nach seinem ersten Blutsturz bombastisch monologisiert [illegible] mit Pathos stirbt.

An diesem Aktschluß trennt Herrn Sudermann von der sogenannten [illegible] Richtung eine Welt.

Sehr interessant war es zu beobachten, wie der Darsteller des [illegible] Kainz, sich vom Schwulst und von der Deklamation im Stücke jedesmal [illegible] Pathos verleiten ließ, während ihm eine natürliche Situation die ganze [illegible] Natürlichkeit seines schauspielerischen Wesens wiedergab. In der Schäferstunde [illegible] Kaminfeuer, in der lüsternen Schwermuth jener Morgenstunde war es derselbe [illegible] als den wir ihn bei Kleist und Shakspeare, bei Grillparzer und Hebbel so [illegible] wundern konnten. Es schien, als sterbe seine Natur an dichterischer Verlogenheit, und an dieser Unfähigkeit, Unwahres plausibel zu machen, sollte sich auch der [illegible] Sudermann ein Beispiel nehmen.

Paul Schlenther.

Tolstoi und das Keuschheitsproblem.

Von

Arne Garborg.

Unsere Untersuchung hatte als Resultat ergeben: es bleibe nur ein subjectiver Grund als Stütze für Tolstoi's Lehre von der Enthaltsamkeit übrig. [illegible] Tolstoi hat persönlichen Abscheu gegen die Liebe und Kindererzeugung [illegible] Folge davon ist sein Wunsch, daß die Enthaltsamkeit anerkannt werden möge. [illegible] anderes liegt nicht vor. Wenn sein Nachwort Aufsehen macht, so kann das nur [illegible] kommen, daß die Schrift den Verfassernamen „Tolstoi“ trägt.

Der Graf selbst giebt zu, daß er in früherer Zeit die Sache anders [illegible] hat, als jetzt. Es ist also die Frage, ob wir aus Rücksicht für den älteren [illegible] Tolstoi den jüngeren mit verleugnen wollen. Die meisten von denen, die [illegible] 60 Jahren sind, werden geneigt sein mit mir anzunehmen, daß der jüngere [illegible] seiner Ansicht über das Weib und die Liebe der Meinungsberechtigte von beiden [illegible]

Die Mehrzahl von denen, die über 60 Jahre zählen, werden sagen, [illegible] Aeltere der weisere ist. Wenn sie sich aber noch daran erinnern können, was [illegible] sein heißt, so werden sie sondern der Beantwortung der Frage, ob es für einen [illegible] [illegible] Menschen möglich ist [illegible] enthaltsam zu sein.

Tolstoi, der die ärztliche Wissenschaft als eine Lügenwissenschaft betrachtet, beantwortet die Frage mit Ja.

Das heißt, vorläufig beantwortet er sie mit Nein. Wie die Menschheit **jetzt** ist, kann das Keuschheitsverlangen nicht erfüllt werden. Aber wir werden andere Menschen bekommen.

Auch in diesem Punkt zeigt er sich energischer und stilvoller als die skandinavischen Enthaltsamkeitsapostel.

Er besitzt eine tiefere und umfassendere Kenntniß der menschlichen Natur. Er weiß, wie mächtig uns das Gesetz der Sünde in den Gliedern steckt. Daher begreift er auch, daß wir nicht weit kommen, wenn wir auf den Händen gehen.

Es wird einer ernsten Kur bedürfen. Und Tolstoi schreibt sie vor ohne mit der Wimper zu zucken. — Die Menschen müssen Vegetarianer werden.

Außerdem müssen sie anfangen zu arbeiten. Keine Gymnastik treiben; nichts, worin nicht Ernst liegt; die ebenerwähnte norwegische Methode, des Fleisches Lust durch Gehen auf den Händen zu bekämpfen, wird kaum seinen Beifall haben; nein, die Menschen sollen im Ernst arbeiten. Sie sollen sich müde arbeiten, ihren Körper geißeln, in Wirklichkeit, und ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts essen.

Kein Fleisch, keinen Wein, ernste Arbeit . . . das ist ein Rezept, das wirklich etwas ausrichten zu können scheint.

Ich habe in Berlin eine Vegetarianer-Speiseanstalt besucht und dort eine kleine Gemeinde nicht Fleisch speisender Mitmenschen gesehen. Viele intelligente Gesichter erblickte ich dort, aber sie waren bleich. Eine eigenthümliche krankhafte Zartheit lag auf diesen Gesichtern, eine Zartheit, wie man sie bei Schwindsüchtigen findet.

Es erscheint mir nicht unwahrscheinlich, daß solche Menschen, besonders wenn sie zu gleicher Zeit schwer arbeiten müssen, das Keuschheitsgebot erfüllen können.

Aber ich frage mich, ob es die bleichen Entsager sind, die die Zukunft bilden werden. Als die alte Welt in Verfall gerieth, — war es damals die Religion der Entsagung, die sie rettete? Nein, denn sie wurde nicht gerettet. Muskulöse Barbaren zertrümmerten sie und bauten eine neue Welt auf. Aber das waren keine Entsager. Mit Mühe ließen sie sich überreden, sich einmal an jedem siebenten Tage des Fleisches zu enthalten. Aber der Sicherheit wegen wurde es so eingerichtet, daß es auch Ablaß für diejenigen gab, welche am Freitag Fleisch aßen.

Tolstoi wird sagen, daß das nichts mit der Sache zu thun hat. Was er will, ist Keuschheit, und Keuschheit kann durch den Vegetarianismus erreicht werden; alles Andere ist gleichgültig.

Ja, mag sein. Aber dazu muß man wieder bemerken, daß es ja noch garnicht bewiesen ist, daß die Menschen mit Hülfe des Vegetarianismus keusch werden.

Mir fällt ein, wie wir daheim in dem norwegischen Bauerndorf lebten. Wir aßen nicht viel Fleisch, und Wein kam überhaupt nicht vor. Und wir arbeiteten vom Morgen bis zum Abend, von Kindheit an bis in das späteste Alter, und unsere Arbeit war kein Spaß. Zur größeren Sicherheit wurde uns noch stetig Moral gepredigt, und Graf Tolstoi kann nicht so nachdrücklich Moral predigen wie die Prediger und Laienprediger bei uns zu Hause; denn er glaubt nicht an die Hölle.

Hat das geholfen?

Nein.

Die Gegend war nicht enthaltsam.

Ich fürchte, daß sie ernstlich litt.

Aber die Verheiratheten bekamen jedes zweite Jahr ein Kind — wenigstens.

Von anderen Orten und Verhältnissen erinnere ich mich eines anderen Beispiels.

Wir haben von Amerika und der chinesischen Einwanderung gehört. Die

chinesischen Einwanderer leben von nichts. Ein paar Löffel Reis; und dann un
wann irgend eine sonderbare Suppe. Zugleich arbeiten sie und sie arbeiten nich
zum Scherz. Hilft das?

Nein. In sittlicher Beziehung sollen diese selben Arbeiter ganz jammer
Bestien sein. Und doch hat man in China Morallehrer gehabt, die sich sogar mi
dem Grafen Tolstoi an Ernst und Kraft messen konnten.

Also selbst wenn wir darauf eingingen, die Menschheit auf schmale Ko
setzen, so würde es noch die Frage sein, ob wir dadurch erreichten, was Tolstoi
das Eine hält, was Noth thut: die Keuschheit.

Das „Nachwort" enthält in Bezug auf diese Frage nichts, was uns
beruhigen könnte.

Im Gegentheil. Tolstoi nimmt zuletzt selbst seine Zuflucht zu dem Satz,
das Ideal nicht erreicht werden kann. Nach seinen Begriffen ist das Ideal das
erreichbare. Selbst nicht durch den Vegetarianismus kann es erreicht werden.
werden sehen, wie Tolstoi sich seine Idee in der Praxis durchgeführt denkt. „
haben der reine Jüngling und die reine Jungfrau zu thun", sagt er, „wenn
leben wollen, wie sie leben sollen?" Sie haben sich einfach rein zu halt
Sie müssen sich vor der Verführung hüten, und indem sie alle ihre Gedan
dem Dienste Gottes und der Menschen weihen, sollen sie eine imm
größere Reinheit in Gedanken und Wünschen anstreben. Das klingt schön.
meiner Jugend habe ich etwas ähnliches in Pontoppidans Erklärung des Katechism
gelesen. Die Vorschrift in Pontoppidans Erklärung hat die Menschheit nicht k
gemacht. Vielleicht wird sie jetzt kräftiger wirken, wenn sie von Tolstoi aufge
wird. Aber gesetzt? Gesetzt, daß der reine Jüngling und die reine Jungfrau denn
liebe, trotz des steten Strebens nach Reinheit? Kann man sich das nicht denk
Allerdings. Tolstoi selbst denkt sich diese Möglichkeit. Was sollen sie alsdann th
Sie sollen ihren Fall wie eine Sünde betrachten, sagt Tolstoi. Auch das habe ich
Pontoppidans Erklärung gelesen. Ferner sollen sie diesen Fall als ihren einzigen
trachten. Natürlich, erkennt man, daß man eine Sünde begangen hat, so faßt m
den frommen Vorsatz, es niemals wieder zu thun; abermals Pontoppidans Erklär
Doch hier hat Tolstoi einen verschärften Zusatz. Der gefallene Jüngling und
gefallene Jungfrau sollen sich vom Augenblick des Falles an als in eine unlös
Ehe getreten betrachten. Sie sollen sich auch in der That verheirathen. Und
kommt das Neue. Der Jüngling und die Jungfrau sollen auch in der Ehe
„Befreiung von der Verführung", die Reinheit anstreben. Und sie sollen arbeiten
der „Vernichtung der Sünde", indem sie „die sinnliche Liebe durch das reine Brud
und Schwesterverhältniß ersetzen". Das findet sich nicht bei Pontoppidan.
aber kommt die unangenehme Frage wieder: gesetzt? Gesetzt, daß diese unglückl
Menschen trotz aller Keuschheitsbestrebungen fallen, zum zweiten Mal fallen? K
man sich das nicht denken? Ja, Tolstoi selbst denkt sich diese Möglichkeit.
spricht von „Kindern" — in der Mehrzahl. „Der Eintritt in diese (von i
tolerierte) Ehe schreibt vor, daß bei der Folge, welche sie mit sich füh
nämlich die Geburt von Kindern". . . . heißt es ausdrücklich. Was sollen
armen Menschen in solchem Falle thun? Tolstoi hat keine Vorschriften mehr
machen. Sie müssen weiter streben, meint er, und sich damit trösten, daß
Ideal unerreichbar ist. Bleiben dann aber die Zustände nicht ungefähr so wie
jetzt sind? Ich fürchte es. Natürlich denkt Tolstoi, daß viele — und mit
Zeit immer mehr und mehr Ehen in Keuschheit verlaufen werden. Er wagt ab
nichts zu verlangen. Vielleicht hat er auch bedacht, daß es die — nach seiner A
sicht — besten Menschen sein würden, die nur ein oder gar kein Kind bekomme
würden, während die unvollkommenen, sinnlichen Naturen Kinder in der Mehrzah

bekämen, — was unter anderem die schlimme Folge hätte, daß die besten Racen aussterben, die weniger guten aber sich vermehren und die Erde füllen und dadurch die Resultate der Keuschheitsbestrebungen der Guten zu nichte machen würden.

Sicher ist, daß er nichts zu fordern wagt. Er stellt die Enthaltsamkeit in der Ehe nur als Ideal auf.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Soziale Lyrik.

Von **Julius Hart.**

Alles Empfinden und Denken des Menschen ist in seinem Grundwesen ein unveränderliches. Soweit wir es zurückverfolgen können, bis in die Ewigkeit hinein, hat weder sein Aeußeres noch sein Inneres mehr als Gradverschiedenheiten durchlebt. Und wir vermögen uns einen idealen Zukunftsmenschen nicht einmal anders vorzustellen, als nur durch Negation. Wenn wir in Verfolgung Tolstoi'scher Ideen ihn uns entlastet denken von dem Bedürfniß nach dem Sinnlichen, weiterhin von der Nothwendigkeit, zu essen und zu trinken, in allen seinen Sinnen außerordentlich erweitert, und wenn wir eine ganz neue und eigenartige Fortpflanzung annehmen, so vermögen wir uns doch kein Bild zu machen, wie denn positiv der so umgewandelte Mensch aussehen mag. In ihrem Grundwesen unveränderlich ist deshalb auch die Poesie, die Gestalterin all unseres Empfindungs- und Gedankenlebens, und sie kann daher wirklich nur mit dem letzten Menschen aussterben und zu Grunde gehen. Wir erzeugen keine wahrhaft neuen Ideen und Gefühle, aber in unserem Ideen- und Gefühlsleben herrscht ein ewiger Wandel, ewig neu gruppiren wir die Thatsachen, ewig neu suchen wir ihren Zusammenhang zu erklären und die Macht einer neuen Beobachtung hebt dann die eine Empfindung für eine Zeit mächtig empor, um die anderen halb aus unserem Bewußtsein schwinden zu lassen, schiebt eine Gedankenwelt in den Vordergrund, die bisher wie durch einen Nebel verhüllt, plötzlich im hellsten Sonnenglanz vor uns sich ausbreitet. Unter der scheinbaren Stoff- und Formeinheit der Poesie birgt sich doch ein Reichthum von Verschiedenheiten, so unendlich, wie die den Menschen umgebende Natur ihn erzeugt, indem sie auch nicht ein Lindenblatt einem anderen völlig gleich formt. Man kann im eigentlichen Sinne niemals von einer neuen Dichtkunst sprechen, aber in ihren räumlich und zeitlich von einander gehemmten Einzelschöpfungen offenbart sich ein immer wieder verschobenes Centrum des Gedanken- und Empfindungslebens, ein immer veränderter Standpunkt, von dem die Welt aus gesehen und gefühlt wird. In jenem Centrum liegt die Kraft, welche die Eigenart einer Dichtung bewirkt, und viel besser, als daß wir alte und neue, idealistische und realistische, moderne und Vergangenheitspoesie gegenüberstellen, sprechen wir von Eigenarts- und Andererartspoesie. Jene Begriffe bedeuten nur etwas Historisch-Vergängliches, oder etwas Stilistisches, das niemals absolut-gültige Dauer hat; ein verändertes Centrum kann rasch die Verdrängung des realistischen Stils durch den idealistischen verursachen, wir dürfen nie dem Künstler befehlen, Realist oder Idealist zu sein, aber was wir immer verlangen dürfen, das ist Eigenart.

Die ewig gültige Bedeutung der gegenwärtigen Literaturbewegung liegt nicht in der Pflege des naturalistischen Stils; er erfrischt uns vor allem deswegen, weil wir des idealistischen überdrüssig waren, und da immer wieder übersättigte Lustempfindungen des Gegensatzes bedürfen, so wird auch ohne Zweifel der Naturalismus einmal von

neuem dem idealisierenden Stil Platz zu machen. Was die Bedeutung dieser Literaturbewegung ausmacht, das ist die Eigenart ihres Gedanken- und Empfindungslebens, die ihre Erzeugnisse scharf abhebt von den Schöpfungen der romantischen Periode. Sie ist eine Eigenartsdichtung und nicht epigonischer Natur. Wir sehen die Welt an, bewegt von ganz anderen Ideen, als unsere Vorgänger, und die naturalistische Form ist eine Folge unseres neuen Sehens, eine Form und kein Inhalt, eine Wirkung und keine Ursache.

Hat sich auch für unsere Lyrik das Centrum verschoben, daß ein neubesonderes Licht von ihm ausgeht, welches unser Empfinden und unsere Stimmung ändert? Wir verlangen nach einem solchen! Dafür spricht schon die weitverbreitete Unlust an ihren Erzeugnissen, die erst neuerdings langsam einer wärmer werdenden Antheilnahme wieder Platz macht. Der Lyriker, welcher noch in den Weisen und Tönen der Romantik singt, löst damit dem Menschen der Gegenwart Empfindungen aus, die nicht mehr so im Mittelpunkte von dessen Innenleben stehen, wie sie es vor fünfzig Jahren thaten. Und wer die tieferen Ursachen der Gleichgültigkeit nicht erkennt, dessen Wünsche und Vorschläge irren dann an der Oberfläche umher. „Nur keine Liebeslieder mehr, nur keine Frühlings- und Maienlieder!" Wer so spricht, hat sich mit seinem Denken nicht viel Mühe gemacht. Aber halb oberflächlich ist auch das Wort der Anderen: „Liebe ist ein allgemeines, ewig gültiges Empfinden, Liebespoesie wird daher nie verschwinden." Gewiß wird sie nicht verschwinden, aber ihre Gefühle und Vorstellungen färben und schattiren sich anders. Zwischen dem Liebesgedicht der Burns und Goethe einerseits, dann der Heine, Musset, Eichendorff andererseits herrschen ganz scharfe Unterschiede. Dort alles Innerlichkeit, Naturschlichtheit, Wirklichkeit, edelste Bürgerlichkeit, — hier Sinnlichkeit, Farbe, Glanz, Prunk und auch Schminke. Immer bildet das Liebesempfinden ein Centrum unseres Seelenlebens, aber diese Centrale umschließt wieder vielfache sich verschiebende Kerne, von denen bald der eine, bald der andere den Mittelpunkt einnimmt. Diesen „Mittelpunkts-Mittelpunkt" des modernen Menschen kann ein romantisch-erotisches Gedicht sehr wohl nicht treffen, und daher kann es auch nicht die höchste Wirkung erzielen. Unsere Zeit mit ihrem umgestalteten Gefühls- und Gedankenleben verlangt auch eine umgestaltete eigengeprägte Liebes- und Naturlyrik, und um es gleich im Vorhinaus wegzunehmemen, wenn ich von der sozialen Lyrik spreche, den tausendfältigen Ausstrahlungen der sozialen Weltanschauung als Centralsonne: . . . auch das einfachste Liebes- und Frühlingsgedicht kann in tiefstem Sinne zu einem sozialen Gedicht werden und von jenem Geiste völlig durchtränkt und durchsättigt sein.

Auf den ersten Anblick scheint es, als wenn der Darwinismus, der in Drama und Epos vielfach stark zum Ausdruck gekommen, unsere Lyrik gar nicht berührt hätte. Denn jene Gedichte von Wilhelm Jordan, Albert Moeser u. a., welche nur die Erkenntnisse der neueren Naturwissenschaft in Verse gebracht haben, die man weit besser in den wissenschaftlichen Büchern sich aufsucht, Spielereien, wie die Beschreibung einer Landschaft aus der Steinkohlenzeit, Hymnen auf die Person Darwins sind ganz äußerliche Versuche in der künstlerischen, lyrischen Gestaltung des Entwickelungsgedankens, eine unfruchtbare didaktische Poesie. Es ist aber gar keine Frage, daß die Darwinistische Erkenntniß auch unsere Lyrik mächtig umzugestalten vermag, auch fehlt es nicht mehr ganz an wirklich dichterischen Verarbeitungen. Mit einem ihrer Schlagworte — natürlich meine ich „Kampf ums Dasein" — geht sie hinüber in ein Centrum unseres modernen Gedanken- und Gefühlslebens, dessen starke Vorherrschaft in der neuesten Lyrik Keinem, der sich einigermaßen mit ihr beschäftigt, zweifelhaft sein kann. Die soziale Lyrik nimmt bereits einen breiten Raum in der jüngeren Poesie ein, und sie wird diesen Raum noch mehr erweitern und ausdehnen.

Versteht sie es, den ganzen Inhalt des sozialen Gedanken in allem seinem Wesen innerlich zu erfassen und künstlerisch zu gestalten, so braucht sie nicht zu

fürchten, daß sie nur wie eine blendende glänzende Rakete aufsteigt, um rasch in der Luft zu verpuffen und als armseliger, todter Aschenrest auf die Erde zurückzukommen, wie etwa die Herwegh'sche Poesie. Sie wird dann nicht nur von der Gunst einer politischen Partei in die Höhe gehoben und braucht sich nicht darum zu kümmern, wenn selbst der „soziale Hauch" unserer Zeit ebenso rasch verwehen sollte, wie der conservative Hauch, der für einige Jahre lang durch das deutsche Volk dahinging. Sondern sie hat eine ewiggiltige Dauer, weil in dem Sozialismus ewiggiltige Wahrheiten sich crystallisirt haben. Der Sozialismus bedeutet mehr als eine revolutionäre politisch-wirthschaftliche Partei, er bedeutet auch eine **Weltanschauung** und vermag darum auch, nicht nur wie eine politische Leidenschaft die Empfindungen bloß obenhin zu kräuseln, sondern in ihren untersten Tiefen zu verändern und umzugestalten. Die soziale Weltanschauung beruht auf der von Lazarus und Steinthal festgesetzten Grundlage unserer modernen Psychologie: Der Mensch ist ein Gesellschaftswesen. Damit hebt sie nicht den Individualismus auf, die Grundanschauung des bürgerlichen Liberalismus, der bürgerlichen Revolutionen, der Genieperiode und der Romantik, aber sie schränkt ihn ein. Vielleicht allzusehr, denn schon bereitet sich innerhalb der sozialistischen Welt eine Gegenbewegung vor, die des Anarchismus, des schrankenlosen Individualismus, dessen Ideen an logischer Schärfe nichts zu wünschen übrig lassen, mit denen sich aber ebenso wenig leben läßt, wie mit den Ideen Tolstoi's, weil sie die sozialistische Wirklichkeit und Wahrheit übersehen, daß der Mensch Gesellschaftswesen ist. Und auch dieser Anarchismus hat bereits seinen Lyriker gefunden. Der Sozialismus setzt den Menschen nicht nur in engste, unlösliche Beziehungen zu dem Menschen, sondern auch zu der Natur, der ganzen äußeren Umgebung. Seine Verbindung mit dem **Materialismus** ist nicht eine äußerliche, sondern eine innerlich-nothwendige. Er sagt mit Moleschott: „Der Mensch ist die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung. Sein Wille ist die nothwendige Folge aller jener Ursachen, gebunden an ein Naturgesetz, das wir aus seiner Erscheinung kennen, wie der Planet an seine Bahn, wie die Pflanze an den Boden. Wir sind ein Spiel von jedem Druck der Luft". Das Geistige steht in Abhängigkeit vom Körperlichen, und wir können uns nicht geistig verändern, wenn sich nicht die äußeren Verhältnisse ändern. Wohl nicht die ganze Wahrheit, aber ein gut Stück Wahrheit liegt sicher dieser Weltanschauung zu Grunde, und jedenfalls hat der materialistische Sozialismus für uns Gedanken und Gefühle in den Vordergrund treten lassen, wie sie in dieser Schärfe und Deutlichkeit für unsere Großeltern nicht vorhanden waren.

Eine soziale Lyrik ist nach der nächstberechtigten und gewöhnlichen Auffassung eine solche, welche den Menschen in seinen Beziehungen zur Gesellschaft als einem geschlossenen Ganzen auffaßt, nicht die Beziehungen von Individuum zu Individuum, sondern von Klasse zu Klasse, und von Individuum zu Individuum nur insofern, als diese ein Klassenbewußtsein typisch vertreten. Es gestaltet die Empfindungen und Gedanken, die im Menschen wach werden, wenn er sich selber in seiner Abhängigkeit von den gesellschaftlichen Zuständen auffaßt, als ein Spiel von jedem Druck und Einfluß der wirthschaftlichen Verhältnisse. Wir können selbstverständlich nicht davon sprechen, als wäre die soziale Lyrik eine Neuschöpfung unserer Zeit oder auch nur unseres Jahrhunderts, vielmehr hat sie Pflege und Ausbildung aller Orten und in allen Jahrhunderten gefunden; der Ritter, der seiner Standeskraft, seines Ansehens und seiner höfischen Bildung sich wohl bewußt, ein Spottlied auf den Bauern singt, bringt damit soziale Anschauungen und Empfindungen zum Ausdruck, und wer in einer Idylle bäuerliches Leben darstellt, oder wie die Annette von Droste-Hülshoff in „Des Pfarrers Woche" Freud und Leid eines katholischen Landgeistlichen in seinem Standeswesen als Geistlicher schildert, dichtet eine soziale Lyrik. In scharfen und bestimmt abgesteckten Grenzen fließt diese überhaupt nicht hin; mehr oder weniger kann das Soziale in die

erste Linie treten oder nur eine feine, weich angedeutete Grundfärbung bilden, von der andere Empfindungen sich abheben.

Aber sie mußte und muß sich zu einer besonderen Bedeutung in unserem Jahrhundert und vor allem in der Gegenwart emporringen; eine Lyrik konnte heranwachsen, die alles und jedes Empfinden und Denken dem Sozialen unterordnet, in der jedes Gefühl in seinem Verhältniß zu der Weltanschauung dargestellt wird, die augenblicklich für viele das Centrum ihres Innenlebens ausmacht. Da ist auch das Liebesgedicht nicht mehr vorwiegend Darstellung des sinnlichen Genusses oder einer Vermählung der Seelen, da preist es nicht mehr das Erotische etwa als die Ausstrahlung eines göttlichen Wesens, sondern es wird wohl zum schmerzlichen Ausdruck zweier verliebter Menschen, welche nicht können zusammen kommen, weil das Wasser der sie trennenden wirthschaftlichen Verhältnisse und der Klassenunterschiede oder das Wasser der Armut zu tief ist. Es wird zur Darstellung der hungernden Liebe, einer im wirthschaftlichen Elend verzweifelnden. Die soziale Lyrik bedeutend für uns deshalb so viel, weil wir mit größerer Schärfe, mit voller klarer wissenschaftlicher Erkenntniß die ungeheuere Bedeutung des Wirthschaftlichen für den Menschen verstehen lernten, weil der Klassenkampf des vierten Standes alle Welt zur leidenschaftlichsten Theilnahme für oder gegen aufruft und zwingt. Das mußte auch das Gesichtsfeld des Dichters verschieben, sein Auge ablenken von dem Vielen, was ihn sonst am tiefsten bewegte; plötzlich sieht er den Menschen unter dem Druck der äußeren Zustände, sieht nicht mehr den Menschen schlechthin, sondern den Klassenmenschen, die Verschiedenheit seiner Gefühle, Gedanken und Bestrebungen, die aus den sozialen Unterschieden sich ergeben.

Soviel zur Einleitung. Es kommt jetzt vor allem darauf an, zu unterscheiden, was die zeitgenössische soziale Poesie durch ihre jüngeren Vertreter hervorbrachte, ob sie den neuen eigenartigen Inhalt auch in voller künstlerischer Kraft neu und eigenartig durchzugestalten wußte und zu welcher künstlerischen Form der Inhalt hinzustreben scheint.

(Weitere Aufsätze folgen.)

Sudermann's Kritiker im Foyer.

Zeit: 5. November 1890, von 7—11 Uhr Abends.

Ort: Foyer des Lessingtheaters und die benachbarten Welttheile.

Commerzienrath Späth, dicker älterer Herr, zahlungsfähiger Gesichtsausdruck. Eva seine Frau, dicke, ältere Dame, bringt immer nur das Gesicht mit, den Ausdruck läßt sie zu Hause. Haber, kleiner elegant gekleideter Mensch, Premièren-Witzling. Dr. Bruno Funke, Tragödien-Dichter in der Reserve, erregt überall Furcht und Mitleid. Röderer, Hesse, Maaßen, Theater-Agenten und Vertreter auswärtiger Theater-Direktoren. Emmy Schön, in der kalten Jahreszeit Suderweibchen, sonst Bankiersgattin in der dritten Jugend. Alice Stätter, Gattin eines Rechtsanwalts, schlank und dumm, viel Schmuck, macht immer ein fragendes Gesicht, giebt selten eine Antwort. Beschäftigung: Suderweibchen. Nelly Malchow, kleine, üppige Frau, auffallend weißer Teint, ebenso auffallend braunes Gemüth. Beschäftigung: Suderweibchen. Hecker, Rentier. Berndt, Rittergutsbesitzer aus Pommern. Merkwitz, junger Elegant. Beschäftigung: Großhändlerssohn.

Vor dem ersten Akt.

Späth (ist seiner Frau beim Ablegen ihrer Ueberkleider behilflich, zu Haber.) Hundert Mark für das Billet! Hundert Mark hab' ich bezahlt! Beim Agioteur natürlich! Was sagen Sie dazu? (Zu seiner Frau, die ihren Ueberwurf abgelegt hat.) Was? Decolletirt? Alles Sudermann zu Ehren?

Eva (ärgerlich, verlegen.) Man muß doch ... Bei so einem Stück ...! Ich bitte Dich, wo ganz Berlin da ist ...!

Späth. Natürlich ganz Berlin soll auch mal Vergnügen haben ...

Eva (wüthend.) Immer mit Deinen Witzen!

Späth (zu Haber.) Da sehen Sie's! Ich zahle 200 Mark für die Billets ... meine Frau zieht ein dekolletirtes Kleid an ... Alles für Sudermann! Wenn dieser Sudermann nicht größenwahnsinnig wird ... Nach vollen 20 Jahren zum ersten Mal wieder ein dekolletirtes Kleid!

Eva (blau vor Wuth.) Späth!

Späth. Na, na, mein Kind ... Sie, ... Haber daß Sie mir heute keinen Ihrer üblichen Premièren-Witze los lassen ...! So ein Witz kann das beste Stück umbringen ... Und wenn man sein Billet mit hundert Mark bezahlt hat, will man sich nicht aus dem Genuß bringen lassen! In einer Aufregung bin ich! Seit acht Tagen verwechsele ich beständig Warschau-Wiener mit Harpener! Ich weiß schon im Voraus, heute Abend werd' ich keinen Bissen essen! Puh ... Also keine Witze! Auf Wiedersehen ...! (Ab mit Eva in den Zuschauerraum.)

Haber (bleibt einen Augenblick nachdenklich stehen, für sich.) Bis jetzt ist mir noch kein Witz eingefallen ... Vederemo ...!

Röderer, Hesse, Maaßen, Theater-Agenten.

Röderer (zu Hesse.) Das Stück wird durchfallen! (für sich.) Vielleicht geht er mir doch auf den Leim.

Hesse (lauernd.) Sie meinen?

Röderer. Ich bitte Sie, das zweite Stück! Das wissen Sie doch so gut wie ich: ein zweites Stück ist immer schlecht ...

Maaßen (ängstlich.) Sehr wahr ... Und ich habe schon mit seinem Theater-Agenten abgeschlossen ... für Spanien und den Balkan ...

Röderer (überlegen.) Da war ich vorsichtiger ... Ich erhalte heute ein Kabel-Telegramm aus Melbourne: „Sodom's Ende erwerben!“ Wissen Sie, was ich geantwortet habe ...? „Schund!“ Einfach: Schund! Mein Wort darauf!

Hesse. Das war sehr vorsichtig ... (für sich.) Der Esel ...! Ich telegraphir' gleich nach Melbourne ...

Röderer (für sich.) Er glaubt mir ...! Ich komme ihm auch in Kanada zuvor. (Beide ab in den Zuschauerraum.)

Maaßen (folgt ihnen, für sich.) 500 Mark hab' ich dafür gezahlt ...! Wie ich auch so unvorsichtig sein konnte ... (Reißt dem Theaterdiener einen Theaterzettel aus der Hand, ohne ihm ein Trinkgeld zu geben.) 500 Mark!

Alice Stätter, Emmy Schön, Nelly Malchow kommen.

Emmy (ihre Ueberkleider ablegend, zu Alice.) Sachen sollen in dem Stück vorkommen...!

Alice (dumm.) So ... (Vor dem Spiegel.) Seh' ich gut aus ...?

Emmy (zu Nelly.) Umsonst heißt das Stück nicht Sodom's Ende ...

Nelly (gespannt.) Und Sie glauben wirklich, daß Sudermann es gewagt haben sollte, derlei auf die Bühne zu bringen ...?

Emmy. Da kennen Sie Sudermann schlecht! Warum hatte es auch sonst die Polizei verboten ...?

Nelly (seufzend.) Er hat aber wahrscheinlich doch das Pikanteste herausstreichen müssen ...! Schade!

Emmy (träumerisch.) Na, mit ein wenig Phantasie wird man sich das wohl ergänzen können . . .

Alice (immer vor dem Spiegel, bekümmert.) Ich weiß wirklich nicht, warum ich gerade mein Sammetkleid angezogen habe . . . (Zu Nelly.) Wie finden Sie mich heute . . .?

Emmy. Sie sind wirklich beneidenswerth, daß sie heute an nichts anderes denken können, als an Ihre Toilette . . .

Alice (verletzt.) Ich interessire mich für Sudermann's Stücke, gerade so wie Sie . . . aber ich glaube . . . (Sieht wieder in den Spiegel.)

Haber (die Damen begrüßend.) Haben Sie schon gehört . . .

Emmy (abwehrend.) Ich bitte Sie, Herr Haber, heute keine Witze . . .! Wenn man in solcher Stimmung ist . . . Ich fiebre förmlich . . .

Nelly. Ich auch . . .!

Alice (mechanisch.) Ich auch . . . (Zu Haber.) Wie gefalle ich Ihnen heute? (... und Emmy ab).

Haber (nervös.) Ausgezeichnet . . .! (Hastig.) Wissen Sie schon, daß Sodoms Ende bald seinen Anfang nimmt . . .?

Alice. Ausgezeichnet . . .! (Ab in den Zuschauerraum.)

Haber. Na, wenn die lacht . . . dann ist's ein schlechter Witz . . . (Mischt sich anderen Gruppen.)

Hecker, Berndt, Merkwitz kommen.

Berndt. Der Sudermann ist ein Ostpreuße . . . Das können Sie doch nicht in Abrede stellen . . . Ja, wir Ostpreußen . . .!

Hecker. Nah, er ist schon ein halber Berliner . . .!

Merkwitz (näselnd). Halber Berliner? Tata! In seiner Schreibart ganzer Pariser! Tschink bis in die Fingerspitzen! Noch mehr als die Vernon! (Ab.)

Dr. Funke (kommt, stößt auf Haber, der ihn festhalten will, erregt.) Lassen Sie mich, ich bitte . . . lassen Sie mich! (Hut, Winterrock, Stock von sich werfend.) Sie werden heute einen unerhörten Skandal erleben! Mit einem Wort: Das Sujet von Sudermann's Stück ist auch das Sujet meiner Tragödie: „Schwindsucht," an der ich seit fünf Jahre arbeite . . . Es fehlen mir noch zwei Akte . . .

Haber. Wenn Sie vielleicht noch einige Bacillen benöthigen . . .?

Dr. Funke (ärgerlich.) Ihre ewigen Witze . . .! Uebrigens, Sie werden ja sehen . . . Das Sujet ist dasselbe . . . Mit der „Ehre" erging's mir gerade so . . . Ich sage nichts — vorläufig! Aber wenn ich die Beweise haben werde . . . (drohend) dann . . . (Stürmt fort.)

Haber (verzweifelt.) Na, wenn ich heute einen guten Witz mache, so wird man mich zum Dank dafür lynchen . . . Haber's Ende! (Ab in den Zuschauerraum.)

* * *

Nach dem ersten Akt.

Haber (zu Späth). Nun, Herr Commerzienrath, Tendenz flau? Wie?

Späth. Eh, was Ihnen nicht einfällt! Er will mir nicht alle Trümpfe auf einmal ausspielen . .! Aber diese Beobachtungsgabe! Der Marczinowski zum Beispiel, von dem man nicht weiß, was für Geschäfte er macht . . Auf der Börse kenne ich genug Marczinowskis! Aber daß Sudermann sie auch so kennt . .! Alle Achtung. Ja, der Realismus . .!

Haber. Die Theaterkritiker sind ein wenig enttäuscht . . .

Späth (verächtlich). Ich pfeif' auf die Theaterkritiker . .!

Emmy (zu Nelly). Wissen Sie, wen er mit der Ada meint? (flüstert ihr etwas in's Ohr.)

Nelly. Bei Gott! Sie haben Recht! Wie oft hab' ich die Geschichte erzählen hören, ohne zu ahnen, daß darin ein Drama steckt . . . (Plötzlich) Aber dann ist ja der Willy Janikow der . . . (Neigt sich zu Emmy).

Emmy (emphatisch). Das ist er auch!



Nelly. Großartig! Dieser Realismus! Es geht nichts über Sudermann! (Zu Alice). Diese Lebenswahrheit, was?

Alice (bewundernd). Ja! Die Toilette der Detschy! Gerade so eine hab' ich bei Gerson gesehn!

Berndt (ironisch). So sieht also Euer Berlin aus..!

Haber. Mein Gott, eine große Stadt..!

Merkwitz (näselnd). Wie aber Doctor Weiße sich die Stiefel an den Sammetmöbeln abwischt! Colossal tschink! Freut mich, daß ich nicht zu Vernon gegangen bin.

Hasse (zu Göderer). Nun?

Röderer (für sich.) Weiß nicht, was ich sagen soll! (laut.) Hm . . .

Hesse (für sich.) Er sagt hm . . .?

Röderer. Und wie gefällt es Ihnen . . .

Hesse (für sich.) Weiß nicht, was ich sagen soll (laut) Hm . . .!

Maassen. Möchten Sie mir nicht Spanien abkaufen? (Kläglich.) Ich mach' es Ihnen billig: 250 Mark! Selbstkostenpreis!

(Hesse blickt nach rechts, Röderer nach links.)

Haber (zu Funke.) Nun, hat's Aehnlichkeit mit Ihrem Sujet?

Dr. Funke (höhnisch.) Aehnlichkeit? Sehr gut! Es ist mein Stück. Nur ist der Held bei mir ein Bildhauer . . .!

Haber. Das hat doch nicht viel zu bedeuten . . .!

Dr. Funke (überlegen.) Nur daß man sofort einsieht, daß ein Bildhauer an der Tuberkulose sterben muß! Das beständige Einschlucken von Marmorstaub . . .! Mein erster Akt spielt auch im Atelier, das ganz von Staubwolken erfüllt ist! Das Erste, was man hört, ist ein Husten . . . Der Held hustet fünf Minuten lang — die Grundidee ist damit angedeutet! Ich frage Sie, hat Willy Janikow bisher gehustet? Und Sudermann will ein Realist sein! Zu lächerlich!

Nach dem zweiten Akt.

Späth (zu Eva, gedehnt.) Was haben wir heute zum Abendbrod (Man klatscht. Späth mitklatschend) Bravo Sudermann! (Zu Eva.) Gänsebrust hast Du gesagt?

Eva. Ja, Gänsebrust!

Späth (erfreut.) Ah! (enthusiastisch) Bravo! Bravo! (Zu Eva.) Das ist ausgezeichnet — Gänsebrust! Bravo! Bravo!

Röderer (Beifall klatschend zu Hesse.) Ich hab' ihm doch Unrecht gethan. Das Stück ist gar nicht übel! Bravo! Sudermann! Sudermann!

Hesse (für sich.) Er will mich hineinlegen! (laut) Interessantes Stück!

Röderer (für sich.) Der, Hesse — ein Gimpel! (Laut.) Bravo! Bravo!

Maassen (stöhnend.) Bravo! Bravo! (Zu Röderer.) 200 Mark für Spanien! Und noch Bulgarien dazu! Nun . . .? Das ist doch billig!

Hecker (zweifelnd.) Na, mir scheint, das Stück geht schief.

Berndt. Was? Wie können Sie das sagen! Dieser alte Janikow zum Beispiel . . .! Wie der über Milch spricht . . .! Natürlich, Ihr Städter versteht nichts davon! Aber ein Landwirth wie ich! (Enthusiastisch.) Alpenkräutermilch . . .! Wo er das nur her hat! (Frenetisch Beifall klatschend.) Bravo! Bravo!

Merkritz (in Gedanken.) Um 10 Uhr wird's aus sein! Da versäume ich doch nichts von der Vernon!



Emmy (träumerisch.) Die Ada . . . die Kitty . . . das Klärchen . . . genügt ihm nicht . . . Drei muß er haben . . . Wo findet man so einen Mann . . .! (Klatscht Beifall.)

Nelly (ebenfalls träumerisch.) Der Sudermann muß die Frauen kennen . . .! Bravo! Sudermann! Sudermann!

Emmy. Was für ein hübscher Mensch er ist! Sehen Sie nur! Dieser Bart.

Nelly. Diese Augen! Bravo! Bravo! Wir müssen ihn uns vor lassen! Bravo!

Alice. Glauben Sie wirklich, daß sich ein Mann von Geschmack in die Klärchen verlieben könnte? Die versteht sich nicht einmal anzuziehen!

Haber (zu Fünke.) Haben Sie auch so einen Aktschluß . . .

Fünke (verächtlich.) So einen nicht! Aber dafür erscheint bei mir der Held Schluß des zweiten Aktes bis auf die Haut durchnäßt und ruft erbleichend: Hundewetter draußen! Ich hab' mir nasse Füsse geholt!" Der Vorhang fällt! Füße — bei einem Lungenkranken . . .! Das läßt ahnen . . .!

Nach dem dritten Akt.

Im Foyer.

Späth (zu Haber.) Das also war der Aktschluß, von dem so viel gespro wurde! Ein Betrunkener, der in das Zimmer eines Mädchens eindringt! Na, muß sagen! Noch dazu, da das Zimmer hinter den Coulissen ist . . .! Eva, Eva

Eva. Was?

Späth. Wollen wir nicht im Vorbeigehen bei Kranzler eine Torte mit nehmen . . .?

Eva. Wie Du willst . . .

Späth (zu Haber, fortfahrend.) Und diese kleinbürgerliche Wohnungseinrichtung Akte lang vor Augen haben zu müssen . . .! Die Ausstattung im ersten Akt die konnte man sich gefallen lassen . . .! Aber die im zweiten und dritten Pah! Wenn man 100 Mark für das Billet gezahlt hat, will man doch auch sehen . . .! Und ein Lehramtskandidat im Schlafrock und ein Quatschkopf von Güter-Inspektor in Hemdärmeln — für die soll ich mich interessiren . . .! In „Ehre", da war's anders! Da war der Graf Trast da . . . und die Offiziere . . .

Haber (rasch.) Kurz „Sodom's Ende" ist keine „Ehre" für Sudermann.

Späth (sieht ihn einen Augenblick an, ohne zu begreifen, dann) Brillant, Haberchen, brillant! Eva, hast Du gehört . . .? (lacht.) „Sodom's Ende" . . . ist keine „Ehre" . . . (Haber nachrufend, der fort eilt) Brillant! Ausgezeichnet!

Röderer (zu Hesse.) Das Stück wird immer besser.

Hesse. Ja, immer großartiger!

Röderer (forschend.) Wie viel würden Sie dafür geben . . .?

Hesse (stark.) Wie viel man dafür verlangt!

Röderer (für sich.) Das will ein Theater-Agent sein!

Hesse (für sich.) Mich foppen zu wollen!

Maassen (zu Röderer.) Geben Sie mir 150 Mark und ich schenke Ihnen als Zugabe!

Haber. Nun, meine Herren, nicht wahr, Sodom's Ende war keine Ehre für Sudermann?

Hesse. Vorzüglich!

(Haber eilt fort.)



Emmy (zu Nelly, frivol.) Willy wird jetzt mit dem Klärchen ein angenehmes tündchen verleben . . .

Nelly (lacht wider Willen.)

Emmy (flüsternd.) Hat Sie diese Scene nicht aufgeregt . . .!

Nelly. Hören Sie auf . . .! (Leise.) Glauben Sie wirklich, daß ein Mensch n Bildung sich so weit vergessen könnte?

Emmy. Ich bitte Sie, wenn ein Mann betrunken ist . . . Uebrigens, er aucht nicht einmal betrunken zu sein. (Erröthet, sieht weg.) Die Männer sind ja heut Tage so frech . . .

Nelly (sieht gleichfalls weg.) Ja . . . unausstehlich . . .!

Alice (dumm.) Ich sage Jedem: bitte, bis hierher und nicht weiter!

(Emmy und Nelly lachen und blicken einander verständnißinnig an.)

Haber (sich den Damen nähernd.) Wissen Sie schon das Neueste? „Sodom's Ende" ar keine „Ehre" für Sudermann.

Emmy und Nelly (empört.) Dieser Haber!

Haber. Aber gut! Nicht wahr? (Entfernt sich eilig.)

Berndt. Großartig . . . Dieser Wintermorgen nach der Verwandlung . . . ergleichen muß man gesehen haben, um es beurtheilen zu können.

Hecker (kühl.) Ja, ja . . . mag sein!

Berndt. Sie sind natürlich voreingenommen, weil er ein Ostpreuße ist.

Hecker. Nein, nein . . . Aber freilich, um Berlin zu schildern, muß man in erlin geboren sein. Na, was sagen Sie, Merkwitz . . .

Merkwitz. Ein ganz begabter Mensch, dieser Sudermann! . . . Aber es fehlt m Stück etwas, ich weiß nicht was . . . Es ist so etwas von . . . von . . . rovinz darin. Wenn Sie dagegen die Vernon hören . . . so (trällernd) la . . . . . . la . . . li . . . das ist Großstadt . . . Weltstadt . . . Tschink . . .! Ich eiß auch nicht, ob ich nicht schon jetzt fort soll . . .

Haber (kommt.) St! St! Wissen Sie schon das Neueste!

Merkwitz. Ah, Haber!

Haber. „Sodom's Ende" war keine „Ehre" für Sudermann. Was sagen Sie!

Merkwitz. Vortrefflich! Charmant!

Haber (strahlend.) Nicht wahr? (Eilt fort, trifft Funke.) Ah Funke . . .

Funke. Das Stück fällt ab . . . von Akt zu Akt . . . Meines dagegen ächst von Akt zu Akt . . . Am Schluß des Dritten wird der Held von einem Blutsturz befallen . . . Das Blut fließt in einem breiten Strom über die Bühne! as, das ist etwas Anderes als dieser Monolog eines Betrunkenen . . .

Haber. Selbstverständlich!

Funke. Das sehen Sie doch ein!

Haber. „Sodom's Ende" war überhaupt keine „Ehre" für Sudermann!

Funke (enthusiasmirt.) Großartig! Sie haben sich selbst übertroffen!

Während des vierten und fünften Aktes macht das Wort die Runde durch das anze Haus. Im Parquet, in den Logen, auf den Galerien — überall erzählt man ch das Bonmot.

Nach dem fünften Akt.

Emmy. Das Stück war doch sehr interessant . . .

Nelly. Ja, ja . . . (Mechanisch.) Aber es war keine „Ehre" für Sudermann.

Röderer (zu Hesse.) Kolossaler Erfolg? Was, Hesse . . .? Effektvolle Scenen!

Hesse (ironisch.) Geben Sie sich keine Mühe . . .! Es war keine Ehre für Sudermann . . .!

Berndt (zu Merkwitz.) Ich begreife nicht, warum das Stück
werden sollte . . .

Merkwitz (leichthin.) Es war keine Ehre für Sudermann . .

Späth (zu Eva.) 200 Mark für so ein Stück . . . Na ic
wäre fast der Appetit vergangen, wenn nicht der Haber den ausge
macht hätte . . . Aber so . . . Es war keine Ehre für Suderma
Eva, ich vergehe vor Hunger (Haber erblickend) Haberchen, Goldmänn
morgen mit uns! Keine Ausrede! Rüdesheimer! Trüffeln! Ich
Sie Leckermaul! (Ihm auf die Schulter klopfend). Es war keine „Ehre"

H

„Vor Sonnenaufgang"
auf der freien Volksbühne.

Es ist jetzt rund ein Jahr her, daß zuerst auf der „freien Bühne" G
Drama „Vor Sonnenaufgang" gespielt wurde Die Erregtheit für u
damals von den beispiellosen Schlachtscenen im Theater auf die gesamm
fortpflanzte, steht noch in Aller Erinnerung: Jedermann, der die große
deutung des jungen Dichters nicht anerkennen wollte oder — konnte, gebärd
das Allerheiligste der Kunst verletzt, als ob dieser das Ungeheuerlichste zu

Und heute — ein Jahr später — sehen wir dasselbe Drama auf der
erscheinen und es fällt von den zwölfhundert Zuschauern vielleicht zwanzig
um etwas Besonderes, um etwas Revolutionäres in der Kunst handelt, u
erhört war: die übrigen Elfhundertundachtzig nehmen das Stück ganz nai
Nachbildung des Lebens dankbar auf und freuen sich, wenn sie sich sagen di
n, so ist es im Leben eingerichtet.

Dieses veränderte Bild nach einem Jahr giebt zu denken. Zwar ist
zunächst das gänzlich andersartige Publikum zu bedenken, welches dieses
gegenüber saß. Während damals ein aus dem geschworenen Premierenpu
mittelst einer Reihe unzünftiger Literaten verstärktes Auditorium von etw
Theater füllte, saß vorigen Sonntag die doppelte Anzahl von Zuschauern,
destens der Arbeiterklasse angehörig, da und fragte den Teufel nach dem
sondern wollte sich entweder erbauen oder amüsiren. Und mit naivem Eg
dieses Publikum aus dem Drama an, was es entweder erbauen oder amüsi
altruistischen Reden Loths erbaute es sich und über alles Drastische amüsirte

Und gerade in letzterer Hinsicht verfuhr es skrupellos genug. Als der
im Anfang des zweiten Actes im besoffenen Zickzack aus der Kneipe taum
anfällt — da ging ein schmunzelndes Behagen durch die Reihen, so daß ein
Frau hinter mir ganz entrüstet ausrief: „Ich weiß wirklich nicht, was da
ist doch schlimm genug."

Der Ansicht war ich auch. Der zweite Akt wurde, im Gegensatz zu
führungen, so kraß herausgebracht, daß einem wohl das Lachen vergehen ko
fühlte auch die Gesammtwirkung dieses grausigen Hofbildes und applau
offenbar spontaner Ergriffenheit — im Einzelnen aber war es sehr fidel
gelegt; das Drastische wurde leicht zum Komischen.

Von einer einheitlichen, oder auch nur für eine bestimmte Wirkung geschlossenen Stimmung ›ar unter solchen Umständen natürlich nicht die Rede, wie ich denn überhaupt eine solche in der anzen Aufführung vermißt habe.

Es lag das nicht so wohl an der Darstellung, da gerade in Bezug auf die Regie seitens es Herrn Kord Hachmann etwas sehr Gutes, in Anbetracht der unendlich vielseitigen chwierigkeiten sogar Erstaunliches geleistet worden war — es lag am Publikum. Das verröberte viel. Die Feinheiten der spezifisch Hauptmann'schen psychologischen Kleinmalerei wurden ıtweder nicht verstanden oder gar als wunderliche Späße belacht, kam aber der Alfred Loth, der vielmehr der Herr Hagemann, der ihn in offenbarem Instinkt für den Geschmack der nwesenden mit edlem Pathos und rollendem Zungen-R so trefflichst tragirte, kam der mit einer cht kräftigen „Wahrheit", wie z. B.: „Es ist verkehrt, den Mord im Frieden zu bestrafen und en Mord im Krieg zu belohnen," oder platzte so eine drastische Brutalität heraus, wie, Schluß es 4. Aktes, Kahl Willem: „Ihr ha't wull Schweinschlachta?" — dann fühlte sich das ublikum nach der einen oder andern Seite hin lebhaft angeregt: — erbaut oder amüsirt.

Es ist ein schönes Ding um die Naivetät und den gesunden Appetit — aber es ist nun ıal den Künstlern vom Schlage Hauptmann's nicht mehr gegeben, für diesen Brod zu backen. hr Empfinden ist modern differenzirt und was die lebendigen Instinkte des Volkes in der unst noch suchen, ist ihnen ein Greul. So jauchzte das Publikum der freien Volksbühne demlben Vertreter des Alfred Loth, eben jenem edeltönenden Herrn Hagemann, begeistert zu — der en Dichter des Loth, Gerhart Hauptmann, auf den Proben fast zur Verzweiflung getrieben, ihm en Besuch der Vorstellung selbst verleidet hatte.

Diese verhängnißvolle Kluft zwischen dem, was das Volk heute noch von der Kunst verangt und dem, was der Künstler schon nicht mehr schaffen kann, ist mir bei dieser Aufführung o recht deutlich — ach, unheimlich deutlich! — zum Bewußtsein gekommen.

Wir leben eben auch in dieser Hinsicht „vor Sonnenaufgang". — —

Aber wenn wir einmal von diesen, vielleicht allzutief bohrenden Bedenken und Sorgen abehen, so war das Bild, welches Publikum und Bühne des Ostendtheaters am vorigen Sonntag ot, doch ein relativ recht erfreuliches. Es wurde da nicht gegrübelt und über den Materialisnus theoretisirt — sondern eine kluge, temperamentsvolle Menge folgte einer frisch aus dem vollen Menschenleben aufgegriffenen Dichtung mit dem ehrlichsten, gegenständlichsten Interesse. Sie dachte ıicht über die Form nach — oder stellte sich so an — sondern der Stoff mit Haut und Haaren og sie an und fesselte sie.

Und wenn man auch manchmal ordentlich traurig werden konnte über den Mangel an kritik, über die ästhetische Leichtgläubigkeit, mit der die Stillosigkeiten in den schauspielerischen leistungen entgegengenommen wurden — so mußte man sich immer getröstet, ja erhoben fühlen, urch das Bewußtsein, daß hier wirklich Leute aus dem Volke der ernsten Dichtung eigenen, zum Theil leidenschaftlichen Ernst entgegenbrachten, daß sie wirklich „bei der Sache waren".

Und nur auf diesem Wege kann es ja überhaupt jemals besser werden.

Otto Erich Hartleben.



Hunger.

Von

Knut Hamsun.

Deutsch von **M. v. Borch.**

(2. Fortsetz...

In der Möllergasse blieb ich vor einer Wirthschaft stehen und sog den frischen D... von Fleisch ein, das drinnen gebraten wurde; ich hatte die Hand schon an... Klinke und wollte ohne weiteres hineingehen, aber ich besann mich noch zu r... Zeit und ging. Als ich an den Stortorv kam und nach einem Platz zum A... ruhen suchte, waren alle Bänke besetzt, und vergebens ging ich um die g... Kirche herum — keine Stelle, wo ich niedersitzen konnte. Natürlich! sagt... finster zu mir selbst, natürlich! natürlich! Und ich machte mich wieder auf... Weg. An der Bazarecke machte ich einen Abstecher um den Springbrunnen h... trank einen Schluck Wasser, ging weiter, zog einen Fuß hinter dem andern he... mir lange vor jedem Ladenfenster Zeit, blieb stehen und sah jedem Wagen nach,... an mir vorüber fuhr. In meinem Kopfe spürte ich eine glühende Hitze, und in... Schläfen fing es an, gar wunderlich zu pochen; das Wasser, das ich getrunken,... mir sehr schlecht bekommen und verursachte mir große Uebelkeit. So kam ich... dem Christus Kirchhof. Ich setzte mich, stemmte die Ellbogen auf die Knie... stützte den Kopf in die Hände; in dieser zusammengekrochenen Stellung war... wohl, und ich spürte das Nagen in der Brust nicht mehr.

Auf einer großen Granitplatte neben mir lag ein Steinhauer auf dem B... und ritzte eine Inschrift ein; er trug eine blaue Brille und erinnerte mich pl... an einen Bekannten, den ich fast vergessen hatte, einen Menschen, der in einer Bank... gestellt war, und den ich vor einiger Zeit im Café getroffen hatte.

Wenn ich doch nur aller Schande den Kopf abbeißen und mich an ihn w... könnte! Ihm gerade heraus die Wahrheit sagen, daß es mir augenblicklich recht s... gehe und es sogar seine Schwierigkeiten habe, nur das Leben zu fristen! Ich k... ihm mein Barbierbuch geben . . . Hol's der Teufel, mein Barbierbuch? Billete... ungefähr eine Krone! Und nervös greife ich nach diesem Schatz. Als ich ihn n... schnell genug finde, springe ich auf; suche in Angstschweiß gebadet, finde ihn en... auf dem Grunde meiner Brusttasche mit anderen reinen und beschriebenen, wert... Papieren. Ich zählte diese sechs Billets viele Male, rückwärts und vorwärts... hatte keine Verwendung mehr für sie; konnte es denn nicht eine Laune, ein G... von mir sein, daß ich mich nicht mehr rasieren lassen wollte? Auf diese Weise... ich zu einer halben Krone, einer weißen halben Krone in Silber! Die Bank w... um 6 Uhr geschlossen; zwischen sieben und acht konnte ich meinem Manne vor... Café aufpassen.

Lange saß ich und freute mich über diesen Gedanken. Die Zeit verging. ... in den Kastanien rauschte der Wind, der Tag ging zur Neige. War es aber nicht viel... zu gering, mit sechs Barbierbillets zu einem jungen Menschen zu kommen, der... einer Bank angestellt war? Er hatte vielleicht zwei gepfropft volle Barbierbücher... der Tasche, viel reinere und feinere Billets als meine. Wer konnte das wissen! ... ich durchsuchte alle meine Taschen nach anderen Dingen, die ich mit drein ge...

könnte; aber ich fand nichts. Wenn ich ihm nur meine Kravatte anbieten könnte! Ich konnte sie sehr gut entbehren, wenn ich meinen Rock fest zuknöpfte, und das mußte ich ja ohnehin thun, weil ich keine Weste mehr hatte. Ich löste die Kravatte, eine große Schleife, die meine halbe Brust bedeckte, putzte sie sorgsam ab und packte sie zusammen mit dem Barbierbuch in ein Stück weißes Schreibpapier. Dann verließ ich den Kirchhof und ging hinunter nach dem Café.

Am Rathaus war es 7 Uhr. Ich bewegte mich in der Nähe des Café's, ging am Eisengitter auf und ab und hielt scharfe Musterung über alle, die durch die Thür kamen und gingen. Endlich gegen acht sah ich den jungen Mann frisch und elegant die Straße herauf kommen und auf das Café zusteuern. Mein Herz flatterte wie ein kleiner Vogel in meiner Brust, als ich ihn gewahrte, und ohne zu grüßen, stürzte ich auf ihn los.

„Eine halbe Krone, alter Freund!" sagte ich ganz frech, „hier — hier haben Sie Valuta," und dabei schob ich ihm das kleine Paquet in die Hand.

„Hab ich nicht!" sagte er, „bei Gott, ich hab sie nicht!" und dabei kehrte er seine Geldbörse vor meinen Augen um. „Gestern Abend habe ich gebummelt und wurde bei dieser Gelegenheit blank; glauben Sie mir, ich habe nichts."

„Nein, mein Bester, es wird wohl so sein!" entgegnete ich und glaubte ihm auf's Wort; er hatte ja gar keinen Grund wegen einer solchen Kleinigkeit zu lügen; es kam mir auch so vor, als würden seine blauen Augen feucht, da er seine Taschen untersuchte und nichts fand. Ich zog mich zurück. „Entschuldigen Sie," sagte er, „ich bin nur augenblicklich in einer kleinen Verlegenheit."

Ich war schon ein Stück die Straße hinunter als er mich wegen des Päckchens zurückrief.

„Behalten Sie es nur! behalten Sie's!" antwortete ich, „es sei Ihnen gegönnt! Es sind nur ein paar Kleinigkeiten — ein Nichts — so ziemlich alles, was ich auf Erden besitze!" Und ich wurde über meine eigenen Worte gerührt, sie klangen so trostlos in dem dämmerigen Abend, daß in anfing zu weinen . . . . .

Der Wind wurde stärker, die Wolken jagten wild daher, und mit zunehmender Dunkelheit wurde es immer kälter. Die ganze Straße hinunter weinte ich; ich empfand so viel Mitleid mit mir selbst und wiederholte ununterbrochen ein paar Worte, einen Ausruf, der mir wiederum Thränen erpreßte, wenn sie kaum aufgehört hatten zu fließen: O Gott, mir ist so weh! O Gott, mir ist so weh!

Eine Stunde verging, sie verging so langsam und träge. Ich hielt mich einige Zeit in der Torvgade auf, saß auf den Haustreppen, schlich in die Hausflure, wenn Jemand vorüber kam, und starrte gedankenlos in die hellerleuchteten Magazine, wo die Leute mit Geld und Waaren hantierten; endlich fand ich eine ruhige Ecke hinter einem Bretterstapel zwischen der Kirche und dem Bazar.

Nein, heute Abend konnte ich nicht mehr hinaus in den Wald, komme was da wolle; ich hatte keine Kraft mehr dazu, und der Weg war so endlos lang. Ich wollte die Nacht verbringen so gut es ging, und bleiben wo ich war; wenn es zu kalt wurde, konnte ich um die Kirche herumgehen; ich wollte gar keine Umstände mehr mit mir machen. Dann lehnte ich mich zurück und verfiel in Halbschlaf.

Der Lärm rund umher verstummte, die Geschäfte wurden geschlossen; immer seltener vernahm ich die Schritte der Vorübergehenden, und nach und nach erlosch auch das Licht in allen Fenstern . . . . .

Ich schlug die Augen auf und sah eine Gestalt vor mir; die blanken Knöpfe, die mir entgegenfunkelten, ließen mich einen Konstabler ahnen; das Gesicht des Mannes konnte ich nicht unterscheiden.

„Guten Abend!" sagte er.

„Guten Abend!" antwortete ich und bekam Angst. Verlegen stand ich auf. Er stand unbeweglich vor mir.

„Wo wohnen Sie!“ fragte er.

Aus Gewohnheit und ohne lange zu überlegen, nannte ich meine alte Adr…
die kleine Mansarde, die ich verlassen hatte.

Er stand noch immer da.

„Habe ich etwas unrechtes gethan?“ fragte ich ängstlich.

„Nein, weit entfernt!“ erwiederte er. „Aber Sie sollten lieber nach H…
gehen, es ist zu kalt hier zu liegen.“

„Ja, es ist wahr, ich fühle, es wird kühl.“

Und ich sagte Gutenacht und schlug instinktiv den Weg nach der alten Behausu…
ein. Wenn ich recht vorsichtig war, konnte ich vielleicht hinauf gelangen, ohne …
mich Jemand hörte; im ganzen waren es acht Stiegen, und nur die Stufen der b…
obersten knarrten ein wenig.

Vor der Thür zog ich die Stiefel aus und ging dann hinauf. Ueberall St…
in der zweiten Etage vernahm ich das langsame Tiktak einer Uhr, und ein Kind, d…
leise weinte; dann nichts mehr. Ich fand meine Thür, hob sie ein wenig in …
Angeln und öffnete sie wie es meine Gewohnheit war ohne Schlüssel, trat …
Zimmer und zog die Thür lautlos hinter mir zu.

Es war alles noch so, wie ich es verlassen hatte, die Gardinen vor den Fen…
waren zur Seite geschlagen, und das Bett stand leer; vom Tisch her schimmerte …
Weißes, wahrscheinlich mein Zettel an die Wirthin; sie war also nicht einmal …
oben gewesen, seitdem ich fortgegangen. Ich fuhr mit der Hand über den wei…
Fleck und fühlte zu meiner Verwunderung einen Brief. Einen Brief? Ich ne…
ihn ans Fenster, entziffere so gut wie es sich im Dunkeln thun läßt, die schlecht …
schriebenen Buchstaben und erkenne endlich meinen eigenen Namen. Aha! dachte …
Antwort von der Wirthin, ein Verbot, das Zimmer wieder zu betreten, wenn ich …
mir vielleicht einfallen lassen sollte, wieder zu kommen!

Und langsam, ganz langsam verlasse ich das Zimmer wieder, trage die Sti…
in der einen, den Brief in der anderen Hand und die Decke unterm Arm. Ich ma…
mich ganz leicht und beiße die Zähne auf den krachenden Stufen zusammen, kom…
glücklich die vielen Treppen hinunter und stehe wieder unten in der Hausthür.

Dann ziehe ich die Schuhe an, lasse mir gute Zeit mit den Riemen, sitze …
einen Augenblick still, nachdem ich fertig bin, starre gedankenlos vor mich hin …
halte den Brief in der Hand.

Endlich stehe ich auf und gehe.

Oben in der Straße blinkt der gelbe Schein einer Gaslaterne, ich trete un…
das Licht, stemme meinen Packen gegen den Laternenpfahl und öffne den Brief, –
alles äußerst langsam.

Wie ein Lichtstrom schießt es durch meine Brust — ich höre, wie ich einen la…
Laut ausstoße, einen sinnlosen Ausruf der Freude: der Brief war vom Redakteur, m…
Feuilleton war angenommen und bereits gesetzt. „Ein paar kleine Abänderungen …
ein paar Schreibfehler verbessert . . . . talentvoll gemacht . . . . wird morgen …
druckt . . . . 10 Kronen.“

Ich lachte und weinte, lief in großen Sprüngen die Straße hinunter, bl…
stehen, fiel auf die Knie und schwor hoch und teuer in's Blaue hinein. Und …
Stunden vergingen.

Die ganze Nacht hindurch bis zum hellen Morgen jodelte ich in den Ga…
umher und wiederholte, dumm vor Freude, unaufhörlich: Talentvoll gemacht, also …
kleines Meisterwerk, ein Geniestreich. Und 10 Kronen!



Zweiter Abschnitt.

Ein paar Wochen später war ich eines Abends draußen.

Ich war wieder auf einem der Friedhöfe gewesen und hatte einen Artikel für eine Zeitung geschrieben; während ich damit beschäftigt war, wurde es 10, die Dunkelheit kam, und die Pforte sollte geschlossen werden. Ich war hungrig, sehr hungrig; die 10 Kronen hatten nur allzu kurze Zeit vorgehalten; jetzt hatte ich seit zwei, drei Tagen nichts gegessen und fühlte mich matt, angegriffen vom Schreiben mit dem Bleistift. In der Tasche hatte ich ein halbes Federmesser und einen Schlüsselbund, aber keinen Heller.

Als die Friedhofspforte geschlossen wurde, hätte ich ja eigentlich nach Hause gehen müssen, aber aus instinktiver Scheu vor meinem Zimmer, in dem es leer und dunkel war, eine verlassene Klempnerwerkstatt, in der ich mich bis auf weiteres aufhalten durfte, bummelte ich weiter, ging auf's Geratewohl am Rathhaus vorüber, hinunter an die See bis an eine Bank auf der Eisenbahnbrücke, wo ich mich setzte.

In diesem Augenblick kam mir kein trauriger Gedanke, ich vergaß meine Not und fühlte mich beruhigt beim Anblick des Meeres, das friedlich und schön im Halbdunkel da lag. Aus alter Gewohnheit wollte ich mich am Durchlesen des Stücks erfreuen, das ich soeben geschrieben und das meinem leidenden Hirn als das beste erschien, was ich bis jetzt gearbeitet. Ich zog mein Manuskript aus der Tasche, hielt es mir dicht vor die Augen, um sehen zu können und durchflog eine Seite nach der anderen. Endlich wurde ich müde und legte die Papiere wieder zusammen. Rings umher Ruhe; das Meer lag da wie blauer Perlmutter, und die kleinen Vögel flogen lautlos an mir vorüber. Weiter fort patrouilliert ein Konstabler, sonst ist kein Mensch zu sehen, und der ganze Hafen liegt in tiefer Stille.

Ich zähle noch einmal mein Geld: ein halbes Federmesser, ein Schlüsselbund, aber kein Heller. Plötzlich fasse ich wieder in die Tasche und ziehe die Papiere hervor. Es war eine mechanische Handlung, eine unbewußte Nervenzuckung. Ich suchte ein weißes, unbeschriebenes Blatt heraus und — Gott mag wissen, woher mir dieser Gedanke kam — machte eine Rolle davon, schloß sie vorsichtig, sodaß sie aussah wie gefüllt, und warf sie weit fort auf's Pflaster; der Wind trug sie noch weiter, dann blieb sie liegen.

Der Hunger fing jetzt an, auf mich zu wirken. Ich sah die weiße Papierrolle an, die gleichsam von blankem Silbergeld strotzte, und hetzte mich selbst in den Glauben hinein, daß sie wirklich etwas enthalte. Ich spornte mich an, die Summe zu erraten — wenn ich richtig riet, gehörte sie mir! Ich stellte mir die kleinen niedlichen Zehnörestückchen auf dem Grunde vor und die fetten Kronenstücke obendrauf — eine ganze Düte voll Geld! Ich starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an und redete mir zu, hinzugehen und sie zu stehlen.

Da höre ich den Konstabler husten — wie konnte es mir nur einfallen, ganz dasselbe zu thun? Ich erhebe mich von der Bank und huste, wiederhole das drei Mal, damit er es hört. Wie er über die Papierrolle herfallen würde, wenn er herankam! Ich freute mich über diesen Streich, rieb mir vergnügt die Hände und fluchte, daß es nur so Art hatte. Wenn er mit langer Nase abziehen mußte, der Hund! Ob er nicht in den heißesten Höllenpfuhl sinken würde über diesen Bubenstreich! Ich war trunken vor Hunger, er hatte mich berauscht!

Nach ein paar Minuten kam der Konstabler; er spähte nach allen Seiten und klirrte mit den eisenbeschlagenen Absätzen über das Pflaster. Er läßt sich Zeit, er hat ja noch die ganze Nacht vor sich; die Düte sieht er nicht, — nicht eher als bis er dicht davor steht. Dann hält er in seinem Marsche ein und betrachtet sie. Sie sieht so weiß und werthvoll aus, wie sie da liegt; vielleicht 'ne kleine Summe drin,

wie? eine kleine Summe Silbergeld? . . . Er nimmt sie auf. Hm! leicht, leicht! Vielleicht eine kostbare Feder, Hutschmuck . . . Und er öffnet sie vorsichtig mit seinen großen Fäusten und guckt hinein. Ich lachte, lachte und schlug mir auf die Kniee, lachte wie ein Rasender. Kein Laut kam aus meiner Kehle; mein Lachen war still und hektisch, innig wie Thränen. . . .

Da klappert es wieder über das Pflaster, und der Konstabler geht über die Brücke. Ich saß da mit Thränen in den Augen und schnappte nach Luft, ganz außer mir vor fieberhafter Lustigkeit. Ich fing an, laut zu sprechen, erzählte mir etwas von der Papierrolle, ahmte die Bewegungen des armen Konstablers nach, guckte in die hohle Hand und wiederholte mir unaufhörlich: „Er hustete, als er sie wegwarf! Er hustete, als er sie wegwarf! Diesen Worten fügte ich neue hinzu, hängte ihnen aufreizende Dinge an, drehte den ganzen Satz um und spitzte ihn endlich dahin zu: Er hustete ein Mal — khöhö!“

Ich erschöpfte mich in Variationen über diese Worte und es wurde spät am Abend, bis meine Lustigkeit ihr Ende fand. Dann überkam mich eine träumerische Ruhe, eine behagliche Mattigkeit, der ich keinen Widerstand leistete. Es war dunkel geworden, eine leichte Brise durchfurchte den Perlmutter der See; die Schiffe, deren Masten ich gegen den Himmel sah, waren mit ihren schwarzen Rumpfen wie lautlose Ungeheuer anzusehen, die mit gesträubten Borsten auf mich warteten. Ich empfand keinen Schmerz mehr, mein Hunger hatte ihn abgestumpft, statt dessen fühlte ich mich so behaglich leer, unberührt von allem um mich her und froh, von Allen ungesehen zu sein. Ich legte die Beine auf die Bank und lehnte mich zurück; auf diese Weise empfand ich das Wohlbehagen der Abgesondertheit am besten. Keine Wolke in meiner Seele, kein Gefühl des Unbehagens, so weit ich denken konnte, keine Lust, kein Verlangen unerfüllt. Ich lag mit offenen Augen in einem Zustand des Selbstentrücktseins — ich fühlte mich so wohlig fern.

Noch immer kein Laut, der mich gestört hätte; die milde Dunkelheit verbarg mir das Weltall und begrub mich hier in eitel Ruhe — nur das öde Rauschen der Stille klingt mir monoton in den Ohren. Und die dunklen Ungeheuer da draußen werden mich an sich ziehen, wenn die Nacht kommt und mich weit über's Meer in fremde Länder tragen, wo keine Menschen wohnen. Und sie werden mich zu Prinzessin Majali's Schloß tragen, wo ungeahnte Herrlichkeiten meiner harren, größer als alle Herrlichkeit der Menschen. Und sie selbst wird in einem prachtstrahlenden Saal sitzen, wo alles Ametyst ist, auf einem Thron von gelben Rosen, und sie wird mir die Hand entgegenstrecken, wenn ich eintrete, und mich grüßen und Willkommen heißen, wenn ich mich ihr nähere und niederknie: „Sei mir und meinem Lande willkommen, Ritter! Seit 20 Sommern harre ich Deiner und rufe Dich in allen sternhellen Nächten, und wenn Du trauertest, weinte ich hier drinnen, und wenn Du schliefst, habe ich Dir die herrlichsten Träume eingehaucht! . . . Und die Schöne nimmt meine Hand und folgt mir, und führt mich durch lange Hallen, wo große Menschenscharen Hurra rufen, durch lichte Gärten, wo dreihundert junge Mädchen spielen und scherzen, hinein in einen zweiten Saal, wo alles aus strahlendem Smaragd ist. Die Sonne scheint darinnen, durch Gallerien und Hallen ziehen liebliche Sangeschöre, berauschender Duft schlägt mir entgegen. Ich halte ihre Hand in der meinen, und fühle wie des Zaubers wilde Wonne in mein Blut dringt; ich lege meinen Arm um ihre Hüften, und sie flüstert: Nicht hier, folge mir noch weiter! und wir treten in den rothen Saal, wo alles aus Rubin ist, eine schäumende Pracht, in der ich zu Boden sinke. Da fühle ich, wie ihre Arme mich umschlingen, der Hauch ihres Atems streift mein Antlitz und sie flüstert: Willkommen, Geliebter! Küsse mich! . . Küsse mich! Mehr . . . mehr . . .

Ich sehe Sterne vor meinen Augen, wie ich auf der Bank liege, und meine Gedanken tauchen in einen Orkan von Licht. . .

Dann verfiel ich in Schlummer, der Konstabler weckte mich. Da saß ich, unbarmherzig in's Leben und in's Elend zurück gerufen. Meine erste Empfindung war ein stupides Erstaunen darüber, daß ich mich unter offnem Himmel befand; bald jedoch machte sie bitterm Unmuth Platz; ich war nahe daran zu weinen vor Schmerz darüber, daß ich noch am Leben war! Während ich schlief, hatte es geregnet; meine Kleider waren ganz durchnäßt, und ich spürte eine eisige Kälte in allen Gliedern. Die Dunkelheit hatte zugenommen, mit genauer Noth konnte ich die Züge des Konstablers vor mir unterscheiden.

„So—o—o," sagte er, „jetzt stehen Sie auf!"

Ich erhob mich sofort; wenn er mir befohlen hätte, mich augenblicklich wieder nieder zu legen, hätte ich ebenfalls gehorcht. Ich war sehr niedergeschlagen und kraftlos; und dazu kam noch, daß sich der Hunger im selben Moment wieder meldete.

„Warten Sie mal!" rief der Konstabler mir nach, „vergißt der Schafskopf seinen Hut! Soo — na, nu gehen Sie!"

„Mir war auch so, als ob — als ob ich was vergessen hätte," stotterte ich wie abwesend. „Danke. Gute Nacht!"

Ich schwankte weiter.

Wenn ich doch nur ein kleines Stück Brot hätte! So ein köstliches kleines Roggenbrot, von dem man beim Gehen abbeißen konnte! Ich stellte mir genau die bestimmte Sorte Roggenbrot vor, von der ich so unsagbar gern abgebissen hätte. Mich hungerte jämmerlich, ich wünschte mir den Tod, wurde sentimental und weinte. Mein Elend hatte kein Ende! Plötzlich blieb ich mitten auf der Straße stehen, stampfte mit dem Fuße und fluchte laut. Wie hatte der Konstabler mich genannt? Schafskopf. Ich werde ihm zeigen, was es heißt, mich Schafskopf zu nennen! Damit drehte ich um und lief zurück. Ich kochte vor Wuth. Unten in der Straße stolperte ich und fiel; aber das kümmerte mich nicht, ich sprang wieder auf und lief weiter. Unten am Eisenbahnplatz war ich indessen so müde geworden, daß ich nicht im Stande war, ganz bis nach der Brücke hinunter zu rennen; meine Wuth hatte sich überdies während des Laufes abgekühlt. Endlich blieb ich stehen und schöpfte Atem. War es denn am Ende nicht ganz gleichgültig, was so ein Konstabler sagte? — Ja, aber ich ließ mir doch nicht alles gefallen! — Allerdings — unterbrach ich mich — er weiß es ja nicht besser! — Und diese Entschuldigung genügte mir; zweimal wiederholte ich noch: er weiß es ja nicht besser! Und dann kehrte ich wieder um.

Gott, was dir auch alles einfällt! dachte ich ärgerlich; mitten in stockfinsterer Nacht wie ein Verrückter durch knietiefen Straßenschmutz laufen! Der Hunger nagte unleidlich an mir und ließ mir keine Ruhe. Immer wieder verschluckte ich Speichel, um mich auf diese Weise zu sättigen, und mir war, als ob das helfe. Seit vielen Wochen war es knapp mit dem Essen gewesen, ehe es so weit gekommen, und in der letzten Zeit hatten meine Kräfte bedeutend abgenommen. Wenn ich so glücklich gewesen war, durch ein oder das andere Manöver 5 Kronen aufzutreiben, hatte dies Geld nie so lange gereicht, daß ich mich hätte erholen können, bevor eine neue Hungerzeit anbrach und mich knielahm machte. Am Schlimmsten war es mit meinem Rücken und meinen Schultern gewesen; dem bischen Bohren in der Brust konnte ich für einen Augenblick Einhalt thun, wenn ich kräftig hustete, oder wenn ich ordentlich vornüber gebeugt ging; für Rücken und Schultern wußte ich keinen Rath. Woran lag es denn, daß es für mich durchaus nicht wieder Tag werden wollte? War ich vielleicht nicht ebenso berechtigt zu leben, wie jeder Andere, wie Antiquarbuchhändler Pascha zum Beispiel oder Dampfschiffspediteur Hennechen? Hatte ich denn nicht Schultern wie ein Riese und zwei starke Arme zum Arbeiten; hatte ich vielleicht nicht einen Holzhauerplatz in der Möllergade gesucht, um mir dort wenigstens das tägliche Brod zu verdienen? War ich faul? Hatte ich mich nicht um Stellen bemüht und Vorlesungen angehört und Zeitungsartikel geschrieben und Tag und Nacht

gearbeitet und gelesen wie ein Wahnsinniger? Und hatte ich nic
Filz, Brod und Milch gespeist, wenn ich viel hatte; Brod, wenn
und gehungert, wenn ich nichts hatte? Wohnte ich etwa im Hote
eine Suite von Gemächern in einem ersten Stock? In einer Bode
ich, in einer Klempnerwerkstatt, aus der im vorigen Winter Got
geflüchtet war, weil es hineingeschneit hatte. Ich begriff das ganze

Dies alles bedachte ich, als ich so dahinging, aber es war
Bosheit oder Mißgunst oder Bitterkeit in meinen Gedanken.

Vor einer Farbenhandlung blieb ich stehen und sah zum F
versuchte die Vignetten auf ein paar hermetischen Dosen zu lesen,
dunkel. Aergerlich auf mich selbst über diesen neuen Einfall, un
zornig darüber, daß ich nicht herausfinden konnte, was diese Dosen
ich an's Fenster und ging dann weiter. Oben in der Straße ge
Polizisten, ich beschleunigte meinen Gang, trat dicht an ihn heran
die geringste Veranlassung:

„Es ist zehn Uhr."

„Nein, zwei," entgegnete er verwundert.

„Nein, zehn," sagte ich. „Es ist zehn Uhr." Und stöhnend
ich noch ein paar Schritte vor, ballte die Faust und sagte: „Hö
wissen Sie, es ist zehn Uhr!"

Er überlegte einen Augenblick, betrachtete meine Person, star
an und sagte endlich ganz ruhig:

„Auf jeden Fall ist es Zeit, daß Sie nach Haus kommen.
gehen?"

Diese Freundlichkeit entwaffnete mich; ich fühlte, wie mir die
Augen traten, und beeilte mich zu sagen:

„Nein, danke! — Ich habe nur ein wenig zu lange gebumme
Café, . . . danke bestens!"

Er legte die Hand an den Helm als ich ging. Seine Fr
mich überwältigt, und ich weinte, weil ich nicht 5 Kronen besaß,
geben können. Ich blieb stehen und sah ihm nach, als er langsam
schlug mich vor die Stirn und weinte noch heftiger, je weiter er
fernte. Ich schalt mich wegen meiner Armut, legte mir Schimpfn
desperate Benennungen, köstlich rohe Scheltworte, mit denen ich
Das setzte ich fort, bis ich beinahe zu Hause angelangt war. Als
kam, entdeckte ich, daß ich meine Schlüssel verloren hatte.

(Fortsetzung f



Verantwortlich für die Redaction i. V. Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen, Verlag von S. Fi
Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide in Berlin.



Tolstoi und das Keuschheitsproblem.

Von

Arne Garborg.

(Schluß.)

Der Unterschied zwischen dem jetzt Bestehenden und dem von Tolstoi Angestrebten kann auf keinen Fall ein wesentlicher werden. Auch jetzt herrscht in christlichen Ländern die asketische Vorstellung, daß sinnliche Liebe eine Sünde ist. Auch jetzt „streben“ der reine Jüngling und die reine Jungfrau nach Keuschheit, und „fallen“. Der Unterschied müßte darin bestehen, daß wir eine bessere Ehe bekämen. Wenn die Menschen nur nicht auch auf diesen Punkt die Lehre anwenden wollten, daß das Ideal das unerreichbare ist! Ich sehe nur einen Unterschied zwischen dem Bestehenden und dem eventuell Werdenden, von dem ich zu behaupten wage, daß er bestimmt eintreten wird, und das ist dieser: wir werden in unseren christlichen Ländern sehr viel mehr schlechte Gewissen haben. Schon jetzt herrscht in weiten Kreisen viel böses Gewissen in Bezug auf jeden nicht ehelichen Fall. Bis jetzt wurde die Ehe wie eine Freistatt betrachtet, in die das schlechte Gewissen nicht eindringen sollte. Jetzt will Tolstoi es auch in die Ecke hinein bringen.

Aber das böse Gewissen hat Lüge und Heuchelei im Gefolge. Was würden schwache Menschen in wie außerhalb der Ehe thun, damit die moralische Außenwelt wenigstens glaube, sie lebten keusch?

Sie würden thun, was sie jetzt thun: sie würden Vorsichtsmaßregeln anwenden. Der Gebrauch derselben würde nur allgemeiner werden. Denn wer möchte nicht wenigstens für moralisch gelten?

Dies ist die einzige sichere Veränderung, die durch die Wiederaufrichtung des Tolstoi'schen Entsagungsideals erreicht würde — vorausgesetzt, daß die Durchführung des Vegetarianismus die Gesundheit der Menschen nicht untergräbt.

Das Resumée ist also folgendes: Wir sollen dem Fleisch, dem Wein, der Liebe, der Kunst, der Gemächlichkeit und Bequemlichkeit entsagen. Zum Ersatz dafür bekommen wir nicht das Ideal, denn das ist unerreichbar, sondern eine ewige Gewissensqual, die hervorgerufen wird durch den zwischen unserer Natur und einem willkürlichen Ideal bestehenden Kampf, der unabänderlich mit einem Fall enden muß, — wenn er nicht mit der Untergrabung unserer Körperkraft endet. Im Gefolge des bösen Gewissens aber sind Lüge und Heuchelei.

So stellt sich also die Rechnung.

Ob wir uns doch nicht am Ende entschließen, auf das Eis zu warten?

Ich will diese Bemerkungen mit einem Glaubensbekenntniß schließen.

Ich glaube, daß die Menschen der Zukunft sich in zwei große Parteien theilen werden, nicht nach dem Geschlecht, auch nicht nach Stand und Verhältnissen, sondern dem Alter nach.

Der Gegensatz zwischen Alten und Jungen ist der größte und unversöhnlichste, der existiert. Die ganz verschiedenen Lebensbedingungen, Lebensvoraussetzungen und Lebensaussichten schaffen nothwendig verschiedene Lebensanschauungen, eine verschiedene Auffassung fast aller Fragen und Angelegenheiten des menschlichen Lebens.

Wenn dies erkannt und verstanden würde, wenn man einsehen lernte, daß Alte und Junge ihre verschiedenen Interessen, ihre verschiedene Moral und Religion und ihre verschiedenen Liebhabereien haben müssen, wenn also die beiden Parteien im Stande wären, sich auf den rechten Fuß zu einander zu stellen . . . . dann könnte das Leben für beide besser werden. Für die Jungen würde es freier und lustiger werden, für die Alten ruhiger, schöner, erhabener.

* * *

Nachschrift. Seitdem das Obenstehende geschrieben, hat Tolstoi ein zweites Nachwort zur Kreutzersonate veröffentlicht.

Er hält hier seiner Behauptung zu Folge fest an allem, was er gesagt. Mir aber kommt es vor, als ob er Zugeständnisse mache.

Er verlangt nicht mehr unbedingt, daß wir das Verlieben und die damit verbundene sinnliche Liebe wie einen „des Menschen unwürdigen thierischen Zustand" ansehen sollen; er gestattet Eheleuten, sich unter gewissen Umständen „für einige Wochen ihrer Verliebtheit hinzugeben."

Es ist nicht mehr „die Dichtung und Kunst unserer Gesellschaft," die die Schuld an der „Liebelei" trägt, welche die jungen Menschen verleitet, ihre Zeit zu vergeuden — die Männer, indem sie sich ihre Geliebten suchen und finden, die Frauen und Mädchen „indem sie die Männer in Liebesverhältnisse oder in die Ehe locken;" in jedem Menschen steckt „ein mächtiger Trieb zum Verlieben," und dieser Trieb ist es, der die Geschlechter zusammen führt. Er vergleicht die Verliebtheit mit „jener Spannung des Dampfes, der die Lokomotive zum explodiren bringen würde," wenn nicht „das Sicherheitsventil sich ab und zu öffnete," während er im ersten Nachwort zornige Worte über die von einer lügenhaften Wissenschaft aufrecht erhaltene Ansicht aussprach, daß der geschlechtliche Verkehr unentbehrlich für die Gesundheit sei.

Es ist ihm nicht mehr gleichgültig, ob das Menschengeschlecht fortgepflanzt wird oder nicht. Er stellt die Erhaltung des Menschengeschlechts wie ein in sich allgültiges Ziel an die Seite der Verbesserungen der bereits bestehenden Lebensbedingungen der Menschen. Besonders weist er hin auf die Bedeutung der Mutterschaft für das Weib. Der Gottes- und Menschendienst der Frau ist ihrer ganzen Natur nach der, Kinder zu gebären.

Nur indem sie Mutter ist, erfüllt sie ihre Pflicht, nur als Mutter ist sie Mensch. „Eine ideale Frau" ist seiner Ansicht nach die, welche, nachdem sie sich die höchsten Anschauungen ihrer Zeit angeeignet hat, sich ihrem Dienst als Gattin, ihrem Beruf, die größtmögliche Anzahl Kinder zu gebären, zu nähren und zu erziehen, hingiebt. Im ersten Nachwort hieß es dagegen: „Der Eintritt in die Ehe kann den Gottes- und Menschendienst nicht fördern, selbst nicht in dem Falle, wo die Ehegatten den Zweck der Fortpflanzung des Menschengeschlechts im Auge haben."

Das eheliche Zusammenleben denkt Tolstoi sich in seinem zweiten Nachwort folgendermaßen. Ein Mann und ein Weib vereinigen sich „unter dem unwiderstehlichen Triebe der Verliebtheit", und die Frau wird schwanger. Von jetzt an sollen



ie Eheleute wie Bruder und Schwester leben, bis das Kind entwöhnt ist. Dann, „in der freien Periode“, geben die Ehegatten sich von Neuem ihrer Verliebtheit während iniger Wochen hin, worauf abermals eine Periode der Ruhe folgt.

Ich kann nicht umhin, dies als Zugeständnisse anzusehen. Der Menschenkenner at über den Asketen gesiegt; Tolstoi ist nicht mehr so stilvoll, wie er war — ein Asket, der nicht den Untergang des Menschengeschlechts will, ist inkonsequent —, aber r ist menschlicher geworden. Von seiner großen Theorie bleiben eigentlich nur ein aar Bruchstücke übrig: die Forderung absoluter Monogamie und die Forderung der Enthaltsamkeit während der Schwangerschaftsperiode.

Dies sind praktische Fragen, die sich erörtern lassen. Sie sind nicht neu; man at sie auf verschiedene Weise zu lösen versucht; aber man ist noch lange nicht fertig amit. Tolstoi selbst erwägt sie näher; er erkennt ja das Vorhandensein eines „un-widerstehlichen Triebes“ an.

Hier ist nicht der Raum um sie zu behandeln. Ich wollte mich in diesem Artikel nur gegen die asketischen Ideale aussprechen.

Die Moral wird für die Weitestvorgeschrittenen immer mehr ein Stadium, das überwunden werden muß. Die Moral hat, wie alle Zwanggserziehungsmittel ihre Bedeutung und ihre Zeit gehabt. Das öchste Ideal des Menschengeschlechts jedoch ist die Freiheit

An Stelle der Moral setzen wir Bildung, und unter Bildung verstehe ich vor llen Dingen: entwickelten Schönheitssinn. Nicht die Gebote der Moral, nicht Furcht der Zwang sollen die Handlungen der Menschen beherrschen, — das Schönheitsgefühl oll sie beherrschen. Von Schönheit beherrschte Freiheit — das wird das letzte Wort er zukünftigen Ethik sein.

Deßhalb hasse ich die asketischen Theorien. Sie sind Reminiscenzen aus oheren Zeiten und können uns nicht mehr helfen. Sie können nur das böse Gewissen räftigen; das böse Gewissen aber ist der geborene Feind jenes höchsten Ideals, des reiheitsideals.

Soziale Lyrik.

Von

Julius Hart.

Karl Henkell.

Es ist kein Zufall, daß die soziale Lyrik dieses Jahrhunderts immer nur aus einer allgemeinen revolutionären Volksstimmung hervorwächst und mit einer olchen auftaucht und wieder untersinkt. Für kurze Dauer kommt sie in Deutschland m das Jahr 1848 herum zu einer reichen und kräftigen Blüte, stirbt dann ganz ab nd setzt erst in der Mitte der achtziger Jahre wieder neue Knospen an.

Der Poesie läßt sich nicht als Gesetz vorschreiben: „Du sollst Dich an die Menschen und Sachen der Gegenwart halten,“ — eben so wenig wie man ihr befehlen ann, daß sie keine Partei selbst in den geringsten wirthschaftlichen und politischen Kämpfen ergreife.

Es herrscht da ein ewiger Wechsel. Die Dichtung befriedigt den unbezähmbaren Drang der menschlichen Seele nach dem Ausdruck von Empfindungen. Ein Jahrzehnt

*

der politischen Ruhe und eines geistigen Stillstandes lenkt ein Volk von seinen eigen-
und persönlichsten Interessen ab, daß dieses sich nicht selbst beobachtet und
Gefühle der Vergangenheit nicht durch die Sorge um das Heute, nicht durch
Leidenschaft des Kampfes um das Heute erregen läßt. Weil es nicht modern empfin-
kann es romantisch empfinden, die Gefühle der Vergangenheit nachempfinden, und
seine Gefühle sich nicht eng um einen brennenden Mittelpunkt zusammenziehen,
sie nicht eine scharfe zeitliche Eigenart haben, so schwimmen sie leicht etwas nebel-
auseinander, sie haben die Neigung einerseits zum Eklektischen, andererseits zu
Verallgemeinerung, in der das besondere Individuelle sich nicht entfalten kann.
formale Ausdruck drängt das Inhaltliche zurück. Wenn aber leidenschaft-
soziale und politische Kämpfe innerhalb eines Volkes zum Ausbruch kommen,
erzeugen diese Kämpfe selbst starke Gefühlsstürme und die Kunst gelangt aus
nothwendigkeit, und ohne besondere Anleitung der Aesthetik, zur formalen Gestal-
eines solchen zeitgenössischen Empfindens und Denkens.

Die Lyrik, welche nach der Märzrevolution aufkam, knüpft an die letzten
läufer der Romantik an, die jüngste deutsche Lyrik, die um die Mitte der acht-
Jahre ihren Anfang nimmt und sich inhaltlich wie äußerlich von der der Geibel'-
Schule sondert, stellt eine Verbindung mit der Poesie der vierziger Jahre her.
ist tendenziös, politisch, zeitgenössisch, mehr Inhalt als Form, diese mehr Form
Inhalt, dem Tagestreiben abgewandt, weltflüchtig; jene männlichen, diese weibli-
Geschlechts.

Besonders bietet die **sozialistische Lyrik** der jüngsten Gegenwart noch immer
Bild, welches der Revolutionspoesie der vierziger Jahre sehr ähnelt. Fast die-
Gefühle und die gleichen Vorstellungen stehen im Vordergrund. Welch ein verände-
Inhalt aber gegenüber der weichen und weichlichen Genußlyrik, die seit der
Revolution drei Jahrzehnte lang die Gemüther beherrschte! Es macht die Feindse-
zwischen den Alten und Jungen vollständig begreiflich. Der Wein, vor allem
den importirten Crystallgläsern Bodenstedt's getrunken, schmeckt den Neuen bitter
erotischen Gesänge, ob sie nun einem keuschen blutig harmlosen Backfisch aus
Traeger'schen Schule in's Album geschrieben werden, oder ob sie zum Lob
Grisebach'schen Hetäre erklingen, werden verachtet, Hamerling'scher Schönheitskult
wird als ästhetische Phrase angesehen, und die Schopenhauer-Poesie, weil ihre
zweiflung mehr in der Spekulation wurzelt, als in den Zuständen des politischen
sozialen Lebens, gilt für überwunden.

Das Empfindungsleben des dichtenden Sozialismus gruppirt sich zunächst
das **Mitleid**; aber neben dem Mitleid steht unmittelbar der **Zorn**; Mitleid
dem Unterdrückten, mit allen Armen und Enterbten; Zorn gegen die Unterdrü-
Schmerzliche Klage und leidenschaftliche, wilde Kampflust fließen ineinander
Ein drittes ringt sich los: die **Hoffnung** auf den Sieg, und den endlichen Triumph
der Freiheit, die Erfüllung der alten Menschheits-Ideale Gleichheit und Brüderlichkeit
den Aufgang des allgemeinen Friedens- und Glückseligkeitszustandes. Man sieht
thut sich für den sozialistischen Dichter eine Welt von Empfindungen auf, und
düsterer Verzweiflung bis zur hellsten Lust, von der tiefsten Liebe bis zum heißen
Zorn kann er alle Töne berühren und alle Saiten schwingen lassen. Auch
Vorstellungen bieten eine ewige Fülle reicher Abwechslung; in der Gegenüberstellung
der schroffen sozialen Gegensätze von Arm und Reich liegt von vornherein
unmittelbare dramatische Wucht, und die Stoffe dieser Lyrik, die Darstellungen
Elends und Unglücks, wirken schon durch sich selbst auf den Hörer so tief ein,
sie auch ohne jede künstlerische Gestaltung, in der dürftigsten Form eines
Zeitungsartikels, ihre Wirkung nicht verfehlen. Gerade darin liegt aber auch
Gefahr für die Kunst. Selbst der poesieloseste Dilettantismus vermag den
Leser zu täuschen, sentimental zu rühren durch eine aus der Wirklichkeit gegri-

Erzählung von irgend einem Unglücklichen, der im Winkel verhungerte, einem verzweifelnden Mädchen, das um der kranken Mutter willen an der Straße sich verkauft. Um der Furchtbarkeit der Empfindungen willen, und wegen der Mächtigkeit der Vorstellungen, die in solchen Stoffen begraben liegen, können diese aber auch nur durch eine wahrhaft große, dämonische Poetennatur eine den künstlerischen Geschmack befriedigende Ausgestaltung erfahren. Wenn sich die künstlerische Formgebung nicht mit dem Inhalt steigert, wenn nicht Inhalt und Form gleich mächtig wirken, wenn eins über das andere hinauswächst, kann ein bedeutendes Kunstwerk nicht entstehen.

Es ist aber das Erbübel der sozialen, an die Gegenwart sich klammernden Poesie, daß das Stoffliche die Darstellung überwuchert, der Inhalt die Form zersprengt. Unter den Aelteren hat selbst Freiligrath trotz seiner ungewöhnlich plastisch anschauenden Phantasie den Stoff selten in die rechte künstlerische Gestalt zu zwingen gewußt. Vielleicht liegt es daran, weil der soziale Lyriker, anders als der romantische Dichter, durch die unmittelbare Wirklichkeit und Umgebung zu seinen Empfindungen erregt wird, diese Zustände und Verhältnisse der Umgebung aber meist vorübergehender, vielfach kleinlicher Natur sind, weil allzu differenzirte Eindrücke sich geltend machen, die dann ob ihrer Ueberfülle jene Beherrschung des Gefühls und der Vorstellungen unmöglich machen, ohne welche kein Dichter über die bloße Erkenntniß zur Gestaltung sich durchringen kann. Der romantische Künstler prägt auch Gefühle und Bilder in neue künstlerische Formen, doch Gefühle und Bilder, die in ihren Grundzügen bereits von großen Meistern der Vergangenheit objektivirt wurden; ein Ilias post Homerum dichten, einen Parcival sechshundert Jahre nach Wolfram von Eschenbach, das verlangt nur eine nachschaffende Thätigkeit. Der Gegenwartspoet hingegen gestaltet aus dem Allerrohesten heraus; aus dem Leben selbst muß er das Poetische herausholen, nicht aus schon fertiger Poesie, ohne Meister und Muster bleibt er ganz auf sein eigenes Ingenium angewiesen.

Die neue sozialistische Lyrik in ihren kühnen Versuchen, in ihrer ganzen märzenhaften Frische und ihren ersten Keimschwellungen, in ihrem Wagemuth und in ihrer Ueberstürzung, nirgendwo zeigt sich so ganz, so echt, regellos, thöricht, unreif und doch neu und eigenartig, wie in den lyrischen Büchern Karl Henkells. Bald eine Marter, bald eine Lust für den rein Genießenden, eine Wonne mit Bitterkeit gemischt, bieten sie dem Aesthetiker ein werthvolles, ausgezeichnetes Versuchsobjekt, an dem er die Anfänge der neuen Eigenart in ihren Mängeln und Vorzügen gleich gut erforschen kann.

Durch Anlage, Temperament und Neigung ist Karl Henkell zu einem Guerillaführer in der Dichtung wie vorherbestimmt, und wenn er etwas verfehlt, dann verfehlt er es gleich so vollständig und gründlich, daß die dümmste kritische Nachteule sich ihm gegenüber als eine Adlergroßmacht leicht vorkommen kann. Bei keinem anderen Dichter habe ich von jeher so stark wie bei diesem das Empfinden gehabt, daß es außerordentlich leicht ist, ihn zu tadeln, und daß es nur eines guten Glaubens an die alleinseligmachende Kraft der Herkömmlichkeit bedarf, um ihn abgeschmackt zu finden. Das Lob kostet hier mehr Einsicht und Verständniß als der Tadel, denn die Vorzüge haben sich vielfach versteckt und sind nur zu viel Vorzüge, welche in ihrer ganzen Kraft nur der feinfühligste Geschmack schätzen kann, die Fehler aber treten grell und deutlich, für Jedermann greifbar hervor. Aus einer ungewöhnlich zarten, unablässig zitternden Sensivität erwächst bei Henkell die Kraft seiner Kunst mit ihren unmittelbaren Empfindungslauten, ihren Gefühlsblitzen, ihrem ganz feinen zauberischen und intimen Stimmungsduft, mit ihrem ausgeprägten rhythmischen Sinn, der nach den steifen Aeußerlichkeiten der Platen- und Geibel'schen Schule den Weg zu Goethe zurückfand: aus ihm erwächst aber auch der Nachteil seiner Lyrik, ihre künstlerische Vernunftlosigkeit, ihr unruhiger Wechsel zwischen dürren Prosaworten und feurigen poetischen Trompetenklängen, sowie ihr

Compositionsunkraft. Die Henckell'sche Gefühlsübermacht läßt ihn gerade den sozialen Stoffen und dem Politisch-Tendenzpoetischen halb wehrlos gegenüberstehen, so daß die Empfindung mit ihm ihr Spiel treibt; und ich teile die Gottfried Keller'sche Kritik, welche in der Liebes- und Naturlyrik die reinste und schönste Blüte seiner Poesie erblickt. In Folge eines sehr lebendigen rhythmischen Sinnes formt sich bei Henckell jeder Gedanke und jeder Einfall unmittelbar in Verse um, und ähnlich wie Rückert bringt er Alles und Jedes in Metrum und Reim, ohne daß er damit immer zugleich die innere künstlerische Umgestaltung vornimmt und Gedanken in Anschauung überträgt. Eine Zeitungsnachricht empört ihn und bringt sein Blut in heiße Wallung, aber die Empfindungen, die da in seiner Brust wach geworden, sind allgemein menschlicher Natur nicht jene eigenartig künstlerischen Empfindungen, welche den Dichter in und über der Sache stehen lassen.

Vielfach blieb daher bei Karl Henckell die soziale Lyrik noch in der Uebergangsform des Tendenziös-Didaktischen stecken, und die Eierschaalen des Leitartikels hat er nicht völlig abgestoßen. Eine charakteristische Probe dafür ist das Gedicht „Der Gegensatz".

„Ein schwanger Weib ist nur ein Heil'genbild
Schleppt sich's in Lumpen bleich und eckig hin,
Das Leben sichernd dem, das lebend quillt,
Die nothgekrönte Schmerzeskönigin.

In Lebensnoth und Liebesnoth zugleich,
Symbol der furchtbar-fruchtbaren Natur,
Lastträgerin der Welt, entbehrungsreich,
Wie qualschön, Du die widrigste Figur.

Du bist ein Schönheitslinienpahntast,
Und mit der Form zerschellt auch Dein Geschmack;
Das Tiefglas, das des Lebens Vollbild faßt,
Höhnt Deinen rein ästhet'schen Bettelsack.

Geh Du nach Rom! Romanisch ist Dein Sinn.
Vor Rafaels Madonna kniee Du!
Mein Auge sieht der Proletarierin
Mühsamem Werkgang überwältigt zu."

Offenbar ist dieses Gedicht überhaupt keine künstlerische Schöpfung, sondern eine aesthetisch-wissenschaftliche Erkenntniß; der Dichter vergleicht kritisch die Darstellung eines Proletarierweibes mit der Rafael'schen Madonna und sucht uns zu überzeugen, daß auch jene würdig ist, von Künstlerhand gebildet zu werden. Aber er selbst hätte uns das Gemälde des Proletarierweibes hinstellen sollen, ohne alle Glosse es für sich und durch sich wirken lassen sollen, wie Thomas Hood unserer Phantasie das Bild seiner Nähterin darbietet. Unter zahlreichen anderen gehört hierher auch das Gedicht „Hurrah, Kornzoll und Deutschland!" Den Vergleich mit dem bekannten Ebenezer Elliot'schen „Hurrah, Brodtax' und England", legt Henckell nahe. Aber auch diesmal scheint mir der Engländer den wenigstens wesentlich richtigen künstlerischen Standpunkt gewählt zu haben, indem er eine in sich abgeschlossene einzelne Handlung verkörperte, während unser deutscher Poet feuilletonistisch flüchtig angedeutete Bilder an einander reiht, die um einen Gedanken-, nicht um einen Anschauungsmittelpunkt sich gruppiren und die eben um ihrer flüchtigen Ausführung willen tiefer das Empfinden und die Phantasie nicht anregen können.

Auf rasch vorübergehende Tagesereignisse legt der Dichter allzuviel Gewicht, und er erhebt nicht immer das Einzelne zu etwas Charakteristischem empor. Manches wird mit dem Tage vergehen, mit dem es gekommen ist. Aber seine bittere Schärfe, die Kunst seiner Satire, welche typische Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens, wie

den „Lockspitzel“ und ähnliche Ehrenmänner mit einer an Giusti erinnernden Pikanterie wiedergiebt, die Wahrheit seiner Entrüstung und seines Zornes, die wildrohe Kraft, mit der er das Elend zu malen weiß, versöhnen mit den Sünden seiner Kritiklosigkeit.

Ein eigenartig „Neues“ für die soziale Poesie bahnt sich vor allem jedoch in der Henckell'schen Sprache an. Ich will hier nur darauf hinweisen, und erst beim Abschluß dieser Arbeiten eingehender die Sache erörtern. Es steckt in dieser Sprache der offenbare Drang, aus den glatten und schönen Formen, den abgezirkelten Wendungen des Platenthums zur Natürlichkeit und Urwüchsigkeit zurückzukehren. Wie das soziale Drama, so ist auch die soziale Lyrik am besten dazu geeignet, diesen Weg zu eröffnen, weil sie bei den einfachen, ungebildeten Menschen einkehrt, bei Leidenschaften und Gefühlen, die von keiner Höflichkeit und gesellschaftlichen Herkömmlichkeit übertüncht sind. Freilich hat Henckell das Richtige noch nicht gefunden. Seine Volkstümlichkeit und Natürlichkeit erinnert oft überraschend an die Volkstümlichkeit und Natürlichkeit Bürgers, über welche Schiller sehr viel Treffendes geäußert hat, und es ist allzuviel Schlafrocksnatürlichkeit darin, eine rohe Derbheit, die mehr philiströs als genial anmutet. Für den Aesthetiker der Platen-Geibel'schen Richtung klingt diese Sprache verrucht und abscheulich, wie Bürgers Bänkelsängergedichte einem französischen Klassicisten geklungen haben mögen; aber man vergesse nicht, daß auch die Bürger'sche Natürlichkeit eine Grundlage Goethe'scher Natürlichkeit war und daß es auch befreiend wirken kann, wenn Jemand singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, selbst unbekümmert um das bleibende Wesen der Kunst.

Noch einmal Tolstoi in der Malerei.

Ging da eines Abends in Hamburg den Jungfernstieg entlang, mit einem Kollegen. Etwas zur Seite die dunkle Alster — neben uns in Laternenhelle Menschengewirr und erleuchtete Schauläden.

Plötzlich auffallend ein grelles Plakat, mit großen Lettern: „Was ist Wahrheit?“ Daß ein Gemälde sich verberge unter dem pomphaften Reklametitel, erinnerten wir von darob begeisterten Hamburgern vernommen zu haben. Neugierig gingen wir sehen.

Durch halbdunkle Zimmer endlich in den großen, düsteren Saal, wo am Ende die grell erleuchtete Leinwand prahlte. Kurze Augenblicke beiderseitig lautloses Hinstarren, dann: „Kommen Sie, wollen gehen.“ Ohne ein Wort zu wechseln hinaus. —

Doch das nur ein kleines Erlebniß — längst vergessen, bis W. B. hier im Blatte von jenem Gemälde sprach, — um den Empfindungsstandpunkt des Schreibers zu kennzeichnen in der Sache. Durchaus im Sinne dieser „Freien Bühne“ meine ich nun zu handeln, wenn ich laut Protest erhebe gegen die Skandalmalerei von Prof. Gué und gegen das Unternehmen, solch ein Bild künstlerisch überhaupt zu werthschätzen — verzeihen Sie, geehrter Herr W. B. Denn was Gué gab, berührt garnicht das Künstlerische in der Malerei und ist verruchter, schmählicher Geschäftsschwindel, Jahrmarktscharlatanerie großen Stils.

Es bezeichnet nur zu deutlich wieder einmal die so überaus niedrige Stufe der Empfindung dem Malerischen gegenüber bei den Deutschen, daß sie dieser russischen Malerei Beachtung und Ehre anthun, daß sie diesem Cagliostro Glauben schenken in dem, was er vorgiebt zu sein. Bei diesem Gemälde allen Ernstes von „Tolstoi in der Malerei“ zu reden, scheint mir ähnlich, als etwa bei einer kühn und derb erfundenen Zeitungsfabel von der Seeschlange „Böcklin in der Dichtung“ auszusprechen, oder bei der Wachsfigur eines Mörders, etwa Jack des Aufschlitzers,

„Zola in der Plastik“ als Schlagwort heranzuziehen. Denn das Kunstwerk als solches ist [illegible]
Tolstoi an der Seite zu stellen versucht worden, nicht blos — was man gelten lassen könnte —
das geistige Bekenntniß des Malers und seine Lebensweise. Eben auf die Werke kommt es an,
nicht auf's Bestreben. Gué's, im schimpflichsten Sinne des Wortes sensationelles, Bild ben[illegible]
den jetzt, Gott sei Dank, starken Wiederhall der ernsten Machtgestalt Tolstois, um sich unter [illegible]
eben gangbaren und Furore machenden Marke erfolgreich einzuschmuggeln.

Es ist wahr, daß der Anblick aufsehenerregend abnorm ist, daß die Erscheinung eine Kör[illegible]
haftigkeit zeigt, wie man sie sonst in der Malerei niemals zu sehen pflegt. An und für sich
nun aber solche Anwendung von voller Spannkraft der Palette nur eine Vergewaltigung de[s]
Malerischen, eine künstlerische Brutalität; als Folge hingegen in der Hand einer genialen [illegible]
deren schöpferischer, zielbewußter Geschmack die tollen Gegensätze der untersten und obersten [illegible]
zu rhythmischem Spiel zu bändigen weiß, bedeutet die äußerste Anwendung aller Mittel [illegible]
meßlich viel. Gués Plastik nun ist unerhört plump und haltlos, jedes nothwendige Balan[cement]
der Qualitäten, jeder Gedanke an Harmonie, an ursprünglich malerische Empfindung hört [illegible]
dieser verzerrt übertriebenen Illusion auf. Es ist weiter gar kein „technisches Raffinement“ [illegible]
diesem kunstlosen Ding, es ist blos eine gescheidt herausprobirte, gut gelöste Rechenarbeit, [illegible]
einem Dekorationsmaler und dem Augenapparat als optischem Instrument alle Ehre mac[ht].
Eine gelungene Täuschungsmalerei, am meisten zweckentsprechend für Thiere, Kinder und [illegible]

„Doch daß Theaterpomp und Wachsfigurenrohheit in der Darstellung steckt, findet [illegible]
W. B. ja auch“ höre ich sagen. Gewiß. Ich nur noch viel stärker, und dann möchte [illegible]
Schlüsse aus diesem Thatbestand ziehen.

Eine absolute Empfindungslosigkeit dem Malerischen gegenüber in einem Oelbilde [illegible]
die Sache als Kunstwerk zu betrachten unmöglich, denn es ist eine unerläßliche **Vorbedingung**
für jede Kunst, daß die bestimmten Sinne und Nerven, welche grade dieser Kunst dienen, [illegible]
wickelt und geschärft sind. Bei Gué sind sie absolut gestumpft. Seine augenbeleidigende [Be]-
handlung des Malerischen zeigt deutlich an, daß er — ihm selbst vielleicht unbewußt — d[ie]
Malerei grade zu seiner persönlichen Ausdruckweise deshalb erhoben hat, weil diese Kunst [illegible]
allen ihm gestattet, am unmittelbarsten, am derbsten, vielleicht am — brutalsten zu wirken. [illegible]
aus praktischen Gründen, man sieht es; nicht weil sein Auge feiner empfand wie sein Ohr, [illegible]
er Maler und nicht Musiker, sondern weil es ihm werthvoller schien zur Wirkungsfähigkeit [illegible]
ist ein frecher, bäurischer Tempelschänder in der Malerei. Ein Eingehen auf die etwaige [illegible]
der Christusfigur ist hier für den Malereigebildeten eine unverzeihliche Schwäche, denn sie [illegible]
eine völlige Hintenansetzung und Abtötung der vor einem Gemälde stets herschenden male[rischen]
Instinkte.

Hier, **künstlerisch** damit verglichen, den Christus eines Fiesole, eines Uhde, [illegible]
Gebhardt nennen zu hören, muß eine Blasphemie scheinen. Gewiß könnte man die [illegible]
vergleichen des Christus, wie sie hier und dort verschieden gegeben sind, das geht aber den [illegible]
beurtheiler nichts an, vielmehr den Gelehrten, der aus beliebigen — einerlei ob künstleri[schen]
ob unkünstlerischen — kulturhistorischen Materialien zu erforschen sucht, wie sich eine bestim[mte]
Erscheinung unterschiedlich in Zeiten, Völkern und Köpfen spiegelt.

In berüchtigten Passionsspielen würde Herrn W. B. (bei normalem Zusammenspiel) [illegible]
die Christusfigur nicht künstlerisch beachtenswerth werden, um sie etwa mit Michel Angelo oder
Thorwaldsen zu vergleichen, weil sein Geschmack der Schauspielkunst gegenüber viel zu [illegible]
erzogen, geläutert, verfeinert wäre, um die Sache eines ungemein niedrigen Niveaus über[haupt]
zu goutiren; — andrerseits bildet ein Christus von Oberammergau sicher das Kunstentzücken [illegible]
Tausenden, die in ihm die stärksten Empfindungen schauspielerisch verkörpert sehen, weil sie [illegible]
spielerisch unerzogen sind und nur den Stoff nach ihrem menschlichen Gutdünken ab[illegible]
Leider, leider ist nun die Erziehung des spezifischen Sinnes für bildende Kunst, insbesondere [der]
Malerei, so arg vernachlässigt, daß hier selbst die Vordersten der Gebildeten mit unbefangen[en]
Laienblicken oft eine Einzelcharakteristik genießen und schätzen können, wo dem vorerwähnte[n]
geschärfteren Auge durch den gröbsten Ungeschmack im marktschreierischen Arrangement [illegible]

Ganzen die Unmöglichkeit des Genusses einer Einzelheit innerhalb verkörperter Kunstlosigkeit ofort klar ist.

Kann dem Feinhörigen vielleicht eine Musik etwas sagen, die durch und durch unmusikalisch, ınrhythmisch ist, eine Dichtung etwa, die gar keinen dichterischen Werth hat? Die Sprache ist eut zu Tage freilich unendlich prostituirt, das Künstlerische an ihr nur heimlich und verborgen veitergezüchtet, aber sollte nicht gerade dies für uns eine große Mahnung sein, die malerische lusdrucksform, welche doch bislang im Großen nur als Kunst geboten wurde, um jeden Preis icht ihrer künstlerischen Weihe zu entkleiden? Vieles hat freilich jetzt grade immer mehr die ıalerische Darstellung als Interpretation von Geschehnissen oder zur Klarstellung von Tendenzen enutzen lassen, von der Familienblatt-Illustration bis zum Panorama. Und wenn es denn ıal nicht anders sein kann, als daß auch Bildersprache in den Dienst der Verständigung und lufklärung treten muß, da sollte man doch grade äußerst streng scheiden, wo es sich um die Malerei als Kunst, und wo als Illustration, als Hülfsmittel des Praktischen handelt. Manövermalerei kann eben so wohl Kunst bedeuten, wie ein Manöverbericht; ob eins von beiden s bis jetzt jemals war, ist noch sehr die Frage.

Doch wie nun? Gué als Tolstojaner?

Wenn bei Tolstoi freilich auch die künstlerischen Instinkte keineswegs den Boden seines schaffens ausmachen, so hat er deren doch so ungemein starke, hat er dichterisch so herrorragende ualitäten, daß, wenn er den größten Unsinn in seine Gedanken legen würde, er trotzdem gleich ausgezeichnet als Künstler bliebe. (Und es wäre wahrhaft noch sehr zu untersuchen, was uns an Tolstoi am erthvollsten und bedeutendsten scheint: seine Gedanken an sich oder die Plastik seiner Sprache, ırch die er sein Wollen so stark stützt, wie kein Denker vor ihm.) Keineswegs aber sensationell : sein Aufbau, wie bei Gué. Es ist ja möglich, daß Tolstoi selbst die Gué'sche Malerei bsolut vertheidigt und die plumpe Hülflosigkeit derselben übersieht. Wenn es wirklich so wäre, gt das etwas? Es mag ja Prof. Gué eine Gesinnungstüchtigkeit und Charakterstärke von rrlichem Werthe haben; als Künstler — und darum ist es hier zu thun, denn er giebt vor, es ı sein — ist er in diesem Bilde eine Null. Menschlicher Individualismus zeigt sich vielleicht ı dem Christuskopfe, aber kein künstlerischer.

Die ersten russischen Litteraten, die Puschkin, Gogol, Turgenjeff, Dostojewski, Tolstoi sind ihrer Kunst auf der Höhe der europäischen Kultur, sie potenziren dieselbe, — was uns Gué ın russischer Malerei giebt, ist so nervenlos und kindisch unmöglich, daß es garnicht in Betracht ımmt, nicht einmal als Sensationsmalerei.

Gué ist russisch — Tolstoi ist russisch. Wie man aber in Tolstois künstlerischem Odem otz aller Bauernliebhaberei Petersburger, Pariser Salon- und Kunstluft in feinster Essenz ındurchspürt, gemahnt Gué's Pinselei an den gemeinen russischen Bauer, der Schnaps säuft ıd sich thierisch betrunken in elender Hütte wälzt.

Ganz interessant wäre, zu forschen, ob nun wirklich irgendwie im künstlerisch weiten Sinne ın „Tolstoi in der Malerei" die Rede sein könne. Unmöglich bei den Russen, deren bildende ınst noch ungeboren ist. Millet fällt mir ein. Freilich vom philosaphisch Agitatorischen hat eser keine Spur; Millet ist viel ausschließlicher Künstlernatur wie Tolstoi. Aber derselbe Ernst r Isolirung und in der Auffassung des Landlebens. Und dann ist es seltsam, daß die Beiden, ver für sich, von der ganzen modernen Kunst vielleicht allein an Michel Angelo denken lassen.

Momme Nissen.



Zur Erwiderung.

Die vorstehende Entgegnung Momme Nissens auf meine Kritik enthält ein Paar selbständige Gedanken über allgemeines Kunstverständniß und Kunstkritik, — zum Theil Richtiges, gegen das grade ich nicht das allermindeste einzuwenden habe, und Anderes, was nur durch eine größere eingehende ästhetische Debatte erledigt werden könnte, die hier in der kurzen Nachschrift keinen Platz fände, zu der aber vielleicht der eine oder andere künstlerische Mitarbeiter der „Freien B. gelegentlich noch einmal das Wort ergreift. Außerdem enthält die Auseinandersetzung N. aber einige Inkonsequenzen und Uebertreibungen, auf die ich wenigstens hingewiesen haben will. Ich hatte, was Nissen merkwürdiger Weise einmal erwähnt, aber beständig von N. vergißt, auf das sehr fühlbare Raffinement in dem Gué'schen Gemälde hingedeutet und ge- daß der Contrast zu der Askese, der unser Maler wie Tolstoi persönlich huldigt, sehr zu denken gebe. Nissen führt im Wesentlichen — vermeintlich polemisch — diesen Gedanken bloß und spitzt ihn zu einem Paradoxon zu, das denn allerdings nichts mehr sagt, weil es zu sagen will. Ihm ist Gué auf der einen Seite ein Mann, der „Gesinnungstüchtigkeit Charakterstärke von herrlichem Werthe" haben mag, auf der andern aber nicht bloß eine k lerische Null, sondern ein Mensch, der „verruchten schmählichen Geschäftsschwindel, Jahrm charlatanerie großen Stils treibt", dessen Bild im „schimpflichsten Sinne sensationell" ist. solchen Contrasten kann ich nun leider nicht mehr mit, die geben mir weiter gar nichts mehr „denken", als daß der, welcher sie aufstellt, wohl dabei an etwas Temperamentsüberschuß gel hat. Ich kenne das ja, man ärgert sich bisweilen verzweifelt über ein Kunstwerk, und ist kein Ausdruck grob genug; aber ein feiner Kritiker ist der Aerger nicht. Wäre Gué's B auch mit einer Technik verfertigt, wie die der Buschmänner oder der Höhlenmenschen aus der Stein so wäre es deshalb noch lange kein „schmählicher Geschäftsschwindel", keine „Charlatanerie" Unser Kritiker, der von mir verlangt, ich solle jegliches Denken, alles (bei einem Christus unvermeidliche) Assoziative vor einem Gemälde in die Tasche stecken und bloß „künstlerisch" Sache zu fassen suchen, er merkt nicht, wie er selbst mit jenen Anschuldigungen einen moralischen Gesichtspunkt in die Kunstfrage schmuggelt und — sich selbst wahrscheinlich unbewußt — im Handumdrehen zum Mittelpunkt macht.

Auf den Punkt, der mir die Hauptsache war, den geistigen Ausdruck in den Zügen des Christus, geht unser zorniger Tempelreiniger überhaupt nicht ein. Diesen Ausdruck, den ich für sehr eigenartig und bedeutend (auch rein künstlerisch bedeutend, denn er ist doch mit technischen Mitteln so zum Ausdruck gebracht) halte, habe ich in der That mit Fiesole und Gebhardt und Uhde und Max verglichen. Nissen nennt das eine „Blasphemie". Nun, lieber Freund, mit groben Worten kommt man auch hier nicht weiter. Wir stehen vor einem Publikum, das gern etwas anregendes hören möchte, solche Ausdrücke sind aber genau das Gegentheil von Erfüllung dieses Wunsches. Sie sagen, Gué habe die Malerei wohl deshalb zu seiner „persönlichen Ausdrucksweise" erhoben, weil diese Kunst ihm am unmittelbarsten zu wirken gestattete. Hyperbel „am brutalsten" ist dabei nebensächlich, eine gewisse Brutalität kann bisweilen, — denken Sie bloß an Zola — ein sehr natürlicher Ausdruck echtester Künstlerehrlichkeit sein!); das wäre nun Stoff zu einem recht zeitgemäßen Essay, der entweder bewiese: Jene Unterordnung der Kunst als reines Mittel zum Zweck ethischer Wirkung, die von Mehreren gepredigt wird, ist das einzig Wahre — oder: Die Kunst ist etwas „an sich" und geht zu Grunde, sobald man sie zum Mittel machen will, zum ethischen Sprachrohr; beide Ansichten haben tüchtige Vertreter und stehen zum wenigsten praktisch im Tagesstreit zur Debatte. Mit einem Apercu aber ist durchaus nichts gethan. vor allem, ehe überhaupt die Debatte beginnt, ist die bona fides beider Theile anzuerkennen; darf nicht jenes ethische Wirkenwollen beim ersteren Fall, das allerdings die Kunst nur als M betrachtet, plötzlich als Bauernfängerei und gemeines Streberthum genommen werden, was

o ungeheuerlich andere Sache ist, daß gewichtigste persönliche Verdachtsmotive vorliegen müßten; und grade diese persönlichen Motive weißt Nissen friedlich von der Hand: das einzige, was er nennt, die gelben Reklameplakate, die ich nebenbei auch erwähnt hatte, wird er doch nicht dem fernen russischen Tolstojaner in die Schuhe schieben wollen — sonst wäre wohl der Autor der Kreutzersonate selbst als der größte Reklameheld des modernen Buchhandels anzusprechen! Nissen belehrt uns, „ein Eingehen auf die etwaige Askese der Christusfigur ist hier für den Malereigebildeten eine unverzeihliche Schwäche, denn sie verlangt eine völlige Hintansetzung und Abtödtung der vor einem Gemälde stets herrschenden malerischen Instinkte“. Nun, das ist eine Ansicht. Noch lange nicht die Ansicht. Es giebt sehr vernünftige Leute, die ganz genau das Gegentheil denken. Ich konstatiere das mehr, als daß ich selbst einseitig Partei nehmen möchte. Mehreres in der Nissenschen Kritik läuft, wie immer bei solchen Sachen, auf reinen Wortstreit hinaus. Sind wir einen Schritt weiter, wenn Sie sich an einen Ausdruck klammern, wie „technisches Raffinement“, und dafür einsetzen „eine gescheit herausprobirte, gut gelöste Rechenarbeit?“ Und eine Stelle in dem Aufsatz ist denn doch sehr bös, — wir übertreiben ja alle schon einmal, aber so etwas: Sie lassen mir allen heiligen Ernstes freundlichst die Wahl, den Begriff „Thier“, „Kind“ oder „Idiot“ auf mich anzuwenden. Denn auf diese, so hören wir, wirkt Gué's Bild — und auf mich hat doch etwas an demselben auch eingestandener Maßen gewirkt . . . Kennen Sie die hübsche Geschichte von Alphonse Daudet — als man ihn fragte, ob er nach seinem Tode lieber begraben oder verbrannt werden wollte? „Beides gleich unangenehm!“ So ergeht es mir mit Ihren drei Ausdrücken. Bei aller Bescheidenheit kann ich keinen so ganz auf mich beziehen. Ueber das „Tier“ bin ich laut Darwin, dem ich unbedingt vertraue, als Mensch zwangsweise hinausgewachsen, Kinder pflegen wir leider in dieser sündigen Welt mit dreißig Jahren nicht mehr zu sein — und meine Stellungnahme zu Lombroso in einem der früheren Hefte dieser Zeitschrift verbietet mir endlich, die Begriffe „Dichter“ und „Idiot“, wenigstens vorläufig — bis auf besseres Beweismaterial — so völlig zu identifizieren. Es hilft also wohl nichts, Gué's Christus muß noch auf einige andere Wesen wirken als die genannten. Das ist schmerzlich für die Theorie . . . denn auch Sie, lieber Nissen, sind von der Sekunde an, wo Sie statt des Pinsels die kritische Feder zur Hand nehmen, nichts besseres und nichts schlimmeres als wir alle — nämlich Theoretiker.

Wilhelm Bölsche.



Theater.

Deutsches Theater. „Hand und Herz.“

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Anzengruber.

Fünfzehn Jahre nach ihrem Entstehen hat endlich Anzengruber's herbste Tragödie in Berlin die ihrer würdige Darstellung gefunden. Fünf Jahre früher, im Ostendtheater und vor einem in mancher Hinsicht noch ungeschulten Publikum, vermochte das Stück nicht durchzudringen. Jetzt fand es einen zwar nicht lauten, aber um so ernsteren und tieferen Beifall. Eine Bettelsuppe für die breiten Massen wird dieses Drama niemals werden. Dazu ist es nicht gefällig und wohlerzogen genug. Wer sich dagegen an dem Bilde einer vor wildem Weh in ihrer Nacktheit aufspringenden Menschheit zu erbauen vermag, der wird dieses Drama lieb gewinnen und in ihm den tragischen Bruder der mit allem Menschlichen so verwegen spielenden Komödie der „Kreuzelschreiber“ erblicken.

Was für Shakespeare die Helden der Sage waren, das waren für Anzengruber die Bauern seiner Heimath und seiner Zeit: volle, reckenhafte Menschen, ungebrochen in ihrem

Empfindungsleben, herrlich in der Freude, furchtbar in der Leidenschaft. Hier brauchte er, an seinem eigenen Ausdruck, nicht erst die Schminke herunter zu kratzen, wenn er das wahre Ge[illegible] schauen wollte. Alles zeigt und äußert sich naiver, unmittelbarer. Die tragische Verstrick[illegible] umschnürt nicht die Kleider, sondern den Leib des Menschen, und wer fällt, der bricht zusamm[illegible] wie eine vom Blitz getroffene Eiche. Höchste Gottheit ist überall die Natur; ihr Widerpa[illegible] mit dem sie oft aus allen Kräften ringt, ist die Menschensatzung. Die Armen aber, [illegible] die der Kampf geführt wird, mögen wohl dabei zu Grunde gehen. Ein solcher, [illegible] Untergang verfallener Mensch ist in dem vorliegenden Drama Katharina Weller, die unsel[illegible] Bigamistin. Nach Menschensatzung gehört ihre Hand dem Jörg Friedner, einem gän[illegible] verkommenen Landstreicher und hartgesottenen Schurken; nach den Gesetzen der Natur geh[illegible] ihr Herz dem braven Großbauern Weller — aber leider hat sie diesem auch die Hand gege[illegible] und hierdurch in sich den Grund gelegt zu tragischer Verwirrung. Anzengruber zeigt, wie [illegible] erste Gatte, soeben aus dem Gefängniß entlassen, plötzlich wieder auftaucht und seine verbrie[illegible] Rechte geltend macht. Freilich, er hat Katharina eines Tages sitzen lassen, aber ihre Ehe [illegible] niemals gesetzlich geschieden worden. Er darf fordern, und er will es. Was kümmert [illegible] daß die Ehe mit Weller eine glückliche und ungetrübte ist, und daß er als dämonischer Stören[illegible] fried erscheint. Er hat keine Lust, sich zu schinden und zu placken, es kommt ihm gerade [illegible] daß er sich bei diesen Reichen zu Tisch setzen und ihnen Speise und Trank gründlich verek[illegible] darf. Mag man sehen, wie man mit ihm fertig wird. Weller ist auf's heftigste erschüttert. [illegible] hat zu seinem Weibe emporgeschaut, er hat sie als den Segen seines Hauses betrachtet. [illegible] steht sie als eine Schuldige und Betrügerin vor ihm. Er weiß sich alles das nicht zu erklä[illegible] Katharina aber beichtet. Einem jungen Bettelmönch und weltunkundigen Grübler, der nächtli[illegible] in einsamer Klosterzelle zwar die Satzungen der Kirche, nicht aber die Natur der menschli[illegible] Leidenschaft kennen gelernt hat, vertraut sie sich an. Vor ihm entschleiert sie ihr ganzes Herz [illegible] vor den Augen eines Blinden. Er versteht nicht, wie es kam, daß die arme, von Allen [illegible] lassene Frau aus ihrem Heimatsorte floh, daß sie bei Weller als Magd sich verdang, daß [illegible] dort mit ihrem ganzen Innern gefesselt wurde, daß sie aus Scham und Glück und Verwirru[illegible] schwieg, als sie das Geständniß einer tief erwiderten Liebe vernahm. Er sieht überall blos [illegible] Sünde, und er strebt in allem blos nach Sühne. Durch seine priesterlichen Ermahnungen [illegible] er die Leidenschaft der armen Frau auf's höchste, so daß sie Gott und der Welt flucht, weil [illegible] für ihre in der Reinheit des Herzens begangene Schuld mit dem Verzicht auf alles Lebens- u[illegible] Liebenswerthe büßen soll. Ein furchtbarer Weheschrei der durch die starre Moral geängstigten Natu[illegible] entringt sich ihr. Sie kann es nicht begreifen, daß sie zu Grunde gehen soll, nicht weil sie frevelte[illegible] sondern weil sie menschlich schwach war. Wie sie, so würde jede Andere auch gehandelt haben, in [illegible] Adern warmes Menschenblut fließt. Und darf man nicht hören auf die Stimme des Blutes? Lock[illegible] sie uns in den Abgrund? — Die gleiche Anklage, aus gleicher Verzweiflung geboren, entfäh[illegible] auch der gepreßten Brust des unglücklichen Weller. Nachdem er den ruchlosen Mörder sein[illegible] Lebensglücks umgebracht und sein Weib durch einen Unglücksfall verloren hat, da ruft er, [illegible] selbst aus einem Ehrenmann zu einem Verbrecher geworden, aus, er wolle vor Gott selber hin[illegible] treten und ihn fragen, warum er die Welt erschaffen habe! In dieser elementaren Auflehnu[illegible] wider alles, was Satzung heißt, besteht für mich der Geist dieses Dramas. Er legt an ein[illegible] bitterernsten Falle das Mißverhältniß zwischen Schuld und Sühne dar, wie es durch d[illegible] herrschenden gesetzlichen Bestimmungen und moralischen Auffassungen so leicht herbeigeführt wi[illegible] Doch glaube ich, daß man Anzengruber falsch auffassen würde, wenn man deshalb in die[illegible] Drama eine bestimmt zugespitzte Tendenz erkennen wollte. Derartiges liegt einem wahren u[illegible] ursprünglichen Dichtergeiste immer fern. Es handelt sich vielmehr um nichts anderes als [illegible] eine tieftragische Stimmung, die sich Luft machen will. Ein Lyriker würde dies in einer Ele[illegible] gethan haben, Anzengruber that es in einem Drama. Er selbst war kein Umstürzler und [illegible] Pessimist, er war blos ein Menschenkenner und Dichter, und daher, wie der ausgelassensten Lu[illegible] so auch dem erschütterndsten Schmerze zugänglich, Beidem die breite Mannesbrust darbietend. Auch in diesem Drama weiß er die Lust dem Schmerz zu gesellen durch Einführung wohlabge[illegible] stimmter Nebenfiguren, deren Einführung aus dem Bedürfniß der Fabel heraus schwer erklä[illegible]

werden kann. Sie sollen ein gelegentliches Aufathmen ermöglichen, die Schwüle durchbrechen, die Spannung lockern. Selbst in seinen Bösewicht, den Friednerjörg, hat Anzengruber einen Strahl von diesem Humor hineingeführt und dadurch das Menschliche in ihm hervortreten lassen. Einen lustigen Müller aber benutzt er dazu, um nach eingetretener Katastrophe die Töne tragischer Ironie als mächtig wirkendes Stimmungsmoment anzuschlagen und hierdurch dem grausigen Schluß seine medusenhafte Starrheit zu nehmen. Auch wird dadurch das Ungenügende des mit Zufälligkeiten verquickten Unterganges der schuldig-unschuldigen Katharina (sie stürzt auf ihrer Flucht von Hause einen Felsabhang hinab) einigermaßen verdeckt.

In der Darstellung ragten Hedwig Niemann (Katharina) und Pohl (Jörg Friedner) hervor. Doch hätte ich Ersterer etwas weniger Routine, Letzterem etwas mehr Schneide gewünscht.

Franz Servaes.

Von neuer Kunst.

In der Ausstellung des Künstlervereins erregen neben den besprochenen Marr'schen Flagellanten eine Reihe von Zeichnungen des mit Recht schnell beliebt gewordenen Hermann Allers und ein Kaiserbild von Anton von Werner die Aufmerksamkeit. Dieses zeigt alle Vorzüge, die schärfste, ja rückhaltlose Naturbeobachtung und die glänzende Vortragsweise unseres Akademiedirektors; sogar die Beseelung — Werners schwache Seite; man denke an den „Singenden Bismarck" — erscheint mir größer als auf allen bisherigen Darstellungen unseres Kaisers, ausgenommen die ideale Kolossalbüste Manthe's. — Hermann Allers hat die „Meininger" im Leben und hinter den Kulissen belauscht und auch hier wie in seinen früheren Werken Momente voll köstlicher Frische festgehalten. Aber mir will scheinen, als sei die Fettschminke für ihn doch nicht ganz ungefährlich gewesen. Er „mimt" hin und wieder und ist, namentlich in den Frauenbildnissen, etwas geleckt, so daß man Lithographien aus den funfziger Jahren zu sehen meint. Auch seine Bleistifthandhabung ist fast zu virtuos geworden. Aber wenn man auch vielleicht mehr Markigkeit wünschen möchte, wenn auch der Humor noch mehr von außen durch seine Beobachtung als aus sonnigem Innern zu kommen scheint, so ist der Künstler doch eine so eigenartige, so sehr erfreuliche Erscheinung, daß man ihm dringend — keinen Erfolg wünschen möchte. Keinen Modeerfolg, denn der würde ihn bald in Manier erstarren lassen. „Such' er den redlichen Gewinn." Der ist beim Volke mehr zu holen als vom liebenswürdigen eitlen Völkchen der Bretter.

Weniger mit den Augen eines persönlichen Freundes seiner Originale erschaut Jos. Block, der bei Gurlitt soeben den Berlinern eine bedeutende neue Kraft enthüllt, seine Welt. Die ausgestellten Oelbilder geben eine lebendige Anschauung von dem inneren Ringen des Künstlers, sich mit sich selbst und allen modernen Richtungen auseinanderzusetzen. Das Tasten hat wohl nicht aufgehört; der Proletarier, der Salon, das Freilichtproblem, peinliche und burschikose Malweise wechseln noch ab; aber in allem ist ein so reiner Wille, so tiefer Ernst, so keusche Sachlichkeit, daß wir das Recht haben, von der Zukunft des Künstlers Bedeutendes zu fordern. Am werthvollsten erscheint neben dem Studienkopf einer lachenden jungen Holländerin mit prächtigen Armen eine Bathseba und „der verlorene Sohn". Die nackte orientalische Schönheit, die auf weißem Linnenlager auf dem Dache ihres weißen Palastes nach dem Bade von zwei braunen Dienerinnen bedient wird, hinter ihr die in weißem Mittagsglanze schimmernden Dächer der Stadt, ist mit großer Feinheit aufgefaßt; die Lichtwirkung des Ganzen vortrefflich. Ueber Davids Geschmack läßt sich freilich streiten. Nach Art unserer Realisten vom linken Flügel hat auch Block aug[illegible] scheinlich eine Ehrfurcht vor der Natur, die in fatale Furcht vor dem Liebenswürdigen üb[illegible] gegangen ist. Und es ist etwas — fin de siècle in dieser Willensunlustigen (und doch [illegible]

unberührten) Gestalt. Derselbe Zug, der in ganz anderer Beleuchtung beim „verlorenen Sohn“ auch den moralisch bankerott gewordenen Gigerl und den cholerischen alten Herrn beherrscht. Das Bild ist ausgezeichnet; eine ungewollte unbarmherzigste Satire auf gewisse Geldkreise; wenn nicht Sodom's Ende, so doch ein Stück Sodom, in packender Charakterisirung. Eine Geschichte ist in diesen Zügen, diesen Händen, daher nicht in zwei Zeilen zu umfassen. — Vielleicht aber auf einer minder großen Leinwand. Mir ist immer, als ob derlei Bilder, die durchaus naturwissenschaftlich unparteiisch beabsichtigt sind, schließlich durch den großen Maßstab wie krasse Tendenz wirken.

H. Schliepmann.

Wie ein Epos auf unsere Arbeiterwelt wirkt, ließ sich beobachten in der öffentlichen Vorlesung, welche dieser Tage die „Freie Volksbühne“ im Konzerthause Sanssouci veranstaltete. Es galt, einer tausendköpfigen Volksmasse den ersten Teil des Heinrich Hart'schen Liedes der Menschheit, „Tul und Nahila,“ zum Verständniß zu bringen. Diese schwierige Aufgabe hatte der Schriftsteller Richard Dehmel übernommen. Derselbe sprach mit einer natürlichen, rezitatorisch nur leicht gefeilten, aber weithin verständlichen Stimme und bekundete ein selten feines Verständniß der Dichtung sowie eine auffallende Beweglichkeit und Modulation der Stimmung. Das Publikum, welches fast völlig aus Proletariern bestand und diesmal — wegen der gleichzeitigen Vorlesung der „Freien Literarischen Gesellschaft“ — nahezu keine literarische Ader zeigte, folgte der Vorlesung mit Spannung und musterhafter Stille. Anfangs war zu merken, wie die Fremdartigkeit des Stoffes mit seinen vorgeschichtlichen Wesen, welche kaum die Schwelle des Menschenthums überschritten haben, und seiner Tropenlandschaft sich etwas mühsam Verständniß eroberte. Aber schon nach der ersten der in die Rezitation eingeschalteten fünf Pausen schien das Publikum genügend mit jener Urwelt vertraut zu sein. Immerhin zeigte sich das Bedürfniß nach einem eingehenden Vorworte. Zwar hatte der Vorsitzende der „Freien Volksbühne,“ Bruno Wille, eine Einleitung improvisirt, in welcher das Publikum auf die Fremdartigkeit des Stoffes vorbereitet und auf den kulturgeschichtlichen Gehalt der Dichtung, insbesondere seinen Anschluß an die Forschungen eines Darwin, Häckel, Morgan und Engels, aufmerksam gemacht wurde. Indessen konnte diese Belehrung wegen des Mangels an Zeit nur eine äußerst gedrungene sein. Ueber den Eindruck, welchen die Dichtung auf die Masse der Handarbeiter machte, hörte der Verfasser dieser Zeilen mehrere ziemlich maßgebende Stimmen. Danach hat die frühere Vorlesung von Gedichten, denen theilweise eine sozialpolitisch aufrüttelnde Tendenz eigen ist, stärker gewirkt. Dennoch sind die Anregungen durch „Tul und Nahila“ als schätzenswerth, fein, edel und nachhaltig empfunden worden. Nur den wenigen Anwesenden von eigentlich litterarischer Bildung war es diesmal, wie schon bei der Darstellung von Gerhart Hauptmann's „Vor Sonnenaufgang“, etwas befremdend, daß die sinnlichen Liebesscenen von der Arbeiterwelt zuweilen mit einem schmunzelnden Behagen aufgenommen wurden. Das scheint mir aber durchaus kein Zeichen von Roheit, sondern ein solches von Naivetät zu sein. Ich glaube, daß gewisse Stellen der Homerischen Gesänge bei dem altgriechischen Volke dieselbe Aufnahme gefunden haben. Und das steht doch wohl fest, daß unsere „Gebildeten“ nur ihre Mienen besser im Zaume halten, als der einfache Mensch aus dem Volke, aber raffinirter, als dieser, für Sinnlichkeit empfänglich sind.

Diejenigen Stellen der Dichtung, welche mir den stärksten Eindruck hervorzurufen schienen, waren Tul's Kampf mit dem Tieger, die Pflege des Schwerverwundeten durch Nahila, sein Genesen und die Vertiefung seiner Liebe durch das Bewußtsein, ein so hingebendes und opferwilliges Weib zu besitzen. Mit gespanntem Interesse wurden die kulturellen Fortschritte der beiden urmenschlichen Genies, die Erfindungen der Feuerbereitung, des Kahnes und der Hausthierzucht, sowie ihre moralischen Errungenschaften verfolgt. Hoch erfreulich war auch diesmal die Hingabe des Publikums der „Freien Volksbühne“ an das ihm vorgeführte Geisteswerk, eine Hingabe, welche selbst gegen Ende der dreistündigen Vorlesung nicht erlahmte.

Th. St.

Freie Litterarische Gesellschaft. Es besteht in Berlin ein zweifelloses Bedürfniß nach litterarischen Vereinigungen, die wirkliche Anregung geben. Die „Berliner Presse“, ebenso groß an Umfang wie an vortrefflichsten Absichten, leistet hier thatsächlich so gut wie nichts. Ein erster erfolgreicher Ausweg bot sich in den Freien Bühnen. Aber nur eine, nur die „Freie Volksbühne“ erweiterte ihr Programm so, daß auch dem Nichtdramatischen, dem Lyrischen, dem Epischen und Aesthetischen in passendem Vortrag Raum gegeben wurde. Kein Wunder, daß Sonderunternehmen sich hervorwagen, die nun wieder das Aufführen von Stücken als das weniger Wichtige oder bereits Erledigte bei Seite schieben und jenes andere Gebiet zu pflegen sich berufen fühlen. Unter solchem Gesichtspunkt ist die „Freie Litterarische Gesellschaft“ in's Leben getreten. Sie bezweckt öffentliche Vorlese-Abende, Anlegung einer Bibliothek und zwangslose Veröffentlichung von dichterischen und ästhetischen Werken. Schriftsteller werden ordentliche Mitglieder, für nicht dichtende oder doch nicht allgemein „schreibende“ Menschenkinder bleibt das „außerordentlich“ als Unterscheidungsmerkmal, übrigens ohne erhöhte Steuer und nahezu ohne verminderte Rechte. Die Eintrittsgebühr beträgt 1 Mark, ebenso viel der monatliche Beitrag, wofür Vereinsbibliothek, Lesezimmer, Vortragsabende, sowie die Veröffentlichungen des Vereins frei zur Verfügung stehen — ohne Ausnahmeparagraphen! Der Vorstand setzt sich aus neun Mitgliedern zusammen; laut erster Wahl ist Ehrenvorsitzender Theodor Fontane, Vorsitzender Heinrich Hart.

So viel im Allgemeinen.

Die Premiere des jungen Vereins — ein erster öffentlicher Deklamationsabend — fand am letzten Freitag im Hotel Imperial statt. Ernst von Wolzogen hielt eine kurze Festrede, die mit ein paar klaren Worten die Richtung bezeichnete: möglichst parteilos, nur nicht unmodern, keine unnöthigen Brutalitäten, aber auch keine Kaffeekränzchen für höhere Töchter; und in allem wirkliches Schaffen für die Kunst, keine Vereinsmeierei und Sensationsmache. Die Herren Emanuel Reicher und Arthur Kraußneck, sowie Fräulein Ruscha Butze hatten das bei schauderhaftester Akustik nicht gerade leichte Amt übernommen, eine Reihe ausgewählter Dichtungen durch die Kunstmittel ihrer Stimme noch zu heben, — wie die Namen schon sagen: bewährteste Kräfte; zumal Fräulein Ruscha Butze leistete das denkbar Beste. Bei den Dichtungen selbst zeigten sich hier und da Mißstände, die aber dem Verein schon deshalb nicht zur Last fallen, weil eine seiner wesentlichsten Aufgaben gerade im deutlichen Aufzeigen derselben besteht. Ich meine das so: unsere zeitgenössische Dichtung ist der Deklamation entfremdet; Mangel an Gelegenheit hat diese ganze Seite der Kunst gelähmt, sie muß erst langsam wieder Kraft gewinnen und sich ihres Mangels bewußt werden eben bei solchen Deklamationsproben. Während eine der wenigen Nummern der Reihe, die auf den lauten Vortrag bewußt zugespitzt war, das „Geständniß“ von Adalbert von Hanstein, zu klarer Wirkung kam, gingen Skizzen von Roberts Liliencron, Sudermann stark verloren. Fontane kam wohl lediglich durch die Mängel der Akustik um den Preis. Rührung weckte ein Gedicht des armen Conradi, schon assoziativ, weil es sein „letztes“ war. Den lautesten Beifall hat meines Erachtens wohl „Auf der Fahrt nach Berlin“ von Julius Hart errungen. „Homo sum“, dem es entnommen war, enthält übrigens noch weit bessere Gedichte als grade dieses, und das Tempo, das Herr Kraußneck anschlug, war zwar ein Meisterstück der Deklamationskunst, aber sicherlich keine Interpretation der Dichterabsicht. Immerhin bewährte sich selbst so, daß die Hart'sche Lyrik und Epik von der gesammten zeitgenössischen innerlich am meisten nach Vortrag verlangt. Bei den „zwei Bildern“ von Arno Holz schlug die Schlußpointe durch — aber auch von ihm giebt es weit, weit bessere und charakteristischere lyrische Perlen! Die Engel'sche Novelle war entschieden viel zu lang im Verhältniß zu dem Originellen im Inhalt. Im Ganzen war der Abend eine werthvolle That, die wärmster Beifall lohnte. Und Thaten sind es, was wir brauchen, Momente, da die Leistung hervortritt im Gegensatz zu der kritischen Kannegießerei und Nörgelei. **W. B.**



Hunger.

Von

Knut Hamsun.

Deutsch von **M. v. Borch.**

(3. Fortsetzung.)

Ja, natürlich! sagte ich bitter, weshalb sollte ich meine Schlüssel denn auch nicht verlieren? Da wohne ich nun auf einem Hof, auf dem unten ein Stall, und oben eine Klempnerwerkstatt ist; der Thorweg wird des Nachts geschlossen, und Niemand, Niemand kann ihn aufschließen — weshalb sollte ich denn nicht auch meine Schlüssel verlieren? Ich bin durchnäßt wie ein Hund, ein bischen hungrig, ein ganz klein bischen hungrig, und lächerlich müde in den Knieen — weshalb sie denn nicht verlieren? Weshalb war eigentlich nicht noch obendrein das ganze Haus nach Aker ausgerückt, wenn ich kam und hineinwollte? . . . Und, verhärtet von Hunger und Verkommenheit, lachte ich in mich hinein.

Ich hörte die Pferde im Stalle stampfen und konnte mein Fenster sehen; aber den Thorweg konnte ich nicht öffnen, und hinein konnte ich auch nicht. Müde und erbittert beschloß ich denn, nach der Brücke zurückzugehen und meine Schlüssel zu suchen.

Es fing wieder an zu regnen, und ich spürte schon, wie das Wasser mir auf den Schultern bis auf die Haut durch drang. Am Rathhaus kam mir plötzlich ein lichter Gedanke: ich wollte die Polizei ersuchen, mir den Thorweg zu öffnen. Sofort wandte ich mich an einen Konstabler und bat ihn inständig, mitzukommen, und mich hineinzulassen, wenn er könne.

Ja, wenn er könne, ja! aber er konnte nicht; er hatte keine Schlüssel. Die Polizeischlüssel waren nicht hier, die waren in der Detektivabtheillung.

Was nun thun?

Ja, nach einem Hotel gehen und sich schlafen legen.

In's Hotel konnte ich nicht gehen; ich hatte kein Geld. Hatte lange gebummelt . . . in einem Café . . . verstehen wohl! . . .

Wir standen einen Augenblick auf den Rathhausstufen. Er überlegte und bedachte sich und besah sich meine Person. Der Regen strömte herab.

„Gehen Sie hinein zum Wachthabenden und melden sie sich als obdachlos," sagte er.

Obdachlos? Das war mir noch nicht eingefallen. Ja, Tod und Teufel, das war eine gute Idee! Und ich dankte dem Konstabler sofort für diesen vorzüglichen Einfall. Ob ich nur ganz einfach hineinzugehen und zu sagen brauche, ich sei obdachlos?

Ganz einfach! . . .

„Ihr Name?" fragte der Wachthabende.

„Tangen — Andreas Tangen."

Ich weiß nicht, weshalb ich log. Meine Gedanken flatterten lose umher und brachten mir mehr Einfälle, als ich gebrauchen konnte; dieser fernliegende Name fiel mir im Augenblick ein, und ich schleuderte ihn ohne irgend welche Berechnung hinaus. Ich log ohne Notwendigkeit.

„Beschäftigung?“

Dies hieß mir den Stuhl vor die Thür setzen. Hm! Beschäftigung! Welches war denn meine Beschäftigung? Zuerst wollte ich mich zum Klempner machen, aber das wagte ich nicht; ich hatte mir einen Namen beigelegt, den nicht jeder Klempner hat; außerdem trug ich eine Brille. Da fiel mir ein, frech zu sein; ich trat einen Schritt vor und sagte fest und feierlich:

„Journalist.“

Der Wachthabende fuhr zusammen, bevor er schrieb, und groß wie ein obdachloser Staatsrat stand ich vor den Schranken. Es weckte keinen Argwohn, daß ich mit meiner Antwort gezögert hatte. Wie sah es denn auch aus — ein Journalist auf dem Rathause, ohne Dach überm Kopfe!

„Bei welcher Zeitung — Herr Tangen?“

„Beim „Morgenblatt“, sagte ich. „Leider habe ich heute Abend ein bischen lange gebummelt . . .“

„Ach, davon ist ja gar keine Rede!“ unterbrach er mich und fügte lächelnd hinzu: „Wenn die Jugend mal bummelt . . . ganz begreiflich . . .“ Zu einem Konstabler gewandt, sagte er dann, indem er aufstand und sich höflich vor mir verbeugte: „Führen Sie den Herrn in die reservierte Abtheilung hinauf. Gute Nacht!“

Es lief mir kalt über den Rücken bei meiner eigenen Frechheit, und ich ballte die Fäuste, um mich zu steifen. Wenn ich doch nur nicht das „Morgenblatt“ mit in die Sache gemengt hätte! Ich wußte, daß Redakteur Friele die Zähne fletschen konnte, und als der Schlüssel im Schlosse knirschte, erinnerte mich dieser Laut daran.

„Das Gas brennt 10 Minuten,“ sagte der Konstabler noch in der Thür.

„Und dann wird es ausgelöscht?“

„Dann wird es ausgelöscht.“

Ich setzte mich aufs Bett und hörte, wie der Schlüssel umgedreht wurde. Die helle Zelle sah so freundlich aus; ich fühlte mich so heimisch und horchte mit Wohlbehagen auf den Regen draußen. Ich wünschte mir garnichts besseres, als solch eine kleine behagliche Zelle! Meine Zufriedenheit stieg; mit dem Hut in der Hand und den Blick auf die Gasflamme an der Wand gerichtet, sitze ich auf der Bettkante; ich mußte an die verschiedenen Momente dieser meiner Begegnung mit der Polizei denken. Die erste! Und wie hatte ich sie angeführt! Journalist Tangen, wie? Und dann das „Morgenblatt“! Wie hatte ich den Mann mitten in's Herz getroffen mit dem „Morgenblatt“! Davon ist gar keine Rede, wie? Bis 2 Uhr in voller Gala in „Stifsgaarden“ gewesen, den Hausschlüssel und die Brieftasche mit einigen 1000 Kronen zu Hause vergessen! Führen Sie den Herrn in die reservierte Abtheilung hinauf . . .

Da plötzlich verlischt das Gas, so sonderbar plötzlich, ohne abzunehmen, ohne hinzuschwinden; ich sitze in tiefer Dunkelheit, kann nicht meine Hand, nicht die weißen Wände um mich her sehen, nichts! Es bleibt nichts anderes übrig, als schlafen zu gehen. Und ich kleidete mich aus.

Aber ich war nicht schlafmüde und konnte nicht schlafen. Ein Zeit lang lag ich da und starrte in's Dunkel, dieses dicke Massendunkel, das keinen Boden hat und das ich nicht begreifen konnte. Mein Gedanke vermochte es nicht zu fassen. Es war über alle Maaßen dunkel, und es bedrückte mich. Ich schloß die Augen, begann halblaut zu singen, warf mich auf der Pritsche hin und her, um mich zu zerstreuen: aber ohne Erfolg. Das Dunkel hatte meine Gedanken gefangen und ließ mich nicht einen Augenblick in Frieden. Wie, wenn ich selbst mich in Dunkel aufgelöst hätte, eins damit geworden wäre? Ich richte mich im Bette auf und schlage mit den Armen aus.

Mein nervöser Zustand hatte Ueberhand genommen, und wie sehr ich auch dagegen anarbeitete — es nützte mir nichts. Ich war eine Beute der eigentümlichsten Fantasien, wollte mich selbst beruhigen, summte Wiegenlieder und schwitzte vor An=

allen Gefangenen. Ein obdachloser Staatsrat, wenn ich mich so ausdrücken dürf.
Fortwährend in der besten Stimmung, den Blick auf die immer heller werden
Scheibe in der Mauer gerichtet, amüsierte ich mich damit, Staatsrat zu spiel
nannte mich „von Tangen" und setzte meine Rede in Ministerialstyl. M
Fantasien hatten nicht aufgehört, nur war ich weniger nervös. Wenn ich nur n
die bedauerliche Nachlässigkeit begangen und meine Brieftasche zu Hause verge
hätte! Ob ich die Ehre haben dürfe, dem Herrn Staatsrath ins Bett zu hel
Und mit tiefstem Ernst, mit vielen Ceremonien ging ich an die Pritsche und
mich nieder.

Jetzt war es so hell geworden, daß ich die Umrisse der Zelle erkennen konnte,
gleich darauf unterschied ich auch die schweren Riegel der Thür. Das zerstreute mi
Das einförmige, irritierende, undurchdringliche Dunkel, das mich verhindert hatte,
selbst zu sehen, war gebrochen; mein Blut beruhigte sich, und bald fühlte ich,
sich meine Augen schlossen.

Ich wurde durch ein paar Schläge gegen meine Thür geweckt. In aller E
sprang ich aus dem Bett und kleidete mich schnell an; meine Kleider waren noch
gestern Abend durchnäßt.

„Melden Sie sich man unten beim Jourhabenden," sagte der Konstabler.

Also wieder Formalitäten durchzumachen! dachte ich bange.

Ich kam nach unten in ein großes Zimmer, wo dreißig oder vierzig Mensch
saßen, alle obdachlos. Und Einer nach dem Andern wurde aus dem Protokoll a
gerufen, Einer nach dem Andern bekam eine Karte für Essen. Der Jourhab
sagte beständig zu dem neben ihm stehenden Konstabler:

„Hat er eine Karte bekommen? Ja, vergessen Sie nur nicht, ihnen Karten z
geben. Sie sehen aus, als könnten sie eine Mahlzeit brauchen."

Und ich stand da und sah auf die Karten und wünschte mir eine.

„Andreas Tangen, Journalist!"

Ich trat vor und verbeugte mich.

„Aber Bester, wie sind Sie hierhergekommen?"

Ich erklärte den ganzen Zusammenhang, gab die Geschichte von gestern Abe
zum Besten, log mit offenen Augen, ohne mit einer Wimper zu zucken, log mit d
größten Aufrichtigkeit. Habe ein bischen lange gebummelt, leider . . . im Café . .
Haustürschlüssel verloren . . . .

„Ja", sagte er und lachte, „so geht es! Haben Sie denn gut geschlafen?"

„Wie ein Staatsrat!" sagte ich. „Wie ein Staatsrat!"

„Freut mich!" sagte er und stand auf. „Guten Morgen!"

Und ich ging.

Eine Karte! Auch für mich eine Karte! Seit langen drei Tagen und Näch
habe ich nichts gegessen. Ein Brod! Aber Niemand bot mir eine Karte an,
ich hatte nicht den Muth, eine zu verlangen. Das würde Mißtrauen erregt ha
Mit stolz erhobenem Haupt, mit millionärer Haltung schreite ich zum Rathaus hin

Die Sonne schien schon warm, es war 10 Uhr, und der Verkehr auf de
Youngstorvet war in vollem Gange. Wohin nun? Ich schlage auf meine Tasche
fühle nach meinem Manuskript; sobald es 11 Uhr, wollte ich versuchen,
Redakteur zu treffen. Ich stand eine Weile auf der Balustrade und beobachte
Leben unter mir; inzwischen fing mein Anzug an zu dampfen. Der Hun
meldete sich wieder, nagte in meiner Brust, pochte und versetzte mir kleine,
Stiche, die mir Schmerz verursachten. Hatte ich denn wirklich keinen Freund, ke
Bekannten, an den ich mich wenden konnte? Ich suche in meiner Erinnerung,
einen Mann zu finden, der mir 10 Öre geben würde, und finde ihn nicht. Es
doch ein so herrlicher Tag; so viel Sonne und so viel Licht rund um mich her;
Himmel wogte wie ein zartes Meer über den Bergen . . .

Ohne es zu bemerken, befand ich mich auf dem Wege nach Hause.

Mich hungerte fürcherlich und ich nahm einen Holzspahn von der Straße auf, um daran zu kauen. Es half. Daß ich daran nicht schon früher gedacht hatte!

Der Thorweg stand offen; der Pferdeknecht wünschte mir wie gewöhnlich Guten Morgen.

„Schönes Wetter!“ sagte er.

„Ja“, entgegnete ich. Weiter fand ich nichts zu sagen. Konnte ich ihn bitten, mir eine Krone zu leihen? Er that es gewiß gern, wenn er konnte. Außerdem hatte ich einmal einen Brief für ihn geschrieben.

Er stand da und schluckte an etwas, was er mir sagen wollte.

„Schönes Wetter, ja Herr. Ich habe heute meiner Wirtin zu zahlen, Sie könnten mir am Ende nicht 5 Kronen leihen, was? Blos auf 'n paar Tage. Sie sind mir ja schon mal gefällig gewesen.“

„Nein, das kann ich wirklich nicht, Jens Olaf,“ sagte ich. „Jetzt nicht. Vielleicht späterhin, heute Nachmittag vielleicht.“ Damit schwankte ich die Treppe zu meinem Zimmer hinauf.

Hier warf ich mich auf's Bett und lachte. Was für ein Schweineglück, daß er mir zuvorgekommen war! Meine Ehre war gerettet! 5 Kronen — Gott bewahre Dich, Mensch! Du hättest ebenso gut fünf Aktien der Dampfküche von mir verlangen können oder einen Herrensitz draußen in Aker.

Und der Gedanke an diese 5 Kronen ließ mich immer lauter und lauter lachen. War ich nicht ein Teufelskerl? Wie? 5 Kronen! Ja, dazu war ich der rechte Mann! Meine Lustigkeit nahm zu und ich überließ mich ihr. Pfui, zum Teufel, wie es hier nach Essen riecht! Der echte frische Karbonadengeruch von Mittag her! Pfui! Und ich stoße das Fenster auf, um den abscheulichen Geruch hinaus zu lassen. Kellner! Ein halbes Beefsteak! Und mich zum Tische wendend, zu diesem gebrechlichen Tisch, den ich mit den Knieen stützen mußte, wenn ich schrieb, verbeugte ich mich tief und fragte: Befehlen Sie vielleicht ein Glas Wein? Nein? Mein Name ist Tangen, Staatsrat Tangen. Leider habe ich ein wenig zu lange gebummelt . . . Thürschlüssel . . .

Und zügellos begaben meine Gedanken sich wiederum auf wirre Pfade. Ich wußte, daß ich unzusammenhängend sprach, und ich sagte kein Wort, das ich nicht hörte oder verstand. Ich sagte mir: Jetzt redest Du wieder unzusammenhängend! Und doch konnte ich es nicht ändern. Es war, als läge ich wach und spräche im Schlaf. Mein Kopf war leicht, ohne Schmerz, ohne Druck, und mein Geist war klar. Ich segelte von dannen und leistete keinen Widerstand.

Kommt herein! Ja, kommt nur herrein! Wie Ihr seht, alles von Rubin. Ylajali, Ylajali! Der rote schwellende Seidendivan! Wie heftig sie athmet! Küß mich, Geliebte! mehr! mehr! Deine Arme sind wie weißer Bernstein, Deine Lippen leuchten . . . Kellner, ich habe ein Beefsteak bestellt . . .

Die Sonne schien in mein Fenster, unten hörte ich die Pferde ihren Hafer kauen. Ich saß und sog an meinem Holzspahn, vergnügt und heiteren Sinnes wie ein Kind. Unaufhörlich hatte ich nach dem Manuskript gefühlt; ich trug es nicht einmal im Gedanken, aber der Instinkt sagte mir, daß es existiere, mein Blut erinnere mich daran. Und ich zog es hervor.

Es war feucht geworden, deßhalb breitete ich es aus und legte es in den Sonnenschein. Dann begann ich in meinem Zimmer auf und ab zu gehen. Wie niederdrückend alles aussah! Auf dem Fußboden rund umher kleine Ueberbleibsel von Blechplatten, aber kein Stuhl zum Sitzen, nicht einmal ein Nagel an den nackten Wänden; Alles war nach „Onkel's“ Keller gewandert und verzehrt. Auf dem Tisch ein paar Bogen Papier, die eine dicke Staubschicht trugen — das war alles, was mir gehörte; die alte, grüne Decke auf dem Bett hatte Hans Pauli mir vor einigen Monaten

geborgt . . . Hans Pauli! Ich knipse mit den Fingern. Hans Pauli Pettersen muß mir helfen! Und ich besinne mich auf seine Adresse. Wie hatte ich Hans Pauli vergessen können! Er würde gewiß sehr böse sein, daß ich mich nicht sofort an ihn gewandt hatte. Schnell setze ich meinen Hut auf, sammle das Manuskript zusammen, stecke es in die Tasche und laufe die Treppe hinunter.

„Hör mal, Jens Olaf," rief ich in den Stall hinein, „ich glaube ganz bestimmt, daß ich dir heute Nachmittag helfen kann!"

Vor dem Rathause angelangt, sehe ich, daß die Uhr über elf ist, und so beschließe ich, sofort in die Redaktion zu gehen. Vor der Bureautür blieb ich stehen, um zu sehen, ob meine Papiere nach der Seitenzahl geordnet lägen; ich glättete sie sorgfältig, steckte sie wieder in die Tasche und klopfte an. Mein Herz schlug hörbar, als ich eintrat.

Der Mann mit der Scheere ist wie gewöhnlich zur Stelle. Ich frage ängstlich nach dem Redakteur. Keine Antwort. Der Mann sitzt und bohrt die Lokalnotizen aus den Provinzblättern heraus.

Ich wiederhole meine Frage und trete weiter vor.

Der Redakteur sei noch nicht da, sagte er endlich ohne aufzusehen.

Wann er käme?

Ganz unbestimmt, wirklich ganz unbestimmt.

Wie lange das Bureau geöffnet sei?

Hierauf erhielt ich keine Antwort und mußte gehen. Der Mensch hatte während der ganzen Zeit nicht einen Blick auf mich geworfen; er hatte meine Stimme gehört und mich daran erkannt. So schlecht bist du hier angeschrieben, daß man es nicht einmal der Mühe wert hält, dir zu antworten, dachte ich. Ob das wohl auf Befehl des Redakteurs geschieht? Allerdings hatte ich ihn, seitdem er mein berühmtes Feuilleton zu 10 Kronen angenommen, mit Arbeiten überschwemmt, hatte ihm die Türen fast täglich mit unbrauchbaren Dingen eingerannt, die er hatte durchlesen und mir zurückgeben müssen. Dem wollte er vielleicht ein Ende machen, seine Vorsichtsmaßregeln treffen . . . Ich begab mich auf den Weg nach Homandsbyen hinaus.

Hans Pauli Pettersen war ein Bauernstudent, der im Hof fünf Treppen hoch in einer Bodenkammer wohnte: Hans Pauli Pettersen war also ein armer Mann. Wenn er aber eine Krone hatte, so würde er sie hergeben. Ich würde sie so sicher bekommen, als ob ich sie schon in der Tasche hätte. Während des ganzen Weges freute ich mich auf diese Krone, — so gewiß war ich ihrer. Als ich an die Haustür kam, war sie geschlossen und ich mußte läuten.

„Ich möchte Student Pettersen sprechen," sagte ich und wollte hinein. „ich kenne sein Zimmer."

„Student Pettersen?" wiederholte das Mädchen. Ob es der gewesen, der in der Bodenkammer gewohnt? Der sei ausgezogen. Wohin, wisse sie nicht; seine Briefe hatte er sich aber hinunter nach der Toldbodgade zu Hermansen schicken lassen, und dann nannte sie die Nummer.

Voll Glauben und Hoffnung gehe ich die ganze Toldbodgade hinunter, um Hans Pauli's Adresse zu erfragen. Dies war der letzte Ausweg, und ich mußte ihn ausnützen. Unterwegs kam ich an einem Neubau vorüber, vor dem zwei Tischler standen und hobelten. Ich griff in den Haufen hinein, nahm ein paar blanke Spähne heraus, und steckte den einen in den Mund und den andern für später in die Tasche. Dann setzte ich meinen Weg fort. Ich stöhnte vor Hunger. In einem Bäckerladen hatte ich ein wunderbar großes Zehnörebrod im Fenster gesehen, das größte Brod, das für den Preis überhaupt zu haben war.

„Ich komme, um mich nach Student Pettersen's Adresse zu erkundigen."

„Bernt Ankers Gade Nr. 10, Dachwohnung." — Ob ich hinaus wolle? Na,

ob ich dann so gut sein wolle und ein paar Briefe mitnehmen, die für ihn angekommen?

Ich gehe hinauf in die Stadt, denselben Weg, den ich gekommen, gehe wieder an den Tischlern vorüber, die jetzt mit ihren Blechtöpfen zwischen den Knieen dasaßen und ihr gutes Dampfküchenmittagbrod aßen; passiere den Bäckerladen, wo das Zehnörebrod noch an seinem Platz liegt und erreiche endlich halb tod vor Ermattung Bernt Ankers Gade. Die Thür war offen, und ich stieg die vielen beschwerlichen Treppen nach der Dachwohnung hinauf, ziehe die Briefe aus der Tasche, um Hans Pauli gleich mit einem Schlage in gute Laune zu versetzen, wenn ich bei ihm eintrat.

Er würde mir diese Gefälligkeit gewiß nicht abschlagen, wenn ich ihm die Verhältnisse auseinander setzte, ganz gewiß nicht. Hans Pauli hatte ein so edles Herz, das hatte ich ihm so oft nachgesagt . . .

An der Thür fand ich seine Karte: „H. P. Pettersen, stud. theol. — nach Hause gereist.“

Ich setzte mich, setzte mich auf den kalten Fußboden, dumpf, müde, gebrochen. Ein paar Mal wiederhole ich mechanisch: „Nach Hause gereist! nach Hause gereist! Dann bin ich ganz still. Keine Thräne in meinen Augen, kein Gedanke, kein Gefühl. Mit aufgerissenen Augen saß ich da und starrte auf die Briefe, ohne irgend etwas zu unternehmen. Es vergingen 10 Minuten, vielleicht 20, oder mehr; ich saß beständig auf demselben Fleck und rührte keinen Finger. Dieses dumpfe Brüten war beinahe wie ein Schlummer. Jetzt höre ich Jemanden auf der Treppe; ich stehe auf und sage:

„Ich suche Student Pettersen, hier sind zwei Briefe für ihn.“

„Er ist nach Hause gereist,“ antwortet die Frau. „Aber nach den Ferien kommt er wieder. Wenn Sie wollen, kann ich die Briefe an mich nehmen.“

„Ja, danke, das ist mir sehr angenehm,“ sagte ich, „dann findet er sie, wenn er zurück kommt. Es könnte was wichtiges drin stehen. Guten Morgen!“

Unten angekommen blieb ich stehen und sagte laut, mitten auf offener Straße, mit geballten Fäusten: Ich will Dir was sagen, mein lieber Herrgott, Du bist ein Alles eins! Und ich nicke wie rasend und schreie mit zusammengekniffenen Zähnen nach den Wolken hinauf: Hol mich der Teufel, Du bist ein Alles eins!

Ich ging ein paar Schritte und blieb wieder stehen. Plötzlich verändere ich die Haltung, falte die Hände und lege den Kopf auf die Seite und frage mit süßer, frommer Stimme:

„Hast Du denn auch hinauf gerufen zu ihm, mein Kind?

Das klang nicht richtig.

Mit großem I, sage ich, vollem großen I! Also nochmal: Hast Du denn auch hinauf gerufen zu IHM, mein Kind? Und ich lasse den Kopf sinken und mache meine Stimme weinerlich und antworte: Nein!

Das klang auch noch nicht richtig.

Du Narr, Du verstehst ja nicht zu heucheln! Ja, mußt Du sagen, ja, ich habe Gott den Herrn angerufen! Und du mußt Dir die jämmerlichste Melodie zu Deinen Worten nehmen, die Du je gehört. Soo — nur noch einmal! Ja, das war schon besser. Aber Du mußt seufzen, seufzen wie ein Lungenpfeifer. So—o.

Und so unterweise ich mich in der Heuchelei, stampfe ungeduldig mit dem Fuß wenn es mir nicht gelingen will, und schelte mich selbst einen Dummkopf, während die erstaunten Passanten sich umdrehen und mich betrachten.

Ich kaute ununterbrochen an meinem Hobelspahn und wankte, so schnell ich konnte, die Straßen hinunter. Eh' ich mich's versah, war ich schon unten am Eisenbahnplatz. An der Erlöserkirche zeigte die Uhr auf halb Zwei. Ich stand einen Augenblick und überlegte. Ein matter Schweiß brach aus meinem Gesicht hervor und sickerte mir in die Augen. Komm mit auf die Brücke, sagte ich zu mir. Das

heißt, wenn Du Zeit hast? Und ich machte mir eine Verbeugung und ging hinunter nach der Eisenbahnbrücke.

Draußen lagen die Schiffe, die See wogte im Sonnenschein. Ueberall emsige Bewegung, tönende Dampfpfeifen, Träger mit Kisten auf den Schultern, munterer Gesang der Auflader bei den Prahmen. Eine Kuchenfrau sitzt in meiner Nähe und beugt sich mit ihrer braunen Nase über ihre Waaren. Der kleine Tisch ist sündhaft voll von Näschereien, und ich wende mich unwillig von diesem Anblick ab. Der Essengeruch erfüllt den ganzen Kai; pfui, die Fenster auf! Ich wende mich an einen Herrn, der neben mir sitzt und stelle ihm eindringlich diesen Uebelstand mit den Kuchenweibern hier und den Kuchenweibern da vor . . . Nicht? Nun, aber Sie werden doch wohl zugeben, daß . . . Aber der gute Mann witterte Unrat und ließ mich nicht einmal zu Ende reden, sondern erhob sich und ging. Auch ich stand auf und folgte ihm, fest entschlossen, dem Manne seinen Irrtum zu beweisen.

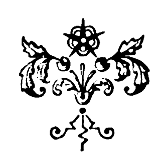
„Sogar aus Rücksicht auf die sanitären Verhältnisse,“ sagte ich und klopfte ihn auf die Schulter.

„Entschuldigen Sie, ich bin hier fremd und weiß nichts von den sanitären Verhältnissen,“ sagte er und starrte mich entsetzt an.

Das verändere allerdings die Sache, — wenn er fremd sei . . . Ob ich ihm vielleicht irgend wie dienen könne? Ihn umherführen? Nicht? Es würde mir sonst ein Vergnügen sein und solle ihn nichts kosten.

Aber der Mann wollte mich absolut los werden und lief schnell über die Straße auf das andere Trottoir.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction i. V. Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide in Berlin.



Gedankenfreiheit und moderne Zwangsjacken.

Von

Dr. med. Thomas Stockmann.

„Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen;
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei
Stets wächst ihm die Kraft aus der Erde neu!“
(**Schiller**).

I.

Als ich Strindberg's Tragikomödie „Der Vater“ las, empfand ich besonders an einer Stelle jene bittere Heiterkeit, welche die Bekanntschaft mit einer peinlichen Wahrheit zu erregen pflegt. Nachdem „der Vater“ in rasendem Freiheitsdrang mit Muskel und Stahl aus seinem improvisirten Kerker herausgebrochen ist, läßt er sich von seiner Amme unter Erweckung süßer Kindheitserinnerungen in die Zwangsjacke hineinschmeicheln . . . .

Warum ich bitter lachte? Weil ich Jemand kenne, der mit Strindbergs „Vater“ eine verfluchte Aehnlichkeit hat, und weil dieser Jemand meinem Herzen sehr nahe steht. Dieser Jemand heißt Volk! . . . Doch ich will meine vorlauten Stimmungen unterdrücken und meine Gedanken geordnet, wie es sich gehört, vortragen.

Fangen wir also schulgemäß mit dem Begriff, mit der Definition an. Was heißt Gedankenfreiheit? Zunächst natürlich, was heißt Freiheit?

Wenn ein Vogel sich im Käfig befindet, so nennen wir ihn unfrei. Warum? Offenbar deswegen, weil der Vogel nicht dahin fliegen **kann**, wohin er wohl fliegen **möchte**, weil seinem naturgemäßen Wollen künstliche Schranken gesetzt sind. — Wenn ein Kind in der Schule unterrichtet wird, dann hat es **nicht** „frei“, weil es vielerlei nicht **kann**, was es wohl **will**; darf es doch nicht von der Schulbank aufspringen und zum Spiel hinauslaufen; darf es doch nicht einmal seine Gedanken frei umherspazieren lassen, weil es ja alsdann nicht „aufpaßt“. In den Ferien aber, wo das Kind solchen Gelüsten nachgeben kann, hat es „frei“. — Wenn wir uns in einem Berliner Hofe befinden, dann sind wir **nicht** „im Freien“; dafür sorgen die hohen Mauern, zwischen welche kaum ein Stückchen Himmel herunterschaut, die also den Blick unverschämt beschränken, das Wehen der frischen Luft behindern und unsern

Wenn die Erde eine Kugel ist, vermag daran weder der Bannfluch eines Papstes noch das Schwert eines Kriegers irgend etwas zu ändern. Wohl lassen sich die Köpfe vernichten, welche die Thatsache anerkennen. Aber nach ihrem Tode erzeugt die gleiche Thatsache in andern Köpfen mit Notwendigkeit die gleiche Meinung — wie eben gleiche Ursachen gleiche Wirkungen haben. So kommt es, daß der Vertreter einer Wahrheit in der schlimmsten Verfolgung an seiner Meinung festhält, indem er mit Giordano Bruno denkt: „Verbrennen heißt nicht widerlegen". Und so kommt es, daß ein richtiger Gedanke immer wieder auftaucht, wenn man auch jedesmal seinen Vertreter tödtet. Die Wahrheit gleicht sogar jenem Ungeheuer, welches Herakles bekämpfte: so oft diesem Thiere ein Kopf abgeschlagen war, wuchsen aus dem Stumpfe zwei Köpfe hervor. Das heißt: Die Wahrheit wird durch Verfolgung oft lebenskräftiger, indem das Martyrium begeisterte Anhänger schafft. Die Geschichte giebt uns eine Lehre, welche dem Rathe des Gamaliel ähnlich ist, nämlich die Lehre: Wenn ein Gedanke aus dem Irrthum stammt, dann wird er untergehen, ohne daß künstliche Unterdrückung nöthig ist; stammt er aber aus der Wahrheit, so kann keine Gewalt der Welt ihn ausrotten.

Auch giebt die Geschichte zu bedenken, daß die Intoleranz, welche Gedanken mit Gewalt auszurotten sucht, gewöhnlich auf Gegengewalt stößt. Die Schrecken der Religionskriege sind blutige Wahrzeichen dieser Lehre.

Schließlich möchte ich in Erwägung bringen, daß es gerade tüchtige Kräfte, werthvolle Charaktere sind, gegen welche sich die Intoleranz vernichtend wendet, Leute, welche vielfach eine hervorragende Intelligenz und gewöhnlich den Muth und die Treue der Ueberzeugung haben. Louis XIV. von Frankreich verkannte diese Wahrheit, als er das Toleranz-Edikt von Nantes aufhob und somit bewirkte, daß 40000 werthvolle Bürger Frankreich verließen. Und wie die Unduldsamkeit gute Kräfte vernichtet, so läßt sie Gesinnungslosigkeit, Heuchelei und Streberthum üppig wie Unkraut emporwuchern.

Doch wir wollen nicht einseitig die Gründe betrachten, welche zur Empfehlung der Gedankenfreiheit dienen, sondern auch hören, was die prinzipiellen Vertreter der Intoleranz zu ihrer Rechtfertigung vorbringen.

Da meinen sie zunächst: Es gibt schädliche Wahrheiten, und diese müssen gewaltsam niedergehalten werden, gerade im Interesse des Gemeinwohles. — Indessen kann man dieser Meinung entgegenhalten: Das Wort Pfeffels

„Weit besser für den Lauf der Welt
Ist frommer Irrthum, der erhält,
Als kalte Wahrheit, die zerstört"

gehört selber zu den als fromme bezeichneten Irrthümern. Es gibt keine frommen Irrthümer. Denn jeder Irrthum schädigt die Menschheit, ist also etwas Schlechtes. Und was der Irrthum „erhält", ist doch nur wieder Irrthum. Und was die „kalt" genannte Wahrheit zerstört, das ist der Irrthum — eine Zerstörung, welche gepriesen zu werden verdient. Wenn die Dinge Wirkungen haben, welche Glück und Leben der Menschen betreffen, so ist es geradezu eine Sache von Leben und Tod, über die Dinge richtige Ansichten zu haben. Folglich giebt es keine schädlichen Wahrheiten.

„Doch schädliche Irrthümer giebt es. Und diesen gegenüber ist Gewaltthätigkeit am Platze". So lautet ein anderer Einwand, den die Verfechter des gewaltthätigen Eingriffes in die Gedankenwelt vorbringen. Hierauf aber ist zu entgegnen: Wer sagt Euch denn, ob die Meinung, die Ihr als Irrthum mit Gewaltthat bekämpft, wirklich ein Irrthum ist? Euer Kopf! Nun wohl, der ist nicht unfehlbar. Es könnte also sein, daß Ihr selber irrt, daß Ihr also eine Wahrheit zu unterdrücken strebt. Drum überlaßt es lediglich den Geistern, mit den Geistern zu streiten. Verstand und Gr

völlig, um Irrthümer unschädlich zu machen. Sie allein haben den
.t streitenden Meinungen zu richten.
Volk ist für viele Wahrheiten noch nicht reif!" — O Ihr Heuchler,
lk sprecht und größtentheils das eigentliche Volk gar nicht kennt!
ohl nur mit Hohn bekämpft zu werden, mit einem grimmigen Spotte,
iner ernstlichen Verteidigung des Volkes und der Wahrheit!

Soziale Lyrik.

Von

Julius Hart.

John

Henckell zu John Henry ... he, dem Lärm, dem Beweglichen zum Stillmüden, Schweren und Halbermatteten! Ein echsel. Du trittst aus erregtem März- und Aprilwetter mit einem uhige, doch verdickte Luft, die bald von einem späten Oktober-, bald uhen Novembertage etwas an sich hat. Dort liegt auch in der Kälte hier auch in der Wärme Kälte, dort fühlen wir im Sonnenlicht kommende ngen, hier kommenden Frost, und das Sonnenlicht läßt uns erst recht Kälte empfinden und den trüben Dunst der Novembernebel, die uns so hoffnungslos machen, düster und fast verzagt. Karl Henckell ist ganz Schwärmer, Mackay ganz Grübler, Henckell wesentlich Empfinden, Mackay wesentlich Nachdenken; Henckell hat vom Philosophen so viel wie gar nichts, und man möchte ihm wohl etwas mehr von den Gedankenlasten wünschen, unter denen Mackay so gebeugt einhergeht, daß er vielfach darüber in die Kniee zusammenbricht. Henckell steht mitten im dichtesten Lebenstrubel, auf dem Markt, dort, wo es am lautesten zugeht, wo die Anschlagssäulen am dichtesten umdrängt und zuerst die Extrablätter mit dem „Allerneuesten" ausgerufen werden; er fiebert um alles, was den Tag erregt und bewegt, und um den Reichshund Tyras sogar bekümmert er sich ebenso leidenschaftlich, wie ein nationalliberaler Zeitungsreporter, nur daß er dem geliebten Vieh kein Zuckerbrod zuzählt. Er lebt im Tage und in der Oeffentlichkeit. Mackay hingegen flieht die bewohnten Straßen und Gassen und ist in Wahrheit ein Einsamer, wie er so oft in seinen Gedichten sich nennt. Die Studierstube bedeutet ihm seine Welt. Dort wohnt er mit seinen Gedanken allein, — und nur wie graue wesenlose Schatten in weiter Ferne ziehen die andern Menschen vorüber; unmittelbar in ihrem Fühlen und Handeln belauschen wir sie so gut wie gar nicht, sondern nur Gedanken über ihr Thun vernehmen wir.

Man kann deshalb auch Mackay im Grunde gar keinen sozialen Lyriker nennen. Eigentlich bietet er uns überhaupt keine Schilderung unserer Zustände, noch eine Darstellung des Empfindungslebens in seinen ganz bestimmten Beziehungen zu den wirthschaftlichen Verhältnissen, sowie den Klassenformen und den Klassenanschauungen unserer Zeit. Eine Schülerin Max Stirners, des kühnst-radikalen Hegelianismus — des Hegelianismus! — sieht seine Dichtung das Leben und den Menschen nicht mit Nationalökonomen- und Naturwissenschaftler-Augen an als ein Spiel von jedem Druck der Luft, in der Abhängigkeit von Kleidung und Wohnung; sondern mit Logikeraugen blickt sie auf

den abstrakten, den nackten Menschen, nicht auf den Menschen gerade unserer Zeit, sondern auf den Menschen, wie er stets gewesen ist und auch für eine lange Zeit wahrscheinlich noch bleiben wird. Sie sieht auf ihn aus einer Höhe hernieder, von der herab selbst die Formen der wirthschaftlichen Zustände gering erscheinen, gering die so großen Wirkungen, welche durch die sozialen Verhältnisse hervorgerufen werden. Der Gegensatz von arm und reich ist nicht mehr Ursache unseres Unglücks und unserer Leiden, sondern schon wiederum Folge, die Folge einer allgemeinen Blindheit, Dummheit und Trägheit des Menschengeschlechts, welche „die Wahrheit" nicht sieht und nicht erkennen will, und wenn sie auch sie erkannt hat, um der Liebe zum Ewig-Gestrigen, um der dumpfen Gewohnheit willen aus ihrem niederen Zustande sich doch nicht zu erheben und zu erlösen vermag; denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, und die Gewohnheit nennt er seine Amme. So steckt denn in dem geistigen Inhalt der Mackay'schen Gedichte viel Ewigkeitsgehalt, der sie weit aus unserem Tagesparteipolitischen herausrückt. In ihrer innersten Seele können sie durch unsere Klassenkämpfe nicht leidenschaftlich erregt werden, denn für sie tritt die Frage „Arm oder reich?" „Herr oder Knecht?" „Arbeitgeber oder Arbeitnehmer?" „Unterdrückter oder Unterdrücker?" zurück hinter die viel wichtigere: „Wahrheitsfreund oder Wahrheitsfeind?" „Wissen oder Nichtwissen?" „Erkennen oder dumpf bleiben?" „Handeln im neuen Geist oder im alten?" Mackay ist deshalb auch kein sozialistischer Lyriker, wie Henckell. Trotzdem kann er an dieser Stelle nicht übergangen werden. Denn aus der äußeren Betrachtung und innerlichen Anschauung unserer sozialen Zustände wächst die parteilose soziale und die parteiisch erregte sozialistische Lyrik hervor; das Gedankenleben der Makay'schen Dichtung aber berührt sich doch, vor allem freilich in seinen Verneinungen, mit seiner Begierde nach der Zerstörung der alten, der herrschenden Formen, allzuinnig mit dem der sozialistischen Poesie. Und eine seiner Wurzeln ist immer noch die Beobachtung des Sozialen und die Erkenntniß von der Verwirrung unserer staatlichen Zustände. Freilich, wenn es in innigstem Berühren mit dem sozialistischen Gedankenleben steht, so steht es auch zu ihm in schroffem Gegensatz. Und auch darum, auch um dieses Gegensatzes willen, muß es an dieser Stelle betrachtet werden.

Mackay hat seine Gedichtsammlung „Sturm" dem Andenken Max Stirner's gewidmet; Stirner's Buch „Der Einzige und sein Eigenthum", dieses Buch des geistreich-kühnsten Radikalismus, die blendendste Vertheidigungsschrift des Egoismus, ward dem Dichter zu einer hellen Leuchte in der Nacht seiner Zweifel, ward ihm zum Wegebahner und Pfadbereiter. Er hat den Philosophen und sein Werk in begeisterten, schönen Versen besungen. Stirner hat Mackay vom Sozialismus zum Anarchismus übertreten lassen. Es hat dieser Wechsel der Anschauung, wie vielfach die Bewegung des Sozialdemokratismus zeigt, offenbar eine natürliche Ursache. Er vollzieht sich leicht und rasch. So liegt doch wohl etwas im Sozialdemokratismus, was mit einer gewissen Nothwendigkeit zum Anarchismus hindrängt und darin seine Fortentwicklung sucht. Man kann den Sozialdemokratismus mit demselben halben Recht und demselben halben Unrecht den Vater des Anarchismus nennen, wie man den Liberalismus als den Vater des Sozialismus bezeichnen darf. Jeder neu auftauchende politisch-soziale Erlösungsgedanke ist die Explosion eines hochangehäuften starken Idealismus; wo dieser Idealismus am dichtesten und gepreßtesten zusammen liegt, da blitzt auch der Erlösungsgedanke am hellsten auf. Es entsteht die zuversichtlichste Hoffnung, daß die „neue Idee" uns nun wirklich das gesegnete Land der Zukunft aufschließen wird, in der die Menschheit von allem Jammer frei sein, in eitel Freude, in einem ewigen Glückszustand schwelgen wird. Der Glaube an dieses Kanaan ist der feste Leitstern für jeden Idealismus, und darum wirft sich der Idealist der „neuen Idee" stets so leidenschaftlich an die Brust. Dann kommt freilich die Erkenntniß, daß die „neue Idee" wohl viel Gutes zu bringen vermag, aber ins Paradies führt sie uns doch

nicht hinein, — weiter bringt sie uns, doch nicht zum Ziel. Daran hindern ihre Mängel und Einseitigkeiten. Aus der neuen Idee des Sozialismus wächst die neue Idee des Anarchismus hervor, als Idee noch reiner und abstrakter als jene, noch weniger befallen vom Staube der nächsten Alltäglichkeits- und Wirklichkeitsinteressen. Der Anarchismus rüttelt an der untersten Grundlage des Sozialismus, eben an der Anschauung von der Gesellschaftwesennatur des Menschen, und er berührt sich einigermaßen mit dem Liberalismus, welcher „der Gleichheitsmacherei" die Rechte des Menschen als Einzelmenschen gegenüberstellt. Nur kann er natürlich nicht einfach auf den Manchesterstandpunkt zurückkehren, sondern er muß eine Fortentwicklung auch des Sozialismus geben und einen Individualismus predigen, der den Sozialismus schon völlig in sich aufgesogen und organisch verarbeitet hat.

Die Gedanken des Anarchismus findet man so ziemlich alle in der Mackay'schen Dichtung niedergelegt. Mehrfach wiederholt sich die Zurückweisung des sozialistischen Glaubensbekenntnisses:

Ihr sagt: „Nichts ist, was ich mir selbst verdiente,
Gemeinsam ward, was wir erreicht, gethan,
Darum kannst Du, den unsere Kraft umschiente,
Zurück uns geben, was Du erst empfahn!"

So sucht zu Eurem Dienst ihr mich zu zwingen
Und meine freie Kraft. Ich aber bin
Der Eure nicht. Es schwebt auf eigenen Schwingen
Der Eigene zum eigenen Ziele hin.

Ihr aber: bisher Sklaven nur der „Einen",
Ihr werdet Sklaven nun der „Anderen" auch —
Der Freiheit Sonne neuerwachtes Scheinen
Löscht trüber, düsterer, kalter Nebelhauch . . ."

Das Zwiegespräch zwischen einem alten, sozialdemokratischen, und einem jungen, anarchistisch gesinnten Arbeiter, die Gedichte „Communismus" und viele andere führen weiter die Grundverschiedenheiten aus, die zwischen den „Alten und Jungen" herrschen. Die große Masse unserer Gebildeten ist über die Weltanschauung des Anarchismus völlig im Dunkel befangen und weiß von ihm gerade so viel, wie Johannes Scherr früher von der Sozialdemokratie wußte. Sie hat nur gehört, daß er weder ein Gesetz noch ein Recht will; daß er jede Staatsform verneint, jede Autorität verabschent und jede Parteibildung verwirft, die Ehe aber durch die „freie Liebe" ersetzen will. Sie glaubt, daß er nichts anderes als nur das heute Bestehende zerstören und sich dann als „schweigendes Entsetzen" auf den Trümmern niederlassen will, um das „Nichts zu gebären," wie Wildenbruch singt. Allerdings sind jenes die Ideale des Anarchismus; nur „wenn der Gesetze letztes Blatt zerrissen, wird ausgelöscht die letzte Sünde sein", singt Mackay, und an anderer Stelle:

„Der Staat — er falle! — ob er Monarchie,
Ob Republik, ob sozial sich nenne,
Denn nie kann es geschehn, — nie, sag' ich, nie —
Daß je im Staat der Freiheit Fackel brenne.

Der Staat ist Zwang . . ."

Doch das ist nach den Anschauungen des philosophischen Anarchismus nicht ein Zustand des „Nichts" und des „schweigenden Entsetzens," sondern der der eigentlichen Menschheitserlösung, der der großen und allgemeinen Freude, der erschlossenen

Wahrheit. Wir sollen uns so entwickeln, daß wir Gesetze und Zwang überhaupt nicht mehr nöthig haben, daß alle Staatsformen und Autoritäten überflüssig geworden sind, daß Jeder unbeschränkt seinem Ich nachleben kann, ohne daß er zerstörend in das andere Ich einzugreifen braucht. Wie es im Bellamy'schen Zukunftsstaat keine Gerichtshöfe mehr giebt, weil Niemand mehr Grund hat, ein Verbrechen zu begehen, so will der Anarchismus eine organisch und natürlich sich ergebende Beseitigung alles dessen, was das vollkommen freie Ausleben des Ichs irgendwie hemmen und hindern kann.

In der künstlerischen Ausgestaltung dieser Ideenwelt steht Mackay heute noch unter dem allzustarken Druck seiner neuen Erkenntnisse und läßt sich noch zu viel daran genügen, daß er die wissenschaftliche Prosa seines Lehrers nur in Verse umsetzt. Man kann ihn oft nur lesen, wie man eine philosophische Schrift liest, etwa ein Buch von Nietzsche, während die allgemeineren dichterischen Wirkungen ausbleiben. Gleich Karl Henckell giebt er nur rein Gedankliches. Aber der Weg von der Gedichtsammlung „Sturm" zu der neuesten „Das starke Jahr" bedeutet ein großes und reiches Wachsen in der künstlerischen Durchdringung und Erfassung des neuen Ideengehaltes. Das Empfindungsleben, welches unter dem Einfluß der anarchistischen Weltanschauung in seinem Innern sich entwickelt, tritt schon reiner hervor, das Gestaltete drängt das blos Vernünftig-Erkannte bereits mehr in den Hintergrund. Das Schmerzliche und Entsagende überwiegt das Freudige und Hoffnungsvolle. Wenn Mackay dithyrambisch den kommenden Glückszustand besingt, so fehlt doch seiner Lust die rechte hinreißende Kraft. Er findet nicht den rechten Ton der Freude, weil der Gedanke überwiegt, wie unendlich weit das Land noch abliegt und wie viel Jahrhunderte noch die Menschen in ihrer jetzigen Blindheit und Stumpfheit dahin tappen: Nebel umzieht das Sonnenlicht, und aus der Wärme der Hoffnungsfreude athmet ein kalter Frosthauch der Hoffnungslosigkeit. Mackays Sprache und Form schmiegt sich in ihren Vorzügen und Mängeln charakteristisch den Inhaltsvorzügen und Mängeln an. Es steckt viel Abstraktion in ihr und sie hat, ich möchte sagen, einen e-Klang. Das e, der phantasieloseste aber der verstandreichste Vokal unserer Sprache herrscht nach meinem Empfinden vor. Eigenthümlich ist auch Mackays Reimweise: mit seltsamer Vorliebe setzt er nichtssagende Worte, z. B. ein der, die oder das an den Schluß des Verses. Mir scheint's, daß er damit die eigentliche Wirkung und Bedeutung des Reimes aufhebt, ebenso wie er oft gegen das Wesen des Rhythmischen verstößt. Mackay schreckt nicht vor einem Verse zurück, wie dem folgenden:

„Erst — nicht wenn, wie Ihr wünschet, freigegeben
Die Arbeit wird — . . ."

Er ist kein so großer Formalist, wie Henckell, aber doch wieder ein ernster Dichter und eine durchaus eigenartige Erscheinung, eine sehr fein organisirte Natur, die kritisch völlig zu erfassen viel mehr Raum verlangt, als mir hier zu Gebote steht.

Von Fechner zu Hamerling.

Ein Kapitel vom Forschergeist und vom Dilettantengeist.

Wie eine ungeheure, blendende Lichtwelle flutet es in diesem Augenblick über die ganze Kulturmenschheit . . . die Koch'sche Entdeckung. Noch einmal, ehe die Sonne des alten Jahrhunderts sinkt, scheint sie all' ihre letzten Flammen zu konzentrieren auf den einen Punkt, von dem das Heil der auf Glück sinnenden Erde kommt, — auf die exakte Naturwissenschaft. Und wie der goldene Meilenzeiger an

dem Riesenberge, den die Forschung nach dem Glück überklettern soll, sieghaft noch zuletzt sich im rothen Strahl der sinkenden hebt, so wird er auch die ersten Grüße der kommenden neuen Sonne empfangen, der Sonne des zwanzigsten Säkulums, des freieren und größeren.

Mehr als je ist eine solche Stunde geeignet, den Sinn auch des fernstehenden Laien empfänglich zu stimmen für das Evangelium der echten Forschung. Der Forschung, die langsam und im Stillen Schritt um Schritt weiter geht, die der Menschheit keine Festreden im Frack hält, aber zur rechten Stunde selbst zum schönsten aller Feste wird. Der Forschung, die dem leisen, steten Ticken einer Uhr gleicht; man überhört es im Gerassel des Tages, bis plötzlich der große Stundenschlag ausgelöst wird, der auch das Gerassel noch mächtig überdröhnt. Kein rechtmäßiger Stundenschlag ohne dieses Ticken! Die Kehrseite aber ist das Dilettantentum, das alle drei Minuten die Stunde ausruft, meist bloß nach Muthmaßung und lange ehe der Zeiger am Fleck steht. Und auch auf dieses Dilettantentum fällt Licht in solchem Moment, seltsames Licht, das Blößen enthüllt, auf die wir mit Mitleid sehen. Denn auch hier steckte menschliches Ringen, menschliches Vertrauen, nur daß es unerlöst war und den Anschluß verpaßt hatte an den wahren und erhebenden Fortschritt der Gesammtheit.

Eine reiche Fülle seltsamer Bücher ist grade in den letzten Wochen in die Welt hinausgewandert, Bücher, die sich weit über das Gewöhnliche erheben durch typische Eigenschaften, die im kleinen Punkt große Speichen des Geistesrades zusammenlaufen lassen. Solche Bücher haben ein Recht, auch hinauszuwachsen über die konventionelle Kritik und eine mehr generelle, von höherem Beobachterstandpunkt aus vergleichende Betrachtung zu verlangen.

Zwei Werke greife ich heraus. Beide aus dem Nachlaß allgemein bekannter Männer. Die „Atomistik des Willens" von Robert Hamerling (Hamburg, Aktien-Gesellschaft) und die „Wissenschaftlichen Briefe" zwischen Gustav Theodor Fechner und Preyer und Vierordt (Hamburg—Leipzig, Leopold Voß).

Ein wesentliches Kapitel der Hamerling'schen „Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntniß," wie das zweibändige Werk mit seinem Untertitel heißt, ist überschrieben „Polarität." Nun, zwischen den beiden genannten Büchern besteht die denkbar schärfste Gegensätzlichkeit in Hinsicht der Methode, des Stiles, kurz des ganzen Wesens. Und hell und scharf, wie im Kunstgebilde einer malerischen Kontrastwirkung, erhebt sich aus diesen beiden Polen des Wesens die große, unsere Zeit in lebhafter Kraftwelle erregende Gegensätzlichkeit zwischen echter Erkenntnißforschung und dilettantischem Spiel jenseits der Grenzen dieser wirklichen Forscherarbeit, — zwischen dem Manne, der sein mühsames Ticktack in geduldiger Hingebung zählt, bis sich von selbst in logischer Folge das tönende Schlagwerk des Erfolges auslöst . . . und dem Andern, der an der Uhr rückt und dreht und die Stundenschläge herauslocken will mit fieberhafter Hast, um den letzten Schlag womöglich noch gehört zu haben, ehe das Todesschicksal ihm den ganzen Apparat aus der Hand reißt.

Als der Dichter Robert Hamerling starb, lag die Sonnenwende seiner Kraft lange und endgültig hinter ihm. Auf ein verfehltes Dichterwerk, den „Homunkulus," war eine Selbstbiographie als letzte Gabe gefolgt, die sich nach hell geschauten Kindheitsbildern bald in trostloser, lederner Dürre verlor und eine Enge des Horizontes bewies, wie sie kein Freund des Ahasver-Sängers sich hatte erträumen können. Um so überraschender die Kunde von einer umfangreichen philosophischen Arbeit, die das Pult des Schwerkranken noch umschlossen haben sollte.

Als der Naturforscher Gustav Theodor Fechner die Augen schloß, bedeutete das den unabänderlichen Schnitt durch eine Forscherbahn, die noch immer dem Höchsten entsprach. Zu einer Zeit, wo sonst ein Menschenleben fast naturnothwendig sich senkt, hatte Fechner die Welt noch mit seiner bahnbrechenden „Vorschule der Aesthetik" beschenkt, die, alle Correkturen der Zukunft willig vorausgesetzt, zum Wenigsten für

immer den Ruf einer der muthigsten Pionierarbeiten aller Zeiten sich wahren wird. Und wie er auf seinem engsten Forschungsgebiete, in der Psychophysik, „lebendig" geblieben war, das beweisen besser als irgend ein anderes Dokument die vorliegenden Briefe.

„Wissenschaftliche Briefe." Wie einfach das klingt! Die Zeit der vielbändigen Briefwechsel liegt lange hinter uns, fast ist es, als sterbe die alte Art der Correspondenz, in der unsere klassische Epoche so lebte und webte, überhaupt aus. Und „Atomistik des Willens" schmeckt gewiß pikanter. Die Briefe Fechners und seiner beiden Freunde sind denn auch schlicht bis zum äußersten. Wenn bisweilen ein schwacher formaler Reiz sich fühlbar macht, so liegt er in der Individualität des Fechner'schen Stiles, die sich in keiner seiner Schriften verleugnet, so wenig wie die entsprechende bei Darwin. Die eigentlichen Dinge, um die es sich dreht, haben nur ein geringes öffentliches Interesse, wenn man von einem Anhang absieht, der allerdings eine wundervoll populäre Zusammenstellung der psychophysischen Probleme für den Laien gibt, ein Juwel feinster Darstellungkunst aus der Feder eines mehr als Achzigjährigen! Diese kurze und doch krystallklare Zusammenfassung des Ganzen, was der Begriff „Psychophysik" bedeutet, sollte besonders unsern jungen Litteraten, die mit der „naturwissenschaftlichen Phrase" spielen, als Mahnung zur endlichen Klärung ihrer Begriffe dienen. Es ist lächerlich und (bei der verhältnißmäßigen Leichtigkeit, sich heute aus guten Büchern wirklich zu belehren) traurig über alle Maßen, wenn man sieht, wie ein Fachausdruck wie Psychophysik aufgegriffen wird, weil er gelehrt und seltsam klingt, wie ihm ein beliebiger blödsinniger Begriff untergeschoben und er dann als hohe Weisheit in ästhetischen Wassersuppen oder gar in Romanen einem noch unwissenderen Publikum aufgetischt wird. Das Muster in dieser Hinsicht war Conradi. Als er starb, las man von ihm, er habe den „psychophysischen Standpunkt" in der Dichtung vertreten. Daß das Publikum sich solchen Unsinn ruhig bieten läßt, daß selbst bessere Zeitungen Artikel abdrucken, die damit vollgepfropft sind, das ist ja allerdings auch bedauerlich genug. Es zeugt für die thatsächliche Unkultur, die für naturwissenschaftliche Probleme — Dank einem verdrehten Erziehungssystem — in unsern „gebildeten" Kreisen allgemein noch herrscht. Würden ähnliche haarsträubende Schnitzer bei einer völlig gleichgültigen Kleinigkeit etwa aus der hellenischen Mythologie gemacht, so würfe Jedermann das Buch in die Ecke, jeder Chefredakteur das Feuilleton in den Papierkorb. Und es ist sicherlich kein Wunder, wenn in einsichtigen Naturforscherkreisen, die um den Ernst dieser Dinge wissen, ein Mißtrauen herrscht gegen die ganze junge Schule, die naturwissenschaftliche Begriffe bei ästhetischen Erörterungen heranzieht. Die Bedeutung des Fechner'schen Buches liegt im Uebrigen in der Methode. Man sieht den Forscher unmittelbar bei der Arbeit. Diese Arbeit ist absoluter Wahrheitsdienst. Wahrheit um jeden Preis! Wahrheit auf Kosten jeglichen persönlichen Ehrgeizes, jeglicher Autorität, jeglicher Alters- oder Rangunterschiede. Wer diese Blätter aufschlägt und sieht das Gewirre des Details, der Zahlen, das ewige sich Drehen um einen ganz kleinen Punkt: der erschrickt. Vielleicht denkt er an gewisse berühmt gewordene Redereien vom geisttötenden „Spezialismus" in der Wissenschaft. Doch wenn er dann eindringt, so muß er etwas ganz Anderes fühlen. Ein Athem streift ihn, erst ein Hauch, dann anwachsend wie Sturm, von höchster moralischer Menschenkraft, von sittlicher Energie, von wirklicher sittlicher Schönheit, die man mir zeige im Parteigewirr der „großen" Tagesfragen, nach der man lange Wege thun muß, um sie zu finden in der Kunst, die uns gepriesen wird als die Panacee wider diesen verrufenen Spezialismus. Ich stehe nicht an, ein Buch wie dieses unter die edelsten moralischen Vorbilder unserer Zeit zu rechnen. Der ethische Odem, der hier weht, ist zugleich ein Athem der Freiheit im schönsten Sinne. Keine Spur von Zwang in dieser vollkommenen Hingabe an die Heiligkeit der Aufgabe. Kein Beugen, weder vor fremden Autoritätsgötzen, noch vor dem Götzen der Eitelkeit in der eigenen

Brust. Ein stolzes Sichausleben, Nietzsche'sches Aristokratenthum im geweihtesten Sinne, dessen einzige Burg die Freiheit des Gedankens ist.

Ein großer Teil des Briefwechsels befaßt sich mit einer einzigen kleinen Sache — dem exakten Nachweis der „inneren Schwelle"; es ist das eine Streitsache zwischen der physiologischen und psychophysischen Schule innerhalb der Fachwissenschaft, der Fechner angehörte; die Sache kann ich hier aus räumlichen Rücksichten nicht erläutern, sie ist aber auch ganz nebensächlich gegenüber dem sittlichen Motiv, das ich hier betonen will und das nicht aus der Sache, sondern aus der Form der Polemik erhellt. Ein alter, bewährter Forscher (Fechner) hat einen Zweig der Wissenschaft begründet und nach Kräften klar gestellt. Aber es sind noch sehr wunde Punkte da. Junge Kräfte nehmen sich der Sache an. Einer (Preyer) findet ein Experiment, daß, falls es richtig durchgeführt ist und weiter keine Fehlerquelle enthält, den bedrohtesten Punkt der Lehre rettet. Voll Zuversicht berichtet er dem Meister. Dieser, hochbetagt und fast erblindet, kann nicht mehr selbst experimentiren. Nur sein Geist arbeitet noch mit ganzer Schärfe, sein Wissen und seine wissenschaftliche, wissensgenährte Phantasie. Und der Meister findet mit Hülfe dieser wundervoll geschulten Phantasie die Möglichkeit einer doch noch vorhandenen Fehlerquelle, — er selbst, dem doch gerade das gelungene Experiment die eigene Ansicht auf's willkommenste stützen würde. Nun entspinnt sich eine köstliche Debatte, in die noch ein Dritter (Vierordt) eintritt. Der, welcher den augenfälligen Nutzen von dem Erfolge hat, ist der Skeptiker, der unermüdliche sachliche Angreifer. Und es bewährt sich, daß seine Argumente zum großen Theil wenigstens stichhaltig sind. Der kritische Denker widerlegt in wesentlichen Punkten den Experimentator, und zwar alles bei einem Experiment, dessen negatives Ergebniß ihm selbst einen prächtigen Beweis zerpflückt. Dasselbe Schauspiel, das Darwin so oft bot. Wo kein noch so haarscharf zersetzender, noch so leidenschaftlicher Gegner ihm etwas am Zeuge flicken konnte, war schließlich er selbst der Skeptiker, der selbstkritisch noch Fehlerquellen im eigenen Beweis aufdeckte, — und das gänzlich unbekümmert um Fall oder Sieg des ganzen Lehrgebäudes, dem er seinen Ruhm verdankte.

Bewundernswürdig wie die Ehrlichkeit ist dabei vor allem als Kraft selbst die wissenschaftliche Phantasie. Es ist auch das ein Begriff, der im Lärm unserer öffentlichen Debatten, im Zeitungsgerede und in der Laienauffassung zu den allerverworrensten, den am meisten mißverstandenen gehört. Und grade bei ihm trennen sich mit voller Deutlichkeit die beiden Wege, die aufzuweisen der Zweck dieser Parallele zwischen Fechner und Hamerling ist: der Weg der exakten Forschung und der Weg des dilettirenden Blumenpflückens im Garten der Erkenntniß zum Zweck phantastischer Makartbouquets. In der wissenschaftlichen, durch eine ungeheure methologische Schulung auf Wissen aufgebauten und in das Wissen hinein gebauten Phantasie klopft das eigentliche Herz der fortschreitenden Naturerkenntniß. Die heiligste, aber auch die verletzlichste, am schwersten zu regierende Stelle der ganzen wirklichen Wissenschaft liegt hier. Aus ihr kam die eigentliche „That" Darwin's, aus ihr sind, so weit es sich annähernd überblicken läßt, jederzeit die fundamentalsten Anregungen hervorgegangen. Ihr Mißbrauch aber oder weit besser: ihre Verwechslung mit einer ganz andern Art von Phantasie, die ich im weitesten Sinne eine künstlerische nennen möchte, obwohl das Wort sehr viel Reserven erfordert, führt auf jene andere Straße. Die Resultate des Schreitens auf letzterer sind wissenschaftlich in der weitaus größten Zahl der Fälle vollständig werthlos. Und wo aus ihnen ein gutes Aperçu einmal entsprungen ist, da blieb es meist wie nach einem inneren Gesetze auf lange hinaus doch erfolglos und isoliert wie es die Atlantissage des Alterthums geblieben ist bis auf die That einer wissenschaftlichen Phantasie, die That des Columbus. Die Aufgabe eines folgenden Aufsatzes soll sein, dies an dem Beispiel der Hamerling'schen „Atomistik des Willens" nes näheren auszuführen.

Wilhelm Bölsche.

Ein Dankopfer.

Robert Koch,
dem Forscher, dem Menschen.

Dumpf knirscht das Stroh der Lagerstatt;
„Oh Luft, oh Luft!" zuckt auf ein Mund.
„Oh, mein blasses Kind! mein welkes Blatt,
Mein krankes Glück!" keucht stumm und wund
Ihr Weh die heiße Lunge hoch;
„Ich darf nicht küssen mehr mein Kind" —
Quillt hohl ein Hauch — „o stürb' ich doch!"

Hart rasselt durch die Kammer hin
Der blanke Nähmaschinenstahl;
Und die Tochter hebt das fahle Kinn,
Und es stockt das Rad; ein Sonnenstrahl
Malt Flammen auf die kahle Wand
Und auf der Mutter Schneegesicht
Und auf der Tochter feuchte Hand.

Und brennend Hand in Hand sich saugt
Und die sieche Brust an die sieche Brust,
Und brennend Aug' in Auge taucht:
O süßes Licht! — O du leuchtende Lust!
O dunkler Tod! blüht ein Gebet
Wie Rosen durch den goldnen Schein;
„O leben, leben!" die Lippe fleht ...

Vom Tische rauscht das Zeitungsblatt
Aufs Bett, und wieder rasselt hart
Der kalte Stahl. Und die Mutter matt
Schlägt auf das Blatt und liest — — und starrt —
Und starrt und liest, — und purpurn sprießt,
Auf der weißen Wange der Nelkenfleck
Sprießt purpurn auf; und sie starrt und liest.

Das — ist — keine Lüge – ? Blank von Glut,
Hin über die Dächer ihr Auge glüht, —
Und es wächst und es winkt aus der Sonnenflut
Eine schimmernde Stirn, und ein Fittig sprüht,
Und tausend Seelen ruhen drauf,
Und es küßt sie alle ein Heilandsmund,
Und er trägt sie alle zur Sonne hinauf, —

Und es träufeln hernieder, ein funkelnder Thau,
Lichtperlen des Lebens zum dunkeln Grund,
Und es jauchzen die Seelen auf blumiger Au, — —
Und es schluchzt durch die Kammer ein stammelnder Mund
Und ein Schrei der Wonne zum Himmel gellt:
„Er macht uns Alle gesund, gesund!
Nun darf ich dich küssen, mein Kind, meine Welt!"

Und „Mutter, Mutter!" die Tochter keucht,
Und es stockt das Rad, und am Bett sie liegt,
Wo von zuckender Lippe zum Kusse geneigt
Hin über die Zeilen ein Blutquell bricht;
Aufflackert verlöschend ein letzter Blick,
Hohl quillt ein Hauch von letzter Lust;
„Mein Kind! gerettet Du, mein Glück!" —

Umklammert ruht in feuchter Hand
Die starre Hand; die Abendglut
Malt flammende Rosen an die Wand;
Schwarz leuchtet Wort an Wort im Blut,
Wie Ein Geist tausend Leben regt;
Und durch die stumme Kammer weht
Der Geist, der alles Leben hegt.

Richard Dehmel.

Theater.

Residenz-Theater. „Der Kampf ums Dasein."

Sittenbild in 5 Akten von Alphonse Daudet. Deutsch von Eugen Zabel.

Das Residenz-Theater wandelt neuerdings auf einer gefährlichen Bahn: mit der Familie Moulinard war es schon beinah ganz anständig, mit Daudets ernstem Drama ist es sogar bitter moralisch geworden! Wenn ihm da nur nicht nächstens ein Strich durch die Rechnung gemacht wird! Wahrscheinlich hat man diesmal noch ein Auge zugedrückt, weil gleich im Anfange dieses Stückes eine junge Dame ohne Taille und Corset aus dem Schlafzimmer des Helden kommt und im vierten Akte Emanuel Reicher sich auf der Bühne bis auf's Hemd auszieht, ja sogar in Hörweite, wenn auch den Blicken für einen Augenblick entzogen, die Hosen wechselt. Wie gesagt, man möchte fast glauben, daß Herr Direktor Lautenburg oder Herr Eugen Zabel diese kleinen An- oder vielmehr Auszüglichkeiten in Meister Daudets Manuskript eingeschmuggelt habe, eigens zu dem Zwecke, damit dasselbe in Berlin durchpassire; aber wie ich höre, soll der Verfasser selbst schon diese Vorsicht gebraucht haben. Trotz alledem ist „la lutte pour la vie" ein ethisch wie literarisch ernst zu nehmendes Kunstwerk, welches mit wuchtigen Hieben die gefährliche neueste Mode der Kulturmenschheit geißelt: sich zur Rechtfertigung ihrer scheußlichsten Brutalitäten auf das Darwinsche Schlagwort von dem Rechte des Stärkeren im Kampfe um's Dasein zu berufen. Der gewissenlose Streber Paul Astier, ein raffinirter Lebenskünstler und Prophet des Egoismus, hat eine edle Dame sehr reifen Alters, eine Herzogin von Padovani, durch seine magischen Künste verleitet, ihm ihre Hand zu reichen; aber das Carrièremachen ist in einer Republik noch theurer wie anderswo — das Vermögen der Herzogin geht dabei drauf. Deshalb will Astier sich von seiner alten Frau scheiden lassen und eine enorm reiche, schöne Ungarin jüdischer Abstammung heirathen. Um die widerspänstige Herzogin zu zwingen, in die Scheidung zu willigen, unterhält er in seinem Hause ein Liebesverhältniß mit der Tochter eines kreuzbraven alten Postsekretärs Vaillant, der, ebenso wie seine Tochter, sich der besonderen Gunst der Herzogin erfreut. Da aber selbst dieser freche Gewaltstreich die Herzogin nicht zur Scheidung zu bestimmen vermag, so ändert Astier seine Taktik vollständig, bricht das Verhältniß zu der kleinen Lydia, welche um seinetwillen schon ihrem trefflichen Bräutigam, dem stotternden Caussade, den Abschied gegeben hatte, kurzweg ab, heuchelt der Herzogin Reue und beschwatzt sie wirklich, wieder zu ihm nach Paris zu ziehen, da er sie immerhin dazu gebrauchen kann, die vornehme Welt in seinen Salons zu empfangen. Die kleine Lydia sucht den Tod, als

sie von der ungarischen Erbin selbst erfährt, daß Paul Astier sie zu heirathen gedenke, sobald er die Herzogin auf irgend eine Art los geworden wäre. Sie faßt den romantischen Plan, sich in seiner Wohnung zu vergiften; aber er kommt dazu und entreißt ihr das Gift — um es eine halbe Stunde später seiner Frau in einem Glase Wasser zu präsentiren! Die Herzogin aber hat Verdacht geschöpft und sagt ihm seine verbrecherische Absicht auf den Kopf zu. Dennoch vermag sie nicht, ihn öffentlich anzuklagen; sie liebt ihn eben trotz Allem zu stark — wie eine Mutter — und deshalb giebt sie ihn auch frei! Von Reue überwältigt, stürzt er zu ihren Füßen. Das bischen Gewissen hindert ihn aber nicht, gleich darauf das Schloß der Herzogin an Esther, die schöne Ungarin, zu verkaufen, alle bewegliche Habe darin unter den Hammer zu bringen und der neuen Besitzerin seine Hand anzutragen. Während er mit glühenden Liebesworten auf sie einstürmt, tritt der alte Vater der unglücklichen Lydia, der nun endlich erfahren, daß Astier der Schurke war, der sein armes Kind in den Tod trieb, vor ihn hin und ruft: „Du pochst auf das Recht des Stärkeren — nun wohl: ich bin bewaffnet, Du nicht!" und schießt ihn über den Haufen mit einer eigens zu diesem Zweck in der Auktion erstandenen Pistole.

Wie man schon aus dieser mageren Inhaltsangabe ersehen kann, ist das lange Stück von stärkster dramatischer Spannung erfüllt, und trotz alledem läßt sich auch diesem Werke gegenüber der gegen jeden berühmten Romancier, sobald er sich auf die Bretter wagt, gewohnheitsmäßig erhobene Vorwurf des mangelhaften dramatischen Aufbaus nicht zurückdrängen. Aber es ist das ein Vorwurf, der im Grunde doch mehr die Kunstform des Drama's, als den Dichter trifft. Die starke Bühnenwirkung ist eben thatsächlich nur zu erreichen durch eine große Selbstentäußerung, oder aber eine angeborene Taschenspielergeschicklichkeit des Dichters, welche ohne Zweifel von den höchsten Zielen der Dichtkunst abseit führt — wie wir dies ja auch aus den dramatischen Versuchen so rücksichtslos gewissenhafter, tiefbohrender Dichter wie Hauptmann und Holz-Schlaf ersehen haben. Trotzdem Daudet der erprobten Theaterconvention weit mehr Zugeständnisse macht, als uns Realisten lieb sein kann, gelingt es ihm doch nicht, die Gegensätze so schroff herauszuarbeiten, die Handlung so klar und knapp herauszuschälen, wie der Bühneneffect es nun einmal verlangt. Die wortreiche, wenn auch feinsinnige und treffende Schilderung des Zuständlichen nimmt einen gar breiten Raum ein, und trotzdem läßt die innere Handlung an überzeugender Klarheit Manches zu wünschen übrig. Von großem technischen Geschick zeugen eigentlich nur die köstliche Schlußscene des zweiten Aktes, in welcher ein bärbeißiger Castellan (von Herrn Pansa sehr wirksam dargestellt) eine sehr gemischte Gesellschaft von Neugierigen in dem Schlosse der Herzogin herumführt, sowie die erste Hälfte des vierten Aktes, in welcher Astier, während er sich zum Ball umkleidet, wäscht, frisirt, die Orden anlegt u. s. w., in seiner frivolen Manier von Lydias Selbstmordversuch berichtet und zuerst den Plan faßt, seine Gattin zu vergiften. Alles Uebrige hätte ein geborener Theatraliker weit schärfer zuzuspitzen vermocht. Trotzdem fand das ernste, fesselnde Werk lautesten und unwidersprochenen Beifall, von welchem wohl Emanuel Reicher für seine vortreffliche Darstellung des Paul Astier, sowie die außerordentlich glückliche und geschmackvolle Inscenirung durch Director Lautenburg den größten Theil für sich in Anspruch nehmen durften. Als Herzogin debutirte mit Erfolg Fräulein Paula Wasserburger, welche freilich von dem Medea-Pathos der Meininger, von denen sie herkommt, noch viel verlernen muß, um sich in den realistischen Stil des Residenz-Theaters einzufügen. Eine starke Talentprobe gab auch Hubert Reusch in seiner rührenden Darstellung des stotternden Chemikers. Und fröhlichsten Beifall bei offener Scene erntete der treffliche Pagay für die köstliche Episodenfigur eines italienischen Conte. Die Uebersetzung vermag ich nicht zu beurtheilen, da ich das Orginal nicht kenne; aber sie schien mir gut.

Ernst v. Wolzogen.

Berichtigung.

In Heft 21 der Zeitschrift „Freie Bühne für modernes Leben" bin ich in einem Artikel mit der Ueberschrift „Ein Berichtigungsersuchen" als „Theateragent" bezeichnet. Diese Bezeichnung entbehrt jeder Begründung, da ich mich nicht mit Schauspieler-Engagements befasse. Georg Zimmermann.

Hunger.

Von

Knut Hamsun.

Deutsch von **M. v. Borch.**

(4. Fortsetzung.)

Ich ging wieder nach meiner Bank hinüber und setzte mich. Ich war sehr unruhig und der große Leierkasten, der weiter oben spielte, machte es noch schlimmer. Eine harte, metallische Musik, ein Stückchen Weber, zu dem ein kleines Mädchen eine traurige Weise singt. Das Flötenartige, Leidende in den Tönen der Leier durchrieselt mir das Blut, meine Nerven beginnen zu zittern, als ob die Musik in ihnen wiederhallte, und einen Augenblick darauf falle ich auf die Bank zurück und trällere und summe mit. Auf was verfällt man nicht, wenn man hungert! Ich fühle mich aufgenommen in diese Töne, in Töne aufgelöst, ich ströme aus und habe die Empfindung, wie ich hoch über die Berge fortschwebe, hinein in lichtere Zonen.

„Ein Öre!“ sagt das kleine Drehorgelmädchen und hält mir den Blechteller hin, „nur ein Öre!“

„Ja“, antworte ich unbewußt und springe auf und durchsuche meine Taschen. Aber das Kind glaubt, daß ich meinen Scherz mit ihm treibe und entfernt sich ohne ein Wort. Diese stumme Duldsamkeit war zu viel für mich; hätte sie geschimpft, es wäre mir lieber gewesen; der Schmerz packte mich, und ich rief sie zurück. „Ich habe nicht einen Heller, sagte ich, aber ich vergesse Dich nicht, morgen vielleicht. Wie heißt Du? So? Ein hübscher Name; den vergesse ich nicht. Also morgen.“

Aber ich begriff, daß sie mir nicht glaubte, trotzdem sie kein Wort sagte, und ich weinte vor Verzweiflung darüber, daß diese kleine Straßendirne mir nicht glauben wollte. Noch einmal rief ich sie zurück, riß hurtig meinen Rock auf und wollte ihr meine Weste geben. Ich werde Dich schadlos halten, warte nur einen Augenblick.

Ich hatte keine Weste!

Wie konnte ich denn auch danach suchen! Wochen waren vergangen, seitdem ich sie besessen. Was focht mich an? Das bestürzte Mädchen wartete nicht länger und zog sich eilig zurück. Und ich mußte sie ziehen lassen. Die Leute strömten zusammen und lachten laut; ein Polizeidiener drängt sich heran und will wissen, was los ist.

„Nichts“, entgegnete ich, „durchaus garnichts! Ich wollte nur dem kleinen Mädchen dort meine Weste geben . . . für seinen Vater . . . Darüber brauchen Sie nicht zu lachen. Ich könnte ja nur nach Hause zu gehen und eine andere anzuziehen.“

„Keinen Spektakel auf der Straße!“ sagte der Konstabler. „So—o, marsch!“ Und er pufft mich vorwärts. „Sind das Ihre Papiere?“ rief er mir nach.

Ja, zum Teufel auch, mein Zeitungsartikel, eine Menge wichtiger Schriften! Wie konnte ich nur so unvorsichtig sein.

Ich nehme mein Manuskript, vergewissere mich, daß es in Ordnung liegt, und gehe ohne mich weiter umzusehen, direkt in die Redaktion. Am Erlöserthurm war es jetzt 4 Uhr

Das Bureau ist geschlossen. Ich schleiche ängstlich wie ein Dieb die Treppe wieder hinunter und bleibe ratlos vor der Thür stehen. Was jetzt thun? Ich

lehne mich an die Mauer, starre auf die Steine nieder und denke nach. Vor meinen Füßen liegt eine Stecknadel; ich bücke mich und nehme sie auf. Wie, wenn ich die Knöpfe von meinem Rock abschnitte? Was würde ich wohl dafür bekommen? Vielleicht würde mir das nichts nützen, Knöpfe waren Knöpfe; aber ich nahm sie, und untersuchte sie von allen Seiten und fand sie so gut wie neu. Es war gleichwohl ein guter Gedanke; ich konnte sie mit meinem Federmesser abschneiden und nach „Onkels" Keller tragen. Die Hoffnung, diese fünf Knöpfe verkaufen zu können, belebte mich sofort, und ich sagte: „Ei, ei, es klärt sich! Die Freude überwältigte mich, und ich fing an, die Knöpfe einen nach dem andern abzunehmen. Dabei hielt ich stillschweigend folgendes Gespräch:

„Ja, sehen Sie mal, es geht Einem ein bischen knapp, eine augenblickliche Verlegenheit . . . Abgenützt, sagen Sie? Schwatzen Sie nicht! Ich möchte Den sehen, der seine Knöpfe weniger abnützt als ich. Gehe immer mit offenem Rock, will ich Ihnen sagen; Gewohnheit von mir, eine Eigenheit . . . Nein, nein, wenn Sie nicht wollen, so —! Aber ich muß wenigstens meine 10 Öre dafür haben . . . . Aber, Gott im Himmel, wer **sagt** denn, daß Sie müssen? Sie können Ihren Mund halten und mich in Ruhe lassen . . . . Ja, ja, ja, holen Sie nur die Polizei, meinetwegen! Ich warte hier, während Sie den Konstabler holen. Und stehlen werde ich Ihnen auch nichts . . . Nun, Adieu, Adieu! Mein Name ist also Tangen, ich habe ein bischen zu lange gebummelt . . ."

Da kommt Jemand die Treppe herunter. Sofort bin ich wieder in der Wirklichkeit, erkenne den Scherenmann und stecke die Knöpfe schnell in die Tasche. Er will vorüber, beantwortet nicht einmal meinen Gruß und besieht plötzlich seine Fingernägel sehr angelegentlich. Ich halte ihn auf und frage nach dem Redakteur.

„Nicht da."

„Sie lügen!" sagte ich. Und mit einer Frechheit, die mich selbst in Erstaunen setzte, fuhr ich fort: „Ich muß mit ihm sprechen; eine dringende Angelegenheit. Mitteilungen von Stiftsgaarden."

„Können Sie mir das denn nicht auch sagen?"

„Ihnen?" entgegnete ich und sah ihn von oben bis unten an.

Das half. Er ging sofort mit mir zurück und öffnete mir die Thür. Jetzt saß mir das Herz in der Kehle. Heftig biß ich die Zähne zusammen, um mir Mut zu machen, klopfte an und trat in das Privatbureau des Redakteurs.

„Guten Tag! Sie sind's?" sagte er freundlich. „Nehmen Sie Platz!"

Hätte er mir die Thür gewiesen, es wäre mir lieber gewesen; die Thränen waren mir wieder nahe, und ich antwortete:

„Bitte, entschuldigen Sie . . ."

„Nehmen Sie Platz," wiederholte er.

Ich setzte mich also und erklärte, daß ich wieder einen Artikel habe, bei dem mir viel daran gelegen sei, ihn in seine Zeitung zu bekommen. Ich hatte mir so viele Mühe damit gegeben, er hatte mich so viel Anstrengung gekostet

„Ich werde ihn lesen," sagte er und nahm ihn. „Mühe geben Sie sich gewiß bei allem, was Sie schreiben, aber Sie sind allzu heftig. Wenn Sie nur besonnener wären! Zu viel Fieber! Ich werde ihn aber lesen!" Und damit wandte er sich wieder dem Tische zu.

Da saß ich nun. Konnte ich ihn um eine Krone bitten? Ihm erklären, weshalb immer zu viel Fieber drin lag? Er würde mir dann gewiß helfen; es war nicht das erste Mal.

Ich erhob mich. Hm! Aber als ich das letzte Mal bei ihm war, hatte er über Geldknappheit geklagt, sogar den Kassenboten umhergeschickt, um mein Honorar zusammenzubringen. Das würde jetzt auch vielleicht der Fall sein. Nein, das sollte nicht geschehen! Sah ich denn garnicht, daß er mitten in der Arbeit saß?

„Sonst noch etwas?“ fragte er.

„Nein,“ erwiderte ich und versuchte meine Stimme zu festigen. „Wann darf ich wieder anfragen?“

„Ach, wenn Sie mal vorüber gehen,“ antwortete er. „In ein paar Tagen oder so.“

Ich brachte mein Anliegen nicht über die Lippen. Die Freundlichkeit dieses Mannes dünkte mich grenzenlos, und ich wollte zeigen, daß ich sie zu schätzen wisse. Lieber verhungern. Daher ging ich.

Nicht einmal, als ich draußen stand, und von neuem die Qualen des Hungers empfand, bereute ich, daß ich das Bureau ohne um eine Krone zu bitten, verlassen hatte. Ich zog den zweiten Hobelspan aus der Tasche und steckte ihn in den Mund. Das half wieder. Weshalb hatte ich das nicht schon früher gethan? Du mußt dich schämen, sagte ich laut; hast Du wirklich dran denken können, den Mann um eine Krone zu bitten und ihn dadurch wieder in Verlegenheit zu setzen? Und ich wurde förmlich grob gegen mich selbst wegen der Unverschämtheit, die ich beabsichtigt hatte. Das ist weiß Gott das gemeinste, was ich bis jetzt gehört habe! sagte ich; einem Mann die Thüren einzulaufen und ihm beinahe die Augen auszukratzen, nur weil Du eine Krone brauchst, Du elender Hund! Also marsch! Schnell! Schnell, Du Lümmel! Ich will Dich lehren!

Um mich zu strafen, fing ich an zu laufen, durchlief eine Straße nach der andern, trieb mich durch verbissene Zurufe an und schrie mich lautlos und rasend an, wenn ich innehalten wollte. Inzwischen war ich hoch hinauf in die Pilestrande gekommen. Als ich endlich stillstand, dem Weinen nahe vor Wut, weil ich nicht weiter laufen konnte, zitterte ich am ganzen Körper und sank auf eine Treppe nieder. Nein, halt! sagte ich. Und um mich gründlich zu kasteien, stand ich wieder auf und zwang mich stehen zu bleiben, und dann lachte ich über mich selbst und weidete mich an meiner eigenen Verkommenheit. Endlich nach Verlauf mehrerer Minuten gab ich mir durch ein Neigen des Kopfes die Erlaubnis mich zu setzen; selbst dann wählte ich noch den unbequemsten Platz auf der Haustreppe.

Herr Gott, wie wol es thut, sich auszuruhen! Ich trocknete mir den Schweiß vom Gesicht und holte tief Atem. Wie war ich gelaufen! Aber ich bereute es nicht, es war wol verdient. Wie konnte ich aber auch daran denken, eine Krone zu begehren? Jetzt sah ich die Folgen! Und ich begann mich milde zu ermahnen, wie eine Mutter es gethan haben würde. Ich wurde immer rührender, und müde und entkräftet, begann ich zu weinen. Ein stilles, inniges Weinen, ein innerliches Schluchzen ohne Thränen.

Eine Viertelstunde oder länger saß ich auf demselben Fleck. Leute kamen und gingen, aber Niemand belästigte mich. Hier und da spielten kleine Kinder; drüben in der Straße auf einem Baum sang ein junger Vogel.

Ein Konstabler kommt auf mich zu.

„Wozu sitzen Sie hier?“ fragte er.

„Wozu ich hier sitze? Zum Plaisir.“

„Ne halbe Stunde habe ich 'n Auge auf Sie,“ sagte er. „Sie sitzen hier all 'ne halbe Stunde.“

„Ungefähr! Wollen Sie sonst noch was?“ Damit stand ich auf und ging ärgerlich weiter.

Auf dem Platz angekommen, blieb ich stehen und sah die Straße hinunter. Aus Plaisir! War das aber auch eine Antwort? Aus Müdigkeit! hättest du sagen sollen, und zwar mit recht weinerlicher Stimme — Du bist ein Schafskopf, Du lernst das Heucheln nie! — aus Ermattung! Und dabei hättest du keuchen müssen wie ein Pferd.

Als ich an die Feuerwache kam, blieb ich stehen. Ein neuer Einfall. Ich

knipste mit den Fingern, brach in ein lautes Lachen aus, das alle Vorübergehenden in Erstaunen setzte und sagte: Nein, jetzt gehst Du aber wirklich hinaus zu Pastor Levion. Das mußt Du wahrhaftig Gott thun. Ja, nur zum Versuch. Was hast Du denn zu versäumen? Es ist ja so herrliches Wetter.

Ich trat in Pascha's Buchhandlung, suchte Pastor Levions Adresse im Adreßkalender auf und begab mich hinaus. Jetzt gilt es! sagte ich. Jetzt keine dummen Streiche! Gewissen, sagst Du? Keinen solchen Unsinn; Du bist zu arm, um auf's Gewissen zu halten. Du bist ausgehungert, kommst mit einem wichtigen Anliegen, das erste, was not thut. Aber Du mußt den Kopf auf die Seite legen und Deine Worte in Melodie setzen. Das willst Du nicht? Wie? Dann gehe ich nicht einen Schritt weiter, daß Du's nur weißt. Also: Du befindest Dich einem Zustand der Anfechtung, kämpfst in der Nacht mit den Mächten der Finsterniß und großen, lautlosen Ungeheuern, daß es ein Grauen ist, hungerst und durstest nach Wein und Milch, und bekommst nichts. So weit ist es mit Dir gekommen. Jetzt stehst Du da und hast kein Oel mehr auf Deiner Lampe. Aber Du glaubst an die Gnade, gelobt sei Gott, Du hast den Glauben noch nicht verloren! Und dann mußt Du die Hände zusammenlegen und ganz verteufelt aussehen, als wenn Du auf Gnade hoffst. Was den Mammon betrifft, so hassest Du ihn in jeglicher Gestalt; etwas anderes ist es mit einem Gebetbuch, einer Erinnerung für ein paar Kronen . . . Ich stand vor der Thür des Pastors und las: „Bureauzeit von 12—4."

Jetzt keine Albernheiten! sagte ich; jetzt machen wir Ernst! So, — den Kopf herunter — noch ein wenig . . . und dann läutete ich an der Familienwohnung.

Ich möchte den Herrn Pastor sprechen," sagte ich zum Mädchen; aber es war mir nicht möglich, den Namen Gottes hinzuzufügen.

„Er ist ausgegangen," entgegnete sie.

Ausgegangen! Ausgegangen! Das machte meinen ganzen Plan zu nichte, verschob alles, was ich zu sagen beabsichtigt. Was nützte mir nun dieser lange Weg? Jetzt stand ich da.

„Ist es was dringendes?" fragte das Mädchen.

„Keineswegs!" entgegnete ich, „durchaus nicht! Es war nur so ein prächtiges Gnadenwetter, und daher kam ich heraus, um ihn zu besuchen."

Hier stand ich, und dort stand sie. Ich warf mich mit Willen in die Brust, um sie auf die Stecknadel aufmerksam zu machen, die meinen Rock zusammen hielt; mit den Augen bat ich sie, zu sehen, weshalb ich gekommen sei; aber die Arme begriff nichts.

Ein prächtiges Gnadenwetter, ja, ja. Ob die Frau Pastorin denn auch nicht zu Hause sei?

Ja, aber sie hatte Gicht, lag auf dem Sofa und konnte sich nicht rühren . . . Ob ich irgend einen Bescheid hinterlassen wolle?

Nein. Ich machte nur zuweilen solche Spaziergänge, der Bewegung halber Es sei so gesund nach dem Essen.

Ich machte mich auf den Rückweg. Wozu noch länger schwatzen? Außerdem wurde mir schwindlig; es fehlte nicht viel, und ich wäre allen Ernstes zusammen gebrochen. Bureaustunden von 12—4; ich hatte eine Stunde zu spät angeklopft, — die Gnadenzeit war um! —

Auf dem Stortorv setzte ich mich auf eine der Bänke an der Kirche. Um Gotteswillen, wie düster es für mich aussah! Ich weinte nicht, ich war zu müde: bis zum äußersten erschöpft saß ich da, ich nahm nichts vor, ich bewegte mich nicht, ich war ausgehungert. Meine Brust war gewiß entzündet, es brannte so seltsam schmerzhaft da drinnen. Das Spahnkauen wollte auch nicht mehr helfen; meine Kinnladen waren der fruchtlosen Arbeit müde, und ich ließ ihnen Ruhe Ich ergab mich. Ueberdies hatte ein Stück braune Apfelsinenschale, das ich auf der Straße fand

und sofort zu benagen anfing, mir Uebelkeit verursacht. Ich war krank; die Pulsadern lagen blau geschwollen auf meinen Handgelenken.

Auf was wartete ich denn eigentlich noch? Den ganzen Tag war ich wegen einer Krone umhergelaufen, um mein Leben noch eine Stunde länger fristen zu können. War es denn im Grunde nicht gleichgültig, ob das unvermeidliche einen Tag früher oder später eintraf? Hätte ich mich betragen wie ein ordentlicher Mensch, so wäre ich längst nach Hause gegangen, hätte mich zur Ruhe gelegt, und mich dem Schicksal überlassen. Meine Gedanken waren in diesem Augenblick ganz klar. Jetzt möchte ich sterben, es war Herbst und alles sank in Schlummer. Ich hatte jedes Mittel versucht, jede erdenkliche Hilfsquelle erschöpft. Ich vertiefte mich sentimental in diesen Gedanken, und jedes Mal, wenn ich wieder auf die Möglichkeit einer Rettung hoffte, flüsterte ich abweisend: Du Narr, Du hast ja schon angefangen, zu sterben! Ich müßte noch zuvor ein paar Briefe schreiben, alles fertig haben, mich selbst bereit halten. Ich wollte mich sorgsam waschen und mein Bett sauber ordnen; den Kopf wollte ich auf die weißen Papierbogen legen, das reinste, was ich besaß, und die grüne Decke konnte ich . . .

Die grüne Decke! Plötzlich war ich wieder wach, das Blut stieg mir zu Kopf, und ich bekam starkes Herzklopfen. Ich erhebe mich von der Bank und gehe weiter; das Leben rührt sich von neuem in allen Fibern, und unaufhörlich wiederhole ich die abgerissenen Worte: Die grüne Decke! Die grüne Decke! Ich gehe immer schneller, als gelte es, irgend etwas einzuholen und stehe nach wenig Augenblicken wieder zu Hause in meiner Klempnerwerkstatt.

Ohne innezuhalten oder in meinem Entschluß wankend zu werden, gehe ich an's Bett und rolle Hans Pauli's Decke zusammen. Es wäre doch seltsam, wenn mein guter Einfall mich nicht retten sollte! Ueber die dummen Bedenken, die in mir wach wurden, die halblaute innere Stimme, die von einem gewissen Brandmal, dem ersten schwarzen Fleck auf meine Ehre sprach, war ich weit erhaben; das war mir durchaus gleichgültig. Ich war kein Heiliger, kein Tugendidiot, ich hatte meinen Verstand noch . . . .

Und ich nahm die Decke unter den Arm und ging nach der Stenersgade Nr. 5.

Dort klopfte ich an und trat in den großen, fremden Saal, zum ersten Mal; die Glocke an der Thür schlug eine Menge verzweifelter Schläge über meinem Kopf. Aus einem Nebenzimmer tritt ein Mann, der den Mund voll Essen hat und kaut; er tritt an den Ladentisch.

„Bitte, geben Sie mir eine halbe Krone auf meine Brille!“ sagte ich, „Nach ein paar Tagen löse ich sie bestimmt wieder ein.“

„Wie? Nein, das ist ja eine Stahlbrille.“

„Ja.“

„Darauf kann ich nichts geben.“

„Ach nein, das können Sie wol nicht! Eigentlich war es auch nur Scherz. Hier habe ich eine Decke, für die ich keine rechte Verwendung habe, und ich meinte, Sie würden sie mir am Ende abnehmen.“

„Leider habe ich ein ganzes Lager von Bettstücken,“ entgegnete er, und als ich sie aufgerollt hatte, warf er einen einzigen Blick darauf und rief:

„Nein, entschuldigen Sie, die kann ich auch nicht brauchen!“

„Ich wollte Ihnen die schlechte Seite zuerst zeigen,“ „sagte ich, auf der andern Seite ist sie viel besser.“

„Ja, ja, aber das hilft Ihnen nichts, ich will sie nicht, und es giebt Ihnen kein Mensch auch nur 10 Öre dafür.“

„Nein, das ist klar, viel ist sie nicht wert, aber ich dachte, sie könnte vielleicht zusammen mit einer anderen alten Decke auf die Auktion kommen.“

„Möglich, aber es nützt Ihnen nichts.“

„Fünfundzwanzig Öre?" fragte ich.

„Nein, ich will sie nicht, Mensch, ich will sie nicht mal im Hause haben."

Ich nahm meine Decke wieder unter den Arm und ging nach Hause.

Ich that, als sei garnichts geschehen, breitete die Decke wieder über das Bett, glättete sie aus, wie ich sonst zu thun pflegte, und versuchte jede Spur meiner letzten That zu verwischen. In dem Augenblick, wo ich beschloß, diesen Bubenstreich zu begehen, konnte ich unmöglich bei klarem Verstand gewesen sein; je mehr ich darüber nachdachte, desto ungeheuerlicher kam es mir vor. Ein Anfall von Schwäche, irgend eine Erschlaffung in meinem Innern mußte mich überrumpelt haben. Kaum war ich in diese Schlinge geraten, als ich schon ahnte, daß es ein schlimmes Ende nehmen würde, und daher hatte ich es ausdrücklich zuerst mit der Brille versucht. Und es freute mich, daß ich nicht Gelegenheit gefunden, dies Verbrechen zu vollenden, das meine letzten Lebensstunden befleckt haben würde.

Und wieder wanderte ich in die Stadt hinaus.

Ich ließ mich auf einer Bank neben der Erlöserkirche nieder, der Kopf sank mir auf die Brust, ich war erschlafft durch die letzte Aufregung, krank und verkommen vor Hunger. So verging die Zeit.

Auch diese eine Stunde wollte ich noch draußen bleiben; es war heller als im Hause; außerdem kam es mir vor, als ob es in der frischen Luft nicht ganz so schlimm in meiner Brust arbeite; ich kam noch immer früh genug heim.

Und ich träumte und dachte und litt fürchterlich. Ich hatte einen kleinen Stein genommen, den ich mit den Rockärmeln abgeputzt und in den Mund gesteckt hatte, um etwas zu haben, worauf ich kauen konnte; sonst rührte ich mich nicht, bewegte nicht einmal die Augen. Die Menschen kamen und gingen, Wagengerassel, Pferdegetrampel und Stimmen erfüllten die Luft.

Mit den Knöpfen konnte ich es aber doch versuchen? Natürlich würde es nichts nützen, und außerdem war ich recht krank. Wenn ich mir's überlegte, mußte ich auf dem Nachhausewege ja doch durch die Gegend, wo „Onkel" wohnte — mein eigentlicher „Onkel." —

Endlich stand ich auf und schleppte mich langsam durch die Gassen. Es brannte mir über den Augenbrauen, es zog sich zum Fieber zusammen, und ich beeilte mich so gut ich konnte. Wieder kam ich an dem Bäckerladen vorüber, wo das Brot lag. So, jetzt bleiben wir hier aber nicht stehen, sagte ich mit affektierter Entschiedenheit. Wenn ich nun aber hinein ging und um ein Stück Brot bettelte? Ein Streifgedanke, ein Aufblitzen. In Wirklichkeit fiel es mir garnicht ein. Pfui! flüsterte ich und schüttelte den Kopf. Dann ging ich weiter.

Im Rebslagergang stand ein Liebespaar in einer Hausthür und flüsterte; weiter hin steckte ein Mädchen den Kopf zum Fenster hinaus. Ich ging so langsam und bedächtig, es sah aus, als grüble ich über irgend etwas — das Mädchen kam auf die Straße hinaus. —

„Wie steht's mit Dir, Alter? Was? Bist Du krank. Gott steh mir bei, was für ein Gesicht!" Und damit lief das Mädchen schnell wieder fort.

Aber ich blieb plötzlich stehen. Ich mußte unglaublich mager sein. Und die Augen waren auf dem Wege in den Kopf zurück. Wie mußte ich eigentlich aussehen? Es war doch aber auch zum Teufel holen, daß man sich bei lebendigem Leibe so vom Hunger zurichten lassen mußte! Ich fühlte die Raserei noch einmal in mir auflodern, das letzte Aufflackern, eine Muskelzuckung. Helf Einem Gott, solch ein Gesicht, wie? Da hatte ich nun einen Kopf auf den Schultern, der im ganzen Lande nicht seines gleichen hatte, ein paar Fäuste, die — Vater, verzeih mir's — einen Dienstmann zu Siebmehl hätten mahlen können — und dabei hungerte ich mitten in Kristiania zu Schanden! Lag da Sinn und Verstand drin? Ich hatte Tag und Nacht wie ein Roß gearbeitet, ich hatte mir die Augen aus dem Hirnschädel studiert und

den Verstand aus dem Kopf gehungert — und was zum Teufel hatte ich dafür? Sogar die Straßendirnen wollten von meinem Anblick befreit sein. Jetzt hieß es aber Stop! — verstehst Du? — stop, hol mich der Satan . . .

Mit stetig zunehmender Raserei, Zähneknirschen und im Gefühl meiner Mattigkeit, unter Thränen und Flüchen, tobte ich weiter ohne mich an die Vorübergehenden zu kehren. Ich begann wieder, mich zu martern, rannte mit den Kopf gegen Laternenpfähle, grub mir die Nägel tief in die Handflächen, biß mich im Wahnsinn auf die Zunge, wenn sie nicht deutlich sprach, und lachte wie rasend jedes Mal, wenn es recht weh that.

„Ja, aber was soll ich anfangen?" fragte ich mich zuletzt. Dabei stampfe ich ein paar Mal mit dem Fuß und wiederhole: Was soll ich anfangen?

In diesem Augenblick geht ein Herr vorüber und bemerkt lächelnd:

„Gehen Sie und lassen Sie sich einsperren."

Ich sah ihm nach. Er war einer unserer bekannten Damenärzte, der „Herzog" genannt. Nicht einmal der verstand sich auf meinen Zustand, ein Mann, den ich kannte, dessen Hand ich gedrückt hatte. Ich wurde ruhig. Ja, ich war verrückt, er hatte Recht. Ich fühlte den Wahnsinn im Blut, fühlte wie er mir durch's Hirn jagte. So sollte es also mit mir enden! Ja, ja! Ich begann wieder meinen langsamen, traurigen Gang. Da sollte ich also stranden!

Mit einem Mal stehe ich wieder still. Aber nicht einsperren! sage ich, das nicht! Und ich war beinahe heiser vor Angst. Ich bat, flehte in's Blaue hinein, um nur nicht eingesperrt zu werden. Dann würde ich wieder auf's Rathaus kommen, in eine dunkle Zelle eingesperrt werden, in der nicht der leiseste Lichtschimmer war. Nur das nicht! Es gab ja doch noch andere Auswege, die ich nicht versucht hatte. Ich wollte sie versuchen; ich wollte so fleißig sein, mir Zeit dazu gönnen und unverdrossen von Haus zu Haus gehen. Da war zum Beispiel noch Musikalienhändler Cisler, bei dem ich noch garnicht gewesen. Es würde sich schon Rat finden . . . . So sprach ich zu mir und weinte beinahe vor Rührung. Nur nicht eingesperrt werden!

Cisler? War das vielleicht ein Fingerzeig von oben? Sein Name war mir ohne Grund eingefallen, und er wohnte so weit fort; aber aufsuchen wollte ich ihn doch; ich konnte ja langsam gehen und mich zwischendurch ausruhen. Ich kannte den Weg, war in guten Zeiten oft bei ihm gewesen und hatte viele Noten gekauft. Sollte ich ihn um eine halbe Krone bitten? Das würde ihn vielleicht genieren; ich mußte also schon eine ganze verlangen.

Ich trat in den Laden und fragte nach dem Chef; man wies mich nach seinem Bureau. Dort saß der Mann, stattlich, nach der neuesten Mode gekleidet, und sah Rechnungen durch.

Ich stotterte eine Entschuldigung und brachte mein Anliegen vor. Durch die Not gezwungen, mich an ihn zu wenden . . . würde es in nicht allzu langer Zeit zurückbezahlen . . . sobald ich das Honorar für meinen Zeitungsartikel bekam . . . er würde mir eine so große Wolthat erweisen.

Noch während ich sprach, wandte er sich wieder seinem Pult zu und fuhr mit seiner Arbeit fort. Als ich zu Ende war, blickte er schief zu mir herüber, schüttelte den schönen Kopf und sagte „Nein." Nur Nein. Keine Erklärung. Kein Wort.

Meine Kniee schlotterten gewaltsam, ich mußte mich gegen den kleinen Schrank stützen. Ich wollte es noch einmal versuchen. Weshalb war denn grade sein Name mir eingefallen, als ich weit unten in Vaterland war. Ich spürte ein paar Stiche in der linken Seite und begann zu schwitzen. Hm! Ich sei wirklich sehr heruntergekommen, sagte ich, und leider auch ziemlich krank; ich würde es gewiß schon in ein paar Tagen zurückbezahlen können. Ob er nicht die Güte haben wolle?

„Bester Mann, weshalb kommen sie zu mir?" sagte er. „Sie sind mir ein

vollständiges X, von der Straße hereingelaufen. Gehen Sie doch in die Redaktion, wo man Sie kennt."

„Nur für heute Abend! sagte ich. „Die Redaktion ist schon geschlossen, und ich bin so fürchterlich hungrig."

Er schüttelte fortwährend den Kopf, schüttelte ihn noch, als ich schon die Hand auf der Klinke hatte.

„Adieu!" sagte ich.

Es war also kein Fingerzeig von oben, dachte ich und lächelte bitter; so hoch konnte ich auch zeigen, wenn's drauf ankam. Ich schleppte mich von einem Häuserviertel zum andern und ruhte nur dann und wann auf einer Haustreppe aus. Wenn ich nur nicht eingesperrt wurde! Die Angst vor der Zelle verfolgte mich die ganze Zeit, ließ mir durchaus keine Ruhe; jedesmal wenn ich einen Konstabler auf meinem Wege sah, schlich ich in eine Seitengasse, um die Begegnung mit ihm zu vermeiden. Jetzt zählen wir hundert Schritt, sagte ich, und versuchen dann unser Glück von neuem! Einmal muß doch Rat werden . . .

Es war eine kleine Garnhandlung, ein Laden, den ich noch nie zuvor betreten hatte. Ein einzelner Mann hinter dem Ladentisch, im Hintergrund ein Kontor mit Porzellanschild an der Thür, vollgepackte Regale und Bretter in langen Reihen. Ich wartete, bis der letzte Kunde das Geschäft verlassen hatte, eine junge Dame mit Grübchen in den Wangen. Wie glücklich sie aussah! Ich versuchte nicht einmal, Eindruck auf sie zu machen mit meiner Stecknadel im Rock, sondern wandte mich ab, und meine Brust hob sich in stillem Schluchzen.

„Wünschen Sie etwas?" fragte der Ladendiener.

„Ist der Chef anwesend? sagte ich.

„Er macht eine Gebirgstour in Jotunheimen," antwortete er. „Wünschen Sie was besonderes?"

„Nur ein paar Oere, um mir Essen zu kaufen," sagte ich und versuchte zu lächeln, „mich hungert, und ich habe nicht einen Heller."

„Dann sind Sie ebenso reich wie ich," erwiderte er und ordnete seine Garnpackete.

„Oh, weisen Sie mich nicht ab — thun Sie's nicht!" sagte ich und fühlte wie mein Körper eiskalt wurde. „Ich bin wirklich beinahe tot vor Hunger; seit vielen Tagen habe ich nichts gegessen."

Im größten Ernst, ohne ein Wort zu sprechen, fing er an, seine Taschen eine nach der andern umzukehren. Ob ich seinen Worten vielleicht nicht glaube, wie?

„Nur 5 Oere? In ein paar Tagen gebe ich Ihnen 10 dafür wieder."

„Lieber Mann, wollen Sie mich vielleicht verleiten, aus der Kasse zu stehlen?" fragte er ungeduldig.

„Ja," sagte ich, „ja, nehmen Sie 5 Oere aus der Kasse."

„Da kommen Sie an den unrechten," schloß er und fügte hinzu, „und zugleich möchte ich Ihnen sagen, daß ich jetzt genug von der Geschichte habe."

Krank vor Hunger und heiß vor Scham, schlich ich hinaus. Eines elenden Knochens wegen war ich zum Hund geworden und hatte ihn doch nicht bekommen. Nein, nun mußte es ein Ende haben! Es war wirklich allzu weit mit mir gekommen. So viele Jahre hatte ich mich aufrecht erhalten, war fest und gerade dagestanden in so mancher schweren Stunde, und jetzt war ich plötzlich zu brutaler Bettelei herabgesunken. Dieser eine Tag hatte meinen ganzen Gedankengang verroht, meinen Sinn mit Schamlosigkeit beschmutzt. Ich hatte mich nicht entblödet, jämmerlich zu thun und vor dem gemeinsten Krämer zu weinen. Und was hatte es genützt? Entbehrte ich nicht fernerhin die Brotrinde, die ich in den Mund stecken konnte? Ich war dahingekommen, mich vor mir selbst zu ekeln. Ja, ja, jetzt sollte es ein Ende haben!

Jetzt wurde vielleicht das Hausthor bei uns geschlossen, und ich mußte mich beeilen, wenn ich die Nacht nicht wieder im Rathhause zubringen wollte . . .

Das verlieh mir Kraft; im Rathause wollte ich nicht schlafen. Gott sei Dank, am Erlöserturm war es erst 7 Uhr; ich hatte noch drei Stunden vor mir, bevor das Thor geschlossen wurde. Wie hatte ich mich geängstigt!

Ich machte es mir leicht und kroch im Schneckengang nach Hause. Ich spürte Durst, glücklicher Weise zum ersten Mal am Tage, und ging, um mich nach einer Stelle umzusehen, wo ich trinken konnte. Von den Bazars war ich zu weit entfernt und in ein Privathaus wollte ich nicht gehen; vielleicht konnte ich auch warten bis ich nach Hause kam; das dauerte noch eine Viertelstunde. Es war durchaus nicht gesagt, daß ich einen Schluck Wasser bei mir behalten würde; mein Magen vertrug garnichts mehr.

Aber die Knöpfe? Mit den Knöpfen hatte ich es noch nicht versucht. Ich stand still und mußte lächeln. Vielleicht gab es doch noch einen Rat! Ich war noch nicht ganz verurteilt! Zehn Oere würde ich ganz gewiß für sie bekommen, morgen würde ich dann anderswo noch weitere zehn erhalten, und Donnerstag bekam ich meinen Zeitungsartikel bezahlt! Ich erlebte noch, daß Alles gut wurde! Wie hatte ich die Knöpfe nur vergessen können! Ich zog sie aus der Tasche und betrachtete sie im Weitergehen; vor Freude wurde es mir dunkel vor den Augen; ich sah die Straße nicht mehr, in der ich ging.

Wie genau kannte ich nicht den großen Keller, meine Zuflucht an dunklen Abenden, mein blutsaugender Freund! Alles was ich besaß war Stück für Stück hier unten verschwunden, meine Kleinigkeiten von zu Hause, mein letztes Buch. An Auktionstagen pflegte ich hinunter zu gehen um zuzusehen, und ich freute mich jedes Mal, wenn meine Bücher in gute Hände zu kommen schienen. Schauspieler Magelsen hatte meine Uhr, und darauf war ich beinahe stolz; einen Jahreskalender, der meinen ersten, poetischen Versuch enthielt, hatte ein Bekannter gekauft, und mein Ueberrock strandete bei einem Photographen zum Ausleihen im Atelier. Es war also garnichts dagegen zu sagen.

Ich hielt die Knöpfe in der Hand bereit und trat ein. „Onkel" sitzt an seinem Pult und schreibt.

„Es eilt nicht," sage ich vor Angst, daß ich ihn stören und durch mein Anrede ärgerlich machen könne. Meine Stimme klang so seltsam hohl, ich kannte sie selbst kaum wieder, und mein Herz schlug wie ein Hammer.

Er kam mir lächelnd entgegen, wie er zu thun pflegte, stemmte die beiden Hände platt auf den Tisch und sah mir in's Gesicht ohne ein Wort zu sprechen;

Ich hätte etwas und wollte nur fragen, ob er es wol brauchen könne . . . etwas, das mir zu Hause nur im Wege lag, ich versichere Sie, nur zur Plage . . . einige Knöpfe . . .

Also was denn, was denn mit den Knöpfen? Und dabei kam er meiner Hand mit den Augen ganz nahe.

Ob er mir nicht ein paar Oere dafür geben könne? . . .So viel, wie er selbst glaube . . . Ganz nach Gutdünken . . .

Für die Knöpfe? Und „Onkel" starrt mich verwundert an. Für diese Knöpfe? . . .

Nur so viel für eine Cigarre, oder was er wolle! Ich ging gerade vorüber und wollte mal anfragen.

Da lachte der alte Pfandleiher und ging ohne ein weiteres Wort an sein Pult zurück. Ich stand da. Eigentlich hatte ich nicht gehofft, und doch hatte ich Hülfe für möglich gehalten. Sein Lachen war mein Todesurteil. Mit der Brille würde es mir jetzt auch nichts helfen.

Meine Brille würde ich natürlich auch mit in den Handel geben, selbstverständlich, sagte ich und nahm sie ab. Nur 10 Oere, oder wenn er wolle, auch nur 5.

„Sie wissen, daß ich Ihnen auf Ihre Brille nichts geben kann," sagte „Onkel"; „das habe ich Ihnen früher schon mal gesagt."

„Aber ich brauche eine Postmarke," sagte ich dumpf; ich könne nicht einmal die Briefe abschicken, die ich zu schreiben hätte. „Eine Zehn- oder Fünföre Postmarke, ganz wie Sie meinen."

„Machen Sie um Gotteswillen, daß Sie fortkommen!" entgegnete er mit einer Handbewegung gegen mich.

Ja, ja, mag's drum sein! sagte ich zu mir. Mechanisch setzte ich die Brille wieder auf, nahm die Knöpfe und ging; ich sagte Gutenacht und schloß die Thür wie gewöhnlich hinter mir. So, nun ließ sich nichts mehr thun! Vor der Kellertreppe blieb ich stehen und sah mir die Knöpfe noch einmal an. Daß er sie absolut nicht haben wollte! sagte ich; es sind doch beinahe neue Knöpfe; ich begreife es garnicht!

Während ich in diese Betrachtungen versunken dastand, kam ein Mann vorüber und ging hinunter in den Keller. Er hatte mir in der Hast einen kleinen Stoß versetzt; wir entschuldigten uns beide, und ich drehte mich um und sah ihm nach.

„Nein, Du bist es?" sagte er plötzlich unten auf der Treppe. Er kam wieder herauf, und ich erkannte ihn. „Gott bewahre mich, wie siehst Du aus!" sagte er. „Was hast Du unten gemacht?"

„Oh — Geschäfte. Du willst auch hinunter, wie ich sehe?"

Mir zitterten die Knie, ich lehnte mich an die Wand und streckte ihm die Hand mit den Knöpfen entgegen.

„Was Teufel?!" rief er. „Nein, das geht denn doch zu weit!"

„Gute Nacht," sagte ich und wollte gehen; ich spürte, wie nahe mir das Weinen war.

„Nein, wart einen Augenblick!"

Wozu sollte ich warten? Er selbst war ja auf dem Wege zum „Onkel," trug vielleicht seinen Verlobungsring hin, hatte schon ein paar Tage gehungert, und war seiner Wirtin was schuldig.

„Ja," sagte ich endlich, „wenn Du schnell zurückkommst . . ."

„Natürlich," entgegnete er und nahm meinen Arm; „aber ich will Dir was sagen, ich traue Dir nicht, Du bist ein Schafskopf; es ist schon am besten, wenn Du mit hinunter kommst."

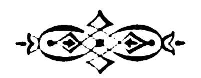
Ich begriff, was er wollte, spürte plötzlich wieder einen Funken von Ehre und erwiderte:

„Kann nicht! Ich habe versprochen, um halb acht in Bernt Ankers Straße zu sein und . . .

„Halb acht, ganz recht! Aber es ist schon acht. Ich habe hier ja die Uhr in der Hand; die will ich nämlich hinunter tragen. Also hinein mit Dir, Du hungriger Sünder! Ich bekomme mindestens 5 Kronen für Dich!"

Dabei pu6ffte er mich hinein. — —

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction i. V. Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide in Berlin.





Gedankenfreiheit und moderne Zwangsjacken.

Von

Dr. med. Thomas Stockmann.

II.

Wenn ich, im Kopfe den idealen Traum des allerfreiesten Denkens, das moderne Gesellschaftsleben durchwandle, dann glaube ich mich in der Schreckenskammer eines Irrenhauses zu befinden, allwo die Zwangsjacken hängen; und die Auswahl an modernen Zwangsjacken erscheint mir so entsetzlich groß, daß ich mich in die „Goldene Hundertzehn" mit ihren „5000 Herren-Jupons" versetzt fühle.

Den geneigten Leser, welcher hier eine hochpolitische Kritik, eine Philippika gegen aktuelle „Uebergriffe der Staatsgewalt" oder gegen die bösen Jesuiten erwartet, muß ich leider enttäuschen. Ich werde nicht über die moderne Form der Theatercensur wettern. Ich werde nicht den rostigen Degen Ludwigs des „Heiligen" zerbrechen, welcher meinte: „Mit Ketzern soll man nicht disputiren, sondern ihnen den Degen in die Brust stoßen." Ich werde auch nicht dem toten Gesetz „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen" eines versetzen; „de mortuis nil nisi bene!" Ich werde weder nationalliberal oder deutschfreisinnig, noch demokratisch oder socialdemokratisch mich entrüsten. Ich glaube eher hie und da in den Ton der Kreuzzeitung zu verfallen — wenn ich beispielsweise über die Demokratie und die Volksvertretung herziehe —, bin also durchaus nicht staatsgefährlich. Ich rede im Namen keiner Partei, sondern einzig als Dr. Thomas Stockmann. Ich hoffe auch nicht eine Partei für meine Meinung zu gewinnen, weiß vielmehr, daß ich die „öffentliche Meinung" gegen mich haben werde.

Das ist auch ganz natürlich! Ich bin nämlich ein Feind der öffentlichen Meinung. Ich betrachte sie als eine der Zwangsjacken des modernen Lebens. Ich will nicht sagen, bloß des modernen Lebens. Denn ich vermuthe, daß schon die Redensart unserer Urväter „Volkes Stimme ist Gottes Stimme" mehr Faselei als Weisheit ist. Die Stimme des Volkes, die öffentliche Meinung, diese vielgepriesene, hochheilige Macht, scheint mir durchaus nicht ein Ausschuß von Biedersinn und Vernunft, durchaus nicht der wohlerzogene Urtheilsspruch eines durchschnittlichen, normalen, gesunden Denkens, vielmehr allzu oft ein Absud von allerlei Thorheiten und Gemeinheiten des Publikums zu sein. Wer bereitet diesen Absud? Das Publikum

ist nicht der eigentlich aktive Theil, obwohl es, wie gesagt, den Stoff zu dem Hexengebräu hergiebt. Die eigentlichen Macher, die Kochkünstler der öffentlichen Meinung, bilden ganz bestimmte Professionen und Zünfte, von denen Bureaukratie, Presse und Politik wohl die vornehmsten sind. Bureaukratie! Wer diese Zwangsjacken-Schneiderin in ihrem eigentlichen Elemente beobachten will, der wende sich gen Osten zum heiligen Reußenlande. Hier entsteht die öffentliche Meinung so recht „par ordre de Mufti"; sie wird von Oben ausgegeben wie eine militärische Loosung und durch den in dieser Beziehung wundervoll gefügigen Mechanismus einer barbarischen Bureaukratie prompt hinunter bis zum letzten Iswoschtschik besorgt; und nun ist der Staat wieder einmal gerettet; das Volk hat eine eigene Meinung, eine ihm zuträgliche, gewissermaßen „von Gottes Gnaden" stammende und daher auch gebührenderweise mit Uniform und Staatstitel ausgezeichnete „öffentliche Meinung." Von Osten her bewegt sich diese Art von Zwangsjackenthum gen Westen bis hin zum „freien" Amerika, wie beispielsweise gewisse neuere Vorgänge beweisen — auf die ich hier nicht eingehen kann (weil ja auch ich eine Zwangsjacke fühle!) Und diese Vorgänge gemahnen mich an die anderen Hauptmacher der öffentlichen Meinung: die ehrenwerthen Leiter der Presse, insbesondere der politischen, und die Führer des Volkes, jene edlen Männer seiner freien Wahl. Die ungeheure Macht der modernen Presse läßt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, daß allein in Berlin täglich mehrere Hunderttausend von Bogen ausgegeben werden, welche bedruckt sind mit frisch gemachter — öffentlicher Meinung. Und diese Bogen pflegt bekanntlich der „deutsche Bieder, fromm und stark" als eine Autorität ersten Ranges zu betrachten und zugleich als einen Urtheils-Trichter, durch den er sich beim Kaffee bequem einflößen läßt, was er Abends beim Bier mit weiser Miene wieder von sich zu geben liebt. Nach welchen Gesichtspunkten aber wird denn die öffentliche Meinung von den Leitern der Presse fabricirt? Es ist recht komisch, daß gerade die Leute, welche aus der Presse die öffentliche Meinung erhalten, die eigentlichen Eingeber sind. Gleichwie nicht der Koch das Menu der Mahlzeiten entwirft, sondern der Esser, in dem nämlich der Geschmack des Letztern für den Erstern maßgebend ist, so pflegt der Pressianer sich bei seiner Arbeit nach den Wünschen des „geneigten Lesers" zu richten, so daß eigentlich die Abonnenten und Inserenten die Leiter der Presse sind. Die Zeitungen müssen eben — aus Existenzrücksichten — unterwürfige Dienerinnen ihrer Herrschaften sein; und diese Herrschaften sind die verschiedenen wirthschaftlich-politischen Interessentenkreise.

Die wirthschaftlich-politischen Interessentenkreise haben eine derartige Bedeutung, daß sie füglich als besondere Zwangsjacken bezeichnet werden können. Für diese Art von Zwangsjackentum eignet sich das kurze, bündige Etikett: Partei. Das klingt natürlich für politische, insbesondere demokratische Ohren höchst ketzerisch, und ich höre schon die ganze Skala hinauf und hinunter schimpfen. Der eingefleischte Parteigänger empfindet eben bei einer abfälligen Kritik seines Götzen mindestens dieselbe Entrüstung, wie der orthodoxe Theist bei einer Gotteslästerung. Der Politiker pflegt eine bornirte Orthodoxie zu haben und ein Dogmatiker der gefährlichsten Sorte zu sein. Er läßt in seinen Schädel keine Anschauung herein, wenn sie nicht in seinen politischen Kram paßt. In einem Menschen von abweichender politischer Meinung erblickt er gewöhnlich einen Schuft oder Verrückten. Zu solchem Verhalten ist er dressirt durch seine Leibzeitung und gewisse demagogische Volksredner. Es ist bezeichnend, daß in Volksversammlungen verhetzende Kraftausdrücke einen jubelnden Beifall hervorzurufen pflegen, und daß dem Leibblatte das wärmste Bravo gezollt wird, wenn es seine „beliebte schnoddrige Tonart" anwendet.

Einen großen Unfug richtet im modernen politischen Treiben das gepriesene „demokratische Prinzip" an. Das bei einem Konflikte der Interessen der Vortheil der Mehrheit den Ausschlag giebt, ist ja unzweifelhaft vernünftig. In dieser Beziehung

hat immer die Mehrheit Recht. Wo es sich indessen um Beurtheilungen handelt, da kann man leider allzuoft mit Recht sagen:

„Mehrheit ist der Unsinn,
Vernunft ist stets bei Wenigen gewesen."

Trotzdem scheint mir eine Unterwerfung der Minderheit unter den Willen der Mehrheit überall da geboten zu sein, wo eine Uneinigkeit im Handeln nothwendigerweise die allgemeine Wohlfahrt schädigen würde. Alsdann mag die Mehrheit sprechen: „Du hast ja vielleicht Recht; aber füge dich aus Rücksicht auf das Gemeinwohl; du kannst ja trotz aller Subordination im Handeln deine Meinung auch weiterhin frei verfechten und die Mehrheit zu werben suchen." Das wäre die Sprache der Duldsamkeit. Aber von solcher Tonart sind unsere politischen Parteien weit entfernt. Die Minderheit pflegt vielmehr in ihrem „Recht der freien Meinungsäußerung" von der Majorität vergewaltigt zu werden. Die Zwangsjacke des Parteiwillens wird der Minorität angezogen mit den Worten: „Nun füge dich und halte den Mund!"

Ach, wenn diese Kratie wenigstens eine Demokratie wäre! Doch trotz aller Phrasen von der Gleichberechtigung der Parteiglieder waltet in den modernen Parteien keine Demokratie, sondern eine Oligarchie. Jedes Zeitungsblatt, jede Volksversammlung kann das lehren. In den Versammlungen geben stets die Führer, die großen und kleinen Autoritäten den Ausschlag. Die eigentliche Masse benimmt sich gewöhnlich geradezu marionettenhaft. Die Führer empfehlen gewisse Anträge und Resolutionen, ziehen an der Strippe, welche Subordination heißt und durch Autorität geflochten ist, und — die Hände fliegen in die Höhe zu gefügiger Abstimmung.

Die politischen Massen sind eben im wesentlichen Stimmvieh für die Führer. Freilich müssen die Führer sich vielfach nach ihren Wählermassen richten, von denen sie getragen werden wie Korke von den Wellen, und von denen sie in gewisser Hinsicht abhängig sind, wie Diener von ihren Herren. Doch gleich wie Diener zuweilen ihre Herren beherrschen, so verstehen hinwiederum die politischen Führer ihre Wähler zu lenken. Alle demagogischen Kniffe müssen herhalten, um den Häuptlingen diese Herrschaft über die Massen in die Hände zu spielen und zu erhalten. Zuweilen gewinnen dann politische Führer eine derartige Macht über die Massen, daß der Beobachter an die suggestive Macht eines Hypnotiseurs gemahnt wird, oder an das Band, welches eine Schaafherde mit ihrem Leithammel verbindet. Und eine derartige Herrschaftsform pflegt man „Demokratie" und „Souveränetät des Volkes" zu nennen! O, nein das ist ein ganz gefährliches Zwangsjackenthum.

Ich merke, ich komme in den Verdacht eines aristokratischen Reaktionärs. Vielleicht glaubt auch der eine oder andere Leser einen Widerspruch herauszufinden zwischen diesen Ausführungen und meinem abfälligen Urtheil über jene Leute, welche über die Unreife des Volkes klagen. „Nun klagt Stockmann selber über die Unreife des Volkes!" — Freilich thue ich das; aber ich ziehe nicht die Folgerung, daß man die demokratischen Formen abschaffen und irgend eine Aristokratie erstreben solle. Das „demokratische Princip" ist gut; aber es muß auch in wahrhaft demokratischem Geiste gehandhabt werden! Nur wenn die Köpfe in der Lage sind, selbstständig nachzudenken, und nicht von Vorurtheilen seuchenhaft beeinflußt werden, kann von eigentlicher Souveränetät die Rede sein. Denn heutzutage sorgen allerlei öffentliche Einrichtungen, welche starken Festungen gleichen, dafür, daß die Volksmassen in geistiger Unselbstständigkeit verharren, die Vormunde aber fürder herrschen. Das gefährlichste dieser Bollwerke, das eigentliche Zwing-Uri des freien Denkens, ist der Mangel an Bildung. Unter seinem Drucke befindet sich die große Masse des Volkes, weil ihr zwei Bedingungen der Bildung fehlen, nämlich Geld und Zeit. Ein anderes Bollwerk besteht in der Art, wie die Volksvertretung verstanden und gehandhabt zu werden pflegt. Die moderne Volksvertretung, wie sie im Parlamentarismus ihren höchsten Ausdruck findet, scheint mir ein sehr mangelhaftes Mittel zu sein, die Masse für die öffentlichen

Angelegenheiten zu interessiren und zu befähigen. Ganz besonders deswegen, weil der Parlamentarier nicht bloß ein Agitator sondern zugleich ein politischer Vormund ist. Wenn der Wähler seinen Stimmzettel in die Wahlurne steckt, dann denkt er mit stillem Triumphe: „Mein N. N. versteht's, er wird mich trefflich vertreten und durch weise Gesetze meine Lage verbessern. Ach, hätte wir doch lauter solche Kräfte, wie mein N. N., im Reichstage! Dann würde der Staat in voller Ordnung sein." Späterhin liest der gute Wähler von Zeit zu Zeit, was ihm sein Leibblatt von den Parlamentsreden mitzutheilen für gut befunden hat, und dann freut er sich: „Ja, mein N. N. hat es den Hallunken wieder einmal gut gegeben!" Und so wählt der Biedermann bei jeder Gelegenheit mit Eifer und Hoffnung; aber seine Lebenslage wird durch all die hohen politischen Verhandlungen nur unwesentlich berührt, und dabei wird sein Gehirn, auf dessen politische Ader er so stolz ist, durch Führerthum und Parteitreiben immer stärker bornirt. Schlimmer noch als der Wähler pflegt der Gewählte korrumpirt zu werden. Das ist auch ganz natürlich. Denn — wenigstens meiner Lebenserfahrung gemäß — führt jegliche Macht des Menschen über den Menschen zum Mißbrauch der Macht, also zur Korruption. Die gewöhnlichsten Formen der Führer-Korruption sind wohl Herrschsucht und Bestechlichkeit . . .

Die große Zwangsjacke Partei, welche sich uns solchergestalt als ein Gewebe von Autorität, Demagogie, dogmatischer Bornirtheit und Unselbstständigkeit des Urtheils darstellt, kann selbstverständlich in Folge einer umfassenden Umgestaltung unserer gesellschaftlichen Zustände außer Schädlichkeit gesetzt werden. Gröstentheils liegt diese Umgestaltung auf wirthschaftlichem Gebiete. Aber auch die Erziehung ist zur Besserungsthätigkeit berufen. Möchte sie doch als eine moderne Aufgabe die Erweckung der Geister zum Individualismus betrachten! Denn in der inneren Selbständigkeit wie in möglichst weiter äußerer Freiheit des Individuums scheint mir das Heil zu liegen. Freilich würde eine Auflösung der Gesellschaft in einander bekämpfende Atome den Ruin der Menschheit bedeuten. Indessen schließt der Individualismus ja keineswegs das Bündniß aus. Es giebt nicht bloß Massenbewegungen, welche auf Subordination beruhen; es lassen sich auch solche denken, welche auf Coordination beruhen. Solche Coordination schwebt dem Dichter John Henry Mackay vor, wenn er vom Individualisten sagt:

„Als Bruder kennt er nur den Freien an
Und reicht ihm gern zu gleichem Kampf die Hand
Und drückt sie fest — doch niemals darf und kann
Zur Fessel werden dieses freie Band!"

Noch eine Zwangsjacke möchte ich aus dem reichhaltigen Lager der modernen Gesellschaft herausgreifen und zu einiger Ansicht vorzeigen. Das ist die vielgerühmte Moral. Ja, trotz ihres Heiligenscheinscheines muß ich sie als eine Feindin des freien Denkens bezeichnen. Den Beweis möchte ich nicht schuldig bleiben. Die Moral, wie sie unsern Erziehern in Schule, Kirche und Familie fast durchgängig vorschwebt, besteht aus einer Anzahl von eindringlich vorgetragenen, mit Lohn und Strafe wirkenden Forderungen von der Form: „Du sollst . . .!" Mit Gründen werden diese Forderungen nicht begleitet. Wenigstens habe ich selbst mit der Laterne — ein moderner Diogenes — bisher vergeblich nach einem Menschen gesucht, welcher seinen Erziehern hätte nachrühmen können, daß sie sich mit Gründen an seinen Charakter gewendet hätten. Was aber ist eine Erziehung mit solch grundlosem „Du sollst" anders als eine Verziehung zur blinden Gläubigkeit, zur gedankenlosem Unterwerfung unter Autorität, Herrschaft und Phrasen. Unselbständigkeit des Denkens und Fühlens ist die Frucht des Moralisirens. Außerdem werden durch das Moralisiren alle fehlerhaften und veralteten Meinungen von Gut und Böse am Leben erhalten, indem ja durch die Autorität der Moral jeder Zweifel an ihren Aus-

sprüchen unterdrückt, und infolgedessen der freie Meinungsaustausch hierüber von Vornherein fast vereitelt wird.

Das ist eben das Gift, welches die Autorität enthält, daß die freie Konkurrenz im Reiche der Gedanken gestört wird. Hierfür möchte ich ein Beispiel anführen, welches zwar aus dem Gebiete der wissenschaftlichen Autorität genommen ist, aber zur Beurtheilung jeglicher Autorität verwendet werden kann. Durch bedeutende Leistungen hatte sich Newton zu einer gewichtigen Autorität in der Naturwissenschaft aufgeschwungen. Als er nun über die Dioptrik ein Urtheil abgab, demgemäß das Fernrohr nicht weiter verbessert werden könne. weil die Farbenstreuung nicht zu vermeiden sei, — fand dieses Urtheil bei seinen Zeitgenossen einen so blinden Glauben, daß die Versuche, das Fernrohr zu verbessern, mehrere Jahrzehnte hindurch unterblieben, bis endlich — siehe da! — ein Naturforscher nachwies, daß der große Newton sich geirrt hatte. Hätte Newton nicht als Autorität gegolten, so würde die Verbesserung des Fernrohrs wahrscheinlich früher erfolgt sein. —

Oeffentliche Meinung, Partei, Moral, fürwahr ein edles Kleeblatt! Ich wurde erinnert an eine ebenbürtige Dreieinigkeit, nämlich an Weib, Amme und Arzt in Strindberg's „Vater". Wie in der brutalen Gefangenschaft dieser Personen der freiheitsdurstige Mann verendet, so muß manch freier Gedanke, gewissermaßen vom Schlage gerührt, sterben in der Zwangsjacke, welche ihm die von mir geschilderten — oder auch die verschwiegenen — Zustände angelegt haben. Doch einen Trostgrund habe ich: Das Schlechte untergräbt sich selbst, und die „Freiheit, die ich meine," —

„Kommen muß sie doch einmal, wird von allem bösen
Lügenwerk und Sklaventhum diese Welt erlösen."

Hamerling's „Atomistik des Willens".

In der Vorrede des Hamerling'sche Werkes findet sich neben schönen und treffenden Gedanken über den philosoph' ıen Beruf jedes Menschen das folgende, höchst charakteristische Geständniß.

„Sollte ich vor Vollendung de. Werkes aus dem Leben abberufen werden, so nehme der Leser nicht Anstoß an der Dürftigkeit der zerstreuten Bemerkungen, die namentlich im naturwissenschaftlichen Theile unter der Ueberschrift „Physis" nur so nebenbei und gelegentlich zu Papier gebracht wurden. Eine ausgeführte, abgerundete Darlegung meiner naturwissenschaftlichen Weltansicht hatte ich mir vorbehalten, bis ich meine bezüglichen Studien zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht haben würde. Hat man auf diesem Gebiete doch am unablässigsten und am längsten zu lernen!"

Das ist bescheiden gesagt. Aber es konnte nicht leicht eine vernichtendere Kri·. für den Werth des Ganzen vorausgeschickt werden. Da das Buch schon durch auf während der Arbeit thatsächlich eingetretenen Tod des Verfassers fragmentari den der Gesammtkomposition geblieben ist, mehr in eine Reihe loser Feuille·vas einzige von denen jedes für sich besteht, so ist es empfehlenswerth, sich ·ıes Verses nach= zweiten Teile, der in naturwissenschaftliche Detailfragen eindrin dieser Richtung: Urtheil zu bilden über die angewandte Methode und den Geist des Nagler führt den Man erstaunt über das ungeheuerlich Wenige, was da geboten n". Mit solchen das Kapitel „Entwickelung". Entwickelung wird die „fruchtbarste Ji itals bildet eine

; — Verstand,

– Philosophie,

modernen Naturwissenschaft" genannt. Sehen wir uns an, was Hamerling Neues von ihr auszusagen weiß. Zuerst eine Tabelle, die „Prinzipien und Hebel der Entwickelung". Es giebt deren vorläufig fünf. Der „Lebenswille im allgemeinen, der nothwendig, da es ein Dasein, ein Leben, ohne bestimmte Form nicht giebt, eine Art von Gestaltungstrieb in sich schließen muß," — das Streben nach Lust und zur Vermeidung von Unlust, — die Vervollkommnung der Organe durch Uebung — die „darwinistischen Prinzipien" — und „das Migrationsprinzip". Mit dieser Tabelle ist nun nichts weiter gesagt, als daß die fünf wesentlichsten, thatsächlich einander in den Haaren liegenden Hypothesen der Neuzeit über Entwickelung im Bereich des Organischen als fünf gleichberechtigte wirkliche Entwickelungsprinzipien friedlich vereinigt sind. Die Ecken und Hörner, mit denen jede der fünf Hypothesen die andere stößt, sind einfach verschwiegen. Ja, wenn die Sache damit abgethan wäre, daß man obenhin und ohne Beweis sagt: Ihr habt halt alle miteinander Recht! Wenn überhaupt alles so leicht wäre! Dann brauchten wir Nägeli und Fechner, Lamarck und Darwin und Moritz Wagner nicht! Und in der That, unser dilettirender Naturphilosoph braucht auch Darwin schon garnicht mehr. „Zur Darwin'schen Theorie von der Entstehung der höheren Thierarten aus den niederen gelangen wir eigentlich mehr auf deduktivem, als auf induktivem Wege. Aus der Erfahrung läßt sich der Darwinismus sehr schwer beweisen. A priori aber leuchtet es ein, daß, wenn man nicht eine übernatürliche „Erschaffung" der Arten gelten lassen will, die Entstehung der Arten nebeneinander ein ewig ungelöstes Räthsel bleibt." „Die Annahme der Urzeugung (generatio aequivoca) eines Hasen, eines Walfisches, eines Adlers hätte nur den Werth eines schlechten Witzes." Armer Darwin, Du hättest Dir fünf dicke Bände sparen können, die Du der werthlosen Arbeit widmetest, durch tausende von Erfahrungsthatsachen eine Lösung des Problems annähernd wahrscheinlich zu machen, die doch jeder denkende Mensch a priori besitzt! Wirklich, Deine unermeßlichen Kenntnisse waren Dir nur Ballast, ganz gewiß wärst Du viel, viel viel weiter gekommen, hättest Du mit einem solchen bescheidenen Minimum von Kenntnissen operirt, wie es Freund Hamerling in dem köstlichen Schlußpassus des Kapitels offenbart. Wir erhalten da ein kleines morphologisches Feuilleton über das allmähliche Verlorengehen des Schwanzes bei den Wirbelthieren. „Man betrachte den Schweif unserer Vierfüßler. Erscheint er nicht als ein ganz bedeutungsloses und nutzloses Anhängsel? Aber er ist unbestreitbar der Ueberrest des Schwanzes, in welchen die Leiber der eidechsen- und krokodillartigen Riesentiere der Urwelt auslaufen. Ursprünglich war der Schwanz von der Dicke des Leibes selbst und wälzte mit diesem sich am Boden hin, während die Füße garnicht oder nur wenig entwickelt waren. In dem Maße jedoch als diese sich entwickelten, verkürzte und verschmälerte sich der Schwanz und schrumpfte zuletzt gar zu dem frei getragenen, den Boden nicht mehr berührenden, wedelnden, vielleicht gar nach oben gekrümmten Schweife ein, der uns jetzt bei Hunden, Schweinen u. dgl in fast lächerlicher Gestalt entgegentritt und der beim Pferde gar nur mehr einen hängenden Haarbüschel vorstellt. Nur diese Hinweisung auf das Reptil giebt dem Schweife unserer Vierfüßler seine morphologische Bedeutung. Gewisse Saurier der Urwelt, wie der Megalosaurus, zeigen recht deutlich — den Uebergang vom Krokodillschwanz zum Hundeschweif." Das ist in ganzer Echtheit seinen Ealte naturphilosophische Schema! Von der Umbildung der Flosse in den Schweif Charakter gdthieres kein Wort. Nichts, daß ein unter dem Reptil stehendes Amphibium, sollst" andersFrosch, schon den Schwanz ganz eingebüßt. Nichts über die Umwandlung werfung unter Ausgerade bei gewissen Reptilien der Vorzeit (Dinosaurier) und vor und Fühlens ist die Freren (wie gänzlich unwissenschaftlich) ist schon ein Ausdruck ralisiren alle fehlerhaften ls Stützpunkt beim Springen auf den Hinterbeinen oder als ihalten, indem ja durch Klettern. Die nächsten Sätze vermehren die Verwirrung noch es: „Der Entwickelungsgang ist also dieser: das wurm- oder

schlangenartige Reptil bekommt Füße; infolgedessen wird der Schwanz als Organ der Fortbewegung entbehrlich . . .“ Beispiel und Beweis sei der Frosch in seiner Entwickelung aus der geschwänzten Larve! „Die Entstehung des Vierfüßlers aus dem Reptil wird dadurch ganz klar gemacht.“

Man sieht, wie in Hamerlings Kopf der Begriff des „Reptils“ als eines „Kriechthiers“ im urältesten, nicht aber im wissenschaftlich systematischen Sinne spukt, wie er einfach mit dem irgendwo gelesenen Satze „Die Säugethiere stammen von Reptilien“ ab, spielt und sich seine Bilder konstruirt mit dem Milligramm wüster zoologischer Schulerinnerungen, das er zufällig noch hat.

Das Beispiel war so charakteristisch, daß ich nothwendig dabei verweilen mußte, obwohl der Laie die ganze Verkehrtheit nicht so übersehen wird. Ich füge ein zweites gleich hinzu, das weniger Spezialkenntnisse erfordert und wohl Jedem zeigen wird, welche Methode in diesem Buche herrscht.

Ich erwähnte schon einmal ein Kapitel „Polarität“.

Es gehört zum Wesen des Dilettanten, daß er, der auf der einen Seite gröbere oder feinere Schnitzer im sicher Bekannten des Fachmanns macht, auf der andern Seite fast stets mit einem seltsamen Plus von „Wissen“ aufrückt, Dinge für längst erwiesen und klar nimmt, in denen der Fachmann auch nicht einen Schatten von Umriß sieht. Auch unser Philosoph arbeitet mit einer fabelhaften Sicherheit. „Leben“ so heißt es, „ist Polarität.“ „Polarität ist gleichsam ein Gravitiren nach zwei entgegengesetzten Seiten hin, wobei eine Art Spannung und Ausgleich zustande kommt durch ein beständiges Oszilliren (= Schwingung?), in welchem das Leben besteht.“ „Der Wille polarisirt sich in den universellen und individuellen (Allsinn und Ichsinn), das Bewußtsein in Subjekt und Objekt, Ich und Nichtich, das objektive Sein in Geist und Natur, Denken und Sein.“ „Sein = Leben, Leben = Kraft äußert sich im Bereiche der physischen Welt zunächst als Energie der Lage und Energie der Bewegung, im schönsten typischen Wechsel vereinigt als Schwingung. Analog diesem Urtypus äußert sich Polarität auf allen Stufen des Lebens. Der Pendelschwung als ein Hinundhergehen zwischen Energie der Lage und Energie der Bewegung läßt sich verfolgen auch in's geistige Gebiet. Selbst die höchsten Gegensätze lassen sich auf ihn zurückführen. Das Unendliche ist potenzielle, das Endliche aktuelle Energie. Oder wär' es umgekehrt?“ Ist nun ein derartiges vages Hypothesenreiten in einzelnen unbewiesenen Lehrsätzen eine „Kritik der modernen Erkenntniß“?! Dasselbe Kapitel zeigt auch den Geschichtsphilosophen Hamerling in demselben Lichte wie den Naturphilosophen. Die Geschichte „beruht“ auf der Polarität von „Naturleben und Kultur“. Den „Naturvölkern“ stehen „Geistvölker“ gegenüber. Die Ersteren „sind mehr weiblich geartet; sie sind Mystiker, oder Poeten und Künstler, leiden im Staatswesen oft an Zersplitterung“. Die Geistvölker „pflegen die Verstandesrichtung, bringen die Gesetzgebung vorwärts, geben Gesetze, schaffen ein gewaltiges, zentralistisch beherrschtes Staatswesen, sind kühne Denker und Forscher, pflegen in der Kunst das Charakteristische“. Nach dieser Schablone wird nun auf zwei Seiten die Weltgeschichte abgehandelt. Auf ein herzhaftes Stückchen Gewaltsamkeit kommt es hier so wenig an wie bei den berühmten Hegel'schen Planeten. Die Semiten sind Geistvolk. „Sie sind das einzige Volk, in dessen Sprache keine Spur eines wirklichen Rhythmus, eines Verses nachzuweisen ist; sie sind also zur Prosa bestimmt.“ (!!) „Höchste Blüthe dieser Richtung: das Römerthum (Staatswesen, römisches Recht 2c.)“. Denn: „Nagler führt den Beweis, daß die Römer Dorier und die Dorier Semiten waren“. Mit solchen Mitteln läßt sich allerdings alles beweisen. Den Schluß des Kapitals bildet eine lange Polaritäts-Tabelle „Werden — Sein, Natur — Geist, Herz — Verstand, Instinkt — Wille, Können — Wissen, Poesie — Prosa, Mystik — Philosophie,

Aesthetik — Moral, Asien — Europa" und was dergleichen Analogie-Spielereien mehr sind.

Es ist nicht meine Aufgabe, hier eine auf weitere Einzelheiten eingehende Kritik der „Atomistik des Willens" zu liefern. Es war mir darum zu thun, das Werk zu charakterisiren. Es bietet keine Kritik der modernen Erkenntniß, so lange man das Wort im naturwissenschaftlichen Sinne faßt. Lange Kapitel geben eine mehr oder minder gelungene Detailkritik einiger neuerer philosophischer Systeme, befassen sich mit Kant, Albert Lange (der am schlechtesten wegkommt), Schopenhauer und Hartmann, ohne jenes vage Grenzgebiet zu verlassen, wo mit „Ding an sich", Absolutem, Unbewußtem oder auch mit Atom, Kraft, Materie und dergleichen immer neu die alte Kegelparthie gespielt wird, in der Jeder alle Neune schiebt und die Kegel in der Folge wie von einem unsichtbaren Kegeljungen frisch aufgesetzt wieder dastehen wie zuvor. Ein neues, doch eigenes System bringt Hamerling in diesen Kapiteln in keiner Weise. Die Allbeseelung der Atome, auf die sich der pomphafte Titel gründet, ist eine uralte Hypothese. Die Stellungnahme gegen den Pessimismus bleibt unklar. Als Kritiker Anderer ist hier Hamerling sehr streng. Aber er selbst legt sich nicht die geringsten Schranken auf. Das (nebenbei bemerkt, ausnahmsweise sehr schön geschriebene) letzte Kapitel des zweiten Bandes prophezeiht aus dem „Verstande" das Weltende. „Denn dieser ist der dräuende Moloch, der Tod und Urfeind des Gemüthes und der Phantasie, und somit auch des Lebens, das ganz und gar auf diese weltschöpferischen Mächte gegründet ist. Immer sich fortentwickelnd und einer unendlichen Verfeinerung fähig, muß er nothwendig einst auf eine Spitze gelangen, wo sein ätzendes Gift die feinen Fäden zerfrißt, die zwei Naturen in uns verbinden, und wo der Wille der Kreaturen zum Leben als eine Lächerlichkeit erscheint." Mit solchen Worten steht man mitten im Mythus. Und ich weiß nicht, warum wir, wenn denn überhaupt solche nichts erklärenden Märchen noch weiterhin mit allerhand Aufwand dichterischer Phantasie ersonnen werden sollen, nicht lieber freundlichere Bilder uns schaffen, in denen der Verstand nicht die Rolle eines „ätzenden Giftes" spielt; ich habe von ihm eine höhere Meinung.

Am Besten aber wäre wohl, wir machten uns überhaupt frei von dem ganzen unfruchtbaren Arabeskenmalen mythischer Erfindung. Und ich möchte ein Schlußwort an diesen Punkt anknüpfen, das nicht dieses Hamerling'sche Buch allein trifft, sondern eine lange Reihe ähnlicher neuerer Erscheinungen, Bücher, gleich edel, gleich rein im Streben und gleich ergebnißlos, weil dieses Streben der Sache nach in's Leere, in die Wüste, in den öden Gedankentod geriet.

Nationalökonomen und Philosophen, die dem gesunden Ideengehalt des modernen Sozialismus am Zeuge flicken möchten, haben wiederholt betont: größte wirthschaftliche Freiheit bedeutet das Ende der Menschheit, die völlige Degeneration; denn mit dieser Freiheit wächst die Genußmöglichkeit; es entstehen die tollsten Exzesse und die Menschheit lebt sich jäh ab zwischen Rausch und Katzenjammer. Diese Begründung ist unsinnig. Denn sie vergißt ein Bedeutsames, ja das Entscheidende. Unsere Zeit mit ihrem tollen Wechsel von höchstem Druck, höchster Genußunfreiheit und höchster Ungebundenheit einiger Begünstigter, sie erzeugt in der That Hyperbeln von „Genuß", die wie Wahnsinn erscheinen. Diese Hyperbeln sind nichts als die notwendige Reaktion gegen den Zwang. Wäre es möglich, das ganze Dasein Aller mit einem stäten Quantum von Genüssen zu durchsetzen, so würden die Auswüchse von selbst fallen, mit der furchtbaren Spannung verschwände jegliche Explosionsgefahr, mit der wachsenden Freude an dem tausendfachen Wechsel der kleinen, feinen Reize jeglicher Trieb nach wahnsinniger, selbstmörderischer Genußübertreibung.

Eine ähnliche Erscheinung, ähnliche Irrtümer, eine ähnliche Lösung bietet sich im modernen Denken, im Gebiete der Erkenntniß. Je weniger bei uns noch von einer wirklich innigen Berührung zwischen der großen Masse unserer Gebildeten und dem wundervollen Gebäude der naturwissenschaftlichen Einzelthatsachen, die unsere Forschung längst bietet, gesprochen

werden kann, desto wilder die Extravaganzen des pseudowissenschaftlichen Denkens, desto schrankenloser das Phantasiren über die Natur im Ganzen — und desto greller wie der Rausch so der Katzenjammer, der philosophische Bankerott, dessen Konsequenz der Groll auf die ganze Erkenntnißforschung ist. Das Universalmittel ist allseitigeres Eindringen in die Einzelheiten, Ueberwinden der naturwissenschaftlichen Phrase Hand in Hand mit Aneignung größerer Bilderreihen aus dem ungeheuren Lehrbuche Natur selbst. Dann wird die Klage aufhören, daß der Naturforscher nichts „erkläre". In dem schönen Kampf um das Wahre, der erst aus der Forschung selbst erkannt werden kann, findet sich von selbst das ethische Element, daß man der naturwissenschaftlichen Weltanschauung so gern abspricht. Unter dem endlich erlangten Eindruck der grenzenlosen Fülle wie des Erforschten so auch des noch Erschließbaren (ohne Luftsprünge über die bewährte Methode hinaus Erschließbaren) wird die Sehnsucht nach dem letzten „Warum?", ja im alten Sinne das „Warum?" überhaupt die übertriebene Bedeutung verlieren. Man wird einsehen, daß man bei all' jenen berühmten „Kritiken der Erkenntniß" nothwendig im Leeren enden mußte, weil man an der Grenze Posten faßte und in's Leere schaute, in's Leere hineinphantasirte, anstatt in das eigentliche Land einzutreten, das seit Jahrhunderten siegender Forschung erschlossen war, das so viel Genuß bot weit über alles Fassungsvermögen eines Menschenlebens hinaus, und das für jede Kraft, die sich ihm widmet, so dankbar ist, wohingegen dort drüben am Wüstensaum immer nur wieder ein morscher Schädel zu Schädeln kommt. Das Kind, das fragt: Was ist hinter den Sternen? führt ein verständiger Lehrer auf die Sternwarte und lehrt es einen Einblick gewinnen in unser Wissen von diesen Sternen. Es wird die Frage auf lange hinaus vergessen, umgeben von einer Welt der Wunder, schöner als irgend ein Mythus. Dieses Kind ist der moderne Mensch.

Wilhelm Bölsche.

Eine Krankheit weniger.

Der Jubel drang bis zu ihnen empor. Sie hielten einen Augenblick inne in ihrem Fluge, die großen Plagegeister der Menschheit und setzten sich auf eine Wolke. Zu oberst saß Königin Armut, die Herrin der Welt, in ihren schmutzstarrenden Mantel gehüllt, der ihr in malerischen Falten um die Schultern hing. Zu ihren Füßen hatte die Dummheit Platz genommen, ein dickes, wohlgenährtes, glotzäugiges Weib. Der Neid, ein mittelgroßer, schmächtiger Geselle von scheuem Wesen, und die vierschrötige Trägheit, saßen neben ihr. Die Lüsternheit hatte ihren Platz etwas abseits gewählt, um die ewigen Zuckungen an denen sie litt, den Blicken der Anderen zu entziehen. Der Zweifel aber, ein eleganter, modisch gekleideter Weltmann, mit einem scharfgezeichneten, etwas blassen Gesicht hatte sich überhaupt nicht gesetzt, sondern spazierte mit seinem Monocle spielend den Rand der Wolke entlang.

Eine Weile lauschten sie, ohne ein Wort zu sprechen. Dann begann der Zweifel.

„Ja, ja, meine verehrten Herren und Damen, es hilft nichts, wenn wir uns das Erkenntnis verschließen! Im Gegentheil! Wir müssen es uns eingestehen und darnach handeln. Unsere Herrschaft auf Erden ist nicht mehr von langer Dauer. Ihr wißt, wie ich sonst über diese sogenannten Siege des menschlichen Geistes denke Mumpitz. Nichts weiter! Aber diesmal ist's anders. Dieser Berliner Professor imponiert mir . . . Ich werde noch auf Erden meine Hotelrechnung bezahlen . . . Und dann," — hier versuchte der Zweifel ironisch zu lächeln — „dann werde ich mich nach einer Wohnung auf einem anderen Planeten umsehn! Der Mars ist mir von vielen Seiten gerühmt worden . . ." Die übrigen begannen zu lachen.

„Ist das Dein Ernst?“ meinte die Dummheit, die am lautesten gelacht hatte.

„Mein vollster Ernst!“ erwiderte der Zweifel.

„Zu gescheit!“ rief die Dummheit verächtlich.

„Niemals irre zu werden, ist ja freilich Dein altehrwürdiges Privileg!“ höhnte der Zweifel. „Aber heute wäre es wohl an der Zeit, es aufzugeben. Denn Du bist doch diejenige, der es zunächst an den Kragen gehen wird, theure Freundin!“

„Ich!“ antwortete die Dummheit verwundert und machte ihr dümmstes Gesicht. „Warum gerade ich?“

„Sancta simplicitas! Merkst Du denn nicht, wie ungeheuer der menschliche Geist sich in der letzten Zeit entwickelt hat!“

„Weil ein Gelehrter eine geniale Entdeckung gemacht hat?“ mischte sich die Trägheit in's Gespräch. „Daraus schließest Du auf eine allgemeine Entwickelung aller Menschen? Das ist denn doch übereilt!“

Und die Trägheit lehnte sich zurück und streckte schwerfällig ihre gewaltigen Gliedmaßen von sich, um sich von der großen Anstrengung zu erholen, die es sie gekostet hatte, diese paar Worte zu sprechen.

„Seid ihr denn blind?“ stieß der Zweifel in höchster Erregung hervor. „Ein Gelehrter! Eine Entdeckung! Tag für Tag werden ja von hundert Gelehrten hundert neue Entdeckungen gemacht, unerhörte, unglaubliche Entdeckungen! Und die Geister sind so methodisch geschult, daß es nur eine Frage der Zeit ist, wann sie der Natur ihre letzten Geheimnisse entrissen haben werden! Und da zweifelst Du noch, Dummheit, daß für Dich bald der große Kehraus kommen wird . . .!“

„Da Du schon in der prophetischen Laune bist,“ meinte nun der Neid mit boshaftem Augenzwickern, „so wird es Dir ja ein leichtes sein, mir auch mein Schicksal zu prophezeihen!“

„Dein Schicksal! Als ob das einen Augenblick zweifelhaft sein könnte! Wenn die Menschen Alles wissen werden, werden sie auch Alles haben können. Wie könnten sie dann Dir unterthan sein, Neid? Oder Dir, Trägheit?“

„Ah!“ erwiederte die Trägheit gähnend. „Mein Joch werden sie nie abschütteln!“

„Doch! Dann wird sie ein Kraftgefühl erfüllen, von dem sie jetzt noch keine Ahnung haben! Und die Kraft war ja immer Deine gefährlichste Feindin! Also ich rathe Dir, danke gleich heute ab . . .!“

„Meinetwegen!“ meinte die Trägheit und legte sich auf die andere Seite.

„Und Du, Base Lüsternheit . . .!“ fuhr der Zweifel fort.

„Ich?“ antwortete die Lüsternheit, wie aus einem Traum auffahrend.

„Du“ fuhr der Zweifel fort, „wirst dann vergeblich Deine Künste an ihnen versuchen. Sie werden sich so reich fühlen, so unendlich reich, daß Alles, was Du ihnen zu bieten vermagst, ihnen reizlos erscheinen wird . . . .“

„Du meinst!“ fragte die Lüsternheit und gab sich wieder ihren Träumen hin . . .

„Ja!“ sagte der Zweifel . . .

Eine Pause folgte.

Da unterbrach plötzlich Königin Armuth das allgemeine Schweigen.

„Und was wird mit mir geschehen?“ rief sie mit ihrer schrillen Stimme. „Mich scheinst Du ja ganz vergessen zu haben?“

„Mit Dir?“ antwortete der Zweifel zögernd.

„Nur heraus mit der Sprache!“ befahl die Armuth.

„Wenn Du es befiehlst . . . so muß ich es sagen. Dir steht kein besseres Loos bevor, als uns Anderen!“

Diese Worte erregten einen Sturm „der Entrüstung.“

„Wie? Er wagt unsere Königin zu beleidigen? Unerhört!“ riefen Alle durch einander.

Aber die Königin winkte zur Ruhe, und Alle verstummten.

„Der gute Zweifel wird zu Zeiten irre an sich selbst,“ meinte sie mit überlegenem Lächeln, „und dann schlägt er in sein Gegentheil um und wird Hans Ueberschwang. Aber wir wollen Gnade

ür Recht ergehen lassen. Es ist ja zu pikant, daß der Zweifel auch mal eine Ueberzeugung hat und sie so todesmutig vertritt!"

„Königin, ich konnte nicht anders!" erwiderte der Zweifel demütig. „Und ich kann mir auch gar nicht denken, wie Du selbst die Frage anders hättest beantworten können. Wenn die Menschen einmal alle Geheimnisse der Natur ergründet haben werden — und sie sind ja auf dem besten Wege dazu — dann wird es ihnen doch wohl nicht schwer sein, alle äußeren Güter, an denen sie heute noch Mangel leiden, in beliebiger Menge zu erzeugen!"

„Das wird ihnen dann ein Kinderspiel sein!"

„Das sagst Du selbst?"

„Ja!"

„Und Du fürchtest trotzdem nicht für Deine Herrschaft?"

„Nein, mein Freund!"

„Das versteh' ich nicht!"

„Den Menschen, mein Freund, haftet eine räthselhafte innere Oede an. Sie zu bannen, das ist das eigentliche Kulturproblem. Aber seine Lösung will nicht gelingen. Religion, Politik, Wissenschaft, Kunst, sie haben in rastloser Kulturarbeit immer neue Güter erzeugt. Aber was gestern als Gut galt, vermag das Geschlecht von heute nicht mehr zu befriedigen. Die Armuth ist ewig, aber ewig wechselt sie die Formen. Jeder Reichthum erzeugt seine Armuth. Mach' Dich doch unter dieses Geschlecht da unten und Du wirst zu Deinem Staunen beobachten, daß ganz neue geistige Bedürfnisse, neue Strebungen des Gefühls im Entstehen begriffen sind, denen alle Güter, die die Gegenwart bietet, nicht mehr genügen. Ein neues Reich der Armuth hat damit begonnen! Und wenn die Wissenschaft sich heute brüstet: „Eine Krankheit weniger!" so rohlock' ich darüber und erwidere: Also Tausende von Menschen, die mir tributpflichtig, mehr . . ."

Und auf einen Wink der Königin, erhoben sich die Plagegeister der Menschheit, setzten ihren Flug fort und antworteten auf die Jubelrufe, die aus der Tiefe zu ihnen emporadrangen, mit höllischem Gelächter.

Heinrich Kana.



Schattenriß.

Von Heinz Tovote.

Den Mantel fest um die Schultern gezogen, gehe ich Abends langsam durch stille Straßen. Ich habe das Bedürfniß nach Einsamkeit.

Ein dumpfer feuchter Novemberabend flutet mit grauem Nebel in den engen Gassen und Gäßchen der Stadt, und windet seine zerfließenden Dunstschleier um die hochragenden Spitzgiebel der alten Gebäude.

Die Häuser in diesem abgelegenen Viertel sind klein und unansehnlich, mehr Dach als Haus. Die niedrigen, engen Fenster verschmutzt, hie und da eine der quadratischen Scheiben mit Pappe oder schwarzgewordenem dicken Papier nothdürftig verklebt.

Die Thüren sind schmal und kaum so hoch, daß man, ohne sich bücken zu müssen, eintreten kann. —

Von einem nahen Kirchturm, den ich aber nicht sehen kann, schlägt es dumpf heiser: Neun! Die Töne scheinen sich in dem immer dichter fallenden Nebel zu verlieren.

Ich gehe weiter und biege in ein Gäßchen ein, so eng, daß kaum ein Wagen durchfahren kann.

An der einen Seite eine hohe, graue Mauer, von der der Kalk in großen Fetzen abschilbert; und über diese hohe Gefängnißmauer strecken ein paar armselige Bäume ihre nackten, schwarzen Finger.

Auf der anderen Seite hebt sich die Rückwand einer Brauerei, kleine engvergitterte Fenster, aus denen ein ersterbend schwacher Lichtschimmer sickert.

Dann kommen, sich ängstlich anlehnend, ein paar kleine bettelarme Häuser; so zerfallen, daß sie selbst für diese Gegend gar zu schäbig scheinen.

Kleine Handwerker wohnen hier, Schneider, Flickschuster und Arbeiter mit ihren Familien, zwischen denen wie verschwammt das Elend hockt.

Die Straße ist mit runden, faustgroßen Kieseln gepflastert, so uneben, daß man beständig über einen der hervorstehenden Steine stolpert. In der Mitte führt die Abzugsrinne, darin ein zäher graumuffiger Schlamm stockt.

An einem der Häuser, seltsam, wird gearbeitet, es wird ausgebessert; und ein Maurergerüst ist aufgeschlagen, das die ganze Straße überdeckt.

Mitten zwischen den Brettern und Bohlen ist halbversteckt eine trübe Gaslaterne, ein Arm von der Wand der schiefstehenden Gartenmauer aus; die einzige Laterne in dem Gäßchen, geschützt gegen die herabfallenden Steine beim Bau mit einem zerrissenen, alten Kohlenkorbe, sodaß ein seltsames Halbdunkel in dem engen Durchgang brütet. —

Ich winde mich zwischen den Gerüstpfeilern durch. Aus einem der verstaubten, mit einem Drahtgitter übersponnenen Fenster schwimmt ein fahler Lichtschein durch den rotgeblümten Kattunvorhang ... dann nimmt mich wieder das Dunkel auf, doch nur einen Augenblick lang; im nächsten fällt aus der geöffneten Hausthür ein breiter gelber Lichtstreif.

Dreißig bis vierzig Schritt weiter mündet das Gäßchen in eine breite Verkehrsstraße der Stadt, und ich sehe die Wagen an diesem schmalen Spalt vorüberrollen, und im grellen Lichte zwei Menschenströme gegen einander fluten, während ich selbst im tiefsten Dunkel stehe.

Ich bin stehen geblieben, und wie achtlos werfe ich einen Blick in die Hausthür, und jetzt verharre ich, um mir das unerwartete Bild zu betrachten.

Am Boden, auf den rötlichen Steinfliesen steht eine Kerze, ein hohes Licht in einem schmutzigen, unförmigen Messingleuchter.

Ein gelber zuckender Schein flattert durch den engen Hausflur.

Im Hintergrunde steigt eine schmale, gebrechliche Treppe leiterartig steil an, und auf der zweiten Stufe, eine tiefausgetretene, morsche Holzstufe, sitzt unbeweglich eine schwarze Katze, den Kopf eingezogen und spinnt und blinzt in das Licht.

Neben der Katze steht ein großer blecherner Eimer mit blasigem Schmutzwasser, und der braune Scheuerlappen aus grobem Sacktuch hängt schwerfeucht etwas über dem Rand.

Es ist als ob ihn jemand eben dorthin gestellt hat. —

Vor dem Eimer steht ein kleines Mädchen in verschlissenem Kleide, an dem sie die nackten Arme schlaff herunterhängen läßt.

Das Kind mag vielleicht drei Jahre alt sein. Es regt sich nicht, wie angewachsen steht es unverwandt in das leicht im Windzuge zusammenzuckende Licht.

Die kleine Gestalt in dem zerfetzten, schottisch karrirten Kleide hebt sich dunkel von dem Lichthintergrunde der weißen Wand ab, über die flüchtige gelbe Schatten vom Flackern der Kerze hinhuschen und verschwinden.

Scharf hebt sich die feine Silhouette des regungslosen Kindes von dieser leuchtenden Umgebung ab, die von der Thüröffnung, wie von einem breiten braunen Rahmen scharf umgrenzt wird.

Wie eigenthümlich das anmutet, diese starre Regungslosigkeit, als ob das alles todt sei, und nur das gelbe Flackerlicht das einzig Lebendige.

Jetzt bewegt sich das Kätzchen und leckt sich die Pfote, langsam bedächtig, ohne von mir dabei Notiz zu nehmen. —

Ich reiße mich von diesem unerwarteten Bilde los und gehe weiter . . .

Nur wenige Schritte von der Thür steht ein junges Weib, dort wo aus dem kleinen Schaufenster einer Art Leihbibliothek schmutzigsten Ranges das rötliche Licht einer Petroleumlampe fällt.

Neben dem Mädchen ein Mann, ein Herr, seiner Kleidung nach. Sie selbst im braunen Unterrocke, ein Shawltuch hastig um die Schultern geworfen, ängstlich, als ob sie im Unrecht gehandelt.

Absichtlich gehe ich ganz dicht an dem Paare vorbei, weil ich ihr Gesicht sehen will.



Es ist sehr hübsch, ein voller etwas sinnlicher Mund und dunkle Augen, die wie scheu abirren, als sie sich beobachtet fühlt.

Leise flüstern sie mit einander, und ich höre die Stimme des Mannes, flehend eindringlich.

Das Mädchen beugt sich zurück, und dann senkt es den Kopf und zupft unruhig an dem Tuche, das von der Schulter zu gleiten droht . . .

Dann bin ich an ihnen vorüber. —

Ob es die Mutter ist zu dem Kinde, das ich eben gesehen habe . . . die Mutter, die für einen Augenblick aus dem Hause geschlüpft ist?

Und nun bei einem Herrn auf der Straße steht.

Ich blicke mich noch einmal um.

Der Mann hat sich über sie gebeugt und spricht auf sie ein, leidenschaftlich — und wie ängstlich schmiegt sie sich an die Mauer, und doch geht sie nicht, sondern hört ihm zu, und läßt sich von seinen Worten bethören. —

Dann biege ich in die Hauptstraße ein . . . Augenblendende Helle, Rädergerassel, eilende, sich überstürzende Menschen, ein wildes Gewühl, Bilder auf Bilder, wie mit Blitzesschnelle sich folgend, daß die kleine unscheinbare Scene sich rasch wieder verwischt, die ich soeben beobachtet habe, ohne doch sagen zu können, was sie bedeuten mag. . . .

Theater.

Lessing-Theater: „Raskolnikow." Schauspiel in vier Akten nach F. M. Dostojewski von Eugen Zabel und Ernst Koppel.

Freie Bühne: „Angele." Comödie in zwei Akten von Otto Erich Hartleben. — „Ohne Liebe." Dialogisirte Novelle in zwei Scenen von Marie von Ebner-Eschenbach.

Zur Winterszeit, wenn Nebel in Frost, Schnee in Thauwetter umschlägt, giebt es einen untrüglichen Erfolgmesser im Theater: die Stimme der Erkälteten wird Gottes Stimme. Zwingt der Dichter sie in seinen Bann, in die Ruhe des Schweigens oder diskreten Sichräusperns, so ist sein Werk ihm gelungen, er mag sich Glück wünschen; bricht aber das vieltönige Concert von Hustenden und Schnäuzenden bald an dieser bald an jener Ecke des Saales aus, so ist die Wirkung eine laue, partielle Störungen erweitern sich zu perennirenden, und der Theaterpraktiker schüttelt das Haupt. An diesem modernen Barometer gemessen, hat das Lessing-Theater einen echten Mißerfolg, die Freie Bühne einen echten Erfolg gehabt. Stand dort das Gehuste und Geprruste kaum einen Augenblick, vier Akte lang, stille, und waren die „Niederschläge" reichlich strömend, so verstummte hier schnell jedes Geräusch, zwar nicht der Opposition, aber der Zerstreutheit: die Entrüstung war groß, in manchen Teilen des Hauses, aber auch die Aufmerksamkeit war groß, und Niemand wollte von diesen bald prickelnden und bald packenden Vorgängen etwas überhören.

Ein echter Freier-Bühnen-Erfolg war es, den Otto Erich Hartleben erfuhr: zuerst ein Mißverstehen der dichterischen Absicht, ein Belächeln der gewagtesten Situationen, als sei man zu einem Herrenabend im Verein Eulenspiegel geladen; dann ein Zurwehrsetzen, als der Dichter Ernst machte und das Resultat seiner Erfindung zog; endlich ein Bezwungenwerden auch der Widerstrebenden, durch die Wahrheit und Kraft der Schilderung. Als der Vater die Geliebte des Sohnes mit gesalzenen Späßen regalirt, am Morgen nach der Liebesnacht, da fanden die Hörer — ich rede, versteht sich, von jener lauten Minderzahl, die überall weiß, sich verständlich zu machen — da fanden die Leute die Sache äußerst komisch; als er aber kalt und cynisch ausspricht, daß er, was man so sagt, „ernste Absichten" hat, ging eine Welle der Entrüstung durch das Haus. Ein Bischen zoten, warum nicht; aber aus einer kecken Situation die Consequenzen ziehen — nein, das geht „zu weit".

Die die Intention des Dichters so gröblich verfehlt hatten, wurden noch erstaunter als eine packende Scene zwischen den beiden Männern sich entfaltete, aus der die Erkenntniß herausspringt: daß nur dem Namen nach, nur vor der Welt, dieser schneidige Referenda der Sohn des lebensfrohen Rentiers ist, und daß der Alte nun „faute de mieux", weil ih die Frau betrogen, zum Viveur geworden. Und indem der Dichter nur Schritt für Schritt in dieser aus naturwissenschaftlicher Kälte, verhaltenenem Ernst und satirischer Laune seltsa gemischten Stimmung sein Thema auswickelt, indem er den Alten in „senilen Veilletäten" zeig einer letzten Leidenschaft ganz hingegeben, indem er das Werben dreier Männertypen, des te begehrenden, des sentimental begehrenden und des naiv begehrenden Thoren um Angele zeig alle drei Dupirte der Dirne, scheint er die Moral seiner Comödie immer deutlicher zu ziehen „Verachte das Weib!" Ich sage: scheint; denn wer schärfer hinblickt, erkennt (und daß die Lärm macher es nicht erkannten, beweist nur das Nämliche) — er erkennt, daß der Dichter, von ten denziöser Zuspitzung fern, auch den Revers der Medaille uns vorzeigt: Angele wird, die s durch die Männer werden mußte: „die Menschen sind doch immer nur, was man aus ihnen macht

Ein eigenartiges, trotz seiner Abhängigkeit von französischen Mustern eigenartiges We hat der Dichter so geschaffen, dessen Schwächen jedoch mein Lob nicht verschleiern will. Ich brauc meine Bedenken um so weniger zurückzuhalten, als Hartleben selber über Vieles in dem Stü hinaus ist, das vor vier Jahren bereits geschrieben wurde und also die modernsten Resulta unserer Freien-Bühnen-Bestrebungen noch nicht erreichen konnte. Das Französische in der Comöd obgleich es den Erfolg stützte, diese langen, effektvollen Reden, dann dieser papierne Stil d Kandidaten und manche Unebenheit der Maschinerie schwächen den litterarischen Eindruck; u die Charakteristik, wenn sie gleich deutlich Gestalten hinstellt, ist nicht aus erster Hand, ni frei und mannigfaltig genug. Allein die Freie Bühne, unser Freund, der „Courier", bestätigt e darf dennoch „mit dem Ertrage des Tages zufrieden sein": sie hat einen neuen Autor de Theater zugeführt, dessen Begabung sich nun, ungehemmt und reich, entfalten mag.

Noch ein zweites ist unserm Unternehmen geglückt: aus der Noth ist eine Tugend geworde Hartlebens Stück forderte eine Ergänzung, und nicht ohne Bedenken hatten wir uns für Fr von Ebner-Eschenbach's dialogisierte Novelle entschieden: würde auf also gepfefferte Speise di Harmlosigkeit schmecken? Der Versuch ist überraschend geglückt; die herzlichste Heiterkeit lachte die fein gespitzten Reden hinein und das wohlige Milieu der Wiener Aristokratenwelt umfing Hörer, nach jenem kecken Bilde aus der Junggesellenwirthschaft von Berlin W., um so schmeichelnd Bewunderungswürdig, wie die graziöse, um Bühnentechnik nicht besorgte Entwicklung des klei Novellenstoffes, ist die Charakteristik des Stückes; mit ein paar Strichen sind Menschen, wirkli Menschen gezeichnet, und ein Meisterstück satirischen Humors entfaltet sich in in der Figur eitlen Grafen Rüdiger, des verwöhnten Glücksnarren, der jegliches Geschehniß auf sich bez und seine Reden, ein Herold eigener Vortrefflichkeit, mit den Worten zu beginnen liebt: „ anderer Mann, wie ich, würde . . . ." Gewiß, die äußere Methode dieses Stückes, ihre allzu queme Psychologie und ihr Chargiren, sind alt, meinetwegen veraltet; aber ihre Seele jung, ewig jung, denn sie heißt Poesie. —

Vor dramatischen Bearbeitungen giebt es in Deutschland bekanntlich keinen Schutz: Au bach hat gegen die Verfasserin von „Dorf und Stadt" nicht Recht bekommen, und Dostojew selbst würde gegen die vereinte Talentlosigkeit seiner Vergewaltiger vor Gericht nicht siegen; bleibt ihm nichts übrig, als sich im Grabe umzudrehen. Heilige Birch-Pfeiffer! Was warst für eine Meisterin gegen diese Stümper! So talentlos kann Einer allein gar nicht sein; dar assoziirten sich die Herren Zabel und Koppel, und was dem Einen mißlang, verfehlte im rücksichtsvoll der Andere: zum langweiligsten, leersten theatralischen Gedudel wird unter i Händen der tiefste psychologische Roman der Russen. Die gute Birch, ja, die wußte doch hanebüchenem Zugreifen bühnenmäßige Situationen zu fassen und, unbekümmert um den k lerischen Organismus, auf das Theater zu zerren, das, was packt; aber die feindlichen Verel Dostojewski's haben nur den Willen, nicht die Kraft zu litterarischer Notzucht, das kritische wissen schlägt sie alle Augenblick in den Nacken, und so kommt nichts als eine lederne Ha heraus, ein physiognomieloses, ennuyantes Ding ohne Gleichen. Und diese Sprache, diese

Buchsprache, die sich vor Gestalten Dostojewski's ihrer Nichtigkeit nicht schämt! „Nun ist die Eisrinde, die sich um mein Herz gelegt hat, geborsten". „Hab' ich ein Herz von Stein? Und hab' ich nicht außerdem ein gewisses Recht auf Dich" — von solchen Phrasen ist das Stück voll; und es müßten zunächst einmal ganz andere Leute kommen, als diese Verarbeiter, sollten wir in die künstlerische Frage ernstlich eintreten, auf die die Tagesblätter den Herrn Zabel und Koppel hereinfallen: ob der Stoff dieses wunderwürdigen Buches sich für die Bühne, so oder so, jemals gewinnen ließe.

Ueber die Aufführung in beiden Theatern vermag ich leider nicht zu urtheilen: der einen steh ich zu nah, der andern saß ich zu fern. Ich gehöre noch immer zu den Strafversetzten des Lessing-Theaters; und aus den hintersten Gründen des Parkets (wie auch aus anderen Gründen) konnte ich die schauspielerischen Leistungen des Abends nicht würdigen.

Otto Brahm.

Der „Dramatiker" Conrad Alberti.

Ich denke mir eine kleine Provinzbühne. Ein braves Publikum, mit engem Horizont, auch aufgerüttelt durch unseren sozialen und freireligiösen Luftzug, der hier noch nicht gerade Sturm ist, aber doch schon deutlich verspürt wird, wie er denn wirklich schon in jeden Winkel weht, er mag so eng sein wie er will. Von Kunstfragen keine Ahnung. Tief unter dem Niveau etwa des echten Verständnisses erst von Schiller. Der „Realismus" gänzlich unbekannt. Wahrscheinlich kein einziger Schriftsteller im Theater. Nun ein neues Stück. Man hat sein theures Geld gezahlt und will sich amüsieren, man hält für selbstverständlich, daß man es wird. Es ist dem Titel nach ein „geschichtliches" Stück, Thomas Münzer, so etwas von Rittern und Bauern. Also wird es auch wohl „belehrend" sein, im nüchteren, praktischen Sinne, daß man „etwas daraus erfährt von damals." Die Schauspielertruppe arbeitet brav. Gleich im ersten Akt bricht ein Höllenspektakel los, Volksaufstand, Schreien, „Brod!", ein hartherziger Ritter, ein braver Mann aus der Menge, eine schöne Tochter, auch ein Betrunkener, — dann noch Einer, der schon halb am Galgen hängt, aber noch gerade eben befreit wird, und sonst noch allerlei, bengalisches Feuer, roth wie Blut, am Schlusse . . . . . wirklich, das muß man sagen, das „unterhält", gar nichts Fremdes, die Reden hübsch „ideal", furchtbare Spannung, sehr, sehr gut. Und der Brodruf, ja, ja, auch so etwas Soziales . . . . nun, es wird ja wohl nicht zu arg werden, aber so etwas, das ist zeitgemäß, das ist auch gut. Schließlich die zwei Pfaffen . . . . steckt auch etwas drin, der hat's ihnen mal gegeben, schadet nichts. Der Vorhang ist gefallen . . . . hei, der Jubel. Und alles aus ehrlichstem Herzen, braver, braver Provinzlerjubel. Weiter geht's dann von Akt zu Akt. Der Spektakel nimmt kein Ende. Doch, jetzt auch mal eine Liebesscene. Nun, die ist ja etwas wimmerlich, aber die jungen zarten Seelen wollen doch auch was. Gegen Ende wird's ein bischen langweilig. Aber besser so, als wenn's zu sozialistisch würde! Bravo, auch die Volksfreunde balgen sich. Der Münzer ist eigentlich doch ein rechter Lump, na, sie kriegen's halt alle. Doch, doch, ein famoses Stück. Da gehen wir am Ende noch einmal hinein . . . .

So und nicht anders würde „Brod" von Conrad Alberti vor gewöhnlichem, cum grano salis „naivem" Publikum wirken. In dem ganzen Bühnentext steht kein Wort, das Anstoß wecken, das dem Drama irgend eine Ausnahmestellung geben würde. Die ersten beiden Akte bringen eine straffe Theaterspannung, allerdings mit Ausnutzung der ältesten Motive und von sinnlichem Geräusch, zu stande, die paar Ideen und Kontraste kommen derb und allgemein verständlich zur Geltung. Nachher erlahm' die äußerliche technische Kraft in rasch anwachsendem Maaße, die Mittel werden gewaltsam bis über die Grenze des Komischen, der Schluß des vorletzten Aktes ist ganz schlecht und der lange letzte Akt hochgradig mittelmäßig . . . . aber die Wirkung könnte doch zur Noth selbst über diese Klippen wegkommen. Die grobe Charakteristik läßt auch die schlechteste Rollenbesetzung noch durchgehen, ein guter Held als Münzer könnte dagegen mehrere entsetzliche Schlußscenen immerhin abdämpfen und erträglicher machen. Ob in Berlin noch sehr ein geeignetes Publikum der hier nöthigen Art vorhanden ist, weiß ich nicht. Die Kreise der Volksbühne würden die Tendenz in den ersten Akten willkommen heißen, bei Luther schon nicht mehr Rath wissen und gegen Ende verblüfft stehen, weil der Autor wenigstens den Tendenz-

faden vollständig verliert und mit hohlen Phrasen schließt, die diesen Leuten am wenigsten bedeuten. Ein Dutzendstück, wie viele, würde (und wird vielleicht) „Brod" eine nicht gerade geräuschvolle, aber eine Weile lang stäte Bahn gehen, um später durch anderes ebenso lautlos ersetzt zu werden, harmloser noch als Fitger's „Von Gottes Gnaden", eine Jugendarbeit, unberührt von allem Athem der modernen Poesie, mit Monologen, in ungelenker Prosa, die den Unterschied des Komischen und Erhabenen noch gar nicht kennt, aber mit einer gewissen Begeisterung, einem gewissen jugendlichen Spektakeldrang, den so Mancher einmal durchgemacht, der nachher wohl Besseres geleistet.

Hier könnte meine Kritik schließen, der man anmerkt, daß sie nicht gerade mit einer besonderen Bewunderung geschrieben ist, aber auch keine Spitze enthält, vielmehr in gewissen Schranken ein bescheidenstes Werthmaß festsetzen möchte. Leider aber muß ich noch etwas hinzu fügen, das die Gerechtigkeit nach einer anderen Seite unbedingt fordert.

Eine höhere ästhetische These besagt, man solle in Kritiken sich objektiv in den Dichter und sein Werk einleben, aus ihnen heraus erklären und nichts Fremdes, irgendwie Persönliches heranziehen. Wenn ein Dichter ein schlechtes Drama liefert, soll man nicht noch einen Trumpf etwa so darauf setzen, daß man sagt: außerdem hat er auch noch eine häßliche Frau, Werk etwas. Schön. Aber unsere bestehenden Litteraturverhältnisse sind weit vom Ideal [illegible] ergeben sich verwickelte Spezialfälle, bei denen man mit allzu idealen Lehren nicht durchkommt. Ein solcher Fall lag unlängst bei Bleibtreu vor. Und jetzt haben wir einen zweiten bei Alberti. Seit einigen Jahren überschüttet Conrad Alberti die Welt mit kritischen Arbeiten, in denen er bald das Evangelium des Realismus predigt, bald einzelne realistische Versuche für schauderhaft erklärt, und in denen er bei jeglicher passenden Gelegenheit seine eigene Begabung besonders hervorhebt. Kampf muß sein. Verworrenheit herrscht nun einmal in Fragen des Realismus allgemein. Aber der Ton, den Alberti in unsere Polemik in steigendem Maße hineingetragen hat, ist derartig, daß er allein schon die allerherbste Zurückweisung verdient. Und nun vollends gar tritt uns dieser heftigste Kritiker mit einem eigenen dramatischen Versuche dieser Art entgegen! Denn um es kurz und bündig herauszusagen: sobald jene oben gezogenen Schranken wegfallen, sobald „Brod" vor das eigentliche ästhetische Forum und vor allem das des modernen Realismus tritt, bleibt auch nicht ein gutes Haar daran. War es ein Jugendwerk: gut, warum müssen wir es an der exponirtesten Stelle nachträglich noch zu kosten bekommen? Für mich bleibt vorläufig nur eins als Consequenz. Conrad Alberti ist als Kritiker, als sogenannter „Stimmführer" auf ästhetischem Gebiete vorläufig für mich vollständig todt. Wenn dieses Stück von ihm noch für gut, für einer besonderen Matinee-Aufführung an einer von ihm mit geleiteten Bühne noch für würdig erachtet wird, so hat er vorläufig eine so minimale Kenntniß von unserer modernen litterarischen Bewegung, daß alles, was er über diese geschrieben hat, von A bis Z Makulatur ist. Wie groß seine dichterische (dramatische) Begabung ist, kann ich aus dieser Jugendarbeit nicht endgültig ersehen. Das aber ersehe ich mit einer vollkommen untrüglichen Deutlichkeit daraus, daß der Autor auch nicht die blasse Ahnung von allen unsern modernen Zielen hatte, daß er den urthümlichsten Zopf hinten hängen hatte und daß er in keiner noch so kleinen Szene auch nur ein Pünktchen von der „neuen Kunst" zur Anwendung gebracht hat. Und ich meine jetzt neue Kunst im aller-, allerweitesten Sinne, in einem Sinne, in dem selbst das von Paul Schlenther neulich so energisch aus dem engern Realismus hinausgejagte „Sodom's Ende" noch hineingehört, — in einem Sinne, wie er gar nicht weit genug gefaßt werden kann.

„Rühre die Trommel und fürchte Dich nicht". Conrad Alberti hat die Trommel genugsam gerührt und Furcht nicht gekannt. Er hat sich in sehr rascher Zeit einen gewissen Namen gemacht, es hat ihm Papier genug zu Gebote gestanden, so daß er über alles und jedes, was er verstand und nicht verstand, Unverständiges und Verständiges nach Herzenslust der Welt bieten durfte. Aber auch der Kritiker bedarf des Kredits. Am Sonntag hat er ihn vorerst in jähem und schrecklichem Fall verloren. Wenn ihn der Beifall nach den ersten Akten getäuscht hat, so thut es mir sehr leid thun, und es ist doppelt Pflicht, ihm die Wahrheit zu sagen. Er kann sich durch neue Thaten den Kredit langsam wiedererobern. Nur für die nächste Zeit borge ich für mein Theil wenigstens keine Ideen über ästhetische Fragen mehr von ihm, das Brod war mir aus zu bitterem Mehl . . . ich hungere lieber und warte.

W. B.

Hunger.

Von

Knut Hamsun.

Deutsch von M. v. Borch.

———

(5. Fortsetzung.)

Dritter Abschnitt.

Eine Woche ging hin in Herrlichkeit und Freuden.

Auch dies Mal war ich über das schlimmste weggekommen, ich hatte jeden Tag [illegible]u essen; mein Mut wuchs, und ich legte ein Eisen nach dem andern in's Feuer. [illegible]ch hatte drei oder vier Abhandlungen in Arbeit, die meinem armen Hirn jeden [illegible]unken, jeden Gedanken raubten, und ich war der Ansicht, daß es besser gehe als zuvor. Den letzten Artikel, mit dem ich so viel Gelaufe gehabt, und auf den ich so viel Hoffnungen gesetzt, hatte ich bereits vom Redakteur zurückbekommen; beleidigt und erzürnt hatt[illegible] ich ihn sofort vernichtet, ohne ihn zuvor noch einmal durchzulesen. Für die Zukun[illegible] [illegible]ollte ich es mit einer andern Zeitung versuchen, um mir verschiedene Auswe[illegible]fen zu halten. Im schlimmsten Fall, wenn auch das nicht half, [illegible] ja noch [illegible]e [illegible]chiffe als Zuflucht da; die „Nonne" lag segelfertig unten im [illegible], vielleich[illegible] na[illegible] sie mich gegen Arbeit mit nach Archangel oder wo sie sonst [illegible] wollte. Es fehlte mir also nicht an Aussichten nach vielen Seiten hin.

Die letzte Krisis hatte mich übel mitgenommen, mein Haar ging in großen Mengen aus, auch der Kopfschmerz war sehr qualvoll, besonders am Morgen, und die Nervosität wollte sich nicht legen. Wenn ich bei Tage schrieb, mußte ich meine Hände mit Lappen umwickeln, nur weil ich meinen eigenen Hauch nicht mehr vertragen konnte. Wenn Jens Olaj die Stallthür unten heftig in's Schloß warf, oder ein Hund auf den Hof geriet und bellte, ging es mir durch Mark und Bein wie kalte Stiche, die mich überall trafen. Ich war sehr herunter.

Tag aus Tag ein quälte ich mich mit meiner Arbeit, gönnte mir kaum die Zeit, mein Essen hinunter zu schlucken und setzte mich dann wieder zum schreiben. Damals war sowohl mein Bett wie mein kleiner wackliger Schreibtisch mit Notizen und beschriebenen Blättern überschwemmt, an denen ich abwechselnd arbeitete, neues, das mir im Laufe des Tages einfiel, hinzufügte, durchstrich, die toten Punkte mit einem farbenreichen Wort hier und da auffrischte, und mich mit der größten Mühe von Satz zu Satz schleppte. Eines Nachmittags war ich endlich mit einem Artikel fertig, steckte ihn glücklich und zufrieden in die Tasche und begab mich damit zum „Kommandeur." Es war die höchste Zeit, daß ich Anstrengungen machte, um wieder zu Geld zu kommen; ich besaß nicht mehr viel.

Der „Kommandeur" ersuchte mich, einen Augenblick Platz zu nehmen, er würde sogleich . . . und damit schrieb er weiter.

Ich sah mich in dem kleinen Bureau um: Büsten, Litografien, Ausschnitte, ein ungeheuerlicher Papierkorb, der aussah, als müsse er einen Menschen mit Haut und Haar verschlingen können. Mir wurde beim Anblick dieses unergründlichen Schlundes, dieses Drachenrachens traurig um's Herz. Er sah aus, als sei er stets

geöffnet, um neue verworfene Arbeiten — neue zerstörte Hoffnungen in sich aufzunehmen. —

„Welches Datum haben wir?“ sagt der „Kommandeur“ plötzlich.

„Den 28.“ antwortete ich, froh ihm einen Dienst leisten zu können.

„Den 28.“ Er schreibt weiter. Endlich kouvertiert er ein paar Briefe, wirft Papiere in den Korb und legt die Feder aus der Hand. Dann dreht er sich auf dem Stuhl um und sieht mich an. Als er bemerkt, daß ich noch neben der Thür stehe, macht er mir ein halb scherzhaftes, halb ernstes Zeichen mit der Hand und deutet auf einen Stuhl.

Damit er nicht sieht, daß ich keine Weste anhabe, wenn ich den Rock öffne, wende ich mich ab und ziehe das Manuskript aus der Brusttasche.

„Nur eine kleine Charakteristik Correggio's,“ sagte ich, „aber leider ist sie wol nicht so geschrieben, daß — — Sie . . .“

Er nimmt mir die Papiere aus der Hand und blättert darin. Dabei war sein Gesicht mir zugewandt.

So sah er also in der Nähe aus, dieser Mann, dessen Namen ich schon in meiner frühsten Jugend gehört, und dessen Blatt während all dieser Jahre den größten Einfluß auf mich gehabt hatte. Sein Haar ist lockig, die schönen braunen Augen zuweilen unruhig; er hat die Gewohnheit, dann und wann ein wenig zu schnauben. Ein schottischer Geistlicher könnte nicht milder aussehen als dieser gefährliche Schriftsteller, dessen Worte dort wo sie hinfielen, stets blutige Striemen zurückließen. Ein eigentümliches Gemisch von Furcht und Bewunderung befällt mich vor diesem Manne; die Thränen kommen mir beinahe in die Augen, und ich trete unwillkürlich einen Schritt vor, um ihm zu sagen, wie innig ergeben ich ihm sei für alles, was er mich gelehrt, und ihn zu bitten, daß er mir kein Leid bereiten möge; ich sei nur ein armer Stümper, dem es ohnehin traurig genug ergehe . . .

Er blickte auf und legte mein Manuskript langsam zusammen, während er saß und nachdachte. Um ihm die abschlägige Antwort zu erleichtern, strecke ich die Hand aus und sage:

„Ach nein, es ist natürlich unbrauchbar?“ Und ich lächelte, um ihn glauben zu machen, daß ich es leicht nehme.

„Wir können nur ganz populäre Sachen brauchen,“ sagte er, „Sie wissen, welcher Art unser Publikum ist. Können Sie es nicht etwas einfacher machen? Oder etwas anderes bringen, was die Leute besser verstehen?“

Seine rücksichtsvolle Art und Weise setzt mich in Erstaunen. Ich verstehe, daß mein Artikel kassiert ist, und doch hätte keine abschlägige Anwort liebenswürdiger sein können. Um ihn nicht noch länger aufzuhalten, sage ich:

„Gewiß, das kann ich.“

Ich gehe nach der Thür. Hm. Er möge entschuldigen, daß ich ihn mit dieser Sache belästigt . . . Ich verbeuge mich und fasse nach der Klinke . . .

„Wenn Sie etwas brauchen, können Sie ja einen kleinen Vorschuß bekommen,“ sagt er. „Sie können ihn abarbeiten.“

Jetzt, wo er gesehen, daß ich zum Schreiben nichts taugte, demütigte sein Anerbieten mich ein wenig, und ich entgegnete daher:

„Nein, danke, ich kann mich noch eine Zeitlang behelfen. Uebrigens besten Dank! Ich empfehle mich!“

„Empfehle mich!“ antwortete der „Kommandeur“ und drehte sich wieder nach seinem Schreibtisch um.

Er hatte mich trotzdem unverdient wolwollend behandelt, und ich war ihm dankbar dafür; stets würde ich das anerkennen. Ich nahm mir vor, nicht eher wieder zu ihm zu gehen, als bis ich ihm eine Arbeit bringen konnte, mit der ich ganz zufrieden war, die den „Kommandeur“ in Erstaunen setzen und veranlassen würde,

mir ohne Bedenken 10 Kronen anzuweisen. Damit ging ich nach Hause und begann meine Schreiberei von neuem.

An den folgenden Abenden, wenn es ungefähr 8 Uhr war und das Gas angezündet wurde, passierte mir regelmäßig folgendes.

Sobald ich aus dem Thorweg trete, um nach des Tages Mühe und Beschwerden einen Spaziergang durch die Straßen zu machen, steht neben dem Laternenpfahl gleich an der Thür eine schwarzgekleidete Dame, die mir das Gesicht zuwendet und mir mit den Blicken folgt, wenn ich an ihr vorüber gehe. Ich bemerke, daß sie stets denselben Anzug trägt, denselben dichten Schleier, der ihre Züge verbirgt und auf ihre Brust herabfällt; in der Hand hält sie einen kleinen Regenschirm mit Elfenbeinring.

Ich hatte sie schon drei Abende bemerkt, immer auf derselben Stelle; sobald ich an ihr vorüber bin, wendet sie sich langsam um und geht die Straße hinunter, fort von mir.

Mein nervöses Hirn streckte seine Fühlhörner aus, und sofort bemächtigte sich meiner die widersinnige Ahnung, daß ihr Besuch mir gelte. Zuletzt war ich beinahe im Begriff, sie anzureden, zu fragen, ob sie Jemand suche, ob sie meiner Hülfe bedürfe, ob ich sie nach Hause begleiten, sie trotz meines leider sehr schlechten Anzuges in den dunklen Straßen beschützen dürfe; aber ich hegte die unbestimmte Furcht, daß es etwas kosten könne, ein Glas Wein oder eine Wagenfart, und ich hatte absolut kein Geld mehr; meine trostlos leeren Taschen wirkten allzu niederdrückend auf mich, und ich hatte nicht einmal den Mut, sie ein wenig scharf anzusehen, wenn ich an ihr vorüber kam. Der Hunger hauste schon wieder bei mir, seit gestern Abend hatte ich nichts zu essen; das war allerdings noch nicht lange, ich hatte es oft mehre Tage aushalten müssen; jetzt aber begann ich bedenklich abzunehmen, ich konnte nicht mehr so gut hungern wie früher, ein einziger Tag machte mich jetzt oft betäubt, und sobald ich einen Schluck Wasser trank, litt ich an Uebelkeit. Dazu kam noch, daß mich des Nachts fror, daß ich mich mit allen Kleidern, wie ich ging und stand, in's Bett legte, daß ich allabendlich unter Schüttelfrost schlafen ging und während der Nacht fast erstarrte. Die alte Decke vermochte den Zugwind nicht abzuhalten, und morgens erwachte ich davon, daß mir die Nase durch die scharfe Eisluft, die von außen hereindrang, fast zugefroren war.

Ich gehe durch die Straßen und denke darüber nach, wie ich es anstellen soll, um mich über Wasser zu halten, bis mein nächster Artikel fertig. Wenn ich nur eine Kerze hätte, würde ich versuchen, auch in der Nacht loszulegen; das würde mich um ein paar Stunden weiterbringen, wenn ich erst richtig im Zug war, und morgen konnte ich mich wieder an den „Kommandeur“ wenden.

Ohne weiteres gehe ich in's Café und suche nach meinem jungen Bekannten aus der Bank, um mir 10 Oere für eine Kerze zu verschaffen. Man ließ mich ungehindert durch alle Zimmer gehen; ich kam an einem Dutzend Tischen vorüber, wo plaudernde Gäste aßen und tranken; ich drang sogar bis in das Innerste des Café's, bis in's „Rote Zimmer“, ohne meinen Mann zu finden. Niedergedrückt und ärgerlich ging ich wieder auf die Straße und schlug die Richtung nach dem Schlosse ein.

Beim lebendigen Satan, es war doch aber auch zu arg, daß meine Widerwärtigkeiten kein Ende nehmen wollten! Mit langen rasenden Schritten, den Rockkragen im Nacken brutal emporgeschlagen, die Fäuste in den Hosentaschen geballt, so ging ich und schimpfte den ganzen Weg entlang über meinen unglücklichen Stern. Seit sieben, acht Monaten keine einzige wirklich sorglose Stunde, kaum eine kurze Woche hindurch die notdürftigste Speise — dann pochte die Not von neuem an und egte mich lahm. In all meinem Elend war ich obendrein noch ehrlich gewesen, ha, ha, rundehrlich! Gott bewahre mich, wie töricht ich gewesen! Und ich begann, mir vorzuerzählen, wie ich ein böses Gewissen gehabt, weil ich Hans Pauli's Bettdecke

einmal zum Pfandleiher getragen. Ich lachte höhnisch über meine empfindsame Rechtschaffenheit, spuckte verächtlich auf die Gasse und fand keine Worte, die stark genug gewesen, um mich meiner Dummheit wegen zu verspotten. Das hätte nur jetzt passieren sollen! Wenn ich in diesem Augenblick den Sparpfennig eines Schulkindes auf der Gasse gefunden hätte, den letzten Pfennig einer Wittwe — ich würde ihn ruhig aufnehmen, in die Tasche stecken, in aller Gemütsruhe stehlen, und die Nacht darauf wie ein Sack schlafen. Ich hatte doch nicht umsonst so viel gelitten, meine Geduld war zu Ende, ich war zu Allem bereit.

Ich ging drei, vier Mal um's Schloß, entschied mich dann für's nach Nachhause gehen, machte noch einen Abstecher in den Park und ging darauf über die Karl-Johann-Straße nach Hause.

Es war ungefähr 11 Uhr. Die Straße war ziemlich dunkel, und überall wanderten Menschen umher, stille Paare und lärmende Haufen. Die große Stunde war angebrochen, die Zeit, wo das heimliche Treiben vor sich geht und die lustigen Abenteuer beginnen. Rauschende Mädchengewänder, ein kurzes, sinnliches Auflachen, wogende Busen, heftig keuchende Atemzüge, weit unten in der Gasse eine Stimme, die „Emma" ruft. Die ganze Straße ein Sumpf, aus dem heiße Dünste aufstiegen.

Unwillkürlich durchsuche ich meine Taschen nach 2 Kronen. Die Leidenschaft, die in den Bewegungen jedes Vorübergehenden zittert, das dunkle Licht der Gaslaternen sogar, die stille schwangere Nacht, alles das hat angefangen mich zu packen, — diese Luft, die erfüllt ist von Geflüster, Umarmungen, bebenden Geständnissen, halb ausgesprochenen Worten, leisem Wimmern. Dort in Blomquist's Thorweg mehrere Katzen, die sich unter lautem Geschrei lieben. Und ich besaß nicht 2 Kronen! Es war ein Jammer, ein Elend sonder gleichen, so verarmt zu sein! Welch eine Demütigung, welche Entehrung! Und ich muß wieder an das letzte Scherflein der armen Wittwe denken, das ich gestohlen haben würde, an die Mütze oder das Taschentuch eines Schuljungen, an den Brotbeutel eines Bettlers, den ich ohne weiteres zum Lumpenhändler gebracht und dessen Erlös ich verpraßt haben würde. Um mich zu trösten und schadlos zu halten, fing ich an, alle möglichen Fehler an diesen lustigen Menschen, die an mir vorüber glitten, zu finden; ich zuckte die Achseln und blickte geringschätzig auf sie herab, wenn sie paarweise vorbei kamen. Diese genügsamen, naschhaften Studenten, die glaubten, sich europäischer Ausschweifungen schuldig zu machen, wenn sie eine Näherin auf die Hüften schlugen! Diese Stutzer, diese Bankbeamten, Großhändler, Boulevardlöwen, die nichts verschmähten. Ich spie weit über den Bürgersteig fort, unbekümmert, ob es Jemand treffen konnte; ich war zornig, von Verachtung für diese Menschen erfüllt, die sich vor meinen Augen an einander schmiegten. Ich hob das Haupt und empfand die Segnung, auf lauterem Wege wandeln zu können.

Am Stortingsplatz begegnete mir ein Mädchen, das mich herausfordernd ansah, als ich an ihre Seite kam.

„Guten Abend!" sagte ich.

„Guten Abend!" Sie blieb stehen.

Hm! Ob sie so spät allein spazieren gehe? Ob es nicht gefährlich sei für ein junges Mädchen, um diese Zeit durch die Karl Johann Straße zu gehen? Nein. Ob sie denn niemals angesprochen, beleidigt würde, ich meinte geradeaus gesagt, aufgefordert mit nach Hause zu gehen?

Sie sah mich verwundert an und forschte in meinem Gesicht, was ich wohl meinen könne. Dann schob sie plötzlich die Hand unter meinen Arm und sagte:

„Also gehen wir!"

Ich ging mit. Als wir an den Droschken vorüber waren, blieb ich stehen, machte meinen Arm frei und sagte:

„Hören Sie mal, mein Kind, ich habe nicht einen Heller." Und damit wollte ich meines Weges gehen.

Anfangs wollte sie mir nicht glauben; als sie aber all meine Taschen befühlt und nichts gefunden hatte, wurde sie ärgerlich, warf den Kopf in den Nacken und nannte mich einen Stockfisch.

„Gute Nacht!“ sagte ich.

„Warten Sie doch! Ist das eine goldene Brille, die Sie tragen?“

„Nein.“

„Dann hol Sie der Teufel!“

Damit ging ich.

Gleich darauf kam sie zurückgelaufen und rief mich wieder an.

„Sie dürfen doch mitkommen!“

Ich fühlte mich gedemütigt durch dies Anerbieten einer armen Straßendirne und sagte Nein. Es sei zu spät, ich müsse noch einen Besuch machen, und sie könne sich solche Opfer auch nicht erlauben.

„Doch; jetzt will ich Sie mithaben.“

„Aber ich gehe nicht unter solchen Verhältnissen.“

„Sie wollen natürlich zu einer Andern!“

„Nein.“

Aber ich hatte die Empfindung, als stehe ich in einem erbärmlichen Licht vor dieser eigentümlichen Dirne, und beschloß, wenigstens den Schein zu retten.

„Wie heißen Sie?“ fragte ich. „Marie? Nun hören Sie also Marie!“ Und ich fing an, ihr mein Verhalten zu erklären. Das Mädchen geriet immer mehr in Erstaunen. Ob sie mich wirklich für Einen von denen gehalten habe, die Abends auf den Straßen umherliefen und junge Mädchen kaperten? Ob sie mich für so schlecht gehalten? Hatte ich überhaupt etwas Unartiges gesagt? Betrug man sich wie ich, wenn man etwas Böses vorhatte? Kurzum, ich hatte sie angeredet und war ein paar Schritte mit ihr gegangen, um zu sehen, wie weit sie es treiben würde. Übrigens sei mein Name so und so, Pastor so und so! Gute Nacht! Gehe hin und sündige nicht mehr!

Damit ging ich ab.

Entzückt über meinen guten Einfall rieb ich mir die Hände und sprach laut mit mir. Welch eine Wonne so umher zugehen und gute Taten zu vollbringen! Diesem gefallenen Geschöpf hatte ich nun vielleicht zum ersten Schritt zur Erhebung ihr ganzes Leben den Anstoß gegeben! Sie für alle Zeiten vom Verderben errettet! Und sie würde das einsehen, wenn sie sich darauf besänne und noch in ihrer Todesstunde mit dankerfülltem Herzen meiner gedenken. Ach! es lohnte sich trotzdem, ehrlich zu sein, ehrlich und rechtschaffen!

Ich war in strahlender Laune und fühlte mich zu allem möglichen frisch und tüchtig genug. Wenn ich nur eine Kerze gehabt hätte, mein Artikel wäre fertig geworden! Trällernd und pfeifend mit meinem neuen Thorschlüssel in der Hand, ging ich und sann über ein Mittel nach, mir Licht zu verschaffen. Es gab keinen andern; ich mußte meine Schreibsachen auf die Straße herunter holen und unter der Laterne schreiben. Ich öffnete die Thür und ging hinauf.

Als ich wieder nach unten kam, verschloß ich die Thür von außen und stellte mich in den Schein der Laterne. Ueberall Ruhe; . . . nur von der Quergasse her vernahm ich den schweren, klirrenden Fußtritt eines Konstablers, und in der Nähe des Hanshaugen bellte ein Hund. Nichts, das mich gestört hätte. Ich zog den Rockkragen über die Ohren und begann nach Kräften zu denken. Es würde mir großartig weiter helfen, wenn ich so glücklich war, den Schluß dieser kleinen Abhandlung zu Stande zu bringen. Ich war gerade bei einem schwierigen Punkt angelangt, wo ein kaum merkbarer Uebergang zu etwas neuem kommen sollte; dann ein gedämpftes, schwindelndes Finale, ein langes Verklingen, das in einem Höhepunkt enden

sollte, so schroff, so erschütternd wie ein Schuß oder der Wiederhall eines Bergsturzes. Punktum.

Aber mir wollten keine Worte einfallen. Ich las das Ganze von Anfang bis zu Ende, las jeden Satz laut und war nicht im Stande, meine Gedanken zu diesem krachenden Höhepunkt zu sammeln. Als ich hieran noch laborierte, kam obendrein noch der Konstabler gegangen, stellte sich in meiner Nähe in der Straße auf und verdarb mir meine ganze Stimmung. Was ging es ihn an, daß ich bei dem Höhepunkt eines ausgezeichneten Artikels für den „Kommandeur" angelangt war? Herrgott! es war doch geradezu unmöglich, mich über Wasser zu halten, was ich auch versuchen mochte! Ich stand mindestens eine Stunde da, der Konstabler ging, die Kälte war zu heftig, um still stehen zu können. Mutlos und verzagt über diesen neuen gescheiterten Versuch, schloß ich die Thür wieder auf und ging auf mein Zimmer.

Es war kalt hier oben, und in der dichten Finsternis vermochte ich kaum das Fenster zu sehen. Ich tastete mich nach dem Bette hin, zog die Stiefel aus und versuchte meine Füße zwischen den Händen zu wärmen. Dann legte ich mich, wie ich es seit langer Zeit that, völlig angekleidet in's Bett.

Sobald es am nächsten Morgen hell wurde, setzte ich mich im Bette auf und begann wieder mit meinem Artikel. In dieser Stellung saß ich bis zum Mittag und hatte vielleicht zehn, zwanzig Zeilen zu Stande gebracht. Bis an's Finale war ich immer noch nicht gelangt.

Ich stand auf, zog die Stiefel an und ging in der Stube auf und ab, um mich zu erwärmen. Die Fenster waren bereift; ich blickte hinaus, es schneite; unten im Hof auf den Steinen und auf der Pumpe lag eine dicke Schneelage.

Ich kramte im Zimmer umher, ging willenlos auf und ab, kratzte mit den Fingern an der Wand, legte die Stirn vorsichtig gegen die Thür, klopfte mit dem Zeigefinger auf den Fußboden und lauschte aufmerksam — alles ohne Absicht, aber still und nachdenklich als hätte ich eine Sache von größter Wichtigkeit vor. Und inzwischen sagte ich ununterbrochen und laut, so daß ich selbst es hörte: Aber du guter Gott, das ist ja Wahnsinn! Doch trieb ich es eben so arg weiter. Nach einer langen Weile, vielleicht nach Verlauf mehrerer Stunden nahm ich mich stark zusammen, biß mich auf die Lippen und raffte mich auf so gut ich vermochte. Dies mußte ein Ende haben! Ich suchte mir einen Holzspan zum kauen und setzte mich dann wieder resolut zum schreiben nieder.

Mit großer Mühe kamen ein paar kurze Sätze zu Stande, zwanzig armselige Worte, die ich mit knapper Not zusammenquälte, um nur vorwärts zu kommen. Dann war es aus, mein Kopf leer; ich konnte nicht mehr. Und als ich absolut nicht weiter kommen konnte, starrte ich mit weitaufgerissenen Augen auf die letzten Worte, diese unvollendeten Bogen, glotzte die wunderlichen, zitternden Buchstaben an, die sich wie kleine behaarte Tierchen auf dem Papier spreizten, und zuletzt begriff ich von allem nichts mehr, ich dachte nicht mehr.

Die Zeit verging. Ich hörte das Treiben auf dem Hofe, Wagengerassel und Pferdegetrappel; Jens Olaj's Stimme tönte aus dem Stall zu mir herauf, wenn er den Pferden zurief. Ich war gänzlich ermattet; dann und wann schmatzte ich mit den Lippen, sonst aber that ich nichts. Meine Brust war in einer traurigen Verfassung.

Es begann zu dunkeln; ich fiel mehr und mehr zusammen, wurde müde und legte mich auf's Bett zurück. Um meine Hände zu erwärmen, fuhr ich mit den Fingern durch's Haar, hin und her, kreuz und quer, dabei riß ich kleine lose Büschel aus, die zwischen den Fingern hängen blieben oder sich auf dem Kopfkissen verstreuten. In jenem Augenblick dachte ich garnicht darüber nach; es war, als gehe es mich nichts an; ich hatte ja auch genug Haar. Wieder versuchte ich, mich aus dieser seltsamen Betäubung aufzuraffen, die mir wie ein Nebel durch die Glieder rieselte; ich richtete

mich auf, schlug mit der flachen Hand auf die Kniee, hustete so stark wie meine müde Brust es zuließ — und fiel wieder zurück. Nichts half; hülflos starb ich hin, mit offenen Augen, den starren Blick nach oben gerichtet. Zuletzt steckte ich den Zeigefinger in den Mund und sog daran. In meinem Hirn begann sich etwas zu rühren, ein Gedanke, der sich heraus wühlte, ein wahnsinniger Einfall: Wie, wenn ich zubiß? Und ohne weiter zu überlegen kniff ich die Augen zu und schlug die Zähne zusammen.

Ich sprang auf. Endlich war ich wach geworden. Aus dem Finger sickerte ein wenig Blut, das ich ableckte. Es that nicht sehr weh; die Wunde war auch nicht sehr groß, aber ich war mit einem Mal wieder zu mir gekommen; ich schüttelte den Kopf und ging an's Fenster, wo ich einen Lappen fand, den ich um die Wunde wickelte. Während ich damit beschäftigt war, trat mir das Wasser in die Augen, ich weinte leise vor mich hin. Dieser magere, zerbissene Finger sah so jämmerlich aus. Gott im Himmel, wie weit war es mit mir gekommen!

Die Dunkelheit nahm zu. Es war nicht unmöglich, daß ich mein Finale im Laufe des Abends schreiben konnte, wenn ich nur eine Kerze gehabt hätte. Mein Kopf war wieder klar geworden, die Gedanken kamen und gingen wie gewöhnlich, und ich litt nicht viel; ich empfand nicht einmal den Hunger so heftig wie vor einigen Stunden; bis zum nächsten Tage würde ich noch aushalten können. Vielleicht konnte ich inzwischen eine Kerze auf Kredit bekommen, wenn ich nach der Viktualienhandlung ging und dort meine Lage auseinander setzte. Ich war da wohlbekannt; in guten Zeiten, als ich noch Geld besaß, hatte ich manches Brot in dem Laden gekauft. Kein Zweifel, daß man mir eine Kerze auf meinen ehrlichen Namen geben würde. Und zum ersten Mal seit langer Zeit bürstete ich meine Kleider aus, entfernte die ausgefallenen Haare von meinem Rockkragen soweit es sich im dunkeln thun ließ, und tastete dann die Treppe hinunter.

Als ich auf die Straße kam, fiel mir ein, daß ich doch lieber ein Brot verlangen könne. Ich wurde unschlüssig, blieb stehen und überlegte. Unter keinen Umständen! sagte ich mir endlich. Leider war ich nicht in dem Zustand, daß ich Speisen vertragen hätte; dieselben Geschichten mit Visionen und Ahnungen und wahnsinnigen Einfällen würden sich wiederholen, mein Artikel wurde nicht fertig, und es galt doch zum „Kommandeur" zu kommen, ehe er mich wieder vergaß. Unter garkeinen Umtänden! Ich entschied mich also für eine Kerze. Und damit trat ich in den Laden.

Am Ladentisch steht eine Frau und macht Einkäufe; neben ihr liegen mehrere leine Packete in verschiedene Sorten Papier gewickelt. Der Kommis, der mich ennt und weiß, was ich gewöhnlich kaufe, läßt die Frau stehen, wickelt ohne weiteres n Brod in eine Zeitung und schiebt es mir hin.

„Nein, heute Abend wollte ich eigentlich eine Kerze," sage ich. Sehr leise und scheiden sage ich das, um ihn nicht ärgerlich zu machen und damit meine Aussicht f die Kerze zu verscherzen.

Meine Antwort verwirrt ihn; meine unerwarteten Worte machen ihn ganz rbelig; es war das erste Mal, daß ich etwas anderes als Brot von ihm verlangte.

„Dann müssen Sie noch einen Augenblick warten," sagt er endlich und wendet) wieder zu der Frau.

Sie erhält ihre Sachen, bezahlt, giebt ein n Fünfkronenschein, auf den sie ausbekommt, und geht.

Jetzt sind der Kommis und ich allein.

Er sagt:

„Sie wollten also eine Kerze." Damit reißt er ein Packet Kerzen auf und mt eine für mich heraus.

Er sieht mich an, — und ich bin nicht im Stande, mein Begehr über die Lippen zu bringen.

„Ach es ist ja wahr, Sie haben bezalt," sagt er plötzlich. Er sagt ganz einfach, ich hätte bezalt; ich vernahm jedes Wort. Und dann zählt er das Silbergeld aus der Kasse, Krone auf Krone, blankes, fettes Geld, — er giebt wieder auf 5 Kronen heraus.

„Bitte!" sagt er.

Und ich stehe da und sehe dies Geld eine Sekunde an; ich begreife, daß etwas nicht in Ordnung ist, aber ich überlege nicht, denke absolut an nichts, und staune nur über all den Reichtum, der dort vor meinen Augen leuchtet. Dann streiche ich das Geld mechanisch zusammen.

Dumm vor Verwunderung, geschlagen, vernichtet stehe ich vor dem Ladentisch; endlich mache ich einen Schritt nach der Thür zu und bleibe wieder stehen. Mein Blick fällt auf einen bestimmten Punkt an der Mauer, wo eine kleine Schelle an einem Lederhalsband hängt, und darunter ein Bündel Schnüre. Dies alles starre ich an.

Der Kommis glaubt, daß ich ein Gespräch anfangen möchte, da ich mir so viel Zeit lasse, und sagt indem er einen Haufen Packpapier ordnet, das auf dem Ladentisch umherliegt:

„Es sieht aus, als ob es Winter werden wollte."

„Hm! Ja," antwortete ich, „es sieht aus, als ob es Winter werden wollte. Es sieht so aus." Und gleich darauf noch: „O ja, es ist auch nicht zu früh."

Ich hörte mich sprechen, jedes Wort deutlich, als ob ein anderer Mensch spräche; ich redete unbewußt, unfreiwillig, ohne es selbst zu fühlen.

„So? Finden Sie das wirkich?" sagt der Kommis.

Ich steckte die Hand mit dem Geld in die Tasche, drückte auf die Klinke und ging; ich hörte, wie ich Gutenacht sagte und der Ladendiener antwortete.

Ich war schon ein paar Schritte fort, als die Ladenthür aufgerissen wurde und der Kommis mir nachrief Ich wandte mich um, ohne Verwunderung, ohne eine Spur von Angst; ich sammelte nur das Geld zusammen und bereitete mich vor, es ihm zurückzugeben.

„Bitte, Sie haben ihre Kerze vergessen."

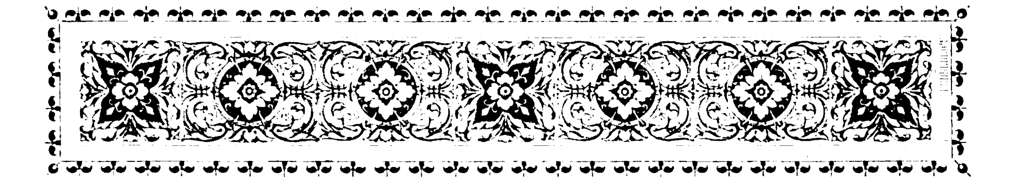
„Danke!" sage ich ruhig. „Danke! Danke!"

Dann ging ich mit der Kerze in der Hand die Straße hinunter.

(Fortsetzung folgt.)



Verantwortlich für die Redaction i. V. Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide in Berlin.



Zur Schulfrage.

Die Schulreform! Welch bedeutsames Objekt und wie wenig tiefgreifend und den Kern der Sache berührend das, was von offizieller Seite bisher zur Inangriffnahme und Realisirung derselben beigetragen worden!

Ich verstehe unter offizieller Seite nicht etwa die Güßfeld'sche Richtung und ihre Protektoren, sondern jenes allgewaltige Philologen- und Pädagogenthum, welches in der Schulfrage, wie die Verhältnisse gegenwärtig liegen, nun doch einmal — sagen wir leider — die ausschlaggebende Rolle spielt.

Bei Lichte besehen sollte es sich nicht sowohl um eine Reform als vielmehr eine Revolution des gesammten Unterrichtswesens handeln. Da aber aller Einfluß auf die in Frage kommenden Verhältnisse dank der philisterhaften Trägheit und Apathie des lieben Laienpublikums in den Händen der Männer vom „Fache" verbleibt, so wird es sich selbstverständlich nur um eine ganz zahme, gelinde „Reform" — in des Wortes schlimmster Bedeutung – handeln. Ich weiß nicht, ob es auch anderen so geht: das Wort „Reform" ist eine der von mir bestgehaßten zweideutigen Bezeichnungen. Es hat für mich einen stark reaktionären Beigeschmack. Und ich glaube, die Erfahrungen rechtfertigen mein Mißtrauen vollauf. Welch urzopfige Bestrebungen werden nicht schon mit diesem Worte maskirt, welch ultrareaktionäre Erscheinungen traten nicht schon unter dem pompösen Titel einer „Reform" ins Leben. Man gedenke doch nur, um uns gleich des eklatantesten Beispieles zu bedienen, der großen Kirchen-Reformation. als solcher! Der Protestantismus in Wissenschaft, Kunst 2c., welcher unsere moderne Welt schuf und als mächtiger Fortschritt angesehen werden muß, datirt zwar im Wesentlichen aus derselben Epoche, entspringt zwar in gewisser Hinsicht derselben Quelle — dem skeptischen Protest gegen die unbedingte geistige und geistliche Autorität — nimmt aber in seiner Entwickelung den geradezu diametralen Verlauf. Daß die sogenannte Reformation als kirchliche Reform, für die man sie noch heute anspruchsvoll ausgiebt, ein Fiasko bedeutet, dürfte nachgerade dem historisch Gebildeten klar geworden sein. — Wie gesagt, wie jede angekündigte Reform, so besah ich auch gleich zu Anfang das Ding welches sich Schulreform nannte, mit argwöhnischen Blicken. Ich nahm sorgfältig

Anmerkung. Wir stellen diesen Aufsatz über unsere brennendste geistige Brodfrage zur Diskussion ohne mit den Ausführungen des Verfassers in jedem Punkte übereinzustimmen.
D. Red.

von jeder Kundgebung Notiz, die von irgend einem Gesichtspunkt aus zu derselben Stellung nahm. Das war nun eigentlich recht langweilig. Vom Flügelschlag des modernen Zeitgeistes war herzlich wenig zu verspüren. Von einer aus einer Weltauschauung herausgeborenen, gründlichen Umwälzung nicht die leiseste Spur. Kein auch nur halbwegs origineller Gedanke. Nichts, als der alte, nur wieder aufgewärmte Quark. Da petitionirte eine Anzahl Universitätsprofessoren, dort eine Gruppe Gymnasialdirektoren um strengstes Einhalten des alten bewährten Kurses. Und ihre Ggener, die Lobredner der Realschulbildung, propagirten aus Leibeskräften für ihre Sache, die durchaus den nämlichen engen Zünftlerstandpunkt vertrat. Mathematiker, Naturwissenschaftler, Neuphilologen: alle suchten für ihre spezielle Kategorie das Möglichste herauszuschlagen. Ganz der antediluvianische Standpunkt: die Schule soll den künftigen Fachmenschen möglichst für seinen Beruf zurechtstutzen; der Gedanke, das Kind erst einmal zum denkenden Menschen, zum allseits urtheilsfähigen Repräsentanten der Gattung zu erziehen, gelangte nirgends zum Ausdruck. Nur hinsichtlich der Praxis lag man sich in den Haaren, — im Prinzip, in der Theorie war man völlig einverstanden.

Kein Wunder denn, daß mir die Güßfeld'sche Broschüre besonders interessant wurde. Einmal deßhalb, weil man Güßfeld's Anschauungen schon damals mit denen des Kaisers identificierte, dann vorzüglich aus dem Grunde, weil Güßfeld fast der Einzige war, welcher frisch-fromm-fröhlich-frei mit beneidenswerth kecker Zuversichtlichkeit die denkbar radikalste Lösung des heiklen Problems proklamirte. Die Durchführbarkeit seines Vorschlags vorausgesetzt, könnte sich Güßfeld rühmen, nicht nur die Schul-, sondern auch ein gut Stück der sozialen Frage überhaupt gelöst zu haben. Verstaatlichung der gesammten Jugenderziehung, absolut gleiche Erziehung und Bildung Aller ohne Unterschied des Standes — darauf lief ja sein Programm hinaus — nun damit wäre ja eine Hauptforderung der Sozialdemokratie erfüllt, und wahrscheinlich ließe sich damit in der Folge der ganze leidige Sozialismus allmählig aus der Welt schaffen! Kein übler Gedanke das; hat aber wohl Herr Güßfeld sich jemals mit dem ABC der Sozialökonomie beschäftigt? Wer soll denn, um nur die rein materielle Seite zu betonen, die immensen Mittel einer solch „spartanischen" Jugenderziehung aufbringen? Natürlich der Staat. Je nun, die famose Personifikation des Begriffs „Staat" hat da wieder ihr Unheil angerichtet. Das Abstraktum „Staat" an und für sich ist garnichts, ist eine fire Idee. Der Staat entsteht erst aus der Masse der ihn bildenden Individuen, Staatsbürger und — Steuerzahler. Die Individuen und Staatsbürger rangiren in demselben nach Maßstab ihrer Eigenschaft als Steuerzahler. Demnach heißt, der Staat soll die Kosten der bewußten spartanischen Jugenderziehung aufbringen: den Herrn Steuerzahlern soll eine neue großartige Belastung auferlegt werden. Wir wollen hier keine Statistik treiben, sagen wir daher nur so obenhin: mindestens 70 Prozent der Staatsbürger können eine auch nur entfernt entsprechende Steuer nicht erübrigen, es müßten demnach die übrigbleibenden 30 Prozent das Manco aus ihrer Tasche decken. Man wird mir gern erlassen, die sich hieraus ergebenden weiteren Konsequenzen zu ziehen. Jedermann sollte sich klar darüber werden, daß eine Verstaatlichung der Jugenderziehung nur im sozialistischen Staate und auf Basis der innerhalb der sozialen Kommune bestehenden Produktionsweise möglich ist. — Lassen wir jedoch die staatswissenschaftliche Naivetät des Herrn Güßfeld beiseite, so begegnen wir in seiner Broschüre manch gesundem Gedanken, manch beherzigenswerthem Vorschlag. Daß ich trotz der Anerkennung im Einzelnen mit der allgemeinen Tendenz **nicht** einverstanden sind, brauche ich wohl kaum noch hervorzuheben. Das eine Wort „spartanische" Jugenderziehung kennzeichnet deren Charakter ganz vortrefflich, und ich meinerseits glaube gleichfalls mit einem solchen Schlagworte die Situation rauh und treffend beleuchten zu können. Ich verlange eine **hellenische** Erziehung. Herr Güßfeld will

Bürger, Deutsche, Charaktere herangebildet wissen, ich statt dessen Menschen, Menschen und zum drittenmale Menschen. Herrn Güßfeld's Pädagogik soll Vaterlandsliebe, Religiosität und Moral pflegen, eine Pädagogik in meinem Sinne Verstand, Phantasie und Gemüth. — Doch lassen wir diese gegensätzelnde Aufzählung, um jene Punkte hervorzuheben, in welchen ich mich mit Herrn Güßfeld's Ansichten einverstanden erkläre. Da ist vor Allem die körperliche Pflege, welcher auch ich das außerordentlichste Gewicht beilege. Der Schulhygiene steht noch ein ungeheures Arbeitsfeld offen, sie hat noch mit zahllosen Mißständen aufzuräumen. Sie hat sich nicht auf kleinliche Spezialuntersuchungen, beispielsweise über Seh- und Hörschärfe, zu beschränken, sie hat die gesammte physisch-psychische Entwicklung der Schüler, zumal während des Stadiums der Pubertät, einer eingehenden kritischen Beobachtung zu unterziehen und nach den Resultaten derselben resolut und ohne Zaudern einzugreifen. Es ist in dieser Beziehung — so unglaublich das späteren glücklicheren Generationen, auf welche die Ueberlieferungen unseres heutigen Schulwesens den Eindruck des Fabelhaften machen werden, auch klingen mag — fast noch garnichts geschehen. Von einer lächerlichen Kurzsichtigkeit und Unkenntniß der fraglichen Verhältnisse zeugten die seitherigen Versuche, durch eine gymnastische Kräftigung des Körpers den unheilvollen Symptomen und Begleiterscheinungen des Uebergangsstadiums zur Mannbarkeit entgegenzutreten. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß in vielen Fällen gerade die besten Turner, Menschen von athletischer Muskulatur, den Ausschweifungen ihrer Jünglingsjahre am leichtesten erlagen. Ob ferner die Kurzsichtigkeit lediglich, ja nur zum größten Theile eine Folge des vielen Lesens schlechter Drucke oder enger Hemdkragen sei, möchte ich gleichfalls sehr bezweifeln. Guter Druck, frische Luft und Gymnastik allein thun's noch lange nicht. Es gilt vor Allem, dem Heranwachsenden auch eine freie harmonische Charakter-, ich möchte lieber sagen: Seelenbildung beizubringen. Und dies ist der zweite Punkt, worin ich mit Herrn Güßfeld, theilweise wenigstens, übereinstimme. Theilweise nur deßhalb, weil auch in Herrn Güßfeld als „Spartaner" ein gut Stück Abhärtungsdoktrinär steckt, wenngleich nicht in dem Maße, wie in vielen anderen. Auch ist Herr Güßfeld viel konsequenter, als all die bisherigen pädagogischen Schwärmer, welche zwar Gymnastik, Sport 2c. als Remedien gegen die Nachtheile einer angestrengten Hirnarbeit empfahlen, jedoch die Zeit anzugeben vergaßen, während welcher diese physische Restaurirung von Statten gehen könnte! Herr Güßfeld konstatirt nicht nur, wie ja schon viele vor ihm gethan, eine Ueberbürdung der Schüler, er sinnt auch Mittel und Wege aus, diesem Uebelstande abzuhelfen.

Zunächst hinsichtlich der Ueberbürdung noch ein Wort. Dieselbe, obwohl vielfach angezweifelt, ja rundweg geleugnet, ist thatsächlich vorhanden. Für den Musterschüler und Streber, der außer seinen Schularbeiten kein weiteres geistiges Interesse kennt, freilich nicht, wohl aber für jeden intelligenteren Schüler, dessen Lernbegier, dessen geistiger Hunger durch die in letzter Zeit ja häufig genug gekennzeichneten Schulweisheitsbrocken nicht gesättigt wird. Herr Güßfeld gesteht wie jeder unbefangene Mensch, nur eine vertrocknete Philologenseele nicht, daß in unserer heutigen Schule viel zu viel unfruchtbar totes „Wissen", zwecklos unbrauchbarer Gedächtniskram kultivirt werde und daß mit jener verrotteten Anschauung, als bestehe das Wesen der Bildung darin, das Hirn zu einem lebendigen Archiv archäologischer Schnurrpfeiffereien zu machen, endlich einmal gründlich gebrochen werden müsse. Und zu dieser Ansicht des Herrn Güßfeld sage ich aus vollstem Herzen Ja und Amen. Fort mit dem faulen Gelehrsamkeitswust, dessen Uebermacht nur die gesunde geistige Verdauung und eignes productives Denken verhindert! Man mißverstehe mich nicht. Wahrhaftig, ich am allerletzten singe das Hohelied der heiligen Ignoranz. Aber die alte Zeit ist morsch und aus den Fugen, es gilt den Kampf um die neue Ordnung! Das ist das Losungswort so vieler, und doch, wie wenige regen sich, wenn es nur

einmal gilt, Hand anzulegen an das neue Werk! Der jungen, der nachwachsenden Generation erst gehört die Zukunft. Gewiß, das wissen und hoffen auch wir, nur gilt es auch, das Unkraut jetzt schon auszujäten, das die keimende Saat überwuchert, auf das sie, umkost von frischer Lenzesluft der Freiheit, geküßt vom goldenen Sonnenlichte der Wahrheit, mächtig emporzuwachsen vermöge. . . . . Güßfeld ruft: „Ueber Bord mit aller zopfigen Scholastik, allem verstaubten Notizenkram“, und ich klatsche ihm Bravo. Fort darum vor allem mit der grammatischen Hirndressur, ja fort, nur fort mit dem ganzen Latein und Griechisch! Ich weiß, nun verschreit man mich schonungslos als Barbaren. Ach, und was doch grade hier nicht für wurmstichige Einwände erhoben werden! Jüngst, als ich einem Altphilologen gegenüber in ähnlicher Weise herausplatzte, entgegnete er mir frappirt: „Ja, aber unsere ganze moderne Bildung beruht doch auf der Antike, unsere gesammte Kunst zumal wächst doch aus der griechischen hervor!“ Bester Freund, von dem, was Sie mir da entgegenhalten, bin ich in mindestens ebensohohem Grade überzeugt wie Sie! Im Gegenteil, nicht weil ich gering denke von der griechischen Kultur, sondern grade weil ich vor ihr den verteufeltsten Respekt habe, bin ich der Todfeind der philologischen Richtung. Ja, daß ich es nur dreist heraussage: ich bilde mir ein, selbst ein Fünkchen hellenischen Geistes in mir zu verspüren, und mein höchstes Ideal ist es, griechische Denk- und Gesinnungsweise, griechische Lebensführung auf den Boden der Neuzeit zu verpflanzen. Eingestandenermaßen ist das auch genau Zweck und Ziel der Altphilologie, soweit sie sich ihrer Absichten nämlich bewußt ist, und, ehrlich gestanden, ich für meinen Theil fürchte, sie ist es nur zum kleinsten Theil. Nun aber der Weg, auf welchem die Altphilologie ihrem Ziele zustrebt! Grammaticalische Registrir- und Abstrahirkunststückchen und textkritische Nörgeleien und Spitzfindigkeiten. Auf welch mystische Weise man dergestalt zu einem Verständnis des Culturlebens, der Kunst der Antike gelangen will, ist für jeden logisch denkenden Menschen unerfindlich. Das anerkannt höchste Ziel der Philologie ist doch aber, die Erkenntniß und Pflege des hellenischen Geistes zu fördern. Oder wäre es faktisch wahr: das Eindringen in den feingegliederten tektonischen Bau, die stilistischen Schönheiten der Sprache an sich fördere, ja ermögliche ganz allein ein Verständniß des griechischen Geistes? Man mache doch die Probe mit der lieben Muttersprache. Goethe, Heine oder beliebige andere Dichter waren doch wahrhaftig keine Germanisten und theoretische Kenner ihrer Muttersprache, die Gebrüder Grimm hingegen solche par excellence. Auf welcher Seite ist nun wohl tieferes Sprach- und Kulturverständniß zu finden? Ich denke, die Thatsachen sprechen.

Nun soll aber der grammatikalische Unterricht eine außerordentliche, ja die höchste Schulung des Verstandes, des logischen Denkvermögens ausmachen! Man kann kaum etwas Lächerlicheres behaupten. Nicht der Verstand, das produktive Denkvermögen, sondern das Gedächtniß, die geistige Reproduktionsfähigkeit hat bei sprachlichem Unterricht zu funktioniren. Habe ich meine Regeln, meine Exempla 2c. hübsch im Gedächtniß, so kann ich flott darauf los übersetzen, versagt mir hingegen das Gedächtniß, so helfen mir alle Finessen des Verstandes, der Logik gar nichts.

Herr Güßfeld hat Recht. Die alten Sprachen sind uns völlig entbehrlich. Dichter und Philosophen des Alterthums lesen wir in Uebersetzungen. Wir werden aber auch als Nichtkenner der alten Sprachen keine Barbaren sein. Und auch keine „Spartiaten“. Wir denken nicht daran, auf Unkosten unseres Hirnes Körper und „Charakter“ zu stählen. Wir haben ja so große Lücken in dem neuen Stundenplan. Sie wollen wir nun in rationeller Weise ausfüllen. Mathematik und Naturwissenschaften, positive exakte Wissenschaften, die wollen wir lernen, keinen versteinerten Formelkram aber, so wenig wie metaphysische Hirngespinnste.

Und noch Eins! Für den bedeutendsten Faktor aller [illegible] Jugendbildung, wie der Volksbildung überhaupt, halten w[illegible] die [illegible] eine der ersten Stellen ein auf dem neu zu schaffen[illegible]

vermag Menschen zu erziehen, gesunde, blühende Menschen, elastisch, spannkräftig an Seele und Leib.

Vielleicht ist mir ein andermal vergönnt, in dieser Hinsicht meine Gedanken zu entwickeln. Für heute nehme man mit der Andeutung fürlieb. Der Sektionsplan wird selbstverständlich auch äußerlich, was Eintheilung, Dauer der Arbeitszeit, Abwechslung zwischen geistiger und körperlicher Thätigkeit anbetrifft, die einschneidensten Aenderungen erfahren. Diese Umgestaltungen im Detail festzustellen, ist Aufgabe der Schulhygiene, die nicht mehr, wie schon oben gesagt, am Zufälligen, Kleinlichen, Aeußerlichen haften bleiben darf, sondern sich als umfassend psychologisch-pathologische Erziehungswissenschaft zu konstituiren hat.

H. Ströbel.

Maupassant über Flaubert.*)

Vom Menschen werde ich sprechen. Er liebte keinerlei Enthüllungen. Ich kann also nur solche machen, die nicht indiskret sind. In diesem Augenblick, da seine Freunde seiner Heimath Rouen das treffliche Denkmal Chapus darbieten, will ich nur einige charakteristische Seiten seiner Natur berühren.

Ich habe, obgleich seine Mutter und meine Großmutter Jugendfreundinnen waren, Flaubert erst spät kennen gelernt. Die Verhältnisse entfremden eben Freunde und trennen Familien. In meiner ersten Jugend habe ich ihn nur ein oder zwei Mal gesehen. Erst nach dem Kriege, als ich, Mann geworden, nach Paris kam, machte ich ihm einen Besuch, der für unsere Beziehungen entscheidend sein sollte und dessen Erinnerung mir unvergeßlich geblieben ist. Er hat es selbst gesagt und geschrieben, daß ihm schon zu Beginn des Lebens ein Theil seiner ungezügelten Liebe zur Litteratur von meinem Onkel, seinem theuersten, ganz jung verstorbenen Freunde, Alfred le Poittevin eingeflößt worden wäre. Auf dem Wege der Kunst sei er ihm der erste Führer gewesen, — der, welcher ihn gleichsam in das berauschende Mysterium der Litteratur eingeweiht habe. In seiner Correspondenz mit mir findet sich der Satz: „Ah! Le Poittevin, wie hat er mir die Flügel zum Traum geweckt! Ich habe alle bemerkenswerthen Männer dieser Zeit gekannt ... sie sind mir klein vorgekommen neben ihm."

Den Cultus dieser Freundschaft wahrte er für immer. Als er mich empfing, sagte er indem er mich aufmerksam betrachtete: „Wie sehr Sie meinem armen Alfred gleichen!" Dann fuhr er fort: „In der That, kein Wunder, er ist ja der Bruder Ihrer Mutter gewesen." Er hieß mich niedersitzen und fragte mich aus. Mag sein, daß auch meine Stimme gewisse, an meinen Onkel erinnernde Abtönungen hatte — plötzlich sah ich die Augen Flauberts voller Thränen. Er richtete sich auf, vom Kopf bis zu den Füßen eingehüllt in jenen langen, braunen, breitärmeligen Rock, der der Kutte eines Mönches ähnlich sah, und, die Arme zum Himmel erhebend, rief er mit einer, von Aufwallungen der Vergangenheit erbebenden Stimme: „Umarmen Sie mich, mein Junge, — Sie zu sehen, bewegt mir das Herz. Im Augenblick glaubte ich, Alfred sprechen zu hören!"

In diesen Dingen lag gewiß die wahre, tiefe Ursache seiner großen Freundschaft

*) Nach einer am 23. November bei Enthüllung des Denkmals von Chapu in Rouen ge- [illegible] mitgetheilt von A. Reyher in Paris.

für mich. Ich rief ihm seine ganze entschwundene Jugend zurück. Erzogen in einer Familie, die fast die seine gewesen, erinnerte ich ihn an eine Art zu denken, zu fühlen, sich auszudrücken, an gewisse Sprachunterschiede, die seine fünfzehn ersten Lebensjahre umschmeichelt. Ich war für ihn eine Art Erscheinung des Gewesenen. Er zog mich mit Liebe zu sich heran. Unter den Wesen, denen ich etwas spät im Dasein begegnet, war er das einzige, dessen Anhänglichkeit für mich zu einer Art intellectueller Vormundschaft wurde, das sich ohne Unterlaß darum sorgte, mir gut, mir nützlich zu sein, mir Alles zu geben was er mir von seiner Erfahrung von seinem Wissen, seinen 35 Jahren an Arbeit, Studien und künstlerischer Begeisterung geben konnte.

Ich spreche hier nicht über den Schriftsteller. Männer, wie diese, muß man lesen, nicht über sie plaudern.

Nur auf zwei Züge seiner innersten Natur will ich hindeuten: eine naive Beweglichkeit der Eindrücke und Erregungen, die das Leben nie erschlafft; eine Treue in der Liebe für die Seinen, in der Aufopferung für seine Freunde, wie ich niemals ein zweites Beispiel gekannt.

Da er einen Abscheu vor dem Bourgeois hatte (und er definirte diesen als: „Jeder, der niedrig denkt") — hielten ihn die meisten seiner Zeitgenossen für einen grausamen Misanthropen, der zu jeder seiner drei Mahlzeiten gern Rentiers verspeist hätte. In Wahrheit war er ein Mann sanften Charakters, doch heftiger Rede, und, obgleich ich glaube, daß sein Herz niemals durch eine Frau sehr tief getroffen worden, sehr weich. Man hat viel gesprochen, viel geschrieben über seine (nach seinem Tode veröffentlichte) Korrespondenz, und die Leser seiner zuletzt geschriebenen Briefe haben von einer großen Leidenschaft bei ihm geredet, weil sie so viel von Liebe handeln. Er liebte wie viele Dichter, indem er über die, die er liebte, sich selbst betrog. Musset that dasselbe. Dieser floh wenigstens mit Ihr nach Italien, nach den spanischen Inseln und gab seiner unzureichenden Leidenschaft etwas Hintergrund durch eine Reise und den legendenhaften Reiz einer fernen Einsamkeit. Flaubert zog es vor, ganz allein, fern von ihr, zu lieben und ihr, umringt von seinen Büchern, zwischen zwei Blättern seines Manuskripts, zu schreiben. Da sie ihm in allen ihren Antworten lebhaft vorwarf, er besuche sie nie und entsage ihrer Gegenwart mit wahrhaft demüthigendem Starrsinn, so gab er ihr ein Rendezvous in Nantes und berief sich darauf mit der triumphirenden Befriedigung einer erfüllten nützlichen Pflicht: „Bedenke doch, daß wir in der nächsten Woche einen langen Nachmittag zusammen verbringen werden . . ." Wer eine Frau mit wahrem Gefühl liebt, dürfte wohl den lebhaftesten Wunsch haben, jeden Augenblick seines Daseins mit ihr zu verbringen! Gustav Flaubert ist Zeit seines Lebens von einer Leidenschaft und von zwiefacher Liebe beherrscht worden. Frankreich's Prosa hieß seine Leidenschaft. Seine Mutter war die eine seiner Lieben, die andere waren seine Bücher . . .

Sein ganzes Wesen, von dem Tage, da er als Mann dachte bis zu dem Augenblick, in dem ich ihn mit geschwollenem Halse, gemordet durch die entsetzliche Anstrengung seines Hirns, hingestreckt sah, war er das Opfer, die Beute der Litteratur oder genauer, der Prosa. Der Rhythmus der Phrasen verfolgte ihn bis in seine Nächte. Während seiner langen Nachtwachen im Arbeitszimmer von Croisset, wo seine angezündete Lampe bis zum Morgen den Fischern der Seine als Signal leuchtete, deklamirte er Perioden der Meister, die er liebte, und es war, als erhielte jedes dieser Worte, wie es unter seinem starken Schnurrbart den Lippen entglitt, einen Kuß von ihm. Nichts konnte ihn mehr anregen, als wenn er den wenigen bevorzugten Freunden lange Auszüge aus Rabelais, Saint Simon, Chateaubriand oder Verse von Victor Hugo rezitiren durfte. Die Worte stürmten aus seinem Munde, wie Hengste, die Reißaus genommen. Dieser unbegrenzten Bewunderung für die Meister aller Zungen, Zeiten und Länder entsprang aber vielleicht zum Theil auch bei ihm selbst die ungeheure Mühe, die ihm das Schreiben machte, und die

Unmöglichkeit, die für ihn bestand, jemals die geheimnißvolle Uebereinstimmung von Form und Gedanken bis zur endgültigen eigenen Befriedigung getrieben zu sehen. Sein unerreichbares Ideal gestaltete sich ihm aus einer Unmasse von Erinnerungen an sehr schöne, aber untereinander gänzlich verschiedene Dinge. Epiker und Lyriker, war er zugleich ein unvergleichlicher Beobachter aller laufenden Alltäglichkeiten. Und mit übermäßiger Anstrengung mußte er seinen Geschmack demüthigen und dem Ausdruck unterordnen, den ihm seine Gewissenhaftigkeit den gewöhnlichsten und alltäglichsten Gewohnheiten des Lebens gegenüber eingab.

In diesem Sinne wäre also seine hohe Bildung seiner Produktion ein Hinderniß gewesen. Erbe der wissenschaftlich gebildeten Männer, die vor Allem Gelehrte waren, besaß er eine wunderbare Gelehrsamkeit. Abgesehen von einer ungeheueren Bibliothek an Büchern, von denen er jedes kannte, als lese er grade im Moment in ihm, besaß er noch eine Bibliothek an Anmerkungen, die er selbst über alle nur erdenklichen, interessanten, an öffentlichen Orten oder sonst irgendwo befindlichen Werke niedergeschrieben. Und er schien diesen Notizenberg auswendig zu wissen, er zitirte Seiten und Paragraphen, in denen man die gesuchte Auskunft finden würde, und sollten dieselbe auch zehn Jahre früher niedergeschrieben sein. Denn sein Gedächtniß war unermeßlich. Zugleich legte er in die Ausarbeitung seiner Bücher so viel gewissenhafte Genauigkeit, daß er acht Tage lang Nachforschungen anstellte, um in seinen Augen eine Kleinigkeit, ein Wort zu rechtfertigen. Bei einem Frühstück sagte uns Alexander Dumas einmal: „Welch merkwürdiger Arbeiter, dieser Flaubert, — er durchstöbert einen ganzen Wald, um eine einzelne Schublade seiner Möbel zu machen."

Als er Bouvard und Pécuchet schrieb, brauchte er darin eine Ausnahme von einem botanischen Gesetz. Alle Botaniker Frankreichs wurden befragt und blieben stumm. Ich unternahm fünfzig Gänge in der Sache. Endlich entdeckte der Professor des naturhistorischen Museums die Pflanze, die er suchte. Seine Freude war grenzenlos.

Er lebte, wie gesagt, fast immer in Croisset, zwischen seinen Büchern und neben seiner Mutter. Er war ein bewunderungswürdiger Sohn und später auch ein bewunderungswerther Onkel für seine Nichte, die Tochter seiner im Wochenbett verstorbenen Schwester. In allen Verhältnissen des Lebens zeigte er das Herz eines Kindes — bei dem Gebahren eines Waldteufels. Er blieb sogar immer etwas unter Vormundschaft dieser Mutter, denn die französische Prosa, der er so vollkommen angehörte, ist weder eine Frau von Geist noch eine Frau, die eine Existenz schafft. Gemeinsam verbrachten sie fast ganze Jahre in Croisset zwischen der Seine und der baumbewachsenen Küste. Eingeschlossen in sein Arbeitszimmer betrachtete er zur Erholung die Landschaft hinter seinen Fenstern. Wenn er sein großes Gallier-Antlitz an die Scheiben der Façade drückte, so sah er die mächtigen kohlegeschwärzten Dampfboote und die schönen amerikanischen und norwegischen Dreimaster gegen Rouen herauf kommen, als glitten sie in seinen Garten, gezogen von einem athemlosen, dampfüberwehten Remorqueur. Blickte er auf der andern Seite nach seinem kleinen Garten hin, so überschaute er eine lange, gerade Lindenallee und ganz nah, die Fenster beschattend, einen Riesen-Tulpenbaum, mit dem er fast wie mit einem Freunde verkehrte. Er lebte mit Madame Flaubert wie zwei Alte zusammen leben. Er bewies ihr eine unbegrenzte Nachgiebigkeit, fast den Gehorsam eines kleinen Knaben und eine zärtliche Ehrerbietung, von der man unmöglich unbewegt bleiben konnte.

Obgleich er ein wenig in der Welt herumgekommen und mit Lust zu Schiff gegangen war, verabscheute er die Bewegung. Seine ganze Existenz, alle seine Vergnügungen und fast alle seine Abenteuer lagen auf geistigem Gebiet. Jung hatte er bedeutende Erfolge bei Frauen gehabt und sie rasch verachten gelernt. Ohne vielleicht eine jener heftigen Regungen, die einen Mann versengen, empfunden zu haben, hatte sein Herz aber hier doch Erinnerungen, die mit der Zeit anwuchsen und ergreifend wurden, wie Alles, was man hinter sich läßt.

**

Folgendes erlebte ich gerade ein Jahr vor seinem Tode.

Ich erhielt einen Brief von ihm, in dem er mich bat, zwei Tage und eine Nacht bei ihm in Croisset zu verbringen, er wolle bei Ausführung einer peinlichen Aufgabe nicht allein bleiben. Als er mich eintreten sah, sagte er mir: „Guten Tag, Alter, Dank, daß Du gekommen bist. Es wird nichts heiteres werden; ich will nämlich alle meine alten ungeordneten Briefe verbrennen Ich will nicht, daß man sie nach meinem Tode lese. Ich will das aber nicht ganz allein thun. Du wirst die Nacht in meinem Lehnstuhl verbringen, lesen, und wenn mir's zu viel wird, können wir ein wenig plaudern."

Wir machten dann einen Spaziergang durch die das Seine-Thal überragende Lindenalle.

Seit drei Jahren dutzte er mich, manchmal sagte er: Alter, manchmal: mein Jünger. Ich erinnere mich, daß wir an dem Tage, während des ganzen Spazierganges unter den Linden von Renan und Taine sprachen, die er ungemein liebte und bewunderte. Dann speisten wir beide in dem großen Speisesaal des untern Stockwerkes. Ein feines, reichliches Mahl. Er trank ein paar Gläser alten Weines und wiederholte: „Immer drauf los, ich muß mich ein wenig befestigen, ich darf nicht weich werden." In's Arbeitszimmer zurückgekehrt, stopfte und rauchte er vier oder fünf von den ganz kleinen, weißen Fayence-Pfeifen, die er so sehr liebte, die seinen Kamin bedeckten und zwischen deren durch Taback gebräunten Röhren ich zuweilen auf eine orientalische Schaale blickte, in der, von Tinte geschwärzt, unzählige Gänsefedern lagen.

Dann erhob er sich: „Hilf mir!" sagte er. Wir betraten sein Zimmer, ein langes, schmales Gemach, das an sein Arbeitszimmer grenzte. Unter einem zugezogenen Vorhang, der mit Sachen beladene Bretter barg, erblickte ich einen großen Koffer, von dem wir jeder ein Ende ergriffen, um ihn in den benachbarten Wohnraum zu tragen. Wir stellten ihn vor dem Kamin nieder, in dem ein helles Feuer flammte. Er öffnete ihn. Er war voller Papiere. „Das ist von meinem Leben" sagte er. „Ich will einen Theil davon behalten, den andern verbrennen. Setz' Dich, Alter, und nimm ein Buch. Ich mache den Anfang mit der Zerstörung." Ich setzte mich, öffnete ein Buch, ich weiß nicht mehr welches. Er hatte gesagt: „Das ist von meinem Leben". Ein breites Stück innerlichen Lebens jenes großen, einfachen Mannes lag in dieser großen Holzkiste. In dieser Nacht, wo ich, das Herz gleich dem seinen zusammengekrampft, allein neben ihm war, wollte er es zurückleben vom letzten bis zum ersten Tage .... Die ersten Briefe, die er fand, waren unbedeutend, Briefe von Lebenden, bekannt oder nicht, intelligent oder mittelmäßig. Dann entfaltete er lange Schreiben, die ihn nachdenklich stimmten. „Das ist von Madame Sand" sagte er, „höre". Er las mir Auszüge voller Philosophie und Kunst vor und wiederholte entzückt: „Ah, welch' vortreffliches Mann-Weib!" Andere fand er von berühmten Leuten, noch andere von Menschen, deren Dummheiten er mit starken Hohnausbrüchen unterstrich. Viele ordnete er, um sie aufzubewahren. Ein Blick genügte, um andere mit rascher Bewegung dem Feuer zu bestimmen. Sie flammten auf, das weite Arbeitszimmer wurde hell bis in die dunkelsten Ecken hinein. Die Stunden verstrichen. Er sprach nicht mehr und las immer. Er war mitten unter der Menge seiner Entschwundenen und tiefe Seufzer schwellten ihm die Brust. Von Zeit zu Zeit murmelte er einen Namen, machte eine Bewegung des Kummers, die wahre, trostlose Bewegung, die man an Gräbern nicht findet. „Das sind welche von Mama" sagte er. Auch von diesen las er mir Fragmente vor. Thränen glänzten in seinen Augen auf und rollten dann die Wangen hinab. Dann irrte er wieder auf dem Kirchhof seiner einstigen Bekannten und Freunde herum. Er las nur wenige dieser intimen und vergessenen Papiere, als wollte er selbst so rasch als möglich zu Ende kommen, Haufen und Haufen wanderte ins Feuer. Es war, als stürben die längst Verstorbenen noch einmal auf sein Gebot. Vier Uhr hatte es geschlagen. Da fand er plötzlich

inmitten der Briefschaften ein kleines, mit einem schmalen Bande zusammengebundenes Packet, und wie er es langsam öffnete, entdeckte er einen kleinen seidenen Ballschuh; eine verwelkte Rose lag darin, eingehüllt in das vergilbte, spitzenumrandete Taschentuch einer Frau. Das sah wie das Andenken eines Abends aus, — eines und desselben Abends. Und aufstöhnend küßte er die drei Reliquien. Dann verbrannte er sie und wischte sich die Augen aus. Der Tag brach an, ohne daß er zum Schluß gekommen. Die letzten Briefe waren die aus seiner Jugend, wo er, nicht mehr Kind, noch nicht Mann war. Dann erhob er sich: „Das war", sagte er, „der Haufen von all' dem, was ich nicht hatte zerstören, aber auch nicht einordnen wollen. Es ist geschehen. Geh schlafen. Habe Dank."

Ich kehrte in mein Zimmer zurück. Schlafen konnte ich nicht. Ueber der Seine ging strahlend die Sonne auf. Und ich dachte: „Das war ein Leben. Ein großes Leben. Das heißt: viel unnütze Dinge, die man verbrennt. Das gleichgültige Zeitverbringen jeden Tages. Einige abstechende Angedenken empfundener Thatsachen, begegneter Menschen, intimer Familien-Zärtlichkeit und — eine welke Rose, das Taschentuch, der Schuh einer Frau. Das ist Alles, was er gehabt, empfunden, genossen."

In seinem Kopf jedoch, in diesem starken Kopf mit den blauen Augen, hatte das ganze All gelebt, vom Anfang der Welt bis zu unseren Tagen. Dieser Mann, er hat Alles gesehen, Alles verstanden, Alles gelitten in übertriebener, zerstörender, köstlicher Weise. Er ist das träumende Wesen der Bibel gewesen, der griechische Poet, der Barbaren-Soldat, der Künstler der Renaissance, der Eingeborne und der Fürst, der Söldling Matho und der Arzt Bovary. Er ist die kleine, kokette, moderne Bürgerin gewesen wie er die Tochter Hamilcars war. Und alles das war er nicht nur im Traum sondern in Wirklichkeit. Denn der Schriftsteller, der so denkt wie er, **wird** alles, was er fühlt. In der Nacht, da er die Vergiftung Madame Bovarys schuf, mußte man nach dem Arzt schicken, weil er zu Boden gesunken, wie ein mit Arsenik Vergifteter .... Glücklich sie, die jenes „Ich weiß nicht wie" erhalten, dessen Produkt und Opfer zugleich wir werden, die Fähigkeit, sich durch die beschwörende und zeugende Macht der Idee zu vervielfältigen. Während der geweihten Stunden der Arbeit entfliehen sie der Qual des alltäglichen, einförmigen Lebens. Allerdings, wenn sie erwachen ... können sie sich wohl der künstlerischen Verachtung, des Hasses erwehren, von denen für die Menschen der Wirklichkeit das Herz Flaubert's überschwoll ...?

Heinrich Heine bei Georg Brandes.

Vor ein paar Jahren war es, als würde Heine auf einmal wieder lebendig. Er beschäftigte die Tagesblätter, die keine Litteratur kennen, als die „aktuelle", und nicht blos in Sonntagsbeilagen, sondern im Hauptheil, zwischen Börsenkours und Sozialistengesetz. War er jemals todt gewesen? Eigentlich nicht. Aber eine neue Zeit blies zum Sammeln, sie brauchte ihre Männer, die sie noch gegenwärtig wußte. Und das alte Antlitz in ihrem Zuge weckte jäh eine tolle Gegnerschaft. Kein schönes Schauspiel im Ganzen, dieser Heine-Streit. Männer, die wir zu unsern feinfühligsten gerechnet, ein ernster Denker wie Viktor Hehn, der schon mit einem Fuß im Grabe stand und ohne das bloß Lorbeern mitgenommen hätte, erschienen wie vertauscht. Das ganze Mittelmaß ästhetischer Bildung bei den Deutschen offenbarte vor einem verhängnißvoll konkreten Fall einen so niedrigen Pegelstand, wie ihn keine halbwegs optimistische Theorie hatte erwarten können. Denn Jeder meinte verpflichtet zu sein, sein Urtheil genau zu präzisiren. —

und mit Fug und Recht darf der Satz aufgestellt werden, daß bei keiner ästhetischen Frage des letzten Jahrzehnts von so viel vernünftigen Leuten so viel irgendwo auch bei ihnen latente Unvernunft und bei so viel Narren so reichlich einmal ihre wahre Meinung und Geistesverfassung zu Tage gekommen sei.

Die Wasser sind etwas verrauscht. Leider — oder Gott sei Dank, wie man's nun nehmen will: die Poesie besitzt nicht so viel Macht in der modernen Welt, um länger als eine beliebige politische Duodez-Krisis die Gemüther zu beschäftigen. Die Hähne sind allzu beschäftigt beim Wachtdienst vor dem großen sozialen Morgen- oder Abendroth, um noch länger nach dem Düsseldorfer Heine-Denkmal krähen zu können, die Atta-Trolle müssen anderswo brummen .... und wenn Herr Treitschke oder gar Herr Sandvoß sonst nicht auf die Nachwelt kommen, — um ihrer Falstaffhiebe nach dem Geiste Heines willen wird es allein ganz gewiß nicht geschehen.

In dieser Stunde aber meldet sich ein Größerer zum Wort als alle die, die bisheran in die Debatte eingegriffen hatten, Georg Brandes im endlich erschienenen sechsten Bande seiner „Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen" Leipzig, Veit u. Co.). Sein Urtheil über Heine, aufgebaut nicht nur auf sorgsamem Studium des Dichters selbst, sondern auch erschöpfend in der Verwerthung dessen, was eben jene letzte erregte Phase der Heinekritik an Positivem hervorgebracht, bedeutet nach jeder Richtung einen Abschluß, eine definitive Urtheilsklärung, über die hinaus nur noch moralische oder politische Prinzipienstandpunkte polemisch sich begegnen können, ein Mißverständniß aber für alle im grundlegenden Wesen mit Brandes Weltanschauung und Methode Uebereinstimmenden nicht mehr wohl möglich ist.

Der neue Band behandelt nicht bloß Heine. Aber er behandelt ihn mit einer überwaltenden Ausführlichkeit, gegen die alles andere zurücktritt. Im Ganzen soll das Buch ein abgerundetes, portraitscharfes und doch auch als Gesammtposition wirksames Gemälde des „jungen Deutschland" geben. Die achtundvierziger Revolution — die deutsche — als bewegter Schlußakt, der wie mit Paukenschlägen sich loshebt von der trägen Stille der Reaktionsepoche, mit der das Buch einsetzt. Es stecken in Wahrheit zwei Bewegungen hinter dem allgemeinen Wort „das junge Deutschland", zwei Freiheitsbewegungen, die einander etwa um das Jahr 40 ablösen und von denen die zweite den Standpunkt der ersten ziemlich direkt verwirft, — als „zu belletristisch", wie Brandes sehr gut sagt. Ueber beide, die ohnehin gern in einen Topf zusammengeworfen wurden, herrschte nie größere Unkenntniß, nie größere Confusion in der Gerechtigkeit des Urtheils als in dem Jahrzehnt nach den großen Kriegen, vor allem nach 70. Die noch lebenden, die bekehrten Achtundvierziger, die noch in die Bewegung vor 48 hineingesehen, waren die denkbar schlechtesten Beurtheiler ihrer eigenen Jugend. Selten, daß eine Generation so in sich selbst und über sich selbst verwirrt wird, so die Fäden verliert, so gänzlich den Maßstab der Kritik an der eigenen Blüthezeit einbüßt. Es bedurfte eines neuen Geschlechts, um eine Zeit mit ihrem Ringen, ihren großen und ihren kleinen Idealen mühsam wieder zu rekonstruiren, die doch so vorzügliche und fast zahllose Beobachter und geübte Geschichtsschreiber unter ihren Vorkämpfern gehabt hatte. Und es bedurfte der Mithilfe von Ausländern, trotz aller patriotischen Phrase, in der grade unsere schlechtesten Litteraturgeschichten am größten waren. Ueber diese Thatsache steht es Jedem frei, zu jammern. Ich für mein Theil finde sie erfreulich, — nicht bloß, weil sie sich uns in einem Buche wie dieser vorzüglichen Brandes'schen Arbeit verkörpert, sondern auch, weil sie grade für die Geschichtsschreibung und das Aesthetische uns auf das Internationale verweist, uns mehr und mehr an den Gedanken der vollkommenen Einheit aller wissenschaftlichen Bestrebungen ohne Volksgrenzen gewöhnen hilft, diesen Gedanken, den alle Welt schon im Wappen zu führen meint und der trotzdem lange nicht entsprechend bethätigt wird. Was den wirklichen Werth des vorliegenden Werkes angeht so besteht für mich kein Zweifel, daß Brandes Darstellung des jungen Deutschland dem Geiste, der zu Grunde gelegten Weltanschauung und der formalen Composition nach das unbedingt beste Buch ist, welches wir über die betreffende Litteraturperiode besitzen. Brandes Größe liegt allemal da, wo das Verständniß für einen Charakter, eine Dichtung, eine allgemeine Bewegung anfängt. In dem meisterhaften knappen Epilog des ganzen Werkes, den er diesem Schlußbande angefügt, geht er selbst auf die Frage ein, welche Kraft des Menschen das innerste

Wesen seiner Darstellung im Ganzen beherrscht habe. Sein Plan sei getadelt worden. Man habe ihm vorgeworfen, das er gruppirt und Kontraste gemacht habe nach rein persönlichen Empfindungen, daß er die Litteratur in ein Prokrustesbett gezwängt habe. Und er verteidigt sich fein und treffend: „Hierauf ist die Antwort, daß unpersönlich gesehen die Litteratur eines halben Jahrhunderts nur ein Chaos von hunderttausend Werken in einer großen Anzahl von Sprachen ist, und daß der wahre Prokrustes, welcher hier gruppirt, kontrastirt, stilisirt, hervorgehoben und zurückgedrängt, ausgestreckt und verkürzt, in volles Licht, in's Halbdunkel oder in den Schatten gestellt hat, kein anderer ist, als die Macht, welche man sonst Kunst zu nennen pflegt". Es steckt aber nicht bloß Kunst im Sinne von Kompositionstalent in dem Buche. Es steckt vor allem intuitiver Künstlerblick darin, intuitiv natürlich nicht im metaphysischen Sinne genommen, nicht als unfehlbare Inspiration, aber doch als eine mehr oder minder unbewußte, pfadführende Thätigkeit der Seele, in der sich der feinste Extrakt aller Phantasieanlagen wie der ganzen in wechselreichem Leben aufgesammelten Erfahrung, zur aktiven Weltanschauung vereinigt, offenbart.

Nicht weniger als acht Kapitel des Bandes handeln ausschließlich von Heine. Das ist nicht mehr eine kurze Charakteristik im Sinne der litterarhistorischen Schablone, das ist ein Buch über Heine. Jedes dieser acht Kapitel beleuchtet eine andere Seite, in einer abgeschlossenen Kunstform wie der einzelne Gesang eines Epos, mit Einleitung, individueller Steigerung und Schlußpointe. Das erste setzt ein mit der Stimmung gegen Heine, die im Moment im Deutschen Reich herrschte. „Was man ihm vorzuwerfen hat, ist so viel, daß es sich nicht kurz aufzählen läßt. Erstens sein Liebesverhältniß zu Frankreich und seine damit zusammenhängende Frivolität. Dann sein ungermanischer Ursprung und Witz, seine Empfindlichkeit, sein Stutzerthum, seine Ausgelassenheit; dann die herausfordernde Art, mit der er sein Heidenthum herauskehrte. Das neue Deutschland ist in religiöser Hinsicht indifferent, aber es ist es stillschweigend; in moralicher Hinsicht ist es diszipliniert. Während im heutigen Deutschland die höchsten Tugenden, Wahrheitsliebe, Selbstständigkeit, die Feinheit und der Stolz der Seele weniger gelten als Pflichterfüllung, Korrektheit, bürgerliche Zucht, militärischer Schwung, „Schneidigkeit," wie man sagt, war es zu Heines Zeit umgekehrt. Disziplin stand nicht im Preise. Und wie Religiosität damals mehr galt als Religion, so galt Menschlichkeit mehr als Nationalgefühl. Patriotismus war zu jener Zeit in den Augen der Besten, eine Tugend, die nicht für unbedingt angesehen wurde; sie meinten, daß Gerechtigkeit nicht aufhöre, eine Tugend zu sein, auch wenn sie gegen ein fremdes Volk geübt werde." Die Worte zeigen deutlich die Richtung, in der Brandes sich bewegen wird. Sie zeigen auch die Tiefe, zu der er vordringt. Ihm ist der nationale, der modern-deutsche Standpunkt nicht der absolute, vor dem er Heine „entschuldigt"; auch er ist ihm nur eine Phase und als solche selbst Gegenstand seiner Kritik. Der Napoleonkultus Heine's wird im Weiteren zunächst historisch erklärt, wie das schon von Andern geschehen ist. Aber gegen Ende des Kapitels wird die Frage in einer Erweiterung auf das eigentlich menschliche Gebiet, auf die Persönlichkeit übergespielt. Die Widersprüche in Heine's politischer Parteinahme, das Schwanken zwischen Napoleon oder gar dem Czar Nikolas und dem sozialistischen Radikalismus wird erläutert: „Heine war zu gleicher Zeit ein großer Freiheitsanbeter und ein ausgeprägter Aristokrat .... In Heines Seele war nicht ein konservativer Blutstropfen. Sein Blut war revolutionär. Aber ebensowenig war in seiner Seele ein demokratischer Blutstropfen. Sein Blut war aristokratisch, er wollte das Genie als Führer und Herrscher anerkannt sehen. Er klatscht Beifall, wenn er in seinem historischen Rückwärtsschauen oder Zukunftstraum einen erbärmlichen König oder Kaiser guillotinirt werden sieht. Aber er will Cäsar geben, was Cäsars ist. . . . Er fürchtet einen Freiheitszustand nicht, gegen den alles, was man bisher von Freiheit auf der Erde gesehen hat, Kinderspiel wäre, aber er hält es für unmöglich, daß die Durchschnittsideale der Philisterbildung Freiheit in ihrem Schoß tragen. Er verabscheut die Mittelmäßigkeit, auch die liberale, auch die republikanische, als den Feind der großen Persönlichkeit und der großen Freiheit. . . . . Wovor Heine graute, das war vielleicht in erster Linie ein Leben ohne Schönheit. Das Fourier'sche Phalanstere, das große Arbeitshaus ohne Ueberfluß, wo es nur das Unentbehrliche giebt und wo auch kein Platz übrig ist für den Ueberfluß, den die Kunst repräsentirt — das schien ihm

in der Zukunft unvermeidlich, aber es befriedigte ihn nicht. Was aber seinen Unwillen in noch höherem Grade erweckte, war ein Leben ohne Größe, mit Gleichheit in der Mittelmäßigkeit als Religion — mit dem Haß gegen das Genie, gegen die suchenden Geister und alle, welche die nazarenische Askese offen verwerfen, als einzige wirkliche Moral. Was er in gleichem Grade verabscheute, war eine Gesellschaft, wie er sie voraussah, bestehend aus emanzipirten Sklavenseelen, welche die Kriecherei, die ihr Instinkt war, nur aufgegeben hatten, um ihrem Neid die Zügel schießen zu lassen, der den Kern all ihrer Sittlichkeit bildete. Es war sicherlich für die Revolution gegen Ludwig XVI., diesen ehrlichen Schlosser, der König geworden war. Aber er war eben so sicher für Cäsar gegen Brutus, diesen Tölpel von einem Wucherer, der nichts konnte, als ein Messer in einen großen Mann stoßen. Er bildete sich ein, Monarchist zu sein, er nannte sich Royalist aus Ueberzeugung, weil er cäsarisch gesinnt war und ihm das richtige Wort fehlte. Er bildete sich ein, Demokrat zu sein, er nannte sich so, weil er als Plebejer geboren war, alle ungerechten Geburtsprivilegien haßte und sich in eine ewige Opposition gegen Junker und Pfaffen gestellt fühlte. Aber in seinem innersten Seelenleben war er konsequent. Der anscheinende Widerspruch in seinen politischen Sympathieen und Tendenzen kam daher, daß er Größe und Schönheit gleich sehr wie Freiheit liebte und die höchste Entwicklung des Menschengeschlechts nicht auf dem Altar einer unwirklichen Gleichheit und wirklichen Mittelmäßigkeit opfern wollte."

Es besteht für mich kein Zweifel darüber, daß der echte Schlüssel hier gegeben ist. Ich erinnere mich, in einem improvisierten Vortrage vor Berliner Arbeitern im vorigen Winter nahezu dieselbe Gedankenfolge gefunden zu haben. Ich wußte damals überhaupt nicht, daß Georg Brandes über Heine schrieb. Aber ich stand stark unter dem Einfluß eines Dritten, der wohl sicher auch für Brandes mitbestimmend gewirkt hat, — von Friedrich Nietzsche. Auch in dem vortrefflichen Aufsatz von Julius Hart über Mackay, der unlängst in dieser Zeitschrift erschienen ist, ist der allgemeine Typus, wie ihn Brandes aufstellt, scharf gefaßt. Bloß ist dort das Wort „Anarchismus" noch hingetragen — und die Beziehung grade auf Heine lag Hart wohl ganz fern. Sie besteht aber. Und Heine ist das größte Beispiel ividueller Erschöpfung des Typus.

Das zweite Kapitel bei Brandes schildert Heines Jugend, sehr knapp, aber sehr richtig, im dritten beginnt die ästhetische Analyse. Die Quellen sind mit Takt benutzt, bis auf die allerneuesten, auch die gegnerische Kritik, wo sie einen auch nur ein klein wenig berechtigten Kern hat (Wolfgang Kirchbach). Die Elster'sche wohl sicher richtige Hypothese über Heines zweite Hamburger Liebe (Therese) ist anstandslos verwerthet. Ein ganzes Kapitel behandelt Heine und Goethe. Die eingestreute Bemerkung, daß Goethe niemals das Meer besungen, beruht unbedingt auf einem Irrthum (zweiter Theil des Faust!). Im Uebrigen ist die große Parallele vorzüglich. Die Uebergänge bei Heine zum modernen Realismus, der anbrechende verstärkte Kampf um die „Wirklichkeit", auf den ich wohl zuerst hingewiesen, auf den hinzuweisen aber kein großes Kunststück war, da die Sache auf der flachen Hand liegt (man muß schon zu Mauerhof in der Conrad'schen „Gesellschaft" heruntersteigen, um hier mühsam blind zu werden!), sind an zahlreichen Stellen als solche anerkannt. Nicht minder vortrefflich ist die zweite große Parallele des sechszehnten Kapitels „Heine und Aristophanes". Ich will nur eine Bemerkung citieren, die wahllos aus der Fülle gegriffen ist. „Es war seiner Zeit unklug von Platen, daß er, stolz und steif wie er war, das Werk, worin er Heine verhöhnen wollte, „der romantische Oedipus" in der äußeren Form und Manier der aristophanischen Komödie schrieb; denn er hatte nur die Feinheit der Verse und die Grobheit der Worte mit Aristophanes gemein. Heine hingegen besaß alle die aristophanischen Haupteigenschaften vereint: den Witz, die Wildheit, die Einbildungskraft, die schmelzende Lyrik und die Schamlosigkeit, alles in der Form der Grazie. Ohne Grazie und Witz ist die Schamlosigkeit freilich eine niedere und abstoßende Eigenschaft; aber in dieser ihrer Vereinigung mit hoher Begabung ist sie ungewöhnlich. Der aristophanische Dichter darf und kann nicht den Stolz haben, der davor zurückschreckt, die Gemeinen zu ergötzen, welche ihn nur verstehen, wenn sie ihm im Kote begegnen. Er darf sich nicht davor scheuen, bis zu einem gewissen Punkte sich d. h. sein moralisches Wesen preiszugeben, um ein größeres dichterisches Feld dadurch zu gewinnen. Es nutzt nichts, das ein Autor wie Platen, der vor allem den Eindruck eines edlen Dichters

machen und Respekt durch seine Person einflößen will — es nützt nichts, daß er verkündet, er wolle „seine Gegner zermalmen mit wirklichem Witz." Man kann nicht zu gleicher Zeit als feiner Mann und als Aristophaniker auftreten. Man scheitert in dieser letzten Eigenschaft, wenn man höheren Preis auf die Achtung anderer, als auf den Triumph der Kunst setzt. Aber bei dem wirklichen Aristophaniker erhält die Poesie zum Ersatz einen Umfang, wie ihn niemals der feierliche Dichter (ein Schiller oder Viktor Hugo) erreichen kann; sie spiegelt das Menschenleben ganz ab, von den höchsten bis zu den niedrigsten Funktionen." Den Schluß macht ein feiner, weitspannender Essay: „Parteinahme in der Politik."

Wenn irgendwo, so steht Brandes mit diesem Buche auf der Höhe. Auch stilistisch ist es eine Leistung ersten Ranges. Reich an Citaten, die mit glücklichster Scheere ausgeschnitten sind, eine echte Literaturgeschichte, die nicht bloß über, sondern auch aus den Dichtern schreibt, athmet doch jede Zeile die individuelle Gedankengröße eines Mannes, einer Persönlichkeit, die selber der „Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts" als ein starker Steuermann, wenigstens in ihren letzten „Strömungen", angehört.

Wilhelm Bölsche.

Theater.

Kgl. Schauspielhaus: „Eine neue Welt." Drama in vier Aufzügen von Heinrich Bulthaupt.

Dem Berliner Theaterpublikum war der Dichter ein Neuling, welcher am Sonnabend die Bretter des Schauspielhauses beschritt; dem litterarisch interessirten Publikum ist er als eine sympathische Erscheinung seit manchem Jahr bekannt. Ein Mann von Urbanität und feinem Urtheil, für den der dröhnende Tritt des Historiendichters schlecht passen will; ein eifriger und glücklicher Kritiker, ein selbstständiger Dramaturg, dessen Schriften über Schauspiel und Oper eines modernen Charakters nicht ermangeln. Der alten, metaphysischen Aesthetik feind, gewinnt Bulthaupt seine Urtheile stets aus den Gegenständen, nicht aus überlieferten, halbwahren Maximen; und er baut so an seinem Theil an jener neuen „Poetik" mit, zu der Wilhelm Scherer's geniale Hand sterbend die Grundlinien zog.

Doktor Bulthaupt lebt in Bremen, der lauten Entwickelung unserer Hauptstadt entzogen; an Muße zu stiller Arbeit hat es ihm dort, seitab vom Markte, nicht gefehlt; aber vielleicht würden die Anregungen der Moderne sein Talent kräftiger getroffen haben, hätte er sie unmittelbar, aus erster Hand, auf sich wirken lassen. Nun aber hat er, in seinen modernen wie den historischen Stücken, einen vermittelnden Weg eingeschlagen zwischen dem Alten und Neuen, und einen gemäßigten Kleinstadt-Realismus sich gebildet, im „verlorenen Sohn", in „Gerold Wendel", in der „neuen Welt". Diese Zeit aber duldet keinen Compromiß; und wer nicht entschlossen strebt, „den Tag dem Tag zu zeigen", ist verloren: nicht zögernd, mit weisem Maß dem Gebot der Stunde folgen, ihm vorausschreiten aus innerem Drange bringt den Gegenwärtigen den Sieg.

Von dem Stück, das uns das Schauspielhaus gebracht, läßt sich mancherlei Gutes sagen, und gegen das Stück läßt sich mancher Einwand erheben: die Exposition ist wirr, der Gedanke des Titels, der Konflikt zwischen Inquisition und keimender Reformation, mangelhaft durchgeführt, die Intrigue mesquin und der vierte Akt tödtlich lang; dagegen ist die Scenenführung geschickt, Steigerungen und Effekte stehen an der rechten Stelle, und daß ein gebildeter Mann zu uns spricht, empfinden wir schnell. Aber nicht diese Einzelheiten entscheiden für mich; das Stück könnte besser, es könnte schlechter sein und der Eindruck wäre doch derselbe — ein Eindruck der sich in die schmerzliche Frage zusammendrängt: Müssen solche Stücke geschrieben werden? Müssen begabte Schriftsteller noch heute, fin de siècle, Wissen und Fleiß und Talent an eine Kunstform verschwenden, die ausgelebt ist wie nur tertiäre Thierformen? Müssen wir auf

die Schiller'sche Patrone Drama um Drama ziehen, in Jamben, in Prosa, spanische und deutsche Stücke, europäische und transatlantische, — da doch jedes neue Beispiel lehrt, wie das Muster einer gewesenen Zeit uns wohl in seiner klassischen Form noch gelten kann, doch nichts in endlosen Nachbildungen? So überflüssig sind dergleichen Bemühungen, wie nur der lateinische Aufsatz; und vielleicht muß erst dieser fallen, auf daß auch jene, endlich, endlich, fallen.

Eine eigentliche Kritik, ich weiß es wohl, habe ich mit diesen aphoristischen Bemerkungen nicht gegeben. Kritisiren kann man einen Autor nur, wenn man ungefähr auf dem gleichen Boden mit ihm steht; zwischen Herrn Bulthaupt aber und mir liegt — eine neue Welt. Entscheiden kann hier nur die Zeit; und wenn dennoch dieses Drama, über den augenblicklichen Applaus hinaus, den man der gebildeten Absicht des Dichters, seinem idealen Wollen und dem tönenden Wort eben so sicher zollt, wie man dem realistischen Dichter Vorurtheile entgegenträgt und faule Aepfel — wenn der Applaus die ersten Abende wirklich überleben sollte, nun, so will ich mich gern geirrt haben.

Die von Herrn Devrient flott inscenirte Darstellung, welche zahlreiche Personen auf die Bühne brachte, zeigte von Neuem, daß das Hoftheater einen großen Schauspieler sein nennt; einen, aber 'nen Löwen. Herr Matkowsky gehört zu keiner Schule, weder zur idealistischen, noch zur realistischen, er ist eine Natur: mit den Unarten und Capricen des künstlerisch nicht gebändigten Temperaments, aber auch mit dem unmittelbaren Treffen ins Schwarze, von einer nicht gespielten, sondern gelebten Echtheit. Sein blonder Ludwig Behaim ist herzlich, kräftig, männlich; die Neigung zum süßlich Tenorhaften schien diesmal ganz geschwunden. Desto mehr Süße, Deklamation, Singsang brachte die Trias Hochenburger—Stolberg—Purschian auf die Bühne; das war ein Lispeln und Säuseln, ein Posiren und Sichblähen, als wäre die Aufgabe: alles darzustellen, nur um Gotteswillen dieses Eine nicht: Menschen. **Otto Brahm.**

Von neuer Kunst.

Impressionismus und Freie Bühne. In einem Feuilleton der National-Zeitung leistet Wilhelm Lübke, bei Besprechung des Münchener Salons, die folgenden erbaulichen Sätze: „Was besonders durch diese Massenausstellungen gefördert wird, ist ein unverkennbarer Hang zum Derben, Krassen, Rohen, zum Proletarier in Lebensgröße, der in breitspuriger Trivialität hingestellt wird. Man glaubt manchmal Scenen aus der Freien Bühne vor sich zu haben. Und was dieser Malerei noch eine besondere Aehnlichkeit mit dieser Bühne giebt, ist die Rohheit der Technik, die verletzende Unfertigkeit der ganzen Erscheinungen!" Indem ich an den herrlichen Stilblüthen des verehrten Herrn, wie dem neu entdeckten „Hang zum Proletarier in Lebensgröße", rasch vorübergehe, mache ich nur auf zwei Punkte aufmerksam, in diesem Urtheil von typischer Verblendung. Das eine ist die Ungenirtheit, mit der Herr Professor Lübke, der nicht Mitglied der Freien Bühne ist, über das in diesem geschlossenen Verein Gebotene, von ihm nicht Geschaute, abspricht. Das Urtheilen von Hörensagen her, die aus dritter, vierter Hand geschöpfte und doch den Anschein des Wissenden affektirende kritische Aeußerung ist niemals skrupelloser aufgetreten, als vor den Darbietungen der Freien Bühne. Tausend Menschen sahen sie, hunderttausend beurtheilen sie nach den entstellenden Berichten der Zeitungen (doppelt entstellend, weil die mangelnde Kontrole der Oeffentlichkeit die Fälschung begünstigt) und nach den, von Mund zu Mund getragenen, stets sich verändernden flüchtigen Berichten. Es ist kaum zu glauben, was man alles über diese Aufführungen von harmlosen Leuten hören kann. Noch unlängst auf der Reise hat mir Jemand arglos erzählt, daß in jenem berüchtigten schlesischen Schauspiel eine schwangere Frau auf die Bühne komme, und daß ihr Zustand mit ungeheuerlichem Realismus von der Schauspielerin dargestellt worden sei; auf meine Versicherung aber, daß die betreffende Person in dem Stück überhaupt gar nicht auftrete, hatte er nur das Lächeln des Besserwissenden. Und wie soll auch so ein naiv Draußenstehender noch zweifeln an der Verruchtheit unserer Bestrebungen, wenn er etwa

im „Deutschen Tageblatt" liest (mit einem der wirksamsten Kniffe), daß die Abscheulichkeit der „Angele" überhaupt sich nicht nacherzählen lasse, und daß die Heldin „halbnackt" auf die Bühne komme. Wir haben gut ihm sagen, daß Angele absolut nicht anders erscheint, als mit Genehmigung einer hohen Polizei, im „Kampf um's Dasein" Lydia; er hat's im Blättchen gelesen, er weiß es besser. Oft ergiebt sich gar, geht man solchen Geschichten auf den Grund, daß nicht der Erzähler, sondern seine Cousine die Quelle des Berichts war: diese aber hat eine Freundin, die es in „ihrer" Zeitung ganz genau gelesen hat — nur das Stück und den Ort hat sie leider verwechselt: es war eigentlich von 'nem Anderen und wurde, — wo doch gleich? gespielt. Geht nun dergleichen unter den Philistern vor, oder in den Tiefen der Journalistik, so lächelt man und zuckt die Achseln; spricht aber in einer der angesehensten Zeitungen ein Professor, ein Mann, der doch wohl als ein Gelehrter gilt, so frivol (das Wort muß heraus) über Niegesehenes ab so darf man ihn wohl in aller Bescheidenheit auf das verweisen, was erste Bedingung litterarischen Urtheils ist: die Autopsie. Und wie kläglich greift er denn auch daneben, der Herr Wilhelm Lübke! „Was dieser Malerei eine besondere Aehnlichkeit mit dieser Bühne giebt, ist die Roheit der Technik, die verletzende Unfertigkeit". Ibsen, Strindberg, Hauptmann, Holz-Schlaf roh in der Technik — den ganzen traurigen Nonsens solcher Behauptung ernsthaft zu widerlegen, kann uns an dieser Stelle nicht in den Sinn kommen. Wer den eminenten Fortschritt in der Technik, in Dialog und Bau, nicht erkennt, den die nordischen und deutschen Naturalisten gemacht haben, der muß entweder von verletzend unfertigem Urtheil, sein oder unwissend wie ein Mondkalb. Wir lassen Herrn Professor Lübke die Wahl.

O. B.

Henrik Ibsen's neues Drama. Bei einer Zusammenkunft im Café Maximilian in München, das für die Ibsen-Verehrer schon so etwas wie ein classischer Ort geworden ist, den man aufsucht, den Dichter zu sprechen, oder doch wenigstens zu sehen — gab Ibsen einige interessante Mittheilungen über sein neues Werk. So lange er an der Arbeit ist, erfährt Niemand als seine Gattin von seinen Plänen; nun, da er das Stück in Druck gegeben (es erscheint gleichzeitig in sechs Sprachen, dänisch, deutsch, englisch, französisch, italienisch und ungarisch), ging er freier mit der Sprache heraus. Das Stück hat sechs Hauptpersonen und eine Nebenperson; im Mittelpunkt stehen zwei verheirathete Frauen, Contrastfiguren, ungleich an Jahren und an Art. Die eine, jüngere wenn wir recht verstanden haben, ist die Heldin Hedda Gabler. Nach ihr soll das Stück heißen, wie die Zeitungen gemeldet haben; doch sind wir nicht ganz sicher, ob das nicht ein Deckblatt ist, hinter dem der eigentliche Titel sich verbirgt. Von einem Problem, einer These sei er weniger denn je ausgegangen, meinte Ibsen: „Ich habe mich bestrebt, Menschen zu schildern, so exact wie möglich, so detaillirt wie möglich, nichts darüber. Es kann wohl sein, daß man in dem Drama etwas Revolutionäres finden wird, aber das bleibt im Hintergrund; die Gestalten allein sprechen, nicht ich." Wie zur Bestätigung fügte Ibsen noch hinzu: das Stück enthalte „einige neue Teufeleien", und wiederholte noch einmal geheimnißvoll, befriedigt lächelnd: „neue Teufeleien!" Von der stilleren Art der „Frau vom Meere" scheint es danach nicht zu sein, mehr explosiv, kriegerischer. Die Technik des Dramas sei wohl die alte, aber doch die Methode eine veränderte: es sei psychologischer, schärfer noch in der Analyse als die früheren. So erzählte der Dichter noch eine ganze Weile fort — wir aber brechen ab: denn schönes Maaß ziert den Mann, selbst in der Indiscretion.

Leo Tolstoi's neues Drama. Wir erfahren, daß Graf Tolstoi ein neues sociales Drama vollendet hat, welches in der von seiner Gattin veranlaßten großen Ausgabe herauskommen soll, die gegenwärtig, in russischer und englischer Sprache, bei Goldschmidt in London erscheint. Dort ist auch ein in Deutschland noch unbekannter, merkwürdiger Roman aus der Zeit der ersten Christen publicirt worden: „Arbeitet, so lange ihr das Licht besitzt".

Gerhart Hauptmann's neues Drama. Am 4. oder 11. Januar soll Hauptmann's Trauerspiel „Einsame Menschen" auf der Freien Bühne zur Aufführung kommen. Der Dichter hat das Stück kürzlich einem Kreise vertrauter Freunde vorgelesen und den stärksten Eindruck damit erzielt. Aus dem Inhalt theilen wir heute nur so viel mit, daß es das uralte, im

Leben und darum in der Dichtung ewig neue Thema behandelt: ein Mann zwischen zwei Frauen. Aber wenn in unserer classischen Zeit, die diesen Stoff besonders liebte, der Gegensatz ein Gegensatz der Temperamente war, zwischen Sarah Sampson und der Marwood, Marie von Berlichingen und Adelheid, Louise Millerin und Lady Milford, so ist hier ein Gegensatz geistiger Culturen gegeben, welcher Bewegungen unserer Zeit an typischen Gestalten aufzeigt: die milde deutsche Hausfrau auf der einen Seite, die vom Leben der Zeit ganz erfüllte, moderne Frau, die Züricher Studentin, auf der anderen. Zwischen diese beiden Figuren findet der Held des Dramas sich gestellt, ein Gelehrter, nervös, geistvoll, von großem Wollen und ungewissem Können, der in seiner jungen Ehe volles Glück nicht findet, und der in dem Conflict der Pflichten, in welchem er steht, um so gewisser tragisch enden muß, weil er einer von den Halben ist, eine feine sensible Natur, die auf der Schwelle einer neuen Zeit, an dem Conflict von alt und modern, Convention und Freiheit, zerbricht. Dies nur der Grundgedanke einer neuen Dichtung, deren mannigfach sich verzweigende, lebensvolle Situationen der Leser und Zuschauer aus unmittelbarer Anschauung demnächst erkennen mag.

Freie Volksbühne. Der Verein „Freie Volksbühne" wird Ibsen's „Volksfeind" im Dezember zweimal (für seine beiden Abtheilungen, von denen jede ein Haus füllt), im Ostendtheater zur Aufführung bringen.

Modern oder Mode? Es ist manchmal doch nützlich, in alten Papieren zu kramen; man vertrödelt zwar viel Zeit damit, aber dann und wann glückt doch ein Fund. Auf ein lehrreiches document humain stieß ich bei sothaner Beschäftigung jüngst, eine Besprechung, welche Herr Adolf Rosenberg, im Beginn der Ibsen-Bewegung, in der „Post" geleistet hat (28. April 1887). Er beurtheilt einen kleinen Ibsen-Essay von mir und citirt mißbilligend diese Sätze: „Noch hat die schöne Pflicht Niemand eingelöst, die deutschen Theaterbesucher ibsenreif zu machen. Aber näher oder ferner, die Zeit muß kommen, in der die Erkenntniß solcher Pflicht unter uns aufsteht." Und der Kritiker knüpft nun daran die folgenden Bemerkungen über die „neueste litterarische Modekrankheit": „Wir glauben, daß diese Zeit des Herrn Ibsen und seines Herolds, der das schöne Wort „ibsenreif" erfunden hat, nicht eher kommen wird, als bis jede Spur von Anstandsgefühl und gesunden Denkens aus Deutschland verschwunden ist, und wir sind so optimistisch zu glauben, daß diese Zeit ungefähr mit dem Zeitpunkt der Vereisung der Erde zusammentreffen wird . . . Diejenigen, die heute „ibsenreif" sind, werden vielleicht in zehn Jahren ihren Irrthum einsehen und sich wundern, wo sie ihre Augen gehabt haben, daß sie nicht bemerkt haben, daß der große Apostel nur aus den Schicksalstragödien von Müllner, Zacharias Werner und Grillparzer und aus dem französischen Ehebruchs- und Demimonde-Dramen einen neuen Brei zusammengekocht hat. Damit haben wir die ganze Ibsenfrage, welche gegenwärtig vielen Leuten arg zusetzt, zur Klarheit gebracht." Nun, die zehen Jahre des Herrn Rosenberg sind noch nicht um, aber selbst diesem weisen Daniel, diesem höchst gerechten Richter wird vielleicht bei seiner Gottähnlichkeit bange werden, wenn er den Spruch von vor drei Jahren wieder erblickt. Gott sei Dank, wir kommen doch vorwärts; und überall, wohin man blickt, trifft man auf unfreiwillige Bekenntnisse widerwillig Bekehrter. Hat doch der geschworenste Gegner der Freien Bühne, Karl Frenzel, notre maître à vous tous, uns jüngst, zum Staunen urbis et orbis, durch das Zugeständniß überrascht: „Ich bin kein Freund dieser Stücke, weder der Ibsen'schen, noch der Tolstoi'schen, von denen unserer deutschen Naturalisten ganz zu schweigen, aber die mancherlei neuen Aufgaben, die sie den Schauspielern wie der Regie stellen, verkenne ich darum nicht. Die Richtung unserer Dichtung vom Vorderhause nach dem Hinterhause zu ist unaufhaltsam." Das hindert ihn natürlich nicht, in jedem einzelnen Falle, die Aufführungen der Freien Bühne unbegreiflich „öde und geistlos" zu finden; aber wir geben uns auch mit jenen unfreiwilligen Zugeständnissen, bescheiden wie wir sind, schon zufrieden. Man muß nicht von allem haben wollen; und so fügen wir uns denn darin, ein für allemal: da, wo wir für ein Neues einstehen, die Zustimmung der Herren Lübke, Rosenberg und Frenzel entbehren zu müssen. O. B.



Hunger.

Von

Knut Hamsun.

Deutsch von M. v. Borch.

(6. Fortsetzung.)

Mein erster vernünftiger Gedanke galt dem Gelde. Ich ging an eine Laterne, zählte es abermals, wog es in der Hand und lachte. Jetzt war mir also herrlich geholfen, großartig, wundersam geholfen auf lange, lange Zeit! Ich schob das Geld wieder in die Tasche und ging.

Vor einem Speisekeller blieb ich stehen und überlegte kalt und ruhig, ob ich mich hineinwagen und sofort ein kleines Lunch genießen solle. Ich hörte das Klappern der Teller und Messer und Gabeln da drinnen, hörte, wie das Fleisch geklopft wurde. Die Versuchung war zu groß. Ich trat ein.

„Ein Beefsteak!"

„Ein Beefsteak!" ruft die Kellnerin durch die Luke.

Ich ließ mich an einem kleinen Tische neben der Thür nieder und wartete. Es war ziemlich dunkel, wo ich saß; ich fühlte mich daher einigermaßen geborgen und begann nachzudenken. Dann und wann sah die Aufwärterin mit neugierigem Blick zu mir herüber.

Jetzt hatte ich meine erste Unredlichkeit begangen, meinen ersten Diebstahl, gegen den all meine früheren Streiche nichts mehr waren; mein erster, — der große Fall . . . Sei's drum! Es ließ sich nicht mehr ändern. Uebrigens stand es mir ja frei, die Sache mit dem Krämer ein ander Mal, später, wenn sich Gelegenheit dazu bot, zu ordnen. Es brauchte ja nicht weiter abwärts mit mir zu gehen; überdies hatte ich mich ja nicht verpflichtet, ehrlicher als alle anderen Menschen zu leben, es war gar keine Abmachung . . .

„Bekomme ich mein Beefsteak bald?"

„Sofort." Die Kellnerin öffnet die Luke zur Küche und sieht hinein.

Wenn die Sache nun aber an den Tag kam? Wenn der Kommis Verdacht faßte, über die Sache mit dem Brode und den 5 Kronen, aus denen die Frau herausbekommen hatte, nachdachte? Es war nicht unmöglich, daß er eines Tages daraufkommen würde, vielleicht schon das nächste Mal, wenn ich in den Laden kam. Nun ja, mein Gott! . . . Und ich zuckte verstohlen mit den Achseln.

„Bitte!" sagte die Kellnerin freundlich und stellte das Beefsteak auf den Tisch. „Aber wollen Sie nicht lieber in ein anderes Zimmer gehen? Hier ist es so dunkel."

„Nein, danke, lassen Sie mich nur hier," antwortete ich. Ihre Freundlichkeit rührt mich plötzlich; ich bezahle das Beefsteak sofort, gebe ihr auf gut Glück, was ich aus der Tasche hole und drücke ihr die Hand zu. Sie lächelt, und ich sage scherzweise, mit Thränen in den Augen: „Für den Rest kaufen Sie sich ein Haus . .

„Ah! Wünsche wohl zu speisen!"

Ich fing an zu essen, wurde immer gieriger und verschluckte große Stücke, ohne sie zu zerkauen, ergötzte mich tierisch bei jedem Mundvoll. Wie ein Menschenfresser zerriß ich das Fleisch.

Die Kellnerin trat wieder zu mir.

„Wünschen Sie nichts zu trinken?" Und dabei beugt sie sich zu mir herab.

Ich sah sie an; sie sprach sehr leise, beinahe schüchtern, und schlug die Augen nieder.

„Ich meine, eine Halbe Bier oder was Sie sonst . . . von mir wollen . . . noch dazu . . . wenn Sie wollen . . ."

„Nein, danke!" entgegnete ich. „Jetzt nicht. Ich komme ein ander Mal wieder!"

Sie ging und setzte sich hinter den Schenktisch; ich sah nur ihren Kopf. Ein wunderliches Mädchen!

Als ich fertig war, ging ich sofort nach der Thür. Ich spürte bereits Uebelkeit. Die Kellnerin stand auf. Ich wollte nicht zu weit vortreten, mich dem jungen Mädchen nicht zeigen, das keine Ahnung von meinem Elend hatte; deshalb sagte ich hastig Gutenacht, nickte ihr zu und ging.

Die Speisen begannen zu wirken, ich litt heftig und behielt sie nicht lange bei mir. In jeder dunklen Ecke, an der ich vorüber kam, gab ich sie von mir, kämpfte mit dieser Uebelkeit, die mich von neuem aushöhlte, ballte die Fäuste, nahm mich zusammen, stampfte mit dem Fuße und verschlang wie rasend, was heraus wollte — vergebens! Zuletzt lief ich in einen Thorweg, beugte den Kopf vor und gab, fast blind von dem Wasser, das mir in die Augen schoß, alles von mir.

Ich war erbittert, trat wieder auf die Straße hinaus und weinte, fluchte den grausamen Mächten — wer sie auch sein mochten — die mich verfolgten, und wünschte ihnen die ewige Qual und Verdammnis der Hölle für ihre Niederträchtigkeit. Wahrhaftig, man mußte gestehen, das Schicksal war wenig ritterlich, sehr wenig ritterlich! . . . Ich trat an einen Mann heran, der in ein Ladenfenster hineinglotzte und fragte ihn in größter Eile, was man seiner Ansicht nach einem Manne geben müsse, der lange Zeit gehungert habe. Es ginge an's Leben, sagte ich, er vertrüge kein Beefsteak.

„Ich habe sagen hören, daß Milch gut sein soll, gekochte Milch," entgegnet der Mann sehr verwundert. „Für wen erkundigen Sie sich übrigens?"

„Danke! Danke!" sage ich. „Das mag schon gut sein, gekochte Milch . . ."

Und damit gehe ich.

Ich trat in das erste Café, an dem ich vorüber kam, und bat um gekochte Milch. Ich bekam sie, trank sie so heiß herunter, wie sie war, verschluckte gierig jeden Tropfen, bezalte und ging. Nach Hause.

Jetzt geschah etwas seltsames. Vor meiner Thür an die Gaslaterne gelehnt, mitten in ihrem hellen Schein, steht eine Gestalt, die ich schon aus der Ferne erkenne, — wieder die schwarzgekleidete Dame von den Abenden vorher. Ein Irrtum war nicht möglich; zum vierten Mal fand sie sich an derselben Stelle ein. Unbeweglich steht sie da. —

Dies kommt mir so seltsam vor, daß ich meinen Schritt unwillkürlich mäßige; meine Gedanken sind in diesem Augenblick in allerbester Ordnung; aber ich bin erregt, meine Nerven sind durch die letzte Mahlzeit noch gereizt. Wie gewöhnlich gehe ich dicht an ihr vorüber, komme beinahe bis an die Thür und bin im Begriff einzutreten. Da bleibe ich stehen. Plötzlich fällt mir etwas ein. Ohne mir Rechenschaft darüber abzulegen, kehre ich wieder um und gehe direkt auf die Dame zu, sehe ihr in's Gesicht und grüße:

„Guten Abend, Fräulein!"

„Guten Abend!"

Ob sie Jemand suche? Ich hätte sie schon früher bemerkt; ob ich ihr in irgend einer Weise behülflich sein könne? Bäte übrigens tausendmal um Entschuldigung . .

Sie wisse nicht recht, ob . . .

et.

In jenem Thor wohne Niemand außer mir und drei oder vier Pferden; es sei überdies ein Stall und eine Klempnerwerkstatt . . . Entschieden müsse sie auf falscher Fährte sein, wenn sie hier Jemanden suche.

Sie wendet sich ab und sagt:

„Ich suche Niemand, ich stehe nur hier; mir fiel ein, daß . . .“

So—o—o, es war nur ein Einfall, daß sie Abend für Abend dort stand. Das war doch seltsam; ich dachte darüber nach und wurde immer mehr an der Dame irre. Ich beschloß also, dreist zu werden. Ich klapperte ein wenig mit dem Geld in der Tasche und lud sie ohne weiteres ein, irgendwo ein Glas Wein mit mir zu trinken . . . in Anbetracht, daß es Winter sei, ha—ha . . . es brauche ja nicht lange zu dauern . . . Aber sie wolle wohl nicht? . . .

Nein, danke, das ginge nicht gut. Nein, das könne sie nicht. Wenn ich sie aber eine Strecke begleiten wolle, so . . . Der Heimweg sei so finster, und es geniere sie, allein durch die Karl=Johann=Straße zu gehen, es sei so spät geworden.

Wir setzten uns in Bewegung; sie ging an meiner Rechten. Ein eigentümlich schönes Gefühl bemächtigte sich meiner, das Bewußtsein, mich in der Nähe eines jungen Mädchens zu befinden. Während des ganzen Weges sah ich sie an. Das Parfum ihres Haars, die Wärme, die von ihrem Körper ausging, dieser Frauenduft, der sie umgab, ihr süßer Hauch, jedes Mal, wenn sie mir das Gesicht zuwandte, alles strömte auf mich ein und drang mir zügellos in alle Sinne. Ich vermochte ein volles, etwas bleiches Gesicht unter dem Schleier und eine hochgewölbte Brust unter dem Mantel zu unterscheiden. Der Gedanke an all diese verborgene Herrlichkeit, die ich unter Mantel und Schleier ahnte, verwirrte mich, machte mich blödsinnig glücklich, ohne irgend einen vernünftigen Grund; ich hielt es nicht länger aus, ich berührte sie mit der Hand, tastete über ihre Schulter und lächelte albern. Ich hörte mein Herz schlagen.

„Wie sonderbar Sie sind!“ sagte ich.

Wie das?

Also erstens hatte sie die Gewohnheit, Abend für Abend vor einer Stallthür stehen zu bleiben, ohne irgend einen Grund, nur weil es ihr einfiel . . .

Sie könne doch ihre Gründe dafür haben; und außerdem bleibe sie gern spät auf, das hätte sie immer mit Vorliebe gethan. Ob ich gern vor 12 Uhr zu Bette gehe?

Ich? Wenn ich irgend etwas auf der Welt verabscheute, so war es, mich vor 12 Uhr schlafen zu legen.

Also sehen Sie! Na, und dann mache sie diesen Spaziergang immer am Abend, wenn sie nichts zu versäumen habe; sie wohne am St. Olafs Platz . . .

„Majali!“ rief ich aus.

„Wie?“

„Ich sagte nur Majali . . . Also fahren Sie fort!“

Sie wohne am St. Olafs Platz, allein mit ihrer Mama, mit der man nicht reden könne, weil sie so taub sei. Was war denn seltsames dabei, wenn sie gern ein bischen ausging?

Garnichts, sagte ich.

Nun also? — Ich hörte an ihrer Stimme, daß sie lächelte. —

Ob sie nicht eine Schwester habe?

Ja, eine ältere Schwester — woher ich das wisse? — Die sei aber nach Hamburg gereist.

Kürzlich?

Vor 5 Wochen. Woher ich wisse, daß sie eine Schwester habe?

Ich wisse es garnicht, ich fragte nur.

Wir schwiegen. Ein Mann mit einem Paar Stiefel unterm Arm geht an

uns vorüber, sonst ist die Straße leer so weit wir sehen können. Von Tivoli her leuchtet eine Reihe bunter Lampen. Es schneite nicht mehr, der Himmel war klar.

„Gott, friert Sie nicht, ohne Ueberrock?" sagt die Dame plötzlich und sieht mich an.

Sollte ich ihr sagen, weshalb ich keinen Winterrock hatte? Ihr meine Stellung sofort offenbaren und sie gleich von vornherein verscheuchen? Es war ja so herrlich hier an ihrer Seite zu gehen und sie noch einen Augenblick in Unwissenheit zu erhalten; ich lachte also und sagte:

„Nein, garnicht." Und um nur auf ein anderes Thema zu kommen, fragte ich: „Haben Sie die Menagerie in Tivoli gesehen?"

„Nein," entgegnete sie. „Ist da etwas zu sehen?"

Wenn es ihr nun einfiel, hinzuwollen? Da, wo es so hell war, und so viele Menschen! Es würde sie zu sehr in Verlegenheit bringen; mein schlechter Anzug, mein mageres Gesicht, das ich obendrein seit zwei Tagen nicht gewaschen hatte, würden sie zur Thür hinaustreiben; vielleicht würde sie sogar entdecken, daß ich keine Weste anhatte . . .

„Ach nein," sagte ich deshalb, „zu sehen ist da gewiß nichts." Und dann fielen mir eine Menge glücklicher Dinge ein, von denen ich sofort Gebrauch machte, ein paar einfache Worte, Ueberbleibsel in meinem ausgetrockneten Hirn: Was konnte man wohl von solch einer kleinen Menagerie erwarten? Ueberhaupt hätten Tiere im Käfig gar kein Interesse für mich. Diese Tiere wissen, daß man dasteht und sie ansieht; sie fühlen die hundert neugierigen Blicke und werden davon beeinflußt. Nein, ich bitte mir Tiere aus, die nicht wissen, daß man sie begafft, jene scheuen Geschöpfe, die in ihrer Höhle umherhuschen, oder mit blinzelnden, grünen Augen daliegen und ihre Tatzen belecken und denken. Was?

Ja, da hatte ich allerdings recht.

Nur an dem Tier in seiner eigenthümlichen Furchtbarkeit, seiner eigenthümlichen Wildheit war etwas besonderes. Die lautlosen, schleichenden Tritte im Dunkel der Nacht, die verwitterte Unheimlichkeit des Waldes, der Schrei eines vorüberfliegenden Vogels, der Wind, der Blutgeruch, das Tosen über uns im Raum, kurzum, der Geist des Raubtierreiches im Raubtier . . . die Poesie des Unbewußten . . .

Aber ich fürchtete, daß dies sie ermüdete, und das Bewußtsein meiner großen Armut packte mich aufs neue und drückte mich zu Boden. Wenn ich nur einigermaßen gut angezogen gewesen wäre, hätte ich sie mit dieser Tour nach Tivoli erfreuen können! Ich begriff diese Person nicht, die ein Vergnügen daran fand, sich von einem halbnackten Bettler die ganze Karl-Johann Straße hinauf geleiten lassen. Was in Gottes Namen dachte sie sich eigentlich? Und weshalb ging ich und zierte mich und lächelte blödsinnig über nichts? Hatte ich denn irgend einen vernünftigen Grund, mich von diesem zarten Seidenvogel auf einen so weiten Weg schleppen zu lassen? Kostete es mich vielleicht keine Anstrenung? Fühlte ich nicht die Kälte des Todes im Herzen, sobald uns nur der leiseste Windhauch entgegenblies? Und wühlte nicht schon der Wahnsinn in meinem Gehirn, nur weil es mir seit Monaten an Nahrung fehlte? Sie hinderte mich sogar daran, nach Hause zu gehen und ein wenig Milch auf die Zunge zu nehmen, einen Löffel Milch, den ich vielleicht bei mir behalten konnte. Weshalb wandte sie mir nicht den Rücken zu und hieß mich zum Teufel gehen . . .

Ich verzweifelte; meine Hoffnungslosigkeit brachte mich zum äußersten und ich sagte:

„Eigentlich sollten Sie nicht mit mir gehen, Fräulein; ich prostituiere Sie vor aller Welt, nur durch meinen Anzug. Ja, es ist wirklich wahr, ich meine es wirklich."

Sie stutzt. Sie sieht hastig zu mir auf und schweigt. Endlich sagt sie:

„Lieber Gott!" Weiter sagt sie nichts.

„Was meinen Sie damit?" fragte ich.

„Uf, nein, Sie beschämen mich . . . Jetzt haben wir nicht mehr weit.“ Und damit beschleunigte sie ihren Schritt ein wenig.

Wir bogen in die Universitätsstraße ein und sahen nun schon die Laternen am St. Olafs Platz. Jetzt ging sie wieder langsamer.

„Ich will nicht indiskret sein,“ sagte ich, „aber wollen Sie mir nicht Ihren Namen nennen, bevor wir uns trennen? Und wollen Sie nicht einen Augenblick den Schleier fortnehmen damit ich Sie sehen kann? Ich würde so dankbar sein.“

Pause. Ich wartete.

„Sie haben mich schon einmal gesehen,“ sagte sie.

„Majali!“ wiederholte ich.

„Wie? Sie haben mich einmal einen halben Tag verfolgt, bis nach Hause. Waren Sie damals betrunken?“ Ich hörte wieder, daß sie lächelte.

„Ja,“ sagte ich, „ja, leider war ich damals betrunken.“

„Das war garstig von Ihnen!“

Und ganz niedergeschmettert gab ich zu, daß es garstig von mir gewesen.

Wir waren bis an den Springbrunnen gekommen und blickten zu den vielen erleuchteten Fenstern in Nr. 2 empor.

„Weiter dürfen Sie jetzt nicht mitkommen,“ sagte sie. „Dank für heute Abend!“

Ich neigte den Kopf, ich wagte nicht, etwas zu sagen. Dann nahm ich den Hut ab und stand barhäuptig vor ihr. Ob sie mir nicht die Hand reichen wolle?

„Weshalb bitten Sie mich nicht, ein Stück Wegs mit zurückzugehen?“ fragt sie leise und sieht auf ihre Stiefelspitze herab.

„Herrgott,“ entgegnete ich außer mir, „Herrgott, wenn Sie das thäten!“

„Ja, aber nur eine kleine Strecke.“

Wir kehrten um.

Ich war gänzlich verwirrt und wußte nicht, wie ich gehen oder stehen sollte; dies Geschöpf kehrte meinen ganzen Gedankengang um. Ich war hingerissen, wundersam froh; mir war, als ginge ich vor Glück selig zu Grunde. Ausdrücklich hatte sie mit zurückgehen wollen; das war nicht mein Einfall, sondern ihr eigener Wunsch. Ich blicke sie an und werde immer mutiger, sie ermuntert mich und zieht mich mit jedem Wort mehr an sich heran. Für einen Augenblick vergesse ich meine Armut, meine Geringheit, mein ganzes jämmerliches Dasein; ich fühle wie warm das Blut mir durch den Körper rieselt, — wie in alter Zeit, bevor ich zusammengebrochen — und ich beschloß durch einen kleinen Kniff auf den Busch zu klopfen.

„Uebrigens verfolgte ich damals nicht Sie, sondern Ihre Schwester,“ sagte ich.

„Meine Schwester?“ fragt sie in höchstem Grade erstaunt. Sie bleibt stehen, sieht mich an und erwartet wirklich Antwort. Sie fragte in vollem Ernst.

„Ja,“ entgegnete ich. „Hm! Das heißt, die jüngere der beiden Damen, die vor mir hergingen.“

„Die jüngere? Ja? Ha, ha, ha!“ Plötzlich lachte sie laut und herzlich wie ein Kind. „Nein, wie schlau Sie sind! Das haben Sie nur gesagt, damit ich den Schleier abnehme. Nicht wahr? Ja, ich habe es wohl gemerkt. Aber da sollen Sie sich geirrt haben . . . zur Strafe.“

Wir lachten und spaßten, sprachen unaufhörlich während der ganzen Zeit; ich wußte nicht, was ich sprach, ich war so froh. Sie erzählte, daß sie mich vor langer Zeit schon einmal gesehen habe, im Theater. Ich sei mit drei Kameraden da gewesen und habe mich betragen wie ein Verrückter. Leider sei ich damals auch wohl betrunken gewesen!

Weshalb sie das glaube?

Weil ich so viel gelacht.

So? Ach ja, damals lachte ich noch!

Und jetzt nicht mehr?

O doch, jetzt auch wol.

Wir kamen an die Karl-Johann-Straße. „Weiter gehen wir nicht!" sagte sie. Und wir gingen wieder die Universitätsstraße hinauf. Als wir von neuem an die Fontäne gelangten, ging ich langsamer; ich wußte, daß ich nicht weiter mitgehen durfte.

„So, jetzt müssen Sie umkehren," sagte sie und blieb stehen.

„Ja, das muß ich wohl."

Gleich darauf aber meinte sie, daß ich sie wol bis an die Haustür begleiten dürfe. Herrgott, dabei war doch nichts. Wie?

„Nein," sagte ich.

Als wir aber an der Haustür standen, stürmte all mein Elend wieder auf mich ein. Wie konnte man auch seinen Mut bewahren, wenn man so gebrochen war? Hier stand ich nun vor einer jungen Dame, schmutzig, zerrissen, durch Hunger entstellt, ungewaschen, nur zur Hälfte bekleidet, — es war um in die Erde zu sinken. Ich machte mich klein, duckte mich unwillkürlich und sagte:

„Darf ich Sie nicht wieder treffen?"

Ich wagte nicht zu hoffen, daß sie mir noch eine Zusammenkunft gestatten würde; ich wünschte beinahe ein scharfes Nein, das mich stärken und gleichgültig machen könne.

„Doch," sagte sie leise, fast unhörbar.

„Wann?"

„Ich weiß nicht."

Pause.

„Wollen Sie den Schleier nicht einen einzigen Augenblick abnehmen," sagte ich, „damit ich sehe, mit wem ich gesprochen habe? Nur einen Augenblick. Ich muß sehen, mit wem ich gesprochen habe."

Pause.

„Sie können mich hier Dienstag Abend erwarten," sagt sie. „Wollen Sie?"

„Ja, Liebste, wenn ich darf!"

„Um 8."

„Gut."

Ich strich mit der Hand über ihren Mantel, und bürstete den Schnee herunter, nur um einen Vorwand zu haben, sie berühren zu können; es war mir eine Wollust, ihr so nahe sein zu dürfen.

„Aber Sie müssen nicht allzu schlecht von mir denken," sagte sie und lächelte wieder.

„Nein . . ."

Plötzlich machte sie eine resolute Bewegung und schob den Schleier bis auf die Stirn hinauf; eine Sekunde lang blickten wir uns an. Ylajali! sagte ich.

Sie hob sich empor, schlang die Arme um meinen Hals und küßte mich auf den Mund. Ein einziges Mal, schnell, verwirrend schnell, auf den Mund. Ich fühlte, wie ihr Busen wogte, sie keuchte gewaltsam.

Dann riß sie sich augenblicklich los, rief Gutenacht, atemlos, flüsternd, wandte sich ab und lief ohne ein weiteres Wort die Stufen hinauf . . .

Die Haustür fiel in's Schloß.

Am nächsten Tage schneite es noch mehr, ein schwerer mit Regen vermischter Schnee, große nasse Fetzen, die herabfielen und zu Morast wurden. Das Wetter war eisig rauh.

Den Kopf durch die Erregung des Abends gar wunderlich verwirrt, das Herz selig berauscht durch die süße Begegnung, war ich spät am Morgen erwacht. In meiner Verzückung hatte ich eine Weile wachgelegen und mir Ylajali an meiner Seite

vorgestellt; ich breitete die Arme aus, umarmte mich selbst und küßte in die Luft hinein. Dann war ich endlich aufgestanden, hatte wieder eine Tasse Milch getrunken und gleich darauf ein Beefsteak gegessen und spürte nun keinen Hunger mehr; nur meine Nerven waren wieder stark erregt.

Ich ging hinunter nach den Kleiderbazaren. Mir fiel ein, daß ich vielleicht eine getragene Weste für billigen Preis bekommen könne, irgend etwas unter dem Rock zu tragen, gleichviel was. Ich stieg die Stufen zum Bazar hinauf und fand eine Weste, die ich genau untersuchte. Während ich noch damit beschäftigt war, kam ein Bekannter vorüber, nickte mir zu und rief mich an; ich ließ die Weste hängen und ging zu ihm hinunter. Er war Techniker und wollte auf's Bureau.

„Kommen Sie mit und trinken ein Glas Bier," sagte er. „Aber schnell, ich habe nicht viel Zeit . . . Wer war die Dame, mit der Sie gestern Abend spazieren gingen?"

„Nun," sagte ich, eifersüchtig auf seinen bloßen Gedanken, „wenn es nun meine Braut gewesen wäre?"

„Zum Teufel noch mal!" rief er.

„Ja, gestern hat es sich entschieden."

Er wurde ganz beschämt und glaubte mir unbedingt. Ich log ihm die Haut voll, um ihn wieder los zu werden; das Bier kam, wir tranken und gingen.

„Also Gutenmorgen! . . . Hören Sie," sagte er plötzlich, „ich bin Ihnen ein paar Kronen schuldig, und es ist eine Schande, daß ich sie Ihnen nicht schon längst wieder gegeben habe. Mit allernächstem bekommen Sie aber das Geld."

„Danke," entgegnete ich. Aber ich wußte, daß ich die Kronen nie von ihm zurückerhalten würde.

Leider stieg mir das Bier gleich zu Kopf, mir wurde sehr heiß. Der Gedanke an das abendliche Abenteuer überwältigte mich, machte mich beinahe verwirrt. Wie, wenn sie nun nicht am Dienstag kam? Wenn sie anfing nachzudenken, Mistrauen zu hegen . . . Mistrauen zu hegen in Bezug auf was? . . . Meine Gedanken wurden plötzlich lebendig und drehten sich um das Geld. Mir wurde Angst, ich war tödtlich entsetzt über mich selbst. Der Betrug mit all seinen Details stürmte auf mich ein; ich sah den kleinen Laden, den Ladentisch, meine magere Hand, als ich nach dem Gelde griff, und ich malte mir das Vorgehen der Polizei aus, wenn sie kommen würde, um mich zu holen. Hände und Füße geschlossen, nein, nur die Hände, vielleicht auch nur die eine Hand; die Schranken, das Protokoll des Wachthabenden, der Laut seiner Feder, die kratzte, vielleicht nahm er für diesen Zweck eine neue; sein Blick, sein gefährlicher Blick: Nun, Herr Tangen? Die Zelle, die ewige Finsternis . . .

Hm. Ich krampfte die Hände heftig zusammen, um mir Mut zu machen, ging schneller und schneller und kam nach dem Stortoro. Hier setzte ich mich.

Keine Kindereien! Wie in aller Welt wollte man mir beweisen, daß ich gestohlen hatte? Außerdem wagte der Krämerbursche ja keinen Lärm zu schlagen, selbst wenn er sich eines Tages darauf besinnen sollte, wie die Sache zugegangen war; seine Stelle war ihm doch wohl zu lieb. Keinen Lärm, keine Scenen, wenn ich bitten darf!

Trotzdem lag mir dies Geld sündhaft schwer in der Tasche und ließ mir nicht Ruhe. Ich prüfte mich und machte auf das klarste ausfindig, das ich zuvor glücklicher gewesen, damals, als ich in aller Ehrlichkeit litt und kämpfte. Und Majali! Hatte ich nicht auch sie mit meinen sündigen Händen herabgezogen! Gott im Himmel! Herr mein Gott! Majali!

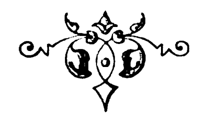
Ich sprang plötzlich auf und ging direkt zu dem Kuchenweib an der Elefantenapoteke. Noch konnte ich mich wieder erheben von der Schande, es war noch lange nicht zu spät; ich würde der ganzen Welt beweisen, das ich dazu im Stande sei! Unterwegs legte ich das Geld in Bereitschaft, hielt jeden Heller in der Hand; ich

beugte mich über den Tisch der Frau, als ob ich etwas kaufen wollte, und warf ihr das Geld ohne weiteres in die Hand. Ich sprach kein Wort und ging gleich weiter.

Wie wunderbar es schmeckte, wieder ein ehrlicher Mensch zu sein! Meine leeren Taschen beschwerten mich nicht mehr; es war ein Genuß, wieder blank und baar zu sein. Wenn ich es recht bedachte, hatte dieß Geld mich im Grunde genommen, viel heimlichen Kummer gekostet; ich hatte wirklich nur mit Schaudern daran gedacht; ich war keine verstockte Seele, meine ehrliche Natur hatte sich gegen die niedrige Handlung empört. Gott sei Dank, ich hatte mich in meinem eigenen Bewußtsein wieder erhoben. Macht mir doch nach! sagte ich und blickte auf das Menschengewühl auf dem Markt. Macht es mir nur nach! Ich hatte ein armes, altes Kuchenweib beglückt, das es nur so Art hatte; sie wußte weder aus noch ein. Heute Abend würden ihre Kinder nicht hungrig zu Bette gehen . . .

Durch diese Gedanken stachelte ich mich auf und fand, daß ich mich ganz ausgezeichnet benommen hatte. Gott sei Dank, das Geld war ich jetzt los.

(Fortsetzung folgt.)





Verantwortlich für die Redaction Dr. Otto Brahm. Verlag von S. Fischer. Kgl. ...
Druck: Kroll's Buchdruckerei. Sämmtlich in Berlin.



Von den Beziehungen der Geschlechter zu einander.

Von

Leo Tolstoi.

Unter der Zahl der Briefe, welche ich bei Gelegenheit der „Kreutzersonate" und des „Nachwortes" von verschiedenen Orten erhalten habe, sind Viele, welche den Beweis liefern, daß die Nothwendigkeit einer veränderten Auffassung der Beziehungen der Geschlechter zu einander nicht von mir allein, sondern von einer großen Anzahl denkender Menschen anerkannt wird. Ihre Stimmen werden nur deshalb nicht gehört und nicht bemerkt, weil sie von dem Geschrei der Menge übertönt werden, welche mit beharrlichem Eifer den bestehenden Zustand der Dinge befürwortet, weil er Nachsicht mit ihren Leidenschaften hat. Am 7. October 1890 erhielt ich folgenden Brief mit Einlage der Broschüre „Diana", von welcher in demselben die Rede ist.*) Hier ist der Brief:

New-York, 7. October 1890.

Wir machen uns das Vergnügen, Ihnen eine kleine Broschüre, betitelt: „Diana, ein psycho-physiologischer Essay über die geschlechtlichen Beziehungen verheiratheter Männer und Frauen" zu schicken, die Sie hoffentlich erhalten werden.

Seitdem Ihre Schrift, die „Kreutzersonate" in Amerika erschienen ist, haben Viele den Ausspruch gethan: „Diana erfüllt, erklärt und macht die Theorie Tolstoi's möglich." Da haben wir uns denn entschlossen, Ihnen die Broschüre zu schicken, damit Sie selbst urtheilen können.

Wir beten für die Erfüllung der Wünsche Ihres Herzens und bleiben Ihnen ergeben Burnz—Co."

Früher noch erhielt ich aus Frankreich einen Brief von Angèle Françoise und deren Broschüre.

Frau Angèle theilt mir in ihrem Briefe das Bestehen zweier Gesellschaften mit, welche die Forderung eines reinen geschlechtlichen Lebens zum Zweck haben. Die eine dieser Gesellschaften ist in England, die andere in Frankreich — „Societé d'amour pur." Frau Angèle spricht in ihrer Schrift dieselben Gedanken wie „Diana" aus; sie sind aber weniger klar und bestimmt, und haben einen Anflug von Mysticismus.

---

*) Eine deutsche Ausgabe dieser Broschüre erscheint in nächster Zeit im Verlage von [illegible] in Berlin.

Obgleich die in der Broschüre „Diana" ausgesprochenen Gedanken nicht aus christlichem Boden, sondern eher aus dem Heidenthum, der platonischen Weltanschauung erwachsen, so sind dieselben so neu und interessant, und beweisen so offenbar die Unvernunft der bestehenden Lockerung der Sitten im ehelosen wie im ehelichen Leben unserer Gesellschaft, daß ich diese Gedanken meinen Lesern mittheilen möchte.

Der Grundgedanke der Broschüre mit dem Motto: „Und sie werden ein Fleisch sein," ist folgender.

Ein Unterschied zwischen der Organisation des Mannes und der des Weibes besteht nicht blos in physiologischer Beziehung, sondern auch in anderen, moralischen Eigenschaften, die bei dem Manne Männlichkeit und bei der Frau Weiblichkeit genannt werden. Der Zug der Geschlechter zu einander ist nicht blos auf die physische Vereinigung, sondern auch auf die gegenseitige Anziehungskraft begründet, welche der Gegensatz der Geschlechter, die Männlichkeit auf die Frau und die Weiblichkeit auf den Mann, hervorbringt. Das eine Geschlecht strebt danach, sich durch das andere zu ergänzen; und dieses Streben ist daher ebenso sehr auf die geistige als auf die physische Vereinigung gerichtet.

Das Streben nach physischer und geistiger Gemeinschaft sind zwei Erscheinungen, welche aus derselben Quelle der Anziehungskraft entspringen und in so großer Abhängigkeit von einander stehen, daß die Befriedigung des einen Strebens das andere immer abschwächt. Um so viel als das Streben nach geistiger Gemeinschaft Befriedigung gefunden hat, um so viel wird das Streben nach physischer Gemeinschaft geschwächt oder aufgehoben, und umgekehrt schwächt die Befriedigung der physischen Anziehung die geistige, oder hebt sie auf. Darum ist die Anziehungskraft der Geschlechter zu einander nicht blos ein physisches Streben, welches die Geburt von Kindern hervorbringt; sie kann vielmehr ebenso gut die Form einer ganz vergeistigten Gemeinschaft bloß der Gedanken annehmen, als die einer ganz thierischen Gemeinschaft, welche die Geburt von Kindern hervorbringt, und zwar beides in den verschiedensten Abstufungen von einander.

Die Frage, auf welcher dieser Abstufungen die Vereinigung beider Geschlechter stehen bleibt, hängt in ihrer Beantwortung davon ab, welche Gemeinschaft die sich vereinigenden Individuen im gegebenen Augenblick, oder bleibend, als gut, pflichtgemäß und darum wünschenswerth anerkennen. (Eine merkwürdige Illustration dazu, bis zu welchem Grade die Beziehungen der Geschlechter zu einander sich der Vorstellung dessen unterordnen, was als gut, pflichtgemäß und wünschenswerth anerkannt wird, — ist eine auffallende Sitte beim Freien in Klein-Rußland, welche darin besteht, daß der verlobte junge Mann oft Jahre lang mit seiner Braut die Nächte zu bringt, ohne ihren jungfräulichen Stand zu verletzen.)

Die volle Befriedigung des Einzelnen bei zwei sich vereinigenden Individuen bezeichnet für denselben die Stufe, welche er für gut, pflichtgemäß und wünschenswerth hält, und hängt von seiner persönlichen Anschauung ab. Unabhängig davon muß aber an sich, objectiv, eine Stufe der Gemeinschaft für einen Je[illegible] mehr Befriedigung geben, als eine andere. Welche Gemeinschaft wird denn nun Alle[illegible] an [illegible] unabhängig von der persönlichen Anschauung der sich vereinigenden Individ[illegible]en, [illegible] friedigung geben? Ist es diejenige, welche der geist[illegible] physischen Gemeinschaft am Nächsten kommt?

Die Antwort auf diese Frage ist klar und u[illegible] widerspricht, was man in unserer Gesellschaft anzun[illegible] die Form der Vereinigung der äußersten Grenze d[illegible] entfacht sie den Wunsch und destoweniger Befriedigung [illegible] aber der äußersten Grenze des Geistigen nähert, desto [illegible] hervor, und desto vollkommener ist die Befriedigung.

desto zerstörender für die Kräfte des Lebens; je näher dem Zweiten, desto ruhiger, freudiger und kräftiger ist der allgemeine Zustand.

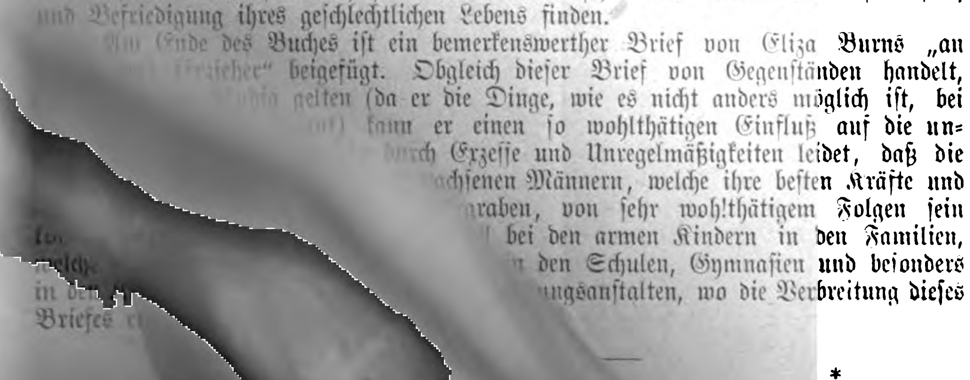
Der Autor hält die Vereinigung von Mann und Weib zu „einem Fleisch“, in der Form einer unlöslichen Monogamie für eine unerläßliche Bedingung der höheren Entwickelung des Menschen. Nach der Ansicht des Autors ist also die Ehe, welche eine natürliche und erwünschte Bedingung für alle Menschen ist, welche das reife Alter erreicht haben, — nicht unbedingt eine physische Bedingung, sondern kann auch eine geistige Vereinigung sein. Je nach den Bedingungen und dem Temperamente, hauptsächlich aber je nach dem, was die betreffenden sich vereinigenden Persönlichkeiten für pflichtgemäß, gut und wünschenswerth halten, — wird die Ehe sich für die Einen mehr der geistigen Gemeinschaft, für die Anderen mehr der physischen Vereinigung nähern. Je mehr sie sich der geistigen Gemeinschaft nähert, desto vollkommenere Befriedigung wird sie gewähren.

Da der Autor zugiebt, daß die geschlechtlichen Triebe aber so gut zu geistiger Gemeinschaft — der Liebesfähigkeit, als zu physischer — der Zeugungsfähigkeit, führen können und daß das Eine durch die Abhängigkeit von dem Bewußtsein in das Andere übergeht, so stellt er natürlich die Möglichkeit der Enthaltsamkeit nicht in Abrede, sondern stellt sie vielmehr als naturgemäße, unumgängliche Bedingung der vernunftgemäßen geschlechtlichen Hygiene in und außerhalb der Ehe hin.

Die ganze Schrift ist durch eine große Auswahl von Beispielen und Illustrationen dessen bereichert, was in ihr gesagt ist. Sie enthält physiologische Daten über die Prozesse der geschlechtlichen Beziehungen, über ihre Reaktion auf den Organismus und über die Möglichkeit, dieselben mit Bewußtsein auf den einen oder den anderen Weg — auf die Liebesfähigkeit oder die Zeugungsfähigkeit, zu richten.

Zur Bekräftigung ihres Gedankens führt der Autor die Worte Herbert Spencers an: „Wenn irgend ein Gesetz zum Segen des Menschengeschlechtes beiträgt, so unterwirft sich ihm die menschliche Natur unbedingt, so daß der Gehorsam für den Menschen ein freudiger ist“. — Darum dürfen wir uns, sagt der Autor, nicht allzusehr auf das verlassen, was uns jetzt an bestehenden Gewohnheiten und Verhältnissen umgiebt, sondern müssen vielmehr unser Auge darauf richten, was der Mensch in der ihm bevorstehenden, glänzenden Zukunft sein soll und sein kann.

Das Wesentliche setzt der Autor folgendermaßen auseinander. Der Grundgedanke in der „Diana“ ist der, daß die geschlechtlichen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern zweierlei Funktionen haben, — die Liebesfähigkeit und die Zeugungsfähigkeit, und daß die Kraft, wenn sie nicht den bewußten Wunsch hat, Kinder zu haben, immer auf den Weg der Liebesfähigkeit gerichtet werden muß. Die Form, welche die Erscheinung annehmen wird, hängt von der Vernunft und von der Gewohnheit ab. Wenn also die Vernunft allmählich in Einklang mit den hier dargelegten Prinzipien gebracht wird, und Gewohnheiten angenommen werden, welche mit derselben übereinstimmen, so werden die Menschen von vielen Leiden befreit sein, und Befriedigung ihres geschlechtlichen Lebens finden.



Am Ende des Buches ist ein bemerkenswerther Brief von Eliza Burns „an [illegible]ziehcr“ beigefügt. Obgleich dieser Brief von Gegenständen handelt, [illegible] gelten (da er die Dinge, wie es nicht anders möglich ist, bei [illegible]) kann er einen so wohlthätigen Einfluß auf die un[illegible] durch Exzesse und Unregelmäßigkeiten leidet, daß die [illegible]chsenen Männern, welche ihre besten Kräfte und [illegible]raben, von sehr wohlthätigem Folgen sein [illegible] bei den armen Kindern in den Familien, welch[illegible] den Schulen, Gymnasien und besonders in den [illegible]ungsanstalten, wo die Verbreitung dieses Briefes [illegible]

---

*

Vom Lustspiel.

Als ich vor acht Tagen im „Deutschen Theater" ein Lustspiel Ernst Wolzogens (sein noch unlitterarischer Mitarbeiter kommt wohl weniger in Betracht) gesehen und meine Freude über den guten Humor, der darin steckt, ausgesprochen hatte, wurde mir von einem sehr verehrten Freunde, der gleichfalls der modernen Theaterproduktion nicht fern steht, seine Verwunderung kundgethan, wie ich ein so fehlerreiches Stück so überschwänglich loben könne. Ich habe darauf zu erwidern, daß mir die Fehler des Stücks nicht entgangen sind und daß ich nicht um dieser Fehler willen das Stück gelobt habe. Nicht die dürftige und schwache Handlung, nicht die einzelnen, wahrscheinlich nicht von Wolzogen selbst herrührenden Posseneffekte interessiren mich, sondern ein gewisser Individualitätszug, der das untrügliche Zeichen des Humoristen ist und in Folge dessen unsern Witzmachern fehlt. Alles was an dem Stück fehlerhaft ist, lasse ich getrost fallen und leg es zum Uebrigen. Aber über die Schablone hinaus wächst ein Wirklichkeitsbild, das uns auf Seelengründe führt. Das Zuständliche im Stück erhebt sich zwar nicht zur gleichen Stärke wie in Holz' und Schlaf's „Familie Selicke". Wenn aber die Selickedichter mit zielbewußterer Künstlerschaft vorgingen und durch ihr bestimmtes prinzipielles Wollen ihren Stoff bis auf den Grund ausschöpften, hielt sich der Dichter der „Familie Lersen" frei von einer theoretischen Schrulle, an der Holz' und Schlafs ebenso interessanter wie verdienstlicher Bühnenversuch scheitern mußte. Wo Holz und Schlaf in absichtlicher Blindheit gegen die unmittelbare Theaterwirkung bis in's kleinste und genauste, streng nach der retardirenden und repetierenden Wirklichkeit jedes Strichelchen auspinseln, wirft der heitere und sorglosere Wolzogen eine flüchtige Skizze hin und überläßt die weitere Ausmalung der von Holz und Schlaf nicht ungestraft unterschätzten Phantasie des Zuschauers. Im Eindruck auf diesen ist das Endresultat ungefähr das Gleiche. Ob wir bei Holz-Schlaf die Hauskatze ganz und gar von allen Seiten oder bei Wolzogen sie nur aus einer Pfote erkennen, bedeutet für den Realitätseindruck nicht gar so viel, wie unsere allerjüngsten Kunstpächter uns weiß machen wollen. Und wenn die „Familie Selicke" origineller wirkt als „die Kinder der Excellenz", so liegt das weniger an der Kunstform, als an dem minder verbrauchten Stoff; obwohl zuzugeben ist, daß der prächtige alte Kopelke in seinem Verhältniß zur Familie Selicke weit leibhaftiger dasteht als der prächtige alte Onkel Major in seinem ähnlichen Verhältniß zur Familie Lersen; und was Wirklichkeits-Beobachtung betrifft, so kann Herr von Wolzogen von den Holz und Schlaf ebensoviel lernen, wie all unsere wanderen Kamödienschreiber. Aber Etwas und zwar etwas Höheres braucht Herr von Wolzogen, wie es scheint, nicht von andern zu lernen; er braucht es nur aus seinem eigenen dichterischen Naturell reifer, reicher und reiner zu entwickeln. Es ist die Kraft der humoristischen Weltbetrachtung. Seine Seele besitzt einen Humor, der im Gegensatze zu den mancherlei Arten des neuen deutschen Theaterwitzes eine besonders germanische Färbung trägt; eine vorläufig noch etwas matte Nuance jener Farbenstimmung, in welcher, um nicht durch die Namen Shakespeare zu erschrecken, der Däne Holberg und der Märker Kleist und auch der Schlesier Gustav Freytag Komödien von einer Kraft gedichtet haben, wie sie unser Wolzogen allerdings erst noch beweisen müßte.

Uns von der Freien Bühne wird am wenigsten der Vorwurf nationaler Voreingenommenheit treffen. Wir werden unseres litterarischen Kosmopolitismus wegen oft genug gescholten. Für unsere Kunstprobleme gilt es ebenso wie für ein medicinisches Heilmittel völlig gleich, ob der Entdecker ein Russe oder ein Norweger, ein Franzos oder ein

Spanier ist. Und nicht minder gleichgiltig ist es, ob die Vorfahren eines deutschen Dichters alte Burgen hüteten oder mit alten Hosen handelten. Uns fehlt jede Gemeinschaft mit jenen litterischen Falschmünzern, welche den Werth Heinrich Kleist's und Heinrich Heines nach der Abstammung schätzen.

Aber im Zeitalter der atavistischen Lehre darf es uns nicht versagt sein, auf die angeborene Besonderheit des einzelnen Dichters zu achten und ihn gerade um solcher Besonderheit willen zu schätzen. Daß Tolstoi eingefleischter Russe und Ibsen Norweger par excellence ist, giebt ihnen ihre starke Bedeutung, und angesichts dieser Erscheinungen weisen wir es schroff ab, wenn man gerade dort, wo sonst Verbrüderungsideen hoch im Preise stehen, über die „Hagenbeckpassionen" der Freien Bühne spöttelt. Je stärker sich in einem Dichter die Heimaths- und Nationalkraft regt, desto sicherer wird er das rein Menschliche treffen, das der Mensch immer nur im Naheliegenden findet und nicht, wenn er in die Ferne schweift. Und wie jener merkwürdige russische Graf eigenhändig mit eigener Pflugschaar die heimathliche Erde durchwühlt, so hat sein Dichtergenie auch die heimathlichen Herzen durchwühlt, um sie in ihrer Menschlichkeit zu zeigen. Hieran aber haben es unsere deutschen Dramatiker nur allzu oft fehlen lassen. Schöne Phrasen über Nationalgefühl und Vaterlandsliebe und Wacht am Rhein konnte man genug auf der Bühne hören. Wo es aber galt, deutsche Art und deutsches Wesen darzustellen, versagte die Kraft und meist auch der Wille. Sehr bezeichnend ist es, daß der gefeiertste und noch heute populärste Dichter der Deutschen den Schauplatz seiner Dramen hinter einander nach Norditalien, Spanien Böhmen, England, Frankreich, Süditalien, der Schweiz und Polen gelegt hat.

Posa und Tell demonstriren deutsche Gedanken, aber deutsches Wesen bleibt ihren allgemeinen Idealen fern. Doch Schiller war ein Tragiker, und der Idealtragödie darf man eine gewisse, über Raum und Zeit erhabene Bodenlosigkeit zugestehen. Was jedoch eine rechte, echte Komödie ist, so ist sie an den Grund und Boden verhaftet. Ihr Spott und ihre Laune müssen unmittelbar hervorsprudeln wie ein Springquell aus der Erde. Aristophanes ist ohne das perikleische Athen so wenig denkbar wie Molière ohne das Paris Ludwig's XIV. Comoedia est vitae humanae speculum, sagten die Römer. Die vita humana aber ist vita nostra. Und die deutsche Komödiendichtung ist darum so grundschlecht, weil sie sich mit ganz wenigen vereinsamten Ausnahmen so gut wie garnicht um vita nostra gekümmert hat.

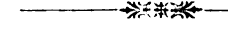
Anstatt daß Kotzebue seine Zeit belauschte, wie es einst der Däne Holberg gethan, plünderte er die ausgelebten Motive des guten Holberg räuberisch aus, und während Holberg mitten im Gelächter nachdenklich über den Weltlauf stimmte, machte Kotzebue durch nichtigen Spaß den Weltlauf vergessen. Darum vergaß man über dem seichten Kopisten auch den alten Meister, und nun sollte die deutsche Komödie gleich den Gigerl (Holberg nennt sie Jean de France) bei den Franzosen in die Lehre gehen. Wie Gutzkow von Scribe lernt, so lernt Lindau und Blumenthal von Augier, Dumas und Sardou, und als vor Jahren „der Probepfeil" entdeckt wurde, wußten die Freunde des Dichters nichts Gescheiteres zu seinem Lobe zu sagen, als daß er der deutsche Sardou sei.

Deutsches Leben und deutsches Wesen aber zeigen diese Stücke so wenig wie „das Urbild des Tartüffe" und der „Marquis von Robilland", den Friedrich der Große hätte als Pasquill niedriger hängen können. Und wird der Börsencourir bei Tolstoi hagenbeckisch angemuthet, so wir bei unseren Gesellschaftskomödien. So fremd sind sie uns in ihren Personen. Dies wird auch immer mehr und mehr zugestanden. Wir sehen, wie begabte Autoren, Fulda und Sudermann, behutsam sich aus diesem fremden Wust herauszuarbeiten suchen und nach der eigenen Fährte spähen. Dem Lustspiel alten Stiles abhold geworden, ist man sogar nicht abgeneigt, das Kind mit dem Bade ausschüttend, am Lustspiel gänzlich zu verzagen: Unsere Zeit sei zu traurig für's Lustspiel! Unsere Zeit aber ist gar nicht traurig. Sie ist ernst, wie jede Zeit,

die sich ihrer Aufgabe bewußt wird. Aber für ihren ernsten Kunstzweck braucht sie auch muntere Waffen; die Waffen des Spottes, der Ironie, der Parodie und aller derer, mit denen die großen Komiker der Vergangenheit in's Gefecht rückten. Ja, unser neues Deutschland drängt sich zum komischen Spiegel. Vielleicht hat unserer zerrissenen und zerklüfteten Vergangenheit nur deshalb die rechte Komödie gefehlt, damit sie desto frischer, naiver und unverbrauchter im neuen großen, nun bereits einundeinhalb Millionen Köpfe zählenden Zentralpunkt deutschen Geisteslebens aufkeime. Freilich mußte dazu vorher der Boden aufgewühlt und aufgerührt werden, und die nicht sehr rosigen Gerüche der Erde mußten aufsteigen, um den Wirklichkeitssinn zu kräftigen. Wenn bei dem Bierulk deutscher Studenten eine talentvolle Unerschrockenheit, wie Hartleben's Angele, aufsteigt, so deutet das auf dichterische Schwerkraft und wenn Fritz Mauthner hier den deutschen Labiche in Sicht stellt, so wollen wir nur wünschen, daß Hartleben so berlinerisch wird, wie Labiche pariserisch war. Wolzogen hat nichts von Labiche an sich. Wenn er überhaupt emporkommt, so kommt er noch weiter, denn im Gegensatz zu „Angele" müßte von ihm der köstliche „College Löwenthal" sagen: „Sein Geruch ist fein vor dem Herrn."

Prophezeien ist nicht unseres Amtes. Aber soviel steht fest: kann die Zukunft eine Blüthe des humoristischen Dramas erwarten, so war es hoch an der Zeit, das reale und gemeine Leben in den Kreis der Bühnenkunst zu ziehen und so den Boden zu bereiten. Vielleicht liegt hierin die höchste Aufgabe der sog. naturalistischen Richtung.

Paul Schlenther.



Fallende Tropfen.

Stimmungsbild von **Heinz Tovote.**

Bis tief in den Abend hinein, unaufhörlich ein plätschernder Regen, gleichmäßig, einförmig, wie das Rauschen eines Wasserfalls.

Es ging auf Mitternacht, als der Regen endlich aufhörte. Eine Zeitlang noch ein feiner Nebelfall, ein Zittern von Feuchtigkeit in der Luft — dann wurde es still.

Es klapperte nicht mehr gegen die kleinen Scheiben des Häuschens, in dem ich auf einer Wanderung durch das Gebirge mein Nachtquartier gefunden hatte, es trommelte nicht länger so dumpf auf dem Schindeldache.

Ich drehte mich auf die andere Seite und schlief ein.

Ich konnte noch keine halbe Stunde im leichten Traum gelegen haben, als ich plötzlich wieder erwachte.

Ich horchte, indem ich mich fragte, warum ich nur erwacht sein mochte.

Und dann wußte ich es plötzlich.

Tipp . . . tipp . . . tipp . . .

Es tropfte aus der Dachrinne und die schweren Wassertropfen mußten auf den Deckel einer Tonne fallen, so dumpf und hohlklingend schlugen sie auf.

Tipp . . . tipp . . . tipp . . .

Gleichmäßig tropfte es.

Ich drückte den Kopf tief in die Kissen und wollte wieder einschlafen.

Allein gegen meinen Willen war ich gezwungen, auf die fallende Tropfen zu hören, wie sehr ich mich auch sträubte.

Und dann fing ich an zu zählen.



Erst die Tropfen. — Als ich bis hundert gekommen war — ein paar Minuten gingen darüber hin — fing ich an, mich über mich selbst zu ärgern; und ließ es.

Und dann überraschte ich mich, wie ich die Zwischenräume auszählte zwischen den einzelnen Tropfen.

Tipp . . 1 . . 2 . . 3 . . 4 . . 5 . . tipp . . 1 . . 2 . . 3 . . 4 . . 5 . . 6 . . 7 . . tipp . . 1 . . 2 . . 3 . . 4 . . 5 . . tipp . . 1 . . 2 . . 3 . . 4 . . 5 . . 6 . . 7 . . 8 . . 9 . . tipp . .

Ich wollte es nicht mehr hören — allein das war leichter gesagt als gethan. —

Endlich stopfte ich mir die Decke über beide Ohren.

Ich hörte: Tipp . . . . tipp . . . . tipp . . . .

Zuweilen waren die Pausen sehr lang. Dann verging ich in Ungeduld — bis ich endlich den Ton hörte.

Der Tropfenfall klang so dumpf — so hohl. —

Es lag für mich etwas so gespenstisches darin, ein Geheimnisvolles, das mich verwirrte und mir den Schlaf raubte.

Durch die zugezogenen Gardinen stahl sich ein hellerer Schimmer. Ich konnte nichts deutlich erkennen, aber dennoch vermochte ich es, mir die niedere Kammer mit all ihren Einzelheiten peinlich genau wieder vorzustellen, genau wie jeder Gegenstand aussah nach Form und Farbe, wo er sich befand, und welchen Eindruck das in der Gesamtheit auf mich machte.

Die weiß getünchte Wand, dort der große braune Eichenschrank, dort die Truhe, an der Wand zwischen den Fenstern der Spiegel, dort ein Heiligenbild, in der Ecke ein Kruzifix und an dem Kleiderhaken ein paar Seidenkleider der Bäuerin und ein Mantel mit großen silbernen Knöpfen.

Und dann verwischte sich dieses so scharf umrissene Bild wieder in einem Augenblicke vollständig, in dem Augenblicke, als ich den ersten schwereren Tropfen wieder fallen hörte.

Da lag ich nun mit offenen Augen und starrte in die Finsterniß und hatte so gar keinen Gedanken. Und dann überfiel mich wie ein jäher Schreck das Bewußtsein dieser Gedankenlosigkeit und ich fing an, über den seltsamen Zustand nachzugrübeln; es war, als ob ich einmal wieder wie so oft in zwei Personen mich geschieden habe, eine natürliche, die jetzt dalag, und nur den Tropfenfall hörte, und ein leises kaum merkliches Gefühl der Leiblichkeit hatten, und eine andere, die darüber zu schweben schien, sich kritisch davon sonderte und über die erste und deren Empfindungen nachdachte.

Und dabei stellte ich mich selbst gleichsam als ein drittes zu diesen beiden Funktionen meines Selbst und konstatirte sie wie ein gewissenhafter Reporter. —

Tipp . . . tipp . . .

Die Tropfen fielen gleichmäßig.

Ich war aufgestanden und hatte die Fenster geöffnet, und die weiche Regenluft, die nach nassen Blättern und feuchter Gartenerde roch, wogte nebelhaft herein, daß mir war, als läge ich mitten im Walde auf dem nassen Boden.

Das quirlte ganz leise durch mein Zimmer.

Und dazu das monotone, nicht enden wollende Aufschlagen der Tropfen.

Das war so recht geeignet, um schlummernde Erinnerungen zu wecken.

Plötzlich mußte ich an einen hohlen Sargdeckel denken, und das Bild ward ich nicht wieder los. Es war abscheulich.

Ich versuchte es, mir die Bilder meiner Reise wieder zu vergegenwärtigen.

Es war unmöglich. Immer schob sich zwischen die Sonnenscheinlandschaft der schwarze Sarg, schwarz und schauerlich wie eine niemals endende Finsternis.

Und in dem Sarge pochte es, als ob ein Scheintoter darin liege und hinausverlange in die freie duftende Frühlingsluft, statt in dumpfem Modergeruche langsam ersticken zu müssen.

Eine unendliche Traurigkeit befiel mich, eine Trauer, die ich nicht bannen konnte, die mir das Herz still stehen ließ und mir Thränen in die Augen zu treiben drohte, Thränen, die so gar keinen Grund hatten, die aber in meinem Innern aufquollen, als ob etwas in mir geborsten sei und sich nun diese tobende, quirlende, gurgelnde Flut über alles ergieße und jede Vernunft

**

und Überlegung wegschwämme, als ob die Pfeiler zusammenbrächen, die das Gebäude des sichern Haltes der Persönlichkeit gestützt hatten.

Da lag ich nun mit offnen Augen und starrte in die Nacht und hörte immerfort auf die fallenden Tropfen, und zählte die Zeit, die zwischen dem einzelnen Aufschlagen verstrich. Und so kam ich zum Bewußtsein der Zeit, und plötzlich fiel mich der Gedanke an, wie es sein würde, wenn nun eine lange endlose Zeit verstrichen sei und ich dann nicht mehr war . . .

Ich suchte mir das ganz deutlich auszudenken, Alles war noch so wie jetzt . . . nur ich selbst fehlte. —

Allein ich kam zu keinem klaren Gedanken. Ich brachte es nur so weit, daß ich mich nicht mehr in der Außenwelt dachte, daß ich dort gestrichen war. Allein ich dachte ja die ganze Welt, und so war ich noch immer da, und ich konnte mich nicht hinausdenken. Das ging garnicht. —

Aber einmal kam doch die Zeit — dann war ich nicht mehr, dann hörte, sah und empfand ich nichts mehr — dann moderte ich in der Erde — aber die Welt ging ruhig ihren Gang weiter als sei nichts geschehen.

Und ich war nicht mehr. — —

Nichts hatte ich gethan, das je an mich erinnern konnte, nie hatte ich eine Zeile geschrieben, keine jener Melodien, die mich umsummten, jemals aufgezeichnet.

Spurenlos ging ich vorüber.

Ich hatte Gedanken, aber ich vermochte es nicht, sie den anderen mitzuteilen, ich quälte mich mit der Form, ich quälte mich schon vorher solange, bis ich es aufgab. Es half ja doch zu nichts.

Und nun sollte ich die Welt einmal lassen, und sollte nie wieder die Sonne sehen, und die grünen Berge, die braune Haide und die Schönheit der Menschen, nie mehr ein Vöglein singen hören im Hain, nie eine liebliche weiche Frauenstimme hören, eine jener müden Stimmen, die ich so sehr liebte. Nie mehr würde mein Herz schlagen, weder in sorgender Angst, noch in jauchzender Freude; es würde ja in Asche zerfallen sein — ein elendes Häufchen grauer Asche, tief in der modrigen Erde vielleicht, oder besser noch in einer schönen Urne irgendwo.

Das würde alles sein. —

Mein letztes Mädchen war mir treulos gewesen, und ich hatte ihr Lebewohl gesagt, ganz ruhig, sehr vornehm, wir waren uns gleichgiltig.

Wie konnte also mein Tod sie rühren . .

Nicht einmal das! — —

Ich lag still . . . ganz still auf dem Rücken. —

Tipp . . . tipp . . . :

Fallende Tropfen! —

Als ob es leise an meine Seele poche, bittend wie um Einlaß.

Bild auf Bild zog an mir vorüber . . .

Jetzt klang es mir wie das Dröhnen eines niederschmetternden Eisenhammers. Und ich sah eine Schmiede, sprühende Funken, eilende Arbeiter, ein Knistern und Knittern, ein Aufflammen und ein bluthrothes Glühen und zwischendurch immer das schmetternde Niederstürzen des Dampfhammers. —

Das Bild verwischte sich . . .

Eine weite sonnenhafte Ebene.

Wogende Kornfelder, grüne Gehölze und hier und da eng zusammen gedrängt rothe Dächer, aus deren Mitte der spitze Kirchthurm aufragt.

Und überall lange Reihen, aufblitzend, im Korn verschwindend, zusammengeballt hinter den Wäldern und Hügeln, zwei Reihen gegen einander drängend, und dort jagende Schwadronen, ein Flirren und Flimmern, und diesen Ketten entlang weißer Rauch und Staubwolken, wirbelnd und dann über dem schwachen Knattern, wie leiser, ferner unruhiger Trommelwirbel, ein lauter schütternder Ton, die Kanonade.

Langsam . . . dröhnend . . . Schuß um Schuß. — —

Dann klang es mit einem Male schneller, immer ein lauter Ton, und dann ein undeutlich leiser.

Tick . . . tack . . . tick . . . tack . . .

Ganz wie die alte Wanduhr auf der Diehle Onkel Heinrichs, die man auch immer so hörte in der Mittagsstille des Hauses, wenn sich nach Tisch alles behaglich zum Schlafen gelegt hatte.

Das war eine schöne Zeit regelmäßig in den Ferien, dieser Aufenthalt auf dem Lande in dem großen Gutshause.

Wenn es recht warm war am Mittag, spannte ich mir in dem großen, an die immer kühle Diehle grenzenden Zimmer die Hängematte aus und hielt Siesta, um so recht mit Genuß zu verdauen.

Und dann summten draußen die Bienen, von fern hörte man das Brüllen einer Kuh ein Huhn scharrte, und auf dem Dache gurrten die Tauben; und all diese Thöne klangen in einander, bis die müden Lider immer schwerer wurden — und das Denken schwamm hinüber in das dunkelblaue Traumland. —

Nun stand ich am Meer, weit draußen auf der Mole. Der Sturm fegte in das Land, und mit regelmäßig klatschendem Schlage warf er die schaumsprühenden Wellen gegen die Steine, eine Riesenwelle nach der anderen, mit dumpfem Aufschlag des Wassers.

Zwischendurch das Heulen und Stöhnen des Windes, der mit dem Sande zwischen dem Dünengrase sein Spiel trieb. — —

Nun hörte ich wieder, daß es nur die Tropfen waren, da draußen.

Ich schlug die Augen auf, um mich zu vergewissern, und ich sah, wie ich in der engen Stube lag, und die feuchte Luft durch alle Fugen drang und draußen gleichmäßig die Tropfen fielen.

Und wieder fing ich an zu zählen und dann lag ich da — gedankenlos und ohne Empfindung, lange — lange Zeite — wie gestorben, und endlich muß ich doch wohl eingeschlafen sein, denn am andern Morgen erwachte ich plötzlich und die helle freundliche Morgensonne schien glitzernd lebensfroh in die kleine Kammer.

Pariser Freie Bühne.

Erster Abend: „Die Ehre“, Komödie in fünf Akten von Henry Fèvre.

Zweiter Abend: „Monsieur Bute“, Stück in drei Akten von Maurice Biollay. — „Die schöne Operation“, Stück in einem Akt von Julien Sermet. — „Der Liebhaber seiner Frau“, Scenen aus dem pariser Leben, ein Akt von Aurelien Scholl.

In Henry Fèvre, mit dessen Komödie „l'Honneur“ das Théatre-Libre seinen diesjährigen Cyclus eröffnete, lernten wir ein Talent von sicher Hand und starker Fühlung mit den Wahrheiten des Lebens kennen. „L'Honneur, c'est l'opinion des voisins“ ruft einmal der Vater des gefallenen Mädchens, das im Mittelpunkte des Stückes steht, und darin spricht er aus, welches Dogma der Bourgeoismoral dieses geißelt. Der falsche Ehrbegriff, welcher das sittliche Selbstbewußtsein einer ganzen Familie in die „Unschuld“ eines Mädchens legt, und die innere Verlogenheit, welche die Schande zu vermeiden glaubt, wenn nur das Gerede der Leute vermieden wird: diese Grundvesten unserer landläufigen Anständigkeit erscheinen uns ziemlich wackelig, wenn wir sie mit den unbestochenen Augen Fèvre's betrachten. Der Vater mag immerhin, nach einer ersten Aufwallung mächtigen Zornes, seinem Kinde verzeihen. Die Tochter flüchtet dennoch vertrauensvoll zur Mutter, in der sie die Solidarität des Geschlechts erräth, und deren enges Frauenhirn Mittel ausheckt, die dem Rechtsgefühle des Mannes widerstreben. Da der Vater die von der erfahrenen Matrone empfohlenen Leibesübungen nicht duldet, welche die physiologischen Folgen des Fehltritts verhüten sollen, sinnen die beiden Weiber einen Betrug aus, der wenigstens die

gesellschaftlichen Folgen verhütet. Das Mädchen muß heirathen, und damit der Gatte durch das allzu frühe Erscheinen eines Sprößlings nicht erschreckt werde, muß er schon als Bräutigam und zwar am Verlobungstage verleitet werden, sich jene Freiheiten herauszunehmen, die ihm später seine Vaterschaft unverdächtig machen sollen. Das Opfer, ein harmloser, bis über die Ohren verliebter Vetter, geht, dank der geschickten Praktiken von Mutter und Tochter, in die Falle. Der Vater ahnt von diesem Ränkespiele nichts, denn selbst in die Verlobung hat er sich nur unwillig, abseits stehend und erröthend über die eigene Schwäche, gefügt. Aber am Hochzeitstage siegt sein Gewissen, und er reißt die züchtig von ihrem Schleier umflossene Braut von der Seite des jungen Mannes. „Dieses Mädchen", ruft er ihm mit erwürgter Stimme zu, „kann nie deine Frau werden, nie, hörst du, weil — weil sie kein Mädchen mehr ist." Doch statt vor dieser Enthüllung entsetzt zurückzuprallen, beginnt der Bräutigam verlegen zu stammeln. Er wisse wohl . . . man möge ihm vergeben . . . seine namenlose Liebe . . . ein Moment des Vergessens . . . nicht sie, ihn treffe die Schuld . . . um so mehr müsse er sie jetzt heirathen. — Der Vater starrt ihn an und mit einem zweiten Blicke auf die beiden Frauen durchschaut er den Plan, der diesen so gut gelungen ist. Was bleibt ihm zu thun übrig? Er kann doch einem Manne, der sie besessen hat, seine Tochter nicht verweigern, weil er nicht der Erste war, der sie besessen hat? Die landläufige Moral hat seine bessere Moral überlistet. Er zuckt die Achseln, die Brautjungfern treten ein, die Kirchenglocken läuten, die mütterliche Hand zupft zum letzten mal den Myrthenkranz zurecht, und ehe eine Viertelstunde vergeht, wird die Ehre gerettet und Frankreich um eine anständige Frau reicher sein.

Diese Wiedergabe beschränkt sich auf das Allernothwendigste; allein sie reicht hin, uns den Stoff zu einer echten Sittenkomödie erkennen zu lassen. Der Dichter hat diesen Stoff trefflich behandelt, und nicht nur eine Reihe wirklicher Menschen auf die Beine gestellt, sondern auch den Widerstreit ihrer Charaktere ganz bühnengerecht verwerthet. Die Art und Weise, wie der Dämling von Bräutigam vom Anfang bis zu Ende genarrt wird, ist von überwältigendem Humor. Empfindsame Gemüther haben sich allerdings daran gestoßen, daß eine naive, tiefe Leidenschaft so schmählich gemißbraucht und die Sünde eines Mädchens lediglich zu komischen Wirkungen ausgenützt wird. Allein diese Wirkungen hat Fèvre nicht gesucht, er hat sie im Leben gefunden, das mit den ernstesten Dingen frivoler umspringt, als es die ungebundenste Künstlerphantasie zu thun vermag. Wo sie zu wohlfeilen Possenspäßen ausgebeutet wird, billigt man die Frivolität; dort aber wo sie aufhört, frivol zu sein, weil sie sich mit der Wahrheit deckt und die Anschauung der Wahrheit im letzten Grunde immer sittlich, rein und künstlerisch ist, scheut der Heerdenverstand des Publikums zurück. Ein beschämenderes Zeugniß kann sich die Heuchelei der Menge gar nicht ausstellen. Sie gestattet die Verletzung ihrer conventionellen Moral in unmöglichen Situationen und verwirft sie, sobald diese Situationen möglich, menschlich und wirklich werden. Und die Bühne, die dieser Heuchelei dient, heißt die idealistische Bühne!

Drei Wochen später, am zweiten Abend, führte uns Herr Antoine drei Stücke auf einmal vor. Der Eindruck war gemischt wie das Programm, und weit weniger erfreulich als in der Eröffnungsvorstellung. „Monsieur Bute" von Maurice Biollay erscheint mir als ein dreiaktiger Irrthum und zwar, was schlimmer ist, ein sehr langweiliger Irrthum. Herr Bute, der Scharfrichter, wurde in Folge einer bei der letzten Hinrichtung untergelaufenen Ungeschicklichkeit nach dreißigjährigen Diensten verabschiedet. Der noch sehr kräftige Greis erträgt die unfreiwillige Ruhe schwer, denn er hat sein Handwerk lieb gewonnen. Aus zwei Gründen: vorerst weil er ein frommer, kirchengängerischer Mann ist, der sich als Vollzieher eines göttlichen Sühnegebotes ansieht, und dann — doch darüber soll er sich selber aussprechen. „Sehen Sie," sagt er einem ihn interviewenden Journalisten, „diese Beule hinter meinem Ohr und diesen Knoten auf meiner Hand: dieselben Zeichen trugen Troppmann, Lacenaire und andere berühmte Mörder, die ich auf die Guillotine gelegt habe. Ziehen Sie selbst den Schluß daraus. Es ist ein wahres Glück für die Gesellschaft, daß mich der Staat beschäftigt — denn sonst ...." Das Letztere fügt Bute mit ironischem Lächeln hinzu; dem Verfasser sind die Worte aber furchtbar ernst, denn er leitet daraus die Erkenntniß und die Lösung seines Stückes ab. Bute ist einer jener Unglücklichen, die mit dem Mordsinn zur Welt gekommen sind: Lombroso's uomo criminale als öffentlicher Funktionär

In seiner Unthätigkeit wird er schwermüthig und kränklich; ihn quält das Heimweh nach dem Hochgericht. Eines Nachts nun, wenige Tage nachdem ihn ein Nervenschlag gestreift hat, will er sich heimlich fortstehlen, um einer Hinrichtung wenigstens beiwohnen zu können. Er wird bei diesem Vorhaben von seiner alten Magd überrascht, die sich ihm in den Weg stellt. Ein Streit entspinnt sich, in dessen Verlaufe Bute wüthend einen eisernen Leuchter ergreift, den er der Magd an den Kopf wirft. Diese stürzt mit einer klaffenden Stirnwunde, zu Tode getroffen, auf den Estrich hin. Bute wirft sich über sie. Seine Züge sind verzerrt, seine Augen funkeln. „Blut," schreit er mit wollüstigen Zuckungen. „Blut, ah, Blut!" Und nachdem er seine Begierde im Anschauen dieses Gräuels gesättigt, erhebt er sich ruhig und läßt sich von den herbeigeeilten Nachbarn festnehmen.

Ist das wahr? Weiß ich's? Wissen Sie es? Weiß es Herr Biollay? Ich hätte geglaubt, daß ein Scharfrichter seinen Beruf viel naiver ausübt als Monsieur Bute, der sich selbst psychologisch zerkleinert. Aber ich hätte diesen Glauben bei mir behalten, denn wer sagt mir, daß ich Recht habe? Ich habe nie einen Scharfrichter studirt, der Verfasser vermuthlich ebensowenig, und Intuition wie künstlerische Anempfindung helfen, mein' ich, bei einer solchen Ausnahmenatur verteufelt wenig. Wer von uns kann sich in die Seele dieser traurigen Gestalt hineindenken, auf welche Weise sollen wir sie begreifen? Herrn Biollay genügt es, daß Monsieur Bute eine Beule hinter den Ohren hat? Wenn nun Monsieur Krauts diese Beule nicht hat? Und selbst wenn er sie zufällig haben sollte, was bewiese sie? Das sind Fragen, von denen der Verfasser uns kein einzige zu beantworten vermag. Er hat eine unverdaute und übrigens noch stark bestrittene Lehre einer erst unsicher tastenden Wissenschaft zu einem dramatischen Gespinnst auseinandergezerrt, das blos unheimlich und nicht einmal traurig, geschweige denn tragisch und überzeugend ist

„La belle operation" von Julien Sermet, die auf dieses Stück folgte, verrieth nicht einmal den guten Willen, den Herr Biollay bekundete. Eine junge Künstlerin leidet an einem Tumor im Bauche. Ihr Hausarzt hofft sie noch ein oder zwei Jahre erhalten zu können, aber er sowie andere Doktoren verzweifeln an dem günstigen Ausgange einer Operation, welche der berühmte Professor Ménard — darunter ist der Chirurg Péan gemeint — wagen will. Nur keine Sentimentalität, lautet sein Wahlspruch, Dank welchem die Patientin unter seinem Messer den letzten Seufzer aushaucht. Wie er aus dem Krankenzimmer wieder heraustritt und seine Assistenten einigermaßen verlegne Mienen machen, tröstet er sie voll Stolz: „Die Operation hat ein Ergebniß gehabt; ich weiß jetzt, daß sie undurchführbar ist." Wenn das eine Satire sein soll, so fehlt ihr das Salz; wenn es ein Bild des Lebens sein soll, so ist es eine Lüge. Und ebenso lügnerisch ist es, wenn die beste Freundin der Kranken mit deren Geliebtem und deren alter treuer Dienerin den Klatsch aus dem Bäckerladen breittritt und den Roman aus dem „Petit Journal" bespricht, während in der Nebenstube das Opfer verblutet. Wir haben es hier mit einem trübseligen Studentenulk zu thun, der dem blöden Philister einmal zeigen soll, was eine Sache ist. Epater le bourgeois nennt man das in Paris. Der Erfinder dieses Ulk hat aber nur gezeigt, daß er keine Ahnung von den Zielen und Bedingungen der Kunst besitzt, in deren Dienst die Freie Bühne gestellt ist.

Nach diesen beiden Todtentänzen wirkte Scholl's Einakter „L'Amant de sa femme" wie ein Labsal. Es bedurfte allerdings dieser Vorbereitung, um uns mit dieser übermüthigen Phantasie zu versöhnen. So frisch von der Leber weg hat die Lüsternheit selbst an dieser Stätte noch nicht geplaudert, so offenherzig die elegante Verderbtheit einer überraffinirten Genußwelt sich noch nicht an's Lampenlicht gewagt. O schauen Sie mich nicht verwundert an: ich habe gar nichts gegen die Freizüngigkeit. Was mich stört, das ist nur das Behagen an dem galanten Detail, welches hier lediglich Zweck und nicht nur Mittel ist, die etwas greisenhafte Erotik, die das Théâtre-Libre zum Téâtre-Libertin umgestaltet. Der Vicomte de Saint Kieul hat nach dritthalbjähriger Ehe entdeckt, daß seine Frau ihn mit einem Dragoner-Lieutenant betrügt. Er fordert den Lieutenant schießt ihm ein Kugel in die Schulter, die ihn für ein paar Monate von der Vicomtesse entfernt' und kommt zurück, um nun selbst den Liebhaber seiner Frau zu spielen. Mein Gott ja, wenn sie ihn betrogen hat, ist es nur seine eigene Schuld. Er hat sie zu respektvoll, zu sehr als Ehe-

mann behandelt. Er hat sich mit Tänzerinnen ausgetobt und die neugierig gewordenen Sinne einer Gattin stets kurzer Hand abgefertigt, den Hunger ihres Geschlechts nur mit dem Hausbrod der Zärtlichkeit gespeist. Ist es ein Wunder, räsonnirt er, daß sie auswärts gesucht hat, was ich ihr versagt hatte? Warum soll ich sie durch seine Zauberkünste nicht an das Heim fesseln? Ich bin immer im Schlafrock an ihr Bett getreten — er nicht; ich habe die Lichter immer ausgelöscht — er nicht; mein Traum wagte sich nie . . . kurzum, sagt er nun zu seiner Frau gewendet, ich werde Dich von nun an liebkosen, daß Du Dich am Morgen schämen wirst, Deine Mutter anzusehen. Um den Anfang zu machen, flößt er ihr einen Champagnerrausch ein, wirft sie aufs Sopha und — der Vorhang fällt. Es ist höchste Zeit. Es gehört der Ueberfluß jenes Boulevard-Esprits, den Scholl, „der geistreichste Mann von Paris", sein eigen nennt, dazu, um uns während der paar Minuten diesen Ausflug in das Gebiet des Marquis de Sade vergessen zu machen. Es blitzt und glitzert in dem hypermodernen Dialog von Einfällen, mit denen man zehn sogenannte Conversationsstücke aufputzen könnte — aber „Scenen aus dem pariser Leben", wie der Untertitel des Stückchens lautet, sind das nicht. Es sind Scenen aus gar keinem Leben, sondern lediglich Aufregungen eines epikuräischen Junggesellen, der in den Armen der Frauen Anderer alt geworden ist.

Siegm. Feldmann.

Theater.

Freie Volksbühne. „Ein Volksfeind". Schauspiel in fünf Akten von Henrik Ibsen.

Der „Volksfeind" erscheint in dieser Spielzeit zum zweiten Mal auf den Bretter; aus dem Luxussaal des Lessing-Theaters ist er zurückgelangt an die erste Stätte seiner Berliner Lebenszeit. Ein Vergleich zwischen beiden Aufführungen scheint kaum zulässig. Denn es versteht sich ohne Weiteres, daß die Schauspieler des vornehmen Lessingtheaters die der Volksbühne an sicherer Kunstleistung überragen; aber doch kamen, dank der ausgezeichneten Regie Hachmann's und dank des lebhaften Widerhalls, den die innersten Vorgänge des revolutionirenden Dramas bei den Hörern aus dem Volke fanden, eigentümliche, echt Ibsen'sche Wirkungen zu Stande, selbst mit minderwerthigen Kräften. Es ist wahr, im Lessing-Theater war man äußerlich exakter, der Bürgermeister trug die richtige, offizielle Dienstmütze, und statt der abscheulichen „Badeanstalt" des Uebersetzers sprach man stilgerechter von einer „Kuranstalt"; aber die Aktschlüsse hatte man, nicht ohne gewaltsame Striche, zu „Tableaux" entstellt, manche Concession an den Unverstand eines verehrlichen Publikums war gewagt, und ein kleiner Theaterverstand hatte die Genialität des Dichters gemeistert, welche hier, in der Volksbühne, in ihrer ganzen wilden Größe, flammenden Blickes und gesträubten Haares vor den begeisterten Hörern auferstand. War im Lessing-Theater der Volksfeind in der Gestalt eines märchenhaft seltsamen Mannes erschienen, mit großen Misanthropen-Augen wie aus einer fremden Welt in die nordische Kleinstadt hineinblickend, und hatte im Laufe der Entwickelung der praktische Arzt sich immer mehr in einen bewußt-idealen Seher, in einen feierlichen Priester der Wahrheit verwandelt, so stand hier ein kleiner, unruhig zappelnder Mensch vor uns, dessen Unruhe nur leider jener Zug von Größe fehlte, der erst ein völlig packendes Bild gewährte. Wenn Herr Klein an virtuoser Kunst zu viel hat, so hat Herr Joseph an Naturkraft zu wenig, und die Volksversammlung erstickte den Volksfeind; aber der treue Wirklichkeitszug und das allem Theatralischen abholde, diskrete Zusammen der Aufführung gab dennoch steigende Stimmung, und der Geist des Werkes trat, klar und siegend wie je, in die Szene hinaus.

Und es gab den merkwürdigsten Eindruck, diesen Geist zu diesen Hörern reden zu hören, mit Feuerzungen. Nicht bloß aus ästhetischen Gründen hatten die Herren Wille und Wildberger, die Opponenten unter den „Genossen", auf der Aufführung gerade des „Volksfeindes" bestanden, und

wenn auch nicht alle Schläge und Kernworte des Stückes sogleich gefaßt wurden, die Wirkung des Ganzen ist sicher im Sinne der Veranstalter gewesen, und sie wird haften und sich weitertragen. Daß die bürgerliche Gesellschaft auf einem Moorgrunde von Lüge und Unfreiheit steht, darüber waren der Dichter und sein Publikum bald einig; aber auch die tiefergreifenden Wahrheiten dieses idealen Anarchisten, dieses aristokratischen Radikalen, der sein volles, warmes, thörichtes, kluges Wollen mit Kindersinn offenbart, trafen auf nachdenkliche Empfänglichkeit, und diese nach geistiger Cultur und nach Schönheit so offenen Sinnes verlangenden Hörer, mit ihrer „idealen Begehrlichkeit," werden, über den Eindruck des Tages hinaus, die Wirkung der großen Dichtung, gleichsam wie ein inneres Erlebniß, auf lange empfinden.

Und über die Wirkung des Tages und des Ortes auch hinaus, über die soziale und ästhetische Stimmung des Augenblicks hinaus, in dem er, wie jedes Wirklichkeitswerk, so fest zu wurzeln scheint, erhebt sich uns, da wir ihn von Neuem auf der Szene geschaut, dieser „Volksfeind." Ueberzeugender spricht nirgends zu uns die Genialität des Dichters, sein blitzschnelles Ergreifen, sein temperamentvolles Fassen und kunstvolles Steigern tieftragischer Menschheitsprobleme; und zu den höchsten Mustern der Kunst werden wir zurückgeführt, zu den Dramen kraftvollen Trotzes, souveränen Eigenlebens, sehen wir diese lebenathmenden, pulsenden Schilderungen vor uns. Zu Antigone und dem Misanthropen und Coriolan gesellt sich erhobenen Hauptes Thomas Stockmann; und als der Typus germanisch einsamen Manneswillens steht er da, ein Bild von ewiger Wahrheit.

Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

Bei Schulte. Unsere Gesichtsnerven besitzen eine Lämmergeduld und eine Engelsliebenswürdigkeit im Vergleich zu unseren Gehörsnerven. Das Stimmen vor einer Oper erscheint uns wie das Fegefeuer vor der Seligkeit; das Etüdenspielen unserer Nachbarin läßt uns verzweifelt aufspringen und raubthiergleich im Zimmer umherlaufen; ein Geigensolo, gespickt mit Läufen, Doppelgriffen, Trillern und sonstigem Virtuosenfirlefanz, kann uns, falls wir nur einiges natürliches Kunstgefühl haben, zum Rasen bringen; eine große Symphonie verbraucht fast völlig all unsere Aufnahmefähigkeit, und selbst unsere Riesenmusikfeste haben es noch nicht fertig gebracht, uns gleichzeitig Beethoven, Offenbach, Mozart, Bizet, Ludolf Waldmann und Hugo Wolff vorzuführen. In den lauschigen kleinen Sälen der Schulte'schen Kunsthandlung stürzt das alles, in Augenschmaus verwandelt, auf den Besucher ein, und man läuft nicht entsetzt davon, sondern erlegt befriedigt seine halbe Mark für den genossenen Genuß, froh, daß dies Farbengeschwirr, genannt Ausstellung, nicht eine „große akademische" war. Und doch: die armen Maler! Wieviel verliert jeder dadurch, daß neben ihm ein anderer sein Instrument bläst, streicht, kratzt, schlägt oder beseelt! Das Zauberspiel einer ersten Geige behauptet sich wohl für die Erinnerung des Besuchers, wie Lenbach's wunderbares Bild Kaiser Wilhelms I in ausgesprochener Greisenhaftigkeit, oder wie das liebliche Zeichnungs-Capriccio von Knaus, eine neue Type seiner weltbekannten schwarzäugigen Kinderbildnisse. Aber wie leicht ist man ermüdet, zumal jenen Künstlern gegenüber, die stets nur dasselbe Instrument, und auch noch stets in derselben Tonart spielen! So geht's mit den beiden großen Oswald Achenbach's, die ganz des Künstlers alte Palette, virtuos bis zur Taschenspielerei, zeigen, so geht's mit einem „Dirndl"bildniß Defreggers, dieses säumigsten Zahlers an seine eigene Unsterblichkeit, so geht's mit einem wunderhübsch zusammengetönten Bilde, Erzählung eines Verwundeten aus dem dreißigjährigen Kriege, bei dem A. Schröder vollständig in das Carl Becker eigenthümliche Horn stößt. Aber die Liebenswürdigkeit unseres Auges — oder ist's die der Malerei, die eben glücklicherweise meist nicht „mit Geräusch verbunden"? – läßt uns doch wieder sogar bei Etüden verweilen. Die Skizzenblätter des viel zu früh verstorbenen trefflichen Hellqvist enthalten ebenso wie einige fertige Gemälde, unter denen Luthers Einzug auf die Wartburg durch die wunderbare Lichtstimmung auf dem

prächtigen alten Gemäuer hervorragt, so viel Ernst, Liebe und Können, daß man mit Mühe von ihnen loskommt, das Herz in Bewunderung und in Klage getheilt. An Ernst ihm ebenbürtig, zeigt Vilma Parlaghy in einem Damenbildniß auf's Neue, welch große Hoffnungen die jugendliche Künstlerin zu erfüllen strebt. Eine Männlichkeit der Auffassung, der Wahrheitsliebe und der Pinselführung offenbart sich hier, vor der unsere Marzipanmaler der Mode sich wie Kastraten fühlen müssen. Wie im Guckkasten folgt auf sie als Gegensatz ein Konzert in Spanien der französischen Revolution, von Alvarez, dem kokettesten Farbenvirtuosen. Ein erstaunliches Bild! Eine Schaar fein individualisirter Püppchen, ein Wahnwitz an Pracht der Umgebung, ein Fasching der Farbe, in dem auf den ersten Blick alles unterzugehen scheint, nur soviel Seele, daß man ein Witzchen heraus destilliren könnte, aber doch das beabsichtigte Virtuosenkunststück des Zusammenbringens aller Farben und des Herausbringens aller Figuren fast vollständig gelöst! — — Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein. Eine menschenlose grüne Fläche mit müden Sonnenblumen; ein trübes, dunkles, schmucklosestes Gehöft im Hintergrunde; darüber ausgegossen ein schweres, stumpfes Licht — Du willst kopfschüttelnd vorübergehen; aber es zieht Dich doch wieder hin, und Du fühlst immer deutlicher: dies Bild lebt! Momme Nissen hat das Naturleben aus diesem anscheinend so reizlosen Fleck Erde in einer Weise herausgeholt, daß der Eindruck seines Bildes schließlich nahezu am tiefsten haftet. Er ist neben Lenbach jedenfalls augenblicklich der größte Dichter bei Schulte. Möge er nicht sein Gold allzubald wie andere Vielversprechende in Scheidemünze umprägen, um Scheidemünze einzusacken!

Franzosen bei Gurlitt. Einheitlichere Eindrücke wie bei Schulte erhält man augenblicklich im oberen Saale bei Gurlitt, der in dankenswerthester Weise dem größeren Publikum die Bekanntschaft mit einer Reihe von Bildern der französischen Intimistenschule vermittelt. Ihre Stärke liegt im Landschaftlichen, und gemeinsam ist allen ein liebevolles Eingehen auf die Stimmung der Natur, mit Vorliebe für ihre Alltagsstimmung, die dann in persönlichste Lyrik der Meister umgesetzt ist. Aus den einfachsten Motiven, einer Wiese, einem Waldinnern, einem Teiche, ist so eine Fülle von Poesie des Lichtes hervorgeholt. Nur mit den beiden ausgestellten Bildern des obersten dieser mehr fränkisch als gallisch gearteten Köpfe vermag ich mich nicht zu befreunden. Gegenüber diesen in Wasserblau schwimmenden Skizzen J. F. Millet's bekenne ich mich gern als das Naturkind aus Andersen's Mähr von des Königs neuen Kleidern, das die Dummheit auf sich nimmt, die berühmten Kleider nicht zu sehen, die nur ein Kluger wahrnehmen kann. Und wenn wir die Ehrfurcht vor Namen und Allgemeinurtheil beiseite thun, wird hoffentlich Mancher mit aufathmen: Gottlob, daß ich da nicht zu bewundern brauche, wo ich, wie bei einzelnen Kalibans des seligen Karstens — an den Millets Figuren anklingen — gar nichts mehr verstehen kann!

Zur richtigen Würdigung der anderen Meister, Corot's, Troyons — der auch von Rafael Mengs' Zuckerfarben gelegentlich einen Pinsel voll einschmuggelt — Ch. Jacque's und Daubigny's fehlte leider hier an Raum. Uebrigens hat auch Munkaczy in einem Waldesdüster nicht ganz erfolgreich den Anschluß an diese Gruppe versucht. Ribot, der zum Figürlichen überleitet, ist ganz Helldunkel, ganz Nachahmer, obwohl von großer zeichnerischer Kraft. Aber seine Schatten sind undurchdringlich „und mit einer großen Büchs' voll kohlschwarzer Stiefelwichs' geht er an die Arbeit." Und nicht bei ihm blos wird mir Busch lebendig. Sobald es an die Miniaturmeister geht, bewundere ich Busch immer wieder mit einem Seitenblick, der den Geschmack besitzt, seine Bilder gleichen Formates in einen Münchener Bilderbogen statt in einen schmetternden Goldrahmen zu setzen. Und mit diesem Sacrileg trete ich an — Meissonier heran. Im Ernste: heut mehr als je ist, meine ich, diese Feinschmeckerkunst trotz alles Geistreichthums, aller Pikanterie und Virtuosität zurückzuweisen. Gesunder, großer Kunstsinn: laß Dich nicht verblüffen! — Verblüffen kann auch E. Debaille mit einem „Bonaparte in Aegypten" durch die Kühnheit der Mache. Er ist hier ganz gallisch: aufflackernd, lebendig, gefallsüchtig, schillernd. Sein Bild, das überhaupt mehr kecke Skizze ist, entbehrt vor allem der Ueberzeugungskraft in der Lichtstimmung; und auch an den Bonaparte muß man glauben! Erfreulicher, meisterhaft in Farbe, Ton und Zeichnung, ist ein orientalisches Interieur von Geronne mit nackten Frauen, die einem, nicht im vollsten Humor erfaßten, Maraboutstorch, diesem gefiederten Scarron, zur

Kritik zu dienen scheinen. Die weiche Tönung des Ganzen muthet schon fast altmodisch an: so schnell verlassen wir in unserer Zeit die Ueberlieferungen, die hier wohl auf David zurückgehen.

Im Ganzen, meine ich, wird man auch hier wieder die Franzosen schätzen können, ohne allzubeschämt vor ihnen zurücktreten oder auch nur allzuviel von ihnen lernen zu müssen. Betont sei nur, daß auch hier der Ernst des Schaffens, den oberflächliches Urtheil der Kunst unserer Nachbarn so oft absprechen will, die grüblerische, innige Vertiefung, das Ringen mit der Aufgabe, wie es bis in sein Uebermaß hinein Zola so unübertrefflich geschildert, auch hier, höchste Achtung gebietend, zur Erscheinung kommen.

Hans Schliepmann.

Freie litterarische Gesellschaft. Die Praxis hat bestätigt, was die Theorie bei Gründung dieses neuen Vereins gemunkelt: es war ein Bedürfniß in Berlin vorhanden nach einer litterarischen Gesellschaft dieser Art. Als gelegentlich, in der Zwischenzeit seit der hier besprochenen ersten Vorlesung, eine zwanglose Zusammenkunft zum Zwecke einer intimen Debatte über die Theatercensur stattfand, faßte das geräumige Lokal die zudrängenden Schaaren nicht; und der zweite Deklamationsabend, der uns inzwischen auch geworden, zeigte den großen Saal des Architektenhauses fast gefüllt bis auf den letzten Platz, ein erfreuliches, Stimmung gebendes Schauspiel, das die Zukunft des Unternehmens nun wohl zweifellos zu sichern scheint.

Die Vorlesung litt nicht ganz so stark, aber doch auch noch recht fühlbar unter den Schäden, die sich bei der ersten so deutlich offenbart und die nicht oft genug offenbart werden können, um endlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Verrohung und Entwertung der deklamatorischen Kunst in unsern Tagen und die völlige Entfremdung hinzulenken, die in tief beklagenswerter Weise (aber wesentlich durch Schuld des Publikums) zwischen Dichter und Vorleser eingerissen ist. Unsere Dichter nehmen, mit verschwindenden Ausnahmen, gar keine Rücksicht mehr auf die Möglichkeit öffentlichen Vortrages, und unseren berufsmäßigen Vorlesern scheint jegliches Gefühl für schlichte Einfachheit, die Dichtungen gibt, wie sie sind, anstatt sie zu Cirkuskapricen zu mißbrauchen, abhanden gekommen zu sein. Den verhältnißmäßig reinsten poetischen Genuß des Abends boten ein paar Gedichte Theodor Fontane's. „Trafalgar“ von Bleibtreu eignete sich in seiner ebenso schwulstig breiten wie verworrenen Ausführung in keiner Weise zum Vortrag. „Anna“ von Julius Hart wurde von Max Pohl in einer Weise vorgetragen, die ich als völlig verfehlt bezeichnen muß. Es giebt denn doch wohl einen scharfen ästhetischen Unterschied zwischen realistischer Wiedergabe der Stimmungsfarbe eines Kunstwerks' und zwischen einfachem Ersetzen der schönen Worte des Autors durch ein uferloses Geplätscher thränenerstickter Naturlaute, aus denen auch nicht eine Silbe des Inhalts vernehmlich wird. Gewiß, das wirkliche Mädchen in der betreffenden Situation hätte wahrscheinlich auch nur geweint, und sicher nicht in Versen gesprochen. Aber das ist doch höchstens ein Angriffspunkt für einen überkonsequenten Realisten, allenfalls Stoff einer Debatte. Dem Vorleser scheint mir deshalb noch lange kein Recht verliehen, an Stelle des im Buche schwarz auf weiß gegebenen Gedichtes ein leeres Blatt zu sehen mit der Ueberschrift: „Die weinende Anna, — Ausführung im Belieben des Herrn Deklamators.“ Ein Muster im Bezug auf den Vortrag bot die kleine, an sich nicht grade bedeutende Novelle von Hermann Bahr, vorgetragen von ihm selbst. Sollten wir nicht mehr Autoren haben, die uns selbst aus ihren Werken vorlesen können? Es kommt so doch selbst bei schwächerem Organ eine individuelle Färbung hinein, die kein fremder Interpret erreicht. Und eine Probe darauf war auch die niedliche kleine Erzählung, die Olga Wohlbrück mit wirklich naivem Zauber vorlas, sie bildete die eigentliche Perle des Abends. Ein Fragment aus Franz Helds umfangreichem Epos „Der Pfaffe Don Juan“ wurde leider nicht genügend verständlich, um die Wirkung zu thun, die ein längeres Stück aus dem Buche wohl hätte erzielen können. Vielleicht entschließt sich der kraftvoll aufblühende, zweifellos unter einem glücklichen Stern gegründete Verein gelegentlich einmal, bloß einer einzigen, aber dann annähernd vollständig vorgetragenen epischen Versdichtung einen Abend zu widmen. Es thut dem modernen Epos verzweifelt noth, daß ihm auf die Beine geholfen wird.

Wilhelm Bölsche.



Hunger.

Von

Knut Hamsun.

Deutsch von **M. v. Borch.**

(7. Fortsetzung.)

Trunken und nervös ging ich die Straße entlang und brüstete mich. Die Freude, Majali rein und ehrlich entgegentreten und ihr in's Gesicht sehen zu können, ging mit mir durch; ich hatte keine Schmerzen mehr, mein Kopf war klar und leer, es war als ob ein Kopf aus eitel Licht auf meinen Schultern strahlte. Ich bekam Lust, Narrenstreiche auszuführen, erstaunliche Dinge zu begehen, die ganze Stadt auf den Kopf zu stellen. Die ganze „Grenze" hinauf betrug ich mich wie ein Verückter; ich hatte leichtes Ohrensausen, und in meinem Gehirn war der Rausch in vollem Gange. Ganz begeistert von meiner eigenen Dummdreistigkeit, fiel es mir ein, hinzugehen nnd einem Dienstmann, der übrigens kein Wort gesprochen hatte, mein Alter anzugeben, ihm die Hand zu drücken, ihm eindringlich in's Gesicht zu sehen und ihn dann ohne weitere Erklärung wieder zu verlassen. Ich unterschied die Nuancen in den Stimmen und dem Lachen der Vorübergehenden, betrachtete ein paar kleine Vögel, die vor mir auf der Gasse hüpften, begann den Ausdruck der Pflastersteine zu studieren und fand allerhand Zeichen und wunderliche Figuren an ihnen. Inzwischen war ich zum Stortingplatz hinuntergelangt.

Plötzlich bleibe ich stehen und starre auf die Droschken. Die Kutscher gehen schwatzend umher, die Pferde stehen in dem garstigen Wetter vornübergebeugt da. Komm! sagte ich und gab mir einen Puff mit dem Ellbogen. Schnell ging ich an den ersten Wagen und stieg ein. Ullevoldsvej Nr. 37! rief ich. Wir rollten davon.

Unterwegs begann der Kutscher sich umzusehen, sich niederzubeugen und in den Wagen zu blicken, wo ich unter dem Verdeck saß. War er mistrauisch geworden? Kein Zweifel, mein schlechter Anzug hatte ihn aufmerksam gemacht.

„Ich muß einen Herrn treffen!" rief ich ihm zu, um ihm zuvor zu kommen, und dann erklärte ich ihm eindringlich, daß ich diesen Mann absolut treffen müsse.

Wir halten vor Nr. 37, ich springe hinaus, die Treppe hinauf, bis in die dritte Etage, fasse einen Glockenzug und läute; die Glocke machte drinnen sechs, sieben fürchterliche Schläge.

Ein Mädchen schließt auf; ich bemerke, daß sie Goldknöpfe in den Ohren hat und schwarze Lastingknöpfe an der grauen Kleidertaille. Sie sieht mich erschrocken an.

Ich frage nach Kierulf, Joachim Kierulf, wenn ich mich so ausdrücken dürfe, ein Wollhändler, kurz und gut er sei garnicht zu verwechseln . . .

Das Mädchen schüttelt den Kopf.

„Hier wohnt kein Kierulf," sagt sie.

Sie starrt mich an, faßt nach der Thürklinke, bereit, sich zurück zu ziehen. Sie gab sich nicht die geringste Mühe, den Mann ausfindig zu machen; aus, als ob sie die Person kenne, nach der ich fragte, wenn sie nu nachdenken wollen, das faule Geschöpf. Ich wurde böse, drehte ihr lief die Treppen wieder hinunter.



„Er war nicht da!“ rief ich dem Kutscher zu.

„Nicht da?“

„Nein. Fahren Sie Tomtegaden Nr. 11.“

Ich war in der heftigsten Gemüthsbewegnng und steckte den Kutscher damit an; er glaubte sicher, daß es das Leben gelte, und fuhr ohne weiteres davon. Er hieb tüchtig darauf los.

„Wie heißt der Mann?“ fragte er und drehte sich auf dem Bock um.

Kierulf, Wollhändler Kierulf.“

Und der Kutscher meinte auch, daß der Mann nicht zu verwechseln sei. Ob er nicht einen hellen Rock zu tragen pflege?

„Was?“ rief ich, „hellen Rock? Sie sind wohl verrückt? Glauben Sie etwa, daß ich nach einer Teetasse frage?“ Dieser helle Rock kam mir sehr ungelegen, verdarb mir den ganzen Mann so wie ich ihn mir gedacht hatte.

„Wie sagten Sie, daß er hieß? Kierulf?“

„Gewiß, ist das so wunderlich? Der Name schändet Niemand.“

„Hat er nicht rotes Haar?“

Es konnte wol sein, daß er rotes Haar hatte, und als der Kutscher dessen erwähnte, war ich mit einem Mal sicher, daß er Recht habe. Ich war dem armen Fuhrmann förmlich dankbar und sagte ihm, daß er den Mann richtig getroffen habe; es verhalte sich wirklich wie er sage; es wäre eine Seltenheit gewesen, solch einen Mann ohne rotes Haar zu sehen.

„Das muß der sein, den ich ein paar Mal gefahren habe,“ sagte der Kutscher. „Hatte er nicht einen Knotenstock?“

Jetzt sah ich den Mann lebendig vor mir und sagte:

„Ha, ha, den Mann hat wol noch niemand ohne Knotenstock in der Hand gesehen. In der Beziehung können Sie beruhigt sein, ganz beruhigt.“

Ja, es war klar, das war derselbe Mann, den er gefahren hatte. Er kannte ihn wieder . . . .

Und wir fuhren weiter, daß die Funken stoben.

Während dieses ganzen erregten Zustands hatte ich nicht einen Augenblick die Geistesgegenwart verloren. Wir kommen an einem Polizeidiener vorüber, und ich bemerke, daß er die Nummer 69 hat. Diese Zahl trifft mich so grausam genau, sie sitzt plötzlich wie ein Splitter in meinem Gehirn. 69, genau 69, die würde ich nicht wieder vergessen, die 69!

Ich lehnte mich in den Wagen zurück, eine Beute der wahnsinnigsten Einfälle, kroch unter dem Verdeck zusammen, damit Niemand sähe, daß ich den Mund bewegte, und begann dann wie blödsinnig mit mir selbst zu reden. Der Wahnsinn rast in meinem Hirn, und ich lasse ihn rasen, ich bin so fest davon überzeugt, daß ich Einflüssen unterliege, über die ich nicht Herr bin. Ich fing an zu lachen, leise und leidenschaftlich, ohne Spur von Grund, noch immer lustig und berauscht von den paar Gläsern Bier, die ich getrunken hatte. Nach und nach läßt meine Erregung nach, meine Ruhe kehrt allmälig wieder. Ich spürte Kälte in meinem verwundeten Finger und ich steckte ihn zwischen Hals und Hemdkragen, um ihn ein wenig zu erwärmen. So kommen wir nach Tomtegaden. Der Kutscher hält an.

Ich steige aus, ohne Hast, gedankenlos, schlaff, mit schwerem Kopf. Ich trete in die Haustür, komme in einen Hinterhof, gehe quer hindurch, stoße an eine Thür, öffne sie, trete ein und befinde mich in einem Gang, eine Art Vorzimmer mit zwei Fenstern. In der einen Ecke stehen zwei Koffer, einer auf dem andern, und an der Längswand eine alte, ungestrichene Schlafbank, auf der eine Decke liegt. Rechts, im [illegible] Zimmer höre ich Kindergeschrei, und über mir in der zweiten Etage das [illegible] Eisenplatte, auf der gehämmert wird. Alles dies nehme ich in dem [illegible] ich eintrete.

Ich gehe ruhig durch das Vorzimmer, an die gegenüberliegende Thür, ohne mich zu beeilen, ohne einen Gedanken an Flucht, öffne auch diese und komme hinaus in die Vognmandsgade Ich blicke an dem Hause empor; durch das ich soeben gekommen: Wirtschaft und Logis für Reisende.

Es fällt mir nicht ein, fortlaufen, mich von dem Kutscher fortschleichen zu wollen, der auf mich wartet; ich gehe ganz gelassen durch die Vognmandsgade, ohne Furcht, ohne mir eines Unrechts bewußt zu sein. Kierulf, dieser Wollhändler, der so lange in meinem Hirn gespukt hatte, dieser Mensch, von dem ich meinte, er müsse existieren, den ich notwendig treffen mußte — er war aus meinen Gedanken geschwunden, ausgelöscht samt anderen wahnsinnigen Einfällen, die nach einander kamen und gingen; ich gedachte seiner nur noch wie einer Ahnung, einer Erinnerung.

Je weiter ich ging, desto nüchterner wurde ich; ich fühlte mich schwer und matt und schleppte die Beine nach. Der Schnee fiel noch immer in großen, nassen Fetzen. Schließlich kam ich hinaus nach Grönland, bis an die Kirche, wo ich mich auf eine Bank setzte, um auszuruhen. Alle Vorübergehenden betrachteten mich verwundert. Ich versank in Nachdenken.

Du guter Gott, wie traurig war es jetzt um mich bestellt! Ich war meines elenden Lebens so herzlich müde und satt, daß ich es nicht der Mühe wert hielt, noch länger zu kämpfen, um es mir zu erhalten. Das Misgeschick hatte Überhand genommen, es war zu grob gekommen; ich war so sichtlich zu Grunde gerichtet, war nur noch ein Schatten dessen, was ich einst gewesen. Meine Schultern waren eingesunken, ganz nach einer Seite hin, und ich hatte die Gewohnheit angenommen, mich vornüberzubeugen wenn ich ging, um meine Brust so viel wie möglich zu schonen. Vor ein paar Tagen um die Mittagszeit hatte ich meinen Körper oben auf meinem Zimmer untersucht, und während der ganzen Zeit mußte ich über ihn weinen. Während vieler Wochen hatte ich dasselbe Hemd getragen; es war ganz steif von altem Schweiß und hatte mir den Leib wund gerieben; aus der Wunde sickerte ein wenig blutiges Wasser, aber es schmerzte nicht sehr; es war nur so jämmerlich, diese Wunde mitten auf dem Bauch zu haben. Ich wußte mir keinen Rat damit, es wollte nicht von selbst heilen; ich wusch es, trocknete es sorgsam ab und zog dasselbe Hemd wieder drüber. Es war nichts dabei zu machen . . . . .

Ich sitze dort auf der Bank und denke über alles dies nach und bin ziemlich traurig. Ich jammerte mich selbst, sogar meine Hände kommen mir widerlich vor. Der schlaffe, beinah schamlose Ausdruck meiner Handoberfläche quält mich, verursacht mir Unbehagen; der Anblick meiner mageren Finger macht einen rohen Eindruck auf mich, ich hasse meinen ganzen schlotterigen Körper und mir schaudert, ihn tragen, ihn um mich fühlen zu müssen. Herrgott! Wenn es doch jetzt ein Ende hätte! Ich möchte so herzlich gern sterben.

Gänzlich überwunden, besudelt und in meinem eigenen Bewußtsein herabgewürdigt, stand ich mechanisch auf und machte mich auf den Heimweg. Unterwegs kam ich an einem Thorweg vorüber, wo folgendes zu lesen stand: „Leichenwäsche bei Jungfer Andersen, rechts im Thorweg." — Alte Erinnerungen! sagte ich und dachte an mein früheres Zimmer in Hammersberg, an den kleinen Schaukelstuhl, den Zeitungszug unten an der Thür, die Anzeige des Leuchtturminspektors und Bäcker Fabian Olsens frischgebackenes Brot. Ach ja, damals war es mir viel besser gegangen als jetzt; in einer Nacht hatte ich ein Feuilleton für 10 Kronen geschrieben; jetzt konnte ich nichts mehr schreiben, ich konnte absolut nichts mehr schreiben, sobald ich es versuchte, war mein Kopf sofort leer. Ja, jetzt wollte ich ein Ende haben! Und dabei ging und ging ich.

Je näher ich der Viktualienhandlung kam, desto mehr erwachte in mir das halb unbewußte Gefühl, daß ich mich einer Gefahr nähere; aber ich hielt fest an meinem Vorsatz, ich wollte mich ausliefern. Ruhig gehe ich die Stufen hinan, in der Thür begegnet mir ein kleines Mädchen mit einer Tasse in der Hand, und ich schlüpfe an

ihm vorüber und schließe die Thür. Der Kommis und ich stehen uns zum zweiten Mal gegenüber, allein.

„Nun,“ sagt er, „ein schreckliches Wetter!“

Wozu dieser Umschweif? Weshalb hielt er mich nicht sofort an? Ich wurde rasend und sagte:

„Ich komme doch nicht, um über das Wetter zu schwatzen.“

Diese Heftigkeit verblüfft ihn, sein kleines Krämergehirn versagt, es war ihm garnicht eingefallen, daß ich ihn um 5 Kronen betrogen hatte.

„Wissen Sie denn nicht, daß ich Sie geprellt habe?“ sage ich ungeduldig, und dabei keuche ich heftig, zittere, bin bereit Gewalt zu gebrauchen, wenn er nicht sofort zur Sache kommt.

Aber der arme Mensch ahnt nichts.

Nein, du liebe Welt, unter was für dummen Menschen war man doch gezwungen zu leben! Ich schimpfe, erkläre ihm Punkt für Punkt, wie das ganze zugegangen war, zeige ihm, wo ich stand und wo er stand, als die That geschah, wo das Geld gelegen hatte, wie ich es eingesammelt und die Hand zugedrückt hatte — er versteht alles, unternimmt jedoch nichts gegen mich. Er wendet sich hierhin und dorthin, lauscht auf die Fußtritte im Nebenzimmer, beschwichtigt mich, damit ich leiser reden soll, und sagt endlich:

„Das war gemein von Ihnen!“

„Nein, warten Sie mal!“ rief ich in meinem Drang, ihm zu widersprechen, ihn zu reizen; es sei nicht so niedrig und nichtswürdig, wie er es sich in seinem elenden Viktualienkopf vorstelle. Ich hatte das Geld natürlich nicht behalten, das war mir nie eingefallen; ich meinerseits wollte keinen Nutzen daraus ziehen, das widerstrebte meiner grundehrlichen Natur . . . . .

„Wo sind Sie denn damit geblieben?“

Einer alten, armen Frau hätte ich es gegeben, jeden Heller, damit er's nur wisse; solch ein Mensch sei ich, die Armen vergaß ich nie so ganz . . . . .

Er steht und denkt eine Weile nach, wird offenbar unschlüssig darüber, wie weit ich ein ehrlicher Mann bin oder nicht, und sagt endlich:

„Hätten Sie das Geld nicht lieber zurückbringen können?“

„Nein, hören Sie, ich wollte Sie nicht in Ungelegenheiten bringen, ich wollte Sie schonen,“ entgegne ich. „Aber das ist der Dank dafür, daß man edelmütig ist. Da stehe ich nun und erkläre Ihnen das ganze, und Sie schämen sich nicht wie ein Hund, machen einfach gar keine Anstalten, den Streit mit mir auszugleichen. Deshalb wasche ich meine Hände. Übrigens hol Sie der Teufel. Adieu!“

Ich ging und warf die Thür lärmend hinter mir zu.

Als ich aber auf mein Zimmer kam, in dies trübselige Loch, durchnäßt von dem weichen Schnee, mit Knieen, die nach den Wanderungen des Tages bebten, — da verlor ich sofort meinen ganzen Übermut und brach wiederum zusammen. Ich bereute den armen Ladenburschen überfallen zu haben, weinte, packte mich an die Kehle, um meinen nichtswürdigen Streich zu strafen und machte mich sündhaft herunter. Er war natürlich in der tötlichsten Angst um seine Stelle gewesen, hatte nicht gewagt, wegen dieser 5 Kronen, die das Geschäft eingebüßt hatte, Lärm zu schlagen. Und ich hatte seine Angst benutzt, hatte ihn mit meinem lauten Sprechen geängstigt, ihn mit jedem Wort, das ich schrie, geärgert. Und der Krämerchef hatte vielleicht im Nebenzimmer gesessen, und es hatte an einem Haar gehangen, daß er sich veranlaßt gefühlt, zu uns herauszukommen, um zu sehen, was dort eigentlich vorging. Nein, die Niederträchtigkeiten, zu denen ich im Stande war, hatten gar keine Grenzen!

Nun, aber weshalb hatten sie mich nicht festgesetzt? Dann hätte es doch ein Ende gehabt. Ich hatte die Hände ja so gut wie ausgestreckt nach den Handfesseln. Ich würde gar keinen Widerstand geleistet haben; im Gegenteil, ich hätte noch ge-

holfen. Herr des Himmels und der Erde, einen Tag meines Lebens für noch eine glückliche Sekunde! Mein ganzes Leben für ein Gericht Linsen! Hör mich nur dies eine Mal! . . . . .

Am nächsten Tage erwachte ich im Schweiß, feucht am ganzen Körper, sehr feucht; das Fieber hatte mich gewaltsam gepackt. Anfangs hatte ich kein klares Bewußtsein von dem, was mit mir vorgegangen war; ich blickte verwundert umher, fühlte mich im Wesen total verändert, kannte mich garnicht wieder. Ich tastete an meinen Armen hinauf, an den Beinen hinab, geriet in Erstaunen darüber, daß das Fenster an dieser Wand und nicht an der gerade entgegengesetzten war; das Stampfen der Pferde unten im Hof schien mir von oben zu kommen. Mir war auch ziemlich übel.

Das Haar lag mir feucht und kalt auf der Stirn; ich richtete mich auf dem Ellbogen auf und sah das Kopfkissen an; auch darauf lag feuchtes Haar in kleinen Büscheln. Meine Füße waren im Lauf der Nacht in den Stiefeln angeschwollen, aber sie schmerzten nicht, ich vermochte nur nicht die Zehen zu rühren, sie waren ganz steif geworden.

Als es Nachmittag geworden und bereits zu dämmern begann, stand ich auf und machte mir im Zimmer zu schaffen. Ich versuchte es zuerst mit kleinen, vorsichtigen Schritten, bemühte mich das Gleichgewicht zu halten, und sparte meine Füße so viel wie möglich. Ich litt nicht sehr, und ich weinte nicht; eigentlich war ich nicht traurig, im Gegentheil unendlich zufrieden; es fiel mir gerade nicht ein, daß irgend etwas anders sein könne als es war.

Dann ging ich aus.

Das einzige, was mich ein wenig quälte, war trotz meines Widerwillens gegen Speisen mein Hunger. Ich spürte wieder einen beschämenden Appetit, eine innere, gierige Eßlust, die fortwährend schlimmer wurde. Es nagte unbarmherzig in meiner Brust, eine stille, seltsame Arbeit ging darin vor. Es waren vielleicht zwanzig kleine, feine Tierchen, die den Kopf auf die eine Seite legten und ein wenig nagten, dann den Kopf auf die andere Seite legten und ein wenig nagten, einen Augenblick ganz still lagen, wieder anfingen, sich ohne Geräusch und ohne Hast weiter bohrten und überall leere Strecken hinter sich zurückließen . . .

Ich war nicht krank, nur matt; ich fing an zu schwitzen. Ich wollte nach dem Stortorv, um ein wenig auszuruhen; aber der Weg war lang und beschwerlich; endlich war ich aber doch beinahe dort, ich stand an der Ecke vom Markt und der Marktstraße. Der Schweiß lief mir in die Augen, machte meine Brille trübe und mich blind, und ich blieb stehen, um mich ein wenig abzutrocknen. Ich bemerkte nicht, wo ich stand, ich dachte nicht darüber nach; der Lärm um mich her war fürchterlich.

Plötzlich ertönt ein Ruf, ein kaltes, scharfes „Vorgesehen!“ Ich höre den Ruf, höre ihn sehr gut, rücke nervös auf die Seite, mache einen Schritt so schnell meine schwachen Beine sich bewegen können. Ein Ungeheuer von einem Brodwagen rast an mir vorüber und streift meinen Rock mit dem Rade; wäre ich ein wenig schneller gewesen, so wäre ich frei ausgegangen. Ich hätte vielleicht schneller sein können, ein ganz klein wenig schneller, wenn ich mich angestrengt hätte; es half nichts, der eine Fuß schmerzte mich, ein paar Zehen waren gequetscht; ich fühlte, daß sie sich gleichsam im Schuh zusammen krampften.

Der Brodführer hält die Pferde mit aller Gewalt an; er dreht sich auf dem Wagen um und fragt erschrocken, wie es abgelaufen. Nun, es hätte ja noch schimmer werden können . . . es war wol nicht gefährlich . . . ich glaubte nicht, daß etwa gebrochen sei . . . Oh, ich bitte . . .

So schnell ich konnte, ging ich nach einer Bank; diese vielen Menschen, die stehen blieben und mich anglotzten, beängstigten mich. Es war ja eigentlich kein Todesstoß, wenn das Unglück nun einmal sein sollte, war es noch verhältnismäßig glücklich abgegangen. Das schlimmste war, daß mein Schuh zerrissen; die Sohle war an der

Spitze abgerissen. Ich hielt den Fuß in die Höhe und sah das Blut in der Oeffnung. Na, es war ja von keiner Seite mit Fleiß geschehen; es war ja nicht die Absicht des Mannes gewesen, es noch schlimmer für mich zu gestalten als es schon war; er sah sehr betrübt aus. Wenn ich ihn vielleicht um ein wenig Brot vom Wagen gebeten hätte, würde er es mir gegeben haben. Er hätte es mir gewiß mit Freuden gegeben. Gott erfreue ihn zur Vergeltung dafür! . . .

Mich hungerte fürchterlich, und ich wußte nicht, was ich vor schamlosem Appetit anfangen sollte. Ich wand mich auf der Bank hierhin und dorthin und legte die Brust fast ganz auf meine Kniee; ich war beinahe verrückt. Als es dunkel wurde, trippelte ich nach dem Rathause — Gott mag wissen, wie ich dahin kam — und setzte mich auf die Kante der Balustrade. Ich riß die eine Tasche aus meinem Rock und fing an, darauf zu kauen, übrigens ganz absichtslos, mit finsterer Miene vor mich hinstarrend ohne zu sehen. Ich hörte eine Menge Kinder, die um mich her spielten, und vernahm instinktmäßig, wenn ein Spaziergängen an mir vorüber ging; sonst bemerkte ich nichts.

Plötzlich fällt mir ein, ich könne unten nach einem der Bazare gehen und mir ein Stück rohes Fleisch holen. Ich stehe also auf, gehe quer über die Balustrade nach dem andern Ende des Bazardachs und steige hinunter. Als ich die Fleischbude beinahe erreicht hatte, rief ich nach der Treppenöffnung hinauf, als wenn ich einen Hund zurückscheuchte, und wandte mich dann ganz frech an den ersten Schlachter, auf den ich stieß.

„Ach, seien Sie doch so gut und geben mir einen Knochen für meinen Hund!" sagte ich. „Nur einen Knochen; es braucht nichts dran zu sein; er soll nur was im Maul tragen."

Ich bekam einen Knochen, einen prächtigen, kleinen Knochen, an dem noch ein wenig Fleisch saß, und steckte ihn unter meinen Rock. Ich dankte dem Manne so herzlich, daß er mich erstaunt ansah.

„Nichts zu danken," sagte er.

„Doch; sagen Sie das nicht," murmelte ich, „es ist freundlich von Ihnen."

Damit stieg ich wieder hinauf. Mein Herz klopfte heftig.

Ich schlich hinein in den „Schmiedegang," so tief wie ich hinein kommen konnte, und blieb vor der verfallenen Thür zu einem Hinterhof stehen. Nirgends war ein Licht zu sehen; es war herrlich dunkel um mich her; dann fing ich an, den Knochen zu benagen.

Es schmeckte nach nichts; ein scharfer Blutgeruch stieg aus dem Knochen auf, und mir wurde bald übel. Ich versuchte es von neuem; wenn ich es nur bei mir behielt, mußte es ja seine Wirkung thun; es galt nur, daß es im Magen blieb. Aber mir wurde wieder übel. Ich wurde zornig, biß wütend in's Fleisch, riß ein kleines Stück ab und schluckte es mit Gewalt hinunter. Es nützte aber nichts; so bald die kleinen Fleischstücke im Magen warm wurden, kamen sie leider wieder in die Höhe. Ich ballte die Hände wie wahnsinnig zusammen, fing vor Hülflosigkeit an zu weinen und nagte wie ein Besessener; ich weinte, so daß der Knochen von den Thränen naß und schmutzig wurde, weinte, als ob mir das Herz brechen müsse, und bekam darauf abermals Erbrechen. Und dann verfluchte ich alle Mächte der Welt mit lauter Stimme.

Stille. Kein Mensch rings umher, kein Licht, kein Geräusch. Ich bin in der furchtbarsten Gemütserregung, ich keuche schwer und laut und weine jedesmal zähneknirschend, wenn ich die Fleischatome von mir geben muß, die mich vielleicht ein wenig hätten sättigen können. Da es durchaus nichts hilft, wie oft ich es auch wieder versuche, schleudere ich den Knochen gegen die Thür, fortgerissen von Raserei, vom ohnmächtigsten Haß erfüllt, ich schreie und drohe zum Himmel hinauf, brülle heiser und verbissen den Namen Gottes und krümme meine Finger wie Klauen . . .

Stille.

Ich bebe vor Erregung und Erstarrung, stehe noch immer auf demselben Fleck, Flüche und Schimpfworte zischend, schluchzend nach dem heftigen Weinen, geknickt und schlaff nach dem wahnsinnigen Zornesausbruch. Ich stehe vielleicht eine Stunde und schluchze und flüstere und halte mich fest an der Thür. Dann vernehme ich Stimmen, ein Gespräch zwischen zwei Männern, die in den „Schmiedegang" hineinkommen. Ich entferne mich von der Thür, schleppe mich an den Häusermauern entlang und komme wieder in die erleuchteten Straßen. Während ich Youngbakken hinunter gehe, beginnt mein Gehirn plötzlich nach einer seltsamen Richtung hin zu arbeiten. Mir fällt ein, daß die elenden Baracken unten am Rande des Marktes, die Materialbuden und die alten Holzverschläge mit getragenen Kleidern ein Schandfleck für die Gegend seien! Sie verdarben das Ansehen des ganzen Platzes und verunstalteten die Stadt, pfui! herunter mit dem Kram! Und ich machte in Gedanken einen Ueberschlag, wieviel es wohl kosten könne, das geographische Institut wegzurücken, jenes schöne Gebäude, das mich jedes Mal, wenn ich vorüber ging, so sehr angesprochen hatte. Ein Weiterschieben dieser Art ließ sich vielleicht nicht unter siebzig bis zweiundsiebzigtausend Kronen ausführen, — eine nette Summe, daß mußte man sagen, ein allerdings nettes Taschengeld, ha, ha, für den Anfang, was? Und ich nickte mit meinem leeren Kopf und gab zu, daß es für den Anfang ein nettes Taschengeld sei. Ich bebte noch immer am ganzen Körper und schluchzte dann und wann noch tief auf nach dem Weinen.

Ich hatte die Empfindung, als sei nicht mehr viel Leben in mir, als pfiffe ich aus dem letzten Loch. Das war mir übrigens ziemlich gleichgültig, es beschäftigte mich nicht im mindesten; im Gegenteil, ich ging hinunter durch die Stadt, nach den Landungsbrücken, immer weiter fort von meinem Zimmer. Ebenso gut hätte ich mich platt auf die Erde legen können, um zu sterben. Die Schmerzen machten mich nach und nach empfindungslos; in meinem Fuß zuckte und klopfte es; mir war sogar, als zöge der Schmerz sich bis in die Wade hinauf, und nicht einmal das that mir sonderlich weh. Ich hatte schon ärgeres ausgehalten.

Ich gelangte hinunter nach der Eisenbahnbrücke. Kein Verkehr, kein Lärm, nur hier und dort ein Mensch zu sehen, ein Lastträger oder ein Seemann, der mit den Händen in den Taschen umherschlenderte. Mir fiel ein lahmer Mann auf, der mich starr anschielte, als wir an einander vorüberkamen. Instinktiv hielt ich ihn an, grinste und fragte, ob die „Nonne" schon abgesegelt sei. Und darauf konnte ich es mir nicht versagen, dicht unter der Nase des Mannes mit den Fingern zu knipsen und zu sagen: „Tod und Teufel, ja, die „Nonne"! Die „Nonne", die ich ganz vergessen hatte! Der Gedanke an sie hatte trotzdem unbewußt in meinem Innern gebrütet, ich hatte ihn mit mir herum getragen ohne es zu wissen.

Ja, Gott behüte, die „Nonne" sei allerdings fort.

Er könne mir wohl nicht sagen, wohin sie gesegelt sei?

Der Mann überlegt, steht auf dem langen Bein und hält das Luft; das kurze baumelte ein wenig.

„Nein," sagte er. „Wissen sie, was sie geladen hat?"

„Nein," antwortete ich.

Aber jetzt hatte ich die „Nonne" schon vergessen un[d] ... Mann, weit es wol nach Holmstrand sein könne, in guten, al... gerechnet.

„Nach Holmestrand? Ich nehme an . . ."

„Oder nach Vaeblungsnaes?"

„Was ich sagen wollte: ich nehme an, daß es nach Hol...

„O hören Sie, ehe ich's vergesse," unterbrach ich ihn wie[der] ... so gut sein, und mir ein kleines Stück Tabak geben, nur ein kl...

Ich bekam den Tabak, dankte dem Mann sehr warm und ging. Ich machte keinen Gebrauch von dem Tabak, sondern steckte ihn sofort in die Tasche. Der Mann behielt mich noch immer im Auge, ich hatte vielleicht auf irgend eine Weise sein Mißtrauen geweckt; wo ich ging und stand, hatte ich diesen mißtrauischen Blick hinter mir, und es war mir nicht angenehm, von diesem Menschen verfolgt zu werden. Ich kehre um, schleppe mich wieder hin zu ihm, sehe ihn an und sage:

„Nadler“.

Nur dies eine Wort: Nadler. Sonst nichts. Ich sehe ihn starr an, indem ich es sage, ich fühlte, daß ich ihn fürchterlich anstarrte; es war, als ob ich ihn mit dem ganzen Körper anstarrte, anstatt nur mit den Augen. Nachdem ich dies Wort gesprochen, stehe ich einen kurzen Augenblick. Dann schleiche ich wieder hinauf nach dem Eisenbahnplatz. Der Mann gab keinen Laut von sich, er behielt mich nur im Auge.

Nadler? Ich stand plötzlich still. Ja, das hatte mir doch gleich geahnt: den Krüppel hatte ich schon irgendwo getroffen. Oben an der „Grenze“, an einem klaren Morgen; ich hatte meine Weste versetzt. Mir war, als sei eine Ewigkeit seit jenem Tage vergangen.

Während ich hierüber noch nachdenke — an eine Hausmauer an der Ecke des Platzes und der Havnegade gelehnt — fahre ich plötzlich zusammen und versuche weiterzukriechen. Als ich dazu nicht im Stande bin, starre ich keck gradeaus und beiße aller Scham den Kopf ab, es gab keinen andern Ausweg, — ich stehe dem „Kommandeur“ von Angesicht zu Angesicht gegenüber.

Ich werde rücksichtslos frech und trete sogar noch einen Schritt vor, um ihn aufmerksam auf mich zu machen. Und das thue ich nicht, um Mitleid zu wecken, sondern um mich selbst zu verhöhnen, mich an den Pranger zu stellen; ich hätte mich auf dem Straßenpflaster wälzen und den „Kommandeur“ bitten mögen, über mich weg zu gehen, mir in's Gesicht zu treten. Ich sage nicht einmal „Guten Abend“.

Der „Kommandeur“ ahnte vielleicht, daß irgend etwas mit mir nicht in Ordnung sei, er ging ein wenig langsamer, und ich sage, um ihn aufzuhalten:

„Ich wäre schon bei Ihnen gewesen und hätte Ihnen was gebracht, aber es ist immer noch nichts rechtes geworden.“

„So?“ sagt er fragend. „Sie haben es also noch nicht fertig?“

„Nein, ich habe es noch nicht fertig.

Bei der Freundlichkeit des „Kommandeurs“ traten mir plötzlich die Thränen in die Augen, und ich räuspere mich und huste, um mich hart zu machen. Der „Kommandeur“ sieht mich an.

„Haben Sie inzwischen was zum leben?“ fragt er.

„Nein, [illegible]“ sage ich. „Ich habe heute noch nicht gegessen. aber . . .“

„Gott [illegible] noch nicht, daß Sie verhungern, Mensch!“ sagt er und greift plötzlich [illegible]

Jetzt erw[illegible] mir, ich taumle an die Hausmauer zurück, und halte mich fe[illegible] [illegible]mandeur“ in seinem Portemonaie sucht; aber ich sage nicht[illegible] [illegible]onenschein. Weiter gar keine Umstände [illegible] [illegible]nschein. Zugleich wiederholt er, daß ich [illegible]

Ich [illegible] [illegible]in nicht sofort. Es war schmachvoll [illegible]

„Beeilen [illegible] Ich habe auf den Zug gewartet; jetzt höre ich [illegible]

Ich nahm das Geld, [illegible] mehr, ich dankte nicht einmal.

„Deshalb brauchen Sie sich garnicht zu genieren, sagt der „Kommandeur" endlich; „Sie können ja dafür schreiben".

Damit ging er.

Als er ein paar Schritte gegangen war, fiel mir ein, daß ich ihm nicht einmal für diese Hülfe gedankt hatte. Ich versuchte, ihn einzuholen, konnte aber nicht schnell genug vorwärts kommen, meine Beine knickten zusammen, und ich war fortwährend nahe daran, auf die Nase zu fallen. Er entfernte sich immer weiter. Nun gab ich den Versuch auf, wollte ihm nachrufen, hatte aber nicht den Mut dazu, und als ich mir dann endlich ein Herz faßte und rief, ein Mal, zwei Mal rief, war er schon zu weit fort, und meine Stimme war allzu schwach.

Ich stand auf dem Trottoir und sah ihm nach und weinte still vor mich hin. So etwas ist mir noch nicht vorgekommen, sagte ich zu mir, er hat mir 10 Kronen gegeben! Ich ging zurück und stellte mich dorthin, wo er gestanden, und ahmte all seine Bewegungen nach. Und ich hielt mir den Zehnkronenschein vor die Augen, besah ihn von beiden Seiten und fing an zu fluchen — aus vollem Halse zu fluchen, daß es seine Richtigkeit mit dem habe, was ich in der Hand hielt, — es war ein Zehnkronenschein.

Bald darauf — vielleicht auch erst sehr lange darauf, denn es war überall schon ganz still geworden -- stand ich seltsam genug vor Nr. 11 Tomtegaden. Als ich einen Augenblick gestanden und mich besonnen und darüber gewundert hatte, trat ich zum zweiten Mal in diese Thür, direkt in das „Kost und Logis" für Reisende. Hier bat ich um Unterkunft und bekam sofort ein Bett.

* * *

(Schluß folgt.)



Verantwortlich für die Redaction i. V. Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verla
Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide



Die leidige Ehre.

Von

Dr. med. Thomas Stockmann.

Es gab eine Zeit, wo sich die öffentliche Meinung der hypnotischen Suggestion gegenüber durchaus ungläubig verhielt. „Wie? hieß es," es sollte möglich sein, einem gesunden, mit fünf Sinnen begabten Menschenkopfe einzureden, eine Mohrrübe sei eine Cigarre, eine Kartoffel ein wohlschmeckender Apfel? Nein, soweit läßt sich der Menschengeist nicht erniedrigen!"

O wie kritiklos sind doch die Leute! Sie sehen nicht, daß der „hohe Menschengeist" noch weit größerer Absurditäten fähig ist, daß er es fertig bringt, Schwarz für Weiß zu halten und das Hexen-Einmaleins mit voller Ueberzeugung zu unterschreiben:

„Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist Keins!"

Wenn ein Mensch, den man in einen pathologischen Zustand versetzt hat, irrt, so ist diese Thatsache nicht gar so erstaunlich. Wenn aber eine ganze Menschheit im normalen Geisteszustande Schwarz für Weiß ansieht, so ist das fürwahr ein größeres Kuriosum. Und was das Allermerkwürdigste ist, derartige Monstre-Kuriositäten sind durchaus nicht selten. Ich habe eine ganze Sammlung davon, ein ganzes Kabinet voller Mohrrüben und Kartoffeln, welche von den Normalmenschen für Manila-Cigarren und Prachtäpfel gehalten werden.

Die interessanteste Ahtheilung meines Kabinets trägt das Etikett „Moral". Hier gi[illegible]lich viel zu lachen. Hinter der Glasthür des Schrankes erblickt man bei[illegible] Flasche „Lacrimae Christi"; öffnet man aber die Glasthür, (welche [illegible]steht auf der Flasche „Gift". Ferner verwandelt sich eine lieblich er[illegible] schmutziges Geldstück, eine Myrthenkrone in eine Nachtmütze, [illegible] eine blutige Rute, und ein Lorbeerkranz in . . .

Doch betrach[illegible]nz und seine Verwandlung etwas eingehender. Zu[illegible] Ehre. — Sie, den heiß ersehnten Preis fü[illegible]ührer auf strategischem oder politischem Geb[illegible] Biedermannes, der lieber verhungert, als S[illegible] die Fürstin Moral ihrem unterthänigen [illegible]ch flicht während ein Gemurmel von anerkenne[illegible]eht, jener Herren Moralisten, von denen mein [illegible]

Sie haben überall aus Worten, nichtigen,
Aus halben Lügen sich erbaut den Thron."

Es wird in Familie und Schule, in Kirchen, Gerichtssälen und Parlamenten die Ehre derart verherrlicht, daß ich es für dringend nöthig halte, auch die „Kehrseite der Medaille" den Blicken auszusetzen.

Wenn wir zunächst die Einwirkungen der Ehre auf den Verehrten betrachten, so finden wir, daß dessen Selbstbewußtsein durch die Ehrenbezeugung gewöhnlich gesteigert wird. Pflegt doch der Mensch die Meinung seiner Mitmenschen als den Spiegel anzusehen, der ihn über den Werth der eigenen Person unterrichtet. Zeigen nun seine Mitmenschen, daß sie eine hohe Meinung von ihm hegen, so kommt ein beglückender Stolz über den Geehrten. Dieser Genuß bildet eine Triebfeder zu jenen Bestrebungen, welche man Ehrgeiz nennt.

Der Ehrgeiz hat vielfach noch eine andere Triebfeder: die Gewinnsucht. Mit der Ehre pflegen nämlich oft Besitz, Rang und Macht verbunden zu sein, und somit geräth der Verehrte leicht in Versuchung, die Verehrung seiner Mitmenschen dadurch auszunutzen, daß er dieselben seiner Herrschaft unterwirft. Die Herrschaftsformen, an denen noch heute die Menschheit krankt, sind nicht bloß durch physische Macht, durch Gewalt über den Körper, hervorgerufen, sondern auch durch jene Gewalt über die Gemüther, welche zur Verehrung herausfordert. So führte auf religiösem Gebiete die Verehrung zur Priesterherrschaft; Jesus beispielsweise wurde verehrt, seine Jünger wurden verehrt, und das Ende vom Liede war die Herrschaft des Papstes! Und wozu führte die Verehrung der Heroen und Heldengeschlechter? — Zur absoluten politischen Despotie! Auch die Autorität, eine der schlimmsten Herrschaftsformen der modernen Welt, wird durch die Ehre außerordentlich begünstigt. Hiermit soll freilich nicht jegliche Autorität als verwerflich bezeichnet werden. Wer gezwungen ist, in einer Angelegenheit, über welche er sich kein eigenes Urtheil zu bilden vermag, eine Entscheidung zu treffen, der handelt allergings vernünftig, wenn er die Meinung dessen beherzigt, der die Angelegenheit versteht und auch keinen Anlaß zu moralischem Mißtrauen giebt. Wer aber sonst sein Urtheil nach dem eines Andern richtet, handelt autoritätsgläubig im verwerflichen Sinne. Das leidige Autoritätswesen wird nun durch die Ehre insofern begünstigt, als die gezollte Verehrung bei den Leuten ein günstiges Vorurtheil für den Verehrten oder die verehrte Institution erweckt. In solcher Weise hat die Ehre Sklaverei im Gefolge. Ehrfurcht ist eben eine Art Furcht; Furcht aber macht Knechte und daher auch Herren.

Der Ehrgeiz wird vielfach gepriesen; er sei ein Ansporn zur Tüchtigkeit. — Freilich; aber er hat auch eine Schattenseite. Denn ebenso wie er zum Guten anspornt, treibt er auch zum Bösen. Ja, wenn nur der wirklichen Tüchtigkeit Ehre gezollt würde —! Aber thatsächlich werden auch Laster und Schandthaten mit Ehren gekrönt. Und so bildet sich ein falsches Ehrgefühl, ein frevelhafter Ehrgeiz heran. Der Feldherr oder Herrscher, welcher aus Sucht nach kriegerischen Lorbeeren Blut vergießt und Ketten schmiedet, der „Ehrenmann", welcher in mittelalterlichem Wahn glaubt, eine Beleidigung mit Blut abwaschen zu müssen, der Geldmensch, welcher aus Durst nach den Ehren des höchsten Reichthums mit Rücksichtslosigkeit Millionen zusammenrafft — das sind einige von den zahlreichen Beispielen des falschen Ehrgeizes. Jedwede sociale Klasse, ja fast jeder Stand und Beruf hat eine besondere Ehre, und gewöhnlich ist diese Standesehre eine Einseitigkeit und Engherzigkeit und also in gewissen Beziehungen eine Verirrung.

Ein häßliches und schädliches Gewächs, welches wie Unkraut da, wo Ehre wohnt, zu wuchern pflegt, ist die Eitelkeit. Eitel nennen wir denjenigen, welcher sich gehoben fühlt im Hinblick auf solche Eigenheiten seiner Person, welche doch nichtig, eitel sind. Falsche Verehrung entwickelt nun sehr häufig die Eitelkeit. Beispielsweise werden Menschen sehr leicht eitel, welche wegen ihres Aeußeren bewundert

werden. Doch auch die Verehrung des sogenannten Verdienstes führt zur Eitelkeit. Wenn sich nämlich der Verehrte daran gewöhnt, in der ihm gezollten Verehrung die Maaßgabe seiner Selbstachtung zu sehen, wenn er, anstatt seines Wertes sich lediglich durch eigene Prüfung bewußt zu sein, nach seiner Mitmenschen Meinung, wie nach einem Spiegel, schielt — dann hat ihn die Ehre zur Eitelkeit korrumpirt. Manch ein Forscher, welcher anfangs aus reiner Liebe zur Erkenntniß und Wahrheit thätig war und nur Selbstachtung erstrebte, ist durch allerlei Ehrenbezeugungen, Ovationen seiner Schüler, Festreden und Fackelzüge und — nicht zu vergessen — Titel und Orden so eitel gemacht worden, daß er den echten Maaßstab der Leistung verlor und sich fürder von dem Beifall seiner Mitwelt leiten ließ. Und auf dieser schiefen Ebene gelangte er schließlich zu unwissenschaftlicher Effekthascherei und gelegentlicher Wahrheitsfälschung, um der eiteln Ehre willen.

Abgesehen von diesen Uebelständen, welche die Ehre theils über den Verehrten, theils über die Verehrenden verhängt, ist sie auch noch für einen dritten Theil leidig, nämlich für denjenigen, welcher die Verehrung mit ansieht. Dieser Dritte wird nämlich unter Umständen die Verehrung als eine Ungerechtigkeit empfinden. Sehr häufig wird er denken können: „Dieser Mensch wird verehrt wegen einer Leistung, die gar nicht sein Verdienst ist, und ich werde verhältnißmäßig gering geschätzt, obgleich ich meine Minderwertigkeit durchaus nicht verschuldet habe." Solche Empfindung der Ungerechtigkeit wird ganz besonders durch eine gewisse Ehre hervorgerufen, die ich kurz Geniekultus nenne.

Ein Geniekultus liegt vor, wenn ein Goethe, ein Kant, ein Wagner wegen künstlerischer oder wissenschaftlicher Leistungen verehrt wird. Doch ich möchte richtig verstanden werden: verehrt, sage ich, und denke dabei an jene moderne Heroenanbetung, wie sie in den höheren Schulen vorbereitet und in gewissen ästhetischen und wissenschaftlichen Gesellschaften getrieben wird. Wohl schreibe ich den „großen Geistern" Werth zu, aber deswegen noch kein Verdienst. Werth hat dasjenige, was einen Ueberschuß von angenehmen Wirkungen über die unangenehmen hat. Verdienst aber schreiben wir dem Menschen wegen einer solchen werthvollen Leistung zu, welche durch einen außerordentlichen Willen bedingt wird. Daß große Geister einen seltenen Werth für ihr Zeitalter, meinethalben für die gesammte Menschheit haben, mag ich nicht leugnen. Aber Begabung macht kein Verdienst aus, ist vielmehr, wie das Wort selber andeutet, eine Gabe, ein Geschenk der Natur und oft auch der Erziehung. Die körperliche Konstitution und die besonders glücklichen Lebenslagen schufen Goethe's sämmtliche Werke. Oder will man es dem Dichter und Denker zum Verdienste anrechnen, daß er sein Gehirn nicht in Trägheit verkommen, sondern thätig sein läßt? Ist etwa die Thätigkeit des Geistes etwas Anderes als eine selbstverständliche Aeußerung der Natur? Leben heißt eben Thätigsein. Wenn das Ehren, Loben und Belohnen überhaupt einen vernünftigen Zweck hat, kann derselbe nur darin bestehen, daß die moralische oder materielle Belohnung einen Ansporn bildet. Da wo das Anspornen wirken kann, mag es also am Platze sein. Aber begabte Geister bedürfen eines solchen Anspornes nicht. Eher würde es einen Sinn haben, wenn unbegabte Geister Ruhm ernteten, wofern sie Strebsamkeit zeigen; denn Strebsamkeit läßt sich durch Lob anspornen. Einem Menschen seine höheren Geistesgaben und deren einfache Bethätigung zum Verdienste anrechnen, ist ebenso ungerecht wie die moralische Bevorzugung wegen einer körperlichen Tüchtigkeit oder Schönheit, welche nicht vom Willen abhängt. Darum geziemt es sich, die Verehrung der „großen Geister" zu unterlassen, ja zu protestiren gegen den Geniekultus, zumal wenn derselbe solch ekelhafte Formen annimmt, wie der ästhetische Götzendienst.

Für ein feineres Gerechtigkeitsgefühl ist überhaupt jegliche Personenverehrung unpassend. Denn, wer sich durch Ehre anspornen läßt, seiner Mitwelt Nutzen zu schaffen, hat ein ungenügendes sachliches Streben und wird daher von

*

dem feinfühligen Beurtheiler ziemlich gering geschätzt. Unter sachlichem Streben verstehe ich ein solches, das von dem Strebenden nicht als Mittel zum Zwecke, sondern als Selbstzweck aufgefaßt wird. Ein Vater, welcher wesentlich deswegen auf die Erziehung seiner Kinder Sorgfalt verwendet, um hierdurch Ehre oder Nutzen zu erlangen, strebt nicht sachlich. Ein Gelehrter, welcher aus Ehrgeiz seine Wissenschaft mit größtem Eifer kultivirt, strebt nicht sachlich. Wer würde nun solche Unsachlichkeit nicht als eine Schwäche bezeichnen? Und wer möchte einem Schwächling Ehre zollen? — Ist aber ein Forscher wirklich sachlich, bemüht er sich um die Wissenschaft rein aus Liebe zur Erkenntniß und Wahrheit, so paßt für ihn die Ehre erst recht nicht. Denn die Neigung, die Liebe eines Menschen ist die freieste Aeußerung seiner Natur, eine Aeußerung, welche für Lob ganz unempfänglich ist, eben weil sie nicht der Absicht entspringt. Liebe fühlt sich sogar beleidigt, wenn man ihr einen äußern Zweck, eine Nebenabsicht zutraut. Die Liebe spricht: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?" Und zwar spricht so nicht bloß die erotische Liebe, sondern auch die Liebe zur Wissenschaft, zur Kunst, zur Menschheit. Ein Buddha, ein Jesus, ein Zarathustra, solche sachlichen Moralisten liebten die Menschheit und dachten nicht an Belohnung, betrachteten überhaupt ihre Menschenliebe nicht als Verdienst, sondern als natürliche Bethätigung ihres Herzens. —

Das Dilemma, vor welches ich also die Vertheidiger des Personenkultus stelle, lautet folgendermaßen: Entweder handelt Euer Götze aus Ehrgeiz, — und dann ist die Ehre zwar wirksam, aber ungebührlich, weil sie einem unsachlichen Streben, also einem Schwächling gezollt wird. Oder Euer Götze strebt rein sachlich, — und dann hat Euer Dank keinen Sinn, weil jener Mensch nicht Euretwegen, sondern aus freier Liebe zur Sache thätig ist und durch Eure Ehrenbezeugungen kalt gelassen wird.

Eine Bestätigung findet dieser letzte Gedanke in der Thatsache, daß der wahrhaft bedeutende Mensch mit seiner Größe Bescheidenheit verbindet. Ein Darwin beispielsweise zeichnete sich durch diese Tugend aus. Uhland war als Dichter so sachlich, daß er durch Ehrenbezeugungen in Verlegenheit gebracht wurde. Er dachte eben: Wenn ich die Poesie liebe, so thue ich das nicht der Mitgift wegen. Als er einst auf einer Reise von den Bürgern eines Städtchens einen Lorbeerkranz erhalten hatte, fühlte er sich durch die Anwesenheit dieses Ruhmsymbols derart genirt, daß er, gleich nachdem sein Wagen das dankbare Städtchen verlassen hatte, den Lorbeer an einen Chausseebaum hing. Daß der Bakteriologe Koch seinen Verehrern gegenüber so bescheiden auftritt, ist nach meiner Meinung ein untrügliches Zeichen seiner Sachlichkeit.

Drum fort mit der Phrase: „Ehre, wem Ehre gebührt!"

Das sexuelle Problem in der Kunst.

Die nachfolgenden Zeilen stellen sich zur Aufgabe, einem ganz kurzen Gedankengange Ausdruck zu leihen, der gewiß keine ungeahnte Entdeckung enthält, von dem ich aber doch möchte, daß ihn der eine oder der andere Leser verfolgte und selbst nachdächte. Wir, die wir zusammenhalten zu einer Verteidigungslinie für die berechtigten Freiheiten des modernen Realismus, für Zola und seine Mitstreiter, — wir, so scheint mir, werden durch die beständig erforderte Polemik gegen die vollständige Ignoranz und die unbezweifelbare Borniertheit mehr und mehr behindert, unter uns gewisse

Probleme genügend zu erörtern und auszudenken. Wohin ich den Blick richten mag, gewahre ich in den zahlreichen Kampfschriften des Tages eine Stimmung, höre ich eine Behauptung, der ich unter uns nun doch einmal freundschaftlich entgegen treten möchte.

Ich will an einen bestimmten aktuellen Fall anknüpfen.

Ein Mediziner, Professor Seved Ribbing in Lund, schreibt ein Buch über die sexuelle Hygiene und ihre ethischen Consequenzen. Ein Kapitel dieses Werkes beschäftigt sich mit dem modernen Naturalismus. Unser Arzt versteht, wie mehrere seines Standes, die Bücher schreiben, nicht das mindeste von der modernen Litteratur. Zola und Strindberg, Krohg und Garborg sind ihm schlimme Verführer zur Unsittlichkeit. Er hält sie — die Parallele ist allein schon köstlich — für „noch gefährlicher" als „Boccaccio, Casanova, Faublas und Paul de Kock", „nicht so sehr an und für sich als vielmehr deßhalb, weil ihre Anhänger sich eines großen Theils der litterarischen Kritik in der periodischen Presse bemächtigt haben und derartige Machwerke und die darin enthaltene Weltanschauung als etwas Vortreffliches und Nachahmenswerthes ausposaunen." Obwohl in dem „großen Theil der periodischen Presse" eigentlich, wenn man es recht besieht, sogar eine Hyperbel liegt, über die wir uns, als über einen frommen Wunsch, immerhin schon freuen könnten, so würde ein grimmer Hygienefanatiker dieser Art doch gewiß ein bedenklicher Obercensor werden, — mit der nöthigen Macht ausgestattet. Ola Hansson's Helden will er „der Allgemeinheit zum Frommen in eine Pflege- und Besserungsanstalt" internieren: ob da nicht bald in Dalldorf ein neuer Flügel angebaut würde, — Abtheilung für unheilbar naturalistische Dichter?

Die Wiener Internationale klinische Rundschau, der ich die Citate entnehme, knüpft denn auch an den Hexenhammer des Collegen eine einsichtige Kritik, die das Buch gebührend abfertigt. Und doch sind mir grade bei dieser Kritik die Gedanken gekommen, denen ich hier Wort geben wollte.

Wenn ein grüner Junge (und es giebt urälteste Greise, die hier grün wie Finken sind) kommt und sagt: „Zola ist frivol, gemein, unsittlich," was antworten wir?

Wir sagen: Zola ist im Gegentheil ein Bußprediger, der den faulen Flitterschleier vom Laster reißt; Zola in seinem (wie Arthur Schnitzler in der erwähnten Kritik sagt) „großartigen Pessimismus" schreckt ab von der Sinnlichkeit, er verekelt dem Leser durch reale Bilder das, was im Realen für gewöhnlich oft sehr anziehend, aber sittlich und in seinen gleichsam naturgeschichtlichen Consequenzen immer ekelhaft ist. Das wird dann meist noch weiter ausgemalt.

Zola's Poesie ist Poesie der Anklage.

Zola hat das Recht des Satirikers, auch das derbste Wort zu gebrauchen.

Diese Vertheidigungsweise enthält große Wahrheiten. Aber wir wollen trotzdem nicht vergessen, das auch sie einseitig ist.

Der Fluch der Debatten, der Sonderung in Parteien, das ätzende Gift, das ohne Schuld des Verteidigers, der in seinem Rechte ist, auch auf ihn überfließt, es steckt in dem Verrennen in's Extrem. Wir — gerade wir Verfechter des modernen Realismus — wir stehen auf dem Punkte, allein deßwegen, weil wir das unreife Geschrei von „Unsittlichkeit" widerlegen wollen, einen rigorosen Asketenstandpunkt in unser Kunstprogramm hinein zu tragen, für den weder geschichtlich noch auch höheren Sinnes moralisch ein Recht vorliegt. Ich denke jetzt nicht an Tolstoi, dessen Sonderstandpunkt nicht hierher gehört. Tolstoi verwirft heute seine eigene Anna Karenina als ein unsittliches, in bösem Sinne aufreizendes Buch; darüber ist ästhetisch keine Debatte mehr möglich. Vor mir auf steigt etwa das Gemälde einer nackten Tizianischen Venus. Was packt uns gewaltig in diesem Bilde? Es gab eine Zeit, da würde man geantwortet haben: das Ideale, das Mysterium der Kunst. Unserer modernen Aesthetik thut ein Wor-

nicht mehr genüge. Wir wollen es zerlegen, dieses Mysterium, zertrennen in seine Faktoren. Fechner hat uns den Weg gewiesen, wie man die Einheit eines künstlerischen Eindrucks zerfasern muß in eine Fülle von Linien, die sich gegenseitig verstärken bis zur Totalwirkung, — ein Dutzend und mehr Hülfsprinzipe, aus denen das Ganze wird. Jenes Venusbild dort, das Wunderwerk des im hellen Morgenlicht auf dem Lager hingegossenen rosigen Frauenleibes wirkt zum Theil direkt auf mich durch rhythmische Elemente, durch Farbabstufungen, durch minimalste mathematische Verhältnisse, die ich mir vielleicht nicht zum kleinsten Theil auch nur annähernd theoretisch enträthseln kann, die ich aber Kraft derselben Geistesanlagen als harmonisch, als angenehm empfinde, mit der das Pfauenweibchen sich über die ornamentale Pracht auf dem Schweife des Männchens freut oder aus der der Schmetterling besondere Farbenzusammenstellungen bei Blumen liebt, bloß daß der Sinn beim Menschen sich immer mehr verfeinert und veredelt hat. Das ist aber nur Eins. Ich empfinde in den Totaleindruck eingeschlossen noch ganz Anderes vor der Venus. Ich freue mich auch der der Harmonie, die zwischen dem erfahrungsgemäßen Wirklichkeitsbilde, das von dem Körper eines schönen nackten Weibes in meiner Seele lebt, und diesem Kunstwerk besteht. Gerade diese assoziative Verknüpfung, die Beruhigung meines Wirklichkeitsbedürfnisses, wird in unserer neueren Kunst des Realismus unter wilden Kämpfen wiedergewonnen, nachdem wir von ihr aus lange Zeit ein Hemmniß empfunden. Aber auch das ist noch lange nicht alles. In dem einen so unendlich komplizierten Totaleindruck der nackten Venus vollzieht sich scheinbar gleichzeitig, im selben Moment, ein sekundärer Prozeß, eine Konsequenz aus jener Beruhigung des Wirklichkeitsbedürfnisses. Das Wirkliche, Lebendige und das Bild verschmelzen: die Venus Tizians wird ein wirkliches schönes nacktes Weib. Sogleich aber auch regen sich dann die Assoziationen der Wirklichkeit: es regt sich das erotische Gefühl. Je realistischer die Behandlung, desto stärker.

Der Gesammteindruck der Tizianischen Venus schloß sich zusammen in dem Worte „Schön". Unter den Faktoren dieses Eindrucks fand sich auch der erotische. Es giebt also zweifellos auch Erotisches als Hülfsprinzip der echten Kunst. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich unter „erotisch" hier das direkt Sinnliche, das Geschlechtliche verstehe, nicht irgend eine Künstelei, die den Wortsinn verschieben möchte. Nicht bei jedem „Schön" tritt natürlich das Erotische in Kraft; aber die Stoffe sind unzählig, mehr als die Hälfte der besten Kunst lebt von ihnen. Und es kann nach meiner Ansicht nicht scharf genug betont werden, daß der erotische Faktor wächst mit der Befriedigung und Beruhigung des Wirklichkeitssinns, mit einem Wort: mit dem Realismus. Es ist demnach falsch, grundfalsch, daß das ungeheure Plus von erotischen Dingen, das den modernen Realismus erfüllt, bloß zurückzuführen sei auf Rechte des Satirikers oder auf die nöthigen Requisiten zur Bekämpfung des Lasters. Thatsächlich trifft, wenn man tiefer dringt, vor allem bei Zola schon jetzt gar nicht zu, daß alle seine erotischen Szenen blos zum Zweck der Anklage und Abschreckung geschrieben seien. Gewiß, ein Buch wie „Nana" schreckt zurück von sozialen Scheußlichkeiten, von der Dirne und ihrer Umgebung. Aber überall, wo im Einzelnen der große Künstler arbeitet, tritt der erotische Faktor unbekümmert in sein Recht, als Lustfaktor, als Erregungsfaktor, als Schönheitsfaktor. Gerade da, wo Satire und Anklage ganz zurücktreten, offenbart sich die Durchdringung von Realismus und erotischer Erregung am allerstärksten. Sie ist bis jetzt noch nicht geschrieben worden: aber ich glaube, daß eine sehr intime Liebesszene zwischen zwei ganz vorzüglichen, vortrefflichen, gebildeten Menschenidealen mit gesunden Seelen und gesunden Leibern, mit höchstem künstlerischen Realismus ausgeführt, das erotisch Aufregendste wird, was überhaupt jemals geschaffen worden ist. Der Realismus würde sich aber doch auch nach dieser positiven Seite entwickeln, — er wird nicht bloß Nanas, sondern auch anständig sinnliche Menschen erobern für seine Palette.

Dann erst wird die eigentliche sittliche [illegible]nig anfangen. Denn dann werden wir allerdings eine Kunst bekommen, in [illegible] Erotische als Kunstfaktor in seiner ganzen Kraft auftreten wird. Wird es [illegible]cht als solcher schließlich dann den Ring sprengen, der die Devise „Schön“ trug [illegible]nd alle die Pfeile zusammenhielt? Bei jener Venus paßte das Wort, obwohl das Erotische als Faktor darinsteckte. Aber ich hätte hinzusetzen können: es paßte eigentlich schon dort nur für gesunde Menschen, Menschen, die erotische Gefühle einerseits wirklich besaßen — und andererseits nicht durch mißliche soziale Zustände in einem krankhaften Reizzustande besaßen. Und hier liegt denn auch das Entscheidende für den positiven Realismus der Zukunft mit seinem zweifellos enormen erotischen Gehalt. Der Realismus muß seinen Weg gehen, er darf vor der Thatsache nicht zurückschrecken. Es vollendet sich in ihm nur eine Phase der Kunst, die der Künstler nicht macht, sondern die ihn zwingt. Bessern aber müssen sich die sexuellen Verhältnisse in der Wirklichkeit der Zuschauer. Der erotische Faktor darf nicht bei neunundneunzig Prozent aller Beschauer und Leser die Rolle eines Sonnenstrahls im Brennglase haben, der in ein gefülltes Pulverfaß fällt. Solche Explosionen vernichten natürlich das Kunstwerk und schädigen den Beschauer . . . . . und solche Explosionsgefahr zu beseitigen wäre sicherlich Aufgabe einer fortschreitenden Menschheit, sei es auch auf Kosten der Kunst.

Glücklicherweise wird sie aber ohne Schädigung der Kunst durch einfaches Wegwälzen der Tonne erreicht werden. Gesunde Leser und Zuschauer, — Menschen, die im Stande sind, einen Totaleindruck des Schönen zu empfinden, zu dessen berechtigten Faktoren auch das Erotische gehört . . . . das brauchen wir. So lange wir die nicht oder nur vereinzelt haben, laßt uns immerhin die Sittlichkeitsfanatiker, die von Kunst nichts verstehen, auf die sittliche Größe in dem Theil der modernen realistischen Litteratur verweisen, der der Anklage, der Satire, der Abschreckung gewidmet ist, sie finden dort genug, um Zola heilig zu sprechen. Wir aber wollen uns deßhalb auch die Freude nicht verderben lassen an den Stellen, auf die das tiefere Prinzip paßt. In ihnen sprudelt die Kunst der Zukunft. Denn der Zeit der Anklagen wird doch auch einmal ihre letzte Stunde schlagen. Und hoffentlich ist das gerade die Geburtsstunde der ganz großen Kunst.

Ernst Seiffarth.

Hedda Gabler.

Henrik Ibsen, Hedda Gabler. Schauspiel in vier Akten. Deutsch von Emma Klingenfeld. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin 1891. S. Fischer Verlag.

Noch in der gegenwärtigen Spielzeit werden wir Henrik Ibsens neuestes Drama auf der Bühne sehen, und was es ist und gilt, werden wir in vollem Sinne dann erst wissen; doch das Erscheinen des Buches schon, das nicht mehr ein germanisches, das ein europäisches litterarisches Ereigniß ist, gebietet uns, erste Eindrücke zusammenzufassen, und eine Lektüre, die zum Erlebniß wird, drängt zur Aussprache unwiderstehlich hin.

Wenn ein Dreißigjähriger sein Werk zu Markte trägt, fragt die Neugier zuerst, begierig und hastig: Ein Fortschritt? Kommt aber der Sechzigjährige dahergeschritten, so

lautet die Frage, nicht minder hastig: Kein Rückschritt? Lauteres und unlauteres Interesse, Bewunderung und Neid, jedes will wissen: ob ein großes Können nicht erlahmte, ob der Greis die Manneskraft bewahrt oder verloren hat? Doppelt eifrig erwartet den neuesten Ibsen diese Frage, weil die Besonderheit von „Rosmersholm" und der „Frau vom Meere" dem oberflächlichen Urtheil eine alternde Kraft schon zu verrathen schien: das Problematisiren im Thema, das Retardiren in der Kunstform ward als Zeugniß nachlassenden Phantasie eifrig verbucht, dasjenige aber, was auf der Gegenseite stand, geistige Tiefe und die Weisheit gereifter Weltbetrachtung, ward in die Rechnung nicht eingesetzt. Aber als wollte der Dichter, mit echt Ibsen'schem Trotze, der wohlfeilen Prophezeiungen so gut wie der Nothwendigkeit der menschlichen Dinge spotten, hat er in „Hedda Gabler" ein Werk geschaffen von so lückenloser Fügung, von so viel zwingender Kraft der Anschauung und so dämonischer Eigenart, daß auch der übelwollendste Blick kein kleinstes Merkmal der Senilität erspähen kann: es ist ganzer Ibsen, reifer Ibsen, bester Ibsen. Ja, in dem strengen, bewußten Meiden alles bloß Reflektirenden, aller grauen Theorie und der ethischen Ueberlasten zeigt sich ein überraschend Neues in dem Werke an: niemals in seinen modernen Dichtungen ist Ibsen enger in der Sache verblieben, niemals hat er mehr geformt und weniger problematisirt als hier. Er ist Artist, reiner denn je, in „Hedda Gabler."

Nicht als ob die Lieblingsgedanken des Dichters, Grundmotive seines Schaffens so alt wie sein geistiges Leben, nicht auch hier dem Merkerblick sichtbar würden; aber sie sind verhüllt in Gestalten, sie sind verdichtet zu lebendigen Menschen. Keine Schlagworte mehr, von Wahrheit und Freiheit, den Stützen der Gesellschaft; kein Untersuchen und Abklopfen ethischer Fragen; kein Entgegensetzen von Lebenslüge und idealen Forderungen, von keimenden Wahrheiten und frohen Adelsmenschen. Sondern, was aus Hedda Gabler und Eilert Lövborg zu uns redet, erschreckend und hinreißend, ist die dämonische Macht menschlicher Leidenschaften, ist die überquellende Fülle der Natur selbst, in ihrer Furchtbarkeit und ihrer Größe.

Eine Frau steht im Mittelpunkte des Dramas auch diesmal, und eine Frau auch, kein allgemeiner Gedanke von „Puppenheim" und „Gespenster-" Schicksal, hat ihm den Namen gegeben. Keine zurückgreifende Handlung regiert das Stück, kein Aufdecken des Gewesenen retardirt mit Ibsenscher Kunst: vorwärts treiben die Dinge, und vor unseren Augen erschließen und vollziehen sich tragische Geschicke. Aus dem Geschlechte Rebekka West's, nicht der Nora und Helene Alving, entstammt die Heldin: eine Gestalt im großen Stile, ein Dämon der Weiblichkeit, wie sie seit Shakespeare's Lady Macbeth und Goethe's Adelheid kein Dramatiker geschaffen. Aber was bei jenen aus dem Dämmerlicht der Historie noch emporgetaucht, das stellt Ibsen hinein ins Licht der Moderne; in den Salon der Kleinstadt hinein stellt er Hedda und bewaffnet sie mit den Pistolen des Generals Gabler, todbringend und todsuchend. Aus großen und aus erbärmlichen Zügen, aus der Misere der Alltäglichkeit und ungebrochener Naturkraft webt er mit vollendeter Sicherheit sein überlebensgroßes Bild.

Hedda Gabler, als ein reifes schönes Mädchen ohne Vermögen, hatte sich müde getanzt und wünschte eine Versorgung; ein junger Professor in spe, Jörgen Tesman, fand sich als einzig ernsthafter Bewerber ein, und da er „nicht gerade drollig" war und gute Aussichten bot, ward er acceptirt. Alles was philisterhaft, was „feige" in Hedda war, ließ sie in die Ehe flüchten; alles was stolz in ihr ist, das Blut des Generals, General Gablers mit den Pistolen, bäumt sich gegen den Zwang verhaßter Pflichten auf, gegen die Tanten, gegen eine freudlose Mutterschaft: einen jungen Tesman zur Welt bringen und ihn auch fragen zu hören, wie den arglosen Vater: „Denken Sie nur" und „Was?" — nein, Hedda hat „keine Anlage zu dergleichen". Aber auch zu dem Einzigen, was das Leben lebenswerth macht, hat sie nicht die Anlage: sie hat nicht den Muth zur That, zur freien, über Herkommen und Sitte unbefangen hinweg-

blickenden That der Liebe. Darum ist Frau Thea Elvsted ihr Gegenspiel, die kleine Thea Elvsted mit den zarten Zügen und den weichen Formen, sie, die wie Hedda einem ungeliebten Gatten in die Ehe gefolgt ist, die aber ohne alles Besinnen dem Philisterheim entläuft, dem Mann ihrer Neigung nach, dem genialen Eilert Lövborg. Der ist kein Fachmann, wie Jörgen Tesman, kein ungelehrter Bücherwurm, dem es schon Freude macht, die wissenschaftlichen Zeitschriften nur aufzuschneiden, und der so gut die Papiere — anderer in Ordnung bringen kann; das ist kein den Staub „exacter" Forschung aufwühlender Vergangenheitsmensch, sondern Einer, der mit hellen Instinkten in die Zukunft hinausblickt: zwar wissen wir nichts von ihr, „aber es läßt sich immerhin Eines und das Andere darüber sagen." Wo Jörgen hübsch ordentlich ist, da ist Eilert genial unordentlich; sorgt jener gelehrtenhaft um die bürgerliche Existenz, so ist dieser sorglos und großartig und verscherzt sich Gegenwart und Zukunft durch kecke Ungebundenheiten, die die Kleinstadt aufregen; und so wird zuletzt die brave Zahmheit des Fachmannes Herr über die naive Unbekümmertheit des Genies, und das wissenschaftliche Erbe des aus dem Leben Scheidenden gewinnt Jörgen Tesmann.

Zwischen diesen beiden Contrastpaaren also, einem Quartett zusammenstrebender und auseinanderfliehender Stimmen, spielt das Drama sich ab; und wenn Jörgen und Thea im vollen Tageslicht dastehen, Gestalten aus der menschlichen Durchschnittswelt, so umspielt Eilert und Hedda ein geheimnißvoller Schein von Größe und symbolischer Sonderart, den fremden Mann und die fremde Frau. Eilert zumal, der nur zweimal im Drama auftritt, an den großen Wendepunkten des Stückes, wirkt mehr, als durch das, was er ist, durch ein Ungesagtes, Verhülltes; und wie Ulrik Brendel und der geheimnißvolle Fremde der „Frau vom Meere" ist er das vermenschlichte Symbol alles Wilden und Freien, verwandt dem Grauenvollen, verwandt dem Meere. Und in das Meer auch will er die Fetzen seines Werkes zerstreuen, am Leben verzweifelnd: „Hinaus in die See. Weit hinaus. Dort ist jedenfalls frisches Meerwasser. Mögen sie darin treiben. Treiben vor Sturm und Wind. Und nach einer Weile da sinken sie. Tiefer und tiefer. Ebenso wie ich, Thea."

Wie nun diese beiden genialen Menschen, sich anziehend und abstoßend und wiederum anziehend, einander aus dem Leben treiben, und wie die Schuld der Feigheit in Hedda, welche sie den einst Geliebten dennoch verlassen ließ, todbringend wird für beide, wie es Hedda dämonisch reizt, e i n m a l in ihrem Leben Macht zu gewinnen über ein Menschenschicksal und es in Schönheit untergehen zu lassen, wie aber ein verzerrtes Ende ihren kranken Willen dann betrügt — alles das schildere ich hier nicht, das lege ich nicht auseinander, so reizvoll die Aufgabe auch bleibt das feinste Geäder der Dichtung aufzudecken, und in diese Fülle poetischer Beziehungen, aufgebaut von einem überlegenen Kunstverstande, nachprüfend zu blicken. Kein endgültiges Urtheil, nur erste Eindrücke spreche ich aus. Wird doch ohnedies das merkwürdige Buch in diesen Tagen von Hand zu Hand gehen, und den Leser vor seine Probleme unmittelbar hinstellen. Ich kritisire nicht und ich katalogisire nicht, ich spreche nur die starke bezwingende Wirkung eines Dramas aus, dessen Erscheinen wir, als die Zeitgenossen des Dichters, miterleben durften. Das Werk mit einem anderen Maße zu messen, als mit dem, das es selber in sich trägt, oder auch es peinlich abzuschätzen, den Zollstab in der Hand, gegen Ibsens eigene Werke, kann nicht meine Absicht sein; und auch das nicht kann die Absicht sein: von anders gerichteten Idealen aus, Ibsens fest in sich geschlossene Welt- und Kunstanschauung meistern zu wollen. Auch vor diesem Werke werden Klagen erschallen über die undurchdringliche Düsterniß des Stoffes: kein „Lichtblick", alle Sterne ausgelöscht, und ob auf den grauen Dämmerschein ein neuer Tag folgen wird, ahnt Keiner. Wir aber begreifen dennoch und bewundern das Werk als den künstlerischen Ausdruck einer großartigen Persönlichkeit, als die Schöpfung eines Genius, der in der eigenen Phantasiewelt frei lebt, und mit den

Mitteln der Wirklichkeit das im Innern Geschaute naturalistisch auszugestalten vermag; wir bewundern es als den Ausdruck einer poetischen Natur, die in die Tiefen der Menschlichkeit, in Abgründe der Seelen und Wirbel der Leidenschaften, mit dämonischem Scheine hinableuchtet.

Otto Brahm.

Aesthetischer Pessimismus.

Subjectives zur Volksbühne.

Von **Hans Schliepmann.**

„ . . . Die Künste blühen: es ist eine Lust zu leben!“ Diesen Frühlingslerchenschlag aus gährender Zeit glaubt man auch jetzt wieder von zukunftsfreudigen Lippen zu hören; und wenn er unseren grünsten Knaben einmal in der Kehle stecken geblieben, ist's gewiß nicht aus Mangel an Selbstvertrauen und Zeitverständniß geschehen, sondern nur, weil sich ein Schimpfwort auf die Gegner und Andersdenkenden dazwischen drängte. Und welch ein ergötzlicher Kampf! In der Musik ist die große Mine bereits in Baireuth aufgeflogen; beiderseits stehen ihre Mannen augenblicklich gapsend und sehen zu, wohin wohl die größten Blöcke für den Bau des Zukunftstempels fliegen werden; in der Litteratur, der Kunst, die man ja heutzutage mit der Muttersprache als Beigabe in die Windeln gewickelt erhält, hat man sich frischfröhlich bei den Haaren und ahnt oft nicht, daß man statt eines Löwenfelles eine Eselshaut zaust; die Malerei führt ganze Kolonnen Kartoffelbauern ins Feld; die Plastik, die kühle, sogar beginnt Farbe zu bekommen, und selbst die Architektur fängt verschlafen an, sich die vom Stuck verkleisterten Augen zu reiben, denn die große Trommel wird ringsum gerührt und die Lärmposaune geblasen, damit die Philisterstadtmauern umfallen mögen. — Aber, keine Furcht, meine Herrschaften; die modernen Mauern sind nicht so nervös, daß sie vor schlechter Musik umfallen könnten und diese brüllenden Löwen sind keine wirklichen Löwen; das Ganze ist nur ein Spektakelstück, ein großes, gewaltiges allerneuestes Stück und — im Vertrauen — ganz besonders zu Ehren seiner allerhöchsten Majestät G o l d vorgeführt. — — Aber wo ist das Publikum? — — Publikum? — Ha! — Ha ja! — Publikum? — Publikum . . . . aber erlauben Sie mal, mein Bester, sehen Sie unsere Sippen und Magen, unsre lieben Feinde, und ist da nicht überall ein ganz famoses Premierenpublikum? — — Was? diese Hofschranzen Moloch's? Wo ist das **Volk**? — — **Volk**? — Ach so, Sie sind wohl auch Sozialdemokrat? M i r bleiben sie nur mit der rohen Bande vom Leibe. Auch die Kunst ist eine verfeinerte Blüthe, die von ruppigen Händen nicht gepflückt und von stänkerigen Stiefeln höchstens zertreten werden kann! — —

„Die Künste blühen: es ist eine Lust zu leben!“ Wie bitter ironisch klingt's mit einem Male! So bitter, als ob nirgends die Keime des Neuen märzenspröde und triebkräftig hervorlugten, als ob das Ende der Kunst vor der Thür stände — fin de siècle, wie wir's unsren noch impotenteren epikuräischen Nachbarn glücklich wieder nachnäseln! Aber wie ist's denn: können die neuen Triebe am Baume der Kunst frei emporschießen, solange noch seine Zweige mit Papierblumen aus allen Jahrhunderten umwickelt sind? Sollen wir Deutschen uns den harzfrischen Weihnachtsbaum durch die berliner Philistererfindung, die staubige Papierpyramide, auch in der Kunst ersetzen lassen? Kann uns eine Kunst für die Künstler, für die Zeitungsschreiber, für die Protzen, eine Kunst für das Volk ersetzen?

Eine „Kunst für das Volk!“ Das ist auch nur so eine Chimäre! Die hat's nie gegeben. Auch Kunst ist stets bei Wenigen nur gewesen. Die Deklamationen vom schönen harmonischen

Griechenthum ziehen heut nicht mehr. Und seht unsere Klassikerperiode an: mußten nicht Schiller und Goethe selbst beim Volk den Raupach und Kotzebue den Platz räumen?

Gewiß! Aber durch eigene Schuld! Nicht der Goethe des Götz, der Schiller des Fiesko, sondern der Goethe des Tasso, der Schiller der Braut von Messina entbehrten der Volksthümlichkeit, und von dieser Zeit gerade nahm das Uebel seinen Anfang. Wohl gab es eine volksthümliche Kunst! In dem großen Graalsgefäße, das nun auf immer gesprungen ist, in der Kirche, floß alles Herzblut des Volkes einmal zusammen, so daß es Wunder wirkte, gleich dem Erlöserblute: Wunder aus Stein gestaltet, die großen Dome des Mittelalters. Und wiederum, als der Gedanke den Glauben, die Letter den Meißel ablöste, da war's ein **Volk**, das vor Rafael in die Knie sank, das Dürers Flugblätter verschlang, das mit dem großen Will lachte und weinte und das der wittenberg'schen Nachtigall erzne Lieder sang. Und jetzt? — Aus stinkenden Miethskasernen schwingt sich's wohl einmal auf: „Fischerin, du kleine," an der Küchenthür fließt wohl ein Nickel und eine Thräne für „das Geheimniß von Meierling", und in der riesigen, öden „berliner Stube" hängen günstigstenfalls über dem Seegrassopha mit schreienden Anilinfarben zu den Seiten des stil- und leimvollen Regulators ein Paar kreischende Oelfarbendrucke. Das ist — im Durchschnitt — das Kunstbedürfniß des „Volkes". Unsere Kunst, die Kunst der „Gebildeten" ist eine Andere, dem Volke unverständlich gewordene Langsam, kaum wahrnehmbar, hat die in Bildung maskirte „Wohlsituirtheit" das Tafeltuch aller künstlerischen Genüsse an sich gerissen und dem kleinen Manne den leeren Tisch gelassen; und ach, auch jener sind die Genüsse fade geworden! Gericht auf Gericht — und der Mägen verdorben!

Das aber ist das Tragischste in unserer Zeit, daß eben jenes gegenseitige Verstehen zwischen Volk und Gebildeten geschwunden ist, weit mehr geschwunden ist, als man glaubt; daß unsere Stubenkultur dem Volke keine freie Athemluft mehr bietet. Wir sehen es ja eben jetzt, wo man wenigstens das Gefühl für den furchtbaren Zwiespalt allmählich bekommt. Wo man, wie in der freien Volksbühne, die Kluft schließen möchte, da fehlt es an den geeigneten Blöcken dazu und man wirft statt ihrer die Pfeffersäcke der Tendenz hinein. Die Erfreulichkeit des Auftretens solcher Bestrebungen wie der freien Volksbühne soll dabei keineswegs verkannt werden; aber verkannt darf doch andererseits nicht werden, daß sie mehr aus dem Bildungsbedürfniß des Volkes, als aus eigentlichem Kunstbedürfniß hervorgingen. Hierzwischen ist aber ein bedeutsamer Unterschied. Wenn ihn auch die Gebildeten so wenig zu machen wissen, so zeigt es nur, daß auch sie die Kunst und die Wissenschaft zusammen werfen und daß unsere ganze Zeit lediglich unter der letzteren Zeichen steht. Wär's aber noch unter dem Zeichen echter Wissenschaftlichkeit!

Aber die Adepten der großen Göttin, die sich keinem Sterblichen ganz enthüllt, lüften ihren Schleier oft genug an Stellen, die jene nur nach Analogieschluß am lieben eigenen Ich für das Antlitz der Göttin erklären können; und die Panaceen, die sie nach solchem Schauen zurecht destilliren, um die göttliche Halbschwester Kunst zu verjüngen, sind — bestenfalls — wie die Mittel ungeschickter Allopathen, die ein besonderes Uebel zwar heilen, aber den Organismus im Ganzen vergiften. Selbst das Uebergewicht echter Wissenschaft jedoch ist der Kunst an sich nicht günstig, — wobei keinen Augenblick der Werth der Wissenschaft und ihr Werth auch für eine spätere Kunst verkannt werden soll. Aber wie in der großen Welt sich centripetale und centrifugale Kraft das Gleichgewicht halten müssen, so müssen zunächst für eine Harmonie der kleinen Welt, der menschlichen Seele, Kunst und Wissenschaft erst wieder in die Wage kommen. Denn Kunst ist centripetal, synthetisch, Wissenschaft centrifugal, analytisch: jene in sich fertig, aber beschränkt; diese schrankenlos, aber nie ganz umfaßbar. Deshalb ist der oberste Drang der Kunst Persönlichkeit, der der Wissenschaft Thatsächlichkeit; und die Wahrheit beider nach diesen beiden Richtungen hin etwas durchaus Unterschiedenes. Die Wahrheit der Thatsächlichkeit begreift nur der Wissende; die Wahrheit der Persönlichkeit, die innere Wahrheit, empfindet Jeder. Nur diese Wahrheit ist die einer Kunst für das **Volk**, eine Wahrheit, die nicht niederdrückt, nicht dumpf und scheu vor einem Unbegreiflichen macht, sondern die erhebt, die latente Kraft der eigenen Brust freimacht. Wirkt aber unsere modernste Kunst nach jener ersteren Richtung, so beglückt sie weder das Volk, noch erzieht sie es, und die lebendige Wechselwirkung bleibt verloren.

Auch hierin kann die freie Volksbühne den ganz Brillenlosen lehren; es mag nochmals besonders darauf verwiesen sein, daß erst bei dem an sich urgesunden Bestreben, wieder auf das Volk wirken zu wollen, der Mangel an wahrhaft volksthümlichen Kunstwerken erschreckend zu Tage getreten ist. und bei diesem Mangel ist die Gefahr leider naheliegend, daß der vorzügliche Grundgedanke verkrüppelt, ja in sein Widerspiel verkehrt wird. Eine Menge, die leider schon an sich mehr der Parteitendenz als der Kunst wegen ein Kunstwerk betrachtet, muß, falls es nichts Wesensgleiches erhält, nothwendig zu genau derselben Halbbildung, verlogenen Anempfinderei und Kunstfaselei erzogen werden, wie der Durchschnittsmittelstand durch die Feuilletonistik unserer Industriepresse. Und nicht einmal würde diese neue Halbbildung die alte verstehen! Für die Freude an der Kunst wird man daher bei der um schier ein Jahrhundert zurückgebliebenen Menge nur dann wirken können, wenn man auf die letzten Reste ihrer ästhetischen Instinkte eingeht. Diese aber wurzeln fraglos im Romantischen. Die eingekapselte Phantasie will zunächst die Hülle brechen und schrankenlos umherflattern; die naturwissenschaftliche Wahrheit gewährt nur die Befriedigung, daß sich der geringe Bürger dem behäbigen gegenüber nicht mehr „ungebildet" fühlt. Das hat mit der Kunst gar nichts zu schaffen.

Man muß sich nur gegenwärtig halten, daß das Volk thatsächlich ganz von vorn anfangen muß, da seine Kunsttriebe ganz ertödtet worden sind. Niemals aber drängt primitive Kunst auf Naturwahrheit; der Wilde will lieber das grauenvollste Fratzenbild als einen harmonisch abgerundeten Menschen vorstellen; erst auf dem Umweg über die Grenzen der Phantastik gelangt man zur Erkentniß der höheren Schönheit der Natur. Das vergessen unsere neuen Theoretiker sehr gern. Es gilt also zunächst, nachzuholen, die Entwickelung, welche wir durchgemacht, auch die Menge nacherleben zu lassen. Aber schließlich ist auch dieses Mühen ein schulmeisterliches, um so mehr, als ja wir selbst kein fehlerhaftes Vertrauen zu unserer Kunst haben, sobald wir nur das Selbstvertrauen ihrer Stimmführer richtig einschätzen und so lange wir anerkennen müssen, daß ihr gerade das Volksthümliche fehlt, nach Lage unserer gegenwärtigen Verhältnisse fehlen muß.

Gerade in dieser Absichtlichkeit, in der gärtnerischen Pfropfarbeit, durch welche die Wohlgesinntesten jetzt der Dornenkrone der Unterdrückten einige Schönheitsrosen einsetzen möchten, liegt nur ein neues Anzeichen dafür, daß unsere Kunst keine urkräftige spontane Wesensäußerung ist, sondern im letzten Grunde auf nicht künstlerischen Antrieben beruht. Sehen wir von der ganz todten Brodkunst ab, so ist es hier außer der schon berührten Wissenschaftsmanie vor allem die Ethik, besonders soweit sie in der socialen Frage zur Erscheinung kommt, die, nicht etwa in Kunst umgewandelt, sondern als lautes: „Merke, so soll's!" oder „Sieh und bereue!" zu Tage tritt. Man kann die graue Theorie von der tendenzlosen Kunst längst überwunden nennen; man kann selbst behaupten, daß jede Kunst todt bleibt, wenn sie den großen Lebensfragen fern steht; man wird deshalb doch zugestehen müssen, daß zur Zeit nicht die Kunst die Tendenz, sondern die Tendenz die Kunst durchdringt, beherrscht. Das ist in allen Gährungszeitläuften so gewesen, und wir müssen und können an dem fröhlichen Kampfe, an dem Ringen und Rütteln, das immer weitere Kreise zieht, an den Vorboten des ungeheuersten aller Geistesstürme, die je die träge See der Gesellschaft erschüttert, den Ersatz für die Unabgeschlossenheit unserer Kunst finden. Und wir mögen uns auch an den Keimen der zukünftigen trösten, die, unbehülflich und verzerrt, doch bereits weit und breit empor streben. Alle bahnbrechenden Werke sind mit Unvollkommenheiten aller Art auf die Welt gekommen. Bei dem riesenhaftesten Bacchanal der Weltgeschichte, bei der Kunstschwelgerei der römischen Kaiserzeit, saß der Tod zu Tische, während aus der Gräberstadt der Katakomben das Leben drang. Und auch hier hat es Jahrhunderte gebraucht, bis sich aus der ethischen Empfindung die freiere, allgemeinere ästhetische entwickelte. Wir werden diesmal so lange Zeit vielleicht nicht brauchen, denn die neue Weltauffassung, welche jetzt die alte abzulösen im Begriffe ist, scheint nicht eine weltflüchtig sinnabtödtende zu werden. Indeß, wer wagte hier Voraussagungen zu machen? — Wohl aber müssen wir danach streben, diese Entwickelung zu beschleunigen, unsere Kultur in eine solche überzuführen, der auch die ethischen Fragen zu ästhetischen erhoben sind und in der ein harmonisches Sichausleben keine Unmöglichkeit mehr ist. Und deßhalb muß trotz allem — trotzdem eine neue Blüte sicherlich erst jenseits des socialen

Ausgleiches zu suchen, trotzdem Volk und Gebildete sich wie zwei Nationen gegenüberstehen, trotzdem wir nur eine greisenhafte Virtuosenkunst und eine tastende junge Idealistenschaar besitzen, trotzdem unserem Staate die Erziehung durch eine dumpfe, werktodte Kirchlichkeit noch immer fruchtbringender scheint als diejenige durch lebendige Kunst, trotzdem der geliebte Pöbel jedes Ausstoßen im überfütterten Kunstmagen wie ein „allerneuestes" Gericht bejubelt und trotzdem sociales Elend, Volksverthierung, Bildungsdünkel, Feinschmeckerkunst, Kunstverfall und wieder neues sociales Elend den schädlichsten Zirkel bilden, in dem der Fühlende bis zu Wahnwitzschmerz sich umgetrieben fühlen muß — trotz alledem muß vor allem doch wieder das Volk für Kunst zu fühlen lernen. Aber fühlen lernen? Für den abgearbeiteten Mann ist Freude das Nothwendigste, Freude ohne Anstrengung, die er bis jetzt nur in freier Natur, in der Kneipe, wenn's einmal ganz hoch kommt, in seinen vier Pfählen bei seinen Kindern findet. Für die Freuden der Kunst ist ihm Auge und Ohr verschlossen, zum Theil, weil ihm der Schlüssel Mammon fehlt, zum Theil, weil unsere Kunst zu viel Voraussetzungen macht und ihn anstrengt, statt ihn zu erleichtern. Große Kunst ist freilich nie mit schlaffen Sinnen voll zu erfassen gewesen. Darum aber hilft's auch nichts, das Volk gleich auf den Gipfel aller Schönheit zu stellen, von dem sein enggewöhnter Blick mit Schwindelgefühlen in tausend Abgründen irrt. Es gilt vielmehr nur, überhaupt die Sehnsucht nach der Höhe zu wecken, indem man es mühelos auf die ersten Hügel führt. Zunächst gilt's Auge und Ohr zu erschließen; der Geist kommt hinterdrein. Darum sind nicht die argumentirenden Künste, sondern die rein empfindenden für die Erziehung zum Kunstgefühl werthvoller. Was jenen den höheren Werth verleiht, das Plus von Weisheit oder Thatsächlichkeit, wird für den Anfänger so überwiegend, daß er zur specifischen Kunstempfindung nicht gelangt. Musik, von der charakteristischerweise unsere Wissenschaftlerkunst nichts mehr wissen will, namentlich aber die Kleinkunst erscheinen somit zur ersten Erziehung berufen. Ihr schließt sich die Fabulirkunst an. Wie oben erwähnt, ist es das Romantische, auf welches der Kunstinstinkt der Massen hindrängt. Wollte man dies tödten, weil wir es bereits überwunden haben, oder besser, augenblicklich für immer überwunden zu haben uns einbilden, so tödtete man zugleich die Freude an der Phantasie, an der Form an sich. Die Freude am Schön-Gestalten aber muß in frühester Jugend geweckt werden, im Hause also zunächst walten. Volksgesang ist darum ein großer Pfeiler, Volksmärchen und Heimatsage ein zweiter, auf dem ein gesunderes Kunstverständniß aufgebaut werden kann. Dann aber ist's die Hebung des Handwerkes in's Künstlerische. Der Arbeiter muß wieder an seiner Arbeit Freude haben können. Das lernt er aber nicht so an Werken, die er für Protzen schafft, deren Denkweise er nicht versteht, deren entnervende Genüsse er unverständigerweise beneidet, sondern an den Werken, die er für Seinesgleichen schafft. Darum kann auch hier nur ein Zurückgehen auf's Einfache, Bäuerliche sogar von Werth sein — und unseren an allen Stilsaltomortales abgehetzten Nerven würde das auch wie Gebirgsluft und Kuhmilch sein. Aber da ist freilich gut reden! Unter Hebung des Kunsthandwerkes versteht man heute die Trainierung zu derselben kraftlosen Stilfexerei, die den in Genuß vor Begierde verschmachtenden Wohllebenden Atrapen statt Wahrheit liefert. Auch hier herrscht das in Scheuklappen vorwärtskeuchende Philologenthum, das für unsere Zeit keine taube Nuß werth ist und hinter das sich aller Aberwitz und alle Frechheit verschanzt, die sich künstlich als bessere Kaste gegen die „Ungebildeten" abschließen möchte. Und da dies Philologenthum sich ja wohl wieder bis auf Weiteres in Permanenz erklären wird, da die Kunst für den Staat noch immer weder von ethischem, noch wirthschaftlichem, noch ästhetischem Werthe ist, da das Volk in unseren socialen Verhältnissen sich selbst in seiner Verkümmerung überlassen bleibt, so bleibt nichts weiter, als brennenden Auges sich zu bescheiden: Großes, Neues, Gewaltiges in der Kunst kann erst nach dem vollständigen Zusammenbruch kommen!

Von neuer Kunst.

Ein Roman über die Unsterblichkeit. Wir stehen im Zeichen des Weihnachtsromans. Es regnet Bücher. Aber es könnte ebensogut Frösche oder Maikäfer regnen, so werthlos ist die große Masse dieser Weihnachtslitteratur für die wirkliche Litteratur. Und höchstens ein paar typische Fehler werden uns auf statistischem Wege durch ihre reihenweise Wiederkehr deutlich gemacht. Ein Fehler dieser Art, ein charakteristischer Fehler unserer ganzen Dutzendroman-Produktion ist der mehr und mehr einreißende Verfall der *Erfindungskraft*. Immer der alte Faden, die alten paar Zaubersprüchlein und die ganze graue Langeweile der zum zehntausendsten Male aufgewärmten Liebesprobleme uraltester Art. Die Etiketten thun dabei nichts zur Sache, und es ist dieselbe Erfindungsarmuth, ob der Roman nun bei den ganz alten Germanen oder bei den ganz neuen Berliner Kellnerinnen spielt, eine Langeweile und ein konventionelles Papageiengeplapper, als sei irgend eine dieser armen dummen Kellnerinnen selbst unter die Autoren gegangen, um unsere höheren Töchter mit litterarischem Niklaslebkuchen zu beschenken. Kommt man von dieser Totenschau, so heißt es in einer schönen, stillen Oase ausruhen, wenn man bei einem Buche verweilen darf wie *Edward Bellamy's „Fräulein Ludington's Schwester“*, (deutsch von Klara Steinitz, Berlin, S. Fischers Verlag) Es ist eine Ungerechtigkeit von Leuten, die den „Rückblick“ als Erfüllung ihrer wirthschaftlichen Zukunftsideale verschlungen haben, an diesem ersten Weltbuche des Verfassers nun diese kleine Novelle durchaus messen zu wollen, — und dann ein schreiendes Mißverhältniß zu konstatieren. Fräulein Ludingtons Schwester ist die Arbeit eines tiefen Denkers, eines ungemein sicheren logischen Kopfes, der seiner Produktion vor allem Eins mitzutheilen weiß: Neuheit der Erfindung, orginale Fragestellung von einem tiefen Problem, Kühnheit logischer Schlußfolgerungen da, wo sonst die Convention zwar Gehorsam, aber kein Denken fordert. In diesen Gaben steckt die eine Hälfte zu einem dichterischen Genie ersten Ranges. Aber der „Rückblick“ bewies schon unzweifelhaft den Mangel der anderen Hälfte. Bellamy ist baar aller feineren technischen Hilfsmittel, er ist auf ganzen Gebieten des menschlichen Lebens, wie dem erotischen, nicht nur baar der invidueIlen und suggestionsfähigen Leidenschaft, sondern auch selbst befangen in konventionellen Formen, er ist kein feiner Psychologe, wo es die Entwickelung eines Charakters gilt, er hat, um an sein eigenes Thema anzuspielen, nichts von der Kraft des Mediums, uns seine Phantasiebilder zu greifbaren Visionen zu machen, die der Vollblutdichter immer besitzt. Es ist mir räthselhaft, wie man diese Dinge jemals hat bezweifeln können. Auch das erhellte aus vielen Stellen des „Rückblicks“, daß Bellamy in seine Weltanschauung Dinge wie „Gott“, „Unsterblichkeit“ und Aehnliches skrupellos aufgenommen hatte, als feste Punkte, über die keine Diskussion mehr stattfand. Fräulein Ludingtons Schwester ist nur verständlich, nur der Autorintention entsprechend zu kritisieren, wenn man zumal diesem Letzteren Rechnung trägt. Bellamy tritt nicht in die Debatte ein, *ob* die Seelen unsterblich sind. Er setzt sich logisch auseinander mit dem Wie? Mit wunderbarer Schärfe hat er den Satz gefaßt: Der Mensch stirbt nicht im Tode allein, sondern er stirbt tausendmal und öfter im Leben. Jeder Wechsel ist ein Sterben. *Sind* die Seelen unsterblich, so muß jede der zahlreichen Seelen, die im Laufe eines Menschenlebens das „Individuum“ nacheinander bilden, als solche unsterblich sein. Ich habe hier den Unsterblichkeitsglauben weder zu vertheidigen noch anzugreifen. Aber ich achte es auf alle Fälle für werthvoll — auch objektiv und für Andersgläubige werthvoll — wenn ein Standpunkt — sei er nun wie er sei — logisch bis in seine letzten Consequenzen verfolgt und so unanfechtbar wie möglich gemacht wird. Mit Bellamy's Buch ist die ganze Unsterblichkeitstheorie über eine Klippe weg und ein Stück weiter gekommen. In diesem Sinne leistet das Buch mehr als ein paar hundert theologische Weisheitskrämereien der neueren Zeit, die meistens ein Kind ad absurdum führen konnte. Und eine Novelle, die ein derartiges Problem erschöpft, hebt sich damit von selbst heraus über Unzählige.

Fräulein Ludingtons Schwester ist von Seite zu Seite geradezu gespickt mit Gedanken der originellsten Art, die Keiner ohne Bereicherung verläßt. Auch der allgemeine Faden, durch den das Problem in Handlung umgesetzt ist, ist noch vorzüglich. Es ist eine neue, nie dagewesene Geschichte in jeder Faser. Die Angelpunkte der Fabel sind scharf erfaßt, im Rohstoff einer der spannendsten Romane aller Zeiten skizziert. Die ethischen Consequenzen aus der Lehre von der Vielheit innerhalb eines individuellen Lebens eben für dieses Leben (ohne Rücksichtnahme auf Metaphysisches) sind wiederholt echtester „Bellamy", überraschend frei und fruchtbringend. Die Mängel in der Begabung Bellamys rächen sich dann allerdings in der Ausführung. Die Darstellung ist (und sicher hier nicht durch Schuld der Uebersetzung) schleppend und matt, bisweilen geradezu langweilig, an Wiederholungen reich und naiv in all den kleinen Kunststücken der neueren, so leicht beispielsweise von den Franzosen zu erlernenden Technik. Die eigentliche Liebesgeschichte, die zum Glück in den Hintergrund tritt, ist mit schlechten Similifarben getüncht, der Held ein Schablonencharakter der sentimentalsten Schule, ganz Papier und gar nicht Leben. Aber immerhin: die Novelle ist kurz, das Schwache vergißt sich — und sobald man einen Schritt zurücktritt, sieht man bloß noch die großen, die bedeutenden Conturen. Ohne die Schwächen hätten wir einen der bedeutendsten Romane dieses Jahrhunderts erhalten. Mit ihnen bleibt das Buch eine bemerkenswerte Erscheinung, die sich doch noch weit über die Menge hervorhebt. Ich will persönlich hinzufügen, daß mir über einzelne Punkte der Handlung, vor allem da, wo sie das Problem des Spiritismus zu vertiefen sucht, ein gewisses Urteil zusteht, wie fein Bellamy den Kern gepackt hat, weil ich zum Zwecke einer eigenen Arbeit, die demnächst erscheinen wird, gerade einen Theil dieser Dinge selbstständig durchgeackert habe. An mehreren Stellen, wo ich Linien aufblitzen sah, hat Bellamy zugegriffen. Und es war ein verzweifelt dunkler Weg, auf dem er sich zurecht gefunden hat, das weiß ich selbst.

Wilhelm Bölsche.

Von Henrik Ibsen erhalten wir die folgende Erklärung:

Die einzige von mir autorisirte und persönlich von mir revidirte deutsche Ausgabe meines Schauspiels „Hedda Gabler" ist von Emma Klingenfeld besorgt und wird im Verlage von S. Fischer, Berlin erscheinen. Sollten andere deutsche Uebersetzungen desselben Stückes herauskommen und bei Theatern eingereicht werden, so geschähe das ohne meine Zustimmung und meinen Willen.

München, den 18. December 1890. **Henrik Ibsen.**

Ibsen's „Kronprätendenten" sind zur Aufführung am Wiener Burgtheater bestimmt worden; die Rollen des Königs und des Bischofs dürften den Herren Robert und Lewinsky zufallen. Bisher ist das Werk, das reifste und mächtigste unter Ibsen's historisch-politischen Dramen, nur von den Meiningern in Deutschland dargestellt werden; man darf der Wiener Aufführung, die die hervorragendsten Kräfte des Burgtheaters ins Treffen führen soll, mit Spannung entgegenblicken.

Kunst und Geld. Was hat Scheidemünze noch mit der Kunst zu schaffen? — Das scheint auch unsere Münze zu denken. Die als Allerneuestes eben von ihr ausgegebenen Rupienstücke beweisen das so deutlich, daß man ein Wort im Vorübergehen nicht unterdrücken sollte. Schlimm genug schon, daß es unserem Geld wie unserer Kleidung ergangen ist: die Grundform ist feststehend; es kann sich nur darum handeln, ob sie wenig schön oder sehr häßlich abgewandelt wird. Dabei ist unsere Medaillirkunst gerade so wie unsere Schneiderkunst herunter gekommen. Nun hieß es vor einiger Zeit, es sollte auch diesem Zweige staatlicher Kunstübung mehr Beachtung geschenkt werden. Es entstand der neue heraldische Adler. Nun, der alte war keine Schönheit; aber der mikrocephale neue ist künstlerisch wahrhaftig keine Musterleistung, so



breit — fast bis über den Rand hinaus — er sich auch auf den Nickeln macht. Aber nun die Rupien! — Sie tragen auf der Rückseite ein Wappenschild, dessen einzige Besonderheit darin besteht, daß es, auf den Kopf gestellt, ganz die übliche Schnörkelform zeigt; in diesem Schilde die bekannte Illustration des Busch'schen Unsterblichkeitsverses: „Der Löwe brüllt, wenn er nicht schweigt" und „die Ceder ist ein hoher Baum". Das ist diesmal vereinigt und variirt: der Löwe schweigt, und die Ceder sieht einer Palme ähnlicher. Auf der Vorderseite ist das Bild des Kaisers, diesmal aber als Brustbild, außerdem in Küraß mit Epauletten und Adlerhelm. Man hat schon Mühe gehabt, den schönen Bart Kaiser Friedrichs in das Rund des Geldstückes hineinzubalanciren; es ist daher zu ermessen, wie greulich unkünstlerisch das Gleichgewicht bei solchem Profilbrustbildniß verschoben sein muß, wenn man außer der Schrift nur die blanke Fläche wirken läßt. Es mag ja politisch sein, unseren wilden afrikanischen Freunden einen erweiterten Begriff von der Persönlichkeit des Häuptlings jenseits der Wässer zu geben, ihnen diesen Herrscher sozusagen in der Landestracht vorzuführen, ihnen den Gegensatz von Federschmuck und Adlerhelm begreiflich zu machen. Aber es könnte doch sein, daß auch einige Araber und Inder mit ihrem unendlich zarten Sinn für Flächenbehandlung diese Rupien — man ist stets versucht, einen Kalauer durch berlinische Aussprache des Wortes zu reißen — daß auch einige künstlerisch sehende Europäer sie in die Hand bekämen, und da hätte man doch an eine mehr ästhetische Ausbildung der Fläche denken sollen. Das öde Aussehen der Siegesthaler mit der kleinlichen Germania hätte doch belehren können, daß der Größengegensatz zwischen Flachrelief und blanker Fläche unverträglich ist. Hier war nur durch weiteres Ornament, etwa eine Dreipaßanordnung (um die Verlegenheits-Lorbeerzweige zu vermeiden) und durch ornamentalere Ausbildung der Schrift zu helfen. Aber unsere Münzschneider haben sich längst der Kunst begeben, sobald sie nur den Photographen erreichen! Und auch die Aehnlichkeit ist gegen die vorzügliche auf den neuesten Doppelkronen zurückgeblieben. Es ist schon schlimm, daß die Verkehrsrücksichten das äußerste Flachrelief erfordern. Aber wenn man wünschen muß, daß selbst dies Relief erst so abgegriffen wäre, wie auf den alten Ephraimiten, dann ist es an der Zeit, selbst über ein so geringwerthiges Ding wie eine Rupie nicht zu schweigen. Was nützt alle staatliche Unterstützung des Kunstgewerbes, alle künstlerische Regsamkeit, wenn wir nicht einmal mit Silberstücken klappern können, die nach nur einigermaßen künstlerischen Gesichtspunkten geprägt sind?

H. S.



Hunger.

Von

Knut Hamsun.

Deutsch von M. v. Borch.

(8. Fortsetzung.)

Dienstag.

Sonnenschein und Stille, ein wundersam klarer Tag. Der Schnee war fort; überall Lust und Leben und fröhliche Gesichter, Lächeln und Lachen. Aus den Fontänen stiegen die Wasserstrahlen in Bogen auf, von der Sonne vergoldet, blau vom blauenden Himmel . . .

Um die Mittagszeit trat ich aus meinem Logis in der Tomtegade, wo ich noch wohnte, und begab mich in die Stadt. Ich war in der fröhlichsten Stimmung und trieb mich den ganzen Nachmittag in den belebtesten Straßen umher und sah mir die Menschen an. Noch vor 7 Uhr Abends machte ich einen Spaziergang nach dem St. Olafsplatz und sah heimlich nach den Fenstern Nr. 2 hinauf. In einer Stunde sollte ich sie sehen! Während der ganzen Zeit ging ich in einer leichten, wundersamen Angst umher. Was würde geschehen? Was würde ich sagen, wenn sie die Treppe herunter kam? Guten Abend, Fräulein? Oder nur lächeln? Ich beschloß, es beim Lächeln bewenden zu lassen. Selbstverständlich würde ich mich tief vor ihr verbeugen.

Ein wenig beschämt darüber, schon so früh unterwegs zu sein, schlich ich fort, ging kurze Zeit in der Karl Johann Straße auf und ab und behielt die Universitätsuhr im Auge. Als es 8 Uhr war, ging ich die Universitätsstraße wieder hinauf. Unterwegs fiel mir ein, daß ich vielleicht ein paar Minuten zu spät kommen könne, und nun schritt ich aus so gut ich vermochte. Mein Fuß schmerzte mich sehr, sonst fehlte mir nichts.

Ich faßte Posto an der Fontäne und schöpfte Atem; lange stand ich dort und sah nach den Fenstern in Nr. 2 hinauf; aber sie kam nicht. Nun, ich konnte ja warten; ich hatte keine Eile; vielleicht hatte sie Abhaltung. Und ich wartete wieder. Das ganze hatte mir am Ende doch nicht bloß geträumt? Die erste Begegnung mit ihr hatte ich doch wohl nicht nur in der Einbildung gehabt, als ich jene Nacht im Fieber lag? Ratlos fing ich an darüber nachzudenken und war meiner Sache durchaus nicht mehr sicher.

„Hm!" sagte es hinter mir.

Ich vernahm dies Räuspern, vernahm auch leichte Schritte in meiner Nähe; aber ich drehte mich nicht um, sondern blickte nur unverwandt auf die große Treppe vor mir.

„Guten Abend!" sagte es darauf.

Ich vergesse zu lächeln, greife nicht einmal sofort nach meinem Hut, sondern wundere mich nur darüber, sie von jener Seite kommen zu sehen.

„Haben Sie lange gewartet?" fragt sie und keucht ein wenig nach dem schnellen Gang.

„Nein, durchaus nicht, ich bin erst einen Augenblick hier," entgegnete ich. „Und außerdem, was hätte es geschadet, wenn ich lange gewartet hätte? Ich glaubte übrigens, daß Sie von einer andern Seite kommen würden."

„Ich habe Mama zu einer Familie begleitet, sie ist heute Abend nicht zu Hause."

„Soo?" sagte ich.

Jetzt fingen wir unwillkürlich an zu gehen. An der Straßenecke steht ein Polizeidiener und sieht uns an.

„Aber wohin gehen wir denn eigentlich?" sagt sie und bleibt stehen.

„Wohin Sie wollen, nur, wohin Sie wollen."

„Uf, ja, aber es ist so langweilig, das selbst zu bestimmen."

Pause.

Dann sage ich, nur um etwas zu sagen:

„Oben bei Ihnen ist es dunkel, wie ich sehe."

„Ja, ach ja!" entgegnete sie lebhaft. „Das Mädchen hat auch Erlaubniß zum ausgehen bekommen. Ich bin also ganz allein zu Hause."

Wir stehen beide und sehen nach den Fenstern in No. 2 hinauf, als wenn keiner von uns sie je zuvor gesehen hätte.

„Können wir dann nicht zu Ihnen hinauf gehen?" sage ich. „Ich werde mich dicht an die Thür setzen, wenn Sie wollen."

Jetzt aber bebte ich vor Erregung und bereute tief, daß ich zu frech gewesen. Wie, wenn sie nun böse wurde und von mir ging? Wenn ich sie nie wieder sehen durfte? Oh! der elende Anzug, den ich trug! Verzweifelt wartete ich auf die Antwort.

„Sie brauchen durchaus nicht neben der Thür zu sitzen," sagte sie. Sie spricht geradezu zärtlich und sagt genau die Worte: Sie brauchen durchaus nicht neben der Thür zu sitzen.

Wir gingen hinauf.

Draußen auf dem Gang, wo es dunkel war, nahm sie meine Hand und führte mich. Ich brauche garnicht so still zu sein, sagte sie, ich dürfe sprechen. Wir traten ein. Während sie eine Kerze anzündete — keine Lampe, sondern eine Kerze — während sie diese Kerze anzündete, sagte sie mit kurzem Auflachen:

„Jetzt dürfen Sie mich aber nicht ansehen. Uf, ich schäme mich! Aber ich will es auch nie wieder thun?"

„Was wollen Sie nie wiederthun?"

„Nie wieder . . . nein, Gott bewahre mich . . . ich will Sie nie wieder küssen."

„Nicht?" sagte ich, und wir lachten beide. Ich breitete die Arme nach ihr aus, sie sprang zur Seite, schlüpfte auf die andere Seite des Tisches. Wir blickten uns einen Augenblick an, das Licht stand zwischen uns.

„Versuchen Sie, ob Sie mich fangen können," sagte sie.

Und unter lautem Lachen versuchte ich, sie zu haschen. Während sie umherlief, löste sie den Schleier und nahm den Hut ab; ihre funkelnden Augen hingen fortwährend an mir und überwachten meine Bewegungen. Ich machte einen neuen Ausfall, stolperte über den Teppich und fiel; mein wunder Fuß wollte mich nicht mehr tragen. Aeußerst verlegen stand ich wieder auf.

„Gott, wie rot Sie geworden sind!" sagte sie; „Es war aber auch gräßlich linkisch."

„Ja, das war es wirklich!" antwortete ich.

Und nun fingen wir wieder an, umherzulaufen.

„Ich glaube, Sie hinken?"

„Ja, ich glaube, ich hinke ein wenig, aber nur ganz wenig übrigens."

„Das letzte Mal hatten Sie einen wunden Finger, und jetzt haben Sie einen wunden Fuß; furchtbar, was für Plagen Sie haben."

„Ach ja, vor ein paar Tagen wurde ich überfahren."

„Ueberfahren? Wieder betrunken? Nein, Gott steh mir bei, junger Mann,

was für ein Leben führen Sie!" Sie drohte mit dem Zeigefinger und stellte sich ernst. „Also setzen wir uns!" sagte sie. „Nein, nicht da bei der Thür; Sie sind allzu zurückhaltend; hierher; Sie dort und ich hier, so, ja! . . . Uf! es ist zu langweilig mit zurückhaltenden Menschen! Dann muß man alles selbst thun und sagen; bei nichts helfen sie Einem. Sie könnten zum Beispiel sehr wol Ihren Arm auf meine Stuhllehne legen; auf dergleichen müßten Sie doch selbst kommen, meine ich. Aber bilden Sie mir nur nicht ein, daß Sie immer so bescheiden sind; wenn Sie sich nur getrauten! Sie waren frech genug, als Sie betrunken waren und mich verfolgten und mit Ihren geistreichen Einfällen plagten: Sie verlieren Ihr Buch, Fräulein, Sie verlieren ganz bestimmt Ihr Buch, Fräulein! Ha, ha, ha! Pfui, das war wirklich garstig von Ihnen!"

Ich saß ganz verloren da und sah sie an. Mein Herz pochte hörbar; das Blut rieselte mir warm durch die Adern. Welch eine wundersame Empfindung!

„Weshalb sagen Sie nichts?"

„Wie süß Sie sind," sagte ich. „Ich sitze ganz einfach hier und lasse mich von Ihnen überwältigen, vollständig überwältigen . . . dagegen läßt sich nichts thun . . Sie sind das eigentümlichste Geschöpf, das mir jemals . . . Zuweilen strahlen Ihre Augen, wie ich noch nie etwas gesehen, sie sehen aus wie Blumen . . . Wie? Nein, nein, vielleicht auch nicht wie Blumen, sondern . . . Ich bin so furchtbar verliebt in Sie, und das ist so unvernünftig . . . Großer Gott, natürlich, es nützt mir nicht die Spur . . . Wie heißen Sie? Jetzt müssen Sie mir wirklich sagen, wie Sie heißen . . . ." —

„Nein, wie heißen Sie? Gott, jetzt hätte ich es beinahe wieder vergessen! Gestern habe ich den ganzen Tag daran gedacht, daß ich Sie fragen wollte. Ja, das heißt, nicht grade den ganzen Tag, aber . . . "

„Wissen Sie, wie ich Sie genannt habe? Ich nenne Sie Ylajali. Wie gefällt Ihnen das? Ein so schwebender Laut . . ."

„Ylajali?"

„Ja . . ."

„Ist das eine fremde Sprache?"

„Hm. Nein, das eigentlich nicht."

„Ja, es klingt nicht häßlich . . ."

Nach langen Verhandlurgen sagten wir uns unsere Namen. Sie setzte sich neben mich auf's Sopha und schob den Stuhl mit dem Fuße fort. Dann fingen wir wieder an zu plaudern.

„Heute Abend haben Sie sich auch rasiert," sagte sie. „Im ganzen sehen Sie etwas besser aus als neulich, aber nur ein ganz klein wenig; bilden Sie sich nur nichts ein . . . Nein, das letzte Mal waren Sie wirklich zu schofel. Obendrein hatten Sie noch einen schmutzigen Lappen um den Finger. Und in solch einem Aufzug wollten Sie durchaus irgendwo hin gehen und ein Glas Wein mit mir trinken. Danke schön!"

„Also wegen meines elenden Aussehens wollten Sie nicht mit mir gehen?" fragte ich.

„Nein," erwiderte sie und blickte vor sich nieder. „Nein, Gott weiß, deshalb war es nicht! Ich dachte nicht einmal daran!

„Hören Sie," sagte ich „Sie leben gewiß in dem Aberglauben, daß ich leben und mich kleiden könnte, wie ich möchte? Wie? Aber das kann ich nicht, ich bin sehr, sehr arm."

Sie sah mich an.

„Sie sind arm?"

„Ja, das bin ich, leider."

Pause.

„Ja, du lieber Gott, das bin ich auch," sagte sie mit einer kühnen Bewegung des Kopfes.

Jedes ihrer Worte berauschte mich, traf mich wie Tropfen Weins in's Herz. Ihre Gewohnheit, den Kopf ein wenig auf die Seite zu legen und zu lauschen, wenn ich etwas sagte, entzückte mich. Ich fühlte wie ihr Atem mir in's Gesicht schlug.

„Wissen Sie," sagte ich, „daß . . . Aber Sie dürfen nicht böse werden . . . als ich gestern Abend schlafen ging, legte ich diesen Arm für Sie zurecht . . . so . . als ob ich Sie darin hätte . . . und so schlief ich ein . . ."

„Sooo? Das war hübsch!" Pause. „Aber so was können Sie doch wol nur aus der Ferne thun, denn sonst . . ."

„Glauben Sie nicht, das ich es sonst auch könnte?"

„Nein, das glaube ich nicht,"

„Doch! Von mir können Sie aller möglichen Dinge gewärtig sein," sagte ich und legte den Arm um ihre Hüften.

„Kann ich?" sagte sie nur.

Es ärgerte, beleidigte mich beinahe, daß sie mich für allzu anständig hielt; ich ermannte mich, gab meinem Herzen einen Stoß und nahm ihre Hand. Aber sie entzog sie mir schweigend und rückte ein wenig von mir fort. Das benahm mir abermals den Mut, ich schämte mich und blickte nach dem Fenster hin. Ich war ja auch allzu erbärmlich, wie ich so dasaß; wie durfte ich mir denn da noch etwas einbilden! Es wäre etwas anderes gewesen, wenn ich sie damals gefunden, als ich noch aussah wie ein Mensch, in meinen guten Tagen, als ich wenigstens noch etwas hatte, worauf ich bauen konnte. Ich fühlte mich sehr niedergeschlagen.

„Jetzt sehen Sie!" sagte sie, „sehen Sie nur: mit einem einzigen Stirnrunzeln kann man Sie aus dem Sattel heben, Sie beschämen, indem man nur ein wenig von Ihnen fortrückt . . . „Sie lachte schelmisch, verschmitzt, mit fest geschlossenen Augen, als ob sie es nicht ertragen könne, angesehen zu werden.

„Nein, aber du Allmächtiger!" platzte ich heraus, „jetzt sollen Sie etwas erleben!" und damit schlang ich die beiden Arme um ihre Schultern. Ich fühlte mich beinahe gekränkt. Hatte das Mädchen den Verstand verloren! Hielt sie mich für gänzlich unerfahren! Ha, ich wollte doch, beim lebendigen . . . Keiner sollte mir nachsagen, daß ich in der Beziehung zurückstehen müsse. Es war doch ein Satansmädchen!

Sie saß ruhig da, die Augen noch immer geschlossen; keiner von uns sprach. Ich drückte sie fest an mich, preßte ihren Körper gierig an meine Brust, und sie sagte kein Wort. Ich hörte unsere Herzen schlagen, ihrs sowohl wie meins, das klang wie begrabene Hufschläge.

Ich küßte sie.

Ich war meiner nicht mehr Herr, sprach irgend welchen Unsinn, über den sie lachte, flüsterte Kosenamen in ihren Mund, streichelte ihr die Wangen, küßte sie viele, viele Mal.

Um die Aufmerksamkeit abzulenken von dem was geschah, streicht sie mit der linken Hand über meine Schulter und sagt:

„Welche Menge Haar hier liegt! Woher geht Ihnen das Haar so aus?"

„Weiß nicht!"

Oh, Sie trinken natürlich zu viel und vielleicht . . . Pfui, ich kann es garnicht sagen! Sie sollten sich schämen! Nein, das hätte ich nicht von Ihnen geglaubt! Daß Sie, so jung noch, schon das Haar verlieren! . . . Jetzt erzählen Sie mir gefälligst, wie Sie eigentlich leben. Ich bin überzeugt, es ist fürchterlich! Aber die reine Wahrheit, hören Sie? Keine Ausflüchte! Ich sehe es Ihnen übrigens an, wenn Sie mir etwas verheimlichen. Also erzählen Sie jetzt!"

Es peinigte mich, daß sie das schlimmste von mir glaubte, ich fürchtete, sie gänzlich abzustoßen, und ich ertrug den Argwohn, den sie in Bezug auf mein Leben

sagte, nicht. Ich wollte mich in ihren Augen reinigen, mich ihrer würdig zeigen, ihr beweisen, daß sie an der Seite eines nahezu engelreinen Menschen sitze. Herr du mein Gott, bis dato konnte ich an den Fingern abzählen, wie oft ich gefallen war.

Ich erzählte, ich erzählte alles, und ich erzählte nur die Wahrheit. Ich machte nichts schlimmer als es war; ich hatte nicht die Absicht, ihr Mitleid zu erwecken; ich gestand auch, daß ich eines Abends 5 Kronen gestohlen hatte.

Sie saß und lauschte mit offenem Munde, bleich, ängstlich, tötliche Verwirrung in den glänzenden Augen. Ich wollte es wieder gutmachen, den traurigen Eindruck, den ich gemacht, verwischen, daher richtete ich mich auf und sagte:

„Aber jetzt ist das ja vorüber!“ sagte ich, „von was derartigem kann nicht mehr die Rede sein; jetzt bin ich geborgen . . .“

Sie war jedoch sehr verzagt. „Gott bewahre mich“! sagte sie nur und schwieg dann. Sie sagte dies in kurzen Zwischenräumen und schwieg dann jedes Mal wieder. „Gott bewahre mich!“

Ich fing an zu scherzen, kitzelte sie und zog sie an meine Brust.

Sie wehrte sich, — übrigens nur sehr schwach — und sah mich erstaunt zu.

„Nein . . . was wollen Sie?“ fragte sie.

„Was ich will?!“

Ha! Sie fragte, was ich wollte! Nicht blöde wollte ich sein, nicht blöde! Nicht nur aus der Ferne Mut haben; das war nicht meine Art und Weise. Bange machen gilt nicht, und von einem bloßen Stirnrunzeln würde ich mich nicht verblüffen lassen! Nein, nein, wahrhaftig! Ich war also nicht schüchtern.

„Nein , . . . nein, aber . . . . ?“

Doch, entgegnete ich; das sei meine Absicht!

„Nein, hören Sie?“ schrie sie. Und dann fügte sie die verletzenden Worte hinzu: „Ich bin ja garnicht sicher, ob Sie nicht verrückt sind!“

Unwillkürlich hielt ich inne und sagte:

„Das ist nicht Ihr Ernst!“

„Doch — bei Gott, Sie sehen so seltsam aus! Und an jenem Vormittag, als Sie mich verfolgten, — Sie waren damals also nicht betrunken?“

„Nein. Damals war ich ja auch nicht hungrig, ich hatte gerade gegessen . .“

„Um so schlimmer also.“

„Wäre es Ihnen denn lieber, wenn ich betrunken gewesen wäre?“

„Ja . . . Hu! Ich habe Angst vor Ihnen! Aber um Gotteswillen, lassen Sie mich doch los!“

Sie wehrte sich eigenthümlich kräftig, zu kräftig, um sich nur aus Schamhaftigkeit zu wehren. Wie aus Unvorsichtigkeit stieß ich die Kerze um, so daß sie erlosch.

Sie erhob sich und zündete die Kerze mit zitternden Händen wieder an; ich lehnte mich zurück und that nichts. Was würde jetzt geschehen? Eigentlich war mir sehr unbehaglich zu Mute.

Sie blickte nach der Wand, auf die Uhr und schrak zusammen.

„Uf! nun kommt das Mädchen gleich!“ sagte sie. Das war das erste, was sie sprach.

Ich verstand diese Andeutung und stand auf. Sie nahm den Mantel, wie wenn sie ihn anziehen wollte, bedachte sich jedoch, ließ ihn liegen und ging an den Kamin. Sie war bleich und wurde immer unruhiger. Damit es doch nicht aussehen sollte, als ob sie mir die Thür zeige, sagte ich:

„War Ihr Vater Militair?“ und zugleich schickte ich mich an zu gehen.

Ja, er sei Militair gewesen. Woher ich das wisse?

Ich wisse es nicht, es sei mir nur eingefallen.

Wie seltsam!

Ach ja. An einigen Orten bekam ich es mit Ahnungen. Ha, ha, das gehört mit zu meinem Wahnsinn, das . . .

Sie blickte hastig auf, antwortete aber nicht. Ich fühlte, daß meine Anwesenheit sie quälte, und wollte kurzen Prozeß machen. Ich ging an die Thür. Ob sie mir keinen Kuß mehr geben wolle? Mir nicht einmal die Hand reichen? Ich stand und wartete.

Wollen Sie denn jetzt gehen?" fragte sie, blieb aber immer noch still am Kamin stehen.

Ich entgegnete nichts. Gedemütigt und verwirrt stand ich da und sah sie an ohne zu sprechen. Weshalb hatte sie mich denn nicht in Frieden gelassen, wenn doch nichts draus werden sollte? Was war ich in diesem Augenblick? Es schien sie nicht zu kümmern, daß ich bereit war zu gehen; sie war mir plötzlich verloren, und ich suchte nach etwas, um es ihr zum Abschied zu sagen; ein schweres, tiefes Wort, das sie treffen und ihr vielleicht ein wenig imponieren würde. Und ganz entgegen meinem festen Beschluß — verletzt, anstatt kalt und stolz zu sein, unruhig und beleidigt, fing ich an, von unwesentlichen Dingen zu reden; das treffende Wort kam nicht, ich zeigte mich äußerst gedankenleer.

Weshalb sie nicht klar und deutlich sage, ich möge machen, daß ich fortkomme? fragte ich. Ja, ja, weshalb nicht? Es hatte gar keinen Zweck, sich zu genieren. Anstatt mich daran zu erinnern, daß das Mädchen bald nach Hause kommen würde, hätte sie folgendes sagen können: Jetzt müssen Sie verschwinden, denn ich gehe meine Mutter abholen und wünsche Ihr Geleite nicht über die Straße. Daran habe sie garnicht gedacht? O doch, grade daran habe sie gedacht; das sei mir gleich klar gewesen. Es gehöre nicht viel dazu, mich auf die rechte Färte zu bringen; allein schon die Art und Weise, wie sie nach dem Mantel gegriffen und ihn dann wieder hatte liegen lassen, hatte mich überzeugt. Wie gesagt, ich pflegte Ahnungen zu haben. Und im Grunde genommen war doch nicht soviel Wahnsinn darin . . .

„Aber Gott im Himmel, verzeihen Sie mir doch endlich das Wort! Es ist mir so entschlüpft!" rief sie. Aber immer noch stand sie still und kam nicht zu mir.

Ich war unbeugsam und fuhr fort. Ich schwatzte weiter trotz des peinlichen Bewußtseins, daß ich sie langweile, daß keins meiner Worte traf, und trotzdem hielt ich nicht inne: Im Grunde genommen könne man ja ein ziemlich empfindliches Gemüt haben, wenn man auch nicht gerade verrückt sei, meinte ich; es gab Naturen, die sich von Kleinigkeiten nähren und an einem harten Worte sterben konnten. Und dann gab ich ihr zu verstehen, daß ich eine solche Natur sei. Die Sache sei nämlich die, daß meine Armut gewisse Fähigkeiten in mir derartig geschärft habe, daß es mir geradezu Unannehmlichkeiten bereite, ja, ich kann Sie versichern, geradezu Unannehmlichkeiten, leider. Aber es hatte auch wieder seine Vorteile; über gewisse Situationen half es mir fort. Der intelligente Arme sei ein viel feinerer Beobachter als der intelligente Reiche. Der Arme sieht sich bei jedem Schritt um, den er macht, er lauscht mistrauisch auf jedes Wort, das er von den Menschen hört, die ihm begegnen, jeder Schritt, den er macht, stellt daher seinen Gedanken und Gefühlen eine Aufgabe, eine Arbeit. Er sei feinhörig und gefühlvoll, ein erfahrener Mann, seine Seele habe Brandwunden . . .

Und ich sprach lange von den Brandwunden, die meine Seele hatte. Aber je länger ich sprach, desto unruhiger wurde sie; schließlich sagte sie ein paar Mal in Verzweiflung: „Mein Gott!" und rang dabei die Hände. Ich sah wol, daß ich sie quälte, und ich wollte sie nicht quälen, aber ich that es trotzdem. Endlich glaubte ich, ihr in groben Zügen das notwendigste von dem gesagt zu haben, was ich zu sagen hatte; ihr verzweifelter Blick rührte mich, und ich rief:

4
Fri[...]
B. S[...]
Herma[...]
Joseph
719.
Otto Bra[...]
[...] Linda[...]
Otto Brah[...]
Wilhelm B[...]
Uebel" in der [...]
Franz Mehrin[...]
Otto Brahm, [...]
Hans Schliepme[...]
mismus 1226.
Aesthetik und all[...]
des Rea[...]
Johannes Schlaf, Re[...]
Arno Holz, Zola als [...]
Otto Brahm, Gerhart Ha[...]
fest 134.
Paul Köchlin, Nordische [...]
Ola Hansson, Georg Br[...]
skandinavische Bewegung 233
Georg Brandes, Der [...]
Lebendigen 266.
Ola Hansson, Zu Georg Brandes?
Otto Pniower, Die neue Litteraturge[...]
239.

Jetzt gehe ich! Sehen Sie denn nicht, daß meine Hand sch[...]
[...]ben Sie wol! Leben Sie wol, sage ich! Sie könnten mir doc[...]
[...]nn ich Ihnen zwei Mal Lebewol sage und fix und fertig bi[...]
[...] nicht einmal drum, Sie wiedersehen zu dürfen, denn da[...]
[...] sagen Sie mir: Weßhalb ließen Sie mich nicht in Ruhe?
[...]an? Ich bin Ihnen doch nicht in den Weg gekommen, w[...]
[...] plötzlich ab von mir, als ob Sie mich garni[...]
[...] mich so vollständig zerpflückt, daß ich elender bin [...]
[...] ich bin ja nicht wahnsinnig, Sie wissen sehr wol, [...]
[...]nichts fehlt. So kommen Sie doch und reichen mi[...]
[...]ch zu Ihnen kommen! Darf ich? Ich thue Ihnen ni[...]
[...] Augenblick vor Ihnen knieen, dort vor Ihnen auf de[...]
[...]enblick; darf ich? Nein, nein, dann thue ich es nicht,
[...] werde es nicht thun, werde es nicht thun, hören
[...] so entsetzt? Ich stehe ja still, ich rühre mich
[...]blick auf dem Teppich gekniet, grade dort, auf dem
[...]aber Sie bekamen Angst; ich sah es Ihren Augen
[...]: deshalb blieb ich stehen. Ich that keinen Schritt,
[...] Ich stand grade so unbeweglich wie jetzt, wo ich
[...]ben würde, dort drüben auf der roten Rose
[...]t dem Finger drauf, nicht mal mit dem
[...]tigen, ich nicke nur und sehe hin, — so!
[...]ich meine, aber Sie wollen mir nicht er=
[...]enen — [...]t vor mir und wagen sich nicht in meine
[...]. Ich begreife nicht, daß Sie es über's Herz bringen, mich verrückt zu nennen!
[...]t wahr? Sie glauben es auch garnicht mehr? Einmal im Sommer — es ist
[...] lange her — da war ich verrückt, ich arbeitete zu angestrengt und vergaß,
[...]ags zur rechten Zeit zum essen zu gehen, wenn ich viel zu denken hatte. Das
[...]h Tag für Tag; ich hätte daran denken müssen, aber ich vergaß es immer
[...]r. Bei Gott im Himmel, es ist wahr! Ich will hier nicht lebend vom Fleck
[...], wenn ich lüge! Da können Sie sehen, wie Unrecht Sie mir thun. Es ge=
[...] nicht aus Not, ich habe Kredit, großen Kredit bei Ingebret und Gravesen, oft
[...] ich auch viel Geld in der Tasche und kaufte mir trotzdem nichts zu essen, weil
[...]s vergaß. Hören Sie mich? Sie sagen nichts, Sie antworten nicht, Sie gehen
[...] fort vom Kamin, Sie stehen nur und warten, daß ich gehe. . . . ."

Sie kam hastig auf mich zu und streckte mir die Hand hin. Voll Mistrauen [...]e ich sie an. That sie es denn auch mit leichtem Herzen? Oder that sie es mir, [...]mich los zu werden? Sie schlang den Arm um meinen Hals, in ihren Augen [...]n Thränen. Ich stand nur da und sah sie an. Sie bot mir ihren Mund; ich [...]te ihr nicht glauben; sie brachte mir ganz bestimmt ein Opfer — es war nur [...]Mittel, um zu Ende zu kommen.

Sie sagte etwas, das klang wie: „Ich habe Sie trotzdem lieb!" Sehr leise und [...]tlich sagte sie es, vielleicht hörte ich nicht richtig, möglich, daß sie nicht grade [...] Worte gesprochen hatte; aber sie warf sich mir heftig an die Brust, umschlang [...]inen kurzen Augenblick meinen Hals mit beiden Armen, hob sich ein wenig auf [...]Zehen, um hinaufreichen zu können, und blieb so vielleicht eine ganze Minute stehen.

Ich fürchtete, daß sie sich Gewalt anthun müßte, um diese Zärtlichkeit zu [...], und sagte nur:

„Wie schön Sie jetzt sind!"

Mehr sagte ich nicht. Ich umschlang sie gewaltsam, trat zurück, stieß die Thür [...]nd ging rückwärts hinaus. Und sie blieb drinnen.

* *
*

Der Winter war gekommen, ein rauher, feuchter Wint eine neblige, finstere, ewigdauernde Nacht, ohne einen ein während der ganzen langen Woche. Auf den Straßen bran ganzen Tag, und trotzdem liefen die Leute im Nebel geg der Klang der Kirchenglocken, die Schellen der Droschke Hufschläge — alles klang so geborsten und klirrend in der te und alles dämpfte. Woche auf Woche verging dasselbe.

Ich hielt mich immer noch unten im Vaterland au Immer fester wurde ich an dieses Wirtshaus, di unden, wo ich trotz meiner Verkommenheit Unterkunft war seit langer Zeit verbraucht, und ich blieb dennoch a Recht dazu hätte und dorthin gehörte. Die Wirtin h quälte mich trotzdem, daß ich sie nicht bezahlen

Schon vor mehreren Tagen hatte ich mei aber es gelang mir nicht mehr, irgend etwas zu frieden gewesen wäre; ich hatte kein Glück mehr, und es früh und spät versuchte; was ich auch bega war fort, und ich bemühte mich stets vergebens.

In einem Zimmer der zweiten Etage, im machte diese Versuche. Seit dem ersten Abend, wo berichtigen konnte, war ich da oben ungestört gewese ganzen Zeit die Hoffnung, daß ich endlich einen Artik bekommen würde, um das Zimmer und was ich sonst noch schul deshalb arbeitete ich so angestrengt. Besonders hatte ich etwas angefangen, ich viel erwartete, eine Allegorie von einer Feuersbrunst in einer Buchhandlun tiefsinniger Gedanke, den ich mit meinem Fleiß ausarbeiten und dem „Komma als Abbezahlung bringen wollte. Der „Kommandeur" sollte noch erfahren, diesmal wirklich einem Talent geholfen hatte; ich zweifelte garnicht, daß er fahren werde; es galt nur abzuwarten, bis der Geist über mich kam. Und sollte der Geist nicht über mich kommen? Weshalb sollte er nicht mit allern über mich kommen? Mir fehlte nichts mehr; ich bekam jeden Tag ein wenig von meiner Wirtin, Abends und Morgens ein paar Butterbrote, und meine sität war beinahe geschwunden. Ich brauchte keine Lappen mehr um meine wenn ich schrieb, und ich konnte von meinen Fenstern im zweiten Stock Gasse hinabsehen ohne schwindlig zu werden. Es war in jeder Beziehung be mir geworden, und ich wunderte mich gradezu, daß meine Allegorie nicht fertig war. Ich begriff nicht, wie das zusammenhing.

(Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaction i. V. Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fi
Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buchdruckerei. Beide in Berlin

… daß Sie hier schlafen, merken Sie sich das.“

…egegn…

… fünf, … Morgens. Es war noch nicht hell, als ich erwachte, … noch auf; … Kälte wegen hatte ich mich vollständig angekleidet … brauchte mich jetzt nicht mehr anzuziehen. Nachdem ich ein wenig … und ganz leise die Thür geöffnet hatte, ging ich fort, weil ich …er Wirtin abermals zu begegnen.

… mich ohne Zweck und Ziel umher, kam in die Kirkegade und schlug … der Festung ein. Halb erfroren und immer noch schläfrig, hungrig, nach … Wege, schwach in den Knieen und im Rücken, setzte ich mich auf eine … …ußelte lange, lange vor mich hin. Drei Wochen hatte ich ausschließlich …broden gelebt, die meine Wirtin mir Morgens und Abends gegeben; jetzt …enau vier und zwanzig Stunden seitdem ich meine letzte Malzeit genossen, … nagte wieder schlimm an mir, und ich mußte mich so schnell wie möglich … Ausweg umsehen.

…n ich jetzt nur ein Obdach hätte! Ich überlegte und sann; mir fiel aber … einziger kleiner Fleck in der ganzen Stadt ein, wo ich auch nur eine kurze …ätte verweilen können. Mir blieb nichts anderes übrig, ich mußte nach dem … im Vaterland zurückgehen. Ich krümmte mich bei dem Gedanken und sagte …während, das gehe nicht an, aber ich ging doch weiter und näherte mich stetig …otenen Ort. Natürlich sei es jammervoll, räumte ich mir selbst ein, ja, es …achvoll, geradezu schmachvoll; aber es half nicht. Ich besaß nicht den …n Hochmut, ich durfte das große Wort aussprechen, daß ich einer der am …n hochmütigen Menschen sei, die es heutzutage gab! Und ich ging.

…in paar Schritte von der Thür entfernt, holt ein Dienstmann mich ein, …und redet mich an. Er giebt mir einen Brief. Heftig und unwillig reiße … auf, ein Zehnkronenschein fällt aus dem Kuvert, sonst nichts, kein Wort.

…ch sehe den Mann an und sage:

„Was sind das für Narrenspossen? Von wem ist der Brief?“

„Weiß ich nicht“, entgegnete er, „eine Dame hat ihn mir gegeben“.

Ich stand still. Der Dienstmann ging. Ich stecke den Schein wieder in's … knittre das ganze tüchtig zusammen und trete zu der Wirtin hinein. Ich …r das Papier in's Gesicht. Sonst sagte ich nichts, nicht eine Silbe; ich … nur, daß sie das zerknitterte Papier untersuchte, bevor ich ging . . . .

…as hieß sich ehrenhaft aufführen im Leben! Nichts sagen, nicht zum Pack …rn ganz ruhig einen großen Geldschein zerknittern und ihn den Ver…icht werfen. Das hieß mit Würde auftreten! So mußte man mit …mit diesen Bestien!

…ge Zeit später an die Ecke der Tomtegade und des Eisenbahnplatzes …g die Straße plötzlich mit mir im Kreise herum und ich taumelte …ner. Ich konnte einfach nicht mehr gehen.

…nschein! Ich stieß einen leisen Pfiff aus. Woher kam der Brief, … Erst in diesem Augenblick dachte ich klar darüber nach und …s Ganze zusammenhing. Ich wurde krank vor Schmerz und … Mal mit heiserer Stimme „Ylajali“ und schüttelte den Kopf. … gestern beschlossen, stolz an ihr vorüberzugehen, wenn sie … die größte Gleichgültigkeit zu beweisen? Und statt dessen …erweckt und ihr ein Barmherzigkeitsopfer entlockt. Nein, …ig nah… … Nicht einmal ihr gegenüber konnte …e: …innel… … wohin ich … Knie… …or!

Nur keine Narrenspossen! Und ich saß still und verließ nicht das ... mehr nicht, sitzen zu bleiben, schämte mich nicht einmal, obgleich mir eige... gekündigt worden. Ich starrte empört auf die Wand, wo Christus ... und schwieg hartnäckig auf alle Ausfälle der Wirthin.

„Ja, wenn Sie mich los sein wollen, Madam, so steht dem ... Wege," sagte einer der beiden Kartenspieler.

Er stand auf, der andere auch.

„Nein, Dich meine ich nicht. Und Dich auch nicht," entgegnete ... den beiden. „Wenn's drauf ankommt! Sollt ich meinen! Wird sich ... wer das ist . . ."

Sie sprach abgerissen, versetzte mir diese Stiche in kleinen Zwischenräu... zog sie ordentlich in die Länge, um es mir recht deutlich zu machen, daß ... meine. Ruhig! rief ich mir zu. Nur ruhig! Sie hatte mich nicht aufgefor... gehen, nicht ausdrücklich, nicht mit klaren Worten. Nur keinen Hochmut mein... keinen schlecht angebrachten Stolz! Die Ohren steif! . . . Sonderbar grünes ... das der Kopf in Öldruck hatte! Er war grünem Gras garnicht unähnlich, ode... sonders genau ausgedrückt: dickem Wiesengras. He! eine ganz richtige Bemer... außerordentlich dickem Wiesengras. . . Eine lange Reihe flüchtiger Ideenassociat... lief mir in diesem Augenblick durch den Kopf: Vom grünen Gras zu einer ... stelle, daß alles Leben ist wie Gras, das verdorrt, von da zum jüngsten Gericht... alles verbrennen wird; dann ein kleiner Abstecher zum Erdbeben von Lissabon... endlich schwebte mir ein spanischer Spucknapf aus Messing und ein Federsti... Ebenholz vor, die ich bei Majali gesehen hatte. Ach ja, alles war vergänglich... das Gras, das verdorrt! Es kam alles auf vier Bretter und Leichenwäsche he... Leichenwäsche bei Jungfer Andersen, rechts im Torweg. . . .

Alles dies ging mir in diesem verzweifelten Augenblick im Kopfe her... meine Wirtin im Begriff war, mich zum Hause hinauszujagen.

„Er hört nicht!" rief sie. Ich sage Ihnen, daß Sie sich zum Haus... scheeren! Daß Sie's nur wissen! Ich glaube, hol mich der Satan, daß ... verrückt ist! Auf der Stelle machen Sie, daß Sie fortkommen — und damit hat's ...

Ich blickte nach der Thür, nicht um zu gehen, durchaus nicht um ... mir kam ein frecher Gedanke: wenn ein Schlüssel im Schloß gesteckt h... ich ihn umgedreht und mich zusammen mit den Andern eingeschl... um nicht gehen zu müssen. Ich hatte ein hysterisches Grauen davor, ... Gasse gesetzt zu werden. Aber es steckte kein Schlüssel in der Thü... auf. Keine Hoffnung mehr!

Da plötzlich mischt sich die Stimme meines Wirts in das ... Erstaunt blieb ich stehen. Derselbe Mann, der mir soeben noch ge... jetzt seltsam genug meine Partei und sagt:

„Nein, das geht nicht, Nachts kann man die Leute nicht ... Darauf steht Strafe."

Ich wußte nicht, ob Strafe darauf stand, ich vermochte ... vielleicht verhielt es sich so, und die Frau besann sich schnell, ... nicht mehr zu mir. Sie legte mir sogar zwei Butterbrode zum ... sie nicht; aus reiner Dankbarkeit gegen den Mann nahm ... in der Stadt ein wenig gegessen zu haben.

Als ich mich endlich in's Vorzimmer begab, un... Weib mir nach, blieb auf der Schwelle stehen und sagt... schwangeren Formen mir entgegentrotzten:

sich weggeworfen, pfui Teufel, wie verblüht sie
angesehen hatte; das wunderte mich nicht; vielleicht
n. Deshalb brauchte aber ich noch keinen Fußfall zu
Narr, besonders da sie in der letzten Zeit so bedenklich
„Herzog" sollte sie nur behalten! Wol bekomm's ihm! Es
kommen, wo es mir einfallen würde, stolz an ihr vorüber zu
Seite hinzublicken, wo sie sich befand. Möglich, daß ich mir
das zu thun, selbst wenn sie mich starr anblickte und obendrein noch im
Kleide einherging. Das konnte leicht passieren! Ha, ha! Das würde ein
werden! Wenn ich mich recht kannte, so war ich im Stande, ein Drama
aufe der Nacht fertig zu machen, und ehe noch acht Tage um, würde ich
n auf die Knie niedergezwungen haben. Mit sammt ihren Reizen, ha,
immt all ihren Reizen .....
ieu," sagte ich kurz. — — —
ich nach Hause kam, hatten die Kinder angefangen, den alten Mann dahinten
u ärgern; sie hopsten beide um ihn herum und waren von dieser Arbeit
Spruch genommen. Jede hatte einen Strohhalm und stach ihm damit in
Eine Weile sah ich ihnen zu, ohne mich hinein zu mischen. Der
Finger zu seiner Verteidigung; er sah seine Quälgeister nur mit
es Mal an, wenn sie nach ihm stachen, und schüttelte den K
, wenn die Halme ihm schon in den Ohren saßen.
beiden Rangen stellten ihre Quälereien nicht ein. Es rei
Kopf nicht still halten wollte und sie stachen ihn auch in di
Er starrte sie haßerfüllt an, sagte aber nichts und konnte die Arme nicht
Plötzlich richtete er den Oberkörper ein wenig auf und spie einem der Mädchen
esicht. Ich sah, wie der Wirt die Karten auf den Tisch warf und aus Bett
Rot vor Wut schrie er:

„Was! Leuten in die Augen spucken!"

„Aber, großer Gott, sie haben ihn ja nicht in Ruhe gelassen!" rief ich außer
Doch hegte ich die größte Angst, daß man mich hinaus werfen würde, und
rief ich auch durchaus nicht besonders laut; vor Erregung zitterte ich jedoch
zen Körper.

er Wirt drehte sich nach mir um.

ein, hört Den an! Was Teufel geht Sie das an? Halten Sie nur gefälligst
und thun Sie, was ich Ihnen rate; das ist das beste für Sie."
erhob aber auch die Frau ihre Stimme, und das ganze Haus fing an

teh mir bei, ich glaube, Ihr seid alle beide verrückt und besessen!" brüllte
r hier drinnen bleiben wollt, so verhaltet euch ruhig, das sage ich
ng, daß man dem Gesindel Kost und Logis giebt — nein, auch noch
atanszeug und jüngsten Tag hier im Zimmer haben! Aber das
ch! Haltet eure Mäuler, Rangen, und wischt euch die Schnauzen
und besorge das. So was von Menschen hab ich mein Lebtage
n von der Straße herein und haben nicht mal 'nen Heller zu
bei nachtschlafender Zeit Spektakel und Hallo bei den Leuten im
das ich nichts wissen, hört Ihr? Und ihr könnt alle machen, daß
doch meinen, daß ich mir Ruhe in meiner eigenen Wohnung

hte nicht einmal den Mund auf, sondern setzte mich
mit an. Alle schrieen, sogar die Kinder und die
e der ganze Streit angefangen hatte. Wenn ich mich
wiß bald ein Ende haben; es würde bestimmt nicht zum

„Guten Abend!“

Die „Jungfrau“ begrüßte mich.

„Guten Abend!“ erwiderte ich abwesend. Ich blickte die „...

genblick an bevor ich ihn erkannte.

„Nun, wie geht's?“ fragte er.

„Na, ganz gut . . . . wie gewöhnlich!“

„In diesem Augenblick fiel mein Blick auf ein rotes Kleid, das auf eine Frauengestalt neben einem Manne.

Die „Jungfrau“ stand und sprach weiter; ich hörte garnicht darauf starrte fortwährend auf dieses rote Kleid, das immer näher kam. Eine durchzuckte meine Brust, ein leiser, gleitender Stich; in Gedanken flüsterte ich, ohne den Mund zu bewegen:

„Majali!“

Jetzt wandte auch die „Jungfrau“ sich um und entdeckte die beiden, die und den Herrn, grüßte sie und sah ihnen nach. Ich grüßte nicht, — oder grüßte ich doch, unbewußt. Das rote Kleid ging die Karl Johannstraße hinauf verschwand.

„Wer war der, der mit ihr ging?“ fragte die „Jungfrau.“

„Der Herzog,“ haben Sie nicht gesehen? Er wird „Herzog“ genannt.

„Sie die Dame?“ Sie nicht?“

„Ja, von Ansehen.“

„Nein,“ antwortete ich.

„Mich dünkt, Sie grüßten so tief?“

„Ich?“

„Ha, ha! Vielleicht nicht?“ sagte die „Jungfrau.“ „Sonderbar! Und sie die ganze Zeit nur Sie angesehen.“

„Woher kennen Sie sie?“ fragte ich.

„Er kannte sie eigentlich nicht. Das schrieb sich von einem Abend im her. Es war spät; sie waren ihrer drei lustige Kerle beisammen gewe grade vom Strand und trafen diese Person, die allein bei Cammermeyer da hatten sie sie angesprochen. Zuerst hatte sie abweisend geantwortet, von den lustigen Kerlen, ein Mensch, der weder Wasser noch Feuer für sie geradezu ersucht, ihn des Genusses der Civilisation teilhaftig werden sie nach Hause begleiten zu dürfen. Er werde ihr bei Gott kein Ha Haupte krümmen, wie geschrieben stand, sondern sie nur bis an ihr gleiten, um sich zu überzeugen, daß sie sicher nach Hause käme, er ganze Nacht keine Ruhe haben. Er hatte unaufhörlich geredet, kam in's tausendste, nannte sich Waldemar Atterdag und gab sich für e aus. Schließlich hatte sie über diesen lustigen Kerl lachen müs ihre Kälte nicht verblüffen ließ, und es endigte damit, daß er mit

„Na, und was wurde daraus?“ fragte ich und hielt den A

„Was daraus wurde? Oh . . . das nicht! Sie ist eine

Einen Augenblick schwiegen wir beide.

„Nein, Teufel noch mal, das war also der Herzog! S er dann nachdenklich. „Wenn sie aber mit dem Menschen doch nicht für sie einstehen.“

Ich schwieg noch immer. Natürlich würde der „ Meinetwegen! Was kümmerte das mich? Und ich versuchte mir die schlimmsten Gedanken über sie machte, geradezu in den Schmutz hinab zu ziehen. Es ärgerte mich nur Hut gezogen hatte — wenn ich es wirklich gethan solchen Leuten ziehen? Ich machte mir nichts mehr a

wirklich alles
mehr thäte,
einander über-
eht, trennen
ja, ich, daß

Weiß
hatte
genom
mir so
n mir.
Ich
Bewußtsein
ch nicht
haben,
on Klein
ab ich il
aß meine
geradezu
annehmlich
Situatione
ls der int
r lauscht n
der Schri
ne Arbeit.
randwunde
Und i
nger ich sp
weiflung: „
d ich wollt
groben Zü
r verzweifelt

Verantwor

blieb nichts anderes übrig als das Zimmer zu verlassen.

... war bis jetzt noch nicht in der Wohnung der Familie gewesen, in diesem ... Zimmer, in dem sie Alle Tag und Nacht hausten, der Mann, die Frau, der ... Frau und die vier Kinder. Die Magd war in der Küche, wo sie auch ... schlief; von Widerwillen erfüllt, näherte ich mich der Thür und kopfte an; ... antwortete, doch vernahm ich drinnen Stimmen.

Der Mann sagte kein Wort, als ich eintrat, er beantwortete nicht einmal ... Gruß; er blickte mich nur gleichgültig an, als ob ich ihn nichts angehe. ... saß er und spielte Karten mit einem Menschen, den ich unten bei den ...eiehen hatte, einem Träger, der auf den Namen „Glasscheibe" hörte. Hinten ... ein kleines Kind und plauderte mit sich, und der alte Mann, der Vater ... saß zusammengekrochen auf einer Bettbank mit dem Kopf über ... Hände gebeugt da, als ob ihn Brust oder Magen schmerzte. Sein Haar war ...e weiß, und in seiner zusammengekrochenen Stellung sah er aus, wie ein Kriech... ...as die Ohren nach etwas spitzte.

... Ich komme leider, um für heute Nacht hier unten um Obdach zu bitten," ...h zu dem Manne.

„Hat meine Frau das gesagt?" fragte er.

„Ja; ein anderer Reisender hat mein Zimmer genommen."

Hierauf entgegnete der Mann nichts und beschäftigte sich wieder mit den Karten.

Ein paar Kinder kamen herein, zwei kleine Mädchen mit mageren, sommer...sigen Kindergesichtern; sie trugen wahrhaft elende Kleider. Gleich darauf trat die Wirtin ein. Ich fragte wo sie mich für die Nacht unterbringen wolle, und ...ntgegnete nur kurz, daß ich hier im Zimmer mit den Andern zusammen liegen ... oder draußen im Vorzimmer auf der Sophabank, ganz wie es mir beliebe. ... sie mir diese Antwort gab, ging sie im Zimmer umher, hantierte mit ...en Dingen, die sie in Ordnung brachte, und sah mich nicht einmal

...gte: „Ach ja, es wird sich schon Rat schaffen lassen!" und schwieg. ...r noch immer im Zimmer umher.

...s muß ich Ihnen sagen, daß es mir nicht paßt, Leute auf Kredit in ... zu haben," sagte sie. „Und das habe ich Ihnen schon mal gesagt."

... Beste, es handelt sich doch nur um ein paar Tage bis mein ... erwiderte ich, „dann will ich Ihnen gern noch 5 Kronen extra

...laubte sie nicht an meinen Artikel, das konnte ich merken. Und ...hun und das Haus verlassen, nur weil ich ein wenig gekränkt ...neiner wartete, wenn ich ging.

* * *

... vergingen.

... unten bei der Familie auf, weil es im Vorzimmer, wo kein ...t war; auch Nachts schlief ich im Zimmer auf dem Fußboden. ...n wohnte immer noch in meinem Zimmer und schien überhaupt ...jen zu wollen.

... Abends heimkehrte, passierte mir folgendes.

... vor einem Schuhmacherladen ganz unten auf der Karl-Johann... ...n am Eisenbahnplatz. Gott mag wissen, weshalb ich grade vor ...en stehen geblieben war. Ich sah in's Schaufenster hinein, dachte ...n, daß mir grade jetzt Schuhe fehlten; meine Gedanken waren weit ... Weltgegenden. Ein Schwarm plaudernder Menschen ging hinter ... ich vernahm nichts von dem, was gesprochen wurde. Da grüßte ...ne:

vertrag ich's vielleicht besser, als gerade heute (ab auf die Veranda, wo man ihn heftig gymn... machen sieht).

Braun (erhebt sich verlegen, lacht unmotivirt).

Fr. Käthe (am Nähtisch stehend). Sie haben ihn verletzt, Herr Braun.

Braun (verlegen lächelnd, dann brüsk). Kann mir nicht helfen, ich hasse nun Halbheit bis in den Tod.

Fr. Käthe (nach einer Pause). Sie thun ihm Unrecht.

Braun. Aber wieso denn?

Fr. Käthe. Ich weiß nicht . . . ich kann mich nicht ausdrücken. Jedenfalls Hannes ringt ehrlich.

Braun. Seit wann ist er denn wieder so schrecklich reizbar, möchte ich wiss...

Fr. Käthe. Seit die Sache mit der Taufe schwebt. Ich war schon so froh das hat ihm wieder alle Ruhe genommen. 'S is doch nur 'ne Form. Sollte man de... den alten Eltern einen so namenlosen Schmerz . . . nein — das ging ja gar... Denken Sie doch mal, so fromme, strenggläubige Menschen. Das müssen Sie zugeben, Herr Braun!

Johannes (öffnet die Glasthüre und ruft herein). Kinder, ich bin etwas gnatzig gew... Seid fidel! Ich bin's auch (ab in den Garten).

Braun. Schaf.

(Pause.)

Fr. Käthe. So rührend ist er mir manchmal.

(Fortsetzung folgt.)



Hunger.

Von

Knut Hamsun.

Deutsch von M. v. Borch.

(Schluß.)

Meine Thür wurde plötzlich sehr hastig aufgerissen, und meine Wirtin kam hereingesegelt. Sie blieb nicht einmal auf der Schwelle stehen, sie kam bis in die Mitte des Zimmers.

Ich stieß einen kurzen, heiseren Schrei aus; es war wirklich, als hätte man mir einen Schlag versetzt.

„Wie?" fragt sie, „ich glaubte, Sie hätten was gesagt? Wir haben einen Reisenden bekommen und brauchen dies Zimmer für ihn; Sie müssen über Nacht unten bei uns schlafen; ja, Sie sollen auch Ihr eigenes Bett haben." Und ohne meine Antwort abzuwarten, fing sie ohne weiteres an, meine Papiere vom Tisch zu raffen und alles in Unordnung zu bringen.

Meine fröhliche Stimmung war wie fortgeblasen, ich war zornig und verzweifelt und erhob mich sofort. Ich ließ sie den Tisch aufräumen und sagte nichts; nicht ein Wort. Dann gab sie mir all die Papiere in die Hand.

the (unsicher). Draußen auf der Veranda dacht ich.
ines. Wie denn? Ist gedeckt draußen!
äthe (zaghaft). Ist Dir's nicht recht? Ich dachte . .
nnes. Käthel, nich' so zimmtig thun! Ich freß Dich nicht auf. — Das is schrecklich.
e (gezwungen fest). Ich hab' draußen decken lassen.
nnes. Na, ja! Natürlich! — Es is ja sehr gut so. — Als ob ich 'n ffer wäre!
un (brummt). A! Schnauz nich' so!
annes (Käthe umarmend, gutmüthig). 'S is wirklich wahr, Käthe. Du thust immer ich so 'n richtiger Haustyrann wäre. So 'n zweiter Onkel Otto oder so was. Du Dir wirklich abgewöhnen.
Käthe. Dir ist's doch manchmal nich' recht, Johannes . .
annes (auf's Neue heftig). Na wenn auch, das ist doch kein Unglück. Trumpf uf! Wehr Dich doch! Für meine Natur kann ich nichts. Laß Dich doch nicht . Ich wüßte nicht, was mir so zuwider wäre, als wenn Jemand so geduldig onnenhaft . . . . .
Käthe. Na reg Dich nur nicht unnütz auf, Hannes! Es is ja nicht der .
annes (sich überstürzend). O, o, o! Ne, da täuschst Du Dich gründlich. Ich bin r von aufgeregt, keine Ahnung. — Es ist wirklich merkwürdig, wie ich immer eregt sein soll. (Braun will reden.) Na schön! — Ihr wißt's ja besser. Schluß! wir von was Anderem . . . . Ach, ja, ja!!!
Braun. Mit der Zeit wird's langweilig, das ewige Seufzen und Seufzen.
Johannes (faßt sich an die Brust, verzieht das Gesicht schmerzlich). A . . . ach!
Braun. Na was denn?
Johannes. Garnichts weiter. — Eben die alte Geschichte. Stiche in der Brust.
Braun. Stich wieder, Hans.
Johannes. Du, das ist wirklich nicht zum Scherzen. A . . . . ach!
Fr. Käthe. Ach Hannes, das darf Dich nicht ängstigen. Das ist nichts Schlimmes.
Johannes. Na, wenn man zweimal die Lungenentzündung gehabt hat.
Braun. Das nennt sich nun Offizier der Reserve.
Johannes. Was ich mir dafür kofe.
Braun. Alter Hypochonder. Kohl nich! Iß was! Die Predigt sitzt Dir in den chen.
Johannes. Aufrichtig gestanden, Breo . . . . . Du sprichst so von der Taufe . . . . . e ich zu der Sache stehe, weißt Du. Jedenfalls nicht auf dem christlichen Standpunkt. er 's bleibt doch immer 'ne Sache, die so und so Vielen heilig ist.
Braun. Aber mir nich.
Johannes. Das weiß ich. Mir direct auch nicht. Mir schließlich ebenso wenig. ber du wirst doch noch 'n Rest Pietät für 'ne Feier aufbringen, die noch vor . . . . .
Braun. Du mit Deiner Pietät.
Johannes. Hätt' [illegible] was davon.
Braun. Vor jede[illegible]l, der einem zwischen die Beine fliegt, möchte man haben. Gefühlsduselei, [illegible]ch!
Johannes. Du — nimm mir's nicht übel, wenn ich . . . . . 'N andermal

Fr. Käthe. Es is ja auch vielleicht Unsinn. Ich seh's ja ein. ja manchmal wirklich unnütze Sorgen.

Fr. Vockerat. Sieh mal! — Du mußt mir aber nicht böse sein! — viel mehr Frieden finden, Käthchen, viel mehr — wenn . . . Sieh mal, — so recht voller Sorgen bin, und ich hab' mich dann so recht inbrünstig ausg so alles dem lieben Vater im Himmel an's Herz gelegt; da wird mir so leicht, um's Herz . . .! Nein, nein! und da mögen meinetwegen die Gelehrten sagen, wollen —: es giebt einen Gott, Käthchen! — einen treuen Vater im Himmel, Du mir glauben. Ein Mann ohne Frömmigkeit, das ist schon schlimm genug eine Frau, die nicht fromm ist . . . Sei mir nicht böse, Käthchen! Schon gut, Ich rede ja nicht mehr davon. Ich bete ja so viel. Ich bitte Gott ja täglich. meine Bitten schon noch, ich weiß es. Ihr seid ja so gute Menschen. Der lie wird Euch auch noch zu frommen Menschen machen. (Sie küßt ihre Tochter. Der Choral ist zu Ach, ich verplaudre mich.

Fr. Käthe. Wenn ich doch schon besser fort könnte, Mamachen. 'Ss mir sch so immer nur zuzusehen, wie Du Dich abmühst.

Fr. Vockerat (in der Flurthür). I, das wär' der Rede werth. Das sind ja hier bei Euch. Wenn Du ganz gesund sein wirst, laß ich mich von Dir bedienen (ab).

Fr. Käthe (will in's Schlafzimmer. Bevor sie noch hinausgeht, kommt Braun aus dem Taufzim (Braun sechsundzwanzig Jahr alt. Gesicht bleich. Müder Ausdruck. Umränderte Augen. Flaum Schnurrbärtchen. Kopf fast kahl geschoren. Kleidung modern, nahezu schäbig=gentil. Braun ist phlegmat meist unbefriedigt, deshalb übelgelaunt.)

Braun. So! (während er steht und seinem Etui eine Cigarrette entnimmt) Der Schmerz wäre überstanden!

Fr. Käthe. Na, sehen Sie, Herr Braun, Sie haben's ganz gut ausgehalten!

Braun (im Anrauchen). Ich hätte lieber — malen sollen. — Sünde und Schande — solches Wetter um die Ohren zu schlagen.

Fr. Käthe. Sie bringen's schon wieder ein.

Braun. A! wir sind alle durch die Bank Schlappiers! (er läßt sich am Tische nieder) Übrigens, so 'ne Taufe hat doch was!

Fr. Käthe. Haben Sie Johannes beobachtet?

Braun (schnell). Auffallend unruhig war er?! — Ich dachte immer, 's würde was geben. Ich hatte schon Angst, er würde dem Pastor in die Rede fallen. Ein Stuß war das aber auch, nicht zum glauben.

Fr. Käthe. Aber nein, Herr Braun!

Braun. Das ist doch klar, Frau Käthe! — Ich bin ja sonst ganz zufrieden. Vielleicht mal ich sogar mal so was. Riesig feine Sache.

Fr. Käthe. Machen Sie Ernst, Herr Braun?

Braun. Wenn ich das male, da muß einem aus dem Bilde so 'n erinnerungs= schwerer Duft entgegenschlagen. So 'n Gemisch, wissen Sie, von Weißwein — Kuchen — Schnupftabak und Wachskerzen, so'n . . . So angenehm schwummrig muß ein' zu Muthe werden, so jugenddußlich so . . .

(Johannes Vockerat kommt aus dem Taufzimmer. Achtundzwanzigjährig. Mittelgroß, blond, geist= volles Gesicht. Reges Mienenspiel. Er ist voller Unruhe in seinen Bewegungen. Kleidung tadellos: weiße Halsbinde und Handschuhe.

Johannes (seufzt, zieht die Handschuhe ab).

Braun. Na, bist De nu gerührt wie Apfelmuß?

Johannes. Kann ich gerade nicht behaupten. Wie steht's mit dem Essen,

‹the (mit Zwang redend). Ach Mamachen — das wünsche ich mir garnicht. er garnicht ähnlich werden Mir — (Sie kommt nicht weiter.)

ockerat (sucht abzuleiten). Ein kräftiges Kind.

Amme. 'N Staatskerl.

Vockerat. Sieh nur Käthe diese Fäuste.

Amme. Fäuste hat der — wie'n Goliat.

Käthe (küßt das Kind). Fr. Vockerat, Gelt? ein solides Brustkästchen?

Amme. Det könn' Se jloben, Frau Oberamtmann, wie so'n General Ksss, nimmt et mal mit fünfen uff.

Vockerat Na wissen Sie . . . (Sie und Fr. Käthe lachen.)

e Amme. Der hat jesundes Blut, ksss, ksss! Die Kinder leben ja vom Blute s! (halb singend) so, so, so! Nu komm, nu komm! — nu woll'n — wir — in — auni gehn — in — die — Nauni. Ja, ja! wir — gehn — jetzt — in die ni ksss, ksss, ksss! Schlaf Kindchen . . . (ab in's Schlafzimmer.)

Vockerat (hat die Thür hinter der Amme geschlossen, wendet sich, belustigt den Kopf schüttelnd). Z. Person! aber recht tüchtig ist sie doch deshalb. Ich freu mich, Käthchen, daß Du's getroffen hast.

Fr. Käthe. General — liebes Gottchen! (Sie lacht. Ihr Lachen wird krampfhaft, schließlich inen als Lachen.)

Fr. Vockerat (erschrocken). Du! — Du!! —

Fr. Käthe (bezwingt sich).

Fr. Vockerat (hält Käthe umarmt). Kathinkerle!

Fr. Käthe. Mir — ist ja — wirklich nichts.

Fr. Vockerat. Ja wohl ist Dir was. 'Es ja weiter kein Wunder, Du bist eben angegriffen, komm, leg Dich 'n paar Minuten.

Fr. Käthe. 'Es ja — schon wieder gut Mama.

Fr Vockerat. Aber so streck Dich doch nur 'n Augenblickchen.

Fr. Käthe. Ach bitte nein — bitte nein! Es muß ja auch gleich gegessen werden.

Fr. Vockerat (am Tisch, wo Wein und Kuchen steht, ein Glas mit Wein füllend). Da nimm nigstens 'n Schluck. Koste mal! — es schmeckt süß.

Fr. Käthe (trinkt).

Fr. Vockerat. Das stärkt. Nicht?! — Liebes, gutes Kindchen, was machst De ir denn für Geschichten? Na, na! Du mußt Dich eben noch schonen, weiter is nichts öthig. Und laß gut sein! — Mach Dir weiter keine unnöthigen Sorgen! — 'S oird alles werden. Jetzt habt Ihr den Jungen, nu wird alles anders werden. Johannes wird ruhiger werden . . .

Fr. Käthe. Ach, wenn nur, Mama!

Fr. Vockerat. Denk doch blos, wie er sich gefreut hat, als der Junge kam. Und er ist doch überhaupt der reine Kindernarr. Verlaß Dich drauf. Das ist immer so. 'Ne Ehe ohne Kinder, das ist garnichts. Das ist nichts Ganzes und nichts Halbes. Was hab' ich blos den lieben Herrgott gebeten, er soll Eure Ehe mit einem Kinde segnen. Sieh mal, wie war's denn bei uns: erst haben wir uns hingeschleppt, vier Jahre — ich d mein Mann — das war gar kein Leben. Dann erhörte der liebe Gott unsre Bitten schenkte uns den Johannes. Da fing unser Leben erst an, Käthchen! W[illegible]t nur erst, erst das dumme Vierteljahr wird vorüber sein, was Du für Spaß haben wirst an e! nein, nein! Du kannst ganz zufrieden sein, Du hast Deinen Jungen, Du hast nn, der Dich lieb hat. Ihr könnt ohne Sorgen leben. Was willst Du denn mehr.

Einsame Menschen.

Drama in 5 Akten

von

Gerhart Hauptmann.

Die Vorgänge

dieser Dichtung geschehen in einem Landhause zu Friedrichshagen bei Berlin, dessen Garten an den Müggelsee st zu

In allen fünf Akten bleibt der Schauplatz derselbe:

Ein saalartiges Zimmer — Wohn- und Speiseraum — gut bürgerlich eingerichtet. Ein Pianino da, ein Bücherschrank; um ihn gruppirt Bildnisse — Photographie und Holzschnitt — moderner Gelehrte (auch Theologen), unter ihnen Darwin und Häckel. Über dem Pianino Ölbild: ein Pastor im Ornat. Sonst an der Wand mehrere biblische Bilder nach Schnorr von Carolsfeld.

Links eine, rechts zwei Thüren. Die Thür links führt in's Studirzimmer Johannes Vockerat's. Die Thüren rechts in's Schlafzimmer und auf den Flur.

Der Raum hat eine mäßige Tiefe. Zwei Bogenfenster und eine Glasthür der Hinterwand gestatten den Blick auf eine Veranda und einen Ausblick über den Garten, auf den See und die Müggelberge jenseits.

Zeit: Gegenwart.

Erster Akt.

Das Zimmer ist leer. Durch die nur angelegte Thür des Studirzimmers vernimmt man eine predigende Pastorenstimme, und als diese nach wenigen Sekunden verstummt, die Töne eines, auf einem Harmonium gespielten Chorals.

Während der ersten Takte wird die Thür vollends geöffnet und es erscheinen: Frau Vockerat sen., Frau Käthe Vockerat und die Amme mit einem Kinde im Steckkissen: alle, festlich geschmückt.

Fr. Vockerat (Sie ist eine Matrone in den fünfziger Jahren. Schwarzes Seidenkleid. Wellenscheitel. — Nimmt und tätschelt Käthes Hand.) Er hat doch sehr schön gesprochen?! Nicht, Käthchen?!

Fr. Käthe (einundzwanzig Jahr alt. Mittelgroß, zart gebaut, bleich brünett, sanft. Späteres Reconvalescentenstadium. — Sie lächelt gezwungen, nicht mechanisch und wendet sich dem Kinde zu.).

Die Amme. Der kleene, liebe Kerl! hä, hä! (Sie wiegt ihn im Arm.) Nun is er aber an't Einschlafen — ksss, ksss, ksss! — Nu will er nich mehr von wissen — (Sie beseitigt ein dem Kinde unbequemes Schleifenband.) so, so! — hm, hm, hm! Schlaf Du mein Puttecken, schlaf. (Sie singt mit geschlossenen Lippen die Melodie von: „Schlaf Kindchen, schlaf“) Aber den Pastor hat er anjetrotzt —: so! (Sie ahmt es nach) hä-hä! bis det Wasser kam, hä-hä! det war'n aber doch zu bunt. (Sie dudelt) Vaterken mit's Röhreken, Hau mir nich zu sehreken! — hä-hä! denn schrie er aber los, au, weh! su, su, su! Schlaf Kindchen, schlaf . . . (Sie tritt mit dem Fuße den Takt.)

Fr. Käthe (herzliches aber nervöses Lachen).

Fr. Vockerat. Ach, sieh blos Käthchen! wie niedlich! Was nur der Junge für lange Wimpern hat.

Die Amme. Hä-hä! det sin Mama'n ihre. Schlaf Kindchen . . . Keene Trodeln sind det.

Fr. Vockerat. Nein, wirklich Käthchen: die ganze Mutter!

Fr. Käthe (schüttelt energisch abwehrend den Kopf).

Fr. Vockerat. Wirklich.

ʒt minder bedeutend als formell. Der tiefsinnige Russe polemisirt gegen die land-
Definitionen von „Geld", nach denen dasselbe 1) zur Erleichterung des Umtausches,
ſtimmung der Werthmaaße, 3) zu Sparzwecken und 4) als Zahlungsmittel dient. Ihm
derartigen Definitionen nicht hervor, inwiefern das Geld die Unterjochung des einen
durch den andern fertig bringt. Denn daß das Geld ein Unterjochungsmittel ist, er-
m nicht zweifelhaft. Die Wissenschaft freilich bestreitet das und meint, wenn das Prole-
h in einem Verhältniß der Abhängigkeit von Grundbesitzer und Kapitalist befindet, so
s nicht am Gelde. Nach Tolstoi aber liegt die wesentliche Bedeutung des Geldes nicht
aß es Tauschmittel ist, sondern darin, daß es ein bequemes Gewaltmittel ist. Mit
ender Beredtsamkeit wird diese These an dem Beispiele der Fidschi-Insulaner durchgeführt.
d gezeigt, wie Geld eigentlich eine Quittung ist, welche der Gewalthaber dem Unterjochten
haltenen Tribut ausstellt. Von dem Unterjochten Vieh oder Getreide zu nehmen und
aufzubewahren, ist dem Gewalthaber unbequem; drum verlangt er von jenem Geld, —
selber allein prägt und ursprüglich allein besitzt. Diese Art, den Menschen zu unterjochen,
ne von mehreren. Die einfachste besteht in der Anwendung des Schwertes
kann dich tödten" — spricht der Starke zum Schwachen — „doch wir Beide kom[illegible]
weg, wenn du mir dienst." Dieses Unterjochungsmittel ist jedoch insofern [illegible]
m, als der Gewalthaber seinen Knecht zum Dienste treiben oder treiben [illegible]
und mit viel Ueberwachung verhältnißmäßig wenig Ertrag hat. Da ist ein [illegible]
erjochungsmittel bequemer; es heißt Hunger. Der Gewalthaber nimmt durch [illegible]
Schwertes anderen Menschen das Brot und die Brotquelle weg, bewacht [illegible]
r läßt sie durch seine Kriegsleute bewachen, und spricht nun zu den Hungri[illegible]
seph (Genesis, Kap. 41): „Ich kann Euch Hungers sterben lassen; aber ich [illegible]
ter der Bedingung, daß Ihr für das Brot, welches ich Euch gebe, alle m[illegible]"
er Vorzug dieses zweiten Systems besteht hauptsächlich darin, daß die ge[illegible]elstände
s ersten Systems wegfallen. Das dritte Unterjochungs-System ist das Geld-System. Der
ewalthaber bedroht mit dem Schwerte Leb[illegible] Haus, Vieh, Getreide und alle Lebensnothdurft
nderer Menschen und sagt: „Ich verscho[illegible] Alles nur dann, wenn Ihr mir Geld gebt;
Geld aber könnt Ihr von mir kaufen." [illegible] eigentlich das Geld eine Quittung darüber, daß
die Forderungen des Gewalthabers erf[illegible] Die Vortheile, welche das Geldsystem für den
Gewalthaber im Vergleich zum erste[illegible] eiten Unterjochungssysteme hat, bestehen erstens
darin, daß ein größeres Quantum [illegible] tskraft auf bequemere Art in Anspruch genommen
werden kann; ein weiterer Vorthe[illegible] dsystems ist, daß es gestattet, die Gewalt auch auf
die Leute ohne Acker auszudehne[illegible], früher der Naturalsteuer entzogen und nur einen Theil
ihrer Arbeitskraft zur Erwerbun[illegible] nothwendigen Nahrung verwandt hatten. Keine der drei
Arten von Unterjochung hat jemals aufgehört zu existiren. Man kann sie mit drei Schrauben
vergleichen, welche jenes Brett anziehen, das auf die große Masse der Arbeitenden gelegt ist und
dieselben drückt. — Wie vielleicht schon ersichtlich, sind die Grundgedanken des Tolstoischen Büch-
leins durchaus nicht — wie die der apologetischen Nationalökonomie — für Staat, Heer, Beamten-
thum und Besitz schmeichelhaft. Indessen herrscht, wie bei den anderen Schriften des Weisen von
Jasnaja Poljana, durch alle Polemik der Ton einer rührenden Sanftmuth.

B. W.

Ibsens „Gespenster" haben ihre anregende Kraft jetzt auch in Paris bewährt: eben ist über die Bretter des Gymnase ein neues Drama Daudet's gegangen, „L'obstacle", welches mit bewußter Absicht dem Ibsen'schen Werk entgegentritt. Die Vererbungsidee wird darin mit nicht eben großer Gedankentiefe bekämpft, und der von der Furcht erblichen Wahnsinns verfolgte Held, der in die Ehe zuerst nicht zu schreiten wagt, findet Trost in löblichen Vorsätzen und frommem Glauben. Daudet's Popularität, einige theatralische Scenen und viele graziöse Einzelheiten haben dem schwachen Werk dennoch eine freundliche Aufnahme geschaffen.

viel Andern treffen wir auf die gleiche charakteristische Erscheinung, die ge[illegible]
Dramatiker so gut ansteht: ihm, dessen complizirteste Kunst die Schwesterkün[illegible]
plastische Bilden, das Hinaustreten in mimisches Darstellen, mit umschließt. [illegible]
gruber verbrachte ganze Tage im Wiener Belvedere, Lionardo da Vinci's Größe
sich seinem staunenden Auge auf, und er versuchte, Autodidakt auch hier, mit Ki[illegible]
platte und Radiernadel ganz auf eigene Hand sein Heil. Die Zeit dazu gewan[illegible]
in dreijähriger Buchhändlerlehrzeit nicht schwer: denn der Chef des „Praktikanten"
ein nachsichtiger, wunderlicher Kauz, ganz Wiener Bequemlichkeit und Epikuräism[illegible]
den jungen Anzengruber in seiner mehr auf Lectüre der vielen Bücher, als [illegible]
Verkaufen gerichteten Thätigkeit zu stören, fiel ihm selten bei. Wieder m[illegible]
man an Gottfried Keller denken, der auch nach einer frei verbrachte[illegible]
Jugend, welche von väterlicher Zucht nicht wußte an wunderliche Lehrmeister gerieth[illegible]
die ganz auf das eigene Sein den werdenden Dichter stellten.

Aber Anzengruber war nicht umsonst in Wien, der Theaterstadt, aufgewachsen:
mächtiger und immer mächtiger zog es ihn zu den Brettern, die die Welt bedeuten,
hin. Burgtheater, Leopoldstädter- und Wiedener Theater gaben ihm gleich starke Eindrücke: konnte er dort Schiller sehen, das größte Vorbild seines Vaters und darum
auch sein eigenes, und prägte sich ihm der Musikus Miller des Heinrich Anschütz
etwa, der Narciß des Dessoir unverlierbar in's Gedächtniß, so sah er in der Vorstadt
Nestroy, als Dichter und als Darsteller, wirken und erfreute sich an den kindlichen
Bauernstücken von Prüller, deren romanhafte Fügung man schon aus den Titeln zu erschließen glaubt: „Toni und sein Burgei", „Der Schmied am Achensee". Aber der Darsteller des Toni hieß Rott, und tief prägte sich seine treuherzige Natürlichkeit in Anzengrubers Seele ein. Aus dem Geschäft endlich doch entlassen, wagte er selbst den
Sprung auf die Bretter; und mit einem Monatsgehalt von fünfundzwanzig Gulden
trat er, zum Herbste 1859, beim Theater in Wiener-Neustadt ein. Er war damals
rund zwanzig Jahre alt.

Dem Theaterteufel hatte er sich nun verschrieben; und wenn auch anders, als
er geträumt, durch Enttäuschungen und Kümmernisse hindurch, die bis dicht an den
Untergang ihn führen sollten — dem Theater blieb er verfallen, und als ein offizieller
„Theaterdichter" sollte er sterben.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Otto Brahm.

Von neuer Kunst.

„Geld! Soziale Betrachtungen." So lautet der Titel einer Schrift des Grafen Leo
Tolstoi, welche von August Scholz in klares Deutsch übersetzt und im Verlage von S. Fischer,
Berlin, erschienen ist. Ein kleines Bruchstück derselben ist unseren Lesern bereits bekannt, da es
in der ersten Nummer des nunmehr vollendeten Jahrganges 1890 der „Freien Bühne" veröffentlicht wurde. Das Büchlein verdient indessen vollständig vorgeführt zu werden, ja es scheint
mir eine hohe soziologische Bedeutung zu haben. Wenn wir zunächst von dem Werthe der darin
enthaltenen Kenntnisse und Gedanken absehen, hat es schon durch seine Methode Bedeutung,
nämlich insofern, als unsere staatlich patentirte Nationalökonomie von ihm lernen könnte: erstens
Ehrlichkeit, zweitens die unermüdliche Energie des Tiefsinns, drittens Psychologie: — das
nämlich ein Fehler der üblichen Nationalökonomie, daß sie es unterläßt, klarzulegen, wie sch[illegible]
alle wirthschaftlichen Zustände und Gesetze durch Seelisches bedingt werden. Inhaltlich ist [illegible]

n hillerschule, die der Vater geschaffen, von dem Realismus des Sohnes abzu-
is' scheinen; und ohne Zweifel hat die rustikale Kraft Johann Anzengrubers auf
veg sich auch übertragen: der Vater des Bauerndramatikers war selbst ein Bauern-
gebürtig aus dem Dorfe Weng. Und wenn gerade Johann Anzengruber, der
n oberösterreichischer Bauern, durch den Druck einer neuerworbenen städtischen
ur von den Stoffen der Heimath abgeführt ward, so ist der Enkel, das Wiener
dtkind, durch den eigenthümlichen Reiz der Kontraste, wiederum aufs Land
erisch zurückgekehrt, und nirgends bewegt er sich sicherer, siegreicher, denn auf
orfgängen".

Im treuen Gedenken an den Vater wuchs Anzengruber nun auf, in einem
n, dessen entbehrungsreiche Stille an die Jugend des großen Schweizer Realisten
mt: wie Gottfried Keller, blieb Ludwig Anzengruber einsam zurück, der einzige
hn der Wittwe, und sein Empfinden mochte sprechen, mit dem „Grünen Heinrich"
bewunderten Genossen: „Je mehr ich zum Manne werde und meinem Schicksal
gegenschreite, muß ich in der Tiefe meiner Seele bedenken: Wie würde Er, dein
ter, nun an deiner Stelle handeln? Er ist vor der Mittagszeit seines Lebens
ückgetreten in das unerforschliche All und hat die überkommene goldene Lebensschnur,
en Anfang Niemand kennt, in meinen Händen zurückgelassen, und es bleibt mir
übrig, sie mit Ehren an die dunkle Zukunft zu knüpfen oder vielleicht für immer
zerreißen, wenn auch ich sterben werde." An solchen Todesahnungen hat es auch
zengruber nicht gefehlt, und schon 1879 klagte er über „ganz eigene Symptome", die
ängstigten: „Mir ist manchmal, als hörte ich Frau Atropos mit der Scheere
nuppern." Allein dem Tode muthig in's Auge zu sehen, hatte früher Verlust ihn
lehrt, und als der Vater geschieden, lehnte er den Trost der Lüge heftig ab: „Auf
mal war ich mit meiner Mutter allein. Ein Vetter sagte, der Vater wäre ver-
st. Ich sagte zornig, er sei todt. So liebte ich die Wahrheit und Trostes be-
urfte ich keinen". Der ganze Mann, sein Muth und der Wahrheitssinn des Realisten,
gt in diesem Bekenntniß des Kindes.

Wie für Keller, ward auch für Anzengruber die Mutter jetzt die hingebendste
flegerin, die liebende Beratherin seiner Sorgen; die beste Freundin ward sie und
lieb sie, und allen Sonnenschein, den sein Leben von Frauen empfangen, dankte er
r. Dem Dichter, der die „Liebeswoislerei" mit so leuchtendem Humor geschildert,
t kein Glück der Liebe gelohnt: Enttäuschung der Jugend hielt ihn der Ehe lange
rn, und als er dann, ein Dreißiger, das sechszehnjährige Fräulein Lipka heimführte,
ard er in die peinlichsten Wirren verstrickt, welche eine Scheidung zuletzt endigte.
iele Jahre vorher schon hatte der bitter Enttäuschte das heimliche Wort nieder-
eschrieben: „Ein fremdes Element in mein Leben hineingetragen durch das Weib,
urch das schmerzliche Erwachen aus Träumen der Jugend." Aber keine Strindbergsche
olemik, kein persönlicher Haß drängt sich aus diesen Erlebnissen heraus in Anzen-
rubers Dichten ein; der objektive Schilderer, der Shakespeare des Volksstückes
leibt er auch jetzt, und nur der treuen Mutter richtete er Denkmale der Liebe auf
in den rührenden Frauengestalten von „Heimg'funden" und dem „vierten Gebot".
Hatte er doch der Großmutter Herwig im „vierten Gebot" selbst den Namen der
eliebten Mutter geliehen, die des Herrn Kaspar Herbig, Apotheker-Subjectens
zu Wien Tochter war. Und die letzten Worte der Sterbenden, aufgefangen
mit der ganzen grausamen Beobachtungsgabe des Artisten, die selbst die Trauer um
ein Liebstes bemeistert, — die Worte: „Ich bin da und wo anders" kehren unver-
ändert in dem Drama „Stahl und Stein" wieder, am Sterbelager des „Einsam."
Früh hat dieser Artist in Anzengruber sich geregt, wenn auch der innerste Trieb
eines Wesen ihm noch verborgen blieb: eine Ueberfülle des Guten läßt da eine, be-
rrschende nicht sogleich heraustreten, und der künftige Dramatiker übt sich eifrig
er bildenden Kunst, in der Schauspielkunst. Bei Goethe, bei Schiller und so

Dorfgeschichte die Vorgänger geleistet, was drüben in der Schweiz Jeremias Go-
was hüben Ferdinand Raimund aus der Schilderung heimischer Zustände gewor
das stellte nun Anzengruber in's Licht der Szene unmittelbar hinaus.
wenn Raimund aus dem Kontrast der Feen- und Geisterwelt mit Ty
des Bürgertums noch seine besten Wirkungen geholt, so steht Anzengruber,
Moderne, streng und fest auf dem Boden der österreichischen Wirlichkeit. U
wenn Auerbach den philosophirenden Grundzug seines Wesens in das schwäbisch
Bauernthum tief hineingetragen, so bleibt bei Anzengruber nur ein leichte
Abglanz spinozistischer Weltbetrachtung zurück in der Gestalt jenes Steinklopfer-
hanns etwa, dem „nix g'scheh'n kann," weil er „zu dem all'n gehört": ein Ab-
glanz, mehr aus den Erzählungen des Dichters von Nordstetten, als aus der
„Ethik" des Philosophen unmittelbar gewonnen. Anzengruber selber hat es uns gesagt,
daß die „aufklärerische Tendenz der von ihm hochgehaltenen Auerbachschen Dorf-
geschichten ihn zuerst in Versuchung führte, dergleichen Conflikte und Charaktere auch
für die Bühne zu verwerthen": „mir erschien der Erzähler Auerbach wie ein Spiel-
mann," gestand er „der seine Weisen auf der Zither begleitet; mich drängte es für
das Theater mit vollem Orchester zu instrumentiren." Aber Anzengruber hat auch betont,
mit vollem Recht, wie die Sonderart seines Talents durch solches Vorbild nicht ge-
hemmt, nur freier entfaltet wurde im modernen Geiste, und er hat, in einer von
Bettelheim] aufgefundenen Niederschrift, die Grundlinien seiner Entwickelung so be-
stimmt: „Ein angeerbtes Talent, durch Zufälle vor dem Verkommen bewahrt, auf gar
eigenem Wege frei entfaltet und selbstgebildet. Indem sich mir früh ohne Wahl
und Leitung die gesammte Geistesthätigkeit als eine Einheit darstellte, so kannte ich
auch nur Vorbilder, aber kein Vorbild, keine Schulen, sondern nur Lehrer, kein An-
lehnen, sondern nur ein frohes freies Nachstreben, und darin liegt wohl, was mir
jetzt zu Gute kommt, meine Originalität".

Ein Autodidakt im reinsten Wortsinne also, „leitenden Männern" nicht gehorsam,
steht Ludwig Anzengruber vor uns: wie die andern Dramatiker des Jahrhunderts, wie
Kleist, Hebbel, Ibsen, Hauptmann, hat er auf eigenen Wegen beides gefunden, die
geistige und die künstlerische Freiheit. Wie charakteristisch ist es nicht, wenn Anzen-
gruber zuerst ein braver Schüler, dann ein immer lässigerer wird; seine Zeugnisse fallen
„zusehends schlechter" aus, je mehr ein eigenes Gedankenleben in ihm aufwacht; und
statt die Aufgaben der Wiedener Piaristenschule zu lösen, sitzt er daheim in der
Bibliothek seines Vaters, in der die dramatische Litteratur, Produktion und Theorie,
überwiegt. „Mit lebendiger Anschauung ihres Volumens, ihrer Größe, ihres Einbandes,
wie Individuen", blieben diese Werke dem jungen Leser zeitlebens in Erinnerung. Und
auch in geschriebenen Dramen, nicht nur in gedruckten, blätterte er eifrig: in den
Werken Johann Anzengrubers, des früh verstorbenen Vaters, auf dessen Vorbild er
die reichste Anregung stets zurückführte:

> Ein Dichter war der Vater mein,
> Er machte nie aus Sang Gewerbe;
> Ein Dichter hoff' auch ich zu sein
> Und das ist meines Vaters Erbe.

Noch nach dem großartigen Erfolg des „Pfarrers von Kirchfeld" wünscht der
treue Sohn den Ruhm des Vaters, dessen Dramen nie der Oeffentlichkeit angehört
haben, laut zu bezeugen: als Beweis für seines Vaters Talent, bittet er, möge man
„den nachgelassenen, lebenden Kommentar nehmen, der er selbst sei." Frei von alle
grauen Theorie, aus Naturinstinkt glaubte Anzengruber an die Vererbung
dichterischen Gabe, die hier gewaltet — so fern auch die idealisirenden Dramen

m Naturgeschichtslehrer, diesem Rattenpfeifer von Hameln, gegen die bisherigen kleinen Reibereien eitel Höflichkeit wären. Man male sich was ein solcher Naturgeschichtslehrer (natürlich einer, der seinerzeit selbst ebenso en worden wäre) für ein ideales, freundschaftliches Verhältniß zu seinen Schülern tc. Ein solches Verhältniß kann aber — und wenn der Lehrer der beste und e Menschenfreund ist — niemals erwachsen zwischen dem Philologen, der seiner ie die griechischen unregelmäßigen Verba eindrillt, damit sie später eine lediglich das Gedächtniß gebaute Probearbeit machen und ein Examen bestehen können. che Idealforderungen an einer Stelle nur durchführen hieße dasselbe thun, wie n Einer etwa den modernen Fabrikarbeitern die Möglichkeit schüfe, täglich eine be Stunde in feinster Weltmannstracht in einer altdeutschen Prachtstube sich zu egen — im Uebrigen aber ihr Loos so jammervoll ließe wie es jetzt ist.

Nach alledem ist es meine feste Ueberzeugung, daß eine ernstliche Debatte von herem Gesichtspunkte aus über ersprießliche Reform des naturwissenschaftlichen nterrichts angesichts der allgemeinen, hier nicht weiter untersuchten ethode unserer Jugenderziehung nicht möglich ist. Den Schluß kann sich eder selbst ziehen.

Franz Stichling.

Ludwig Anzengruber.

Führende Geister. Eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von Anton Bettelheim. Dritter Band: Ludwig Anzengruber. — Der Mann. — Sein Werk. — Seine Weltanschauung. Von Anton Bettelheim. Dresden, L. Ehlermann. 1891.

„Leitende Männer mag ich in der Seele nicht ausstehen“, sagt Ibsens Doktor Stockmann, „diese Menschengattung hab' ich in meinem Leben kennen gelernt; sie gleichen den Ziegen in einer jungen Baumpflanzung; einem freien Mann stehen sie im Wege, wo er sich nur blicken läßt, — und am besten wäre es, wir könnten sie ausrotten wie andere schädliche Insekten.“ Zu diesen leitenden Männern, welche die Gedanken Anderer nur nachdenken und alte Wahrheiten vertheidigen gegen keimende neue, stehen im Kampf die führenden Geister, deren Lebensgeschichten Anton Bettelheim sammeln will, und denen er mit einem Anzengruberschen Ausdruck das Leitwort giebt: „Aus is und vorbei is, da sein neue Leut und die Welt fangt erst an.“ Aus ist's und vorbei mit dem, was vor ihnen war, mit der Convention in Leben und Kunst; und nicht achtend, was die „leitenden Männer“ vertheidigen, die Gespenster des Gestrigen, führen freie Geister die Menschheit vorwärts, zu neuen Welten.

Kein deutscher Dichter dieser Tage hat gegründeteren Anspruch, führenden Geistern beigesellt zu werden, als Ludwig Anzengruber. Auf dem fest umgrenzten Gebiet des Dialektstücks und der Dorfgeschichte hat er, zuerst er, den modernen Naturalismus in Deutschland ausbilden helfen, und in Theorie und poetisch Praxis, in den klug raisonnirenden Vorreden zu seinen „Dorfgängen“, wie in reichlich strömenden Produktion seiner Manneszeit, dem Gesetz der Stunde, sei führend geführter, gehorcht. Durch Noth und Kämpfe hindurch, über seltsa bedrängende Lebensschicksale und die kalte Gleichgültigkeit des Theaterschlendria hinweg, hat er aus dem Innern frei herausschlagende, künstlerische Grundsätze und voll ausgestaltet; und der deutsche Naturalismus ehrt in ihm, dem Entrissenen, den kräftigsten Vorkämpfer, den Meister des modernen Volksstückes.

ich schildere den Unterricht in der Naturlehre nicht, wie er vorgeschrieben, sondern wie er von einzelnen beschränkten Lehrern durchgeführt werde. Auch wir wollen Anschauung und nicht Auswendiglernen, heißt es. Allerdings, ich „kenne die Weise, ich kenne den Text." Edle und wohlwollende Männer stehen in ganzen Schaaren dahinter. Daß die Instruktionen in der Regel so abgefaßt sind, daß sich ein guter Sinn hineininterpretieren läßt, bestreite ich gar nicht. Daß aber in der Mehrzahl der Fälle die Möglichkeit für den Lehrern bestehe, diesen Sinn zu finden, bestreite ich mit aller Entschiedenheit — nicht wegen direkter Unklarheit in der Instruktion, sondern aus Gründen, die zunächst in der Ausbildung unserer Lehrer (im generellsten Sinne) liegen. Sie haben ihre Examina bestanden einzig und allein durch Auswendiglernen und sehen gar keinen anderen Weg. Alle ihre Hilfsmittel stehen und fallen mit dem Prinzip des Einpaukens. Sie geben, wie ihnen gegeben worden ist. Ein Wesentliches steckt grade für die Naturkunde auch in der beschränkten Zeit. Je weniger Stunden und je größer das Gebiet, — desto mehr Beschränkung auf das Auswendiglernen Nun wird gesagt: Vermehren wir die Stunden. Im klassischen Bereich, wo das Herausarbeiten der klassisch fundirten Weltanschauung in erster Linie gilt, wäre das der Ueberlastung wegen ein Unding — und fiele auch zehnmal der lateinische Aufsatz fort, der, nebenbei bemerkt, meiner Ansicht nach gerade der Todfeind aller echten klassischen Weltanschauung ist und für den, wenn überhaupt diese Erziehung weiter gelten soll, jedenfalls ein paar Ueberstunden Homer einzusetzen wären. Was aber die Hauptsache ist: die dem Unterricht zugelegten Stunden drückten nicht bloß auf die Schüler, sondern auch vor allem auf die Lehrer bei deren eigener Ausbildung. Der Stoff wüchse auch für sie. Und damit würde das ganze vergrößerte Material bei ihnen doch nur wieder ein Plus zum Auswendiglernen. Wer irgendwie den Gang der Dinge nicht von oben, sondern mitten im Betriebe verfolgt hat, den brauche ich gar nicht zu erinnern, in welcher Weise ein Examen gemacht wird, wie das Wesentliche zu seinem Gelingen ein nacktes, ledernes Eindrillen ist, neben dem der ganze vielleicht in langen Semestern hier und da gewonnene allgemeine Bildungsinhalt als werthlose Beigabe mitschwimmt, die gar nicht in Betracht kommt.

Wenn aber ein schreiendes Mißverständniß zwischen Theorie und Praxis in jener Weise nicht mehr Ausnahme, sondern die Regel ist, so muß am Ende doch ein Fehler auch in der Theorie liegen, so wohl gemeint sie sein mag. Letztlich ist es denn doch wohl die Praxis, die den Ausschlag giebt. Die Theorie, die Erde durch Menschenhand aus ihrer Lage zu verrücken, mag ganz hübsch sein, aber wenn seit den Tagen des Archimedes immer noch der Standpunkt dazu fehlt, so wollen wir sie doch lieber nicht weiter zur Debatte stellen und uns mit Wichtigerem befassen

Ich glaube, daß es schließlich sogar einsichtige Schulmänner geben könnte, die sich mit der Forderung einverstanden erklären würden, den Unterricht in der Naturkunde ganz in's Freie zu verlegen, ihm eine Fassung zu geben, die bisher nicht einmal der Turnunterricht gehabt hat. Aber auch das dürfte ein Ding der Unmöglichkeit sein. In schreckhaft deutlicher Weise, unvergleichlich viel ärger als je zuvor, würde dann der Contrast werden zwischen diesem einen einzigen gesunden Fach und der körperzerstörenden Methode des sonstigen Schulzwanges mit seinem Stillsitzen und „Lernen" d. i. Auswendiglernen in geschlossenen Räumen. Die Naturgeschichtsstunden würden die eigentlichen Idealstunden [illegible] sämmtliche Schüler werden; denn grübelnde Klosterseelen giebt es nicht von Be[illegible]n an, die werden erst geschaffen, — aus „Musterschülern" geschaffen. Man biete [illegible] heranwachsenden Menschenkindern nur solche Ideale — und lasse daneben in den [illegible]ren Fächern die alte Misere! Dann würde man erst einmal etwas erleben von „Fleiß", von jener „Ungleichheit der Leistungen", die dem nach normalen Zeugnissen [illegible]igen Ordinarius die Haare vom Kopfe wegärgern.... nur zu bald hätten [illegible]ille Sprach-, Geschichts- und Mathematiklehrer in einer Oppositionsstellung

vahrt wird! Für den Naturforscher war das System etwa (im Linné'schen Sinne), is dem Feinschmecker an reicher Tafel das Menue oder (im Darwinistischen) das ochbuch. Hier in der Schule wird die Tafel entfernt und der Hungernde angehalten, as Menue auswendig zu lernen . . .

Es ist ja klar, daß unsere offizielle Naturkunde nicht etwa die ganze Schuld rägt. In ihrer hoffnungslosen Dürre, mit ihrem Prinzip, tote Namen auswendig ernen zu lassen und das Abstrakteste immer über das Konkrete zu stellen, ist sie nur Ausfluß der ganzen Methode, die alle Unterrichtsfächer ohne Ausnahme beherrscht. Selbstverständlich gibt es kein probateres Hülfsprinzip zu der in ihr betriebenen Naturverekelung, als die Einrichtung, daß überhaupt junge Menschenkinder eine längere Reihe von Jahren Tag um Tag an die Bank eines Gymnasiums geschmiedet werden, die Natur nur noch wie einen Ferientraum sehen, an Augen stumpf und im Denken möglichst abstrakt gemacht werden. Aber in allen andern Fächern ist der Contrast nicht so bitter. Gewiß geht der Geist etwa Homers in der grammatischen Kleinkrämerei in der Regel genau so unter, wie die „lebendige Natur" in dem klassifizierten „Thiergeripp und Totenbein" des auswendig gelernten Lehrbuches. Aber schließlich liest doch der Schüler im Text der Dichtung selbst, es kann doch noch einmal ein Athem ihres Geistes ihn treffen. Der arme Junge aber mit der bald unvermeidlichen Quartanerbrille, der in einem kahlen Klassenzimmer oder daheim in der Miethskaserne das halb stenographische Kauderwelsch seines „kleinen Leunis" auswendig lernt und Arrest bekommt, wenn er nicht weiß, wie viel Staubgefäße das Lamium album hat . . . er ist wirklich traurig über alle Begriffe. Positive Erfolge erzielt der ganze Unterricht in der „Naturkunde", so viel ich sehen kann, eigentlich gar nicht. Wäre ich innerlich durchdrungen von der ausreichenden Bedeutung der antiken Litteratur für die Bildung einer Weltanschauung im modernen Gymnasiasten (es ist nicht der Fall), so würde ich bei Gelegenheit der Entlastungsfrage ganz unbedingt für Streichung des ganzen Unterrichts in Naturkunde auf den Gymnasien stimmen. Das ganz allgemeine Bild von dem gegenwärtig erforschten Naturganzen, das vielleicht auch diese klassisch fundierte Weltanschauung noch für nützlich erachten würde, kann dem reifen Abiturienten oder Studenten eine ein- oder zweimalige Lektüre eines einzigen Buches wie Carus Sterne's „Werden und Vergehen" wesentlich besser vermitteln als alle seine rasch verblassenden Reminiscenzen aus Leunis oder den verstaubten paar Vogelbälgen seiner Anstalt. Es ist aber charakteristisch für diesen ganzen verworrenen Streit um die Schule, wie die klassischen Philologen durchweg gar keine Ahnung davon haben, wie schlecht das ist, was sie umnörgeln und als Concurrenz fürchten, — wie schlecht es ist nicht aus ihren Gründen, sondern aus Gründen, die grade der Naturforscher fühlen sollte.

Und es ist auch gar nicht das Entscheidende, ob nun etwa beispielsweise bis in die Volksschulen herab in die Naturkunde der Darwinismus eingeführt werden soll oder nicht. Um eine Frage dieser Art wird wohl gelegentlich viel debattiert. Gewiß steht jeder ehrliche Mensch, der die darwinistische Weltanschauung für die einzig richtige hält, an Seiten derer, die sie einführen wollen. Aber ich kann nicht finden, daß hier der Kern liegt. Etwas darwinistisch angehaucht sind mehr oder minder die meisten uns Naturgeschichtslehrer jetzt schon . . . . das allein macht die durch und durch fa Methode nicht besser. Lieber ein botanischer oder zoologischer Unterricht im Frei im Walde, auf Ausflügen, durch Anschauung ohne Buch und ohne „Lernen," — der dann mit „Schöpfer" und „Erschaffung," (die Ausdrücke bleiben ja doch meis allgemein und der Anknüpfungspunkte sind in Wahrheit so wenige selbst bei g Willen!) als ein Darwinismus im Kloster, bei dem die Häckel'sche Ahnentafel Menschen auswendig gelernt und ein Nichtwissen von Darwin's Geburtstag mit bestraft wird.

Man wird diese Aeußerungen schwarzseherisch nennen. Man wird

Diese „Naturkunde“ ist nun einer der seltsamsten Tränke, die unsere pädagogi[sche] Schablone sich in ihrer Herenküche zusammengebraut hat. Verweilen wir etwas [bei] seiner Analyse.

Geschichtsphilosophen haben sich bemüht, den Vorgang klar zu machen, wi[e] das zur Herrschaft aufblühende Christenthum in seinem dogmatischen Teile einen einzigen riesigen Proceß systematischer Naturverekelung, eine Abtötung des Sinnes für die reale Erscheinung des Wirklichen der Natur bedeutete. Erst nach langen und schweren Kämpfen, unter dem Drucke furchtbarster geistiger wie wirthschaftlicher Nothwendigkeit, kam die Kulturmenschheit zur Natur zurück. Mag das gewesen sein, wie es will: jedenfalls gab dieselbe christliche Ideenwelt gleichzeitig eine ethische Vertiefung, deren sozialer Werth nahezu jenen Schaden aufhob; die Menschheit, die mit Columbus und Copernikus sich zurückfand in die verlassenen Pfade der Naturbeobachtung, war innerlich dennoch unermeßlich gewachsen im Vergleich zu der, die in Jonien Naturphilosophie getrieben und mit Plinius den ersten kindlich ungeschickten Naturkatalog zusammengefügt hatte. Die (ebenfalls systematische) Naturverekelung aber, die unser Schulunterricht mit seiner „Naturkunde“ heute noch und mitten unter uns zu Wege bringt, entschädigt durch absolut nichts, sie schädigt einfach nur. Freude an der Natur, Freude an der Beschäftigung mit der Natur, intelektueller und ästhetischer Naturgenuß, diese Dinge sind nicht Geschenk einer besonderen Geburtsanlage wie künstlerische Gestaltungskraft, mathematische Phantasie oder feiner rhythmischer Sinn, der zur Musik prädestiniert. Sie sind von Haus aus so eng verwachsen mit dem normalen Reagieren der menschlichen Seele auf Lust und Unlustreize, daß die einfachste Erziehung durch die Wirklichkeit sie im gesunden Menschen auslöst. Das physische Wohlbehagen, das ein Kind im grünen Walde zwischen blauen Glockenblumen und schillernden Käfern, oder beim Anblick der tausend Lichtbilder des Sternenhimmels empfindet, — dieses Wohlbehagen braucht, wenn der Anblick nur gegeben wird, nicht erst mühsam erweckt zu werden. Wo aber dieses physische Sichanfreunden gegeben ist, da stellt sich ebenso folgerichtig mit dem langsamen Erwachen des Denkens die intellektuelle Freude ein, die geistige Antheilnahme, in der die Lust an der Natur zum Interesse, zum denkenden Eindringen in die Wunder der Natur, zur wenigstens angeregten Naturforschung, zum Naturstudium wird, bleibe dieses auch stets nur ein dilettantisches, das auch zweiter Hand schöpft. Und es bedarf, um diese selbstthätige logische Entwickelung zum Stillstand und Rücklauf zu bringen, schon beim Durchschnittsmenschen eines recht handfesten Apparates, einer ganz besonders raffinierten Naturverekelung. Der Moloch „Naturkunde“ leistet diese Arbeit, und alljährlich fliegen Hekatomben naturempfänglicher Kindergemüther in seinen feurigen Schlund, um elendiglich zu verbrennen und zu verschlacken. Wie ein Hohn ist das Werk der Naturkunde in der Schule auf die Geschichte der Naturforschung als Wissenschaft. In der Geschichte der Zoologie und Botanik ist die Aufstellung des ersten Systems ein Wendepunkt zum gewaltigsten aller Fortschritte, eine leuchtende Station. Es giebt kaum etwas Erhebenderes, etwas Ermuthigenderes als beispielsweise im morphologischen Theile der Zoologie die Linie von Linné zu [C]uvier und von da zu der modernen darwinistischen Schule zu verfolgen, — ein [un]unterbrochener Heraufgang. In der Lebensgeschichte eines modernen Schülers ist [der Z]wang, zum ersten Male ein „System“ auswendig lernen zu müssen, der Wende[pun]kt zur Naturverekelung. Vor Bilder, die vielleicht verschwommen, aber auf alle [Fäll]e lebendig waren, schiebt sich ein grauer Paragraph. Der Waldvogel wird positiv [iden]tisch mit dem Infinitiv oder Partizipium eines griechischen Verbums, leer, tot, [n]akt wie diese wenigstens in unserer Schulbeleuchtung sind; denn in Wahrheit hat ein Partizipium sein Lebendiges, wenn man nämlich es nicht bloß als ein[w]irkendes Gedächtnißzeichen, sondern als organisches Glied am Sprachstammbaum wovor aber der Schüler — als einem esoterischen Geheimniß — strengstens

Darum bestrebe sich ein Jeder an seinem Teile redlich, an Stelle des un- …lichen Zola'schen Temperaments den Humor zu setzen; denn durch ein Temperament …achtet läuft die Wirklichkeit allemal Gefahr verzerrt zu werden — der Temperaments- …turalist wird Karikaturist; das einzig zuverlässige optische Hülfsmittel für den …chter-Seher ist der Humor, diese wahre dreidimensionale Sehkraft des Gemüts.

Naturwissenschaftlicher Unterricht.

Ein Wort zu gegenwärtigen und künftigen Schulkonferenzen.

Was eine „humanistische" Erziehung im konventionellen Sinne ist, weiß jeder Gebildete. Was naturwissenschaftlicher Unterricht ist, weiß von Tausenden in der Regel nicht Einer. Und wenn von Vermehrung, Vertiefung des naturwissenschaftlichen Unterrichts gesprochen wird, so sind die extremsten Gegner aus den verschiedensten Lagern in einem Punkte überraschend einig: in der erschöpfenden Begriffsunkenntniß.

Eine ganze Partei, zu der einsichtsreiche, in ihrem Fache hochgebildete, wirklich „humane" Männer gehören, versteht darunter eine Mehrbelastung des Schülergehirns mit **Mathematik**. Da diese Pädagogen meist aus eigener Erfahrung wissen: daß Begabung für die eigenthümlich abstrakte Welt der Mathematik eine **Anlage** ist, wie die musikalische oder dichterische Begabung, daß eine größere Anzahl sonst wohlbeanlagter Schüler diese Anlage nicht besitzt, — daß tüchtige Köpfe, denen auf den verschiedensten Wissensgebieten eine eminente Aufgabe bevorstand, mit Hangen und Bangen und höchstens äußerlich durch mechanische Gedächtnißkunststücke nur selbst das geringe Pensum eben erledigen konnten, das die klassische Schule der Mathematik zugesteht, — — da ihnen das über jeglichen Zweifel erhaben ist, so erachten sie eine Vermehrung gerade des mathematischen Lehrstoffes für einen Unsinn, für den kein Wort der Mißachtung zu stark sein könnte. Und wenn naturwissenschaftlicher Unterricht in der That gleich zu setzen wäre mit mathematischem, so hätten diese Herren so recht, wie nur jemand irgendwo jemals in der Welt recht gehabt hat, und alle Verfechter der anderen Seite wären kein Haar besser, als der zufällig musikverständige Vater, der seine gänzlich unmusikalische Tochter so lange mit Klavierlernen foltert, bis den Katzen der Nachbarschaft die Trommelfelle platzen, oder der Dichter-König, der ein Gesetz erläßt, jeder getreue Unterthan solle bei schwerer Leibesstrafe von morgen ab dichten. Besonders leicht gemacht wird unter den bestehenden Verhältnissen das Zusammenwerfen beider Begriffe durch den konventionellen **Physik-Unterricht**, der thatsächlich nur ein Anhängsel des mathemathischen ist, das mit diesem steht und fällt. Es ist und bleibt aber deßwegen ein Zusammenwerfen. Reform des naturwissenschaftlichen Unterrichts fällt **nicht** zusammen mit einer Vermehrung der Mathematikstunden. Sie dürfte weit eher zusammenfallen mit einer Verminderung. Und sie könnte unabhängig auftreten selbst dann, wenn der ganz zwangsweise Mathematikunterricht aus allen Lehranstalten verschwände, die bloß ei[n] gewisse Universalbildung schaffen und nicht einen bestimmten Lebensberuf bereits du[rch] Spezialschulung einleiten sollen.

Eine kleinere Partei, zu der besonders auch solche Pädagogen gehören, die ni[cht] bloß die höhere, sondern auch die Volksschule und die Töchterschule im Auge behalt[en,] versteht unter naturwissenschaftlichem Unterricht den Unterricht in „**Naturkund**

zu verzeichnen. Naturalistisch im Sinne des Zolaschen experimentellen
man überhaupt im Drama nicht verfahren, aus dem einfachen Gru
Rücksicht auf die Geduld der Zuschauer allen anderen Rücksichten vora
Man könnte sagen: ein guter Roman nach den Grundsätzen der neuen
langweilig sein, wenn man nämlich darunter das lange Verweilen des
seinen Schilderungen zum Zweck der Erzielung möglichster Naturwahrheit
Drama aber ertödtet das lange Verweilen beim Zuständlichen die Handlu
Handlung, ohne Fortschritt giebt es eben kein Drama. Das höchst le
periment, welches unsere „Freie Bühne" mit der „Familie Selicke" g
überzeugte uns auf der einen Seite von der Richtigkeit dieser alten Erf
stellte uns doch auf der anderen Seite einen sicheren Wechsel auf die Z
dieses Dramas im Sinne des Naturalismus aus. Holz und Schlaf hal
wie Gerhardt Hauptmann in seinen dramatischen Versuchen, an Schärfe der B
und Treue der Wiedergabe außerordentlich viel mehr geleistet, als die s
lungengewaltigen Schreier unter den jüngsten Naturalisten, und Holz-Schla
ihrer Familie Selicke auch bereits die Forderung erfüllt, die ich hier an den
mus gestellt habe, indem sie ihr trauriges Wirklichkeitsbild nicht mit der
Freude des Vivisektors aus dem Leben herausschälten, sondern mit dem Gla
der Menschenliebe des Humoristen. Auch an Hauptmanns Talent ist nicht sei
bare Vorliebe für stofflich Widerwärtiges das Charakteristische, sondern sein überr
Wirklichkeitssinn, seine starke Darstellungskraft. Wenn es ihm gelingt, Mens
Dinge mit ein bischen mehr Humor zu betrachten, dann dürfte auch an ihm
kunft des deutschen Dramas einen Stützpunkt gewinnen, wie sie (meiner A
nach und Skeptikern zum Trotz) jüngst einen gewonnen hat in Hermann Sudermann,
diesem echten und ernsten Dichter, der mir nur noch ein wenig in der Mauser be-
griffen zu sein scheint, indem er den pathetischen Jugendflaum noch nicht völlig los-
geworden und deshalb noch in Gefahr ist, an Stelle des Humors die Satire zu
setzen. Aber er hat in Allem, was er geschaffen, einen solchen Ernst der Anschauung
und ein so kräftiges Können bewährt, daß er sich sicherlich zur freien Höhe einer
lichten Wahrheitskunst emporringen wird. Wir sehen gegenwärtig zwei Wege rea-
listischer Bühnenkunst vor uns. Der eine führt von Iffland über l'Arronge zu Holz-
Schlaf, der andere von Göthes Götz und Egmont über den neuesten Wildenbruch und
Sudermann in eine verheißungsvolle Zukunft.

Wir sehen, es ist noch nicht aller Tage Abend. Der deutsche Naturalismus
ist noch nicht todt, wie grobe Vertreter, die ihm mit plumpen Fußtritten zuge-
setzt, er auch leider gefunden hat. Er fängt sogar erst jetzt an, Lebenskraft zu gewinnen,
nachdem ihm ein feinfühliger Realismus den Weg geebnet hat. Aber es däucht mir
überhaupt höchste Zeit, diese spitzfindigen Unterschiede zwischen Realismus und Natu-
ralismus zu beseitigen, aus denen nachgerade kein Mensch mehr klug wird. Naturalis-
mus im einfachen Sinne des Wortes als eine Kunst aufgefaßt, welche „die Tendenz
hat, wieder Natur zu werden, nach Maßgabe ihrer jeweiligen Reproduktionsbedin-
gungen und deren Handhabung," wie Arno Holz es in seiner Schrift „Die Kunst" aus-
drückt — ein solcher Naturalismus sollte doch eigentlich die selbstverständliche Dar-
stellungsform für jeden modernen Dichter sein. Uns, die wir kritisch oder selbst-
schaffend in der modernen Bewegung drin stehen, erwächst nunmehr die heilige Pflicht,
zunächst einmal uns selbst und dem Publikum das Vorurtheil zu benehmen, als hätte
as Wesen des Naturalismus irgend etwas mit dem Stoff zu thun, und zweitens
s mit allen Kräften aus diesen heute noch die Jugend verderbenden, wirklich ek
ten Moralfatzkenthum, welches doch meistens nur die eigene Freude an der Gem
t verhüllen soll, zu einer reiferen und freieren Weltbetrachtung aufzuraffen.
fste und freieste Mensch, zugleich im Ibsenschen Sinne der stärkste, das ist
Humorist!

nglückliche, Weise und Narren. Die ersteren zieht er weinend an sein Herz, zeisen drückt er mit verständnißvollem Augenzwinkern die Hand, und über die n lehrt er uns herzlich lachen. Dabei braucht man durchaus nicht etwa sich den r unter dem Bilde eines gemüthlichen alten Landpastors vorzustellen, der, mit angen Pfeife im Munde, zum Fenster hinausschaut. O nein, er wandelt auch derben Fäusten und rauchgeschwärztem Antlitz im tosenden Gedränge der Welt-umher. Nicht oberflächlicher Optimismus, leichtfertige Spottlust sind seine eichnenden Eigenschaften, sondern vielmehr der sittliche Ernst und das Mitleid. che unserer großen Humoristen sind sogar entschiedene Pessimisten gewesen, und Humor bestand eben darin, daß ihr Gemüth stark genug war, trotz der rredungskünste des Verstandes an der Liebe zu den Menschen festzuhalten. Der norist flieht nicht voll Ekel davon, wenn er eine Wunde sieht, sondern er sucht Schmerzen zu lindern; er hält sich auch nicht die Nase zu, wenn er an einem thaufen vorbeikommt, sondern genießt im Geiste schon die zukünftige Frucht oder herrliche Blume, die damit gedüngt wurde. Eine Welt, in der alles Schmutz Niedertracht wäre, ist ebenso unwahr, wie eine solche voll eitel Sonnenschein Edelmuth. Der Humorist allein läßt sich vom Sonnenschein nicht blenden und Mühe nicht verdrießen, den Schmutz von der Oberfläche der Dinge abzuwaschen, , wenn irgend möglich, einen reinen Kern darunter zu entdecken. Moralische trüstung ist für eine unreife Kunst das billigste Effektmittel und für unreife enschen der billigste Alkohol, vermittelst dessen sich der furor poeticus in Flammen en läßt.

Wenn ich mit meiner Behauptung Recht habe, daß unser gebildetes Publikum ute schon zum Verständniß des Realismus erzogen sei, so haben dieses Erziehungs-rk meiner Ansicht nach nicht die Keulenschwinger des Entrüstungspathos, sondern rade die von jenen über die Achseln angesehenen Humoristen vollbracht. Das sind meiner Auffassung in der erzählenden Dichtung gerade die Leute vom Schlage jüngeren Gustav Freytag, Gottfried Keller, Wilhelm Rabe, Theodor Fontane sen; auch Hermann Heiberg in seinen besten Erstlingswerken, in denen er, wie B. im „Apotheker Heinrich“ die feine, intime Stimmung Theodor Storms mit herzhaften Derbheit Fritz Reuters so glücklich zu verschmelzen weiß — das ist Liliencron, der vom Zartidyllischen bis zum Wildgrotesken so wunderbar zahlreiche bentöne auf seiner Palette hat und der selbst einen phantastischen Stoff mit so rzeugendem und dabei eigenartigem Realismus darzustellen weiß — das ist ferner Baron von Roberts, der sich vom pikanten Stilkünstler und liebenswürdigen uilletonisten zu einem Sittenschilderer ersten Ranges herausgearbeitet hat und dessen nterofficiersroman „Die schöne Helena“ ich persönlich für die einzige Hervorbringung r deutschen realistischen Schule halte, welche die Anlegung eines strengen Maßstabes n allen ihren Theilen verträgt — das sind schließlich auch die ganz entschieden ealistischen Romane so hoch begabter Frauen, wie der Ebner-Eschenbach, der Johanna Niemann, der Sophie Junghans, Ida Boy-Ed und einiger anderer, die weniger bekannt geworden sind, zu nennen — und von ausländischen Vorbildern vor Zola, Ibsen, Dostojewsky, ein Daudet, Kielland und der Tolstoi der Anna Karenina. Leider ist es ein Norweger und kein Deutscher, auf den ich hinweisen muß, wenn man mich fragt, wo denn eine solche Verbindung von Humor und Naturalismus zu finden sei, wie ich sie mir als Ideal denke. Ich meine Arne Garborgs jüngst i dieser Zeitschrift erschienenen Roman „Bei Mama“, der mir, ohne etwa humoristis im Sinne von komisch zu sein, als ein höchst gelungenes und nachahmenswerthe Beispiel von naturalistischer Wirklichkeitsdarstellung erscheint, wie sie nur der liebe vollen Beobachtungsweise des Humoristen möglich ist.

Auf dem Gebiete des Dramas haben wir leider erst sehr vereinzelte Anläuf sowohl im strengen Naturalismus, wie in der Besiegung desselben durch den Hum

Meister der Erzählungskunst durch ihre Werke bewiesen, daß man die Spa
im alten Sinne garnicht vermisse, wenn die psychologische Analyse und der
Stimmungsreiz der Darstellung an ihre Stelle trete. Sie haben uns ferner bew
diese Meister, daß die gehobene Sprache, welche man früher für die Dichtung
unerläßlich hielt und, unbekümmert um Standes-, Bildungs- und Nationali
unterschiede, allen Personen in den Mund legte, den Eindruck der Wirklichkeit
das Empfindlichste stört, und daß man gerade mit der Sprache des Lebens
überzeugendsten künstlerischen Wirkungen erreicht. Das sind Fortschritte der Da
stellungskunst, denen sich ein moderner Poet nicht ungestraft entziehen darf. Abe
trotzdem ginge man zu weit, wenn man etwa das Wesen des Realismus nur in
diesen Errungenschaften erblicken wollte. Das Allerschlimmste aber ist es, wenn man
dieses Wesen der neuen Kunst, wie es leider heute das große Publikum, verwirrt
durch die Kritik der Jüngsten, thut, in der Wahl des Stoffes erblickt. Wir sind
glücklich dahin gekommen, daß von den kritischen Berserkern der jungen Schule
ein Dichterwerk, welches auch von gebildeten Frauen und Mädchen ohne Anwandlungen
von Uebelkeit oder etwa gar mit fröhlichem Behagen gelesen werden kann, als
überhaupt nicht mehr litteraturfähig betrachtet wird! Romane, die etwa gar zuerst
in einem Familienblatte erschienen sind, gelten dieser Kritik unbesehen als ein noli me
tangere. Der größte Held dagegen ist derjenige, der sich am gründlichsten im
Rinnstein gewälzt und am häufigsten im Irrenhause gesessen hat! Wohlgemerkt: ich
spreche hier nur von den stärksten Uebertreibungen des Fanatismus, welche natürlich
von den geschmackvollen Leuten im eigenen Lager selbst verdammt werden; aber diese
Uebertreibungen fallen am meisten in's Auge und werden im Publikum für typisch
genommen. Sie sind hauptsächlich daran schuld, daß heute Realismus und Naturalismus
in einen Topf geworfen und so vorwiegend auf das Stoffliche bezogen werden. Es
ist dahin gekommen, daß man heute allgemein die Mittheilung einer recht platten
Zote mit den Worten einzuleiten pflegt: „Hören Sie, da kann ich Ihnen eine famos
realistische Geschichte erzählen." Als ob nicht etwa die Schilderung eines Bordells
ebenso idealistisch sein könnte, wie ein Idyll aus der Kinderstube realistisch! Aber
das glaubt einem heutzutage kein Mensch mehr. Wer nicht für starken Taback ist,
der gilt mir nicht als Realist, so könnte man heute die alte Genusregel variiren.

Was ist es denn nun, was jene Kunst, welche die rücksichtslose Wahrheit fordert,
bei geschmackvollen und reifen Leuten so in Mißkredit gebracht hat? Ist es wirklich,
wie man uns so oft einreden will, die Furcht vor der Wahrheit, die moralische
Feigheit des Publikums? Ich glaube das entschieden bestreiten zu dürfen. Wir sind
heute in der That schon so weit, daß wenigstens von dem gebildeteren Publikum die
idealistische Lüge in der Kunst als etwas unangenehm Störendes, der lebensvollen
Darstellung der Wirklichkeit gegenüber Minderwerthiges empfunden wird. Die
Sprache schlechter Romane, auf der Bühne z. B., beleidigt heute schon unser
geschärftes Ohr, und diese schlechten Romane im Marlittstyle selbst beginnt man
endlich satt zu kriegen und — leider! — als Naschwerk für Backfische zu betrachten.
Von den angeblich hoch moralischen Tendenzdichtungen der neuesten Naturalisten aber
will man nichts wissen, weil das inzwischen an wirklichen Meisterwerken geschärfte
Auge erkennen gelernt hat, daß es eben gerade um die Naturwahrheit bei jenen unbe-
rufenen Nachahmern meist sehr schlecht bestellt sei. Und das liegt meiner Meinung nach
in der traurigen Humorlosigkeit der betreffenden Künstler. Es hat sich bei mir
allmälich die Ueberzeugung herangebildet, daß ohne eine starke Dosis Humor eine tief
eindringende und gerechte Beurtheilung menschlicher Dinge garnicht möglich sei. Denn
Humor bedeutet als Weltanschauung Vorurtheilslosigkeit, als Gemüthsverfassung
allgemeine Menschenliebe. Ich kann kein Ding gerecht beurtheilen, an das ich nicht
mit dem besten Willen herantrete, seine guten Seiten ebenso zu sehen, wie seine
schlimmen. Für den Humoristen giebt es keine guten und bösen Menschen, sondern

e gesellschaftlich über ihnen stehen oder welche in der reinen Atmosphäre des
nden Bürgerhauses vor der Welt verborgen bleiben, überhaupt garnicht kennen.
denn die französische Literatur oder der hämische Klatsch angeblicher Weltkenner
ffeehause die Erkenntnißlücken ausfüllen. Die französische Literatur ist auch
daran, daß sich unsere jungen Naturalisten so sehr bemühen, gerade geschlecht-
Probleme in den Vordergrund zu drängen. Es ist selbstverständlich, daß ohne
unbefangene Würdigung der Rolle, welche das Geschlechtliche bei so sehr vielen
elenvorgängen spielt, eine naturwahre Darstellung in der Poesie nicht möglich ist.
er es ist ebenso sicher ein Temperaments- oder ein Erziehungsfehler, wenn man
Sinnlichkeit, welche die Quelle aller reinsten Daseinsfreuden und zugleich auch aller
unst ist, mit solcher Krampfhaftigkeit unter dem Gesichtswinkel der Bestialität zu
trachten bemüht ist. So ist es denn kein Wunder, daß diese angeblichen mensch-
chen Dokumente in den Romanen der meisten unserer Neuesten dem welterfahrenen
eobachter nur für traurige Carrikaturen gelten, und daß einem geschmackvollen Publikum
e ganze Richtung widerlich zu werden beginnt. So ist es auch zu erklären, daß
eute die Begriffe über das Wesen des Naturalismus bei uns sich so völlig verwirrt
aben, daß man darunter ganz allgemein die cynische Behandlung von Gegenständen
ersteht, über die man in sogenannter anständiger Gesellschaft nicht zu reden pflegt.
Der Naturalismus ist ganz unvermerkt in den Augen der großen Menge zum
Bestialismus geworden.

In die Gräuel der Begriffsverwirrung, welche unsere deutschen Adepten de
Naturalismus in den Köpfen des Publikums angerichtet haben, ist nun leider auch
der unschuldige Realismus hineingewirbelt worden. Der Realismus als Welt-
anschauung wie als Bezeichnung eines künstlerischen Stiles ist uns seit dem Alterthume
her bekannt und hat zu allen Zeiten als etwas Wohlberechtigtes und Unanstößiges
gegolten. In der Schule haben wir z. B. gelernt, Goethe dem Idealisten und
Pathetiker Schiller gegenüber als einen Realisten anzusehen, und was haben nicht
alle die Literaturfreunde, die sich heute zwischen dreißig und fünfzig Jahren befinden,
für Realisten auftauchen und verschwinden sehen! Ich möchte nur erinnern an Gustav
Freytag, dessen „Soll und Haben" bei seinem Erscheinen mit vollem Recht als
ein erstaunlich wa[...] Spiegelbild der Wirklichkeit gepriesen wurde; an Spielhagens
erstes Auftreten, dessen keckes Herausgreifen von Stoffen aus der unmittelbaren
Gegenwart und dessen nichts weniger als prüde Darstellung sinnlicher Leidenscha[...]
damals allen Philistern kaum weniger bange machte, als heutzutage die ärgst[...]
Naturalisten. Auch die beiden genialen Humoristen, Wilhelm Raabe und Gottfr[...]
Keller, hat die Generation, der ich angehöre, als Realisten verehren gelernt — u[...]
heutzutage nennt Conrad Alberti den Verfasser der „Leute von Seldwyla" ein[...]
verzwickten Phantasten, Sprachjongleur und Possenreißer, der nur einmal, wie d[...]
blinde Henne ein Korn findet, mit „Romeo und Julia auf dem Dorfe" eine gute
Novelle zu Stande gebracht habe. „Aber" — so schließt er jene klassische
Besprechung in der „Gesellschaft" — „was will das besagen? Wer von uns ha[t]
nicht mal eine gute Novelle geschrieben!?"

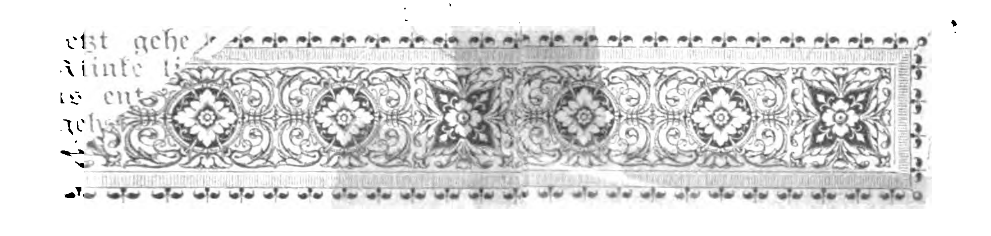
Man kann ganz ruhig behaupten, daß alle die Meisterwerke der Dichtkunst,
welche durch die Jahrhunderte hindurch ihre Frische bewahrt haben, der realistischen
Gattung angehörten. Denn nur wer die Wirklichkeit seiner Zeit mit überzeugend[er]
Treue da[r]zustellen versteht, darf hoffen, über seine Zeit hinaus seinen Werth
behalten. Unsere jüngsten Heißsporne aber, die heute verdammen, was sie n[och]
gestern bewunderten, nehmen die Schale, d. h. die der Mode unterworfene Form f[ür]
den Kern. Freytag, Spielhagen, Heyse u. s. w. sind bis auf den heutigen Tag d[em]
Glauben treu geblieben, daß im Roman und in der Novelle die Komposition d[er]
Fabel nach gewissen architektonischen Regeln zur Hervorhebung der Effekte, zur E[r]-
zeugung der Spannung nothwendig sei. Inzwischen haben uns aber einige neu[e]

litten und ihr Volk leiden sahen. So kam es, daß der Naturalismus sehr b... gleichbedeutend wurde mit der Litteratur der Entrüstung oder der Anklage, wie m... besonders die russische treffend genannt hat.

Schlimm wurde die Sache, als der Naturalismus bei uns in Deutschla... Nachahmer fand. Die Voraussetzungen des politischen und geistigen Druckes, vo... denen die Russen ausgingen, die Enge des Horizontes, die Kleinlichkeit der Verhältnisse, welche die Skandinavier entrüstete, fehlte bei uns, und so kam es, daß vorzugsweise die französischen Naturalisten die Vorbilder für unsere Jüngsten wurden. Aus allen Provinzen des deutschen Reiches und der angrenzenden Dörfer strömten titanische Jünglinge besonders hier in Berlin zusammen, um auf dem heißen Pflaster der Weltstadt ihre Studien zu machen. Hier, wo die großen Gegensätze so hart neben einander stehen, wo man der Zeit so unmittelbar an den Puls fühlen, wo man Gut und Blut so leicht verwetten kann am Totalisator auf der Rennbahn des Daseinskampfes, hier durften sie alle hoffen, die herrlichsten Stoffe und die herrlichsten Entrüstungsmotive zu finden — denn der gute Wille zur Entrüstung war bei sehr vielen dieser jungen Herren der einzige vorweisbare Berechtigungsschein zum Betreten ...dernen Parnasses. Die langen, mühsamen und ernsthaften Vorarbeiten hatten ... die Flaubert und Zola schon geleistet. Daß der Mensch unter allen Um... nur eine mehr oder minder gut verkappte Bestie, das ganze Dasein überhaupt ...falls ein schlechter Witz sei, das galt ihnen ja bereits als unumstößliche Thatsache. Sie hatten also eigentlich nichts Anderes zu thun, als das Lied von der häßlichen Einrichtung nach möglichst neuer, nervenkitzelnder Melodie zu singen. Ihre Lebenserfahrung war meistens eine sehr geringe, und das Leben in der Großstadt trug viel mehr dazu bei, ihren Gesichtskreis zu beschränken, als ihn zu erweitern.

Sie fingen sich in den Spinnennetzen des Zigeunerthums, die hier in Berlin und in anderen Kunststädten sich über so manchen behaglichen Kneipenwinkel ausspannen. Da führten die Choleriker, die Grundsatzfanatiker das große Wort — und Grundsätze und große Worte haben von jeher auf die Jugend eine gefährliche Verführungskunst ausgeübt. Idealisten, das darf man wohl sagen, sind diese jungen Musensöhne alle gewesen, die sich dem Naturalismus in die Arme warfen, und ...dealisten sind auch fast immer Pathetiker, besonders wenn sie nicht auf der Menschheit ...öhen geboren sind, sondern sich aus dämmeriger Tiefe emporgearbeitet haben. Ich ... in den acht Jahren, die ich nun in Berlin hause, den meisten unserer sogenannten ...ngstdeutschen Naturalisten persönlich nahe getreten und habe oft Gelegenheit gehabt, ...en Blick in ihre Werkstatt zu thun. Ich stelle daher keine vage Behauptung ...f, w... ich die Genauigkeit der Beobachtung und den Wahrheitswerth in ihren Schriften in Zweifel ziehe. Irgend eine Zeitungsnotiz, eine Verbrecherstatistik, ein Gesellschaftsskandal bildet für sie den Ausgangspunkt für die großartigste moralische Entrüstung, die mit Begierde den einzelnen Fall zum Typus erhebt und um eines ...ündigen Schafes willen ganze Heerden vor ihr Schlachtmesser fordert. Besonders den armen Frauen ergeht es da recht schlimm. Die jungen Poeten mit der bleichen Stirn und dem düsteren Blick haben meist nur einige wenige, leicht zugängliche Ver...terinnen des Geschlechtes kennen gelernt, und nun werden je nach ihren persönlichen ...ten oder bösen Erfahrungen entweder jene Huldinnen als die einzig menschlichen ...iber gepriesen oder aber das ganze Geschlecht in Grund und Boden verdammt. ...hr häufig kann man die Beobachtung machen, daß gerade die wüthendsten Ver...ter des Weibes sehr reine und schöne Gedichte an ihr Mütterlein oder ihre erste ...be gerichtet haben, um dann später ganz zu vergessen, daß doch unzählige Neben...nschen auch ein solch besingenswerthes lieb' Mütterlein und einen Engel zur ...zendgeliebten zu haben wähnen. Das Schlimmste aber ist, daß sie die Frauen,

...se und der ...
...s ferner be...
die Dichtu...
... National...
Wirklichkei...
...es Lebens...
...te der ...
...darf.
...aus un...
wenn ...
verw...
Wir ...
Sch...
Jung...
...omus
...r. Es
platter
famos
...ordells
Aber
...ck ist.



...alismus.

...ugust Strindberg.

...schaften den Hellsehendsten blind machen, wird
...achtung machen können, wie uralte Dinge,
... wieder als neu hervorgeholt und darum
...gefundenen Richtungen gestempelt werden.
...halb der Litteratur ein Kampf wüthe,
... Kampf nennen, wenn der eine Theil,
... ihm eine zufällige soziale Stellung,
...Organs, in die Hand giebt, unaufhörlich
... daß der andere sich zur Wehr setzt oder
... hier ein Kampf vor sich gehen,
... ihn wäre die Sache garnicht
... ...es sich nur um
... Geschmack
... die Illusionen

Humor...

Von Er...

Wenn ich nur wüßte, was man zu denken habe! Vor ein... genau zu wissen, zu jener Zeit, a... Schamlosigkeit zu beruhigen und ihn... Damals waren die Schlagworte aus seinen ... man verstand im Gegensatze zu dem längst bekannt... Themata Realismus und dem Naturalismus eine quasi wissenschaftliche Beobachtung der ... analytische Darstellung seelischer Vorgänge, zum Zwecke treu... Wirklichkeit in der Kunst. Die Phantasie wurde nicht nur für die ... sondern sogar für die Dichter außer Dienst gestellt und mit dem ... Vermittleramt zwischen Stoff und Darstellung das Temperament betraut... hört zu Worten: das Handwerkszeug des Dichters sollte aus Secirmesser, Sonde, Mikroscop und Reagenzglas bestehen, seine Bücherei nur die bahnbrechenden Werke der neuen naturwissenschaftlichen Schule enthalten und die individuelle Beleuchtung der als wissenschaftlich gewonnenen Forschungsergebnisse nur durch das Temperament d... Forschers erfolgen dürfen. Scheinbar genügte ja dies letztere Zugeständniß an ... Subjectivität, um der Kunst noch einen Vorzug vor der Wissenschaft zu retten, aber auch wirklich nur scheinbar. Denn es stellte sich bald genug heraus, daß eigentlic... doch nur der Choleriker und der Melancholiker zum naturalistischen Dichter im Sinn... Zolas tauglich sei, weil der Sanguiniker eben der geborene Idealist ist, der ... Hoffnung und Glauben selbst durch persönliche und wissenschaftliche Erfahrung... gern nehmen läßt, und der Phlegmatiker der Philosophie der allgemeinen Wurschtigkeit zu huldigen pflegt, deren fruchtbarem Boden in Kunst und Leben wohl manch... liches Futterkraut entsprießen mag, schwerlich aber eine Dichtung, welche durch Rück... losigkeit auf jeden Fall die behagliche Gewohnheit zu stören geeignet ist. ... eigenes schwarzgalliges Temperament führte ihn ganz naturgemäß darauf hin, ... im Menschen die Bestie zu sehen, und auch die russischen und ... waren, mit Ausnahme des früheren Tolstoi...

deren man sich herabläßt, seine Fig…

litten und ihr Volk leiden sahen. So kam es, daß … wie Mitmenschen an der Hand
gleichbedeutend wurde mit der Litteratur der Entrüstung … sich über ihr Elend lustig zu machen, d…
besonders die russische treffend genannt hat. … ist. Dann nennt man ihn Humor.

Schlimm wurde die Sache … Ernst die Fäulnis der römischen Kaiserzeit schildert, da…
Nachahmer fand. Die … iker.

… in unseren Tagen ein Schriftsteller, mit dem unzweideutigsten …
denen die Russen ausgingen … Ärmlichkeit, den Humbug und den Verfall des zweiten französisch…
welche die Skandinavier … schildert — dann ist es schwer, Satiren zu schreiben.
französisch … die Schilderung triefend von Schmutz — dann ist es nicht die Schuld
Provinz … des Schriftstellers.

Noch eine andere Art von Schmutz wird von guten Idealisten goutirt: das ist der vornehme Schmutz. Der in klingenden Versen jedes Unglück verhöhnt, Lob… oder auf die Gewalt anstimmt und die Unduldsamkeit besingt. Das ist die Sorte, die preisgekrönt wird.

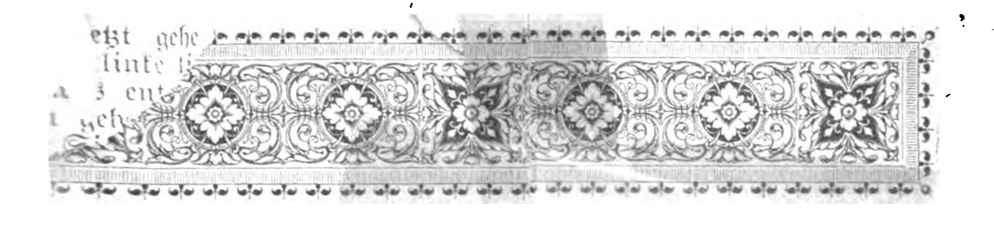
Man hat den Realisten auch vorgeworfen, daß sie mit Vorliebe eine nach der Meinung der Idealisten bedeutungslose Frage, nämlich das Verhältniß zwischen den Geschlechtern behandelten.

Die Frage wird, das ist wahr, mit Vorliebe von denen behandelt, welche ein-… daß dieses Verhältniß einen von den wichtigsten Faktoren im menschlichen Leben …t, und weil gerade in unseren Tagen die Stellung beider Theile Gegenstand … rörterung und der Klärung geworden ist.

Aber die Realisten gehen der Sache auf den Grund, sie nehmen die Frage ernst … finden sie zu hoch, um damit zu scherzen.

Einige Umstände, welche die Idealisten nicht in Betracht gezogen haben, sind … ende: Man sieht die Realisten niemals die Leier spielen — denn auch sie haben … — an der königlichen Tafel; man hört sie nie, wenn von einem Wettbewerb … eine brillantenbesetzte Schnupftabacksdose oder um Ehrenmedaillen die Rede ist; … egegnet ihren Namen niemals, wie den Namen der Idealisten, unter jenen, die Grundsätze … e in falschem Patriotismus machen.

… führungskur … Pathetiker, besonders wenn … emporgearbeitet haben. Ich
Musensöhne … sondern sich aus dämmeriger Tiefe …
Idealisten sind … den meisten unserer sogenannten
… hen geboren sind, … in Berlin hause, … oft Gelegenheit gehabt,
… in den acht Jahren, die ich nun in Berlin hause, … keine vage Behauptung
… ngstdeutschen Naturalisten persönlich nahe getreten und habe … Wahrheitswerth in ihren
… en Blick in ihre Werkstatt zu thun. Ich stelle daher … eine Verbrecherstatistik, ein
…, w… ich die Genauigkeit der Beobachtung und den … die großartigste moralische
Schrift… in Zweifel ziehe. Irgend eine Zeitungsnotiz, … erhebt und um eines
Gesellschaftsskandal bildet für sie den Ausgangspunkt für die … Typus … fordert. Besonders
Entrüstung, die mit Begierde den einzelnen Fall zum … Schlachtmesser
… rändigen Schafes willen ganze Heerden vor ihr … Poeten mit der bleichen
den armen Frauen ergeht es da recht schlimm. Die jungen … leicht zugängliche Ver-
Stirn und dem düsteren Blick haben meist nur einige wenige, … je nach ihren persönlichen
… terinnen des Geschlechtes kennen gelernt, und nun werden … als die einzig menschlichen
… en oder bösen Erfahrungen entweder jene Huldinnen … in Grund und Boden verdammt.
Weiber gepriesen oder aber das ganze Geschlecht … daß gerade die wüthendsten Ver-
… hr häufig kann man die Beobachtung machen, … Mütterlein oder ihre erste
… ter des Weibes sehr reine und schöne Gedichte an ihr … daß doch unzählige Neben-
… be gerichtet haben, um dann später ganz zu vergessen, … und einen Engel zur
… nschen auch ein solch besingenswerthes lieb' Mütterlein … daß sie die Frauen,
… gendgeliebten zu haben wähnen. Das Schlimmste aber ist,



kneen,
daß Sie Augu... ...y u
ein Gattu...

...alismus.

...uguft Strindberg.

...ich
... nicht

...m Sie die Leidenschaften den Hellsehendsten blind machen, wird
...or wo...nnen die Beobachtung machen können, wie uralte Dinge,
...fr...gung gewonnen haben, wieder als neu hervorgeholt und darum
...zu unnützen Neuheiten oder ungesunden Richtungen gestempelt werden.
...behauptet, daß gegenwärtig innerhalb der Litteratur ein Kampf wüthe.
...Dafürhalten nach kann man es nicht Kampf nennen, wenn der eine Theil,
er sich eines Uebergewichtes bedient, das ihm eine zufällige soziale Stellung,
etwa die Beherrschung eines periodischen Organs, in die Hand giebt, unaufhörlich
den eingebildeten Gegner losschlägt, ohne daß der andere sich zur Wehr setzt oder
Lust verspürt, es zu thun.

Jedoch nach dem Wunsche vieler Leute muß hier ein Kampf vor sich gehen,
...an entbehrt eines solchen schon lange, und ohne ihn wäre die Sache garnicht
...ant; und dieses Scheingefecht muß die alten Themata Realismus und
...smus zum Vorwurf haben.

Wenn nur das einfach sein dürfte, was ein... ...t, so würde es sich nur um
...sthetische Formfrage handeln, also um eine V... ...tendheit, weil der Geschmack
...ieden ist. Aber bei solchen Gelegenheiten mü... ...inigkeiten große Dimensionen
...men.

Bei allen übrigen Streitigkeiten des Leb... ...egt der Angeklagte gehört zu
...n, ehe man ihn verurtheilt; auf dem weite... ...iete der Kunst ist das anders;
...fordert es die Konvenienz, den Angeklagten ungehört zu verdammen.

Der Verfasser, der es schon seit lange für seine Pflicht gehalten hat, Konvenienzen
...rechen, nimmt sich hierdurch die Freiheit, auch diese zu brechen.

Realismus nennt man diejenig... ...ichtung auf allen Gebieten der Kunst, bei der
...Darsteller durch Ausführung de... ...htigsten aus der Menge der Einzelheiten, aus
...ein Bild zusammengesetzt ... ...en bestimmten beabsichtigten Eindruck hervor-
...ten d. h. Illusion zu ...

Der Schriftsteller ... ...en Zeitperiode konnte durch allgemeine An-
...ungen Eindru... ...eschlecht, welches ihm lauschte, eine Erziehung
die Einr... ...npfänglich dafür machte. Das neue Geschlecht,
durch ... durch Naturwissenschaft, Mathematik erzogen

Nachdruck der Artikel nur ...
Nachdruck d...
Verantwortlich für die Redaction i. V. Wilhelm Böl...
Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Bu...

wurde, empfindet keinen Eindruck durch die Andeutungen der Alten; … Fehler der „Jungen", sondern eine Eigenschaft.

Wenn nun das Hirn der Jungen durch Trainiren anders gestalte… das der Alten, so muß ein unauflösliches Mißverständniß entstehen. … ist also nutzlos und löst sich in einen einseitigen, der Natur der … fruchtlosen Angriff auf, der nur die Klinge abnutzt, welche vorher zerfressen war.

Nach einem Modell zu arbeiten, ist zu allen Zeiten und in allen … als etwas sehr rühmliches angesehen worden, weil es dem beabsichtigten Zweck… nämlich durch die Kunst wie die Natur selbst zu wirken. In der Litter… Tage aber ist das nicht gestattet, weil ein unvorhergesehenes Unglück nahe lieg… in engeren Gesellschaftskreisen. Das Modell wird erkannt, und die … Dichters, die dazu bestimmt waren Typen zu sein, werden Persönlich… seinem Werte ein neues, unangenehmes und durchaus nicht beabsichtigte… verschaffen.

Die Phantasie, die schaffen, d. h. aus nichts etwas machen soll, ist nich… als eine Gabe, welche die größeren oder geringeren Reichthümer des Gedäch… Erfahrungen und Eindrücken ordnet und jedes an seinen Platz stellt, wo sie … Licht in der Hand dem Gedanken seinen Weg erhellen.

Die größten Schriftsteller der Welt sind Realisten gewesen. Dante i… berühmten „Göttlichen Komödie" mehr als Realist, denn er giebt sich nic… die Mühe, seine Figuren typisch wirken zu lassen; im fünfzehnten Gesang de… da er seinen übrigens geachteten Lehrer Brunetto Latini mit vollem Na… denen auftreten läßt, die ihrer unnatürlichen Laster wegen bestraft werden, … Verfasser Pamphletist.

Wenn William Shakespeare als Wilddieb des Gerechtigkeit anheimfä… dann den Kläger Sir Thomas Lucy als Karrikatur in einem Stücke auftrete… so verringert das seine Ehre durchaus nicht; wenn Molière aus einem Abbé … einen unsterblichen Tartuffe macht, so beweist dies mir den Nutzen, nach Mod… arbeiten. Goethe hat seinen Faust nicht dadurch verdorben, daß er seine Zeitg… Campe, Hennings und Nicolai in dem Intermezzo „Walpurgisnachttraum … Besten hat.

Man hat die neueren Realisten beschuldigt, daß sie das Ideal verloren… Das ist nur scheinbar, soweit Ideale das Höchste, das außer und über dem … Stehende bedeuten.

Wir „Jungen" wurden von Eltern erzogen, aus einem Zeitabschnitt, in … Glaube und Ehre geachtet wurden. Dann wurden wir in einer neuen Epoche … welche den Erfolg um jeden Preis anbetete. Wir erlebten die neue Zeit de… fälschungen und leben mitten in einer Epoche, die ihren Namen aus Amerika … in der Epoche des Humbugs.

Da verloren wir den Glauben an den Erfolg des Verdienstes; die … kein Verdienst, die Rechtschaffenheit geringer als praktische Ideen, die Ehre … lächerlich! Unsere Herren Idealisten haben uns betrogen, darum haben … verlassen.

Man hat die Realisten beschuldigt, daß sie vorzugsweise das Häßliche …

Es ist wahr, daß wir durch die Skandalkomödie zu der …vorstellung … wurden, daß die Menschen, die nicht mindestens …zigtausend … sich nicht zeigen können, und daß Armuth … sie die … wie … Mangel an … haben den Glauben an diese Ideale der Gesell… und sechs Ellen langen Schleppen verloren; … vor der Art von Schönheit, die ihr Dasein …

Jene Anderen in schlechten Kleidern wa…

zu bewundern, selbst auf die Gefahr h Geber zurückgeben zu können, armselige
zu werden. wo sie sich boten, sie zu behalten, sein
Man hat unsere Realisten beschuldigt, Widerwillens . . . .
itten.
Das ist ein Ehrentitel für uns! Wir lieb hinunter.
fort von den neuen Gesellschaftsverhältni danken: Wie, wenn ich heimlich das Tau
aubte hassen, lieben wir jedes Ding beim nn ich plötzlich „Feuer“ rief? Ich gehe
, daß unsere Gesellschaft zusammenstürze auf die ich mich setzen kann, falte die
ukunft, auf der jede Gesellschaft ruht, dirrer wird. Ich rühre mich nicht und
Man hat noch eine andere Beschuldigung rhalten.
en ist und womit die ganze Sache wie du Barkschiff mit russischer Flagge hinüber.
t die Beschuldigung von der Liebe der en Laternen vom Backbord werfen ihren
Schmutzdichter der Welt, William Sh und spreche zu ihm hinüber. Ich ver-
ervorragendsten Wohlthäter der Mensch auch gar keine Antwort. Ich rief:
ungen aushalten.
Wir Realisten halten uns noch an den alt r sprach schwedisch.
und des Theaters von Anfang an gewese noch einen Mann?“ Ich machte mir in
el vorzuhalten, der Tugend ihre Züge, de abschlägige Antwor um oder nicht;
n Geschlechte, das der Körper der Gegenwar mir entgegnen würde. Ich stand und
en.
Unsere Idealisten lieben gern den „frohen enn ein Jungmann sein.“
den sie für unschuldig halten, ein. Wer nahm verstolen meine Brille ab und
Rande der Straße zu holen, nicht um Landungssteg und ging an Bord.
sondern um sie zu verhöhnen und ch, „aber ich kann alles machen, was Sie mir
Wehmut froh und berechtigt?“
enn Juvenal in Somnast nach Leeds und nehmen dort Kohlen für Cadix ein.“
großer Satire ich und drängte mich dem Manne auf. „Mir ist's gleichgiltig,
hin wenreise geht. Ich werde meine Arbeit machen.“

Er stand eine Weile, sah mich an und überlegte.

„Du hast noch nicht gefahren?“ fragte er.

„Nein. Aber wie ich Ihnen sage, weisen Sie mir eine Arbeit an,
mache sie. Ich bin an alles gewöhnt.“

Er überlegte wieder. Jetzt hatte ich es mir schon fest in den Kop
aß ich mit müsse, und ich fürchtete, wieder an Land gejagt zu werden.

„Was meinen Sie also, Kapitän?“ fragte ich endlich. „Ich kann w Be
eiten. Was sage ich! Ich wäre ja ein elender Kerl, wenn ich nicht
as mir aufgetragen wird. Wenn es gilt, kann ich zwei Wachen hinter
nehmen. Das bekommt mir gut, und ich kann es schon aushalten.“

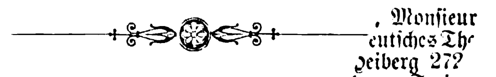
„Nun ja, wir können es versuchen“, sagte er. „Wenn es nich
uns in England wieder.

„Natürlich,“ sagte ich in meiner Freude. Und noch einmal
uns ja in England trennen könnten, wenn es nicht gehe.

Dann wies er mir meine Arbeit an . . .

Draußen im Fjord richtete ich mich einmal auf; ich wa
ttigkeit, sah nach dem Lande zu und sagte für diesmal der
wohl, wo die Fenster so hell in allen Häusern leuchteten.

nglisch ie 2 sche berg 42. inner von heater: Das Theater: Mr 16. ches Theater rik Ibsen 7 es Theater: dolf Wilbr Freie Büh



. Monsieur eutsches Th Heiberg 27? her, Fre und Ar n, Verein Schlenther, F er 399.

Verantwortlich für die Redaction i. V. Wilhelm Bölsche, Friedr
Hofbuchhändler. Druck: Kroll's Buch



bringen
sen so
schreib.
ist, ei

Inhaltsverzeichniß

... ten Jahrgang der „Freien Bühne“.

Zur Kritik moderner litterarischer Zustände.

Ludwig Fulda, Moral und Kunst 5.
Otto Brahm, Die Lügen der Presse 101.
Der Naturalismus vor Gericht 132.
Paul Ernst, Produktion und Publikum 138.
Johannes Schlaf, Prüderie 161.
Arno Holz, Die neue Kunst und die neue Regierung 165.
Otto Brahm, Die soziale Frage im Theater. 172.
L. Marholm, Der Erdboden des Talents 201.
Otto Brahm, Poesie und Verbrechen 205.
Paul Sch... her, Schauspielers Weltbetrachtung 23..
Otto Brahm, Lesen Sie Nothnagel! 239.
Hans Land, Die Kunst und das Volk 257.
Otto Brahm, Bairische Kammer und Naturalismus 295.
Otto Brahm, 'Raus! 317.
Arno Holz und Johannes Schlaf, Abber Paule! 323.
Otto Brahm, Persönliche Beziehungen 337.
Arno Holz, Die „dunkle Materie“ im Abgeordnetenhaus 344.
Max Halbe, Polemik, eine Gesellschafts... ...kheit 361.
arbeite... Brahm, Das geschmackvolle Publikum
Campe
Besten ...ienhard, Randglossen 502.
...wind, Unzüchtige Schriften 609.
...n Bahr, Feuilleton 665.
Das ist ... Diner, Volkstümliche ... das
Stehende
Wir ...hm, Sittliche Entrüstung (Zum
Glaube und ...) 817.
... Die Lindau-Hetze 852.
welche den Er... ...che, „Widerstrebe nicht dem
fälschungen und ...itteratur 889.
in der Epoche ... d. J., Der Fall Brahm 923.
...er Fall Blumenthal 995.
Da verloren. ...nn, Aesthetischer Pessi-
kein Verdienst, die ...
lächerlich! Unsere H... ...meine Begründung
verlassen. ...lismus.
Man hat die Re...alistische Romane? 68.
Es ist wahr, d...heoretiker 101.
wurden, daß die Mensch... ...uptmanns Friedens-
sich nicht zeigen können, ...ichter 208.
haben den Glauben an die ...randes und die
und sechs Ellen langen Sch...
vor der Art von Schönheit, ...krolog eines
Jene Anderen in schlechte... Nekrolog 303

Otto Erich, Hermann Conradi als Lyriker
Joseph Diner, Friedrich Nietzsche 368.
Paul Ernst, Friedrich Nietzsche 491. 51...
Otto Brahm, Ein moderner Kritiker 37...
Karl Benda, Russischer Naturalismus ... Deutschland 373
Hermann Helferich, Die Ideen und Gelehrten 385.
Georg Brandes, Rembrandt als Erzieher.
Heinz Tovote, Guy de Maupassant 42...
Ola Hansson, Die Kreutzersonate von T... 447.
Johannes Schlaf, Neue Romane 491.
Otto Erich, Ein idealistisches Trauerspiel 591.
Otto Brahm, Die gute Schule 615.
Arne Garborg, Der Neu-Idealismus 633. 660
Otto Brahm, Goethephilologie 657.
Fritz Lienhard, Der verklagte Realismus 642
Otto Brahm, Gottfried Keller 658. 681.
— — Eduard Bauernfeld 752.
J. van Santen Kolff, Aus Zola's Jugend 769.
Wilhelm Bölsche, Ein Buch vom deutschen Roman 777.
Ola Hansson, Das junge Frankreich 797. 841. 869.
Wilhelm Bölsche, Naturforschende Aesthetiker und ästhetisirende Naturforscher 820.
Gabriel Finne, Kolbotten 825
Lou Andreas-Salomé, Die Wildente 849. 873.
Heinrich Schupp, Moderne Jugendschriftstellerei 892.
J. Nikolajew, Tolstoi's Früchte der Civilisation 916. 944.
Bruno Wille, Das gescholtene Märchen 94...
Emile Zola, An August Strindberg 965.
Hermann Helferich, Hauptmann und Bul... haupt 990.
Wilhelm Bölsche, Hinaus über den Realismus 1047.
Julius Hart, Soziale Lyrik (Einlei... (Henkell) 1099 (Mackay) 1125.
Maupassant über Flaubert 1173.
Wilhelm Bölsche, Heinrich Heine b... Brandes 1177.
Ernst Seiffarth, Das sexuelle Pro... der Kunst 1220.
Otto Brahm, Hedda Gabler 1223.
— — Ludwig Anzengruber 1254.
August Strindberg, Realismus 1241.
Ernst von Wolzogen, Humor und Naturalismus 1244.

Bildende Kunst und Musik.

Bernhard Mänicke, Moderne Musik. (Richard Strauß: Don Juan) 37.
Robert ...r, Gurlitt's Gemälde-Salon

Robert Richter, Die Ausstellung bei Schulte 76.
Bernhard Mänicke, Bülows Spielzeit 176.
Cornelius Gurlitt, Die Kunstkritik und Herr Adolf Rosenberg 196.
Robert Richter, Frühjahrs-Ausstellung bei Gurlitt 206.
Herman Helferich, Claude Monet 225.
Bernhard Mänicke, Die Aera Hochberg in der Oper 269. 341.
J. Th. Biens, Die Ausstellung niederländischer Kunstwerke 299.
O. J. Bierbaum, Neue Bilder von Gotthard Kühl 322.
Arthur Fitger, Der Naturalismus in der Malerei 393.
Herman Helferich, Classicität 444.
Robert Richter, Ausstellung bei Schulte, 570.
Robert Richter, Die Berliner Kunstausstellung 589. 613. 640.
Momme Nissen, Vom Münchener Glaspalast 688. 715. 748. 773.
Pleinairseufzer 756.
Robert Richter, Max Liebermann 801.
Orientmaler 827.
Hans Schliepmann, Berlins neues Lessing-Denkmal 1017.
Wilhelm Bölsche, Tolstoi in der Malerei 1022.
Momme Nissen, Noch einmal Tolstoi in der Malerei 1103.
Wilhelm Bölsche, Zur Erwiderung 1106.

Von neuer Kunst.

524. 571. 617. 671. 696. 726. 758. 806. 854. 899. 927. 951. 1055. 1109. 1182. 1202. 1230. 1257.

Naturwissenschaft.

Emil Schiff, Die naturwissenschaftliche Phrase 9.
Ferdinand Simon, Das Jahrhundert der Naturwissenschaft 313.
Wilhelm Bölsche, Moderne Medizin 746.
Franz Stichling, Ein Wendepunkt im Darwinismus 793.
Fritz Küster, Das Evangelium des Spiritismus 846.
Wilhelm Bölsche, Lombroso 875.
— — Der Naturforscherblick, 937.
— — Humboldt frei! 1014.
— — Von Fechner zu Hamerling 1128.
— — Hamerlings „Atomistik des Willens". 1149.

Religion und moderne Ethik.

Paul Ernst, Ein neues Dogma 349.
Graf Leo Tolstoi, Das wahre Christentum 442. 465.
Fritz Burkhart, Welt und Kirche 685.
Ernst Seiffarth, Zum „Massenaustritt aus aus der Landeskirche" 962. 987.
Dr. Thomas Stockmann, Ohne Moral 1014.
— — Gedankenfreiheit und moderne Zwangsjacken 1122. 1145.
Dr. Thomas Stockmann, Die leidige Ehre 1217.

Rechtswissenschaft.

[F]ritz Heine, Neue Rechtswissenschaft 65.
[F]ritz Heine, Soziale Rechtswissenschaft 193.
[P]aul Marx, Die Ehre des Studenten 230.
Fritz Lienhard, Der studentische Ehrbegriff 293.

Zur Schulfrage.

Ferdinand Simon, Unterrichtsreform 97.
H. Ströbel, Zur Schulfrage 1169.
Franz Stichling, Naturwissenschaftlicher Unterricht 1250.

Zur Frauenfrage.

Ferdinand Simon, Frauenstudium 39.
L. Marholm, Die Frauen in der skandinavischen Dichtung 168. 261. 365.
Paul Ernst, Frauenfrage und soziale Frage 423.
Hermann Bahr, Die Epigonen des Marxismus 469.
Josepha Krzyzanowska, Zur Frauenfrage 541.
Paul Ernst, Frauenfrage und Geschlechtsfrage 569.
L. Marholm, Die beiden Seiten der Medaille 585.
Graf Leo Tolstoi, Zweites Nachwort zur Kreutzersonate 1009.
Arne Garborg, Tolstoi und das Keuschheitsproblem 1042. 1076. 1098.
Graf Leo Tolstoi, Von den Beziehungen der Geschlechter untereinander 1193.

Zur sozialen Frage.

Graf Leo Tolstoi, Was ist Geld? 3.
Hans Land, Klüfte 33.
Johannes Schlaf, Am Wahlabend in Berlin N. 109.
Karl Benda, Die Ehre des Armen 129.
Otto Ernst Schmidt, Moderner Pöbel 544. 566. 610. 691.
Bruno Wille, D[er] Mensch als Massenglied 866.
Ernst Seiffarth, Berliner Arbeiterf[...] 914.

Theater.

Paul Schlenther, Freie Bühne: Die 2 der Finsterniß 1[...]
Hans [...] und sein Be[...] Publikum 14.
Harald Hansen, Skandinavische (König Midas von Gunnar Heiberg 42. norwegische Theater 320. Männer von von Laura Kieler 520.)
Paul Schlenther, Lessingtheater: Das des Signorelli 44.
Otto Brahm, Residenz-Theater: M[...] von Victorien Sardou 46.
Ludwig Fulda, Deutsches Theater[...] sche Heerfahrt von Henrik Ibsen 7[...]
Otto Brahm, Deutsches Theater: [...] staatssekretär von Adolf Wilbr[andt]
Paul Schlenther, Freie Büh[ne ...] Gebot 142.
Hermann Bahr, Monsieur [...]
Otto Brahm, Deutsches Th[eater ...] von Gunnar Heiberg 27[...]
Paul Schlenther, Fre[ie ...] milie Selicke und A[...]
Otto Brahm, Verein[...]
Paul Schlenther, [...] after 399.

Otto Br… …Bühne… …tes Gnad…
Karl … …Fall
O… …alltägliche
…, …be des Burgtheaters 451.
Karl Linz, Warnung 472.
Otto Brahm, Das Barnay-Theater 474.
Karl Linz, Die Pariser Freie Bühne 495.
Otto Brahm, Freie Bühne: Das Friedensfest 498. 513.
Ola Hansson, Die „Gespenster" in Paris 499.
Otto Brahm, Die Freie Bühne und ihr Hauswirth 521.
Paul Schlenther, Der Freien Bühne erstes Kriegsjahr 538 562.
Otto Brahm, Der Fall Kainz 547.
Ein Berichtigungs-Ersuchen 574.
Otto Brahm, Die Freie Volksbühne 714. 985.
L. Sch., Lessing-Theater: Ibsen's Volksfeind 783.
Otto Brahm, Künstlerische Sendungen (Bei Gelegenheit der Meininger.) 804.
Lessing-Theater: Neue Zeiten von Adolf Wilbrandt 829.
Otto Brahm, Das zweite Gesicht. Die Haubenlerche 897.
Paul Schlenther, Der Freien Bühne zweites Kriegsjahr 920.
Paul Schlenther, Die „Deutsche Bühne" und ihr Schicksal 925.
Paul Schlenther, Freie Bühne: Der Vater 967
Otto Brahm, Lessing-Theater: Im Spiegel von Hugo Lubliner 968.
Franz Servaes, Deutsches Theater: Das verlorene Paradies von Ludwig Fulda 1052.
… Erich Hartleben, Der Deutschen Bühne …ter Streich 1053.
… Schlenther, Sudermann und die neue …htung 1074.
…o Erich Hartleben, „Vor Sonnenaufgang" auf der Freien Volksbühne 1088.
…nz Servaes, …sches Theater: Hans … Herz v… …gruber 1107.
W. von Wolzogen, Residenz-Theater: Der …mpf um's Dasein von Alphonse Daudet 1133.
…o Brahm, Lessing-Theater: Nas… … E. Zabel und E. Koppel. Frei… …gele. Ohne Liebe 1157.
…helm Bölsche, Der „Dramati… Alberti 1159.
…rahm, Königl. Schauspielhaus … …elt von Hein… …pt 118…
…lenther, Vo… …ie sei…
…henz von Wo…
…mann, P… 120…
… Der Volk… …lks-
…che Plaude…
Das Publi…
Auf der S…

Globe Trotter, Suggestionen 476 596. 64…
Heinrich Kana, Kaspar Rumpelmeiers Erdenwallen 643.
Heinrich Kana, Reklamo-Phil und die Wil… Preß 722.
Heinrich Kana, Gedanken eines Einäugi… 754. 896.
Heinrich Kana, Eine Unterredung mit dem König von Dahomey 948.
Der Vater, vierter Akt 972.
Xaver, Kein Geld 992.
Heinrich Kana, Contraste.
Heinrich Kana, Der Sonnabend der Premi… 1051.
Heinrich Kana, Sudermann's Kritiker im Foyer 1082.
Heinrich Kana, Eine Krankheit weniger 11…

Gedichte.

Arno Holz und Johannes Schlaf, Gedichte 304.
Arthur Fitger, Wahrheit 453.
Detlev von Liliencron, Verstoßen 453.
Iven Kruse, Ein Maitag 599.
Richard Dehmel, Ein Dankopfer. (… Robert Koch.) 1132.

Dramen.

Gerhart Hauptmann, Das Friedens… 16. 49. 78.
Alexander L. Kielland, Auf dem He…wege 305.
Gerhart Hauptmann, Einsame Mensch… 1259.

Romane und Novellen.

Emile Zola, Die Bestie im Menschen … 113. 144. 179. 210. 241.
Arno Holz und Johannes Schlaf, … papierne Passion 274.
Heinz Tovote, Besuch 326. Im Moor 3… Gedichte 336.
Arno Holz und Johannes Schlaf, Krum… Windgasse 20. 351.
Hans Land, Kontraktbrüchig 377.
Hermann Bahr, Die gute Schule 403. 4… 455. 479. 504. 528. 552. 576.
Detlev von Liliencron, Skizzen 549.
Johannes Schlaf, Abseits 579.
Viktor von …lenegg, Verhaftung 59…
Fedor D…ki, Eine heikle Gesch… 600. 624 … 698.
Heinz To… Schützenonkel 620.
Detlev vo… Skizzen 668.
… Garb… …a 702. 737. 7… 809. … 902. 929. 9…
…97. 10…
…d Ke… …ltag 72…
… Schl… …stöcke…
…4.
Fo…

einen …
arbeite…
Campe…
Besten…
Das ist…
Stehend…
Glaube…
welche …
fälschun…
in der …
kein Verd…
lächerlich!
verlassen.
Man …
Es ist …
wurden, daß die
sich nicht zeigen …
haben den Glauben
und sechs Ellen lang
vor der Art von Sch.
Jene Anderen in …

